THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1904²

Digitized by Google

Digitized by Google

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1904.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

032
AllgZB

Inhaltsverzeichnis zum II. Quartal 1904 der Beilage.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

Verfassungsleben und Verfassungskonflikte 369, 380.
Das Budgetrecht des Landtags nach bayer. Verfassungsrecht 121, 129.
Der Schutz des neutralen Seehandels im Kriege 409.
Ein Farmerbrief aus dem südwestafrikanischen Aufstandsgebiet 217.
Marokko verloren? 393.
Die französische Republik und die Prätendenten 9.
Freiheit der Forschung und Lehrfreiheit. Glossen zur jüngsten Kulturdebatte im bayerischen Landtage 881.
Ueber Reform des Abendmahls 42.
Blinde Geistliche 281.
Zum 30jährigen Bestehen des Reichs-Militärgesetzes 353.
Vorarbeiten für die Strafrechtsreform 489.
Zur Frage der Strafrechtspflege über Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten 473.
Die Berechtigung zur Tötung 433.
Schutz den Schwachsinnigen. (Kriminalanthropologische Bemerkungen.) 508.
Das Eigentum und sein Recht 555.
Der Strafvollzug in Oesterreich-Ungarn 196.
*Internationales Wildschutz in der hohen Arktis 28.
Die Soziologie und Reinkes Dominanten-Theorie 345.
*Der erste deutsche Heimatschutz-Kongreß 7.
Die Zechenwohnungen im Ruhr-Revier 164.
*Wissenschaft und Buchhandel 399.
Zur Vorbildung der Bibliothekare 417.
*Luftbrandee im Festungskriege 495.

2. Geschichte, Biographie, Briefe.

Zur germanischen Urgeschichte 481.
Das Römerkastell bei Weißenburg 475.
*Juden und Christen im alten Pompeji 575.
Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes 521, 532.
Die Ursachen des europäischen Geld- und Münzwesens 449, 460.
Nochmals die Rolandsbilder Deutschlands 486.
*Die Uhr Alfreds des Großen 511.
*Eine Nachtuhr König Pippins 526; vgl. 551.
Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts 241, 249, 257.
Das Judentum in der deutschen Vergangenheit 81.
Siegmund Riezlers Geschichte Baierns 1.
Augsburg in der Reformationszeit 225.
Zur Geschichte der Vorreformation in Deutschland 410.
*Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun 79.
*Neues über Wallenstein 82.
*Harnack gegen Denifle 87.
Neues von Denifle 355.
*Der Papst und die vatikanische Geschichtsforschung 143.
Godefroy Cavaignacs „Entstehung des heutigen Preußens" (Bd. II) 204.
Reinhold Kosers Friedrich der Große 41.
Finnland und Ungarn 105.
*Der Anteil der Deutschen an der Erschließung des mittleren Westens 263.
Kerll, Johann Kaspar 457.
Kant und seine Zeitgenossen 265.
Christian Hieronymus Esmarch 419.
*Briefe von Gottsched, Lavater, Gleim und Gellert in der Königsberger Stadtbibliothek 535.
Heinrich Koselleck über Stein und Lavater 877.
*Unveröffentlichte Briefe Friedrich Schlegels 440.
*Hoffmann von Fallersleben und Henriette v. Schwachenberg 287.
Matthias Jakob Schleiden. Zu seinem 100. Geburtstag 5.
Neues über Kirchhoff und Bunsen 142.
„Der alte Neumann" 497.
Max Schaslee 337.
Hermann Rollets Erinnerungen 452.
Franz Xaver Kraus und das deutsche Reichsland 169.
*Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg 270; vgl. 348, 390.
Erinnerungen an August Schneegans 441.
Engelbert Keßler. (Zu seinem vollendeten 70. Jahre.) 68.
Ein Jugendleben (E. Passarge) 212.

2a. Verstorbene.

*Aßmus, Rudolf † 224.
*Bernus, August † 32.
*Bizos, Gaston † 127.
*Böttlingk, Otto v. † 78, 77.
*Bopp, Karl † 360.
*Bredichin, Fedor † 320.
*Busch, Christian † 187.
*Meez, B. † 384.
*Chiala, Luigi † 207.
*Chmielowski, P. † 168.
Dammert † 56.
Delters, Karl † 568.
De. Dieß † 360.
*Dobrowolski, Wladimir † 120.
*Dubrowin † 560, 567.
*Duclaux, Pierre Emil † 224.
*Freiligrath-Kröker, Käthe † 111.
*Gamel, Augustin † 496.
*Groß, Heinrich † 312.
*Grucker, C. † 328.
*Heinemann, Otto v. † 447.
*His, Wilhelm † 208.
*Hohlbaum, Konstantin † 208, 216.
*Hundert, Claas † 424.
*Jorgensen, H. F. † 64.
*Jokai, Maurus † 232.
*Karch, Max † 360.
*Karamithas, Georg † 272.
*Professor Knapp † 440.
*Koschwitz, Eduard † 287.
*Kurz, Edgar † 208, 215.
*Lambrecht, Wilhelm † 552.
*Legerlotz, Gustav † 64.
*Lehmann, H. † 144.
*Lenbach, Franz v. † 263.
*Lorenz, Ottokar † 279.
*Mooert, Charles † 378.
*Müller-Palm, Adolf † 336.
*Nick, Gustav † 552.
*Niemilowicz, Ladislaus † 520.
*Odhner, Klas Theodor † 496.
*Oppenheimer, Zacharias H. † 552.
*Powell, Frederick York † 272.
*Redsamen, Heinrich † 184.
*Rückert, Leo † 264.
*Rutley, Frank † 384.
*Saerau, Emil † 296.
*Schirmer, Theodor † 24.
*Schneider, Albert † 138.
*Siemens, Friedrich † 375.
*Sildernagel, Isidor † 24.
*Smiles, Samuel 111.
*Soret, Charles † 32.
*De. Stahe † 87.
*Stanley † 262.
*Stand, Moritz † 111.
*Storrow, Charles Storee † 303.
Thiermann, Wilhelm † 136.
*Trockendrodt, Gustav † 207.
*Vold, Wilhelm † 392.
*Waegoldt, Stephan † 125.
*Wallentin-Puntschart † 56.
*Weitbrecht, Karl † 455.
Weiß, Wilhelm † 512.
*Williamson, Alexander † 264.
*Wittichen, Paul † 320.

3. Literatur.

*Neue Papyrusfunde 479.
*Zwei jüdische Pentateuch-Polyglotten 302.
Die syrische Evangelienhandschrift 550.
Zur Komposition des Bellae 297; vgl. 396.
*Die älteste Erwähnung der „Göttlichen Komödie" 207.
*Eine neue Giordano Bruno-Ausgabe 253.
Vier Briefe von Klopstock 425, 435.
Ein Schubart-Fund 513, 524.
*Wieland-Ausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften 24.
*Ein Schiller-Fund 519; vgl. 536.
Ammann und Stürzbach, eine Erinnerung an die Goethe-Zeit 149.
Zur Goethe-Literatur 565.

255513

Digitized by Google

August Sauers „Grillparzer-Spiegel 236.
Johann Gabriel Seidl 284.
Eduard Mörike und seine Gattin 25.
*Ein Brief Mörikes an seine Schwester 159.
Theodor Storm und Gottfried Keller 536.
An Paul Heyse (zur Erinnerung an den 25. Mai 1854) 329.
Karl Weitbrecht als Lyriker 500.
In Poggfred (Epilog zu Detlev v. Liliencrons 60. Geburtstag) 401.
Oesterreichische Dichter. (Festgabe zum 60. Geburtstage Detlev v. Liliencrons) 436.
Poesie und Lehrstuhl 155.
Neue Erzählungen 277.
Der Krieg in der Erdliteratur 292.
Martin Boelitz 389.
Hans Liebe 356.
Taines Plan einer deutschen Literaturgeschichte 477.
*Vom Manuskript des Verlorenen Paradieses 15.
*Der Mann mit dem Eselskopf in Shakespeares „Sommernachtstraum" 520.
Die Byronsche Dichtung und ihre Bedeutung für die moderne poetische Literatur 113.
Savoyardenlieder 172.
Zu Lorenzo Stecchettis „Adjecta" 313.
Ein tschechischer Romantiker 259.
Die angebliche Grabinschrift des Karagöz 85.
*Noch einmal das georgische Epos „Dilorian" 141.
Poetik 329.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

Vom minoischen Palaste bei Knossos in Kreta 445.
Die neuesten Ausgrabungen auf Kreta 545.
*Der neue Fund Professor Furtwänglers 23; vgl. 103, 167.
*Der Thron des Apollon in Amyklai 7; vgl. 23.
*Die Ausgrabung des Tempels des hilvmnischen Apoll 486.
*Die Wiederherstellung des Erechtheions 295.
Die Entwicklung des ionischen Kapitals 355.
Wie die Griechen ihre Statuen aufstellten 465.
*Antiquitätenfälscher in Athen 464.
Die Gemälde aus dem Defensorium inviolatae virginitatis S. Marine im Kreuzgang zu Brixen 68.
*Ein neuer Wohlgemuth 471.
Mathias Grünewald im Schongauer-Museum zu Colmar 317.
Die Ausstellung der Porträtmalerei im Haag 493.
Die Mostra d'arte in Siena 1904 443.
*Ein italienischer Renaissancekünstler in London 311.
Bayerisch-österreichische Malerei im 15. Jahrhundert 300.
Altbürgerliche Baukunst 93.
Eine Biographie Millets 484.
An Eduard Grützner 109.
Zur Frage der Errichtung von Lehrwerkstätten 185.
Antonio Vico und die spanische Schauspielkunst 19.
Die letzten französischen Ausgrabungen in Babylonien 180.
Calderon auf dem deutschen Theater 73.
Neue Richard Wagner-Literatur 107.
Denkmäler der Tonkunst in Bayern 457.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

Der gestirnte Himmel im Monat April, Mai, Juni 54, 246, 422.
*Neuer Komet 1904 111.
*Elf neue Planeten 384.
*Eine neue Theorie der Polarlichter 471.
*Ueber Blitzgefahr 513.
*Sekundäre Röntgenstrahlen 167.
*Wärmestrahlung des Radiums 247.
*Elektrische Forschungen 414.
Eine neue Methode der Lebensforschung 28.
*Die Zerlegung des Thoriums 72.
Die Farbe der Seen 332.
*Untersuchungen des Meeresbodens beim messenischen Neolastron 352.
*Luftdruck und Niederschläge 559.
Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten im Dezember 1903 und im Januar und Februar 1904 252.
*Von der Schlafkrankheit 183, 238.
*Synästhesie 7.
*Die Fortpflonzungsgeschwindigkeit des Geruches 495.
*Arbeitsleistung beim Baden 560.
*Der „Russische Aerztetag" 350.
*Die Kathodenstrahlen in der Medizin 71.
*Der gesundheitliche Wert künstlicher Genußmittel 295.
Eine Gefahr der Krankheitsübertragung 372.
*Degeneriert unser Nervensystem? 295, vgl. 388.
Volksheilstätten — Fürsorgestellen — Erholungsstätten 305.
*Das 50jährige Jubiläum der Lungenheilstätte Görbersdorf in Schlesien 566.
*Oeffentliche Gesundheitspflege in Japan 415.
*Die Sterblichkeit der europäischen und der Neger-Rasse 535.
*Menschen- und Rindertuberkulose 389.
Die Reinhaltung unserer Gewässer 83.
*Eine botanische Entdeckung 7.
*Ein neuer Rebenschädling entdeckt? 512.
*Ein Herbarium der russischen Flora 479.
Leonhard Baldners „Vogel-, Fisch- und Tierbuch" aus dem Jahre 1666.
Neuere vulkanologische Forschungen 12.
*Sonnenscheinmessungen in der Schweiz 192.
*Gletschermessungen in der Schweiz 479.
*Ein versunkener Berg 79.
*Salpeterfunde in der Sahara 447.
Zur Höhlenkunde 244.
Ein Zeuge der Eiszeit 284.
Schutzanordnung für Wasserkraftmaschinen 86.
Technische Briefe IV, V, VI, 65, 161, 234, 529.
Das Maschinenproblem 289.
Der Erfinder 340.
Die Karten Waldseemüllers 100.
*Die älteste datierte Karte mit dem Namen Berlin 175, 198.
*Neueres kartographisches Material in deutschen Bibliotheken 567.
Heimatkarten 412.
Eine Monographie über Serbien 315.
Ueber die Bodenformen Mazedoniens 35.
In den Schongebieten Bosniens 561, 572.
Eine Sommerreise in Südspanien. II 363.
Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika 145, 153, 209, 220
*Was ist aus Emin Paschas Tagebüchern geworden? 519.
Eine Reise im Innern von Korea 62.
*Die Ergebnisse der schottischen Südpolar-Expedition 407.
*Auf der Suche nach Baron Toll 102.
*Rettung der amerikanischen Nordpolar-Expedition 447.
*Eine Forschungsreise durch Alaska 463.
*Zum jüngsten Andrée-Funde 551.
Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere 137, 193, 273, 321.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

*Namengebung für die Formen des Meeresbodens 70.
*Ueber die Herkunft des Namens „Celebes" 95.
Das Wort Bibel 116.
„Binsenwahrheit" 358.
*Volksetymologie an der deutsch-französischen Sprachgrenze 214.
*„Ein neuer Mezzofanti" 455.
*Ein bisher noch nicht untersuchter Teil der Nekropole von Theben 336.
*Neue archäologische Funde in Aegypten 543.
*Prähistorisches aus der Pfalz 311, 320.
*Vorgeschichtliche Funde in Sachsen 95.
*Ein neues Heiligtum auf der Saalburg 103.
*Der „Lacus Curtii" gefunden? 143.
Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol 385, 395.
*Der Ursprung des Schmuckes 406.
*Der Selbstmord der Greise von Keos 454.
Die Frau im Orient und im Occident 97.
Hellfarbige Neger 431.
*Eine chinesische Denkschrift über die Rückständigkeit Chinas 86.
Der Buddhismus in seiner heutigen Gestalt 89.
*Eine französische Kanthuldigung (Kantheft der Revue de Métaphysique et de Morale) 519.
Glossen zur Frage Religion und Naturwissenschaft 57.
Neuere Psychologie 33.
Die Aufgabe der Psychologie 201.
Humanität 569.
Die Organisation der Volkshochschulkurse im deutschen Sprachgebiet 17.
Die Erziehung der Jugend und die geschlechtliche Aufklärung 40, 59.
Ueber Liebe und Ehe 537.
Die genuschte Erziehung in Finnland 140.
Zwischen Schule und Waffendienst 505, 516.
Qui tacet, consentire videtur (Zuschrift zu „Jena und Sedan" von Albert Pfister) 206
*Die Anfänge des deutschen Literaturunterrichts in Amerika 86
Sollen die Volksschullehrer auf der Universität vorgebildet werden? Eine Entgegnung 81.
Die deutsche Hilfsschule 177.
Ueber die deutsche Lehrerversammlung in Königsberg 553.
*Die Geographie als Lehrfach an den Universitäten und technischen Hochschulen deutscher Zunge 261.

Technische Hochschulen oder Technische Fakultäten? 402.
Oesterreichische Professoren auf deutschen und deutsche auf österreichischen Hochschulen 133.
*Eine Lücke in unserem Stipendienwesen 245.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften zu München 14, 334, 398, 503.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 62, 151, 158, 198, 238, 342, 439, 488, 526.
*Jubiläum der Erfurter Akademie 367.
*Kongreß der internationalen Vereinigung der Akademien in London 328, vgl. 399.
*Programm der Salzburger Hochschul-Ferialkurse 487.
II. Internationaler Kongreß für Allgemeine Rechtsgeschichte 471.
*Geographische Gesellschaft in München 31.
*Münchener Orientalische Gesellschaft 350.
*Verein für Naturkunde in München 257.
*Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft 111.
*Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar 383.
*Schwäbischer Schiller-Verein 32.
*Schiller-Museum in Marbach 314, 463.
*Kunsthistorisches Institut in Florenz 108.
*Internationaler kunsthistorischer Kongreß 527.
*Jahresbericht des Preußischen Historischen Instituts in Rom 431.
*Vom Thesaurus linguae latinae 479.
*Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 31.
*Der erste Kongreß der Volksuniversitäten Frankreichs 384.
*Tagung deutscher Volksbibliothekare 399.
*Internationale Kriminalistische Vereinigung 254.
*Die vierte Konferenz für internationales Privatrecht 320.
*Internationale Kriminalistische Vereinigung. Landesgruppe Deutsches Reich. X. Landesversammlung in Stuttgart 374, 383, 414.
*Deutscher Juristentag in Innsbruck 527.
13. Hauptversammlung des Deutschen Gymnasialvereins 343.
I. Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in Darmstadt 70.
*Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes 87.
*7. Kartelltag des Weimarer Kartellverbandes Neuphilologischer Vereine deutscher Hochschulen 407.
Die 11. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes in Köln am Rhein 428.
*Allgemeiner deutscher Lehrertag 342, 651, 867.
*Die 33. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins 288.
*Begründung der deutschen Kant-Gesellschaft und Errichtung der Kant-Stiftung in Halle 158; vgl. 152.
*Erster deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie 190, 223, 230.
21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig 118, 126, 134.
*Deutsche Anatomische Gesellschaft 119, 135, 142.
83. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin 30, 39, 48, 56, 62.
*Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege 263.
1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg 30, 37, 45, 55.
*3. Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene 438.
*Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie 166, 174, 182, 191.
*32. Deutscher Aerztetag 542, 556.
*4. Hauptversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen 542.
*Tuberkulose-Konferenz deutscher Städte 319.
*Internationaler Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose 360.
*Achte Generalversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke 335.
*Jahresversammlung des Vereins süddeutscher Laryngologen 335.
*Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder 64.
*3. Internationaler Mathematiker-Kongreß in Heidelberg 423.
*46. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Frankfurt a. M.-Darmstadt 1904 431, 440.
*Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker zu Mannheim am 25. bis 28. Mai 1904 358, 367, 375.
*Internationale Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik 78.
*Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie 71, 396.
*Schleiden-Gedächtnisfeier in Jena 511.
*Die neue Technische Hochschule zu Danzig 478.
Der VI. Internationale Zoologen-Kongreß 64.
*Die zweite Zusammenkunft der freien Vereinigung der systematischen Botaniker und Pflanzengeographen 24.
*Kuno Fischer-Ehrung 576.
*Gedenkfeier des 150jährigen Bestehens des Seminars der Brüdergemeinde in Gnadenfeld 480.
*Ein J. J. Rousseau-Archiv in Genf 673.
*Die Shakespeare-Feier in Weimar 150.
*Eine norwegische Akademie der Wissenschaften 455.
*Ein schwedisches Archivbureau 71.
*Naturhistorische Museen in den Vereinigten Staaten 447.
*Von der literarischen Grönland-Expedition 359.
*Ein Linné-Museum 278.
*Ein Amerikanisches Institut für Germanistische Studien 110.
*Einladung zum Germanischen Kongreß am 16. und 17. September 1904 in der Weltausstellungsstadt St. Louis, Mo. 254.
Amerikamüdenkongreß in Stuttgart 500.

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

*Anders, H. Shakespeares Belesenheit 261.
*Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 214.
*Aschan, Ossian: Die Konstitution des Kamphers und seiner wichtigsten Derivate 357.
*Askenasy, A.: Die Frankfurter Mundart und ihre Literatur 245.
Bang, H.: Eine 277.
*Bazin, René: Le Guide de l'Empereur 341.
*Below, Adolf: Ranken. Gedichte. 8. Aufl. 294.
*Berliner Klassikertexte, herausgegeben von der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin 406.
*Berthevin, Jean: Les Deux Familiers 551.
*Berwinkel, O.: Die Gicht, ihre Ursachen und Bekämpfung 446.
*Bibliographie der deutschen Universitäten 237, vgl. 291.
*Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte 358.
Birt, Theodor: Gedichte 155.
*Blum, Hans. Neue Novellen 254.
*Bordeaux, Henry: Le Lac Noir 29.
*Breitung, M.: Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene 109.
Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausg. und erl. von Albert Köster 539.
*Brociner, Marco: Weihrauch 542.
*Browning, Robert: Pippa geht vorüber 69.
*Campeano, M.: Versuch einer Militär-Psychologie 157.
*Capart, Jean: Les débuts de l'art en Egypte 446.
Cartwright, Julia: Jean François Millet 484.
Caspaignac, Godefroy: Entstehung des heutigen Preußens, Bd. II 204.
*Cottasche Hand-Bibliothek 350.
*Cramer, H.: Militärische und freiwillige Krankenpflege in ihren gegenseitigen Beziehungen 193.
*Dacqué, E.: Der Deszendenzgedanke und seine Geschichte vom Altertum bis zur Gegenwart 197.
*Der Städteban, Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte 160.
*Deutsche Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 127—130 542.
Die „Kunst im Leben des Kindes" 227.
*Diwan Mehmeds des Zweiten 181.
*Dove, Karl: Südwestafrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie 446.
*Dülberg, Franz: Die Altarwerke des Cornelis Engelbrechtszoon und des Lukas v. Leyden 182.
*Engel, Eduard: Psychologie der französischen Literatur 53.
*Ernst, Paul: Der schmale Weg zum Glück 319.
*Ferrero, L.: Sur la limite de petitesse des organismes 446.
*Ewald, Oskar: Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen 585.
*Eyth, Max: Im Strom unserer Zeit 206.
*Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropie) zu Frankfurt a. M. 85.
*Fischel, Alfred: Die Olmützer Gerichtsordnung 22.
*Fischer, Kuno: Goethes Faust. 3. und 4. Bd. 494.
*Forbes-Mosse, Irene: Peregrinas Sammet-Abende 93.
*Forel, A.: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande 373.
*Forschungen zur Geschichte Bayerns 286.
*Das „Forum" 422.
*Frapan-Akunian, Ilse: Arbeit 230.
*Friedrich, Paul: Der Kampf um den neuen Menschen 36.
Gehrhamm, Gustaf af: Komödie der Ehe 271.
Glasenapp, Karl Fr.: Das Leben Richard Wagners 107.
*Gnad, Ernst: Im österreichischen Italien 462.
*Gnauck-Kühne, Elisabeth: Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende 231.
*Greif, Martin: Ludwig der Bayer 518.
*Grillparzers sämtliche Werke. Herausg. von Moriz Necker 198.
*Gruppe, Otto Friedrich: Gedichte 85.
*Gruttler, C.: Wissen und Glauben. 2. Aufl. 413.
*Haack, Friedrich: Moriz v. Schwind. 2. Aufl. 183.
*Haas, Hyrsolyt: Neapel, seine Umgebung und Stätten 7.
*Haedel, Ernst: Anthropogenie 197.
*Hartmann, R. Julius: Theophrast von Hohenheim 287.

*Hauck, Albert: Kirchengeschichte Deutschlands, IV. Teil 5.
*Hausleiter, Johannes: Zwei apostolische Zeugen für das Johannes-Evangelium 302.
*Heijermans, Hermann: Diamantstadt 269.
*Hollitscher, Jakob: Friedrich Nietzsche, Darstellung und Kritik 534.
*Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 485.
*Immanuel: Die Verfolgung 57.
*Josef, Eugen: Rechtsfälle zum Bürgerlichen Gesetzbuch, zum Handelsgesetzbuch, zur Grundbuchordnung, zum Zwangsversteigerungsgesetz, zum Liegenschaftsrecht und zum Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit 310.
*Jung-Amerika, Zeitschrift für Schule und Haus 101.
Kantz, Felix: Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart 315.
Key, Ellen: Ueber Liebe und Ehe 537.
Kienzl, Wilhelm: Richard Wagner 109.
Kinkel, Walter: Gedichte 155.
*Knögel, W.: Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel 478.
*Köhler, August: Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum 470.
*Kößler, Hans: Die Geschäftsordnung für die Gerichtsschreibereien im Königreich Bayern 558.
Koser, Reinhold: König Friedrich der Große. II. Band 41.
*Krukenberg, H.: Die Samariterin 150.
*Laus, Walter: Gedanken zu Goethes Faust 378.
Leyn, Gustav: Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung 108.
*Leyden, E. v.: Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik 78.
Liebe, Georg: Das Judentum in der deutschen Vergangenheit 91.
*Liebesbriefe eines englischen Mädchens 36.
Lipps, Theodor: Leitfaden der Psychologie 33.
*Houssay, Frédéric: Nature et Sciences naturelles 278.
Luch, Friedrich: Geschwister 277.
*Josef, Eugen: Lehrbuch des Verfahrens der freiwilligen Gerichtsbarkeit im Deutschen Reich und in Preußen 302.
*Korn, A.: Elektrische Fernphotographie und Aehnliches 254.
*Lubbock, John: Essays and Addresses 254.
*Manheimer, Viktor: Die Lyrik des Andreas Gryphius 230.
*Mermagen, C.: Die Wasserkur 223.
*Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. 17. Band, 1. Heft 478.
*Möbius, P. J.: J. J. Rousseau 94.
*Moderne amerikanische Literatur 238.
*Morf, Heinrich: Aus Dichtung und Sprache der Romanen 883.
*Münchhausen, Börries Freiherr v.: Gedichte 157.
*Münz, Bernhard: Goethe als Erzieher 56b.
*Negri, Ada: Maternità 390.
Reischl, Adalbert: Die Hohlen der Fränkischen Schweiz und ihre Bedeutung für die Entstehung der dortigen Täler 244.
*Nerrlich, Paul: Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto 61.
*Neumann, Luise: Franz Neumann. Erinnerungsblätter 499.
Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. III. Abteilung 1572—1585. 4. Bd.: Die süddeutsche Nuntiatur des Grafen Bartolomäus von Portia. (Zweites Jahr 1574/75.)
*Ohr, Wilhelm: Die Kaiserkrönung Karls des Großen 421
*Passow, R.: Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland 102.
*Piur, Paul: Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs 197.
*Poincaré, Henri: Wissenschaft und Hypothese 458.
*Publikationen der Wiener Balkankommission 213.
*Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern 510.
*Rapke, Karl: Die Perspektive und Architektur auf den Dürerschen Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden 118.
*Rawitz, Bernhard: Urgeschichte, Geschichte und Politik 508.
*Reuter, Gabriele: Hiltelotte v. Reckling 29.
Riezler, Sigm.: Geschichte Baierns, Bd. 5, 6 1.
*Rod, Edouard: Un vainqueur 436.
Roetteken, Hubert: Poetik 329.
Rollett, Hermann: Begegnungen 452.
*Ruskin, John: Praeterita. Bd. II 190.
Salten: Die kleine Veronika. Das Tagebuch der Prinzessin Anna 278.
*Schaeffer, Emil: Das Florentiner Bildnis 566.
*Schmidt, G. C.: Die Kathodenstrahlen 157.
Schneegans, August: Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsaß in der Uebergangszeit 441.
*Schönaich-Carolath, Emil v.: Dichtungen. 7. Aufl. 109.
*Scholz, Bernhard: Lehre vom Kontrapunkt und den Nachahmungen 61.
*Schubert, H.: Mathematische Mußestunden 77.
*Schuchardt, C.: Ueber den Ursprung der Stadt Hannover 836.
*Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 7. Jahrgang 310.
*Seeligmüller, A.: Kopfschmerz 405.
*Siebert, J.: Ein Buch für Eltern II 142.
*Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften 119.
*Stouf von der Marck, Ottokar: Literarische Studien u. Schattenrisse 45.
*Steinzeichnungen deutscher Maler 150.
Stieda, Wilhelm: Ilmenau und Stützerbach „eine Erinnerung an die Goethe-Zeit 149.
*Stiftgebauer, Eduard: Götz Krafft 557.
*Stolle, Margarethe C.: Zwei Jahre im Irrenhause 162.
Streuvel, Stijn: Sonnenzeit 277.
*Tahn, Armand de: Totentänze 128.
*Teutsch-Praktikorische Funde aus dem Burzenland 14.
*Thiele, A. K. L.: Die Erziehung des Grafen Moritz v. Strachwitz 69.
Trebitsch, Siegfried: Weltuntergang 277.
Ulrich-Bernays, Hermann 425, 435.
*Veröffentlichungen des Erdmagnetischen Observatoriums bei der kgl. Sternwarte in München 173.
Viebig, Clara: Das schlafende Heer 468.
*Vischer, Friedrich Theodor: Auch Einer 173.
*Wagner Richard: Briefe an Mathilde Wesendonk 525.
Wassermann, Jakob: Der Moloch 277.
*Wattenbach, W.: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts 7. Aufl. Bd I 397.
*Weber, Otto: Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel 133.
*Wie Drei! Ein Gedichtbuch von J. Kneip, W. v. Borshofen, Alfred H. Winkler 470.
*Witkowski, Georg: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts 430.
*Wolff-Thüring, Theodor: Philosophie der Gesellschaft 105.
*Wolfan, R.: Die Lieder der Wiedertäufer 437.
*Wrede, Gabriele Fürstin: In Schranken frei! Gedichte 566.
*Zabel, Eugen; Auf der sibirischen Bahn nach China 382.

III. Verfasser, so weit sie genannt.

Academicus 368.
Achelis, Th. 566.
Albrecht, Wilhelm 281.
Anderse, Hanna 140.
Bauer, Paul 121, 139.
Baumann, A. 341.
Becker, A. 333.
Bedmann, Gustav 241, 249, 257.
Berlepsch-Valendas, H. E. 185.
Bielenlapp, Georg 293.
Biehringer, F. 385, 395.
Bitterauf, Theodor *257.
Bod, Alfred *270.
Boll F., 417.
Brenner, O. 484.
*Bretholz, B. 22.
Brenmann, E. 73.
Bürkel, Ludwig v. 445.
Bulle, K. 465.
Cammerer, C. 402.
Cornelius, Hans 229.
Curtz 569.
Daeberl, M. 521, 532.
Dalmeyer v. Klenitz, C. 97.
Egelhaaf 204.
Ehlers 45.
Enders, Karl 421.
Erben, W. *551.
Escherich, G. 561, 572.
Escherich, K. 310.
Euden, R. 337.
Fitger, C. 410.
Fleck, Max 508.
Franke, K. 29.
Friedländer, Max *470.
Fuchs, Carl Johannes 17.
Fuchs, Karl 269.
Fürst, J. 373.
Funck, Heinrich 377.
Glungler, Gg. 284.
Gnad 198.
Götz, Wilhelm 36.
Groeschel, Jul. 93.
Grosser, Paul 14.
Grothe, Hugo 515.
Günther, S. 101, 174, 245, 418.
Gutmann, Karl 83.
Habwiger, Hans 556.
Haimar, W. A. 173.
Hans, Wilhelm 29b.
Haushofer, Max 329.
Hauptleiter 555.
Hauviller, Ernst 169, 349.
Heuschke, Ernst *518.
Hermann, R. 107, 548.
Hildebrand, Adolf *215.
Hofmiller, Joseph *493.
Holzer, Ernst 513, 524.
Jacob, G. 85.
Jagemann, Eugen v. 369, 380.
Jaugen, H. *262, *311, *488, *478.
Jordan, Leo 300, 367.
Kermann, Valentin 317.
Kerschensteiner, Georg 505, 516.
Kerkerking, H. v. *215.
Kimmer, Otto 389.
*Knorr, Iwan 62.
Köhler, Aug. 107, 473.
Kopp, Karl 49, 59.
Kropp, Philipp 550.
Kromer, Theodor 460.
Krüger, Felix 190, 224, 232.
Kuhn, Alexander 145, 153, 209, 223.
Lang, Alexander 259.
Leist, Arthur *112.
Lipps, Theodor 201.
Löffler, K. 485.
Loesch, Karl 206.
Lorenz, Ludwig *29.
Maurer, L. 177.
Man, Ferd. 305.
Menk, Alfred v. 106, 254.
Menz, E., 412.
Minckwitz, M. S. *334.
Möbius, M. 6.
Moltke, Siegfried 160.
Mosk, Otto 165.
*Müller, Edmund Martin 102.
Neder, Moritz 458, *542.
Neidhardt, A. 118.

Nestle, Eberhard 118, 303.
Oldenberg, L. 485.
Palleske, Richard 213.
Parlow, Hans 19.
Petzet, Erich *430, *542.
Pfaff 388.
Pflaum, Chr. D. 382.
Prutz, Hans 42.
Raff, H. *94.
Ratzenhofer, Gustav 345.
Renauld v. Kellenbach, Maximiliana 555.
Riß, Franz 493.
Roder, C. 433.
Rust, Erich 220.
Schaefer, Rudolf 500.
Schinhammer, Clem. 166.
*Schlosser, Julius v. 64.
Schmid, Friedrich Alfred 265.
Schmid, W. M. 309.
Schmoller, G. 449, 460.
Schott, Sigmund 470, 541, 558.
Schwabe, Toni 357.
Sonntag, Arnulf *230, *254, *294, 436, 470.
Spiegel Ernst *358.
Stahlin, Otto *302.
Steidle, Dr. 353.
Strobl, Karl Hans 259.
Tröltsch, Julius 475
Voll, Karl 491.
Wagner, Max Leopold 315, 390.
Walther, Fr. 25.
Weber, Ernst 553.
Weigand, Wilhelm 69, 110, 157.
Weilen, Alexander v. 277.
Winter, Ludwig 109.
Witasek, Stephan 33, 204.
Wolfflin, H. 366.
Wrobel, E. 68, 163, 234, 529.

Digitized by Google

Die

Allgemeine Zeitung

mit Münchener Stadt-Anzeiger

107. Jahrgang **München** 107. Jahrgang

Erscheint täglich 2mal.

Bezugspreis vierteljährlich:

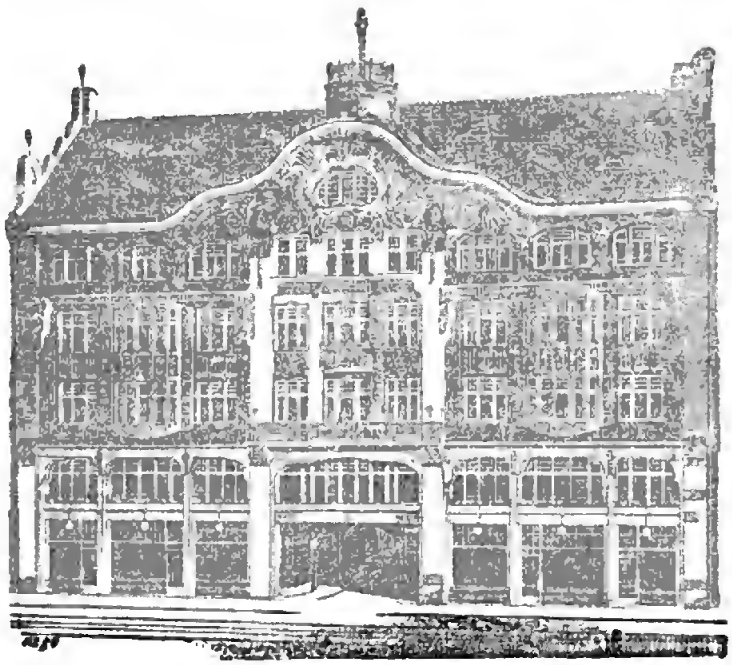
für die Allgemeine Zeitung allein	Mk. 4.20
„ „ „ „ mit wissenschaftlicher Beilage	„ 8.40
„ „ wissenschaftliche Beilage allein	„ 4.50
„ „ „ „ in Wochenheften	„ 5.—

Auch monatliche Abonnements werden von der Post angenommen.

Probenummern senden wir auf Wunsch gerne zu.

Inserate jeder Art finden durch die **Allgemeine Zeitung weiteste und vorteilhafteste Verbreitung mit nachhaltigem Erfolg.**

Expedition der Allgemeinen Zeitung,
München, Bayerstraße 57/59.



Das Verlagshaus der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 2. April. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ **Der Osterfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.**

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Sigmund Riezlers Geschichte Baierns. Von -e-.

Matthias Jakob Schleiden. (Zu seinem hundertsten Geburtstag.) Von Prof. Dr. M. Möbius (Frankfurt a. M.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Hippolyt Haas: Neapel, seine Umgebung und Sizilien.

III. Allgemeine Rundschau.

Sonntagshefte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Sigmund Riezlers Geschichte Baierns.*)

I.

-e- Es ist eine traurige Tatsache, daß die Geschichte aus der herrschenden Stellung verdrängt worden ist, welche sie bei uns in Deutschland noch vor etwas mehr als einem Menschenalter einnahm. Aber für den mit den historischen Strömungen und Leistungen der Gegenwart Vertrauten, der ernstlich in dieser Sache nachgedacht hat, ist es nicht minder gewiß, daß den Jüngern der Klio für die Einbuße ihres Einflusses keine Vorwürfe zu machen sind. Zwar leiden wir auf historischem Gebiet wie in allen anderen Wissenszweigen an einer Ueberproduktion, und bei der Hochflut von minderwertigen Arbeiten mag es dem Laien oft schwer werden, das Echte von dem Unechten zu scheiden; aber noch haben wir eine ganze Anzahl bedeutender lebender Historiker auf allen Gebieten, die sich in jeder Weise mit ihren Vorgängern messen können. Zu allen Zeiten hat bei dem im Wesen des Germanen begründeten Hang nach Besonderung in der deutschen Historiographie die Territorialgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt, und gerade auf diesem Gebiete stellt die Gegenwart häufig alles Frühere in Schatten.

Bei uns in Bayern war nach der Blüte der offiziellen Geschichtschreibung unter Kurfürst Max I., welche die Bewunderung eines Paul v. Stetten hervorrief, bis zur Gründung der Akademie der Wissenschaften durch Max III. ein Jahrhundert des Stillstandes eingetreten. Das erste größere darstellende Geschichtswerk über unser Vaterland, das der Schweizer Heinrich Zschokke im Stile Johannes Müllers 1813 zu schreiben begann, fand trotz der ablehnenden Haltung der Gelehrten und ihrer Klagen, daß die Geschichte des Vaterlandes in die Hände von auswärtigen und zweideutigen Subjekten gefallen sei, gerade in den breiteren Schichten des Volkes so großen Beifall, daß es in relativ kurzer Zeit neu aufgelegt werden konnte. Der große Markstein in der heimatlichen Territorialgeschichte des 19. Jahrhunderts ist und bleibt aber das monumentale Werk von S. Riezler.

Im Jahre 1903 waren fünfundzwanzig Jahre verflossen seit dem Erscheinen des ersten Bandes, und der Verfasser hat dieses Jubiläum, das zugleich mit seinem 60. Geburtstag zusammenfiel, in seiner schlichten und gediegenen Art damit gefeiert, daß er uns zwei weitere gewaltige Bände, den fünften und sechsten Band, auf einmal bescherte, welche die Erzählung bis zu einem bedeutsamen Ruhepunkte, zum Tode Maximilians I., führen. Da war denn die Aufforderung der verehrten Redaktion dieser Beilage, das Lebenswerk eines der besten Söhne unseres Volkes und der ersten heimischen Gelehrten einmal im großen Ganzen zu überblicken, dem Schreiber dieser Zeilen ein willkommener Anlaß, weitere Kreise auf einen ganz einzigartigen Schatz, um den uns andere Stämme beneiden, hinzuweisen.

Was vorher, seit Zschokke, an zusammenhängenden Arbeiten größeren Stiles erschienen war, läßt wie die aus den Quellen bearbeitete Geschichte des Professors Andreas Buchner die Kritik schmerzlich vermissen, ohne welche man ein solches Werk nicht schreiben kann. Die beste Leistung in gedrungener Kürze stellt das Buch von Mannert dar, das auch die pfälzische Geschichte berücksichtigt. Was nach Riezler auf diesem Gebiete gearbeitet wurde, entbehrt entweder des tieferen wissenschaftlichen Apparates, wie die Elaborate von Schwann, Achleitner u. s. w., oder es wurde aus dem Gegensatz zu dem eigentlichen Begründer unserer wissenschaftlichen Territorialgeschichte hervorgerufen, wie die ultramontane bayerische Geschichte von Schreiber, der man immerhin bis zur Vollendung des Riezlerschen Werkes bei vorsichtiger Benutzung einen gewissen Wert zuerkennen mag.

Schon in dem ersten Bande, der 1878 die Presse verließ, treten alle Vorzüge der Riezlerschen Historiographie schlagend hervor. Wenn Lamprecht einmal in unserer Zeit eine Geschichtschreibung als undenkbar bezeichnet hat, welche einen anderen als kulturgeschichtlichen, wirtschaftsgeschichtlichen, rechtsgeschichtlichen, geistesgeschichtlichen Stempel trüge, so wurde diese Forderung von dem Geschichtschreiber Bayerns schon vor einem Menschenalter in unübertrefflicher Weise erfüllt; oder wenn derselbe Gelehrte, dessen Offenbarungen von einer jüngeren Generation von Historikern eine Zeitlang wie ein neues Evangelium begrüßt wurden, eine neue Methode predigt, die vom genetischen Standpunkt aus in die Materie eindringt und das geschichtliche Leben von den kleinsten Zellen her entwickelt, so läßt sich für diese „neue" Methode kaum eine bessere Illustration denken als Riezlers Ausführungen über die Bodengestaltung des Landes und ihren Einfluß auf das Volk, oder über die Anlagen und den Leumund des Stammes. Indem der Historiker, „der seinem Stoffe auch warme Teilnahme des Herzens entgegenträgt", sich von vornherein darauf beschränkte, die Geschichte des politischen Gemeinwesens zu schreiben, welches jeweils den Namen Bayern führte, sichert er seiner Darstellung, die auch in ausgezeichneter stilistischer Durchführung und künstlerischer Ab-

*) Geschichte Baierns von Sigm. Riezler. Fünfter Band: Von 1597—1651. Sechster Band: Von 1508—1651. Gotha, Fr. A. Perthes 1903. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. Zwanzigstes Werk.)

Digitized by Google

wägung dem Geiste der Jahrhunderte sich anschmiegt, von vornherein eine wahrhaft klassische Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Ebenso besonnen wie methodisch, weiß er in die durch mangelhafte Ueberlieferung verdunkelten Tatsachen neues Licht zu bringen durch Erschließung neuer Quellen wie Namen und Sprache, durch Anwendung der komparativen Methode, durch historische Analogie und Rückschlüsse aus späterer Zeit. Es ist jedenfalls ein ganz hervorragendes Zeugnis für die geniale Intuition des scharfsinnigen Verfassers, der die Vorzüge der Niebuhrschen Kritik zum erstenmal auf unsere Territorialgeschichte angewandt hat, daß er auch nach 25 Jahren, soweit sich aus gelegentlichen Aeußerungen in Rezensionen und Aufsätzen schließen läßt, trotz der seither erwachsenen reichen Literatur in keiner der zahlreichen Streitfragen, die er damals zu berühren hatte, über die Abstammung der Baiuvaren, über die lex Baiuuariorum, über das Zeitalter des hl. Ruwert u. s. w. seine Anschauungen wesentlich zu modifizieren gezwungen worden ist. So viel auch seither über diese Gegenstände veröffentlicht wurde, der Standpunkt Riezlers hat daneben noch immer seine Anhänger, und seine Darlegungen bieten auch heute noch selbst seinen Gegnern das Rüstzeug. Denn eine souveräne Beherrschung des gesamten riesigen Materials befähigte ihn, in den Anmerkungen jedem, der sich auf dem Gebiete seiner Heimatgeschichte zu betätigen vorhat, die wertvollsten Fingerzeige über Quellen und Hilfsmittel zu bieten. Obwohl ihm dabei oft nur alte Drucke und schlechte Ausgaben zur Verfügung standen, wurden seine Angaben durch neuere Editionen zu allermeist in ihrer Zuverlässigkeit bestätigt. Ein seltener Ruhm, den er mit der Geschichte der deutschen Kaiserzeit seines Lehrers Giesebrecht gemein hat! Diese gelegentlichen Belehrungen, die in den folgenden Bänden in steigendem Maße auch Handschriften und Archivalien berücksichtigen, sind um so höher anzuschlagen, als wir in Bayern noch immer eine eigene Quellenkunde entbehren. Lediglich der Umstand, daß die Wissenschaft der Prähistorie damals noch in den Anfängen sich befand, hat Riezler in den älteren Partien seines Werkes eines Hilfsmittels beraubt, das den späteren Forschern zu Gebote stand. So erfreulich daher eine Ergänzung durch eine neue Auflage des ersten Bandes wäre, und so gern wir der rührigen Verlagsbuchhandlung eine solche des gesamten Werkes wünschen möchten, so schmerzlich wäre es zu bedauern, wenn durch die Vorbereitung einer solchen die Fortführung und Vollendung des ganzen Riesenbaues eine Unterbrechung erleiden würde. Vielleicht wäre es ein Ausweg, wie Buchner seinem Texte Dokumentenbände folgen ließ oder wie neuerdings zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes Ergänzungshefte von seinen Schülern und Anhängern erscheinen, die Ergänzungen und Nachträge von der Hand des Meisters in ähnliche Form zu kleiden; dieses Verfahren würde um so eher zum Ziele führen, als die Verschiebungen im Texte nach unserer bestimmten Ueberzeugung durchaus geringfügige sein müßten.

Ein weiterer hervorragender Charakterzug des Riezlerschen Gesamtwerks ist die besonders glückliche Behandlung der bayerischen Geschichte in dem größeren Rahmen der allgemein deutschen Begebenheiten. Während bei den Verfassern ähnlicher Territorialgeschichten nur allzu häufig im engen Kreis sich auch der Sinn verengert hat, ist Riezlers Buch in ungewöhnlichem Maße ein Beitrag zur gesamten deutschen Geschichte. Das wurde auch außerhalb Bayerns anerkannt, indem unter den zur Nachfolge Dümmlers in der Vorstandschaft der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae vorgeschlagenen Namen der bayerische Gelehrte an hervorragender Stelle genannt wurde. Da zu einer so weitblickenden Behandlung überdies nur einzelne Partien der bayerischen Geschichte, wie die Zeit Ludwigs des Bayern, unbedingte Veranlassung boten, wird man auch diesen schwerwiegenden Vorzug der Großzügigkeit als einen rein persönlichen rühmen dürfen.

Die Geschichte des Mittelalters lag in den drei ersten Bänden, welche bis 1508 reichen, bereits 1889 abgeschlossen vor. Der Verfasser hat es verstanden, sich dabei überall auf der mit dem ersten Band schon betretenen Höhe zu behaupten und seinem im Eingang entwickelten Programm, vor allem dem Prinzip, Stammesgeschichte zu schreiben, treu zu bleiben. Dadurch hat er aber auch die Klippen einer offiziellen Geschichtschreibung glücklich überwunden. Denn eine Geschichte der Wittelsbacher ist sein Werk nicht, will es auch gar nicht sein. Eine solche wäre ohne das Hereinziehen der pfälzischen Geschichte schlechthin unmöglich — gerade die pfälzischen Linien haben die besten und hervorragendsten Wittelsbacher hervorgebracht — und die Beziehungen des alten Stammesherzogtums zur Pfalz sind in dem vorliegenden Werke ganz mit Recht nicht ausführlicher behandelt als die Verbindungen mit jedem beliebigen anderen Fürstenhause. Nur ein Mann, der mit dem durch kritischen Geist geläuterten Feuer edler Begeisterung eine ähnliche gewaltige Arbeitskraft verbindet wie sie Riezler eigen ist, wird imstande sein, besonders an der Hand des noch wenig ausgebeuteten, aber sehr wertvollen Münchener Hausarchivs diese Lücke auszufüllen. Aber auch dann noch wird die bayerische Geschichte S. Riezlers ihren unvergänglichen Wert behalten. Ich füge diese Bemerkungen hier an wegen der Angriffe, die man vor mehreren Jahren auf Grund gewisser Aeußerungen in den früheren Bänden in der Kammer gegen den verehrten Mann erhoben hat.

In der Geschichte des Mittelalters wurde in jedem einzelnen Bande neben der politischen Entwicklung in den inhaltreichen Abschnitten: Staat und Kirche, Literatur und Kunst u. s. w. eine vollständige Darstellung der Kulturarbeit des bayerischen Stammes geboten. Die unerschöpfliche Fülle dieser Kapitel weiß nur der zu würdigen, der einzelne Entwicklungsreihen durch die verschiedenen Bände hindurch verfolgt und Riezlers Angaben dann mit Spezialwerken verglichen hat.[1]) Die letzten Abschnitte des dritten Bandes, welche die Kulturzustände vor der Reformation behandeln, bilden den Uebergang oder in gewissem Sinne die Einleitung zu der zweiten Hauptabteilung, welche jetzt in den Bänden 4—6 vollendet vorliegt.

II.

In der gewaltigen religiösen Krisis des 16. Jahrhunderts, die an historischer Bedeutung nur mit dem Uebergang der Germanen vom Heidentum zum Christentum verglichen werden kann, haben die bayerischen Fürsten in der nachdrücklichsten Weise an dem alten Glauben festgehalten und dadurch auf die Kultur ihres Volkes einen Einfluß geübt, dessen Folgen noch heute, nach einem Vierteljahrtausend, überall zu spüren sind. Aeußerlich betrachtet, ist diese konservative Haltung des bayerischen Stammes nur durch die Macht außerordentlicher Persönlichkeiten erzwungen worden — in zwei Bauernsöhnen, einem mittel- und einem oberdeutschen, in Luther und Eck, sieht Riezler die religiösen Gegensätze verkörpert — oder durch augenblickliche historische Verhältnisse bedingt gewesen. Aber es liegt doch etwas „Verführerisches" in dem Gedanken, „daß die ethnologische Differenz zwischen Nord und Süd, die auf vielen Gebieten hervortritt, auch in der Herrschaft des Katholizismus in Bayern gegenüber dem weit überwiegend protestantischen Norden zum Ausdruck gekommen sein könnte".

Riezler gibt auf diese über Bayern hinaus für das Verständnis der ganzen deutschen Geschichte seit der Reformation grundlegende Frage keine direkte bündige Antwort; er will dem Leser nur die Kenntnisse vermitteln, „ohne deren Besitz man ihre Beantwortung gar nicht versuchen sollte". In Wahrheit aber geht aus seinem Buche hervor, daß er der zweiten Auffassung zuneigt, und ein wirklich pragmatischer Geschichtschreiber wird seinen Standpunkt wohl anerkennen. Der vierte Band ist erst vor wenigen

[1]) Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich der Partien über Kunst mit einer Festrede Rebers zum 80. Geburtstag des Regenten, die auch in dieser Beilage zum Abdruck gelangt ist.

Jahren bei seinem Erscheinen auch in der Beilage gewürdigt worden. Hier wäre der Besprechung desselben durch Manfred Meyer nur hinzuzufügen, daß seine Ausstellungen nach dem Abschluß der Erzählung dieser ganzen Periode im sechsten Bande hinfällig geworden sind. Auch sei mit Freuden wiederum konstotiert, daß über eine Reihe von Begebenheiten, welche die deutsche Geschichte nicht minder als die bayerische angehen, hier neue und wesentliche Aufschlüsse gegeben werden. So enthält Riezlers Buch, was man an dieser Stelle eigentlich nicht suchen würde, u. a. die beste zusammenfassende Würdigung der Wiedertäufer, die sonst so gern von Anhängern der beiden Religionsparteien fanatisch geschmäht worden sind.

Die Regierung Kurfürst Maximilians I., welcher der fünfte Band gewidmet ist, bot durch den Stoff selbst bei dem Vorwalten des wittelsbachischen Einflusses in der Reichsgeschichte dem Geschichtschreiber den dankenswerten Vorteil, daß die Abwandlungen der heimischen Geschichte in noch höherem Grade als dies früher der Fall sein konnte, auf dem breiten Hintergrunde der ganzen deutschen Entwicklung gezeichnet werden konnten. Der Reiz dieses Verhältnisses gab der Münchener historischen Kommission vor einer Reihe von Jahren Anlaß zur Gründung der Abteilung für „Wittelsbachische Korrespondenzen" und der „Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", zwei groß angelegten Unternehmungen, über die man auch von seiten ernst denkender Forscher nur allzu häufig absprechend urteilen hört. Demgegenüber fordert nicht nur das Taktgefühl, eine Veröffentlichung zu verteidigen, durch die dem Gesamthaus Wittelsbach für eine einzig dastehende Stiftung eine Huldigung dargebracht werden sollte, und für die nicht nur ausgezeichnete Arbeiter, sondern auch die besten unserer lebenden Historiker Jahrzehnte hindurch ihre vorzüglichsten Kräfte eingesetzt haben. Der Einwurf, daß diese Aktenbände dem Forscher doch niemals die Benützung der einschlägigen Archive ersparen können, ist nicht stichhaltig, da er in demselben Maße sich gegen jede Quellensammlung zur neueren Geschichte, die im Gegensatz zu den mittelalterlichen Urkundeneditionen niemals abschließend sein kann, erheben ließe. Wer wollte darum heute die „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg", die politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, oder die Correspondance de Napoleon Ier entbehren!

Riezler hat den angegriffenen Publikationen denn auch den besten Dank gezollt durch gewissenhafte Benützung derselben; er erkennt z. B. wiederholt die erschöpfende Gründlichkeit Stieves an, ohne sich der Kritik an demselben in einzelnen Fällen zu verschließen. Daneben war aber eine unabsehbare Literatur, zum Teil in fremden Sprachen, heranzuziehen, und Riezlers Forschergeist hat mit eminentem Fleiße auch noch die Münchener Archive seiner Darstellung dienstbar gemacht. Was das heißt, davon kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß allein das allgemeine Reichsarchiv für den Dreißigjährigen Krieg 803 gebundene Tomi und 528 ungebundene Faszikel enthält. Neben stofflicher Ueberfülle, die einen anderen vielleicht erdrückt hätte, fand der Geschichtschreiber diesmal aber auch eine Persönlichkeit, welche einen würdigen Gegenstand für seine Kunst bildete, in Maximilian I. vor. Wenn schon Wilhelm V. als Typus des Jesuitenzöglings betrachtet werden kann, so erfuhren diese Eigenschaften in Maximilian womöglich noch eine Steigerung. Aber derselbe Fürst ist zugleich ein Beweis, daß große Charaktere weder durch gute Erziehung geschaffen, noch durch schlechte zerstört werden können. Sein Charakter hinterläßt der geschichtlichen Betrachtung Riezlers nichts Zweifelhaftes und Unerklärtes. Wohl war die wichtigste Regentenpflicht für ihn die Ehre Gottes und das ewige Seelenheil, wohl erscheint eine rein politische Würdigung dieses Mannes in dieser Zeit nicht zulässig. Aber das kirchliche und sittenpolizeiliche Regiment war unter ihm nicht strenger als die puritanischen Einrichtungen Calvins in Genf, und in aufrichtigem Patriotismus verteidigte er den Boden der Reichsverfassung, die allerdings den Katholiken günstig war, weil sie die Mehrheit auf dem Reichstage besaßen. Er nahm sich der bedrohten Rechte eines Reichsfürsten aber auch dann an, wenn dieser Protestant war.

Riezler legt besonderen Nachdruck darauf, daß nur die entfernte Möglichkeit eines protestantischen Kaisertums dem im Herzen friedliebenden Fürsten das Schwert in die Hand legte. Wie in dem ersten Religionskrieg, dem Schmalkaldischen, fiel auch jetzt die katholische Sache mit der kaiserlichen zusammen. Im Fortgang des Kampfes verband sich die Frage, ob die jüngere wittelsbachische Linie die ältere endgültig von der Kur und den Erblanden verdrängen sollte, mit dem Gegensatz der Konfessionen und der Opposition gegen die habsburgische Uebermacht, und dehnte ihre Wellen über Spanien, England, Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden aus. Als durch den Prager Frieden der Religionskrieg beendet war und nur der rein politische Kampf Schwedens und Frankreichs gegen den Kaiser und das Reich noch fortdauerte, nahm daran freilich Maximilian weder in der günstigen Stellung, noch mit dem glänzenden Erfolg wie früher teil; sein militärisches Uebergewicht war seit dem Auftreten der Schweden in Deutschland gebrochen; er war nunmehr wie andere Reichsstände der Diener der kaiserlichen Politik, die das spanische Element in sich trug, nicht mehr das selbständige Oberhaupt eines katholischen Bundes, der für die katholische Sache kämpfte. Dabei ist er von dem Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit gegen das Haus Oesterreich nicht frei zu sprechen. Auch die Hinneigung des Kurfürsten zu Frankreich, die übrigens in ihren ersten Stadien so gut wie wirkungslos blieb, darf nicht als ein undeutscher Zug in seiner Politik ausgelegt werden. Die Treue gegen Kaiser und Reich überwog selbst hier den Ehrgeiz und das Mißtrauen gegen die habsburgische Uebermacht. Der Konflikt Maximilians mit Albrecht von Wallenstein war schon aus dem Grunde unausbleiblich, weil seine oberste Triebfeder nicht das religiöse Interesse war. Daß Wallenstein auf Schwächung des Bayernfürsten hinarbeitete, wird sich nach Riezlers Auffassung nicht leugnen lassen. Max I. hat es dagegen umgekehrt vermieden, gegen Wallenstein die Beschuldigung auszusprechen, daß dieser durch seine Untätigkeit Rache an ihm nehmen wolle. Der Grundgedanke Riezlers, daß die bayerische Anklageschrift gegen Wallenstein, der „Diskurs" eine Zusammenfassung im wesentlichen ohne Entstellung, wenn auch unter bayerischem Gesichtswinkel, sei, erscheint jedenfalls richtig, und ein bayerischer Historiker wird daher diesen „Bericht" immer seiner Darstellung zugrunde legen müssen. Dem Referenten will es scheinen, daß der Einfluß, den die große Schillersche Trilogie auf die Geschichtschreibung geübt hat, kein günstiger gewesen ist. Der Historiker hat, mit Ranke, weniger über Schuld und Unschuld zu entscheiden, als die Ereignisse genetisch zu erzählen. Wenn Riezler sich auch in der immer zutreffenden Bekämpfung von Paul Schweizers höchst geistvollem, aber keineswegs überzeugendem Buche über die Wallenstein-Frage eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, so erscheint uns Riezlers Endresultat, daß Wallenstein „wahrscheinlich Verrat im Schwange führte, jedenfalls in illoyaler Weise mit dem Verrat spielte", trotz der entgegenstehenden Beweisführung Hallwichs, Schebecks und Schweizers unanfechtbar.

Die Ermordung Wallensteins und die folgenden Ereignisse vermochten die Auseinandersetzung zwischen Maximilian und dem Kaiser, die nur durch seine Selbstbeherrschung so lange aufgehalten worden war, nicht mehr überflüssig zu machen. Der doppelte Wunsch, den Frieden zu befördern und für seine Ansprüche in der pfälzischen Frage die Unterstützung Frankreichs zu erlangen, brachte den Kurfürsten so weit, daß er das bisher hochgehaltene Prinzip der Integrität des Reiches gegenüber den Franzosen aufgab. Nachdem Bayern drei Jahre lang die Franzosen fast nur aus eigener Kraft von seinen Grenzen ferngehalten hatte — das Jahr 1643 zählt zu den ruhmreichsten der bayerischen Kriegsgeschichte —, entschied die

strategische Unfähigkeit des kaiserlichen Bruders über die Wendung der bayerischen Politik. Als aber Maxens Friedensbedürfnis im Westfälischen Frieden endlich Genüge geleistet war, waren die Rollen zwischen Bayern und Frankreich beinahe vertauscht; Frankreich war nun die um ein Bündnis werbende Macht, während sich der Münchener Hof dagegen so kühl verhielt wie früher der französische. Die Lage Bayerns nach dem Friedensschlusse, die Riezler in vortrefflicher Weise mit mehrfacher Berichtigung der früheren Arbeiten zu schildern versteht, ist jedenfalls die beste Rechtfertigung für die Friedenspolitik seines Kurfürsten, der im Verhältnis zur Größe seines Landes mehr Opfer für den Krieg aufgewendet hatte als jeder andere Fürst.

Wenn die gedrängte Uebersicht über den Gedankengang des fünften Bandes von Riezlers bayerischer Geschichte auch weit entfernt ist, einen vollwertigen Begriff von dem Inhalt des Werkes zu geben, so scheint es mir doch wünschenswert, wenigstens noch der auszeichneten Behandlung der Kriegsgeschichte dasselbst zu gedenken. Es finden sich darin nicht nur glänzende Charakteristiken der bayerischen Heerführer, so Tillys, des genialen Mercy, des tollkühnen Jan de Werth und anderer; auch für die militärischen Operationen werden dank der ungeheuren Vertrautheit des Verfassers mit seinen großenteils ungedruckten Quellen mehrfach bedeutsame neue Aufschlüsse gebracht. Ich erinnere nur an die ansprechende Vermutung über die Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, die, wenn sie auch nicht direkt bewiesen werden kann, zweifellos das Richtige treffen dürfte. So ist auch, als Ganzes genommen, der fünfte Band der bayerischen Geschichte Riezlers nicht nur als *darstellende* Bearbeitung eine willkommene Bereicherung unserer Literatur, wie seine Vorgänger, sondern auch ein glänzendes Zeugnis von dem unermüdlichen *Forschergeiste* seines Verfassers.

III.

Seinem vierten Bande hat Riezler gegen seine sonstige Gewohnheit eine kurze Vorbemerkung beigegeben. Es liest sich wie eine Entschuldigung, daß sich ihm gegen seinen Wunsch die Unmöglichkeit ergab, für den Zeitraum von der Reformation bis zum Ende des großen Religionskrieges Politik und Kultur in *einem* handlichen Bande zu bewältigen, die Notwendigkeit einstellte, die Kulturgeschichte des in einem Buche behandelten Zeitabschnittes zum erstenmal im Verlaufe seines Werkes von der politischen Geschichte zu trennen. Nun ist aus dem dort in Aussicht gestellten fünften Band ein fünfter und sechster Band geworden; der letztere beschäftigt sich ausschließlich mit der Verfassung und Kultur von 1508 bis 1651. Wir stehen nicht an, in dieser ursprünglich nicht beabsichtigten Gliederung gerade einen besonderen Vorzug zu erkennen. Als es vor Zeiten W. H. Riehl unternahm, an der Universität in zwei Semestern fortlaufend Kulturgeschichte des Mittelalters zu lesen, wußte er sich nach seiner eigenen humorvollen Erzählung von Liebig die Frage gefallen lassen, ob es denn im Mittelalter überhaupt eine Kultur gegeben habe. Es sollte uns nicht wundern, wenn dieselbe Frage für die Zeit der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges mit Bezug auf Bayern selbst von gebildeten Leuten aufgeworfen würde. Denn nach der beliebten Manier, mit Schlagworten zu operieren und Licht und Schatten einander scharf gegenüberzustellen, ist es eine weitverbreitete Annahme, daß mit dem Eintritt der Reformation alle Aufklärung und jeglicher Fortschritt nur von dem protestantischen Norden ausgegangen sei, und daß der Süden auf Jahrhunderte hinaus in Volksverdummung und Unwissenheit dahindämmerte. Auch Riezler leugnet es nicht, daß der von ihm zuletzt behandelte Zeitraum durch enge Abschließung gegen das protestantische Deutschland zu charakterisieren ist und daß das deutsche Wesen bei uns deshalb lange verkümmerte. Aber er betont ganz mit Recht, daß im 16. Jahrhundert der Bewegung im Kulturleben Bayerns eine Stärke zu eigen war, wie sie seit der Begründung des Christentums in diesem Lande nicht zu spüren war, und daß fremde, besonders romanische Einflüsse, die in der kirchlichen Restauration, in Theologie und Literatur, bei Künstlern und Gelehrten, im Rechtsleben und in der Sprache, am Hofe wie in den niederen Schichten des Volkes sich wirksam erwiesen, uns über die starre Einseitigkeit und Beengtheit der norddeutschen protestantischen Länder emporhoben.

Wie immer erhalten wir auch für diese Epoche, der das Vorwalten des religiösen Faktors in Politik und Kultur ein einheitliches Gepräge verleiht, eine vorzügliche Orientierung über die Verfassung des Landes und sein Verhältnis zum Reich, über die Landstände, Steuerwesen und Gesetzgebung. Interessant ist die Konstatierung der Tatsache, daß Bayern den Staatsbankerott vermied, während Weltmächte wie Spanien und Frankreich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen solchen nach dem anderen erlebten und die glänzenden Handelshäuser Oberdeutschlands gegen Ende des Jahrhunderts der Reihe nach fast alle zusammenbrachen. Das Beamtentum befand sich unter Max I. auf einer Höhe, die es damals in den meisten Ländern noch nicht erreicht hatte. Auch die Wehrhaftigkeit des Volkes wurde unter ihm wieder gehoben. Aber derselbe Herrscher war auch der ärgste Hexenverfolger unter den bayerischen Fürsten. Die Hexenprozesse sind eine „Hypertrophie des herrschenden dogmatischen Geistes". Wir sind überzeugt, daß mancher Leser, der die von hohem sittlichen Ernste getragenen gedrängten Ausführungen Riezlers über den ungeheuren Rückschritt, den die Hexenprozesse auf dem Gebiete der Strafrechtspflege und der Humanität bedeuten, liest, gerne zu des Verfassers tiefgründigem Buche über denselben Gegenstand greifen wird, um daraus weitere Belehrung zu schöpfen. Auf kirchlichem Gebiete widerspricht die Entwicklung in Bayern durchaus der Richtigkeit des Satzes, daß die Selbständigkeit des Staates gegenüber der Kirche vornehmlich eine Frucht der Reformation sei. Ein eigentümliches Mißgeschick waltete bei der Heiligsprechung des Stadtheiligen von München durch Papst Hadrian VI. im Jahre 1523 ob: Benno war ein gebannter Gegner der Kirche. An die bayerische Hochschule in Ingolstadt wurde Erasmus von Rotterdam eingeladen; Reuchlin gereichte ihr eine Zeitlang zur Zierde und suchte Melanchthon ebendahin zu ziehen. „Welchen Ausblick eröffnen diese Namen!... Vielleicht hätte die ganze Entwicklung in Bayern einen anderen Gang genommen, wären diese Pläne verwirklicht und den beiden Eck hiermit ein starkes Gegengewicht geschaffen worden." So entbehrten auch die Abschnitte über Bildung und Kunst eine reiche Fülle von Berichtigungen im kleinen und im großen, eine überlegene Bekämpfung von eingewurzelten Vorurteilen. Von einem allgemeinen Versiegen der geistigen Produktion des Stammes kann nicht die Rede sein, besonders auf gelehrtem Gebiet. Der romanische Einfluß brachte hier Wirkungen hervor, die man in protestantischen Ländern vergebens sucht oder nicht in solcher Fülle findet. Es ist ein Irrtum, wenn man gemeint hat, es habe in katholischen Ländern keine geistlichen Lieder mehr gegeben. Auch in der lateinischen Dichtung steht Bayern ganz entschieden nicht hinter anderen deutschen Stämmen zurück. Verdient doch ein Balde noch dem Urteil Herders sogar den Vorrang vor Horaz. Der Franziskaner Johann Nas wetteifert als Prediger und Polemiker an Humor, Sprachgewalt und volkstümlicher Urwüchsigkeit mit einem Fischart. Dabei will aber Riezler den Zeitgeist durchaus nicht als Entschuldigung für den unflätigen Ton gelten lassen, der in der literarischen Polemik damals vielfach in beiden Lagern an der Tagesordnung war, weil es auch eine Menge von Schriftstellern gab, die jede Roheit vermieden. Neben Philologie und Orientalistik wurde besonders die Geschichte im Zeitalter Maximilians so erfolgreich gepflegt, wie unter keinem bayerischen Herrscher mehr bis auf König Max II. Einer der ersten bayerischen Staatsmänner, Georg Hertwart von Hohenburg, ist seinem englischen Zeitgenossen Bacon an Ernst und Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Strebens zu vergleichen. Auch in der Kunst gab es damals hochachtbare Kräfte, wenn auch nicht Namen ersten Ranges. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde München, gehoben durch den Kunstsinn seiner Fürsten, Kunststadt, so daß die nachbarlichen Reichsstädte ihm allmählich dorin weichen mußten.

Es ist unmöglich, in kurzen Worten eine Inhaltsübersicht des sechsten Bandes zu geben, der an Fülle von neuen An-

Digitized by Google

regungen und großen Gesichtspunkten alle seine Vorgänger womöglich noch überragt; er wirkt in seiner Gesamtheit geradezu wie eine neue Offenbarung. Wir raten daher jedem dringend, der nicht die ganze bayerische Geschichte Riezlers zu lesen die Zeit hat und doch das große Werk wenigstens zum Teil kennen lernen will, seine Lektüre mit diesem Bande zu beginnen. In ihm wird bei der Sachkunde, mit der hier die verschiedensten Gegenstände behandelt werden, jeder Bildungsfähige Partien finden, die sein ganz besonderes Interesse erregen. Und wenn er dabei vielleicht von mancher in ihm festgewurzelten Anschauung, von manchem Vorurteil sich trennen muß, dann wird er wohl schließlich auf den Verfasser dieses Bandes selbst das stolze Wort anwendbar finden, das derselbe von Aventin gebraucht hat: Ihm ist „das Löwenherz eigen, unerschrocken die Wahrheit zu sagen, die Ausstattung, die Luther von dem Historiker fordert".

Matthias Jakob Schleiden.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Vor kurzem haben wir den hundertsten Todestag Kants gefeiert und dabei des Einflusses gedacht, den seine Philosophie auf die wissenschaftliche Forschung überhaupt gehabt hat. Schleiden ist ein glänzendes Beispiel dafür, denn die Kantsche Schule, die er durch Vermittelung des Philosophen Jakob Friedrich Fries genoß, legte bei ihm den Grund für die Ueberzeugung von der gesetzgebenden Kraft der Vernunft in Wissenschaft und Leben und von der Nichtigkeit und Verderblichkeit der naturphilosophischen Spielereien, die unter dem Einfluß von Schelling und Hegel durch Oken u. a. in die Naturforschung eingeführt waren. So war denn sein Hauptbestreben, die beschreibende Naturwissenschaft und besonders sein Spezialfach, die Botanik, auf dieselbe wissenschaftliche Grundlage zu stellen, auf der sich die Physik und die dieser nächstverwandten Naturwissenschaften aufbauten. Daß es ihm gelang, die induktive Methode, nach der die allgemeinen Gesetze von einzelnen Beobachtungen abzuleiten sind, in die Botanik und damit in die beschreibenden Naturwissenschaften überhaupt einzuführen, ist sein Hauptverdienst. Sein unermüdliches Streben, die durch Kenntnis der Naturerscheinungen geläuterte Vernunft als sicheren Maßstab für alle Anschauungen dem Aberglauben und Occultismus jeder Art entgegenzuhalten und dafür durch zahlreiche populäre Schriften zu wirken, hat den Namen Schleidens weit über den Kreis seiner Fachgenossen bekannt gemacht, die ihm auch mehr Anregung als besonders wichtige Entdeckungen verdanken. Hauptsächlich durch die von ihm geübte strenge Kritik an wissenschaftlichen Leistungen und die hohen Anforderungen, die er an den Beobachter und Beschreiber von Naturerscheinungen stellte, bewirkte er eine Reinigung der naturwissenschaftlichen Literatur von den ganz minderwertigen Leistungen, während er in seinem Lehrbuch der Botanik zeigte, wie man dieses Studium betreiben müsse. Sein Name wird zumeist in Verbindung mit dem Schwanns genannt, wenn man von der Begründung der Zellentheorie spricht, welche die Tatsache ausdrückt, daß alle Lebewesen aus Zellen entstehen und aus Zellen bestehen, daß die Zelle das Grundorgan des tierischen und pflanzlichen Organismus ist. Wir dürfen Schleiden, obwohl er die Entstehung der Zellen nur teilweise richtig geschildert hat, als den Begründer dieser Lehre betrachten, und zwar aus zwei Gründen. Erstens handelt es sich nicht nur um die genannte Tatsache, sondern darum, daß nach seinem Prinzip bei allen morphologischen Untersuchungen bis auf den ursprünglichen Zustand zurückgegangen und daß die Entwicklungsgeschichte zum Hauptgegenstand der Morphologie gemacht wurde, während ebenso in allen physiologischen Fragen jede Erscheinung bis auf die Vorgänge in den einzelnen Zellen zurückverfolgt werden mußte. Zweitens ist Schwann erst durch Schleiden, der die Zelle als Grundorgan des pflanzlichen Organismus proklamierte, veranlaßt worden, das Analoge hinsichtlich des tierischen Organismus zu tun.

Was wir noch weiter von Schleidens wissenschaftlichen Leistungen anzugeben haben, besprechen wir am besten im Anschluß an eine kurze Schilderung seines Lebenslaufes, der ein recht eigentümlicher war. Schleiden wurde am 5. April 1804 zu Hamburg geboren, wo sein Vater Stadtphysikus war und wo er die Vorschule und das Gymnasium besuchte. 1824 begab er sich nach Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren, und 1826 erwarb er sich daselbst die juristische Doktorwürde. Als er sich aber im folgenden Jahre in seiner Vaterstadt als Advokat niedergelassen hatte, gefiel ihm sein Beruf keineswegs, vielmehr bemächtigte sich seiner eine bis zum Lebensüberdruß gesteigerte Unzufriedenheit, die dazu führte, daß er seinen Beruf aufgab und nach Göttingen ging, um Medizin zu studieren. Hier gewann ihn Bartling für die Botanik, deren Studium er dann in Berlin unter Leitung seines Onkels Horkel und unter dem Einfluß von Männern wie Alexander v. Humboldt und Robert Brown fortsetzte. 1839 ging er nach Jena, promovierte als Dr. phil. und wurde auch bald auf Grund der bereits veröffentlichten wichtigen Abhandlungen zum außerordentlichen Professor ernannt. Besonders waren es die 1838 publizierten Beiträge zur Phytogenesis, die mit der oben erwähnten Zellentheorie seinen Ruhm begründeten. Es handelte sich dabei um die Frage, wie neue Zellen entstehen, und es ergab sich, daß da, wo sie entstehen, eine Differenzierung in verschiedene Gewebeformen noch nicht eingetreten ist, daß somit die letzteren alle auf Zellen, wie sie in den noch undifferenzierten Zuständen im Embryo und in den Vegetationspunkten der Pflanze vorhanden sind, zurückgeführt werden müssen. Während wir jetzt wissen, daß neue Zellen meistens durch Teilung der alten entstehen, ließ Schleiden die neuen Zellen frei in den alten um die neu auftretenden Zellkerne sich gewissermaßen auskristallisieren: das war ein Irrtum, den er selbst allmählich einsah und verbesserte, aber damit war doch der Gedanke von der Zelle als dem Grundorgan der Organismen gegeben und daneben die große Bedeutung des Zellkernes für die Zellbildung ausgesprochen. Großes Aufsehen rief ferner die ungefähr gleichzeitig aufgestellte Theorie der Befruchtung hervor. Untersuchungen über die Entstehung des Pflanzenkeimlings waren schon vor vielen Jahren von dem erwähnten Horkel begonnen und in ihrer Fortsetzung kam Schleiden zu dem Ergebnis, daß der Keimling sich aus dem Ende des Pollenschlauches, der in die Samenknospe der Pflanze eindringt, entwickele: damit würde also das Pollenkorn (der Blütenstaub) das weibliche Element sein, das in der Samenknospe befruchtet und sozusagen ausgebrütet würde. War auch hier Schleiden wieder in einen Irrtum geraten, den er erst 1856 zugab, so verdienen doch seine Untersuchungen über die Entwicklung der Samenknospe und des Pollenschlauchs volle Anerkennung.

In Jena trat Schleiden in näheren Verkehr mit Fries, dessen Einfluß auf ihn wir oben schon angedeutet haben und den wir vor allem in der 166 Seiten langen methodologischen Einleitung zu dem 1842 in erster Auflage herausgegebenen Lehrbuch der Botanik ausgedrückt finden. „Der Unterschied zwischen diesem Werk und allen vorhergehenden Lehrbüchern ist wie Tag und Nacht", urteilt der berühmte Botaniker Sachs, und zwar weil es die aus eigener Anschauung gewonnenen Ergebnisse klar darlegte, dabei zeigend, was man weiß und was man nicht weiß, anstatt durch flache Allgemeinheiten ein Scheinwissen darzustellen, wie es vorher vielfach Mode war. Wollten wir näher darauf eingehen, so würden wir den uns zugemessenen Raum weit überschreiten müssen, es sei deshalb nur noch erwähnt, daß es vier Auflagen erlebte und ins Englische übersetzt wurde, ferner daß sich an dasselbe die kleine Schrift „Schellings und Hegels Verhältnis zur Naturwissenschaft (1841) anschließt, die eine geradezu vernichtende Kritik der Naturphilosophie dieser beiden enthält. Schleidens kampfbereite Feder hatte sich vorher auch in einem Streite mit dem berühmten Justus Liebig versucht, der aber mit einer Versöhnung schloß.

Schleiden, der 1846 zum ordentlichen Professor in Jena ernannt wurde, stand jetzt auf der Höhe seines

Digitized by Google

Ruhms, erfuhr Ehrenbezeigungen von vielen Seiten, entfaltete dafür aber auch eine sehr eifrige und anstrengende Tätigkeit als Schriftsteller und Lehrer. Er hielt natürlich seine botanischen Vorlesungen, verwaltete das Institut, in dem sich viele Schüler ansammelten, sowie den botanischen Garten, aber er hielt auch Vorlesungen über Pharmakognosie, die er 1852 in Gestalt eines zweibändigen Lehrbuches herausgab, und sogar über Anthropologie. Dazu kamen noch populäre Vorträge, die nachher in Gestalt eines „Die Pflanze und ihr Leben" betitelten Buches erschienen, das sich lange großer Beliebtheit erfreute, sechs Auflagen erlebte und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurde. Eine andere populäre Darstellung über fast das ganze Gebiet der Botanik hat er in seinen „Botanischen Briefen" gegeben, die 1853 in der Allgemeinen Zeitung in den Beilage-Nummern 170 bis 269 veröffentlicht sind. 1855 erschienen seine Studien, eine Sammlung von acht populären Vorträgen aus dem Gebiete der Astronomie, Physik und Botanik.

Das Jahr 1848 riß auch Schleiden in seine Aufregung mit hinein; er war eines der hervorragendsten Mitglieder des Jenaer „Volksvereins" und vermittelte zwischen der Bevölkerung in Jena und der Regierung in Weimar. Für sein wissenschaftliches Leben bedeutete dies eine schwere Schädigung: seitdem hat er keine rein botanisch-wissenschaftliche Arbeit mehr veröffentlicht, zog sich auch aus dem Laboratorium zurück, ja geriet in einen neuen Zustand der Unzufriedenheit, der dazu führte, daß er 1862 seine Professur niederlegte, Jena verließ und vorläufig nach Dresden übersiedelte. Durch seine Beziehungen zu der russischen Großfürstin Helene Pawlowna, die in ihrem lebhaften Interesse für Kunst und Wissenschaft ihn veranlaßt hatte, ihr über die Fortschritte in den Naturwissenschaften zu berichten, erhielt er 1863 einen Ruf nach Dorpat als Professor der Anthropologie. Er nahm die Berufung an und hielt auch ein Studienjahr lang Vorlesungen, mit denen er wegen seiner Freisinnigkeit in orthodoxen Kreisen Anstoß erregte. Dieser und andere Umstände veranlaßten ihn sein Amt niederzulegen, und so kehrte er schon 1864 nach Dresden zurück mit dem Titel eines russischen Staatsrates und voller Pension. Er nahm jetzt seine schriftstellerische Tätigkeit wieder in dem Sinne auf, daß er einzelne größere Werke und zahlreiche kleinere Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte, um wissenschaftliches Verständnis in weitere Kreise zu bringen und dadurch Aberglauben und Unwissenheit zu bekämpfen.

Von größeren Werken ist zunächst „Das Meer" zu nennen, womit er ein Gegenstück zur „Pflanze" schaffen wollte, nämlich eine populäre Schilderung des Tierreichs, von dem ja jede größere Abteilung ihre Vertreter im Meere hat, und vor allem eine Schilderung von der Entwicklung des Tierreiches im Darwinistischen Sinne. Zog das Buch schon durch seine prächtige Ausstattung mit schönen farbigen Tafeln die Aufmerksamkeit auf sich, so erwarb es sich noch größere Anerkennung durch seinen sorgfältig ausgearbeiteten Text. Ferner sind von Büchern „Die Rose" und „Das Salz" zu nennen: sie sollten im Verein mit einem aus äußeren Gründen nicht geschriebenen Buche, „Das Pferd", den Einfluß der Natur auf die Kulturgeschichte der Menschheit an drei Beispielen aus den sogenannten drei Reichen der Natur entwickeln. Die Aufsätze, von denen viele in Westermanns Monatsheften erschienen sind, beschäftigten sich mit philosophischen, naturwissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen Fragen und behandelten die Lebensgeschichte einzelner bedeutender Forscher. Zuletzt hat sich Schleiden mit der Geschichte des Judentums befaßt und besonders mit dem Einfluß, den die Juden auf die Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter gehabt haben und den er außerordentlich hochschätzt.

Alle seine Schriften zeichneten sich nicht nur durch das, was man einen geistreichen Stil nennt, sondern auch durch die Wärme der Empfindung aus, die sich gelegentlich zu einer wahren Begeisterung für das als recht und gut Erkannte oder wenigstens dafür Gehaltene einerseits, zu einer schonungslosen Verurteilung des Gegenteils andrerseits erhebt. So dürfen wir wohl annehmen, daß Schleiden, wie er früher der Botanik eifrige Jünger zugeführt hat, später durch seine im besten Sinne populären Schriften der Naturwissenschaft überhaupt viele Freunde gewann und zur Verminderung des Aberglaubens, zur Aufklärung im gebildeten Laienpublikum beitrug. Denn ebenso wie das Pfaffentum bekämpfte er auch den Materialismus: seine Anschauung in religiösen Dingen hat er in einem Glaubensbekenntnis niedergelegt, das nicht zum Druck gekommen ist. Sein Standpunkt in dieser Hinsicht war so ziemlich derselbe wie der von David Friedrich Strauß, mit dem er auch in Darmstadt persönlich verkehrte. Von Dresden nämlich war Schleiden 1872 nach Frankfurt gezogen, von da nach Darmstadt, dann nach Wiesbaden und im April 1881 wieder nach Frankfurt, wo er nach langem Leiden am 23. Juni gestorben ist und wo auch sein Grabmal sich befindet. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter aus erster Ehe und seine zweite Frau, die ihm keine Kinder geschenkt hatte. Mit Schleiden ist ein Mann von einer Vielseitigkeit des Geistes gestorben, wie sie jetzt nur selten noch gefunden wird. Bei ihm verband sich mit einer vortrefflichen Beobachtungsgabe und einer scharfen Urteilskraft ein lebhaftes Temperament und die künstlerische Fähigkeit des klaren Ausdruckes, und hierin scheint der Grund zu seiner Bedeutung als Forscher und Schriftsteller zu liegen. Was wir ihm in ersterer Hinsicht verdanken, dies wurde im Eingang zu diesem Aufsatze kurz dargelegt: wir können wohl sagen, daß mit ihm eine neue Periode in der beschreibenden Naturwissenschaft beginnt, nämlich die, in der die Entwicklungsgeschichte und die Erforschung des Zellenlebens in den Vordergrund tritt. Schleidens Verdienste mögen vielfach überschätzt worden sein, während es auch nicht an einer mißgünstigen Beurteilung gefehlt hat, was bei seiner oft rücksichtslosen Kritik anderer schon zu verstehen ist. Wollten wir seine Verdienste richtig beurteilen, so müßten wir auch aller der Spezialarbeiten gedenken, durch die er seine Wissenschaft gefördert hat, und das ist in einem ja kurzen Aufsatze nicht möglich. Der Unterzeichnete hat darum kürzlich eine besondere Schrift über Schleiden herausgegeben und möchte auf sie schließlich diejenigen noch aufmerksam machen, die sich näher für den Mann interessieren, dessen Andenken auch bei den Lesern dieses Blattes erneuert werden soll.

Frankfurt a. M. Prof. Dr. M. Möbius.

Bücher und Zeitschriften.

1. Neapel, seine Umgebung und Sizilien, von Hippolyt Haas. Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig 1904. 4 Mark.

Zur Kaiserreise nach dem Mittelmeer, und für die nun beginnende Reisezeit nach dem Süden überhaupt, ist soeben die neueste Monographie zur Erdkunde Land und Leute in der verdienten Verlagshandlung erschienen als 17. Bändchen, mit 154 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Die Ausstattung auch dieses Bändchens ist in jeder Hinsicht vortrefflich, sowohl die Bilder als die Karte und der das Ganze begleitende Text. Die reiche hier vorhandene Literatur ist in geeigneter Weise benützt. Ein sorgfältiges Verzeichnis der Abbildungen und ein Register ist zum Schlusse noch beigefügt. Die Darstellung ist ebenso unterhaltend wie wissenschaftlich gehalten; das Geologische kommt gleich im Anfang für Unteritalien und Sizilien zu seinem Rechte. Die Vulkantheorie wird gründlich besprochen. Dann werden Land und Leute prächtig geschildert samt dem Klima und der Pflanzenwelt, der Tierwelt und der Bevölkerung. Die Volksbildung und die Volksverhältnisse, Sprache, Religion und Handel, Kunst, Literatur und Wissenschaft, römische und altchristliche Bauten, die plastische Kunst, die Mosaiktechnik werden uns sehr instruktiv vorgeführt. Besonders eingehend und schön, auch mit steten historischen Rückblicken, wird Neapel dargestellt nach den verschiedenen Seiten, die es darbietet, sodann seine Umgebung, das Gelände westlich mit Camaldoli, den phlegräischen Feldern, Pozzuoli in dem Cap Miseno, dann Ischia, Procida, Ciwara und die vulkanischen Inseln im

Digitized by Google

Südwesten von Neapel; hierauf wird der Vesuv und die verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji uns gezeigt. Nun folgt die Meeresküste von Castellamare bis Pesto, dann das zauberische Eiland Capri, und daran schließt sich eine Rundfahrt im Lande Sicilien mit seinen wichtigsten und berühmtesten Punkten. Nicht bloß als prächtiger Reiseführer, sondern auch als einen Ersatz für diejenigen, die nicht in der Lage sind, das wunderbare Land, das seinen bestrickenden Zauber auf das deutsche Gemüt immer noch ausübt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, möchten wir dieses Bändchen warm empfehlen. Es bietet köstlichen Genuß und reiche Belehrung dar.

x

Allgemeine Rundschau.

Synästhesie.

Unter Synästhesie versteht man bekanntlich die durch Erregung eines Sinnesorganes hervorgerufene, sekundäre Empfindung in einem anderen Sinnesorgane, und zwar sind folgende Kombinationen bis jetzt beobachtet worden: 1. Sehen von Tönen: primäre Beteiligung des Gehörs-, sekundäre des Gesichtssinnes; 2. Hören von Farben: primäre Beteiligung des Gesichts-, sekundäre des Gehörsinnes; 3. Sehen der Geschmäcke: primäre Beteiligung des Geschmacks-, sekundäre des Gesichtssinnes; analog 4. Sehen der Gerüche, 5. Sehen der Schmerzen. Einen einwandfreien Fall dieser merkwürdigen Erscheinung teilt Dr. Helene Friederike Stelzner im Archiv für Ophthalmologie, 55. Band, 3. Heft, mit. Dieser Fall gehört zur ersten Kategorie und ist deshalb besonders interessant, weil er eine Selbstbeobachtung darstellt und frei von den bei solchen Fällen gern vorhandenen phantastischen Uebertreibungen ist. Dr. Stelzner hat, seit ihrer Kindheit unverändert, beim Hören jedes Vokales oder Diphthongs eine Farbenempfindung, „während die Konsonanten gewissermaßen nur als graue bis schwarze Dämpfer dazwischen sitzen", und zwar erwecken die einzelnen Vokale folgende Farbenempfindungen: A = Grau, je nachdem der Vokal heller oder dunkler gesprochen wird, von Silberfarbe bis Bleigrau; E = Schneeweiß; I = hartes leuchtendes Rot; O = Braun, etwa Schokoladefarbe; U = Tiefschwarz; Ä = eine Mischung von Grau, Gelb und Weiß, wie Küstensand etwa; Ei = Gelb; Eu = Blau wie Preußischblau; Au = Himmelblau; Ö = Hellbraun; Ü = Purpurrot. Ebenso werden durch musikalische Klänge, Töne und Akkorde bestimmte Farbenempfindungen geweckt. Bei einem Teil der solche Synästhesien aufweisenden Personen, zu dem auch Dr. Stelzner gehört, werden die Farben im Gehirn empfunden, etwa wie eine bengalische Beleuchtung des Schädelinnern, während sie von dem größeren Teile derselben nach außen projiziert werden und dabei zum Teil bestimmte Konturen und Formen annehmen. Diese letzteren, sowie allerhand zum Teil komplizierte Licht- und Farbenvorstellungen und -bilder, die gelegentlich als durch bestimmte Musikstücke, Namen von Personen und ganz abstrakte Begriffe hervorgerufen beschrieben sind, sind allerdings sehr zweifelhaft und wohl so zu erklären, daß eine lebhafte Phantasie poetisch-bildliche Ausdrücke mit wirklichen Sinneserregungen verwechselt hat. Das beschriebene Sehen von Tönen tritt ausgesprochen erblich und familienweise auf, in dem Falle der Verfasserin unter den Geschwistern und Geschwisterkindern nur bei den weiblichen Familiengliedern. Nach den bis jetzt vorliegenden, nur sehr wenigen statistischen Zusammenstellungen soll das Phänomen bei 8—10, ja bei über 12 Prozent aller Menschen, allerdings meist nur in sehr geringer Intensität, vorhanden sein. Zur Erklärung der optisch-akustischen Synästhesie nimmt man abnorme Faserverbindungen zwischen den optischen und akustischen Zentren der Hirnrinde oder anderer Hirnteile an, ohne jedoch einen Beweis für diese Hypothese erbringen zu können, da anatomische Untersuchungen darüber noch nicht vorliegen.

x

Kleinere Mitteilungen.

* Der Thron des Apollon in Amyklai in der Nähe des alten Sparta, Professor Furtwängler aus München, der kürzlich zur Untersuchung der Reste des Thrones des Apollon in Amyklai mit Tsuntas in Sparta sich aufhielt, hat an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Athen ein Telegramm gerichtet, in dem er mitteilt — was im Hauptblatte unserer Zeitung schon kurz erwähnt wurde —, daß das Grundgemäuer des kreisrunden Throns des Apollon bis etwa unter die Mitte der Kirche der heiligen Kyriaki (bei Tsaúsi) reicht. Er bittet, daß die Archäologische Gesellschaft in Athen die Niederlegung der Kirche übernehmen möchte. (Ueber die Stätte der in Form eines Thronsessels von Bathykles aus Magnesia erbauten Kapelle des Apollon vergl. Bursian, Geographie von Griechenland II, 180.)

* Eine botanische Entdeckung. Der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde in ihrer letzten Sitzung von einem Professor der Universität von Caen, Noël Bernard, eine interessante Mitteilung über die Orchideenkultur gemacht. Danach wird die Fortpflanzung der Orchideen durch die Vermischung eines faserartigen Pilzes mit dem Samen stark gefördert. Professor Bernard hat namentlich Versuche mit dem cypripedium (Frauenschuh) gemacht, welche die erfreulichsten Resultate lieferten und zu schönen Hoffnungen berechtigen. Der Akademie der Wissenschaften wurden als Beweis vorgewiesen: Samen von cypripedium allein, der nicht aufging, und gleicher Samen mit dem faserartigen Pilz vermischt, wo man schon kleine Ansätze zu Orchideen sehen konnte.

* Der erste deutsche Heimatschutz-Kongreß ist am Donnerstag in Dresden unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung von Gelehrten aller deutschen Länder zusammengetreten. Zum Vorsitzenden des Bundes wurde Prof. Schultze (Naumburg) gewählt

x

Hochschulnachrichten.

* Gießen. Der ordentliche Professor der Geologie u. Mineralogie Dr. Reinhard Brauns hat einen Ruf a. die Universität Kiel erhalten. — Als außerordentlicher Professor der alten Geschichte ist der Privatdozent an der Universität Bonn Dr. Max Strack an die hiesige Universität berufen worden.

dr. Jena. Wie uns aus Jena geschrieben wird, feierte am 29. März der Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Seyerlen sein 50jähriges philosophisches Doktorjubiläum. Die philosophische Fakultät der Universität Tübingen hat das Diplom erneuert und übersandte durch ihren derzeitigen Dekan Prof. Dr. Gundermann ein Glückwunschschreiben. — Der Direktor der Universitätsfrauenklinik, Prof. Dr. B. Krönig, hat einen Ruf an die Universität Erlangen an Stelle von Prof. Dr. Veit erhalten.

hc. Berlin. Der Privatdozent für Chemie Dr. Karl Harries wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* Kiel. Der Privatdozent für neuere deutsche Literatur, Titularprofessar Dr. Eugen Wolff, wurde zum außerordentlichen Professor befördert.

* Königsberg. Der ordentliche Professor der englischen Philologie Dr. Max Kaluza hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Münster erhalten und wird ihm zu Beginn der Wintersemesters Folge leisten. Er tritt dort an die Stelle des Professors Eugen Einenkel, der seinerseits die Stelle Kaluzas in Königsberg übernimmt.

* Greifswald. Der Privatdozent Dr. O. Busse (pathologische Anatomie und Bakteriologie) hat einen Ruf an die Kaiser Wilhelm-Akademie in Posen erhalten und angenommen. — Der Jurist Professor Jung hat den Ruf an die Universität Königsberg als Nachfolger v. Blumes abgelehnt.

Digitized by Google

he. Von technischen Hochschulen. Der außerordentliche Professor für technische Physik und landwirtschaftliche Maschinenkunde an der Universität Göttingen, Dr. Hans Lorenz, ist als etatsmäßiger Professor für Mechanik an die neu zu eröffnende Technische Hochschule in Danzig berufen worden.

* Der Chefelektriker der British Electric Plant Co. in Alloa Dr. Max Breslauer ist bei der Abteilung für Maschineningenieurwesen an der Technischen Hochschule zu Berlin als Privatdozent zugelassen worden. Seine Lehrfächer sind Bau und Berechnung elektrischer Maschinen unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Werkstatt, ferner Theorie der Wechselströme und ihre Anwendung auf Probleme der Praxis.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Liebig's
Fleisch-Extract
Aus
bestem Ochsenfleisch
hergestellt.
(3265 a)

Tauchnitz Edition.
March 30, 1904.
Essays and Addresses
1900—1903.
By
Right Hon. Lord Avebury
(Sir John Lubbock)
In 1 vol.

A Monte Christo in Khaki.
A new Story.
By
Richard Henry Savage.
In 1 Vol.
(6596)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Zur künstlerischen Herstellung
feiner Druckarbeiten
aller Art in vornehmer, einfacher u. moderner Ausführung empfiehlt sich die
Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung
München, Bayerstraße 57/59.
Telephon 7136.

An unsere Leser!
Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten
Bücher und Verlagswerke
erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.
Soeben ist erschienen: (6559)
Th. W. Engelmann, Das Herz und seine Thätigkeit im Lichte neuerer Forschung.
Festrede, gehalten am Stiftungstage der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. 2. Dez. 1903. 44 S. gr. 8°. Geheftet M. —.60.
M. Möbius, Matthias Jacob Schleiden.
Zu seinem 100. Geburtstage. Mit einem Bildnis Schleidens und zwei Abbildungen im Text. 106 S. gr. 8°. Geheftet M. 2.50.
Carl Rabl, Ueber die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Rektoratsrede, gehalten in der Aula der k. k. Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag am 18. November 1903. 44 S. gr. 8°. Geheftet M. —.80.
P. Walden, Wilhelm Ostwald. Mit zwei Heliogravüren und einer Bibliographie. 120 S. gr. 8°. Geheftet M. 4.—.
In Kürze erscheint:
Prantl's Lehrbuch der Botanik. Herausgegeben und neu bearbeitet von F. Pax.
Zwölfte, verbesserte und vermehrte Auflage.
VIII, u. 478 S. gr. 8°. In Leinen gebdn. M. 6.—.

Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.
In unserem Verlage ist erschienen:
Grundzüge
der
Rechtsverfassung in den deutschen Heeren
zu Beginn der Neuzeit
von
Dr. Burkhard von Bonin
XII u. 175 S. gr. 8° geheftet M. 4.—
Die Grundzüge geben zunächst einen Überblick über die Ursachen der kriegsgerichtlichen Sonderentwicklung, sodann eine ausführliche Darstellung der Kriegsgerichte und der Heerespolizei in den Söldnerscharen des 16. Jahrhunderts.
Die Grundzüge sind nicht streng auf rein militärische Kreise angewiesen, sondern haben neben diesen auch für den Rechtsgelehrten und den Historiker bedeutenden Wert; für den Historiker besonders, weil sie die Kenntnisse vom gesamten Landsknechtsleben wesentlich bereichern.
Bei aller strengen Wissenschaftlichkeit des Werkes hat sich der Verfasser einer einfachen, für jeden gebildeten Laien verständlichen Schreibweise bedient.
Weimar, Ostern 1904.
Hermann Böhlaus Nachfolger.

Soeben erschien: (6531).
Geschichte des Hauses Hohenlohe.
Von
Karl Weller.
Erster Teil: Bis zum Untergang der Hohenstaufen. — VII u. 134 S. gr. 8°. Preis 3 Mark.
(Das Werk wird in 3 Teilen vollständig sein.)
Früher erschien:
Hohenlohisches Urkundenbuch. Im Auftrag des Gesamthauses der Fürsten zu Hohenlohe herausgegeben von Karl Weller.
I. Band: 1153—1310. VII u. 618 S. gr. 8°. Preis 10 M.
II. Band: 1311—1350, IV u. 815 S. gr. 8°. Preis 15 M.
(Fortsetzung in Vorbereitung.)
Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart und Berlin.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 5. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die französische Republik und die Prätendenten. Von M. F.

Neuere vulkanologische Forschungen. Von Dr. P. Grosser.

II. Bücher und Zeitschriften.

Archäologisches.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die französische Republik und die Prätendenten.

I.

Einer der letzten Briefe, welche der alt und pessimistisch gewordene Times-Korrespondent Blowitz aus Paris an das Organ der City richtete, schließt mit den vielsagenden Worten: „the present period of the history of France bears a certain analogy to the chose of the Directory.“ Gewiß enthält der Ausspruch viel Wahrheit, und der Beobachter von Menschen und Dingen in Frankreich, sofern er nur etwas historisch geschult ist — und Blowitz war ein solcher, solange der garstige Dreyfus-Handel ihn nicht wild und blind machte —, kann sich allein durch die Lektüre der Zeitungen und Kammerverhandlungen zu der Ueberzeugung führen, daß die dritte Republik mit Loubet, Combes und Pelletan vielleicht an dem nämlichen Vorabend der großen Ereignisse angelangt sein könnte, an welchen die erste vor einhundertundfünf Jahren durch die Männer des Direktoriums gebracht worden war: freilich mit dem gewaltigen Unterschied der äußeren Politik: denn während das Directoire mit ganz Europa Krieg führte, kennt das Ministerium des einstigen Abbé Combes nur den einen Feind: den Mönch in seiner Zelle oder vor den Schulbänken und die barmherzige Schwester in den Krankensälen der militärischen Hospitäler. „C'est pour les combattre, que j'ai pris le pouvoir“, sagt mit eigentümlichem Stolz dieser eigentümliche Staatsmann in der Druckausgabe seiner Parlamentsreden („Une campagne laïque“), welche der Akademiker und Ironist Anatole France mit einer Vorrede versehen hat: „Es tut mir in der Seele weh', daß ich dich in der Gesellschaft seh'!“ Wie damals jedoch bemächtigt sich der typischen Kreise Frankreichs ein „état d'âme“ — wenn das Wort noch in der Mode ist —, der den Machthabern in den Ministerien und den Redaktionsstuben des „bloc“ zu denken geben sollte: die Müdigkeit, der zornige Ueberdruß, die Erbitterung gegenüber einem Regime, das nicht nur die achtungswerten Gefühle und das traditionelle Leben einer immerhin sehr beträchtlichen Minorität (wenn es eine Minorität ist!) systematisch und oft roh verletzt, sondern auch — und namentlich — die Unruhe hinsichtlich der Bewahrung und Ausnutzung der materiellen Güter, des Erworbenen und Ererbten hervorruft. Wie an der Neige des 18. Jahrhunderts dringt in immer weitere und typischere Massen der Nation der Wunsch nach einer neuen Ordnung der Dinge, immer ungeduldiger bereitet sich das Land vor auf die plötzliche und von vornherein acceptierte Wendung, coup de théâtre oder coup d'état, am landläufigsten unter dem Anthropomorphismus eines „General X...“ gedacht, welcher den Unerträglichkeiten und Unwürdigkeiten, die der charakterhinfällige Loubet duldet und signiert, ein Ende bereitet — ein beliebiges Ende, wenn es nur der Abschluß ist der phrasierenden, im Jargon der „lumière et justice“ altmodelnden Freimaurerei, der Abschluß der egalisierungswütigen Anarchie, der herrschenden Konfusion im Bereiche von Befugnissen und Machtausübungen und ein Bis hierher und nicht weiter! zuruft der Brutalität der Sektierer in Amt und Würden, ein hand's off! gegenüber der schamlosen Gier der lüsternen Demokraten, die sich auf die „assiette au beurre“ gestürzt und nicht von ihr lassen. Nur dem oberflächlichen Zuschauer kann es entgehen, daß die Republik in ihrer heutigen Form, und namentlich mit ihrem jetzigen Personal, ihren gegenwärtigen Machthabern, vor einer Umwälzung steht, deren Scenario sich in einer mehr oder weniger dramatischen Weise vollziehen wird. Die bisherigen Matadoren des Stückes sind abgebraucht und wohl auch an der Grenze der Dienste, die man von ihnen erheischte, angelangt. An eine Wiederwahl Loubets, der im sechsten Jahre seines Septennates steht, glaubt kein Mensch, nicht einmal er selbst, der als guter Südfranzose mit den landläufigen Bürgertugenden seines Standes längst mittels großer Sparsamkeit und allerhand glücklicher Spekulationen „das Schäfchen ins Trockene“ gebracht hat. Nunmehr drängt sich hinter der Szene der helle Haufen der „Nouvelles Couches“, denen das Glück, am Futtertrog zu stehen, noch nicht beschieden wurde und die ungeduldig auf ihrem Anteil daran beistehen. Taine sagt irgendwo mit scharfsinniger Verbissenheit: jede Revolution in Frankreich sei noch immer eine Uebertragung des Besitzes an andere gewesen; und Camille Desmoulins trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in einer seiner Brandschriften anfeuert: „quarante mille châteaux, abbayes, couvents, manoirs et fermes constitueront le butin de notre victoire!“ Das ist in Wahrheit das Dogma der französischen Demokratie geblieben. Zu Camille Desmoulins' Zeit war es der Tiers-Etat, welcher über die Biens-nationaux der beraubten Kirche und des ausgewanderten und enteigneten Adels herfiel. Unter dem Ministerium Combes-Pelletan hat der Schrei: wider den Klerikalismus! in der Tat keine andere Bedeutung und keinen anderen Beweggrund als die Besitzergreifung des reichen Immobilienbesitzes der geistlichen Genossenschaften — le milliard des congrégations — nach dem unklugen Worte des politisch und physisch agonisierenden Waldeck-Rousseau — durch diejenigen, welche sich ihrerseits als obere Zehntausend der Republik erklären wollen.[1]) Das Hallali hat schon begonnen. Seitdem Herr Combes am Ruder ist, haben die akademischen und fein-juristischen Ultimaten Waldeck-Rousseaus die brutalste Nutzanwendung erfahren und ein Heer von Gerichtsvollziehern, Liquidatoren und Polizeikommissären haben die zuwartenden Kongregationen

1) „C'est nous qui sont (sic!) les Princesses.“ Nach dem Ausspruch der überaus genußfreudigen, aber mit der Grammatik noch nicht assimilierten Gemahlin des Marineministers Pelletan.

bitter belehrt, daß es nicht gut tut, zum Feind einen Ausgestoßenen aus ihren Reihen zu besitzen. Der Kampf tobt aber nicht mehr zwischen der Kirche und dem Tiers-Etat. Heute gehört der letztere ebenfalls zu jenen, auf welche der Arm-Sünderkarren wartet, und die Führer der Sozialisten haben im Vorhinein die Hand auf die Beute gelegt. Und hier kommen wir auf die größte Gefahr, welche die Republik läuft, zu sprechen: hier entdeckt sich „le défaut de la cuirasse".

II.

Als Thiers die Republik nach der Zertrümmerung des Kaiserreiches gründete, war sein Bestreben gewesen, die alten monarchischen Parteien an dem neuen Staatswerke mitarbeiten zu lassen, aber sein Plan schlug an dem Widerstande der reaktionär-klerikalen Mehrheit der Assemblée Nationale gründlich fehl. Gambetta ging anders zu Werke. Er erkannte schnell, daß er bei der Verschiedenheit der alten Parteien schwer eine Einigkeit unter den Führern und Appetiten würde erzielen können: er ließ daher diese zunächst beiseite — abgesehen von einigen hervorragenden Persönlichkeiten, die in Heer und Diplomatie bereitwillig Mitarbeiter wurden — und er wandte sich an die Geldleute, an die Haute finance. Die Häupter der großen Banken, Finanzinstitute und die großen Industriellen wurden zu dem Diktator berufen, und ein Uebereinkommen kam zustande, nach welchem Gambetta und die mächtige opportunistische Partei, hinter welcher damals das ganze republikanische Land stand, sich zur Respektierung der gegenwärtigen und zukünftigen Operationen der Haute Banque verpflichteten, wogegen die letztere die wohlwollende Haltung und sogar die Förderung der opportunistischen Republik zusagte.

Mehr als 25 Jahre hat der Pakt gedauert. Die Republik ging zwar mehr und mehr nach links, und sogar nach der äußersten Linken, aber die Financiers blieben gegenüber diesem Pendelspiel ziemlich gleichgültig. Eine der Hauptbestimmungen des Paktes war gewesen, daß ein Einkommensteuergesetz nie und nimmer auf die Tagesordnung gesetzt werden dürfe. Alle Ministerien, die seit Gambetta die Geschäfte des Landes zu besorgen hatten, sind dieser Bestimmung pünktlich nachgekommen, bis auf das Kabinett Combes-Rouvier. Und hieran wird dieses verbluten. Man fragt sich, welche Beweggründe Herrn Rouvier, der ein notorischer Agent des Hauses Rothschild ist, veranlaßt haben können, das Einkommensteuergesetz auf die Tagesordnung zu setzen, wenn auch bisher nur in der platonischen Form einer Prinzipserklärung? Ist dies ein Schachzug des Machiavelli aus Marseille, in dem italienische Schlauheit sich mit griechischer Doppelzüngigkeit vereinigt? Viele behaupten, der Finanzminister habe nur einen Trumpf ausspielen wollen, um den Sturz seines wenig geliebten Chefs, des Ministerpräsidenten Combes, zu beschleunigen. . . . Jedenfalls flog der Pfeil ins Schwarze. Die Drohung mit dem Einkommensteuergesetz hat gewirkt, um die Börse zu demoralisieren. Die französische Rente, die dreiprozentige, welche den das de laine der französischen Sparernation ausmacht, ist um volle fünf Francs gesunken, trotzdem der Crédit Lyonnais und die das Aergste fürchtenden amerikanischen Versicherungsgesellschaften, welche in Frankreich große Geschäfte machen, sich der Regierung durch große Ankäufe als Schutztruppen zur Verfügung gestellt. Natürlich kann die Republik bei einem solchen Rentenkurs nicht an das geplante große Anlehen von 1500 Millionen denken, welches durch die Notwendigkeit der Schuldenkonsolidierung immer dringender wird. Dazu kommt ein Umstand, der in Frankreich gar nicht schwer genug genommen werden kann: der heillose Zustand, in welchem sich die großen staatlichen Sparkassen befinden. Der kleine Kapitalist ist durch den Rückgang der Rente völlig fassungslos geworden und in Frankreich, dem Lande, wo alle Welt spart, sind seit dem Emporkommen Combes' und seiner Leute nahezu zweihundert Millionen aus den Caisses d'Epargne, dieser bisher festesten aller festen Burgen, zurückgezogen worden. Gelingt es Rouvier nicht — oder liegt es nicht in seinen wahren Plänen de derrière la tête —, diesem Exodus Einhalt zu tun, fällt die Rente noch um einige Francs — dann wird mit dem Mantel auch der Herzog fallen, und das herrschende Regime wird in irgend einer Weise einen empfindlichen, vielleicht tödlichen Stoß erfahren.

III

Die Katastrophe scheint daher vielen, die die Symptome zu deuten wissen, ante portas, und die radikale Partei ist selbst dabei, das eigene Grab zu graben durch drei Gesetzvorschläge, welche die vornehmsten Punkte ihres unmittelbaren Programmes ausmachen. Diese verhängnisvollen Maßregeln sind: das staatliche Unterrichtsmonopol und die absolute Unterdrückung jeden Kongregationsunterrichtes — die Errichtung eines ungeheueren Pensionsfonds für Greise und das Arbeiterpensionsgesetz. Nach der haarscharfen Berechnung des ins nationalistische Lager abgeschwenkten früheren Finanzministers Jules Roche wird die Durchführung dieser drei Gesetze eine jährliche Ausgabe von tausend Millionen erheischen. Das heißt eine höhere Steuerbelastung der Nation von dreizehnhundert Millionen nach der bisherigen Bilanz zwischen Einnahmen und Ausgaben. Die Radikalen und die Regierungssozialisten behaupten zwar, daß für diese jährlichen dreizehnhundert Millionen die Reichen und Besitzenden „bluten" werden, aber das Exempel stimmt nicht, denn die großen Kapitalien haben längst ihren Weg ins Ausland genommen, erschreckt durch die nicht ruhenden Drohungen der Anhänger des Herrn Combes. Englische, belgische, Schweizer Anlagewerte füllen jetzt die Portefeuilles der besitzenden französischen Bourgeoisie, und wenn die radikale Partei vollends ans Ruder kommen und ihre „carte à payer" präsentieren wird, so wird es der kleine Mann sein, der in die Tasche greifen muß. Dann werden die Rückzüge aus den Sparkassen noch wilder werden und die Rente, die heute mühselig auf siebenundneunzig geschraubt worden ist, wird nicht höher als siebzig oder sechzig Francs gezahlt werden. Was wird die Konsequenz dieses unerhörten Zusammenbruches des Staatskredites sein? Eine in Pariser Klub- und Finanzkreisen viel erzählte Anekdote mag die Antwort darauf geben.

Vor einigen Monaten erhielt der Prinz Victor Napolean, der in Brüssel die Jahre seiner Verbannung zubringt, den Besuch eines belgischen Politikers. Prinz Victor ist nichts weniger als eine expansive Natur. Selbst seine Anhänger, die immer zahlreicher werden, zeigen sich oft unzufrieden mit seiner Schweigsamkeit und Zurückhaltung. An jenem Tage aber kam der Prinz aus eigener Initiative auf seine künftigen Aussichten zu sprechen: „Vor wenigen Jahren noch," so äußerte sich der enigmatische Sohn Plon-Plons, „vermochte ich nicht klar zu sehen in den Geschicken Frankreichs. Die Restauration des Kaiserreiches erschien mir in die Ferne gerückt. Aber heute erhebt sich das Fatum meines Landes aus dem Nebel und ich sehe klar den Gang der Ereignisse vor mir." — „Und welches sind diese Ereignisse?", fragte sein Besucher, „haben Hoheit die Verfolgungsmaßregeln gegen die geistlichen Genossenschaften und die Sperrung ihrer Schulen im Auge?" — „Ganz und gar nicht," erwiderte der Prinz, „die Informationen, welche ich aus Paris erhalte, lassen den Widerstand der Kongregationen als gänzlich belanglos erscheinen. Wir werden keine Märtyrer in den katholischen Reihen zählen. Selbst jene Kongregationen, die sich zum Kampfe rüsteten, werden die Waffen strecken, weil die Bischöfe keinen Widerstand gegen die jakobinische Staatsgewalt dulden. Nicht auf eine religiöse Krisis zähle ich, wohl aber auf eine finanzielle. Lassen Sie nur ein Jahr vergehen, und die französische Rente wird auf achtzig Francs fallen. Angesichts dieser Katastrophe wird die Haute-Finance sich ihrer Verpflichtungen ledig erklären und das Kaiserreich gründen."

So weit die Konversation mit dem belgischen Politiker. Letzterer teilt den Optimismus des Prinzen zwar nicht, er ist aber von dem Bestehen eines tiefgehenden Komplottes gegen die Republik überzeugt und glaubt, daß letztere im Jahre 1904 einen schweren Sturmlauf gegen ihr Bestehen erleben werde. Die politische Omnipotenz der Banken ist zweifellos; von ihnen wird die öffentliche Meinung ge-

Digitized by Google

leitet, ja hervorgerufen, und somit auch die öffentlichen Ereignisse. Bei jeder Wahl geben die Geldleute den Ausschlag: sie sind in Wahrheit „les grands-électeurs de la France". Noch eine Anekdote wird im Jockei-Klub erzählt: „Werden Sie Frankreich noch länger der Anarchie anheim geben?" interpellierte ein französischer Edelmann Herrn Ephrussi, den Schwiegersohn Alphonse Rothschilds. „Nur Geduld," war dessen Antwort, „sobald der richtige Moment gekommen sein wird, werden wir den radikalen Deputierten pfeifen und in einer Stunde wird das Empire eine vollendete Tatsache sein." In Paris ist es ein öffentliches Geheimnis, daß der Chef des Hauses Rothschild die Wiederherstellung des Kaiserreiches wünscht und zu fördern bereit ist. Die große Bankierdynastie ist nicht mehr orleanistisch, seitdem der weise und gemäßigte Graf von Paris die Augen geschlossen und sein turbulenter Sohn, Philippe Orleans, den Antisemitismus als königstreu gestempelt hat. Die gescheiteste Frau der Familie Rothschild war an den Prinzen von Wagram vermählt, den Enkelsohn Berthiers; sie starb vor wenigen Monaten an dem Rothschildschen Familienübel, einem Krebsleiden, auf ihrem Schlosse Grosbois bei Paris, welches einst Barros Besitztum gewesen ist. Man erzählt sich, der Prinz von Wagram sei im vorigen Jahre von dem Schwiegervater in vertraulicher Mission nach Brüssel gesendet worden, um dem napoleonischen Prätendenten die Unterstützung und Subsidien der Haute-Finance ins Lager zu führen. Dieser habe jedoch das Anerbieten ablehnen müssen, wenigstens vorderhand. Prinz Victor ist nicht frei. Er ist vermögenslos und das Klarste seines Einkommens besteht in einer Rente, welche die Kaiserin Eugenie ihm ausgesetzt hat. Da jedoch die Exkaiserin sehr lebhaft wünscht, in ihren jährlichen Besuchen in Paris und ihrer Wintervillegiatur auf dem Kap Martin bei Mentone nicht gehindert zu werden, hat sie ihrem Neffen das Versprechen abgenommen, daß er zu ihren Lebenszeiten nichts Offenkundiges gegen die Republik vornehmen werde. Man behauptet, daß eine große Anzahl der radikalen Abgeordnetenn nichts anderes und besseres verlangen, als zum Prinzen abzuschwenken, sofern sie wie ihre Vorfahren, die Jacobiner der ersten Republik, fette Aemter, Würden und bunte Ordensbänder unter dem neuen Regime zu erhoffen hätten. Unter dem langen Ministerium Waldeck-Rousseaux wurde oft die Parole ausgegeben — sie kam ohne Zweifel aus dem Elysée —, der Premier sei zum Warwick des Prinzen ausersehen! Der Fall Waldecks, der mit langer Hand durch Loubet, der seinen Minister nie liebte, vorbereitet wurde, ist in seinen eigentlichen Ursachen bis heute unaufgeklärt geblieben.

Die bonapartistische Partei besteht heute nicht mehr in ihren alten und engen Cadres. Aber sie wächst als große Malcontentenpartei mächtig an, und die neuen Männer, die an ihrer Spitze stehen, sind Leute von beträchtlichem Talent, großer Geschäftskundigkeit und genügender Ergebenheit, um eventuell ihre Haut zu Markte zu tragen. Der alt gewordene Paul Cassagnac hat längst die Fühlung mit der bonapartistischen Sezession verloren und sich auf die Leitung seines altmodischen Sousblattes L'Autorité zurückgezogen. Die neue Phalis hat zu hauptsächlichen Führern einen bretonischen und einen gascognischen Abgeordneten: den Marquis von Dion und Herrn Lasies, der früher Geniehauptmann war. Ersterer ist ein wohlbekannter Pariser Typus, gewesener Lebemann, der es lange arg getrieben, dann aber noch dem Muster der Helden in den Dramen Capus' reumütig und auf dem Wege noch Damaskus einer der hervorragendsten Förderer der Automobilindustrie in Frankreich geworden. Dabei schlagfertig, verwegen, intelligent und das strikte Gegenteil eines Junkers oder eines Baron Stumm. Jetzt ist er ein gewandter Parlamentarier mit herausfordernder, etwas derber Eloquenz. Sein Genosse, Herr Lasies, in seinem Aeußern das Ebenbild des Gascognern d'Artagnan, ist unstreitig eines der hervorragendsten Mitglieder des französischen Unterhauses, vorzüglicher Redner, in allen Sätteln gerecht und ein gefürchteter Gegner des „bloc", dem er die bittersten Wahrheiten nicht vorenthält. Eine Mischung von Cyrano de Bergerac und Rouher. Diese beiden Führer haben dem Bonapartismus in Frankreich einen neuen Impuls gegeben, indem sie das plebiszitäre Recht der Nation „direkte Wahl des Staatsoberhauptes" als ersten Artikel in ihr Programm schrieben. Der Brüsseler Prinz ist eines Sinnes mit ihnen: der Napoleonismus der Kaiserin Eugenie ist abgetan — es bleibt der demokratische Bonapartismus des „Appel au peuple".

IV.

Die Psychologie des monarchistischen Prätendenten ist leichter zu deuten, als jene des schweigsamen Enkels Jeromes von Westfalen. Philipp Herzog von Orleans ist keine komplizierte Erscheinung. Der auffallend schöne junge Mann mit dem rotblonden Bart ist in seinem Aeußern ein Mittelding zwischen Henriquatre und einem ostelbischen Landjunker: der letztere Eindruck rührt von der — protestantischen — Mecklenburger Großmutter her. Aber das Auge blitzt in dem Blau der Orleans: es ist das Auge der zwei bedeutendsten Typen aus dem Hause Frankreich: des verstorbenen Herzogs von Aumale und der noch trebenden hochbetagten, den Münchenern wohlbekannten Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, der Mutter Ferdinands von Bulgarien, Großmutter der Biebersteiner Herzöge Siegfried und Christoph. Der Herzog von Orleans ist ein feiner Menschentypus, ein „graziöser Athlet", gewandt in allen Spielarten des Sportes, Jäger, Yachtsmann, sprichwörtlicher Schütze, der die Wälder seines ungarischen Schwiegervaters, des Erzherzogs Joseph, verheert, tollkühner Reiter — und weidlich zitierter Frauenjäger, was seiner hohen Gemahlin, der sentimentalen Erzherzogin Marie Dorothea, zur großen Betrübnis gereicht. Der Charakter des Prinzen ist eine — nicht jedesmal glückliche — Mischung von Energie, Impulsivität, Hitze und Entschiedenheit. Seine Bildung ist lückenhaft geblieben, trotz aller Anstrengungen des gelehrten Vaters, des Grafen von Paris. Aber der Prinz ist überaus witzig, prompt in der echt französischen Konversationskunst, der „repartie", sein Geist wandelt häufig auf den Wegen, wo die Spötter wandeln und wenn er sich über die kleinen oder großen Schwächen seiner Umgebung lustig macht, so geschieht dies ohne jedes Wohlwollen. Große philosophische Diskussionen liebt Philipp nicht, auch längeren Reden ist er abhold und gar längeren schriftlichen Aeußerungen. Aber wenn er spricht, so klingt aus seinen wenigen Worten stets ein sehr lebhaftes Bewußtsein seiner Rechte und Pflichten. Im übrigen amüsiert er sich, soweit es einem Prinzen der Anstand erlaubt — manchmal sogar etwas mehr und dann weint die gar oft verlassene Herzogin von Orléans sich in den einsamen Gemächern von Alfuth die Augen aus, noch dem zu brillanten Herrn Gemahl, der die alternde Cousine heimgeführt. . . .

Der Prinz ist nicht sehr populär in Frankreich. Das steht fest. Selbst das frische, jugendliche Abenteuer seines „Gamelle"-Zuges hat das Bild des Urenkelsohnes und Erben Louis Philipps nicht in dem Herzen der Nation festen können. Freilich gibt es in Frankreich noch eine historische, orleanistische Partei, die jedoch nach dem Sonnenoer Manifest an Anhängern eingebüßt hat. Denn jenes Manifest ging mit den Glaubensgenossen des Herrn Alfred Dreyfus etwas derb um, und seither datiert die Schwenkung der Dynastie Rothschild und ihres Gefolges ins bonapartistische Lager. Es zeigen sich aber die Umrisse einer orleanistischen Sezession unter denjenigen aus den Universitäten hervorgegangenen Leuten, die unter der talentvollen Führung eines jungen Professors, Charles Maurras, den linken Flügel des Royalismus bilden: die Monarchisten aus Ueberlegung, Vernunft und der Logik der geschichtlichen Tradition. „Das Haus Capet," sagt Herr Maurras, „hat Frankreich zurechtgezimmert. Der populären und militärischen Dynastie verdanken wir unsere nationale Einheit. Kein Land in Europa ist so homogen wie Frankreich. Das verdanken wir unsrer nationalen Dynastie: sie allein kann uns retten, sowohl vor der republikanischen Anarchie, als dem napoleonischen Cäsarismus." Um diese Schule gruppieren sich mit mehr oder weniger versteckter Entschiedenheit: Paul Bourget, Déroulède, die Akademiker Jules Lemoitre und François Coppée, der

Digitized by Google

Poet der kleinen Leute, ferner alle die stillen Anhänger der „katholischen" und „ehrenwerten" Republik, die Ralliierten nach dem Muster des Grafen de Mun und das bunte Heer der Malkontenten, die sich unter dem Banner der „Liga des französischen Vaterlandes" zusammengetan haben, jenes Verbandes, wo der Berufenen so zahlreiche sind und der Auserwählten so gar wenige. Der Prinz, der noch jung ist, hat seine Jünglings- und Mannesjahre im Exil verbracht. Bei Lebzeiten seines Vaters in dem düsteren und unkomfortablen Sheen-House in der Landoner Bannmeile, verschwand er oft aus dem etwas monotonen Familienkreise des Grafen und der Gräfin von Paris und tauchte bald hier, bald dort in der Lebewelt der kontinentalen Hauptstädte auf: nicht immer allein, und daher soll die Antipathie herrühren, die der sittenstrenge verstorbene Alexander III. und Kaiser Franz Joseph dem flotten Prinzen bewiesen. Seit dem Tode des Herzogs von Aumale ist in den Vermögensverhältnissen des Chefs vom Hause Frankreich eine glückliche Wendung eingetreten. Früher in seinen Mitteln ziemlich beschränkt, trotz der Heirat mit der reichen Cousine aus Ungarn, wurde er durch das Testament des Schloßherrn von Chantilly Besitzer der Landhäuser von Wood-Norton, in der Nähe Londons, und namentlich der großen sicilianischen Besitzungen mit der Einnahmequelle des berühmten Lucco-Weines. Dort verbringt der Prinz die Wintermonate, oder er eilt auf seiner Jacht nach Spanien, wo die Gräfin von Paris, als Erbteil des Herzogs von Montpensier, das prächtige Landgut Villamaurique bei Sevilla besitzt. Drei Schwestern des jungen Herzogs sind vermählt; die älteste ist die Gemahlin des dicken Dom Luiz, Königs von Portugal und der Algarben; die zweite, die Herzogin von Aosta, hat Anwartschaft auf den Quirinal, wenn die montenegrinische Helena ihrem Gatten keine männlichen Erben schenkt, und die dritte hat vor fünf Jahren eine Liebes- und Familienheirat getan, in der Person ihres Vetters, des Prinzen Jean, Herzogs von Guise, eines Sohnes des Herzogs von Chartres. Der einzige Bruder des Prinzen, der den Familientitel Montpensier trägt, dient in der spanischen Marine.

„Sage mir mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist." Das Wort ist auf einen Prinzen, zumal wenn er ein Prätendent ist, nicht unbedingt anwendbar, und das ist gut so, denn die Umgebung des Herzogs von Orleans schillert oft bunt in der Spektralanalyse der Gelüste, Hoffnungen und wohl auch Ergebenheiten. Sein direkter Hof ist gebildet aus dem „Service d'Honneur de Monsieur le Duc d'Orléans" und besteht aus jüngeren und älteren Leuten ungleichen Wertes. Die bedeutendsten sind wohl: der Herzog von Luynes, der eine Ujès zur Frau und als Mitgift einen Anteil an der Goldgrube des Veuve-Clicquot-Champagner hat, ferner Graf de Lur-Saluces, der Elsässer Hermann, der pensionierte General de Charette, der im Jahre 1871 die Legion der päpstlichen Zuaven ausgehoben hatte, der Advokat Buffet, die Journalisten Maurras, Bezine u. a. m. Bisher hat man den Prätendenten freilich noch nicht am Werke sehen können: was soll er auch machen, so lange die große Frage — wie wird sich die Armee zu den Umsturzversuchen des gegenwärtigen Regimes halten — eben eine große Frage bleibt.

V.

Die Armee! Sie ist die einzige Macht, welche imstande sein könnte, die Wagschale der orleanistischen Hoffnungen, seitdem die Haute-Finance zum Bonapartismus abgeschwenkt ist, mit dem Gewicht ihres Einflusses zu beschweren. Die Armee hat aber die Enttäuschungen des Landes, das auf ihre Mitwirkung rechnete, um aus der Stickluft der Loubetschen Republik in eine frischere Atmosphäre zu gelangen, bitter vermehrt. Ohne innere Kraft und Energie hat sie es nicht einmal vermocht, den unerhörten Angriffen und Insulten ihrer Feinde mit Würde die Spitze zu bieten. Welcher Armee der Welt hätte man seit drei Jahren einen General André als Chef bieten können? Der Plan der Regierungsradikalen ist ein kaum verhüllter mehr: die Abschaffung des verhaßten stehenden Heeres und seine Ersetzung durch ein Milizsystem. Die militärischen Einrichtungen der Schweiz sind zur fixen Idee in der Anschauung der Kammermehrheit geworden. Das uneingestandene Ziel der derzeitigen Regierung ist die Abschaffung der Generalität, die äußerste Beschränkung der Friedenspräsenzstärke, die Herabsetzung der Dienstzeit auf ein Jahr, ja auf sechs Monate. Das stimmt schlecht zu den Idealen des französischen Offizierskorps. Aber je energischer, das heißt brutaler und rücksichtsloser die Republik, deren Präsident Herr Loubet noch ist, auf ihr Ziel steuert, je schroffer André und seine Helfershelfer in der Knebelung und Entwürdigung der Armee vorgehen, desto indolenter und kleinmütiger scheint der Geist des Offizierskorps zu werden. Immerhin ist es für die Eingeweihten kein Zweifel, daß am Tage der Besetzung des Präsidenten Faure die Pariser Generalität das Schicksal der radikalen Republik in ihren Händen hatte. Loubet war nach seiner Rückkehr von dem Versailler Kongreß mit einem Sturm der Entrüstung am Bahnhofe von St. Lazare empfangen worden. Die große Mehrheit der Nation empfand die Wahl des Protektors der Panamaleute und der Dreyfus-Entrepreneure als Schmach und Hohn auf die Gefühle und Würde des Landes. Der Herzog von Orleans wartete in Dover, bereit, auf das erste Signal den Kanal zu kreuzen. Im Palais des Militärgouverneurs von Paris, welcher damals der alte General Saussier war, lag ein ausgearbeiteter Plan für eine Art „Dix-huit Brumaire" fertig: die radikalen Minister und die ärgsten Schreier in Parlament und Presse sollten für einige Zeit in die Kasematten von Vincennes wandern, die Freiheit der Presse — „licence et non liberté" — sollte suspendiert und eine provisorische Regierung im Stadthause eingesetzt werden. Gewiß wäre in der Aufregung und Konfusion jener Tage der Staatsstreich ausführbar gewesen, und die Majorität der Nation hätte eine derartige energische „opération de police" mit Genugtuung begrüßt. Aber im letzten Augenblick zog die Zuversicht der Entschlossenen den kürzeren vor der Kleinmütigkeit der Generäle, namentlich des den Leichenkondukt befehlenden General Roget. Loubet konnte ungehindert, wenn auch unbejubelt, ins Elysée wandern, und André wurde Kriegsminister, um nach dem Schema der Freimaurerlogen das Offizierskorps zu „säubern". — So ist es zur Stunde mit der Republik bestellt: genauer gesagt, mit dem heillosen System, das in Combes, dem selbst von seinen politischen Anhängern verachteten Marineminister Pelletan und den an Charakter schwachen, ob seiner unheilbaren Unpopularität grollenden Loubet seine Vertreter hat. Die künftigen Ereignisse, vielleicht beschleunigt durch jene der internationalen Konstellationen, werfen drohend ihre Schatten auf die unmittelbaren Geschicke der Regierungsform, die sich Frankreich zum drittenmale gegeben. —

Paris, Februar 1904. M. F.

Neuere vulkanologische Forschungen.

Tiefgründige vulkanologische Forschungen sind von jeher sporadische Erscheinungen gewesen, was in der beschränkten Zahl von Vulkanbergen in den modernen Kulturstaaten eine sehr einfache Erklärung findet. Das Studium der Gebilde Hephästos' setzt meistens eine kostspielige und oft eine beschwerliche Reise voraus, den Besuch fernliegender Länder, welcher Zeit, Geld und Ausdauer beansprucht. Indessen kann dies nicht der einzige Grund der Vernachlässigung sein, welche dem Vulkanismus lange Zeit hindurch zuteil wurde. Vielmehr gesellt sich dazu die Tatsache, daß an Stelle der Erforschung der Vulkane selbst in der Natur diejenige der sie aufbauenden Gesteine im Studierzimmer trat. Deren Umfang hat mit den mikroskopischen Methoden ein solches Maß erreicht, daß die sie behandelnde Petrographie zu einer selbständigen Disziplin ausgewachsen ist. Ferner geriet die Vulkanlehre, obwohl oder vielleicht gerade weil man von der Ursache der vulkanischen Erscheinungen tatsächlich nichts wußte und weiß, in eine solche Sackgasse, daß ein Weiterbau auf dem begangenen Wege keine befriedigenden Ergebnisse versprach. Was erst

Digitized by Google

noch zu erforschen ist, wurde oft als erwiesen angesehen, als Voraussetzung hingestellt und zu Schlüssen benutzt, die sich auf dem Papier, auf der Landkarte sehr verlockend darstellten, aber des Haupterfordernisses der Naturforschung, der Beobachtung in der Wirklichkeit ermangelten. Eine fruchtbare Idee zur Ergründung des Unbekannten fehlte und die gewöhnliche vulkanologische Literatur zeichnete sich durch ebenso viel Langweiligkeit wie Gedankenlosigkeit aus. Jene ergab sich aus der das eigentliche Wesen des Vulkanismus nicht im entferntesten berührenden Beschreibung von Aeußerlichkeiten und Aufzählung von allerlei Daten, diese aus dem verbreiteten Vorurteile, daß alle Vulkane auf tektonischen Spalten ständen. Auf Grund dieser Lehrmeinung wurden oft genug auf den Karten durch die Vulkane die passendsten in einer Geraden liegenden Verbindungslinien gezogen, was abseits davon lag, auf Senkrechten dazu untergebracht — und die „Spalten" waren bewiesen. Indessen trugen sie nicht die geringste, auf geologischem Befunde beruhende Berechtigung in sich.

Seit etwa zehn Jahren macht sich indessen ein Wandel bemerkbar, und einzelne Forscher beginnen die Vulkanologie aus der Lethargie aufzurütteln, in die sie geraten war. Den ersten Schritt tat Branco, als er den Beweis führte, daß 180 Vulkänchen, bezw. deren Erosionsreste in der Schwäbischen Alb nicht das mindeste mit Spalten zu tun haben, sondern in selbständigen, röhrenförmigen Kanälen mit der Tiefe in Verbindung stehen. Ganz neuerdings hat der genannte Geolog in der preußischen Akademie der Wissenschaften wieder die Frage beleuchtet und alles Material zusammengetragen — es ist nicht wenig in der kurzen Zeit —, welches sich seitdem über die Unabhängigkeit der Vulkane von vorher existierenden Spalten gesammelt hat. Aufschlüsse in Württemberg, der Rhön, in Niederhessen, Sachsen, England, Irland, Utah und Canada, Beobachtungen aus Mexiko, Ecuador, Chile reihen sich an einander und stehen nicht einer einzigen in der Literatur zu entdeckenden, durch den Augenschein erwiesenen Spalte gegenüber.

Ueber das Maß der festgelegten Tatsachen hinaus in das Reich der Spekulation greifend, aber mit vollem wissenschaftlichen Rüstzeug, auf Beobachtungen und einfachen Erwägungen fußend, beschäftigte sich Stübel mit dem Vulkanismus, und ihm gebührt hauptsächlich der Dank dafür, daß die Fragen dieses Forschungsgebietes mehr und mehr in Fluß gekommen sind. Ein ungerufener Bundesgenosse in der Erweckung der Teilnahme daran erschien ihm im Mont Pelé, weil auch durch dessen menschenmordenden Ausbruch eine größere Anzahl Geologen für die Vulkanologie interessiert wurden.

Stübels neue Veröffentlichungen fordern zu einem kurzen Rückblick auf seine schon 1897 gebrachten theoretischen Anschauungen über das Wesen des Vulkanismus auf, da sie Voraussetzung zum Verständnis jener sind. Physikalische Tatsachen, Beobachtungen in der Natur und am Hochofen lassen es möglich erscheinen, daß das Magma bei der Abkühlung nicht eine Zusammenziehung, wie bisher stets angenommen wurde, sondern eine Ausdehnung erfährt. Bildete sich nun, vom glutflüssigen Zustand der Erde ausgehend, bei der Abkühlung eine Kruste, so ereigneten sich bei fortschreitender Temperatur-Erniedrigung infolge der Ausdehnung des flüssigen Magmas immer wieder Durchbrüche. Die überfließende Schmelzmasse erhält wieder eine feste Decke und es entsteht so allmählich in oft wiederholtem Spiel eine „Panzerdecke" um den flüssigen Erdball, deren unterste Lage die allererste Erstarrungskruste ist. Zwischen den verfertigten Krustenlagen sind aber Flüssigkeitsreservoire eingeschlossen, die auch ihrerseits dieselbe nur kleinere Rolle wie der Zentralherd vollziehen und bei weiterer Abkühlung ihre engere Decke sprengen und durchbrechen können. Die Voraussetzung der Volumenvermehrung des Magmas bei der Abkühlung führt also unabweisbar zur Bildung peripherischer Herde, und auf die Ausbrüche dieser werden die gegenwärtigen vulkanischen Erscheinungen bezogen.

Seit Veröffentlichung dieser geistreichen Theorie hat Stübel mehr Beobachtungen niedergelegt, um zu zeigen, daß Bau und Erscheinungen der Vulkane zur Annahme begrenzter, lokalisierter Eruptionsherde zwingen. Mit großem Geschick wird vor allem die so häufig wiederkehrende Somma-Vesuv-Kombination ins Treffen geführt und mit zahlreichen Beispielen einer großen Anzahl selbststudierter Vulkane in den verschiedensten Gebieten der Erdoberfläche die unbestreitbare Tatsache beleuchtet, daß viele Vulkanberge aus einem alten, schon gründlich zerstörten (der Somma entsprechenden) Hauptbau und einem jugendlichen, auffallend frischen (dem Vesuv entsprechenden) Nebenbau bestehen. Während jener eine sehr bedeutende Masse darstellt, hat dieser im Vergleich dazu nur einen untergeordneten Umfang. Ist es nun im höchsten Grade auffallend, daß, wie das viel höhere Alter des Hauptbaus zeigt, zwischen der Erzeugung desselben und der des Nebenbaues eine große Zeit der Ruhe gelegen haben muß, und daß durchweg der letztere den ersteren an Größe nicht annähernd erreicht, so erklärt sich diese Tatsache spielend mit der Annahme in sich abgeschlossener Ausbruchsherde, deren Eruption durch Volumenvermehrung verursacht wird. In einer bestimmten Abkühlungsphase sprengt das Ausdehnungsbedürfnis eines begrenzten Herdes die überlagernde Kruste und baut einen Vulkan auf. Dies geschieht in einem mehr oder weniger einheitlichen Akt, dessen Dauer und Maß von den physikalischen Verhältnissen des Magmas abhängt. Es wird so viel Flüssigkeit gefördert, daß der Herd wieder ins Gleichgewicht gelangt. Oft ist damit dem Ausdehnungsbedürfnis Genüge getan. In anderen Fällen aber sammelt sich in langer Zeit von neuem eine Spannung an, die — also viel später als der erste Ausbruch — durch eine zweite Tätigkeit ausgelöst wird, aber bei der Erschöpfung der Hauptkraft in der ersten Periode nur ein kleines Erzeugnis hervorbringen kann.

Von diesem theoretischen, indessen von zahlreichen Erfahrungen gewonnenen Gesichtspunkte aus beleuchtete Stübel jüngst zum zweitenmal den Ausbruch des Mont Pelé auf Martinique.[1]) dessen interessantes Gebaren seit der verheerenden Katastrophe vom 8. Mai 1902 von verschiedenen Forschern an Ort und Stelle aufgezeichnet wurde, und kommt zu dem Schluß, daß der Pelé jetzt in die zweite Ausbruchsphase eingetreten ist. Dieselbe zeichnet sich durch den Austritt einer Lavamasse aus, welche in dem alten Krater aufstieg, einen Staulegel, der noch die Besonderheit aufwies, daß aus ihm ein nadelförmiges Felsgebilde hervorwuchs, welches einen ganz befremdenden Eindruck machte. So eigentümlich die bereits wieder zusammengefallene Riesennadel war, so ist ihre Form das weniger Wesentliche gegenüber der Schöpfung der Kuppe überhaupt.

Bezeichnend für das Charakteristische derselben ist die Tatsache, daß ihre Bedeutung für die Betrachtungsweise anderer Vulkanbauten von Stübels und von meiner Seite in gegenseitiger völliger Unabhängigkeit ganz gleichzeitig auseinandergesetzt wurde. Es ist fürwahr höchst auffallend, daß ein Teil der Vulkanberge im Scheitel eine steile Kuppe wie einen besonders aufgesetzten Buckel tragen. Da sie zudem gewöhnlich des Kraters entbehren, gaben sie häufig genug Anlaß zu einer ganz gezwungenen Erklärung als Erosionsreste eines Vulkankegels, der früher viel höher aufragte und von dem jetzt nur das Ende des in den gedachten alten Krater reichenden Stiels, ein Lavastromrest oder dergl. übrig sei. Die Ursache dieser ziemlich geschraubten Erklärungen lag in dem Vorurteil, daß am Vulkan der Krater sozusagen die Hauptsache sei. Es gibt aber nicht wenig Vulkanberge, die eines Kraters entbehren, und zwar viele der ausschließlich oder am Ende ihrer Bauzeit aus geflossenen Laven zusammengesetzten Dome. Staukegel, ehemals selten beobachtete Erscheinungen, sind jetzt mehrfach in ihrer Bildung verfolgt worden, so der Georg auf Santorin (1866) und der Atriokegel am Vesuv (1895). Sie quollen in tieferer Höhenlage, nahe dem Fuß auf. Die Entstehung einer Kuppe als krönender Bau im Scheitel eines Berges wurde aber früher nie wahrgenommen. Das vergangene Jahr indessen schuf zu gleicher Zeit sogar zwei, die — ein merkwürdiger Zufall — auf antipodisch gelegenen Punkten des Globus auftraten: erstens, wie gesagt, auf dem Pelé, zweitens auf dem Merapi auf Java. Der letztere dürfte nach meinen eigenen Beobachtungen einen Krater zurückgelassen, der erstere scheint einen solchen nie besessen zu haben.

Nachdem sich also vor unseren Augen die Bildung kuppengekrönter Vulkangipfel abgespielt hat, ist eine große Reihe früher ungenügend erklärter oder totgeschwiegener

[1]) Alphons Stübel: Rückblick auf die Ausbruchsperiode des Mont Pelé auf Martinique 1902 bis 1903 vom theoretischen Gesichtspunkte aus. Leipzig, Max Weg 1904.

Berge unserem Verständnis erschlossen, und mit Recht stellt Stübel die Pyramidenberge den Kraterbergen gegenüber. Als wenn er die Schrecken sühnen wollte, die er der Menschheit bereitete, hat so der Pelé schließlich beigetragen zur Bereicherung der Wissenschaft, zur Erkenntnis der Natur.

Dr. Paul Grosser.

Bücher und Zeitschriften.

m. Archäologisches. In der Beilage 1901, Nr. 111, S. 6, hatte der Verfasser vor drei Jahren den Satz ausgesprochen, es müßten noch weitere Zwischenstationen der mykenischen Kultur zwischen Althellas und dem timerischen Nordwesten bald aufgefunden werden, um die völlige Ausdehnung dieses Kulturkreises kartographisch festlegen zu können. (Der Widerspruch Dr. v. Forsters gegen den Charakter der Kersbacher Gefäße ist ohne Belang, da er nicht den Kern der Frage trifft, die Identität an Technik und Ornamentik.) Und wirklich! Der Siebenbürger Forscher Teutsch hat bereits im Jahre 1900 in der Schrift: „Prähistorische Funde aus dem Burzenlande" (Wien, Anthropologische Gesellschaft) den handgreiflichen Beweis geliefert, daß neben neolithischer Buhendware im Gebiete von Kronstadt an der Alt (= Aluta) Idole und bemalte Keramik im „Priesterhügel" vorkommen, die von der ägäischen Kunst beeinflußt sind (vgl. a. O. Tafel VI. Fig. 117—122, Fig. 133—160 und Text S. 201—202). Es sind spiraloide und mäanderähnliche Zeichnungen, die meist in zwei Farben — schwarz und dunkelrot — auf dem hellrot und weiß bemalten Tonuntergrund ausgeführt sind. Teutsch nahm damals auch an, es handle sich hier um „barbarische Nachahmungen der mykenischen Malerei, die schon in der jungen Steinzeit und in der frühesten Metallzeit (Kupferperiode!) — etwa in der letzten Hälfte des 2. Jahrtausends vor Christi — ihre Ausstrahlungen nach Norden und Nordwesten bis nach Mähren und Niederösterreich hatte". — In einer zweiten, soeben erschienenen Publikation von Teutsch: „Die späteneolithischen Ansiedelungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses" (Wien 1903, Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften, 1. Bd. Nr. 6, 35 S. und 183 Abbildungen) erweitert nun dieser Forscher die früher erzielten Resultate nach Umfang und Schlußfolgerungen. Den Mittelpunkt der Untersuchung mit dem Spaten bildet auch hierin der Priesterhügel bei Brenndorf (Komitat Kronstadt). Dieser Oertlichkeit schließen sich dann folgende an: 2. Fundstelle bei Erösd (Komitat Háromszék), 3. Hügel der Marienburg, 4. Käsberg bei Honigberg, 5. Kronstadt, 6. Zeiden, 7. Neustadt, 8. Krizla, 9. Brenndorf (sämtlich im Komitat Kronstadt). Alle diese Fundstellen liegen im Gebiete der oberen Alt und ihrem Zuflusse. Alle bis auf 7, 8, 9 lieferten dem Spaten neolithische Objekte in Ton, Knochen, Horn, Stein und außerdem der „Priesterhügel" und die Anhöhe bei Erösd die eben geschilderte bemalte Töpferware fremdländischen Charakters. Diese erreicht ihren Höhepunkt in den bemalten Löffelstielen und in den formvollendeten Bechern und Schüsseln mit bunter Spiralornamentik. Auch einzelne Tonidole ergaben hier die Ausgrabungen von 1900 bis 1902. — In seinen Schlüssen gelangt Teutsch 1903 weiter als 1900. Er nimmt nicht mehr „barbarische Nachahmungen" an, sondern Niederlassungen von fremden, handeltreibenden Gewerbsleuten, die über den Balkan und am Altfluß entlang aus dem Kulturkreise des Aegäischen Meeres hier eingewandert seien. Ihre Rimessen bestanden in Salz, Kupfer und Salz. Dem Stamme der weithin an den Gestaden des Aegäischen Meeres verbreiteten Phryger schreibt Teutsch diese Handelsbeziehungen der Vorzeit zu, die hierher auch die Benützung des Kupfers brachten. Die übrige, nicht bemalte, sondern mit den Elementen der Bandkeramik roh gezierte Tonware, ebenso die Objekte aus Stein, darunter auch sog. Schuhleistenkeile (Fig. 1 und 2, S. 3), Silexware, Knochen- und Hornartefakte u. s. w. würden der eingeborenen Urbevölkerung angehören. Diese Serie ist übrigens in Technik und Ornamentik so sehr analog gebildet den neolithischen Ueberresten vom Neckar — Großgartach — und dem Oberrhein — Rheinhessen und Rheinpfalz —, daß man an ihrer chronologischen Gleichstellung zu zweifeln keinen Anlaß hat. Die absolute untere Zeitgrenze rückt damit für die jüngste Neolithik bedeutend herab und zwar ganz in die zweite Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends, was der Verfasser schon vor 23 Jahren behauptet hat (vgl. Mehlis: „der Grabfund von Kirchheim a. d. Eck", S. 49 bis 50, Leipzig 1881).

*

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Februarsitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse hielt Herr Krumbacher einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Eine neue Handschrift des Digenis Akritas". Vor etwa 30 Jahren wurde in Trapezunt eine Handschrift des verschollenen byzantinischen Epos entdeckt, dessen Inhalt die Erzählung der Taten des tapferen Grenzverteidigers (Akrites) Digenis bildet. Der historische Kern des Gedichtes ist im 10. Jahrhundert zu suchen. Bald fanden sich drei andere Handschriften: in Gratta Ferrata, Oxford und auf Andros. Jede Handschrift enthält eine stark abweichende Redaktion des Werkes. Zu diesen vier Handschriften kommt nun eine fünfte, in der Bibliothek des Escurial. Auch hier haben wir es mit einer neuen Bearbeitung zu tun; sie ist am nächsten verwandt mit dem Texte von Andros, steht aber, soweit sich nach den bis jetzt zugänglichen Textproben urteilen läßt, hinter dieser wie den übrigen Redaktionen an Reichtum des Inhalts und Gediegenheit der Form erheblich zurück. — In der mathematisch-physikalischen Klasse berichtete Herr August Föppl „Ueber einen Kreiselversuch zur Messung der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde". Der Kreisel besteht aus einem an drei Drähten aufgehängten Elektromotor, auf dessen Welle beiderseits Schwungräder von je 30 Kilogramm Gewicht und 50 Zentimeter Durchmesser aufgekeilt sind. Läßt man den Kreisel mit Winkelgeschwindigkeiten von 1500 bis 3000 Umdrehungen in der Minute umlaufen, so erfährt er wegen der Erddrehung Ablenkungen von 5—8 Grad, wenn die Kreiselachse in der Ruhelage horizontal und senkrecht zum Meridian steht, während er keine Ablenkung erfährt, wenn die Ruhelage der Kreiselachse in den Meridian fällt. Die daraus berechnete Winkelgeschwindigkeit der Erddrehung stimmt innerhalb der Grenzen der Versuchsfehler, d. h. bis auf etwa zwei vom Hundert mit der Drehung der Erde gegen den Fixsternhimmel überein. Der Versuch übertrifft an Genauigkeit erheblich den Foucaultschen Pendelversuch, der im übrigen zu demselben Ergebnisse geführt hat. Herr v. Seeliger legte zwei Abhandlungen vor: a) von Observator Dr. J. B. Messerschmidt: „Das magnetische Ungewitter vom 31. Oktober 1903". Die Störung setzte um 7 Uhr vormittags plötzlich ein, indem die Magnetnadel heftig zuckte und zitterte, was bis Mittag dauerte. Dann hörte das Zittern auf, dagegen wurden die Pendelbewegungen größer, so daß z. B. sich die Mißweisung in kurzen Zwischenzeiten oft um mehr als 1° änderte. Von abends 8 Uhr an wurden die Schwingungen ruhiger und gingen allmählich in normale über. Gleichzeitig mit der Störung traten so starke Erdströme auf, daß der Telegraphendienst auf der ganzen nördlichen Halbkugel vielfach ganz unterbrochen war. Eine Störung von diesem Betrage ist in München seit dem 2. September 1859 nicht mehr beobachtet worden; b) von Dr. Siegfried Guggenheimer „Ueber die universellen Schwingungen eines Kreisringes". Die Arbeit ist eine Uebertragung der von Korn für die Kugel entwickelten Theorie auf den Kreisring. Es werden zunächst die Differentialgleichungen der universellen Funktionen für den Innen- und Außenraum eines schwach kompressiblen Kreisringes in einem inkompressiblen Medium aufgestellt und die universellen Funktionen in erster Annäherung berechnet. Das Studium der Grundschwingung ergibt hierauf, daß die

Digitized by Google

selbe eine Pulsation ist, mit dem weiteren Resultate, daß sich für große Entfernungen der Ring wie eine pulsierende Kugel verhält. Herr W. Koenigs legte eine Arbeit der Herren Richard Willstätter und Eugen Mayer „Ueber Chinondiimid" vor. Herr Alfred Pringsheim sprach über eine Untersuchung von Herrn Dr. Georg Faber, Gymnasiallehrer in Traunstein: „Ueber die Nicht-Fortsetzbarkeit gewisser Potenzreihen". Vor einigen Jahren hat der französische Mathematiker Ch. Fabry einen auf die vorliegende Frage bezüglichen interessanten, allgemeinen Satz aufgestellt; sein Beweis ist aber äußerst kompliziert und in gewissen Einzelheiten kaum verständlich. Herr Faber gibt einen neuen, verhältnismäßig einfachen Beweis jenes Satzes. — In der historischen Klasse hielt Herr Prutz einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Die exemte Stellung des Hospitaliter-Ordens. Ihre Entwicklung, ihr Wesen und ihre Wirkungen." Auf Grund der neuerdings erschlossenen Schätze des ehemaligen Ordensarchivs in Lavaletta auf Malta führte er den Nachweis, daß die dem Orden durch die päpstliche Kurie verliehenen Privilegien in ihrer Gesamtheit ein System von Exemtionen darstellen, durch das der Orden nicht bloß finanziell von allen üblichen Leistungen an die Kirche befreit, sondern auch in den Stand gesetzt wurde, vermöge des Ordensklerikates, des vielfach geübten Kirchenpatronates und im Besitz der Sicherheit gegen die erzbischöfliche Strafgewalt weite Kreise der ordentlichen kirchlichen Gewalt zu entziehen, indem er auch die Massen der Affiliierten, seiner Dienstleute, Arbeiter u. s. w. und selbst nur geringen Zins zahlende Fremde zum Mitgenuß seiner Ausnahmestellung zuließ. Ursprünglich ein nur lockerer Verband zur Armen- und Krankenpflege, dem man nur auf Zeit beizutreten brauchte, und damals namentlich auf Arragonien und die pyrenäische Halbinsel gegründet, von wo ihm zuerst reiche Mittel zuflossen, erlangte er eine herrschende Stellung durch die Errichtung von dem Haupthause in Jerusalem untergeordneten Hospizen an den für den Verkehr mit dem heiligen Lande wichtigsten Plätzen Italiens und Südfrankreichs. Indem er sich der päpstlichen Autorität fast ganz entzog, fand er allmählich Mittel und Wege, sich mit ihrer Hilfe auch in weltlichen Dingen unabhängig zu machen und durch die Erwerbung der Gerichtsbarkeit und deren zuweilen geradezu schikanöse Uebung in manchen Distrikten eine Art Herrschaft zu usurpieren, die ihm vielfach heftige Feindschaft zuzog.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin veranstaltet demnächst einen sechswöchigen Kursus (6. April bis 14. Mai). Der Semesterkursus fällt im kommenden Sommer aus. Die fachwissenschaftlichen Vorträge und Ausflüge sind für Beamte, Richter, Industrielle, Kaufleute bestimmt, welche neben der allgemeinen Bildung bis zu einem gewissen Grade auch eine staatswissenschaftliche Vorbildung theoretischer oder praktischer Art besitzen und eine Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse auf dem Gebiete der juristischen und wirtschaftlichen Staatswissenschaften erstreben. Die Vorträge und Konversatorien finden vormittags im Abgeordnetenhause statt. Als Dozenten sind wie bisher Theoretiker und Praktiker beteiligt. Es lesen: 1. Prof. Hintze: Preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. 2. Geh. Oberfinanzrat Schwarz: Staatshaushalt, Allgemeine Finanzverwaltung und allgemeine Finanzpolitik in Preußen und Reich. 3. Geh. Oberfinanzrat Strutz: Preußische Staats- und Kommunalsteuerpolitik im 19. Jahrhundert. 4. Geh. Oberregierungsrat Freund: Verfassung der Gemeinden in Preußen. 5. Prof. Schmoller: Ueber soziale Entwicklung (Entstehung der Klassen, Klassenkämpfe, Klassenherrschaft und deren Ueberwindung). 6. Prof. Sering: Die Agrarfrage der Gegenwart. 7. Ministerialdirektor Dr. Thiel: Förderung der landwirtschaftlichen Technik durch die Verwaltung. 8. Dr. jur. et phil. Jannasch: Deutschlands Stellung und Aufgaben im Welthandel. 9. Privatdozent Dr. Weber: Industrielle Organisation. 10. Prof. Eugen Meyer: Einführung in die industrielle Technik. 11. Geh. Regierungsrat v. Seefeld und Regierungs- und Gewerbeschulrat Dunker: Förderung des Kleingewerbes mit besonderer Berücksichtigung des gewerblichen Unterrichtswesens. 12. Prof. A. Wagner: Bankwesen. 13. Oberregierungsrat Evert: Sparkassenwesen. 14. Prof. F. Wiedenfeld: Verkehrsorganisation und Verkehrspolitik der Gegenwart. 15. Prof. H. Albrecht: Soziale Hygiene. Jede Woche findet ein eintägiger Ausflug, vom 15. bis 20. Mai eine Exkursion in die Bergwerks- und Industriereviere von Rheinland und Westfalen unter Führung von Fachmännern statt.

* Der Kongreß für experimentelle Psychologie wird, wie schon früher von uns gemeldet, bei zahlreicher Beteiligung hervorragender deutscher und ausländischer Fachgenossen in Gießen vom 18. bis 21. April 1904 d. J. tagen. Die angemeldeten Vorträge und Demonstrationen haben folgende Gruppen ergeben: Individualpsychologie; Psychophysiologie der Sinne; Gedächtnis; Verstandestätigkeit; Bewußtsein im Schlaf; Ausdrucksbewegungen und Willenstätigkeit; Gefühle der Aesthetik; Kinderpsychologie und Pädagogik; Kriminalpsychologie; Psychopathologie; Reaktionsversuche an Normalen und Geisteskranken. Die Verhandlungssprache ist die deutsche. Bei dem Kongreß wird eine Beratung über die Weiterführung desselben und über Einrichtung einer deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie erfolgen. Voraussetzung zur Einladung von seiten des Komitees ist, daß der Betreffende eine wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der Psychologie oder deren Grenzgebieten veröffentlicht hat. Die Eröffnung findet Montag, den 18. April, früh halb 10 Uhr, in der großen Aula der Universität statt; die weiteren Sitzungen zum Teil dort, zum Teil in der psychiatrischen Klinik und im physikalischen Institut.

* Das Manuskript des „Verlorenen Paradieses" von Milton, das vor kurzem in London bei seiner Versteigerung um den angebotenen Preis nicht abgegeben worden war, ist nun für 100,000 M. an einen nicht genannten Amerikaner verkauft worden und bereits auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten.

* Gedenktag. Am Montag vor 25 Jahren, am 4. April 1879, starb zu Berlin im 76. Lebensjahre der berühmte Physiker Heinrich Wilhelm Dove, der wissenschaftliche Begründer der Meteorologie. An diesem Gedenktage vollendet zugleich einer seiner Söhne, der Historiker Professor Dr. Alfred Wilhelm Dove zu Freiburg i. Br., das 60. Lebensjahr.

*

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Zum Repetenten für neutestamentliche Exegese an der theologischen Fakultät der hiesigen Universität wurde an Stelle des zurückgetretenen Dr. Gustav Heumann der bisherige Stadtvikar in Augsburg Dr. Wilhelm Caspari aus Memmingen ernannt.

hc. Göttingen. Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät, kgl. Kreisarzt Dr. med. Paul Stolper ist zum außerordentlichen Professor mit Lehrauftrag für gerichtliche Medizin ernannt worden.

hc. Gießen. Der derzeitige Rektor, Professor der Mineralogie und Geologie, Dr. Reinhard Brauns hat den Ruf nach Kiel als Ordinarius für Mineralogie und Leiter des mineralogischen Instituts an Stelle von Professor Dr. Johannes Lehmann angenommen.

* Von technischen Hochschulen. Auf ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens blickte am 1. April dieses Jahres die Technische Hochschule zu Berlin zurück. Am 1. April 1879 entstand nämlich die Technische Hochschule aus der Vereinigung der alten, bis auf das Jahr 1799 zurückgehenden Bauakademie und der Gewerbeakademie, die unter Beuths Aegide 1821 als „Technische Schule" ins Leben trat

Digitized by Google

und später als „Gewerbe-Institut" bezeichnet wurde. Die Vereinigung der beiden Akademien zu einer großen Technischen Hochschule brachte zugleich eine vollkommene Reorganisation, eine den Universitäten nachgebildete Verfassung. Zugleich wurde die neue Anstalt dem Kultusminister unterstellt. — Am 29. März ist in Danzig auf Veranlassung des Verbandes Ostdeutscher Industrieller ein Verein unter dem Namen: v. Goßler-Stiftung an der Technischen Hochschule zu Danzig begründet worden. Der Verein bezweckt, das Andenken des verstorbenen Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen, Herrn Staatsministers D. Dr. v. Goßler, durch Verleihung von Stipendien an westpreußische Studierende der Technischen Hochschule in Danzig zu ehren und lebendig zu erhalten. Alljährlich sollen ein oder mehrere Stipendien im Mindestbetrage von je 500 M. verliehen werden. Der Jahresbeitrag der Vereinsmitglieder ist auf 10 M. bemessen; das Vermögen der Stiftung beträgt schon über 15,000 M.

* Ein Lehramt für Post- und Telegraphenwesen ist an der Handelshochschule zu Köln errichtet und hierzu der Postrat bei der dortigen kaiserlichen Oberpostdirektion P. Joh. Bruns berufen worden.

* Todesfall. In Leipzig ist am Samstag der Rektor der indischen Philologie Geheimrat Otto v. Böhtlingk gestorben. Der berühmte Gelehrte hat ein Alter von 89 Jahren erreicht.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Mark Twains humoristische Schriften. Neue Folge. Band I: Tom Sawyers Neue Abenteuer. Band II: Querkopf Wilson. Band III/IV: Meine Reise um die Welt. Band V: Adams Tagebuch und andere Erzählungen. Bd. VI: Wie Hadleyburg verdorben wurde u. a. Erzählungen. Stuttgart 1903. Robert Lutz. — Dr. W. Pfaff: Die Alkoholwirkung vom ärztlichen Standpunkt. Tübingen 1904. Franz Pietzcker. 35 S. Arthur Titius, Prof. der Theologie zu Kiel: Religion und Naturwissenschaft. Eine Antwort an Professor Ladenburg. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 114 S. — Dr. H. Haack und H. Wiechel: Kartogramm zur Reichstagswahl. Zwei Wahlkarten des Deutschen Reiches in alter und neuer Darstellung mit politisch-statistischen Begleitworten und kartographischen Erläuterungen. Gotha 1903. Justus Perthes. — Dr. H. Grotefend, Geh. Archivrat: Der Königsleutnant Graf Thorane in Frankfurt am Main. Aktenstücke über die Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1759—1762. Im Auftrage des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. herausgegeben. Frankfurt a. M. 1904. K. Th. Völker. 328 S. — L. Viereck, New-York: Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Braunschweig 1903. Friedrich Vieweg u. Sohn. 293 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Kostbare alte Bücher und Stiche
kauft fortwährend
Ludwig Rosenthals Antiquariat,
München, Hildegardstrasse 16. (5324)c

Historisch-politische Blätter.
Jahrgang 1904. 133. Band. Siebentes Heft.
Inhalt: Von dem Untergang der Dinge. (Vortrag, gehalten im Museumssaale zu München am 4. März 1904.) — Vom literarischen Schwindel. — Reichstagsbrief. IV. — Der Kampf gegen Luther. — Fortgang des Kulturkampfes in Frankreich. — Politische Betrachtungen. Der Ausbruch der Krise in Ostasien. II. — Das Satyrspiel im Königreich Sachsen. — Poesias de Pax da Borbón. (6589)

An unsere Leser!

Zum Schluß des I. Quartals empfehlen wir wieder unsere

Einband-Decken
für die
Beilage
zur
Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage
zur
Allgemeinen Zeitung
1904
I. Quartal

Feine elegante Ausstattung
Eine sehr solide Arbeit
Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften haben unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**
beliebt und unentbehrlich
gemacht.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Freunden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Einzelne Quartalbanddecken
kosten mit Porto **M. 1.20.**

Ganze Jahrgänge (4 Decken) **M. 4.—** inkl. Porto.

Frühere Jahrgänge werden sofort nachgeliefert.

Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung**, wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Verlag der
Allgemeinen Zeitung München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 6. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbelegte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 5.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 5.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Organisation der Volkshochschulkurse im deutschen Sprachgebiet. Von Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs (Freiburg i. B.).

Antonio Vico und die spanische Schauspielkunst. Von Hans Parlow.

II. Bücher und Zeitschriften.

Dr. Alfred Fischel: Die Olmützer Gerichtsordnung.

III. Allgemeine Rundschau.

Der neue Fund Professor Furtwänglers. — Internationaler Wildschutz in der hohen Arktis. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Organisation der Volkshochschulkurse im deutschen Sprachgebiet.*)

Von Professor Dr. Carl Johannes Fuchs (Freiburg i. B.).

Wir haben heute in der Hauptsache zwei Formen der Organisation der Volkshochschulbewegung in den Ländern des deutschen Sprachgebiets: eine offizielle durch die Universitäten in Oesterreich und eine private durch Vereinigungen von Hochschullehrern u. A. im Deutschen Reich.

In Oesterreich ist es nach dem Vorgang Wiens überall die Universität selbst gewesen, die mit ihrem ganzen Apparat von sich aus offiziell die volkstümlichen Vortragskurse in Szene gesetzt hat und dazu einen erheblichen Geldzuschuß des Staates und kommunaler Körper erhält.

Diese Organisation hat sich, soweit man aus der Ferne urteilen kann, sehr gut bewährt, ihr sind die großen Erfolge, welche hier erzielt worden sind, zu danken. Sie hat jedoch nach unseren deutschen Anschauungen einen Mangel in sozialpolitischer Beziehung: die Klassen, für welche die Vorträge bestimmt sind, insbesondere auch die Arbeiter, haben keinerlei direkte Mitwirkung an der Leitung und keinen Einfluß auf die Auswahl der Themata u. s. w. Es ist also eine soziale Fürsorge ausschließlich für die arbeitenden Klassen, ohne eigene Mitwirkung derselben. Damit hängt aber zusammen und dazu kommt nach meiner persönlichen Auffassung noch ein weiterer Mangel, den sie allerdings mit der deutschen Organisation an den meisten Orten gemein hat: die große Heterogenität der Zuhörerschaft, die es unmöglich macht, auf das doch sehr verschiedene Maß der Vorbildung so Rücksicht zu nehmen wie es mir für einen wirklich erfolgreichen Volkshochschulunterricht notwendig erscheint.

Im Deutschen Reich dagegen ist die Volkshochschulbewegung, wenn wir von vereinzelten ähnlichen nichtakademischen Organisationen, wie dem Frankfurter „Ausschuß für Volksvorlesungen“, bezw. dem Rhein-Main-Verband („Verband der Rhein-Mainischen Vereine und Ausschüsse für Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen“), der Humboldt-Akademie in Berlin, den Vorlesungen der Oberschulbehörde in Hamburg und der Gehe-Stiftung — letztere übrigens mit weniger populärem Charakter — vorläufig absehen, ausschließlich die private Schöpfung einer Anzahl von einzelnen Hochschullehrern.

Dagegen sind hier meist — wenn nicht anderweitige spezielle Beziehungen zu den Arbeiterkreisen, wie in Berlin die der „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen“ zu dem Spar- und Bauverein, vertreten werden — die Arbeiterorganisationen bezw. kaufmännischen Gehilfenorganisationen ganz direkt an der Leitung und Einrichtung der Kurse beteiligt. Und nur so war es bei unseren Verhältnissen möglich, auch die klassenbewußte sozialdemokratische Arbeiterschaft zur Beteiligung zu gewinnen, das hier vorhandene Mißtrauen zu überwinden.

So anerkennenswert nun auch gewiß das ist, was auf diesem Wege namentlich in den großen Städten und Universitäten wie Berlin und München geleistet worden ist, so erklärt sich doch aus dieser privaten Organisation nach meiner Ansicht der verhältnismäßig geringe Fortschritt, welchen die ganze Bewegung bei uns in den letzten Jahren gemacht hat. Denn was will es besagen, daß seit der Gründung des „Verbandes für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reiches“ im Jahre 1900 ungefähr ein halbes Dutzend weiterer Städte, die Sitz einer technischen Hochschule oder Universität sind, mit Vorträgen am Ort hinzugekommen sind — die große allgemeine systematische Ausgestaltung und Ausdehnung hat die Volkshochschulbewegung bei uns bis jetzt nicht erfahren, die not tut, wenn das Ganze überhaupt einen Sinn haben soll! Vor allem in die Industriezentren und auf das Land ist die Bewegung von den Sitzen der Hochschulen aus noch so gut wie gar nicht vorgedrungen oder doch nur in vereinzelten kleinen Anfängen.

Das ist aber auch bei der jetzigen deutschen Organisation gar nicht anders möglich — dafür fehlen ebensosehr die Lehrkräfte wie die Mittel, denn es gehört dazu mindestens ein Zuschuß des Staates, eventuell auch der kommunalen Körper, und ein solcher wird rein privaten Vereinen oder Ausschüssen nicht leicht zuteil. Aber neben den Mitteln fehlen dafür an den kleineren und mittleren deutschen Universitäten, die nicht einen so großen Stab von Privatdozenten haben, vor allem auch die Lehrkräfte. Hier verhält sich ja vielfach überhaupt noch der größere, und zwar gerade der einflußreichere, weil ältere Teil der Professoren ablehnend gegenüber dieser „Popularisierung“ der Wissenschaft, und unter diesen Umständen gehört auch bei Privatdozenten ein nicht immer vorhandener Mut dazu, sich an der Sache zu beteiligen. Außerdem steht und fällt die ganze Einrichtung hier leicht mit einigen wenigen Persönlichkeiten.

Soll daher die Volkshochschulbewegung im Deutschen Reiche über dieses Stadium einzelner privater, unter sich nur in dem losen Zusammenhang des „Verbandes“ stehender Anfänge hinauskommen und die allgemeine und einheitliche Organisation erhalten, die heute nach dem Gelingen der ersten Versuche möglich, aber auch nötig ist, so wird auch bei uns wie in Oesterreich die offizielle

*) Referat, erstattet auf der (I. Deutscher Volkshochschultag) „Tagung für volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiet“ zu Wien am 19. März 1904. Vgl. Beilage Nr. 108 vom 11. Mai 1900.

Organisation durch die Universitäten bezw. Hochschulen selbst geschaffen werden müssen und der Staat sich dabei nicht nur mit Zuschüssen beteiligen, sondern auch ganz allgemein eine direkte Anregung und Förderung geben müssen, etwa durch Erteilung von speziellen Lehraufträgen für eine solche Volkshochschultätigkeit, namentlich bei Neuberufungen.

Eine solche allgemeine und offizielle Organisation durch die Universitäten erscheint besonders angezeigt, wo diese, wie vor kurzem die beiden badischen, infolge der Ueberfüllung einzelner Vorlesungen mit Hörerinnen die Zulassung der letzteren in der engsten Weise beschränkt haben.[1])

Die hier geforderte staatliche Förderung und Organisation der Volkshochschulbildung durch die Hochschulen wäre jedoch bei uns natürlich nicht Sache des Reiches, sondern der Einzelstaaten, und es könnten dabei sehr wohl die kleineren und mittleren hier wie auf anderen Gebieten — ich erinnere nur an die Wohnungsfrage — vorangehen und so wieder ihren Ruhm bewähren, wichtige Träger der Kultur zu sein.

Dabei wäre nun auch die mir notwendig erscheinende Scheidung des „Volkes" nach der verschiedenen Vorbildung vorzunehmen. Ich habe schon 1900 in meinem Referat auf der IX. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin[2]) ausgeführt, daß derselbe Gegenstand in vielen Fällen (z. B. Literatur, Kunst, auch zum Teil Naturwissenschaften) den Arbeitern in einer anderen Form dargeboten werden muß, als dem sogenannten „gebildeten Mittelstand" und den Kaufleuten, ja auch den kaufmännischen Angestellten; eine für diese ersprießliche, nicht zu elementare Form ist wenigstens nur für eine Elite der Arbeiterschaft geeignet, die nur in den großen Städten sich zahlreich genug findet, nicht für die große Masse, und für jene kann dasselbe Thema in einer größeren Anzahl von Stunden behandelt werden als für diese, während hier namentlich auch Einzelvorträge zur ersten Erweckung des Interesses eine wichtige Rolle spielen und keineswegs zu verwerfen sind, wenn ihr Thema nur klein genug ist.

Darnach würde im allgemeinen eine Dreiteilung das Richtige sein: besondere Kurse für die „Gebildeten" (Lehrer, Beamte, Offiziere, Privatleute, Damen ohne Beruf u. s. w.), für die Kaufleute und Gewerbetreibenden sowie die kaufmännischen Angestellten und für die Arbeiter im weitesten Sinne; letzteren wäre die ländliche Bevölkerung gleichzustellen, die beiden ersteren aber, die in ihrer ganzen Art zu denken einander erheblich näher stehen, können allenfalls zusammengefaßt werden.

Wenn es nun als zu weitgehend erscheint — und ich neige selbst zu dieser Auffassung — die ganze Fürsorge für eine Weiterbildung dieser drei Kategorien Universität und Staat aufzubürden, so muß es doch jedenfalls in Bezug auf die dritte, die Arbeiter, geschehen. Denn hier ist das Allgemeininteresse, das ein staatliches Eingreifen fordert und staatliche Opfer rechtfertigt, am größten: die bessere Bildung unserer Arbeiterklasse ist eine Aufgabe von der allergrößten sozialen und nationalen Bedeutung!

Diese Kategorie ist ja auch allein außerstande, sich auf diesem Gebiete selbst zu helfen. Die Vorträge müssen also jedenfalls für die Bedürfnisse der Arbeiter eingerichtet werden, den anderen Massen kann, soweit Platz bleibt, nachdem die Arbeiterorganisationen so viele Karten erhalten haben, als sie brauchen, die Beteiligung daran nicht verboten werden.

Es muß daher auch bei solcher offizieller Organisation durch die Hochschulen der große Vorzug der bisherigen reichsdeutschen Organisation — die Teilnahme der Arbeiterorganisationen an der Leitung — unbedingt gewahrt werden, sie müssen in den jeweiligen „Lokalkomitees" Sitz und Stimme haben. Es gilt also, die Vorzüge des österreichischen und des deutschen Systems zu verschmelzen!

Nun bedingt aber schon eine offizielle Organisation wenigstens der Arbeiterbildung durch die Hochschulen jedenfalls an den mittleren und kleineren eine Vermehrung der Lehrkräfte, was auch im allgemeinen Interesse derselben durchweg wünschenswert erscheint und dem großen Wachsen der Studentenzahl nur entsprechen würde. Allein eine solche Vermehrung der Lehrkräfte, daß sie auf die Dauer und in dem ganzen wünschenswerten Umfang die Volkshochschultätigkeit, namentlich auch außerhalb des Hochschulsitzes allein bestreiten könnten, ist jedenfalls nicht möglich, und so muß ich auch hier wieder auf meine ebenfalls schon 1900 ausgesprochene Forderung zurückkommen: daß die Hochschulen neben eigener unmittelbarer Lehrtätigkeit an ihrem Ort und in der nächsten Umgebung außerdem auch besondere „Volkshochschullehrer" werden ausbilden müssen, die als Wanderlehrer in die entfernteren Industriebezirke und auf das Land gehen. Um die volle wissenschaftliche Qualifikation dieser Lehrer sicher zu stellen, würde das von ihnen an der Universität abzulegende Examen mindestens dem Doktorexamen gleich sein, event. dieses voraussetzen und vielleicht nach zwei- oder dreijähriger Lehrtätigkeit in den Volkshochschulkursen ohne weiteres zur Habilitation berechtigen müssen.

In gewissem Maß werden auch die Volksschullehrer, deren besondere Stellung zur Volkshochschulbewegung am dritten Tag unseres Kongresses behandelt werden wird, als solche Lehrer in Frage kommen können. Inwieweit auch Studenten dabei, namentlich etwa in elementarer Vorbereitung, mitwirken können, wird Herr Professor Lotz nachher untersuchen.

Andrerseits wird sich hierbei aber auch unter gewissen Umständen die Möglichkeit eines Zusammenwirkens mit anderen nichtakademischen Institutionen, wie besonders dem Frankfurter Ausschuß und Rhein-Main-Verband, ergeben, indem diese in ihrem Bezirk, aber unter Oberleitung der nächsten Hochschule, die Aufgabe übernehmen könnten.

Endlich können — und hier können wir wieder von dem Beispiel Wiens lernen — für die richtige Vertiefung der Volkshochschulbildung, insbesondere auch soweit sie Arbeiterbildung ist, Einrichtungen wie das hiesige „Volksheim" sehr in Betracht, und hier würde nun die allgemeine Errichtung von solchen „Volksheimen", bezw. auf dem Land „Gemeindehäusern", durch die Kommunen zu fordern sein.

Aber ich muß dieser Ihnen gewiß schon reichlich kühn erscheinenden Zukunftsmusik noch ein Finale hinzufügen. In einer gegenwärtig bei Siemenroth in Berlin erscheinenden Schrift von Philipp Witkop, „Die Organisation der Arbeiterbildung, eine Kritik und Verknüpfung sämtlicher Arbeiterbildungsbestrebungen", wird der meines Erachtens richtige Standpunkt vertreten, daß zur Erreichung einer wirklich gründlichen und soliden Bildung des Volkes, d. h. vor allem der arbeitenden Klassen, eine organische Zusammenfassung aller in dieser Richtung heute vereinzelt bestehenden Einrichtungen und Bestrebungen — von den Kindergärten angefangen bis zum Volksheim — not tut. Er verlangt daher eine staatliche Oberaufsicht, die, ohne den einzelnen Bildungseinrichtungen ihre Selbständigkeit zu nehmen, sie in einen organischen Zusammenhang miteinander zu bringen sucht, und wo noch keine vorhanden sind, ihre Errichtung mit staatlichen oder kommunalen Zuschüssen zu bewirken hat, und fordert zu diesem Zweck die Schaffung besonderer „Volksbildungskommissionen", die den Provinzial- und Landesschulbehörden anzugliedern wären und einen Wirkungskreis nicht größer etwa als eine preußische Provinz haben sollten.[3])

[1]) In Freiburg wurde bei dieser Gelegenheit den Dozenten ausdrücklich freigestellt, unter Benützung der Universitäts-Einrichtungen besondere Vorlesungen für nichtakademische Kreise zu halten.

[2]) Vgl. Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 18: „Die Erziehung des Volkes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft" und Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 108 vom 11. Mai 1900: „Die Volkshochschulbewegung in Deutschland".

[3]) Dagegen vermag ich mich für ein ebenfalls neuerdings aufgetauchtes zentralistisches Projekt einer deutschen „Nationalhochschule" in Eisenach nicht zu erwärmen. Sein Urheber Dr. Grävell in Freiburg i. B. denkt sich die Ausführung des Planes folgendermaßen: „Ein nationaler Ausschuß ernennt die Vortragenden und

Nur eine solche umfassende organisatorische Vermittlung des Staates — sagt er mit Recht —, vermag uns jenem hohen Ziel einer harmonischen Volksbildung zuzuführen, das man in unseren Tagen so bereitwillig — und oft so gedankenlos stellt, und das neben seiner Notwendigkeit doch so schwer zu überwindende Schwierigkeiten in sich schließt!

---

setzt die Vorlesungen fest. Diese müssen so sein, daß sie in kürzester Zeit einen Ueberblick über den (stets aktuellen) Gegenstand geben. Am 1. Juli beginnen sie und schließen am 1. Oktober. Jeden Monat findet ein Wechsel statt. Nehmen wir an, daß eine gewöhnliche Vorlesung jeden Tag (mit Ausnahme des Sonntags) eine Stunde dauert, so würde sie 25 Stunden umfassen, gewiß hinreichend, um dem Stoffe gerecht zu werden. Nimmt man an je drei Vorlesungen für den Monat, also neun für den Sommer, so wären bei einem Triennium 27 Vorlesungen, die gewiß alles in ihren Bereich ziehen könnten, was allgemein interessant wäre. Dazu käme dann noch als Ergänzung zu jedem Kollog wöchentlich eine Art Seminarübung, in der man fragen und diskutieren könnte. Außerordentliche Publica wären natürlich auch nicht ausgeschlossen. Ich denke mir, daß z. B. Erfinder, Entdecker, beliebte Schriftsteller, Künstler, Geistliche, Parlamentarier u. s. w. einmal im Sommer einen Vortrag halten würden. Jeder Monatszyklus müßte etwas Abgeschlossenes bieten, so daß man eine Uebersicht über ein bestimmtes Fach hätte und jedes Jahr nur eventuell vier Wochen hingehen könnte. Man würde sich dann, falls man nur einen Monat daran wenden wollte, den Zyklus aussuchen, der einem am besten paßt." Jedenfalls wäre dies keine „Volkshochschule für alle Klassen der Bevölkerung", wie er meint, denn wie sollen Arbeiter sie besuchen? sondern nur für die „gebildeten" Klassen, insbesondere Lehrer erreichbar. Aber ich fürchte, auch von ihnen wird es heißen, daß die Bildungshungrigen kein Geld haben, und die Geld haben, keinen Bildungshunger; außerdem scheinen mir auch die Schwierigkeiten der Ausführung zu groß. Die amerikanischen Verhältnisse, denen das Projekt nachgebildet ist, sind denn doch in jeder Beziehung zu verschieden von den unsrigen, um zum Vorbild dienen zu können.

Antonio Vico und die spanische Schauspielkunst.

Von Hans Parlow.

In einem früheren im Literarischen Echo veröffentlichten Artikel stellte ich die sehr ernst gemeinte Behauptung auf, daß es gute Theaterschriftsteller und Schauspieler von Beruf, die nur diesem leben und sich als solche bezeichnen, unter den heutigen Spaniern nicht gibt und nicht geben *kann*, da die Kunst beider, besonders die angewandte, von dem politischen Leben absorbiert wird und vor allem in den Regierungs- und parlamentarischen Körperschaften zum Ausdruck kommt. Dort und nur dort wird laut, was sie können und wissen: Deklamation und Pathos, Ränke und Charakterdarstellung, Mienenspiel und Gesten, Komik und Tragik. Eine Kunst, die, obwohl sie auch an jenen Stellen meistens keine empfundene ist, sondern nur mit einer Oberfläche arbeitet, trotzdem ein so glänzendes Ganzes bildet und ein so glänzendes Geschäft macht, daß das Publikum, in diesem Falle das gesamte Volk, das Theater ihretwegen im Stich läßt und um so naiver Beifall klatscht, je mehr die Kunst gegen es selber gerichtet ist. Die Quintessenz dieser Kunst besteht darin, daß viele dieser politischen Schauspieler eine Rolle spielen, die von derjenigen, die auf dem Programm steht, weit verschieden ist, und daß diese vielen trotzdem, bewußt aber unbewußt, sich selber oder den anderen einbilden, daß die Rolle in das Programm gehört. Da ist z. B. die Königin-Regentin, die in allen Fällen nur Statist und oft sogar ein Automat ist und die trotzdem glauben mag, daß sie als Regisseur fungiert. Am meisten und am besten ist das Charakter- und das Heldenfach vertreten. Das Liebhaberfach blüht merkwürdigerweise weder hier noch auf der Bühne; das ist aber verständlich, denn in ihm handelt es sich um einen Pol in den Neigungen des Volkes, das dieses Fach in sein wirkliches und alltägliches Leben aufgehen läßt. Der Parlamentarismus im allgemeinen kann, wie die meisten Dinge auf der Welt, von den verschiedensten Standpunkten aus betrachtet und mit Beziehung auf diejenigen, für welche oder gegen welche er gerichtet ist, verteidigt aber angefochten werden. Dem *spanischen* Parlamentarismus aber gebührt die Ehre des *literarischen* Standpunktes, das heißt die Fabrik aller Komödien zu sein, die ohne ihn an anderer Stelle gesprochen und geschrieben worden wären. Ihm gebührt die zweite Ehre, die Schauspielkunst, die ohne ihn auf einige Dutzend Dilettanten beschränkt sein würde, quantitativ und qualitativ entwickelt zu haben und dadurch für das spanische Volk eine Art Konservatorium geworden zu sein. Vierhundert in der Deputiertenkammer und dreihundert im Senate, macht zusammen siebenhundert. Nach so tüchtiger Vorbereitung könnten sie zur Bühne übergehen. Aber sie ziehen es vor, im Konservatorium zu bleiben; denn der Schauspieler von Beruf verdient von dem Theaterbesucher weniger Geld als der Parlamentarier von seinem Wähler, dem er später als Entgelt Würden und Aemter besorgt. Das ist der Grund, aus dem so viele und tüchtige Kräfte der Bühne entzogen bleiben und es vorziehen, nach dem Erlöschen des Mandats ein zweites zu erstreben.

Das wirkliche nackte Menschentum tritt hinter dem Schauspielertum dieser Politiker erst dann hervor, wenn sie die Ministerbank, den Sitzungssaal oder was ihnen als Coulissen dienen mag, verlassen und tatsächliche Vertreter ihres Schriftthums werden, insofern sie, wie es ja seit dem 15. Jahrhundert nicht ungewöhnlich ist, ein solches als Nebenbeschäftigung besitzen. Da ist Echegaray, der bei der Erstaufführung seiner Dramen die Herrschaft über sich jedesmal so sehr verliert, daß er, wenn das Publikum ihn auspfeift, diese Kundgebung für einen Hervorruf hält, auf die Bühne stürzen will und an den Rockschößen festgehalten werden muß, und umgekehrt in allen Winkeln gesucht werden muß, wenn das Publikum ihn ruft; denn in diesem Falle hält er es für eine Aeußerung des Mißfallens. Da gab es in den 60er und 70er Jahren den nicht weniger bekannten Ayala, eines der Häupter der Revolution von 1868, der, als sein Drama „Consuela" aufgeführt wurde, sich über seine Würde als Präsident der Deputiertenkammer, der er damals war, so sehr hinwegsetzte, daß er, als nach dem ersten Akt nur sehr mäßig applaudiert wurde, den Hauptdarsteller an die Kehle faßte und ihm unablässig ins Ohr schrie: „Warum werde ich nicht hervorgerufen?"

Einer, der aus seinem eigentlichen Beruf kein Hehl machte, denselben bei seinem wirklichen Namen nannte und ihn da ausübte, wo er ihn ausüben mußte, wenn Nation und Literatur davon Nutzen haben sollten, also auf den Brettern, — dieser Eine war der im Jahre 1902 in Westindien gestorbene Antonio Vico, der einzige große Schauspieler, den das Spanien der letzten 25 Jahre besessen hat und zugleich der letzte. So einzig und groß, daß alle Welt in diesem Urteil übereinstimmte. Man behauptet sogar —und das ist wieder ein Beweis vom Aufgehen allen Talents dieser Richtung in der Politik —, daß Echegarays Dramen gar nicht zum Wort gekommen wären und heute in allen Winkeln als vergessene Makulatur lägen, wenn Vico ihnen nicht seinen Mund geliehen hätte, was von Echegaray auch dadurch anerkannt wurde, daß er später nicht Dramen für seine Nation und für eine Zeit, die über die Gegenwart hinausdauerte, schrieb, sondern nur „Rollen" für Vico, dem er damit half, wie einst dieser ihm geholfen hatte. Freilich dauerte auch dies Verhältnis nicht für Lebenszeit. Denn Echegaray schrieb während des letzten Jahrzehnts, nicht ohne Vicos Schuld, auch für diesen keine Rollen mehr, sondern wandte seine Huld der Schauspielerin Maria Guerrero zu. Man hätte nun glauben sollen, daß der einzige große Schauspieler, den es in Spanien gab, von dem Publikum so sehr verwöhnt und begehrt hätte werden müssen, daß er über die Bühnen der Hauptstadt wie über die Wanderbühnen der Provinzen hätte nach Belieben verfügen können, so daß nicht *ihm* Bedingungen gestellt wurden, sondern ausschließlich *er* sie stellte und die Bühnen von ihm terrorisiert wurden, wie eine Armee von Liebhabern von einer schönen Frau. Aber keineswegs. Einerseits hatte auch er wieder die Schuld, dieselbe, durch welche er Echegaray von sich abstieß; andrerseits wäre er auch ohne diese dem Publikum entfremdet worden durch die Apathie und den Geschmack des letzteren, das die Schau-

Digitized by Google

spielkunst des politischen öffentlichen Lebens für pikanter hält als die der Bretter des Teatro Español. So ist es gekommen, daß der Mann, dem, weil er als Arbeiter allein stand, Spanien für seine Arbeit zu umfangreich hätte sein müssen, seit mehr denn zehn Jahren in seinem Vaterlande doch weder gesucht noch vermißt wurde; daß er, zuletzt nicht mehr Qualität, sondern nur noch Quantität bietend und für sich und seine Familie Brot suchend, schnell hintereinander zwei Hetztouren durch das spanische Amerika unternahm, auf deren zweiter er angesichts der cubanischen Küste gestorben ist.

Antonio Vico war der Sohn eines kleinen Schauspielers und wurde 1840 in Jerez geboren. Von den meisten zurückgewiesen und nur von José Valero, der ebenfalls zu den letzten großen Mimen des Landes gehörte, auf seine Zukunft hin erkannt, gehörte er sechs Jahre lang einer Wandertruppe an, bis er Anfang der 70er Jahre endlich in Madrid, aber auch hier nur in dem sehr bescheidenen Teatro Lope de Rueda auftreten durfte. Er tat es mit solchem Erfolge, daß er innerhalb zweier Jahre für den ersten Schauspieler Spaniens galt und als solcher in das Teatro Español überging. Dort wirkte er mit Rafael Calvo, Julian Romea, Teodora Lamadrid, Elisa Mendoza Tenorio und Luisa Calderon — das glänzendste Ensemble, das es jemals in Spanien gegeben hat.

Das Nationale in diesem Spanier bestand darin, daß er wohl ein Charakterdarsteller, aber ein solcher nicht in dem Sinne war, in welchem man außerhalb Spaniens das Charakterfach aufzufassen pflegt. Die Darstellung eines Franz Moor, eines Mephistopheles oder eines Richard III. würde für ihn zu den Unmöglichkeiten gehört haben. Denn er verstand, studierte, verarbeitete in sich und interessierte sich nur für das Gute, Edle und Stolze in der Menschenseele und zog das Böse nur dann in seinen inneren Kampf hinein, wenn er die ersten in schließlichem Sieg und Triumph über das Böse zeigen konnte. Das will nicht etwa sagen, daß er durch Bevorzugung des Edlen und Stolzen spanische Charaktereigenschaften darstellte, wie sie heute noch sind; er zeigte vielmehr diejenigen, welche die Spanier, soweit man ihrer Geschichte und Literatur und vor allem früheren ausländischen Zeitgenossen glauben darf, einst zum Teil auch wirklich besessen haben, heute aber nicht mehr besitzen, aber gern wieder besitzen möchten. Die Sehnsucht nach dem Alten, welche die Dramen der Zorrilla, Tamayo, Hartzenbusch und Ayala durchzieht, dasselbe Alte, das die spanischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts als Zeitgenossen kannten und besangen, diese Sehnsucht verkörperte Vico auf den Brettern. Dabei war es gleichgültig, ob er seine Rollen im Harnisch oder im modernen Fracke spielte: immer war er der traditionelle Spanier, der Mann, dessen Empfindungen Dogmen sind — Dogmen, die in der Zeit des Romanzero wurzeln und einst dem Cid Campeador gehört haben.

Innerhalb dieser Einseitigkeit hat Vico das Allergrößte geleistet. Er war um so größer, als die äußeren Mittel, über die er gebot, nur gering waren, und nach einer kurzen, etwas über zehn Jahre dauernden Glanzzeit immer geringer wurden. Es war ein langer ungeschlachter Mann, der den Adel seiner Rollen nur durch die Handbewegung auszudrücken verstand. Dazu der frühe Verfall der anfangs scharfen Züge, die sich alsbald in ein wenig geistreiches Dorfschulzengesicht verwandelten, das ihm nur bei der Darstellung des Pedro Crespo im Alkalden von Zalamea zu statten kam. Früh bekam er auch einen Spitzbauch, der beinahe einen rechten Winkel bildete und recht seltsam wirkte, wenn die Rolle die spanischen Trikothosen des 16. Jahrhunderts verlangte. Endlich eine Stimme, die von seinen Landsleuten pardo, grau, genannt wurde und welche man unter den Spaniern selten und am seltensten unter denen der oberen Klassen findet; d. h. Vico besaß eine Art Bauchrednerstimme und schien sie immer jenseit einer dicken Mauer sprechen zu lassen. Seine äußeren Mittel ließen ihn also als das Gegenteil von einem traditionellen Spanier und Helden erscheinen. Und trotzdem schuf er Helden, die noch hoch über dem Unvergleichlichen standen, das man von ihm erwartete oder aus ihm berechnet hatte. Seine Helden waren so sehr eigene Schöpfungen, daß in vielen Fällen nicht einmal die eigentlichen Erzeuger, die Dramatiker, sie wieder erkannten. Echegaray hat den Galeoto in der Meinung geschrieben, daß die Rolle des Ernesto die Hauptrolle darin sein werde; Vico aber, der einst einen anderen Schauspieler die Rolle des Ernesto spielen lassen mußte und sich zu der Nebenrolle des Don Julian verurteilt sah, brachte es durch sein Spiel fertig, daß an jenem Theaterabend die Rolle des Don Julian die Hauptrolle wurde und es geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Er litt an einem Halsübel und mußte während des Spielens viel speien. Man denke sich einen Don Juan Tenorio oder den Sigismund in Calderons „Das Leben ein Traum"; also in diesem wie in jenem Fall eine symbolische Figur, die hinter jedem dritten Wort ausspeit oder mit der Kehle kratzt! Aber wenn er unpäßlich war und je mehr er es war, desto mehr Profit zog er daraus; denn dann veränderte er die Interpunktion, setzte Punkte und Kommata, wo sie unmöglich zu sein schienen, löschte Verse aus und machte Prosa und wurde kraft seines Halsleidens wieder ein anderer, ein fremdartiger Mann, der nichtsdestoweniger ein ganzer Mann war. Ich habe ihn einmal als Don Juan Tenorio vor dem Komthur knien sehen. Sein Leitmotiv, der Hintergrund, auf dem er spielte, waren auch an jenem Abend Erschöpfung, Atembeschwerden, die übliche unreine Kehle. Dessen ungeachtet war der keuchende Mann, der sich zu Füßen des Komthurs wand, der echteste Don Juan, den die Spanier jemals gesehen hatten. Denn der sah wirklich den Himmel versinken und die Hölle heraufziehen, der streckte die Arme nach dem ersten aus und wehrte sich gegen die zweite, der besaß Liebe, Eigenliebe und sogar bisher verschleiert gewesene Tugend und Ehrgefühl, und alles das im höchsten Maß, der ließ alles zugleich in erschütternden Tönen sprechen, der zeigte auf den Abgrund, der vor ihm gähnte, der fühlte die Tiefe desselben, obwohl er sie nicht begreifen konnte, der empfand Todesangst darüber, daß er sie noch weniger begreiflich machen konnte dem, zu dessen Füßen er kniete, dem Komthur, der von seiner kleinen Welt nicht lassen konnte, blind und taub war und ihm die schöne Tochter vorenthielt. Das war aber auch der sichere, aus einem gesunden, mächtigen Volk stammende Mann, der Spanier aus der Zeit Karls V., der, Spanier, Mann von Fleisch und Blut, und zugleich Symbol, nur vor dem Unbekannten Halt machte. Und dieses Unbekannte war in Vicos Leistung in zwei Hälften getrennt, in einen Vordergrund, den man sah, und in einen Hintergrund, den man nur ahnte. Der Vordergrund war sein früheres bewegtes Leben, welches ihm durch das Auftauchen einer reinen Frauenerscheinung so fremd geworden war, daß er es für das Unbekannte hielt, in das er zurückgeschleudert zu werden fürchtete; der Hintergrund aber war der Komthur, der heute noch lebte, von ihm aber einst in den Mann von Stein verwandelt werden soll, und durch den er sich schon heute untergehen fühlte.

Ich sagte oben, daß es Vicos eigene Schuld war, wenn ihm, obgleich er unvergleichlich sein konnte, nicht einmal sein Vaterland gehörte, er in Amerika sein Brot suchen mußte, es auch dort nicht zu reichlich fand und einsam drüben sterben mußte. Denn es geschah mit ihm in den letzten 15 Jahren eben dasselbe, das heute dem Romanzier Perez Galdós bezüglich seiner in kurzen zwei Jahren geschriebenen letzten zehn historischen Romane geschehen ist. Durch den allzeit leeren Geldbeutel und auch durch allzu pessimistische Beurteilung des spanischen Publikums veranlaßt, stellte er in seinen Leistungen die Quantität über die Qualität. Es kam vor, es war sogar zuletzt Regel, daß er mit der Monotonie seines Vortrags und der Schläfrigkeit seiner Gestikulation unter die schlechtesten Schauspieler seiner Truppe hinabsank. Wer ihm das vorwarf, für den zuckte er entweder schweigend die Achseln oder er sagte, daß er sich nicht ermüden wolle, da auf die fünf Akte der Nachmittagsvorstellung noch andere fünf in der Abendvorstellung folgen müßten. Mehr wie geistige oder körperliche Ermüdung aber war es wohl die aus der Erfahrung hervorgegangene „Wurschtigkeit" und die Ueberzeugung, daß es ihm nicht besser gehen würde, wenn

Digitized by Google

er sich zusammennähme. Wenn ein guter Freund, der etwas von der Sache verstand, im Theater anwesend war, dann pflegte er diesem, aber auch nur für diesen allein, zu beweisen, daß er noch der gleiche war wie der Antonio Vico, dem man vor 15 Jahren zugejubelt hatte; dann stellte er durch einen in früherer Art gespielten Akt oder auch nur durch eine einzige Szene die Brücke wieder her, die von seiner verfallenen Person zu seinem alten Ruhm hinüberführte. Es war immer nur ein Akt oder eine kurze Szene; aber wenn n a c h ihr auch sein Wesen wieder grau wurde und so blieb bis zum Ende — das Publikum blieb unter dem Eindruck und verzieh ihm, daß er konnte aber nicht wollte.

Ich habe ihn erst nach seiner Glanzzeit auf der Bühne gesehen. Auch persönlich kennen gelernt; und zwar im Herbst 1892, als er sich nur noch für die eben geschilderte Darstellung einzelner Akte und Szenen hergab. Gelegentlich einer Vorstellung des Don Juan Tenorio im Teatro Español, während eines Zwischenaktes, ließ er mich heraufholen. Da lag er in dem kleinen Empfangssalon in einem Sessel, an den Wänden die Porträts der spanischen Dramatiker aus der goldenen Zeit, er selber im Kostüm des Don Juan, das Barett mit der Reiherfeder auf dem Haupt, noch keuchend von den Anstrengungen der großen Liebeserklärungsszene oder Sofaszene, wie sie die Spanier nennen. Er stöhnte und beklagte sich über Zorrillas Drama, das ihn sehr beläftige, sprach natürlich wegwerfend über das spanische Publikum, machte einen Unterschied zwischen den Franzosen, die sich mit Spanien und dessen Literatur nur beschäftigen, um sich über beides lustig zu machen, und den Deutschen, die sich mit so viel Liebe der spanischen Kunst angenommen hätten, als wenn es ihre eigene wäre; am meisten hielt er sich bei der Erinnerung an den Grafen Schack auf, der in deutscher Sprache eine Geschichte des spanischen Dramas geschrieben hätte, bevor es in spanischer Sprache eine solche gegeben habe.

Man kann den Vico der letzten zehn Jahre mit Friedrich Nietzsche in seiner letzten Lebenszeit vergleichen. Er bedeutete nur noch etwas durch das, was er einst gewesen war. Freilich hatte Vico noch zahlreiche „lichte" Augenblicke. Und kraft dieser lichten Augenblicke ist sein Verlust groß und unersetzlich, da das klassische Theater der Rojas, Lope und Calderon jetzt vollends zu den Akten gelegt werden wird. Denn von den spanischen Schauspielern, die übrig bleiben, wird es kaum verstanden und kann deshalb nur unzulänglich dargestellt werden. Andrerseits wird man sich in Vicos Tod um so leichter fügen, als Vico, ob gut oder schlecht, ja vor leeren Bänken zu spielen pflegte. Der heutige Spanier, der halb und ganz gebildete zumal, beruft sich, wie ich sagte, nur dann noch auf die alten Helden, Eigenschaften und Begriffe, wenn er der Welt und sich selber etwas vorschauspielern will. Das alles geht nur noch seinen Mund, aber nicht mehr sein eigentliches Wesen an, was ihn freilich nicht abhält, durch das fortwährende Erinnern an das Alte als Angehöriger eines modernen Staates unmöglich zu werden und unbelehrbar zu sein. In der französischen Komödie der Sardou und Dumas, die in den ernsthafteren spanischen Theatern blüht, sind die Logen und das Parkett gefüllt, während die Galerien leer stehen. Wenn Vico auftrat, war es umgekehrt. Die Ungebildeten, die Handwerker, die Radikalen, die Sozialisten und Anarchisten lieben auch noch heute den Mantel und Degen der alten Zeit und die historischen Idealgestalten, obgleich die letzteren ultrakatholisch und das Gegenteil von liberal und radikal waren. Das war nicht etwa der Hang zu dem Phantastischen, den der Spanier der unteren Klassen mit den entsprechenden Elementen in anderen Nationen teilt. Es war eher sein mehr oder weniger bewußtes Empfinden, daß es in dem heutigen Spanien nur die Bühne und das altspanische Drama ist, in welchem er noch Charaktere zu sehen bekommen kann.

Was nach Vico übrig bleibt, ist nicht einmal zweiten, sondern nur dritten Ranges. Dahin gehören die Mario, Thuiller und Fernando Diaz de Mendoza. Der letztere ist bekannter seiner Namens als der Kunst wegen. Er gehört einer der ältesten und vornehmsten spanischen Familien an und wird nach dem Tode seines Vaters Graf von Balazote, Marques von Fontanar und Grande von Spanien. Wer sich die spanischen Granden von heute aus der Nähe besieht, der weiß, wie wenig dahinter ist. Aber trotzdem war es etwas Unerwartetes und pikant genug, den jungen, ganz und gar ruinierten Herrn vor zehn Jahren anläßlich einer von Liebhabern veranstalteten Wohltätigkeitsvorstellung im Teatro Español den Don Alvaro in des Herzogs Rivas gleichnamigem Trauerspiel spielen zu sehen. Da saß die Königin und der ganze Hof und darunter drei oder vier Dutzend spanischer Granden, und alleweidetensich daran, einen Granden in der Rolle eines Granden in einem Drama auftreten zu sehen, das ebenfalls von einem Granden geschrieben war. Außerdem war er einst der Schwiegersohn Serranos, Herzogs de la Torre, Regenten Spaniens, gewesen. Aber das einzige Beachtenswerte an seiner Person war — ich leugne nicht, daß es für den aus anderen Kreisen stammenden Schauspieler, der es sich erst aneignen muß, von hoher Bedeutung ist — das angeborene Vornehme, die ungekünstelten Salonmanieren, der Stempel des allzeit sicheren Mannes aus der hohen Gesellschaft. Alles andere bestand aus dem übertriebenen und meistens nicht begründeten Heben und Senken der Augenbrauen und dem sehr gemacht klingenden Vibrieren der Stimme: Dinge, von denen das erstere im Mienenspiel der spanischen Schauspieler eine Hauptsache ist, während die Koloratur die Gemütsbewegung veranschaulichen soll — obwohl ich, der ich mich so viele Jahre in Spanien aufhalte, bis auf den heutigen Tag, wenn ich beides angewendet sah, nicht dazu kommen konnte, hinter dem einen und anderen etwas anderes als eine Grimasse und eine Lächerlichkeit zu sehen. Aber Mendoza ist Spanier und aus Spaniern besteht das Publikum, welches diese Erscheinungen sieht und anerkennt, während ich ein Ausländer bin, der vielleicht die Richtigkeit jener Dinge nicht versteht — daß diese Menschen nicht verstanden werden, dafür heißen sie eben Spanier. Kurz, der Weihrauch, mit dem Mendoza nach jener Amateurvorstellung beräuchert wurde, war so stark, daß er ihn sich zu Herzen nahm und Schauspieler von Beruf wurde. Dadurch, daß er sich mit Maria Guerrero verheiratete — sie wird für die erste spanische Schauspielerin gehalten, obgleich auch ihre Hauptleistung nur in dem Herauf- und Herunterziehen der Augenbrauen besteht — befreite er sich von seinen drückenden Sorgen. Natürlich war die Madrider Gesellschaft nicht damit einverstanden, daß ein künftiger Grande Schauspieler von Beruf wurde. Aber dieses Urteil war bei den einen inkonsequent, andere hielten den Vorgang für andauernd pikant, und schließlich wuchs über Mendozas Entschluß Gras, welches in diesen und in sogar noch stärkeren Fällen in Spanien schneller wächst als anderswo, so daß der Betreffende heute unbeanstandet Schauspieler und zugleich Mann der hohen Gesellschaft ist. Ja, sein Beispiel ist so verführerisch gewesen, daß auch sein jüngerer Bruder Mariano in Fernandos Truppe eingetreten ist. Daß beide zur Zeit — und nicht zum erstenmal — durch Amerika ziehen, bedeutet nicht etwa, daß ihnen in Madrid oder in Spanien der Boden zu heiß geworden wäre. Aber nachdem die Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen, das Pikante ausgekostet, sind sie für dieselbe wieder unter die gewöhnlichen Menschen zurückgetreten und können als solche in Spanien kein Geld mehr verdienen. Selbst das Allerpikanteste an diesem Don Fernando, das dem Kenner und Beobachter ungezählte Stunden weisen Genusses und erfolgreichen Studiums bereiten müßte und das in dem Gegensatz besteht, in den der spanische Edelmann von heute, also eben Don Fernando, in dessen Leben und Familie es aus allen Richtungen gestürmt hat und natürlich niemals zu seinem Vorteil, zu den starren Ehrbegriffen Lopescher und Calderonscher Helden gerät, die von ihm dargestellt wurden — dies Allerpikanteste geht in dieser Gesellschaft, für die nur dann etwas pikant ist, wenn man nicht zugleich auch darüber nachzudenken braucht, unbemerkt vorüber. Diese Menschen sind nicht dumm und die meisten haben eine rege Einbildungskraft. Trotzdem aber entging es ihnen, daß dieser Mendoza mit seiner Vergangenheit und Persönlichkeit der eigentliche Antagonist der ehrenfesten Helden war, die er darstellte, und daß gerade darin das eigentliche Dramatische, das Drama innerhalb der Dramen seiner Theaterabende bestand.

Digitized by Google

Bücher und Zeitschriften.

Die Olmützer Gerichtsordnung. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Prozeßrechtes. Von Dr. Alfred Ilschkl. (Herausgegeben vom „Deutschen Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens".) Brünn 1903. Verlag des Vereins. XXXVII + 90 S. gr. 8°.

Die Städte Mährens gelangten in mittelalterlicher Zeit zu ihrer Bedeutung auf zweifachem Wege. Brachte ihnen einerseits die wirtschaftliche Regsamkeit ihrer Bürger und Handwerker „mechanici" auf mancherlei Gebieten, dem Bergbau, der Weinkultur oder der Tucherzeugung, Reichtum und Ansehen, so führte andrerseits ihre Stellung als Zentren umfassender Gerichtsbezirke zu riner Tätigkeit auf dem Felde der Rechtsliteratur, die ihrr Wirkung weit über die Grenzen der ursprünglichen Sphärr äußerte. Iglau, Brünn und Olmütz bilden mit ihren Stadtrechten und Rechtsbüchern ein wichtiges Glied in der Kette deutscher Stadtrechtsquellen. Für die Erkenntnis dieser Verhältnisse sind die Grundlinien schon seit längerer Zeit gezogen und zwar in einigen Werken, die sich, wie Rößlers Forschungen über das Brünner Stadtrecht, Tomaschels Arbeiten über den Oberhof Iglau und Bischoffs Studien über das deutsche Recht in Olmütz allgemeiner Anerkennung erfreuen. Diese drei Orte bezeichnen drei selbständig sich entwickelnde Rechtsgebiete und gewiß waren diese Verhältnisse mitbestimmend auf die gegenseitige Entfremdung der einzelnen Landesteile untereinander und auf die merkwürdige Erscheinung, daß sich in Mähren eine allgemein anerkannte Hauptstadt jahrhundertelang nicht ausgebildet hat, vielmehr Brünn und Olmütz miteinander um den Vorrang stritten. Von dirsen drei Mutterstädten sind Brünn und Iglau in ihrer Stadtrechtsverfassung dem süddeutschen Rechte verwandt, nur spielt in Iglau neben Stadtrecht das Bergrecht eine hervorragenbe Rolle, während auf Olmütz das Magdeburger Recht auf dem Wege über Breslau Einfluß gewinnt. — Für das Verfahren nach Olmützer Stadtrecht erhalten wir nun in dem angekündigten Werke aus der Feder eines auf historischem Gebiete durch eigenen Fleiß tüchtig eingearbeiteten Juristen die Bearbeitung einer Quelle, die man lange genug vermißte. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: die Edition der Olmützer Gerichtsordnung vom Jahre 1550 und eine wissenschaftliche Einleitung. Gibt diese in ihrem ersten Abschnitt in ebenso präziser als übersichtlicher Form eine genaue Beschreibung des gesamten handschriftlichen Apparates, der dem Verfasser zur Verfügung stand und den er zum größten Teil selber aufgespürt hat, so bilden die zwei folgenden Abschnitte eine rechtshistorische Studie, die Wert und Bedeutung der Qurlle an sich und in ihrem Zusammenhang mit der Entwicklung der deutschen Rechtsbildung im böhmisch-mährischen Kolonisationsgebiet behandelt. — Die erste Frage, die nach der Zeit der Abfassung dieser Gerichtsordnung, führt den Verfasser auf dns Thema der Rezeption der fremden Rechte, wobei er hervorhebt, daß die beiden wie in Böhmen so auch in Mähren nebeneinander bestehenden Rechtskreise des süddeutschen und sächsischen Rechtes gegenüber der Rezeption eine verschiedene Stellung eingenommen haben. In jenen faßte das fremde Recht frühzeitig festen Fuß, während man dort, wo Sachsenrecht galt, dem von den gelehrten Doktoren gekriteten Ansturm länger Stand hielt und es verstand, sich die nationale Rechtsüberlieferung wenigstens in den wesentlichsten Stücken zu erhaltrn. (S. XIV.) Und als Ferdinand I. 1547/48 in Böhmen, Mähren und Schlesien den Rechtszug nach Magdeburg verbot und dieses gesamte Ländergebiet an den neu begründeten Prager Appellationshof wies, war es in erster Linie Olmütz, das sich „nach Kräften der Beiseiteschiedung seiner nationalen Rechtsgewohnheiten widersetzte." — Es ist seit langem bekannt, daß eben die Rezeption der fremden Rechte den Anlaß gab zur Aufzeichnung des Gewohnheitsrechtes, und entsprechend der Bedeutung, die die fremden Doktrinrn auf die Gerichtsverfassung gewannen, waren es vornehmlich auch Prozeßordnungen, die aufgezeichnrt und niedergeschrieben wurden. Der Verfasser erbringt für diese Tatsache neue Belege durch Hinweis auf handschriftliches Material in Breslau (S. 17) und Krakau (S. 18 Nr. 1), und gewinnt zugleich für die neue Olmützer Gerichtsordnung den richtigen Gesichtspunkt zu ihrer Beurteilung. Mit unanfechtbaren Gründen bestimmt er die Zeit ihrer Abfassung auf die Jahre 1544 (1540) bis 1550 und wenn er die Autorschaft des Olmützer Stadtschreibers Mag. Gabriel Gloxer nur als eine Annahme hinstellt, für die die größte Wahrscheinlichkeit spreche, so entspricht dies vollkommen dem Inhalt des Quellenmaterials, das das Olmützer Stadtarchiv dermalen für die Lösung der Frage darbietet. (S. 23.) — Wurde in diesem Kapitrl mehr die historische Seite der Frage erörtert, so wendet sich das folgende „Uebersicht der Gerichtsverfassung und des Rechtsganges in Olmütz" dem rechtsgeschichtlichen Thema zu. Eingehend wird auf Grundlage der Quelle das „Verfahren vor dem Vogt und den Schöffen" dargestellt, auf welches allein sich die Olmützer Gerichtsordnung bezieht. Dabei zeigt sich deutlich, wie starl die Gerichtsverfassung von nationalen Rechtsüberlieferungen erfüllt ist. In Bezug auf die Gerichtssprache stellt der Verfassrr fest, daß als solche unwandelbar die deutsche galt und „die Verhandlung nahezu ausnahmslos . . . in deutscher Sprache geführt und nie anders als deutsch protokolliert wurde", daß dagegen im Verkehr mit den Tochterstädten „sich der Rat stets jener Sprache bediente, in welcher er um seine Rechtsbrlehrung angegangen wurde", wodurch sich also die zahlreichen „Weistümer und Urteile zweiter Instanz in tschechischer Sprache" erklären, ebenso wie die Tatsache, daß vom processus iuris auch eine tschechische Uebersetzung hergestellt wurde. Die Bedeutung der Gerichtsordnung faßt der Verfasser in folgenden Sätzen zusammen: „Wir können an der Hand ihrer Bestimmungen alle Einzelheiten des Rechtsganges, insbesondere alle feierlichen Formen von der Hegung bis zur Aufgebung der Bannrechte genau verfolgen, gewinnen aber auch einen klaren Einblick in die Verfassung der Stadt und ihr mannigfaltiges Rechtsleben." — Olmütz bewahrte sich denn auch noch durch das ganze 16. und eine geraume Zeit im 17. Jahrhundert seine Stellung als Oberhof, gewann neue Tochterstädte — Freiberg und Fulnek sogar noch im Jahre 1617 — und wehrte die Ausdehnung der Wirksamkeit des Prager Appellationsgerichtes auf Nordmähren so lange ab, bis endlich durch die Einführung der „böhmischen Stadtrechte" in ganz Mähren im Jahre 1697 der Olmützer Oberhofstätigkeit der Boden endgültig entzogen wurde. Allein die längst überlebte und in unserem Lande — und nicht allein im Olmützer, sondern ebenso auch im Brünner und Iglauer Oberhofgebiet — spät eingeführte Form des römisch-kanonischen Prozesses erhielt sich nicht mehr lange, denn schon die von Kaiser Joseph II 1781 eingeführte „allgemeine Gerichtsordnung" knüpfte bekanntlich wieder an die nationale deutsche Rechtsüberlieferung an und die seit dem 1. Januar 1898 geltende neue Zivilprozeßordnung ist diesen Spuren gefolgt. „Unsichtbare Fäden — so beschließt der Verfasser seine wertvollen Ausführungen — ziehen sich von der Olmützer zur neuen Zivilprozeßordnung; das Interesse an jener mag nicht am wenigsten auch darin seinen Grund finden, daß die bürgerliche Rechtspflege der Gegenwart wieder von denselben nationalen Rechtsgedanken beherrscht ist, welche einst in den von den Deutschen gegründeten Städten der Sudetenländer lebendig waren." — Dr. Fischel hat uns durch seine Schrift eine wertvolle Quelle erschlossen; unsere Freude darüber könnte allerdings durch seine Bemerkung auf S. XXIV, Nr. 2, daß eine andere, mindestns ebenso wichtige Quelle, nämlich das älteste Stadtbuch von Olmütz, vor etwa zwei Jahren „auf unerklärliche Weise" in Verlust geraten sei, aufs empfindlichste getrübt werden; doch bin ich auf Grund direkter Mitteilungen aus dem Olmützer Stadtarchiv in der angenehmen Lage, die Wiederauffindung der Handschrift zu konstatieren, was ich ausdrücklich hier erwähne, damit jene Nachricht keine weitere Verbreitung finde.

Brünn. Dr. V. Brethalz.

Allgemeine Rundschau.

Der neue Fund Professor Furtwänglers.

Wie der Telegraph bereits berichtet hat (vgl. Morgenblatt der Allgemeinen Zeitung Nr. 146), wurde bei den Untersuchungen und Ausgrabungen, welche Prof. Furtwängler, begleitet von den Herren Dr. H. Thiersch und dem Architekten E. Fiechter, mit Hilfe der Basserma nn-Jordan-Stiftung der Münchener kgl. Akademie der Wissenschaften zur Zeit in Griechenland unternimmt, soeben ein bedeutender Fund gemacht. Der große, von dem Künstler Bathykles von Magnesia geardeitete, aufs reichste geschmückte Thronsessel, welcher im Heiligtum des Apollon von Amyklae bei Sparta unter freiem Himmel stand und das alte Idol des Apollon trug, das zirka 15 Meter hoch war, bildet ein altes Problem der Kunstgeschichte. Denn wir besitzen eine sehr eingehende Beschreibung des Thrones aus dem Altertum von dem Reiseschriftsteller Pausanias, nach welcher man schon oft versucht hat, eine Rekonstruktion zu entwerfen. Auch ist das Heiligtum 1891 von einem griechischen Gelehrten ausgegraben worden; dieser glaubte als einzigen Rest des Thrones ein rohes aus Feldsteinen gemachtes halbkreisförmiges Fundament ansehen zu müssen, das er aufdeckte. Die neue Untersuchung und Grabung hat nun ergeben, daß dies nicht das Fundament des Thrones, sondern nur das eines großen alten Opferaltars war, daß das Fundament des Thrones dagegen, von schönster Quaderarbeit, zum Teil noch unter der auf der Spitze des Hügels gelegenen alten Kirche Hagia Kyriaki erhalten ist (neben und unter einem bisher allein sichtbaren, byzantinischer Zeit angehörigen anderen Fundament aus antiken Blöcken), sowie daß zahlreiche, aus Marmor bestehende Stücke des Thrones, sowohl in diese Kirche als in andere alte Kirchen der ganzen Umgegend verbaut sind. Mehrere für die Rekonstruktion des Thrones sehr wichtige Stücke ist es, freilich mit großen Schwierigkeiten, gelungen, aus diesen Kirchen herausnehmen zu lassen; andere wurden bei den Ausgrabungen gefunden. Es befinden sich Stücke von außerordentlich reizvoller Ornamentik darunter. Einige Blöcke haben Inschriften der Werkmeister, welche ihre Stelle am Baue bezeichnen. Auf einem Votivrelief wurde eine schematische abgekürzte Nachbildung des Thrones erkannt, die ebenfalls von Wert ist. Schon aus diesem Material ergeben sich die Grundzüge einer neuen Rekonstruktion, welche übrigens in wesentlichen Zügen überraschend diejenige bestätigt, welche Furtwängler in seinem Buche „Meisterwerke der griechischen Plastik" 1893 veröffentlicht hatte. Der Thron gehörte nicht so früher Zeit an, wie man zumeist annahm; er kann kaum vor dem Anfang des fünften Jahrhunderts entstanden sein. Leider mußten die Untersuchungen für jetzt unterbrochen werden, da die für die Vervollständigung unumgänglich notwendige gänzliche Niederlegung der Kirche Hagia Kyriaki, in welcher noch viele Stücke des Thrones stecken und unter der das Fundament desselben quer durchgeht, zur Zeit noch nicht ausführbar ist. Es sind dazu noch Verhandlungen mit den geistlichen Behörden nötig. Das griechische Ministerium des Unterrichts hat Prof. Furtwängler bereitwilligst versprochen, alle nötigen Schritte nach dieser Richtung zu tun und ihm das Vorrecht überlassen, die Untersuchung an Ort und Stelle zu Ende zu führen. Die Mitglieder der Expedition siedeln gegenwärtig von Amyklae nach Aegina über, um die Ausgrabungen daselbst weiterzuführen.

•

Internationaler Wildschutz in der hohen Arktis.

-bra. Stockholm. Auf der letzten Sitzung der Stockholmer Anthropologischen Gesellschaft hielt der auf besondere Einladung der genannten Gesellschaft erschienene deutsche Gelehrte Professor Dr. Camenzy (Berlin) einen längeren Vortrag über die Schutzpflicht der Staatsregierungen und gesetzgebenden Körperschaften gegenüber der in allen Ländern betriebenen Vandalisierungsmethode an den noch vorhandenen Ueberresten des Pflanzen- und Tierlebens in deiien ursprünglicher Verbreitung und topischen Zusammensetzung. In Verfolg der von dem deutschen Forscher gegebenen Anregungen ist die schwedische Regierung dem Plane nähergetreien, auf diplomatischem Wege auf das Zustandekommen einer internationalen Schutzkonvention zur Unterdrückung der in den arktischen Erdstrichen betriebenen Ausrottung seltener und wertvoller Hochwildarten hinzuwirken. Die Regierung stützt sich auf die Tatsache, daß der Massenfang von arktischen Pelztieren, wilden Rentieren und Moschuswild (ovibos moschotus) in den letzten Jahren van norwegischen und schwedischen Fangfahrzeugen in einem solchen Umfange in Angriff genommen worden ist, daß binnen kurzem mit völliger Entvölkerung der ehedem reich besetzten Wildgründe des hohen Nordens gerechnet werden muß. Hinzu kamut, daß in den letzten Jahren auch von sportlicher Seite zahlreiche Vergnügungsreisen (zumeist unter englischer Flagge) nach der hohen Arktis ins Werk gesetzt worden sind, bei welchen die parforcemäßige Erbeutung nrktischen Wildes als vornehmste Unterhaltungsnummer auf dem Programm stand. — Sehr häufig wird von den Teilnehmern dieser sog. „Gentlemen"-Jagden in der Weise verfahren, daß das gemeiniglich in größeren Rudeln lebende Wild, welches mit der bei allen arktischen Tieren zu beobachtenden Vertrautheit dem Menschen gegenüber nur geringe Scheu an den Tag legt, zu Hunderten zusammengeschossen wird und, da es natürlich an einer unmittelbaren Verwendung für das „erbeutete" Wildbret fehlt, einfach an Ort und Stelle liegen bleibt. Von einem notablen italienischen Sportsmanne wird solcherweise erzählt, daß er auf einer Jagdexpedition durch das westliche Spitzbergen 47 (!) Wildrene und mehrere Hundert Schwimmvögel an einem Tage niedergeknallt habe, welche nach erfolgter Buchung in der „Schußliste" des Schützen einfach den Eisfüchsen und Polarmöven zum Verspeisen überlassen wurden. Noch schlimmere Geschichten sind von englischen Sportmen im Schwange, von denen es einige sogar auf einen Rekord von mehreren Hundert Rentieren pro Tag gebracht haben sollen, die natürlich gleichfalls nur aus dem alleinigen Grunde niedergeschossen wurden, um den betreffenden Jägern Gelegenheit zur Füllung ihrer Schußlisten und zu späteren Renommistereien in den heimatlichen Gentlemen-Klubs zu geben. — Diejenigen Gebiete, welche in letzterwähnter Beziehung bisher am schärfsten mitgenommen wurden, sind das südöstliche Spitzbergen, Island, Jan Mayen, sawie neuerdings Ostgrönland und auch der für die Schiffahrt zugängliche Teil des westlichen Nowaja Semlja. Was zunächst Island und Grönland betrifft, so hat die dänische Gesetzgebung durch Verhängung von entsprechenden Abschußverboten bereits einen dankenswerten Schritt zur Hegung des verfolgten Hochwildes (Wildren bezw. Caribou und Moschuswild) getan. Bezüglich Grönlands kommt allerdings in Betracht, daß die dänische Aufsichtssphäre sich im Osten nur bis Angmagsalik, im Westen bis Upernwik erstreki, d. h. auf das eigentliche Siedelungsgebiet der eingeborenen Eskimostämme. Da indessen der Verbreitungsbezirk des seltenen und wissenschaftlich interessanten Moschuswildes sich in der Hauptsache außerhalb dieser Hoheitssphäre befindet, so sagt es sich von selbst, daß die nartwegischen und schottischen Fangschiffer in dem herrenlosen Gebiet ganz nach Gefallen hausen dürfen. Tatsächlich sind in den letzten Jahren ganze Schiffsladungen von Moschushäuten, Caribougeweihen u. s. w. von norwegischen Freibeutern zusammengebracht und dem europäischen Naturalienmarkte als willkommene Absatzware zugeführt worden. — Das Gleiche gilt von Jan Mayen und König Karls-Land, welche beiden Eilande sich als wahre Schatzgruben für gewinnlüsterne Massenschlächterei erwiesen haben. Auf Nowaja Semlja liegen die Verhöltnisse insofern etwas besser, als die russische Regierung vor einigen Jahren einen Erlaß ausfertigte, welcher den nartwegischen und finnischen Fangfahrzeugen die Veranstaltung von arktischen Massenjogden in genereller Weise verbot. Für die zur Zeit herrenlosen Territorien des Spitzbergener Archipels, einschließlich des König Karl-Landes, nebst Grönland und Jan Mayen bedarf es hingegen spezieller internationaler Vorschriften, um dem dort an der Tagesordnung stehenden Vandalismus gebührende Grenzen zu ziehen. Aus den Verlautbarungen von offizieller Seite geht hervor, daß die Stockholmer Instanzen in erster Linie ein gemeinsames Vorgehen zwischen den skandinavischen Ländern, nebst Rußland und England nach der angedeuteten Richtung ins Auge gefaßt haben. Da

die deutsche Hochseefischerei unzweifelhaft in nicht geringem Grade mitberührt erscheint, so wird sich jedenfalls auch die deutsche Reichsregierung in der einen oder anderen Form veranlaßt finden, zu der angeschnittenen Schutzfrage Stellung zu nehmen. Als eine besonders befriedigende Lösung des ganzen Problems würde es in schwedischen Kreisen offenbar betrachtet werden, wenn die Herbeiführung des Jagdverbots mit einer endgültigen Regelung der arktischen Interessensphäre Hand in Hand gehen könnte. Man nimmt hierbei an, daß der König Karls Land- und Franz Josephs Land-Archipel der russischen Oberhoheit, Grönland (in seinen nichtdänischen Teilen) an England, bezw. Kanada und die Spitzbergener Gruppe zweckmäßigerweise an Skandinavien übereignet werden dürfte. Einige Schwierigkeiten setzt man von der Lösung der Besitzfrage betreffs der Bäreninsel voraus, deren territoriale Zugehörigkeit in den letzten Jahren die öffentliche Meinung bekanntlich wiederholt beschäftigt hat. Die Bäreninsel besitzt ergiebige Kohlenflötze und reiche Fischgründe, die zufolge ihrer verhältnismäßig günstigen Lage sowohl auf russischer und englischer, wie deutscher Seite zur Kundgabe von Okkupationswünschen Anlaß gegeben haben, ohne daß man freilich übee das Stadium der vorbereitenden Maßnahmen bisher hinausgekommen wäre.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Die zweite Zusammenkunft der freien Vereinigung der systematischen Botaniker und Pflanzengeographen findet vom 4. bis 7. August 1904 zu Stuttgart statt. Es ist eine Reihe von Vorträgen und Ausflügen vorgesehen. Vorträge füe die Zusammenkunft wolle man möglichst bis 1. Juni bei dem kgl. Botanischen Garten Berlin W., Grunewaldstraße 6/7, anmelden. Nach § 5 der Satzungen kann jeder Botaniker Mitglied der Vereinigung weeden, der von zwei Mitgliedern vorgeschlagen und vom Vorstand angenommen wird.

* Kurse für Fortbildungsschullehrer werden, wie in früheren Jahren, unter Beteiligung hervorragender Fachmännee und Gelehrten in Leipzig in der Zeit vom 5. Juni bis 15. Juli und vom 14. August bis 24. September in Frankfurt a. M. stattfinden. Dieselben haben insbesondere die Einführung der Lehrer in Fragen des praktischen Lebens — Technologie, Wirtschaftskunde und Sozialpolitik — zum Zweck. Prospekte werden auf Wunsch unentgeltlich gesendet von Direktor Pache in Leipzig-Lindenau und Direktor Neuschäfer in Frankfurt a. M. (Weißfrauenstraße 1).

* Wieland-Ausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften. Wir erhalten folgende Zuschrift: Die kgl. preußische Akademie dee Wissenschaften in Beelin hat ihre Deutsche Kommission mit einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Wielands betraut, die jetzt mit Hilfe Bernhard Seuffeets vorbereitet wird und deren zweite Abteilung die Uebersetzungen, deren dritte die Briefe bringen soll. Wir bitten alle Bibliotheken, Archive u. s. w., sowie alle Literaturfreunde, die Wielandische Handschriften, namentlich Briefe von ihm und an ihn, Besitzen oder ihren Fundort nachweisen können, um geneigte Fördeeung des großen Unternehmens. Mitteilungen mögen gefälligst an die Akademie (Beelin W. 35, Potsdamerstraße 120) oder auch, wenn es sich um Briefe handelt, unmittelbar an Herrn Professor Dr. Seuffert in Graz, Steiermark, Harrachgasse 1, gerichtet werden. Die Geschäfte der Wieland-Ausgabe führt E. Schmidt. Konrad Burdach. Gustav Roethe. Erich Schmidt.

* Otto v. Böhtlingk †. In dem kurz vor Ostern in hohem Alter verstorbenen Gelehrten hat die indische Philologie ihren Senior verloren, der in die Wissenschaft, deren Pflege die ununterbrochene Arbeit seines Lebens galt, noch von ihren Begründern Bopp in Berlin und August Wilhelm Schlegel in Bonn eingeführt worden war. Als Frucht dieser Studien erschien 1839/40 sein Erstlingswerk, die zweibändige Ausgabe von Paninis „Acht Büchern grammatischer Regeln", die ihm sofort einen angesehenen Platz unter den Vertretern der indischen Philologie verschaffte. Noch mehr galt das von seiner zweiten grammatikalischen Veeöffentlichung, der in den Mémoires der St. Petersburgee Akademie (Böhtlingk war 1815 in St. Petersburg geboren) 1843 erschienenen wertvollen Abhandlung „Ueber den Accent im Sanskrit". Neben dem indischen Sprachgebiet hat er auch einer Reihe anderer orientalischer Speachen, so insbesondere dem Türkischen und diesem nahestehenden Sprachen, seine Studien gewidmet, woraus namentlich eine Darstellung der Speache der Jakuten hervorzuheben ist. Sein Hauptwerk ist indessen das gemeinsam mit Rudolf Roth in Tübingen bearbeitete große „Sanskrit-Wörterbuch", eine lexikographische Riesenarbeit, die ein umfassendes Inventar des altindischen Sprachschatzes darstellt. Es eeschien in sieben Bänden von 1858 bis 1875. Gleichfalls sieben Bände umfaßte die wenige Jahre später erschienene kürzee Bearbeitung. Außerdem hat Böhtlingk zahlreiche Ausgaben und Uebersetzungen poetischer und sprachwissenschaftlicher Werke der altindischen Literatur veranstaltet. Sein Lebensgang verlief ruhig. Er wurde nach dem Erfolg seiner Erstlingswerke 1842 zum Adjunkten der kaiserlichen Akademie in St. Petersburg ernannt, um allmählich in der Hierarchie des russischen Beamtentums zum Geheimrat emporzusteigen. 1868 trat er von seiner Petersburger amtlichen Stellung zurück und übersiedelte nach Deutschland, wo er erst in Jena, dann in Leipzig dauernden Wohnsitz nahm.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Philosophie Dr. Hans Cornelius hat für das kommende Sommersemestee Urlaub genommen. Wie wir hören, beabsichtigt derselbe ein Week über „Aesthetik der bildenden Künste" zu schreiben und zu diesem Zweck weitere Vorstudien in auswärtigen Museen zu machen. — Der Professoe für Kirchenrecht und Kirchengeschichte Dr. Isidor Silbernagl ist heute früh nach schwerem Leiden im 73. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene war ein hervorragender und geschätzter akademischer Lehrer; von seinen Werken sind sein „Lehrbuch des Kirchenrechts" und seine „Verfassung der Religionsgemeinschaften in Bayern" für den Fachmann unentbehrliche Nachschlageweeke; große Beachtung hat auch, besondees wegen seines freimütigen Tones, sein Buch „Kirchenpolitik und religiöse Zustände im 19. Jahrhundert" gefunden.

hc. **Leipzig.** Der Direktor des landwirtschaftlichen Instituts an der hiesigen Universität Professor Dr. Wilh. Kirchner feierte am 5. April sein 25jähriges Jubiläum als Universitätsprofessor. — Der außerordentliche Professor der neueren politischen Geschichte Dr. Erich Brandenburg ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Königsberg.** In Blankenburg a. Harz ist am 2. April im Alter von 77 Jahren der Senior der juristischen Fakultät der Universität Königsberg Geh. Justizrat Dr. Theodor Schirmer gestorben. Ein geborener Breslauer, habilitierte sich Schirmer 1852 in seiner Vaterstadt; 1858 ward er daselbst Extraordinarius. 1863 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor des römischen Rechts nach Königsberg. Der Gelehrte ist besonders duech sein „Handbuch des römischen Erbrechts" (Teil I, 1868), sowie als Herausgeber von Puchtas Pandekten und von Marezolls Institutionen belannt geworden.

* **Prag.** Der Privatdozent dee Hygiene an der deutschen Universität De. Oskar Bail wurde zum außerordentlichen Peofessor ernannt.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 7. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Eduard Mörike und seine Gattin. Von Dr. Fr. Walther.

Eine neue Methode der Lebensforschung. Von R. Francé.

II. Bücher und Zeitschriften.

Gabriele Reuter: Liselotte von Reckling. — Henry Bordeaux: Le Lac Noir.

III. Allgemeine Rundschau.

Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg. — Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin. — Geographische Gesellschaft in München. — Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eduard Mörike und seine Gattin.

Von Dr. Fr. Walther.

Unmittelbar nach dem Hinscheiden der greisen Schwester des Dichters hat Eduard Eggert in der katholischen Monatsschrift „Hochland" (herausgegeben von Karl Muth) den Versuch unternommen, die Gattin Mörikes, Margareta geb. v. Speth, als Märtyrerin zu feiern. Dies veranlaßt mich auf Grund authentischer Mitteilungen, die nur wenigen Eingeweihten bekannt sind, die eigenartige Geschichte der Ehe Mörikes klarzulegen, die auch von Biographen in wesentlichen Punkten nicht richtig dargestellt worden ist. Ich glaube dies dem Andenken des großen Lyrikers schuldig zu sein. Es gilt, wie Eggerts Unternehmen zeigt, die Anfänge einer Legendenbildung zu bekämpfen, durch welche das Charakterbild Mörikes und der so innig mit ihm verbundenen Schwester im Urteil der Nachwelt eine völlige Verzerrung erleiden müßte. Berufen zu diesem Unternehmen bin ich nicht nur durch die persönlichen Erinnerungen, über welche ich verfüge, sondern vor allem durch die genauen Mitteilungen meiner Mutter, der aus Mörikes Gedichten bekannten Luise Walther, geb. v. Breitschwert. Meine Eltern standen in der kritischen Zeit der Trennung beider Gatten dem Mörikeschen Hause besonders nahe. Mein Vater, der im Jahre 1878 verstorbene Obertribunalrat v. Walther, war der Berater des Dichters bei den Rechtsfragen, die — ohne daß es sich um eine gerichtliche Scheidung der Ehe jemals gehandelt hätte — bei der Aufhebung des häuslichen Zusammenlebens auftauchten; und meine Mutter war nicht nur durch langjährige, von ihrem Stiefvater Karl Wolff ererbte Freundschaft, sondern auch als Taufpatin der damals 18jährigen Tochter Fanny aufs engste mit der Familie verbunden. So gab es sich von selbst, daß meine Eltern von Mörike und dessen Schwester ins Vertrauen gezogen wurden und auch die ganze Vorgeschichte der Ehe aufs genaueste erfuhren.

Vorauszuschicken habe ich aber sofort, daß der Dichter und seine Schwester viel zu zartfühlend waren, als daß sie von den Schwierigkeiten des Zusammenlebens mit Gattin und Schwägerin überhaupt gesprochen hätten, ehe es zu dem ihnen selbst ganz unerwarteten Bruch kam. Doch ich greife vor.

Die Verheiratung des Dichters geschah unter höchst merkwürdigen Umständen. Mörike war pensionierter Pfarrer und lebte zusammen mit Klärchen in Mergentheim im Hause des Oberstleutnants a. D. v. Speth. Die Verhältnisse in der Familie des kranken alten Herrn waren unerquickliche, wie auch Mörikes Biographen angedeutet haben. Ihn so höher lernten die Geschwister die Tochter Margareta, meist Gretchen genannt, schätzen, die ihren Vater mit Aufopferung pflegte und bald in innigster Freundschaft mit Klärchen stand. Auf dem Sterbebette, im August 1845, nahm der alte Herr den Geschwistern das Versprechen ab, daß sie auch nach seinem Tode Gretchen nicht verlassen, sondern derselben treue Freundschaft bewahren wollten. Dieser Pflicht kamen die Geschwister in den folgenden sechs Jahren, während deren sie immer noch im Speth'schen Hause wohnten, getreulich nach. Zunächst hatte Klärchen die Freundin in einer schweren Krankheit zu pflegen, die bald nach des Vaters Tode infolge der Anstrengungen über Gretchen kam. Und mit der Genesenen spann sich die innige Freundschaft im „Dreibunde" weiter. Der Dichter entfaltete gegenüber der Freundin seiner geliebten Schwester die ganze harmlose Liebenswürdigkeit seiner Natur, so daß sich das ideale Freundschaftsverhältnis auch auf ihn erstreckte. Daß die beiderseitigen Verwandten bezw. Freunde zu diesem naiven Treiben der drei nicht gut sahen, ist begreiflich. Pfarrer Hartlaub warnte, weil er, der Vernünftige, die böse Welt und ihr Urteil kannte, und auch die v. Speth'sche Familie gab ihrer Unzufriedenheit über die Freundschaft Gretchens mit dem wenn auch über 40jährigen, so doch unverheirateten Bruder der Freundin deutlich kund. Daß in diesen Kreisen die Möglichkeit einer Verheiratung der beiden erwogen wurde, ist sehr erklärlich. Aber die drei Beteiligten, jedenfalls die Geschwister in ihrer Naivetät, dachten nicht an eine derartige Möglichkeit. Diese für Mörike und seine Schwester äußerst bezeichnende Tatsache wird von seinen Biographen insgesamt verkannt. Sie beziehen sich auf die poetischen Huldigungen an Gretchen, sie entdecken sogar, daß die verhältnismäßig reiche literarische Tätigkeit des Dichters im Jahre 1845 und den folgenden Jahren mit der aufkeimenden Liebe zu Gretchen im Zusammenhang stehe und dergleichen mehr. In Wahrheit war das Kleeblatt so harmlos, daß nach der Ueberwindung der schweren Krankheit Mörikes (im Jahre 1848) sogar gemeinsame Pläne für die Zukunft geschmiedet wurden, ohne irgendwelche Gedanken an eine Heirat. Der Dichter wollte aus der ihn doch hin und wieder bedrückenden Unsicherheit seiner pekuniären Lage herauskommen und wieder eine geregelte Tätigkeit erlangen. Und das in so inniger Freundschaft mit den Geschwistern stehende Gretchen nahm an diesen Plänen teil, da sie bei ihrer Mutter keine rechte Heimat hatte. Was wollten die drei nicht alles unternehmen, z. B. dachten die beiden Freundinnen in Stuttgart ein Mädchenpensionat zu eröffnen, damit eine solidere Unterlage für die gemeinsame Existenz beschafft sei; denn daß Eduard nur ganz bescheidenen Verdienst finden werde, schien so leider festzustehen. Bei alledem handelte es sich niemals um die Absicht, „die Geliebte als Gattin heimzuführen"; denn solche Bräutliche Beziehungen bestanden zwischen Eduard und Gretchen nicht. Buchen doch die Biographen selbst die Tatsache, daß Eduard erst im August 1851, als er bereits den Lehrauftrag für das Katharinen-

Digitized by Google

stift erhalten hatte, um die Hand Gretchens anbieten! Und an diesem Schritt trug wieder der getreue Hartlaub indirekt Schuld, der den unpraktischen Geschwistern, als es sich infolge der Berufung ernsthaft um den Umzug nach Stuttgart und die als selbstverständlich betrachtete Mitnahme Gretchens handelte, vorstellte: „Was würden die Stuttgarter sagen, wenn Mörike außer seiner Schwester noch ein weiteres lediges Frauenzimmer mitbrächte!" Wie oft hat Klärchen erzählt, welche Mühe es sie gekostet habe, den Bruder zu dem für notwendig erachteten Schritt zu bereden! Wie er noch im letzten Augenblick, als er zu dem verhängnisvollen Gang gerüstet dastand, auf einmal erklärt habe: „Klärchen, ich will's doch lieber bleiben lassen." Und wie sie aufs neue alle Ueberredungskünste aufbieten mußte, um den von ihr schon seit längerer Zeit insgeheim gewünschten Schritt zu erzwingen. Ich glaube, es war die eigenartigste Vernunftheirat, die in der Welt jemals vorgekommen ist. Sie ging lediglich aus dem Wunsche hervor, das bisherige gemütliche Zusammenleben im „Dreibund" fortsetzen zu können, ohne der bösen Welt Anstoß zu geben. Daß der Dichter Bedenken hatte — er war beinahe 47 Jahre alt und tat in seiner liebenswürdigen Unentschlossenheit überhaupt nicht gern entscheidende Schritte —, ist begreiflich. Hatte er doch an Gretchen neben allen edlen Eigenschaften auch Spuren einer Leidenschaftlichkeit wahrgenommen, die ihn beängstigen mußte. Man vergleiche die auch von den Biographen berichtete leidenschaftliche Szene, die sie im Jahre 1849 Klärchen bereitete, weil sie meinte, deren Liebe für sie habe abgenommen. Gretchen scheint auch Bedenken gehabt zu haben, wenngleich ihr selbst der Antrag bei ihrer intimen Freundschaft mit Klara nicht unerwartet gekommen sein mag. Sie konnte die unzertrennliche Liebe der Geschwister und konnte sich gut denken, daß Eduard niemals ausschließlich ihr selbst gehören könne. Sie sagte deshalb unmittelbar nach der Trauung zu Klara: „Alles was ich heute Eduard am Altar versprochen habe, habe ich auch dir versprochen."

Wer diese Entstehungsgeschichte der Ehe Mörikes kennt, der weiß auch, daß hier keine Vergleichung angezeigt ist mit anderen Fällen, in denen eine mit ihrem Bruder zusammenlebende Schwester das Feld geräumt hat, um der Gattin Platz zu machen. Wenn Eggert die liebenswürdige Schwester Mörikes eines Mangels an Selbstlosigkeit zeiht, weil sie nicht ebenso gehandelt habe, so entspringt dieser Vorwurf einer völligen Unkenntnis der im Vorstehenden dargelegten Tatsachen. Ein aufmerksamer Leser der im Vorjahr in diesen Blättern veröffentlichten Briefe Mörikes an Gretchen wird auch dort meine aus bester Quelle stammende Darlegung bestätigt finden. Freilich, wenn Gretchen sechs Jahre lang die vom Dichter „heimlich Geliebte" gewesen wäre, wenn die Vereinigung mit ihr all diese Zeit seinen Herzenswunsch gebildet hätte, dann läge die Sache anders! Aber Klärchen war die Heimatsstifterin, die aus scheinbaren Vernunftgründen ihren innig geliebten Bruder zu einer Ehe im Dreibund beredete, die nur so weltunerfahrenen harmlosen Leuten, wie der Dichter und seine Schwester waren, durchführbar erscheinen konnte!

Zunächst ging viele Jahre lang alles gut und ich glaube nicht, daß den intimsten Freunden des Geschwisterpaares etwas von Schwierigkeiten bekannt wurde, die das Zusammenleben mit Gretchen gebracht hätte. Und doch ereignete sich noch in der Zeit des damaligen Stuttgarter Aufenthalts ein Vorfall, der dem Vertrauen des Dichters zu seiner Gattin einen harten Stoß gegeben haben muß. Er trat einst unerwartet in das Wohnzimmer, aus dem Gretchen soeben rasch abgerufen worden war, und fand auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Tagebuch seiner Gattin liegen, von dessen Existenz er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, das sie also insgeheim führte und sonst sorgfältig unter Verschluß hielt. Er blätterte darin herum und fand zu seinem Befremden alle kleinen Reibereien gebucht, die in einem Haushalt vorkommen können, z. B. daß sie heute dies oder jenes Zimmer habe reinigen wollen, daß aber Eduard seine schriftstellerischen Zettel, Zeichnungen dort ausgebreitet gehabt und daß sie deshalb lange habe warten müssen, bis er wieder zusammengeräumt — Dinge, die eine sorgliche, tätige Hausfrau, wie sie war, allerdings ärgerlich machen können, aber im Grunde doch lauter Lappalien, deren einseitige fortlaufende Aufzeichnung die übrigen Personen des Haushalts in ungünstigem Licht erscheinen lassen mußte. Mörike warf das Geheimbuch nicht etwa ins Feuer — jede Friedensstörung, ja auch die geringste Gewalttätigkeit war seiner sanften Natur fremd; er nahm seiner Frau nur das heilige Versprechen ab, daß sie das Tagebuch vernichten werde, so daß es niemals in fremde Hände komme. *Dieses Versprechen hat aber Gretchen, wenigstens dem Sinne nach, nicht gehalten.* Sie mag zwar das Tagebuch schließlich vernichtet haben; aber sie hat das Buch jedenfalls bis zum Tode Eduards fortgeführt und — *an ihre Freunde ausgeliehen.* Besonders wußte ich seit längerer Zeit, daß Eggert Auszüge aus demselben hatte machen dürfen. Ueber den Wert dieser trüben Quelle brauche ich kein weiteres Wort zu sagen, zumal wenn ein Schriftsteller aus derselben schöpft, der den Dichter und seine Schwester persönlich nicht näher gekannt hat. Daß aber Mörike diese Entdeckung des geheimen Tagebuches nicht ganz verwinden und daß eine derartige Entdeckung die Gattin seinem Herzen nicht näher bringen konnte, wird jedermann begreifen. Von diesem Zwischenfall hörten meine Eltern übrigens erst viel später, als die Trennung der Gatten erfolgt war. Vorher hätten die Geschwister in ihrem Zartgefühl keine Silbe davon erwähnt.

Nach Niederlegung des Lehrauftrages am Katharinenstift verließ Mörike Stuttgart und kam erst im Jahre 1871 zurück. Hier beginnen meine persönlichen Erinnerungen. Wie viele Nachmittage habe ich in der damaligen Wohnung Mörikes in der Reinsburgstraße zugebracht! Und ich entsinne mich genau des Eindruckes, den Gretchen auf mich machte. Während die Geschwister mit meinen Eltern in ruhigem Gespräch zusammensaßen und Mörike mit dem feinsinnigen Humor, den er, der gegen Fremde oft so Scheue und Verschlossene, in vertrautem Kreise entwickelte, unermüdlich erzählte, ging Gretchen rastlos aus und ein. Die Türen flogen geräuschvoll auf und zu; sie hatte auch in der Freundlichkeit gegenüber uns Kindern immer einen hastigen, leidenschaftlichen Zug, der unwillkürlich Unbehagen weckte. Daß dieses Wesen, das sich mit den Jahren gesteigert haben mochte, für eine so sensible, noch behaglicher Muße verlangende Natur wie die des Dichters eine fortgesetzte Geduldsprobe war, ist leicht zu denken. Um des Friedens willen ließ er sich von seiner Frau geradezu tyrannisieren. Wie oft hat sie ihm Hut und Stock wieder aus der Hand genommen, wenn er sich zu einem Ausgang gerüstet hatte! Und er blieb dann geduldig zu Hause! Es gab damals auch hin und wieder leidenschaftliche Ausbrüche. So hatten meine Eltern einst die ganze Familie auf den Abend eingeladen. Vormittags kam Klärchen und sagte: Gretchen würde wohl nicht kommen, aber Eduard würde sich mit Fanny einfinden. Zur bestimmten Stunde aber kam die 16jährige Fanny allein und bestellte: der Vater habe „nicht kommen dürfen". Man erfuhr später, daß Gretchen sich in plötzlich ausbrechender Leidenschaftlichkeit quer über die Türschwelle gelegt und dadurch den ihr aus irgendwelchen Gründen unliebsamen Besuch verhindert hatte. Daß solche Auftritte den über 65jährigen Dichter bei seiner empfindsamen und kränklichen Natur aufs tiefste erregen mußten, ist begreiflich. Aber niemals hätte er oder seine Schwester an eine Trennung von der Gattin gedacht. Mir ist jetzt noch die ruhige, freundlich-heitere Ergebung erinnerlich, mit welcher Klärchen, wenn wir Kinder sie mit Fragen bestürmten, warum diese oder jene Veranstaltung nicht zur Ausführung gelangt war, sagen konnte: „Gretchen hat eben nicht gewollt". Ein großer Fehler wurde von beiden Seiten allerdings gemacht: Eduard reiste öfters allein oder meist mit Klärchen zur Erholung auf Wochen zu *seinen* Freunden, zu Pfarrer Hartlaub u. a., zu denen Gretchen weniger gern ging, und Gretchen ging dann zu *ihren* Freunden, namentlich in ein katholisches Pfarrhaus, in dem des Priesters Schwester ihre Freundin war. Daß solche Ferien in diametral entgegengesetzter Geistesatmosphäre eine innere Entfremdung der Gatten fördern mußten, liegt auf der Hand — zumal Gretchens Vertraute Mörike und seine Schwester kaum kannten. So war bei

Digitized by Google

dem Konflikt niemand vorhanden, der auf beiden Seiten das nötige Vertrauen genossen hätte, um zu vermitteln. Und während eines solchen Erholungsaufenthaltes kam auch der Konflikt.

Im Frühjahr 1873 reiste Mörike wieder einmal mit Klärchen und der jüngeren Tochter Marie zu Pfarrer Hartlaub. Eine besondere Aufregung war insofern vorangegangen, als sich Fanny verlobt hatte. Mörike war im Grunde gegen diese (später wieder aufgehobene) Verlobung gewesen. Damals aber hatte er nachgegeben. „Gretchen hat's gewollt und Fanny hat's gewollt; was konnte ich da machen?", so erzählte er später ganz bezeichnend. Es mag bei dem Charakter Gretchens einige leidenschaftliche Szenen gegeben haben; aber die Sache selbst war nach ihren Wünschen erledigt. Bei Hartlaub blieben die drei Personen drei Wochen; dann schien ihnen die Last der Einquartierung für das gastliche Haus zu groß. Mörike wollte aber die Landluft noch länger genießen. Da hörten die Geschwister, daß in Fellbach eine kleine Sommerwohnung zu haben sei. Sogleich wurde der Plan gefaßt, diese für einige Wochen zu mieten. An Gretchen ging von Hartlaubs Pfarrhaus aus ein Brief ab mit der Bitte, die nötigsten Betten und Sonstiges zu richten; Klärchen würde kommen und die Sachen nach Fellbach mitnehmen. Dieser Brief richtete das ganze Unheil an. Gretchen erklärte mit der größten Leidenschaftlichkeit: sie sehe, daß Eduard gar nicht mehr zu ihr zurückkehren wolle, und es sei das Beste so. Sie stellte alle Stücke des Haushalts, die einst von den Geschwistern beigebracht waren oder diesen speziell gehörten, in den Hausgang und schloß sich in der Wohnung ein. Man kann sich die Ueberraschung der drei Ausgesperrten denken. Da Gretchen sich eingeschlossen hielt und auch auf Briefe nicht mehr reagierte, so wurde meine Mutter um Vermittelung gebeten und machte sich auf den Weg, um ihrem Auftrag gemäß der erregten Frau zu erklären, daß nur ein Mißverständnis vorliege, daß man der Möbel nur zur Verlängerung des Sommeraufenthaltes in den unmöblierten Fellbacher Stübchen bedürfe u. s. f. Aber Gretchen schlug die bereits halb geöffnete Glasthüre wieder zu, als sie die Besucherin erkannte, und hatte auch für den Versuch eines Parlamentierens durch die geschlossene Türe taube Ohren. Was blieb dem Dichter übrig gegenüber diesem Gebahren seiner Gattin? Seine Natur war nicht für einen Kampf geschaffen. Sollte er die Rückkehr zu seiner Gattin mit Gewalt erzwingen? Man bedenke: er war jetzt ein 68jähriger kränklicher Mann und leidenschaftlichen Auftritten, denen er vermöge seiner sensiblen Natur ohnehin feind war, körperlich nicht mehr gewachsen! Kann man ihm verargen, daß er sich in das Unabänderliche fügte? So geschah's. Gretchen behielt die gesamte bewegliche Habe; sie behielt auch das vorhandene geringe Kapital, das wohl aus ihrem Vebringen bestand und das sie bei der unglaublichen Unkenntnis Eduards in pekuniären Dingen — es ließe sich über diesen Punkt mancher hübsche Zug erzählen — verwaltet hatte. Dazu trete Mörike mit der Gattin fernerhin sein spärliches laufendes Einkommen, das für zwei Haushaltungen noch weniger reichen wollte als vorher. Gretchen zog mit Fanny, die infolge der von Mutter und Tochter gemeinsam herbeigeführten Verlobung damals ohnehin mit der Mutter enger zusammengeführt war, im Spätsommer nach Mergentheim, da sich Eduard außerstande erklärte, die nunmehr zu kostspielige Wohnung in der Reinsburgstraße weiterhin zu bezahlen. Der Dichter aber blieb mit Klärchen und Marie in Fellbach, bis die Winterkälte im November den Aufenthalt in der dortigen Sommerwohnung unmöglich machte.

Das war der Hergang der bedauerlichen Trennung Eduard Mörikes von seiner Gattin. Margarete Mörike hat also nicht „in namenlosem Schmerz das Haus verlassen" müssen, wie Eggert pathetisch schreibt (dieser datiert die Trennung überdies um ein ganzes Jahr früher und sagt, daß die Frau drei Jahre lang einsam ihre Straße gezogen sei); sondern sie hat ihren 68jährigen kränklichen Gatten in plötzlich ausbrechender leidenschaftlicher Verstimmung aus seiner Wohnung ausgesperrt, aller gewohnten Bequemlichkeit beraubt und dadurch für die letzten beiden Jahre seines Lebens empfindlichen Entbehrungen ausgesetzt. Wie oft bin ich die Treppen der armseligen Wohnung in der Forststraße hinaufgestiegen, die Mörike mit Schwester und Tochter nach seiner Rückkehr von Fellbach im November 1873 bezog! Dort hat der Dichter tatsächlich gedarbt; denn die Einrichtung war so dürftig, daß nur die in Wildermuths „genügsamem Pfarrhaus" geschilderten liebenswürdigen Geschwister sich dort begnügen konnten. Nur einen Beleg für diese Dürftigkeit: Mein Vater kam in jenen Tagen einmal von einem Besuch bei Mörike zurück, er hatte den kranken Dichter fröstelnd im Bett angetroffen und sagte zu meiner Mutter: „Schicke nur sofort ein warmes Deckbett zu Mörike; er kann sich nicht einmal warm zudecken, weil er nichts hat." Unter diesem geliehenen Deckbett ist Mörike nach anderthalb Jahren in der Moserstraße gestorben!

Aber Mörike verschmähte, über solche Verhältnisse zu klagen. Während Gretchen an so manche Freunde des Dichters, die nicht in persönlichem vertrautem Verkehr mit denselben standen, Briefe schrieb und die Legende berichtete — ich möchte beinahe sagen: die Legende von den beiden Kümmern, die dem Wolf das Dasein verbittert und ihn verjagt hätten — sprach Mörike nur, wenn es sich gar nicht umgehen ließ und auch dann nur im vertrautesten Kreise über die traurigen Erlebnisse. Und wenn er das tat, mit welcher Milde sprach er sich aus! Er enthielt sich jeglichen Urteils und berichtete höchstens einzelne jener seltsamen Szenen, die ihm der eigentümliche Charakter der Frau bereitet hatte.

Ich will gewiß nicht sagen, daß Margarete Mörike von Hause aus eine unedle Natur gewesen wäre. Das hätte Mörike selbst niemals zugegeben, sonst wäre die langjährige intime Freundschaft mit den Geschwistern unerklärlich. Aber sie hatte, wie Tausende von Frauen, eine leidenschaftliche, auch in liebender Fürsorge tyrannische Natur. Hätte sich dieser Charakterzug an dem festen entschiedenen Willen eines Mannes gebrochen, den sie in seinem ganzen Sinnen und Treiben verstanden hätte, so wäre sie wahrscheinlich eine glückliche Frau geworden. Aber Mörikes weiche Nachgiebigkeit und Klärchens geduldige Ergebung haben diesen tyrannischen Zug gesteigert. Und vielleicht ist es nicht ein bloßer Zufall, daß sie, die eifrige Katholikin, gerade in jenen Jahren ihr eheliches Zusammenleben mit dem früheren evangelischen Pfarrer als ein „unwürdiges Joch" zu empfinden begann! Darüber will ich nicht einmal Vermutungen aufstellen. Aber eines ist jedem Kenner der tatsächlichen Vorgänge ohne weiteres klar: als Märtyrerin darf diese Frau doch nicht verherrlicht werden. Gewiß waren auch der Dichter und seine Schwester nicht ohne Schuld an dem unglücklichen Ausgang der Ehe. Der evangelische Pfarrer hätte keine Katholikin heiraten und vor allem keine Ehe ohne tiefere Neigung eingehen sollen. Auch die zarteste Rücksicht, die er in der Ehe seiner Gattin entgegenbrachte, konnte diesen Fehler nicht gut machen. Allein der Idealismus, der in der Entstehungsgeschichte der Ehe Mörikes liegt, ist liebenswürdig und für des Dichters harmlose Natur bezeichnend. Freilich sieht ein lyrischer Dichter, wenn er in der Ehe Unglück hat, in großer Gefahr, ungehört verurteilt zu werden, und das hat auch Mörike reichlich erfahren müssen. Man traute dem Manne, der hin und wieder stark erotische Klänge in seinen Gedichten anschlägt, allzu leicht zu, daß er seiner Frau tatsächlich Grund zur Eifersucht gegeben habe, daß er in seiner Neigung flüchtig gewesen sei u. s. w. Das vulgäre Urteil, das sich in diesem Punkt auf die Lebens- und Liebesgeschichte so manches Dichters berufen kann, wird auch gegenüber Mörike leicht geneigt sein, an Verdächtigungen zu glauben, auch wenn dieselben nicht geradezu ausgesprochen werden. Dies aber wäre das bitterste Unrecht gegenüber dem Manne, der eine außerordentlich reine zartbesaitete Natur war, die alles Gemeine weit hinter sich ließ. Deshalb hielt ich es für nötig, diese genaueren Tatsachen mitzuteilen. Als am 7. November des Vorjahres viele Tausende im Festsaal der Stuttgarter Liederhalle versammelt waren, um dem Dichter begeisterte Huldigungen darzubringen, da mußte ich der kaum 100 Schritte von

Digitized by Google

dort entfernten armseligen Wohnung gedenken, in der genau 30 Jahre vorher Eduard Mörike in den kümmerlichsten Verhältnissen gelebt hat — von vielen infolge jener unglücklichen Ehewirrnis gemieden, nur von wenigen Getreuen verehrt. Möge die Gegenwart und Zukunft niemals verlernen, auch seinem edlen und liebenswürdigen Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!

Eine neue Methode der Lebensforschung.

Alle Dinge sind mit einander so eng verknüpft, daß jede noch so geringe Aenderung schließlich von dem ganzen Weltorganismus empfunden werden muß. Dieses alte philosophische Work bewahrheitet sich in nichts augenfälliger, als in den Wissenschaften. Jede Entdeckung, und mag sie im ersten Moment noch so bedeutungslos erscheinen, jeder Fortschritt der Erkenntnis beeinflußt früher oder später unser ganzes Weltbild und zieht Folgen nach sich, dort, wo wir sie nie für möglich gehalten hätten. Dies zeigt sich wieder einmal in der neueren Physiologie. Die Anstrengungen, welche man vor einigen Jahren zur Herstellung möglichst tiefer Temperaturen machte, wurden damals sicherlich nur von den wenigsten ihrer wahren Bedeutung nach gewürdigt — sie führten aber zur Erzeugung von flüssiger Luft und diese gab uns die Möglichkeit zu sehr schätzenswerten physiologischen Experimenten, deren Tragweite sich jetzt wieder noch gar nicht abschätzen läßt.

Man benützt nämlich neuestens flüssige Luft, um tierische und pflanzliche Gewebe so bröckelig gefrieren zu lassen, daß sie mechanisch völlig zertrümmert werden können, ohne daß chemische Veränderungen in ihrer Substanz vor sich gehen. Dadurch werden Säfte gewonnen, an denen zahlreiche vitale Prozesse studiert werden können, die uns sonst unzugänglich sind.

Der Leiter des Londoner Jenner-Institutes für präventive Medizin, Professor Dr. Allan Macfadyen, demonstrierte seine diesbezüglichen Untersuchungen bereits auf der letzten Naturforscherversammlung zu Kassel — sein ausführlicher Bericht darüber erschien soeben in dem letzten Hefte der Zeitschrift für allgemeine Physiologie.[1]) Er ist so interessant und wertvoll, gerade für die wichtigsten Fragen der Naturforschung, daß er es verdient, einem größeren Publikum bekannt zu werden. Die Resultate der von ihm zuerst angewendeten neuen Methode werden übrigens ohnedies bald die öffentliche Diskussion lebhaft beschäftigen.

Das Problem, von dem ausgegangen wurde, ist im wesentlichen folgendes:

Wir haben in den letzten Jahren zwar deutlich erkannt, daß die intimsten Lebensvorgänge untrennbar und direkt mit der lebendigen Substanz der Zellen verknüpft sind, aber mit schmerzlicher Bescheidenheit mußten wir Halt machen vor jenem dünnen Häutchen: Zellhaut genannt, innerhalb dessen sich die wichtigsten Tätigkeiten des Lebens abspielen, unmeßbar und unverfolgbar für uns, die wir uns darauf beschränken mußten, die Produkte des Zellenlebens, statt die Gesetze ihrer Bildung festzustellen. Die Zelle funktioniert auf Grund einer ganz spezifischen Organisation ihrer Moleküle, das konnten wir uns wohl klar machen. Auf das wie? aber mußten wir die Antwort schuldig bleiben, denn alle unsere Untersuchungsmethoden zerstören plump den zarten Bau, eben die feine Organisation, die wir kennen lernen wollen. Wir können erst den Leichnam zergliedern und wollen doch das Leben erfassen. Um in dieser, wie nun wohl ersichtlich, wichtigsten Frage der Lebensforschung vorwärts zu kommen, bedarf es zweier Bedingungen. Erstens müßte man das frische Zellplasma gewinnen können, so lange es noch den Stempel des Lebens an sich trägt, ohne daß wir durch chemische Agentien auf die Zelle wirken, und dann müßte man noch eine Methode finden, durch welche das eigentlich Wirkende in der Zelle von dem Bewirkten, die intracellulare Substanz von den ausgeschiedenen Produkten getrennt werden könnte. Was übrig bleibt, ist die reine Zellsubstanz, deren Studium uns so empfindlich abgeht.

Das Gewünschte ist von Macfadyen erreicht worden und man wird nun verstehen, warum diesen Resultaten große Bedeutung beigemessen werden muß.

Die bemerkenswerten Untersuchungen über „Zymase", über Gärungserscheinungen ohne Hefezellen, mit welchen Prof. Buchner vor wenigen Jahren das Interesse weitester Kreise wachrief, sie waren der erste Schritt auf diesem Wege und das erste Resultat dieser neuen physiologischen Methode, die dem Wesen nach auch eigentlich von Buchner geschaffen wurde. Buchner gewann seine Zymase durch mechanisches Zertrümmern der Zellen, indem er Hefezellen mit Sand zerrieb und die so entstandene Mischung von zerstörten Zellen und Sand dann unter Druck durch Kieselguhr filtrierte. Dadurch wurde der Zellinhalt in seinem Charakter und seinen Eigenschaften sicherlich bedeutend weniger modifiziert als durch Anwendung von chemischen Mitteln. Die Buchnersche Methode förderte denn auch nicht nur das Problem einer „zellenfreien, alkoholischen Gärung ohne Zucker", sondern überhaupt die Kenntnis aller enzymartigen Prozesse in der lebenden Zelle in überraschendem Maße.

Macfadyen ging von diesem günstigen Resultate aus, sagte sich jedoch, daß bei Benutzung von sehr niedrigen Temperaturen eine noch vollständigere und leichtere Zertrümmerung der lebenden Zellen in gefrorenem Zustande erreicht werden könne, wenn diese tiefen Temperaturen die Vitalität des Zellplasmas nicht zerstören. Durch zahlreiche Versuche überzeugte er sich jedoch, daß die — 190 Grad Celsius unter Null, welche der Temperatur der flüssigen Luft entsprechen, auf die Lebensfähigkeit der verschiedensten Gewebe und Zellarten nicht schädlich einwirkten. Bakterien, die ununterbrochen sechs Monate hindurch in flüssiger Luft gehalten wurden, hatten sich die volle Lebensfähigkeit bewahrt. Seine Methode bestand nun in folgendem. Durch einen rasch rotierender Metallstößer werden die Zellen binnen zwei bis drei Stunden mechanisch zertrümmert. Der gewonnene Brei wird mit einer physiologischen Salzlösung verdünnt und dann so lange zentrifugiert, bis vollkommen sterile Säfte erhalten werden, die frei von allen Zellhüllen und sonstigen ausgeschiedenen Produkten sind, also rein aus dem Zellplasma bestehen, soweit es in einer Salzlösung löslich ist.

Die physiologischen Eigenschaften dieser Zellsäfte, die auch quantitativ fast das ganze Zellplasma darstellen, lassen sich freilich in ganz anderer Weise studieren, als dies bisher bei mikroskopischen Präparaten oder den gewöhnlichen biochemischen Methoden möglich war.

Dies zeigt sich schon in einer Reihe sehr bemerkenswerter Versuche, die Macfadyen mit pathogenen Bakterien anstellte.

Dieselben waren übrigens zum Erproben der Methode sehr geeignet, da es doch recht fraglich erschien, ob diese winzigen Zellen noch auf diese Weise zerkleinert werden könnten. Dies geschah jedoch vollständig, als der Behälter mit der Bakterienkultur in flüssige Luft getaucht wurde und die Zellen durch das Hartfrieren zerbrechlich wurden. Auf diese Weise wurde vor allem festgestellt, daß der Giftstoff der Typhusbazillen in den Zellen selbst vorhanden sei. Es wurde dadurch eine Frage entschieden, die für die Pathologie und besonders für die Serumtherapie von großer Wichtigkeit ist. Die in dem Körper die Krankheitsreaktionen hervorrufenden Bakterientoxine sind nämlich nicht immer Ausscheidungsprodukte der betreffenden Bakterien (wie z. B. bei dem Diphtherieerreger), sondern viele wichtige pathogene Organismen erzeugen keine nachweisbaren Toxine und wirken dennoch als solche. Man konnte sich in diesem Falle nur dadurch helfen, daß man hypothetisch intracellulare Giftstoffe annahm. Aus der wichtigen Hypothese wurde nun eine Tatsache. Durch die neue „Zellenextraktion" hat man diese geheimnisvollen Gifte rein erhalten.

Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit aber auch, daß das so gewonnene Zellenextrakt als Impfstoff dienen kann, da es bei Affen, Kaninchen und Ziegen als Versuchstieren ein Serum lieferte, welches spezifisch antibakterielle und antitoxische Eigenschaften besitzt und heilend wirken kann. Nicht minder wichtig war jedoch die Erfahrung, daß diese „Bakterienfälle" nach der Einimpfung sehr rasch und vollständig resorbiert werden, ohne die unangenehmen Lokalreaktio-

[1]) A. Macfadyen: Ueber das Vorkommen und den Nachweis von intracellularen Toxinen. (Zeitschrift für allgemeine Physiologie Bd. III, 3. Heft, S. 303 ff.)

nen zu verursachen, welche uns z. B. von der Kuhpockenimpfung her allgemein in unangenehmer Erinnerung sind.

Prof. Macfadyen, dem gerade in dieser Frage von dem Jenner-Institut her die reichsten Erfahrungen zu Gebote stehen, ist der Meinung, daß in den gewöhnlichen Impfstoffen „viel unnötiger Ballast" vorhanden sei, eben die „toten Bakterienleiber", welche die schmerzlichen Lokalreaktionen zur Folge haben und mit diesen, bei Vaccinen nach seiner Methode wegfallen. Es eröffnen sich da, wie man sieht, durchaus angenehme und wichtige Perspektiven zur Verbesserung der Impfmethoden.

Aber nicht nur der Serumtherapie wird die neue Methode unschätzbare Dienste leisten, auch sonst wird sie tiefe Einblicke in das Lebensgeschehen ermöglichen. So zum Beispiel wird das Studium der Eigenschaften der Blutkörperchen hierdurch mächtig gefördert werden. Macfadyen fand schon, als er seine Methode an den verschiedensten Zellenarten erprobte, die bedeutsamsten Hinweise, wie viel neue Probleme nun in Angriff genommen, wie viel alte ungelöste nun mächtig gefördert werden können. Um nur eines der wesentlichsten herauszugreifen, kann hier erwähnt sein, daß die Frage nach der Ursache der Tollwut, eines der größten Rätsel der neueren Pathologie, nun auch in neue Beleuchtung rückt. Man kennt bekanntlich den Erreger der Tollwut ebenso wenig, wie den gewisser anderer Krankheiten, so zum Beispiel der Klauenseuche aber der Mosaikfleckenkrankheit des Tabaks. Ziemlich allgemein nimmt man an, daß die Infektionsträger dieser Erkrankungen auch Mikroorganismen, aber so klein seien, daß sie durch unsere besten Filter gehen und sich den schärfsten Mikroskopen entziehen. Macfadyen zog vorläufig die Tollwut in den Kreis seiner Versuche und fand, daß das Tollwutgift durch Zerkleinern der infizierten Nerven in flüssiger Luft vollständig vernichtet wird, wodurch also ein Beweis für die organisierte Natur dieses Giftes beigebracht ist.

So fällt durch eine einzige, dem Unkundigen unscheinbar vorkommende Verbesserung der Untersuchungsmethode schon jetzt allseits Licht auf die Rätsel des Lebens, und wir können unsere Hoffnungen wirklich hoch fliegen lassen, wenn sich erst die hundertfältig zersplitterte physiologische Forschung auf allen ihren Gebieten der neuen Methode bemächtigt, die wohl eine Etappe in der Geschichte der Lebensforschung einleiten kann.

R. Franeé.

Bücher und Zeitschriften.

Liselotte von Reckling. Von Gabriele Reuter. Berlin, S. Fischer, 1904. 5 M.

Die Heldin dieses Romans ist eine phantasiereiche, höchst sensitive Natur, voll innigen religiösen Gefühls und edler Opferfreudigkeit. Sie vermählt sich dem Grafen Altenhagen, einem modernen Sektierer, der die Wiedergeburt des Christentums in schönheitseligem Pantheismus und eine auf Lebensfreude gegründete neue Sittlichkeit predigt. Sein lauterer Wille, seine ehrliche Begeisterung für die Sache der von ihm gestifteten Gemeinschaft der „Erneuerten" haben eine leidenschaftliche Liebe in ihr geweckt, der sie ihr Leben weiht. Ihn aber erfüllt seine Aufgabe so sehr, daß er einer solchen Hingebung nicht fähig ist. Bald nach der Hochzeit ist mit der schnell verrauchenden Glut seiner Sinne auch die Liebe geschwunden und Liselotte ist ihm nicht mehr als die wackere Gehilfin an seinem Werke. Bald kommt noch schmerzlichere Enttäuschung über sie. In den heftigen Kämpfen um seine Führerstellung in der Gemeinschaft fühlt sie die Willensmacht des vergötterten Mannes erlahmen; ein nervös überreiztes Selbstgefühl enthüllt sich ihr erschreckend, je mehr seine Teilnahme an der Gemeinschaftssache erkaltet. Allmählich empfindet er selbst das Matterwerden seiner geistigen Kräfte und sehnt sich nach neuen Lebensquellen. Eine verschlagene, prophetisch sich gebärdende Wahrsagerin betört ihm die Sinne; er wähnt aber, sie habe seine Seele aufgerüttelt und bittet Liselotte, ihn freizugeben. Sie entsagt völlig und findet ihren Frieden in der Einsamkeit und Stille, in dem ihr von Jugend auf vertrauten Verkehr des Herzens mit Gott. — Dienten die früheren Romane der Verfasserin wesentlich der Schilderung eines einzigen weiblichen Charakters, in dessen Reflexionen die übrigen Gestalten eine oft allzu subjektive Färbung gewannen, so versucht sie jetzt aus der engen Sphäre des psychologisch-analysierenden Romans und der rein familiären Konflikte hinauszukommen und eine (freilich nur ephemere) geistige Bewegung in farbenreichem Bilde festzuhalten. Nicht ohne Glück. Denn die überaus mannigfach gearteten, im Denken und Fühlen oft durch Abgründe geschiedenen Anhänger des Grafen bewegen sich in packender Lebendigkeit vor dem Blicke des Lesers, und ein nicht selten bemerkbares humoristisches Lächeln der Verfasserin erhöht den Reiz dieser Schilderungen. — Die komplizierte Natur der Heldin glaubwürdig zu gestalten, war eine schwere Aufgabe. Auch darin zeigt sich gegenüber „Ellen von der Weiden" ein Fortschritt: dort eine kaum übersehbare Fülle von fesselnden Einzelzügen, hier schärfere Umrisse, klar erfaßte Einheit des Charakters. Um so mehr muß man es beklagen, daß die Gestalt des Grafen Altenhagen in seiner schillernden Vieldeutigkeit kein tieferes Interesse zu erregen vermag. Die eigentümliche Mischung von schlichter Herzlichkeit und starkem Selbstgefühl, die in den Reden an seine Anhänger so begeisternd wirkt, charakterisiert bestimmte Seiten seiner Natur gewiß vortrefflich. Aber über die eigentlichen Grundkräfte seines Wesens bleiben wir im unklaren. Die Verfasserin sagt einmal, Liselotte habe erkannt, daß die Seele ihres Mannes nicht in seiner Religion und seinem Wirken lebte, das seien nur Bewegungen seines Geistes gewesen; seine Seele aber habe in seiner Sinnlichkeit gelebt. Ich halte eine solche Scheidung von Seele und Geist für eine sehr willkürliche Abstraktion; wäre sie aber auch denkbar, so würde in dieser Auffassung die Macht, die der Graf über Liselottens Natur gewinnt, völlig rätselhaft bleiben. — Gerade an diesem Charakter sieht man deutlich, daß die spezifisch dichterische Gabe, sich naiv schauend den Dingen hinzugeben, bei Gabriele Reuter nur in geringem Maße zu finden ist. Die Weite ihres geistigen Blickes, das liebevoll mitfühlende Herz, die tiefe Menschenkenntnis vermögen darüber nicht völlig hinwegzutäuschen. Aus dem gleichen Grunde entspringt auch der Mangel an ursprünglichem Naturgefühl und das Vorwiegen der rhetorischen Elemente in ihrem der Anschaulichkeit oft entbehrenden Sprachstil. Immerhin hat die Verfasserin einen lesenswerten Zeitroman gegeben, und man darf sich ihres ehrlichen Strebens nach künstlerischer Reife wohl freuen.

Ludwig Lorenz.

* **Moderne französische Literatur.** Henry Bordeaux hat in seinem neuesten, der Zahl nach vierten Roman, „Le Lac Noir", seine Manier völlig verändert und damit sehr viel gewonnen. In der kurzen Vorrede beruft er sich nicht mit Unrecht auf Mérimée als sein unmehriges Vorbild, denn er hat seine sentimentale Weitschweifigkeit durch eine nüchterne Gedrungenheit ersetzt, die in der Tat an den Verfasser von „Carmen" und „Colomba" erinnert. Es ist ihm auch diesmal gelungen, einen vorzüglichen Stoff zu finden, dem diese Eigenschaft besonders zu statten kommt. „Le Lac Noir" ist nämlich ein Kriminalroman, den Bordeaux in seiner savoyischen Heimat im Jahre 1868 spielen läßt, und der in ein Tischgespräch von Richtern und Advokaten eingeflochten wird. Man könnte das merkwürdige, auf dem finstersten Aberglauben beruhende Verbrechen kaum für möglich halten, wenn man nicht wüßte, daß die Landleute Savoyens und namentlich die des wilden Tales von Maurienne noch immer an solchen Wahnvorstellungen mit Zähigkeit festhalten. Ein Dorfzauberer, der eine Art Schreckensherrschaft ausübt, tötet eine Nachbarin nur deswegen, weil er in einem Zauberbuche des 17. Jahrhunderts gelesen hat, daß man durch das Verzehren des Herzens eines neugeborenen Kindes die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, erlange. Ein anderer Nachbar, mit dem der Mann der Ermordeten einen erbitterten Prozeß geführt hat, wird als verdächtig verhaftet und würde zum Tode verurteilt werden, wenn nicht in letzter Stunde das Zauberbuch zum Vorschein käme, wodurch das scheußliche Verbrechen erklärt wird. Von den Gendarmen verfolgt, stürzt sich der Verbrecher in den Abgrund, in dessen Tiefe der gespenstige „Schwarze See" liegt, wo er seine Beschwörungen ausgeübt hat. Die einzelnen Stadien der gerichtlichen Untersuchung und ihre plötzliche Wendung, sowie die Charakterisierung der

Digitized by Google

Bauern in ihrer Berührung mit der Justiz sind vom Verfasser so sicher gezeichnet worden, daß man überzeugt sein könnte, er erzähle einen tatsächlichen Gerichtsfall, wenn die vorkommenden Ortsnamen, mit Ausnahme von Chambörn, nicht erfunden wären. Vordeaux' Tendenz, nachträglich die mittelalterlichen Hexen- und Hexenmeisterprozesse als berechtigt erscheinen zu lassen, läßt sich freilich anfechten, oder sie drängt sich nicht allzu sehr vor.

x

Allgemeine Rundschau.

1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg.

Am Dienstag, vormittags 9 Uhr, eröffnete Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern den unter seinem Protektorate stehenden Kongreß. Etwa 1500 Teilnehmer wohnten der Veranstaltung im großen Saale des Apollotheaters bei. In seiner Ansprache verlieh der Prinz seiner Freude, den Kongreß eröffnen zu können, Ausdruck und bewillkommte die Versammlung in herzlicher Weise. Unter Hinweis auf die große Bedeutung der Schulhygiene und Anerkennung des auf diesem Gebiet bisher Geleisteten sprach er die sichere Erwartung aus, daß dieser Kongreß neue Gesichtspunkte bieten und zu neuen Forschungen anspornen werde. Als Vorsitzender des deutschen Hauptkomitees begrüßte nach der Eröffnung Professor Dr. Griesbach die Vertreter des Reiches, der deutschen Bundesstaaten, der auswärtigen Regierungen und der schulhygienischen Vereinigungen und gab ein Bild von der Entstehung und bisherigen Entwicklung des Kongresses, auf dem über 20 europäische und außereuropäische Staaten mit 56 Komitees vertreten sind. Nur Italien und die Türkei sind bei der Organisation nicht beteiligt. Sodann führte der Redner aus, daß die Jugenderziehung und Schulhygiene in Deutschland unter dem Schutz der Fürsten stehe, dies beweise u. a. der kaiserliche Erlaß vom November 1900 und die huldvolle Uebernahme des Protektorates des Kongresses durch Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern. Das Hoch auf den Prinz-Regenten Luitpold, Kaiser und Prinz Ludwig Ferdinand fand in der Versammlung freudigen Widerhall. Im Auftrage der bayerischen Regierung, der Herren Staatsminister Dr. Frhr. v. Feilitzsch und Dr. v. Wehner begrüßte Kammerherr Frhr. v. Welser, Regierungspräsident von Mittelfranken, den Kongreß und wünschte erfolgreichen Verlauf der Verhandlungen. In Vertretung des ersten Bürgermeisters Herrn Geheimen Hofrats v. Schuh, der zur Erholung in Tirol weilt, hieß sodann Bürgermeister von Jaeger namens der Stadt Nürnberg die Kongreßteilnehmer willkommen. Den Vertretern der Reichsregierung, des kaiserlichen Gesundheitsamtes, des preußischen Kultusministeriums folgten die des Auslandes und überbrachten den Dank für die Einladung zum Kongreß und Grüße ihrer Staaten; unter diesen finden sich Bulgarien, Frankreich, England, Japan, Norwegen, Oesterreich, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Ungarn. — Namens des Vereins für Gesundheitspflege in Nürnberg begrüßte Hofrat Stich die Versammlung und überreichte dem Kongreß eine Festschrift über die Bestrebungen Nürnbergs auf dem Gebiete der Gesundheitspflege. Nachdem die Huldigungstelegramme an den Prinz-Regenten Luitpold und den Kaiser zur Verlesung gelangt waren, hielt den ersten Vortrag der Plenarversammlung Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Cohn (Breslau) über das Thema: „Was haben die Augenärzte für die Schulhygiene geleistet und was müssen sie noch leisten?"

S.

33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

1. Sitzungstag. Vormittags 10 bis 1 Uhr. Unter dem Vorsitz des Göttinger Chirurgen Professor Braun trat am gestrigen Mittwoch die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie zu ihrem 33. Kongreß zusammen. Er wurde eröffnet durch geschäftliche Mitteilungen des Vorsitzenden, der nach warmem Gedenken der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft, vor allen Dingen des unvergeßlichen Guffenbauer (Wien), insbesondere der Bibliothekskommission und Professor Fischer (Berlin) den Dank der Gesellschaft ausspricht für die mühevolle Schaffung des Katalogs, der die reichen Schätze der Bücherei der allgemeinen Benutzung erst zugänglich macht. Der erste Gegenstand der Tagesordnung behandelt chirurgisch wichtige Stücke der Blutgefäßlehre. Zu dem Krankheitsbilde bei abnormer Verbindung der Lichtungen größerer Schlag- und Blutadern teilen die Berliner Chirurgen Prof. Körte einen Behandlungserfolg, Prof. Riese ein Präparat und Prof. Franz die Ergebnisse von Tierversuchen nach künstlicher Verbindung solcher und Ueberleitung des Blutes aus einem in das andere mit besonderer Berücksichtigung der physikolischen Begleiterscheinungen mit. — Auf die Beziehungen von gewissen Knochenerkrankungen und Blutgefäßveränderung in ihnen werfen Untersuchungen von Prof. Lexer (Berlin) und Prof. Hofmann (Graz) Licht. Durch Einspritzen metallischer Lösungen in die Schlagadern der Knochen werden die Arterien im Röntgenbilde deutlich und die entstandenen Bilder lehren die Tatsache verstehen, daß manche Erkrankungen, Geschwülste und Entzündungen an gewissen Stellen derselben sich mit Vorliebe festsetzen, was auch Prof. Helferich (Kiel) betont. Prof. Hofmann bringt auch die krankhaften Verbiegungsformen der Wirbelsäule mit dieser Gefäßverteilung in Beziehung. Daß aber auch andere Einflüsse wirksam sein müssen, um die Verschleppung von Keimen insbesondere bei Tuberkulose zu erklären, daran erinnert Prof. Aschoff (Berlin). Ueber andersartige Entstehung von Knochenentzündungen und Abszessen von Knochenstückchen, nämlich durch Fütterung junger Tiere mit gewissen Salzen (Fluornatrium) berichtet Prof. Stubenrauch nach Tierversuchen. — Nachdem Prof. Rehn (Frankfurt a. M.) über eine eigenartige acht Jahre von ihm beobachtete Knochengeschwulst berichtet hat, welche lehrt, daß man gewissen „knochenbildenden Geschwülsten" doch nicht mit Recht so bösartigen Charakter beizulegen hat, und Prof. Hoffa (Berlin) operative Erfolge bei Verkrümmungen der Glieder durch Verkürzung und Verlagerung von Muskeln und Sehnen unter Vorstellung von Patienten und Röntgenbildern mitgeteilt hat, wenden sich die Verhandlungen der Lehre von den Geschwulstbildungen zu. — In der Lehre von den Geschwülsten spielt die Besorgnis vor der Uebertragbarkeit von Geschwulstkeimen innerhalb eines Individuums von einer Stelle auf die andere und von einem Menschen auf den anderen eine große Rolle. Man hat, wo man sich das Auftreten einer neuen Geschwulst anders als auf einfache Berührung mit Geschwulstkeimen nicht erklären konnte, eine solche Ansteckung von außen angenommen, nach den Untersuchungen des Prof. Petersen (Heidelberg), über welche er berichtet, häufig mit Unrecht, da auch durch Rücktransport in die Lymphbahnen des Körpers, also auf den gewöhnlichen Bahnen der Keimzerstreuung solche Geschwulstentwicklung möglich ist. Prof. Jordan (Heidelberg) gibt neue Gesichtspunkte über die Beurteilung der Bösartigkeit der Krebsgeschwülste. Die Bildung von Tochterknoten entspreche der Wachstumsenergie der Muttergeschwulst und er führt Belegfälle dafür an, daß langsam wachsende Krebse noch nach 20 Jahren Tochtergeschwülste machen können.

Nachmittags 2 bis 4 Uhr. Die ersten Erörterungen in der Nachmittagssitzung bewegen sich auf einem Gebiet, welches für die operative Chirurgie nach mancher Richtung hin vielleicht ein neues Angriffsfeld darstellt. Bei Operationen an den Organen des Brustraums besteht eine Hauptschwierigkeit darin, daß nach Eröffnung des Brustfellraumes die atmosphärische Luft in denselben eintritt, die Lunge in sich zusammensinkt und die entstehenden Atmungs- und Kreislaufstörungen gefährliche Zustände herbeiführen können. Herr Sauerbruch (Breslau) hat diese Schwierigkeit dadurch zu umgehen versucht, daß er durch eigenartige Einrichtungen die Luftdruckverhältnisse für das Operationsgebiet umgestaltete. Indem die Brusthöhle innerhalb eines luftverdünnten Kammerraumes, der unter Umständen so groß gemacht werden kann, daß der Operateur sich in ihm aufhalten kann, eröffnet wird, kann durch den entstandenen Unterdruck der normale Spannungszustand der Lunge hergestellt werden. Die Luftdruckverhältnisse in einem solchen Raum, der einem negativen Druck von nur zirka 10 bis 12 Millimeter Queck-

Digitized by Google

silber zu entsprechen braucht, gleichen ungefähr denen eines Aufenthalts in der Höhe von 300 Metern. Der umgekehrte Weg, einen Ueberdruck in der Lunge von der Atmungsluft her herzustellen, hat sich bei den Tierversuchen als nicht so gut verträglich gezeigt. Die weiteren Ausblicke auf dieses Operationsgebiet, aber vorläufig nur mit großer Zurückhaltung eröffnet Herr v. Mikulicz (Breslau), welcher teils in diesen Tierversuchen, teils aber auch schon am Menschen praktische Folgerungen ziehen konnte — die letzteren allerdings bisher nur in einem Falle und zwar mit nicht günstigem Erfolg für den Operierten. Als das Hauptgebiet solcher Operationsweisen betrachtet er die Chirurgie der Speiseröhre, welche in einem bestimmten Abschnitt bisher für eingreifendere Operationen noch so gut wie unberührtes Land geblieben ist. Gerade auf diesem Gebiete liegen allerdings, auch abgesehen von den oben erwähnten Schwierigkeiten, besonders ungünstige Verhältnisse zum Teil in anatomischer Hinsicht vor; indessen haben sich doch bereits gewisse Erfahrungen sammeln lassen, die für die spätere Ausgestaltung dieser Operationen von Bedeutung sein können, und schon jetzt kann man durch Aufschneidung eines Zwischenrippenraumes dahin gelangen, einen großen Teil des Brustfellhinnenraumes sich zugänglich zu machen.

Auf demselben Gebiete haben auch Herr Brauer und Petersen (Heidelberg) unter gleichen Gesichtspunkten teils im Tierversuch, teils ebenfalls am Menschen — auch hier vorläufig mit ungünstigem Ausgang — Erfahrungen sammeln können, welche in physiologischer wie physikalischer Hinsicht für die Zukunft von Bedeutung sein können, welche aber im einzelnen, allerdings auch zum Teil in grundsätzlicher Beziehung, von den Breslauer Beobachtungen abweichen.

Eine andere sich am Brustkorb abspielende Krankheit, deren Erscheinungen dadurch zustande kommen, daß das nach Entzündungen des Herzbeutels an die Brust angewachsene Herz bei jeder Zusammenziehung die Rippen mit sich zu schleppen hat, hat Herr v. Beck (Karlsruhe) nach den auf dem vorigen Kongreß entwickelten Grundsätzen durch Entfernung der Brustwand heilen können. Der Schluß der Sitzung bringt Berichte über Behandlungsergebnisse von Krebsgeschwülsten mittelst Röntgenstrahlen. Herr Perthes (Leipzig) hat 20 derartige Geschwülste behandelt; betont aber, daß, um über die Rückfälligkeit ein Urteil zu haben, die Zeit noch zu kurz ist. Drei Fälle scheinen seit 10 Monaten geheilt. Diese Behandlungsweise wäre da zu empfehlen, wo durch den Sitz der Geschwulst eine sehr eingreifende und entstellende Operation bedingt wäre. Das Verfahren versagt aber durchaus bei einer Reihe von Fällen. Nach seiner Annahme dringt die Wirkung der Röntgenstrahlen bis zu einer Tiefe von 2 bis 3 Millimeter, er glaubt rückschließend aus anderen Beobachtungen, daß die Röntgenstrahlen die Zellvermehrung bei den Krebsen schädigen. Zum Schluß zeigt Herr Lassar (Berlin) noch eine Reihe von durch Röntgenstrahlen zur Zeit geheilten Fällen von Hautentzündungen und Hautkrebsen.

*

Geographische Gesellschaft in München.

In der geschlossenen Versammlung, die am 28. März im großen Saale des Kunstgewerbehauses stattfand, sprach Universitätsprofessor Dr. Ule aus Halle über den Wasserhaushalt in den Strömen Mitteleuropas. Unter dem Wasserhaushalt eines Stromgebietes begreift man den Zugang von Wasser durch Niederschlag, sowie den Abgang desselben durch den Fluß, durch die Verdunstung und durch andere Faktoren. Von diesen einzelnen Posten sind nur die Niederschlagsmengen und die Abflußmengen im Fluß bestimmbar. Der Vortragende hat die betreffenden Werte für die Saale auf Grund einer 20jährigen Beobachtungszeit ermittelt. Es zeigt sich dort in dem jährlichen Haushalt ein scharfer Gegensatz zwischen Sommer und Winter. Der Sommer ist regenreich, aber abflußarm, der Winter umgekehrt regenarm und abflußreich. Es beruht dieser Gegensatz auf der Verschiedenheit der Abflußzustände in den beiden Jahreszeiten. Die winterlichen Zustände beginnen im November, die sommerlichen im Mai. Während im Jahr in der Saale 27.5 Proz. des Niederschlages abfließen, beträgt der sommerliche Abfluß nur 16.5 Proz., der winterliche dagegen 46.9 Proz. Der hydrographische Gegensatz zwischen Sommer und Winter kann durch die meteorologischen Verhältnisse allein nicht erklärt werden, es spricht sich darin ein Gegensatz im Haushalt der gesamten Natur aus. Die Faktoren, die auf den Abfluß wesentlich einwirken, sind die Verdunstung, die Vegetation und die Wasseraufnahme im Boden. Auf Grund bestimmter Erwägungen und Rechnungen läßt sich der Verlust durch Verdunstung auf zirka 51.5 Proz., der durch Vegetation und Bodenaufnahme auf 21 Proz. schätzen. Die Wassermenge in der Saale entstammt zu etwa 18.5 Proz. direkt dem Regen, zu 9 Proz. der Speisung aus Quelle und Grundwasser. Letztere folgt dem Niederschlag bedeutend später nach als der direkte Regenabfluß. Dieser scheint jedoch allein maßgebend für den Gang der Wasserführung in der Saale zu sein; denn im allgemeinen erweist sich der Abfluß als eine unmittelbare Folge des Niederschlages.

Vergleicht man das Ergebnis der Untersuchungen an der Saale mit dem an anderen Strömen Mitteleuropas, soweit die Natur ihrer Gebiete der des Saalegebietes gleichartig ist, so zeigt sich eine auffallende Uebereinstimmung, aus der hervorgeht, daß der Wasserhaushalt in Mitteleuropa einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, so daß die für die Saale abgeleiteten Schlüsse auch auf die übrigen Stromgebiete Mitteleuropas übertragen werden dürfen.

Eine solche Gesetzmäßigkeit scheint auch den Jahresabfluß zu beherrschen. Im Saalegebiet nimmt der Abfluß im Durchschnitt mehrerer Jahre stets mit dem Niederschlage zu. Dasselbe hatte Penck für die böhmische Elbe gefunden. Während aber Penck annahm, daß sich der Abfluß einfach proportional der Zunahme des Niederschlages steigere, lehren die Erscheinungen an der Saale deutlich, daß die Zunahme des Abflusses wächst mit der Zunahme des Niederschlages. Auf Grund dieser Erkenntnis gelang es, durch Eintragen der Abfluß- und Niederschlagshöhen in ein rechtwinkeliges Koordinatensystem eine Kurve zu konstruieren, welche gestattet, aus der gegebenen Niederschlagshöhe ohne weiteres die zugehörige Abflußhöhe zu bestimmen. Diese Abflußkurve gilt zunächst nur für den Teil Mitteleuropas, der in seiner Natur dem Gebiete der Saale gleichartig ist. Für das Flachland, sowie für kleinere Stromgebiete, in denen unter Umständen ein Abflußfaktor allein maßgebend werden kann, sind besondere Abflußkurven herzustellen. Für das dem Saalegebiet gleichartige Mitteleuropa war es möglich, auch für Winter und Sommer Abflußkurven zu schaffen. Die Benutzung dieser Kurven für Stromgebiete, welche ihrer Konstruktion nicht zugrunde liegen, ergab im allgemeinen befriedigende Resultate. Daraus folgt, daß in solchen Gebieten der Abfluß lediglich durch die Größe des Niederschlages bedingt wird. Es ist somit nicht mehr statthaft, für eine größere Landfläche mit verschiedenen Niederschlagshöhen einen einzelnen Abflußfaktor anzugeben, sondern dieser ändert sich je nach der Höhe des Niederschlags; bei einer Niederschlagshöhe von 500 Millimeter fließen 25 Proz., bei einer solchen von 1400 Millimeter aber 50 Proz. ab.

*

Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

w. Im vergangenen Jahre, dem zwölften des Bestandes, hat der Verein eine sehr rege Tätigkeit entfaltet. Ueber die archäologische Expedition nach Kleinasien, welche die Gelehrten Jüthner, Knoll, Patsch und Swoboda im Auftrage der Gesellschaft gemacht hatten, wurde ein vorläufiger Bericht herausgegeben, welcher von den reichen Ergebnissen der Reise eine gedrängte Uebersicht gibt. Der Hausbaustudien J. Lipperts wurde bereits in dieser Beilage gedacht. Die von der Gesellschaft begründete Monatsschrift „Deutsche Arbeit", welche über das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, seine Verbreitung, seine Geschicke und seinen Fortschritt berichten soll, steht nun schon im 3. Jahrgange und erwirbt sich eine immer mehr zunehmende Bedeutung. So ist es z. B. erst durch die gründlichen statistischen Nachrichten dieser Zeitschrift möglich geworden, die von den Tschechen verbreitete Ansicht, daß die deutsche Kultur sich zu unrecht eine bevorzugtere Stellung in Böhmen anmaße und daß sie schnell zurückgehe, ins Gegenteil

Digitized by Google

zu verleheen. Die Gesellschaft hal feenee den Archäologen Patsch bei einee archäologischen Unteesuchung Dalmatiens unterstützt. Die Ersorschung war sehr ergebnisreich, indem besonders festgestellt wurde, daß das Land zur Römerzeil eine viel stärkere Besiedelung hatte als heute. Die gealagische Durchforschung des böhmischen Mittelgebieges ward von den Peofessoren Pelikan und Hibsch fortgesetzt. Eine große Reihe prähistoetischer Funde ward gemacht, wobei man besonders bei wichtigeeen Plätzen die Vorsorge traf, daß sie vor jedem Raubbau bewahrt blieben. Eine Spracheakarte Böhmens wird vorbereitet; daneben ein Kataster der nationalgemischten Gemeinden Böhmens. Die Hauptaufgaben der Gesellschaft aber sind Unterstützungen deutschböhmischer Künstler und Schriftsteller. Dafür sind gegen 40,000 Kronen verwendet worden. Dadurch wird die Gesellschaft zu einem sehr tatkräftigen Förderer der deutschen Kultur in Böhmen, sie wiekt abee, wie wir schon frühee belont haben, sogar vorbildlich. Wir wünschen von Heegen, daß wir in Jaheesfeist einen eefreulichen Bericht über das Jahr 1904 vaelegen können.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Schwäbischer Schiller-Verein. Nach Errichtung des Schiller-Museums in Maebach war, wie uns mitgeteilt wird, zur Verzeichnung der vorhandenen Manuskripte, Briefe u. s. w. im Jahr 1902 De. Ernst Müller vom Gymnasium in Tübingen bestellt worden, dee zu diesem Zwed von seiner voegesetzten Behörde einen zweijährigen Urlaub eehielt. Er wird diese Aufgabe im Laufe des Sommers vollenden und nach Ablauf seines Urlaubs wieder in den Schuldienst zurüdteeten. Zur Weiterführung der laufenden Geschäfte dieser Art ist als Nachfolgee füe ihn eine Hilfskraft in Aussicht genammen, die in Marbach ihren Wohnsitz haben soll. — Die Leitung des Schiller-Museums, die über diese Zeit der Einrichtung und Ordnung in voeläufiger Weise einem aus 5 Mitgliedern des Ausschusses bestehenden Kueatoeium anvertraut war, soll von jetzt ab einer einzelnen Persönlichkeit übertragen werden, welche auch die Leitung der Veröffentlichungen des Veeeins übernehmen und zugleich den Vorsitzenden des Schiller-Vereins, Frhrn. v. Gemmingen-Guttenberg, Kabinettschef des Königs von Württemberg, in der Führung der Veeeinsgeschäfte entlasten soll. Durch einstimmigen Beschluß des Ausschusses ist an Stelle des damit aufgehobenen Kuratariums zur Leitung des Schiller-Museums, sowie zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied und ersten stellvertretenden Vorsitzenden des Schiller-Veeeins Professor Otto Günther, an der Technischen Hochschule in Stuttgarl, berufen worden.

* Neues über Wallenstein. In dem jüngst ausgegebenen Hefte Nr. 3 der Mitteilungen des Veeeins für Geschichte der Deutschen in Böhmen veröffentlicht Dr. Siegl zwei französische Zeitungsberichte übee die Ermoedung Wallensteins, sowie zwei Gespräche zwischen Wallenstein einerseits und dem Herzog von Feria und dem König von Schweden andeeeseits aus dem Jahre 1634, welche sich im Egerer Stadtarchiv befinden. Der erste Zeitungsbericht ist datiert vom 16. März 1634 und enthält die Ermordung Wallensteins („contenant la mort du Walstein"), der zweite vom 23. März 1634 und enthält das Leben Wallensteins („contenant la vie du Walstein"). Beide Berichte sind Sonderausgaben der Zeitung Zum großen Hahn, „au grand coq", in Paris.

* Robert Kochs Heimkehr. Aus Bulawayo 5. April, wird gemeldel: Professoe Koch hal mit seiner Gemahlin die Rüdeeise nach Deutschland angetreten. Da Geheimrat Koch indessen erst noch das Küstenfieber und die Malaria in Deutsch-Ostafrika zu unteesuchen gedenkt, dürfte seine Rückkehr kaum vor Anfang Juni zu erwarten sein.

*

Hochschulnachrichten.

* Stuttgart. Prof. Dr. Valentin Häcker, Dozent an dee Technischen Hochschule hiee, hat vom Reichsamt des Innern den Auftrag eehalten, einen Teil dee zoologischen Ausbeute der deutschen Südpolarexpedition und zwar die Tiefsee-Radiolarien, zu bearbeiten, nachdem er schon vor 1½ Jahren das entsprechende, antuegemäß viel reichhaltigere Material der deutschen Tiefseeexpedition (Valdivia-Expedition) wissenschaftlich unterjucht hat.

* Jena. Der Direktoe dee hiesigen Universitätsfrauenklinik Professoe Dr. Krönig hat den an ihn eegangenen Ruf nach Erlangen als Nachfolger Professor Veits abgelehnt.

* Halle. Der Professor füe Dermatologie und Geschlechtskrankheilen Dr. Ernst Kramayer legt in diesem Sommer sein Lehramt niedee, um sich in Berlin der Praxis zu widmen.

hc. Aus der Schweiz. In Lausanne ist am 30. März der Kirchenhistoriker Professoe an der Faculté de Théologie de l'Eglise évangélique libre Dr. August Bernus und in Genf der Honoearprofessor füe Experimentalphysik Charles Saret am 4. April im 51. Lebensjahre gestorben.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Riebard Müller: Warum sind wir auf der Welt? Wo kommt der Mensch her? Wo gebt er hin? Plauen i. V. 1904. Selbstverlag des Verfassers. 14 S. — Prof. Dr. S. Günther in München: Ziele, Richtpunkte und Methoden dor modernen Völkerkunde. Stuttgart 1904. Ferdinand Enke. 52 S. — Dr. Hermann Cramer, Stabsarzt d. R.: Militärische und freiwillige Krankenpflege in ihren gegenseitigen Beziehungen unter besonderer Berücksichtigung dos neuen Teils VI (vom 18. Dez. 1902) der Kriegs-Sanitätsordnung. Ebenda 1904. 40 S. — Dr. H. Krukenberg: Die Samariterin. Ein Ratgeber bei Unglücksfällen und Krankheiten im Hause. Ebenda 1904. 167 S. — Die Worte Jesu. Systematische Zusammonstellung aus dem Nenen Tastamente, entworfen von Max Vorberg, Weil. Snperintendent a. D. und Pfarrer zu Seböneberg, vollendet und herausgegeben von Georg Vorberg, Dr. phil. Gr.-Liebterfelde-Berlin. Edwin Range. 194 S. — Franz Arens: Das Tiroler Volk in seinen Weistümern. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Geschichtl. Untersuchungen, hrsg. von Karl Lamprecht. 3. Heft.) Gotha 1904. F. A. Perthes. 436 S. — Alexander Petrovic: Die madjarischen Sonderbestrebungen im Reiche der Habsburger. Berlin 1904. Hermann Walther. 95 S. — Albert Christian Arnecke: Emil. Ein Bilder- and Gedankenspiel in 5 Stücken. Düsseldorf 1904. Ed. Lintz. 102 S. — Dr. Karl F. A. Lincke: Jesus in Kapernaum. Ein Versuch zue Erkläeung des Markus-Evangeliums. Tubingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 44 S. — Detlev v. Liliencron: Sämtliche Werke. Band I. Lieferung 1. Berlin 1904. Schuster u. Loeffler. — Prof. Dr. Max Beeitung: Die sozialpolitische Bedeutuag der Volkshygiene. Vortrag, gehalten auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Kassel. Berlin 1904. Alexander Duncker. 20 S. — Nuntiaturberichte aus Dontschland 1572—1585 nebst ergänzenden Akteustücken. IV. Band: Die süddentsche Nuntiatur des Grafen Bartholomäus von Porta (2. Jahr 1574/75). Im Auftrage des k. preussischen Historischen Instituts in Rom bearb. von Karl Schellhass. Berlin 1903. A. Bath. 528 S. — Dr. Kurt Geissler: Anschaulicho Grundlagen der mathematischen Erdkunds zum Selbstverstehen und zur Unterstützung des Unterrichts. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 199 S. — H. Gelzer: Vom Heiligen Berge and aus Makedonien. Ebenda 1904. 262 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Freitag, 8. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Anzeigen nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Neuere Psychologie. Von Dr. Stephan Witasek (Graz).

Ueber die Bodenformen Mazedoniens. Von Wilhelm Götz (München).

Schützenanordnung für Wasserkraftmaschinen.

II. Bücher und Zeitschriften.

Paul Friedrich: Der Kampf um den Neuen Menschen. — M. Vollmoeller: Liebesbriefe eines englischen Mädchens. — Immanuel: Die Verfolgung.

III. Allgemeine Rundschau.

1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg. — 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

IV. Hochschulnachrichten.

Neuere Psychologie.*)

Von Dr. Stephan Witasek (Graz).

„Die Psychologie unserer Tage bedarf einer Reform von Grund aus." Mit diesen Worten schließt Lipps einen seiner zahlreichen fachwissenschaftlichen Aufsätze. Also nimmt man sein neues Werk mit um so größerer Spannung zur Hand. Da haben wir nun die reformierte Psychologie!

Zwar war sie uns nicht mehr ganz unbekannt. Ihre Grundgedanken sind bereits in einer ganzen Reihe von Spezialarbeiten des Verfassers dargelegt. Vergeht ja doch kaum ein halbes Jahr, daß wir nicht mit einem neuen Buche von ihm beschenkt würden, und die Zahl seiner Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften wächst immerfort an. Doch erst die systematische Gesamtdarstellung gibt, zumal dem Fernerstehenden, das volle Bild, und so könnte ihr Erscheinen, gar noch in Anbetracht der zahlreichen Fäden, die die Psychologie mit anderen theoretischen und praktischen Interessen verbinden, leicht als ein Ereignis bezeichnet werden.

Also die Reformpsychologie! Durchblättert man das Buch, so mutet es allerdings fremdartig genug an, auch den Fachmann. Aber bei näherem Zusehen findet sich von Altbekanntem und von Anklängen an Lehren anderer zeitgenössischen Psychologen so viel, daß man, ich möchte fast sagen, geradezu enttäuscht ist. Freilich ist es in der Sprache Lippsens nicht sofort als solches zu erkennen; aber schließlich kommt man doch darauf. Dabei mag als nicht uninteressant bemerkt werden, daß diese Anklänge und Uebereinstimmungen durchaus nicht gerade mit Bezug auf den Psychologen besonders stark hervortreten, von dem allein es Lipps an einzelnen Stellen ausdrücklich sagt: von Wundt. Sieht man von Grundsätzen ab, die heute jedem ernst zu nehmenden Psychologen in Fleisch und Blut übergegangen sind, so gilt der Ansatz Lipps-Wundt doch nur für einen kleinen Teil ihrer Hauptlehren, zum mindesten nicht für einen größeren, als bei manch anderem Namen. Schon in der Festlegung der psychologischen Grundtatsachen, der Gattungen der Bewußtseinserlebnisse, wie Lipps sagen würde, gilt er nicht mehr. Es decken sich nicht die beiderseitigen Ansichten über die Natur der Gefühle. Das „Streben" da ist nicht das „Streben" dort. Von psychischer Kraft, psychischer Energie, dem unbewußten Psychischen, Grundpfeilern der Lippsschen Lehre, spricht Wundt nur ganz nebenbei. Das Prinzip des psychologischen Parallelismus besagt Verschiedenes bei beiden und die „Seele" Lippsens ist nicht die „Seele" Wundts; zum mindesten kommen sie nicht im Empirischen, sondern, wenn überhaupt, erst im Metaphysischen überein, und das ist für eine wissenschaftliche Psychologie doch nicht mehr bestimmend. Damit soll jedoch nicht bestritten werden, daß der Beziehungen von Lipps zu Wundt eine ziemliche Menge übrig bleiben; aber, wie schon betont, kaum mehr als zu manch anderem Forscher unserer Zeit. Da könnte z. B. Meinong genannt werden, mit dem sich Lipps in mehreren, gerade heute sehr interessierenden Spezialfragen zwar nur oberflächlich, aber doch recht nahe berührt, so in der Auffassung des Weberschen Gesetzes, in der Betonung des psychisch Dispositionellen, in der Charakteristik des Denkens eines (transzendenten oder immanenten) Gegenstandes, in der Lehre von den Komplexionen. Durch die Komplexionslehre nähert er sich übrigens begreiflicherweise auch Ehrenfels, Cornelius und Husserl, während seine Bestimmung der Aufmerksamkeit an Höfler erinnert. (Höfler: Aufmerksamkeit ist Bereitschaft zu psychischer Arbeit; Lipps: Die auf einen vorgestellten Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit ist die psychische Kraft der Vorstellung dieses Gegenstandes, sie erhöht die psychische Wirkung dieser Vorstellung.) So ließen sich die Beispiele leicht vermehren; die eben angeführten sind nur einige von denen, die dem Referenten zunächst auffallen mußten.

Natürlich kann in der Betonung der verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen Lipps zu anderen steht, keine Spur eines Vorwurfs liegen. Wir sind froh, wenn sich in unserer jungen Wissenschaft die Forscher auf ihren Wegen treffen und der Ruhm der Originalität wird Lipps von niemand streitig gemacht werden. Aber zu meinen, daß er überall von unten aufbaut, wäre doch ein arger Irrtum.

Trotzdem muß gesagt werden, daß seine Psychologie ein eigenartiges Gepräge hat, da sie von einigen grundlegenden Gedanken beherrscht ist, die als sein ausschließliches Eigentum erscheinen. Es sind dies der Hauptsache noch die folgenden.

Die psychischen Tatsachen (die seelischen Erlebnisse) oder, wie Lipps sich ausdrückt, die Bewußtseinsinhalte, sind nichts Reales. Gerade so, wie wir auch die realen, äußeren, physischen Dinge nicht selbst haben, sondern immer nur Vorstellungen, Erscheinungen von ihnen, so sind auch die Bewußtseinsinhalte nicht das reale Psychische selbst, sondern nur dessen Erscheinung. Denn die Bewußtseinserlebnisse haben in ihrer Aufeinanderfolge keine (direkte) kausale Verknüpfung, können sie auch nicht haben, da es Kausalität nur zwischen objektiv Wirklichem gibt, nicht zwischen den Vorstellungen von ihm. Wenn nun die

*) Theodor Lipps: Leitfaden der Psychologie. Leipzig 1903. W. Engelmann.

Psychologie, wie es ihre Aufgabe ist, daran geht, die Bewußtseinserlebnisse zu erklären, d. h. ihre kausale Verknüpfung aufzuzeigen, so kann sie nicht bei ihnen stehen bleiben, sondern muß auf das Reale rekurrieren, dessen Erscheinung sie sind und das seinerseits in kausaler Folge verläuft. So steht es im einleitenden Kapitel.

Dies psychische Reale ist das Reale, „das wir in den Bewußtseinserscheinungen als solchen mitdenken", etwas, das ihnen ebenso als etwas relativ Dauerndes zugrunde gelegt werden muß, wie den physischen Erscheinungen die Materie. Es ist das reale Ich, das psychische Individuum, die Seele.

Was ist diese Seele? Den Dualismus will Lipps nicht; und doch verlangt er, daß sie etwas eigenes ist, nicht identisch mit Materie, nicht Gehirn. Sie ist ihm (gelegentlich), so wie die physische Welt, ein Zusammenhang von Möglichkeiten, Kräften, Dispositionen (getragen von einem Substrat?), „ein Nichts"; dies der empirisch-wissenschaftlichen Betrachtung. Der metaphysischen Betrachtung aber ist das Bewußtsein, gemäß dem universellen psychologischen Parallelismus, ausgeweitet zum Weltbewußtsein, das Wirkliche, Reale; da tritt an Stelle der Substantialität die Aktualität, an Stelle der Kausalität der Zweckzusammenhang.

Das Ich spielt nun aber auch als phänomenales in der Lippsschen Psychologie eine große Rolle. In jedem Erleben eines Bewußtseinsinhalts wird das unmittelbare Bewußtseins-Ich mit erlebt, und das Erleben des Bewußtseinsinhaltes besteht eben in der unmittelbaren, jedermann bekannten, aber nicht näher beschreibbaren Beziehung der Bewußtseinsinhalte auf diesen Zentralpunkt des unmittelbar miterlebten Bewußtseins-Ich. (Nach ihren verschiedenen Arten wird sie später mehrfach beschrieben.)

Diese der ganzen Auffassung vom Wesen des Bewußtseinserlebnisses zugrunde liegende Dreiteilung ist Schlüssel zum Verständnis und zur Würdigung der Lippsschen Psychologie. In jedem Bewußtseinserlebnis ist enthalten der Inhalt (oder das Bewußtsein vom Gegenstande), das Bewußtsein des eigenen Ichs und das Bewußtsein des Bezogenseins, der Relation des Inhaltes zum Ich.

Man fragt sich, was denn eigentlich dieses Bewußtsein des eigenen Ich, das angeblich in jedem psychischen Erlebnis enthalten ist, sein soll. Die Gefühle sind es, lehrt Lipps. Alle die unzähligen Gefühle sind eben nichts anderes als ebenso viele Modifikationen des einen Ich-Gefühls. Wie die Gefühle diese Leistung der Ich-Repräsentation zustande bringen und warum vor anderen psychischen Tatsachen, etwa den Vorstellungen, gerade sie dazu besonders geeignet sind, bleibt allerdings unerklärt; gehören doch die Vorstellungen gerade so gut zu meinem psychischen Ich wie die Gefühle, und daß sie einen außerhalb des Subjekts liegenden physischen Gegenstand repräsentieren, die Gefühle aber nicht, kann nichts verschlagen, da ja die Gefühle ihrer Natur nach überhaupt keine Gegenstände repräsentieren. Aber, wie dem auch sei, Gefühl, Ich-Gefühl, Gefühls-Ich, Bewußtseins-Ich, Ich-Bewußtsein sind bei Lipps identisch, und das ist eine der Grundthesen seiner Psychologie.

Dabei ist nun aber Gefühl keineswegs nur das, was in irgend einem Grade Lust oder Unlust ist. Diese „Wert"-Gefühle kommen vielmehr erst an letzter Stelle der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gefühlslebens, obwohl sie jedes andere Gefühl begleiten können. Es ist im allgemeinen Bewußtseins-Symptom dafür, wie psychische Vorgänge sich in den Lebenszusammenhang einfügen. So wird es denn begreiflich, daß es sich als „unendlich mannigfaltig" darstellt; aber auch, daß dabei so manches unterläuft, was gewiß der intellektuellen Seite des Seelenlebens zugehört und sich phänomenal als irgendwelche Bestimmtheit des Urteilens oder des Ablaufs von Gedanken, natürlich auch von willkürlichen, entpuppt, wie z. B. das „Gefühl der Objektivität", das darin besteht, daß wir uns durch die „Forderungen" (= Beschaffenheit) der Gegenstände in ihrer Beurteilung bestimmt „fühlen", oder auch das „Gefühl" der Wahrscheinlichkeit, der Gewißheit, der Wahrnehmbarkeit u. v. a.

Was das Bezogensein des Inhalts auf das Ich anlangt, so ist Grundrelation von allen die Apperception. Apperception ist das Eintreten eines zunächst nur percipierten psychischen Vorganges in die Sphäre des Beachteten, in die Sphäre dessen, womit ich mich jetzt innerlich beschäftigt weiß. In größtem Umfange fällt sie also eigentlich doch mit dem zusammen, was man für gewöhnlich nicht undeutlich als Urteil zu bezeichnen pflegt, und der Beziehung auf das Urteil kann sie ja auch in ihrer Definition („Beachten") nicht entraten. Nur kommt man bei der Analyse der Tatsachen mit dem bloßen Urteil nicht aus. Denn wenn auch Lipps, so wie auch andere, sehr richtig erkannt hat, daß das Urteil (die Apperception) an der Bildung vieler Komplexe und Relationen (z. B. des Vergleichens) wesentlichen Anteil hat, so läßt er doch die Frage offen, wie sich die Apperception in Anbetracht ihrer Definition in verschiedenen Arten darstellen und so mannigfaltige Gedankenergebnisse zutage fördern kann.

Trotzdem wäre die Apperception in ihrer proteusartigen Bedeutung ein geeignetes Hilfsmittel, die Mannigfaltigkeit der psychischen Erscheinungen zum Zwecke ihrer wissenschaftlichen Darstellung unter einen Hut zu bringen, Lipps jedoch versucht es nicht, sie in diesem Sinne auszunützen. Er folgt seinem Triebe nach philosophischer Behandlung des Gegenstandes auf anderem Wege, er stimmt seine Theorie des Psychischen auf einen anderen Ton. Der Grundgedanke, von dem aus er das ganze seelische Leben betrachtet und darstellt, ist der der psychischen Kraft. Unter „psychischer Kraft" ist die Möglichkeit zu verstehen, daß in der Seele überhaupt psychische Vorgänge entstehen. Dagegen haben die Vorgänge, z. B. die Empfindungen „psychische Energie", d. h. die Möglichkeit, sich die psychische Kraft anzueignen, sie in sich zu aktualisieren. Wie nun die verschiedenen psychischen Vorgänge ihre Energien gegeneinander und gegen die psychische Kraft zur Geltung bringen, in welchem Maß und auf welchem Wege sie sich dieselbe aneignen und einander streitig machen, dies auf Grund der Bewußtseinstatsachen auszumachen, ist Sache der Lippsschen psychologischen Theorie. Denn die „Vorgänge" sind ja eben das den Bewußtseinstatsachen zugrunde liegende Unbewußte, dem kausale Verknüpftheit zukommt. Da läßt sich nun in diese Anschauungsweise all das übersetzen, was sich im bewußten psychischen Leben zeigt, man kann von Stauung, von Absorption der physischen Kraft sprechen und die Tatsache z. B., daß ein Donnerschlag (genauer die Wahrnehmungsvorstellung eines Donnerschlages) die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zieht, bedeutet dann (oder erklärt sich daraus?), daß diese Vorstellung große „Intensitätsenergie" besitzt. So bietet Lipps in dem Gedanken der psychischen Kraft tatsächlich das, was man bisweilen als Leistung und Hauptaufgabe der Theorie eines Gebietes bezeichnen hört, einen Gesichtspunkt, von dem aus die Tatsachen des Gebietes sich einheitlich darstellen lassen. Freilich, was anderen mehr wert zu sein scheint an einem Theorieprinzip, ja geradezu die Hauptsache, nämlich dies, daß es die Erfahrungstatsachen in einem zwar erdachten, aber doch auf Grund der Empirie bis ins einzelne ausgeführten differenzierten Bilde darstellt, in dem auch Zusammenhänge der Tatsachen als Notwendigkeiten zu erkennen sind, so wie es etwa die Aether- und die Atomtheorie tun, das leistet dieser Gedanke der psychischen Kraft noch keineswegs. Aber das ändert nichts an dem zuvor Gesagten; Lipps hat einen einheitlichen Gesichtspunkt zur Ueberschau des Psychischen gewonnen und hält ihn fest.

So bleibt er auch in diesem Buche dem von ihm überall bewährten hochgestimmten Geiste zusammenfassender Betrachtung treu. Das Aesthetische ist ihm im Grunde eins mit dem Ethischen. Das Ethische wie auch das Religiöse wurzelt in einem psychischen Geschehen, einem Wertgefühle eigener Art — Aufschlüsse, die man sonst von einer empirischen Psychologie nicht zu erwarten pflegt — und schließlich im letzten Abschnitte des metaphysischen Anhangs, der treffend „Jenseits der Erkenntnisgrenzen" über-

Digitized by Google

schrieben ist, wird der psychologischen Betrachtungsweise die metaphysische angereiht und gezeigt, welche Stellung dem Psychischen im Absoluten zukommt. So gibt sich die Lippssche Psychologie als eine Seite eines großen Ganzen.

Wir wollen nun mit dem Verfasser darüber nicht rechten. In dankbarem Herzen bleibt es uns immer noch unvergessen, wie er einmal, beim Münchener Psychologen-Kongresse 1896, die echte, wahre, klare Methode unserer Wissenschaft gegen einen Trubel anstürmender Feinde wacker zu verteidigen wußte, und Bücher, die uns das geben, was uns das seinige vorenthält, eingehenden Bericht über die tausend speziellen und speziellsten Tatsachen, besitzen wir bereits, und zwar nicht nur in der unerschöpflichen Fundgrube des Wundtschen Werkes. Dem Psychologen aber stünde es am schlechtesten an, auf die großen Zusammenhänge zu vergessen. Nun aber, nachdem wir wieder einmal so kräftig daran erinnert worden sind, wollen wir uns mit um so größerem Eifer an das halten, was uns vor allem not tut: an klares Erfassen, Sammeln, Ordnen und Verzeichnen der einzelnen Erfahrungstatsachen.

Ueber die Bodenformen Mazedoniens.

Die mäßige Ruhe in Mazedonien während der jetzigen Wintermonate besitzt keine Bürgschaft der Dauer in den jetzigen Verhältnissen, auch wenn man doch ein italienischer General die Leitung der Landesgendarmerie erhielt. Desgleichen wird das heute beunruhigte Gebiet selbst dann die Politiker, Ethnographen und Geographen lebhaft interessieren, wenn es zeitweise zu friedlicher Ordnung zurückgebracht sein wird. Denn zu viele Unklarheiten im nationalen und kirchlichen Besitzstand und zu viel Unzuverlässigkeit der Einzelkenntnisse über das Land haben einer angemessenen Lösung und einer Feststellung, wie man sie in europäischen Kulturstaaten für geboten erachtet.

Darum mag es auch weiteren Kreisen begründet erscheinen, wenn in den letzten Jahren von sachmännischer geographischer Seite über das so karg durchforschte Land in den wichtigsten und grundlegendsten Beziehungen Licht verbreitet wurde. Es waren die Bodenformen (die Erhebungen, Täler und Seen samt eingesenkten Ebenen), welche besonders von zwei Forschungsreisenden in ihrer Eigenart und hinsichtlich ihrer Entstehung erkundet wurden, wobei jeder von beiden sich Aufgabe und Methode gänzlich unabhängig vom anderen bestimmte. Der in Penks Schule gebildete Serbe Cvijic, Professor in Belgrad, brachte mittels mehrerer Reisen in meisterhafter Weise helleres Licht in die tektonischen Verhältnisse der Mitte und des Westens der heutigen Türkei, dazu namentlich auch in die Erscheinung der dortigen Seen. Allerdings veröffentlichte dieser ungemein berufene Forscher in sehr verschiedenen Organen (zu Belgrad, Pest, Wien, Berlin und Paris) seine wertvollen und wohlbeglaubigten Darlegungen. Zum großen Teil gleichzeitig mit ihm ging der jetzige Privatdozent K. Oestreich zu Marburg der Aufgabe nach, eine genaue Skizze der Morphologie Mazedoniens zu schaffen, und brachte dieselbe nach Reisen von sehr mäßiger Dauer in eingehendster Weise rühmlich zuwege.[1])

Es ist ja für unsere Leser an sich unnötig, auf das überaus Opfervolle des Reisens in diesen Gebieten türkischer Verwaltung näher einzugehen. Allein völlig von der Widerwärtigkeit, Lebensgefährlichkeit und Häufung von Entbehrungen zu schweigen, welchen man sich ganz besonders beim Abgehen von den wenigen Hauptverkehrswegen unterziehen muß — das wäre eine Entziehung der Anerkennung, welche man der Willensenergie und Hingebung solcher Forscher schuldet. In den Naturgebieten des Amazonas und in den allermeisten Gegenden Innerafrikas ist wenigstens die Gefahr vor feindlichen Kugeln weit geringer als in den von Arnauten und ihren Sinnesverwandten auch nur einigermaßen bewohnten Revieren.

Was uns nun hinsichtlich der Profile, Formen und Ausstattung Mazedoniens und seiner nächsten Nachbarschaft von Oestreich (wie vorher in ähnlicher Weise von Cvijic) bestimmtest ausgeführt wird, läßt sehr bald sowohl die Schwierigkeit einer durchgreifenden, zuverlässigen politischen Verwaltung erkennen wie die Erleichterung des organisierten Landfriedensbruches. Bekanntlich ist ja die Balkanhalbinsel überhaupt, noch mehr aber das hier in Rede stehende große Teil, ein Gebiet der abgeschlossenen Talsenken, Mulden und dergleichen, welche durch breite, hohe Rücken von einander getrennt werden, wobei allerdings oft ein enges Flußdefilee, eine Schlucht ohne Saumweg nächst dem Flußufer die physische Verbindung zwischen zwei Senkungsfeldern herstellt. Diese neuere Forschung aber zeigt namentlich auch das Unregelmäßige und Unwegsame der Berggebiete, die durch Steilheit von Terrassen und Schluchten, durch Bacheinrisse und Tiefenlinien sich wechselnder Richtung, durch Dürftigkeit in Bezug auf Wasser und Bäume, namentlich auch durch Menschenleere eine Unsumme von Schwierigkeiten dem kulturellen Zusammenfassen und Verbinden von Gemarkungen und Gauen entgegensetzen.

Oestreich behandelt in der oben genannten Schrift, welche ihre etwas weniger streng fachmännisch gehaltene Ergänzung an seinen „Reiseeindrücken aus dem Vilajet Kosovo" besitzt, am meisten das Land rechts des Vardarlaufes, ohne das von ihm gleichfalls besuchte Gebiet im Osten (so das in der Aufstandsbewegung oft genannte Strumitza) unbesprochen zu lassen. Hier gibt es namentlich eine weit anschaulichere Feststellung beherrschender Rücken und Bergstöcke mit hohen Gipfeln, als wie sie aus der österreichischen Karte (1 : 200,000) wahrnehmen können. So gefällig und überaus dankenswert diese einzige bessere Karte des Landes auch ist — dafür bürgt schon die ausgezeichnete Leitung des k. k. militär-geographischen Instituts durch FML. v. Steeb —, so kann doch nicht behauptet werden, daß man gerade die schroffseren Formen der Hochzone und die ausgeprägten höchsten Gipfelgestalten nicht naturgetreuer im vorhandenen Maßstabe hätte wiedergeben können. (Es sei nur z. B. an die Karadschica und an den Ljubetrn erinnert.)

Es war jedoch die höhere Aufgabe unseres Verfassers, über das Werden der heutigen Formen und ihrer Bedeckung Aufklärung zu bringen. Er tut dies in der erwünschtesten Weise, sowohl was die denkbar mögliche Vollständigkeit auf Grund seiner Touren betrifft, wie namentlich auch mit Vorsicht und scharfsinniger Verführung von Alternativen, so daß das Buch dadurch sich überaus lehrreich für den geographisch Gebildeten erweist. Man müßte hier undeutlich werden, oder es würde ausgedehnte Wiedergabe erheischen, wenn wir diese Tatsache mit einzelnen Beispielen belegen wollten. Wir heben aber besonders hervor, wie namentlich auch dies geradezu erfreut, daß Oestreich nirgends über Schwierigkeiten stillschweigend hinweggeht. In dem durch viele und weitgehende Störungen oder Bewegungen der Gesteinsmassen mannigfaltig gestalteten und zusammengesetzten Lande treten natürlich viele und ungewohnte Eigentümlichkeiten entgegen. Vulkanität, Brüche und Einstürze änderten dasselbe in tertiärer Zeit, letztere auch noch im Diluvium. Da wird das Gebiet zu einer wahren Schule morphologischen Auffassens, und Oestreich erweist sich als ein verehrenswürdiger Lehrer in derselben, womit wie die Verdienste von Cvijic nicht schmälern, auch nicht die der bekannten älteren Forscher.

Hierbei unterstellen wir uns nicht jeder methodischen und sachlichen Auffassung dieser „Beiträge". Zum Beispiel befürworten wie es gegenüber Oestreich, in der Nomenklatur weniger auf das Schaffen neuer Bezeichnungen bedacht zu sein. Es dient schwerlich den wissenschaftlichen Gebiet der Morphologie, für je zwei oder vielleicht vier Sondergestalten eine klassifizierende Bezeichnung zu erfinden; es sind ja diese zwei bis vier auch wieder merklich voneinander verschieden. Zum Beispiel „Karr-Dolinen"? Die von Oestreich in geistreicher Kombination gegebene Darstellung bezüglich des 2530 Meter hohen Gipfels Pegova findet man auch im Gebiete kristallinischer Schiefer (z. B. auf dem Tongaur-Gipfel der Ostra Mogila westlich des Jumrukčal). „Zusammengesetztes

[1]) Beiträge zur Geomorphologie Mazedoniens von Dr. Karl Oestreich. Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, IV. Bd

Horstgebirge"? Es deckt sich aber die so faßlich und plastisch gegebene Darstellung jener nördlichen Megtenumrandung nicht mit dieser neuen Bezeichnung. Wir halten daran fest, daß nur eine Anzahl gleichartiger Erscheinungen, von anderen Erscheinungen klar unterscheidbar, ausreichenden Grund für die Aufstellung einer Kategorie erbringe. Inhaltlich sodann möchten wir den Versuch für zu undankbar erklären, dem Vardar ein ehemaliges Paralleltal im Osten zu verschaffen. Es will ja aber Oestreich damit nichts neu Ersonnenes geben, sondern er suchte nur nach der Mögtichkeit, jenen flüchtigen Gedanken anderer zu stützen, was auch mit Bedachtsamkeit geschah. Vorsicht und rühmenswerten Verzicht auf „interessante Entdeckungen" sehen wir namenttich bei dem Verfolgen etwa vorhandener Vergletscherungsspuren. Nur an der Begova und am Peristeri-Gipfel (2549 Meter) an der Westseite von Monastir erachtet Oestreich die Zeugnisse diluvialer Gletscher für gegeben. In diesen Seehöhen und namenttich, wenn noch eine seitdem erfolgte Gesteinsdenudation mit in Rechnung gebracht wird, vermag man sich wohl Firn und Eis in jenen Zeiten zu vergegenwärtigen.

Anziehende kurze Landschaftsschilderungen, insbesondere auch die wiederholte mehrseitige Behandlung der dessaretischen und anderer Seen zeigen sich als gefällige Einfügungen in der für mazedonische Landeskunde so wertvollen wissenschaftlichen Leistung.

München. Wilhelm Götz.

Schützenanordnung für Wasserkraftmaschinen.

In Sachen der Schützenanordnung von Willy Meyer in Hameln, welche unter Technische Briefe III in der Nummer 52 der Beilage d. J. besprochen worden ist, geht uns von Herrn Geh. Baurat Professor Pforr in Darmstadt folgende Aeußerung zu, die wir hiermit zum Abdruck bringen:

Bei Streitfällen zwischen Ober- und Unterliegern an Wasserkräften sind schon vor vielen Jahrzehnten Gerichtsentscheidungen ergangen, die Anbringung genau der gleichen Einrichtung betreffend, wie sie die Patentschrift Nr. 131,713 schildert und wie sie in Süddeutschland von jeher unter der Bezeichnung „Wechselfalle" bekannt ist. Auf dem Papier sieht die Sache für den Laien sehr plausibel aus, in Wirklichkeit kann ein geordneter Betrieb mit derselben aber unmöglich geführt werden, da die Einrichtung auf falschen Voraussetzungen beruht.

Es ist hier nicht Raum, diese Mängel ausführlich zu erörtern, angeführt sei nur, daß es falsch ist, anzunehmen, daß stets die gleiche Wassermenge da sei,[1]) oder daß sich die Technik eine derart verfehlte Einrichtung, wie die sog. Regulierung der schwankenden Wassermenge durch die Einlaufschütze heute noch bieten lasse.

Allerdings taucht auch heute noch, wenn irgendwo ein Streit über ungehöriges Zurückhalten oder Laufenlassen von Betriebswasser vor die Behörde kommt, die Frage der Wechselfalle hier und da auf. Ich habe Gelegenheit gehabt in jahrzehntelanger Praxis manchen Wasserwerksbesitzer in der berechtigten Abwehr gegen diese ungtückliche Einrichtung zu unterstützen und es ist mir auch immer gelungen, die maßgebenden Behörden von der unbedingten Zweckloßigkeit der Sache zu überzeugen, so daß ich wirklich annehmen durfte, dieses Ueberbleibsel aus dunkler Zeit des Wasserwerksbetriebes sei endgültig für die Praxis abgetan.

Hierauf wurde von dem Verfasser dieses Briefes, dem die süddeutschen Wasserverhältnisse allerdings nicht bekannt waren, bei Herrn Professor Pfarr angefragt, er möge die Mittel oder Einrichtungen angeben, welche besser wirken bezw. dazu geeignet wären, die Anlieger besser vor Uebergriffen zu schützen als der Gegenstand des fraglichen Berichtes. Es sollte auf diese Weise durch eine Gegenüberstellung der Leser selbst in den Stand gesetzt werden, sich ein Urteil zu bilden.

[1]) ist auch gar nicht behauptet, im Gegenteil.

Darauf erging folgende Antwort:

„Ihr Wunsch, ich möge angeben, welche bessere Einrichtung statt der Wechselfalle getroffen werden könne, ist in befriedigender Weise nicht zu erfüllen, da allgemein brauchbare Einrichtungen zum selbsttätigen gleichförmigen Durchleiten des Betriebswassers durch Triebwerksanlagen nicht existieren. Es ist mayt ohne weiteres angängig, dir hier und da in besonderen Verhältnissen halbwegs brauchbaren Einrichtungen schlechtweg als empfehlenswert anzuführen, es könnte hierdurch ebenso Unheil geschaffen werden, und das darf nicht außer Acht bleiben, all derartige Einrichtungen kosten sofort Tausende von Mark. Das ganze Kapitel hätte seiner heiklen, unaufgeklärten Natur wegen überhaupt nicht angeschnitten werden dürfen.

Ich werde mir Ihren Vorschlag trotzdem noch überlegen und unter Umständen der Redaktion direkt Bescheid geben."

Wir werden nicht verfehlen, diese event. Ergänzungen an geeigneter Stelle unseren Lesern zur Kenntnis zu geben, wollen hier nur noch bemerken, daß es uns durchaus nicht so verfehlt erscheint, ein wenig aufgeklärtes Gebiet anzuschneiden. Durch Bekanntwerden des auf diesem Gebiet Geleisteten, sowie durch Beleuchtung der Fehler und Vorzüge, können Anregungen mannigfacher Art entstehen, und gerade die Interesse an der Technik zeigende Laienwelt kann sich dadurch in großen Zügen ein Bild von dem augenblicklichen Stande eines solchen Gebietes machen.

Wenn derartige Anregungen hiedurch veranlaßt werden, so kann der Zweck der Technischen Briefe im allgemeinen, und insbesondere auch des in Nr. 52 der Beilage abgedruckten, als erreicht bezeichnet werden.

Bücher und Zeitschriften.

n. Der Kampf um den neuen Menschen. Von Paul Friedrich. Straßburg 1904. Heitz. XV. 314 S.

Es ist ein frisches und anregendes Werk, das uns hier entgegentritt, ein willkommenes Zeugnis aus dem Kreise derjenigen Jüngeren, welche offenen Sinnes an den geistigen Bewegungen der Gegenwart Anteil nehmen, welche aber vor allem nach einem Ideal des ganzen Menschen, nach einer innern Reformation, nach einer moralischen Erneuerung verlangen. Von solchem Verlangen aus unterwirft der Verfasser in 18 Kapiteln das Leben und Schaffen der letzten Jahrzehnte bis in unsere eigene Zeit hinein einer anschaulichen Darstellung und energischen Beleuchtung; die verschiedenen Zweige der geistigen Entwicklung (Wissenschaft, Kunst, Literatur, soziale Frage, Religion u. s. w.) werden möglichst gleichmäßig behandelt, überall dabei vornehmlich die leitenden Persönlichkeiten hervorgehoben und in einer durchaus selbständigen Weise beurteilt. Eine solche Beurteilung seitens eines Zeitgenossen kann einen stark subjektiven Charakter nicht verleugnen. Aber eben in dieser ehrlichen Subjektivität, in dem Einsetzen einer mit ganzem Ernste strebenden und den höchsten Zielen zugewendeten Persönlichkeit liegt ein eigentümlicher Reiz des Buches. Dabei waltet unverkennbar überall ein Streben nach Gerechtigkeit, ebenso bewahrt der Verfasser auch dem Großen gegenüber, das er warm verehrt, die volle Selbständigkeit des Urteils und eine Unbefangenheit in der Abschätzung der verschiedenen Leistungen. Es ist kein Partei-, kein Schablonenmensch, der in diesen Schilderungen zum Leser spricht, es ist kein Fertiger, sondern ein Suchender, den ein offener Sinn für das Gesunde und Wesenhafte und ein eifriger Zorn gegen alles Niedrige und Scheinhafte erfüllt. So sei das Buch mit seinem fesselnden Stoff, seinen eindrucksvollen Zeitbildern, seiner mannhaften Gesinnung der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfohlen.

Liebesbriefe eines englischen Mädchens. Aus dem Englischen von M. Bollmoeller. Inselverlag. M. 5.—

Der intime Reiz des Buches wird bewirkt durch das Fehlen aller Angaben über Ort, Zeit, Milieu, Familien-

Digitized by Google

verhältnisse. Ganz allgemein auf einem vornehmen Fomitieusitze eine junge Lady, die mit einem Gentlemon verlobt ist und in ihren Briefen an ihn das Intimste ihres Wesens enthüllt: Zurückgeholtene Leidenschaftlichkeit des Temperoments, aber nicht sensibel wie dos einer Fronzösin, nicht sentimentol wie einer Deutschen; krostvoll, weich, gesund und doch weiblich, frisch und entzückend wie das Grün der englischen Landschaft, aristokratische Reintichkeit des Körpers nud der Seele. Bereit zu ganzer Hingobe und doch in einen letzten, feinsten Schleier gehüllt: unbewußt sind die Briefe nur das aufreibende, fürchtende Verlongen, dem Geliebten ihr tiefstes Wesen zu erkennen zu geben. Vielleicht sind es der Briefe zu viel, die Wirkung wird monoton, bis dann dos Ende nahe. Er zieht sich zurück; worum? Es bteibt für imoer ein Geheimnis, aber gerade jetzt wird die Wahrscheinlichkeit ihres Choralters offenbor: sie stirbt, und es überzeugt. Sicherlich ist das Buch kein literarisches Ereignis, und seiu Erscheinen gerade im Inselverloge mag einigermaßen auffalleu, jedoch es ist „im höchsten und besten Sinne ein Buch für Frouen", nach der Weihnachtsankündigung des Verlages.

Flake.

—r. Immonuel: Die Verfolgung. Berlin, Mittler u. Sohn.

Hauptmann Immanuel gehört zu den Schriftstellern, die ihre Arbeiten mehr extensiv als intensiv anlegen. Zwar haftet dieser Fehler der vorliegenden Schrift weniger an, als seiner Monstresammlung von 225 taktischen Aufgaben, die er vor ein poar Johren veröffentlicht hat, aber trotzdem würde seine neue Arbeit erheblich gewonnen haben, wenn sie sich auf die gründtiche Untersuchung weniger Beispiele beschränkt hätte, statt aus der Kriegsgeschichte alle die nltbekannten Fälle stattgehabter und unterlassener Verfotgungen herauszusuchen und größtenteils oberflächlich abzuwandeln. Mit Recht wurde vom Verfasser an den Grundsatz erinnert, „daß jeder, der Kriegsgeschichte treibt, sich in die Auffosfung und in die Loge hineinversetzen muß, unter welcher die Führer zum Entschluß berufen gewesen sind." Dies erscheint doppelt wichtig mit Bezug ouf die Verfolgung. Wie aber soll es geschehen können, wenn dem einzelnen kriegsgeschichtlichen Vorgange nur ein paar Seiten gewidmet sind? Um nur ein Beispiel anzuführen: „.... zu prüfen, wie weit die Preußen an den entscheidenden Tagen des Mainfeldzuges, am 10. Juli nach dem Treffen bei Kissingen und am 14. nach dem Gefecht bei Aschaffenburg, eine Ausbeutung des Sieges durch Verfolgung hätten eintreten lassen können ...", dürfte mit Hilfe einer knappe zwei Seiten umfassenden Darstellung unmöglich sein. — Nach dieser prinzipiellen Aussetzung erscheint ein tieferes Eingehen auf den Inhalt des sichertich mit Fleiß und Verständnis geschriebenen Buches nicht nötig. Die arme vierte Kavallerie-Division dürfte wegen der nicht einmal allein ous eigener Schutd unterlassenen Verfolgung nach Wörth enblich in Ruhe zu lassen sein. Sehr hübsch ist an Napoleon, Blücher, Gneisenau hervorgehoben, daß es vor allem die Persönlichkeit des Führers war, unter deren machtvollem Einfluß große Verfolgungen zustande gekommen sind. Nach dem „bewährten" Vorbilde des Majors Kunz hat der Verfasser einen Anhong von 104 Aufgobentiteln beigegeben, welche bei der Stellung von Winteraufgaben an jüngere Offiziere als Anhalt dienen sollen. Die „Vorbilder" sind an dieser Stelle schon einmal abfällig beurteilt worden; das Gleiche gitt für die Sammlung Immanuels.

*

Allgemeine Rundschau.

1. Internotionoler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg.

S. u. H. 5. April. Um 4 Uhr nachmittags begannen in den Räumen der neuen Industrieschule die Abteilungssitzungen. In der ersten Gruppe verhandelte man über die Hygiene der Schulgebäude. Prof. Dr. Erismann (Zürich) äußerte sich über die Orientierung der Schulzimmer, indem er eine gleichmäßige Beteuchtung durch biffuses Tageslicht und eine Orientierung in nördlicher Richtung forderte. Ueber transportoble Pavillonsats Schulstöttender Zukunft hielt der erste Vorsitzende der Homburger Schulsynode, Hauptlehrer Meyer (Hamburg), einen sehr interessanten Vortrag. Schon seit den 70er Jahren haben Großstädte, besonders Königsberg, Berlin, Dresden, Hamburg, München, Notbauten, sogenannte Schutbaracken, errichtet. Hierbei hat man die Vorzüge der Anwendung des Pavillonsystems auf Schutbauten erkonnt. Die Vorzüge liegen auf hygienischem, pädagogischem und schuttechnischem Gebiete. Wegen dieser Vorzüge hat man in den 90er Jahren begonnen, sogenannte Pavillonschulen zu bauen. Einzelne Städte, wie Berlin, Hamburg und München, haben schon ganze Schulsysteme in Pavillons untergebracht. In der Abteilung für Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsanstalten behondelte der bekannte Nervenorzt Dr. Benda (Berlin) das Maß der Lehrpensen und Lehrziete an den höheren Unterrichtsanstalten. Der Redner konstatiert zunächst die unverkennbare Zurückdrängung der humanistischen Bildung durch die Realbildung und die durch die Erfordernisse des Lebens bedingte Hineindrängung immer neuer Lehrfächer in die Schule, die ouch in Zukunft unvermeidlich sein werde. Es sei deshalb zu prüfen, ob die gegenwärtigen Anforderungen, die fast in allen Ländern die gleichen seien, Raum ließen für eine hygienische Lebensweise der Schüler. Diese Frage sei unbedingt zu verneinen. Entweder würden die Schulpflichtigen vernachlässigt oder die Pensen auf Kosten der Gesundheit erledigt. Die Vernachlässigung der hygienischen Forderungen räche sich naturgemäß, der Gesundheitszustond sei ein sehr mangelhafter; insbesondere steige die Zaht der Nervösen auf den höheren Schulen im Gegensatz zu den niederen Schulen zuweiten bis auf 60 Prozent. Außerdem bleibe der Jugend keine Zeit zu harmlosem Lebensgenuß, den man ihr nicht nur aus Humanität gewähren müsse, sondern auch eine hygienische Forderung für sie sei. Eine Reform tue not. Bevor dieselbe jedoch eintrete, sei es notwendig, durch statistische Erhebungen eine feste wissenschaftliche Grundlage dafür zu schaffen. Eine gründliche Abhilfe sei nur durch ein Herabsetzen der Lehrziele bis zum Niveau des Durchschnittsschülers zu erreichen. Am geeignetesten wäre der Abschluß des Schulkursus mit der Untersekunda; in den oberen Klassen müßten bonn die Lehrfächer wahlfrei sein als Vorbereitung für den künftigen Beruf oder zur Erweiterung der allgemeinen Bildung, wie dies in den englischen Colleges der Fall sei und wie dies die neue Reform in Schweden ebenfalls angebahnt habe. Der zweite Referent zu der Ueberbürdungsfrage war Professor Dr. Schwend (Stuttgart). Er erklärt sich mit dem Vorredner darin einverstanden, daß der gegenwärtige Betrieb des Unterrichts an den höheren Lehranstalten eine schädtiche Ueberanstrengung der Schüler verursacht. Der Redner wendet sich sodann gegen das heutige Prüfungssystem, dem übertriebenen Sprach- und mathematischen Unterricht und vor allem gegen die heutige Methode des historischen und des Religionsunterrichtes. Im Geschichtsunterricht besonders sollte endlich mit der Forderung der Vollständigkeit gebrochen werden. Lückenloses Wissen sei angesichts der vorhondenen Fülle doch nicht mehr erreichbar und was heute an vielen höheren Schulen in römischer Historie geleistet werde, sei für Gelehrte, aber nicht für deutsche Schüler. Mit Recht verhaßt sei den Schülern die Territoriatgeschichte. Ebenso sei es mit der Religion-geschichte. Nirgends herrsche so viel Inkonsequenz wie in diesem Fach. Der moderne Staat sei religionslos. Redner fordert daher, daß die historische Belehrung über die Religion dem Geschichtsunterricht überwiesen werde, und legt folgende Leitsätze vor: „1. Eine Verminderung der Lehrpensen an höheren Unterrichtsanstalten erscheint im Interesse einer Entlastung der Schüler dringend geboten. 2. Diese Verminderung wird sich durch Beseitigung unnützen Wissensstoffes erreichen lassen, ohne daß die geistbildende Wirkung des Unterrichts im geringsten beeinträchtigt würde. 3. Im einzelnen ergeben sich folgende Forderungen: 1. Die Zaht der Prüfungen ist möglichst zu beschränken, insonderheit fallen aus allen Prüfungen diejenigen Fächer gestrichen werden, die eine rein gedächtnismäßige Vorbereitung erfordern. 2. In allen Fächern ist streng darauf zu achten, daß nicht Dinge gefordert werden, die im weiteren Verlauf des Unterrichts nicht verwertet werden. 3. In den

historischen Fächern läßt sich durch Streichung alles wissenschaftlich Unsicheren, alles für die Schüler Unverständlichen und Interesselosen, alles dessen, was nicht an sich wertvoll ist, endlich alles dessen, was nicht dauernd vom Gedächtnis festgehalten werden kann, eine ganz bedeutende Vereinfachung des Lehrpensums erzielen. Der Unterricht in Geschichte hat erst in Tertia zu beginnen. 4. Im Sprachunterricht ist alles systematische Eingehen auf Spitzfindigkeiten der Grammatik und alles Einüben seltener Regeln, Vokabeln, Redewendungen u. s. w. zu vermeiden. 5. In den mathematischen Fächern und zwar in niederer sowohl als in höherer Mathematik ist alles dasjenige wegzulassen, was mit dem systematischen Gang des Unterrichts in losem Zusammenhang steht (dahin gehört z. B. fast die ganze ebene und sphärische Trigonometrie). Der Mathematikunterricht ist möglichst spät anzusetzen. 6. Der systematische Unterricht in Religion ist in den allgemeinen Geschichtsunterricht einzubeziehen." — Zur Frage der häuslichen Arbeiten an unseren höheren Schulen äußerte sich Dr. med. Jaeger (Schwäb. Hall), der die Einrichtung der Hausaufgaben als schädlich angriff und folgende Forderungen aufstellte: 1. die Hausaufgaben ganz zu beseitigen, sie im Pensum der Schulstunden aufzuteilen und so eine reinliche Scheidung von Schule und Haus zu vollziehen; oder 2. sie dadurch in kontrollierbare und unschädliche Grenzen zu zwingen, daß nur der Memorierstoff dazu verwendet werden darf. Auf keinen Fall sollte für unter 14 Jahre alte Schüler (dem Zeitpunkt der Beendigung des Zahnwechsels und des durchschnittlichen Beginns der Pubertät) die tägliche Gesamtarbeitszeit mehr als 6, für nachher mehr als 7 Stunden betragen.

S. 6. April. Der heutige Tag ist ausschließlich den Arbeiten in den Abteilungen gewidmet, die eine sehr rege Tätigkeit entfalten. Eine besondere Beachtung fand die Abteilung für allgemeine Fragen, in der über die Bedeutung der schulhygienischen Bestrebungen für die Frauen und für die Familie verhandelt wurde. Als Referentin sprach hierzu Frau Prof. Krukenberg (Kreuznach). Rednerin legt dar, wie einerseits Unverständnis von seiten der Mütter den hygienischen Bestrebungen der Schule entgegenwirke, andrerseits die beste mütterliche Sorge vergebens ist, wenn in der Schule hygienische Maßnahmen fehlten. Um das Verantwortlichkeitsgefühl in den Müttern zu heben, ihnen die Möglichkeit der Mitwirkung bei Gestaltung der Mädchenschulen zu geben, fordert Referentin Einstellung von Frauen in die kommunale Schulverwaltung. Ebenso fordert sie für Mädchenschulen weibliche Schulärzte, in deren Hand sie auch den Unterricht in der Gesundheitslehre sehen möchte. Auf die in amerikanischen Schulen eingeführte Methode eingehend, betont Referentin, daß auch auf diesem Gebiet Vorsorgen besser ist als Nachsorgen, daß die Kinder frühzeitig lernen müssen, ihren Körper gesund und rein zu erhalten. Gegen alle Versuche, das Gesunde, Natürliche im Verkehr der Geschlechter als etwas Anstößiges zu verheimlichen, das Wort „Liebe", wie es engherzige Pädagogen versuchen, aus dem Unterrichtsgang auszumerzen, wendet sie sich im Interesse einer reinen und edlen Auffassung der Familie. Frl. Helene Sumper, Lehrerin in München, betont als Korreferentin gleichfalls, daß zwischen der Tätigkeit der Frau und Mutter im Hause und der Arbeit der Lehrenden in der Schule eine rege Wechselwirkung stattfinden muß. In derselben Abteilung hielt Dr. Richard Flachs (Dresden) einen Vortrag über die Hygiene der Kleidung bei der weiblichen Schuljugend. Redner hebt hervor, daß die Hygiene der Kleidung trotz ihrer Wichtigkeit leider noch wenig praktische Resultate gezeigt hat. Die höheren Klassen der Volksschulen weisen ungefähr 20 Prozent, die höheren Töchterschulen über 60 Prozent von korsettragenden Mädchen auf. Die Ursachen, daß die Schulmädchen Korsett tragen, liegen einesteils in dem Unverstand der Mutter, ferner in der Eitelkeit der Kinder und nicht zum geringsten in dem schlechten Beispiel der Lehrerinnen. Abhilfe wäre am besten durch eine Verordnung zu erzielen, welche das Korsett überhaupt verbietet. Wenn dies vorderhand noch nicht durchführbar sein sollte, so soll wenigstens in der Schule durch Belehrung dem Korsettunfug möglichst entgegengearbeitet und für die Einführung einer vernünftigen Kleidung gewirkt werden.

In der Gruppe für ärztlichen Schuldienst bespricht Professor Dr. Lenbuscher, Regierungs- und Medizinalrat in Meiningen, die Aufgaben des Staates im Schularztwesen. Er empfiehlt die Schularzteinrichtung als das beste Mittel, Schädigungen, die aus dem Schulbesuche entspringen, nach Möglichkeit zu mildern und zu beseitigen. Der Staat, der den Schulzwang fordert, habe als oberste Schulbehörde deshalb die Verpflichtung, Schulärzte für alle Schulen anzustellen. In derselben Abteilung berichtete Prof. Dr. Denker (Erlangen) Ueber die Hörfähigkeit und die Häufigkeit des Vorkommens von Infektionskrankheiten im kindlichen und jugendlichen Alter, nach eigenen Untersuchungen. Der Vortragende hat an 4716 Schulkindern Untersuchungen über die Hörfähigkeit, über früher vorhandene Gehörleidea, sowie über die Häufigkeit des Vorkommens von solchen Erkrankungen angestellt, von denen man weiß, daß sie in vielen Fällen in ätiologischem Zusammenhange mit Erkrankungen des Gehörorgans stehen. Der Vortragende hält es mit Rücksicht auf die geschilderten Untersuchungsergebnisse für unbedingt erforderlich, daß zwecks Verminderung des durch die Ohrenkrankheiten bedingten schädlichen Einflusses auf die geistige Entwicklung des Schulkindes mindestens alljährlich sorgfältige Untersuchungen der Hörfähigkeit vorgenommen werden. Er ist der Ansicht, daß diese Prüfungen zunächst, wenn möglich, durch die Klassenlehrer ausgeführt werden müssen, da eine ärztliche Untersuchung der zahlreichen in Frage kommenden Kinder zu viel Zeit in Anspruch nehmen und zu hohe Kosten verursachen würde. Es sei aber unbedingt notwendig, daß die betreffenden Lehrer vorher von dem Ohrenarzte genau darüber orientiert werden, in welcher Weise derartige Untersuchungen vorgenommen und welche Vorsichtsmaßregeln bei denselben beobachtet werden müssen.

In der Abteilung für körperliche Erziehung der Jugend behandeln Dr. med. F. A. Schmidt (Bonn) und Turninspektor Karl Möller (Altona) den Wert der Turn- und Jugendspiele. Beide legen eine lange Reihe gemeinsamer Thesen vor, bei deren Einführung Turninspektor Moller als Praktiker einige beachtenswerte Allgemeinbemerkungen über den Wert der verschiedenen Turnformen macht. Er geht dabei ein auf einige der brennendsten Turnfragen. Zwischen den einzelnen Uebungsarten, die in unserem Schulturnen vorkommen, bestehen tiefgreifende Verschiedenheiten bezüglich ihres Einflusses auf den Körper. Die Frei- und Gerätübungen des Turnens im engeren Sinne bilden zur Hauptsache die Muskel- und Nervengymnastik; in den sogenannten „volkstümlichen Uebungen", dem Laufen, Springen und Werfen, und in den Turnspielen steht dieser die gleichwichtige Lungen- und Herzgymnastik gegenüber. Das Schulturnen, das vielfach zu einem Hallenturnen geworden ist, hat seit der Gründung des Zentralausschusses zur Förderung der Jugend- und Volksspiele durch den Abgeordneten v. Schenckendorff im Jahre 1891 die glücklichste Ergänzung durch den Spielbetrieb erfahren. Freilich stehen diesem nicht allein mancherlei Schwierigkeiten, sondern auch die in den alten gewohnten Bahnen verbleibenden Ansichten mancher Schul- und Fachmänner entgegen. Gegen solche Ansichten und gegen jedes einseitige Turnsystem tragen die gemeinsamen Aufstellungen beider Referenten den Charakter der Kampfthesen. Diese Ausführungen wurden mit lebhaftem Beifall begrüßt.

Eine Reihe sehr bemerkenswerter Fragen wurde in der Abteilung für Sonderschulen angeschnitten. Hier sprach zunächst der Leiter der Hilfsschule zu Stolp i. P., Franz Frenzel, über Hilfsschulen für Schwachbegabte. Diese Hilfsschulen für Schwachbegabte, deren Existenz erst wenige Jahrzehnte zurückreicht, bilden ein wichtiges Ergänzungsstück der Schule der Neuzeit. Damit die Hilfsschulen die an sie gestellten hohen Forderungen in immer vollkommener Weise zu erfüllen vermöchten, sind sie als öffentliche und selbständige Schulanstalten zu begründen und zu unterhalten. Insbesondere wäre Schulzwang für sämtliche schwachbegabte Kinder einzuführen und die Schulpflicht bis

Digitized by Google

auf das vollendete 10. Lebensjahr auszudehnen. Es ist darum von den Lehrern der Hilfsschulen eine spezielle Vorbildung für ihre berufliche Tätigkeit zu verlangen. Die beste Lösung der Frage nach einer zweckmäßigen Ausbildung von Lehrkräften für Hilfsschulen und verwandte Anstalten wird unbedingt in der Einführung einer obligatorischen Fachprüfung zu erblicken sein.

33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

Zweiter Sitzungstag. Vormittags 9 bis 1 Uhr. Der Hauptgegenstand der heutigen Verhandlungen ist die Chirurgie des Leber- und Gallensystems. Im einzelnen vorwiegend von fachwissenschaftlichem Interesse, geht aus den Erörterungen für die Allgemeinheit hervor, daß, obwohl dies Feld erst in den letzten Jahren der operativen Chirurgie erschlossen ist, auch hier eine lebhafte Entwicklung stattgefunden hat. Es sind neue Operationsverfahren versucht und mit Erfolg verwendet worden, wenn auch die Begründung des letzteren nicht immer über jeden Zweifel erhaben ist. Auch über die Wege, auf welchen man zu den versteckten Erkrankungsherden, insbesondere Gallenstein, gelangen kann, besteht noch keine Einigkeit, aber es zeigt sich, daß die Natur, selbst in den Fällen, wo schwer ersetzbare Organteile entfernt werden mußten, unter Umständen einen Ausgleich herbeiführen kann. Auch in physiologischer Hinsicht bieten diese neu ausgeführten Operationen, z. B. Einleitung des Ausführungsganges der Bauchspeicheldrüse und der Leber unmittelbar in den Magen ohne Schaden der Magenfunktion, Interesse. An den Erörterungen über den Gegenstand beteiligen sich in erster Linie die Herren Kehr (Halberstadt), Riedel (Jena), Hirschberg (Frankfurt a. M.), Haberer (Wien), Kraske (Freiburg), Petersen (Heidelberg), Payr (Graz), Rehn (Frankfurt a. M.), Kausch (Breslau), Heidenhain (Worms), Enderlen (Marburg), Bales (Trebitsch), Pels-Leusden (Berlin).

Herr Meyer (Brüssel) hat im Verein mit Herrn Depage das Heruntergleiten der Leber bei Schlaffheit der Bauchdecken durch Fortnahme eines Teils der Bauchwand und Annähen der Leber geheilt und empfiehlt dies Verfahren zur öfteren Ausführung. Die folgenden Vorträge behandeln schwere Verletzungen des Bauches. Herr Grafer (Erlangen) hat einen Mann zur Behandlung bekommen, welcher sich vor 1½ Jahren die Leber durch einen Fall zerrissen haben mußte, hat einzelne Leberstücke aus einem großen Eitersack herausnehmen können und damit Heilung erzielt. Auch Herr Riese (Brix) konnte noch nach einem Jahre die Folgen eines Unterleibsschusses, welcher den Magen, die Leber, Milz, das Zwerchfell sowie die linke Niere getroffen hatte, heilen sehen, obwohl bekanntlich solch schwere Bauchschußverletzungen nur bei möglichst frühzeitiger operativer Behandlung Aussicht auf Heilung bieten. Ebenso konnte Herr Pels-Leusden (Berlin) eine Kranke als geheilt vorstellen, bei welcher durch einen Schrotschuß der unverletzte Magen, Darm und Netzteile durch das weit abgerissene Zwerchfell in die Brusthöhle sich verlagert hatten, während in der zerrissenen Milz der Pfropfen lag. Bei dem von Herrn Neugebauer (Mährisch-Ostrau) vorgestellten Mann hatte ein Messerstich das Zwerchfell durchtrennt und den mitverletzten Magen in die Brusthöhle eintreten lassen. Daß aber auch durch eine operative Eröffnung des Bauches bald nach der Verletzung nicht immer alle Verhältnisse, selbst bei einer so schweren Verletzung wie einer Durchschießung der großen Bauchschlagader klargestellt werden, beweist ein Präparat des Heren Brentano (Berlin). In diesem Falle war dies große Gefäß hinter dem Bauchhöhlenraum verletzt und hatte das Blut nicht in die offene Bauchhohle entleert, der Verletzte lebte übrigens mit dieser schweren Verwundung noch sieben Tage. An der weiteren Erörterung über Bauchverletzungen und Operationsverfahren nehmen noch die Herren Fertig (Göttingen), Franke (Braunschweig), Schlange (Hannover), Thöle (Straßburg) und v. Frisch (Wien) Anteil.

Nachdem Herr Ehrhardt (Königsberg) über seine Tierversuche und Erfahrungen am Krankenbett bezüglich der von den Gallenwegen ausgehenden Bauchfellentzündungen und über ihre verhältnismäßig günstigen Aussichten für die Operation, bedingt durch die keimschädigenden und die Verklebung begünstigenden Wirkungen der Galle Mitteilung gemacht hatte, befassen sich die letzten Vorträge mit der Chirurgie der Bauchspeicheldrüse. Daß die Erkrankungen der Gallenwege, Stein und Entzündungen, auch in dieser sehr gefährliche Zustände schaffen können, Eiterbildung, Fettbrand, Verhärtungen, und daß dies gar nicht so selten vorkommt, darauf weisen die Beobachtungen der Herren Körte (Berlin) und Barth (Danzig), von denen der erstere zugleich unter Mitteilung seiner Erfahrungen genauer auf die Wege der operativen Behandlung dieser Leiden eingeht. Auch Herr Bardenheuer (Köln) und v. Beck (Karlsruhe) haben von Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse zu berichten.

In der zu Vorführungen mittels des Bildscheinwerfers bestimmten Abendsitzung des ersten Verhandlungstages führt zunächst Herr Krouse (Berlin) an der Hand seiner Befunde bei Gehienoperationen und auf Grund zum Teil langjähriger Beobachtungen aus, daß bei ganz eigen verlaufenden Formen der Fallsucht die Wegnahme des entsprechenden erkrankten Gehirnrindenteils geboten sei, um der drohenden Verblödung zu begegnen und Aussichten zur Heilung zu gewinnen. Von den übrigen Darbietungen betreffen die des Herren Leger (Berlin), Schröder (Greifswald), Holländer und Hoffa (Berlin) Verhältnisse und Veränderungen am Knochengelenkapparat. Herr Joachimsthal (Berlin) zeigt die Ergebnisse älterer Hüftgelenkeinrenkungen, Herr Hirsch (Berlin) angeborene Gliedermißbildungen bei einem jungen Mädchen, welches gelernt hat mit einem einzigen künstmerlichen Fingerstummel zu schreiben und zu stricken, Herr Treplin (Hamburg) eine Speiseröhrenauskackung und Herr Petersen (Heidelberg) gibt anatomische Bilder als Anhalt zur Bestimmung der Heilungsaussichten bei Mastdarmkrebsen.

Zweiter Sitzungstag. Nachmittags 2 bis 4 Uhr. Die ersten Vorträge behandeln Stoffe aus der Hirnchirurgie. Herr Madelung (Straßburg) hat Veranlassung gehabt festzustellen, ob bei einem neunjahrigen Mädchen, welches drei Jahre zuvor einen Kopfschuß erlitten hatte und dann ein ungeheuerliches Fettwachstum — 42 Kilo Korpergewicht bei 1¼ Meter Länge — bot, und wo die Spur der Kugel nach der Zirbeldrüse wies, ein Zusammenhang dieser Vorgänge anzunehmen wäre, und ist zu diesem Schluß geneigt. Ein sicheres Urteil ist nicht möglich, da bisher zu wenig genaue Beobachtungen von Folgen der Zirbeldrüsenverletzung vorliegen. Herr Stolper (Göttingen) kann aus einer eigenen Sektionsbeobachtung allerdings auf einen solchen Zusammenhang verweisen, doch handelt es sich in seinem Falle um eine geschwulstartige Vergrößerung dieses Gebildes, und auch Herr Benda (Berlin) betont, daß in den wohlbekannten Fällen von Zusammentreffen von Knochenriesenwachstum und Zirbeldrüsenerkrankung es sich um eine parallel gehende Vergrößerung derselben handle.

Herr Borchard (Posen) berichtet über weitere Beobachtungen an einem jetzt 15jährigen Mädchen, welches durch Verletzung vor sechs Jahren einen größeren Teil des Stienhirnes verloren hatte und bei welchem sich Seelenstörungen besonders auf dem Geschlechtsgebiet, läppisches Wesen u. dgl. in der Folge zeigten und welches durch operative Behandlung zu voller Heilung auch auf dem Gebiete des Seelenlebens gelangt war. Denselben Zusammenhang zwischen ähnlichen Störungen des Seelenlebens und Stirnhirnläsionen bieten Beobachtungen von Herrn Friedrich (Hamburg) und Krönlein (Zürich), welche ihre früheren Berichte über ihre Kranken weiter ergänzen und diesen Zusammenhang und die volle Ausheilung nach sehr langer Beobachtungszeit noch einmal mit Bestimmtheit betonen. Herr v. Eiselsberg (Wien) hat an Kätzchen Versuche mit Entfernung der Zirbeldrüse gemacht, aber diese Tiere nicht am Leben erhalten können. Nachdem derselbe Redner noch über eine speckig entartete Kropfgeschwulst und operative Heilung des Patienten Mitteilung gemacht hat, berichtet Herr Lanz (Amsterdam) über seine Versuche, um die Beziehungen der Schilddrüse zur Fortpflanzungsfähigkeit kennen zu lernen. Noch Entfernung der Schilddrüse zeigte sich dieselbe bei Kaninchen und

Digitized by Google

Hühnchen stark beeinträchtigt. Bei Katzen, Hunden und Ziegen blieb die an sich schon spärlich gewordene Nachkommenschaft in der allgemeinen Entwicklung stark zurück, und auch hier war die Fortpflanzungsfähigkeit stark geschwächt. Bei den Muttertieren ist die Milcherzeugung sehr gering, auch der Eiweißgehalt dieser Milch herabgesetzt. Auch über zwei Beobachtungen beim Menschen verfügt der Redner. Ein der Schilddrüse vor langer Zeit beraubter Mann zeigte geschlechtliche Funktionen nur in der Zeit, wo er mit Schilddrüsensaft innerlich behandelt wurde, das gleiche Verhalten zeigt eine weibliche, nach Schilddrüsen-Ausrottung verblödete Person. Keine von beiden war fortpflanzungsfähig.

Die folgenden Vorträge, deren Bedeutung in meist fachwissenschaftlichen Aufführungen liegt, behandeln vorwiegend Operationserfolge. So berichtet Herr Kausch (Breslau) über künstlichen Ersatz schaffende Operationen an Fingerknochen und Sehnen, Uebertragung von Knochenteilen von der Zehe in das Gesicht zur Bildung einer Nase. Herr Joseph (Berlin) spricht über Nasengestalt-Veränderungen, Herr Samter (Königsberg) über die blutige Einrichtung einer veralteten Unterkieferverletzung, Herr Gluck (Berlin) über Erfolge nach Entfernung von Kehlkopf-, Schlundkopf- und der oberen Luft- und Speiseröhrenteile wegen bösartiger Neubildung und gibt Aushilfsmittel zur Ernährung solcher Patienten an. Herr Riedel (Jena) und Herr Graser (Erlangen) sprechen über Behandlung von Kniescheibenbrüchen und Verrenkungen. Herr Bockenheimer (Berlin) zeigt an Präparaten und Patienten, wie nach selbst ausgiebiger Entfernung von Knochen, insbesondere am Schultergürtel, bei Schonung der Knochenhaut und der Muskelansätze die Knochenneubildung und Funktion bei energischer Uebung sehr gut werden kann. Ein derartig operierter Patient ist jetzt als Akrobat tätig. Auch Herr Hahn (Nürnberg) zeigt ein entferntes Schulterblatt und zum Schluß sprechen Herr Immelmann (Berlin) über chronische Gewebsaufschwellung am Handrücken nach Verletzung ohne Knochenbruch und Herr Bennecke (Berlin) über das Krankheitsbild der sich entwickelnden Handgelenksverrenkung.

* * *

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Professor Dr. Kihn, der seine Lehrtätigkeit mit Ende des Wintersemesters aufgeben wollte, wird nun doch im kommenden Semester wieder lesen, da sein Fach, Kirchenrecht und Patrologie, noch nicht besetzt werden konnte.

dr. **Jena.** Für das im Sommer dieses Jahres zu errichtende Denkmal des berühmten Botanikers Matthias Jakob Schleiden, dessen 100. Geburtstag am 5. April wiedergekehrt war, hat, wie uns aus Jena, 7. April, geschrieben wird, auch der königlich preußische Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten einen Betrag von 300 M. dem Komitee zukommen lassen. Mit der Ausführung des Denkmals wird voraussichtlich Professor Taschner in Breslau betraut werden. Die Enthüllung soll, wenn irgend möglich, am Tage der Wiederkehr des Todestages Schleidens, am 23. Juni d. J., stattfinden.

he. **Münster.** Der Privatdozent für Philosophie in Bonn Dr. Joseph Geyser ist als Nachfolger von Professor Erich Adickes zum außerordentlichen Professor dieses Faches an der hiesigen Universität ernannt worden.

he. Von technischen Hochschulen. An der technischen Hochschule in Stuttgart hat sich der praktische Arzt Dr. L. Bauer als Privatdozent für Hygiene niedergelassen.

h. c. **Aus der Schweiz.** Zum Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich ist der bisherige ordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i. Schw., Dr. Joseph Zemp, ernannt worden.

An unsere Leser!

Zum Schluß des I. Quartals empfehlen wir wieder unsere

Einband-Decken

für die

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

in solider Lederimitation mit Leinwandrücken und Golddruck:

Wissenschaftliche Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung

1904

I. Quartal

Feine elegante Ausstattung

Eine sehr solide Arbeit

Ein besonders billiger Preis.

Diese drei Eigenschaften haben unsere **Quartalbanddecken sehr rasch**

beliebt und unentbehrlich

gemacht.

Die wissenschaftliche Beilage in unseren **Quartalbänden** mit Inhaltsverzeichnis gesammelt und gebunden, wird unseren Fremden und Lesern als **Ganzes bedeutend wertvoller sein** und eine Zierde für jede Bibliothek und jeden Büchertisch bilden.

Dabei kommen ganz geringe Anschaffungskosten in Betracht.

Einzelne Quartalbanddecken

kosten mit Porto **M. 1.20.**

Ganze Jahrgänge (4 Decken) **M. 4.—** inkl. Porto.

Frühere Jahrgänge werden sofort nachgeliefert.

Bestellungen nimmt **jede Buchhandlung,** wie auch die Geschäftsstelle der Allgemeinen Zeitung, München, entgegen.

Verlag der

Allgemeinen Zeitung München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 9. April. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Reinhold Kosers Friedrich der Große. Von Hans Prutz.

Ueber Reform des Abendmahls. Von Ehlers (Frankfurt a. M.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Ottokar Stauf von der March: Literarische Studien und Schattenrisse.

III. Allgemeine Rundschau.

1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg. — 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

Reinhold Kosers Friedrich der Große.

Mit dem unlängst erfolgten Erscheinen der zweiten Hälfte des zweiten Bandes liegt Reinhold Kosers „König Friedrich der Große“ nunmehr vollendet vor.[1]) Unsere historische Literatur ist dadurch um ein Werk bereichert, das ihr in jeder Hinsicht zur Zierde gereicht und nicht verfehlen wird, die Gestalt des Heldenkönigs, dem Preußen seine Erhebung zur europäischen Großmacht verdankt, dem Verständnis der Gegenwart näher zu rücken und seine weltgeschichtliche Bedeutung von neuem in helles Licht zu setzen.

Das Werk Reinhold Kosers bildet den Schlußstein in einer eine lange Reihe von Jahrzehnten umfassenden wissenschaftlichen und literarischen Entwicklung. Denn es ist eine Tatsache, daß selbst in Preußen ein lebhafteres Interesse für die Geschichte Friedrichs und die rechte Einsicht in das, was ihm der Staat für alle Zeit zu verdanken hat, verhältnismäßig spät zutage getreten sind. Die selbstverschuldeten schweren Heimsuchungen, die seinen Staat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den ärgsten Demütigungen aussetzten und an den Rand des Abgrundes brachten, hatte man sich gewöhnt, auf die Rechnung des in Friedrich verkörperten Systems zu setzen, das überlebt und verknöchert sein und den Ansprüchen der neuen Zeit nicht mehr genügen konnte sollte. Auch andere Momente haben diese auffallend lange Vernachlässigung seines Andenkens mit verschuldet: die geistige Richtung, die nach den Freiheitskriegen die Herrschaft gewann, besaß für den Freidenker auf dem Thron kaum ein Verständnis und befürchtete von seinen angeblich atheistischen Ansichten einen nachteiligen Einfluß auf die dermalen lebende Generation. Hat es doch, als um 1840 endlich eine authentische Ausgabe der Werke des königlichen Schriftstellers ins Auge gefaßt wurde, selbst in den leitenden Kreisen des damaligen preußischen Staates nicht an Leuten gefehlt, welche aus diesem Grunde die philosophischen und einen Teil der poetischen Schriften von der Sammlung ausgeschlossen sehen wollten. Es darf mit als eines von den Anzeichen betrachtet werden, die das Aufleben eines kräftigeren neuen Geistes in Preußen erkennen ließen, daß man sich damals auf den allzu lange fast vergessenen großen König wieder besann, die arg vernachlässigte Erinnerung an ihn planmäßig zu pflegen und seine Geschichte zu erforschen und zu schreiben begann. Das hatte insofern auch praktisch politischen Nutzen, als man inne wurde, wie erstaunlich viel man auch für die Aufgaben der Gegenwart von ihm zu lernen habe und wie gewisse Fundamentalsätze des von ihm aufgestellten politischen Systems auch unter den so völlig veränderten Verhältnissen für die Gesamtrichtung der preußischen Politik maßgebend geblieben waren: gerade unter den damaligen Umständen bedurfte dieses, um den rechten Weg einzuschlagen, und unbeirrt und unentmutigt zu verfolgen, etwas fridericianischen Geistes.

Kaum noch auf einem anderen Gebiete der preußischen Geschichte ist während der letzten Jahrzehnte die Einzelforschung so emsig tätig gewesen wie für die Zeit des großen Königs. Die erstaunliche Masse neuen Materials, das ihr von allen Seiten her zuströmte, ist nach allen Richtungen hin gesichtet, geprüft und rücksichtlich der Ergebnisse verwertet. Ein hervorragender Anteil an dieser mühsamen Vorarbeit ist dem jetzigen Leiter der Verwaltung der preußischen Staatsarchive zugefallen, der ja namentlich auch längere Zeit mit der Herausgabe der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“ betraut gewesen ist, ohne Frage der wichtigsten und kostbarsten von allen den hier neu erschlossenen Quellen, weil darin das persönliche Walten des Königs, seine staunenswerte, alle Zweige des Staatslebens gleichmäßig umfassende, auch das Kleinste nicht verachtende und überall entscheidend eingreifende Tätigkeit mit fast überwältigender Unmittelbarkeit geoffenbart wird. Es ist ein Glück, daß Reinhold Koser anders als so mancher verdiente Fachgenosse über der kaum noch übersehbaren Fülle des Details die großen leitenden Gesichtspunkte nicht aus dem Auge verloren, sondern mit der Kraft und der Frische diesem gewaltigen Stoff gegenüber sich auch den Mut bewahrt hat, ihn im Stil eines großen geschichtlichen Kunstwerks einheitlich zu gestalten. Daß in der Folge auch seine Arbeit hier und da berichtigt, ergänzt und überholt werden wird, liegt ja in der Natur der Dinge: an dem Bilde des großen Königs aber, seines Staates und seines Heeres, seiner Diplomatie und seiner Kriegführung, wie es uns nunmehr von Koser nicht bloß mit hingebender Liebe, sondern auch mit unvergleichlichem Verständnis gezeichnet worden ist, wird durch die Geschichtschreibung späterer Zeiten, soweit sie sich von nicht in der Sache liegenden Tendenzen freihält, kaum etwas geändert werden.

Allerdings war ja Koser gegen seine Vorgänger insofern unverkennbar im Vorteil, als er seines Helden Geschichte in einer Zeit schrieb, wo die mit einer großartigen Neugestaltung abgeschlossene, früher so schwer entwirrbare und klar zu legende Entwicklung Preußens und Deutschlands auch gegenüber dem Begründer der Großmachtsstellung Preußens einen wesentlich neuen, höheren und unbefangeneren, daher auch gerechteren Standpunkt einzunehmen erlaubt. Nimmt auch in dieser Geschichte Friedrichs des Großen das Militärische begreiflicherweise

[1]) Bibliothek deutscher Geschichte: König Friedrich der Große von Reinhold Koser. Zweiter Band, zweite Hälfte: Letzte Regierungszeit (1763—1786). Erste und zweite Auflage. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

einen sehr beträchtlichen Raum ein, so überwiegt es doch nicht in dem Maße, wie das in früheren Darstellungen der Fall war. Zudem werden gerade auf diesem Gebiete manche von den Ansichten Kosers noch weiterer Erörterung unterliegen, da gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm die kriegsgeschichtliche Abteilung des preußischen Großen Generalstabes in der von ihr unternommenen neuen Bearbeitung der Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen allmählich in der Darstellung des Siebenjährigen Krieges weiter vorrückt: der zuletzt erschienene fünfte Band[2]) gibt nach einer Darstellung des Heerwesens der deutschen Gegner Friedrichs und der Franzosen eine Geschichte der Operationen, die sich um die Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757) und dann um Friedrichs glorreichen Sieg bei Roßbach gruppieren. Bei dem Gegensatz, in dem die Auffassung dieser Dinge durch den Berufssoldaten zu der durch den Historiker in neuerer Zeit mehrfach gestanden hat, wird noch manche Kontroverse auszufechten sein, wobei es auch an der wiederholten Verhandlung schon mehrfach erörterter prinzipieller Fragen nicht fehlen wird.

Was dem Werke Reinhold Kosers besonderen Reiz verleiht, und was ihm nicht sowohl vom sachlichen als vom künstlerischen Standpunkt als vornehmstes Verdienst angerechnet werden darf, ist die meisterhafte Art, wie er, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend, die alles beherrschende, alles gleichsam durchgeistigende Persönlichkeit des Königs auch allezeit zur Geltung zu bringen weiß, und stets als den Mittelpunkt, der alles beherrscht, erscheinen läßt und Großes wie Kleines auf ihn bezieht. So viel des Neuen die kriegsgeschichtlichen Abschnitte des Werkes bieten mögen und so reiche Belehrung der Leser über des großen Königs äußere und innere Politik hier finden mag: den größten Genuß werden den weitesten Kreisen doch wohl die Abschnitte gewähren, welche die gewöhnlich weniger beachteten Seiten in Friedrichs Bild, die geistige und sittliche Eigenart seiner scharf ausgeprägten und dabei doch dauernd in der Weiterentwicklung begriffenen Persönlichkeit behandeln, voll gerechter Bewunderung zwar, aber doch allezeit auch mit Unabhängigkeit des Urteils und, wo es berechtigt ist, auch mit eindringender, freimütiger Kritik. Wir möchten in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit unserer Leser namentlich auf den Abschnitt lenken, der des alten Königs Verhältnis zu der „neuen Bildung" behandelt, worin Friedrichs schroff ablehnende und von einer gewissen ungerechten Geringschätzung nicht freie, fast leidenschaftliche Gegnerschaft zu den Enzyklopädisten erörtert wird: Diderot und Rousseau sind ihm geradezu ein Greuel gewesen, während er sich mit Helvetius, dessen materialistisches System er verabscheute und lächerlich machte, persönlich ganz gut hat vertragen können.

Den würdigen Schluß des vortrefflichen Werkes, zu dessen Vollendung wir dem hochverdienten Verfasser aufrichtig Glück wünschen, bildet eine zusammenfassende Rückschau über den Ausgang und die Ergebnisse dieser Regierung. Mit Recht wird als das dauernde Ergebnis der rastlosen Arbeit dieses dem Dienst seines Staates geweihten Fürstenlebens und im Einklang mit Friedrichs eigener Auffassung die durch die Erwerbung Schlesiens erfolgte Einführung Preußens in die Reihe der europäischen Großmächte bezeichnet, denn aller spätere Machtzuwachs ist doch nur ein gradueller, nicht ein spezifischer gewesen. Mit dieser preußischen Großmacht war die Voraussetzung und der feste Kern geschaffen zu dem deutschen Nationalstaat der Zukunft, denn die neue europäische Großmacht Preußen war eine ausschließlich deutsche Großmacht, die deutsche Großmacht, die bisher in Europa gefehlt hatte. Der brandenburgisch-preußische Teil von Deutschland war ein so überwiegendes Bruchstück des Ganzen, daß dieser auf keinen einzelnen Volksstamm beschränkte, an keine landschaftliche Grenze gebundene Staat bereits ein Kleindeutschland, ein Neudeutschland darstellte. Ferner aber hat Friedrich seinem Volke auch das für eine Großmacht unentbehrliche Selbstgefühl gegeben, hat von seinem eigenen starken Selbstgefühl den Seinen mitgeteilt. In seiner Zeit und auf Grund seiner Leistungen erst fing man an, von einem preußischen Volk zu sprechen, während man bisher nur dessen Bestandteile gekannt hatte und namentlich die Märker sich noch im Anfang des Jahrhunderts gegen die Benennung Preußen gesträubt hatten. Die gemeinsamen Kämpfe und gemeinsamen Siege der unter preußischem Szepter vereinigten deutschen Stämme, die Siege der preußischen Waffen unter den schwarz-weißen Fahnen hatten den preußischen Namen in allen Teilen der Monarchie jetzt volkstümlich gemacht, man fühlte sich als ein Volk und fühlte sich als ein ruhmvolles Volk, das vor allen anderen durch seinen ausgesprochen militärischen Geist gekennzeichnet wurde. Daher hat denn auch die preußische Armee selbst in der Neugestaltung, die ihr Scharnhorst und Boyen gaben, die unverkennbaren Grundzüge des fridericianischen Zeitalters bewahrt. Auch der so abfällig beurteilten Wirtschaftspolitik Friedrichs steht man heutigestags bereits wesentlich anders gegenüber, und die Praxis der Gegenwart hat an mehr als einem Punkte wieder an sie angeknüpft. Aber auch wenn die heute noch unmittelbar wahrnehmbaren Nachwirkungen der Lebensarbeit des großen Königs sich im ferneren Laufe der Zeiten mehr und mehr verflüchtigt haben werden, wird doch noch, wie Reinhold Koser am Schlusse schön bemerkt, das Bild seiner ausgeprägten Persönlichkeit die Teilnahme der kommenden Geschlechter fesseln: die kraftvolle, widerspruchsvolle Mischung der Temperamente, diese einzige Verbindung von Tatkraft und Besonnenheit, Feuer und Mäßigung, Entschlossenheit und Ueberlegung, jäher Impulsivität und zäher Ausdauer, von Schärfe und Weichheit, Leichtherzigkeit und Sentimentalität, Spott und Frömmigkeit, von tiefer Verschlagenheit und herber Wahrhaftigkeit, von Talent und Charakter, Genialität und Selbstzucht. „Den Dämon in seiner Brust behielt er in seiner Gewalt und wußte wiederum in derselben Brust bei härtester Not unauslöschliche Gluten moralischen Widerstands anzufachen, aus der Tiefe seiner Seele unüberwindliche Hilfsmächte zu Schutz und Trutz aufzubieten. Eine ästhetisch angelegte, genußfähige, dem eigenen Geständnis nach epikureisch gerichtete Natur, das echte Kind des schöngeistigen Jahrhunderts trat aus sich heraus und nahm Heldengestalt an und bewährte das antike Wort, daß das die edelsten Seelen sind, die bei voller Empfänglichkeit für den Genuß und klarer Vorstellung von bevorstehenden Mühsalen und Opfern sich doch nicht verleiten lassen, den Gefahren aus dem Wege zu gehen. Und also ist es denn geschehen, daß dieses 18. Jahrhundert, das politisch und militärisch als ein Zeitalter der Erschlaffung begonnen hatte, einen Lebenslauf heraufführte, von dem ein Zuschauer gesagt hat, daß künftige Geschlechter dessen Geschichte eher für ein Heldengedicht als für die wahre Erzählung wirklich geschehener Dinge halten würden".

Schön und treffend schließt Koser sein Werk: „Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, welche die Natur ihnen zur rechten Stunde geboren werden läßt — in diesen Worten hat Friedrich seine Auffassung von der Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte niedergelegt. Seine eigene Geschichte bestätigt seinen Ausspruch."

Hans Prutz.

[2]) Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, kriegsgeschichtliche Abteilung II. Zweiter Teil: Der Siebenjährige Krieg 1756—1763. Fünfter Band: Hastenbeck und Roßbach, mit 10 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin 1903. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Königliche Hofbuchhandlung.

Ueber Reform des Abendmahls.*)

In dem unten genannten Büchlein nimmt der Heidelberger Professor der praktischen Theologie und Seminardirektor, Herr Geh. Kirchenrat D. Bassermann, das Wort zu einer in jüngster Zeit viel und oft erörterten Frage.

*) D. H. Bassermann, Prof. d. Theol.: „Ueber Reform des Abendmahls". Briefe an einen Laien. Tübingen und Leipzig 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 81 S.

Eine ganze Literatur könnte man zusammenstellen, wenn man alle neuesten Kundgebungen gelehrter Männer über die Abendmahlsfeier registrieren wollte. Es entspricht dem Zug unserer Zeit und der Stimmung moderner Wissenschaftlichkeit, daß weniger über die Bedeutung des Abendmahles verhandelt wird, über die dogmatische Ausprägung, welche diese kirchliche Handlung bei Aelteren und Neueren gefunden hat — über die Transsubstantiationslehre in der römischen Kirche, die Abendmahlslehre in der griechischen Kirche, mit deren Geschichte uns der treffliche Gelehrte D. Stolz † bekannt gemacht hat; über den Unterschied lutherischer und reformierter Auffassung. Ueber alle diese Fragen geht man schnell zur Tagesordnung über, dagegen fragt man mit Eifer, ob das Abendmahl wirklich eine Einrichtung Jesu sei; an welche schon bei Juden und Griechen bestehende ältere Riten die Handlung anknüpft; ob die Feier des Passahfestes oder ob Heimlichkeiten, die in den Mysteeien gepflegt wurden, Einfluß gehabt haben auf die Feier des Abendmahls und welche von beiden den stärkeren Einfluß; insonderheit aber wird lebhaft gestritten über die Form, in welcher jetzt das Abendmahl und zwar in der evangelischen Kirche gefeiert wird. Ja, diese letzte Frage ist in jüngster Zeit besonders oft gestellt und in verschiedener Weise, nicht selten mit der uns Theologen leider so oft eigenen, absprechenden Weise, mit dem Ton der Unfehlbarkeit, erörtert worden.

Man muß eingestehen, daß das heilige Abendmahl längst nicht die Anziehungskraft auf die Gemeindeglieder ausübt, die ihm eigen müßte, wenn die dogmatischen Ausführungen der Theologen die Ueberzeugung der Gemeindeglieder zum Ausdruck brächten. Die Ursache davon glaubt man in der weit verbreiteten Besorgnis suchen zu sollen, daß der Trunk aus dem Kelch, in dessen Inhalt sich so viele teilen, aus hygienischen Rücksichten zu meiden sei; die Gefahr, daß der Abendmahlskelch durch die Berührung seines Randes mit den Lippen, durch den Trunk von dem Wein, von welchem Hunderte trinken, gesundheitsschädlich werde; der Kelch sei ein Herd von gefährlichen, ansteckenden Krankheiten. Deshalb müsse auf Abstellung der Uebelstände Bedacht genommen werden. Die Einen verlangen, daß, nachdem zwei Kommunikanten von dem Kelch getrunken haben, mit leiser Drehung, die einen auf der einen, die anderen auf der entgegengesetzten Seite, der Kelch von dem zudienenden Pfarrer müsse abgewischt werden; andere möchten jedem Kommunikanten seinen besonderen Kelch wahren, einen kleinen Becher, den er mitbringt; das werde die Aufhebung der sogenannten wandelnden Kommunion notwendig zur Folge haben; die Teilnehmer an der Abendmahlfeier müßten in den Bänken sitzen bleiben und wie vorher beim Genuß des Brotes, beim Genuß des Weines gleichzeitig aufstehen und trinken, nachdem die Diakonen die kleinen Becher gefüllt hätten, und während der Pfarrer die Einsetzungsworte zu sprechen hätte. Noch andere machen ganz ernst den Vorschlag, man solle die Darreichung des Kelches überhaupt unterlassen. Die Verteidiger dieser Reformen können sich nicht genug tun, die Ansteckungsgefahr als eine sehr große zu schildern, sie berufen sich auf die Praxis der Missionäre in Indien, und ich weiß nicht, worauf sonst noch und eben zu verstehen, daß, wenn nicht schleunigst Abhilfe geschaffen werde, der Bestand der evangelischen Kirche in Frage gestellt sei.

Professor Bassermann, besonnen, nüchtern, gründlich bei allen seinen Untersuchungen, hat sich nicht begnügt, in die Debatte über die Form der Abendmahlfeier einzugreifen, sondern vor allem versucht, den Freund, an welchen er schreibt (er hat für seine Ausführungen die Briefform gewählt) über die Bedeutung des Abendmahls zu orientieren. Denn nach seiner gewiß richtigen Auffassung — Referent kann aus einer 45jährigen Amtsführung urteilen — ist die Abkehr von dem heiligen Abendmahl bei so vielen Gemeindegliedern nicht sowohl aus hygienischen Rücksichten zu erklären; die sind ganz jungen Datums, wenigstens für die öffentliche Diskussion; sondern in einer, sagen wir es kurz, magischen, der katholischen sehr ähnlichen Auffassung des Abendmahls, die namentlich in vorwiegend lutherischen Landeskirchen von der Mehrzahl der Theologen bis auf diesen Tag emsig und ausschließlich gefordert und von der Mehrzahl der nicht denkstarken, sogenannten Laien nur zu gern acceptiert wird.

Prof. Bassermann sucht seinem Freund, der in der heutigen Welt unter den sogenannten Gebildeten unzählige Gesinnungsgenossen und Brüder hat, eine berichtigte Vorstellung vom Abendmahl zu vermitteln; er weist die Unhaltbarkeit der herkömmlichen lutherischen Auffassung überzeugend nach; er will das Abendmahl nach reformierter Auffassung als Gedächtnismahl und als Bekenntnismahl gefeiert wissen, nicht als ein an sich unwirksames und unfruchtbares Symbol, sondern als eine Handlung, welche die Verbindung zwischen dem lebendigen Christus und der im Glauben vor ihm und in ihm lebenden Gemeinde vermittelt. Was die Gemeinde essend und trinkend empfängt, ist nicht eine besondere Gnade, der sie anderweitig nicht teilhaftig werden kann, sondern dieselbe Gnade, in der sie lebt, der sie sich allzeit getröstet, die ihr nie fern ist, die sich ihr mitteilt, so oft sie das Wort der Wahrheit im Herzen bewegt, so oft sie betet, so oft sie in größerer oder kleinerer Gemeinschaft im Glauben feiert und in ihrem Glauben gestärkt wird. Dagegen weist er nach, wie gerade die symbolische Feier das Gedächtnis Jesu kräftig erneuert, wie die Handlung, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, Ohr, Auge, Mund und Hand, und ihn mittätig macht, viel wirksamer dem Glauben dient als die Verkündigung der Worte und der Lesre der heiligen Schrift oder auch des vielleicht gewohnheitsmäßig wiederholten Gebetes. Das Mysterium wird nicht geleugnet, es ist vorhanden; aber es besteht nicht in einer Verwandlung des Brotes und des Weines in den materiellen Leib Jesu, der einst auf Erden wandelte, auch nicht in Darreichung und Genuß des verklärten Leibes und Blutes Christi, in mit und unter Brot und Wein, sondern in der geheiligten Gemeinschaft zwischen Christus und seinen Gläubigen, zwischen Gott dem Vater und der Gemeinde seines Sohnes.

Vielleicht hätte noch schärfer betont werden können, daß allerdings Luther den verklärten Leib durch das leibliche Organ vermittelt, mit der Seele des Genießenden vereinigt werden läßt, daß der Leib Christi während des leiblichen Genusses mit den Zähnen zerkaut und durch die Speiseröhre und den Magen vermittelt der Seele mitgeteilt wird. Wenn in einer lutherischen Gemeinde das nicht gelehrt wird, wo man auch den Ungläubigen Leib und Blut Christi, allerdings zum Gericht, genießen läßt, so ist das nue erfreuliche Inkonsequenz; man sollte dann aber nicht den Anspruch erheben, lutherisch orthodox zu sein.

Ebenso hätte noch stärker hervorgehoben werden können, daß gerade das Bekenntnis, welches der Kommunikant durch seine Teilnahme am Abendmahl ablegt, der Stärkung des Glaubens und der geheimnisvollen Verbindung der Seele mit Christus dient; was ich vom Glauben und im Glauben bekenne mit Wort und Tat, das muß den Menschen tiefer gründen, stärker, fröhlicher und zuversichtlicher machen. Professor Bassermann betont es ausdrücklich zu wiederholtenmalen, daß Religion ohne Mystik nicht zu denken ist, daß der lebendige Christus, der in der Jüngerschaft lebt, ein Geheimnis ist und bleibt, daß über die Wirkung Christi und die Kraft seines Nachtmahls mit Nichtchristen nicht diskutiert werden kann, sondern erfahren werden muß, daß aber Erfahrene sich über die Ordnung des Abendmahls verständigen können, und sich unter einander verständigen werden, je mehe sie Selbstkritik zu üben imstande sind, je fleißiger sie den Ursprüngen der Abendmahlfeier nachsinnen und je freier sie werden von Ueberlieferung und blinder Gewöhnung.

Es ist erfreulich, darauf hinweisen zu können, daß in der Schweiz, unter dem Einfluß der Lehre Zwinglis und Calvins die Teilnahme am heiligen Abendmahl eine viel regere ist als bei uns in Deutschland. Dort hat man längst alle Magie abgetan, die man bei uns in Deutschland noch immer mit dem Mysterium verwechselt, und da macht man die Leute nicht bange, als ob jeder sich das Gericht esse und trinke, der das Abendmahl nicht nach korrekter Lehre feiere. Dort mahnt man auch zu gebührender Vorbereitung, zu würdigem Genuß, man macht ihn aber abhängig von bußfertiger Gesinnung und dem Verlangen nach Heil, nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Seligkeit, nach dem Leben

uns Gott und in Gott. In der Schweiz pflegen sich auch solche an der Abendmahlsfeier zu beteiligen, die der Predigt für gewöhnlich fern bleiben, während bei uns einer, der sich für gebildet hält, wohl einmal eine Predigt besucht, um zu beurteilen, ob sie schön oder nicht schön war, ob die Stimme klar oder heiser war, ob die Aussprache rein oder durch Fehler des Dialekts beeinträchtigt, aber gewiß nicht zum Abendmahl geht. Diese Enthaltung, weit entfernt verwerflich zu sein, kann sogar sehr löblich sein, wenn sie heiliger Scheu entstammt vor dem Heiligen und der Furcht vor dem Unnahbaren, Unbegreiflichen, dessen Verkennung mit so furchtbarer Strafe bedacht ist. Summa: wir sind dem Herrn Verfasser sehr dankbar, daß er einmal wieder so klar, so deutlich, so nachdrücklich darauf hingewiesen hat, was Tausende vom Tisch des Herrn fernhält. Ob es nützen wird? Ich fürchte, ebenso wenig wie Spittas vortreffliche Abhandlungen über denselben Gegenstand genützt haben! Wir müssen uns aber an den Gedanken immer wieder gewöhnen, daß es unendlich langsam geht mit der Berichtigung religiöser Vorstellungen; die Leute bleiben lieber weg, als daß sie Mühe aufwenden, zu größerer Klarheit durchzudringen; die wenigsten nur geben sich Rechenschaft über ihren Glauben.

Was nun die Bedenken betrifft, die Prof. Bassermann in Beziehung auf die Form der Handlung äußert, so sieht Referent nicht so schwarz wie der Verfasser, und von der vorgeschlagenen Abhilfe kann er sich nicht so viel versprechen, wie sein gelehrter und ästhetisch fein gebildeter Freund.

Ich habe nun bald 50 Jahre hunderte von Malen das Abendmahl ausgeteilt an viele Tausende von Kommunikanten; ich kenne alle die Anstöße, die man an der Abendmahlsfeier nimmt; ich habe die vorhandenen Mißstände tief empfunden; die langen Menschenreihen, die am Altar erscheinen, sich aufstellen, herantreten, Brot und Wein genießen; wie feierlich langsam kommen sie daher! nur Neukonfirmierte sind geneigt, zu eilen, zu stürzen, selbst sich den Platz streitig zu machen; ich habe gesehen, daß sie im feierlichsten Moment gelacht haben; ihnen kam offenbar die ganze Feier etwas komisch vor — alle essen, alle trinken; aber die große Mehrzahl, ohne daß auf ihrem Antlitz, in ihrem Auge sich eine größere innere Erregung spiegelte; etliche sind gerührt; sie pflegen allzu schmerzliche Erinnerungen, oder sie sehen mit banger Sorge in die Zukunft. Einige sind offenbar bedacht, dem Kelch recht viele und tiefe Züge zu entnehmen, aber wann kommt einmal einer mit frohem Antlitz, mit leuchtenden Augen; einer, dem man es ansieht, daß er die Ehre fühlt, daß sich sein Herr und Heiland zu ihm herabläßt, sich ihm ganz zu eigen gibt, sein Leben dem Leben seines Jüngers, des Gotteskindes, vermählt, es nährt und stillt und sättigt, stärkt und fördert? Und doch sollte das das Gewöhnliche sein; es sollte die Frucht des Todes Jesu, das Leben, gefeiert werden, nicht mit kläglichen Bußgesängen, sondern mit Lob und Dank, mit stillem Jubel und dankbarem Frohlocken!

Ich habe auch darunter gelitten, daß ich Hunderten von Menschen dieselben Worte wiederholen mußte; habe gesehen, wie gelangweilt die Leute dasaßen, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, alles Mögliche beobachteten und nachher davon zu erzählen wußten, nur nicht, daß ihre Seele genesen sei, daß sie einen neuen, mächtigen Anstoß erhalten hätten zu leben, im Geist zu leben, mit Christus unauflöslich vereinigt und das Leben zu lassen für die Brüder.

Aber daß Ansteckungsgefahr mit dem Genuß des Weines könnte verbunden sein, das ist mir auch nicht einmal in den Sinn gekommen; im Gegenteil, ich habe es als ein übles Zeichen für die Innerlichkeit und Andacht des Mitfeiernden genommen, wenn einer bedacht war, den Kelch, der ihm gereicht ward, zu drehen, damit ja seine Lippen nicht den Teil des Kelches berühren möchten, der vorher mit dem Munde eines anderen in allzu nahe Berührung gekommen war. Ich bin wohl sehr naiv gewesen! Mir hat das Trinken aus Einem Kelch mit zur Feier gehört, ich nahm es als Zeichen der innigen Verbindung, zu welcher die Kinder Gottes, die Jünger Jesu sollen verbunden sein. Ich hoffe, es gibt unter den Kommunikanten viele, die ebenso naiv sind, wie ich es zu bleiben hoffe!

Zu großer Genugtuung gereicht es mir, daß Professor Bassermann gegen das Abwischen des Kelches durch den Pfarrer sich erklärt, als ganz nutzlos. Der Kelch müßte jedesmal, wenn einer daraus getrunken, abgewischt werden, und jedesmal müßte ein reines Tuch spendiert werden. Vor lauter Wischtüchern sähe man den Kelch nicht mehr und vom Wein bliebe am Ende auch nichts übrig.

Aber auch den kleinen Kelchen, einem großen Fingerhut vergleichbar, könnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Diese Fülle der Kelche, die Gefahr, den Wein zu verschütten, die Unmöglichkeit, die Becher nach dem Genuß zu reinigen und zu trocknen, das Trinken a tempo, ich würde das nicht mitmachen wollen!

Doch dies mag subjektiv sein! Hat aber dieses subjektive Empfinden, das durch eine lange Tradition und Uebung geworden ist, nicht auch sein Recht? Wer soll entscheiden? Die Konsistorien? Beileibe nicht! Aber wenn es sein muß, lieber als die Presbyterien und Gemeindevorstände, denn denen traue ich in diesem Stücke wenig Verständnis zu. Es fehlt an Erfahrung! — Gefährdung der Gesundheit — und auch beim Abendmahlgenuß! Weg damit? Und die anderen Gemeindeglieder müßten sich einem vielleicht rücksichtslosen Gemeinderat einfach fügen, lieben, geheiligten Gewohnheiten entsagen? oder es müßte zweierlei Art von Abendmahlsausteilung, Kelchspende, verordnet werden — die einen erhielten den Wein aus dem großen Kelch, die anderen mit lauter kleinen Kelchen!

Ich könnte mich auch nicht dazu verstehen, den Kelch und den Genuß des Weines zu beseitigen. Der Wein und das Trinken des Weines gehört für mich mit zum Symbol. Auch könnte man hundertmal sagen, die Kelchentziehung sei bei uns Protestanten etwas ganz anderes als bei den Katholiken, wie viele würden es glauben?

Jedenfalls sollte man sich begnügen, die Reform zunächst lediglich theoretisch zu erörtern, die Vorschläge, die gemacht werden, sorgfältig zu prüfen, und abzuwarten, welche Stellung Pfarrer und Gemeinden dazu nehmen.

Nach meiner Ueberzeugung werden ihrer viele zum Abendmahl kommen, auch wenn der große Kelch bleibt, sie würden wegbleiben, wenn die Spendeweise geändert würde, aus Besorgnissen, die sie nicht teilen, und entgegen ihrem ästhetischen Empfinden; die Zahl der Kommunikanten, und auf sie legt man doch großes Gewicht, würde meines Erachtens kleiner werden.

Es möge die Frage angeregt werden, ob wir, wenn die katholischerseits geflissentlich gepflegte, von den Protestanten verworfene magische Vorstellung beseitigt wird, überhaupt auf die Mitfeier vieler rechnen, gar dazu drängen dürfen? Uns ist die Sprache durch Symbole fremder als dem Morgenlande, wir sind zu nüchtern, zu wenig phantasiereich, zu langsam, zu überlegend dazu, wenigstens wir kalten norddeutschen Naturen; die große Mehrzahl gibt ihren inneren Erlebnissen, ihren Empfindungen lieber Ausdruck durch ein schlichtes Wort oder durch Gesang oder durch ein gemeinschaftliches Gebet.

Ich frage weiter, ob das Abendmahl, von aller Magie befreit, die Bedeutung behalten wird, die ihm einstmals von der katholischen Kirche zuerkannt wurde, nicht von Anfang an, sondern seit dem ersten Jahrhundert des zweiten Jahrtausends?

Ich könnte mir denken, daß das Abendmahl als kirchliche Feier mit der Zeit in Wegfall käme, daß es dagegen seine Stätte finden würde bei häuslichen Festen und in kleiner Gemeinschaft frommer Christen. Ich habe manchen Abend in Gemeinschaft mit eng verbundenen Freunden zugebracht, an dem ich es für durchaus angezeigt gefunden hätte, wenn wir nach ernsten, heiligen, tief eingehenden Gesprächen, nach dem Austausch wichtigster Erlebnisse, vor dem Auseinandergehen das Brot gebrochen und gegessen und den Kelch herumgereicht und daraus getrunken hätten. Es gibt tatsächlich kleine Gemeinschaften, welche in solcher Weise das heilige Abendmahl gefeiert haben und noch feiern. Dabei mag allerlei Mißbrauch mit unterlaufen können, aber ist unsere Weise, das heilige Abendmahl zu feiern, nicht mißbräuchlich? Wird die Sitte, der größere

Digitized by Google

Ernst, der kleine Gemeinschaften zusammenhält, ohne Sauersehen nicht ebensoviel Bürgschaft gewähren für Fernhaltung von Mißbräuchen wie priesterliche Zucht und von Pastoren geübte Polizei?

Ich denke, die Angst vor Ansteckung, Uebertragung von Krankheiten durch das Trinken aus Einem Kelch, die Agitation hier für das Wischen, dort für die kleinen Kelchlein, wird ebenso der Mode unterworfen sein wie so vieles andere, z. B. die Frage, ob man fernerhin ungekochte Milch trinken darf oder nur gekochte Milch trinken soll, ob die Gesundheit den Wein- und Biergenuß zuläßt oder schlechthin verbietet. Es sind immer einzelne Wenige, die solche Fragen mit Lebhaftigkeit, mit guten und schlechten Gründen erörtern. Die Menge ist gewöhnlich hypnotisiert, ohne eigenes Urteil, sie läßt sich schnell bestimmen, namentlich wo es sich um ihr bißchen Leben und seine Erhaltung handelt; sie eifert so lange, bis eine neue Frage auftaucht und sie beschäftigt. Die Welle hebt sich, und sie sinkt. So dürfte es auch mit der Frage nach dem Abendmahlgenuß gehen. Man sollte sich bescheiden und abwarten, bis die gegenwärtige Beunruhigung sich gelegt haben wird; bis die Leidenschaftlichkeit verklungen ist, welche jetzt die Gemüter erregt. Dann möge umsichtig, ruhig, mit Berücksichtigung aller Momente, die Reform der Abendmahlfeier besprochen werden auf den Synoden, in den Konsistorien und in jeder einzelnen Gemeinde. Es tut nichts, wenn verschiedene Formen neben einander bestehen, die evangelische Kirche wird sie ertragen, wandelnde und sitzende Kommunion, Einen großen Kelch und viele kleine Kelche, ich würde meinerseits mir den Einen Kelch auch weiter erbitten. Vielleicht findet sich eine bessere Form ohne Wischtuch und ohne kleine Kelche. Ist die Furcht vor der Ansteckung nicht überwunden, so bleibe man dem Abendmahl fern oder man verweigere den Kelch, aber man wolle denen, die ihn wünschen, den Kelch lassen. Wir haben Wichtigeres, Dringlicheres zu beraten und zu beschließen.

Wir hegen den lebhaften Wunsch, daß Professor Bassermanns Büchlein von vielen, namentlich sogenannten Laien, gelesen und geprüft werde; er ist ein zuverlässiger, wohlunterrichteter, weitherziger Führer. Erlebt das Buch eine neue Auflage, so würden wir um einen weiteren Brief bitten über den lebendigen Christus und über die innere Erfahrung, an welche der Glaube an den lebendigen Christus gebunden ist. Beruft sich der Katholik nicht auch auf innere Erfahrung, wenn er zu Maria betet oder die Heiligen anruft?

Bitte, lieber Herr Professor, geben Sie uns auch darüber Unterweisung, vielleicht dürfen wir an Jesu Wort anknüpfen, mit dem er auf das erste Messiasbekenntnis geantwortet hat: „Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel", und auf das Wort bei Johannes: „Wer da glaubet und bekennt, daß Jesus der Christ sei, der ist aus Gott geboren." Da kommt noch ein ganz geheimnisvoller, aber realer Faktor in Betracht: die göttliche Gnade, die Erleuchtung durch den heiligen Geist. Gott gibt, wenn er will; das, was er den Unmündigen offenbart, das hat er Weisen und Klugen verborgen.

Frankfurt a. M. Ehlers.

Bücher und Zeitschriften.

Litterarische Studien und Schattenrisse. Von Ottokar Stauf von der March. 1. Reihe. Mit 4 Bildnissen. Dresden 1903, Verlag von E. Pierson. Preis 3 M.

Eine bunte Reihe verschiedener Aufsätze wird uns in diesem Buche geboten. Es werden da eine ganze Anzahl verschiedener Schriftsteller und Dichter aus aller Herren Ländern, Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener u. s. w., zum Teil litterarisch-kritisch, zum Teil auch biographisch behandelt. Mancher Artikel beschäftigt sich auch bloß mit einem einzelnen Werke. Alle diese Artikel waren bereits, wie uns der Verfasser mitteilte, in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Das merkt man ihnen allen denn auch sehr deutlich an. Bei vielen Aufsätzen begreift man es überhaupt nicht, daß sie der Verfasser in einem Buche aufnahm; es sind nichts als eingesargte Eintagsfliegen. Andere dagegen sind allerdings ganz interessant, namentlich die Aufsätze, die ausländische Dichter zu ihrem Gegenstande haben. Aber auch bei ihnen tragen der Stil und die ganze Haltung den Charakter des für den Tag berechneten Zeitungsartikels, und der Verfasser nahm sich offenbar nicht die Mühe, die bessernde Hand an seine Arbeiten zu legen. Immerhin ist das Buch sehr unterhaltend, und bei manchem Aufsatze werden alle literarischen Interessenten ganz gut auf ihre Rechnung kommen.

B. L. W.

*

Allgemeine Rundschau.

1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg.

S. u. H., 7. April. Die heutigen Verhandlungen des Internationalen Schulhygiene-Kongresses begannen bereits um halb 9 Uhr, und zwar mit einer weiteren Plenarversammlung.

An erster Stelle sprach Professor Dr. Johannessen (Christiania) über den Stand der Schulhygiene in Norwegen. Er schilderte eingehend das norwegische Schulwesen, dessen Mustergültigkeit anerkannt ist, und verbreitete sich dann über die vielen gesundheitlichen Maßnahmen, welche seitens des Storthing für die Schule getroffen worden sind und deren Uebernahme der Redner allen übrigen Staaten empfiehlt. Von hoher pädagogischer und hygienischer Bedeutung seien vor allem die sportlichen Leibesübungen für die norwegische Jugend geworden, deren systematische Weiterbildung fortgesetzt die norwegischen Schulmänner beschäftige. Er schließt mit dem Wunsche, daß auch in den anderen Kulturländern die gesetzgebenden Körperschaften ein gleiches Interesse für die schulhygienischen Bestrebungen an den Tag legen möchten. (Lebhafter Beifall.)

Der zweite Redner Dr. Le Gendre (Paris) sprach über die Berufskrankheiten der Lehrer in ihren Beziehungen zu denen der Schüler. Er forderte eine dauernde hygienische Unterweisung der Lehrer wie der Schüler und eine ständige Ueberwachung beider Faktoren durch den Schularzt.

An dritter Stelle hielt Stadtschulrat Dr. Sickinger (Mannheim) einen hochinteressanten Vortrag über die Organisation großer Volksschulkörper nach der natürlichen Leistungsfähigkeit der Kinder.

Die geistige Arbeit trägt nicht minder als die körperliche ein Doppelantlitz. Sie wird dem Schüler bei richtiger Bemessung zum Segen, bei unrichtiger Bemessung zum Fluche, der in der Ueberanspannung oder in der Verkümmerung der Kräfte zum Ausdruck kommt. Das richtige Maß vermag der Einzelunterricht unschwer zu finden, denn er hat mit einem bestimmt gegebenen Maßfaktor, dem Einzelindividuum, zu rechnen. Ganz anders der Massenunterricht, zumal der in der Volksschule. Dieser hat es mit einem Kollektivwesen zu tun, dessen Glieder die extremsten Befähigungsgrade darstellen. Eine auf Differenzierung sich gründende Reform ist daher für die großen Volksschulkörper ein unabweisliches Bedürfnis; denn deren bisherige Arbeitserfolge müssen als durchaus unzulängliche bezeichnet werden. Als Gradmesser dieser Unzuträglichkeit darf wie seinerzeit bei der höheren Schule die Abgangsstatistik genommen werden, die darüber Aufschluß gibt, wie viele Schüler den ganzen Schulkursus normal durchlaufen haben. Eine jüngst im „Statistischen Jahrbuch deutscher Städte" veröffentlichte Abgangsstatistik der Volksschulen der 44 größten deutschen Städte lehrt, daß mindestens die Hälfte aller Schüler ein-, zwei-, drei- und mehrmal Schiffbruch erleiden und mit einer trümmerhaften Schulbildung, ohne Gewöhnung an gewissenhaftes Arbeiten ins Leben hinaustreten. Bis jetzt hat man bei der Klassengliederung die Differenzen in der Bildungsfähigkeit gleichalteriger Individuen nicht berücksichtigt. Diese Differenzen sind aber aus den verschiedensten Gründen ganz außerordentliche; sie können von den großen Volksschulen ohne weiteres berücksichtigt werden, wenn die zahlreich vorhandenen Parallelklassenrahmen dazu

Digitized by Google

benutzt werden, ähnlich leistungsfähige Kinder gleichen Alters zu homogenen Unterrichtsgemeinschaften zusammenzufassen. Unter dieser Voraussetzung können innerhalb eines großen Volksschulkörpers drei verschiedene Bildungswege eingerichtet werden: Ein Bildungsweg für die mittel- und besser befähigten Schüler, ein Bildungsweg für die mäßigschwachen Schüler, ein Bildungsweg für die krankhaft schwachen Kinder. Den letztgenannten Bildungsweg für die krankhaft schwachen Kinder haben schon 200 deutsche Städte vorgesehen in den sogenannten Hilfsklassen für geistig zurückgebliebene Kinder. Der Verwirklichung der Forderung nach Differenzierung und Arbeitsteilung innerhalb der großstädtischen Volksschulen sind zwei Momente günstig: Die Anstellung von Schulärzten, die aus Gründen der Hygiene für die erhobene Forderung eintreten, und die wachsende Einsicht der Lehrerschaft, daß der bisherige uniformierende und schablonisierende Unterrichtsbetrieb vor den Gesetzen der Psychologie nicht zu bestehen vermag, daß vielmehr nur auf dem Wege der Differenzierung die Massenerziehung zur wirksamen Individualerziehung gesteigert werden kann. — Als vierter und letzter Redner beschäftigte sich Professor Dr. Hueppe (Prag) mit der Verhütung der Infektionskrankheiten in der Schule. Er legte in seinen sehr beifällig aufgenommenen Ausführungen dar, daß auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten noch alles in Fluß sei. Deshalb kann man die Schule nicht zu einer Sanitätsorganisation ausgestalten. Die Initiative darf hier nicht von der Sanitätspolizei, sondern muß von den fachmännisch geleiteten Organen ausgehen. Hereinzubeziehen ist auch die Kontrolle der häuslichen Verhältnisse, denn oft werden die Krankheiten nicht von der Schule ins Haus, sondern vom Hause in die Schule getragen. Auf dem Lande, solange sie im Freien sich aufhalten, wird die Ansteckung hintangehalten; sobald sie in die Schulklassen, die leider so vielfach übertrieben vollbesetzt sind, kommen, ist der Ansteckung freier Lauf gegeben. Es dürften deshalb nie mehr als 40 Kinder zusammen in der Klasse sitzen. (Zustimmung.) Mit der Isolierung und event. Schließung sollte man weiter gehen als es bis jetzt geschah. Wenn ein Lehrer Verdacht hat und Anzeige erstattet, dauert es oft viel zu lange, bis etwas geschieht. Was noch wichtiger ist, ist eine fortgesetzte tägliche Kontrolle der Reinigung sowohl der Schulräume als der Kinder.

Hierauf wurde London zum Abhaltungsort für den im Jahre 1907 stattfindenden zweiten Internationalen Schulhygiene-Kongreß bestimmt und Sir John Brunton (London) zum Präsidenten desselben gewählt. Nachdem dieser mit Dankesworten die Wahl angenommen hatte, schloß die Sitzung.

Nachmittags nahmen die Vorträge in den Abteilungen ihren Fortgang. Die Aufgaben des Staates im Schularztwesen behandelte Professor Dr. Leubuscher, Regierungs- und Medizinalrat in Meiningen. Er legte dazu folgende Thesen vor: „1. Die Schularzteinrichtung ist das beste Mittel, Schädigungen, die uns dem Schulbesuche entspringen, nach Möglichkeit zu mildern und zu beseitigen. Der Staat, der den Schulzwang fordert, hat als oberste Schulbehörde deshalb die Verpflichtung, Schulärzte für alle Schulen, höhere, mittlere und Volksschulen, städtische und Dorfschulen aufzustellen. 2. Das Interesse, welches der Staat an der Schularztorganisation hat, beruht nicht auf der Feststellung und der Besserung der Gesundheitsverhältnisse der Schuljugend allein, sondern auch auf der Möglichkeit, durch die schulärztlichen Untersuchungen Kenntnis von den Rückwirkungen und Wechselbeziehungen zwischen den Wohnungs-, Erwerbs- und Ernährungsverhältnissen der Gesamtbevölkerung und den Krankheiten der Schüler zu erlangen. 3. Durch eine staatliche Organisation der Schularzteinrichtung wird die Möglichkeit durchgreifender Verbesserungen auf dem ganzen Gebiete der Schulhygiene und insbesondere auch auf dem Gebiete der Unterrichtshygiene gegeben." Schulnrzt Dr. Samosch (Breslau) sprach über den Einfluß der üblichen Jugendspiele auf die Herztätigkeit der Kinder. Der Vortragende hat an 180 Breslauer Volksschulkindern im Alter von 9—13 Jahren Untersuchungen angestellt, welche in der Hauptsache den Einfluß der Spiele, zum Teil aber auch des Turnens, auf die Herztätigkeit der Kinder zum Gegenstand hatten. Nachdem der Vortragende über die Bedingungen, unter denen er seine Versuche anstellte, sowie über die angewandten Methoden berichtet hat, geht er dazu über, die einzelnen Ergebnisse seiner Untersuchungen kritisch zu prüfen und kurz zusammenzufassen. Ueber die Frage: „Wie weit soll und darf die Erteilung ärztlichen Rates und die Behandlung von Schülern und Schülerinnen seitens der Schulärzte gehen?" verbreitete sich Kreisarzt Dr. Richter (Remscheid). Die Schulärzte haben vieles für die Erkennung, manches für die Verhütung, aber, in Deutschland wenigstens, bisher nur wenig für die Heilung der Krankheiten der Schulkinder getan. Die Schulärzte müßten anfangen, sich mehr um das einzelne kranke Schulkind zu bekümmern. Dadurch erst würden sie im Vertrauen der breiten Massen des Volkes diejenige Grundlage gewinnen, deren sie zu voller Entfaltung ihrer Tätigkeit bedürfen. Die Aerzte sollten sich nicht davor fürchten, daß ihnen wieder ein neues Gebiet freien Wettbewerbes entrissen werden solle. Auch die Gemeinden brauchten sich nicht vor großen Mehrkosten zu scheuen, denn es seien in Deutschland Grundlagen vorhanden, um ohne erhebliche weitere Belastung der Gemeinden ans Ziel zu gelangen. Um mit dem Publikum Fühlung zu gewinnen, sollten die Schulärzte unmittelbar an die Angehörigen der kranken Schulkinder Mitteilungen versenden und ihnen unentgeltliche Rücksprachen gewähren. Bei der Behandlung kranker Schulkinder seien Krankenkassen und Armenverwaltungen heranzuziehen. Endlich sollten die Schulärzte Fühlung nehmen mit den Vereinen für Ferien-Kolonien, Milch- und andere Kuren an Kindern. Der Schulzwang sei das Korrelat des Heeresdienstzwanges und der sozialen Gesetzgebung. Streng genommen, habe jedes Schulkind ein Anrecht auf unentgeltliche ärztliche Behandlung. Der Vortragende kommt schließlich zu folgenden Leitsätzen: 1. Es ist mehr als bisher die heilende Seite der schulärztlichen Tätigkeit zu betonen. 2. Zu dem Zwecke ist für die größere Beteiligung von Spezialärzten oder für unentgeltliche, spezialistische Aus- und Fortbildung der Schulärzte zu sorgen. 3. Die Schulärzte und schulärztlichen Spezialärzte sollen eigenhändig unterschriebene Mitteilungen unmittelbar an die Angehörigen kranker Schulkinder gelangen lassen und sich bei entsprechender Besoldung unentgeltlich zu den nötigen Rücksprachen zur Verfügung stellen. 4. Mehr als bisher sind Krankenkassen, Armenverwaltungen und wohltätige Vereine zur Bezahlung der Behandlung und Verpflegung kranker Schulkinder heranzuziehen." — Sanitätsrat Dr. M. Bresgen (Wiesbaden) sprach über die hauptsächlichen kindlichen Erkrankungen der Nasenhöhlen, der Rachenbälge und der Ohren. — Ein weiterer Beratungsgegenstand war die Pflege sittlich gefährdeter höherer Töchter. Professor Dr. Zimmer aus Berlin-Zehlendorf berichtete über ein von ihm begründetes Heilerziehungsheim in Zehlendorf, das die erste und bisher einzige derartige Anstalt sei. Es ist dies ein Pensionat für nervöse, hysterische oder sanftwie psychopathische junge Mädchen gebildeter Stände von 14 Jahren an. Er erzählt die Veranlassung zur Begründung dieser Anstalt und die bisherigen Erfahrungen, auch in welchen Fällen das gewünschte Ergebnis nicht erzielt worden ist, und einige Fälle von außerordentlich günstigen Erfolgen. Die Anstalt ist Erziehungsanstalt unter ständiger fachärztlicher Mitwirkung. Die Heilerziehung würde viele vor dem Irrenhause, der Nervenheilanstalt aber vor dem Rettungshause oder der Strafanstalt bewahren, und derartig ausgebildete Erzieherinnen würden bald in wachsendem Umfange ein Bedürfnis werden. — Turn- und Jugendspiele forderten — wie schon gemeldet — in zwei Vorträgen Dr. Schmidt (Bonn) und Turninspektor Möller (Altona). Ein Schulturnen, das nur unterrichtlich gestaltet sei, erfülle, wie der erste Redner Dr. Schmidt ausführte, nur eine an sich wohlberechtigte hygienische, aber nicht wichtigste Seite der körperlichen Ausbildung. Daher müsse ein ausgedehnter Spielbetrieb für die unteren Klassen und die Einführung von Kampfspielen für die oberen Klassen verlangt werden. Letztere besäßen neben den hygienischen noch besondere erziehliche Werte. Sie schafften in ihrem wechselnden Verlauf stetig neue Situationen, welchen augenblicklich begegnet werden müsse. Sie entwickeln so Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und Selbständigkeit. Ferner empfahl Dr. Schmidt (Bonn).

Digitized by Google

in einem weiteren Vortrage noch die Einführung von Schulbädern. Von den übrigen Vorträgen sei noch der des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Wernicke (Posen) über die hygienische Unterweisung der Schüler erwähnt, der in folgenden Leitsätzen gipfelte: 1. Die Kenntnis der Haupttatsachen der modernen Gesundheitslehre ist so wichtig, daß die Schule die Hygiene als Lehrgegenstand aufnehmen muß: non scholae, sed vitae discimus! 2. Hygiene zu einem besonderen Unterrichtsfach zu machen, erscheint zur Zeit nicht notwendig. 3. Bei Einschränkung der Lehre von der Physik können viele Hauptkapitel der Hygiene (Luft, Boden, Wasser, Kleidung, Heizung, Beleuchtung, Wohnung u. s. w.) hierbei besprochen werden. 4. Bei der Lehre vom menschlichen Körper muß mehr Nachdruck auf die Physiologie gelegt werden, Botanik und Zoologie können Einschränkungen erfahren. Dafür sollen genauer die menschlichen und tierischen Parasiten als Krankheitserreger besprochen und die Verhütung der Krankheiten gelehrt werden, auch erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. 5. Die Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften müssen auf der Universität Physiologie und Hygiene hören. Die Volksschullehrer müssen an den Seminarien entsprechenden Unterricht erhalten. 6. Die Lehrer der Naturwissenschaften an den höheren Schulen und die Seminarlehrer müssen wiederholt zu den hygienischen Kursen an hygienische Institute geschickt werden, ebenso die Leiter von Schulen (Direktoren u. s. w.).

C. 8. April. Heute wurden die Arbeiten in den Abteilungen fortgesetzt. Es wurde in eingehender Weise ein sehr wichtiges und zur Zeit noch immer sehr vernachlässigtes Kapitel der Schulgesundheitspflege behandelt: Die Errichtung von Schul-Zahnkliniken, eine volkshygienisch-internationale Forderung unserer Zeit. Als Berichterstatter sprachen Privatdozent Dr. E. Jessen (Straßburg i. E.) und Beigeordneter Dominicus (Straßburg i. E.). Die Referenten geben einen Ueberblick über die erste städtische Schul-Zahnklinik in Deutschland, die am 15. Oktober 1902 in Straßburg i. E. eröffnet wurde. Im ersten Jahre ihres Bestehens wurde neben der zahnärztlichen Behandlung die Untersuchung von 4000 Kindern statistisch genau bearbeitet. Die Ergebnisse zeigen eine Kariesfrequenz von 31.26 Prozent. Ein gesundes Gebiß hatten von diesen 4000 Kindern nur 104. In vielen anderen Orten unseres Vaterlandes haben Untersuchungen in ähnlicher Weise stattgefunden. Sie zeigen, daß die Verhältnisse in ganz Deutschland ähnlich liegen wie in Straßburg. Die Belehrung der Kinder in der Schule, die unentgeltliche Untersuchung und Behandlung der Volksschulkinder in städtischer Schulzahnklinik bieten die einzige Möglichkeit, diese immer weiter um sich greifende Volkskrankheit energisch und erfolgreich zu bekämpfen. In ausführlicher Weise äußert sich zu der Frage, die eine lebhafte Erörterung zeitigt, der k. k. Stabs- und Kammerarzt Dr. Alois Sickinger (Brünn). Er verlangt die Anstellung eigener Schulzahnärzte bei vollkommenem Ausschluß jeder Privatpraxis, namentlich in größeren Städten. Redner betont, daß die Kosten durchaus nicht groß sind, und will die Mittel durch Beiträge von Staat, Land, von der Kommune und freiwilligen Spenden hinreichend aufbringen. Sickinger tritt im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen mit einem ganz neuen Gedanken hervor, welchen jeder Finanzminister gerne bewilligen werde: die Verstaatlichung der zahnärztlichen Präparate. Redner meint, daß Oesterreich allein dabei 2,000,000 Kronen Reingewinn erzielen würde. Redner wünscht indessen, daß den bemittelten Eltern die Wahl der Zahnärzte freigestellt werde.

Weiter beschäftigt sich dieselbe Abteilung mit der Hygiene des Auges. Dr. Ad. Steiger, Augenarzt (Zürich), spricht über Schule und Astigmatismus. (Der Astigmatismus ist eine Sehstörung, bei welcher die Gegenstände verzogen oder mit verschwommenen Umrissen erscheinen.) Vortragender giöt einige Erläuterungen über die Untersuchungen der Augen beim Eintritt in die erste Klasse der städtischen Schulen in Zürich. Bei diesen genauen spezialistischen Untersuchungen erwiesen sich 2408 gleich 18.7 Prozent der Knaben, 2787 gleich 21.3 Prozent der Mädchen, zusammen also 5195 gleich 20.8 Prozent, als anormal. Steiger verlangt durchaus nicht, daß alle Astigmatiker Gläser tragen; für schlechtsehende und mit häufigen Kopfschmerzen behaftete aber hält er Gläser für eine große Wohltat. — Die Schädigung des Lichtsinnes der Augen durch die Schule behandelt der durch seine ausgezeichneten einschlägigen Untersuchungen bekannte Generalarzt Dr. Seggel (München). Vortragender führt auf Grund seiner Untersuchungen an zwei Instituten für Mittelschüler den Nachweis, daß durch die Kurzsichtigkeit bezw. den myopischen Prozeß auch der Lichtsinn leidet, das heißt daß bei abnehmender Beleuchtung das Sehvermögen unverhältnismäßig herabgesetzt wird. Die Ergebnisse faßt Seggel in folgenden Sätzen zusammen: 1. Die weiblichen Zöglinge, bei denen weniger Kurzsichtige sich finden und der durchschnittliche Myopiegrad geringer ist, haben besseren durchschnittlichen Lichtsinn als die männlichen. 2. Unter den verschiedenen Refraktionszuständen ist der Lichtsinn bei der Myopie am schlechtesten, auch ist der Prozentsatz der Myopen mit normalem Lichtsinn gegenüber dem der Normalsichtigen überraschend gering. 3. Der Lichtsinn nimmt mit Zunahme des Myopiegrades ab, ebenso mit aufsteigender Altersstufe bezw. mit dem längeren Aufenthalt in der Schule, wesentlich aber nur deshalb, weil sich mit den aufsteigenden Schuljahren der Prozentsatz der Myopen und der Grad der Myopie steigert. 4. Die Schädigung des Lichtsinnes tritt noch häufiger und anhaltender als die Herabsetzung der Sehschärfe schon mit Entwicklung des myopischen Prozesses und bei den niedersten Myopiegraden auf und ist, wenn sie auch in den niederen und mittleren Graden eine vorübergehende sein kann, doch in den hohen Graden und in der Mehrzahl der mittleren Grade eine bleibende; bei den höheren Graden ist sie sogar eine sehr erhebliche, indem hier der zentrale Lichtsinn bis auf $^1/_{10}$, selbst $^1/_{20}$ herabsinkt. — Professor Jarro Pawel (Wien) erstattet Bericht über die körperliche Erziehung in Oesterreich, um zum Schluß eine Reihe von Thesen zu Gunsten einer durch Spiele und sonstige Pflege systematisch geregelten körperlichen Erziehung aufzustellen. — Ueber die Koedukation in den höheren Schulen sprach Professor Axel Hertel, kommunaler Arzt in Kopenhagen. Die Bestrebungen, Männer und Frauen gleich zu stellen, machen sich auch im Schulleben geltend, nicht allein so, daß die Frauen dieselben Examina ablegen können wie die Männer, sondern in der letzten Zeit in der Weise, daß Knaben und Mädchen in der Schule gemeinsam unterrichtet werden. Es wird darum notwendig sein, zu untersuchen, ob diese gemischten Schulen in hygienischer Beziehung ohne Gefahr sind. Während der ganzen Schulzeit, besonders aber in den Pubertätsjahren, ist die Kränklichkeit der Mädchen viel größer als die der Knaben. Das Widerstandsvermögen der Mädchen gegen alle schwächenden Einflüsse ist sodann viel geringer als das der Knaben; sie können nicht, ohne Schaden zu nehmen, eine so strenge Arbeit aushalten wie diese. Bei der Ordnung einer gemischten Schule müssen diese Verhältnisse berücksichtigt werden, woraus sich eine Reihe von Forderungen in Bezug auf die Schulen mit gemeinschaftlicher Erziehung der beiden Geschlechter ergeben. — Ueber Lehr- und Lernmittel für den hygienischen Unterricht spricht der Kustos am Naturhistorischen Schulmuseum der Stadtgemeinde Rixdorf bei Berlin, E. Fischer. Jede Schule ist mit den zu einem anschaulichen Unterricht der Hygiene erforderlichen Lehrmitteln auszustatten. Als Grundstock einer hygienischen Schulsammlung verlangt der Referent: ein menschliches Knochengerüst, einen gesprengten Schädel, eine Kollektion von Knochenschnitten, mikroskopische Präparate und ein Mikroskop, künstliche Modelle von Auge, Ohr, Hand, vom Kopf- und Halsdurchschnitt, von Herz und Kehlkopf, und einen Torso, die bildliche Darstellung des menschlichen Körpers, Nahrungsmitteltabelle, Abbildungen von der „Ersten Hülfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen", ferner einen Verbandkasten. Von diesen Lehrmitteln soll der ausgiebigste Gebrauch gemacht werden. Es empfiehlt sich ferner, in größeren Städten eine der vielen Schulsammlungen zu einem hygienischen Schulmuseum auszubauen. — In der Abteilung für allgemeine Fragen beantragt Professor Dr. Max Breitung (Coburg) im Anschluß an von ihm über „Die Schule als sozialpolitischer Faktor" aufgestellte Leitsätze folgenden

Antrag: „Wenn andere Zeiten andere Anforderungen stellen, so muß ausgesprochen werden, daß die Schule, wie sie ist, einer Reform im Sinne des Zeitgeistes bedarf. Es erscheint notwendig, daß die Schule in den Dienst der sozialen Reform gestellt wird. Es muß verlangt werden, daß die Grundsätze der Invaliden- und Altersversicherung, der Unfall- und Krankenfürsorge auf der Basis konkreter Beispiele in der Schule erörtert werden. Nur unter Inanspruchnahme der Schule ist volles Verständnis und individuelle Mitwirkung für die großen sozialreformatorischen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft zu erreichen, insbesondere auf dem Gebiet der „sozialen Hygiene" im weitesten Sinne."

In einem Vortrag über „Alkohol und Schule" führte Dr. Max Blitstein als Bevollmächtigter der Landesgruppe Deutschland des internationalen Alkoholgegnerbundes für Schulhygiene aus: Während für den Erwachsenen die Abstinenz noch von den Anhängern der Mäßigkeit bekämpft wird, stimmen alle Autoren, welche sich mit der Alkoholfrage beschäftigt haben, darin überein, daß für die heranwachsende Jugend der Alkoholgenuß stets und in jeder Menge schädlich ist. Die Untersuchungen von Forel, Runge, Kraepelin, Smith, Aschaffenburg, Führer, Kurz u. a. haben bewiesen, daß selbst geringe Mengen Alkohol die Aufmerksamkeit, die Kombination und das Gedächtnis ungünstig beeinflussen. Die Erfahrung lehrt endlich, daß die Widerstandskraft des Organismus gegen Infektionskrankheiten durch regelmäßigen Alkoholgenuß untergraben wird. Unter diesen Verhältnissen erwächst der Schule die unabweisbare Pflicht, Stellung zur Alkoholfrage zu nehmen. Der Vortragende schlägt mit seinem Korreferenten Dr. Hadelich (Nürnberg) dem Kongreß einen Antrag zur Annahme vor, nach welchem die Schule kraft ihrer disziplinären Befugnisse dem Schüler jeden Alkoholgenuß untersagt und sowohl im Unterricht wie in den hygienischen Vorträgen der Schulärzte wie auf den Eltern-Abenden auf die Gefahren des Alkoholgenusses eindringlich hinweist.

*

33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

3. Sitzungstag. Vormittags 9 bis 1 Uhr. Die ersten Erörterungen des heutigen Tages betreffen Gegenstände, welche die Chirurgie des täglichen Lebens lebhaft interessieren. Zur Besprechung gelangen zunächst Verfahren, um Stümpfe nach Gliedabsetzungen so tragfähig zu machen, daß der Operierte unmittelbar auf diese, nicht auf die Hülsenwandungen der Stelzen sich aufstützen kann. Herr Wilms (Leipzig) und Bunge (Königsberg) liefern dazu Beiträge.

Noch von allgemeinerer Wichtigkeit ist die Frage, wie man sich den frischen Knochenbrüchen gegenüber verhalten soll, die von vornherein nach ihrer Besonderheit, z. B. Nähe der Gelenke, starke Verschiebung und fehlende Verschmelzungsmöglichkeit der Bruchstücke, wie bei Oberschenkelhalsbrüchen, für die Heilungsfähigkeit und spätere Funktion ungünstige Aussichten eröffnen. Nur zögernd und nicht ohne lebhaften Widerspruch ist empfohlen worden, solche Brüche bereits in den ersten Tagen durch blutigen Eingriff freizulegen und die Bruchstücke in richtiger Stellung zusammen zu nähen. Herr König (Altona) bringt neue Beispiele für die auf diesem Wege erzielten Erfolge, welche dazu ermutigen, dieses Verfahren noch häufiger anzuwenden und auch Herr Nebel (Frankfurt a. M.) spricht sich zugunsten desselben aus; allerdings mit strenger Begrenzung der Anzeigen, die doch immerhin verhältnismäßig sehr selten zutreffen. Auf der anderen Seite kann Herr Bardenheuer (Köln) unter Zustimmung von Herrn Bier (Bonn) über dieselben günstigen Erfolge in gleich schwierigen Fällen berichten unter Anwendung der sonst gebrauchten Streckvorrichtungen, die nur freilich bei ihm eine sehr komplizierte Einrichtung voraussetzen, und auch Herr Geißler (Hannover) kommt mit folgerichtiger Anwendung der alten Hilfsmittel bei einer besonderen Bruchform aus.

Im weiteren Verlauf kommen die Verfahren zur Erörterung, wie man durch Krankheit oder Operation entstandene Knochenlücken, welche zu Knochenunterbrechungen an falschen Stellen, falschen Gelenken, führen, schließen soll. Man kann dazu lebendige Knochen desselben Individuums aber Weichgewebe, sei es aus der unmittelbaren Nachbarschaft oder durch Ueberpflanzung von entfernteren Stellen benutzen, wie es Herr v. Mangoldt (Dresden), Samter (Königsberg), v. Bramann (Halle), Franke (Braunschweig), Wagenlnecht (Freiburg), Neuber (Kiel), Gluck (Berlin) tun, man kann aber auch nach längst bewährten Methoden, wie Helferich (Kiel) betont, tote, aber keimbefreite Knochenstücke oder Metallstücke einsetzen, welche zunächst auch den Zweck haben, die Teile so weit auseinander zu halten, bis die stehen gebliebene Knochenhaut Zeit gehabt hat, das zur Ausfüllung der Lücke nötige Knochengewebe neu wieder herzustellen, wozu Herr Friedrich (Greifswald) und Gluck (Berlin) auch Beispiele liefern.

Nachdem Herr Tietze (Breslau) noch über ein Verfahren der Handgelenksausschneidung und Herr Becher (Berlin) über eine besondere Form von Kniegelenksverletzungsfolgen gesprochen haben, wenden sich die Verhandlungen der Nierenchirurgie zu. Die erst besprochene Krankheit ist die Tuberkulose. Herr Kümmell (Hamburg) hat unter 240 Nierenoperationen 48mal wegen dieser Erkrankung eine Niere herausgenommen. Da die Tuberkulose der Harnwege nach seiner Ueberzeugung immer in der Niere beginnt, um von da auf die weiteren Wege überzugehen, und da die jetzigen Untersuchungsverfahren nach seiner Meinung mit größter Sicherheit diese Erkrankung in ihrem ersten Beginn erkennen lassen, so muß er den größten Wert darauf legen, daß das Leiden möglichst früh erkannt und die erkrankte Niere sofort ausgerottet werde. Auch Herr Krönlein (Zürich) ist bei 39 Operationen sowohl auf Grund der günstigen unmittelbaren Operationsaussichten als auch nach der weiteren Beobachtung, die er so glücklich war, sehr lange, in einem Falle bis zu 14 Jahren fortsetzen zu können, zu den erfreulichsten Eindrücken gelangt, die man bei so schweren und verhängnisvollen Erkrankungen überhaupt nur haben kann. Herr Küster (Marburg) kann nicht mit solcher Sicherheit die Möglichkeit der Früherkennung des Leidens aussprechen; das von ihm in zweifelhaften Fällen bevorzugte und bewährt befundene Verfahren, beide Nieren freizulegen und abzufühlen, hat freilich bei den Operateuren Steinthal und Kaysammer nicht zum Ziele geführt. Herr Steinthal ist überhaupt, da ihn, wie auch in einem Fall Herrn Krönlein, die vermeintliche Frühoperation nicht davor geschützt hat, daß späterhin sich auch die andere Niere erkrankt zeigte, für größere Zurückhaltung und möchte die Niere nur nach eingetretener größerer Zerstörung herausgenommen wissen.

Nachdem sodann noch Herr Treplin (Hamburg) und Ahrens (Ulm) zur Operation der Steinniere, Herr Barth (Danzig) über Operationen bei Hufeisenniere und Herr Enderlen (Marburg) über künstliche Erzeugung von Sacknieren und deren Behandlung gesprochen haben, finden auch die operative Behandlung der chronischen Nierenentzündungen, der Brightschen Erkrankung, eine kurze Besprechung. Herr Jonded (Berlin) ist auf Grund anatomischer Erwägungen, welche die Blutversorgung der Niere betreffen, gegen die von Edebohls empfohlene Entkapselung der Niere bei diesem Leiden, weil, abgesehen von der Schädigung durch die Narkose und Operation an sich die notwendige Blutzufuhr zu dem Organ leidet, ein Nachteil, welchem Herr Bakes (Trebitsch) allerdings durch ein von ihm beschriebenes Operationsverfahren besonders entgegenwirken will; auch Herr Rosenstein (Berlin) ist auf Grund der Israelschen Erfahrung in sechs Fällen zu ungünstigen Schlüssen gelangt. Ueberdies zeigt auch eine Kritik der Edebohlschen Fälle, soweit sie einer solchen zugängig sind, daß zum großen Teil unter ihnen sich gar nicht die typischen Fälle der Brightschen Nierenerkrankung befinden. Auch Herr Stern (Düsseldorf), der am Tierversuch die Folgen der Entkapselung der Niere untersucht hat, ist auf Grund dieser, sowie der Erfahrungen am Menschen, ebenso wie Herr Riedel (Jena), Kümmell (Hamburg), Franke (Braunschweig), von den Erfolgen der Operation wenig befriedigt. Und auch die Aufforderung des Vorsitzenden an die Gesellschaft, etwaige günstige Operationsergebnisse mitzuteilen, findet keine Beantwortung.

Jahrgang 1904. München, Montag, 11. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Erziehung der Jugend und geschlechtliche Aufklärung. Von Professor Dr. Karl Kapp (München).

Eine Reise im Innern von Korea.

II. Bücher und Zeitschriften.

Eduard Engel: Psychologie der französischen Literatur.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat April. — 1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg. — 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Erziehung der Jugend und geschlechtliche Aufklärung.*)

Von Professor Dr. Karl Kapp (München).

Immer weitere Kreise lernen heute begreifen, daß die althergebrachte Geheimnistuerei, die bei der Erziehung der Jugend in sexuellen Dingen geradezu zum Prinzip erhoben wurde, sich als ein großer Fehler erwiesen hat, aus welchem der heranreifenden Generation nur Nachteil erwachsen kann. Einmal ist hier jener sittlichen Schädigung zu gedenken, welche jede zum Prinzip erhobene Unwahrhaftigkeit im Gefolge haben muß und welche ganz besonders auf dem Gebiete der Jugenderziehung nachteilig wirkt; speziell aber ist die Tatsache hervorzuheben, daß sittliche Reinheit und das Wissen um geschlechtliche Dinge einander nicht nur nicht ausschließen, sondern daß sogar die auf dem Wege einer reinen vernunftgemäßen Belehrung erworbene Kenntnis dieser Dinge eine bessere Bürgschaft sittlicher Reinheit bietet, als das landesübliche auf unsauberen Schleichwegen erworbene Wissen um das Geschlechtliche in den Beziehungen der Menschen. Ja, wenn es möglich wäre, die heranreifende Jugend bis zur erreichten vollen Mannbarkeit von alledem fern zu halten, was mit der sexuellen Sphäre des Lebens in Beziehung steht, dann möchte man wohl an dem bisher geübten Erziehungsmodus vielleicht festhalten. Dies ist aber einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Eines Tages kommen dem heranwachsenden Kinde diese Verhältnisse doch zur Kenntnis, und wir selbst tragen durch unser Verschweigen die Schuld, wenn sie ihm in einer unwürdigen und unlauteren Form zu Ohren kommen. Wer kann sich da wundern, wenn bei der heute seitens der berufensten Erziehungsfaktoren geübten Heimlichtuerei geschlechtliche Entgleisungen der noch sehr unreifen Jugend an der Tagesordnung sind. Wir sind der Ansicht, daß eine rechtzeitig und in entsprechender Form gegebene Aufklärung manches Unheil würde verhüten können, und sie würde um so mehr am Platze sein, als ja das kindliche Gemüt schon von früher Jugend an durch Erörterungen über das sechste Gebot, die Lektüre der Bibel und profaner Schriften, immer oder durch unsere ganze heuchlerische Feigenblattmoral neugierig gemacht und zur Ergründung der nur notdürftig verschleierten Geheimnisse angeregt wird.

Ich glaube nicht, daß irgend jemand, der mit dem Leben vertraut ist und der beobachten gelernt hat, es bestreiten wird, daß eine kritische Beurteilung unseres gegenwärtigen Systems sexueller Jugenderziehung nicht nur wünschenswert, sondern dringend notwendig ist. Legen wir uns doch einmal einige Fragen darüber vor: Existiert überhaupt irgendwo so etwas, wie eine Erziehung der heranwachsenden Menschheit mit Beziehung auf die geschlechtliche Entwicklung? Woher schöpft das Kind, die reifere Jugend und die gereifte junge Menschheit ihre Kenntnisse auf dem sexuellen Gebiete und welchen Anteil haben daran die berufenen und natürlichen Erziehungsfaktoren, Eltern und Lehrer? Wie äußert sich dieser erzieherische und belehrende Einfluß?

Wenn wir diese Frage ehrlich zu beantworten suchen, so läßt sich kaum in Abrede stellen, daß das Ergebnis ein ungemein dürftiges ist. Eine sachgemäße Aufklärung der Jugend war immer nur ein Ausnahmefall und für die Allgemeinheit ist die Methode der Jugenderziehung auf dem Gebiete des Geschlechtlichen eine fast nur negative, wenn wir uns milde ausdrücken wollen, eine für das jugendliche Gemüt völlig unbefriedigende Geheimnistuerei.

Ueberblicken wir einmal kurz die verschiedenen Etappen, in denen sich mit den fortschreitenden Jahren das, was man heute die sexuelle Belehrung der Jugend nennen könnte, abzuspielen pflegt. Wie die Kinder nun einmal wißbegierig sind, erhebt sich in der Regel zunächst die Frage: Wo kommen die kleinen Kinder her, woher kommt das Brüderchen oder Schwesterchen, wie bin ich selbst zur Welt gekommen? Und nun kommt mit unfehlbarer Sicherheit die schöne Fabel vom Storch aufs Tapet, an den Kinder wohl eine Zeitlang, aber keineswegs sehr lange Zeit treuherzig glauben, bis ihnen später, aber meist doch schon in verhältnismäßig früher Zeit, mit 6—7 Jahren sehr berechtigte Zweifel an der Realität dieses merkwürdigen Naturereignisses kommen. Diese Geschichte vom Storch mag man ja, wenn man von ihr des poetischen Inhaltes halber nicht lassen will, für die ersten Kinderjahre gern beibehalten. Die rein kindliche Neugierde ist damit fürs erste befriedigt. Doch erscheint es mir unter allen Umständen richtig, die ganze Storchenfabel von Anfang an nicht zur unbedingten Glaubenssache zu machen, sondern sie als das zu geben, was sie ja in Wirklichkeit ist, als ein anspruchsloses Märchen. Die Zeit des Märchenglaubens ist aber nur allzu rasch vorüber, und wenn romantisch angelegte Gemüter dies noch bedauern können, halten wir aus pädagogischen Gründen es doch für erfreulich. Wenn nun die kindliche Wißbegier immer aufs neue mit Fragen gleicher Richtung anstürmt; welche Antwort, welche Belehrung wird nun dem meist wohl schon im volksschulpflichtigen Alter stehenden Kinde zuteil? Entweder halten die lieben Eltern an der nunmehr blödsinnig und unhaltbar gewordenen Storchgeschichte hartnäckig fest, oder das Kind wird mit verlegenem Lachen abgewiesen, wohl auch mit Scheltworten: im besten Falle vertröstet man die Wiß-

*) Nach einem auf Veranstaltung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im hiesigen Rathause gehaltenen Vortrag.

begier auf die Zukunft, da wird man ihnen die Belehrung über eine Sache geben, die das „dumme Kind" doch noch nicht versteht; diese Belehrung kommt aber nie, denn bei jeder wiederholten Anfrage wird die Antwort immer wieder hinausgeschoben. Dabei fehlt es nicht an verlegenen Mienen, ausweichenden Antworten, schließlich auch derber Zurückweisung, bis das Kind zu dem sehr natürlichen Schlusse kommt, daß es sich mit seinen Fragen lästig macht, daß hier etwas Unrechtes zugrunde liegt, das man ihnen nicht sagen will, vielleicht auch nicht sagen kann oder darf, und schließlich zu fragen aufhört. Die Neugierde der Kinder aber, die sehr bald heraus haben, daß hier etwas nicht richtig ist, ist in hohem Grade erregt, und sie benützen jetzt jede Gelegenheit, sich auf andere Weise jene Wissenschaft anzueignen, welche ihnen von zuständigster Seite versagt wird. Da weder Haus noch Schule in die geschlechtliche Mystik der Jugendjahre die nötige Klarheit bringen, ist es kein Wunder, daß mit zunehmenden Jahren und meist schon vor eintretender Pubertät aus meist sehr unsauberen Quellen (die Hauptrolle spielen hier ältere Kameraden und Dienstboten) eine gewisse reelle Kenntnis der geschlechtlichen Verhältnisse dem Verständnis der Knaben und Mädchen vermittelt wird. Gern wird zugegeben sein, daß die wohlbehüteten Mädchen der sogenannten besseren Klassen verhältnismäßig am längsten von der schädlichen Einwirkung solcher Einflüsse bewahrt werden können. Auf dem Boden dieser in sehr bedenklicher Weise erworbenen Wissenschaft, die man vielmehr als ein durch phantasievolle Uebertreibungen verführerisch ausgestattetes Halbwissen bezeichnen könnte, gedeiht dann jene üble Macht der Zerstörung, über deren Ausdehnung und Verbreitung an unseren Mittelschulen und Feiertagsschulen, in Pensionaten, Instituten, Seminaren und anderen Bildungspflanzstätten diejenigen, die es am meisten angehen sollte, Eltern und Lehrer, eine meist nur sehr mangelhafte Kenntnis besitzen. Es läßt sich schwer feststellen, wie groß das Maß der Verheerung ist, welche durch diese weitverbreitete üble Gewohnheit in unserer männlichen und weiblichen Jugend in physischer und moralischer Beziehung angerichtet wird. Andererseits ist es aber auch gewiß, daß viele junge Leute aus eigener Kraft durch vernünftige Ueberlegung, wohl auch infolge erhaltener Belehrung von ihrer Verirrung sich abwenden, so daß ein dauernder Schaden nicht erwächst. Für gänzlich verfehlt allerdings muß ich jene Auffassung halten, welche die Selbstbefriedigung in den Entwicklungsjahren als etwas ganz Natürliches und fast Selbstverständliches hält, so daß man geradezu von einer „physiologischen Masturbation" gesprochen hat. Alle diejenigen, welche an dem Gegenstande ein berufliches Interesse haben, möchte ich auf das vortreffliche Werk von Rohleder verweisen.

Für heute aber und für unseren Zweck möge es genügen, mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, daß in der außerordentlichen Verbreitung dieser Verirrung eine schwere Schädigung unseres ganzen Volkstums gelegen ist, und daß auch in dieser Richtung von einer rechtzeitigen entsprechend gegebenen Aufklärung der Jugend über geschlechtliche Dinge ein sehr erheblicher Nutzen im Sinne der Vorbeugung erwartet werden darf.

Mit der mehr oder weniger vollendeten Reife unserer Jugend steigern sich diese Gefahren für das körperliche und geistige Wohl derselben noch bedeutend, jetzt kommt noch dazu die Gefahr der geschlechtlichen Erkrankungen durch die in den Großstädten jederzeit auch dem unreifsten Jungen zur Verfügung stehende Gelegenheit zum geschlechtlichen Verkehr.

Aber wenn sich jener ganz gewaltige Umschwung im Menschen vollzieht, welcher die allmähliche Umwandlung des unreifen Knaben in den mannbaren Jüngling anzeigt, in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle wird auch dann dem einer Aufklärung so sehr Bedürftigen keine andere zuteil, als diejenige, die er sich selbst aus unreinster Quelle zu beschaffen versteht. Es ist wirklich merkwürdig, überraschend und beschämend zugleich: was tut man nicht alles, um heute die Kinder durch hygienische Vorkehrungen vor körperlichen Gefahren zu schützen, durch Unterricht auf geistigem Gebiete zu fördern und für den Kampf ums Dasein vorzubereiten, und wie wenig geschieht, um das Kind und den heranwachsenden Menschen vor jenen für Körper und Geist gleich nachteiligen geschlechtlichen Entgleisungen zu schützen. Wenn nun aber dann ein Unglück eingetreten ist, dann erhebt sich ein großes Geschrei und Gezeter über die Schlechtigkeit dieser Welt, über die zunehmende Immoralität der Jugend, aber keinem fällt es bei, an die eigene Nase zu greifen und die begangenen Unterlassungssünden bitter zu bereuen.

Jedenfalls kann kein Zweifel sein, daß die Sache sehr im argen liegt, und es würde sich vielleicht wohl der Mühe verlohnen, auf die Gründe einzugehen, welche die ganze Angelegenheit der sexuellen Pädagogik so gründlich verfahren haben. So sehr ich nun aber überzeugt bin, daß ein solches Studium der Ursachen sich außerordentlich interessant gestalten würde und daß ohne Kenntnis der Ursachen ein wahrer und dauernder Fortschritt auf diesem Gebiete sich schwer erzielen lassen wird, halte ich es doch vorerst für richtiger, diesen heiklen Punkt nur andeutungsweise zu berühren und der sonst unvermeidlichen Schuldfrage aus dem Wege zu gehen. Zu unserem Thema selbst muß ich sagen, daß die große Zurückhaltung, welche wir auf dem Gebiete der geschlechtlichen Jugenderziehung allgemein herrschend finden, kaum eine andere Erklärung zuläßt als die, daß wir alle, trotz Freiheitsdrang und Streben nach Wahrheit, uns noch immer bis zu einem gewissen Grade und gleichsam unbewußt unter dem Einfluß jener dualistischen Wahnvorstellungen befinden, denen zufolge alle Weltfreudigkeit sündhaft, die Schönheit des Menschenleibes ein Blendwerk der Hölle und der Geschlechtstrieb eine böse Begierde ist.

Wenn es uns aber gelingt, uns geistig frei zu machen, wenn wir hinter dem Geschlechtsleben nicht mehr suchen, als wirklich dahinter ist, wenn wir unseren Mitmenschen und Kindern gegenüber ehrlich sind, dann wird das ganze Gespenst der Sündhaftigkeit des Geschlechtlichen verfinken und sich als das zeigen, was es ist, als ein Schein, der uns genarrt hat. (Siebert.)

Wie hat sich nun eine vernünftige geschlechtliche Aufklärung der Jugend zu gestalten? Wer soll sie geben, wie und wann soll sie gegeben werden? Was ist zu tun und wie stellt man es an? Das sind die großen praktischen Fragen, deren Beantwortung um so wichtiger erscheint, als ja von manchen Seiten die Durchführbarkeit der als notwendig erkannten Reform erheblichen Zweifeln begegnet.

Es ist gewiß für uns von Interesse, zu hören, wie frühere Pädagogen über diese Dinge dachten, und wie ernst, klar und eindringlich man bereits vor 127 Jahren sich mit der Notwendigkeit und der Art der Unterweisung der Jugend auf sexuellem Gebiete befaßt hat (H. Fürth). Ich citiere daher einige Stellen aus einer Schrift „Ueber die heimlichen Sünden der Jugend", in der der berühmte Schulmann Salzmann (Philanthropinum in Schnepfental) zu unserer Frage Stellung nimmt: „Daß die Kinder früh erfahren müssen, wie es mit der Entstehung des Menschen zugehe, glaube ich gewiß. . . Wäre ein zuverlässiges Mittel da, die Kinder in Ansehung dieses Punktes in einer gänzlichen Unwissenheit zu erhalten, es zu verhüten, daß sie die Begattung der Tiere nie sehen, nie darüber nachdächten, nie durch Gespielen, Mägde, Bediente und liederliches Gesindel davon unterrichtet würden, so würde ich mich weil behutsamer ausgedrückt und geraten haben, die Aufklärung über diese Sache bis zu den Jahren der Mannbarkeit zu versparen, wo sie notwendig ist, wenn der junge Mensch nicht in Gefahr geraten soll, Ehre und Glück wegen Unwissenheit der Verbindung zwischen Ursache und Wirkung zu verlieren. Da es aber gar nicht vermieden werden kann, daß Kinder nicht unvermutet hierüber eine der Unschuld des Herzens sehr nachteilige Aufklärung bekommen, so kann man nicht anders, als sie ihnen selbst auf eine solche Art geben, daß dadurch ihre Unschuld gesichert werde. . ." „Man gehe in dieser Aufklärung ganz all-

Digitized by Google

mählich stufenweise vor, man rede erst von der Erzeugung der Pflanzen, ehe man von der Fortpflanzung der Säugetiere, zuletzt von der Erzeugung des Menschen spricht, man zeige ihnen die männlichen und weiblichen Teile an den Blättern der Pflanzen, man zeige ihnen, wie der Staub der männlichen Blüte auf die weibliche gelangen müsse, wenn diese Frucht tragen solle." Der Unterricht in der Naturkunde kann diese Dinge in aller Unbefangenheit erörtern; allmählich geht man über zu den analogen Vorgängen im Tierleben, man beginnt bei den Fischen, geht über zu den Vögeln und zuletzt zu den Säugetieren. Damit ist man glücklich auch bei der Vermehrung und Erhaltung des Lebens bei den Menschen angelangt. Eine solche successive fortschreitende, den Altersstufen entsprechende Aufklärung, die sich immer an das Wahre und Tatsächliche hält, braucht darum nicht mit einem Schlage die ganze Wahrheit zu enthüllen, sie ist aber imstande, die Jugend ganz allmählich in die tatsächlichen Verhältnisse der Lebensentstehung auch beim Menschen einzuführen, ohne daß der gute Anstand beim Unterricht auch nur im geringsten leiden würde.

Fast alle neueren Schriftsteller, denen wir Beiträge zu der neuerdings wieder aufgerollten Frage der geschlechtlichen Erziehung der Jugend verdanken, Stiehl, Siebert, Ellen Key, Carpenter, Klara Muche, L. Koester, Ribbing, Schulz, Bergemann, Hellmuth, Koch, Blakwell, Littletan, Pierzynska, Krugrim, Schlesinger u. a., äußern sich übereinstimmend dahin, daß die unbefangene Naturbeobachtung und naturwissenschaftliches Wissen den zweifellos besten Weg zur Vermittlung der für unsere Jugend ja dringend notwendigen Unterweisung bietet, und daß es tatsächlich viel weniger schwer fällt, den Unterricht in einer unseren Reformwünschen entsprechenden Weise zu leiten, als man das vielleicht von vornherein anzunehmen geneigt wäre. Eigentlich gehört dazu nur der Mut, sich von althergebrachten Sitten und Gewohnheiten, die ja oft nur auf einem Vorteile beruhen, zu trennen. Dieser Mut ist keineswegs allgemein verbreitet. Ihn durch die Macht des Wissens und der Wahrheit zu heben und zu stärken, muß unsere Aufgabe sein.

Es ist als selbstverständlich zu betrachten, daß die von uns angestrebte Aufklärung der Kinder allmählich erweitert und in einer der jeweiligen Altersstufe und Fassungsgabe entsprechenden Form vermittelt wird. Es erscheint durchaus nicht notwendig, auf einmal alles zu sagen; der kindliche Verstand ist durchaus unfähig, den ganzen Inhalt der Lehre von der Vermehrung und Erhaltung des Lebens ohne weiteres zu begreifen und zu verarbeiten; aber alles käme darauf an, sich immer in einem Vorstellungskreis zu halten, der des logischen Zusammenhanges nicht entbehrt, und dessen Grundlage eben nur die Wirklichkeit sein darf. Zum mindesten gilt dies von einer Zeit an, wo die Kinder verständig genug sind, Märchen für Märchen zu halten, wenn die Wißbegierde sich regt und die Fragen immer eindringlicher werden. Für die allerersten Lebensjahre kann man ja die Fabel vom Storch vielleicht beibehalten, doch wird man diese Erzählung immer mehr als eine scherzhafte behandeln müssen. Fürs erste pflegen sich ja die Kinder damit zu begnügen. Aber diese Genügsamkeit hält nicht lange an. Besser freilich erscheint es mir, aber ich gebe zu, daß man darüber streiten kann, von vornherein auf Meister Adebar als Deus ex machina zu verzichten, den innigen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind von Anfang an festzuhalten und einfach zu sagen, daß das Kind in der Mutter heranwächst, bis es groß genug ist, um selbständig außerhalb derselben zu leben, daß dann das Kind von der Mutter geboren wird, und nun erst anfängt, unter sorgfältiger Pflege und Wartung zu einem vernunftbegabten Wesen sich zu entwickeln. Man muß nun freilich auf die Frage gefaßt sein, wie das Kind denn nun in die Mutter hineinkäme, doch wird in diesen Jahren die Antwort, daß der liebe Gott oder die allreine Mutter Natur das so eingerichtet habe, erfahrungsgemäß durchaus ausreichend. Wenn aber die Kinder etwas älter geworden sind, kurz vor oder im Beginn der Pubertätsperiode, erscheint es mir dringend geboten und auch keineswegs schwierig, die jungen Leute allmählich und in aller Unbefangenheit in das große Geheimnis des Werdens einzuführen, und man wird dann auch nicht zurückschrecken dürfen, auch das Letzte zu sagen. Die Art und Weise unseres Vorgehens kann hier gewiß eine sehr verschiedene sein nach Maßgabe der individuellen Anlagen, Lebensgewohnheiten und Verhältnisse. Bei den wohlbehüteten jungen Mädchen der besseren Stände kann für lange Zeit eine durch die Mutter gegebene Belehrung über die Bedeutung der in der Entwicklungsperiode auftretenden körperlichen Veränderungen und über die Notwendigkeit eines besonders sorgfältigen hygienischen Verhaltens während der Menstruation völlig ausreichend sein. Für die jungen Mädchen der arbeitenden Klassen aber ist eine auf sachliche Belehrung begründete Warnung meines Erachtens unumgänglich notwendig. Eine bloße Warnung ohne Belehrung ist völlig wirkungslos aber hat doch nur einen sehr beschränkten Wert. Außerdem würde ich jedem Vater, der in der Lage ist, seinen 13—14jährigen Sohn einem Internate zur Erziehung anzuvertrauen, den Rat geben, durch einen kurzen, aber bestimmten Hinweis auf die physiologische Funktion der Geschlechtsorgane und die Wichtigkeit einer ungestörten Entwicklung derselben vor einer vorzeitigen Inanspruchnahme derselben und den in dieser Zeit und unter diesen Umständen besonders häufigen jugendlichen Verfehlungen aufs nachdrücklichste zu warnen. Das selbe gilt für jene jungen Burschen, welche oft schon sehr früh zur Erwerbung eigenen Verdienstes ins Leben hinausgehen müssen, und endlich müßte auch jenen Jünglingen, die bis zur Vollendung der Schulzeit längere Zeit bedürfen, den Mittelschülern, welche oft bis zum 19. und 20. Jahre im väterlichen Hause heranwachsen, die völlige Aufklärung über das Wesen und die Bedeutung der Pubertätsentwicklung und die nötige Belehrung über die damit einsetzenden körperlichen Veränderungen und Erscheinungen teils durch die Eltern, teils durch die Schule vermittelt werden. Durch die Schule hauptsächlich deshalb, weil die meisten Eltern der notwendigen pädagogischen Begabung, wohl auch der notwendigen Vorkenntnisse entbehren. Die Unterweisung wäre am besten mit dem Unterricht über Naturkunde oder noch besser mit einem speziell einzurichtenden, in den höheren Klassen aber nicht zu spät zu beginnenden Unterricht über allgemeine Gesundheitspflege (Hygiene und Diätetik) des menschlichen Körpers zu verknüpfen.

Von einer leicht zu vermittelnden Kenntnis einfacher biologischer Verhältnisse, z. B. der Zellenlehre, ausgehend, läßt sich bereits eine Ahnung von der Vermehrung des Lebens und seiner Erhaltung geben. Von der Vermehrung der einzelligen Wesen geht man über zu jener der vielzelligen und schließlich unter Zuhilfenahme der sich jeweilig bietenden Naturbeobachtung zur Vermehrung des Lebens in der Pflanzen- und Tierwelt. Aber alle diese Belehrungen, für welche der geeignete Zeitpunkt im Alter der heranreifenden Menschen zu wählen ist, müssen nicht auf einmal, gewissermaßen feierlich gegeben werden, so daß der Junge sofort merkt: „Jetzt kommt das große Geheimnis, jetzt soll ich aufgeklärt werden", sondern die Kenntnisse werden allmählich mit großer Unbefangenheit seitens des Belehrenden, gewissermaßen als ein rein naturwissenschaftlicher Unterricht vermittelt. So kommt der Knabe in harmlosester Weise zu dem Wissen, worauf die Fortpflanzung auch des Menschengeschlechtes beruht. Bei erwachender Sinnlichkeit ist bereits so viel Kenntnis vorhanden, daß phantastische Ideen und Träumereien, denen das Unglaublichste noch glaubhaft erscheinen, keinen Platz mehr finden, das Unkeusche ist genommen und manche Jugendsünde mit ihren schlimmen Folgen für Gesundheit und Charakterbildung wird unterbleiben." (Siebert.)

An die einmal in würdiger Form gegebene Aufklärung über das Tatsächliche lassen sich in diesem Alter auch ohne weiteres Hinweise im Sinne der Warnung anschließen. Die Wichtigkeit der ungestörten Entwicklung der sexuellen Organe, die Schädlichkeit jeder Irritation, die Bedeutung einer ungeschwächten Jugend für die Entwick-

lung einer vollen männlichen Kraft und Reife, der direkte Hinweis auf die gesundheitsschädlichen Nachteile einer zu frühen Inanspruchnahme der geschlechtlichen Funktionen, all das sind Dinge, die man mit einem vertrauensvoll hörenden Jüngling in aller Ruhe erörtern kann, und die jedenfalls, wenn irgend etwas, am meisten nützen wird, die drohenden Gefahren der Masturbation zu vermeiden. Wenn wir aber auf die Verhütung dieses Mißbrauchs der geschlechtlichen Funktionen hohen Wert legen, so tun wir das nicht nur wegen der unmittelbaren schädlichen Folgen dieser üblen Gewohnheit für die körperliche und geistige Entwicklung unserer Jugend, sondern auch zum Zwecke einer Einschränkung des leider oft allzu frühe von unreifen Jüngtingen aufgenommenen geschlechtlichen Verkehrs. Wir sehen keinen Weg, der uns besser und sicherer dazu führen könnte, unsere Jugend gegen die Anlockungen und Versuchungen, welche ihr vom frühesten Beginne der sexuellen Regungen an erwachsen, zu stählen und zu schützen, als den einer vernunftgemäßen auf Wahrhaftigkeit beruhenden Erziehung.

Und nun möchte ich noch auf einige spezielle Punkte eingehen, welche sich auf die Durchführung und die Durchführbarkeit der von uns befürworteten Reform beziehen. Leider bin ich nur allzu sehr davon überzeugt, daß man nicht von heute auf morgen von allen Eltern erwarten kann, daß sie sich von liebgewordenen Gewohnheiten trennen und die häusliche, sexuelle Erziehung von Anfang an auf dem Boden der Wahrhaftigkeit aufbauen. Der gebildete Mittelstand aber und die gute Presse sind zwei mächtige Faktoren, welche unseren Ideen Förderung zuteil werden lassen können. Ich glaube, keine Fehlbitte zu tun, wenn ich an diese das Ersuchen stelle, uns ihre wirksame Unterstützung zu leihen. Der gebildete Mittelstand kann von vornherein die Jugenderziehung auf geschlechtlichem Gebiete in die richtigen Bahnen lenken, und auf eigene Hand die Grundlage schaffen, auf welcher die Schule weiter bauen kann. Die Presse aber ist meines Erachtens berufen, mit uns nicht nur für das Recht der Jugend auf eine vernünftige sexuelle Belehrung zu streiten, sie kann auch zweifellos sowohl durch eine umsichtige Behandlung der in das sexuelle Gebiet fallenden Mitteilungen des redaktionellen Teils, als auch durch eine strengere Kontrolle des Inseratenteils, und ich denke hier insbesondere an die oft ekelhaften Anpreisungen einer gewissen, rein pornographischen Schmutzliteratur, das ihrige zu einer Verbesserung der Verhältnisse beitragen. Eine geschlechtlich gesund erzogene Jugend wird aber dann gegen eine Beeinflussung durch eine in Wort und Bild schmutzige Literatur von Hause aus dermaßen gestählt und gefeit sein, daß sie sich davon mit Widerwillen abwendet.

(Schluß folgt.)

Eine Reise im Innern von Korea.*)

In der politischen Welt von Söul war es mit einemmal so langweilig geworden, daß ich, ungeachtet der Warnungen der weiterkundigen Bewohner der Hauptstadt, mein Bündel schnürte, Ponies, Dolmetscher und Diener mietete und die schützenden Mauern der Hauptstadt mit den wilden Gegenden des Innern vertauschte. Mein Reiseziel war Tong-ko-kai, das einige Tagereisen von Söul entfernt liegende deutsche Bergwerk. Das Leben in der Hauptstadt ist nicht frei von jener Eintönigkeit, die dem Bande der Morgenröte eigen ist. Aber fern von der Umgebung des kaiserlichen Palastes, fern von den zahllosen kleinen Intrigen der Europäer wirkt der Gegensatz zwischen den hellbekleideten, langsam dahinschreitenden Menschenmassen innerhalb der Stadtmauern und den Bergketten und grünen Tälern des freien Landes wahrhaft erfrischend. Für den Augenblick ist das einer der schönsten Genüsse, die das Leben bieten kann.

Schon in kurzer Entfernung von der Hauptstadt verließen wir die Heerstraße, ritten auf ruhigen Seitenwegen und Bergpfaden dahin, bestiegen nach Belieben einen Berggipfel oder badeten bei Nacht, am Tage oder während unserer Mittagspause im tiefen, kühlen Wasser eines abgelegenen Teiches. Im Schutze dieser Berge, dieser sonnenbeglänzten Täler leben die Leute in ungehinderter Einfachheit. Sie boten meinen Dienern Eier und Reis und die Benutzung ihrer Holzkohlenöfen an. Während meines Bades hüpften junge Leute und Knaben mit mir im Strome umher. Man behauptet, daß die Koreaner nichts weniger als reinlich seien, doch hat die Ungebundenheit und Freude, die sie bei solchen Tauchgelegenheiten bewiesen, oft genug diese Mutmaßung Lügen gestraft. Bis jetzt hatte noch kein Fremder den Weg nach dem deutschen Bergwerk gewählt, den mein Freund und ich einschlugen, und selbst der allgegenwärtige Missionar war noch nicht bis in diese Heimstätten gedrungen. Flüsse und Berge trugen keinen Namen; die Ansiedelungen waren klein, Wirtshäuser gab es nicht. Ueberall herrschte Zufriedenheit, Friede und tiefste Ruhe. Die Natur zeigte sich uns in unberührter Schöne; unmöglich, nicht seine Freude an dem Frieden der Täler, der zerklüfteten Pracht der Berggipfel, der malerischen Schönheit der Landschaft zu haben.

Die Tage schwanden, aber der Charakter des Landes blieb unverändert. Die mannigfachen, oft unbestimmten Farbentöne des Waldes, die veränderte Aussicht von jeder neuen Höhe herab, die wechselnde Form der Täler, das alles verscheuchte die Eintönigkeit, die das sich immer gleichbleibende große Ganze — Bäume und Berge, an Hügeln gelegene Dörfer, Bergströme, steile Pässe und zugige Hochebenen — an sich trug. Wie wir so langsam durch die Bergpässe vorwärts drangen, entfaltete sich dem Auge ein herrliches Panorama. Uebereinandergetürmte Hügel verwandelten sich allmählich in Bergketten, deren 700 bis 1000 Meter hohe Gipfel sich deutlich vom azurblauen Himmel abhoben, und deren felsbestreute Abhänge mit Birken, Buchen, Eichen und Nadelbäumen bewachsen waren. Lange, schmale, angebaute Täler von erfrischender Kühlung zogen sich zwischen den Bergreihen dahin. Ein Bergstrom rauschte hindurch, brach sich brausend an den großen Felsblöcken und wühlte sich allmählich ein neues Bett durch die Lavaschicht. Zahllose Insekten summten in der Luft, Frösche quakten auf den sumpfigen Wiesen, das unharmonische Krächzen der dreisten Elster und der plebejischen Krähe ertönte aus dem Gezweig. Pfauhähne erhoben sich aus dem dichten Gebüsch der niederen Hügel, die Hunde spürten die Nester der sitzenden Hennen auf, die Rehe riefen im Unterholz nach ihren Kälbchen. Es war ein ruhiges und glückliches Leben, das sich ungestört und unbeschränkt in dieser von Wohlgerüchen erfüllten Landschaft entfaltete. Der Weg war rauh. In Uebereinstimmung mit der wilden, zerklüfteten Schönheit der Szenerie glich er hin und wieder dem australischen Hinterwaldspfad, er war mit Gebüsch überwuchert und mit Löchern und Steinen bedeckt. Die Kulis mußten ihn erst gangbar machen.

Die schäumenden, kristallklaren Wellen eines reißenden Stromes überspannte der bloße Notbehelf einer Brücke, ein kaum meterbreiter, auf schwankenden Pfählen ruhender Steg, der mit Erde und Zweigen belegt war und sich unter der geringen Last bog und hin und her schwankte. Manche Flüsse wiesen gar keine Brücke auf. Während die Treiber durchwateten und einander an das entgegengesetzte Ufer trugen, schwammen unsere kleinen Ponies plätschernd hinüber und kühlten ihre schweißbedeckten Flanken vergnüglich in dem frischen Wasser. Wilde Farne, Schmetterlinge und Blumen führten ein frohes Leben in diesen wilden Gärten. Die wilde Lilie und die rote Schwertlilie blühten zwischen dem Laubwerk der Büsche und Sträucher. Riesige Schmetterlinge beschämten die Pracht des Regenbogens, ihre glänzenden Farben harmonierten wirkungs-

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers dem trefflich geschriebenen und interessanten Werke „Angus Hamilton: Korea, das Land des Morgenrotes (Leipzig, Otto Spamer 1904) entnommen.

voll mit dem unscheinbaren Gefieder der Kraniche und Störche, die träge über den unter Wasser stehenden Reisfeldern dahinschwebten. Andere Vögel mit taubengrauer, rosa oder gelber Brust und schwarzen Schwingen fischten mit heiserem Schrei in den Fluten. Ueberraschende Farbentöne, die an Turners spätere Bilder erinnern, erfreuten das Auge in diesen wunderbar schönen Tälern. Hier wurde der Lauf der Bergströme träger und schlängelte sich in tausend Windungen dahin. Hier und da war ihr Ueberfluß an Wasser zum Nutzen der Reisfelder abgeleitet. Auf den letzteren sproßten die zarten grünen Schößlinge gerade aus dem mehrere Zentimeter tiefen klaren Wasser hervor. Stellenweise wurden diese wassergetränkten Landstriche von Weizenfeldern begrenzt; Hafer-, Korn-, Gersten-, Tabak-, Baumwollen-, Bohnen- und Hirsefelder lagen verstreut an den Abhängen der Gebirgstäler und bekundeten die Fruchtbarkeit des Bodens.

Alles gedieh, und bei jeder Wegbiegung zeigte sich aufs neue der unermüdliche Fleiß der Feldarbeiter. Ihre Fertigkeit, so viel Nutzen als nur möglich aus dem Boden zu ziehen, erinnert an die in die norwegischen Fjords mündenden Täler, wo, wie in Korea, das bebaute Land bis zur Schneegrenze hinauf reicht. Hier in diesen schönen Tälern findet man in einer Höhe von 350 bis 500 Metern noch Felder an den Bergabhängen, die, in einer warmen, geschützten Einsenkung liegend, noch reiche Ernte geben.

An der Wegbiegung liegt ein von Reisfeldern oder goldgelben Gersten-, Hafer- und Tabakäckern umgebenes Dorf. Es besteht aus etwa einem Dutzend strohgedeckter, schmutziger, wenig einnehmender Hütten, die aber unendlich wunderlich und malerisch sind. Die Mauern der Häuser drohen Einsturz; sie werden von Bolken und starken Pfählen gestützt, die vergitterten Fenster sind mit Papier verklebt, die Haustüren niedrig. Ein Loch in der Mauer dient als Schornstein, ein Hund schläft im Flur, ein Schwein, das vermittels einer durch die Ohren gezogenen Schnur an einem Pflock in der Mauer befestigt ist, quiekt laut. Hühner machen sich überall breit, und eine gewisse Familienangelegenheit, ein übelriechender, ekelhafter, offener Trog, der mit Ausnahme der ältesten Frauenspersonen von allen Familienmitgliedern ohne Abscheu benutzt wird, steht auf der Veranda. Etwas außerhalb der Ansiedlung bezeichnet eine mit Strohmatten umhongene Einfriedigung die Senkgrube des Dorfes, deren Inhalt zur geeigneten Jahreszeit über die Felder gebreitet wird.

Wirft man im Vorbeireiten einen Blick in das Innere des Hauses, so kann man einen Mann sehen, der sein langes Haar kämmt, eine Frau, die die Kleider ihres Mannes klopft oder mit einer durch Holzkohlen erwärmten Glocke plättet, viele nackte Kinder und einige kaum dem Kindesalter entwachsene Mütter. Für den Augenblick scheint das Dorf ganz ohne Leben zu sein. Wenn aber das Klappern von Hufen ertönt, taucht an einem Fenster ein Kind auf, das sich an einem Gefäß mit Reis gütlich tut, und ein Mann taumelt mit geräuschvollem Gähnen auf seine Füße, Frauen mit Säuglingen an der Brust oder Kindern auf dem Rücken erscheinen in schmutzigen Kleidern, die wie gewöhnlich die volle Brust und den ungewaschenen Rücken frei lassen, auf der Straße. Aller Augen starren die Ankömmlinge mit stumpfer Neugier an, bis wir ihnen einen reichlichen Regen wünschen: „Möge es recht bald regnen, liebe Leute.“ Dann neigen sie ihre Häupter ehrerbietig bei dem Gruß und tauen sofort auf. Zwar nackte und schmutzige, aber fröhliche Kinder reichen uns Blumen dar und Gefäße mit Wasser aus dem Strom, an dem sich ihre Eltern niedergelassen hatten.

Bei unserem Ritt durch die Berge sahen wir unter uns lange, reich angebaute Täler liegen, deren üppiger Erntesegen goldgelb in der Sonne glänzte. Granitgipfel türmten sich auf; ihre Abhänge waren von Zeit und Wetter verwittert und mit Tannen und Birken bewachsen. Der aromatische Duft der Nadelwälder erfüllte die reine Luft; der Himmel war klar und blau. In der Ferne hingen schneeweiße Wolken in durchsichtigen Schleiern um eine Biegung des Gebirges. Dort, wo die Höhen am schwärzesten und massigsten waren, brachen die rauhen Umrisse plötzlich ab. Eine Drehung des Tales, durch das unser Weg führte, beschränkte plötzlich die Fernsicht, aber unsere Richtung lag nach jenen fernen Bergen zu, und die Aussicht war schon Lohn genug für den steilen Aufstieg.

Wenige Meilen jenseits von Tschiok-sieng, einer Magistratur vierter Klasse, deren Häuser mit dicken Schieferplatten gedeckt und von starken Balken gestützt und deren Straßen sauber sind, machten Tal und Fluß gleicherweise eine Biegung. Von hier an wurden die Bilder am Wege immer eindrucksvoller. Stundenweit war kein Wanderer zu sehen. Die Dörfer lagen weit von einander entfernt und fruchtbare Gefilde wechselten mit schwärzlichgrünem Bergland ab, welches, unbebaut und unbewohnbar, in majestätischer Ruhe friedlich dalag. Die tiefe Stille und wunderbare Pracht des Panoramas fesseln den Beschauer wie mit Zauberkraft. Und diese Szenerie veränderte sich nicht, bis unser langsamer Ritt uns endlich aus dem angenehmen Schatten eines Waldtempels in den glühenden Sonnenschein der Ebene brachte. Allmählich wichen die Reis- und Getreidefelder zurück, um den Bergketten Platz zu machen, deren hohe, in Nebelkappen gehüllte Häupter bereits in dunklen Umrissen vor uns aufgetaucht waren. Während der nächsten beiden Tage schlängelte sich der Weg, bald auf-, bald abwärts führend, in allmählicher Steigung an den Berglehnen hin.

Die Reise nach Tong-ko-kai war beschwerlich. Eines Tages, als wir, nicht mehr weit von der Konzession, in ein kleines Dorf gelangt waren, welches dieselbe Farbe wie das umherliegende Schiefer- und Granitgeröll zeigte und sich, der Außenwelt und fast auch seines eigenen Daseins beinahe unbewußt, in das vom Winde bewegte Buschwerk hineinschmiegte, fanden wir eine ideale Stelle, um unser Nachtlager aufzuschlagen. Noch war es zeitig am Nachmittag, allein der Weg vor uns sah holperig und steinig aus, unsere Pferde waren von dem bösen Wege ermüdet, wir aber durchnäßt, frierend und hungrig.

Das Strauchwerk begann längere Schatten zu werfen, und da niemand die Lage des nächsten Dorfes und die Richtung, in der wir vorwärts zu reiten hatten, genau kannte, machten wir Halt, hüllten uns ein und verbrachten hier, die Gesichter nach den Klippen gewendet, die Nacht. Die Pferde wurden in einem Getreidefeld angepflöckt, und das Gepäck, die Diener, Dolmetscher und Reitknechte lagen in wirrem, hungrigem Durcheinander um uns herum. Wir schliefen friedlich inmitten des von dem Flusse herübertönenden dumpfen Brausens, ja ich weiß nicht, ob nicht gerade diejenige eine Stunde die schönste des ganzen Tages war, wo wir nach einem erfrischenden Bad in irgend einem Berggewässer und einer leichten Mahlzeit, rauchend und plaudernd in unseren Schlafsäcken lagen und in die schwarze Tiefe des Firmaments über uns blickten. Jene stillen, langen Nachtwachen haben etwas unendlich Friedenbringendes. Die erhabene Stille der Berge ringsum verleiht eine Ruhe, zu der der Nachtwind, das Murmeln des Wassers und unsere physische Ermattung noch unmerklich beitragen. Wir sehen, wie die Sterne am Himmel heraufziehen und der Mond aufgeht, lauschen dem Abweiden der Ponies, dem Ruf eines Ochsenfrosches in den Binsen. Jetzt bringt das Echo den Gesang eines Landmannes zurück, die Töne steigen und sollen zwischen den Gipfeln der hohen Berge. Endlich ist jeder Laut verklungen, und die unendliche Welt um, über und unter uns liegt in Frieden.

Bücher und Zeitschriften.

Psychologie der französischen Literatur. Von Eduard Engel. Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin 1904. Verlag von Leonhard Simion Nachf.

Nach drei allgemein gehaltenen, die französische Sprache und Literatur charakterisierenden Abschnitten, führt uns der Verfasser eine ganze bunte Gallerie berühmter französischer Autoren vor, von Rabelais anfangend, und bei Emile Zola endigend. Jeder einzelne Schriftsteller wird von Engel

in einem besonderen Abschnitte psychologisch charakterisiert, und zwar sowohl in Bezug auf seine Werke und schriftstellerische Individualität, wie auch oft in Bezug auf die eigentliche Persönlichkeit selbst. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Engel eine sehr angenehme leichte Schreibweise besitzt, und daß seine Bücher sich demzufolge sehr gut lesen. Nur darf man keine allzu großen Ansprüche an den Inhalt selbst stellen. Der Verfasser bewegt sich deshalb so leicht, weil er nicht sehr tief in seinen Gegenstand eindringt; er bleibt immer so ziemlich an der Oberfläche und kann dadurch anscheinend graziös mit seinem Gegenstande spielen. Dem ist es auch zuzuschreiben, daß er einem so inhaltschweren Schriftsteller, wie Rousseau einer war, nicht ganz gerecht wird. Dieses Buch kann trotzdem empfohlen werden, weil es eine interessante Uebersicht gewährt und manche treffende Bemerkung enthält. Als eine auffallende Tatsache muß aber doch noch hervorgehoben werden, daß Engel bei all seiner angenehmen Schreibweise ein schlechtes Deutsch schreibt. Es ließe sich eine ganze Anzahl falscher Wendungen und logisch sinnloser Bilder zusammenstellen, die überall in diesem Büchlein anzutreffen sind. Das ist bei einem Literarhistoriker von Beruf und guten Sprachkenner gewiß sehr auffallend.

B. L. W.

*

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat April

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße steht nunmehr ganz auf der Nordhälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes. Ohne in größere Höhe emporzusteigen, zieht sie dort in flachem Bogen vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist in dieser tiefen Stellung nur in dunklen Nächten zu bemerken. Im Nordwesten sind die Sternbilder des Stiers und des Orion im Untergang begriffen, doch sind dortselbst die Sterne erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) und Betelgeuze (Alpha im Orion) noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Im Westen ist das Sternbild des Großen Hundes gleichfalls fast schon völlig untergegangen; höher stehen dort noch (diesseits der Milchstraße) das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon und etwas weiter gegen Norden die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux. Weiter nördlich bemerken wir am oberen Rande der Milchstraße noch das Sternbild des Fuhrmanns, mit dem Stern erster Größe Capella.

Im Südwesten erblicken wir, etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen, das Sternbild des Krebses mit dem bekannten, mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Krippe (Präsepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. Nördlich vom Großen Löwen steht der Kleine Löwe. Vom südwestlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard.

Nur wenig nördlich vom Zenitpunkt passiert eben das bekannte Sternbild des Großen Bären den Meridian und auch die südöstlich vom eben genannten Sternbild stehenden Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des unteren Schwanzsternes des Großen Bären), sowie das etwas südlich davon stehende Haupthaar der Berenike haben sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (Kornähre) steht dem Meridian gleichfalls schon sehr nahe. Noch tiefer gegen den Horizont kulminieren die Sternbilder des Bechers und des Raben.

Im Osten ist das Sternbild der Wage eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Nordosten, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unsern Blick das jetzt schon hochstehende Sternbild des Bootes mit dem schönen, rötlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Unmittelbar nördlich vom Bootes bemerken wir fernerhin die Sternbilder der nördlichen Krone, des Mauerquadranten und des Herkules.

Im Nordosten stehen noch ziemlich tief die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb. Hoch im Norden erblicken wir das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, dann das in vielfach gewundener, langer Linie zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären sich hinziehende Sternbild des Drachen und die Giraffe, während in geringerer Höhe über dem nördlichen Horizont die Sternbilder der Eidechse, der Cassiopeja, des Cepheus und des Perseus — sämtlich ganz oder teilweise innerhalb der Milchstraße — wahrzunehmen sind.

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (oder astronomischen Entfernungseinheit gleich 20.14 Millionen Meilen, entsprechend der nunmehr allgemein angenommenen Sonnenparallaxe von 8.80″); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 170,000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 32′ 0.2″ auf 31′ 44.4″ herab. Die Mittagshöhe der Sonne wächst beständig; sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52 Grad.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang	Untergang
1.	5 h 55 m vorm.	6 h 40 m abends
8.	5 41 „	6 50 „
15.	5 27 „	7 0 „
22.	5 14 „	7 10 „
30.	5 0 „	7 22 „

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 37 Minuten; am Ende des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 14 Stunden 22 Minuten. Der Zuwachs ist, da vom 16. April an die Sonne vor 12 Uhr mittlerer Ortszeit kulminiert (die „Zeitgleichung" also negativ ist), in den Morgenstunden um rund eine Viertelstunde größer als in den Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

7. April	7 h abends	Letztes Viertel
10. „	10 abends	Erdferne (54,610 Meilen)
15. „	11 nachts	Neumond
23. „	6 früh	Erstes Viertel
26. „	7 abends	Erdnähe (49,380 Meilen)
29. „	11 nachts	Vollmond

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang	Untergang
1.	8 h 6 m abends	6 h 27 m früh
8.	1 59 nachts	11 38 vorm.
15.	5 25 früh	6 40 nachm.
22.	10 24 vorm.	12 42 nachts
30.	6 8 abends	5 32 früh

Am 19. April, früh 7 Uhr, wird Aldebaran, der hellste Stern im Stier, vom Monde bedeckt. Da in München der Mond zur angegebenen Zeit noch unter dem Horizont steht, ist diese Bedeckung bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten bleiben fortdauernd wenig günstige.

Merkur geht am 3. April durch den aufsteigenden Knoten, am 7. April durch die Sonnennähe seiner Bahn. Am 8. April kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Mars zu stehen, am 21. April endlich erreicht er seine größte östliche Elongation (Winkelabstand von der Sonne) mit 20.2 Grad. Er geht Anfang April ½ Stunde, um die Mitte des Monats aber schon 1¾ Stunden nach der Sonne unter und ist daher fast während des ganzen Monats als Abendstern am westlichen Himmel sichtbar.

Venus passiert am 2. April die Sonnenferne ihrer Bahn; am 23. April geht sie im Abstand von 30 Bogen-

minuten (= 1 Monddurchmesser) südlich am Planeten Jupiter vorüber. Da sie aber im Monatsdurchschnitt nur noch knapp ¾ Stunden vor der Sonne aufgeht, ist sie während des ganzen Monats mit freiem Auge nicht sichtbar.

Mars, der am 23. April den aufsteigenden Knoten seiner Bahn passiert, geht im April durchschnittlich eine Stunde nach der Sonne unter, bleibt also, praktisch genommen, gleichfalls während des ganzen Monats unsichtbar.

Jupiter geht anfangs April um 5¾ Uhr, Ende April aber schon um 4 Uhr morgens auf; in der zweiten Monatshälfte ist er somit im Dämmerlicht tief am östlichen Morgenhimmel sichtbar.

Saturn geht im Monatsdurchschnitt um 3¼ Uhr morgens auf und ist in den frühen Morgenstunden (im Sternbild des Steinbocks) während des ganzen Monats als mattgelb leuchtendes Gestirn tief am südöstlichen Himmel sichtbar. Am 10. April kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus geht durchschnittlich schon bald nach Mitternacht auf, er kann also während der zweiten Hälfte der Nacht, gleichfalls tief am südöstlichen Himmel, beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, nur wenig südwestlich von dem hellen Stern μ desselben, fast unverrückt stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt um 12¾ Uhr nachts unter, ist aber, seines kleinen, scheinbaren Durchmessers und seiner geringen Helligkeit halber, nur unter Zuhilfenahme eines größeren Fernrohrs als Planet erkennbar.

Sternschnuppen. Am 20. April passiert die Erde auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich die Bahn eines Meteoritenschwarmes, der scheinbar von dem gegenwärtig am nordöstlichen Abendhimmel stehenden Sternbild der Leier ausstrahlt, weshalb die aus diesem Schwarm kommenden Sternschnuppen den Namen Lyriden führen. Es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten um die angegebene Zeit zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Ausstrahlungspunkt in der Nähe des hellen Sterns Wega (Alpha in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarmes, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 vor Chr. Geb. zurückverfolgt werden können, entspricht fast vollkommen der des Kometen 1861, I (Umlaufszeit 415 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Wage, aus dem Drachen („Draconiden") und aus dem Herkules.

Zodiakallicht. An Orten mit reiner und durchsichtiger Luft, am besten also in der Nähe des Gebirges, ist nach Eintritt völliger Dunkelheit auch im April noch (besonders in seiner ersten Hälfte, während welcher in den ersten Abendstunden der Mond nicht am Himmel steht) das Zodiakallicht am westlichen Himmel sichtbar.

-rt-

•

1. Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg.

H. F., 9. April. In der heutigen dritten und letzten Vollversammlung sprach der kgl. Rat Professor Dr. med. Liebermann (Budapest) über die Aufgaben und die Ausbildung von Schulärzten. Die Schüler der höheren Lehranstalten, so etwa führte der Redner aus, bedürfen in gleicher Weise einer ärztlichen Aufsicht, wie die Schüler der Volksschulen. Es sei daher betreffs der ärztlichen Schulaufsicht zwischen Volksschule und höherer Schule kein Unterschied zu machen. Die Schule sei an sich keine Sanitätsanstalt, sondern eine Disziplinanstalt zur Erwerbung möglichst vieler Kenntnisse. Es sei aber kein Zweifel, der Besuch der Schule sei mit fast ebenso vielen gesundheitlichen Gefahren verbunden wie die Beschäftigung der Arbeiter in den Fabriken. Ebenso wie dem Fabrikherrn die gesetzliche Verpflichtung obliege, Einrichtungen zu schaffen, um den gesundheitlichen Gefahren in seinem Etablissement zu begegnen, so habe die Schule die Pflicht, die gesundheitlichen Gefahren, die der Schulbesuch im Gefolge habe, nach Möglichkeit zu bekämpfen. Die Einführung der Gesundheitslehre als Lehrgegenstand in den Schulen sei daher um so notwendiger, als die hygienischen Kenntnisse der Schüler der Familie und somit dem Volke zugute kommen würden. Allerdings habe die Einführung der Gesundheitslehre als Lehrgegenstand die hygienische Ausbildung der Lehrer zur Voraussetzung. Der Lehrplan der höheren Schulen bedürfe dringend einer gehörigen Reform. Die Realschulen und Realgymnasien, die es vor hundert Jahren nicht gab, seien verunglückte Einrichtungen, da den betreffenden Schülern fast sämtliche Gelehrtenberufe verschlossen seien. Es komme hinzu, daß die breite Volksmasse sich einen Gelehrten ohne Kenntnis der klassischen Sprachen des Altertums nicht denken könne. Aber auch von den klassischen Gymnasien müsse eine Aenderung des Lehrplans gefordert werden; die Gymnasien wären verpflichtet, den Naturwissenschaften einen breiteren Raum zu gewähren, damit ihre Zöglinge nicht denen der Realschulen und Realgymnasien in dieser Richtung nachstehen. Dies müßte geschehen selbst auf Kosten der klassischen Sprachen, zumal die Gymnasialabiturienten die klassischen Sprachen trotz allen Fleißes nur verhältnismäßig mangelhaft beherrschen. Von den Schulärzten sei außer einer allgemeinen ärztlichen Ausbildung eine speziell hygienische und pädagogische Ausbildung zu fordern. Wenn die Schulhygiene in dieser Weise zur allgemeinen Einführung gelange, dann werde dieselbe zu einem Kulturwerk ersten Ranges werden. (Lebhafter, lang anhaltender Beifall.)

Der Vorsitzende, Geh. Medizinalrat Dr. Griesbach (Mülhausen, Els.) verlas danach folgendes Telegramm: Seine Majestät der Kaiser und König lassen dem ersten internationalen Kongreß für Schul-Gesundheitspflege für dessen freundliche Begrüßung huldvollst danken und den Beratungen besten Erfolg wünschen. Im Allerhöchsten Auftrage: v. Lucanus, Geheimer Kabinettsrat.

James Kerr (London) hielt darauf in englischer Sprache einen längeren Vortrag; er zeigte an Lichtbildern die Ventilationseinrichtungen in den Schulen Englands und Amerikas.

Danach hielt Professor Dr. med. Slvortzow (Charkow) einen philosophischen Vortrag über die Prinzipien der Erziehung und Bildung vom hygienischen Standpunkte.

Hofrat Dr. Schubert (Nürnberg) teilte danach mit, daß auf dem Kongresse vertreten waren aus Preußen 144, aus Bayern 356, aus dem übrigen Deutschland 121, im ganzen aus Deutschland 621, aus Belgien 8, aus Bulgarien 4, aus Cuba 1, aus Chile 8, aus Dänemark 9, aus England 48, aus Holland 51, aus Japan 5, aus Italien 4, aus Luxemburg 3, aus Norwegen 2, aus Oesterreich 322, aus Rumänien 3, aus Rußland 60, aus Schweden 11, aus der Schweiz 26, aus Serbien 3, aus Spanien 15, aus der Türkei 1, aus Ungarn 19, aus Uruguay 1, aus Nordamerika 11, im ganzen 1247 Mitglieder. Daraus sei zu ersehen, daß der Kongreß wirklich einen internationalen Charakter gehabt hat. (Lebhaftes Bravo.) Es waren außerdem 181 Teilnehmerkarten und 82 Damenkarten ausgegeben. In den Abteilungssitzungen und in den Vollversammlungen seien insgesamt 161 Vorträge, bezw. Referate gehalten worden.

Sir Landor Brunton (London) dankt danach für den freundlichen Empfang und gab nochmals die Versicherung, daß der nächste Kongreß in London eine ebensolche freundliche Aufnahme finden werde.

Dr. Stchholz (London), Vertreter des englischen Unterrichtsministeriums, schloß sich dem Danke des Vorredners an und teilte mit: der englische Unterrichtsminister habe ihn heute telegraphisch beauftragt, dem Kongreß den Dank der großbritannischen Regierung auszusprechen für die Wahl Londons zum nächsten Kongreßort. Der Unterrichtsminister gebe sich der Hoffnung hin, daß auf dem Londoner Kongreß die Arbeiten dieses Kongresses eine wesentliche Erweiterung erfahren werden.

Dr. Mathieu und Jules Gautier, letzterer französischer Generalinspekteur des öffentlichen Unterrichts (Paris), luden im Auftrage des französischen Unterrichtsministers den dritten internationalen Kongreß nach Paris ein.

Der Direktor des Reichsgesundheitsamtes, Geh. Regierungsrat Dr. Butzdorff (Berlin), dankte ebenfalls für die freundliche Aufnahme und brachte auf den Prinz-Regenten von Bayern ein dreifaches Hoch aus.

Es dankten noch im Namen ihrer Nationen Johannessen (Kopenhagen) und der bulgarische Unterrichtsminister Dr. Schischmanoff (Sofia). Alsdann schloß Geh. Medizinalrat Dr. Griesbach (Mülhausen, Els.)

Digitized by Google

den Kongreß mit einem dreifachen Hoch auf den Protektor, Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern.

•

33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

3. Sitzungstag. Nachmittags 2—4 Uhr. Die Verhandlungen der Nachmittagssitzung beschäftigen sich mit den Fragen der Bauchchirurgie. Das Schicksal der an den Bauchaffektionen Leidenden hängt in erster Linie davon ab, ob eine Keimvergiftung des Bauchfells, deren erste Quelle in der Regel der Darm sein wird, mit im Spiele ist, und für den Ausgang der Krankheit kommt es darauf an, ob die natürlichen Hilfskräfte des Organismus ausreichen, um dem Gifte zu begegnen, da der Einfluß unserer Maßnahmen in dieser Beziehung nur ein beschränkter und sehr bedingter ist. Es werden verschiedene Wege angegeben, um die Widerstandskraft des am Darm verletzten oder operierten Menschen zu heben. Herr v. Mikulicz (Breslau) hat in der Darreichung der Nucleinsäure ein Mittel gefunden, um die keimtötende Kraft des Bauchfells auf dem Wege der Uebervermehrung weißer, die Keime zerstörender Blutkörperchen erheblich zu stärken, und hat auch bei der praktischen Anwendung an Patienten, welche etwa 12 Stunden vor der Operation vorzunehmen ist, einen durchaus günstigen Eindruck erhalten. Auf dem Wege ähnlicher Ueberlegungen und Versuche eines seiner Assistenten, v. Majewski, ist auch Herr Koder (Krakau) zur Empfehlung der Einverleibung von Kulturbouillon gelangt. Die Vorschläge des Herrn Friedrich (Greifswald) laufen darauf hinaus, dem Kräftezustand solcher Patienten, welche auf natürlichem Wege nicht ernährt werden können, durch Einverleibung der zur Unterhaltung des Lebens notwendigen Nahrungsstoffe auf dem Wege der Einspritzung unter die Haut aufzuhelfen; es sind dies in erster Linie Kohlehydrate, Fett und Eiweiß, von denen Traubenzucker, Olivenöl und ein neues, unter der Kontrolle des Herrn Professor Siegfried in Leipzig hergestelltes Eiweißpräparat — Pepsinpepton — in der Tagesgabe von 60—80 Gramm bezw. 100 Gramm und 20 Gramm auf diesem Wege vom Organismus ohne Schaden vertragen werden. Diese Mengen reichen zwar nicht zur Unterhaltung des Lebens allein aus, können aber dazu beitragen, dem Körper über eine gewisse Zeit des Lebens hinwegzuhelfen. Zur Wegschaffung der in der Bauchhöhle stockenden schädlichen Abscheidungsstoffe nach Bauchoperationen empfiehlt Herr Kuster (Marburg), die Patienten möglichst dauernd auf dem Bauche liegen zu lassen, um diese Stoffe nach abwärts besser herausleiten zu können. Die übrigen Vorträge der Herren Brunner (Münsterlingen), Payr (Graz), Seefisch (Berlin), Riedel (Jena), Francke (Altenburg), Dreesmann (Köln), Borchert (Berlin), Lampe (Bromberg), Berg (Stockholm) befassen sich mit selteneren Krankheitsfällen und Operationsverfahren und wissenschaftlichen Untersuchungen von meist fachlichem Interesse.

*

Hochschulnachrichten.

-or- **Jena.** Den 100. Geburtstag Schleidens festlich zu begehen, liegt keiner Stadt und Universität näher als Jena, das die Hauptstätte seines Wirkens bildete. Die Gedenkfeier wurde aber der akademischen Ferien halber verschoben und wird um die Mitte des Sommersemesters zusammen mit der akademischen Preisverteilung stattfinden. Die Gedenkfeier zu Ehren des Großen Forschers verspricht eine durchaus würdige und eindrucksvolle zu werden.

hc. **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ist ein Lektorat für italienische Sprache errichtet und dasselbe dem italienischen Sprachlehrer Benedetto Aldano in Kassel übertragen worden.

* **Berlin.** Der Leiter des pharmazeutischen Instituts der Universität Berlin, Prof. Dr. H. Thoms, wurde von der Asociatiunea Generala a Corpului Farmaceutic Din Romînio in Bukarest zum Ehrenmitglied ernannt.

hc. **Breslau.** Bis zur endgültigen Besetzung der Stelle des Direktors der psychiatrischen Klinik, die durch die Berufung C. Wernickes nach Halle erledigt ist, ist der Privatdozent und erste Assistenzarzt dieser Klinik Dr. Ernst Storch mit der Leitung derselben und Abhalten der Vorlesungen beauftragt worden.

* **Greifswald.** Dr. Ludwig Heller, Privatdozent der indischen Philologie an der hiesigen Universität, ist außerordentlicher Professor geworden.

* Aus Oesterreich. Als Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie an der deutschen Universität in Prag wurde Dr. Ferdinand Schenk, als Privatdozent der Mathematik an der deutschen Technischen Hochschule in Brünn Dr. Ernst Fischer zugelassen. — Der frühere Professor des römischen Rechts an der Universität Innsbruck Dr. Wallentin-Puntschart ist in Graz im Alter von 80 Jahren gestorben.

S. W. K. Zur Behandlung der Ausländer an deutschen technischen Hochschulen wird uns aus **Darmstadt** geschrieben: Mit der bisher geübten völlig unterschiedslosen Behandlung der Studierenden der hiesigen Technischen Hochschule ohne Berücksichtigung der Nationalität, wird mit Beginn des neuen Semesters gebrochen werden. Laut Beschluß des Senats der Hochschule werden für das am 19. April beginnende Sommersemester in den Hör- und Konstruktionssälen an ausländische Studierende und Hospitanten erst vom 3. Mai ab Plätze vergeben. Diese Maßregel, die lange gehegten Wünschen der inländischen Studentenschaft entspricht, findet allgemeine Billigung.

W. **Kopenhagen.** Die kgl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften ernannte die Professoren Eduard Meyer (Berlin), Wellhausen (Göttingen) und Kohlrausch (Charlottenburg) zu auswärtigen Mitgliedern.

* Todesfall. Geheimer Regierungsrat Damert, Professor für Architektur an der Technischen Hochschule zu Aachen, ist gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schnmacher, München.

Nur M. 5.— (bisher M. 11.—)
K. Th. Vischer
Auch Einer!
Vorrätig bei A. Buchholz,
München, Ladwigstr. 7. (6687)

Zu unsere Leser!
Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten
Bücher und Verlagswerke
erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.
April 6, 1904.
My Friend Prospero.
A new Novel
By
Henry Harland.
Author of „The Cardinal's Snuff Box", etc. etc.
In 1 Vol.
(6579)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 12. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Glossen zur Frage Religion und Naturwissenschaft. Von Grm.

Die Erziehung der Jugend und geschlechtliche Aufklärung. (Schluß.) Von Professor Dr. Karl Kopp (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Paul Nerrlich: Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. — Bernhard Scholz: Lehre vom Kontrapunkt und den Nachahmungen.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin. — Die Gemälde aus dem Defensorium inviolatae virginitatis S. Mariae im Kreuzgang zu Brixen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Glossen zur Frage Religion und Naturwissenschaft.

Die Erregung über den Vortrag des Breslauer Chemieprofessors Ladenburg auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Cassel hat sich gelegt. Die Frage selbst vom Verhältnis der beiden Größen Naturwissenschaft und Religion wird immer von neuem auftauchen. Und der Typus der Lösungsversuche, welcher durch den Namen Ladenburgs bezeichnet ist, wird uns auch noch lange erhalten bleiben. Deshalb hat es guten Sinn, sich mit der Frage etwas gründlicher zu beschäftigen, als es bei einem plötzlichen Aktuellwerden zu geschehen pflegt.

Die Religion braucht eine Weltanschauung. Nicht daß sie Weltanschauung sei. Sie ist es so wenig wie sie Wissenschaft ist oder sein will. Für den Typus Ladenburg geht freilich alles dies in eins. Aber wie wir auch das Wesen der Religion näher bestimmen wollen, so wird es sich in ihr um einen Anschluß an die Mächte handeln, die der Mensch in seinem Schicksal und besonders auch in den Gegenwirkungen der Natur empfindet. Es ist freilich ein weiter Weg von der Zeit, als der Mensch sich und sein Schicksal von gespenstischen Geistern seiner Toten umgeben und beherrscht sah und sie bestechen, beruhigen, überlisten zu müssen glaubte, bis dahin, wo er es in die Weltentwicklung hinein verlegt und Verkehr mit dem Weltwillen sucht. Aber auf allen Stufen sollen diese Beziehungen ihn aus der Verflechtung reißen und freimachen und er wird, um sie mit Kraft pflegen zu können und dadurch sein Schicksal in die Hand zu bekommen, sich möglichst plastische Vorstellungen von der Art des Waltens dieser Mächte zu machen suchen.

Hier entstehen die ersten umfassenderen Vorstellungskomplexe über den Naturzusammenhang. Hier entsteht die erste primitive Wissenschaft, deren Hüter, Pfleger, Bildner noch die Priester sind, die Vertreter der Religion.

Und von dieser Seite her hat die Religion und wird sie immer behalten ein Interesse an der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist längst selbständig geworden — gleichviel zunächst auf welche Weise. Indem sie nun nach eigenen Gesetzen neue Vorstellungen über den Naturzusammenhang formuliert, kann sie in Spannung mit der Religion kommen, die etwa noch an den früheren Vorstellungen festhält, und deren Vertreter nicht immer befähigt sind, die Grenzen zwischen dem religiösen Glauben selbst und zwischen den Naturvorstellungen, in die er sich gekleidet hat, zu ziehen. Es ist das auch schwer, und Naturforscher wie Häckel und Ladenburg können es leider ebensowenig.

Andrerseits hat die Naturwissenschaft ein Interesse, ihre Ergebnisse zu allgemeineren Gedanken zusammenzufassen, durch allgemeinere Hypothesen zu stützen. Gleichviel woher: sie hat es. Und wenn nun minderbegabte und kritiklose Leute sich der Sache bemächtigen, und es gibt solche — ihre Lautheit wächst sogar mit der Entfernung vor der kritischen Begabung —, so entsteht in ihren Köpfen die Vorstellung, die bei mangelnder Kritik zu entstehen pflegt: ihr Arbeitsfeld sei die Welt, ihr Arbeitsgesetze die Weltgesetze und außer ihnen, ihrer Arbeit und Leistung sei überhaupt nichts von Bedeutung denkbar. Es ist erstaunlich, mit welcher Naivetät Männer wie Häckel und Ladenburg es als das Selbstverständlichste von der Welt betrachten, daß die paar Daten des ungeheuer verwickelten Weltprozesses, die gerade ihnen erreichbar sind, das Ganze darstellten.

Hier also sind Reibungsflächen und Probleme genug und die Schuld daran, daß es nicht zur Arbeit, zur Zusammenarbeit kommt, ist auf beiden Seiten groß. Die Erwägung, daß es weder eine abstrakte Religion noch eine abstrakte Wissenschaft gibt, sondern Menschen, deren Geist noch der einen wie nach der andren Seite gespannt ist, Menschen, die sowohl jene als diese Kräfte und Fähigkeiten brauchen, um sich gesund zu entwickeln, diese Erwägung ist auf beiden Seiten selten.

Vor allem aber selten ist noch die Einsicht, welche durch Kant zum Stempel einer neuen Geistesepoche geworden ist, daß die Wahrheit keine allgemeine, lückenlose, glatte Theorie ist, sondern daß die Wahrheit die Zukunft der Menschen ist und das was sie herbeiführt, und daß sie deshalb in den Spannungen ruht, in welchen der Mensch geistig lebt, die ihn erwecken, am Leben erhalten, vorwärts und höher treiben. Und daß zu diesen Spannungen auch die gehören zwischen den persönlichsten, intimsten, subjektivsten Behauptungen und fast schon Befehlen und Forderungen des religiösen Geistes und den unpersönlichsten, uninteressiertesten, objektivsten Sätzen, in denen der Mensch das seiner Seele Fernste noch gerade zu beherrschen vermag, um es zu benutzen: der Naturwissenschaft.

Diese Spannung hat sich als fruchtbar genug erwiesen, denn sie hat den Darwinismus erzeugt, der von der einen Seite gesehen, das Ungeistigste und beinahe Geistloseste, jedenfalls Seelenloseste ist, das man auf dem Gebiet der geistigen Arbeit an der Welt hätte erdenken können, eine Zurückführung zweckvollster höchster Typen auf blind waltende mechanische Bewegungen, und der von der anderen Seite das Persönlichste, Anthropomorphischste, Subjektivste ist wiederum, das man als Unterbau für die intimste Religion erdenken könnte: eine Konstruktion des Weltalls auf den Menschen oder vielmehr auf die Zukunft der Menschen hin, der sich eine Jahrmilliarden zurückreichende Vorgeschichte darin geschaffen hat und die kühnste Zukunftshoffnung; denn wenn aus kaum noch differenzierten Sinnen diese bunte Geisteswelt wurde, was mag aus den Anfängen höherer Sinne, die in uns arbeiten, allem dem, was wir Glauben, Ahnen, Hoffen und tiefes Sehnen nennen, im Laufe der Epochen werden! Diese Anschauung sieht nicht mehr den Menschen als ein für allemal geschaffen an, mit

einem ein für allemal fertigen und gültigen Organ, um die ein für allemal dastehende Weltwahrheit zu ergründen, sondern sie legt alle geistigen Fähigkeiten, damit auch alle Wissenschaft und sich selbst in das Bedürfen des Menschen. Sie macht die Wahrheit zu einer subjektiven praktischen Angelegenheit der Menschen, deren Motive sowohl als Schranken von den Bedürfnissen des menschlichen Herzens ausgehen. So ringen wundervollste Elemente der Weltanschauung da, aber die Baumeister zanken.

Wir sind nun übrigens nicht der Meinung, daß gerade die von der Naturwissenschaft ausgehende oder doch mit ihr zusammenhängende Schwierigkeit die ist, welche die gefährlichste Krisis der Religion ausmachen kann oder heute ausmacht. Für viel gefährlicher halten wir die innere Reibung zwischen niederer, aber institutionell festgestellter und höherer von den institutionellen Faktoren verfolgter Religiosität, ebenso die zwischen verschiedenen Stufen der Ethik und endlich die der verschiedenen sozialen Ideale. Demgegenüber ist die Schwierigkeit, die Religion aus dem Weltbild der Vergangenheit zu lösen und in neue und verständlichere Zusammenhänge zu bringen, durchaus nicht die größte. Aber groß ist sie jedenfalls auch. Und sie ist, wenn auch nicht die Krisis der Religion in der Gegenwart oder gar ihre Wurzel, so doch die Seite der Krisis, welche dem öffentlichen Gewissen am stärksten deutlich geworden ist.

*

Es ist schwer, den Lodenburgschen Vortrag richtig zu behandeln. Vielleicht wird man ihm mit einer gewissen Bonhomie am ersten gerecht.

Man denke sich einen Mann, der vor einer großen Versammlung von studierten Leuten über die Gottesfrage folgenden Tiefsinn vorträgt: „Da wir nicht wissen, woher die weltbeherrschenden Gesetze kommen, und da diese für die Entstehung der Welt keine Erklärung geben, so sind wir durchaus berechtigt, uns einen Weltenschöpfer als allmächtigen Gott vorzustellen, wenn derselbe auch nach Erschöpfung der Welt nicht mehr über den Gesetzen stehen kann, da sonst seine Allmacht irgendwo oder irgendwann in Erscheinung treten müßte. Wir müssen ihn jetzt als eine Verkörperung dieser Gesetze denken." Da müssen wir doch des Goetheschen Wortes gedenken:

> Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Staren sprechen —

sagt Ladenburg zu einem ähnlichen Herumgerede, das er aus einem alten Mönche abdruckt. Ueberhaupt die Goethe-Zitate! Wir kennen sie als Eigentümlichkeit der Gruppe um Häckel, und wir haben dabei auf dem exakten Wege der experimentierenden Methode das Gesetz eruiert, daß die Zahl der Goethe-Zitate mit der Entfernung vom Goetheschen Geiste zunimmt.

„Ein Traum war es, ein vermessener und gänzlich haltloser Traum, der dem Menschen seine nahen Beziehungen zum Schöpfer vorspiegelte, der ihn als sein Ebenbild geformt haben sollte. Ganz richtig kennzeichnet Goethe diesen Standpunkt, wenn er den Erdgeist zu Faust sagen läßt:

> Du gleichst dem Geist den du begreifst,
> nicht mir.

Wir glauben, daß dieses Wort noch viel richtiger auf den Traum paßt, welcher dem Herrn Professor Ladenburg seine nahen Beziehungen zum Goetheschen Geiste vorspiegelte, von dem der seinige wirklich zu wenig Ebenbild ist, um ihn zu begreifen.

Und hinter alle die entsetzlichen Trivialitäten, die er vorbringt, setzt er das fernere Goethe-Zitat:

> Die Wenigen, die was davon erkannt,
> Die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

So sei es auch heute noch, sagt er ausdrücklich dazu. Dann kann ihm das Jubelgeheul des sämtlichen satten Pöbels, der seinem Vortrag gefolgt ist, experimentell bewiesen haben, in welche Reihe er nicht gehört. Wo hat er sich denn verbrannt? Er müßte gerade in einen der reichlich entzündeten Weihrauchkessel gefallen sein.

Der Professor Ladenburg weiß offenbar so wenig wie der ganze übrige Häckelkreis, worin das Verwerfende liegt, das ihre Auseinandersetzungen für jeden Religiösen haben, er mag übrigens orthodox oder liberal, Atheist oder Pantheist oder Deist oder Christ sein. Die Mißhandlung der sie uns unterwerfen, ist im wesentlichen dieselbe, die wir in der Schule zu ertragen hatten, wenn uns eine Dichtung irgend eines Großen klein erklärt wurde. Es sind dieselben Prokrustesqualen, die sich überall einstellen, wo an ein Lebendiges ein unpassender Maßstab gelegt wird. Wenn sich Ladenburg dieses Leiden, von dem er offenbar keine Ahnung hat, ein wenig vergegenwärtigen will, so möge er sich den umgekehrten Fall vorstellen, etwa, daß ihm eine ernsthafte Erörterung darüber zugemutet würde, ob und wiefern sich das kopernikanische Weltsystem halten lasse gegenüber dem halb dichterischen, halb religiösen Mythos von der Sonne zu Gideon und dem Monde im Tale Ajalon, selbst wenn diese Untersuchung darauf hinausliefe, dem Kopernikus recht zu geben. Er würde aus den Empfindungen, die ihn dabei befallen und seine Gliedmaßen krümmen würden, entnehmen können, daß nicht das zufällige Ergebnis, sondern die Sache selbst, dies, daß ein wissenschaftlicher Satz mit einer religiösen oder auch dichterischen Anschauung konfrontiert wird, etwas unmittelbar entweder Verletzendes oder Erheiterndes hat. Er wird fragen, ob denn also jene religiösen Sätze alle nur religiöse Geltung hätten. Und wir werden ihm antworten müssen, daß in diesem „nur" das liegt, was empört oder belustigt. Denn das freilich gedächten wir keinen Augenblick in Abrede zu stellen, daß das kürzeste Chemiekolleg von heute mehr wissenschaftliche Richtigkeiten enthält als die Bibel, die heiligen Schriften der Inder und das atheistische Schopenhauersche System zusammengenommen. Man kann über eine religiöse Aussage alle möglichen wissenschaftlichen Untersuchungen anstellen, über ihre Herkunft, die Herkunft ihrer Teile, ihre Geschichte, nur nicht darüber, ob sie als wissenschaftliche Aussage ihren Sinn behalten würde. Das hieße die Frage stellen, ob ein roter Rock noch rot bliebe, wenn er weiß gefärbt würde. Nicht daß Ladenburg und seine Freunde „ihr volles Herz nicht wahrten" wird ihnen verdacht, sondern das Gegenteil.

Unter solchen Umständen kann man sich natürlich auf eine direkte Diskussion nicht einlassen. Um so größeren Wert wird es haben, der sachlichen Frage selbst zu Leibe zu gehen und Ladenburgs Thesen als Illustrationen dafür beizubringen, wie man über diese Fragen nicht verhandeln kann.

Zunächst müßte es sich darum handeln, die Naturwissenschaft erst einmal in das Ganze des menschlichen Geisteslebens wieder einzurenken. Unser Verhältnis zu seinem Zusammenhang wird das kleinste „unverhältnismäßig". Ein Spatz auf einer Wäscheleine erschien einst einem, der ihn durch eine Zaunritze gegen den leeren Himmel sah, als ein Adler auf einer Turmspitze. Und Professor Ladenburg sieht durch eine sehr schmale Ritze und gegen einen sehr leeren Himmel. Er sieht nur seine Wissenschaft und ihre Erkenntnismethode und deshalb sieht er auch sie nicht, sondern ein ungeheuerliches Phantom von ihr; und sie muß ihm deshalb die Ursache von allem sein, an dessen Existenz und Wert er sonst noch glaubt: „Ich behaupte, daß fast alle humanen Bestrebungen der letzten Jahrhunderte hauptsächlich durch die Aufklärung veranlaßt wurden, die wir den Naturwissenschaften verdanken."

Man muß solche Dinge nicht zu tragisch nehmen. Auf der Gegenseite geschieht Analoges häufig genug. Es ist eine tiefe und in ihrem Kern religiöse Einsicht in den Verlauf des Weltprozesses, welche sagt, daß die Geschichte schöpferisch sei auch für neue Werte und neue Wahrheiten, und daß man das Weltganze unter dem Gesichtspunkt immer der höchsten uns erreichbaren Werte und Typen betrachten müsse. Und wie wird diese Erkenntnis gemißbraucht, wenn man daraufhin bestimmte Urkunden zum Maße aller Wahrheit macht, nicht nur der eigenen Art, sondern jeder Art. Trotzdem ist dies, wenn auch nicht praktisch, so doch prinzipiell noch heute die Stellung unzähliger

Digitized by Google

Theologen, wenn auch freilich kaum von Universitätsprofessoren.

Also man hat sich — alles gegen einander aufgerechnet — nicht allzu viel vorzuwerfen. Doch erfordert die Gerechtigkeit zu sagen, daß zur Zeit der Wille zum ehrlichen Verständnis der andersartigen Arbeit bei den Theologen kräftiger ist als bei den Naturforschern.

*

Die Titiussche Gegenschrift [1]) bringt in ruhigem sachlichen Ton die Gesichtspunkte, welche zur Beurteilung der Frage nötig sind, mit fast erschöpfender Vollständigkeit. Zuerst die Einordnung der Naturwissenschaft in das Gesamtbild des geistigen Lebens, die Vorfragen über die Bedingungen aller Erkenntnis, über das Verhältnis der menschlichen Geschichte zur gewöhnlich so genannten Naturgeschichte und über den Primat des Willens im Geistesleben (S. 3 bis 31); dann ein Bild der christlichen Religion in ihrer Bedeutung für das geistige Leben der Gegenwart (bei Dichtern, Theologen, Philosophen, Naturforschern), in ihrem Anspruch und Recht auf Wahrheit und in ihren Wirkungen zumal auf die Naturwissenschaft (S. 31 bis 71); schließlich auf dieser doppelten sachlichen Unterbauung eine Beleuchtung der besonderen Streitpunkte: Unendlichkeit der Welt, Gesetzmäßigkeit des Geschehens und natürliche Entwicklung der Organismen, wobei die Ideen des Wunders und der Unsterblichkeit mit verhandelt werden (S. 109 bis 108).

Wir können natürlich nicht daran denken, über diesen ganzen reichen Stoff oder auch nur die durchgeführten Grundgedanken zu berichten, wir können nur, wie wir getan haben, die ungefähren Gegenstände angeben und ein eingehendes Studium anempfehlen. Besonders auch für Naturwissenschaftler. Die Spannung zwischen der Arbeit, die unter dem Gesichtspunkt des Objektiven steht, und der, welche vom übertragenden Wert des Lebens und also des Subjektiven, Persönlichen, ausgeht, ist an sich gesund und außerordentlich anregend für die Arbeit unsres Geschlechts an der Weltanschauung. Es wäre von allergrößtem Werte, wenn an die Stelle des Fachgeistes und der Fachüberhebung eine ruhige sachliche Arbeit an den gemeinsamen Problemen träte. Die Titiussche Schrift macht durch ihren gelassenen, auf Probleme konzentrierten und durch sie allein bestimmten Ton ein angenehmes Studium dieser Fragen verhältnismäßig leicht.

Grm.

1) Titius: Religion und Naturwissenschaft. Tübingen, Mohr 1904. 108 S. und 6 S. Anm.

Die Erziehung der Jugend und geschlechtliche Aufklärung.

Von Professor Dr. Karl Kopp (München).

(Schluß.)

Eine Vereinigung von Pädagogen und Aerzten wäre wohl am ehesten berufen, diese Frage in ernster Beratung zu behandeln, und ich würde es außerordentlich begrüßen, wenn der demnächst in Nürnberg zusammentretende Kongreß für Schulhygiene die [illegible] sexuellen Pädagogik noch in letzter Stunde [illegible] wollte; zu meinem Bedauern [illegible] *) Nach meinen früher gegebenen Ausführungen aber dürfte es sich, allgemein gesprochen, empfehlen, eine gewisse Kenntnis der an der Fortpflanzung [illegible] biologischen Tatsachen [illegible] Unterricht vor Naturkunde zunächst hinsichtlich der Pflanzenwelt, dann auch hinsichtlich der Tierwelt zu vermitteln. In den oberen Klassen aber wäre ein auch aus anderen Gründen sehr erwünschter Unterricht über die Anatomie und Diätetik des menschlichen Körpers einzuschalten, der bisher überall fehlt; hier könnte in völlig unbefangener, zwangloser und würdiger Weise, ohne jede Breite und doch in ausreichender Weise auf die Bedeutung der sexuellen Funktionen und Organe, deren Anatomie und Physiologie, und auch über die Gefahr des außerehelichen Verkehrs und die venerischen Erkrankungen das Nötige gesagt werden. Auf einzelne Punkte kann aber dann, wenn ein Verdacht oder die Gewißheit besteht, daß jener oder dieser Schüler, oder eine ganze Klasse geschlechtlichen Sünden ergeben sind, auch schon früher hingewiesen werden. Wohlmeinende und rechtzeitige Belehrung wird hier unendlich viel mehr bewirken als strenge Strafen.

Aber die Schule kann auch in anderer Richtung günstig wirken. Ich bin nicht der erste, wenn ich es beanstande, daß auf unseren Mittelschulen und insbesondere in den Gymnasien unsere Jugend infolge der zahlreichen Unterrichtsstunden und der Ueberbürdung mit Hausaufgaben zu einem übermäßig langen Stillsitzen gezwungen wird, und daß für die körperliche Ausbildung, für die zur Erhaltung der Gesundheit nötige Bewegung in frischer Luft, für Turn- und Bewegungsspiele viel zu wenig Zeit übrig bleibt. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich alle jene Klagen wiederholen, die von Eltern und auch vielen Pädagogen, insbesondere aber von den Aerzten seit langer Zeit gegen die schweren Schäden des herrschenden Systems unserer Gymnasialbildung erhoben wurden. Es ist gewiß kein Zweifel, daß die Methode des Unterrichts eine viel zweckmäßigere geworden ist als früher; aber vergebens sucht man zu finden, wie und wo etwa die durch die Verbesserung der Methode gewonnene Zeit für den Zweck geistiger Ruhe und Ausspannung, für den Zweck körperlicher Uebungen verwendet worden wäre. In dieser Hinsicht können wir wahrlich die englischen, großen Grammar-Schools nur beneiden. Dort artet freilich die körperliche Arbeit in leidenschaftliches Sportswesen aus und man kann gewiß sagen, daß dort vielleicht zu viel des Guten in dem geschieht, wo man bei uns zu wenig tut. Immerhin läßt sich auch von anderen Nationen lernen, und für uns kommt, wenn wir die angegebene Seite des freilich nicht der Gesamtheit zugute kommenden englischen Erziehungswesens günstiger beurteilen, außer dem Nutzen für die Gesundheit des jugendlichen Körpers an sich besonders in Betracht der außerordentlich günstige Einfluß reichlicher körperlicher Uebung in sittlicher Beziehung. Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß sexuelle Verirrungen an den großen englischen, meist auf dem Lande gelegenen vornehmen Grammatikschulen sehr selten sind, und daß die dort erzogene Jugend durch einen hohen Grad körperlicher Tüchtigkeit und Kraft sich auszeichnet. Dazu kommt die Anerziehung eines hohen Gefühls von Selbstachtung, der Wert, den die Jugend selbst auf Erlangung und Erhaltung einer guten Leibesbeschaffenheit legt, die mit dem Training für den Sportszweck notwendig verbundene, nüchterne Lebensweise und der Sinn für Offenheit und Wahrhaftigkeit, welcher der Selbstachtung entspringt und den ich als eine der wirksamsten Schutzwehren gegen Heimlichkeiten aller Art und auch gegen die geheimen Sünden der Jugend betrachten möchte. Man hat in Deutschland an manchen Orten den Versuch unternommen, mit entsprechender, unseren Verhältnissen angepaßter Modifikation das Gute aus dem englischen Erziehungssystem herüberzunehmen, und ich glaube, daß jeder, der für unsere Jugend ein warmes Herz hat, das Programm, welches die Landerziehungsheime in Ilsenburg im Harz durchzuführen sich zur Aufgabe gemacht haben, in hohem Grade befriedigen muß.

Ein weiterer und meines Erachtens sehr wichtiger Punkt sexueller Pädagogik ist die Stellungnahme der Erziehung zum Problem der Sexual- und Ehe. Die Klarstellung der Sexualität von seiten beider Geschlechter ist, wie Siebert sehr gut ausgeführt hat, ein Entwicklungsprodukt unserer kulturellen Zustände und als solches für uns verehrungswürdig. Aber diese Wertschätzung der sittlichen Reinheit hat doch wenig zu tun mit der Geheimhaltung und Vertuschung auf dem Gebiete des Geschlechtslebens; sie hat gar nichts zu tun mit der aus dem extremsten

*) Ist geschehen. Die Red.

Digitized by Google

Dualismus erwachsenen Vorstellung von der Sündhaftigkeit des nackten menschlichen Körpers. Durch eine ungesunde und unnatürliche Erziehung sind weite Kreise heute zu einer so perversen und krankhaften Art von Schamhaftigkeit gekommen, daß sie schon durch die Harmlosigkeit eines Brunnenbuberls, durch die nackten Arme oder Beine eines Schulmädchens, ja sogar durch die Einrichtung einer öffentlichen Schwimmanstalt oder die bloßen Knie eines Oberländers oder Tirolers sich verletzt fühlen. Mit Leuten, deren Schamgefühl einen so hohen Grad krankhafter Erregbarkeit erreicht hat, daß sie sich nicht scheuen, herrliche, absolut keusch gedachte Kunstwerke, die in ihren eigenen verderbten Herzen lüsterne Gedanken erwecken, als unmoralisch zu denunzieren, und auch nicht davor zurückschrecken, solche Kunstwerke, wenn ihnen die Gelegenheit gunstig erscheint, zu demolieren, können wir uns in keinen Streit einlassen. Im entgegengesetzten Sinne vielmehr möchte ich den Standpunkt vertreten, dem auch Siebert Ausdruck gegeben hat in den Worten: „Die meisten von uns haben wohl die Reinheit wieder lernen müssen durch die Kunst". Denn durch eine falsche Moral verbildet, sind wir zu einem unreinen Denken erzogen worden.

„Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimut," sagt Rosegger, „bringt zum Falle, sondern die Geheimnistuerei, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde. Unter dem Feigenblatte gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit. Die Prüderie verdeckt und die Verdeckung macht lüstern. — Legt der mediceischen Venus ein Hemd an: das schöne Weib ist fort, und das interessante Frauenzimmer ist da."

Daß es auch praktisch sehr wohl durchführbar erscheint, die Jugend an den Anblick des Nackten in der Kunst zu gewöhnen, davon habe ich mich bei Wanderungen durch die Kunstmuseen Italiens oft zu überzeugen die Gelegenheit gehabt. Wiederholt haben Lehrer, über diesen Gegenstand befragt, die bestimmte Versicherung gegeben, daß eine Schädigung der sittlichen Führung der jungen Leute aus diesem Besuche der Kunstmuseen, der einen Teil des offiziellen Unterrichtsprogramms darstellt, sich noch niemals ergeben habe.

Auch mit der Literatur verhält es sich nicht viel anders. Erotische Schilderungen und den Ausdruck erotischer Empfindungen hier zu verbieten, käme fast einem Verbot der Poesie selbst gleich. (Foerster.) Deshalb die Jugend vom Genuß literarischer Kunstwerke ausschließen zu wollen, wäre um so mehr verfehlt, als ein solches Verbot ja doch nur umgangen werden würde. Für ebenso töricht halte ich die unglaublich geschmacklose Verballhornung unserer schönsten Volkslieder ad usum delphini, d. h. für den Gebrauch unserer Volksschüler, die Ausmerzung eines jeden auch noch so harmlosen erotischen Anklangs. So lange die Kinder nicht erotisch empfinden, kann ihnen die Lektüre künstlerischer Literaturwerke, welche ja fast immer erotische Beziehungen enthalten, gewiß nicht schaden, und wenn sie einmal anfangen, so zu empfinden, dann fehlt es auch außerhalb der Literatur nicht an einer Unsumme von sexuellen Anregungen, vor denen wir unsere heranwachsende Jugend in keiner Weise zu bewahren in der Lage sind. Da erscheint es uns doch wichtiger, die Widerstandsfähigkeit derselben durch eine vernunftgemäße Belehrung zu befestigen.

Von manchen Schriftstellern wird ferner, und ich glaube mit Recht, gefordert, daß der Verkehr der heranwachsenden Jugend beider Geschlechter unter einander sich etwas freier gestalten möge, ja manche, wie Ribbing, treten direkt für eine gemeinsame Erziehung beider Geschlechter ein. Der letztere Vorschlag, der mir an sich durchaus sympathisch erscheint, dürfte bei der Schulorganisation unserer Großstädte sich kaum als durchführbar erweisen. Gegen die Tendenz unseres gegenwärtigen Erziehungssystems aber, welches im wesentlichen dahin zielt, die beiden Geschlechter im heranreifenden Alter möglichst zu trennen, wird man notwendig Stellung nehmen müssen. „Derjenige, der von Jugend auf mit Schwestern und deren Freundinnen unbefangen gesellig verkehren konnte, wird auch ganz gewiß später im Umgange mit dem anderen Geschlecht unbefangener, ruhiger, von geschlechtlicher Reizung freier und auch weniger linkisch sein, als derjenige, dem aus welchem Grunde immer, während der ganzen Entwicklungszeit ausschließlich der Verkehr mit den Altersgenossen des gleichen Geschlechtes zu Gebote stand." (Nach Siebert.) Ganz abgesehen davon, daß ein solcher exklusiver Verkehr aller Wahrscheinlichkeit noch einen wesentlichen Grund für die Entstehung erworbener perverser Gefühle, der erworbenen Neigung zum gleichen Geschlecht (Homosexualität) abgeben kann, scheint mir derselbe auch recht sehr geeignet, die sexuelle Erregbarkeit beider Geschlechter, wenn denn doch einmal die gezogenen Schranken fallen müssen, zu steigern. Es ist ganz gewiß besser, wenn wir frühzeitig dafür sorgen, daß zwischen älteren Knaben und Mädchen eine harmlose Kameradschaft eintritt. Wir haben die Geschlechter viel zu sehr getrennt und darum sind sie sich bis zu einem gewissen Grade fremd geworden. Eine vernunftgemäße und natürliche Erziehung wird diese Schranken, welche anderswo längst ohne Nachteil beseitigt sind, zu Falle bringen müssen. Es ist immer die alte Geschichte: durch ein vernünftiges Erziehungssystem, welches gegenüber den sexuellen Erregungen Abhärtung und Gewöhnung bietet, ist man viel eher in der Lage, den aus dem sexuellen Triebe erwachsenden Gefahren entgegenzutreten, als durch unser prüdes System absoluter Fernhaltung. Die Gefahr ist eine viel größere, wenn nach langer Zeit künstlich durchgeführter Isolierung schließlich doch und dann plötzlich die Gelegenheit zur Annäherung gegeben ist.

Es mag auffallend erschienen sein, daß ich bis jetzt des Religionsunterrichtes bei der Belehrung und Aufklärung der Jugend auf sexuellem Gebiete als eines zur Mitwirkung berufenen Faktors nicht gedacht habe. Dieses hat seinen guten Grund. Wir sehen keinen anderen Weg zu unserem Ziele, als den eines naturwissenschaftlichen Unterrichts, und darum gehört dieser Teil der Pädagogik zuerst in die Naturkunde, später in den von uns für notwendig erachteten Schlußkurs der Hygiene. Jüngeren Schülern gegenüber sollte der Religionsunterricht sich mit der Aufgabe der sexuellen Erziehung möglichst wenig befassen. Wertvoll aber wäre seine Unterstützung in den späteren Jahren der Reife mit oder nach Eintritt der Pubertät. Es fällt aber schwer, einzusehen, was bei Kindern im Alter von 6 bis 12 und 13 Jahren mit der immer wiederkehrenden formalen Behandlung des sechsten Gebotes oder gar mit der Aufforderung: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau, du sollst nicht ehebrechen" genützt werden soll. Dagegen wäre für junge Leute, denen eine sexuelle Erziehung auf naturwissenschaftlicher Grundlage bereits gegeben wurde, eine Mahnung zur Selbstbeherrschung aus ethischen und religiösen Motiven in einer Lebensperiode, in welcher sie für die richtige Bewertung des sexuellen Triebes ein Verständnis haben können, zweifellos von großer Bedeutung. Ich glaube mich mit einsichtigen Angehörigen verschiedener Konfessionen durchaus im Einklang zu befinden, wenn ich behaupte, daß auf dem heute behandelten Gebiete der religiös-ethische Unterricht nur dann von Wert sein kann, wenn man den wirklichen Lebensverhältnissen Rechnung trägt und den althergebrachten gänzlich unfruchtbaren Formalismus aufgibt, dessen Einwirkung für die noch unreife Jugend sicher mehr Gefahren als Nutzen bringt.

Diese Forderung einer sexual-hygienischen Erziehung den Mädchen vorzuenthalten, besteht kein Grund. Insbesondere gilt dies für die heute immer zahlreicher werdende weibliche Jugend, die zu selbständiger Erwerbtätigkeit gezwungen ist. So sehr wir mit allen jenen huntantären Bestrebungen, welche sich den Schutz der weiblichen Jugend zur Aufgabe gemacht haben, sympathisieren, so sehr müssen wir doch betonen, daß der Erfolg dieser Bemühungen voraussichtlich noch ein viel größerer sein würde, wenn es gelingen sollte, auch diese schutzbedürftige Jugend durch die Vermittlung eines gesunden und natürlichen Wissens gegen die Versuchungen und Anfechtungen des Lebens zu stärken. Ich weiß wohl, daß eine ganze Reihe von Momenten sozialer Natur, gelegentliche Arbeitslosigkeit, Wohnungsverhältnisse und schlechte Löhne, häusliche Einflüsse u. a. teilweise mit Recht dafür verantwortlich zu machen sind, wenn ein nicht unbeträchtlicher Teil

dieser jungen, sich selbst überlassenen Mädchen moralischen Schiffbruch erleidet und wohl auch gar zugrunde geht; ich halte es aber doch für zweifellos, daß der erste verhängnisvolle Schritt auf dem Wege zum Verderben sehr oft mit verschuldet ist durch die einer mangelhaften Erziehung zuzuschreibende Beschränktheit und die Unkenntnis in den Verhältnissen des wirklichen Lebens. — Aber auch den wohlbehüteten Mädchen der sogen. besseren Stände würde eine sachdienliche Belehrung über die der Vermehrung des Lebens zugrunde liegenden physiologischen Tatsachen in keiner Weise nachteilig sein. Namentlich in den reiferen Jahren aber und unbedingt vor dem Eintritt in die Ehe muß auch das letzte in vollständiger Klarheit gesagt werden und wer möchte daran zweifeln, daß niemand sich für diese ganze Belehrung besser eignen wird, als eine verständige Mutter? Da aber die Erfahrung lehrt, daß diese verständigen Mütter keineswegs überall gefunden werden, so fällt auch hier der Schule eine wichtige Aufgabe zu, welche sie mit der Zeit zu erfüllen und mit dem nötigen Takt zu erfüllen lernen muß. Ueber den Gang einer solchen Aufklärung habe ich nach meinen früheren Ausführungen nichts weiter zu sagen. — Poetisch veranlagte Gemüter werden wohl hier der Besorgnis Ausdruck geben, daß durch einen solchen Unterricht der Duft und Zauber der Unschuld von den jungen Mädchenblüten genommen wird. Der Duft und Zauber der Unschuld aber beruht meines Erachtens, insofern er auf eine ernste Wertschätzung Anspruch machen kann, nicht auf der mehr oder weniger vollkommenen Unkenntnis auf dem Gebiet der natürlichen Dinge, sondern auf einer reinen und keuschen Denkungsart, welche durch das Wissen an sich in keiner Weise gefährdet wird. Wie unendlich schädlich die Unwissenheit hier wirken kann, lehrt uns die Nervenpathologie in dem großen Kapitel der Hysterie. Aber auch sonst scheint mir eine möglichst durchgreifende Aufklärung der jungen Mädchen, wenigstens vom Zeitpunkte der erreichten Mannbarkeit an, ungemein wertvoll. Jene für unser ganzes Volkstum geradezu gemeingefährliche Literatur, welche es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, durch die Empfehlung von konzeptionsverhütenden Mitteln uns auf jenen bedenklichen Standpunkt zu bringen, den unsere Nachbarnation jenseits des Rheins erreicht hat, würde von einer gesund und natürlich erzogenen jungen Frauenwelt mit Verachtung zurückgewiesen werden. Leider macht sich auch bei uns bereits, wie die Statistik lehrt, ein langsames Absteigen in den Zahlen der Bevölkerungszunahme bemerkbar.

An der Lösung dieser Frage mitzuwirken, sind aber nicht nur Lehrer und Aerzte, nein, dazu sind alle berufen. Schon jetzt, glaube ich, können die gebildeten Mittelklassen, die schon auf so vielen Gebieten bahnbrechend gewirkt haben, auf der Basis der dem Nachdenken entsprungenen Ueberzeugung und gestützt durch eine bereits umfangreiche Literatur, im Bereiche ihrer eigensten Familiensphäre vorbildlich vorgehen. Wird erst hier der errungene Vorteil sichtbar, so ist Grund zur Hoffnung, daß die Schule und damit die Allgemeinheit folgen wird. Möge die Zukunft, die uns eine bessere sexuelle Erziehung der Jugend bringt, nicht allzu ferne sein.

Ein Anfang aber muß gemacht werden; denn bei der Frage der geschlechtlichen Aufklärung handelt es sich, wie H. Fürth sagt, nicht um eine Sache, die man tun oder lassen kann, nicht um eine Erwägung der Opportunität, sondern um ein tief einschneidendes Interesse, um die Gesundheit und die Kraft, um die sittliche Schönheit und die Widerstandsfähigkeit unserer Jugend und damit des ganzen Volkes.

Bücher und Zeitschriften.

Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. (IX, 344 S.)

Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des Dichters von einem Gelehrten, der unbestritten zu denen zählt, die am tiefsten in die Geisteswelt Jean Pauls eingedrungen sind; Nerrlichs vor 15 Jahren erschienene Biographie des Dichters gilt mit Recht als ein grundlegendes Werk in der Geschichte unserer Literatur. Von den mitgeteilten Briefen waren 68 bisher ungedruckt. Die an Otto gerichteten hatte (1829 bis 1833) Ernst Förster zuerst veröffentlicht und ihnen auch Briefe des Adressaten beigegeben. Letztere, sowie die ältesten Briefe Jean Pauls, hat Nerrlich fortgelassen, teils weil sie ihm unwichtig erschienen, teils weil er die Methode Försters, die er hier nicht nachprüfen konnte, für anfechtbar hielt. Die alte Ausgabe dürfte deshalb ihren Wert nicht ganz eingebüßt haben. Ottos anspruchslose Briefe enthalten immerhin so viel Zeitkolorit, um nicht ganz der Vergessenheit preisgegeben zu werden. Zudem war er sein ganzes Leben hindurch dem Dichter eng verbunden und in seine literarischen Pläne eingeweiht. Der Text der neuen Ausgabe weicht häufig von dem Försters ab, der weniger philologisch geschult war und auch nicht verschmähte, mitunter die Derbheiten, die sich der Dichter im schriftlichen Verkehr — zumal in seinen jungen Jahren — gestattete, fortzulassen oder zu mildern. Auch sonst haben Lesefehler, Voreingenommenheit und übertriebene Diskretion, deren Beweggründe jetzt fortgefallen sind, den Text, den der erste Herausgeber bot, verunstaltet. Besonders reich an ungedrucktem Material ist der zweite Teil des Buches, der die Briefe Jean Pauls an seine Frau und an seinen Schwiegervater enthält. Man wird auch heute diejenigen nicht ohne inneren Anteil lesen, welche während der Kämpfe geschrieben sind, die dem Dichter in seinem Eheleben beschieden waren. Ein Anhang bringt textkritische Anmerkungen und sachliche Erläuterungen. — Nerrlichs Fehde mit seinem literarischen Gegner Joseph Müller beanspruchte seinerzeit großen Raum in den Fachzeitschriften. Auch das Vorwort zu dem vorliegenden Buch beginnt mit einem zornigen Hinweis auf diesen unerquicklichen Streit, der besser in den Zeitschriften begraben geblieben wäre.

p—r.

Lehre vom Kontrapunkt und den Nachahmungen. Von Bernhard Scholz. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Wenn ein Meister es unternimmt, dem Anfänger den Weg zu den Höhen der Kunst zu weisen, wird er sicher sein dürfen, daß man es ihm danke. Das vorliegende Buch wird sich zweifellos dem angehenden Kunstjünger als ein treuer Freund und ein verläßlicher Berater erweisen.

Es mag fraglich sein, ob ich ein unparteiischer Beurteiler eines Werkes sein könne, dessen Werden ich vom Beginn bis zum Schlußworte verfolgt habe und dessen Verfasser mir persönlich nahesteht; ich darf es aber aus denselben Gründen desto eher versuchen, die Grundsätze auseinanderzusetzen, die Bernhard Scholz bei der Abfassung seines Buches leiteten. Er faßt den „Kontrapunkt" als einen organischen Teil der Musik auf und veranlaßt den Lernenden von den ersten Uebungen an seine Versuche nicht nur zu *sehen*, sondern zu *hören*. Er belehrt den Schüler vom ersten Beispiele an über das eigentliche Ziel aller kontrapunktischer Uebung. An äußerst lehrreichen Exempeln zeigt er, wie es vor allem darauf ankomme, lebensvolle und lebensfähige melodische Gebilde zu schaffen, die es verdienen, mit dem Namen „Musik" bezeichnet zu werden.

Das Buch beginnt mit einem allgemeinen Teile, in dem neben anderem die Anmerkungen über offene und verdeckte Quinten und Oktavenfortschreitungen, über „Querstände" u. s. w. sehr lesenswert sind.

Die bekannten fünf „Gattungen" folgen alsdann im zweistimmigen Satze, vermehrt durch eine sechste Gattung, in der die gegebene Stimme in rhythmischer Freiheit erscheint. In den ersten fünf Gattungen verwendet Scholz bereits Choralmelodien an Stelle des sonst vielfach üblichen ungegliederten Cantus firmus, für die sechste wählt er Weisen und Worte aus dem Schatze unserer uralten Volkslieder zur Bearbeitung und veranlaßt dadurch den Schüler, sorgfältig auf richtige Deklamation und guten Vokalsatz zu achten. Man befürchte nicht, daß dem Anfänger damit zuviel zugemutet werde. Er wird derartige Aufgaben mit größerer Freudigkeit und besserem Gelingen lösen als trockene Uebungen, die seine Phantasie in keiner Weise anregen. Die Aufgaben des zweistimmigen Satzes werden sodann in drei- und mehrstimmigem Satze wiederholt. Den Schlußstein dieses Ab-

Digitized by Google

schnittes bildet die achtstimmige Motette: Ave regina coelorum von Palästrina.

Nach Erläuterungen über doppelten und mehrfachen Kontrapunkt und interessanten Bemerkungen über die Kirchentöne folgt im dritten Abschnitt: Moderne Harmonik im Kontrapunkt. Während dem Schüler im Anfange nur Dreiklangsharmonien verstattet waren, um ihn möglichst wenig durch das Harmonische vom Melodischen abzulenken, werden ihm nunmehr die Verbote aus dem Wege geräumt, die ihm auf dieser Stufe seiner Entwicklung nur überflüssige Hindernisse wären. An Stelle von Palästrina tritt nunmehr Bach, dessen kühne Harmonik als erstrebenswertes, aber schwer zu erreichendes Ziel gezeigt wird. Den Beschluß bilden Bemerkungen über alle gebräuchlichen Formen des Kanons.

Die klare, verständliche Fassung, die Scholz allen seinen Erläuterungen zu geben gewußt hat, werden nicht wenig dazu beitragen, dem Buche die verdiente Beachtung und Verbreitung zu sichern.

Iwan Knorr.

x

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

24. März. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Kekulé v. Stradonitz las über den Apoll des Kanachos. Ein bei den von den königlichen Museen unternommenen Ausgrabungen in Milet 1903 gefundenes spätrömisches Relief zeigt die Figur eines Apoll, die auf rohe Weise den Apoll des Kanachos wiedergibt. Dies gab dem Vortragenden den Anlaß, die Kunststufe und die Eigenart des Kanachos zu erörtern. 2. Der Vorsitzende legte vor: Corpus inscriptionum Latinarum. Vols. VIII suppl. Pars III. Inscriptionum Mauretaniae latinarum, miliariorum et instrumenti domestici in provinciis Africanis repertorum supplementum ed. I. Schmidt (†), R. Cagnat, H. Dessau. Berolini, G. Reimer 1904.

24. März. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Fischer legte eine gemeinschaftlich mit Herrn Franz Wrede ausgeführte Untersuchung über die Verbrennungswärme einiger organischer Verbindungen vor. Um eine größere Genauigkeit in der Eichung der calorimetrischen Bombe Berthelots zu erzielen, haben die Verfasser durch Vermittelung des Herrn Kohlrausch die Herren Professor Jaeger und Dr. v. Steinwehr veranlaßt, in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ein neues elektrisches Verfahren für diesen Zweck auszuarbeiten. Mit einem derartig geeichten Instrument sind die Verbrennungswärmen von 35 organischen Verbindungen bestimmt woeden. An der Hand der Resultate wird u. a. der thermische Effekt der Polypeptid-Bildung und der konjugierten Doppelbindung besprochen. 2. Herr van't Hoff machte eine weitere Mitteilung über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen: XXXV. Die Zusammensetzung der konstanten Lösungen bei 83°. Gemeinschaftlich mit HD. Sachs und Blach wurden die zwanzig Lösungen konstanter Zusammensetzung, die bei 83° den Kristallisationsgang beherrschen, quantitativ untersucht. 3. Herr Koenigsberger übersendet: Hydrodynamische Untersuchungen, aus dem Nachlaß von H. v. Helmholtz zusammengestellt durch Professor W. Wien in Würzburg. Professor Wien hat unter den Helmholtzschen Papieren eine fast druckfertige Abhandlung „über Wasserwogen" gefunden, ferner zwei unabgeschlossene, aber ohne Schwierigkeit zum Abschluß zu bringende Aufsätze über die Bewegung kompressibler Flüssigkeiten, bei denen Symmetrie um eine Axe herrscht, und eine nur angefangene Untersuchung über das Verhalten spiralig sich aufrollender Wirbel.

•

33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie zu Berlin.

4. Sitzungstag. Vormittags 9—1 Uhr. Die Verhandlungen der Vormittagssitzung beginnen mit den Erörterungen zur Frage der Blinddarmentzündungen, welche freilich bezüglich statistischer, anatomischer und ätiologischer Einzelheiten schon so durchforscht ist, daß auch die diesmaligen Mitteilungen der Herren v. Büngner (Hanau), Lauenstein (Hamburg), Meisel (Freiburg) grundsätzlich neue Gesichtspunkte nicht aufstellen. Man muß zugeben, daß eine völlige Uebereinstimmung bezüglich allgemein gültiger Bestimmungen für unser Handeln im einzelnen Fall selbst unter den Chirurgen noch nicht besteht. Immerhin sind unsere Kenntnisse doch so weit vorgeschritten, daß wir über das Wesen dieser verhängnisvollen Krankheit und ihre Erscheinungsformen im Grunde klar geworden sind. Wie Herr Sonnenburg (Berlin) ausführt, ist dies die wohltätige Folge davon, daß das große Publikum durch allgemeinere und frühzeitigere Aufklärung selbst dazu beiträgt, unser Beobachtungsmaterial zu vermehren und zu verbessern. Damit haben allerdings manche Begriffe und unsere jetzige Stellung zu denselben eine Umwandlung erfahren, so auch der der sogenannten Frühoperation. Wenn man von vornherein annimmt, daß gewisse, sich örtlich beizeiten abgrenzende Entzündungen so milde verlaufen, daß sie ein abwartendes Verhalten rechtfertigen, so daß hier die Frühoperation als unbedingte Forderung nicht aufzustellen wäre, so bleibt doch für die glücklicherweise verhältnismäßig selteneren Fälle, wo gleich die Erscheinungen einer schwereren Allgemeinerkrankung, Keimvergiftung, sich geltend machen, die Forderung der Frühoperation, d. h. in den ersten Stunden des Leidens in aller Schärfe bestehen, und auf diesem Standpunkt wird sich zwischen allen Aerzten ohne Zweifel eine Verständigung anbahnen. Denn gerade hier springen die Erfolge chirurgischen Eingreifens klar in die Augen. Auch die richtige Auffassung des Begriffes „erster Anfall" und seine Stellung im Verlauf der Krankheit hat, wie Herr Krecwski (Berlin) betont, Fortschritte gemacht. Die Wurmfortsatzkrankheit drängt nicht bloß und keineswegs immer zuerst am Orte des Organes selbst Erscheinungen hervor, wenn auch hier sich die Folgen zumeist am verhängnisvollsten zeigen, sondern eine ganze Reihe von anderen und anders gedeuteten Unterleibskrankheitserscheinungen geht von hier aus, geht dem ersten Anfall voran, und folgerecht muß man dahin streben, den — wie immer betont werden muß — an sich verhältnismäßig geringfügigen und sicheren Eingriff zu einer Zeit vorzunehmen, wo die gefährlichsten Zustände sich noch nicht entwickelt haben. Eine nicht allzu häufige Folgeerkrankung der Blinddarmentzündung, das Entstehen eines Darmverschlusses durch nachträgliche Verklebungen im Bauchfell gibt, wie Herr Federmann (Berlin) ausführt, ein deutliches Krankheitsbild, welches chirurgisch auch mit Erfolg behandelt werden kann, wenn man es beizeiten erkennt.

Von großer Wichtigkeit ist es auch, aus gewissen Allgemeinerscheinungen das Auftreten einer Eiterung an irgend einer Körperstelle zu erkennen. Zu den übrigen bekannten Zeichen ist in letzter Zeit auch die Uebervermehrung der weißen Blutkörperchen im Blut bemerkt worden, und dies Zeichen hat besonders zur Unterscheidung von Darmverschluß und Bauchfellentzündungen Wertschätzung gefunden. Leider hat aber eine andere Begleiterscheinung dieses Zeichens, das Auftreten eines durch Jod erkennbaren Stoffes in den weißen Blutkörperchen, welche nach rein wissenschaftlichen Untersuchungen ziemliche Erwartungen erweckte, für die Praxis, wie Herr Küttner (Tübingen) ausführt, keine Tragweite.

Nach Vorträgen der Herren Heule (Breslau), Shoemaker (Hnag), Meyer (Brüssel) von fachwissenschaftlichem Interesse wendet man sich der Chirurgie der Blase zu. Bei Arbeitern in Farbenfabriken hat Herr Rehn (Frankfurt a. M.) bis jetzt im ganzen 23mal und nach Herr Strauß (Frankfurt a. M.) in einem Fall interessante Beobachtungen über das Auftreten einer eigenartigen Blasengeschwulst gemacht, welche ihn zur Veranlassung einer Sammelforschung an den chemischen Fabriken angeregt haben. Diese Sammelforschung dürfte nach dem Vorschlag des Herrn

Küster (Marburg) am besten auch auf etwaige Erkrankungen der übrigen Harnorgane ausgedehnt werden. Herr Göbel (Breslau) lenkt auf die Aehnlichkeit der in Frage stehenden Geschwülste mit denen durch die Einwanderung eines Parasiten in die Blase entstandenen sogenannten Bilharzia-Geschwülsten hin. Nachdem noch Herr Kraske (Freiburg), Pagenstecher (Wiesbaden) und von Eiselsberg (Wien) Beiträge zur Blasenchirurgie geliefert haben, wenden sich die Verhandlungen der Unterleibsbruchbehandlung zu. Herr Madelung (Straßburg) behandelt unser Verhalten gegenüber übergroßen Brüchen, deren Inhalt nicht mehr in die Bauchhöhle zurückgebracht werden kann, und erörtert deren Gefahren und die Schwierigkeiten der Erkennung einer Einklemmung im Innern solcher großen Bruchgeschwülste.

Um diese Brüche vor nach weiterem Wachstum zu schützen, empfiehlt er das Anlegen künstlicher Verbindungen zwischen den einzelnen Darmstücken und die Eröffnung des Darmes nach außen. Auch die Herren Hekserich (Kiel), Kausch (Breslau), Braun (Göttingen) äußern sich über Hilfsmittel, um den Beschwerden bei so übergroßen Brüchen abzuhelfen, wozu nach dem letztgenannten Redner eine elastische Bindeneinwickelung des Bruches beiträgt. Herr Helferich (Kiel) macht aber auf die Gefahr des plötzlichen Todes nach Zurückbringung großer Brüche aufmerksam. Herr Brodnitz (Frankfurt a. M.) hat bei seinen Nachuntersuchungen der Fälle, wo die Heilung eines Bruches durch Alkoholeinspritzungen an der Bruchpforte erzielt zu sein schien, gefunden, daß dies Mittel dann nur bei kleinen Brüchen und bei Kindern von dauerndem Nutzen gewesen ist. Zur Darmchirurgie äußern sich noch weiter Herr v. Beck (Karlsruhe), der über die Entzündungen des Dickdarmes und ihre Behandlung in untamplizierten Fällen durch die operative Ausschaltung dieses ganzen Darmabschnittes spricht, Herr Steinthal (Stuttgart), welcher über Operationsverfahren zur teilweisen Entfernung des Dickdarmes, Herr Bunge (Königsberg), welcher über Darmverletzungen und Abreißen des Darmes vom Gekröse ohne äußere sichtbare Verletzung Mitteilungen macht und endlich Herr Borchard (Posen), welcher Gelegenheit hatte, einen seltenen Fall von Darmverschluß durch eine frische syphilitische Neubildung durch Eröffnung des Darmes und spezifische Behandlung des Grundleidens zur Heilung zu bringen.

4. Sitzungstag. Nachmittags 2—5 Uhr. Die Nachmittagssitzung bringt zunächst einige Vorträge der Herren Wullstein (Halle), Lanz (Amsterdam), Kreuter (Erlangen), Brentano (Berlin), Rehn (Frankfurt a. M.) aus der Darmchirurgie von wesentlich fachwissenschaftlicher Bedeutung. Herr Klapp (Greifswald) hat Untersuchungen darüber angestellt, wie man den Gefahren der in letzter Zeit ausgeführten Schmerzaufhebung durch Einspritzung von Cocain in den Wirbelkanal nach dem Vorgange von Bier begegnen kann. Durch Aufschwemmung desselben in einem die Auffangung im Körper verzögernden Mittel, Oel oder Gelatine, gelingt dies beim Hunde vollkommen. Die Verwendung dieses Verfahrens beim Menschen ist aber zur Zeit noch zu widerraten. Herr Petersen (Heidelberg) hat zwischen gewissen mikroskopisch-anatomischen Gewebseigentümlichkeiten und der Rückfälligkeit nach der Operation bei bestimmten Krebsen eigene Beziehungen finden können und macht den Vorschlag, in solchen Fällen, bevor man sich für eine eingreifende Operation entscheidet, ein Stück der Geschwulst zur Bestimmung gerade auch der Krebsgewebsform herauszuschneiden.

Herr Riese (Bitz) hat in Berücksichtigung der Tatsache, daß Verbandstoffe bei Operationen in der Bauchhöhle zuweilen zurückbleiben, welche übrigens, wenn keimfrei, in der Regel keine erheblichen Störungen machen, das Schicksal solcher im Tierversuch verfolgt und hat sich beim Kaninchen von der Abkapselung und dem Ausstoßungsvorgang durch den Darm überzeugen können. Es folgen sodann einige Vorführungen von Knochenpräparaten durch die Herren Bardenheuer (Köln) und Böttcher (Gießen); Herr Küttner (Tübingen) zeigt das Präparat einer höchst seltenen Kniescheibenverrenkungsform, Herr Neerink (Freiburg) berichtet über die Erfolge der Behandlung bösartiger Geschwülste durch die Entfernung langer Röhrenknochen und zeigt Abbildungen, die die Ursache der Harnverhaltung bei Patienten mit Vorsteherdrüsenvergrößerung erläutern. — Die letzten Vorträge behandeln rein fachmännisch-künstliche Gegenstände.

Zum Vorsitzenden des nächstjährigen Kongresses ist Herr Krönlein (Zürich) gewählt.

•

Die Gemälde aus dem Defensorium invictae virginitatis S. Mariae im Kreuzgang zu Brixen.

Die Anzeige, die C. v. Fabriczy in dieser Beilage (Nr. 70) meiner Abhandlung: „Zur Kenntnis der künstlerischen Ueberlieferung im späten Mittelalter", gewidmet hat, gibt mir erwünschte Gelegenheit, mit ein paar Worten auf einen weiteren, von dem Defensorium des Franziskus van Retz abgeleiteten Cyklus hinzuweisen, der mir bei meiner Arbeit entgangen war, obwohl er sich auf heimischer Erde und an sehr bedeutender Stelle befindet, nämlich in dem durch seine so merkwürdigen Fresken bekannten Kreuzgange am Dome von Brixen. Es ist dies ein Denkmal, dem bedauerlicherweise, gleich den Runkelsteiner Fresken, bis heute eine würdige und ausreichende Publikation versagt geblieben ist. Indessen hat in neuerer Zeit der Dombenefiziat Joh. Ev. Walchegger in einem zu Brixen 1895 erschienenen Büchlein: „Der Kreuzgang am Dom zu Brixen" eine eingehende und sorgfältige Beschreibung der Fresken gegeben. In der siebenten Arkade (S. 63 bis 69) findet sich, worauf ich von befreundeter Seite aufmerksam gemacht wurde, eine etwas gekürzte Redaktion des Defensoriums; die von Walchegger (a. a. O. S. 113 f.) mitgeteilten lateinischen Inschriften lassen darüber nicht den mindesten Zweifel aufkommen. Sie entsprechen vollständig der um das Blockbuch Eyfenhuts von 1471 sich gruppierenden Klasse von Denkmälern, von dem Schleißheimer Tafelbilde an, das übrigens Walchegger schon benutzt hat, freilich ohne seine wahre Bedeutung zu kennen. Die hier vorkommenden Darstellungen reihen sich folgenden Nummern meiner Konkordanz ein: 5. Der Phönix. 9. Der Vogel Carista. 10. Der Strauß. 14. Die Zwillinge. 15. Die Vestalin Claudia. 21. Die kappadokische Stute. 24. Die Vögel Carbas in Hibernien. 27. Die Vestalin Huscia. 28. Der Charadrius. 34. Die Bärin. 35. Der Löwe. An der Hauptwand der Arkade befindet sich die Darstellung der Geburt Christi, leider jedoch, gleich den übrigen, stark zerstört und großen Teils erneuert. Hans Semper hat in seinem Schriftchen Wandgemälde und Maler des Brixner Kreuzganges (Innsbruck 1887, S. 25) die Gewölbemalereien in das erste Drittel des 15. Jahrhunderts versetzt, da sich in ihnen die Bilder der beiden mutmaßlichen Stifter, Konrad von Neuenburg († 1424) und Nikolaus Nyessel († 1427) befinden. Damit wären sie das älteste bisher aufgefundene Exemplar des Defensorium, dem sie ein neues Glied in dieser ganzen österreichisch-bayerischen Gruppe anfügen, und in unmittelbare zeitliche Nähe der vorauszusetzenden Urschrift des Franz von Retz, der 1421 starb, gerückt.

Die Fresken am Kreuzgange von Brixen sind deshalb von besonderer historischer Bedeutung, weil sie die sofortige Einwirkung des Defensoriums auf die monumentale Kunst der Alpenländer bezeugen; das volkstümliche Erbauungsbuch des Wiener Theologieprofessors ist hier schon kurze Zeit nach seiner Entstehung als Simile, als Malerbuch, verwendet worden. Das könnte auch meiner Hypothese über die Bestimmung des merkwürdigen, abseits stehenden Miniaturblattes der einstigen Ambraser Sammlung als Malervorlage einigermaßen zugute kommen.

Die Brixener Fresken (in denen übrigens auch das Speculum humanae salvationis als simile benutzt worden ist) bringen zugleich ein neues Beispiel für die künstlerische Tradition, die durch die illustrierten Handschriften und später durch die Drucke vermittelt worden ist. Mein werter Freund J. J. Tikkanen in Helsingfors hat mich schon vor längerer Zeit aufmerksam gemacht, daß diese Form der Ueberlieferung im hohen Norden bis tief in das 16. Jahrhundert fortdauert; er hat nicht nur in schwedischen Kirchen Kopien der Armenbibel entdeckt, sondern in einer finnländi-

Digitized by Google

schen (vom Jahre 1560) sogar solche nach einer deutschen illustrierten Bibel gefunden. Das wären für das Mittelalter die letzten Ausläufer einer Uebung, auf die schon Goethe 1823 in seinem Aufsatze über die Externsteine mit den trefflichen Worten hingewiesen hat: „Solche Techniker, wie noch jetzt unsere Stukkatoren und Arabeskenmaler, führten Muster mit sich, wonach sie auch deshalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Gestalt sich zu sicherem andächtigen Behuf immerfort identisch eindrücken und so ihre Wahrhaftigkeit bestärken sollte."

Wien. Julius v. Schlosser.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein „Preis der Belgika" ist in Belgien geschaffen worden, der demjenigen zuerkannt werden soll, dessen physische und geographische Untersuchungen innerhalb des südlichen Polarkreises von dem besten Erfolg gekrönt sind. Der Preis ist auf Anregung des Kommandanten der ersten belgischen Südpolfahrt, A. de Gerlache, begründet worden und soll die Erinnerung an diese Fahrt erhalten; er besteht aus einer goldenen Medaille im Werte von 500 Fr. Er wird in diesem Jahre verliehen werden.

* Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder versendet soeben zwei neue Hefte ihrer Veröffentlichungen. Der Inhalt gibt Kunde von dem lebendigen Fortschritt des deutschen Badewesens und dem Anteil, welcher der Tätigkeit jener gemeinnützigen Vereinigung zu danken ist. In dem einen Heft (Nr. 3) sind die Ergebnisse des vorjährigen Preisausschreibens für ein kurzgefaßtes und gemeinverständliches Plakat über die Notwendigkeit und Nützlichkeit des regelmäßigen Badens zusammengefaßt. Die Gesellschaft ist bereit, gewünschte Plakate dieser Art an Schulen, Fabriken, Vereine, Gemeinden und andere Freunde des öffentlichen Badewesens in beliebig vielen Exemplaren zum Selbstkostenpreis abzugeben. Man wende sich zu diesem Zweck schriftlich an die Geschäftsstelle für Volksbäder, Berlin NW., Karlstraße 19. Dort sind auch Meldungen zur Mitgliedschaft, Anfragen, Wünsche zwecks Beurteilung von Projekten oder betreffend Material zu Vorträgen stets willkommen.

* Der VI. Internationale Zoologenkongreß findet, wie schon früher von uns gemeldet, in Bern vom 14.—19. August 1904 statt. Dr. Th. Studer, Professor an der Universität Bern, ist Präsident. Die Kongreßteilnehmer werden eingeladen, nach Schluß des Kongresses einen Ausflug nach Genf zu machen, wo Samstag, den 20. August, ein Empfang stattfinden wird. Für die über Basel oder Zürich reisenden Kongreßmitglieder stehen am Samstag, den 13. August, die zoologischen Museen und Institute dieser Städte offen. Der Preis der Mitgliederkarte ist auf 25 Fr. (20 M.) festgesetzt. Alle Zoologen und Freunde der Naturwissenschaften erlangen durch Lösung einer Karte das Recht, sich am Kongreß zu beteiligen und die gedruckten Verhandlungen zu beziehen. Die Damen können sich unter den gleichen Bedingungen am Kongreß beteiligen, oder aber besondere Karten (Damenkarten) zum Preise von 10 Fr. lösen. Die Anmeldungen zur Teilnahme am Kongreß, sowie alle den Kongreß betreffenden Anfragen sind zu richten an den Präsidenten des VI. internationalen Zoologenkongresses, Naturhistorisches Museum, Bnisenhausstraße, Bern. — Geldsendungen sind zu richten an Herrn Eugen v. Büren-von Salis, per Adr. Eug. v. Büren u. Cie., Bern.

* Todesfälle. Am 5. April starb nach schweren Leiden der langjährige Direktor des Gymnasiums zu Salzwedel, Dr. Gustav Legerlotz, ein rühmlichst bekannter Philologe und vielseitiger Sprachkenner, im Alter von 72 Jahren. Außer einigen Unterrichtswerken für höhere Schulen und die Universität (u. a. ein mittelhochdeutsches Lesebuch) hat er feinsinnige dichterische Uebersetzungen aus den klassischen Sprachen wie aus dem Englischen, Französischen und Ungarischen herausgegeben. Bekannt sind seine trefflichen deutschen Ausgaben alter deutscher Sprachdenkmäler, der Nibelungen, der Gudrun, Walther von der Vogelweide u. a. Auch in dem Altmärkischen Geschichtsverein hat er sich als guter Kenner der Heimat hervorragend betätigt. — In Kopenhagen starb, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, am 2. d. M. der Dozent der grönländischen Sprache an der dortigen Universität, Pastor emer. H. F. Jörgensen im 73. Lebensjahre.

Hochschulnachrichten.

* Berlin. Dr. phil. et med. Hugo Liepmann, Privatdozent der Psychiatrie an der Universität und Arzt an der Irrenanstalt Dalldorf, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

hc. Posen. Amtsgerichtsrat Dr. Eduard Heilfron in Berlin, der auftragsweise Rechtswissenschaft an der königlichen Akademie zu Posen lehrt, ist durch den Professortitel ausgezeichnet worden.

* Königsberg. Der Professor der englischen Philologie an der Universität Münster Dr. Einenkel wurde als Nachfolger Professors Kaluzas an die hiesige Universität versetzt.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Dozent für Technologie an der Technischen Hochschule in Hannover Dipl.-Ing. Ludwig v. Roeßler ist zum ordentlichen Professor des Maschinenbaues an der Technischen Hochschule zu Darmstadt ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.

Zum 25. April 1904.

Künstlerisches

aus Briefen

Friedrich Prellers des Älteren

zu seinem 100. Geburtstage, 25. April 1904

herausgegeben von

Walther Witting

mit dem Atelier Prellers in Dreifarbendruck

XII u. 82 S. gr. 8°. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.60.

Die Hamburger Nachrichten geben in ihrer Nummer 7 von 1904 vierzehn besonders beachtenswerte Zitate aus den Prellerschen Briefen und schreiben als Anmerkung dazu:

Dieses im Umfange nicht große, dafür aber durch die an seine Zusammenstellung verwandte Sorgfalt um so wertvollere Gedenkbuch kann auf das allerwärmste allen empfohlen werden, die Verlangen danach tragen, sowohl die Werke eines der besten deutschen und bedeutendsten Künstler seiner Zeit in seinen eigenen Worten erklärt zu finden, wie auch ewig geltende Kunstgesetze aus bevorzugtem Munde vortragen zu hören. (5009)"

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin (6698)

Soeben erschienen!

Große Zeiten

und andere Geschichten

Von

Adolf Wilbrandt

Inhalt: Große Zeiten — Der Rosengarten — Das freie Kloster — Drinnen und Draußen

Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 13. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.80. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlich für die Redaktion i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Technische Briefe. IV. Von E. Wrobel.

Engelbert Kessler. (Zu seinem vollendeten siebzigsten Jahre.) Von Dr. A. H.

II. Bücher und Zeitschriften.

Robert Browning: Pippa geht vorüber. — A. K. L. Tielo: Die Dichtung des Grafen Moritz Strachwitz.

III. Allgemeine Rundschau.

1. Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in Darmstadt. — Namengebung für die Formen des Meeresbodens. — Die Kathodenstrahlen in der Medizin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Technische Briefe.

IV.

Ueber Molkerei.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts waren es hauptsächlich zwei Landstriche in unserem deutschen Vaterlande, in denen die Milchwirtschaft rationell betrieben und gepflegt wurde, nämlich Schleswig-Holstein und das Algäu. In den Gegenden, die früher zu Dänemark gehörten und heute die Provinz Schleswig-Holstein ausmachen, ist die Milchwirtschaft wahrscheinlich von Holland herübergekommen, wo sie schon im 13. Jahrhundert nach bestimmten Regeln betrieben wurde. In dem zwischen Bodensee und Lech gelegenen Alpengau gelangte sie erst später zu größerer Bedeutung. Hier wurde hauptsächlich die Käsebereitung gepflegt, während in Holstein mehr Wert auf Butterfabrikation gelegt wurde. In den übrigen deutschen Gauen hat man den außerordentlichen Wert des Molkereibetriebes für die Hebung des Volkswohlstandes erst sehr spät erkannt. Nachdem es aber den unermüdlichen Bemühungen Martins in Norddeutschland und denjenigen des „Algäuer Alpenkönigs" Hirnbein gelungen war, das Interesse an diesem allzulange vernachlässigt gebliebenen Zweige der Landwirtschaft zu wecken, nahm die Milchwirtschaft im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts einen derartigen Aufschwung, daß Deutschland jetzt mit an der Spitze der Milchwirtschaft treibenden Nationen steht. Nicht unwesentlich mag hierbei auch der Umstand gewesen sein, daß man bei dem Rückgang der Getreidepreise auf andere Erwerbszweige mehr oder weniger angewiesen war. Daß aber der Molkereibetrieb in den wenigen Jahren sich zu dem entwickeln konnte, was er heute ist, das ist zum großen Teil dem Genossenschaftswesen zuzuschreiben, durch welches eine zielbewußte und sachgemäße Behandlung und Verarbeitung der Milch ermöglicht wurde. Die vielen Ausstellungen lehrten dann durch einen direkten Vergleich den Wert der einzelnen Methoden unmittelbar erkennen, und konnten so in weitem Maße fördernd wirken.

Vor zwei Jahrhunderten noch wurde der Nutzen der Rindviehhaltung vor allem in der Düngererzeugung erblickt. Letztere ist jetzt zwar ein willkommener Nebenvorteil, aber dasjenige, was zur Ausdehnung und Verbesserung der Rindviehhaltung von selbst hinführte, das sind die baren Geldeinnahmen aus dem Molkereibetriebe, die das ganze Jahr hindurch täglich fließen und einen stattlichen Bestandteil des umlaufenden Betriebskapitals der Wirtschaft bilden.

Gleichzeitig mit den erhöhten Erträgen aus der Milchwirtschaft steigern sich aber auch die Erträge aus dem Klee- und Wiesenland, und infolge der Vermehrung und Verbesserung des Düngers wird der Boden gekräftigt, und es vollzieht sich eine Steigerung des Reinertrages der ganzen Wirtschaft, ohne daß auf einmal größere Kapitalsaufwendungen nötig sind.

Milch und Molkereiprodukte gehören mit zu unseren täglichen und wichtigsten Lebensbedürfnissen, und ja wird es auch den Städter interessieren, in großen Zügen zu erfahren, was mit der Milch alles geschehen muß, bis sie verbraucht werden kann, und wie sie zu Butter und Käse verarbeitet wird.

Leicht ist die Behandlung der Milch jedenfalls nicht, sondern erfordert eine große Reihe von Erfahrungen und Kenntnissen, sowie Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit und Reinlichkeit.

Nach dem späteren Verwendungszweck kann man die Milchverarbeitung in die Süßmilchverwertung, die Rahmgewinnung und Butterbereitung sowie die Käserei einteilen.

Als sehr erschwerender Umstand bei der Verwertung der Milch in frischem, süßem Zustande ist ihr leichtes Verderben, bezw. Sauerwerden zu bezeichnen. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Milch sind Wasser, Fett, Käsestoff, Eiweiß, Milchzucker und Mineralsalze. Die Milch besteht also auch aus solchen Bestandteilen, die durch Mikroorganismen (niedere Pilze) leicht zersetzt werden. Die Lebensbedingungen der Pilze sind sehr verschieden. In einer Beziehung sind sie sich aber alle gleich, sie bedürfen der Feuchtigkeit und einer gewissen, nicht zu hohen und nicht zu geringen Wärme, und das Licht ist ihr Feind. Es ist daher zunächst darauf zu achten, daß möglichst wenig dieser kleinen Lebewesen in die Milch gelangen, daß die größte Sauberkeit herrscht, und daß möglichst helle Räume mit guter reiner Luft zur Aufbewahrung dienen. Diese Vorschriften bestanden schon lange bevor die Pilze als die Ursache der Fäulniserscheinungen erkannt waren. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß nur unter gewissen Voraussetzungen Störungen im Molkereibetriebe vermieden werden konnten. Unreinlichkeit, feuchte, dumpfe Luft verursachen bei mittlerer Temperatur ein sehr schnelles Vermehren der Pilze, und die Milch gibt auch einen guten Nährboden oder Träger für ansteckende und tödliche Krankheiten ab. Man wird also bei Frischmilchverwertung danach streben müssen, gegen diese höchst gefährlichen und störenden Bakterien und die durch sie veranlaßten Vorgänge anzukämpfen. Andrerseits sind es aber gerade die Spaltpilze, die die Ansäuerung des Rahms und die Reife des Käses verursachen. Man muß also die eine Sorte der Bakterien zu zerstören oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen zu hemmen, die andere zu beherrschen versuchen. Auf das letztere soll später zurückgekommen werden.

Das erste Erfordernis für jede spätere Verwendung ist, daß die Milch nach dem Melken, das im Freien oder in

reiner Stallluft mit der Hand auszuführen ist (Melkmaschinen haben sich bis jetzt in keinem Falle bewährt), durchgesiebt, durchgeseiht wird. Die Milch muß unmittelbar nach dem Melken durch ein feines Sieb hindurchfiltriert werden, um sie von allen Verunreinigungen, Haaren, Schmutz, Futterteilen, Fliegen u. s. w. zu befreien. In letzter Zeit hat besonders Helm, Berlin, darauf hingewiesen, daß der Sauberkeit und Reinhaltung der Milch die weitestgehende Bedeutung beizumessen sei. Grundbedingung für die Haltbarkeit der Milch sei ein ausreichendes Durchsieben und Befreien, sowie Fernhalten von allen Verunreinigungen. Die gebräuchlichen Milchsiebe sind nach Helm zu klein und müßten durch erheblich größere ersetzt werden; auch ist die wagrechte Lage derselben wegen der Auflösung der auf dem Sieb abgesetzten Schmutzteile nicht zweckmäßig.

Derartig gereinigte Milch eignet sich nun ohne weiteres zum Genuß, aber nur der kleinste Teil der überhaupt gewonnenen Milch kann auf diese Weise verbraucht werden. Die Milch muß vor dem Verbrauch meist einige Zeit aufbewahrt bleiben, und manchmal erhebliche Entfernungen transportiert werden. Hierbei ist sie manchen Fährlichkeiten ausgesetzt. Bei ruhigem Stehen in offenen Gefäßen steigen die leichten Fettkügelchen nach oben und aus der Luft senken sich Pilzsporen auf sie herab, die im Verein mit den schon beim Melken hineingelangten Keimen bei hinreichender Temperatur und Zeit ein Ansäuern und vollständiges Verderben der Milch bewirken. Unter 12 Grad hört das Wachstum eines Teiles der Milchsäurebazillen auf, bei der der Blutwärme entsprechenden Temperatur ist es am energischsten und bei etwa 50 Grad hört es ganz auf. Um das Sauerwerden der Milch beim Stehen also zu verhüten, gibt es zwei Mittel, einmal das Kühlen und Aufbewahren in kühlen Räumen und zweitens das Erhitzen mit darauffolgendem Abkühlen. Je schneller nach dem Melken diese Operationen durchgeführt werden, desto länger bleibt die Milch süß.

Die Konservierung durch Kühlhalten der Milch ist Gegenstand des alten Holsteinischen Verfahrens. In besonderen Kellern, die nach bestimmten Regeln errichtet waren, wurde die Milch aufbewahrt. An die Aufmerksamkeit des Personals mußten die höchsten Anforderungen gestellt werden. Das Bedürfnis nach Erleichterung und Vereinfachung des Betriebes führte zunächst zum Kühlen mittelst Wasser, dessen Temperatur später durch Zusatz von Eis noch erniedrigt wurde. Das Kühlen durch Einsetzen der Milchgefäße in stehendes oder fließendes Wasser ist nicht zweckmäßig, weil der Wärmeaustausch dabei ein ungünstiger ist. Läßt man dagegen Milch in ganz dünner Schicht und Kühlwasser durch dünne Wände aus guten Wärmeleitern getrennt in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeifließen, so kann man mit wenig Wasser eine sehr starke Abkühlung erzielen, da man das Wasser weit wärmer abfließen lassen kann als die Milch. Ein sehr zweckmäßiger Wärmeaustausch findet bei dem Lawrenceschen, auch auf dem Prinzip des Gegenstromes beruhenden Milchkühler statt, der aus einem flachen kastenartigen Gefäß mit zwei parallelen, gleichmäßig gewellten, außen verzinnten Kupferblechen besteht, an deren äußerer Wandung die Milch herunterrieselt, während im Innern kaltes Wasser aufsteigt.

Will man die Milch noch länger frisch erhalten, so hemmt man die Lebewesen in ihrer Entwicklung dadurch, daß man sie bis etwa auf 60 Grad erhitzt und dann rasch abkühlt (Pasteursches Verfahren). Hierzu können ganz ähnlich gebaute Apparate Verwendung finden, wie beim Kühlen, nur muß man natürlich an Stelle des kalten heißes Wasser oder Dampf verwenden. Die so behandelte Milch hat noch nicht den sogenannten Kochgeschmack angenommen. Diesen bekommt sie erst beim vollständigen Sterilisieren, d. h. wenn durch Kochen oder durch Erhitzen unter Druck, was bis zu 130 Grad durchgeführt wird, alle Keime, auch die Dauersporen, abgetötet werden.

In neuester Zeit ist es Helm, dessen Name schon vorher erwähnt wurde, der bei zweckmäßiger Behandlung der Milch das Pasteurisieren als überflüssig bezeichnet. Helm führt nämlich außer der oben genannten Saubererhaltung die Tiefkühlung der Milch ein, d. h. er benutzt als Kühlmittel eine Kältemischung aus Eiswasser und Viehsalz von — 5 bis — 15 Grad, durch welche die Milch bis nahe an den Gefrierpunkt heron abgekühlt wird. Vollständig reine und nach dem obigen Verfahren gekühlte Milch hält sich sehr lange. Die Milchkuranstalt Viktoriapark, Berlin, hat sogar derartig behandelte süße Milch während der Badesaison nach Norderney und Binz versandt, und diese ist nicht nur sehr gut angekommen, sondern hat sich auch an Ort und Stelle noch gut gehalten.[1])

Hätte man eine nicht mit der peinlichsten Sorgfalt gereinigte Milch auch pasteurisiert oder sterilisiert, so würden diese Resultate nicht erzielt worden sein, denn der Schaden durch die einmal übernommenen Verunreinigungen läßt sich nicht wieder gut machen.

Ueber den Wert des Kochens der Milch sind die Meinungen der berühmten Forscher neuerdings übrigens weit auseinandergegangen. Geheimrat Koch sagt, daß die menschliche Tuberkulose und die Perlsucht des Rindviehs zwei von einander ganz verschiedene Dinge seien, daß also die Tuberkulose des Menschen nicht durch die Milch kranker Kühe verursacht werden könne. Durch das Kochen müßten die von außen hineingelangten Krankheitserreger unschädlich gemacht werden. Behring dagegen behauptet, die menschliche Tuberkulose rühre von im Säuglingsalter aufgenommener Milch perlsüchtiger Kühe her. Im rohen Zustande enthält die Milch aber Schutzstoffe gegen die Ansteckung, welche durch das Kochen unwirksam würden. Infolgedessen sei rohe Milch vorzuziehen, und müsse man sie vor dem Verderben durch Konservierungsmittel (Formaldehyd) schützen.

Wer von beiden recht hat, läßt sich zur Zeit nicht feststellen. Nach dem Helmschen Verfahren behandelte Milch würde übrigens nicht des Zusatzes des Konservierungsmittels bedürfen.

Von sehr großer Bedeutung für die Beschaffenheit und Haltbarkeit der Milch ist die Art des Transportes. Ungenügend gekühlte Milch beginnt in luftdicht schließenden Gefäßen leicht zu säuern, zu „sticken", wie man zu sagen pflegt. Man muß daher dann eine Oeffnung im Deckel des Transportgefäßes lassen, oder man klemmt reines Stroh zwischen den Deckel und die Kanne, um die Luftzirkulation zu ermöglichen. Das vorherige Kühlen ist aber vorzuziehen. Starke Erschütterungen sind zu vermeiden, denn die Rahmausscheidung ist um so weniger ausgiebig, je länger die Erschütterungen dauern und je stärker sie sind, ja unter Umständen kann sich auch Butter bilden, wenn auch minderwertige. Wie bei der ersten Behandlung, so sucht Helm auch bei dem Transport und beim Verkauf der Milch reformierend zu wirken. Es wird von ihm besonders Wert darauf gelegt, daß die Milch beim Transport die beim Tiefkühlen erlangte niedere Temperatur beibehält. Die Kaffeekanne sucht sich ein jeder durch Ueberziehen eines Deckels warm zu erhalten. Beim Milchtransport kann man die einzelnen Kannen aber nicht durch Umgeben mit schlechten Wärmeleitern schützen, weil sie dann zu teuer und zu unhandlich werden würden. Helm setzt nun mehrere Kannen zu einem Block zusammen, und deckt über diesen eine Schutzdecke. Auf diese Weise lassen sich, namentlich auch bei Eisenbahntransporten, sehr gute Resultate erzielen. Von weit größerer Bedeutung ist es aber noch, wenn die Milch möglichst wenig geschüttelt und umgegossen wird. Um dieses zu erreichen, konstruierte Helm besondere Kannen, die am Deckel mit einem Zapfhahn versehen sind, und in einem Gestell so aufgehängt werden, daß sie leicht gekippt werden können. Das Aufsetzen und Abheben geschieht durch eine Kraneinrichtung, die leicht von einer Frau bedient werden kann. Derartige Einrichtungen sind unter der Bezeichnung „Hygienischer Milchverkauf" vielfach eingeführt und haben sich ausgezeichnet bewährt.

Ein sehr wichtiges Molkereiprodukt ist die Butter.

Man kann die Butter direkt aus frischer Milch gewinnen. Zweckmäßiger ist es aber, zuerst den Rahm abzuscheiden, die Milch also in die fettreicheren Bestandteile, den

[1]) Helm: Die Milchbehandlung. 1906.

Rahm, und die fettarmen, die Magermilch, zu trennen. Die Fettkügelchen steigen infolge ihres geringen spezifischen Gewichtes in die Höhe, oder richtiger gesagt, sie werden durch die nach unten sinkende schwerere Magermilch in die Höhe gedrückt. Will man diese Scheidung durch Stehenlassen der Milch in offenen Gefäßen herbeiführen, so dauert es eine geraume Zeit, bis sich der größte Teil der Fettkügelchen auf der Oberfläche gesammelt hat, und es besteht während dieser Zeit die Gefahr des Sauerwerdens. Von dieser Art der Rahmgewinnung ist man heutzutage fast vollständig abgekommen. Selbst in den kleinsten Wirtschaften hat die Zentrifuge, die Milchschleuder, mehr und mehr Eingang gefunden.

Die erste Zentrifuge in Deutschland ist meines Wissens auf der internationalen Ausstellung in Bremen 1874 zur Schau gestellt worden. Dieses war die Eimerzentrifuge von Lefeldt. An einer stehenden und sich rasch drehenden Welle werden Milcheimer angehängt, die sich bei der raschen Drehung fast wagrecht stellen, wobei sich an der Oberfläche in 20 bis 60 Minuten eine starke Rahmschicht bildet. Diese Wirkung erklärt sich durch folgendes. Läßt man einen Körper um seine Achse eine Umdrehung ausführen, so wirkt auf ihn eine Kraft (die Zentrifugalkraft), radial von der Achse weg. Besteht der Körper aus einer Flüssigkeit von verschieden schweren Bestandteilen, so werden die schwereren Einheitsteile mit größerer Kraft fortzuschleudern gesucht als die leichteren, da nach dem physikalischen Gesetz die Fliehkraft nicht nur von dem Radius und der Umdrehungsgeschwindigkeit, sondern auch von der Masse bezw. dem Gewicht der Materie abhängt. Die schwerere Magermilch muß sich infolgedessen in erster Linie an die Stellen bewegen, die am weitesten von der Drehachse entfernt sind, wobei der leichtere Rahm nach innen zu gedrängt wird, sich also an der Oberfläche des Eimers absetzt.

Der Betrieb der Eimerzentrifugen war bei nicht sehr vorsichtigem Arbeiten ein sehr gefährlicher, auch mußte die Arbeit immer unterbrochen werden, um den Rahm abzuschöpfen, die Magermilch auszugießen und die Eimer von neuem zu füllen.

Dieses System wurde auch sehr bald von der Trommelzentrifuge verdrängt, die in kurzer Zeit eine gewaltige Umwälzung im Molkereibetriebe herbeigeführt hat. Nachdem auch Lefeldt bereits eine brauchbare Zentrifuge für ununterbrochenen Betrieb hergestellt hatte, erzielte besonders günstige Resultate der schwedische Ingenieur De Laval, der seinen „Separator" auf der internationalen Molkereiausstellung 1875 in Frankfurt a. M. zeigte. Eine nur teilweise mit Milch gefüllte, oben ziemlich weit offene Trommel wird um ihre senkrechte Achse in schnelle Umdrehung versetzt. Es bildet sich dabei an den aufrechten Wänden ein Milchring und die Vollmilch scheidet sich nach den obigen Regeln in Magermilch, die nach der äußeren Wandung, und Rahm, der nach innen geht. In der Mitte zwischen diesen beiden Schichten befindet sich eine Vollmilchzone. Sorgt man nun durch entsprechende Zufluß- und Abflußöffnungen, daß genau ebensoviel Magermilch und Rahm abfließen wie Vollmilch zufließt, so kann man ununterbrochen arbeiten, solange der Milchvorrat reicht. Der Abfluß der Magermilch muß natürlich vom äußeren Umfang aus erfolgen. Damit die Magermilch nun nicht zu sehr herumspritzt, wird sie durch besondere Leitungen zunächst nach der Achse zu hingeführt, also nach solchen Stellen, an denen die Umfangsgeschwindigkeit und mithin auch die Fliehkraft klein ist, und gelangt von hier in eine feststehende ringförmige Rinne und aus dieser durch das Abflußrohr in das untergestellte Gefäß.

Das Sammeln des Rahms geschieht in ähnlicher Weise, nur liegt die Abflußstelle desselben am inneren Rande des gebildeten Milchringes. Befindet sich diese Abflußstelle ganz an der inneren Ringfläche, so fließen nur die fettreichsten Teile ab, wird sie mehr nach außen verlegt, so gehen noch nicht entrahmte Teile mit. Man kann also durch einfaches Verstellen der „Rahmschraube" den Grad der Entrahmung bestimmen.

Der ausfließende Rahm wird in einer zweiten Rinne aufgefangen und gelangt durch ein zweites Abflußrohr in das für ihn bestimmte untergestellte Gefäß. Von der Füllung der Zentrifuge, also von der Einstellung des Zu- und Abflusses sowie der Rahmschraube hängt natürlich sehr viel ab. Es ist deshalb dafür Sorge zu tragen, daß durch das Personal im allgemeinen keine Aenderungen hieran vorgenommen werden können. Des weiteren kommt es darauf an, daß die Geschwindigkeit der Umdrehung stets die gleiche bezw. vorgeschriebene bleibt, dann je nach derselben wird die Magermilch mit größerer oder geringerer Kraft an die Außenwandung gedrückt und findet deshalb eine weitergehende oder geringere Entrahmung statt. Besonders bei Handbetrieb ist es nötig, eine Ueberwachung eintreten zu lassen. Die Firma Heinrich Lanz, Mannheim, trifft zu diesem Zweck eine eigenartige Anordnung. Der beim Drehen entstehende Luftstrom bringt eine Pfeife zum tönen, und aus dem Ton können dauernd Rückschlüsse auf die Geschwindigkeit und Gleichmäßigkeit des Betriebes gemacht werden.

Die Schnelligkeit der Umdrehung findet nur durch die Widerstandsfähigkeit des Materials der Trommel ihre Grenze. Ebenso wie die Milch selbst unterliegen natürlich auch die Materialteile der Trommel der Fliehkraft. Wird diese größer als die Widerstandsfähigkeit, so muß die Trommel reißen und die abgeschleuderten Stücke können großes Unheil anrichten. Man kaufe daher nur bei bewährten Firmen, die eine Garantie für Haltbarkeit leisten.

Der Weg nun, den die Rahmteile im Innern der Trommel nehmen, ist nicht einfach radial, von außen nach innen zu denken, denn alle Teile befinden sich ja in außerordentlich großer Umdrehungsgeschwindigkeit. Wie die Wege verlaufen, hat noch niemand sehen oder mit Bestimmtheit angeben können. Es stellte sich aber heraus, daß der Grad des Entrahmens bei einer gewissen aufgewandten Kraft nicht ganz den gestellten Erwartungen entsprach. Man führte dieses auf störende Strömungen im Innern zurück. Um diese zu beseitigen oder auf ein Mindestmaß zu reduzieren, zerlegte Clemens Freiherr v. Bechtolsheim in München den Innenraum in dünne Schichten, indem er in geringen Abständen eine große Zahl von Tellern einsetzte. Diese Einrichtung wurde durch das Patent 48,615 geschützt. Der Nutzen, der durch diese Anordnung entstand, war so groß, daß die Versuche, dieses Patent durch Abänderungen in der Lage und Gestalt der Tellereinsätze zu umgehen, sehr zahlreich gewesen sind. Auch wurde wohl selten ein Patent während der 15 Jahre seines Bestehens so angegriffen wie das obige. Auch hieraus kann man ungefähr entnehmen, für wie wichtig die Tellereinsätze erachtet worden sind. Jetzt ist das Patent abgelaufen, aber den Schmant, wie der Ostpreuße sagt, wird der Erfinder im wirklichen wie im bildlichen Sinne des Wortes abgeschöpft haben.

Der gewonnene Rahm wird zum weitaus größten Teil zu Butter verarbeitet. In zweckmäßiger Weise bereitet und nicht gesalzen, enthält die Butter etwa 84 Prozent Milchfett, 14—15 Prozent Wasser und den Rest machen die übrigen Milchbestandteile zusammen aus.

Bei der Herstellung der Butter müssen die in der flüssigen Milch bezw. im Rahm in fein verteiltem Zustande schwebenden Fettkügelchen zum Erstarren gebracht und dann mit einander vereinigt werden. Erreicht wird dieses dadurch, daß beim Buttern die Fettkügelchen heftig geschüttelt und durch diese Bewegung in Berührung mit einander gebracht werden, wobei sie sich zu Klumpen vereinigen. Die Erfahrung lehrt nun, daß der Rahm zum Buttern eine gewisse Temperatur haben muß. Ist dieselbe zu niedrig, so wird die Vereinigung der Fetteilchen erschwert, ist sie nahe am Schmelzpunkt desselben, so wird die Butter schmierig. Auch der Zustand ist von Einfluß auf das Buttern. Gesäuerte Flüssigkeiten verbuttern sich leichter, ganz süße Milch gar nicht. Sehr gute Resultate erzielt man, wenn man, ebenfalls nach Helm, den Rahm gewöhnlicher Temperatur mit Eiswasser mischt und dann die Butterung einleitet. Der Prozeß vollzieht sich sehr schnell und das Produkt ist ein vorzügliches, sehr haltbares.

Das Buttern selbst kann auf verschiedene Arten vorgenommen werden und ist auch die Zahl der verschiedenen Butterfässer und Buttermaschinen sehr groß. Man ordnet das Faß feststehend an und die Schläger rotieren oder gehen

auf und ab, oder das Faß dreht sich und die Schläger stehen still, oder beide bewegen sich gegen einander, oder das Faß schwingt hin und her. Ein findiger Amerikaner ist sogar auf den Einfall gekommen, ein schwingendes Butterfaß mit einem Schaukelstuhl zu verbinden. Während die Lady also nach dem Frühstück im Schaukelstuhl sitzt und den neuesten Roman durchfliegt, leistet sie gleichzeitig noch nützliche Arbeit!

Die Butter muß noch gesalzen und geknetet werden und ist dann fertig zum Verbrauch oder Versand.

Durch die Margarine ist nur der schlechteren Butter ein Konkurrent erwachsen. Mit wirklich guter Butter kann sie nie wetteifern.

Zuletzt wollen wir noch den Käse kurz besprechen. Nach dem Urteil von Feinschmeckern soll kein Diner ohne Käse und der Käse der beste Nachtisch sein. In den Trümmern der Pfahlbauten findet man neben den Knochen von Kühen und Ziegen ein rundes durchlöchertes Holzgerät, das wohl zur Käsebereitung gedient haben mag. Der Käse ist also schon sehr lange bekannt. Zu seiner Bereitung kann man die Milch aller Haustiere verwenden. Roquefort ist z. B. Ziegenkäse. Manche Käsearten halten sich sehr lange. Ein Emmenthaler Käse soll z. B. manchmal in der Schweiz an Jungvermählte geschenkt werden, damit sie in die Rinde die Geburten und Todesfälle einschneiden. Ein solcher Käse kann dann ein Familienerbstück werden.

Zur Käsebereitung kann man gekochte Milch nicht verwenden, weil dieselbe beim Erhitzen über 70 Grad ihre Eigenschaft, durch Labzusatz in normaler Weise zu gerinnen, verliert. Es wird deshalb in erster Linie dort die gewonnene Milch zu Käse verarbeitet werden, wo, wie im Gebirge, die Verwertung der frischen Milch auf Schwierigkeiten stößt, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß in der Niederung kein Käse hergestellt wird.

Wenn man ganzer oder abgenahmter Milch Lab zusetzt, oder angesäuerte erhitzt, so scheidet sich der Käsestoff als fester Körper ab, der im ersteren Falle Bruch, im letzteren Quark genannt wird. Quorkkäse ist weniger haltbar, während Bruch zu den haltbaren wertvolleren Labkäsen verarbeitet wird. Lab ist ein aus dem Labmagen der Kälber hergestelltes Produkt. Zur Herstellung der Labkäse ist eine ganz bestimmte Temperatur nötig. Zerteilt man den Bruch, so tritt die eingeschlossene Molke heraus. Dann wird der Bruch geformt und meistens gepreßt. Die Käsebereitung zerfällt demnach in drei Hauptabschnitte, nämlich das Ausscheiden des Käsestoffes, das Zerkleinern des Bruches und das Pressen. Nachher folgt das Färben, Salzen und die Reife, durch welche die der bestimmten Käsesorte eigenartige Umbildung hervorgerufen wird. Der Reifungsprozeß wird, wie bereits eingangs angedeutet, durch die Vegetation von Pilzen hervorgerufen. Ohne letztere findet eine Reife überhaupt nicht statt. Die Art und Weise nun, wie das Wachstum dieser Pilze eingeleitet und geregelt wird, ist auf die Beschaffenheit des Endprodukles von weitestgehender Bedeutung. Alle Rezepte und Methoden anzuführen, von denen jede der vielen Käsesorten seine ganz besonderen hat, geht natürlich weit über den Rahmen dieses Briefes hinaus und würden wir denselben schließen, wenn wir nicht noch einige volkswirtschaftliche Daten anführen wollten.[2])

4 Kilogramm oder rund 4 Liter Milch enthalten ebensoviel Nährstoff wie 1 Kilogramm Fleisch. Kostet 1 Kilogramm Fleisch 1.20 M., so würde man 1 Liter Milch nicht zu teuer mit 30 Pfennigen bezahlen.

Nach obigem Ansatz würde die Milchverwertung einer Kuh bei 2000 Liter im Jahre einer Fleischmasse von 500 Kilogramm gleich sein. Nun weiß aber ein jedes, daß man mit dem Futter, das zur Erzeugung der obigen Milchmenge ausreicht, ein Stück Rindvieh nie so mästen kann, daß es 500 Kilogramm an Gewicht gewinnt.

100 Kilogramm Heu liefern 50 Liter Milch oder 5 Kilogramm Fleischzuwachs. Da nun 4 Kilogramm Milch im Nährwert gleich 1 Kilogramm Fleisch zu setzen sind, so wird dasselbe Futter bei Milchnutzung 2½mal soviel Menschennährstoff erzeugen, als bei der Mast. Es wird also hiernach durch Milchverkauf ein größerer Gewinn zu erzielen sein als durch Fleischverkauf.

Hiervon allein hängt die wirtschaftliche Bedeutung des Molkereibetriebes aber natürlich nicht ab.

E. Wrobel.

[2]) Milchzeitung 1882 Nr. 37.

Engelbert Keßler.

(Zu seinem vollendeten siebzigsten Jahre.)

Der Gründer des Ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wien feierte vor kurzem die Vollendung seines siebzigsten Jahres. Sein Name hat für das Genossenschaftswesen überhaupt, insbesondere aber für Oesterreich-Ungarn, große Bedeutung, weil er es war, der dort für die allgemeine Entwicklung der Genossenschaften und für ihre Vertretung zuerst und bahnbrechend eingetreten ist. Schon im Jahre 1862, damals noch Südbahnbeamter, trat Keßler, erst 28 Jahre alt, als Organisator und Funktionär des Spar- und Vorschußvereins der Südbahnbediensteten auf den Plan, weiter auch als Funktionär des Ersten Wiener Konsumvereins, welcher heute nahezu 40,000 Mitglieder zählt. Im Jahre 1863 richtete Keßler einen Aufruf an die gesamte Beamtenschaft des damals noch einheitlichen Reiches, sowie etwas später on den gesamten Mittelstand und trat an die Spitze der Bewegung mit dem Programme der Bildung von auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaften.

Im Jahre 1867 veranstaltete Keßler den ersten österreichischen Genossenschaftstag und setzte auf demselben die Gründung des ersten allgemeinen Genossenschaftsverbandes durch, zu dessen Generalanwalt er auch einstimmig gewählt wurde. In demselben Jahre stand er auch an der Spitze der damals in Oesterreich erst im Entstehen begriffenen Arbeiterbewegung und leitete als Präsident des ersten Arbeitertags im Wiener „Unioersum“ dessen Verhandlungen, allerdings nicht nach den erst später zum Durchbruche gelangten Grundsätzen der Sozialdemokratie, sondern nach jenen von Schulze-Delitzsch, mit dem er schon damals in steter Fühlung und freundschaftlich verbunden war. Nur durch seine dienstlichen Verhältnisse und namentlich durch seine Versetzung nach Ungarn war Keßler genötigt, von der Führerschaft zurückzutreten, setzte aber seine genossenschaftliche Tätigkeit in Ungarn fort. Wenige Jahre später wurde Keßler wieder nach Wien zurückberufen, um hier die Leitung des Genossenschaftswesens des von ihm begründeten und inzwischen mächtig erstarkten Ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie zu übernehmen. Keßler ist wohl heute der älteste Führer auf dem Gebiete des österreichisch-ungarischen Genossenschaftswesens, für das er gleich bei Beginn seiner Tätigkeit auch als Begründer und Redakteur der „Beamten-Korrespondenz“, der „Genossenschaft“, der „Selbsthilfe“ und des „Pionier“ eifrigst eingetreten war. Von ihm stammt auch eine neue Genossenschaftsform durch Einführung einer Mittelinstitution zwischen der „beschränkten“ und „unbeschränkten“ Haftung, die einer bedingt unbeschränkten Haftung, wonach bei einem Defizit einer Vorschußgenossenschaft die Anteilseinlagen nicht gekündigt werden dürfen, sondern vielmehr wieder zu ergänzen sind. Man kann diese Einführung füglich als eine Reform bezeichnen, die mit seinem Namen verbunden zu werden verdient. Weiter war er der erste, der eine neue volkswirtschaftliche Praxis eingeführt hat, durch Vereinigung des Lebensversicherungsbetriebes mit einem System der Privatkrediterteilung seitens selbständiger Genossenschaften, eine Einrichtung, die beim Beamten-Verein geradezu mustergültig orgonisiert ist und sich, allen stümperhaften Nachahmungen zum Trotz, bei ihm trefflich bewährt hat.

Bemerkenswert ist, mit welchen Anschauungen er bei dieser seiner großen Schöpfung an maßgebenden Stellen zu rechnen, ja, sogen wir es offen, zu kämpfen hatte. Zu Beginn der organisatorischen Arbeiten für diesen Verein

äußerte ein hoher Beamter zu ihm: „Wozu ein solcher Verein für Standesgenossen, die für Versicherungs- und Vorschußzwecke zuerst Einlagen machen sollen, aber selbst nichts haben? Null zu Null gibt wieder Null!“ Heute zählt der Beamten-Verein, der auch in Deutschland als Vorbild für eine ähnliche Korporation, die preußische Beamten-Vereinigung in Berlin, diente, nahezu 180,000 Mitglieder und die Höhe der bei ihm versicherten Summe beträgt 172 Millionen. Mit gleichem Feuereifer hat Keßler auch die Ferienkolonien in Wien durch den Ersten Wiener Ferienkolonien-, Spar- und Unterstützungsverein für Kinder organisiert, der jetzt tausend Kinder jährlich kostenlos aufs Land schickt und eine Kinder-Sparkasse unterhält; er gründete auch in der Provinz solche Vereine und schrieb ein Buch über Schulsparkassen. Eine segensreiche Tätigkeit entwickelte er im Jahre 1896 als Präsident der Tiroler und Vorarlberger Fremdenverkehrsausstellung in Wien. Dann gründete er den Erziehungs- und Volksbildungsverein „Schulz-Straßnitzky“, dessen Präsident er ist, und trat vielfach als Abgeordneter auf Kongressen für Wohlfahrtseinrichtungen auf. Auch als Fachschriftsteller und begabter Gelegenheitsdichter ist Keßler hervorgetreten.

Engelbert Keßler ist im Jahre 1834 im Walsertal (Vorarlberg) geboren, wo er die Herde seines Vaters hütete. Da der Junge Talent zum Zeichnen verriet, brachte ihn die Gemeinde in eine Zeichenschule. Am 3. Oktober 1848 kam er über München nach Wien und wurde dort, noch nicht 15 Jahre alt, bald in den Strudel der politischen Bewegung hineingerissen. Als Realschüler wurde er von der Mobilgarde assentiert und an den Währinger Linienwall zur Verteidigung Wiens eskortiert, mit einem Gewehr, das er selbst im Zeughause erhalten. Am 28. Oktober früh desertierte er und wenige Stunden später drang auch schon das kaiserliche Militär über die Wälle ein. Er entrann rechtzeitig, sonst wäre er standrechtlich erschossen worden. Die Burg sah er beschießen und als sie brannte, half er beim Löschen mit. 1849 studierte er wieder bei St. Anna und an der Technik für das Lehramt, das er jedoch nur kurze Zeit als Professor einer Handelsschule und als Erzieher des Grafen Karl Esterhazy v. Galantha bekleidete. Seine Lehrer waren die berühmten Mathematiker Strehl und Schulz-Straßnitzky. Nach einer kurzen Verwendung in der Wiener Handelskammer trat er unter dem berühmten Techniker Karl v. Etzel in Stellung beim Bau der Südbahn. Für Etzel hatte er später mit Erfolg die Errichtung eines Denkmals auf der Brennerhöhe angestrebt.

So viel über Engelbert Keßlers tatsächliche Verdienste und die Hauptphasen seines ebenso bewegten wie tatenreichen Lebens. Wir wollen dem nur noch beifügen, daß er in seinem Familienleben der glückliche Vater von fünf Söhnen und zwei Töchtern ist.

Ein stark entwickelter Gemeinsinn, gepaart mit unendlicher Herzensgüte, aufrichtiger Hingebung an das Deutschtum überhaupt, seine engere deutsche Heimat insbesondere, das sind die hervorragendsten Eigenschaften des Mannes, der kürzlich in seltener Geistesfrische und geradezu jugendlicher Elastizität des Körpers die Siebziger überschritten hat.

Dr. A. H.

Bücher und Zeitschriften.

Pippa geht vorüber. Von Robert Browning. Ins Deutsche übertragen von H. Heiseler. Im Insel-Verlag Leipzig 1903.

In der letzten Zeit sind verschiedene Versuche gemacht worden, einzelne Gedichte und Dichtungen des originellen Robert Browning ins Deutsche zu übertragen. Edmund Ruete hat zwei Bände Uebersetzungen „Ausgewählte Gedichte von Robert Browning“ und „Der Handschuh und andere Gedichte“ in den Jahren 1894 und 1897 im Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Bremen herausgegeben, die sich durch Gewandtheit und Treue auszeichnen. Neuerdings sucht der rührige Insel-Verlag auch die größeren Dichtungen des dunkelsten aller englischen Poeten dem deutschen Publikum in einzelnen Uebersetzungen zu bieten. Das merkwürdige Gedicht „Pippa passes“ stammt aus dem Jahre 1841. Die Art, wie die kleine Seidenweberin rein durch ihr Wesen auf die Personen der einzelnen Dichtungen des Werkes wirkt, ist von reinster dichterischer Originalität. Man darf allerdings nicht durch das Banausentum des deutschen Naturalismus verdorben sein, wenn man diese Dichtung, in der, wie überall bei Browning, die barocken Elemente nicht fehlen, genießen will. Die Uebersetzung H. Heiselers ist dem Gedichte vollauf gerecht geworden, und wenn man den schönen Fluß ihrer Verse recht würdigen will, vergleiche man die teilweise recht holperige Uebersetzung der Liebesszene zwischen „Ottima und Sebald“ von Ruete mit der Heiselerschen Uebertragung. Diese ist das Werk eines Dichters, der die Form meisterlich beherrscht. Die Ausstattung des reizenden Bändchens ist sehr geschmackvoll.

Wilhelm Weigand.

Die Dichtung des Grafen Moritz v. Strachwitz. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von A. K. T. Tielo. Berlin 1902, A. Duncker. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, hgb. v. F. Munder Nr. XX.) XIX, 254 S.

Dem Verfasser ist neben ausgebreiteter Sachkenntnis auf dem von ihm bearbeiteten Felde auch ein nicht gewöhnliches Feingefühl in der Behandlung ästhetischer Fragen nachzurühmen. Trotzdem gehört sein Buch zu denen, aus welchen man lieber einzelne Kapitel zur Belehrung herausgreift, als daß man sich versucht fühlte, es hintereinander zu lesen. Er selbst hat richtig erkannt, daß eine allseitig künstlerisch befriedigende Darstellung mit allseitiger sachlicher Vollständigkeit schwer vereinbar ist. Und gerade bei einem Dichter wie Strachwitz, in dessen Wesen die Frische einen Hauptzug bildet, empfindet man ein Zuviel an Beispielen und vergleichenden Nebeneinanderstellungen leicht als ermüdend. Es dürfte kaum einem anderen Poeten aus einer uns so nahe liegenden Epoche eine derartig auf alle Einzelheiten seines Schaffens eingehende, umfassende Betrachtung gewidmet worden sein. Sein Entwicklungsgang, seine Art zu produzieren, seine Behandlung der Metapher, sein Verhältnis zu seinen Vorgängern, besonders zu Platen, wird in genauester, mitunter sogar statistisch abwägender Weise erörtert. Von den Arbeiten, die den gleichen Stoff wissenschaftlich untersucht haben, hebt Tielo mit Recht die prächtige Einleitung hervor, die Karl Weinhold seiner 1891 veranstalteten Gesamtausgabe der Strachwitzschen Dichtungen vorausgeschickt hat. Durch den glücklichen Umstand, daß es ihm vergönnt war, das Archiv der bekannten Berliner literarischen Vereinigung „Tunnel über der Spree“ zu benutzen, war Tielo in der Lage, neue Quellen zur Kenntnis der dichterischen Entwicklung seines Helden zu erschließen. Die von Strachwitz in diesem Kreise vorgetragenen Lieder und Balladen, aus denen manches bisher Ungedruckte mit den Zensuren des „Tunnels“ hier zuerst veröffentlicht wird, sind in den Protokollen enthalten, die H. v. Mühler — der spätere Kultusminister — und W. v. Loos geführt haben. Bezeichnenderweise hatte man dem Dichter in dem Verein den Namen „Götz von Berlichingen“ zuerteilt. Aus dem vierten Abschnitte des Buches — „Strachwitzens Bedeutung als Dichter“ überschrieben — erkennt man, daß der Verfasser trotz seiner liebevollen Hingabe an sein Thema den Fehler vieler Biographen, den von ihnen erwählten Dichter zu hoch einzuschätzen, vermieden hat. Er hat über seiner köstlichen Frische, der ihm eigenen stürmischen Kraft und seinem Reichtum an Phantasie nicht vergessen, daß seiner Jugend Gedankentiefe und Originalität nicht in gleichem Maße beschieden sein konnten. Von hohem Wert für eine spätere Ausgabe der Gedichte sind die textkritischen Ergebnisse, die Tielo bei seinem Studium des Dichters gewonnen hat. Bei dem reichen Inhalt des Buches, das so viel Ersprießliches an formellen und sachlichen Beobachtungen bietet, wäre ein gut gearbeitetes Register sehr erwünscht gewesen.

p—r.

Allgemeine Rundschau.

I. Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in Darmstadt.

Im Anschluß an die 19. Hauptversammlung des hessischen Oberlehrervereins in Darmstadt fand dort der 1. Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands am Ende voriger Woche statt. Am Freitag, 8. April, abends, wurden die Gäste, die aus allen Teilen des Deutschen Reiches herbeigeströmt waren, im Kaisersaale van dem Vorsitzenden des Darmstädter Lokallamitees, Oberlehrer Dr. Ritsert, mit einer poetischen Ansprache begrüßt. Van den übrigen Reden des Abends sei nach diejenige des Professars Lartzing, sowie Prof. Dr. Paulsen erwähnt, welcher ausführte, dieser Tag bedeute das Begraben der Streitart zwischen Humanisten und Realisten in der Lehrerwelt, sowie den festen Willen des Lehrerstandes, bei Schulfragen künftighin mehr zu Wart zu kommen als dies bisher geschehen sei. Schon an diesem Abend erwies sich der Saal als viel zu klein bei dem großen Andrang, da etwa 500 Gäste untergebracht werden mußten. Am Samstag, 9 April, morgens 9 Uhr, tagte die Konferenz der Vertreter der einzelnen Provinz- und Landesvereine Deutschlands; zunächst galt es, die Satzungen für den Verband festzustellen. Anwesend waren die Delegierten von 35 Vereinen, die auf je 300 Mitglieder einen weiteren Vertreter entsandt hatten; die Zahl der im Verbande geeinten Lehrer beträgt mit Einschluß Bayerns etwa 14,500. Die Beratung der Satzungen ging nach einem einleitenden Referat des Prof. Hartmann (Leipzig) sehr rasch von statten, weil der Entwurf durch eine fünfgliederige Kammission gemäß dem Beschlusse des 1. Delegiertentages in Halle 1903 sehr gut ausgearbeitet und bereits von den einzelnen Vereinen vorberaten warden war. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorstande des jeweiligen Vorortsvereins; in den Zahl der Beisitzer ist Preußen mit 2, Bayern, Sachsen und Württemberg mit je einem und die übrigen Bundesstaaten mit zwei Delegierten vertreten. Der Gang der Verhandlungen zeigte, daß vorderhand eine Gefahr der Majarisierung nicht besteht, daß gegenseitiges Vertrauen allseits herrscht und gerade die an Zahl überwiegenden preußischen Vertreter auf Geltendmachung jeglicher Sonderinteressen bereitwillig verzichteten.

An die Konferenz der Delegierten schloß sich eine öffentliche Sitzung. Der derzeitige Varsitzende des hessischen und Gesamtverbandes Prof. Black (Gießen) begrüßte die Erschienenen, insbesandere die Behörden. Staatsminister van Rathe drückte seine Freude darüber aus, daß auf hessischem Baden diese Einigung des deutschen Lehrerstandes zur Tatsache geworden sei. Hierauf folgte der Festvortrag des Professars Dr. Friedrich Paulsen (Berlin): Das höhere Schulwesen in Deutschland, seine Bedeutung für den Staat und für die geistige Kultur des deutschen Volkes und die daraus sicher ergebenden Folgerungen für die Stellung des höheren Lehrerstandes. Der moderne Staat, die maderne Gelehrtenschule und das maderne Geistesleben seien wenigstens in Deutschland zu gleicher Zeit in Erscheinung getreten; als das Geburtsjahr der Gelehrtenschule sei 1543 zu bezeichnen, wo die drei sächsischen Fürstenschulen begründet wurden. Im Mittelalter habe die Kirche die Pflege der geistigen Kultur als nebensächliche Aufgabe der cura animarum verfolgt und in katholischen Staaten wolle die Kirche nach heutzutage auf diese Aufgabe nicht verzichten; der moderne Staat dagegen erkenne die Förderung der geistigen Kultur als seine ureigenste Aufgabe an und walle sich darin nie mehr von der Kirche vertreten lassen. In Deutschland sei in diesem Punkte der Streit zwischen Staat und Kirche beendet, nicht so in den romanischen Ländern, wa, wie Frankreichs Beispiel beweise, der Kampf noch todt. Mächtige Förderung erfuhren die deutschen Gelehrtenschulen durch erleuchtete Fürsten, wie Friedrich den Großen und Joseph II., welche die hemmenden Einflüsse kirchlicher und verknöcherter Gelehrtenkreise zu überwinden vermachten. Allmählich stieg dann die Zahl der Gelehrtenschulen so, daß nunmehr Deutschland in diesem Punkte allen übrigen europäischen Kulturstaaten vornus geeilt ist. Das Ziel der Gelehrtenschule aber war von jeher das gleiche wie das der modernen Universität, nämlich zur selbständigen Verarbeitung wissenschaftlicher Tatsachen zu erziehen, an eigene Prüfung und Sichtung des überlieferten Staffes zu gewöhnen. Dieser Aufgabe widmeten sich nuch die von den Neuhumanisten des 19. Jahrhunderts geleiteten Gymnasien; ihr müssen in Deutschland noch heutzutage alle höheren Schulen dienen, also auch die neuen Schulfarmen des Realgymnasiums und der Oberrealschule. Dadurch ist aber die Ausbildungsweise des höheren Lehrers an der Universität bedingt. Die Hochschule muß vor allem Männer erziehen, welche zu wissenschaftlicher Arbeit auf irgend einem Gebiete befähigt sind. Die Stellung des Lehrers an höheren Schulen ist demgemäß in dreifacher Beziehung aufzufassen, als Beamten, als Gelehrten, als Erziehers. Neuerdings wurde allerdings vam deutschen Lehrerstande selbst der Beamtencharakter stärker betont, um die gleichen Rechte wie die anderen akademisch gebildeten Berufsstände zu erringen; aus dieser Kampfstellung dürfe der Stand voraussichtlich noch für lange Zeit nicht abrücken, weil durch die ihm erwiesene Minderachtung auch die Auslese unter seinem Nachwuchs erschwert sei. Was brauche nun der deutsche Lehrstand, wenn er seiner dreifachen Aufgabe genügen soll? Freiheit für die Entfaltung persönlicher Kräfte, also kein Uebermaß von schablonenhaftem Bureaukratismus, Freiheit von Gesinnungsvorschriften, Freiheit van methodischem Zwang oder öder Pensumsjägerei. Sodann müßten Erleichterungen angestrebt werden in Bezug auf Stundenzahl und Korrekturlasten, damit dem Lehrer Zeit bleibe zur eigenen geistigen Tätigkeit; endlich sollten kleinere Klassen die Regel werden. Daß Sparsamkeit auf kulturellem Gebiete schlecht angebracht sei, diese Wahrheit sollte der Oberlehrertag dem deutschen Volk immer und immer wieder zurufen, bis der Grundsatz Anerkennung finde, daß Bildung keine Massenware sei.

Nach kurzer Pause hielt Oberlehrer Dr. Lautenschläger (Darmstadt) einen auf eingehender Kenntnis des betreffenden Materials ruhenden Vortrag über „Anschauung und Anschauungsmittel im Unterricht", auf den hier nicht näher eingegangen werden kann. Van einem Magdeburger Herrn wurde sodann auf die segensreiche Tätigkeit der in Magdeburg verwalteten Sterbekasse akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands hingewiesen, die zum Betriebe in allen deutschen Staaten zugelassen worden sei und zur Zeit 6400 Mitglieder zähle. Der Vorkämpfer des deutschen Lehrerstandes, Dr. Schraeder, legte hierauf eine Lanze ein zugunsten der Kollegen in Mecklenburg. Er schildert die dort herrschenden Gehaltsverhältnisse der akademischen Lehrer und bittet dringend, alle jüngeren Kollegen von einer Auswanderung nach Mecklenburg abzuhalten. Ein Huldigungstelegramm wurde an den Deutschen Kaiser und den Großherzog von Hessen abgesandt; in recht launiger Weise schilderte Ministerialrat Eisenhut (ein ehemaliger Neuphilologe) das Verhältnis der Regierungen zu den verschiedenen Berufsvereinen des höheren Lehrerstandes. Mit einem Ausflug zahlreicher Teilnehmer nach Jugenheim an der Bergstraße schlaß der erste Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands.

*

Namengebung für die Formen des Meeresbodens.

Der 7. internationale Geographenkangreß hat im Jahre 1899 bei seiner Berliner Tagung neben anderen Beschlüssen auch den gefaßt, „der Kongreß walle eine internationale Kommission für die sudozeanische Nomenklatur einsetzen mit dem Auftrag, spätestens bis zum Zusammentritt des nächsten Kangresses die Ausarbeitung und Veräffentlichung einer berichtigten Tiefseekarte des Weltmeeres zu veranlassen". Der nächste Kangreß wird im Jahre 1904 zu Washington tagen. Deshalb war es Zeit, daß, wie wir einer Mitteilung Dr. Lampes in der Naturwissenschaftlichen Wachenschrift entnehmen, kürzlich die Kommission mit den Veräffentlichungen der vereinbarten Namen für die Farmen des Meeresbadens hervartrat. Die deutschen Bezeichnungen hat Prof. Supan in Petermanns Mitteilungen (Bd. 43, S. 151) veröffentlicht; Urheber der französischen Namen ist Lapparent, der englischen Murray.

Der Teil des Festlandsockels, der sich van der Grenze dauernder Meeresbedeckung allmählich bis zur Tiefe van 200 Meter (100 Faden) senkt, bei welcher der Steilabfall zu be-

gimmen pflegt, heißt Schelf, z. B. Britischer Schelf. Die Vertiefungen des Meeresgrundes sind Becken, wenn ihre Gestalt rundlich ist, dagegen Mulden, wenn sie sich lang hinstrecken, ziemlich breit sind und die Ränder langsam ansteigen lassen, und Gräben, falls sie bei langer Erstreckung schmal sind und steile Ränder besitzen, von denen der an der Festlandseite höher sein wird als der, welcher nach dem Meerestrog hin liegt. Dringen Ausläufer von Becken, Mulden, Gräben in Festländer oder unterseeische Erhebungen ein, so entstehen Buchten, wenn die Gestalt der Gebilde breit, rundlich oder dreieckförmig ist, oder Rinnen, falls diese Vertiefungen sich lang hinstrecken. Man wird also von der ostaustralischen Bucht, aber von der norwegischen Rinne sprechen.

Die Erhebungen des Meeresgrundes, welche unter mäßigen Böschungswinkeln ansteigend bald breit, bald schmal sind und ganz verschiedene Höhenentwicklung zeigen können, heißen stets Schwellen. Sie vor allem gliedern den Boden der Meere, fallen aber ihrer langsamen, flachen Entwicklung halber weniger auf als die Rücken, welche energischer geböscht, aber schmäler sind als Schwellen. Steigt eine Bodenerhöhung steil auf, entwickelt sich aber auf der Fläche zu einiger Ausdehnung, so daß die Breite der Länge gleichkommt, so handelt es sich um ein Plateau, gleichgültig, ob es rings von Meerestiefen umgeben ist oder sich einem Rücken oder einer Schwelle angliedert, vielleicht ihr aufgesetzt ist. Die höchsten selbständigen Teile der Erhebungen heißen, falls sie nicht zum Sockel von Inseln oder Festland gehören, Höh als Gegensatz zum Tief, welches den eingesenktesten Teil der Vertiefungen am Meeresboden darstellt.

Neben diesen Großformen der unterseeischen Bodengliederung stehen noch Kleinformen: Riffe oder Gründe liegen bis zu 11 Meter tief dicht unterm Wasserspiegel, Bänke zwischen 11 und 200 Meter. Kuppen sind Einzelhöhen des Meeresgrundes mit kleiner Grundfläche und steiler Böschung. Der Ausdruck Rücken kehrt nochmals wieder, insofern er auch für kleine langgestreckte, schmale Erhebungen von unruhiger Oberfläche verwertet werden soll. Steileinstürze des Meeresbodens von geringer Ausdehnung sollen Kessel heißen, dagegen kanalartige Einschnitte, die senkrecht oder in irgend einem Winkel gegen den Festlandrand sich neigen, Furchen.

Die Kathodenstrahlen in der Medizin.

* Wie wir der Nummer 15 der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" entnehmen, ist es Dr. Strebel in München gelungen, die Verwendung der Kathodenstrahlen in die Heilkunde einzuführen. Diese Strahlen durchdringen wie Röntgen- und Radiumstrahlen Holz, Papier und dünne Metallschichten. Dr. Strebel hat nachgewiesen, daß diese Strahlen auf der Haut des Menschen eine lebhafte Entzündung erregen, welche zu Heilzwecken verwendet werden kann und daß diese Strahlen energisch batterientötend wirken. Die Röntgen- und Radiumstrahlen üben bekanntlich auf die Gewebe der bösartigen Krebsgeschwülste einen vernichtenden Einfluß aus. Diesen Einfluß besitzen auch die Kathodenstrahlen, und da diese Strahlen mit viel größerer Energie hergestellt werden können, als sie die zur Zeit bekannten Radiumpräparate besitzen, und da zudem der die Kathodenstrahlen erzeugende Apparat in ganz kleiner Dimension hergestellt werden kann, so daß man die Strahlen in enge Körperhöhlen einführen kann, so wird man, noch der Ansicht des genannten Arztes, den Krebswucherungen in viel energischerer Weise als dies bisher der Fall war, zu Leibe gehen können. Da die Strahlen sich in großen Mengen herstellen lassen, wird vor allem die Behandlung größerer Krebsgeschwülste sich bedeutend abkürzen lassen, während die Bestrahlung mit Radium bisher recht langwierig war, da immer nur ganz winzige Stellen zur Behandlung kommen konnten.

Kleinere Mitteilungen.

* Aegyptologisches. Unter den wertvollen Urkunden des zweiten Papyrusfundes von Illahun, die gegenwärtig im Berliner Museum unter Glas gebracht werden, befindet sich auch ein Dokument, das deswegen von außerordentlichem Interesse ist, weil es uns mit fast mathemntischer Klarheit über die Besoldungsverhältnisse ägyptischer Priester aufklärt. Es enthält die Ein- und Ausgaben des Tempels von Illahun, sowie die Verteilung des Restbestandes an die amtierenden Priester und Tempeldiener, und zwar bezieht sich diese auf die Monatsgehälter derselben. Auch die Laienpriester werden bei der Verteilung bedacht, wenn auch in geringem Maße, da sie jo ihren bürgerlichen Beruf nebenher hatten.

* Eine zweckmäßige archivalische Neuerung. In Schweden ist soeben, wie der Vossischen Zeitung von dort gemeldet wird, ein Unternehmen ins Leben getreten, das wohl auch bei uns Beachtung verdient. Es ist dies ein Schwedisches Archivbureau (Svenska Arkivbyran) in Stockholm, das, geleitet von Dr. Rosman, Assistenten am schwedischen Reichsarchiv, und dem Hofgerichtsnotar und Assistenten im schwedischen Kammerarchiv G. Hedin, den Zweck verfolgt, Aufschlüsse aller Art aus den Bibliotheken und Archiven des Landes zu verschaffen. Das schwedische Archivbureau beabsichtigt, in seinen Wirkungskreis alles das zu ziehen, was mit Archiv- und Bibliothekforschung irgendwie im Zusammenhang steht, als geschichtliche und statistische Resumés für wissenschaftliche und praktische Zwecke; genealogische, biographische und heraldische Untersuchungen aller Art, Auskünfte über administrative, soziale, ökonomische und literarische Verhältnisse; auch Besorgung von Abschriften aus verschiedenen Archiven, Herstellung von Kopien älterer wie neuerer Karten, Wappenzeichnungen und Autographen. Zusammenstellung von archivalischen und bibliographischen Verzeichnissen für geschichtliche Forschungszwecke u. dgl. m. An dem Unternehmen werden die tüchtigsten Fachleute Schwedens mitwirken, Beamte an den Archiven, Bibliotheken und Museen, Angestellte der kameralen und kommerziellen Staatsbehörden, Privatgelehrte, Militärs u. a. Die Preise für die Inanspruchnahme des Bureaus unterliegen in jedem Falle besonderer Vereinbarung. Bekanntlich befinden sich in Schweden die wichtigsten Akten über die Verwaltung derjenigen deutschen Länder, die ehemals — von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges ab — der Krone Schweden gehört haben; da mag denn die neue Einrichtung auch für deutsche Zwecke um so größere Bedeutung haben, als es nicht jedermanns Sache ist, in fremdem Lande selbst Aktenstudien zu unternehmen.

* Die Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie wird ihre Hauptversammlung im Jahre 1904 in den Tagen vom 12. bis 14. Mai in Bonn abhalten. Es sind bis jetzt folgende Vorträge angemeldet: Prof. Arrhenius (Stockholm): Ueber die chemische Massenwirkung bei den Toxinen. Prof. Bakhuis Roozeboom (Amsterdam): Ueber die Anwendung der Phasenlehre auf die Gemische von Eisen und Kohlenstoff. Prof. Bredig (Heidelberg): Ueber Chan-Ionenkatalyse. Prof. Dreser (Elberfeld): Die Gefrierpunkt- und Leitfähigkeitsbestimmung des Harns in einigen pharmakologischen Ergebnissen. Prof. Elbs (Gießen): Stereochemische Hinderung bei elektrochemischen Reduktionen. Dr. H. Goldschmidt (Essen): Ueber den Rutherburg-Prozeß. Prof. Heyn (Charlottenburg): Die Härtung des Stahles vom physikalisch-chemischen Standpunkt aus betrachtet. Privatdozent Dr. Löb (Bonn): Pyrogene Reaktionen und Dissoziationsvorgänge. Prof. Mathesius (Charlottenburg): Die Entstehung und Aufgabe der Schlacken in hüttenmännischen Prozessen. Die Konstitution der Schlacken; deren industrielle Verwertung. Privatdozent Dr. Wolf Müller (Mülhausen i. E.): Ueber Passivität der Metalle. Geheimrat Ostwald (Leipzig): Thema noch nicht bestimmt. Dr. Sackur (Berlin): Zur Kenntnis der Blei-Zinnlegierungen. Privatdozent Dr. med. Schröder (Bonn): Die Ergebnisse der Kryoskopie für die Medizin. Prof. Tammann (Göttingen): Ueber Glasbildung und Entglasung. Privatdozent Dr. Bose (Göttingen): Zur Chemie der

Kathodenstrahlen. Privatdozent Dr. Jordis (Erlangen): Neue Gesichtspunkte zur Theorie der Kolloide. Ueber die Oxydation von Ferrosalzlösungen. Prof. Luther (Leipzig): Ueber elektrolytische Kreisströme. Dr. M. Trautz (Freiburg): Ueber neue Luminiscenz-Erscheinungen. Die Anmeldung weiterer Vorträge wird möglichst bald an die Geschäftsstelle: Professor Dr. Julius Wagner, Leipzig, Mozartstraße 7, erbeten.

* **Eine neue chemische Entdeckung.** Dem Professor Charles Baskerville von der Universität Carolina in Amerika ist es gelungen, das Thorium in zwei Elemente zu zerlegen, die eine starke Radioaktivität besitzen sollen. Wenn diese Nachricht den Tatsachen entspricht, so wäre sie geeignet, nicht nur in dem großen Kapitel der radioaktiven Substanzen in der gesamten Physik und Chemie, sondern auch in der Beleuchtungstechnik neue Fortschritte anzubahnen. Die beiden Elemente führen den Namen Carolinium und Berzelium. Das Caroliniumoxyd soll rosarot und das Berzeliumoxyd grün leuchten und beide Elemente sollen Röhren aus Kupfer, Messing, Eisen und Glas, die mit Tüchern bedeckt sind, durchstrahlen.

* **Die Tuberkulose-Preisschrift,** die vom Deutschen Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke im Jahre 1900 herausgegeben wurde: Dr. S. A. Knopf, „Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit", ist bereits in 19 verschiedene Sprachen übersetzt. Kürzlich ist die serbische und isländische Uebersetzung erschienen.

W. **Internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt.** Am Donnerstag, den 14. April, findet in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf in Scotland Crinan, Trappes, Ittecille, Monaco, Guadalajara, Rom, Pavia, Zürich, Straßburg, Barmen, München, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kasan, Torbino, Blue Hill U. S. A. 2c. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Instrumente 2c. wird besonders aufmerksam gemacht.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** In das Bureau des bekanntlich auf Anregung der hiesigen Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufenen Thesaurus Linguae Latinae wird etwa zu Ende Mai Professor Gudeman von der Cornell University (New York) als Mitarbeiter eintreten.

B. **Straßburg.** Der Privatdozent für Arabisch-Syrisch in der philosophischen Fakultät, Dr. Israel Friedländer, hat einen Ruf nach New-York erhalten und angenommen.

* **Bonn.** Ein archäologischer Ferienkurs für Lehrer höherer Schulen wird, wie in den Vorjahren, auch in diesem Jahr zu Pfingsten vom 24. bis 30. Mai in Bonn und Trier abgehalten werden. Die Vorträge und Führung haben die Herren Professoren Loeschke und Wiedemann, Dr. Krüger, sowie die Museumsdirektoren Dr. Lehner und Dr. Graeven übernommen.

* **Leipzig.** Der am 28. März 1896 in Hamburg verstorbene Herr Otto Wuhlbruch hatte in § 11 seines Testamentes bestimmt, daß alle zwei Jahre dem Verfasser derjenigen in deutscher Sprache geschriebenen und veröffentlichten Arbeit, die in dem gleichen Zeitraum den größten Fortschritt in den Naturwissenschaften gebracht hat, ein Preis zuerkannt werden möge, welcher aus den Einkünften des von ihm hinterlassenen Vermögens entnommen werden soll. Zum vierten Male ist nun in diesem Jahre dieser Preis nach dem Willen des Stifters von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen vergeben worden, und zwar im Betrage von 12,000 Mark an den ordentlichen Professor der Botanik an der hiesigen Universität Herrn Geheimen Hofrat Dr. Wilhelm Pfeffer.

* **Greifswald.** Der Professor der Theologie Lic. Dr. Fritz Kropatscheck ist der Kreuzztg. zufolge als Nachfolger des nach Königsberg berufenen Professors Martin Schulze an die Universität Breslau versetzt worden.

* **Wien.** Der Kaiser hat dem verdienstvollen Leiter der Wiener Hofbibliothek, Hofrat Professor Dr. Karabacek, die Erhebung in den Ritterstand verliehen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Karl Scheid: Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 204 S. — Felix Müller: Abgekürzte Titel von Zeitschriften mathematischen Inhalts. Mit Erläuterungen und historischen Notizen. Ebenda 1903. 19 S. — Dr. Niels Nielsen: Handbuch der Theorie der Zylinderfunktionen. Ebenda 1904. 408 S. — Woldemar Lippert: Die deutschen Lehnbücher. Beitrag zum Registerwesen und Lehnrecht des Mittelalters. Ebenda 1903. 184 S. — Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Hrsg. von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 11—14. Ebenda 1904. Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem, General der Infanterie z. D.: Die Ausbildung der Infanterie. II. Teil: Die Frühjahrsperiode. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 116 S. — Berlin, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule Metz: Handbuch der Waffenlehre. Für Offiziere aller Waffen zum Selbstunterricht, besonders zur Vorbereitung für die Kriegsakademie. Ebenda 1904. 520 S. — P. Coudenhove: Renaissance. Zeitbild in 5 Akten. Augsburg 1904. Theodor Lampart. 68 S. — Wilhelm Horold, evang. Pfarrer: Der göttliche u. der menschliche Faktor im Bestande der Heiligen Schrift. Fingerzeige zur Klarheit über eine brennende Frage. Für angehende Theologen und gebildete Laien herausgegeben. Gütersloh 1904. C. Bertelsmann. 124 S. — Adam Albert: Die Dorfrebellen. Roman. Dresden 1904. E. Pierson. 350 S. — Max Kreyber: Aus des Lebens ewigem Werden. Kleine Bilder. Jauer. Oskar Hollmann. 48 S. — Rich. Charmatz: Der demokratisch-nationale Bundesstaat Oesterreich. Frankfurt a. M. 1904. Neuer Frankfurter Verlag. 71 S. — Professor Dr. Conwentz: Die Heimatkunde in der Schule. Grundlagen und Vorschläge zur Förderung der naturgeschichtlichen und geographischen Heimatkunde in der Schule. Berlin 1904. Gebrüder Borntträger. 139 S. — Antonio Modin: La Storia della Repubblica di Venezia nella Poesia. Milano 1904. Ulrico Hoepli. 623 S. — Gennaro Mondaini: Le Origini degli Stati Uniti d'America. Ebenda 1904. 459 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
in Stuttgart und Berlin (6699)s

Soeben erschienen!

Rudolf Herzog:

Der Graf von Gleichen

Ein Gegenwartsroman in zwei Büchern

Dritte Auflage. Geheftet M. 3.50. In Leinenband M. 4.50.

Die vom Niederrhein

Roman in zwei Büchern

Vierte Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 14. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der mißbräuchliche Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Calderon auf dem deutschen Theater. Von Dr. H. Breymann.

II. Bücher und Zeitschriften.

H. Schubert: Mathematische Mußestunden. — E. v. Leyden: Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik.

III. Allgemeine Rundschau.

Internationale Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. — Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Calderon auf dem deutschen Theater.*)

Von Dr. H. Breymann.

Einer der bedeutendsten Dante-Forscher der Neuzeit hat einmal gesagt, daß der Dichter der Divina Commedia, der Repräsentant des idealen Katholizismus, in dem Hauptwerke seines Lebens das innerste Empfinden des ganzen Mittelalters in ewig gültiger Form wiedergegeben und versucht habe, die tiefsinnigsten Probleme in engstem Zusammenhange mit den Lehren und den Geheimnissen des christlich-katholischen Glaubensbekenntnisses zu lösen.

Auch Calderon ist ein Vertreter des Katholizismus. Unentwegt war sein Sinn darauf gerichtet, zum höchsten Ruhme des Schöpfers eine harmonische Uebereinstimmung nachzuweisen zwischen dem Wirklichen und dem Idealen, dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, der Erde und dem Himmel. Und mit derselben Beharrlichkeit war er darauf bedacht, die charakteristischen Merkmale seiner Landsleute, die ritterliche Vasallentreue, das stark entwickelte Selbstbewußtsein, den Hang zu rohen Gewalttaten, das fast krankhaft gesteigerte Ehrgefühl, den unnahbaren Nationalstolz, die leidenschaftlich aufwallende Liebe, in seinen Dramen zur Anschauung zu bringen. Dabei suchte er, unter Ausschluß alles Niedrigen und Gemeinen, die angedeuteten Züge zu idealisieren, indem er zugleich der bereits vorhandenen Form des spanischen Dramas den Stempel künstlerischer Vollendung aufdrückte. So kam es, daß die Spanier ihn bald über seinen großen Vorgänger, Lope de Vega, stellten; er übertreffe, so meinen auch neuere spanische Kritiker, jenes „Wunder der Natur“, „en profundidad filosófica, en grandiosidad de ideas y en sublimidad de ispiraciones poéticas“. Und deshalb ist Calderon geradezu zum Symbol der spanischen Rasse, zu dem spanischen Nationaldichter κατ' ἐξοχήν geworden.

Aber heute soll von dem Leben dieses gottbegnadeten Dichters und ehrwürdigen Priesters nicht die Rede sein, auch nicht von dem geistigen Gehalte und der Bedeutung seiner Werke. Es lockt mich vielmehr die gewiß nicht uninteressante Aufgabe, die Versuche zu schildern, welche bisher angestellt worden sind, den spanischen Nationaldichter par excellence im Deutschen heimisch zu machen, und dabei der Aufnahme nachzuspüren, welche seine Comedias auf den Theatern Deutschlands und Oesterreichs bisher gefunden haben.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Literaturen der europäischen Völker, so tritt uns die überraschende Tatsache entgegen, daß die meisten Bearbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen der Calderonischen „Komödien“ — er hat deren mehr als hundert verfaßt — nicht in einem romanischen Lande, etwa in Italien oder Frankreich, sondern auf germanischem und zwar deutschem Boden entstanden sind. Die Zahl der deutschen Bearbeitungen u. s. w. übertrifft bei weitem diejenigen aller anderen Länder zusammengenommen, wie auch die Zahl der dem Leben und den Dichtungen Calderons bei uns gewidmeten kritischen und ästhetischen Beurteilungen eine so ungewöhnlich große ist, daß es selbst dem Fachmanne schwer fällt, sie alle eingehend kennen zu lernen. Viele der deutschen Nachahmungen und Bearbeitungen sind nur auf den alten Repertoires der Wanderbühnen erwähnt oder uns nur den Titeln nach bekannt geworden. So erklärt es sich, daß die Zahl derjenigen Bearbeitungen eine verhältnismäßig kleine ist, über deren tatsächliche Aufführung auf den deutschen Theatern bestimmte Anhaltspunkte überliefert sind. Zu den wichtigeren Nachahmungen, über deren Aufführung gut verbürgte Nachrichten vorliegen, gehören z. B. Das Leben ein Traum, ein Stück, welches, als erstes in der ersten Ausgabe der Werke Calderons 1636 in Madrid veröffentlicht, bereits 1654 in Hamburg aufgeführt wurde; dann Alles geben und nichts geben, welches am 22. Dez. 1668, also noch zu Lebzeiten Calderons, zum Geburtstage der Königin von Spanien auf dem Hoftheater zu Wien zur Aufführung gelangte; gerade zwanzig Jahre später wurde die Tochter der Luft in Hamburg gegeben; ferner wurden im Laufe des 17. Jahrhunderts deutsche Bearbeitungen der Lances de amor y de fortuna unter verschiedenen Titeln[1]) öfter auf die Bühne gebracht; die Dame Kobold wurde in neuerer Zeit auf fünf Theatern[2]) aufgeführt, darunter in München 20 Mal in der Zeit von 1856—1890; der Arzt seiner Ehre auf acht Theatern,[3]) vor allem in Wien 35 Mal von 1818—1855; der Standhafte Prinz auf fünf Theatern,[4]) besonders in Weimar 11 Mal von 1811 bis 1815; das Laute Geheimnis auf neun Theatern,[5]) vor allem in Wien 29 Mal von 1781—1808, dagegen in München nur 7 Mal 1782, 1875 ff.; der Richter von Zalamea auf neun Theatern,[6]) darunter in München

*) Vortrag, gehalten auf der 3. Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologenverbandes zu München.

1) Aurora u. Stella — Der verl ebte Lügner — Glück und Liebstück — Von Kronen-Streitt ꝛc.

2) Hamburg (1721), Frankfurt a. M. (1742, 1755), Dresden (1826), Wien (1841, 1882, 1883).

3) München (1819), Breslau (1819), Braunschweig (1820), Danzig (1820), Darmstadt (1830), Düsseldorf (1835), Berlin (1837 und 1843).

4) Lauchstädt (1811), Bamberg (1811), Berlin (1816, 1824), Düsseldorf (1833).

5) Weimar (1811), Berlin (1816), Wien (1820), Danzig (1821), Braunschweig (1824—1826), Dresden (1830), Potsdam (1838).

6) Hamburg (1778), Nürnberg (1784), Breslau (1782), Düsseldorf (1836), Mainz (1842), Karlsruhe (1864), Berlin (1884).

1782, 1859 und 18 Mal in dem Jahrzehnt von 1884 bis 1895, ferner in Wien 23 Mal in der Zeit von 1760 bis 1798; endlich ist noch das Leben ein Traum zu erwähnen, welches auf nicht weniger als 18 Theatern[7]) aufgeführt wurde, darunter besonders oft in Leipzig, 25 Mal von 1817—1825, und in Wien 1760 und ca. 40 Mal in der Zeit von 1816—1875, endlich in Berlin 77 Mal von 1818—1865.

In Wirklichkeit ist die Zahl der Aufführungen sicher eine weit größere, da die hier mitgeteilte Liste nur als eine vorläufige zu betrachten ist. Um sie zu einer abschließenden zu machen, müßten erst einmal sämtliche deutschen Theaterarchive (soweit sie seit ca. 1700 noch vorhanden sind) in systematischer Weise durchforscht werden; auch würden noch manche andere Stücke mit in Anrechnung gebracht werden müssen, deren Titel sich allerdings in den alten Repertoires finden, von denen wir aber nicht wissen, wo und wann sie zur Aufführung gelangt sind.

Die deutschen Bearbeitungen der Calderonschen Comedias zerfallen in zwei scharf voneinander zu sondernde Gruppen, in die nach den spanischen Originalen gefertigten Uebersetzungen, welche dem 19. Jahrhundert angehören, und in die indirekten Entlehnungen, welche sämtliche in eine frühere Zeit fallen. Wenden wir zunächst den letztgenannten unsere Aufmerksamkeit zu.

Der vergleichenden Literaturgeschichte ist die reizvolle, aber auch schwierige Aufgabe gestellt, nicht etwa nur die zwischen heimischen und fremden Stoffen sich findenden Uebereinstimmungen zu konstatieren, sondern auch zu zeigen, wie sich diese Uebereinstimmungen erklären lassen und wie die Verpflanzung erfolgt ist. Fünf Fragen insbesondere heischen von uns eine Antwort: Welche Originale wurden bearbeitet? Wer hat jene Stoffe in unsere Literatur verpflanzt? Wem sind sie entlehnt worden? Welche Veränderungen haben sie erlitten? Endlich: Welche Aufnahme haben die Werke des Dichters sowohl in den indirekten Bearbeitungen als auch in den (direkten) Uebersetzungen in Deutschland gefunden?

Von der Mitte des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts waren 18 Comedias Calderons die indirekten Quellen, aus welchen durch die Vermittelung anderer Literaturen entsprechende deutsche Bearbeitungen geflossen sind. Acht jener Comedias sind sogenannte Mantel- und Degenstücke;[8]) vier gehören zu den heroisch-romantischen Schauspielen;[9]) zwei[10]) behandeln einen Gegenstand aus der spanischen und zwei[11]) aus der nichtspanischen Geschichte; schließlich sind noch zwei symbolische Dramen hinzuzufügen.[12])

Auf die Frage, wer die entsprechenden deutschen Bearbeitungen jener 18 Comedias angefertigt, also die in ihnen dargestellten Stoffe in die deutsche Literatur verpflanzt hat, muß ich leider die wenig befriedigende Antwort geben, daß wir die Namen jener ersten Bearbeiter nur zum Teil kennen, wie z. B. Matsen, Sein selbst Gefangener, 1650; Postel, Der kgl. Prinz von Polen, 1693; Koppf, Kronen-Streitt, 1754; Stephanie, Der Oberamtmann und die Soldaten, 1771; Gotter, der die italienischen Bearbeitungen Gozzis benutzt: Der Kobold, 1777 ff., Das öffentliche Geheimnis, 1781, Zwei unruhige Nächte, 1781; Schroeder, Amtmann Graumann, 1781; Bock, Der Verschlag, 1781; Bertrand, Sigismund, 1782; Meyer, Der Schutzgeist 1793.

Wie wurden nun, so fragen wir weiter, die deutschen Bearbeitungen Calderonscher Stoffe unserer Literatur vermittelt? Es geschah dies teils durch die Franzosen und die Italiener, teils durch die Holländer, welche ihrerseits aus dem Französischen geschöpft hatten. Frankreich, welches im 17. Jahrhundert in so hohem Grade unter dem Einflusse der spanischen Literatur stand,[13]) entlehnte dessen riesenhaftem, schier unerschöpflichem Drama zahlreiche Stücke, welche nun entweder in mehr oder weniger genauen Uebersetzungen oder in sehr freien Umgestaltungen in französischem Gewande erschienen, um dann in dieser, allen Gebildeten leicht verständlichen Form zu neuen Bearbeitungen Anlaß zu geben. Zu den bekannteren französischen Bearbeitern, beziehungsweise Uebersetzern Calderonscher Stücke gehören im 17. und 18. Jahrhundert z. B. d'Ouville, Brosse, P. Corneille, Th. Corneille, Boisrobert, Scarron, Quinault, Hauteroche und einige andere.[14])

Die Holländer, welche seit langem mit Spanien in regem politischen und kommerziellen Verkehr gestanden hatten, waren mit dem spanischen Drama früher vertraut, als die Deutschen, schöpften auch direkt aus jener Quelle, waren aber vor allem darauf bedacht, sich die Dichtungen der Franzosen anzueignen, deren Einflusse ihr eigenes Drama sich nicht entziehen konnte. Sie ließen sich also die gute Gelegenheit, zugkräftige Stücke zu erwerben, nicht entgehen. So kommt es, daß wir nun bald viele Stücke der vorhin genannten französischen Romantiker in holländischer Bearbeitung wiederfinden. Zu diesen niederländischen Bearbeitern gehören u. a. Graef, Peys, Meyer, Geleyn, Ogier, Cammaerts.[15])

Endlich werden nun manche der holländischen Stücke nach erneuter Umarbeitung in die deutsche Literatur verpflanzt. Diese Verpflanzung wurde wesentlich erleichtert und gefördert durch die niederländischen Wanderkomödianten, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Deutschland durchzogen, in Frankfurt a. M., Hamburg, Altona, Lübeck, Berlin Vorstellungen gaben und sogar bis nach Schweden vordrangen. Die von den Holländern gebrachten Stücke wurden zum Teil von Deutschen, insbesondere Hamburger Schauspielern übernommen und von ihnen weiter verbreitet. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Im Jahre 1635 war Calderons Vida es sueño im kgl. Palaste zu Madrid zur erstmaligen Aufführung gelangt. Bereits 12 Jahre[16]) später erschien zu Brüssel eine holländische Uebertragung dieses Stückes unter dem Titel Het leven is maer droom[17]) wurde 1651 in Amsterdam, 1654 in Hamburg aufgeführt und gelangte nach Lüneburg 1666, dann nach Dresden, wo es 1674 und

7) Hamburg (1654, 1693, 1721, 1816), Dresden (1674, 1690, 1881), Wernigerode (ca. 1700), Frankfurt a. M. (1741, 1860 bis 1885), Nürnberg (1760), Halle fünfmal (1812—1818), Weimar ca. sechsmal (1812—1817), Regensburg (1816), Danzig (1817), Breslau (1817), Braunschweig (1818—1825), Düsseldorf (1835 bis 1836), Schwerin (1837—1838), Karlsruhe (1858), München (1901).

8) No siempre lo peor es cierto; Casa con dos puertas mala es de guardar; Mejór está que estaba; No hay burlas con el amor; El escondido y la tapada; Peor está que estaba; El astrologo fingido; La dama duende.

9) El galan fantasma; Lances de amor y de fortuna; El alcalde de si mismo; El secreto á voces.

10) Gustos y disgustos no son mas que imaginacion; El Alcalde da Zalamea.

11) Darlo todo y no dar nada; El mayor monstruo los celos.

12) La Vida es sueño; La hija del aire (2 Teile).

13) Hierüber ist zuletzt von *Martinenche:* La Comedia espagnole. Paris 1900. 8°, und von *Hussar:* P. Corneille et le théâtre espagnol. Paris 1900, 8°, gehandelt worden.

14) *d'Ouville:* L'Esprit folat 1642; les Fausses Vérites 1643; Jodelet astrologue 1646; *Brosse:* Les Innocents coupables 1645; *P. Corneille:* Héraclius 1647; *Th. Corneille:* Les Engagements du Hazard 1647; le feint Astrologue 1648; les Illustres Ennemis 1654; le Geôlier de soi-même 1655; le Galant doublé 1660; *Boisrobert:* L'Inconnue 1655; La Belle invisible 1656; les Apparences trompeuses 1656; les Coups d'Amour 1656; *Scarron:* Le gardien de soi-même 1655; La fausse apparence 1658; *Quinault:* Les Coups de l'Amour et de la Fortune 1657; Le fantôme amoureux 1659; *Lambert:* Les Sœurs jalouses 1658; *Hauteroche:* Les Apparences trompeuses 1673; L'Esprit follat 1685; *Boissy:* La Vie est un songe 1732; *Lesage:* César Ursin 1739; *Collet:* L'Esprit follet 1770, nach *Hauteroche; Collot d'Herbois:* Il y a bonne justice ou le Paysan magistrat 1777; *Fleur:* Isabelle et Fernand 1782.

15) *Graef:* Aurora en Stella (1666), *Peys:* De . . . Joffer (1670), *Meyer:* Het spookende weeuwtje (1677), *Geleyn:* De sipier van zich zelven (1678), *Ogier:* Don Ferdinand (1714), *Cammaert.* Den Valschen Astrologant (1763).

16) Nach anderen Angaben soll ein gewisser Rodenburgh schon 1636 (!) eine (verloren gegangene) holländische Uebersetzung geliefert haben.

17) In der Bibliothek zu Leiden: 8. Geb. Bl. CXXVIII. Nr. 4600.

1690 gegeben wurde: dann ward es in neuer, aber ebenfalls nach dem Holländischen unternommener Bearbeitung von Postel als Singspiel 1693, endlich in der von Praetorius vorgenommenen Ueberarbeitung 1726 in Hamburg zur Aufführung gebracht.

Ein anderes Beispiel: Quinaults französische Bearbeitung von Calderons Lances de amor erschien 1657, wurde 1665 von Graef u. d. T. Aurora en Stella in das Holländische übertragen und noch im nämlichen Jahre in Amsterdam aufgeführt, von wo es nach Dresden gelangte. Hier fand Velten, damals Direktor der k. sächsischen Hofkomödie, auf dem Repertoire „Aurora und Stella" vor, das nun von Truppe zu Truppe wanderte.[18]) Ueber die Herkunft des Stückes zerbrach sich niemand den Kopf.

Wenn wir nun die Frage nach den Veränderungen aufwerfen, welche die deutschen indirekten Bearbeitungen Calderonscher Comedias erlitten haben, so wird, bei objektiver Betrachtung der tatsächlichen Verhältnisse, stets berücksichtigt werden müssen, daß jene Umformungen zu einer Zeit vorgenommen wurden, als sich das deutsche Drama auf einer noch sehr niedrigen Stufe der Entwicklung befand. Statt die Lösung bestimmter kunsttheoretischer Ansichten anzustreben, nahmen die damaligen Dramenfabrikanten und Bühnenleiter zur Richtschnur ihrer dramaturgischen Tätigkeit lediglich den Geschmack des Publikums, das sich zu jener Zeit noch für die, man möchte sagen, berüchtigten Haupt- und Staatsaktionen begeisterte.[19]) Velten und seine Genossen beuteten für ihre Zwecke das Drama der Italiener, Franzosen, Engländer und Holländer aus, unterzogen aber die entlehnten Stücke einer ebenso starken wie freien, willkürlichen Umgestaltung. Ein kompetenter Forscher hat daher mit vollem Rechte einmal gesagt, daß „das potenzierte Fremdartige, die mehrfache Bearbeitung von entlegenen Quellen, oft Mißgeburten erzeugte".[20])

So heißt es denn auch in der durch jämmerliche Zusätze verunstalteten Oper Sein selbst Gefangener (1678), welche wir, wie der alte Matheson einmal ironisch bemerkt hat, den „erstaunlichen sprachlichen und poetischen Fähigkeiten des Herrn Privatus Matsen" verdanken in I, 4:

> Und kriegen wir ihn nur,
> Man wird ihm nichts nicht schenken.

Nicht minder eindrucksvoll ist der Anfang der folgenden Arie, welche die Prinzessin singt (I, 4):

> Verfluchter Zufall! muß mein Glücke,
> Das schon als auf der Spitze war,
> Nun wieder in den Grund zurücke!

Und Jodelet singt (II, 6):

> Mancher bild't sich sehr viel ein,
> Doch steckt nichts dahinder;
> Glaubt er gleich, er sei kein Schwein,
> Ist er's doch nicht minder.

Als ein anderes abschreckendes Beispiel schlechten Geschmacks kann auch Postel dienen, der trotz seiner Gelehrsamkeit und Sprachenkenntnis jeder gesunden Kritik ermangelte und seine Stücke durch hochtrabende, leere Phrasen und Lohensteinschen Schwulst verunstaltete. Von 1688 bis 1702 lieferte er für die Hamburger Bühne eine Reihe von Texten, in deren wunderlicher, unnatürlicher Behandlung er wirklich Außerordentliches leistete. So gab er denn auch 1693 von Calderons Alcalde de Zalamea eine opernhafte Bearbeitung, die nur als ein Zerrbild des spanischen Originals angesehen werden kann.

Auf die Mittel zur Besserung wies Lessing hin. Um der deutschen Literatur eine freiere Entfaltung zu geben und speziell das Drama zu heben, bekämpfte er einerseits das sogenannte klassische Theater der Franzosen und den Zwang beengender Regeln; andrerseits stellte er Shakspere und die älteren spanischen Dramatiker als nachahmungswürdige Muster auf; bei den letzteren finde man, so sagte er, sinnreiche Verwicklungen, sonderbare und immer neue Theaterstreiche, wohl angelegte Charaktere, Würde und Stärke im Ausdruck, die Vermischung des Tragischen und des Komischen —, mit einem Worte Naturwahrheit. Und um der Lehre auch gleich das Beispiel hinzuzufügen, faßte Lessing den Plan, das Leben ein Traum und den Alcalde von Zalamea für die deutsche Bühne zu verarbeiten.[21])

Aber selbst noch Lessings bahnbrechendem Auftreten finden sich noch bezeichnende Beispiele für die Willkür, mit welcher deutsche Bearbeiter fremder Geistesprodukte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Werke gingen. Das erkennt man so recht an dem von Stephanie und sogar von Schroeder beliebten Verfahren. Beide versuchten ihre Kunst an Calderons Alcalde.

In aller Kürze sei hier an die Fabel dieses Stückes erinnert, das durch seinen wirksamen Aufbau, durch erschütternde Seelenkämpfe und durch eine meisterhafte Charakteristik ohne Frage zu den bedeutendsten Dichtungen Calderons gehört: Ein junger, hochmütiger, leidenschaftlicher Hauptmann entehrt die Tochter des Bauern Crespo, der in dem Dorfe Zalamea mit der Würde eines Schultheißen betraut ist. Der auf makellose Ehre bedachte Crespo bietet dem Offizier sein Vermögen, seinen Sohn, sich selbst zu Sklaven an, wenn er das begangene Unrecht sühnen und das Mädchen heiraten wolle; er, der stolze, unabhängige, selbstbewußte Mann, fällt ihm sogar zu Füßen, wird aber von dem vornehmen Offizier mit bitterem Hohn abgewiesen. Da ergrimmt der Bauer in wildem Schmerz. In seiner Verzweiflung und um die beleidigte Familienehre zu rächen, läßt er den Hauptmann ergreifen und kurzerhand erdrosseln.

Das ist im wesentlichen der Inhalt des spanischen Originals, von welchem Linguet 1770 eine wässerige französische Uebersetzung geliefert hatte. Nach dieser Uebertragung schuf sieben Jahre später Collot d'Herbois ein neues Drama. Aus dieser getrübten Quelle schöpfte nun Stephanie im Jahre 1781 seinen „Oberamtmann und die Soldaten", verwandelte aber ohne langes Besinnen den Offizier in einen Studenten, weil eine solche niedrige Handlungsweise, wie er zu seiner Rechtfertigung sagte, „sich mit der Verfassung unserer vaterländischen Truppen nicht vertrage". Mit der „Verfassung" der deutschen Studentenschaft schien sie ihm also ganz wohl verträglich! Daß er sich aber gegen den Geist der spanischen Dichtung versündigte — dieser Gedanke kam weder ihm, noch dem damaligen Wiener Publikum.

Was F. L. Schroeder betrifft, so erfreute er sich als Schauspieler, Direktor und dramatischer Schriftsteller in Hamburg, ja in ganz Deutschland, eines hohen Ansehens.[22]) Dank seinem ehrenwerten Charakter, seinem Streben nach Naturwahrheit, seinem klaren Verständnisse für die damaligen Erfordernisse der dramatischen Kunst, wurde Schroeder der Reformator und wahre Begründer der Hamburger Schule, wie überhaupt des veredelten deutschen Schauspiels. Mit unbeugsamer Energie verfolgte er das Ziel, den Schauspielerstand in sittlicher und sozialer Beziehung zu heben, den Kunstgeschmack des Publikums zu verfeinern und das Theater zu einer moralischen Erziehungsanstalt zu machen.[23])

---

[18]) Stuttgart (1673); Danzig (1669, 1690 und 1695), Torgau (1680); Frankfurt a. M. (1690, 1700, 1741). — Knopf: Kronen-Streit ꝛc. (1754) geht direkt auf das Quinaultsche Stück zurück.

[19]) Deortent: J. Fr. Schönemann (1895), I, 148; Heitmüller: Holländ. Komödianten in Hamburg (1894) S. 21 ff.

[20]) *Farinelli:* in der Z. f. vergl. Literaturgeschichte (1892), V, 187, 194. Vergl. ebda. VIII, 318 ff.

[21]) Siehe Lessing: Sämtliche Schriften von Lachmann-Maltzahn. Leipzig (1853), II, 455. — Vgl. dazu Borberger: Lessings Dramatische Entwürfe und Pläne. Berlin (1876) S. 569.

[22]) Vergl. z. B. Schmid Chronologie (1775) ed. Legden (1903) S. 197; Schütze: Hamburger Theatergeschichte (1794) S. 317; Meyer: F. S. Schroder (1819); 2 Bde. 8°, Wehl: Hamburger Literaturleben (1856) S. 184 ff.; Litzmann: Schroeder und Gotter (1880—1894), 2 Bde. 8°.

[23]) Bezeichnend für sein Streben und seine achtbare Gesinnung ist die Ankündigung, mit welcher er seine Unternehmung im

Von solchen Grundsätzen geleitet, machte er sich 1771 zunächst an die Bearbeitung englischer Vorbilder und erzielte mit der erstmaligen Aufführung des Shakspereschen Hamlet am 20. September 1776 einen ungeheuren Erfolg. „Es war ein Freudentag des deutschen Theaters, mit dem eine neue Epoche anhob." Tatsächlich war von jenem Tage an Shakspere ein für allemal dem deutschen Theater gewonnen. Hatte er also in dem „Hamlet" und in verschiedenen anderen rasch aufeinanderfolgenden Shakspere-Bearbeitungen unleugbares Geschick an den Tag gelegt, so muß doch seine Umarbeitung des Alcalde, welche am 18. Dezember 1778 aufgeführt wurde, als verfehlt bezeichnet werden.[24]) Indem er nämlich seinen oben angedeuteten Tendenzen nur allzu treu blieb, verkannte er durchaus den tieferen Sinn der spanischen Dichtung, deren Charaktere und Situationen, Konflikte und Motive von ihm in ehrsame deutsche Spießbürgerlichkeit übertragen wurden. Ohne Verständnis für die allerdings zum Teil krasse, aber doch poetisch-phantasievolle, echt künstlerische und zugleich tief ergreifende Darstellungsweise Calderons, lieferte er nach Linguets Uebersetzung eine Bearbeitung, welche mit dem Originale nur noch eine sehr entfernte Aehnlichkeit aufwies. Was er gab, war ein breit ausgemaltes, bürgerliches Sittengemälde; in diesem war alles Herbe gemildert, alles Anstößige entfernt, die moralische Tendenz stark betont, die poetische Sprache des Spaniers durch nüchterne, platte, leicht verständliche Prosa ersetzt und der tragische Schluß durch einen heiteren Ausgang, gerade wie in seiner Bearbeitung des König Lear, ersetzt worden.[25])

So verwandelt sich denn der bäuerlich-trotzige Dorfschulze Calderons bei Schroeder in einen zahmen, bürgerlichen Bezirksamtmann, der über die heiligsten Güter der Menschheit deklamiert und zum Schlusse durch einen Brief des Königs zum Direktor des obersten Justiztribunals ernannt wird! Aus dem wegen seiner rohen Tat gehängten Hauptmann Calderons wird bei Schroeder ein galanter, schmachtender Offizier, welcher seiner Luise schon früher die Cour gemacht hat, durch ihre Tugend vor jeder sinnlichen Aufwallung bewahrt bleibt und schließlich als glücklicher Bräutigam zu einer standesgemäßen Ehe schreitet!

Zu einem tieferen Verständnis der dramatischen Muse Calderons gelangte man erst in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, nachdem durch Lessings theoretische und praktische Wirksamkeit der Geschmack geläutert worden war, nachdem auch durch die rastlose, geniale Tätigkeit der Romantiker, ferner durch Goethes wohltätigen Einfluß, sowie durch Platens hervorragendes Formtalent eine neue Aera für die deutsche Uebersetzungskunst angebrochen war. Endlich tagen nun in deutschem Gewande die großen Dichter des Auslandes in musterhaften Uebertragungen vor. Jetzt erst war eine ästhetisch-kritische Würdigung der poetischen Meisterwerke Calderons ermöglicht, zugleich auch eine auf das Original selbst zurückgehende, dessen Geist und Gehalt vermittelnde Darstellung auf den deutschen Bühnen angebahnt.

An diesem Punkt griff Goethe mit seiner machtvollen Persönlichkeit ein. Es kann gar nicht rühmend genug anerkannt werden, wie viel Goethe für die richtige Würdigung Calderons getan hat.[26]) Seine ungemein zahlreichen Aussprüche über den spanischen Dichter beweisen unwiderleglich, wie sehr und wie frühe er seinen Wert erkannte, ohne jedoch gegen seine Schwächen blind zu sein. Die Stimmung, in welcher er an die Lektüre der Calderonschen Dramen trat, erkennt man deutlich aus einer Aeußerung, die er einst Gries gegenüber machte. „Ich fühle mich versetzt," so schrieb er ihm, „in ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land und in einen fremden Bildungszustand."

Bereits 1802 stellt er Calderon in Vergleich mit Shakspere; er ist von seinen Stücken „entzückt" und freut sich, „diesen außerordentlichen Mann noch weiter kennen zu lernen";[27]) er denkt an die Aufführung seiner Comedias[28]) und nennt sie „bühnengerechte Muster, die der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen bereiten werden".[29]) Als er im März 1807 bei Johanna Schopenhauer den „Standhaften Prinzen" vorlas, ergriff ihn dieses Stück in so hohem Grade, daß er vor Erregung nicht weiter lesen konnte. Er warf das Buch auf den Tisch, so daß es zu Boden fiel. Ja, er konnte dem Versuche nicht widerstehen, die „Große Zenobia" deutsch zu bearbeiten und sogar ein Stück in der Weise Calderons zu schreiben.[30]) Aber Goethe begnügte sich nicht mit der Anerkennung und Nachahmung der Calderonschen Dichtungen. Er tat mehr als das. Trotz seiner 61 Jahre machte er sich mit jugendlich-idealer Begeisterung und einer geradezu bewundernswerten Rührigkeit an die Aufgabe, die Werke des spanischen Dichters auf die Bühne zu bringen, um, wie er an den Grafen Brühl schrieb, „den Geschmack des Publikums dadurch zu verfeinern und es daran zu gewöhnen, auf dem Theater die Befriedigung der höheren Forderungen der Einbildungskraft zu verlangen". Er teilte die Rollen aus, hielt Lese- und Theaterproben und ließ Kostüme, neue Dekorationen und „was somst noch", wie er selber sagte, herbeischaffen. Wie es bei den Leseproben herzugehen pflegte, erfahren wir aus der lebendigen Schilderung Genasts:[31]) „Bei großen Werken wurden die Leseproben stets in Goethes Hause abgehalten. Ein langer, grünbehangener Tisch stand in der Mitte des Empfangszimmers. Obenan nahm Goethe seinen Platz; ihm gegenüber, am Ende der Tafel, der Regisseur. Rechts und links die Darsteller. . . Mit einem Schlüssel, womit er auf den Tisch klopfte, gab Goethe das Zeichen zum Beginn. . . Jetzt sah ich erst, welch kitzliche Sache es ist, Calderonsche Verse korrekt vom Blatt zu lesen und dabei einigen Ausdruck hineinzulegen. . . Bei der ersten Theaterprobe zur „Zenobia" sollte Unzelmann, welcher den Soldaten spielte, das Unglück treffen, Goethes Zorn zu erregen . . ., weil er mit der Rolle in der Hand auf die Szene trat und dieselbe (!) ablas. Sogleich ertönte mächtig Goethes Stimme aus seiner Loge: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man seine Aufgabe adtiest!" Unzelmann entschuldigte sich dann mit der Bemerkung, daß er wegen seiner krank darniederliegenden Frau nicht hätte zum Lernen kommen können, und daß ebenso gut wie der Staatsmann und Richter auch der arme Schauspieler der Nachtruhe bedürfe, er, der öfter Possen reißen müsse, wenn ihm auch sein Herz blute, er sei also in diesem Falle wohl zu entschuldigen."

Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen. Alle standen erwartungsvoll, was nun kommen würde, als nach einer Pause Goethe mit kräftiger Stimme rief: „Die Antwort paßt! Weiter!"

Ich spielte den Hauptmann, der den Aurelianus gefangen zu nehmen hat, versuchte es sechsmal nacheinander, aber jedes Mal zur Unzufriedenheit Goethes. „So nimmt man keinen Kaiser gefangen!" rief er. Schließlich machte er selber es mir vor. In seinem langen, blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupte, betrat er die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand . . . und kam nun mit einem martialischen Gesichte im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupte schwingend. Das

April 1786 eröffnete: „Ich verspreche in meinem Theater Ordnung und strengste Sittlichkeit, nur muß auch das Hamburger Publikum darauf verzichten, öfter hinter den Coulissen und in den Ankleidezimmern zu sein, als im Parterre."

[24]) Siehe Eloesser: Das bürgerliche Drama. Berlin 1898, 8°.

[25]) Merschberger: Jahrb. d. Deutschen Shakespeare-Ges. XXV, 205 ff.

[26]) Biedermann: Goethe-Forschungen (1879, 1886 und 1899), 8°; Fostenrath: Calderon in Spanien (1882), 8°; Dorer: Goethe und Calderon (1881), 8°; Burkhardt: Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung (1891), 8°; Schüddekopf und Walzel: Goethe und die Romantiker (1898), 8°.

[27]) Brief an A. W. Schlegel von Mitte Juni 1803

[28]) Brief an denselben vom 2. Oktober 1803.

[29]) Brief an Kleist vom 1. Februar 1808.

[30]) Biedermann: Goethe-Forschungen (1879), S. 168 ff., 174 f.

[31]) Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers (1862), 4 Bde. 8°; cf. I, 228 ff.

Digitized by Google

war allerdings ganz anders, als ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm (!) treu nach. Da kniff er mich, wie es seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufschreien mögen."

Dem Beispiele Goethes folgten bald andere Bühnenleiter. Eine Reihe Calderonscher Dramen wurden in den nun folgenden Jahren auf den Theatern Deutschlands und Oesterreichs aufgeführt. Daß jene Stücke, welche den Deutschen eine ihnen völlig neue, fremdartige Welt eröffneten, in sehr verschiedener Weise von dem theaterbesuchenden Publikum aufgenommen wurden, ist begreiflich. Uebereinstimmend berichten Grabbe[32]) und Uechtritz,[33]) daß in Düsseldorf die Aufführung des Alcalde eine sehr gelungene gewesen sei und elektrisch gewirkt habe, wie dieses Stück auch in Wien eine sehr enthusiastische Aufnahme fand.[34])

Dagegen erregte die köstliche Dame Kobold in Dresden im Januar 1826 einen Sturm, wie er sich dort noch nie ereignet hatte. Das Publikum fand das Stück langweilig und zischte es unter den lebhaftesten Mißfallsbezeigungen zweimal aus.[35])

In Düsseldorf fanden der Wunderthätige Zauberer und die Tochter der Luft, sowie in Bamberg die Andacht zum Kreuze den „ungemeinsten Beifall",[36]) während das letztgenannte Stück in Regensburg für eine Verspottung der Religion gehalten und fast ausgepocht wurde.[37]) Auch die Große Zenobia erzielte in Weimar keinen rechten Erfolg.[38]) Dem von der Holbeinschen Truppe in Bamberg 1811 aufgeführten Standhaften Prinzen vermochte das Publikum nur wenig Geschmack abzugewinnen.[39]) Dagegen ward demselben Stücke in Weimar eine ganz andere Aufnahme zuteil. Hier war es am 30. Januar 1811 zur erstmaligen Aufführung bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier der Herzogin bestimmt worden. Da der Hof sich verspätete, zögerte man, den Vorhang aufzuziehen. Das Publikum wurde unruhig und äußerte laut seine Ungeduld. Da erhob sich Goethe von seinem Sitz und rief mit mächtiger Stimme: Wird's bald still?! Und es ward still. Bald darauf nahm die Vorstellung ihren Anfang. Ein Zeitgenosse, Abeken, der ein Zeuge jener Aufführung war, hat uns eine Schilderung der empfangenen Eindrücke hinterlassen. Es sei ergreifend gewesen, so berichtet er, wie der Standhafte Prinz, den man soeben noch im Sklavenkleide gesehen, nun als Geist im reichen schönen Ordensgewande, die Fackel in der Hand, über das Theater schreitend, sein Volk zum Siege geführt habe. Auch auf Lotte Schiller machte jene Aufführung einen mächtigen Eindruck.[40]) In Uebereinstimmung damit heißt es in anderen gleichzeitigen Berichten, daß das Stück „mit allgemeinem Beifall", „mit ungeteiltem Enthusiasmus" aufgenommen worden sei. Das Publikum konnte sich nicht satt sehen und Goethe selber war so erschüttert, daß er in Tränen ausbrach! Auch in Düsseldorf wurde dem Standhaften Prinzen am 9. April 1833 viel Beifall gespendet, war es doch auf dem dortigen Theater mit peinlichster Sorgfalt von K. Immermann einstudiert worden. „Die Leseproben," so erzählt er,[41]) „wurden in einer kleinen, klösterlich abgelegenen Zelle gehalten. . . . In dem engen Gemache war man wie von aller Welt abgeschieden. Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände rötete die Frühlingssonne. . . . Felix Mendelssohn schrieb die Musik: Zwei herrliche Sklavenchöre und einen ganz originellen, wie aufgelöste katholische Kirchenhymnen klingenden Marsch zu der Erscheinung des Geistes. Es waren gute Tage."

Was endlich das Leben ein Traum anlangt, so fand merkwürdigerweise das Danziger Publikum keinen Gefallen an der Aufführung.[42]) Dagegen erzielte in Berlin 1818 Alexander Wolff in der Rolle des Sigismund eine ergreifende Wirkung, wenngleich das Stück selbst mehr „ein verwundertes Erstaunen, als eine ästhetische Würdigung" hervorrief.[43]) Daß aber das Leben ein Traum eine nicht geringe Anziehungskraft auf das Berliner Publikum ausübte, ergibt sich aus der häufigen Wiederholung des Stückes, welches von 1818 bis zum 30. September 1865, also in 47 Jahren, 71mal im kgl. Schauspielhause und 6mal im alten Königstädter Theater zur Aufführung gelangte.[44])

Auch auf das Leipziger Publikum scheint das Leben ein Traum eine große Anziehungskraft ausgeübt zu haben und geradezu ein „Kassenstück" gewesen zu sein.[45])

Hatte Goethes ebenso sachverständiges wie energisches Vorgehen wie eine befreiende Tat gewirkt, so trugen die musteehaften Uebertragungen Schlegels und Gries', sowie die nun in überraschender Menge erscheinenden kritisch-ästhetischen und literarhistorischen Untersuchungen wesentlich dazu bei, das deutsche gebildete Publikum mit der Dichtung Calderons vertraut zu machen. Mit Recht konnte daher der gelehrte spanische Kritiker Duran bereits 1849 sagen, daß gerade die Deutschen die spanische Literatur und das spanische Theater am gründlichsten erforscht hätten.[46])

Und etwa 30 Jahre später hören wir wiederum aus dem Munde eines Spaniers den ehrenden Ausspruch: „Die Wiedergeburt des ganzen Calderonianischen Theaters ist hauptsächlich und fast ausschließlich das Werk Deutschlands. Die Gerechtigkeit erheischt, dies anzuerkennen, und die Dankbarkeit, es zu verkünden."[47])

---

32) Düsseldorfer Tageblatt 1836, 9. April.

33) Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben (1839), 80.

34) Ueber Land und Meer 1883, Nr. 51, S. 1028.

35) Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Weimar, 1826. XLI, 62 f, 447.

36) Ellinger: E. T. A. Hoffmann. 1894, S. 93. Immermann: Memorabilien.

37) Mämminger: Don Fernando, 1620, S. V.

38) Genast, l. c., S. 234 und Goethes Ausspruch vom Jahre 1814.

39) Ellinger: E. T. A. Hoffmann ꝛc., Hamburg und Leipzig, 1894, S. 65.

40) Vgl. den Bericht, welchen sie an die Prinzessin Caroline sandte; cf. Varrentrapp: J. Schulze, Leipzig, 1889, S. 93. — Goethe selbst berichtet über die Aufführung bereits am 4. Febr. 1811 in einem Briefe an Sartorius, siehe Wahle: Das Weimarer Hoftheatee, S. 254.

41) Memorabilien. Werke VI, 351. — Vgl. auch M. Koch: Immermanns Werke (1889) I. 1. Abt. S. 89. A.; Grabbe: Werke ed. D. Blumenthal, IV, 177 ff; Laube: Norddeutsches Theater (1872), Kap. 7; Kobbe: Hamburger Telegraph, 1841. Nr. 181 ff.

42) Rub: Die dramatische Kunst in Danzig (1894). S. 64 f.

43) Herlth: Das Leben ein Traum. Berlin (1868.) S. XXVI.

44) Nach Mitteilungen des f. Regisseurs M. v. Lavallade; siehe auch Küstner: Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung ꝛc. Leipzig 1853. S. 329 f.

45) Siehe Küstner, l. c., S. 21, 42, 330.

46) Romancero general 2ª ed. Madrid (1849) I, S. VIII: Alemanes son los que mejor han publicado la historia de nuestra literatura y teatro.

47) Sanchez Moguel, zit. von Fastenrath, Calderon in Spanien. Leipzig. (1882.) S. 254.

Bücher und Zeitschriften.

Mathematische Mußestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Von Prof. Dr. H. Schubert, Hamburg. Kleine Ausgabe. Zweite Auflage. Leipzig 1904, Göschensche Verlagshandlung. 306 S.

Der Verfasser gibt in dem vorliegenden Buche eine für gebildete Laien, „denen von der Arithmetik nur die allerersten Elemente bekannt zu sein brauchen", bestimmte Zusammenstellung und Begründung der wichtigsten Gesellschafts- und Geduldspiele. Der erste Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit den Zahlenproblemen: Erraten gedachter Zahlen (des Alters, Geburtsjahres oder -tages einer Person u. s. w.); mit merkwürdigen Ziffernfolgen; Beispielen für die Entstehung sehr großer Zahlen; mit den Bachetschen Umfüllungsaufgaben; Würfelkunststücken; Dominoketten; mit dem dyadi-

Digitized by Google

schen Zahlensystem; und nach einer Reihe von weiteren Zahlenkunststücken mit den Trugschlüssen, von denen der hübsche Scheinbeweis, daß 5 gleich 7 ist, hier Platz finden möge:

Man denke sich eine Zahl a, welche 1½mal so groß ist als eine zweite Zahl b. Dann besteht die Beziehung

$$4a = 6b$$

oder auch die weitere Beziehung

$$14a - 10a = 21b - 15b$$

wofür auch geschrieben werden kann:

$$15b - 10a = 21b - 14a$$

zieht man links 5 und rechts 7 als Faktor heraus, so folgt

$$5\,(3b - 2a) = 7\,(3b - 2a)$$

der Faktor (3b—2a) hebt sich fort und es bleibt übrig:

$$5 = 7.$$

Im zweiten Hauptabschnitt behandelt der Verfasser die wichtigsten Probleme der Anordnung, davon besonders ausführlich die sogenannten magischen Quadrate, den Rösselsprung und das „Boß-Puzzle" (Fünfzehnerspiel), ferner, gewiß vielen Lesern zu Dank, den Ewigen Kalender, endlich die unter dem Namen „Eulersche Wanderungen" und „Hamiltonsche Rundreisen" bekannten Aufgaben.

Getreu dem vorgesetzten Motto „Ludendo discimus" bietet so das Buch, das auch hinsichtlich seiner äußeren Ausstattung kaum etwas zu wünschen übrig läßt, dem Leser nicht nur eine Fülle von anregender Unterhaltung, sondern auch Belehrung in reichem Maße dar. Leicht und fließend geschrieben, setzt es in der Tat fast durchgehends keine weitgehenden mathematischen Kenntnisse voraus; Schwierigkeiten, die für manchen Leser in der mathematischen Bezeichnungsweise an sich schon liegen mögen, würden sich eben kaum anders umgehen lassen, als durch Verzicht auf die Mitteilung von Beweisen und allgemeinen Lösungen, die wir doch nur ungern vermissen würden. Wir stehen nicht an, das vortreffliche Buch allen Freunden von mathematischen Spielen auf das wärmste zu empfehlen.

-rt-

Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik. Von E. v. Leyden. Leipzig, Georg Thieme, 1904. 2. (Schluß-) Band.

Der Schlußband des in 2. Auflage vorliegenden Werkes, dessen ersten Teil wir schon besprochen haben, vollendet das schöne Buch, das ein Merkstein in der Entwicklung der Ernährungstherapie genannt werden kann. Der verstorbene Phthisiologe Dettweiler schildert die Ernährung bei der Lungentuberkulose, Boas diejenige der Krankheiten des Magens und der Speiseröhre, Ewald die Darm- und Stadelmann die Leberkrankheiten. Diesen Kapiteln schließt sich eine exakte Diätetik der Nerven- und Geisteskrankheiten an aus der Feder des gleichfalls verstorbenen Berliner Psychiaters Jolly. Die Blutkrankheiten hat Nothnagel, die Stoffwechselkrankheiten v. Noorden, die Fieberkrankheiten Leyden übernommen. — Das wichtige Gebiet der Herzkrankheiten blieb Kraus (Berlin) vorbehalten. Klemperer bespricht die Nieren-, Lassar die Hautkrankheiten, Winckel die Frauen- und Biedert die Kinderkrankheiten. Am Schlusse des Werkes verbreitet sich der bekannte Halberstadter Chirurg Kehr über die Ernährungstherapie vor und nach Operationen. Die zweite Auflage wurde gegenüber der ersten wesentlich gekürzt; dadurch hat das Buch nur an innerem Werte gewonnen. — Bei der Wertschätzung, welcher sich die Diätetik allerorten zu erfreuen hat, kommt das Buch einem Bedürfnis entgegen; in ihm werden die zahlreichen, gerade auf diesem Gebiete noch offenen Fragen in glücklicher Weise beantwortet.

rr.

Allgemeine Rundschau.

Internationale Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

* In Heidelberg werden in diesem Jahre aus Anlaß des 3. Internationalen Mathematiker-Kongresses vom 8. bis 13. August eine Reihe von Fachhistorikern der exakten Wissenschaften vereinigt sein. Diese Gelegenheit soll benutzt werden, um einen internationalen Zusammenschluß aller derer zustande zu bringen, die sich eingehend mit dem Studium der Geschichte der Naturwissenschaften befassen.

Groß und bedeutsam, wie das Gebiet, dessen Geschichte sie bearbeiten wird, soll auch diese internationale Vereinigung organisiert werden.

Bis heute haben sich über 300 Fachhistoriker, darunter alle hervorragenden Namen, für die Notwendigkeit der Errichtung dieser Vereinigung ausgesprochen. Alle Wissensfächer sind durch sie vertreten; da sind Mathematiker, Bergleute, Mediziner, Physiker, Ingenieure, Chemiker, Mineralogen, Nautiker, Geographen, Landwirtschaftler, aber auch Literarhistoriker, Orientalisten, Archäologen und Kulturhistoriker. Vertreten sind bisher die Länder: Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Frankreich, Dänemark, Italien, Rußland, Holland, Belgien, England, Amerika, Griechenland, Japan, China, Norwegen, Schweden, Spanien, Indien und Aegypten.

Da die Korrespondenzen aber noch nicht abgeschlossen sind, so werden bis August sicher über 400 Fachhistoriker ihre Stimmen abgegeben haben. Die historische Tätigkeit der Gesellschaft soll sich in 4 Sektionen gliedern: Organische Naturwissenschaften, anorganische Naturwissenschaften, Technik, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehrswesen. Die weitnächsten Mittel, um den Zweck der Gesellschaft zu verfolgen, wären: Die Unterhaltung eines ständigen Bureaus; die Herausgabe einer illustrierten Monatsschrift: Internationales Archiv für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik; die Anlegung von Sammlungen literarischer Art; die Herausgabe und Unterstützung einschlägiger wissenschaftlicher Arbeiten; die Abhaltung von Jahresversammlungen und Vorträgen; die Vertretung der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik auf geeigneten Kongressen; die Beratung und Unterstützung in fachgeschichtlichen Fragen bei Errichtung von Denkmälern, bei Erhaltung von Bauwerken, bei Ausgrabungen ꝛc.

Die Gelder zur wirksamen Durchführung dieser Aufgaben werden augenblicklich durch Zeichnungen in der internationalen Großindustrie gesichert. So wird diese ihren Dank an die Geschichte erstatten, aus der sie selbst groß geworden. Und mit der Industrie vereint, werden der Fachmann und der Historiker dann die bedeutsamen Daten der Gegenwart festlegen und rückwärtsschreitend aus dem Wechsel des wirtschaftlichen Lebens heraus die Leistungen vergangener Zeiten, die Taten großer Vorgänger, darstellen. Vieles ist auf dem Gebiete noch zu tun, vieles nachzuholen, was die letzten Jahrzehnte versäumt haben. Wie man in der Weltgeschichte den Legenden und Sagen durch gründliche Quellenforschungen, durch Heranziehung aller Hilfswissenschaften zuleibe gegangen ist, so muß auf dem Gebiete der Kulturgeschichte jetzt auch endlich einmal vorgegangen werden. Was hier der Einzelne nicht bewältigen konnte, das muß eine wohlorganisierte Gesamtheit, der die genügenden Mittel zur Verfügung stehen, nun vollbringen. Wie im vergangenen Jahre in München der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik ein neues Museum für Deutschland erstanden ist, so soll in diesem Jahre hier in Heidelberg eine Gesellschaft zustande kommen, um die Vergangenheit jener internationalen Wissensgebiete zu erforschen, deren Erfolge man gar zu gerne als eine Errungenschaft nur unserer Tage ansieht.

*

Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun

* Unter diesem Titel ist gerade vor Ostern im Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn in Wien eine genealogische Studie von Edmund Langer, Archivar im Thunschen

Digitized by Google

Schlosse Tetschen a. E. (Böhmen), als erstes Heft einer beabsichtigten mittelalterlichen Hausgeschichte der edlen Familie v. Thun ausgegeben worden, welche nach dem Vorwort, das ein genaues Verzeichnis der benützten handschriftlichen Quellen und gedruckten Werke enthält, auf 42 Seiten Lexikonformat die Anfangsgeschichte der ursprünglich im Tiroler Nonstal (im einstigen Bistumsgebiete von Trient) heimischen edlen Familie v. Thun (de Tono) bietet, welche in dem vorliegenden Hefte bis ungefähr 1300 fortgeführt wird.

Diese Familie, schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in den Kindern Victors, des Landeshauptmanns auf Tirol, zur Reichspanierwürde erhoben, im 16. Jahrhundert durch den klugen Tiroler Regierungsrat Sigmund v. Thun, einen der drei kaiserlichen Oratoren beim Konzil von Trient in dessen letzter Periode (1561—1563) berühmt, im 17. Jahrhundert durch Christof Simon, den Malteserprior und Erzieher der zwei ältesten kaiserlichen Prinzen Ferdinands II. am kaiserlichen Hof zu großem Ansehen gelangt, zur Freiherrn-, durch Verleihung der Reichsgrafschaft Hohenstein bald zur Reichsgrafenwürde erhoben, von der sie auch nach Verlust der Grafschaft das Prädikat bis heute behielt, auch in weltlichen Stellungen durch mannigfach hervorragende Männer bis in die neueste Zeit ausgezeichnet, verdiente gewiß die sorgfältige Erforschung ihrer Urzeit, die ihr hier zuteil geworden.

Aus dem Material dieser Arbeit sei hervorgehoben, daß der sonst gewöhnlich an die Spitze der Stammbäume gestellte Albertinus de Tono um 1050 als nicht erweislich und um diese Zeit mit diesem Namen auch kaum annehmbar preisgegeben ist. Der erste aller urkundlich beglaubigten Herren von Thun bleibt also Berthold, um 1145 und 1155 erwähnt. Dagegen konnte der Stammbaum der noch heute lebenden Thune lückenlos bis auf Manfredinus de Tunno zurückgeführt werden, welcher 1187 zum ersten, 1218 zum letzten Male genannt ist (um ein Glied weiter rückwärts, als dies noch in Glückseligs Denkwürdigkeiten 1866 geschehen). Dessen Sohn Warimbert I. begegnet uns bereits 1205, und dann öfter bis 1242; dessen Sohn Heinrich kommt urkundlich von 1242—1261 vor, war 1267 sicher schon tot; wiederum dessen Sohn Warimbert II. füllt die Zeit von 1267 bis 1300 aus, so daß die historische Zeit von 1187—1300 durch vier Namen des direkten Stammbaumes dargestellt ist, wie dies die am Schlusse beigegebene „genealogische Uebersicht" deutlich macht. Eine Reihe von Namen ist mit dieser Hauptlinie nachweisbar seitlich verwandt; andere Namen sind gar nicht einreihbar; noch andere erscheinen als solche, die bisher wahrscheinlich mit Unrecht der Thunschen Familie beigezählt wurden.

Als Ursitz der Familie erscheint der locus oder das dossum Toni auf dem Hügel S. Margarita gleich hinter dem Eingang ins Nonstal, als zweiter Sitz das ganz nahe, etwas höher gelegene Vision, das aber 1286, wenn nicht in seinem größten, so doch in seinem bedeutendsten Teile, durch Verkauf an den Grafen Meinrad von Tirol überging. Mittlerweile hatte sich die von Heinrich abstammende Linie eine neue Burg in Castrum Belvesini gegründet, das heutige Castel Thun, das eine Zeitlang von dem nahen Orte Novesino auch Castrum Novesini hieß, während das alte Casteletum Toni seinem Verfall entgegenging.

::

Kleinere Mitteilungen.

1. **Ein versunkener Berg?** Einem in englischen Zeitungen weiter verbreiteten Telegramm aus Caribo (Maine) zufolge soll dieser Tage der Bald Mountain, ein in Neu-Braunschweig gelegenes Berg, plötzlich verschwunden sein; seine Stelle soll nunmehr ein mit schlammigem Wasser gefüllter See einnehmen. Schon von jeher befanden sich am Fuß dieses Berges heiße Quellen, denen man vulkanischen Ursprung beimaß. Man vermutet nun, daß das Versinken des Bald Mountain mit einem starken Erdbeben in Zusammenhang stehe, welches am 20. März in Britisch-Nordamerika wahrgenommen wurde. Die erste Nachricht von der Katastrophe brachte ein Führer, der von Tidoque nach Caribo zurückkehrte; seine Erzählung ist inzwischen durch eine Anzahl von Forstleuten bestätigt worden.

* Archäologisches. Auf dem Forum Romanum in Rom wurde neben dem Unterbau des Reiterdenkmals Domitians der prächtige Unterbau eines zweiten Ehrendenkmals freigelegt, das wahrscheinlich dem Konsul O. Marcius Tremulus im Jahre 306 v. Chr. errichtet worden ist.

* Der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen sind neuerdings Stiftungen im Betrage von 12,000 Mark zugewendet worden.

* Die Anatomische Gesellschaft hat folgendes Programm für die 18. Versammlung in Jena, 18. bis 22. April 1904, ausgegeben: Montag, den 18. April: Abends 8 Uhr: Begrüßung im Hotel zur Sonne. Dienstag, den 19. April: Vormittags 9—11 Uhr: 1. Sitzung; nachmittags 3—6 Uhr: Demonstrationen. Mittwoch, den 20. April: Vormittags 9—1 Uhr: 2. Sitzung; nachmittags 3—6 Uhr: Demonstrationen; 6½ Uhr: Gemeinsames Essen im Hotel zum schwarzen Bären. Donnerstag, den 21. April: Vormittags 9—1 Uhr: 3. Sitzung; nachmittags 3 Uhr: Besichtigung der optischen Werkstätte von Karl Zeiß. Freitag, den 22. April: Besuch des Glaswerks von Schott und Genossen; Ausflug nach Weimar. Inseln und Präparate bittet man an die Anatomische Anstalt Jena zu senden. Wegen der Mikroskope wolle man sich an Herrn Privatdozent Dr. Lubosch, in Wohnungsangelegenheiten an Herrn Privatdozent und Prosektor Dr. Eggeling wenden. Unter den bis jetzt gemeldeten 25 Vorträgen sind eine große Zahl hervorragendster Namen des In- und Auslandes vertreten; wie schon gemeldet, wird auch der Altmeister der anatomischen Wissenschaft Exzellenz v. Kölliker (Würzburg) einen Vortrag halten, und zwar über das Thema: „Ueber die Entwicklung der Nervenfasern contra Dohrn rediviyum und Bethe. Mit Demonstrationen.

*

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der badischen Regierung sind von privater Seite Mittel zur Errichtung eines Instituts für Erforschung der Krebskrankheit an der hiesigen Universität zur Verfügung gestellt worden.

r. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der kürzlich verstorbene Ordinarius für Pädagogik Professor Raphael Horner hat die hiesige Universität zu seiner Universalerbin eingesetzt.

* **Leipzig.** Die Universität Cambridge hat Professor Dr. Wilhelm Ostwald zum Doktor der Naturwissenschaft honoris causa ernannt.

hc. **Wien.** Der mit dem Titel eines außerordentlichen Professors bekleidete Privatdozent für Kunstgeschichte und Direktor der Sammlungen des Kaiserhauses, Dr. Julius Ritter v. Schlosser, hat einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an die Prager deutsche Universität an Stelle des in den Ruhestand getretenen Prof. Dr. Alwin Schultz abgelehnt.

* **Paris.** Die Académie des Sciences erwählte als Nachfolger Karl v. Zittels den norwegischen Geologen Brögger zum korrespondierenden Mitglied für die Sektion Mineralogie.

* Ein akademisches Jubiläum, das englische und deutsche Universitätskreise gleichermaßen angeht, wird am 22. April begangen werden. An diesem Tage feiert der berühmte Chemiker Sir Henry Enfield Roscoe die 50. Wiederkehr seiner Promotion zum Doktor in Heidelberg. Roscoe lehrte lange Zeit am Owens-College in Manchester, von welcher Tätigkeit er sich 1895 ins Privatleben zurückzog. Seine bedeutendsten Verdienste liegen in der Förderung des wissenschaftlichen und technischen Unterrichts in England und in der Abfassung vorzüglicher Lehrbücher der Chemie, die auch in Deutschland weite Verbreitung gefunden haben. Das Owens-College will den Festtag des Forschers besonders ehren durch Ueberreichung einer Adresse, der sich

auch zahlreiche Universitäten und gelehrte Gesellschaften anschließen werden. Außerdem sollen sich die Schüler Roscoes in möglichst großer Zahl dort zusammenfinden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ernst Franke: Der internationale Arbeiterschutz. (Neue Zeit- und Streitfragen. Hrsg. von der Gehe-Stiftung zu Dresden. Heft 2.) Dresden 1903. Zahn u. Jaensch. 35 S. — Theodor Potormann: Die Gelehrtenschulen und der Gelehrtenstand. (Neue Zeit- und Streitfragen etc. Heft 3/4.) Ebenda 1904. 51 S. — Wilhelm Spack: Zwei Seelen. Erzählung. Leipzig 1904. Fr. Wilh. Grunow. 383 S. — El-Correi: Berthesda. Roman. Leipzig. Lotus-Verlag. 289 S. — Georg Langer, kgl. pr. Staatsanwalt i. Oels: Der progressive Strafvollzug in Ungarn, Croatien und Bosnien. Ergebnisse einer Studienreise. Berlin 1904. — Hans Harmann: Das Sanatorium der freien Liebe. Pläne und Hoffnungen für die Zukunft. Barlin-Steglitz 1904. Hans Priehe u. Co. 178 S. — Dr. Adolf Bachmann, Prof. der österreichischen Geschichte in Prag: Oesterreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechts. 2. verb. Aufl. Prag 1904. Roblicek u. Sievers. 428 S. — Celarius: Prozessbeschleunigung ohne Gesetzesänderung. Ein Vorschlag aus der Praxis für die Praxis. Hannover 1904. Helwing. 46 S. — Sozialwissenschaftliche Zeitfragen. Herausgegeben von Dr. Alexander Tille. Heft 1: T. S. Cree: Der kollektive Arbeitsvertrag. 42 S. Heft 2: Alexander Tille: Der Wettbewerb weisser und gelber Arbeit in der gewerblichen Produktion. 69 S. Berlin 1904. Otto Elsner. — Professor Dr. Hugo Müller: Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfange des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1904. Chr. Belser. 135 S. — K. H. von Mann-Tischler: Deutschland und Frankreich. Politische und militärische Betrachtungen am Anfang des 20. Jahrhunderts. Berlin u. Leipzig 1903. Friedrich Luckhardt. 125 S. — Hauptmann Alois Valtxa: Die Schlacht bei Adua 1. März 1896. (Aus den Memoiren Baratieris.) Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. 91 S. — Prof. Dr. J. Narrenberg: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen Deutschlands. Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 76 S. — Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen, Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen 1349/1350. Herausgegeben von Woldemar Lippert und Hans Beschorner. Ebenda 1903. CCLVIII u. 640 S. — A. Scanferlato: Lezioni Italiane. Seconda parte. Kurze praktische Anleitung zur Vervollkommnung in der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Ebenda 1904. 116 S. — Dr. Otto Reichal: Vorstufen der höheren Analysis und analytischen Geometrie. Ebenda 1904. 181 S. — Marx-Studien. Blätter für Theorie und Politik des wissenschaftlichen Sozialismus. Herausgegeben von Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding. Bd. I. Wien 1904. Ignaz Brand. 433 S. — Benno Erdmann: Immanuel Kant. Bonn. 1904. Friedrich Cohen. 39 S. — Königliche Akademie zu Posen. Verzeichnis der Vorlesungen für das Sommersemester 1904. Posen. Merzbach. 27 S. — Deutsche Schulausgaben herausgegeben von Dir. Dr. H. Gandig und Dr. G. Frick. Goethes Gedichte in Auswahl. Hrsg. von Dr. G. Frick. 167 S. Schiller: Wilhelm Tell. Hrsg. von Dr. H. Gandig. 144 S. Lessing, Minna von Barnhelm. Hrsg. von Dr. G. Frick. 115 S. Schiller. Wallenstein. Teil 1 und 2. (2 Bde.) Hrsg. von Dr. G. Frick. 155 u. 153 S. Leipzig 1903. B. G. Teubner. — Wilhelm Crok: Clytia. Leipzig. Oswald Mutze. 70 S. — J. v. Vardy du Vornois: Studien über den Krieg. 3. Teil: Strategie. 3. Heft. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 149 S. — Kriegskarte von Deutsch-Südwestafrika. Im Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts auf Grundlage aller bisher veröffentlichten Karten und der unveröffentlichten Materialien der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts u. a. m. hergestellt in dem kartographischen Institut Dietrich Reimer. (Ernst Vohsen) unter Leitung von Paul Sprigade und Max Moisel. (Blätter Warmbad, Keetmanshoop, Zesfontein, Owambo, Andara.) Berlin 1904. Dietrich Reimer. — Volkslieder aus der Toscana. In deutscher Uebertr. von Edgar Kurz. Tübingen 1904. H. Laupp jun. 96 S. — A. Sahliz: Fränkische und alamannische Kunsttätigkeit im frühen Mittelalter nach dem Bestand der schwäbischen Grabfelder. Heilbronn 1904. Verlag des Historischen Vereins. 62 S. — Andrew Gray, Professor der Physik an der Universität Glasgow: Lehrbuch der Physik. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Felix Auerbach, Professor an der Universität Jena. Bd. I: Allgemeine und spezielle Mechanik. Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 837 S. — H. Schwahe, Geh. Regierungsrat a. D.: Ueber die Ermässigung der Gütertarife auf den preussischen Staatseisenbahnen. Berlin-Grunewald 1904. A. Troschel. 70 S. — Dr. C. Güttler, a. o. Professor an der Universität München: Wissen und Glauben. 2. Aufl. München 1904. C. H. Beck. 210 S. — Christoph Beck: Videant Consules! Eine Stimme für die Uebersetzung. Unter Bezugnahme auf die preuss. Schulkonferenz 1900. Nürnberg 1904. Karl Koch. 20 S. — Professor Dr. J. Freudenthal: Immanuel Kant. Rede bei der von der Breslauer Universität veranstalteten Gedenkfeier am 12. Februar 1904. Breslau 1904. M. u. H. Marcus. 32 S. — E. L. Voynich: Die Stechfliege (Tha gadfly). Aus dem Englischen von Elsa Wasmuth. Berlin 1904. Friedrich Gotthoiner. 327 S. — Königsberger Hartungsche Zeitung. Sondernummer zum Gedächtnis des hundertjährigen Todestages Immanuel Kants. Freitag, 12. Februar 1904. — Sanitätsrat Dr. Elben: Die Tuberkulose in Württemberg nach Alter und Beruf in den Jahren 1899—1901. S.-A. a. d. Württemb. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde 1903. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. — Dr. Michael Lex: Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904. C. H. Beck. 314 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(6700)

Erdkinder

Roman von

Carl Worms

Dritte Auflage

Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Tauchnitz Edition.

April 13, 1904.

The Triumph of Mrs. St. George.

A new Novel.

By

Percy White.

Author of „Mr. Bailey-Martin", „Park Lane". etc.

In 2 vols.

(6741)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 15. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Sollen die Volksschullehrer auf der Universität vorgebildet werden? (Eine Entgegnung.) Von Kaet Gutmann (München).

Die Reinhaltung unserer Gewässer.

Die angebliche Grabinschrift des Karagöz. (Eine literarische Reiseerinnerung aus der Türkei.) Von G. Jacob (Erlangen).

II. Bücher und Zeitschriften.

Otto Friedrich Gruppe: Gedichte. — Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine chinesische Denkschrift über die Rückständigkeit Chinas. — Die Anfänge des deutschen Literaturunterrichts in Amerika. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Sollen die Volksschullehrer auf der Universität vorgebildet werden?

Eine Entgegnung.

Im Dezember vorigen Jahres hielt ich im hiesigen Bezirkslehrerverein einen Vortrag über Lehrerbildung; die Redaktion der Beilage hatte sodann die Güte, eine auszugsweise Wiedergabe desselben in Nr. 2 dieses Jahrgangs zu bringen. So sehr ich mich anfangs über die Aussicht freute, durch jenen Auszug unsere gebildeten und leitenden Kreise möglicherweise für die Bildungsbestrebungen meines Standes interessiert zu sehen, heute möchte ich beinahe bedauern, daß ich den Vortrag nicht entweder vollinhaltlich zur Veröffentlichung brachte oder andernfalls überhaupt auf jede Form der Veröffentlichung verzichtete. Wäre im Falle der Drucklegung des gesamten Vortrages auch sicher ebenso Widerspruch erfolgt, wie es inzwischen geschehen ist, so hätte ich doch eine ganze Reihe von Mißverständnissen, wie sie mir namentlich in der ultramontanen Presse begegnet sind und wie sie sich auch in dem Aufsatze finden, den Herr Dr. Nagel in Nr. 59 der Beilage erscheinen ließ, vermeiden lassen. Jedenfalls steht mir das eine fest, daß, wenn ich Gelegenheit bekommen hätte, über den gleichen Gegenstand einen Artikel für die Beilage zu schreiben, wie Herr Dr. Nagel, der die Fußnote zu dem erwähnten Auszuge übersehen zu haben scheint, voraussetzt, ich mir die Begründung nicht so leicht gemacht haben würde, wie es meinen verehrten Gegner nach Lesung des Auszugs wohl scheinen mußte.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß ich seine Ausführungen nicht unwidersprochen lassen kann. Der Grundton seiner Darlegungen geht darauf hinaus, meine Auseinandersetzungen über die Berufsaufgaben des Volksschullehrers verlören den Boden der Tatsachen völlig unter den Füßen. Den Nachweis für diese Behauptung im einzelnen zu führen, hat sich Herr Dr. Nagel zu einem großen Teile erspart. Er hat nur einzelne meiner Aufstellungen herausgegriffen, um sie zu widerlegen. Hätte er sich der Mühe unterzogen, meine Forderungen insgesamt nachzuprüfen, so würde er vielleicht gefunden haben, daß auch von seinem Standpunkte aus die Mehrzahl derselben gar nicht so wolkenverstiegen ist, wie er es dargestellt hat. Mich wundert seine Auffassung nicht; wenn man weiß, was unsere Gebildeten im allgemeinen von der Tätigkeit des Volksschullehrers, der sie doch im großen und ganzen recht ferne stehen, laut oder doch im stillen zumeist halten, so müssen ihnen Anschauungen, wie ich sie im Hauptteile meines Vortrages äußerte, zum mindesten recht fremdartig vorkommen. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung das von ihm angezogene Analogon, wonach man mit der Art meiner Beweisführung auch dartun könnte, daß ein Polizist juristische Bildung haben müsse. Ohne von meinem Beruf unbescheiden hoch und von dem des Schutzmanns lieblos gering zu denken, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß für eine ernsthafte Betrachtungsweise dem Stand der Erzieher eine Bedeutung zukommt, die dem Wunsch nach einer möglichst gründlichen Ausbildung desselben eine ganz andere Berechtigung verleiht, als sie in dem von Herrn Dr. Nagel angezogenen Falle gegeben sein dürfte. Gekränkt hat mich übrigens diese Zusammenstellung nicht; ich achte in jedem meiner Mitmenschen, der sich durch irgend eine geregelte Tätigkeit in den Dienst von uns anderen stellt, ein gleichwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft und weiß mich auch dem schlichtesten Arbeiter gegenüber frei von jedem Hochmute. „Niemand ist mehr als ein Mensch."

Eines hätte die Gerechtigkeit entschieden erfordert; Herr Dr. Nagel hätte nicht stillschweigend an der Tatsache vorübergehen sollen, daß ich, der ich ja meinen Zuhörern gegenüber den rein theoretischen Charakter des größten Teiles meiner Untersuchungen über die Berufsaufgaben des Volksschullehrers betont habe, was er allerdings aus dem Auszuge nicht ersehen konnte, am Schlusse meiner Ausführungen selbst meine Forderungen als für absehbare Zeit unerreichbar bezeichnet und schließlich eine Gestaltung der Lehrerbildung verlangt habe, wie sie in Sachsen seit Jahrzehnten zu finden ist. Das dürfte denn doch klärlich dartun, daß ich den Boden der Tatsachen durchaus nicht unter den Füßen verloren habe. Die sächsischen Einrichtungen bestehen übrigens, wie erst jüngst wieder der Kultusminister des Landes betonte, zu allgemeiner Zufriedenheit.

Die erzieherische Wirksamkeit des Lehrers schätzt Herr Dr. Nagel nicht eben hoch ein; von der Tätigkeit des Geistlichen dagegen, der seine aus schwer beeinflußbaren, aus fertigen Charakteren zusammengesetzte Gemeinde wöchentlich nur einige Stunden um sich versammelt hat, denkt er ungleich höher. Glaubt er nicht, daß ein Lehrer, der ein rechter Erzieher und zugleich mit einer tieferen Bildung ausgerüstet wäre, auf die empfänglichen Kindesseelen einen weit tieferen Einfluß ausüben könnte? Ich denke von den Wirkungsmöglichkeiten des Geistlichen recht gut; aber ein Vergleich mit den bei einem tüchtigen Erzieher gegebenen fällt kaum zu ungunsten des letzteren aus. Das Geheimnis jedes erzieherischen Erfolges liegt in dem Maße von Liebe, das man den Kindern entgegenbringt, und in dem Grade von Verständnis, den man für ihre seelische Eigenart besitzt. Ein so gearteter Erzieher kann aber recht wohl ungünstige Einwirkungen des Hauses paralysieren. Herr Dr. Nagel neigt überhaupt zu der Annahme, daß die Fähigkeit recht zu erziehen mehr auf natürlicher

Veranlagung beruhe und von Bildung mehr oder weniger unabhängig sei. Mir ist Erziehung eine Kunst, die erlernt werden kann wie jede andere auch, und in der es dann freilich die „Erzieher von Gottes Gnaden" ungleich weiter bringen als der weniger glücklich Veranlagte; aber auch dieser soll durch reichliche Beschäftigung mit Fragen der Erziehung wenigstens zu einem erträglichen Erzieher gefördert worden sein, ehe man ihm Kinder zur Erziehung übergibt. Erziehung auf rein empirischem Wege zu erlernen, das führt schon bei unseren Vätern und Müttern zu recht merkwürdigen Dingen; bei dem Stande der Erzieher schiene mir das eine unhaltbare Sachlage. Für erzieherische Versuchskaninchen sind mir doch unsere Kinder ein zu kostbares Material.

Wenn ich dem Lehrer auch eine Rolle als Volkserzieher zugedacht habe, so lag es mir doch ferne — und ich habe das auch nicht mit einem Worte verlangt —, den Lehrer höher gestellt zu sehen als etwa andere Stände, die auf diesem Gebiete eine Mission haben. Ich möchte ihn auf eine Stufe gehoben wissen wie etwa den Arzt. Wie der Stand der Aerzte die körperliche Erziehung der Jugend in günstigster Weise beeinflußt hat und immer noch beeinflußt, so sollte der Stand der Berufserzieher die seelische Erziehung in der Familie beeinflussen und auf die Oeffentlichkeit einzuwirken suchen durch Vorträge über Familienerziehung; gewissenhafte Eltern verlangen, wie ich aus Erfahrung weiß, oft genug nach Gelegenheiten zu derartiger Belehrung. Das wäre eine für den Lehrerstand ganz natürliche Aufgabe, mit der er aus seinem Wirkungskreise keineswegs heraustreten würde. In welch segensreicher Weise aber der Lehrer als Volkserzieher außerdem noch auf dem Lande zu wirken vermag, das möge vielleicht Herr Dr. Nagel einmal in dem Schriftchen „Georg Klingenburg und seine Schulgemeinde" (Gütersloh, Bertelsmann) nachlesen.

Völlig mißverstanden hat mein Gegner meine Ausführungen über die Pflege der pädagogischen Wissenschaft. Wirklich neue und befruchtende Ideen gingen im vorigen Jahrhundert vor allem von den Pädagogen Diesterweg, Herbart und Ziller aus; diese Männer hat ein mehr oder weniger *zufälliges* Interesse an der Sache der Erziehung der Pädagogik zugeführt; darüber ist kein Zweifel; von Hause aus waren sie alle keine Pädagogen. Ich meine nun, Pädagogik sei bei einem Kulturvolk eine Wissenschaft, die wert wäre, ebenso umfassend und vielseitig gepflegt zu werden wie etwa Theologie oder Medizin auch. Dafür müßte aber der Staat durch eine entsprechende Organisation sorgen. Wie aus dem zahlreichen Stande der Geistlichen und Aerzte die Männer hervorgehen, die das Studium der Theologie und Medizin zu ihrem Lebensberufe machen und zugleich den Nachwuchs ihres Standes wieder in ihre Fachwissenschaft einführen, so sollte aus dem Stande der Lehrer eine Anzahl von Hochschullehrern hervorgehen, die etwa 40 bis 50 Lehrstühle an den deutschen Universitäten einzunehmen und die Pädagogik als Wissenschaft von großen Gesichtspunkten aus und auf dem Grunde einer umfassenden Bildung zu pflegen hätten. Wie Herr Dr. Nagel dazu kommt, diese mit der anderen von mir erhobenen Forderung zusammenzubringen, der Lehrer solle die Methodik des Unterrichts kennen, ist mir auch nach wiederholter Lesung des Auszuges in der Beilage unerfindlich geblieben. An diesem Mißverständnis ist auch die Kürze des Auszugs nicht schuld.

Wie die weitere Forderung, „der Lehrer müsse es im Englischen und Französischen bis zu voller Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes gebracht haben", eigentlich zu verstehen ist, ging aus dem Zusammenhang meines Vortrages klar genug hervor. Ich wünschte den Lehrer in den Stand gesetzt zu sehen, pädagogische Schriften des Auslandes zu lesen, dem Unterricht einer Schulklasse in England oder Frankreich mit Verständnis folgen und sich mit den Lehrern des fremden Landes in ihrer Sprache verständigen zu können. Gerne gebe ich meinem Gegner zu, daß ich vielleicht nach Auseinandersetzung dieser Ziele vorsichtigerweise hätte fortfahren können, er müsse die genannten Sprachen *in ausreichendem Maße* beherrschen. Dem Zusammenhange nach konnte indes kaum etwas anderes gemeint sein, als was ich eben darlegte. Daß aber der Besuch fremdländischer Schulen ohne zureichende Kenntnis der Landessprache von recht zweifelhaftem Werte ist, das ließ sich hier in München, dessen Schulen von Ausländern verhältnismäßig häufig besucht werden, schon zum öftern beobachten.

Was ich ferner durchaus nicht zugeben kann, das ist, daß eine nach meinen Forderungen bemessene Bildung mit der Berufstätigkeit des Volksschullehrers sich nicht vereinbaren lasse. Das heißt doch mit anderen Worten: die Tätigkeit des Lehrers ist eine so subalterne, daß ein Mann mit tieferer Bildung darin unmöglich seine Befriedigung finden kann. Ich widerstreite dem aufs entschiedenste. Ich habe noch niemals gehört, daß sich ein Geistlicher zu gebildet vorgekommen sei, um den Religionsunterricht in Volksschulen zu erteilen. Es gibt Geistliche, die das für einen ganz reizvollen Teil ihrer Berufsaufgabe halten. In größeren Städten finden sich katholische und protestantische Geistliche, deren Tätigkeit wenn nicht ausschließlich, so doch zum größten Teil in der Erteilung des Religionsunterrichtes besteht. Glaubt übrigens Herr Dr. Nagel, daß die Tätigkeit des Mittelschullehrers in den unteren Klassen eines Gymnasiums zu seiner Berufsbildung nicht in dem gleichen Verhältnis stehe wie bei dem nach meinen Forderungen gebildeten Volksschullehrer? Das Maß von Befriedigung, das ein Beruf gewährt, hängt von mehreren Faktoren ab, einmal von dem Maße, in welchem er der persönlichen Eigenart gemäß ist, dann von der Bedeutung des Berufes und der Ausdehnung seines Wirkungsbereiches und endlich von dem Maße von Unabhängigkeit, das einem bei seiner Ausübung zu entfalten vergönnt ist. In letzterer Richtung liegt eine befriedigende Regelung der materiellen Verhältnisse eingeschlossen. Es besteht nun wohl kein Zweifel darüber, daß die Berufstätigkeit des Lehrers von um so größerem Erfolge begleitet sein müßte, je höher er an Bildung stünde. Würde der Lehrer des 20. Jahrhunderts an Bildung über den des 19. Jahrhunderts ebensosehr hinausgehoben wie dieser seinerseits über den Schulhandwerker des 18. Jahrhunderts emporgehoben worden war, so würde auch seine Tätigkeit sich ebenso bereichern und vertiefen wie diejenige des Lehrers des 19. Jahrhunderts gegenüber jener des Schulmeisters vom 18. Jahrhundert. Glaubt Herr Dr. Nagel, daß etwa dem ärztlichen Stande zu der Zeit, als Molière seine bissigen Lustspiele gegen die damaligen Mediziner schrieb und aus den gegebenen Verhältnissen heraus schreiben konnte, etwa so gute Elemente zuströmten, wie das heute der Fall ist? Oder glaubt er, daß sich der in zahlreichen Kreisen mit einer gewissen Geringschätzung angesehene französische Offizierstand so guter Rekrutierungsverhältnisse erfreut wie der deutsche? Unerschütterlich fest steht mir, daß Kindererziehung an und für sich ein ebenso schöner Beruf ist wie Vergehen und Verbrechen abzuurteilen, Rekruten auszubilden, Patienten zu besuchen u. s. w. Wären die äußeren Verhältnisse des Lehrerstandes nur besser, er würde ebenso gute Elemente bekommen wie der Stand der Geistlichen oder Forstbeamten auch, die teilweise ebenso in weltverlorener Einsamkeit zu wirken berufen sind wie eine große Zahl von Lehrern.

Bei der Beurteilung der Bildungsbestrebungen des Volksschullehrerstandes läuft eben zuletzt alles darauf hinaus, wie hoch wir unsere Kinder einschätzen. Solange wir unsere Waldbäume, unsere Hunde und Rinder einem akademisch gebildeten Manne anvertrauen, unsere Kinder aber einem Manne, der diese Bildung nicht besitzt; solange die Lehrerschaft in ihrem Bestreben, diesen gänzlich ungehörigen Zustand zu ändern, in unseren gebildeten und leitenden Kreisen auf ein so geringes Maß von Verständnis trifft, wie das heute noch die Regel ist: so lange bedarf der Volksschullehrer eines unversieglichen Bornes von Idealität, einer Idealität, die ihren Blick nicht so sehr gerichtet hält auf das, was ist, als vielmehr auf das, was sein soll.

Ich will nicht befürchten, daß auch die bescheidenen und keineswegs übertriebenen Forderungen, die ich hinsichtlich einer Erweiterung der Lehrerbildung in Anlehnung an das

Digitized by Google

sächsische Vorbild als in der Gegenwart erfüllbar bezeichnete, in maßgebenden Kreisen auf eine so bestimmte Ablehnung stoßen wie bei Herrn Dr. Nagel, der sich für verpflichtet hält, „diese Agitation im allgemeinen Interesse in vernünftige Grenzen zurückzuweisen". Wofür ich „agitierte", das sind die Lehrerbildungsverhältnisse in Sachsen (und teilweise auch in Hessen); das aber ist recht maßvoll, besonnen, durchführbar und würde unserem Volke zweifellos zu höchstem Segen gereichen.

Der deutsche Volksschullehrer aber, mag man ihn auch noch so oft einen idealistischen Träumer schelten, ringt weiter nach einer ausreichenden Bildung, nicht in seinem Interesse, sondern im Interesse seines Volkes, in dessen Dienst er steht. Und dieser Dienst hat etwas unbedingt Verpflichtendes an sich. Mögen unsere Gebildeten uns mit tatkräftiger Förderung — und dazu gehört auch wohlwollende Kritik — zur Seite stehen, sich aber nicht in den Reihen jener finden lassen, die jeder Hebung der Volksbildung mit Ablehnung, wenn nicht mit Feindseligkeit gegenübertreten!

München, im März 1904.

Karl Gutmann.

Die Reinhaltung unserer Gewässer.*)

Mit den Worten: *"Ἄριστον μεν ὕδωρ*, zu deutsch: „Das Köstlichste ist das Wasser", beginnt des großen Griechen Pindar Lobgesang auf das nasse Element. Ja fürwahr, das Köstlichste ist das Wasser! Es war ein schöner Glaube des alten Germanentums, der den kristallklaren, sprudelnden Waldquell von der minnigen Nymphe bewohnt, den stolz daherrauschenden Strom vom mächtigen Wassergatte beschützt sein ließ und Bach und Fluß als unantastbare Heiligtümer betrachtete. Doch das Blatt hat sich gewendet. In demselben Maße, in welchem seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches die heimische Industrie ihren Aufschwung nahm und noch nimmt, schritt und schreitet die Verschmutzung unserer Wasserläufe durch die Einleitung der Abwässer der Fabriken in erschreckender Weise fort. Von der norddeutschen Tiefebene, vom bayerischen Hochlande, von den Rebenhügeln, die den Vater Rhein umkränzen, von den Ostmarken: kurz, aus allen deutschen Gauen wird die gleiche Klage laut und ertönt der gleiche Ruf nach Abhilfe. In der Tat sind ja auch die Schädigungen, welche durch die Abgänge der industriellen Anlagen hervorgerufen werden, wozu in neuerer Zeit auch noch die Schwemmkanalisationen der großen Städte ihr gut Teil beitragen, ganz enorm und so schwerwiegender Natur, daß dieselben gar bald und dringendst gründlicher und nachhaltiger Beseitigung bedürfen. Die deutschen Gewässer, die, wenn nicht zur rechten Zeit Einhalt geboten wird, bald nur mehr als stinkende Kloaken durchs Land ziehen werden, bilden in ihrem verunreinigten Zustande eine ständige Gefahr für die Gesundheit der anliegenden Bevölkerung wie auch für die Landwirtschaft und die Fischerei, zwei Berufszweige, die ohnehin schon schwer genug um ihre Existenz zu ringen haben. Ganz abgesehen von dem ästhetischen Standpunkte, von welchem aus ebenfalls die Verunreinigung unserer fließenden Gewässer aufs lebhafteste bedauert werden muß.

Es ist das unbestreitbare Verdienst der Hygieniker, die an den Flüssen und Strömen wohnende Bevölkerung auf die ihnen durch den Genuß oder auch nur durch den Gebrauch von namentlich durch Fäkalien verjauchtem Flußwasser, das den Herd unzähliger Typhusbazillen bildet, drohenden Gefahren hingewiesen zu haben. Die Tafeln, die hier und dort an solchen Wasserläufen aufgestellt sind, und welche Fischer, Schiffer und die landwirtschaftlichen Arbeiter vor dem Trinken aus denselben oder Baden in denselben warnen, sind der äußere Ausdruck berechtigter Besorgnis. Auch Badenden kann verschmutztes Wasser gefährlich werden, je nachdem die Haut empfindlich und für Ansteckungen empfänglich ist, um nicht zu reden von dem abscheulichen Gerüche, den man nach einem Bade in solchen Gewässern an Händen und Haaren zurückbehält und der nur durch nachfolgende gründliche Reinigung mit frischem und reinem Wasser zu beseitigen ist. Vor allem ist aber unsere Heeresverwaltung an der vollen Reinhaltung unserer Gewässer interessiert. Denken wir uns, unser Land würde von einem Kriege heimgesucht, in dem Tausende von Kriegern sich gegenübertreten. Welch verheerende Wirkungen könnte da eine infolge der ungesunden Wasserverhältnisse unter den Soldaten ausbrechende Epidemie verursachen, verheerender, als sie die blutigste Feldschlacht hervorzubringen vermöchte! Gut, daß wir in Friedenszeiten durch Affären wie die Metzer Typhusepidemie schon gemahnt werden, uns nach dieser Richtung zur rechten Zeit entsprechend vorzusehen. Aber auch indirekt wird die Volkshygiene durch die fortschreitende Verseuchung unserer ehedem so stolzen Gewässer gefährdet. Die Oesterreichische Fischereizeitung schreibt im Jahrgang 1903, Nr. 5, S. 91: „Daß Mikroorganismen, welche aus Fischen neugezüchtet wurden, auch für den Menschen krankmachende, ja tödliche Wirkung entfalten können, ist aus den Untersuchungen von Crustamoff, von Ernegghem u. a. bekannt. Der erstgenannte Forscher hat in Astrachan die Natur des „Fischgiftes" an einer Anzahl von Erkrankungen studieren können, welche sich insgesamt 11 Menschen nach dem Genusse von Fischen zugezogen hatten. Die Gleichartigkeit der aus den Fischen und den Organen der nach dem Genusse der Fische Verstorbenen gezüchteten Bazillen ließen gar keinen Zweifel aufkommen über die Ursache der Vergiftung. In noch größere Nähe gerückt erscheint die Möglichkeit der Uebertragung von Krankheiten der Fische auf den Menschen oder auf Warmblüter durch die vor kurzem erfolgte Publikation von dem Auftreten der Tuberkulose bei Kaltblütern. Dieudonné hat einen mit einer Geschwulst behafteten Karpfen untersucht und aus dem Inhalte derselben Tuberkelbazillen neu züchten können, was übrigens schon im Jahre 1897 Bataillon, Dubard und Ferre gelungen war."

Nicht zum wenigsten hat auch die Landwirtschaft unter den ungünstigen Einflüssen der Verschmutzung unserer Gewässer zu leiden. Nicht genug, daß in der Regel an den Landwirt in Form der alljährlichen Bachräumung die Pflicht herantritt, die von den Triebwerks- und städtischen Kanälen niedergesetzten, ekelerregenden Schlammassen der bezüglichen Abgänge aus dem Flußbette zu entfernen, sind Erkrankungen von Rindern, Pferden und anderen Haustieren, hervorgerufen durch die Tränke mit verseuchtem Wasser, schon oft vorgekommen. Noch größere Dimensionen nimmt aber der durch die Wasserverunreinigung verursachte Schaden an, wenn solche Gewässer über die Ufer treten und die angrenzenden Ländereien überschwemmen. Gras und Heu nimmt einen üblen Geschmack an, und es ist auch schon dagewesen, daß in solchen Wiesen die Vegetation überhaupt ganz abstarb.

Am schwersten aber wird von den schädlichen Einwirkungen verjauchter Gewässer die Fischerei betroffen. Nicht alle Fischarten stellen an die Reinheit und den Sauerstoffgehalt eines Wassers gleich große Ansprüche. Während die Forellenarten nur ganz reines und sauerstoffreiches Wasser zu vertragen vermögen, können die karpfenartigen Fische, zu welchen namentlich die verschiedenen Weißfische zählen, auch in mäßig verunreinigtem und trübem Wasser noch ganz gut ihr Fortkommen finden. Man hat sogar beobachtet, daß diese minderwertigen Fischarten sehr gerne an den Einmündungsstellen von städtischen Kanälen sich aufhalten und auf die daher treibenden Fäkalien warten, um sie zu ihrer Ernährung zu verwerten. Die eigene Art der Nahrung bringt aber auch einen ganz eigenartigen Geschmack des Fleisches dieser Fische mit sich, der sich bis zur Widerlichkeit steigern kann. Wenn der Kenner der Verhältnisse an den Tafeln der Münchener Fischhändler die „Isarfische", deren Hauptbestandteil der Aitel bildet, ausgeschrieben liest, da „wendet sich der Gast mit Grausen"; denn diese in der Regel zwischen München und Freising gefangenen „Isarfische" stinken in des Wortes wahrstem Sinne. Da, wo die Verunreinigung in geringerem Grade auftritt, werden sich Edelfische wohl noch eine Zeitlang halten; wenn aber infolge ständiger Verschmutzung auch die den Fischen zur Nahrung dienende Kleinfauna nach und nach zugrunde geht, werden erstere hungern und weiterwandern, um anderswo ergiebigere Futterplätze zu suchen. Bisher haben wir nur von den chronischen Erscheinungen der Wasserver-

*) Zugleich ein Wort zum neuen bayerischen Wassergesetze.

unreinigung und ihren Einwirkungen auf die Fischwelt gesprochen. Wie es geht, wenn die Sache akut wird, das haben uns die gewaltigen, durch die Industrie verursachten Fischsterben im Neckar und in der Enns gelehrt, bei denen diese schonend gehegten und auf eine in unserer Zeit seltene Höhe ihres Fischreichtums gebrachten Gewässer innerhalb weniger Stunden vollkommen entvölkert wurden. Vor allem aber wird in verunreinigten Gewässern die Fortpflanzung der Fische zur Unmöglichkeit. Infolge der Einleitung von Fabrikabwässern und menschlichen Abgängen bildet sich an der Flußsohle eine parasitische Fauna und Flora, wie namentlich Algen, die sich an den Fischeiern festsetzen und ihre Entwicklung vollkommen verhindern. Dieser Umstand wirkt um so empfindlicher, als gerade die Fortpflanzung der Fische ohnehin schon durch die häufigen Flußregulierungen sehr erschwert, zum Teil unmöglich gemacht und gerade hierauf vornehmlich die erstaunliche Abnahme des Fischbestandes unserer fließenden Gewässer zurückzuführen ist.

Daß die in vorstehendem gerügten wirtschaftlichen Uebelstände gar so üppig ins Kraut schießen konnten, wie dies in den letztvergangenen Jahrzehnten der Fall war und auch jetzt noch der Fall ist, dazu haben verschiedene Umstände Vorschub geleistet. Der wirtschaftlich Stärkere, und das ist eben hier der Industrielle, war und ist dem wirtschaftlich schwächeren Landwirte oder Fischer gegenüber immer im Vorteile, indem den letzteren in den weitaus meisten Fällen Zeit und Geld zur Führung von langwierigen Prozessen mangeln. Andrerseits war die Wissenschaft bis in die allerletzten Jahre nicht so weit fortgeschritten, um selbst in krassen Fällen von Wasserverunreinigungen, wenn diese bei Nacht oder unmerkbar bei Tage erfolgten und ihre schlimmen Folgen erst später zu erkennen waren, mit aller Sicherheit die Urheber zu eruieren. Dazu kam, daß auch die Judikatur in den Landesteilen, wo ausreichende gesetzliche Bestimmungen mangelten, sich auf Seite des wirtschaftlich bedeutenderen Erwerbszweiges stellte. Vielerorten trug auch die bis zum äußersten getriebene Ausbeutung der bekannten Pettenkoferschen Hypothese von der Selbstreinigung der Flüsse an dem jetzigen Zustande unserer Wasserläufe die Schuld, welche lehrte, daß die Einleitung von Abwässern und Abgängen in einen Flußlauf unter der Bedingung statthaft sei, daß die Wassermenge des betreffenden Flusses bei trockenem Wetter und bei niedrigstem Wasserstande zum mindesten die fünfzehnfache Menge der durchschnittlichen Quantität der eingeleiteten Stoffe betrage, wobei die durchschnittliche Geschwindigkeit des Flußwassers nicht wesentlich geringer sein dürfe als die der zufließenden Abwässer. Diese, im übrigen in der Folgezeit von dem großen Meister und seinen Anhängern selbst mit verschiedenen Einschränkungen versehene Theorie hat sich aber für die Mehrzahl der deutschen Flüsse und Ströme, ja nach den im Auftrage des kgl. bayerischen Staatsministeriums des Innern von der kgl. bayer. biologischen Versuchsstation für Fischerei in den letzten Jahren durchgeführten Untersuchungen selbst für die schnellfließende Isar, deren aus dem Keltischen hergeleiteter Name ja die „reißende" bedeuten soll, schlechthin als Illusion erwiesen.

Welche Mittel und Wege sind nun einzuschlagen, um den besprochenen Mißständen abzuhelfen? England, der größte Industriestaat Europas, ist uns in dieser Beziehung mit glänzendem Beispiele vorangegangen, indem er mit den strengsten gesetzlichen Maßnahmen auf die Beseitigung der gesetzwidrigen und gewissenlosen Verschmutzung seiner Gewässer hinwirkte und die volle Reinhaltung derselben auch tatsächlich hiermit erreichte. Nun haben ja auch verschiedene Staaten des Deutschen Reiches hinlängliche Bestimmungen in ihren bezüglichen Wassergesetzen, um die Unterdrückten dem wirtschaftlich Stärkeren gegenüber in ihrem wohlbegründeten Anspruche auf gutes und reines Wasser zu schützen. Leider stehen dieselben aber nur zu oft bloß auf dem Papier und werden in der Praxis bei weitem nicht strenge genug gehandhabt. Nicht an die Wand gedrückt sollen Industrie und Gewerbefleiß werden, nein, sie sollen nur das Wort beherzigen lernen: Leben und leben lassen! Zur Ehre unserer industriellen Etablissements sei auch nicht verhehlt, daß viele derselben den mit ihnen in der Wasserbenützung konkurrierenden Produktionszweigen bereitwilliges Entgegenkommen zeigen. Auch soll die Notwendigkeit, daß Städte und Ortschaften die Abfallstoffe aus dem menschlichen Haushalte, aus Schlachthäusern, sowie die Fäkalien in die Flußläufe einleiten, keineswegs verkannt werden. Aber die moderne Wissenschaft und Technik sind, Gott sei Dank! soweit fortgeschritten, daß überall Kläranlagen geschaffen werden können, welche die Einleitung schädlicher Stoffe vollends hintanzuhalten oder zum mindesten auf das geringste Maß zu beschränken geeignet sind. Daraufhin müssen die gesetzlichen Verordnungen wirken, und wo solche noch fehlen, müssen dieselben schleunigst geschaffen werden.

Am radikalsten würde wohl die Schaffung eines Flußschutzgesetzes für das ganze Reich wirken. Der Internationale Verein für Reinhaltung der Flüsse, des Bodens und der Luft, der ein solches seit längerem anstrebt, schreibt in einer an den Deutschen Reichstag gerichteten Petition: „Es ist ein unverzeihlicher Mangel, daß nicht gleichzeitig mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch das unbedingt notwendigste deutsche Wasserrecht und Flußschutzgesetz geschaffen wurde. Wenn von gewisser Seite dieses Verlangen damit abzulehnen beliebt wird, daß man das Wasserrecht wegen vielerlei Gebräuchen, Sonderbestimmungen und Herkommen den Einzelstaaten überlassen müsse, so zeigt dies nur zu deutlich, daß auf dieser Seite gerade über den Begriff „Wasser" nur ein allzu geringes Verständnis obwaltet.

Keine andere Materie verlangt so unabweisliche, einheitliche und vernunftgemäße Bestimmungen wie eben das Wasser, und es darf demselben zum mindesten mit der gleichen Berechtigung eine einheitliche Behandlung nicht vorenthalten werden, wie dies bei Regelung des Münz-, Maß- und Gewichtswesens der Fall war. Wenn in einzelnen Staaten bezüglich der Wasserwirtschaft besondere Gepflogenheiten vorherrschen, so müssen und können sich deren Bewohner und Behörden weit leichter in ein deutsches Wasserrecht hineinfügen, als dies bei den früheren jammervollen Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnissen möglich war, und zwar muß dieses Anpassen an ein deutsches Wasserrecht noch um so leichter erfolgen, als das Wasser weder Hoheits- noch Landesgrenzen respektiert; denn es gehorcht nur einem Gesetz: dem Naturgesetz der Schwere." Die Idee ist gewiß nicht schlecht, aber die Umsetzung in die Wirklichkeit dürfte wohl noch lange auf sich warten lassen und deshalb Hilfe in Sachen der Wasserverunreinigung zunächst nur von den Einzelstaaten zu erwarten sein.

Für unser engeres Vaterland ist die vorliegende Frage besonders aktuell geworden. Ist ja der Entwurf des neuen Wassergesetzes, das an die Stelle der drei etwas antiquierten bezüglichen Gesetze treten soll, bereits einer Kommission der Landesboten zur Vorberatung überwiesen worden. Mögen die in demselben von der bayerischen Staatsregierung betr. Reinhaltung unserer Gewässer vorgesehenen Bestimmungen, die im Interesse des Allgemeinwohles freudigst begrüßt werden müssen, im Landtage allerseits wohlwollende Aufnahme finden und tatsächlich zum Gesetze werden! Es gilt, nationale Güter in ungetrübtem Werte teils zu erhalten, teils zurückzuerringen, das Dichterwort befolgend:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Die angebliche Grabinschrift des Karagöz.

Eine literarische Reiseerinnerung aus der Türkei.

Der Zigeuner Karagöz, der Narr des türkischen Schattenspiels, im Charakter Zug um Zug dem deutschen Hans Wurst und, wie Pischel gezeigt hat, dem indischen Vidûsaka entsprechend, liegt nach der türkischen Tradition bei der alten Osmanidenresidenz Bursa[1]) begraben. Während meines Aufenthalts daselbst im September 1899 suchte ich den alten Grabstein auf, der sich auf dem Wege nach Tschekirgekjöj wenige Schritte rechts von der Landstraße auf einem verfallenen, noch mit einigen alten Zy-

[1]) So und nicht Brussa sprechen die Türken.

pressen bestandenen Friedhofe befand, der mir von Vorübergehenden als Danik selviler bezeichnet wurde. Die eine Seite des Steins wies den Namen Mustafa Tevfik auf, die andere ein türkisches Gazel von sieben Versen süßlichen Inhalts auf das Schattenspiel bezüglich, deren eigenartige Schönheit mir bald zum Bewußtsein kam. Da ich jedoch durch die rasch hereinbrechende Dunkelheit am Kopieren behindert wurde, beschloß ich am folgenden Tage den Weg noch einmal zu früherer Tagesstunde anzutreten, um einen Abklatsch zu nehmen. Hieran wurde ich jedoch durch einige herbeieilende Fromme verhindert und mußte mich darauf beschränken, den Stein aus einiger Entfernung so lange zu betrachten, bis ich mir alles genügend ins Gedächtnis eingeprägt zu haben glaubte. Dies fixierte ich auf dem Rückweg. Meine beiden Aufnahmen ergaben mit Ausnahme weniger Buchstaben ein zuverlässiges Gesamtresultat; auch für jene Stellen wurden allmählich sehr wahrscheinliche Konjekturen gefunden, von denen ich einige Herrn Grafen v. Mülinen verdanke, dem ich die Inschrift mitteilte. Leider blieben alle Bemühungen, aus Bursa eine Kollation oder Photographie des Steins zu erlangen, bisher erfolglos. In der Hoffnung, daß mir eine solche in baldiger Zukunft die Publikation des Textes ermöglicht, möchte ich hier wenigstens eine Uebersetzung mitteilen, welche den Gedankengang jedes Verses möglichst treu wiedergibt, nur bisweilen die Phrasen durch Synonyme ersetzt, um das Wesentlichste, um dessentwillen das Ganze da ist, die Wirkung der gebundenen Rede des Originals, nicht zu zerstören. Auch einige verdeutlichende Worte mußten um des Verständnisses willen eingefügt werden, die bisweilen den Ausfall anderen unwesentlichen Füllwerks bedingten. Das Versmaß beizubehalten wäre töricht gewesen, da Reimel im Deutschen natürlich wildfremd anmuten würde, während der Dichter gerade das alltäglichste Metrum gewählt hat, sich aber dabei unverkennbar einer eleganten Diktion befleißigt. Das Thema des Gazels, der Vorhang des Schattenspiels, welcher zugleich die Bühne darstellt, wird hier durch das in jedem Verse wiederkehrende Reimwort „perdesi“ (sein Vorhang) angedeutet. Wir haben daher wohl ein altes Perde gazeli (Vorhangsgazel), d. h. den Prolog eines Schattenspiels vor uns:

1. Deiner Schöpfung Schönheitsfülle
Läßt vordet der Vorhang zieh'n,
Den als ew'ger Wahrheit Hülle
Uns ihr Meister hat verlieh'n.

2. Was das inn're Wesen tauge,
Wird an äuß'rer Form erkannt,
Und für der Erkenntnis Auge
Ist der Vorhang keine Wand.

3. Was mit Scharfsinn lang betrachtet,
Das erschließt sich klar und licht,
Doch des Schlummers Vorhang nachtet
Auf dem Weltenangesicht.

4. Kunst des Meisters läßet spielen
Vor dem Blick die Welt des Seins,
Doch verderblich wurde vielen
Schon der Vorhang eitlen Scheins.

5. Da der Gottheit ew'ge Schöne
Ihnen raubt des Lebens Ruh,
Zieh'n geschaart die Menschensöhne
Jenem dunklen Vorhang zu.

6. Wähne nicht, ein Schatten bliebe
Labend ohne Unbestand,
Schau auf jenen, der der Liebe
Schattenvorhang ausgespannt.

7. Wenn zu Allahs Thronsitz wallen,
Deren Brust die Sehnsucht füllt,
Wird der Vielheit Vorhang fallen,
Wird die Einheit uns enthüllt.

Einige Kombinationen, die ich bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Textes zu entwickeln gedenke, machen es mir sehr wahrscheinlich, daß vorstehender Prolog von einem Schattenspieler des 17. Jahrhunderts herrührt. Er zeigt wiederum, daß das türkische Schattentheater jener Zeit noch auf einer wesentlich höheren Stufe stand als das gegenwärtige. Vielleicht veranlassen diese Zeilen einen Leser, der einmal mit einem photographischen Apparat bewaffnet nach Bursa kommt, von dem Stein eine Aufnahme zu machen, bevor auch er verschwindet.

Erlangen. G. Jacob.

Bücher und Zeitschriften.

t. Otto Friedrich Gruppe. In Reclams Universalbibliothek ist ein Doppelbändchen Gedichte von Otto Friedrich Gruppe von seinem Sohne herausgegeben worden, das neben älteren, zum Teil durch Kompositionen Löwes, Dräseckes, Lassens u. a. bekannt gewordenen Dichtungen auch allerhand in Zeitschriften Zerstreutes und dem handschriftlichen Nachlaß Entnommenes zusammenstellt und dadurch einen guten Ueberblick über das lyrische Lebenswerk Gruppes und seine dichterische Eigenart gewährt. Es ist ja leicht, darin die Anlehnung an verschiedene Muster nachzuweisen, z. B. an Platen und manche Romantiker, wie sich ja auch Gruppes Epik — nach dieser Seite war seine Begabung am stärksten — ganz in den Bahnen der Romantik und Rückerts, seine dramatische Dichtung in denen Schillers bewegt. Allein es sind doch auch eigene Töne vernehmlich, und die ganze geistvolle Persönlichkeit Gruppes, die sich auf verschiedenen Gebieten, namentlich in der Philosophie und Philologie, anregend und nicht unfruchtbar bewährt hat, verdiente es wohl, am Säkulartage seiner Geburt (er war am 15. April 1804 zu Danzig geboren und starb in Berlin am 7. Januar 1876) auch einem weiteren Kreise ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden.

Das Philantropin in Frankfurt a. M.

Zur Jahrhundertfeier der Frankfurter Realschule „Philantropin“ ist im Verlage von Jos. Baer u. Co. in Frankfurt a. M. eine Denkschrift unter dem Titel „Festschrift zur Jahrhundertfeier der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philantropin) zu Frankfurt a. M. 1804—1804“, erschienen. Der stattliche Band (671 Seiten) enthält in seiner ersten Hälfte — aus der Feder des früheren Direktors Dr. H. Baerwald und des jetzigen Dr. S. Adler — eine ausführliche Geschichte der Schule, die unter dem Einfluß der Humanitätsideale des 18. Jahrhunderts entstanden ist. Der Rückblick auf die Vergangenheit der Schule zeigt ein interessantes und eigenartiges Bild. Denn die Schule, obgleich für Juden ins Leben gerufen, hat den konfessionellen Charakter 1811 abgestreift und den Namen „Jüdisches Philantropin“ damals in „Philantropin“ umgeändert. In diesem Jahre bekam die „israelitische Realschule“ ihren ersten christlichen Schüler, und bis zum Jahre 1867 wurde sie immer von einer namhaften Anzahl Christen besucht. In der Klasse zum Beispiel, der ich angehörte, waren es sechs von den 40 bis 50 Schülern. Bestimmend hierfür mag bei den Eltern die allgemein anerkannte vorzügliche Lehrart und der gute Geist, der in der Schule herrschte, gewesen sein. Seit dem Uebergang an Preußen und der Normalisierung der Schulen in der neueren Zeit hat das Philantropin einen großen Teil seiner Eigenart verloren, aber bis auf den heutigen Tag wird es noch immer von christlichen Schülern besucht. Das Verzeichnis der Lehrer enthält eine Reihe von Männern, deren Name in der deutschen Geistesgeschichte zu Bedeutung gelangt ist. In der älteren Zeit Michael Creizenach und sein Sohn Theodor Creizenach, der Meister der Rede, der Biograph von Goethes Suleika, Isaak Markus Jost, dessen Buch über den deutschen Stil noch heute nach über 50 Jahren seinen Wert hat. In der neueren Jakob Auerbach, der philosophische Geist, mit dem sein Vetter Berthold Auerbach ein Leben lang in vertrautem Gedankenaustausch stand, Lazarus Geiger, der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Sprachforschung, dessen hervorragende Stellung in der Wissenschaft die Allgemeine Zeitung wiederholt gewürdigt hat, Ferdinand Ludwig Neubürger, Schöngeist und Dichter, Harry Breßlau, der Straßburger Historiker, und Albert Bielschowsky, der Goethebiograph, letztere beide nur

vorübergehend im Anfang der siebziger Jahre. Frappant wirkt es, wie viele geistvolle und schöne Charakterköpfe die gut ausgeführten Bilder der Lehrer zeigen. Der zweite Teil des Buches enthält verschiedene Abhandlungen, so über die „Theorie der Flächen mit ebenen und sphärischen Krümmungslinien" von Dr. Herm. Dobriner, der inzwischen gestorben ist und dessen Arbeit Dr. Paul Epstein in Straßburg vollendet hat. Professor Th. Epstein hat einen Beitrag über „Die Sonnenflecke" geliefert, Professor Joseph Herz über „Adverbien und adverbiale Redensarten im Neufranzösischen", Dr. Oswald Cohn über Shakespeares „Kaufmann von Venedig" u. s. to. Schade, daß der inhaltreiche Band nicht auch ein Namens- und Sachregister besitzt.

S. S.

*

Allgemeine Rundschau.

Eine chinesische Denkschrift über die Rückständigkeit Chinas.

Im Jahre 1897, bald nach der Besetzung Kiau-tschous durch die Deutschen, richtete der hervorragende chinesische Gelehrte Kang-yeu-wei eine Denkschrift an den Thron der Kaiserin, in der er die gefährliche Lage Chinas und die Ursachen der Rückständigkeit der chinesischen Zustände darlegt. Diese in einem soeben bei Dietrich Reimer in Berlin veröffentlichten Vortrag Dr. O. Frankes über „Geistige Strömungen im heutigen China" wiedergegebene, für die Denkweise innerhalb des aufgeklärten (wenn auch darum keineswegs „fremdenfreundlichen") Chinesentums sehr charakteristische Denkschrift spricht eingangs von den Gefahren, die China infolge des aggressiven Verhaltens der fremden Mächte drohen, und fährt dann fort:

„Nun bitte ich, mir gestatten zu wollen, unsere Krankheit offen darzulegen und rücksichtslos anzugeben, wie diese Krankheit zu heilen ist, und zwar will ich dabei den Spruch von Chung-hui (Philosoph und Minister in der Mitte des 18. Jahrhunderts) zugrunde legen, der lautet: „Die Schwachen sollen unterjocht, die Toren gestraft, den Zuchtlosen ihre Länder genommen, die hoffnungslos Verlorenen beseitigt werden." (Shuking, IV. II, 2.)

1. „Die großen Staaten Europas haben ein jährliches Einkommen von vielen Milliarden, ihre geschulten Heere zählen nach Millionen, ihre Panzerschiffe nach Hunderten, sie besitzen moderne Wissenschaften, moderne Maschinen; Tausende von neuen Erfindungen, neuen Büchern dringt jedes Jahr; ungezählte Scharen von Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Soldaten, Gelehrten externen Jahr für Jahr ihre besonderen Fachwissenschaften; Frauen und Mädchen, Jünglinge und Kinder, alle verstehen zu lesen und zu schreiben. Und wir? Unsere jährlichen Einkünfte betragen 70 Millionen, unsere Schulden 200 Millionen (das bezieht sich auf die an Japan nach dem Kriege von 1894/95 zu zahlende Kriegsentschädigung), das ist die Schwäche unserer Finanzen. Geschulte Truppen und Panzerschiffe besitzen wir überhaupt nicht, das ist unsere militärische Schwäche. Moderne Wissenschaften, moderne Maschinen kümmern uns nicht, das ist die Schwäche unseres Wissens. Unsere Militärs verstehen nichts von Bildung, unsere Gebildeten nichts vom Militär, unseren Kaufleuten fehlt die Schule, unseren Bauern die Ausbildung, das ist die Schwäche unserer Erziehung; die Massen geben sich beschaulicher Ruhe hin, und den Gebildeten fehlt die Energie, das ist die Schwäche unseres Charakters. Das sind die Besorgnisse, die ich wegen Chung-huis Wort habe: „Die Schwachen sollen unterjocht werden."

2. Seit 4000 Jahren haben wir uns um keine Neuerungen gekümmert. In den fremden Staaten herrscht frisches Leben, aber wir bleiben immer dieselben und lernen nichts Neues. Unsere hohen Beamten bleiben bei ihrem Grundsatz: „Ehret den Kaiser und haltet die Barbaren fern." Sie schleppen sich mit toter Gelehrsamkeit und veraltetem Zeremoniell, aber die Ausländer lachen über sie, denn ihr ganzes Wesen besteht in Redensarten und innen sind sie hohl. Wir haben nicht gelernt, uns in die Zeit zu fügen, daher die Katastrophen in den Kriegen mit Frankreich und Japan; aber auch das hat uns nicht gebessert, darum erleben wir die Vorgänge von heute. (Besetzung von Kiau-tschou.) Die 400 Millionen Chinas werden von kaum 100 hohen Würdenträgern, Generalgouverneuren und Gouverneuren regiert, aber keiner von ihnen ist einmal im Auslande gereist oder kennt moderne Schriften über europäische Verfassungen. Diese befahrten, noch nach der alten Schule ausgebildeten Herren, deren Kräfte schon in der Abnahme sind und deren Zeit ganz von Staatsgeschäften erfüllt wird, haben keine Muße, sich mit neuen Entdeckungen und modernen Ideen abzugeben oder die Verhältnisse in den fremden Staaten kennen zu lernen. Ihre Ohren und Augen sind noch an die alte Redens- und Denkweise gewöhnt, sie argumentieren alle in gleicher Art und sind vertraut nur mit dem üblichen, ruhigen Zustande. So bewegen sich bei den bedeutenderen von ihnen Empfindungen, Gedanken, Kenntnisse, Sorgen sämtlich in den alten Ideenkreisen, die unbedeutenderen aber, voll Arroganz und Hochmut, denken nur ihre Vergnügungen und Vorteile oder fördern die eigennützigen Pläne ihrer Verwandten. Dagegen gibt es Reisende und Missionare der fremden Staaten in China, die unsere Verhältnisse studieren; sie diskutieren in nationalökonomischen Werken und Handelstabellen finanzielle und wirtschaftliche Fragen in Bezug auf China, schreiben Zeitungsartikel zur Belehrung des Volkes oder machen amtliche Berichte. Darum schaffe man die alten Mißbräuche gänzlich ab und regiere energisch nach neuen Ideen. Das ist die Furcht, die ich wegen Chung-huis Wort habe: „Die Toren sollen gestraft werden."

3. Seit der Abtretung Formosas weiß jeder, daß unsere Regierung kein Vertrauen verdient, unser Volk keine Kraft besitzt. Gesindel und Wilde machen uns in den Bergen an den Grenzen zu schaffen und die Zwistigkeiten zwischen dem Volk und den Christen in den Innenprovinzen. Das Gesindel gerät in Feindschaft mit den Christen, das ist für diese ein Grund, ihre verschiedenen Sekten und Genossenschaften zu vereinigen, und nun üben sie einen noch stärkeren Druck und Zwang aus; so entstehen Unruhen und Aufstände; an einer starken Autorität, diese niederzuwerfen fehlt es aber, und so nahmen die Europäer das zum Vorwande für militärische Maßregeln. So vertrieben auch die Russen die mohammedanischen Rebellen und besetzten die Provinz Ili (im Jahre 1871—1881). Das ist die Furcht, die ich wegen Chung-huis Wort habe: „Den Zuchtlosen sollen ihre Länder genommen werden."

4. Was nun die Aufteilungspläne der Europäer anlangt, so sehen wir, wie Afrika seitens der verschiedenen Mächte, Polen von Rußland, Deutschland und Oesterreich zerteilt, Annam von Frankreich, Indien von England einverleibt wurden. Unser Beamtentum aber sitzt mit den Händen im Schoß und erwartet geduldig und mit stumpfem Gleichmut sein Schicksal. So war es im Jahre 1884 und ebenso im Jahre 1894. Da gab es niemand, der in edlem Zorne aufwallte und feierlich schwur, fest zu bleiben und sein Land zu retten. Seit dem Altertum wahrlich sah man solch Schauspiel nicht. Unsere Prinzen und Würdenträger, unsere Gelehrten und unsere Volksmassen klammern sich an das Leben und warten, daß sie die Knechte Europas werden, daß die Fremden sie abschlachten wie ihre Hunde und Schafe. Ach, nichts Schlimmeres gibt es als das Aussterben des Charakters, kein schwereres Leiden als die Schwindsucht, die nur noch lose hängenden Blätter bricht sicher der tödliche Wind, nach den halbwelken Blumen braucht die Hand sich nicht mühend auszustrecken, sie sterben und ihre Gestalt verschwindet. Das ist der Schmerz, den ich fühle wegen Chung-huis Wort: „Die hoffnungslos Verlorenen sollen beseitigt werden.""

Die Denkschrift schließt mit einer Aufforderung zu ausgedehnten Reformen.

*

Die Anfänge des deutschen Literatur-Unterrichts in Amerika.

Die ersten Lehrer des heute mit viel Interesse in Amerika betriebenen Faches der deutschen Literaturgeschichte waren bekanntlich die beiden politischen Flüchtlinge Dr. Karl Follen und Dr. Karl Beck, die im Jahre 1824, mit vorzüglichen Empfehlungen von Lafayette ausgerüstet, in New-York tag-

deben und dank dieser Empfehlung bald zu einer befriedigenden Tätigkeit gelangten. Dr. Beck erhielt eine Professur an der Round Hill School, während Follen, der später eine 283 Seiten starke „Practical Grammar of the German Language" schrieb, als erster Lehrer des Deutschen an der Harvard-Universität zunächst versuchsweise eine Anstellung bekam. Ueber dies für die Geschichte der amerikanisch-deutschen Beziehungen denkwürdige Ereignis findet sich in Dr. A. P. Peabodys „Harvard-Erinnerungen" folgende anschauliche und gewiß heute noch lesenswerte, in Viereck mehrfach erwähntem Buche über die Geschichte des deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten wiedergegebene Darstellung:

„Deutsch war niemals zuvor ein Unterrichtsgegenstand an unserer Anstalt gewesen, und so machte es keine geringe Schwierigkeit, eine Klasse von acht Freiwilligen für diesen Kursus zusammenzutrommeln. Ich war einer von denen, die mitmachten. Wir wurden deshalb allgemein mit einem so hochgradigen Staunen von unseren Kommilitonen angesehen, als wenn sich jetzt Leute zusammentun würden, um den Dialekt eines hinterwäldlerischen Volksstammes im fernsten Orient zum Gegenstand ihrer Studien zu machen. Wir wußten höchstens von zwei oder drei Leuten in Neu-England, die Deutsch zu lesen imstande waren, und schwerlich hat es damals viel mehr Gelehrte dieser Art gegeben. Ganz bestimmt aber gab es damals keine Buchhandlungen, wo man deutsche Bücher kaufen konnte. Leihweise erhielt ich von einem Freunde ein Exemplar von Schillers Wallenstein. Ich las ihn, sobald ich einigermaßen dazu imstande war, und dann ging das nämliche Exemplar von Hand zu Hand bei meinen Kollegen, von denen keiner so glücklich war, ein deutsches Buch zu besitzen. Wir hatten nicht einmal ein einheitliches Schullesebuch zu unserer Verfügung. Es dauerte einige Zeit, bis nur einige Exemplare von Noehdens Grammatik importiert waren, sowie ein sogenanntes Taschen-Lexikon, das aber glücklicherweise für eine angelsächsische Tasche viel zu umfangreich war, da es mit einer Weitschweifigkeit abgefaßt war, wie sie Irvings mythischer Geschichte von New-York zufolge die alten Knickerbocker geliebt haben. Einstweilen war ein deutsches Lesebuch für Anfänger von unserem Lehrer selbst zusammengestellt worden. Dieses Buch erschien in einzelnen Bogen, die mit lateinischen Typen bedruckt waren, da man keine deutschen Typen in einer erreichbaren Druckerei überhaupt auftreiben konnte. Doch dafür war dieses Lesebuch eine desto gelungenere Einführung in die deutsche klassische Literatur. Es enthielt auserwählte Prosastücke von allen hervorragenden Schriftstellern und viele Gedichte von Schiller, Goethe, Herder und anderen. Aber ganz besonders kam der Freiheitssänger und -kämpfer Theodor Körner zur Geltung, von dem eine ganze Anzahl Zitate beigebracht war. Ich habe nie wieder Gedichte deklamieren hören, die auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht hätten wie diese Körnerschen Weckrufe, wenn sie uns von Dr. Follen vorgetragen wurden. Legte dieser Mann doch alle die Begeisterung, die er selbst für sein zu befreiendes Vaterland empfunden, in diesen Vortrag und enthusiasmierte uns in einer vorher nie gekannten Art. Das Höchste aber leistete er, wenn er uns die Ode auf Körners Tod vortrug, die er selbst verfaßt hatte, was wir alle wußten, obgleich er im Lesebuch keinen Dichternamen dazu gesetzt hatte. Er rezitierte die Ode so oft, daß wir sie alle auswendig wußten und nie wieder vergessen konnten. Obgleich jetzt 60 Jahre seit jener Zeit verflossen sind, habe ich diese Ode noch so unauslöschlich in meiner Erinnerung wie meine frühesten Kinderlieder und könnte sie heute noch jederzeit hersagen."

*

Kleinere Mitteilungen.

* Deutscher Neuphilologen-Verband. Auf der nach Pfingsten in Köln stattfindenden Hauptversammlung des Verbandes werden u. a. folgende Vorträge gehalten: Professor Luick aus Graz: Schuldeutsch und Bühnendeutsch; Oberschulrat Waag aus Karlsruhe: Wie übermitteln die neusprachlichen Schulen eine den altsprachlichen gleichwertige Allgemeinbildung?; Professor Glauser aus Wien: Die Fortbildung in den neueren Sprachen nach Absolvierung einer Handelsschule; Frau M. Gothein aus Bonn: Der englische Landschaftsgarten in der Literatur; Lektor Brent aus Cambridge: Ueber das Deutsche im Munde der Deutschen im Auslande; Professor Schneegans aus Würzburg: Molières Subjektivismus; Professor Sachs aus Brandenburg: Goethes Beziehungen zur englischen Sprache und Literatur; Direktor Walter aus Frankfurt: Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen; Oberlehrer Löwisch aus Eisenach: Die literarische, politische und wirtschaftliche Kultur Frankreichs in unserer französischen Klassenlektüre. Professor Vietor aus Marburg und Direktor Dörr aus Frankfurt werden Vorschläge über einen neuphilologischen Studienplan und über Verlegung des Seminarjahres an die Universität begründen.

* Der Deutsche Anthropologen-Kongreß wird vom 3. bis 7. August in Greifswald tagen. Im ganzen sind vier wissenschaftliche Sitzungen in Aussicht genommen. Alle Freunde anthropologischer Forschung, insbesondere Mitglieder verwandter Vereine, sind als Gäste willkommen. Der Kongreß hat außer den wissenschaftlichen Darbietungen als besondere Anziehung einen Ausflug auf sein Programm gesetzt, der auf einem eigens gemieteten Dampfer stattfindet und folgende Punkte berührt: Rügen- Insmund einen Tag, Bornholm zwei Tage, Insel Gotland Wisby einen halben Tag, Stockholm zwei Tage, Schonen einen Tag, Kopenhagen-Roeskilde zwei Tage. Die Zulaßkarte zum Kongreß kostet für alle 6 Mark; sie gestattet auch den Gästen Teilnahme an dem Ausflug.

* Harnack gegen Denifle. In dem bedauerlichen, durch Denifles Luther-Biographie hervorgerufenen Streit hatte Pater Denifle dem Berliner Professor D. Adolf Harnack den Vorwurf der Lüge gemacht, und diesen Vorwurf auch nicht zurückgenommen, als Harnack entrüstet dagegen protestiert hatte. Nun erläßt der Berliner Gelehrte folgende Erklärung:

„Denifle hat soeben eine Broschüre veröffentlicht: „Luthee in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R Seeberg." Da er in derselben den Vorwurf der Lüge gegen mich nicht nur nicht zurückgenommen, sondern in einer infamen Wendung aufrecht erhalten hat (S. 46), so bin ich mit dem Herrn fertig. Eine Antwort auf die wissenschaftlichen Fragen, die er an mich gerichtet hat, werde ich ihm mitteilen, sobald er jene Beschuldigung ausdrücklich revoziert haben wird."

O. M. Archäologischer Kongreß. Wie man uns aus Athen schreibt, hat die deutsche Reichsregierung zu ihren Delegierten für den im Jahre 1905 in der griechischen Hauptstadt stattfindenden Internationalen archäologischen Kongreß den deutschen Gesandten, Prinzen von Ratibor, und den ersten Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, Professor Dörpfeld, bestimmt.

* Todesfall. Der frühere Direktor der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin, Generalarzt a. D. Dr. Stahr, ist am Montag im 62. Lebensjahre gestorben. Stahr hat sich um die Entwicklung des Militär-Sanitätswesens große Verdienste erworben.

* Von den Berliner Museen. Der bisherige wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. Max Schmidt ist zum Direktorialassistenten bei den königlichen Museen in Berlin ernannt worden.

* Aus der französischen Gelehrtenwelt. Die Académie des sciences zu Paris hat Herrn Charles Eugène Bertrand zum korrespondierenden Mitgliede für die Sektion Botanik an Stelle von Siridot erwählt. — Zum Direktor der Sternwarte in Nizza wurde als Nachfolger des verstorbenen Perrotin General Bassot gewählt. — Der Forschungsreisende Jules Garnier ist im Alter von 65 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. Br.** Die hiesige Universität hat eine Bestimmung erlassen, derzufolge vom nächsten Semester ab keine russischen Studentinnen mehr aufgenommen werden.

* **Leipzig.** Der Professor der Nervenpathologie Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Flechsig wurde von der russischen Gesellschaft für Psychologie in St. Petersburg und von den Gesellschaften russischer Nervenärzte in Kiew und Kasan zum Ehrenmitglied ernannt. — Der ordentliche Professor der Chemie Dr. Arthur Haetzsch wurde zum ordentlichen Mitgliede der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt.

* **Halle.** Die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher, die älteste Gelehrtenvereinigung Deutschlands, hat sich jetzt für ihre Bibliothek, die in ihrer Art einzig in der Welt dasteht, ein eigenes Heim geschaffen. Das Erdgeschoß mit einem Lesesaal ist der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft für ihre Bibliothek überlassen worden; die Obergeschosse mit drei großen Sälen werden von der Leopoldina allein benutzt. Im Mai soll das Gebäude eingeweiht werden.

hc. Bern. Der Professor des Staats- und Völkerrechts an der hiesigen Universität Dr. Karl Hilty, der als Herausgeber des Politischen Jahrbuchs der schweizerischen Eidgenossenschaft wie auch durch seine religiösen Schriften in weiten Kreisen bekannt geworden ist, feierte am 12. April sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die juristischen Fakultäten der Hochschulen Bern und Zürich überreichten aus diesem Anlasse Glückwunschadressen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

K. Petraris: Lehrbuch der neugriechischen Volks- und Umgangssprache (Methode Gaspey-Otto-Sauer). Heidelberg u. s. w. 1903. Julius Groos. 269 S. — Joseph Mack: Das spezifisch Menschliche und sein Verhältnis zur übrigen Natur (Analogien). Ein Versuch zur Lösung des Ichproblems. München 1904. Louis Finsterlin. 224 S. — Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Bd. 1: Gedichte. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta. 360 S. — Oskar Ewald: Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen. Die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Uebermenschen. Eine kritische Untersuchung. Berlin 1903. Ernst Hofmann u. Co. 141 S. — Bresnitz v. Sydacoff: Intimes aus dem Reiche Nikolaus II. Leipzig 1904. B. Elischer. 114 S. — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1903. 10. Jahrgang. Hrsg. von Rudolf Schwartz. Leipzig 1904. C. F. Peters. 135 S. — Prof. Dr. Adolf Hemme, Direktor der Oberrealschule zu Hannover: Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Leipzig 1904. Eduard Avenarius. 1236 (618) S. — Prof. Dr. Moriz Benedikt: Krystallisation und Morphogenesis. Biomechanische Studie. Wien 1904. Moritz Perles. 68 S. — Entwurf zu einem Lehrplan für höhere Mädchenschulen. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Anna Jungk (Karlsruhe) unter Mitwirkung anderer Sachverständiger. S.-A. aus der Lehrerin. 20. Jahrg. No. 2—5. Leipzig 1904. Theodor Hofmann. 30 S. — Paul Bergemann: Ethik als Kulturphilosophie. Ebenda 1904. 632 S. — Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik. Hrsg. von E. v. Leyden. 2. umgearb. Auflage. Hrsg. von Georg Klemperer. 2. Band (Schluss). Leipzig 1904. Georg Thieme. 579 S. — Hermann Cohen: Rede bei der Gedenkfeier der Universität Marburg zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Immanuel Kant, gehalten am 14. Februar 1904. (Marburger Akademische Reden. No. 10.) Marburg 1904. N. G. Elwert. — Fusamaro Teugaru: Die Lehre von der japanischen Adoption. Berlin 1903. Mayer u. Müller. 228 S. — Friedrich Gundelfinger: Cäsar in der deutschen Literatur. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. XXXIII.) Ebenda 1904. 129 S. — Dr. Richard Sievers: Thomas Deloney. Eine Studie über Balladenliteratur der Shakespeare-Zeit. Nebst Neudruck von Deloneys Roman „Jack of Newbury". (Palaestra etc. XXXVI.) Ebenda 1904. 244 S. — Schroeter, Major, Mitglied des Ingenieur-Komitees und der Studienkommission für die Militärtechnische Akademie: Die Bedeutung der Festungen in der grossen Kriegführung auf Grundlage der Moltkeschen Operationsentwürfe für die Kriege mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 200 S. — Anna Hilaria v. Eckbel: Im Karst. Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin. Dresden 1904. E. Pierson. 158 S. — Hans v. Manteuffel, kgl. Kriminalkommissär in Berlin: Spiel und Wetten bei Pferderennen im französischen Strafrecht. Nach Mitteilungen des Herrn J. Hurel, Substitut du Procureur de la République, Cherbourg. S.-A. a. Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalstatistik. — E. N. Hand: Radio-Activity. To Professor and Madame Curie, the Discoverers of Radium. Spokane, Washington 1903. Inland Press. 16 S. — (Carl Fischer): Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Neue Folge. Hrsg. von Paul Göhre. (Leben und Wissen, Bd. 4.) Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 391 S. — Carl Zander: In die Neue Welt. Roman aus unserer Zeit. Berlin 1904. Verlag Gabelsberger. 252 S. — Prof. Dr. P. Mayet, kais. Regierungsrat: Lotterie und Sparen. Vortrag, geh. am 2. März 1904 in der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin. Berlin 1904. Carl Heymann. 38 S. — Peter Kropotkin: Moderne Wissenschaft und Anarchismus. Berlin 1904. Johannes Räde. 88 S. — Eduard Prenss, Hauptmann a. D.: Reform der militärischen Fabriken in Preussen. Mit Anhang: Ueber die Lohnordnung. Berlin 1904. Richard Schröder. 27 S. — Karl Bleibtreu: Napoleon bei Leipzig. Ein Gedenkbuch zu den Jahrestagen der Völkerschlachten bei Leipzig v. 16.—18. Okt. 1813. 3. völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin u. Leipzig 1904. Friedrich Luckhardt. 354 S. — Paul Nikolaus Cossmann: Hans Pfitzner. (Münchner Broschüren, hrsg. von Georg Müller. Heft 1.) München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 83 S. — Fritz Lienhard: Oberflächen-Kultur. Stuttgart 1904. Greiner u. Pfeiffer. 63 S. — Moderna deutsche Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen hrsg. von Hans Benzmann. Leipzig. Philipp Reclam jr. 592 S. — Dr. Erich Eyck: Der Vereinstag deutscher Arbeitervereine 1863—1868. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Berlin 1904. Georg Reimer 102 S. — Eugen Hirschberg: Die Enzyklopädisten und die französische Oper im 18. Jahrhundert. (Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft. Heft X.) Leipzig 1903. Breitkopf u. Härtel. 145 S. — Ditlef Nielsen: Die altarabische Mondreligion und die mosaische Ueberlieferung. Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 221 S. — Gustav Koepper, Sekretär der Handwerkskammer zu Koblenz: Handwerks Art, Handwerks Recht. Gotha 1904 Friedrich Emil Perthes. 156 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

Vor dem Sturm

Roman aus dem Winter 1812 auf 13

von

Theodor Fontane

Sechste Auflage

Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.— (6701)r

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Samstag, 16. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland Fr. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der Buddhismus in seiner heutigen Gestalt.

Das Judentum in der deutschen Vergangenheit.

Altbürgerliche Baukunst. Von Dr. Jul. Groeschel.

II. Bücher und Zeitschriften.

Irene Forbes Mosse: Peregrinas Sommerabende. — P. J. Möbius: J. J. Rousseau.

III. Allgemeine Rundschau.

Vorgeschichtliche Funde in Sachsen. — Ueber die Herkunft des Namens Celebes. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Der Buddhismus in seiner heutigen Gestalt.

Der Buddhismus ist bei uns nichts Unbekanntes mehr, wenigstens soweit er durch Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche u. a. in unsere neuzeitliche Philosophie und Literatur eingedrungen ist und mit einzelnen Vorstellungen, wie von dem blinden Willen zum Leben als der Ursache alles Daseins und alles Leidens, von der Erlösung des Menschen durch die Verneinung des Willens zum Leben, durch das Aufgehen in das Nichtsein, das Nirwana, das moderne Denken vielfach beeinflußt hat. Hat er es doch selbst schon hier und da zu Gemeindebildungen gebracht.

Manchem gilt der Buddhismus als eine höhere Religion, eine höhere Kultur dem Christentum gegenüber. Mit seinem Atheismus und Pessimismus kommt er dem Empfinden und den Wünschen vieler entgegen. Auch ist der Buddhismus in der Tat ein religiös-philosophisches Lehrsystem voll tiefer logisch auseinander entwickelter Gedanken und tiefsinnigster Spekulationen, mit einer in vieler Beziehung edlen, erhabenen Ethik. Und zudem ist der Buddhismus neben dem Christentum die verbreitetste Religion der Welt, auf beide rechnet man je ein Drittel der gesamten Menschheit. Er ist die eigentliche Religion des fernen Ostens, auch heute noch, trotz des in China wieder mehr kultivierten Konfuzianismus und des in Japan seit der Aufrichtung des Kaiserreiches zur Staatsreligion erhobenen Shintoismus. Was man in diesen Ländern von religiösem Leben, von Kultus, Tempeln und Priestern sieht, gehört ganz überwiegend dem Buddhismus zu. Der Konfuzianismus ist ja mehr eine Morallehre, der Shintoismus eine Staatslehre — die Religion des Volkes in China wie in Japan, das was das religiöse Empfinden und Handeln des Volkes bestimmt und ausmacht, was dort als „Religion" in die Erscheinung tritt, ist der Buddhismus. Ebenso herrscht der Buddhismus in Korea, Tibet, Siam, Ceylon vor. Nur Vorderindien mit seinen 207 Millionen Brahmaisten (gegenüber 9½ Millionen Buddhisten) und dem stark anwachsenden Mohammedanismus (62½ Millionen) macht dem Buddhismus ernstlich die Alleinherrschaft im Osten streitig, wie auch das immerhin schon mitzählende Christentum (in China ca. 900,000, in Japan 100,000, in Indien 3,000,000) dem Buddhismus einigen Abbruch tut. Aber „die Religion des Ostens" ist heute noch und sicher noch auf lange Zeit hinaus der Buddhismus.

Dabei darf man freilich nicht an die reine Lehre des Buddhismus, noch an eine genau abgegrenzte Kirchengemeinschaft denken. Denn einmal hat es der Buddhismus nirgends, weder in Japan noch in China noch in Indien, vermocht, sich auf seiner ursprünglichen religiös-philosophischen Höhe zu halten, ist er zum volkstümlichen Aberglauben und Götzendienst entartet; dann aber auch läßt sich vielleicht von den wenigsten Buddhisten sagen, ob sie bewußte Buddhisten — im Gegensatz zu anderen Religionsarten — sind. Bei weitem nicht alle, die sich zum Buddhismus bekennen, d. h. seine Tempel besuchen, an seinen Altären opfern, zu seinen Gottheiten beten, seine Priester benutzen, können als reine Buddhisten angesehen werden. Denn unter den Völkern des Ostens herrscht eine Vermischung der dort heimischen Religionen, die uns im Westen ganz unbekannt ist. In China und Korea besteht neben dem Buddhismus der Konfuzianismus, wirkt der Taoismus noch in manchen Vorstellungen fort, in Japan Konfuzianismus, Shintoismus und Tenrikyo, in Indien Brahmaismus und Mohammedanismus. Und diese Religionssysteme bestehen seit vielen Jahrhunderten, manche seit zwei Jahrtausenden neben- und durcheinander; Viele dieser Völker sind zur selben Zeit Anhänger, Bekenner dieser verschiedenen Religionen: ihre theologischen Vorstellungen nehmen sie etwa vom Brahmaismus oder Shintoismus, ihre Heilslehre und Eschatologie vom Buddhismus, ihre Ethik und Moral vom Konfuzianismus oder Mohammedanismus. Man sieht keinen Widerspruch darin, an allen Religionen teilzunehmen, an ihre Götter zu glauben, an ihren Altären zu beten und zu opfern. Diese Religionen haben sich in der Praxis vielfach so mit einander vermischt, sind im Volksgebrauch so mit einander vermengt worden, daß es schwer ist, die reine Lehre einer jeden zu unterscheiden, noch schwerer, die Anhänger der einzelnen zu sondern. In der Vorstellung der Massen sind die verschiedenen Religionen kaum von einander geschieden — die wenigsten der zum größten Teil ganz ungebildeten und dabei religiös ganz gleichgültigen Chinesen werden sagen können, was sie denn eigentlich sind; die wenigsten japanischen Buddhisten werden mit der Lehre Buddhas bekannt sein; auch die Priester und Mönche der verschiedenen Religionen werden bei der großen Unwissenheit, die unter ihnen herrscht, meist kaum imstande sein, über ihren Glauben Rechenschaft zu geben. Schon darum ist es auch unmöglich, über die Zahl der Bekenner dieser Religionen Angaben mit dem Anspruch auf irgendwelche Zuverlässigkeit zu machen. Außerdem kennt man in dem ungeheuren China ja nicht einmal eine Volkszählung, viel weniger eine Religionsstatistik. Angaben hierüber können also nur auf Schätzung beruhen. Im allgemeinen schätzt man die Bekenner des Buddhismus auf 500 Millionen; die neue Religionsstatistik des Direktors Zeller vom kgl. württembergischen Statistischen Landesamt gibt ihre Zahl nur auf ein Siebentel, die der Konfuzianer dagegen auf mehr als ein Drittel, der Brahmaisten auf ein Viertel der Bevölkerung Asiens an — den größten Teil der Chinesen als Konfuzianer zu bezeichnen, wie das in dieser Statistik geschehen zu sein scheint, geht wirklich nicht an, mit weit größerem Recht kann man sie dem Buddhismus zuschreiben, nach den vorher schon dargelegten Gründen.

Hauptsächlich durch die Vermischung mit den anderen im Osten heimischen Religionen, aber auch durch die Umbildungen, die er unter den verschiedenen Völkern erfahren, ist der Buddhismus in seiner wahren Gestalt im ganzen Osten kaum noch zu erkennen. Zudem hat er sich in viele Schulen und Sekten geteilt, in dem Hauptlande des Buddhismus, Japan, allein in 8 Haupt- und 35 Unterseften.

Die ursprüngliche Lehre des Buddhismus, wie sie niedergelegt ist in den heiligen Büchern, den Tripitaka, und ausgelegt in den unzähligen chinesischen und japanischen Kommentaren, wie sie auch heute noch gelehrt wird, ist kurz diese: Alles, was existiert, ist dem Leiden unterworfen, das Leben ist Leiden, Leiden das einzig Wirkliche in der Welt, alles andere Täuschung, Trug; das einzig Erstrebenswerte ist darum die Erlösung vom Leben, d. h. vom Leiden. Unser eigener blinder Wille zum Leben aber ist die Ursache des Lebens, des Leidens; die Befreiung vom Willen zum Leben ist also auch die Befreiung vom Leben selbst und vom Leiden. Der Weg dazu ist das Sich-selbst-Absterben, das Absterben allem, was an das Leben fesselt; das Ziel, die Erlösung ist der Tod, das heißt das Eingehen in das Nichts, das völlige Nichtsein, das Nirvana.

Mit dieser Lehre des Buddhismus hat der heutige Buddhismus wenig oder nichts mehr zu tun. Was nun heute dort im Reich des Buddhismus als Buddhismus steht, wie er in seinen Tempeln und Bräuchen, Priestern und Bekennern sich darstellt, ist ein buntes Gemisch von Götzendienst und Aberglauben oft naivster und krassester Art.

Zunächst muß bemerkt werden, was jedem, der nach dem Osten Asiens kommt, auffällt, daß nämlich äußerlich der Buddhismus in Ritus, Zeremoniell und Tempelschmuck eine große Aehnlichkeit mit dem Katholizismus hat. Schon der erste Missionar Japans, der Jesuit Xavier, fand, als er vor 350 Jahren dorthin kam, „die Kirche vom Teufel nachgeahmt“: Glocken, Rosenkränze, Mönchtum und Hierarchie, selbst scheinbar einen geistlichen Monarchen. Und wenn man heute irgendwo in Indien, China, Japan in die Tempel kommt, die Kerzen, den Weihrauch, die Bilder und Fahnen, die religiösen Aufzüge sieht, so wird man immer wieder an den Katholizismus erinnert. Ueber Ritus, Zeremoniell und Schmuck geht natürlich diese Aehnlichkeit nicht hinaus.

Schon beim ersten Buddhatempel, den ich auf Ceylon — bei Colombo — sah, fiel mir die Entartung, das Götzendienerische des Buddhismus auf, wie ich es seitdem in allen Tempeln, die ich in China und in Japan besucht — und es sind viele, darunter die größten und berühmtesten —, immer wieder gefunden. Jener Tempel bei Colomba zeigte neben den mancherlei Götzenbildern besonders eine grausige Darstellung der Hölle und der Höllenstrafen in bunten Bildern, wie sie nur die wildeste Phantasie ersinnen kann. Buddha weiß nichts von einer Hölle, sie ist, wie so vieles andere, spätere Zutat, wahrscheinlich vom Brahmaismus entnommen. Heute spielt die Hölle im Buddhismus eine große Rolle. So zeigt auch auf chinesischem Boden, in Kanton z. B., der Tempel der Schrecken eine ähnliche Darstellung, nur noch grausiger — dem grausameren Charakter der Chinesen entsprechend —, hier sind die Strafen der Buddhahölle in zehn Szenen zu sehen: Wie einer gemahlen, in Oel gesotten, zwischen zwei Brettern zersägt wird, unter einer glühenden Glocke sitzt u.s.w. — Auch von dem blühenden Reliquienwesen bekommt man auf Ceylon schon gleich einen Begriff: dort wird in Kandy eine der berühmtesten Reliquien des Buddhismus aufbewahrt und hin und wieder unter Veranstaltung großer Wallfahrten und Festlichkeiten gezeigt, nämlich Buddhas Zahn (wahrscheinlich der Backenzahn eines Elefanten).

Buddha, der das Weltgebäude völlig entgötterte, die brahmanische Vorstellung des höchsten alleinigen Gottes ausdrücklich als müßiges Wahngebilde verwarf, ist selbst zum Gott geworden, zum höchsten Gott, denn neben ihm gibt es noch eine ganze Reihe von Göttern und Göttinnen, teils Schüler Buddhas und Abstraktionen von ihm, die zu Personen gemacht wurden, teils aus den anderen Religionen entnommen. Ihre Bilder werden in den Tempeln und an Wegen aufgestellt, beschenkt und angebetet. Alle Tempel haben solche Götzenbilder verschiedener Art und Zahl, freundliche und fratzenhafte, geradezu zum Lachen reizende, wie der dickbäuchige Gott des Reichtums, und Entsetzen erregende, wie der Kriegsgott Hachiman und der Gott der Hölle Emma-o; manche von großer Kunst und Kostbarkeit, andere von rohester Arbeit. Einige Tempel sind besonders berühmt wegen der großen Zahl ihrer Götzenbilder. Der Tempel der 500 Genien in Kanton weist nicht weniger als diese Zahl angeblicher Schüler Buddhas — die selbst zu „Buddhas“, Göttern oder Heiligen erhoben sind — auf, unter denen übrigens auch Marco Polo gezeigt wird. In dem San-ju-san-gen-do-Tempel oder dem Tempel der 33,000 Buddhas zu Kioto, der ehemaligen Hauptstadt Japans, stehen sogar 1000 in Reih und Glied aufgestellte vergoldete große Bildnisse der vielhändigen und -köpfigen Göttin Kwannon — mit all den kleinen an jenen großen angebrachten Bildnissen mag wohl jene ungeheure Zahl von 33,000 herauskommen. Andere Tempel und Orte wieder sind berühmt wegen ihrer besonders großen Buddhabilder. So zeigt Kamakura, auch eine alte Hauptstadt Japans, eine kolossal-Bronzestatue unter freiem Himmel vor dem Tempel, die 49 Fuß hoch ist und 97 Fuß im Umfang hat; alle Buddhabilder sind in hockender Stellung, die Beine untergeschlagen. In Kiata befindet sich ein vergoldeter hölzerner, innen hohler Riesenbuddhakopf (ohne Körper), dessen Höhe 58 Fuß, Gesichtslänge 20 Schulterbreite 43 Fuß beträgt. Im Haupttempel vo Po in Siam hat sogar ein liegender, d. h. in Nirvan gegangener Buddha 160 Fuß Länge und 55 Fuß

Buddhas Züge sind stets edel, von einer erh Ruhe, mild und ernst — sie drücken das Ideal des Buddhismus, das völlig Abgeschiedene, über Freu Leid der Erde Erhabene aus. Neben Buddha si Hauptgottheiten besonders oft dargestellt und verel (Gott des Lichts (jap. Amida), der Gott, der alle (Anan), der Gott des Reichtums (Bishamon), de der Hölle (Emma-o), die Göttin der Gnade, der herzigkeit (Kwannon), die königin des Himmels riishi-Ten) u. a.

Die Buddhatempel sind, besonders in Japar zahlreich, nicht alle in gutem Zustand, manche ab hervorragender Pracht im Innern, glänzend von voll Kostbarkeiten und Kunstwerken: der meist kunst geschmackvoll gearbeitete Altar mit künstlichen blumen, Statuen und Emblemen — alles vergold geschmückt, über dem sich das vergoldete Hauptbudd erhebt, an den Wänden und Decken wundervolle reien von Blumen und Tieren, wie man das z. B. i berühmten Tempeln Kiatos und Nikkos sehen kann türlich gibt es bescheidenere und ganz einfache Tem der Abstufung wie bei uns vom herrlichen Dom b kleinen Dorfkirche. — Zur Ausstattung der Tempel, lich nach Größe und Reichtum verschieden, gehören den Götzenbildern große Laternen (bis zu 15 Fuß große Pauken, Weihrauchfässer und ein immer recht Opferkasten, der in dem großen Tempel der Kwann Tokio z. B. 30 Fuß lang, 15 Fuß breit und 6 Fuß Außerdem hängen an den Wänden und Pfeilern a Weihgeschenke, die auf die Wünsche der Betenden haben, manche Götzenbilder zeigen ein Tuch um Hals, um den Bauch gebunden: der das getan, w von Hals- oder Bauchschmerzen geheilt zu werden. ein Anliegen hat und beten will, klatscht in die Händ den Götzen aufmerksam zu machen, oder er zieht an der am Eingang hängenden Glockenstränge; vor oder oder auch vor und nach dem Gebet opfert er, inde kleine oder große Geldstücke in den Kasten wirft. E nicht gesagt sein, daß dem Buddhisten sein Beten Ernst sein könne, ich habe selbst schon, besonders Fr zumal vor der Göttin Kwannon, der Göttin der Gna tiefster Andacht beten gesehen. Die bekannten Gebet finden sich übrigens nur in dem tibetanischen Buddhismus: ihr Umdrehen ist so gut wie das Her der in ihnen enthaltenen Gebete. Solche Räder gibt es allerdings auch in anderen Buddhatempeln, wie z. B. in dem großen der eben genannten Göttin Kwannon zu Tokio — nach v. Brandt („33 Jahre in Ostasien“) soll

jedoch das Drehen dieser Räder nur den Wunsch ausdrücken, daß die Sünden früherer Existenzen den Lauf der gegenwärtigen nicht beeinträchtigen mögen. Eine eigentümliche Probe buddhistischen Aberglaubens sieht man häufig in Tempeln an den vielen gekauften kleinen Papierballen, mit denen Wände, Decken und Bilder bedeckt sind: sie werden von Gläubigen, die irgend ein Anliegen haben, gegen diese Gegenstände geworfen — bleiben sie beim Trocknen kleben, so wird ihr Wunsch erfüllt, fallen sie ab, so wird er nicht erfüllt. Unter den mancherlei Zaubermitteln werden in den Tempeln auch Zettel verkauft — und fleißig gekauft —, aus denen man ersehen kann, ob das im Laufe des Jahres zur Welt kommende Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein wird.

Die buddhistischen Priester sieht man meist mit untergeschlagenen Beinen — manche mit recht stumpfen Gesichtern — am Boden des Tempels hocken, sie sind mehr Tempelwächter als Priester, halten die Tempel in Ordnung, verkaufen Gebetbücher, Amulette, Rosenkränze, Bilder von Heiligen und ähnliches, und verwalten die Opfergaben. Als Priester funktionieren sie eigentlich nur, wenn sie ihre Gebete und Opfer verrichten und bei Begräbnissen — zu anderen Kultushandlungen werden sie nicht zugezogen. Nur einmal habe ich, in Hakodate, auch einen Priester predigen gehört, die Leute kamen und gingen, während er sprach, hörten im übrigen, so lange sie da hockten, aufmerksam zu. — Die buddhistischen Priester stehen durchschnittlich auf einer recht niedrigen Stufe. Weder in China noch in Japan gibt es ein Kirchentum und eine Priesterschaft von Staats wegen und auf Staatskosten, Ausbildung und Unterhalt der Priester ist ihre eigene resp. ihrer Gläubigen Sache. Ein großer Teil dieser Priester ist ungebildet, viele stehen auch moralisch nicht sehr hoch — die Ehe ist ihnen verboten. Ihr Ansehen ist gering. Meist ist das Priestertum im Besitz bestimmter Familien. Neben den Priestern gibt es eine große Zahl von Mönchen, deren Beschäftigung zum großen Teil im Bettel besteht.

Der Gottesdienst der Buddhisten beschränkt sich auf den Besuch der Tempel zu kurzem Gebet und Opfer und auf das Mitmachen großer Feste ihrer Heiligen in Tempelfesten und Prozessionen. Eins der größten Feste ist das der beliebtesten aller Gottheiten, der Göttin Kwannon, wie sie in Japan, Kwanyin, wie sie in China heißt: der Göttin der Barmherzigkeit, der Gnade. Es wird vielleicht nirgend glänzender gefeiert als in dem großen dieser Göttin geweihten Asakusatempel zu Tokio, am 17. und 18. jeden Monats. Diese Tempelfeiern sind große Volksfeste, etwa den bei uns üblichen Kirmessen vergleichbar. Die ganze lange Allee, die zum Tempel führt, ist besetzt mit Buden und angefüllt mit großen und kleinen Japanern und Japanerinnen. Betende und Opfernde und bloße Zuschauer füllen den von Weihrauch verdunkelten Tempel oder füttern die frei herumfliegenden zahlreichen Tauben, die lebendigen Beweise für die buddhistische Lehre, die das Töten lebender Geschöpfe verbietet — weshalb der richtige Buddhist auch Vegetarier ist. An den Tischen der Priester wird fleißig verkauft und gekauft. Draußen rings um den Tempel ist großer Jahrmarkt, Buden an Buden, Theater-, Gaukler-, Schießbuden, Wachsfigurenkabinette, Menagerien und Teehäuser; dazwischen das Gewimmel des festlich gekleideten und gestimmten Volkchens. — Eigentümlich sind auch die buddhistischen Prozessionen. Eine besonders feierliche und große, die ich sah, erinnerte sehr an unsere Karnevalsaufzüge. Sie bestand aus mehreren hoch aufgebauten, bunt ausgeschmückten, mit eigentümlich kostümierten Erwachsenen und Kindern besetzten Wagen, gezogen und geschoben von gleichgekleideten Kulis. Zwischen den Wagen tanzten und spielten phantastisch angezogene, weiß geschminkte Weiberimitationen öffentlicher Häuser — verübten kleine Musikbanden mit Pauken, Flöten und Dudelsäcken unermüdlich eintönige und mißtönende Musik.

Am tiefsten steht wohl der tibetanische Buddhismus, der Lamaismus. Ich habe ihn nur in dem Lamatempel zu Peking kennen gelernt. Der Dalai Lama gilt ja als eine Art Inkarnation Buddhas. Einen Begriff von diesem tibetanischen Buddhismus konnten in diesem Tempel die vier fast lebensgroßen Darstellungen Buddhas in ganz unglaublich obscenen Situationen geben. Auf dem Hofe saß eine Reihe von Priesterzöglingen, die in ellenlange auf die Erde gelegte Trompeten stießen — ein Teil ihres Gottesdienstes. Die Priester machten hier einen besonders schlechten Eindruck, möglichst viel Trinkgeld herauszuschlagen, schien ihr Hauptanliegen zu sein, daneben versuchten sie aus dem Tempelschmuck entwendete Stücke heimlich zu verkaufen.

Es ist nach alledem kein günstiger Eindruck, den man von dem heutigen Buddhismus bekommt. Mancher der daheim geneigt ist, den Buddhismus so hoch zu schätzen, womöglich höher als das Christentum, würde wohl doch etwas anderer Meinung werden, lernte er ihn hier, im Reiche des Buddhismus, kennen. Wenn Goethe (Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des westöstlichen Divans) recht hat, „daß der ursprüngliche Wert einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurteilt werden kann" — so schneidet der Buddhismus sicher nicht günstig ab. Der Buddhismus in seiner ursprünglichen Gestalt ist eben ganz und gar ungeeignet, Volksreligion zu werden — er konnte seiner ganzen Lehre nach immer nur eine Religion Weniger, einer Sekte, sein —, zur Volksreligion konnte er nur werden durch Aufnahme aller möglichen fremden Elemente, durch eine Umbildung, wie wir sie heute vor uns sehen und wie er sie von Anfang an seit seiner Verbreitung unter den Völkern des Ostens erfahren hat. Der Buddhismus in seiner heutigen Gestalt ist ein Zerrbild des ursprünglichen Buddhismus, das kaum noch mit jenem etwas gemein hat. Doch hat er gerade in dieser Gestalt noch eine große Macht über das Volk, er ist, wie gesagt, noch immer die eigentliche Religion des Ostens. Voraussagen, ob und wie lange er das bleiben wird, ob er nicht dem Konfuzianismus oder dem Mohammedanismus oder dem Christentum weichen wird, sind heute, bei eben der Macht, die er noch besitzt, müßig.

Das Judentum in der deutschen Vergangenheit.[1])

‡ Mit objektiver Umsicht hat Herr Archivar Dr. Georg Liebe den schweren Stoff bemeistert und zur klaren Darstellung gebracht. Daß die Juden frühzeitig in Deutschland auftraten, ist wohl kaum fraglich, obwohl ihre festen Niederlassungen, z. B. zu Titus' Zeiten in Worms, der Sage angehören. Mit kurzen Strichen zeichnet unser Historiker ihre volkswirtschaftliche Bedeutung und Handelstätigkeit im frühen Mittelalter, ihr Eindringen in die Geldwirtschaft und den dadurch provozierten Umschlag in Haß und Verfolgung, die immer auf Grund von sehr phantastischen, auf Ritualmord, Hostienschändung und ähnliche Ungeheuerlichkeiten lautenden Anklagen durch die bis zum Ueberlaufen kochende damalige Volksseele losbrachen und inszeniert wurden. Merkwürdigerweise war es gerade der feurige Bernhard von Clairvaux, welcher bei den durch Kaplan Rudolf angefachten Mainzer Massakers (1146) die bedrängten Opfer in Schutz nahm und die aufgeregten Massen durch sein Ansehen beruhigte. Sie brachen dann später, als die beiden Schwerter Gottes während des babylonischen Exils zu Avignon gegeneinander Hiebe und Schläge führten, neuerdings los und wurden mit dem schwarzen Tod, den Veitstänzen und anderen die halbe Welt im geographischen Taumel durchziehenden Landplagen aller Art zur elenden Tagesordnung. Auch der immer geldgierige Kaiser und König Wenzel schmachvollen Andenkens hatte seine helle Freude daran. Man privilegierte die goldene Eier legenden „Juncfere", nahm ihnen „ir sach" und trieb noch Hohn und Spott mit den betrogenen Schützlingen. Außer in dem im hohen Zins wuchernden, im sogenannten „gesuoch"

[1]) Georg Liebe: Das Judentum in der deutschen Vergangenheit. Mit 106 Abbildungen und Beilagen nach Originalen, größtenteils aus dem XV.—XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1903, bei Eugen Diederich. 127 S. 8°. (Als XI. Band der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte).

arbeitenden kleinen, dem Großkapital zusteuernden Strebern finden wir die „ehrsamen Juden" in allen Branchen tätig, insbesondere in ärztlicher Praxis. Von Kaiser Karl dem Kahlen, der seinem Hofmedizinalrat Zedekias alles Vertrauen schenkte — und doch munkelte „man" bei dessen im Oktober 877 zu Brias in Savoyen unversehens erfolgtem höchstseligen Ableben, es sei nicht ganz richtig zugegangen — bis auf Kaiser Rudolf II. standen Judenärzte in Ehren, insbesondere auch bei den Statthaltern Christi. Eine Anzahl derselben schenkten den hebräischen Diagnosen und Rezepten das höchste Vertrauen, so z. B. Bonifaz VIII. und Benedikt XIII., der überhaupt den Juden wohlgeneigt war; sein Antagonist Innozenz VII. (1404 bis 1406), der den Juden von Trastevere das römische Bürgerrecht verlieh und Martin V. (1417 bis 1431), dessen Leibarzt Elias gar aus dem römischen Ghetto stammte. Bis ins 16. Jahrhundert hatten jüdische Aerzte offenen Zutritt im Vatikan; so konsultierte Leo X. (1513 bis 1521) den spanischen Rabbiner Samuel Sarfadi, einen grundgelehrten und wohlberedten Mann. Ueberraschend ist es auch, mitten unter den Minnesingern des angehenden 13. Jahrhunderts einen Juden, Suezkint von Trimberg, zu finden. In seinen jungen Jahren, die etwa mit Walthers Lenzestagen zusammenfielen, zog er wohl auch „der Thoren Fahrt" an den Höfen herum mit „hovelichen sane", wendete ihnen aber später den Rücken. Er war nach F. H. von der Hagens Annahme sicherlich ein Arzt, ein „wîzer meister von natura", der, wie es in Wolframs „Parzival" (X. 517) anschaulich heißt, vielleicht als Landbader Arzneien und „büchsen veile trug". Darauf deutet man die an das Gebiet der Raritäten streifende Strophe von der Bereitung der „Tugend-Latwerge", deren Büchse der Leib ist: Aus fünf Ingredienzien (Pigmenten) soll dieser Heiltrank (latwerle) gemenget sein, der heilsam (gut) ist „gegen die Wunden des Schimpfes und die Sucht der Schanden; Treue und Zucht, Milde und Mannheit gehören darein, die Mäßigkeit (mâze) soll es pülvern, dann gibt es einen Balsam (balsâ) über alle Speisen: Ehre genannt!" Das heißt wohl, daß die wahre Ehre aus Treue, Zucht, Milde, Mannheit und Mäßigkeit, den anerkannten „prabitates" des ritterlichen Lebens, zu bestehen habe! — Sehr schön ist gleichfalls seine Ansicht über adeliges Tun und edle Geburt: „Wer adelig tut, den will ich für edel halten, wenn auch sein Stammbaum ohne Brief und Siegel wäre; wo sich Untugenden zu dem Adel mischen, da wird das adelige Kleid zu Hadern." Daß solche Rede an vielen Burgen und Höfen, wo es, wie aus dem „Mair Helmbrecht" hervorgeht, von Schnapphähnen, Buschkleppern und Raubrittern wimmelte, keine beifällige Rede mehr fand und der Dichter keine gute Herberge erhielt, ist selbstverständlich. Der Trimberger aber blieb bei seiner Parole, darob er wirklich den ritterlichen Zusatz „Herr" verdient hätte, gleich den adeligen Minnerlein alten Schlages. Denn wer sich der Untugenden schämt und nur nach dem Besten strebt und sich zusammennimmt, wer sich (mit anderen Worten, denn der Sinn bleibt doch derselbe) als ein wahrer Mensch — also ganz nach der Intention Lessings und Herders — beweist: den heißt unser Suezkint von Trimberg „adelig, wenn er auch nicht von hohem Namen stammt". Und als einen sehr edlen Mann kennzeichnet ihn auch die tiefergreifende Strophe über die Vergänglichkeit der Welt und ihrer Freuden. Sie klingt wie ein Jammerruf aus der Tiefe eines über die höchsten Fragen bekümmerten Herzens, welches nicht weiß, wohin die Seele komme, „wenn der Tod den Leib ermahnt, daß er vom Leben kehre"; er hofft aber auf den gnadenvollen Herrn, dessen Allmacht er in einer durch Großartigkeit bewunderungswerten Strophe preist. In seiner wortkargen Kürze ergreift der Dichter mehr als die vielen Sängerlein mit ihrem minniglichen Gellimper. Suezkint gehört überhaupt, wie ein Ihrem Berichterstatter nahestehender Freund (dem wir hier wörtlich folgen), behauptet,[2]) zu den frömmsten Dichtern des deutschen Mittelalters. Aus seinen leider nur wenigen uns überkommenen Strophen klingt derselbe elegisch ergreifende Schmerz wie aus Lord Byrons „hebräischen Melodien". Ebenso schön ist das Lob einer reinen Frau, „die ihres Mannes Krone ist und ihn werter macht; mit der er seine Jahre glücklich verbringt und sich der Sünden und Schande erwehrt; ihr hohes Lob nimmt es wohl mit der Menge auf"!

Doch muß es ihm oft schlecht ergangen sein: Er bittet die Mäuse um Abhilfe gegen den bösen Wicht, der ihn an Speise und Kleidern schädige. Er stellt seine dürftige Haushaltung in derselben ironischen Weise dar wie der historische Tanhauser: „Hebauf und Findenichts tun ihm viel Leides, Herr Bigenot von Darbian ist ihm feindlich und Herr Dünnehabe schafft ihm Ungemach, seine Kinder weinen oft, da sie böse Schnabelweide haben. So muß er sich seiner Haut wehren!" Unangenehm ist hier eine Anspielung auf den „gesuoch" zu finden (den Geldwucher um hohen Zins). „Es ist gut (fügt er darauf unverblümt bei), daß der Esel kein Horn hat und daß das Krokodil nicht alle Leute beißen kann; käme es auf die Diebe an, so dürfte keine Türe verschlossen sein." Und dann folgt eine sehr deutliche Fabel, „worin der Wolf sich entschuldigt, daß er durch Raub den Hunger stillen muß, weil er kein Geld hat, Speise zu kaufen: er sei nun einmal dazu geboren und nicht so schädlich als die Falschen in ihrer Weise" — er hätte auch sagen können, wie jene, die in Schafskleidern einhergehen u. s. w. — Der Maler der sog. Manesse-Handschrift hat den Suezkint von Trimberg in einem durch Dompropst Otto 1225 geschlichteten Prozeß dargestellt, der sich über ein von dem Dichter erworbenes Grundstück erhob. Daß der Maler sonst gar nichts anderes von ihm wußte, als denselben in einer Gerichtssitzung erscheinen zu lassen, wozu seine Lieder gar keinen Anlaß bieten? Suezkint ist abgebildet wie alle diese minnesingerlichen Genossen in jugendlichem Alter, in ein mit zobelhaftem Pelzwerk gefüttertes Mäntelchen gekleidet, dazu trägt er den obligaten spitzen Judenhut, der in allen möglichen Farben zeitweise wechselte; sind ja sogar die großen Propheten auf den ältesten, aus dem 10. Jahrhundert stammenden, im Dome zu Augsburg befindlichen Glasgemälden mit blauen, roten, gelben und grünen Hüten als echte Hebräer gekennzeichnet. Es ist geradezu lächerlich, welch wechselnde Vorschriften immer neu beliebt wurden:[3]) bald sollten sie spitze Hüte tragen, dann eine runde Scheibe auf der Brust und die Frauen auf dem Haupte, tragen, später einen Ring am Gewande und solche weitere Lappen und Lappalien.

Mit Recht warnt unser Kulturhistoriker vor Uebertreibungen in Betreff der Zahlenangaben bei den greulichen Massakers. „So schmerzlich es die Humanität unserer Tage bedauern muß, daß verletztes Rechtsgefühl und Verzweiflung über wirtschaftliche Notlage sich zu Verbrechen hinreißen ließ", so steht jetzt doch fest, daß wohlwollende Stadtchronisten und Historiker mit Zahlenangaben großen Luxus trieben. In einer Zeit wo die wissenschaftliche Statistik noch im Verborgenen blühte, war es eine Leichtigkeit, bei einem einzigen Krawall mehr Opfer anzugeben, als Juden überhaupt irgendwo lebten. Ob dergleichen unverzeihliche Nothilfe vielen eine Gott wohlgefällige Tat däuchte, so nahm man überhaupt den Mund gleich recht voll. „Die Angaben über die Zahl der in einer Stadt Erschlagenen pflegen aber durchschnittlich mit 10 zu multiplizieren und es ist eine Torheit ohne Gleichen, von 100,000 Opfern des Jahres 1298 zu sprechen — so viel Juden gab es noch viel später in ganz Deutschland nicht." Als Analogie dazu mag man an die ungeheueren, weit auseinanderfallenden Zahlen der Bartholomäusnacht erinnern, wobei nicht jeder Historiker das rationelle Verfahren des gewissenhaften und bedächtigen „Martyrologisten" beobachtete, wodurch die angeblichen Hunderttausende von Opfern auf 786 nachweisbare Namen reduziert wurden. Auch bei vielen der verrufensten Autodafés, welche die rege Phantasie mit menschenröstenden spanischen Kannibalen zu umlingern liebt, brannte oft nichts als die Kerze, welche der frühere Renegat beim Abbeten des Credo als Symbol des wiedergefundenen Glaubenslichtes in der Hand trug. So fingierte man auch Judenschlächtereien, die in Wahrheit gar nicht existierten: „Wir wissen, daß eine solche für das Jahr 1290 in Nördlingen im 16. Jahrhundert direkt erfunden wurde, um eine (angeblich als Buße) an die Grafen von Oettingen entrichtete Kornabgabe zu erklären." Welch kolossale Verluste verkündete Alexander über die gegen ihn fechtenden Perser und Inder! Und

[2]) Vgl. H. Holland: Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern. Regensburg 1862. S. 494.

[3]) Vgl. Wackernagel: Kleinere Schriften. 1872. I, 187 über die Farben der Judenhüte!

Bonaparte gab oft die Zahl seiner Gefangenen höher an als überhaupt Oesterreicher ihm gegenübergestanden hatten.

In den Schwänken, im unflätigen Volkslied, in der Posse und Witzliteratur ist den Juden immer eine hämische Rolle zugeteilt, man konstruiert eine lächerliche Type, die dann, wie überall, als objektiver Tatbestand erklärt und verspottet wird. Neuer Nachwuchs und Auswuchs ergab sich nur zu leicht mit Kipper und Wipper, mit Finanzgrößen, Physiokraten und Schwindlern à la Süß-Oppenheimer. — Mit der Reproduktion von häßlichen Spott- und Hohnbildern ist hier des Notwendigen mehr als genug geleistet. Tempi passati! Man sollte nicht allen Sauerteig immer wieder aufwärmen. Das Sprichwort „Iliacos intra muros peccatur et extra" ist wie ein doppelköpfiger Janus. — Während bei den Bildern der Etat oder Fundort genau angegeben wird, vermissen wir bei diesen Monographien überhaupt kurze Notizen über die benutzten Quellenwerke. Auch ein alphabetisches Namens- und Ortsregister wäre willkommen. Eine knappe gute Uebersicht gewährt jedoch das Inhaltsverzeichnis.

Altbürgerliche Baukunst.*)

Es sind nun gerade vierzig Jahre, daß A. Essenwein geschrieben hat: „Dem großen Trosse der Nachahmer ist mit nichts mehr gedient als mit einer Schablone, die ihre bestimmten Maße und Verhältnisse hat, die er gedankenlos wiederkäuen kann." Er hatte damit in erster Linie die Kleinkunst und den gotischen Organismus im Auge, sagt aber dann weiter: „Ebenso ist es in der Renaissance. Die Säulenordnung ließ sich auswendig lernen. Wer nichts Besseres machen konnte, hatte seine feste Stütze daran", und fügt an anderer Stelle an: „Durch solche Schablonen ist es der Mittelmäßigkeit noch sehr leicht möglich, Leidliches und Erträgliches zu machen...." Diese optimistische Anschauung, die so der weniger durch seine architektonisch schöpferische Tätigkeit als durch hohe Verdienste um das Germanische Museum in Nürnberg bekannte Heideloff-Schüler zum Ausdruck bringt, hat eine große Zahl von Vorlagewerken für das ganze Rüstzeug der Architektur gezeitigt, und jahrzehntelang die Baukunst in den breitesten Schichten beherrscht; sie ist verhängnisvoll geworden. Sie hat nicht nur in den Städten ganzen Straßen ein unwahres, charakterloses und eintöniges Gepräge gegeben und die neuen Stadtteile zu den langweiligsten gestempelt, sondern sie hat auch auf dem Lande viel einheimisches Gutes verdrängt und in den eigenen Schöpfungen Werke hervorgebracht, die wie schleichendes Gift den ganzen herrlichen Organismus örtlicher Bauweise vernichten.

Diesen betrübenden Vorgängen gegenüber tritt neuerdings immer kräftiger das Bestreben hervor, an die gute alte Tradition wieder anzuknüpfen, all den entlehnten äußerlichen Tand beiseite zu schieben, die Bauwerke aus sich selbst heraus zu entwickeln und ihnen die Erscheinung zu geben, die ihrem Wesen entspricht. Die aus diesem gesunden Streben hervorgegangenen Werke wurden jüngst durch eine Skizzensammlung, betitelt „Altbürgerliche Baukunst", in erfreulicher Weise bereichert. Architekt Steinlein, der sein künstlerisches Auge schon früher durch gut gezeichnete Aufnahmen des Nürnberger Daches bewährt hat, legt uns in seinem neuen Werke eine Reihe von Reiseskizzen aus Altbayern, Tirol, Württemberg und Franken vor, welche kirchliche und profane Bauten in bunter Aufeinanderfolge darstellen.

Architekt Franz Zell, der sich durch seine eigenen Arbeiten über heimische Bauweise in Oberbayern u. s. f. große Verdienste erworben hat, führt die Aufnahmen durch ein Vorwort ein. Die reizend gezeichneten Darstellungen bringen eine Fülle jener einfachen malerischen Motive, die draußen in kleineren Orten so traulich und anheimelnd berühren. Fragt man sich solchen Bildern gegenüber, worin denn eigentlich ihr Zauber besteht, so muß man häufig zu der Antwort die Zuflucht nehmen, daß es nur der äußerliche Ausdruck eines einfachen Verhältnissen angepaßten behaglichen Wohnens, jener stillen Beschaulichkeit ist, die aus der großen Stadt notgedrungen immer mehr flieht, aber auch aus kleineren Orten leider ohne ausreichenden Grund und in völligem Verkennen dessen, was die Erscheinung eines Hauses ansprechend macht, mutwilligerweise vertrieben wird. Es bedarf eines feinen künstlerischen Erfassens, um draußen gerade die intimsten dieser anspruchslosen Bilder zu sehen, und so muß es dankbar begrüßt werden, daß der Verfasser uns entgegenkommt. Möchte er bald Veranlassung nehmen, die Sammlung weniger durch Vergrößerung des Studiengebietes als durch eingehendere Ausbeutung desselben zu bereichern. Je erschöpfender die Bauweise einer Gegend in gut gewählten Bauwerken zur Darstellung gelangt, desto höher wird auch der künstlerische Wert des Werkes vom Standpunkte der Volkskunst und der praktische für den ausübenden Architekten sein. Solche Werke tun not für unsere Schulen, damit die Jugend, nachdem der florentinische Palast in kleinen und kleinsten Auflagen glücklich überwunden, nicht in das andere Extrem verfalle und in einem Uebermaß von Gruppierung, Türmchen und Erkern die ruhige Gesamterscheinung des Bauwerkes verabsäume. „Ans Vaterland, an's teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft...." Diese herrlichen Worte sind glücklicherweise auch zur Parole auf dem Gebiete der Baukunst geworden und führen auf einen gesunden Boden zurück.

Wir geben der anziehenden Sammlung den Wunsch mit auf den Weg, daß sie der Pflege heimatlicher, bürgerlicher Bauweise viele Freunde erwerben und manchen sehen lehren möge, für den heute noch die Architektur erst mit Pilastern, Konsolen u. s. w. beginnt. Die einfache aber geschmackvolle Ausstattung hat auf allen unnötigen Aufwand verzichtet, um das Werk durch billigen Preis jedem zugänglich zu machen.

Dr. Jul. Groeschel.

*) Altbürgerliche Baukunst, Reiseskizzen aus Süddeutschland. Von Gustav Steinlein, Architekt in München. Süddeutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H. 40 Blatter 40 mit einem Vorwort von Franz Zell.

Bücher und Zeitschriften.

Peregrinas Sommerabende. Lieder für eine Dämmerstunde von Irene Forbes-Mosse, erschienen im Inselverlage 1904.

Ein Buch liegt vor mir, das Buch eines Romantikers. In unserer Zeit, da die blaue Blume wieder Mode geworden ist, begegnet man so manchmal der gewollten Romantik; nder in diesem Buche steckt nichts Gewolltes, sondern Anererbtes, Angeborenes. Irene Forbes stammt, wie ihre Schwester, die berühmte Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten", aus dem Hauptquartier der Romantik; sie ist die Enkelin Achims und Bettinas von Arnim. Es hat ein eigenes Interesse, zu beobachten, wie eine gleiche Grundstimmung der Seele unterm Einflusse verschiedener Zeitströmungen nicht ganz gleichartige Früchte hervorbringt. Gemeinsam ist der Dichterin mit ihren Vorgängern aus dem vorigen Jahrhundert der Zug zum Märchenhaften. In den Gedichten singt es und klingt es von schönen stillen Frauen, die in verzauberten Gärten wallen, von geharnischten Rittern, Heiligen und blassen Spukgestalten. Sie nehmen die Phantasie des Lesers gefangen wie eine wundersame Erzählung von den Lippen der Mutter, während der Mond auf die Dielen der Kinderstube scheint. Man glaubt der Dichterin Irene auch das Unwirkliche, das, „was sich nie und nirgend begeben" haben kann, und man möchte mit ihr gehen in das Land der blühenden Rosen und geheimnisvoll plätschernden Brunnen, wo sie daheim ist. Aber der Park mit seinem Eisengitter und den hohen dunklen Bäumen, die alte Burg, deren Zinnen der Abend vergoldet, sind doch nicht ganz dieselben, wie Eichendorff sie geträumt und Schwind oder Neureuther sie gemalt hat. Sie sind mit den Augen eines späteren Geschlechtes gesehen; die Landschaft und noch mehr die darin wandelnden Menschen ähneln den Gestalten Burne-Jones' oder Thomas, den Zeichnungen H. Vogelers (Worpswede), der das Buch in vollendeter Weise mit Bildern geschmückt hat. Ein farbiges Element, eine moderne dekorative Anschauungsweise waltet in

den Versen, und dementsprechend offenbart sich auch da, wo das Innenleben der Verfasserin zu Worte kommt, ein nervös feinfühliger Zug. Diese von Schönheit und äußerster Kultur umgebene Frau hat ein starkes Solidaritätsgefühl mit allem, was lebt und leidet. Sie besingt die Gerechtigkeit:

Ich hab' dich je und je geliebt,
Gerechtigkeit —

und in dem reizenden „Patenbrief", den sie ihrem Patchen schreibt, heißt es:

Göttin Themis auf dem Brunnenstein
Sprach: Ich will des Kindes Pate sein!
Und es soll für die Verfolgten streiten,
Ueber Schwache seinen Mantel breiten.
Besser ist als Krone, Gold und Pracht
Reines Herz und treubekund'ne Hände,
Wenn die ernsten Glocken in der Nacht
Rufen „Menschenkind, es geht zu Ende" ....

Die gedankenlose Herzenshärte der „Menschen, die so welke und so satt", kann sie zur Empörung aufstacheln. Im Traum zieht es sie nach Assisi, wo Franziskus die Blumen gesegnet und die Armut Schwester genannt hat; ihm beichtet sie, wie ihr alles seit früher Jugend schlecht verteilt schien, und daß sie die Engel nicht verstehen gekonnt, —

Die an so viel stummer Qual
Rätselvoll vorübergehen.

Eben das Gedicht „Beichte" schließt mit einem persönlichen Bekenntnis, deren das Buch wenige aufweist.

Dunkle Rosen rankten sich
Tief und dornig durch mein Leben —
Und ich habe viel geliebt,
Und es ward mir nichts vergeben.

Doch sucht man umsonst in diesen Gedichten nach einem Ausdruck unmittelbarer Erotik. Das kann im ersten Augenblick befremdend wirken, denn nachdem früher den Frauen der Mut zu seelischer Selbstentblößung und damit die Befähigung zur Lyrik überhaupt bestritten wurde, haben verschiedene Frauen in neuerer Zeit aufs nachdrücklichste jenen Vorwurf widerlegt. Und die Gewöhnung an solche Frauenlyrik hat unser Ohr etwas stumpf gemacht gegen die zarten Untertöne eines nur leise angedeuteten Erlebnisses. Kaum drei bis vier Lieder im Buche können als eigentliche Liebeslieder angesprochen werden — doch sind ein paar tiefsinnige darunter, z. B.:

Tot bist du — still und weinst nicht mehr,
Du meine tote Liebe!
Oft hast du mir den Schlaf gescheucht,
Bis ich die matt die Brust gereicht ....

Im ganzen scheint die Dichterin so weiblich zu empfinden, daß sie ihr Innerstes nur wie hinter einem seidenen Flor zeigt; vielleicht auch zählt sie zu den begabten Naturen, die alles Lebende mit gleicher Zärtlichkeit umfassen und mehr das Herz der Menschheit als ihr eigenes in der Brust schlagen fühlen. Die wunderbarsten und persönlichsten Klänge aber findet sie, wo sie die Sehnsucht zum Ausdruck bringt, Sehnsucht in allen Gestalten, von der rührenden Heimwehklage des in den Greifenhorst entführten Königskindes bis zur „Psyche vor dem Tore", die Einlaß fleht:

Laß mich ein in Silberschleiern,
Laß mich ein mit gold'nen Schuhen;
Will im Abendglanze feiern,
Tief in Labyrinthen ruhen ....

Nimm mich auf mit welken Kränzen,
Nimm mich auf mit bloßen Füßen —
Wie die Silberteiche glänzen,
Plätschernd diese Mauern grüßen,
Also rauschen tief im Herzen
Meine Sehnsucht und mein Sinnen
Um die unvergess'nen Zinnen ...

Durch das ganze Buch geht dieses Sehnen nach einer Märchenheimat, wo ein schöner „Engel an grünen Spalieren den Kindern gold'ne Aepflein bricht" —

Im Traum wirst du sie essen
Und wachend sie vergessen —
Und auf Erden findest die gleichen du nicht. —

Den Gedichten sind noch dreißig Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Dänischen beigegeben. Die Art, wie die Verfasserin Dichtungen von Keats, Drachmann, Maeterlinck und Swinburne ins Deutsche überträgt, beweist aufs neue die Vorzüge, die ihre eigenen Schöpfungen auszeichnen: feines Stilgefühl, Reichtum des Ausdrucks und sichere Formbeherrschung. Vorzüge, die allein schon hinreichen würden, ihr Buch zu einer bedeutsamen literarischen Gabe zu gestalten.

H. Raff.

P. J. Möbius' Ausgewählte Werke. Band 1. J. J. Rousseau. Mit einem Titelbild und einer Handschriftprobe. Leipzig 1903. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Möbius' Werke bedürfen bei den Einsichtigen kaum noch einer besonderen Empfehlung. Der Verfasser ist als tüchtiger vielseitiger Gelehrter und sehr geschickter feiner Schriftsteller zu bekannt, als daß es noch nötig wäre, hierüber an dieser Stelle ausführlich zu sprechen. Insbesondere sind seine für das größere gebildete Publikum bestimmten Bücher durch so viele Vorzüge ausgezeichnet, daß deren Lektüre neben einer reichen Belehrung zugleich einen hohen Genuß gewährt. Besonders sympathisch wirkt die Abwesenheit jeder wissenschaftlichen Wichtigtuerei, die man sonst bei Fachgelehrten so häufig antrifft. Es schadet dem Ansehen der Wissenschaft durchaus nicht, daß das Publikum erkennt, sie sei keine Hexerei und von dem gewöhnlichen Denken nicht prinzipiell verschieden, sondern etwas Zugängliches und Beurteilbares, das aber erlernt sein muß, wenn man dabei mitsprechen will. Im Gegenteil, die Wissenschaft hat einen so sicheren Boden für ihre Geltung und Bedeutung gewonnen, daß die Zerstörung jedes falschen Nimbus ihr nur zum Vorteil gereichen kann. Und diese Offenheit wirkt in Möbius' Schriften so wohltuend und anziehend. Sie findet sich im vorliegenden Buche nicht minder als in den übrigen Schriften. Und doch weiß der Verfasser über den erfahrenen großen Mißerfolg gerade des vorliegenden Buches vieles zu berichten. Die erste, im Jahre 1888 erfolgte Auflage hat kaum die Herstellungskosten gedeckt. Das ist gewiß eine sehr betrübende Tatsache, aber sie ist gewiß nicht die Folge der Tendenz des Buches oder seiner Behandlungsweise, sondern vielmehr die Folge der Interesselosigkeit oder auch des Unverständnisses des Publikums; die Leute scheinen heute für Rousseau nichts übrig zu haben. Jetzt bietet der Verfasser dieses Buch in vorzüglicher Ausstattung und zu einem niedrigen Preise dem Publikum von neuem an, und es ist zu hoffen, daß der Verfasser diesmal bessere Erfahrungen machen wird. Das Publikum gewinnt am meisten dabei, wenn es dieses Buch liest. Denn wir lernen hier einen der größten und unglücklichsten Menschen in seiner intimsten Menschlichkeit kennen und verstehen. Die schwachen und die guten Seiten einer an Intellekt und Charakter überragenden Persönlichkeit werden uns in ihrer ganzen Ursprünglichkeit gezeigt. Daraus können wir auch für die allgemeine Menschenkenntnis mehr lernen als aus dicken Lehrbüchern der Psychologie. — Nur eines wäre an diesem Buche auszusetzen: der Verfasser neigt zu sehr auf die Seite Rousseaus und zu seinen Gunsten und bleibt deshalb an manchen Stellen nicht ganz objektiv. Fast unwillkürlich stellt sich bei Möbius hier und da Schönfärberei ein, und mancher gezwungene Rechtfertigungsgrund wird vorgebracht, der, da er nicht überzeugt, für die Beurteilung Rousseaus mehr schadet als nützt. Es ist wohl für Rousseaus Andenken selbst besser, vor allem aber für die Wahrheit notwendig, manchen Makel an Rousseau als solchen stehen zu lassen; denn er hatte solche. Seine großen und guten Eigenschaften leiden darunter gar nicht. Auch er war kein ausgeklügelt Buch, sondern nur ein Mensch mit seinem Widerspruch.

B. L. W.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Vorgeschichtliche Funde in Sachsen.

Eine der für die Vorgeschichte unseres deutschen Vaterlandes interessantesten Gegenden zieht sich südlich von Leipzig längs der Weißen Elster hin. Die Bedeutung dieser Gegend für die prähistorische Wissenschaft liegt in der geradezu typischen Art, wie sie die dauernde Besiedelung eines Landstriches von der neolithischen Zeit bis zum Eintritt in die Geschichte erweist und wie sie die Erschließung der vorgeschichtlichen Kultur ermöglicht. In der Umgebung der kleinen sächsischen Stadt Pegau finden sich zahlreiche Sand- und Lehmgruben, durch deren Bodenbewegung die vorgeschichtlichen Altertümer leicht gefunden und ohne Mühe herausgegraben werden können. Man erkennt an den langen gelben Lehmwänden der Ziegelgruben leicht die Stellen, in denen etwas zu finden ist. Sie heben sich als schwarze trichter- oder wannenförmige Einschnitte vom hellen Hintergrund ab und sind die sogenannten Herdstellen, an denen sich das Leben der vorgeschichtlichen Menschen abspielte und die von Wohnstätten umgeben waren. Hier finden sich namentlich viel Scherben von Gefäßen, die beim Gebrauch zerbrochen sind, ferner beschädigte und gut erhaltene Werkzeuge aus Stein, Horn und Metall, Speisereste, wie Muscheln, Knochen, Getreidekörner, Brandreste u. s. w. Oft liegen unter dem Inhalte solcher Trichtergruben auch Bruchstücke der Lehmbekleidung, mit der die aus Zweigen geflochtene Wohnstatte gedichtet war. Die Lehmstücke lassen die Abdrücke der Zweige deutlich erkennen. Ungestörte Gefäße muß man meist in der Nähe solcher Herdstellen suchen, doch sind auch sie sehr zahlreich im Elstertal aus den drei großen vorgeschichtlichen Kulturperioden vorhanden. Aus der älteren Periode der jüngeren Steinzeit stammen namentlich Gefäße mit Schnurverzierung, die durch Aufspannen einer aus Bast geknoteten Schnur auf den weichen Ton hervorgerufen wurde. Die jüngere Periode dieser ältesten Zeit ist kenntlich und auch hier vertreten durch die sogenannte Bandkeramik, die allerlei Ornamente band- oder streifenartig auf den Gefäßen anbrachte. An Steinwerkzeugen, an Hämmern, Beilen und Meißeln, sowie an Steinschmuckstücken konnten im Elstertale innerhalb weniger Jahre über 60 Stück gesammelt werden. Ein gleichfalls bedeutender Fund, und zwar ein sogenannter Depotfund stammt aus der Bronzezeit. Er bestand aus 43 in einem Gefäß enthaltenen Bronzegegenständen, aus 34 Flachbeilen und 9 Arm- und Halsringen. Auch eine Bronzegußform wurde gefunden, die den Schluß zuläßt, daß jener reiche Fund nicht importiert, sondern hier gegossen worden ist. Für die ältere Bronzezeit scheint unser Elstertal die westlichste Grenze zu sein, bis zu welcher in den Gefäßen der sogenannte ältere Lausitzer Typus vorkommt. Die späteren Perioden Hallstatt und La Tène heben sich dagegen wenig charakteristisch heraus. Nur an einer Stelle fand sich eine Gefäßgruppe mit Bronzebeigaben, die auf römischen Einfluß schließen ließ. Eigentliche Römerfunde fehlen bisher gänzlich. Vereinzelt sind Reste aus der Merowinger Zeit. Um so mehr verbreitet war hier, da ja das Elstertal zum Osterlande gehörte, die slavische Kultur, die in ihrem stürmischen Vordringen nach Westen hier anstaute. Die slavischen Siedler nehmen die Wohnplätze der früheren Bewohner ein. Man findet in einzelnen Herdstellen über stein- und bronzezeitlichen Resten in der obersten Brandschicht slavische Spuren, und man kann ihren Sitz vor allen Dingen in einer Kulturschicht nachweisen, die sich bis an die Mauern der Stadt Pegau heranzieht und die bereits eine umfangreiche Sammlung von Funden aus den beiden ersten vorgeschichtlichen Perioden ergeben hat. Noch reicher aber ist ihre Ausbeute an slavischen Kulturresten. Im Jahre 1902 konnte ein ansehnliches Lager vorgeschichtlichen Getreides aus dieser Zeit gehoben werden, das, wenn auch durch Brand oder durch Humifizierung geschwärzt, doch deutlich eine gegen unsere moderne Gerste kleinere und geringwertigere Gerstenart darstellt. Unweit von dieser Fundstelle wurde im März 1904 ein Bodenbelag bloßgelegt, dessen Ausdehnung auf eine Fläche von zirka 10 Quadratmeter bemessen werden kann. Er bestand aus einer dicken Schicht leichtgebrannten Lehms, die auf einer aus dicken Zweigen geflochtenen Unterlage ruhte. Die Bruchstücke des Belags tragen noch deutlich die Abdrücke der Zweige. Die slavische Abstammung dieser beiden besonderen Funde wird durch die zahlreichen Gefäßscherben bestimmt, die in ihrer direkten Umgebung liegen und das slavische Wellen- oder Burgwallornament tragen. Die Bedeutung dieser reichen Kulturschicht ist aber damit noch nicht abgeschlossen. Sie leitet mit zahlreichen Funden von Gefäßen und Gefäßscherben in die frühgeschichtliche Zeit über und läßt somit deutlich den Kulturfortschritt von der slavischen Keramik zur germanischen Töpferei erkennen. Diese zeigt vorwiegend rheinische Art und fertigt eine außerordentlich harte Steinzeugware, die der ältesten sächsischen Töpferkunst ein gutes Zeugnis ausstellt. Die sämtlichen im Elstertale gemachten Funde sind im Pegauer Museum aufgestellt, das besonders in seiner vorgeschichtlichen Abteilung mehrfache Beachtung gefunden hat.

Gr.

*

Ueber die Herkunft des Namens „Celebes".

Die Herkunft des Namens der Insel Celebes ist, so schreibt Dr. Fritz Sarasin im letzten Heft von Petermanns Mitteilungen, in tiefes Dunkel gehüllt trotz manchen Versuchen, Klarheit in die Sache zu bringen. Man weiß nur so viel sicher, daß die Eingeborenen das Wort nicht kennen, wonach die Bezeichnung also von Fremdlingen aufgebracht sein muß. A. Wichmann und W. Foy haben das erste Auftreten dieses Namens in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts und seine Wandlungen aus den ältesten portugiesischen, spanischen und holländischen Quellen sorgfältig zusammengestellt. Wir finden da: Calibes, Salabos, Celebe, Celebes, Selebes, Silebis, Celebio, Salibres, Celebres, ein Land der Celebes, eine Küste der Caladres und Celebres, eine Insel oder Inseln der Celebes, einen Archipel der Celbes, Zelebes oder Celebes, endlich ein Reich der Celledes. Unter diesen Namen wurde ursprünglich nicht die ganze Insel verstanden; der Süden bildete vielmehr die „Insel der Makassaren", der Osten „die Insel Tubuan oder Toburu (Tobungku). Celebes bedeutete lange Zeit bloß den Norden der Insel, bald allein, bald mit Einschluß der Sangi- und Talaut-Inseln, ja selbst von Mindanao, wobei man sich allgemein dachte, daß die Celedes ein Volksstamm seien. Ja noch auf späteren Karten, als Celebes bereits zum Namen der Gesamtinsel geworden war, bleibt der äußersten Nordostecke die Bezeichnung „Punta dos Celebes".

Einen Stamm der Celedes gibt es nicht und hat es nie gegeben; es ist daher von vornherein sicher, daß irgend eine Verwechslung und Verwirrung stattgefunden haben muß. Die folgende Vermutung scheint uns die Lösung der Frage zu enthalten.

Das eigentliche Wahrzeichen der Nordostecke der Insel, der Minahassa also, ist der Vulkan Klabat oder Kalabat, 2030 Meter hoch, weithin die Landmarke der Seefahrer; an hellen Tagen soll man von oben sogar den Pik von Ternate sehen können. Dieser Berg muß den ersten Seefahrern in die Augen gefallen sein, und da nachweislich die Minahassa der zuerst aufgefundene Teil der Insel ist, muß notwendig sein Name in irgend einer Form den Entdeckern bekannt geworden sein. Aus diesem Vernommen nun möchten wir „Celebes" ableiten.

Gegen diese Ableitung könnte vielleicht die Pluralendung mit s als ein Einwand angesehen werden. Tatsächlich liegt aber darin keine Schwierigkeit, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß man unter „die Kalabats" die ganze Vulkangruppe der Halbinsel, vornehmlich also den eigentlichen Klabat und die beiden Sudara verstand, ganz so, wie später bei Valentija ebendieselben Berge nach dem Orte Kema „die Kemas" genannt werden. Aus die „Kalabats", portugiesisch und spanisch mit C, also „Calabats" geschrieben, kann dann sehr leicht Celebes geworden sein. Uebergangsglieder hierzu sehen wir in den Bezeichnungen Calibes, Salabos und Calabres in alten portugiesischen Manuskripten.

Andrerseits erklärt sich aus dieser Pluralform ohne weiteres, daß der Name mißverständlich auf die Einwohner übertragen wurde. So entstand ein Land, eine Insel, eine Küste der Celedes.

Da man Kalábat zu betonen hat, wie aus der allgemein gebräuchlichen, abgekürzten Form Klábat hervorgeht, so er-

Digitized by Google

hält hierdurch, falls die gegebene Ableitung richtig ist, die holländische offizielle Betonung Celebes ihre endgültige wissenschaftliche Rechtfertigung.

Kleinere Mitteilungen.

* Naturwissenschaftliche Preisaufgabe. Einen Preis von 500 Mark hat die Sendenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. für die beste Arbeit ausgesetzt, die einen Teil der Paläontologie des Gebietes zwischen Aschaffenburg, Heppenheim, Alzey, Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen und Büdingen behandelt; nur wenn es der Zusammenhang erfordert, dürfen andere Landesteile in die Arbeit einbezogen werden. Die Arbeiten, deren Ergebnisse noch nicht anderweitig veröffentlicht sein dürfen, sind bis zum 1. Oktober 1905 in versiegeltem Umschlage, mit Motto versehen, an die Direktion der Gesellschaft einzureichen. Der Name des Verfassers ist in einem, mit gleichem Motto versehenen zweiten Umschlage beizufügen. Die Sendenbergische Naturforschende Gesellschaft hat die Berechtigung, diejenige Arbeit, der der Preis zuerkannt wird, ohne weiteres Entgelt in ihren Schriften zu veröffentlichen, kann aber auch dem Autor das freie Verfügungsrecht überlassen. Ueber die Zuerteilung des Preises entscheidet bis spätestens Ende Februar 1906 die Direktion auf Vorschlag einer von ihr noch zu ernennenden Prüfungskommission.

* Vom Radium. In Schweden ist, wie der Vossischen Zeitung von dort mitgeteilt wird, ein uranhaltiges Mineral gefunden worden, aus dem der Handelschemiker J. Landin Radium hergestellt hat. Inwiefern dies praktische Bedeutung erlangt, hängt von der Menge der Radiumfunde in Schweden ab, worüber Untersuchungen angestellt werden sollen. Die bisherige Fundstelle wird einstweilen noch geheim gehalten.

* Aus den Münchener Museen. Der Direktor der königlichen Kupferstich- und Handzeichnungensammlung, Dr. Wilhelm Schmidt, ist in den erbetenen Ruhestand getreten; sein Nachfolger wurde der bisherige Konservator Dr. Pallmann.

* Von deutschen Bibliotheken. Dem Bibliothekar an der Universität Berlin Dr. Oskar Mann, der erst vor kurzem von einer erfolgreichen Forschungsreise nach Persien zurückgekehrt ist, wurde das Prädikat „Professor" verliehen.

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Dem Professor der Gynäkologie Dr. J. Veit wurde wegen Annahme der Berufung nach Halle die erbetene Enthebung von seiner Stelle bewilligt.

* Gießen. Der Privatdozent der Chemie Dr. Wilhelm Eidmann ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden.

* Leipzig. Der Universität Leipzig ist nunmehr das Vermächtnis des Wiener Professors Puschmann nach langjährigem Rechtsstreit mit der Witwe des verstorbenen Gelehrten ausbezahlt worden. Das Vermächtnis beläuft sich auf 500,000 M. Der Zinsertrag ist zur Förderung der Geschichte der Medizin bestimmt, welcher der Stifter sich gewidmet und die er vor seiner Berufung nach Wien zuerst als Privatdozent in Leipzig gelehrt hatte.

* Göttingen. Der Privatdozent in der juristischen Fakultät, Gerichtsassessor Dr. jur. Paul Knoke, der bisher als Berater dem ältesten Sohne des Herzogs von Cumberland bei seinen Studien in Heidelberg zur Seite gestanden, ist vom Minister zu aushilfsweiser Verwendung in der juristischen Fakultät der Universität Königsberg für das Sommerhalbjahr beurlaubt worden.

* Kiel. Dem Privatdozenten für Geschichte Dr. Adolf Wagner ist der Professoren-Titel verliehen worden.

hc. Aus Oesterreich. Der Professor der Geologie an der Grazer Universität, Dr. Rudolf Hoernes, hat sich im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften nach Mazedonien begeben, um dort nähere Untersuchungen über das große Erdbeben am 4. d. M. anzustellen. — Der Ordinarius der chemischen Technologie an der deutschen Technischen Hochschule in Brünn, Professor Eduard Donath hat einen Ruf an die Hochschule für Bodenkultur in Wien abgelehnt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Stabsarzt Dr. Lobedank: Die Infektionskrankheiten. (Ansteckende Krankheiten.) Ihre Entstehung und Verhütung. Gemeinverständlich dargestellt. (Der Arzt als Erzieher. Heft II.) München 1904. Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 103 S. — Dr. O. Burwinkel: Die Gicht. Ihre Ursachen und Bekämpfung. Ebenda 1904. 32 S. — Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Der Idealstaat. (Kulturprobleme der Gegenwart. Hrsg. von Leo Berg. Band VIII.) Berlin 1904. Johannes Räde. 227 S. — Karl Wild: Bilderatlas zur Badisch-Pfälzischen Geschichte. Mit Unterstützung des grossherz. badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts und des grossherz. badischen Oberschulrats bearbeitet. Heidelberg 1904. Carl Winter. 80 S. — Dr. Stephan Kékulé v. Stradonitz: Rechtsgeschäfte über Wappen und Wappentiere im Mittelalter. Vortrag, geh. zu Berlin in der „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen" am 29. November 1902. (Wien) 1904. S.-A. a. d. Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler". — Otto Immisch: Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Ein Baustein zu einer historischen Poetik. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 34 S. — Alfred Philippson: Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Ebenda 1904. 266 S., 10 Karten. — Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. d. Saale vom 7. bis 10. Oktober 1903. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. Max Adler. Ebenda 1904. 190 S. — Demetrius Seliwanoff, Privatdozent an der Universität zu St. Petersburg: Lehrbuch der Differenzrechnung (B. G. Teubners Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete d. mathematischen Wissenschaften. Bd. XIII.) Ebenda 1904. 92 S. — Die Hauptindustrien Deutschlands. Das Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands hrsg. im Auftrage des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. III. Band. Ebenda 1904. 1047 S. — Friedrich Haack: M. von Schwind. 2. verm. Aufl. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen hrsg. von H. Knackfuss. XXXI. Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 155 S. — Dr. Jakob Strieder: Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der grossen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 233 S. — August Heinrich Schultz: Perisander und sein Sohn. Dramatische Dichtung. Berlin 1904. Schuster u. Loeffler. 128 S. — Neues allgemeines Künstler-Lexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Lithographen, Formschneider, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter etc. Bearb. von Dr. G. K. Nagler. 2. Auflage. 1. Band. Unveränderter Abdruck der ersten Auflage 1835—1852. Linz a. D. 1904. E. Mareis. — Dr. Wilhelm Wachter: Das Feuer in der Natur, im Kultus und Mythus, im Völkerleben. Wien u. Leipzig 1904. A. Hartleben. 166 S. — Richard Schmidt: Liebe und Ehe in Indien (Vorder-, Hinter- und Niederländisch-Indien). Berlin 1904. H. Barsdorf. 571 S. — H. A. Bueck, Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller: Die Organisation der Arbeitgeber. Berlin 1904. J. Guttentag. 89 Seiten.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Montag, 18. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Frau im Orient und im Occident. Von C. Dukmeyer v. Kienitz (Berlin).

Die Karten Waldseemüllers. Von S. Günther.

II. Bücher und Zeitschriften.

Ein Vorkämpfer deutscher Sprache und deutschen Geisteslebens in Nordamerika. — R. Passow: Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland. — M. Breitung: Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene.

III. Allgemeine Rundschau.

Auf der Suche nach Baron Tall. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Frau im Orient und im Occident.

Von C. Dukmeyer v. Kienitz (Berlin).

> Denn Mann und Weib sind zwei verschiedene, aber gleichwertige Organismen, jeder mit seinen eigentümlichen Vorzügen und Mängeln.
> E. Haeckel: Die Welträtsel.

Wer vom Orient herüber zum Occident auf den ungeheuren Fortschritt blickt, den die Frau aus dieser ihrer einstigen Sklaverei genommen hat, und im Geiste die Phasen dieser langsamen stetigen Entwicklung durchläuft, der bewundert in ihr einen weiten Weg ernster Kulturarbeit.

Aber es liegt im Gange der Zeit, daß neben dem freiheitfröhlichsten Wagen sich Stimmen regen, die diese Strömung hemmen, ja sogar auf jene unwürdigen Zustände zurückführen möchten, die in aller Interesse nicht erwünscht sein können, da sie kein glückliches Resultat liefern würden, und was mehr — dem Stande der Dinge nach unausführbar wären.

Feindlicher hat sich kaum ein Gegner der weiblichen Förderung entgegengestellt, als der Philosoph Nietzsche tat. In Jenseit von Gut und Böse, Seite 200, lese ich: „Ein Mann hingegen, der Tiefe hat in seinem Geiste wie in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit diesen verwechselt wird, kann über das Weib nur immer orientalisch denken: er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Ueberlegenheit stellen: wie das ehemals die Griechen getan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, welche ... mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind. — Wie notwendig, wie logisch, wie selbst menschlich wünschbar dies war, möge man darüber bei sich nachdenken."

Die Beobachtung asiatischen Lebens überhob mich des Nachdenkens. Was die ungeheure Vernunft Asiens gezeitigt hat, ist: „Entartung!" Denn ist der Mensch das Produkt seiner Behandlung, wie sehr muß das von der Frau gelten, die schon durch ihre Natur schwächer und abhängiger, empfindsamer ist und leichter reagiert. Wie kann der Philosoph ein solches Ansinnen „jenseit von gut und böse" stellen. So lange wir Mitmenschen haben, die wir durch unser Tun fördern oder schädigen, so lange gibt es auch „Gutes und Böses".

Der Prophet gibt seinen Jüngern zwei Mittel in die Hand, sich die Frau gefügig zu machen: den Stock und die Ehescheidung. Ihm kam die Weisung vom Engel Gabriel. Zarathustra-Nietzsche brachte sie ein altes Weib. Uns die Schlange: denn „Adam war nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführt!" Darum: „Soll dein Wille dem deines Mannes untertan sein!" Was Wunder, wenn der gemeine Mann sich solch bequeme Weisung zunutze macht.

Ein Muselmann, Samuk Chodscha, der bei mir Dienste hatte, beurlaubte sich täglich um die Mittagszeit; er gab vor, seine Frau prügeln zu müssen. Abends nach Sonnenuntergang trabte er wieder heim, um dieses Geschäft fortzusetzen, und morgens, ehe er sein Haus verließ, übte er abermals seine ihm so liebgewordene Gewohnheit. Samuk Chodscha konnte jene Fürsorge für sein Weib ebenso wenig mehr missen wie seine täglichen Gebete und Waschungen.

Als ich ihn auf das Unwürdige seines Tuns aufmerksam machte, gab er mir ruhig eine Antwort, die mir häufig von Orientalen wurde: „Es ist notwendig so, um unsere Frauen während unserer Abwesenheit in Furcht zu halten, da sie sonst sogleich auf Abwegen gehen."

„Mißhandelt Samuk Chodscha seine Frau, weil sie schlecht ist, oder ist Samuk Chodschas Frau schlecht, weil er sie mißhandelt?" Er wußte mir keine Erwiderung. Die Antwort aber blieb ihm nicht erspart. Sie wurde ihm eines Abends seiter Hand von einer russischen Patrouille, die unsern unserer Gartenmauer auf Posten stand. Der Aufstand der Sarten in der Stadt Andischan im Fergana-Gebiet war eben mit großen Opfern unterdrückt. Die Panik unter den Europäern in Turkestan war groß, man stellte an den äußersten Grenzen unserer Stadt, wo sich europäische und asiatische Stadtteile berührten, Wachen auf, und diese hatten Befehl, keinen Eingeborenen mehr nach Sonnenuntergang ihre Kette durchbrechen zu lassen.

Samuk wollte davon gar nichts wissen, er bat und drängte, er stellte sich am Ende so ungebärdig, daß der langmütige Kosak ihn im guten Glauben, es möge sich vielleicht um einen Gang zu einem Sterbenden handeln, um seine Mission befragte. „Ich muß meine Frau prügeln!" antwortete der Unglückliche, denn schon befand er sich selbst unter den Kolbenhieben des biedern Kosaken: „Spitzbube du," rief ihm jener zu, „schlägst auf ein Weib, und verdienst selbst die Schläge!" Wie arg zugerichtet der Gläubige zurückkehrte, weiß ich nicht. Tagelang verschloß er sich tief im Gartenhaus. Dort hatte er Muße, über meine Frage nachzudenken. Erziehe einen Menschen in Freiheit, öffne ihm die Augen über „gut und böse" und mache ihn für sich selbst verantwortlich; er wird in neun von zehn Fällen das Gute wählen. In dieser durch die Notwendigkeit gegebenen Freiheit der Europäerin lag der Weg zu ihrer guten, kräftigen Art; oft leider heute zu gar zu einseitig entwickelter Männlichkeit, nachdem man

ihr die Ehe verschloß und sie allein auf sich in den Lebenskampf stellte. Eine Frau mit all ihren ihr von der Natur mitgegebenen weiblichen Eigentümlichkeiten wird diesen Kampf nur unter unsäglichen Anstrengungen auf sich nehmen, und sie geht dabei zugrunde.

Man ist in Europa der individuellen, freien Betätigung der Frauen ebenso wenig, wie dies heute geschieht, in früherer Zeit entgegengetreten, und die lange Reihe genialer Frauen aller Zeitalter bestätigt dieses. Geniale Menschen sind aber äußerst selten und kommen für unser Thema hier nicht in Betracht.

Der Frauen Ruhm ist ihr Haus und die beste Frau ist die, von der man in der Oeffentlichkeit nicht spricht. Der Frauen Leben vollzieht sich nach innen, während das des Mannes sich nach außen vollzieht. Die echte Frau verlangt deshalb auch nicht nach lauter Anerkennung; ihr genügt „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, sie ist geweiht". Wer eine Mutter in dem Sinne hatte, und ihren Segen an sich verspürte, der stimmt mir bei!

Die moderne Frau liegt mit Raskolnikow vor der Hetäre auf den Knien und beweint das Leid der ganzen Menschheit, das sie in ihrem Schoße hält; denn der Familiensinn ist engherziger Egoismus. Ist wirklich das Mitempfinden mit dem Unglück erst in der modernen Frau lebendig geworden? Haben wirklich die Frauen früherer Zeit nichts für die Mitwelt getan? „Keimt ein Glaube neu, Wird oft Lieb und Treu Wie ein böses Unkraut ausgerauft." Eine Mutter lernt erst durch die Liebe zum eigenen Kinde andere Kinder lieben, und durch die Fehler der eigenen Kinder anderer Fehler verstehen. Ihr Gefühl und Mitgefühl erweitert sich in natürlicher vernünftiger Weise.

Das jeweilige Niveau eines Volkszustandes zeigt den Menschen ihren jeweiligen Standpunkt an, denn der Mensch ist das Spiegelbild seiner Zeit.

Es ist darum bemerkenswert, daß in dem Maße als die Europäerin sich geistig regt, die Orientalin sich jeder freien Geistesregung auf das ängstlichste verschließt und sie als Ketzerei verwirft: „Wir Frauen nehmen die letzte Stelle im menschlichen Geschlecht ein, wir sind der schwache Teil desselben!" ruft eine chinesische Schriftstellerin aus. Aber wie bald werden vielleicht gerade im Osten die Geschicke sich wenden.

„Von dem Augenblick angefangen, als auf der Citadelle von Samarkand die russische Fahne aufgehißt wurde, hat dieses alte und ferne Land Asiens die Bahn der neuen Welt und der neuen Ideen angetreten." Vámbéry, aus dessen „Geschichte Bocharas" ich diese letzten Worte zitiere, gibt aber in demselben Buche schon aus früherer Zeit einen Beweis des starken äußeren Einströmens neuer Gedanken in Zentralasien und entwickelt uns ein Bild aus Timurs Zeit, welches das rege Anpassungsvermögen dieses genialen Mannes in ein ganz besonderes Licht stellt; weil in ihm das erste und wohl einzige Mal seit der Herrschaft des Islams die Frau Zentralasiens aktiv am Leben der Männer teilnimmt.

In Vámbérys „Geschichte Bocharas", Kapitel XI, 1. Band, finden wir eine genaue Beschreibung des Lebens am Hofe in Samarkand, nachdem Timur von seinen vielen glorreichen Siegeszügen zurückgekehrt ist, und die Gelehrten, die Künstler, die Bibliotheken aus weiter Welt in seine märchenhafte Residenz übergeführt hat, zur Erhöhung und Bereicherung ihres glanzvollen Bildes. Das aber mag den Kenner des Islams und Asiens im allgemeinen mit Recht befremden, daß auch die Frauen an diesem großen Leben und seinen Bewegungen teilnehmen, daß an den Festlichkeiten auch die Damenwelt, nicht einmal en demi-masque, sich beteiligte, ja, daß Prinzessinnen öffentliche Gelage gaben, zu denen Männer, ja selbst christliche Gesandte geladen wurden. „Nach den Berichten der Spanier" (Berichte des spanischen Gesandten Ritter Don Ruy Gonzales de Clovigo, den Heinrich III., König von Spanien, an Timur mit einer freundschaftlichen Mission schickte) „wissen wir von einem Feste, welches die vierzigjährige, wohlbeleibte Prinzessin Chanzade . . . einer großen Anzahl von Gästen gab und bei welchem die tatarischen Schönen, denen alte Ritter, von jungen Pagen begleitet, als Ganymede dienten, beim Weine recht wacker zusprachen. Ein anderes Mal veranstaltete die Chanim par excellence, d. h. die erste Frau Timurs, ein großartiges Fest in einer prachtvollen Zeltengruppe, deren äußere Umzäunung aus einer Leinwand bestand, die mit in Gold gestickten Arabesken und Sprüchen geziert war. Die Etikette des Kredenzens war bei den Frauen weit umständlicher. Einer hielt die goldene Kanne, ein anderer den goldenen Becher und die Untertasse. Nur nach dreimaliger Kniebeugung durfte man ihnen nahekommen, der Mundschenk mußte seine Hand mit einer Serviette umwickeln, damit er mit den Fürstentöchtern auch nicht in die geringste körperliche Berührung komme, welche skrupulöse Keuschheitsregel es aber nicht verhinderte, daß das schöne Geschlecht am Hofe Timurs in ganz benebeltem Zustande sich zurückzog."

. . . „Im Hofgepränge Timurs waren die einzelnen Sitten und Zeremonien aller jener Länder und Dynastien vertreten, auf deren Ruinen er seinen mächtigen Thron erhoben hatte. Das Hofkostüm aus Seiden-, Sammet- oder Atlasstoffen war nach arabischem oder islamitischem Schnitte gefertigt, während der Hofanzug der Damen, bei welchem ein hoher Kopfputz die Hauptrolle spielte, an die altironisch-chahresmische Mode erinnerte. Sie trugen nämlich ein langes, in reichen Falten herabfallendes, rotseidenes Kleid, mit Goldspitzen besetzt, das fest um den Hals schloß, keine Aermel, aber einen langen Schlepp hatte, den oft fünfzehn Damen zu tragen pflegten. . . Auf dem Kopfe trugen sie einen helmartigen Hut aus rotem Tuche mit Perlen, Rubinen und Smaragden bedeckt, über dem eine runde, zackige Verzierung sich erhob, von welcher lange, weiße Federn herabwallten. Von den Federn hingen einige bis zu den Augen und sollen durch die Bewegung beim Gange dem Gesichte einen besonderen Reiz verliehen haben."

Nicht minder reizvoll ist die heutige Kleidung der Frauen Turans, nur in dem uniformigen Straßenmantel findet sie ihren schlimmsten Widersacher. Denn auf der Straße grau und schwarz verschleiert, stets schreckhaft, scheu und stets in Furcht gehalten, findet dieser Anblick des Mitleidens erst seinen vollsten Ausdruck neben dem der freien Europäerin.

Es ist um die Mittagsstunde im Monat Mai und versengende Glut liegt auf den Straßen und Gärten der Stadt. Auf den verdeckten Terrassen der Teehäuser ruhen im kühleren Schatten die Moslims. Die üppig duftenden Malven hängen voll und schwer von den Säulenträgern und der Balkendecke herab. Die heiligen Wasser am Brunnen Scheich-Chan-Taur wirbeln in kleinen Wellen den hellen Sand vom Boden auf und fließen hinab. In Liebe hingerissen zu Allah grüßt ihn der fromme Derwisch ohne Ende, Schaum tritt aus seinem Munde und im allerseligsten Zustande entschläft er still.

Abseits von diesem Hauptort der Moschee, am Gräberweg, durch niedere zerfallene Hallen, öffnet sich der Blick hinaus über weiße Gewölbe und Hügel, die zwischen einem Meer von rotem blühenden Mohn auftauchen, mit demblauen, in lichtes Silber hinfließenden Stauden, Blättern und den schwanken Fruchtkapseln. Und mitten tief in diesem weltabgeschiedenen islamitischen Sonnenglanz bewegt sich frei und ohne Sorge eine Europäerin; im Rahmen ihres Skizzenbrettes sucht sie das bunte, farbensatte Bild vor ihrem Auge festzuhalten. Lautlos und ehrerbietig scharen sich in respektvoller Entfernung langbärtige Moslimins um sie — und Knaben, die mit ihrer Fibel soeben vom Mullah kommen. Da plötzlich zieht am dunkelblauen Himmel, gerade über diesem sonnigen Bilde, eine düstere Wolke herauf, die sich oben vom Wiesenhang herabläßt. Die Frau Turans nähert sich langsam und scheu, nachdem sie sich zuvor umgeschaut hat und überzeugt, daß kein anderer Ausweg bleibt. Ein dunkler Mantel umhüllt sie vom Kopf bis zu den Füßen herabfließend vollständig. Ueber der Brust ist der Mantel zusammengenestelt, und in den Spalt, der vom Gesicht bis zum Halse freibleibt, schiebt

Digitized by Google

sich eine schwere, schwarze, bis zur Taille herunterhängende Roßhaarjalousie, die mittels eines breiten Bandes unter dem Mantel um den Kopf befestigt ist. An ihren Füßen, dem einzigen Merkmal, das an die Trägerin erinnern soll, sind ein paar unförmige, stelzhackige, schwere schwarze Ueberschuhe, so häßlich als nur möglich, zu sehen, die ihren Gang nicht nur erschweren, sondern ihn auch unsicher machen. So drückt die Arme sich scheu an der entlegensten Grenze des Weges vorüber. Männer und Knaben würdigen sie keines Blickes, die ohne Anteil am Leben, wo alles grünt und blüht, am Vater und am eigenen Kinde vorübereilt. Und wie ein Schatten, wie eine häßliche Vision kommt und entschwindet sie. Aber es gibt eine Stelle, an der sie nicht leicht vorübergeht, ohne zu verweilen, an der sie sogar ganz geheim den fast undurchdringlichen Schleier lüftet: das sind die Schaubuden in den schattigen und dumpfen Basaren, die seidenen Haarschnüre, an denen silberne Quasten niederhängen, die kunstvoll gearbeiteten tatarischen und indischen Schuhe, die Schleier und die bunten geflammten Seidenzeuge, die perlenverzierten Amulets und Stirnbänder. Sie entschädigt sich mit diesen Flittern für vieles, was ihr mangelt. Doch wie schön sind diese Frauen in ihren phantastischen Kleidern, und voller Reiz, sobald wir sie nur in ihren Höfen und Wohnungen erblicken. Mit welcher Freude, mit welcher Ausgelassenheit tummeln sie sich mit ihren Kindern. Und trotz der Zucht und trotz des Kerkertums, zu dem sie verurteilt ist, versteht es die Orientalin, sich ihr Leben freundlich zu gestalten.

Bei ihren großen Festen, da sie nicht die Moscheen betreten dürfen, lagern sie sich als Zuschauer auf den umliegenden Dächern. Und es ist ein erhebender Anblick, ein Bild von unbeschreiblich malerischem Reiz, wenn nach der Nacht des letzten Ramasans beim Sonnenaufgang gläubige Moslimins in langen Reihen auf den Dächern der Moscheen knien. „Allah akbor" ertönt's aus ihren Seelen, wenn sie mit ihrem Gotte sich vereinen. Und lautlos knien und horchen ehrfurchtsvoll von den entfernteren Dächern ihre stummen Zeugen, ihre Frauen, leise ahnend, daß auch ihnen einmal ein freies, schöneres Morgenrot leuchten wird. Noch ganz unter dem mächtigen Eindruck des Erlebten, wendete ich meine Schritte dem Hause eines kranken Freundes zu, des „Nasir-Bek". Der Weise ist einer der vielen direkten Nachkommen des letzten Herrschers von Kokond, er ist ein aufgeklärter, dem Fortschritt sehr zugetaner Mann, und als solcher auch gern bereit, sich von mir konterfeien zu lassen. Ein echter Moslem betritt nicht die Höfe und Gemächer seiner Frauen, sobald fremde weibliche Wesen in diesen weilen. Mein Freund aber war schon europäisiert, oder er ahnte auch, daß seine Anwesenheit nötig sein mochte. Denn kaum hatten seine vier Frauen von meinem Wunsch, sie zu skizzieren, vernommen, als sie wie eine Schar aufgescheuchter Vögel, ihre Kinder noch sich reißend, in alle Ecken und Nischen der Terrassen stoben, und niederhockend ihre Gesichter in den Falten ihrer weiten Aermel vergruben.

In dem Augenblick ging mit dem Weisen eine Metamorphose vor sich — urplötzlich war's nicht mehr der feinsinnige, kränkelnde Mann von vorher, sondern — der Uebermensch der Zukunft Nietzsche-Zarathustro, mit Flammenblicken und in der erhobenen Rechten die ledergeflochtene Peitsche: „Leiden sehen tut wohl, Leiden machen noch wohler — das ist ein harter Satz, aber ein alter, mächtiger, menschlich — allzu menschlicher Hauptsatz!"

Dieser kleine Ausschnitt charakterisiert scharf das sartische Eheleben, denn es zeichnet typische und nicht vereinzelte Zustände. Wie hoch der Islam die Frau einschätzt, erfahren wir aus der Seligpreisung, die er ihr verheißt, und die wir nur bei der verheirateten Frau erwähnt finden (im Gegensatz zur christlichen Sittenlehre), und diese Seligkeit der Frau wird sein unter den Fußsohlen ihres Mannes. Es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, wie bis vier Frauen und mehr unter den Fußsohlen eines Mannes Platz finden sollen — dieser lächerlichen Situation ist schon weise abgeholfen —, denn verstehen wir den Koran recht, so wird die göttliche Verheißung nur der dem Herzen des Mannes am nächsten stehenden Frau zuteil. Zum Trost kann ich hinzufügen, daß gerade diese Damen sich bei Lebzeiten für die gefahrvolle Verheißung schadlos halten und die Rollen geschickt verstehen zu vertauschen, indem sie da ihren gehorsamen Sklaven unter ihren kleinen, festgearbeiteten Pantoffel zwingen. Es dürfte nicht unbekannt sein, daß wir Europäer das Wort „pantoffeln" dem losen, überall handbereiten Pantoffel der asiatischen Favoritin verdanken. (In den „Asiatischen Novellen" des Grafen Gobineau kommt dieses Moment orientalischen Familienlebens sehr charakteristisch und voller Humor zum Ausdruck.)

Doch das Menschliche und Schöne, das, so lange die Erde ihren Lauf vollendet, täglich neu geboren wird und täglich sich vollendet — es lebt auch hier, und Dichtungen wie die des Firdusi und Hafiz, sie sind durchlebt. Wo ein Kind geboren wird oder stirbt, wo die Mutter den Sohn oder den Gatten in den Krieg ziehen sieht, wenn sie ihre eben erblühte Tochter aus ihren Händen in die des fremden Mannes gibt — immer empfindet sie gewiß nicht um ein Haarbreit anders wie wir.

Die bürgerlichen Feiern, soweit sie ein heiteres Gesicht tragen: wie die Kindtaufen, der Tag, an dem die Söhne ins Leben treten, oder die Hochzeit des Sohnes oder der Tochter —, stets geben sie Veranlassung zu sehr ausgedehnten Freuden. Freunde und Verwandte lassen sich nicht lange bitten; auf flinken Pferden eilen die Männer herbei, auf hohen, zweiräderigen Gefährten führt der älteste Sohn die Mutter mit den Kindern, Truhen und Bündel voller Festkleider, die zum Nächtigen nötige Anzahl von Kissen und Decken, auch die Wiege mit dem Säugling darf nicht fehlen, sie ist mit festen Kamelhaarschnüren am inneren Dache des Wagens angebracht. Hinausfahren können die Kleinen nicht, denn die Usbekinnen schnüren ihre Kinder ohne Unterschied ein volles Jahr lang brettfest mit breiten Seidenbändern an der Wiege fest, so daß die Würmchen kein Glied rühren können. Da die Mütter durch ebenso praktische wie barbarische Mittel sich des Trockenlegens der Kinder überheben, so verbringen viele Kinder so lange Zeit unter solcher Tierquälerei, als die Mütter es für notwendig halten, das Rückgrat der Kleinen zu schonen, und das gilt in der Regel für die Dauer des ersten Lebensjahres der Kleinen.

Als ich unter der heiteren Kinderschar, die die Feste verschönte, niemals ein kleines Mädchen, sondern immer nur Knaben sah und mein Befremden darüber aussprach, winkten einige Matronen energisch ab; — ich hatte ihnen also durch das bloße Erinnern an ihre Töchter keinen Gefallen erwiesen. Mischt sich nun auch in die Freude mancher Mutter Wehmut um das Töchterchen, das sich nicht mitfreuen darf, wo Kraft und Freiheit umherstolzieren, so nimmt doch der große Strom der Heiterkeit ungehindert seinen Weg. —

Mit den mächtigen, am Spieß zubereiteten Hammelbraten, den fetten mit Geflügel und Rosinen untermischten Reisspeisen und den duftenden Pasteten wird schon lange von allen Seiten stumme Zwiesprache gehalten, ehe sie noch auf den niederen Tabourets oder den Teppichen am Boden serviert werden. Rasch gruppieren sich die Frauen in kleinen Gesellschaften um eine Speise, von der alle gemeinschaftlich mit den Fingern oder kleinen polierten Holzlöffeln essen. Noch beendetem Mahl hebt die Sartin sehr vorsichtig ihr seidenes Oberkleid auf und wischt im seidenen Untergewande ihre Hände ab. Ist sie auf diese Weise genügend gesäubert, so kreuzt sie wohlgefällig, im schönen Gefühl des Gesättigtseins, ihre Hände über der Brust und verneigt sich gegen die Gastgeberin, die stets in der ältesten Person des Hauses geehrt wird.

Es ist inzwischen Abend geworden und wir haben uns in die inneren Gemächer zurückgezogen. Wir vereinigen uns auch hier wieder zu Gruppen, und da die Sarten keinerlei Möbel kennen, so hocken wir zusammen im Kreise auf Teppichen und Kissen; in unserer Mitte stehen auf silbernen Brettern flache Brote, Zuckerkandis, Süßigkeiten aus Honig und Mehl bereitet, und Früchte aller Art, wir schlürfen aus flachen Schalen Tee und die Wasserpfeife

macht die Runde. Ich wollte eben die Wasserpfeife in Empfang nehmen, als sich rasch eine kleine energische, sehr beringte Hand auf meine Hand legte und jemand an meiner Seite mir zuflüsterte: „Nimm nicht!“ Ich blickte auf und sah in das Gesicht eines jungen Mädchens, das mir sehr abstoßend erschien, denn es war über und über mit einer zinnartigen Schminke überzogen, auf seinem Gesicht trug das Mädchen schwarze Pflästerchen, besonders auf den Wangen; quer über die Augen hin zog sich eine fingerdicke geschlossene schwarze Linie und durch die Nasenflügel hatte es perlenbesetzte Ringe gesteckt. Sein Kleid war im Schnitt wesentlich dasselbe wie bei den anderen Frauen, nur buntere, geflammtere Muster trug sie eingewebt. „Nimm nicht, es ist Haschisch!“ sagte sie noch einmal, und zeigte auf mehrere junge Mädchen und eine ältere Frau, die jetzt näher kamen und sich unter uns niedersetzten. Diese Frauen, welche ebenso abstoßend wie meine Nachbarin anzusehen waren, waren die zur Feier für die weiblichen Festbeteiligten engagierten Sängerinnen. Sie sind in Turan sehr vereinzelt zu finden, weil ihre Stellen gewöhnlich von Männern ausgefüllt sind, die jedoch nur vor Männern sich zeigen. Die ehrboren Sartinnen zollten den Künstlerinnen die unverhohlenste Bewunderung und betrachteten sie mit stillem Neide, den Sängerinnen entging diese Verehrung für sie nicht und sie trugen deshalb recht geflissentlich sehr freie Manieren zur Schau. Man sagt, daß die Künstlerinnen Turkestans oft über ein ziemliches Wissen verfügen und bei einem völlig freien und unabhängigen Leben ungefähr die Stellung der griechischen Hetäre einnehmen. Die mir verwehrte Wasserpfeife wurde jetzt der ältesten von ihnen, der Sängerin Chatûm, mit tiefen Grüßen überreicht. Diese sog einige sehr kräftige Züge aus derselben und musterte hierauf zufrieden und wohlwollend ihre junge Schar, die alle, demütig ihres Winkes wartend, still verharrten. Sie aber blieb lange Zeit ganz regungslos, und indem sie ihre großen schwarzen Augen schloß und nachzudenken schien, erlosch ihr Gesicht. Ich hatte Zeit, dieses ebenso anziehende wie eigentümliche Gesicht mir anzusehen, in das eine vierzigjährige Lebensgeschichte voll Freuden, Leiden und Gefahren sich tief eingegraben hatte. Als sie jetzt den Blick weit öffnete, sprühte heißes Leben aus ihm; sie atmet tief und beginnt zu improvisieren. Da sie anfangs teils sprach, teils sang und eine gewisse Koketterie darein legte, ihre Worte unvermittelt durch irgend eine witzige, geistreiche Wendung zu unterbrechen, so hatte sie durch diese kleinen Wirkungen sogleich die ganze Gesellschaft rings zu Zuhörerinnen. Sie spricht mit den Jungen über das Modellieren des Tons und über die zum Gesange zugehörigen Gesten. Sie ist vor 23 Jahren Kammersängerin am Hofe Hudojar-Chans von Kokand gewesen, und unter den umsitzenden Lauschenden befindet sich selbst Magébi, die einstige Lieblingsfrau des Königs; die beiden erkennen sich, sie erinnern sich ihrer Jugend und — die beiden längst erloschenen Sterne leuchten auf und feiern in dieser nächtlichen Stunde Triumphe auf dem Schutt vergangener Herrlichkeit. Der Himmel ist weit offen und in seinem Strahl reichen sich alle vereint die Hände, denn auch die Fürstinnen Djura Beg und andere auserlesene Frauen haben sich an diesem Feste zusammengefunden. Der Himmel schließt sich und schwere Wolken steigen auf. „Bettler sind wir geworden!“ ruft die Alte aus. Jetzt hat sie das Lied gefunden, das sie singen muß. Sie wirft den Kopf zurück, heftet die Augen starr an die Decke und gestikuliert mit den Händen. Tief und voll setzt sie ein, und wie der feurige Fluß eines Steppenbrandes fährt ihr Lied dahin: „Die Stätten des Glaubens, die Säulen der Wissenschaft, Samarkand und Bochara sind gefallen, nicht mehr pilgert der Gläubige herbei, moslimitische Hymnen an ihren heiligen Gräbern zu singen, die von Ungläubigen entweiht wurden, die belebende Kraft des Islams suchen sie zu zerstören. Die Fürsten und die Gelehrten des Islams, die gespaltenen Blitzen gleich die Erde erleuchteten, haben sie vernichtet . . .“ sie bricht ab und geht auf ein anderes Thema über — und wieder auf ein anderes, aber alle haben nur einen Schrei „zum Dschihat“, das ist zum heiligen Krieg. Ihre Zuhörerinnen, die ihr mit steigernder Erregung gefolgt sind, sind in Verzückung geraten, kein Auge, keine Hand bleibt mehr ruhig, und ich glaube, daß aller Blicke auf mich sich richten, als den Feind. Nur Magébi, die Königin, sitzt unbeweglich und düster allein, in eisiger Majestät, ihre Augen sind fest geschlossen und ihr edles Gesicht, das noch die Spuren großer Schönheit trägt, ist tief eingesunken wie bei einer Toten — sie denkt an ihre Flucht mit ihrem einzigen Sohn und an die ausgestandenen Leiden jener Zeit, wo sie in Höhlen, auf verfallenen Kirchhöfen sich mit ihrem Kinde versteckte, sich nachts von den Abfällen nährte, die tags die Menschen fortwarfen.

Alles dieses umfaßte ich rasch, und indem ich mich erinnerte, daß ich auf zwei Stunden im Umkreise tief in der orientalischen Stadt begraben war, begann mein Mut zu sinken. — In dem Augenblick geschah das Unerwartete: Chatûm fiel, wohl durch die Wirkung des genossenen Narkotikums, zurück und versank in einen tiefen Schlaf. So rasch, wie das geschehen, eilten ihre ergebenen Jüngerinnen herbei; banden ihren Kopfschmuck los, so daß die langen, schwarzen, vielsträhnigen Zöpfe herniederfielen, und beteten die Schläferin auf das behutsamste. Magébi, die Damen des Hauses mit ihren nächsten Anverwandten, hatten sich zurückgezogen. Die Oellampen in den Wandnischen brannten tiefer. Alles eilte, seine Kissen und Decken zusammenzuholen, und kaum war das letzte Licht erloschen, als unter den zurückgebliebenen Gästen und Künstlerinnen sich Orgien vorbereiteten, von denen der Europäer nichts weiß.

Dichtungen und auch die Geschichte wissen von großen und edlen Gedanken und Taten mancher Orientalin zu berichten. Die Erfahrungen, die ich durch Augenschein machte, lassen mich weder erhebende, noch sehr erfreuliche Bilder aus dem Frauenleben Turans zeichnen. Und ich wiederhole, daß die „ungeheure Vernunft Asiens“ mit dem falschen Blick auf das Weib, zur Entartung der Frau führen mußte, weil sie ihr das moralische Bewußtsein nahmen.

Aber schon regt sich in den allerabgeschiedensten Frauenwohnungen Turkestans ein leises Keimen und Denken, und sei es nur durch den Blick, durch die Hand einer Europäerin in einer flüchtigen Stunde hereingetragen. Die aufopfernden russischen Frauenärztinnen und Akkoucheurinnen, die den Armen, oft Beklagenswerten, in körperlichen Leiden und in den Stunden der Geburt, in denen dieselben durch allerlei Aberglaube oft der härtesten Behandlung ausgesetzt sind, Hilfe bringen, haben sich schon ein Denkmal dort gesetzt. Manch junge Mohammedanerin studiert jetzt auf russischen Universitäten und trägt die neue Saat unter ihre Schwestern — hier, wie gewöhnlich überall, geht der frische, belebende Sinn, nicht aus den höheren Klassen, sondern aus dem Volke, aus harter Arbeit, hervor; und die einfachen Kirgisen scheinen zum Hauptteil die Pioniere besseren Wissens zu werden.

Die Karten Waldseemüllers.

Ein Prachtwerk zur Geschichte der Geographie hat unlängst die Presse verlassen.[1]) Es bezieht sich auf gewisse Karten des lothringischen Gelehrten Martin Waldseemüller, oder, wie er sich selbst antikisierte, Ilacomilus (Hylacomilus). Daß dieser Mann im besten Glauben, Amerigo Vespucci sei

[1]) Die älteste Karte mit dem Namen Amerika aus dem Jahre 1507 und die Carta Marina aus dem Jahre 1516 des M. Waldseemüller (Ilacomilus). Herausgegeben mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften von Prof. Jos. Fischer S. J. und Prof. Fr. R. v. Wieser. Innsbruck 1903. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. Die photolithographische Reproduktion wurde von der Hofkunstanstalt von D. Consée in München bewerkstelligt. Mit Rücksicht auf die sehr zahlreichen Freunde geographisch-geschichtlicher Forschung in Großbritannien und Nordamerika ist dem deutschen auch ein englischer Text beigegeben; die Uebersetzung lieferte P. George Dickel S. J. in Buffalo. Für alle Länder englischer Zunge hat den Alleinvertrieb des Werkes die Firma Henry Stevens, Son and Stiles in London übernommen.

der wirkliche Entdecker der Neuen Welt, diese letztere mit dem sehr bald herrschend gewordenen Namen „Amerika“ belegte, ist eine bekannte Tatsache, an der ja wohl hier und da noch etwas herumgemäkelt wird, die aber, da ja die eigenen Worte des Autors vorliegen, nicht mehr ernstlich in Frage gestellt werden kann. Waldseemüller war Schulrektor in der damals anscheinend noch teilweise deutschen, jetzt aber ganz französischen Vogesenstadt St. Dié und hatte da eine lartographische Anstalt eingerichtet, deren Produkte in alle Lande gingen. Trotzdem waren die beiden Weltkarten von 1507 und 1516 bis vor kurzem verschollen, und allseitig beklagte man einen für die Entdeckungsgeschichte unersetzlichen Verlust. Indessen gab Professor v. Wieser in Innsbruck die Hoffnung nicht auf, daß vielleicht doch noch konsequentes Suchen zur Auffindung der wertvollen Dokumente verhelfen möchte, und wirkte auch in diesem Sinne auf einen seiner Schüler, den jetzigen Professor Fischer in Feldkirch, ein. Gegen Ende des Jahres 1901 lasen die Geographen in ihrem deutschen Zentralorgan, den Petermannschen „Mitteilungen“, eine kurze Notiz des Inhalts, daß die Beharrlichkeit wirklich zum Ziele geführt habe, und Pater Fischers nicht lange nachher erschienenes Werk über die vorcolumbische Geschichte Amerikas gab nähere Nachweisungen. Die lange gesuchten Korten fanden sich in der fürstlich Wolddurg-Wolfeggschen Bibliothek des Schlosses Wolfegg in Oberschwaben. Der Fürst erteilte die Genehmigung zur Publikation, und deshalb ist ihm auch das vorliegende Werk gewidmet.

Die Karten gehören einem Sammelbande an, der auch allerlei Astronomisches enthält und ganz in dieser Form von dem Astronomen J. Schoener, dem ersten Professor der Mathematik am Gymnasium Melanchthonianum zu Nüenberg, herrühren dürfte. Indessen haben wir es nicht mit Reindrucken zu tun, sondeen allem Vermuten nach mit Korrekturabzügen, was natürlich ihren Wert nicht etwa herabsetzt, sondeen in den Augen des Historikers nur zu erhöhen geetgnet ist. Die Karte von 1507, in der sogenannten modifiziertkonischen Projektion des Ptolemäus entworfen, trägt keinen Namen, aber nach den belannten Daten, welche zumal die von E. Oberhummer und A. Elter herausgegebenen Kärichen des Glareanus enthalten, läßt sich der strikte Nachweis dafür führen, daß jene Wolfegger Karte in der Tat von Waldseemüller selbst herrührt. Dem Hauptblatte sind zwei kleine Nebenkorten angefügt, die man längst kannte, die man aber irrtümlich dem Polen Stobnicza zuschrieb. Mit der nunmehr belannt gewordenen Weltkarte, die zuerst den Namen „Amerika“ aufweist, stimmen vollständig überein jene zwölf Globusstreifen, welche sich früher im Besitze des Feldzeugmeisters v. Hauslab befanden und die Elemente einer kunstlichen Erdkugel abgoben, die, einem Briefe des Thrithemius nach zu schließen, läuflich erworben werden lonnte. Jetzt wissen wir also ganz genau, was die „Universalin cosmographine descriptio tam solido quam in plano“ besagen wollte; Waldseemüller hatte ziemlich gleichzeitig eine Weltkarte und einen Erdglobus hergestellt, die beide dazu dienen sollten, zusammen mit dem Lehrbüchlein „Cosmographiae descriptio“ weitere Kreise mit der Exiſtenz der transozeonischen Länder „Amerika“ bekannt zu machen. Die geistige Arbeit, die damit gekennzeichnet ist, wurde allein in St. Dié geleistet, wogegen für die technische Arbeit allem Anschein nach die Unterstützung einer Straßburger Offizin in Anspruch genommen worden ist.

Die zweite der genannten Karten war von jeher unter dem Namen „Carta marinn“ bekannt; sie bedient sich der altgriechischen Plottkartenabbildung und hat, was noch den bekannten Untersuchungen H. Wagners damit nicht im mindesten Widerspruch steht, für die Meere die herkömmlichen Kompaßlinien des 15. Jahrhunderts beibehalten. Die künstlerische Ausschmückung erinnert stark an die Manier Albrecht Dürers. Inhaltlich war sie uns auch bisher nicht unbekannt, denn es kursieren von ihr nicht weniger als drei von dem Kolmarer Verleger Fries herausgegebene Nachdrucke,[2]) aber es wird darum die glückliche Entdeckung des Originals nicht weniger hoch veranschlagt werden. Merkwürdigerweise fehlt der Name „Amerika“, und der Kartenzeichner hat sich offenbar von der kühnen Hypothese des Columbus, daß er an der chinesischen Küste gelandet sei, gefangen nehmen lassen, weil er jetzt die Signatur „Terra de Cuba Asie Partis“ gewählt hat. Auch sonst, namentlich in den Umrissen Afrikas, treten uns nicht unerhebliche Verschiedenheiten auf den beiden Karten von 1507 und 1516 entgegen.

Dieser Umstand bewog die Herren Fischer und v. Wieser zu einem eingehenden Studium der Quellen Waldseemüllers; die in bekannter liberaler Weise geöffneten Schätze unserer kgl. Hof- und Staatsbibliothek taten dabei ihre vollen Dienste. Der Kosmograph von St. Dié war selbstverständlich mit seinem Ptolemäus, nebenher jedoch auch mit Marco Polo, sowie mit den in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu verlegenden Seekarten Cantinos und Conerios vertraut. Der Beweis dafür wird durch unmittelbare Nebeneinanderstellung zusammengehöriger Angaben geführt. Die „Carta marina“ ist sogar eigentlich nur eine Reproduktion der Canerio-Karte, wiewohl keineswegs eine sklavische, vielmehr legte der deutsche Kartenzeichner wiederholt die besseende Hand an, was er um so eher tun konnte, als ihm für Afrika wie auch für den europäischen Norden zuverlässigere Hilfsmittel vorlagen. Der Osten Südamerikas heißt bereits „Prisllia sive Terra Papagalli“ („Presily-Landt“ in einer gleichzeitigen deutschen Flugschrift). Die berühmte Sammlung von Reisebeschreibungen („Paesi novamente retrovati“), welche 1507 in Vicenza das Licht der Welt erblickte, hatte auch ihren Weg nach St. Dié gefunden. Pian de Carpine und Odonico da Pordenone müssen gleichfalls dortselbst benützbar gewesen sein. Auch das „Weltbild“ des Kardinals D'Ailly, der zeitweise in St. Dié selbst gelebt hat, ist verwertet worden.

Martin Waldseemüllers Charakterbild schwankte bislang einigermaßen in der Geschichte — nicht weil der Parteien Gunst oder Ungunst es beeinflußte, sondeen weil uns die Mittel versagt waren, klar zu blicken. Den rastlosen Bemühungen der Herren Fischer und v. Wieser haben wir es zu danken, daß das Dunkel großenteils zerteilt und über die hochachtbaren Leistungen unseres Landsmannes von der äußersten Westgrenze Licht verbreitet worden ist.

S. Günther.

[2]) Eine Notiz von K. Sudhoff über Ptrnfius (Wissensch. Beilage der Norddeutschen Allgem. Zeitung, 7. März 1903) scheint den Herausgebern entgangen zu sein.

Bücher und Zeitschriften.

n. Ein Vorkämpfer deutscher Sprache und deutschen Geisteslebens in Nordamerika.

Bei dem lebhaften Interesse, welches das Verhältnis von Deutschland und den Vereinigten Staaten in steigendem Maße gewinnt, sollte auch bei uns ein Mann in allgemeiner Anerkennung und Hochschätzung stehen, der sich der Pflege deutschen Geistes mit besonderer Energie und mit besonderem Geschicke annimmt: Dr. H. H. Fick, Hilfsschulsuperintendent in Cincinnati. Daß der deutsche Unterricht in Cincinnati in besonderer Blüte steht und besonders warme Anerlennung findet, dazu hat sein unermüdliches Wirken jedenfalls ein gutes Stück beigetragen. Ueber den nächsten Kreis hinaus aber hat er durch eine eifrige literarische Tätigkeit zugunsten unserer Sprache und Literatur gewirkt. So schrieb er u. a. über den „deutschen Unterricht als Förderer der idealen Entwicklung unserer Jugend“, über „die deutsch-amerikanische Dichtung“, über „die Dialektdichtung in der deutsch-amerikanischen Literatur“, so veröffentlichte er unter dem Titel „Gedankenperlen“ eine Auswahl von Gedichten und Sprüchen, die zur Förderung der sittlichen Erziehung geeignet schienen. Namentlich wichtig aber dünkt uns ein periodisches Unternehmen, das einfach und bescheiden auftritt, aber augenscheinlich sehr geeignet ist, die Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Lebens zu fördern. Es ist dies eine Jugendschrift „Jung Amerika“, Zeitschrift für Schule und Haus, welche zu einem sehr billigen Preise (jährlich 50 Cents) monatlich (mit Ausnahme von Juli und August) im Verlage von Gus. Muebler in Cincinnati seit 1. Dezember 1901 erscheint. In der Einführung wird als die Aufgabe der Zeitschrift bezeichnet, der deutschen Sprache eine Stütze, der Erziehung eine Hilfe und der allgemeinen Bildung bei jung und alt ein Förderungs-

mittel zu liefern. Zu diesem Zwecke bringt sie Neues und Altes aus dem Bereiche der deutschen und der deutsch-amerikanischen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse und der Neigungen der dortigen Jugend. — Die uns zahlreich vorliegenden Hefte zeigen eine sehr tüchtige und geschickte Durchführung des schönen Planes; und daß es ihm auch an Erfolg nicht fehlt, erweist das stattliche Wachstum der Abonnenten (allein das Januarheft von 1904 meldet 1700 bis 1800 neue Abonnenten aus dortigen Schulen). In Wahrheit dürfte kaum ein Mittel geeigneter sein, einer raschen Preisgebung deutscher Sprache und deutschen Denkens entgegenzuwirken, als eine solche von der Jugend aus in die Familien eindringende Zeitschrift. — Dem unermüdlichen wackeren Vorkämpfer deutscher Art Dr. H. H. Fick werden wir daher auch in Deutschland Dank und Ehre zollen.

Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland. Eine staatsrechtliche Studie von Dr. phil. et iur. R. Passow. Tübingen 1904. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 79 Seiten.

Das Buch behandelt eine Frage, die in den letzten Jahren vielfach zum Inhalt staatsrechtlicher Monographien geworden ist, besonders aber durch den Antrag der sozialdemokratischen Partei vom 22. November 1900 und neuerdings vom 9. Dezember 1903 auf Erweiterung der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers an Aktuellität gewonnen hat. Zweck der Schrift ist es, „einen Wegweiser durch die Irrpfade und buntschillernden Terminologien zu bieten", daneben finden wir eine Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen der Einzelstaaten, sowie Materialien zur Beurteilung der reichsministeriellen Verantwortlichkeit. Wir haben es mit einer tüchtigen, recht brauchbaren Arbeit zu tun. Der Inhalt der beiden ersten Abschnitte ist, wenn auch in veränderter Form, den beiden Aufsätzen entnommen, die der Verfasser im Jahre 1903 in der Zeitschrift für die gesamte Staatswirtschaft veröffentlicht hat. Im dritten Kapitel kommt Dr. Passow auf die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers zu sprechen. Hier handelt es sich nur um die politisch-parlamentarische Verantwortlichkeit; einer rechtlichen unterliegen der Reichskanzler, sein Stellvertreter, sowie der Statthalter von Elsaß-Lothringen nicht. Sie haben sich vor dem Bundesrat und dem Reichstag wegen ihrer amtlichen Tätigkeit zu rechtfertigen. Allerdings ist dies von jeher dem Reichstag oder auch einzelnen Parteien als unzureichend erschienen. Schon 1867 wurde im Reichstag des Norddeutschen Bundes der Antrag auf Verstärkung der kanzlerischen Verantwortlichkeit eingebracht und das Gleiche verlangt ja auch der schon genannte sozialdemokratische Antrag. Es wird bisweilen behauptet, die Reichsverfassung selbst stelle ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz in Aussicht. Diese Behauptung ist aber ebenso unrichtig wie jene Vollmars: die bestehende Verantwortlichkeit stehe nur auf dem Papier. Ueberdies darf man nicht außer acht lassen, daß der Minister wie jeder andere Mensch den Bestimmungen des Strafgesetzbuches unterworfen bleibt. Daß übrigens der Antrag Gesetz wird, erwarten wohl kaum die Antragsteller. Mit einem Schlage wäre damit die ganze Reichsverfassung verändert, Kaiser und Bundesrat verlören ihren Einfluß, und als allein ausschlaggebenden Faktor würde der Reichstag übrig bleiben.

München. Edmund Martin Müller.

M. Breitung: Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene. Berlin, A. Dunker, 1904.

In dem bekannten Vortrage, den Breitung auf der Kasseler Naturforscherversammlung gehalten hat, plaidiert er dafür, daß das Medizinalwesen vom Kultusministerium abgetrennt und zu einem eigenen Volkswohlfahrtsministerium umgestaltet werden solle, dem alles unterstellt werde, was Hygiene und Medizin betrifft. Es sind treffliche Gedanken, welche Breitung in seinem Buche bringt; er zeigt, wie viele wohlgemeinte Verordnungen einfach nutzlos bleiben, weil nicht die Macht besteht, sie strenge durchzuführen und weist immer wieder darauf hin, daß das wichtigste Kapital für den Staat der Mensch ist. Der Vortrag verdient, in den weitesten Kreisen verbreitet und an maßgebender Stelle gewürdigt zu werden.

m.

Allgemeine Rundschau.

Auf der Suche nach Baron Toll.

Dem Referat der Wostotschnaje Obosrenie über einen in der Geographischen Gesellschaft zu Irkutsk gehaltenen Vortrag des Leutnants Koltschak entnehmen wir, nach der St. Petersburger Zeitung, nachstehende, die bisherigen Mitteilungen vielfach ergänzende Schilderung des gefahrvollen, mit großer Kühnheit und Umsicht durchgeführten Unternehmens zur Rettung der Tollschen Polarexpediton:

Im Anfang des vorigen Jahres beschloß die akademische Polarkommission, welche die Angelegenheiten der Tollschen Expedition besorgte, zunächst die Sarja wieder auszurüsten und Baron Toll entgegen nach Bennet-Land zu schicken, wo er, wie man annehmen mußte, überwinterte, da er im Herbst nicht nach Neu-Sibirien zurückgekehrt war. Der bisherige Kommandant des Schiffes, Leutnant Mattiessen, sagte sich aber von dem Unternehmen los, da er sich nicht getraute, Bennet-Land zu Schiff zu erreichen, was er schon zweimal versucht hatte. Infolgedessen wandte man sich an Leutnant Koltschak, der es übernahm, mit einem Walboot der Sarja und sechs Mesener Eismeerfahrern, die er selbst ausgesucht, die Fahrt nach Bennet-Land zu übernehmen.

Von der gesamten Bemannung der Sarja erklärten sich nur der Bootsmann Betitschew und der Matrose Shelesnow zur Teilnahme an dem riskanten Versuch bereit, Baron Toll aufzusuchen.

Nachdem Koltschak sich auf telegraphischem Wege mit dem Direktor des Jakutsker Museums, P. A. Olenin, in Verbindung gesetzt und ihm den Ankauf von Hunden und Proviant übertragen hatte, brach er im Februar 1903 über Irkutsk nach Norden auf.

In Ustjansk wurden noch 10 gute Schützen aus der Zahl der örtlichen Tungusen und Jakuten mitgenommen und dann der Weg fortgesetzt, wobei die Hunde auf Narten das Walboot und den Proviant schleppten. — Swjatoi Naß wurde passiert und die Richtung nach den Ljachow-Inseln eingeschlagen. Sämtliche Mitglieder der Expedition halfen mit Zugriemen den ermüdeten Hunden die schwere Last von 160 Pud weiterzuschleppen. Die Situation wurde dadurch besonders schwierig, daß das Futter zu Ende ging und erst bei den Ljachow-Inseln frischer Vorrat an Rentierfleisch eingenommen werden konnte.

Koltschaks Absicht war es, sich auf der Kotelny-Insel mit Fisch aus den dortigen Niederlagen der Expedition zu versorgen. Von der Station Michailowa schickte er vier Eingeborene mit 30 Hunden, da er ihrer nicht mehr bedurfte, nach dem Festlande zurück. Eine weitere Abteilung beorderte er nach Nerpolach, wo sich Vorräte befinden sollten, doch erwies es sich, daß der Quartiermeister Tolstow dieselben bereits abgeholt hatte. Infolgedessen mußten 30 Hunde getötet werden, während die übrigen 80 bis zur Rückkehr der Bootexpedition im Süden der Kotelny-Insel von den Jakuten durchgefüttert werden sollten.

Eine Abteilung unter Olenin erhielt den Auftrag, die Ostküste der Kotelny-Insel nach Spuren von Toll abzusuchen.

Schon begann es wärmer zu werden und das Eis der Bäche aufzutauen. Koltschak richtete sich mit den Pomoren sowie Belitschew und Shelesnow in Michailowskaja für den Sommeraufenthalt ein und setzte alles für die Fortsetzung seiner Reise in Stand. Der Sommer war abnorm; die erste Hälfte warm und windstill, in der zweiten Hälfte dagegen fand ein schroffer Umschlag der Witterung statt. Am 8. Juli wurde ein erster erfolgreicher Versuch gemacht, auf den Ozean hinauszugehen; besonders störend waren die durch Ebbe und Flut erzeugten Strömungen und die Untiefen an der Küste. Heftige Nordwestwinde brachen das Eis und die Schollen hinderten die Fortbewegung des Walbootes. Unweit der Fadejew-Insel kam das Boot bei reißender Strömung durch die Massen des sich übereinanderschiebenden Eises in große Gefahr. Nur mit außerordentlicher Anstrengung gelang es den vereinten Kräften, das Boot auf eine große festliegende Scholle hinaufzuziehen. Unter diesen Verhältnissen legte man stündlich nicht mehr als 1—1½ Werst zurück. Als der Nordwest nachgelassen hatte, fiel dichter Schnee in großen Massen und

durchnäßte die Kleidungsstücke der Mannschaft, auch mußte das Boot unausgesetzt ausgeschöpft werden. Die Temperatur hielt sich auf 0 und fiel in der Nacht noch tiefer.

Auf der Insel Neu-Sibirien traf Koltschak Brusnew, einen der Gefährten Tolls, welcher dort in einer kleinen Hütte mit zwei Jakuten hauste und der Jagd obtag.

Es wurde verabredet, daß Brusnew bei der Rückkehr des Bootes mitgenommen werden sollte, und es ging nun mit Brusnew dem Kap Wyssoki zu. Das Meer war offen und es herrschte Windstille. Das Umherschwimmen von Eisschollen war insofern ein günstiger Umstand, als es die Wellenbewegung mäßigte und die Möglichkeit bot, Stationen zu machen. Einmal freilich hätte eine dieser Schollen, auf der man das Nachtlager aufgeschlagen hatte, durch plötzliches Auseinanderbrechen um ein Haar den Untergang des Bootes verursacht. Ein furchtbares Krachen des berstenden Eises weckte die Schläfer gerade im entscheidenden Moment, wo noch das Aufgebot der höchsten verzweifelten Energie das Verderben abwenden konnte. Zum Glück kamen alle mit dem bloßen Schreck und einem kalten Bade in der Salzflut noch gut davon.

Endlich tauchte als ein schwarzer Strich am Horizont das Kap Emma auf Bennet-Land auf. In vier Stunden war man an der steilen 10 bis 20 Faden hohen Felsenküste angelangt. Hier fischte Shelesnow mit dem Ruder den Alumindeckel eines kleinen Kessels heraus, den Toll seinerzeit von Koltschak erhalten hatte. Am Ufer fand man die Spuren eines Scheiterhaufens, Renntierknochen, Patronen, Papierfetzen u. s. w.

Auf dem inneren Plateau vorrückend (die Schollenbildung am Ufer machte dort das Gehen unmöglich), stieß man auf ein von Toll zurückgelassenes Zeichen: es war ein Haufen Steine mit einem aufgerichteten Ruder; unter den Steinen lag eine Flasche, welche drei Dokumente enthielt. In dem ersten teilte Toll mit, daß er am 21. Januar 1902 bei Kap Emma auf Bennetland angelangt sei. Das zweite enthielt einen Plan nebst Beschreibung der Insel, aus der zu entnehmen war, daß die Insel einen Umfang von 40 bis 45 Werst hat. In dem dritten Dokument war die Lage des Aufenthaltsortes der Expedition an der Nordwestspitze der Insel verzeichnet. An dieser Stelle wurde auch das Fell eines erlegten Eisbären gefunden.

Beim Kap Tschernyschew wurden vier Kisten mit den von Toll zurückgelassenen geologischen Sammlungen vorgefunden, die sich bis auf die Etiketts in gutem Zustand befanden. Ferner fand man den Stoßzahn eines Mammuts, Stierknochen und endlich eine Hütte. Tief erregt öffneten die Ankömmlinge die vereiste Tür, — das ganze Innere des Baues verriet, daß seit dem Frühling dort niemand geherbergt hatte. In dem kleinen etwa 8 Fuß im Durchmesser zählenden Raume befand sich ein Kamin, ein Stück Holz und unter einer Schicht Eis ein Kasten mit Instrumenten nebst einem sorgfältig eingewickelten vierten Dokument, einem Schreiben an die Adresse des Präsidenten der Akademie, welches in russischer und deutscher Sprache Angaben über die Ankunft auf der Insel und den Aufenthalt daselbst enthielt, sowie die Mitteilung, daß die Expedition Tolls am 26. Oktober 1902 mit Vorräten für 14 Tage die Insel verlassen habe und nach Süden abgezogen sei.

Bei sorgfältiger Durchsuchung der Hütte fand Koltschak nur noch einen photographischen Apparat, ein Verdandgewehr ohne Verschlußstück und leere Notizbücher; an der Außenwand hing ein Behälter für den Thermometer. Eine Niederlage für Nahrungsmittel war nicht vorhanden.

Für Koltschak war es nun an der Zeit, den Rückweg anzutreten, da mit der zweiten Hälfte des August die Möglichkeit aufhört, das Meer im Boote zu befahren.

Es wurde ein Wahrzeichen aus Basaltblöcken aufgetürmt und an demselben eine Tafel mit kurzen Daten über den Bestand und den Aufenthalt der Hilfsexpedition befestigt.

Die Rückkehr nach der Insel Neu-Sibirien nahm gleichfalls drei Tage in Anspruch. Es war windig und das Eis kam in Bewegung, doch ging die Ueberfahrt glücklich von statten. Auf der Kotelny-Insel warteten verabredetermaßen die Jakuten mit den Karten, Vorräten und 80 Hunden. Von hier wurde am 16. November auf dem frischen Eise die Reise nach Kasatschje angetreten, und zwar konnten sämtliche wissenschaftlichen Sammlungen mit hinübertransportiert werden.

Die zum Schluß seines Vortrages ausgesprochene Ansicht Koltschaks über das wahrscheinliche Schicksal Tolls ist wenig tröstlich:

Toll hat am 26. Oktober Bennetland verlassen, als die Polarnacht bereits begonnen hatte und die Dämmerung nur zirka 2 Stunden andauerte, und zwar bei einer Temperatur von — 40 bis 45 Grad. Die selbstgefertigten Kleidungsstücke aus Fellen boten wenig Schutz gegen die Kälte. Außerdem reichte der Vorrat an Nahrungsmitteln nur für 14 Tage hin. Seitdem sind aber 1¼ Jahre verflossen. Die aus diesen Tatsachen sich ergebenden Schlüsse können nicht anders als zu einem traurigen Resultat führen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Kunstwissenschaftliches. In Florenz hat am 13. April die diesjährige Ausschußsitzung des kunsthistorischen Instituts stattgefunden, das seit Jahren einen Mittelpunkt der kunstgeschichtlichen Forschung bildet und dank der Teilnahme des Deutschen Reiches, sowie zunehmender Beteiligung aus kunstverständigen Kreisen, seine allen Interessenten zugängliche Bibliothek und Abbildungssammlung in letzter Zeit beträchtlich hat vermehren können. Teilgenommen haben der frühere Botschafter Frhr. v. Stumm als Vorsitzender, Prof. Heinrich Brockhaus als Direktor, sowie die Herren Geheimrat Bode aus Berlin, Dr. v. Fabriczy aus Stuttgart, Reichsrat Frhr. v. Hertling aus München, Prinz von und zu Liechtenstein aus Wien, Geheimrat v. Reber aus München, Prof. Schmarsow aus Leipzig und Geheimrat Thode aus Heidelberg. Das Interesse der Versammlung wandte sich diesmal vor allem den Veröffentlichungen zu, mit denen das Institut demnächst hervortreten wird.

* Die Ausgrabungen in Aegina. Professor Furtwängler hat nach einer uns soeben zugehenden Mitteilung bei seinen jüngsten Ausgrabungen wieder einige ausgezeichnete Skulpturen gefunden, darunter eine Sphinx mit vorzüglichem Kopf aus der Zeit der Olympia-Skulpturen. Der Tempel ist durch eine archaische Inschrift als ein der „Aphrodite am Hafen" geweihter bestimmt.

Ein neues Heiligtum auf der Saalburg. Ein Homburger Blatt brachte am 1. April die Nachricht, daß bei der Saalburg ein neues Mithrium aufgedeckt worden sei; von Funden wurde ein Stein mit einer hebräischen Inschrift, die einen Teil der Thora bilden sollte, erwähnt. Dadurch erweise sich jener Bau als Synagoge für die jüdischen Soldaten und Ansiedler, die nach der Zerstörung Jerusalems und nach Unterdrückung der letzten Aufstände sich an zahlreichen Plätzen des römischen Reiches, so auch auf der Saalburg, niedergelassen hätten. Diese Notiz ging in eine ganze Reihe von Zeitungen über; sie ist nichts als ein alberner Aprilscherz, der an eine allerdings sehr bedeutungsvolle Tatsache anknüpft. Bei den Erweiterungsarbeiten der Landstraße Homburg-Wehrheim zum Zwecke des Gordon Bennett-Rennens wurde neben manchen Mauerzügen kleinerer Gebäude ein 30 : 8 Meter großer Bau aufgedeckt; er war an der höchsten Stelle vor der Saalburg, also an bevorzugtem Platze, errichtet, und zwar aus Holz. Die Gruben für die Ballen sind quadratisch von 1 Meter Seitenlänge; in ihnen zeigt sich eine Steinfetzung, die den viereckigen mächtigen Holzpfosten umfaßte. Leider liegt gerade der wichtigste mittlere Teil der Anlage unter dem Chausseekörper. Nach den hier bereits früher gemachten Funden haben wir wahrscheinlich das Dolichenum vor uns, das Heiligtum des besonders in militärischen Kreisen hochverehrten Jupiter Dolichenus. Schon 1816 fand sich an dieser Stelle ein dieser Gottheit von einem gewissen Candidus geweihter Altar, später ein solcher, den der Cornicularius Titus Flavius Silvanus (?) gewidmet hatte. Dazu kommt noch eine Reihe charakteristischer kleinerer, auch skulpturaler Funde. Nicht weit von dieser Stelle wurde 1816 beim Anlegen der Wehrheimer Chaussee der große Kollektivfund von etwa 550 Münzen gemacht. Wir haben hier vielleicht ein Depot aus dem Dolichentempel vor uns. Die außerordentliche Größe des Gebäudes läßt vermuten, daß es in der Mitte geschieden war, so daß wir zwei Räume im gewöhnlichen Maßstab 8 : 15 bekommen. Interessant ist, daß

über diesem Dolichenum ein Wohngebäude mit wohlerhaltener Heizung liegt. Das Dolichenum wird als Holzbau also wohl zu dem mit Holzbalken verankerten Steinkastell gehört haben, auf das das jetzige zum Teil aufgesetzt ist. Neue Grabungen an der Nordwestseite haben die Ecke jener älteren Anlage in klarster Weise zur Anschauung gebracht. Danach liegt in dieser Ecke ein trapezförmiger Holzturm, an den sich rechts und links Steinmauern anschließen, die anscheinend zur Verstärkung der eigentlichen Kastellmauer dienten. Es wäre zu wünschen, daß diese sehr instruktive Kastellecke nicht wieder zugeworfen, sondern zum Studium der Besucher offen gehalten würde. Bt.

x

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg.** Wie wir von unterrichteter Seite erfahren, ist die jüngst von mehreren Blättern gebrachte Nachricht über den vom nächsten Semester an verfügten „Ausschluß russischer Studentinnen" vom Besuch der hiesigen Universität in solcher Fassung vollkommen unzutreffend. Es handelt sich um eine allgemeine Maßregel gegen unvorbereitete weibliche Hörer, von der keineswegs nur russische Studentinnen betroffen werden, und die nach unserer Quelle den Zweck hat, „die akademischen Lektionen und Einrichtungen denen, für die sie eigentlich bestimmt sind, ungestört durch den Zudrang Unvorbereiteter und Unberufener zu erhalten". Immatrikulierte Gymnasialabiturientinnen und geprüfte Lehrerinnen werden daher von dieser Ausschließung nicht mitbetroffen. Der Beschluß des Akademischen Direktoriums in dieser Sache hat folgenden Wortlaut:

Wie hiermit bekannt gemacht wird, ist durch Senatsbeschluß vom 8. Februar d. J. die Immatrikulationskommission angewiesen worden, daß künftighin Frauen, die eine deutsche Maturitätsprüfung nicht bestanden haben und deshalb den Nachweis der Vorbedingungen für die ordnungsgemäße Immatrikulation an unserer Hochschule nicht erbringen können, die Ermächtigung zum ständigen Besuch von Vorlesungen durch Ausstellung einer Hörerkarte im allgemeinen nicht mehr erteilt werden soll. Eine Ausnahme soll in der Regel nur für die Frauen gemacht werden, die ein deutsches Lehrerinnenexamen bestanden haben. Außerdem kann der Senat auf besondere Empfehlung eines Dozenten in einzelnen Fällen Dispens erteilen. Auch können denjenigen Dozenten der Hochschule, welche geneigt sind, für Frauen abgesonderte Vorlesungskurse einzurichten, die Räumlichkeiten und Lehrmittel der Universität zur Verfügung gestellt werden.

Auf diejenigen Frauen, denen zur Zeit die Erlaubnis zum Besuch von Vorlesungen bereits erteilt ist, findet dieser Erlaß auch für die Folgezeit keine Anwendung.

* **Tübingen.** Der durch seine tätige Förderung wissenschaftlicher Studien bekannte Stadtrat Prof. Dr. W. Simon in Königsberg hat der Geologischen Anstalt der Universität eine umfangreiche Berufeisammlung geschenkt. Die Sammlung umfaßt alle Farben, Verschiedenheiten und Vorkommenstücke und eine sehr große Anzahl Einschlüsse von Tieren und Pflanzenresten.

ar. **Bonn.** Noch vor kurzem wurde nicht ohne Grund darüber geklagt, daß die deutschen Unterrichtsverwaltungen dem Kirchenrecht nicht jene Beachtung schenkten, welche dieses Fach angesichts seiner wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung beanspruchen kann. Jetzt scheint allmählich eine erfreuliche Wendung zum Besseren einzutreten. Nachdem, wie wir früher berichteten, Baden vorangegangen war, läßt sich nunmehr auch das preußische Unterrichtsministerium die Förderung des Kirchenrechts sehr angelegen sein. An unserer Universität, an der das Kirchenrecht von Alters her durch Ferdinand Walter, Ritter J. Fr. v. Schulte, Hermann Hüffer, Philipp Zorn u. a. hervorragend vertreten war, wird ein eigenes kirchenrechtliches Seminar mit staatlicher fachwissenschaftlicher Bibliothek gegründet, das Juristen, aber auch Theologen und Historikern Gelegenheit geben soll, sich kirchenrechtlich auszubilden und für eine spätere wissenschaftliche oder praktische Tätigkeit auf diesem Gebiete vorzubereiten. Zum Direktor wurde der kürzlich aus Freiburg i. Br. hierher berufene Ordinarius des Kirchenrechts Dr. Ulrich Stutz ernannt, dessen Zeitschrift „Kirchenrechtliche Abhandlungen" bereits eine größere Anzahl kirchenrechtlicher Monographien veröffentlicht hat. Nach dem Vorlesungsverzeichnis für das kommende Sommersemester wird derselbe auch eine neue kirchenrechtliche Vorlesung in den Unterrichtsplan einführen, indem er eine zweistündige „Geschichte des deutschen Kirchenrechts" angekündigt hat. Daneben werden die Herren Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Bergbohm und, wie vertautet, auch Prof. Dr. Heimberger gemeines Kirchen- und Eherecht vortragen, während Privatdozent Dr. Ketter preußisches Staatskirchenrecht angekündigt hat, so daß für das Kirchenrecht nach jeder Richtung hin trefflich gesorgt ist.

* **Halle.** Der Geograph der hiesigen Universität Geheimrat Professor Alfred Kirchhoff ist eines Augenleidens wegen, von dem er Heilung zu suchen beabsichtigt, für die Dauer dieses Sommersemesters vom Abhalten von Vorlesungen entbunden worden.

he. **Breslau.** Am 19. April wird sich Dr. Johannes Zieursch aus Breslau mit einer Probevorlesung „Ueber die Bedeutung der Scharnhorst-Bayenschen Heeresreform für die innere Entwicklung des preußischen Staates" als Privatdozent für Geschichte einführen. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Sachsen und Preußen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges".

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Illustrierte

Sherlock Holmes-Serie

Gesammelte Detektivgeschichten von **C. Doyle.**

6 Bde. brosch. M. 12.—, in Lwd. geb. M. 18.—; jeder Band einzeln käuflich zu M. 2.25 br., M. 3.25 geb.

Inhalt: I. Späte Rache. — II. Das Zeichen der Vier. — III. Der Bund der Rothaarigen u. a. Detektivgesch. — IV. Das gefleckte Band u. a. — V. Fünf Apfelsinenkerne u. a. — VI. Der Hund von Baskerville. Insgesamt 3 Romane und 20 Erzählungen.

Zwei Urteile:

Neues Wiener Tagblatt: „Die Figur des Meisterdetektivs Holmes ist im Begriffe, die Weltliteratur zu erobern. Dieser Holmes übertrumpft unendlich an **Scharfsinn, Witz, Geist und Courage** alle seine Vorgänger . . . Was diese Holmes-Serie enthält, das hat blutwenig Aehnlichkeit mit den landläufigen Kriminalromanen . . . Obige Detektivgeschichten bilden für jeden, der beim Lesen ein ganz klein wenig seinen Verstand anstrengt, eine **unvergleichlich genußreiche Lektüre.**"

Frankfurter Zeitung: „In der Tat: Diese Detektivgeschichten gehören zu den **schärfsten** und **klarsten** psychologischen Arbeiten, die unsere Literatur aufweist. **Ich kann nichts Besseres tun,** als alle Menschen auf die verschiedenen Bände dieser Sherlock Holmes'schen Abenteuer aufmerksam zu machen."

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Von dem Untergang der Dinge. (Vortrag, gehalten im Museumssaale zu München am 4. März 1904.) (Schluß). — P. Denifle contra Harnack und Seeberg. — Schweizerbrief: Bauernunruhen; Aufgaben der katholisch-konservativen Partei; eidgenössische Staatsfragen. — Reichstagsbrief. V. — Aegidius Albertinus über die Frau und die Ehe. — Die Bedrückung der Polen und Litauer durch die russische Regierung. — Zum Kampf gegen die Sittenlosigkeit. — Bischof von Ketteler's Hirtenbriefe. (6792) f

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 19. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Finnland und Ungarn. Von Dr. R. Hermann.

Neue Richard Wagner-Literatur. Von Alfred v. Mensi.

An Eduard Grützner. Von Ludwig Winter.

II. Bücher und Zeitschriften.

Prinz Emil von Schönnich-Carolath: Dichtungen.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein amerikanisches Institut für Germanistische Studien. — Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Finnland und Ungarn.

Von den Völkern des ural-altaischen, oder wenn man will im weiteren Sinne „finnischen" Stammes, die in Europa ansässig sind, haben es zwei, das im engeren Sinne finnische und das magyarische, zu einer auf der Nationalität beruhenden Staatenbildung gebracht. Diese beiden stammverwandten Staaten haben in der Gegenwart das allgemeine Interesse fortdauernd eben durch die Betonung ihrer Nationalität gegenüber den Nachbarn in Anspruch genommen, ohne daß sich die Allgemeinheit darüber Rechenschaft gegeben hätte, ob sich bei den in der gegenwärtigen Politik abspielenden Vorgängen jene ethnologische Verwandtschaft irgend geltend mache oder zur Erklärung dieses oder jenes Einzelvorganges verwertbar sei. Auch die Tagespresse hat bisher jenes Zusammenhanges nirgends gedacht, und in der Literatur ist es derzeit meines Wissens ein einziger Schriftsteller, der finnische und ungarische Verhältnisse, und zwar politischer, wie auch kultureller und wirtschaftlicher Art, vergleichend nebeneinander stellt.[1]) Auf seinen Darlegungen teilweise fußend, soll das Folgende einen Versuch bilden, jenen Vergleich und Zusammenhang nutzbar zu machen.

Jede Völkerkarte von Europa zeigt, wie über die Ostgrenze dieses „Vorbaues von Asien" in breiter, aber lockerer Erstreckung Angehörige des ural-altaischen Völkerstammes gen Westen in unseren Erdteil herein seßhaft sind — soweit sich der Begriff des seßhaften mit dem teilweise noch nomadischen Charakter dieser Völker vereinigen läßt. — Von den am weitesten südlich wohnhaften, ja gleichfalls der sogenannten gelben Rasse zuzuzählenden Türken unterscheiden sich deutlich die Angehörigen einer anderen Völkergruppe, welche man als Finnen im weiteren Sinne zusammenfassen kann, und zu welcher auf europäischem Boden die eigentlichen Finnen (mit Liven, Esthen, Kareliern u. a.), die Magyaren, die Lappen, die Mordwinen und Tscheremissen gehören. Letztere beide bilden nach rückwärts die Brücke zu dem weiten Verbreitungsgebiet stammverwandter Völker in Mittelasien; mit den nördlich angrenzenden Syriänen, Permiern, Wotjaken und weiterhin Lappen bewohnen sie weite Strecken im Norden und Osten des europäischen Rußland, wo sie teils durch die rauhe Natur des Landes zur lockeren Siedelung gezwungen sind, teils in engeren Gruppen enklavengleich unter der breiten Masse der Slaven — wie besonders an der Wolga — verstreut sind. Die stärksten Nationalitäten, die zugleich an Zahl die kräftigsten sind, haben ihren Sitz am meisten dem europäischen Westen zu vorgeschoben. Sie sitzen in kompakterer Masse beisammen, und diese beiden Momente, Zahl und Zusammenhang, haben die Bildung von Staaten ermöglicht: Finnland und Ungarn. Steht das Land der Finnen nach Osten hin in einem losen Zusammenhang mit den stammverwandten Völkern, so ist das Volk der Magyaren völlig von fremden Nationen isoliert; ja, mit Ausnahme des Nordens ist das Gebiet der reinen Ungarn von Angehörigen deutscher Stämme rings umschlossen. Beide Nationen kennzeichnen sich damit als vorgeschobene Posten einer größeren Völkerfamilie. Als solche können sie ihre Eigenart nur behaupten und bewahren, wenn kräftiges und tiefgewurzeltes Nationalgefühl sie von den vielseitigen Einwirkungen der fremden Umgebung frei hält. Andrerseits pflegt gerade derartige isolierte Lage, vorausgesetzt, daß der betreffende Volksstamm an Zahl kräftig genug ist — im anderen Fall ist freilich sein nationaler Untergang unausbleiblich — zu einer Steigerung des Nationalgefühles zu führen, zu einer inneren Widerstandskraft, die sich ja, auf anderem Gebiete, auch bei geschlossenen Religionsgemeinschaften innerhalb eines andersgläubigen Gebietes besonders geltend macht.

Die Bestrebungen, die derzeit sowohl in Finnland wie in Ungarn das Nationalgefühl besonders aufflammen lassen, haben demnach eine gemeinsame Grundlage: sie bilden die Verteidigung eines isolierten Volkes gegen die sich steigernden Einflüsse fremder Nachbarvölker. Bei dieser gemeinsamen Grundlage trägt aber trotzdem das nationale Auftreten der Finnen einen völlig anderen Charakter als das der Magyaren.

Finnland kämpft völlig in der Defensive gegen seinen übermächtigen früheren Nachbarn, der nun mehr und mehr zum Gebieter wird. Es kämpft nicht um politischen Einfluß oder um politische Grenzen, sondern es kämpft um seine Kultur, um ein nationales Gut, welches Finnland seinem mächtigen Nachbarn innerlich überlegen macht. Deshalb wird nicht völkerrechtliche Selbständigkeit verlangt: eine solche wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich; sondern unter der Oberhoheit einer Großmacht eine staatsrechtliche Sonderstellung, die es ermöglicht, alle jenen kulturellen Errungenschaften zu sichern, welche ein langjähriger lebhafter Verkehr vor allem mit den hochstehenden skandinavischen Völkern gezeitigt hat. Finnlands Kampf — wenn man dieses Wort auf den rein passiven Widerstand des kleinen Völkchens anwenden will — gegen Rußland ist demnach der Kampf einer kulturell überlegenen Minderheit gegen den an Zahl und Machtmitteln unendlich überlegenen Gegner.

[1]) Heinrich Winkler: Skizzen aus dem Völkerleben. I. Aus Osteuropa, II. Aus dem Magyarenlande. Berlin 1903 (Ferd. Dümmler 1898). Die Lektüre des stofflich sehr reichen Büchleins wird leider durch Wiederholungen und andere Zeichen fehlenden Nachfeilens, das bei gesammelter Herausgabe der größtenteils schon einige Jahre alten Aufsätze unbedingt nötig gewesen wäre, sowie durch einige damit in Verbindung stehende Anwandlungen etwas gestört. Jedenfalls aber hat das Bändchen den großen Vorzug, eine verwunderlich allgemeine Lücke im Wissen des westeuropäischen Durchschnitts-Kulturmenschen in anregender Weise auszufüllen.

Völlig anders sucht sich der Stamm der Magyaren gegen den Einfluß der Umgebung zu wehren. Seine Defensive trägt den Wappenspruch: „Die beste Verteidigung ist der Angriff". Auch sind sie zwar völkerrechtlich kein selbständiges Subjekt, sondern stellen einen staatsrechtlich gesonderten Bestandteil der österreichisch-ungarischen Monarchie dar. Allein innerhalb derselben ist ihre Stellung, taktisch betrachtet, eine bedeutend bessere als jene der Finnen innerhalb Rußlands. Drei an Zahl nicht übermäßig verschiedene Volkselemente bilden in Oesterreich-Ungarn die Machtfaktoren: die Germanen, die Slaven, die Magyaren: ein Dreiklang, der seiner Natur nach nie ganz rein klingen kann. Während unzweifelhaft ursprünglich die Vereinigung der beiden Reiche der Monarchie sich als eine Angliederung des jüngeren Ungarn an das ältere Oesterreich dargestellt hat, wurde es in der Neuzeit durch den erbitterten Kampf der in den österreichischen Landen führenden beiden Nationalitäten, Deutsche und Tschechen, allmählich dahin gebracht, daß das Schwergewicht in die östliche Reichshälfte hinüberglitt und derzeit der Ungar in der Politik der Monarchie beinahe ausschlaggebend ist. Die Tatsache, daß in den weiten Grenzen des ungarischen Gebietes nicht unbedeutende Minderheiten, wie Rumänen, siebenbürgische Sachsen u. a. vertreten sind, tritt zurück gegenüber der Gewaltsamkeit, mit der das ungarische Element die gegenwärtige günstige politische Konstellation zu einer magyarischen Propaganda benutzt. Die Sprache, welche doch inmitten völlig fremdsprachiger Völker isoliert einen schweren Posten einnimmt, wird für das Gebiet nicht der Magyaren, sondern des ungarischen Landes — zwei völlig verschiedene Begriffe — als Forderung aufgestellt. Schule und Presse helfen im Kampf gegen andersprachige Nachbarn, welchen vielfach nicht eine gleiche Energie innewohnt, zusammen; eine unleugbar sehr geschickte Zentralverwaltung benützt die Statistik, um nationalmagyarische Erfolge glaubhaft zu machen, und durch diese Erfolge der nationalen Sprache wird das Selbstgefühl der Ungarn erhöht und gestachelt.

Angesichts der jüngsten politischen Ereignisse im Donaureiche ist wohl wiederholt die Frage aufgetaucht, welches das Ziel dieser energischen national-magyarischen Bewegung sei; ob vielleicht, wenn auch nicht ausgesprochen, sondern mehr empfunden, eine völlige politische Absonderung Ungarns zu einem eigenen Staat vorschwebe. Einem solchen Ziel hat man vielseits die hiergegen bestehenden Schwierigkeiten und Bedenken entgegengehalten, die in der Ansicht gipfeln, daß bei den derzeitigen politischen Verhältnissen Europas ein selbständiges Reich der Ungarn — notwendig ein „Kleinstaat" — nicht mehr existenzfähig sei. Vielleicht sucht man damit zuviel in den modern ungarischen Bestrebungen. Vielleicht sind diese in dem Handel um die Suprematie im Reich nichts anderes wie ein Vorgeben auf 3, um 2 zu erlangen. Es dünkt mich, die leitenden Kreise in Ungarn sind viel zu klug, um nicht einzusehen, daß ein Staat Ungarn als nationaler Begriff eine geographische Unmöglichkeit, und als geographischer Begriff in den Grenzen des jetzigen Kronlandes fremde Nationalitäten in einer solchen Menge mit umschließen würde, daß von einem Nationalstaat kaum die Rede sein könnte.

Wennschon also, wie erwähnt, die Form der nationalen Erhebung in Finnland eine rein defensive, in Ungarn eine rein offensive ist, so darf man dennoch hier wie dort das Ziel derselben nicht in einer Eroberung, sondern in einer Erhaltung des status quo erblicken. Der Preis an Kulturwerten hingegen, den beide Völker im Kampf um ihre nationale Erhaltung einsetzen, ist ein sehr verschiedenwertiger.

Das Land der Suomi-Finnen, die insel- und buchtenreiche Halbinsel mit ihren endlosen Wäldern und zahllosen Seen, hat seinen Bewohnern seit jeher nur karge Erträge gegen harte Mühe gewähren können. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, war es für Entstehung einer Kultur geeignet. Finnland liegt mit breiter Front an einem seit alters verkehrsreichen Binnenmeer und stand somit in einer vielseitigen Verbindung mit den diesem Binnenmeer vorwohnenden Kulturvölkern. Sein Gesicht — sit venia verbo — ist gen Westen und Südwesten gerichtet; im Rücken erstreckte sich die lange Zeit völlig kulturlose Ebene Rußlands, das ja erst seit dem 18. Jahrhundert in engeren Konnex mit „Europa" trat. Die zahllosen wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen Finnlands mit dem benachbarten Schweden haben in Finnland erst spät eine selbständige Kultur erstehen lassen; sie fand ihre Grundlage wohl in einer Art Wiedergeburt der finnischen Sprache und nationaler Dichtung. Die höchst achtungswerte Stellung, die Finnland im Jahre 1900 in Paris unter den übrigen Konkurrenten einnahm, bewies deutlich die Höhe und Eigenart der finnischen Kultur. Dieses teure Gut sieht nun das kleine Volk in Gefahr, seitdem es von den Tatzen des nordischen Bären im Rücken bedroht wird. Meine Hoffnung, daß bei einem politischen Untergang Finnlands im Zarenreich das eintreten werde, was die Regel ist, wenn ein Kulturvolk von einem halbzivilisierten über den Haufen gerannt wird: daß nämlich dieses die ältere Kultur übernimmt! Die Zahlendistanz ist Rußland gegenüber zu groß: was finnisch ist, muß in der breiten Masse der Slaven untergehen, wenn nicht vielleicht Trümmer des Volkes im fernen Canada ein junges Reis pflanzen. Jene dira necessitas verleiht dem Kampfe Finnlands den tief tragischen Zug, der ganz Europa — allerdings platonisch — bewegt. Niemand kann vielleicht die kulturelle Differenz zwischen dem finnischen und dem russischen Volk schlagender beleuchtet sehen, als wer Verhalten und Habe der Auswanderer zu beobachten Gelegenheit hat. Die stumpfe Tatlosigkeit, die geringe Anteilnahme an der Umgebung, der Schmutz: das sind hervortretende Merkzeichen der russischen Zwischendecks-Passagiere, deren Habseligkeiten, Lumpenbündeln gleich, um sie aufgestürmt sind. Der finnische Auswanderer liebt es, seine Habe in einer geräumigen, sauberen Badewanne zu verpacken, und statt des bei den Russen beliebten Zeitvertreibes des Ungeziefer fangens kann man die finnische Familie stundenlang mit dem Lesen eigener Bücher beschäftigt sehen. Man erwäge, wie einst ein politisches Manifest in wenigen Tagen von allem Volk in Finnland unterzeichnet wurde, also daß kaum ein einsamer Hof, kaum eine Familie fehlte, und stelle sich Aehnliches in einem Gouvernement Rußlands vor! Der Gegensatz wird dann recht deutlich werden. Gerade der hohe Bildungsgrad der breiten Masse ist ja für Finnland, ungeachtet der einem lebhaften Verkehr nicht günstigen physikalischen Verhältnisse des Landes, vor allem charakteristisch.

Während demnach die finnländische nationale Bewegung sich gegen die gewalttätigen Angriffe einer auf ihre Uebermacht pochenden, aber kulturell tiefer stehenden Nation zu wahren sucht, fehlen derartige Gefahren für den Bestand der magyarischen Nationalität, wenn man von der bereits berührten Vorpostenstellung absieht, durchaus. Hört man die Stimmen der magyarischen Propaganda, so könnte man der Meinung werden, es gelte eine ungarische Kultur gegen Einbruch vom deutschen Westen — vom deutschen Osten Ungarns kann selbst der Ungar keine Gefahr mehr wittern — zu schützen. Eine eigenartige Erscheinung und nicht einer gewissen Ironie entbehrend. Denn, um es mit dürren Worten zu sagen: eine nationale Kultur besitzt der Magyare nicht; von dem was er hat, stammt das Beste von dem, der jetzt so mißgünstig betrachtet wird, vom Deutschen. Dieser war seit Jahrhunderten Ungarns Lehrmeister, und ist es in vieler Hinsicht heute noch. Die deutschen Orte in der Zips, in Siebenbürgen und im Süden an der kroatischen und slavonischen Grenze sind nichts als die Reste einer großartigen germanischen Kolonisation, und ein Vergleich dieser Landstriche mit den Gebieten rein magyarischer Bevölkerung läßt keinen Zweifel aufkommen, wo die höhere Kultur zu suchen ist. Der deutsche Erzieher, der deutsche Kaufmann ist auch heute noch eine stereotype Figur in Ungarn, und wo auf den großen Gütern ein zuverlässiger Verwalter sitzt, stammt er meist aus Deutschland oder dem deutschen Oesterreich. Freilich — Winkler betont das mit Recht — darf man als magyarischen Typus nicht den Edelmann und nicht den völlig von westlicher Zivilisation beherrschten Budapester ansehen. Gerade die Kreise, welche in der Politik, in der Presse u. s. w. das Magyarentum am lautesten und rücksichtslosesten verkünden, wird man in den seltensten Fällen

als Vertreter rein ungarischer Eigenart erachten können. Diesen Kreis der Zivilisierten trennt vom reinen Ungarn, als welchen man bedenkenlos die ziemlich unvermischte Bevölkerung an der Theiß, im sogenannten Alföld bezeichnen kann, eine recht bemerkbare Kluft, und es wäre völlig falsch, zu glauben, der feurige, ritterliche Gentleman mit dem steif gewichsten schwarzen Schnurrbart und den in sonster Glut lodernden Augen — oder der leidenschaftliche, an Czardas und Ungarwein sich berauschende Naturmusiker seien reine Vertreter der ungarischen Nationalität. Jener stellt die Verallgemeinerung einzelner in den Salons von Paris oder Wien verhätschelter Erscheinungen dar; dieser wird viel häufiger zu den vom echten Ungarn scharf unterschiedenen Zigeunern gehören. An dem Vorhandensein ungarischer Volksmusik oder Volkspoesie zu zweifeln, wäre Unsinn; allein Kunstmusik und Kunstdichtung entbehren kräftiger, rein nationaler Entfaltung, und wenn wir edle Musik ungarischer Tonfärbung hören, so haben Haydn oder Brahms sie erdacht und Zigeuner vielleicht spielen sie. Die Dichtung aber steht so gut unter dem Einfluß westlicher Kultur wie der ungarische Adelige und Großstädter unter dem Einfluß westlicher Zivilisation. Die Wahlverwandtschaft mit Frankreich, welche insbesondere von dem Adel seit lange behauptet wird, ist an der Außenseite haften, gallisch und ungarisch im eigentlichen Sinn sind sich immer wesensfremd geblieben. Der echte ungarische Bauer verleugnet seine Abstammung nicht: eine schwerflüssige, unendlich konservative, auf das unmittelbar Nächstliegende beschränkte Denkweise, jene ernste, fast schwermütige Gemütsstimmung, die so oft der Ausfluß des unbeschränkten Horizontes weiter Steppenebenen ist; dabei große Gutmütigkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und Gastfreiheit — das sind Charakteristika des ungarischen Landbewohners. Und man wird auch in seiner Erscheinung wenig von dem finden, was man sich im Salon des Westens vorstellt, dagegen deutliche Anzeichen der mongoloiden Verwandtschaft. Die Leidenschaft zeigt sich mehr in Ausbrüchen ungezügelter Triebe, denen gegenüber die öffentliche Meinung angemessene Nachsicht übt mit der Begründung: das sei nun einmal die Natur des Ungarn, die aber der Westeuropäer als Roheit bezeichnen muß. Ein Beispiel mag den Gegensatz illustrieren: Der Stuhlrichter einer kleinen ungarischen Stadt, ein echt ungarischer Adeliger, kneipt im Wirtshause; da erwacht in ihm die nationale Leidenschaft. Er pöbelt alle Gäste aus dem Lokal, läßt die Zigeunerbande kommen und Czardas spielen, und in Gesellschaft der Weiblichkeit tolle quelle endet das wüste Gelage gegen Morgen mit einer wahren Orgie. Dabei ist der Mann Beamter und die öffentliche Meinung nennt dies „die Natur der wahren Ungarn".

Solche Momente, in welchen die ursprünglichsten Triebe in den Menschen ungehemmt, wie bei den Naturvölkern, zum Durchbruch gelangen, schlagen die Brücke zu dem von der Zivilisation noch recht wenig berührten Alföld-Bauern, von dem man heute noch meinen könnte, er habe eben sein Nomadenleben mit festen Wohnsitzen vertauscht. Kann ich auch nicht Winklers Ansicht beipflichten, der in den Städten des Alföld nichts anderes als die direkten Nachfolger der nomadischen Zeltlager erblickt — denn die Bauweise dort ist eine Folge der Raum- und Bodenverhältnisse und eine noch primitiven Zwecken entsprechende —, so haben wir doch in jenen Landwirtschaft und Viehzucht treibenden, rein magyarischen Distrikten eine Gegend Europas vor uns, die hinsichtlich der Errungenschaften moderner Zivilisation, besonders hinsichtlich der Verkehrsverhältnisse, um Jahrhunderte zurücksteht, und in mancher Hinsicht sogar von russischen Bezirken überflügelt wird.

Was aus dem Vorausgegangenen zur Evidenz hervorgeht, ist der Mangel eines kulturellen Ausgleichs innerhalb der magyarischen Nation. So lange dieser nicht erreicht ist, so lange die kleinere zivilisierte Hälfte der Ungarn die rückständige Bevölkerung des Alföld nicht zu sich emporgehoben hat, so lange nicht von einer nationalmagyarischen Kultur gesprochen werden kann, — so lange sind die Bestrebungen der magyarischen Propaganda, sind insbesondere die häufigen Selbstüberhebungen und feindlichen Ausfälle gegen das Deutschtum nicht nur deplaziert, sondern sogar der eigenen Sache abträglich. So lange eine „innere Kolonisation" noch so nötig ist, wie im Alföld, so lange ist eine Expansion oder auch nur der Drang nach einer solchen verfrüht.

So hat sich denn aus der grundsätzlich gleichen Situation, in der sich Ungarn und Finnland zur Zeit befinden, und welche als eine nationale Erhebung zum Zwecke der Erhaltung nationaler Eigenart zu präzisieren ist, ein bedeutungsvoller Gegensatz ergeben: die Finnen stehen als ein kulturell gefestigtes, fertiges Volk vor uns; die Magyaren als ein kulturell noch unreifes, in sich noch zwiespältiges Element. Aber das Prognostikon für die Zukunft muß gerade deshalb für die letzteren günstiger fallen. Der nördliche Vorposten der ural-altaischen Völkerfamilie ist in der Gegenwart bereits ein verlorener zu nennen; der südliche hat noch eine Entwicklung vor sich, in der ihn einstweilen niemand stört. Möge darum der Ungar sich vorerst in der Selbstbeschränkung als Meister zeigen, und dann, wenn er kulturell gereift ist, sehen, welche Rolle ihm das Fatum in der Geschichte Europas einst zuweist.

Dr. R. Hermann.

Neue Richard Wagner-Literatur.

Die große Richard Wagner-Biographie Glasenapps geht ihrer Vollendung entgegen: zum drittenmal; denn es ist die „dritte, gänzlich neu bearbeitete Ausgabe von Richard Wagners Leben und Wirken", die wir jetzt unter dem Titel „Das Leben Richard Wagners", in sechs Büchern dargestellt von Karl Fr. Glasenapp (Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1904) vor uns haben. Vor kurzem ist die erste Abteilung des dritten Bandes erschienen, welche die Jahre 1864—1872 umfaßt, so daß der nächste und letzte Band nun wohl das letzte Lebensjahrzehnt Wagners abschließen wird. Der 460 Seiten starke Band ist mit dem Bilde des jungen Königs Ludwig II. geschmückt, wohl mit Recht, denn den Kern dieses Bandes bilden die Münchener Jahre, und das ewig anziehende Thema dieses fünften Buches, das der Verfasser „Der Reformator" getauft hat, könnte nach dem ersten Kapitel „König und Künstler" heißen.

Um so recht zu merken, wie tief wir noch mitten in der Epoche Wagner stecken, braucht man nur diesen Band zu lesen. Schon bei der Anzeige der früheren Bände haben wir, wenn wir nicht irren, darauf hingewiesen, daß Glasenapps weitläufig angelegtes Werk einem künftigen Historiker einmal eine prachtvolle Materialiensammlung abgeben wird, daß sein Buch aber nimmermehr als wahrhaftige und getreue Historie wird gelten können. Dazu ist es auch vielleicht noch viel zu früh. Und dazu ist das Buch von Anfang bis zu Ende viel zu polemisch und fanatisch. Schon in der Vorrede dieses für München besonders interessanten Bandes wird gegen München und sein Prinz-Regenten-Theater polemisiert, und zwar auf Grund eines in einem kleinen bayerischen Provinzblatte erschienenen Münchener Briefes. Münchener Leser und „echte Isarbööotier", wie Glasenapp sie an dieser Stelle liebenswürdig apostrophiert, wird dies kaum ärgern, sondern höchstens heiter stimmen: sie werden sich fragen, ob ein Zufall dem Verfasser nur dieses eine Blättchen zugeweht hat und ob er nicht gewußt hat, daß eine starke und nachhaltige Bewegung für das neue Wagner-Theater eingetreten war, ohne jede Gehässigkeit gegen das alte, und warum der Verfasser im ersteren Falle es der Mühe wert gehalten hat, gleich auf den ersten Seiten seines Buches so derb zuzuschlagen. Aber dieser Passus ist für den Ton des ganzen Buches charakteristisch, die Gelegenheit allerdings in keinem Bande auch günstiger als in diesem. Wir erleben die bewegten Richard Wagner-Tage in München, die mannigfachen Strömungen und Gegenströmungen, die Vorbereitungen zum Triston, diesen selbst, den „Münchener Hexensabbath", die darauf folgende Vereinsamung im Schweizer Buenretiro, die Tage der Meistersinger und den Gedanken von Bayreuth. Selten gestattet sich der Verfasser dabei das Behagen ruhiger Erzählung — so weit er sich auch

sonst die Grenzen zieht —, überall gilt's da zu verteidigen, dort anzuklagen, und fast stets ist der Ton unruhig und leidenschaftlich erregt.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, ist freilich auch schwer. Wagner ist ihm nicht ein großer Künstler, ein mitten in seiner Zeit stehender Mensch mit großen und kleinen Schwächen, ein Bahnbrecher der Musik, dessen Leidenschaft da und dort auch einmal übers Ziel hinaus schießt — nein, Wagner ist ein Gott, sünden- und fehlelos, an den wir nur blind zu glauben, den wir auf jedem Gebiete, auf dem er ein Wort fallen läßt, nur staunend zu verehren haben. In dieser beneidenswerten Anschauung kommt Glasenapp freilich auch über die delikatesten Kapitel, wie über die Trennung von Minna Planer und die Vereinigung mit Bülows Gattin spielend hinweg.

Natürlich figuriert, wie schon in den früheren Bänden, auch unser Blatt, die (damalige Augsburger) Allgemeine Zeitung unter den Feinden Wagners. Nun ist es ja gewiß überaus kindisch, etwa heute noch eine Zeitung für das verantwortlich machen zu wollen, was vor 40 Jahren und mehr in ihren Spalten gestanden, umsomehr, als uns doch niemand sagen kann, was diese Zionswächter selbst damals geschrieben hätten, würden sie zu jener Zeit überhaupt schon geschrieben oder gelebt haben. Aber selbst aus Glasenapps Darstellung geht hervor, daß die Allgemeine Zeitung damals, wie heute, an ihrer Tradition festhielt, jede berechtigte und in anständiger Form vorgebrachte Meinung unparteiisch zu Worte kommen zu lassen: Wagner fand bereitwilligen Raum für seine Entgegnungen und zählte sogar zu den Mitarbeitern des Blattes, insofern er die Erinnerungen an die einzige persönliche Begegnung mit Rossini, seinem künstlerischen Antipoden („Eine Erinnerung an Rossini", Ges. Schriften, Band VIII, S. 278 ff.) zuerst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Dezember 1868 veröffentlichte, was ihm heute wahrscheinlich von denen, die wagnerischer als Wagner sind, höchlich übel genommen werden würde.

Die Geschichte jener Tage wird erst dann vollständig geschrieben werden können, wenn, vielleicht erst in ferner Zukunft, auch die Briefe Wagners an König Ludwig II. zugänglich sein werden. Bis dahin wird Glasenapps mit Bienenfleiß zusammengetragene, wenn auch nicht lückenlose und am wenigsten unparteiische Wagner-Biographie, auf deren positive Seiten vielleicht noch ein Anderer an dieser Stelle zu sprechen kommt, sicher ihren Wert behalten. Es ist übrigens merkwürdig: die meisten, fast alle Wagner-Biographien, wie überhaupt die meiste Wagner-Literatur, rührt von Nichtmusikern her; die mit Recht beliebteste und am besten geschriebene ist die von Chamberlain. Die jüngste Biographie Wagners hat aber einen selbst schaffenden Tonkünstler zum Autor: der neueste Band der von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn (München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1904) herausgegebenen Weltgeschichte in Charakterbildern bringt einen „Richard Wagner" von Wilhelm Kienzl, dem Komponisten des Evangelimanns, einer der erfolgreichsten und geschicktesten nachwagnerschen Opern, auf die aber der richtige Wagnerianer (dies Wort im alten, engsten und beschränktesten Sinne genommen) mit ungeheurer Verachtung herabzusehen gewohnt ist. Kienzl ist selbst ein glühender Wagnerianer, stand einst dem Meister selbst nahe, ist zudem ein allgemein gebildeter Mann und schreibt frisch von der Leber weg, subjektiv und enthusiastisch, wie's ihm um's Herz ist. Sein Buch trägt den weiteren Titel „Die Gesamtkunst des XIX. Jahrhunderts" und ist ganz und gar auf das Gesamtkunstwerk zugeschnitten. Ein Lessing, der heute auferstünde, würde nichts wissen wollen von einem Gesamtkunstwerk, ein Kant und Fechner würden vielleicht die psychophysische Unmöglichkeit der gleichwertigen Perzeption gleichzeitiger Sinneseindrücke nachweisen. In Kants „Kritik der Urteilskraft" steht eine fast ahnungsvolle Stelle; dort wo gegen den Schluß der Kritik der ästhetischen Urteilskraft (§ 52) von der Verbindung der schönen Künste in einem und demselben Produkte die Rede ist: „Die Beredsamkeit kann mit einer malerischen Darstellung, ihrer Subjekte sowohl, als Gegenstände, in einem Schauspiele, die Poesie mit Musik, im Gesange, dieser aber zugleich mit malerischer (theatralischer) Darstellung, in einer Oper, das Spiel der Empfindungen in einer Musik mit dem Spiele der Gestalten, in Tanz u. s. w. verbunden werden. Auch kann die Darstellung des Erhabenen, sofern sie zur schönen Kunst gehört, in einem gereimten Trauerspiele, einem Lehrgedichte, einem Oratorium sich mit der Schönheit vereinigen und in diesen Verbindungen ist die schöne Kunst noch künstlicher, o b a b e r a u c h schöner (da sich so mannigfaltige verschiedene Arten des Wohlgefallens einander durchkreuzen), kann in einigen dieser Fälle bezweifelt werden."

Wenn wir auch der der Kienzlschen Arbeit zugrunde liegenden Theorie von der Gesamtkunst des XIX. Jahrhunderts nicht beistimmen, so sind wir doch für die Vorzüge seiner temperamentvollen, manchmal nur zu temperamentvollen Darstellung nicht blind. Wie alle Bände dieser Sammlung ist auch dieser illustriert. Kienzl hat nicht etwa nur Illustrationen des Chamberlainschen Werkes kritiklos übernommen: es ist ihm auch gelungen, Neues und Seltenes beizubringen und sein Buch so mit einer trefflichen Auswahl vom Besten zu schmücken. — Endlich liegt uns auch noch „R i c h a r d W a g n e r s L e b e n s g a n g i n t a b e l l a r i s c h e r D a r s t e l l u n g", herausgegeben von G u s t a v L e v y, mit einem Porträt Wagners und einem Anhang: Tabelle der hauptsächlichen zeitgenössischen Opernwerke nach den Jahren ihrer Erstaufführung geordnet, vor (Berlin, Verlag Harmonie 1904) — ein ganz praktisches und empfehlenswertes Nachschlagebüchlein, das nur leider nicht druckfehlerfrei ist.

Die kleine von Wagners Hauptverlegern, B. Schotts Söhne in Mainz, herausgegebene Parsifal-Partitur hat diesen Winter so viel Unheil angerichtet, es ist von ihr so oft als von der, unschuldigen, Ursache der New-Yorker Parsifal-Aufführung die Rede gewesen, daß man wohl nur verschämt von einer Nachfolgerin reden darf? Es ist die vollständige Orchester-Partitur der M e i s t e r s i n g e r, die jetzt in genau derselben Ausstattung herausgekommen ist — ein wahres Wunderwerk deutscher Buchtechnik. Von der Widmung an König Ludwig II. an bis zum letzten Fallen des Vorhanges fehlt kein Tüpfelchen: 1411 Seiten stark ist dies bequeme, handliche Buch in Kleinquart — so fein ist das Chinapapier und dabei doch nicht durchsichtig. Der Stich ist überaus klar, alle Stimmen mühelos zu finden und zu lesen, der Text in drei Sprachen (deutsch, englisch und französisch) gut lesbar und nicht die kleinste szenische Bemerkung übersehen. Reicht der Raum einer Seite nicht, so wird die zweite Seite im Querformat hinzugenommen. Man hat ja schon vor etlichen Jahren begonnen, Bücher wie die Bibel und andere auf dünnes Chinapapier zu drucken und dadurch einen ungeahnten Grad von Kompression zu erreichen, aber gewöhnlich leidet die Deutlichkeit darunter. Das ist hier durchaus nicht der Fall.

Vor der seinerzeit besprochenen kleinen Parsifal-Partitur waren in vier handlichen Bänden die Partituren zum R i n g d e s N i b e l u n g e n in der gleichen eleganten Ausstattung auf Chinapapier erschienen, so daß nun alle Werke Wagners, die sich in Schotts Verlag befinden, zum bequemen Genuß vorliegen. Man wird die Partitur, nicht bloß einen Klavierauszug, der viermal so groß und schwer ist, im Theater mit sich führen und zu Hause nachlesen können in sechs hübschen Bänden, die umfassen, was die musikalische Welt seit vier Jahrzehnten bewegt und erschüttert. Es will uns scheinen, als ob die Firma Schott, die diese sechs kleinen roten Leinenbände mit den vielen tausend inhaltschweren Seiten in die Welt hinaussendet, sich im Sinne Wagners ein größeres Verdienst um die nationale und internationale Verbreitung der Wagnerischen Kunst zumessen darf als jene sonderbaren Schwärmer, welche die Werke Wagners am liebsten nur für ihre Kaste monopolisieren möchten.

A l f r e d v. M e n s i.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

An Eduard Grützner.

Meister Grützner beschenkt uns jedes Jahr mit ein paar neuen Früchten seines eminenten Könnens. Wir bewundern stets die gleiche Sorgfalt der Ausführung, den gleichen liebenswürdigen Humor der Darstellung. Im Einzelnen, in der Beleuchtung, in der reichen Staffage nimmt wohl der Kenner das stete Fortschreiten des Meisters wahr. Aber etwas eigentlich Neues hat Grützner seit lange nicht geschaffen. Man kann von ihm fast sagen: „Plus que cela change plus c'est la même chose". Wer die anmutig geschriebene Selbstbiographie las, die der Künstler vor einigen Monaten in einer Zeitschrift veröffentlichte, mochte es wohl mit ihm als eine besonders glückliche Fügung ansehen, daß sich ihm sogleich bei seinem ersten Bilde seine Spezialität geoffenbart hat, der er seitdem treu geblieben ist. Aber die Sache hat doch auch ihre Kehrseite. Ich zähle zu meinen Freunden einen der ersten deutschen Kliniker, den auch eine solche glückliche Fügung in seinen jüngeren Jahren auf eine Spezialität der Heilkunde stoßen ließ, die er mit so durchschlagendem Erfolg kultivierte, daß sein Name gar nicht mehr ausgesprochen wurde, ohne daß jemand sagte: „Ach, der bekannte Magenspezialist". Von seinem übrigen bedeutenden Wissen und Können sprach niemand und das hat ja lange gedauert, bis er, von der Einseitigkeit seines Ruhmes förmlich niedergedrückt, ein klassisches Handbuch der allgemeinen Therapie herausgab und damit bewies, daß er noch etwas mehr kann als Magengeschwüre behandeln.

Sollte nicht auch Eduard Grützner, mögen ihm seine wundervollen Pfaffeninterieurs noch so glänzend bezahlt werden und ihm Bestellungen bis an sein seliges Ende gesichert sein, manchmal den Horizont, auf den er seine Arbeit einschränkt, ein wenig zu eng für sein großes künstlerisches Talent und darum unbefriedigend finden? Grützner ist nicht bloß ein Mann voll launiger Erfindungsgabe und ein Meister des Kolorits; er ist vor allem Meister in der Kunst des Zeichnens, einer Kunst, die immer seltener und darum immer kostbarer wird. Sollte nicht für ihn eine große zeichnerische Aufgabe, mit der er dem ganzen deutschen Volke Freude und Anregung bereiten kann, etwas Verlockendes haben?

Eine solche Aufgabe gibt es.

Die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hat dem deutschen Volke drei klassische Romane gebracht, die zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind: Gustav Freytags Soll und Haben, Viktor Scheffels Ekkehard und Felix Dahns Kampf um Rom. Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, weshalb das zuerst und das zuletzt genannte Werk dem Illustrator besondere Schwierigkeiten bereiten mögen. Aber Ekkehard! Welche Fülle malerischer Situationen, welche Zahl origineller, scharf geschnittener Gestalten auf dem reizvollsten geschichtlichen und landschaftlichen Hintergrunde, Gestalten, die den Stift des Zeichners geradezu herausfordern!

Ekkehard hat über 200 Auflagen erlebt und, abgesehen von einer nicht nennenswerten Ausnahme, ist keine illustrierte Textausgabe erschienen. Das Bilderbuch, zehn Vollbilder und eine Anzahl Vignetten, das ohne Text, nur mit kurzen Erläuterungen Ludwig Fuldas vor etwa zwanzig Jahren bei Bruckmann von namhaften Münchener Künstlern herausgegeben wurde, kann wegen seiner Loslösung vom Text und wegen seiner geringen Ausdehnung nicht als Lösung der hier eines berufenen Meisters harrenden dankbaren Aufgabe betrachtet werden.

Man spricht davon, daß A. v. Werner, der Illustrator des Trompeters von Säkkingen und kleinerer poetischer Werke Scheffels, bei Lebzeiten des Dichters diesem versprochen habe, auch den Ekkehard mit Bilderschmuck zu versehen, aber davon durch anderweite Aufgaben und durch seine Stellung als Präsident der Berliner Akademie bis jetzt abgehalten worden sei. Allein dies dürfte nur halb zutreffend sein. Werner ist wohl nicht bloß zu beschäftigt, er ist wohl auch zu einsichtsvoll, um an eine Aufgabe heranzutreten, von der er selbst fühlen muß, daß sie ihm nicht recht liegt. Es läßt bisher nichts aus Werners Arbeiten darauf schließen, daß in ihm der berufenste Darsteller gerade des mittelalterlichen Lebens, des höfischen wie des klösterlichen, zu finden sei. Würde er wohl den zeitlichen Ton treffen? Heute wohl noch weniger als vor zwanzig Jahren.

Das wäre aber ganz und gar Grützners Fall. Kaum möchte einer imstande sein, das ganze Milieu des Hohentwiel und der Reichenau so lebenswahr auszudenken und hinzustellen wie er. Sind doch alle Männergestalten des Romans, von Ekkehard bis zu Rudiman und Spazzo, schon einmal als Einzelfiguren durch seine Vorstellung und über seine Palette gegangen! Und nicht minder die Frauen! Der lebensfrohe Meister, der nach seinem eigenen autobiographischen Ausspruch das Weibliche immer auf seiner Seite hatte, würde auch hier keinen Sprung ins Dunkle tun müssen. Und die Architektur und die Staffage und die Interieurs und das dekorative Beiwerk! Wer beherrscht diese Einzelheiten in höherem Maße als Grützner, wem steht hier ein solcher Reichtum von Motiven zur Verfügung? Und die Stimmung! Schon Ludwig Fulda sagt in dem oben erwähnten Bilderwerk, zu dem Grützner leider nur eine einzige Tafel beigesteuert hat: „Wenn irgend ein Künstler, so ist gewiß Grützner der berufene Illustrator Scheffels; denn beide haben einen kongenialen Zug, beide haben ihre entzückendsten Wirkungen jenem „feuchtfröhlichen Humor" zu verdanken, der einer glücklich veranlagten Natur, einer sonnigen Weltanschauung entspricht."

Alle Garantien für das schönste und vollkommenste Gelingen eines großen und dankbaren, wahrhaft volkstümlichen Werkes würden hier gegeben sein. Es ist ja möglich, daß Grützner bis heute nicht an Ekkehart und daß der Verleger des Ekkehard nicht an Grützner gedacht hat. Aber es werden ja selbst Ehen durch die Zeitung vermittelt, und so möge auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege jeder der beiden Teile auf den anderen hingewiesen und vielleicht beide zu einer glückbringenden Vereinigung zusammengeführt werden!

Das Ergebnis könnte nichts Geringeres sein als ein Kunstwerk von nationaler Bedeutung, in dem der Verleger wie der Künstler in materiellem wie in idealem Sinne volle Befriedigung finden würden.

Ludwig Winter.

Bücher und Zeitschriften.

Dichtungen. 7. Auflage. Gedichte. Regulus. Der Freiherr. Der Heiland der Tiere. Drei Novellen (2. Auflage) von Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Leipzig 1903. G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Es gibt Dichter, bei denen man die Einflüsse, die den Entwicklungsgang ihres Talents bestimmt haben, bis aufs einzelne nachweisen kann, und die noch mit dem Namen eines Eklektikers oder Nachahmers verdienen. Der Autor der obigen drei Bände gehört zu diesen Erscheinungen, die in Uebergangsepochen oft Höhenpunkte bedeuten. Dem jüngern Geschlechte ist Prinz Emil von Schönaich-Carolath schon historisch geworden: er ist eine Nachblüte jener Romantik, die in Musset ihren liebenswürdigsten Sprossen verehren durfte. Wenn man einzelne der Dichtungen Schönaich-Carolaths liest, glaubt man Musset zu hören: es ist die gleiche Kindlichkeit der Weltanschauung, die im Weibe nur die romantische Sphinx sieht und ohne Engel gar nicht auskommen kann; und die gleiche Mischung tändelnder Banalität und genialen Gedankenfluges, die bei dem französischen Urbild allerdings anders, das heißt naiver und echter, wirkt. Auch der saloppe Versbau, der den feineren Ohren des jüngeren Geschlechts manchmal unleidlich vorkommen mag, erinnert an den Franzosen, der ja ebenfalls ein — Edelmann war. Die kleineren Gedichte, unter denen viele von duftigem Reize sind, verraten oft ein hinreißendes Temperament, eine schwüle Stimmungsgewalt und die Nonchalance (man muß hier ein Fremdwort gebrauchen) eines ritterlichen Sängers, der aus dem deutschen Norden stammt und auch im Süden eine gewisse Sentimentalität bewahrt, die nicht objektiv sehen kann. — Unter den drei Erzählungen des Novellenbandes „Regulus. Der Freiherr. Der Heiland der Tiere" ist die letzte die wertvollste; ja, ich stehe nicht an, sie zu den allerbesten Novellen

zu zählen, die uns das letzte Jahrzehnt beschert hat. Erfindung und Gestaltung sind gleich meisterhaft, und die Weltanschauung, aus der sie entsprungen, verrät die gleiche Vornehmheit der Gesinnung, die auch die besten der Gedichte des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath auszeichnet.

Wilhelm Weigand.

*

Allgemeine Rundschau.

Ein amerikanisches Institut für Germanistische Studien.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Es besteht die Absicht, in Evanston im Staate Illinois, unter den Auspizien der Northwestern-Universität und als ergänzenden Teil des College-Departements ein „American Institute of Germanics" zu gründen, welches eine Anstalt zum Studium der deutschen Sprache, Literatur, Geschichte, Philologie und Nationalökonomie einschließen soll.

Der hauptsächlichste Zweck dieses Institutes besteht darin, die genauere Kenntnis und Wertschätzung der intellektuellen, moralischen und ästhetischen Errungenschaften des deutschen Volkes zu vermitteln und zu pflegen, ferner aber soll es dem Studenten die Gelegenheit bieten, in angemessener kurzer Zeit einen Ueberblick über die gesamte Kultur zu erlangen, wie sie während aller Zeiten durch die Bemühungen und Arbeiten der deutschen Gelehrten, Dichter, Künstler, Autoren und Staatsmänner geschaffen wurde. Es soll für das amerikanische Volk als ein Denkmal der glorreichen Errungenschaften einer verwandten Rasse jenseits des Meeres dastehen und eine lebendige Inspiration und eine Quelle der Macht und des Einflusses für die große deutsche Bevölkerung bilden, die mit den Lebensbedingungen und der Geschichte dieses Landes so eng verbunden ist. Es wird auch den Stolz der Kinder der Deutsch-Amerikaner auf die Rasse, der sie entsprungen sind, erregen und für alle anderen Amerikaner ein nachahmenswertes Beispiel jener Ehrlichkeit, Treue, Redlichkeit, des Idealismus und der Gründlichkeit geben, die eng mit dem deutschen Namen verbunden sind.

Solch eine Anstalt wird nicht nur ein Wallfahrtsort für den jungen amerikanischen Studenten werden, der das Tiefste deutschen Lebens und deutscher Macht ergründen will, nicht nur ein Ort, wo die Nachkommen der Deutsch-Amerikaner einen Funken der Begeisterung empfangen können, die aus dem Studium der Geschichte ihrer Vorfahren in der großen Welt jenseit des Meeres entspringt — es wird auch eine Sache sein, die für die Deutschen in der ganzen Welt von Interesse ist, denn es soll ein lebendiger Beweis der Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft und politischen Einrichtungen des Volkes werden, das die Eigenschaften, die ihm den Sieg über das römische Kaiserreich zur Zeit von dessen größter Macht und Herrlichkeit verschafft haben, so rein erhalten hat.

Um eine derartige Anstalt ihren Zwecken vollständig entsprechen zu lassen, sollte sie folgende Elemente in sich vereinigen:

Erstens: Ein passendes Gebäude, welches ein schönes Beispiel deutscher Architektur in höchster Vollendung vorstellen soll, so daß Künstler und Architekten es einst für nötig halten, es zu Studienzwecken zu besuchen.

Zweitens: Eine Bibliothek deutscher Werke und Zeitschriften, die Werke hervorragender Schriftsteller und anderer Personen enthaltend, mit allen zeitgenössischen Kommentaren und Hilfswissenschaften, soweit sie nötig sind, vor Fachleuten und Gebildeten überhaupt hinreichende Gelegenheit zum Studium der deutschen Wissenschaften zu geben.

Drittens: Eine historische Bibliothek, die alle wichtigen, auf die Geschichte des deutschen Volkes bezüglichen Werke enthält, um dem Studenten die Kenntnis der wissenschaftlichen, künstlerischen, militärischen und praktischen Schöpfungen auf diesem und allen damit verwandten Gebieten zu ermöglichen.

Viertens: Eine philologische Bibliothek, die alle hervorragenden Werke deutscher Philologie mit Einschluß der einzelnen Dialekte besitzt.

Fünftens: Eine Bibliothek deutscher Jurisprudenz und Nationalökonomie, die alle Zweige dieser wichtigen Wissenschaften umfaßt.

Sechstens: Eine naturwissenschaftliche Bibliothek, welche die hervorragendsten Werke deutscher Gelehrter auf diesem Gebiete von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart einschließt — diese epochemachenden Werke, die ihrerzeit nicht nur von großem wirtschaftlichen Werte waren, sondern auch jetzt noch von Bedeutung sind, da sie eine so wichtige Stelle in der Entwicklung der Naturwissenschaft einnehmen.

Siebentens: Eine philosophische Bibliothek, die sich aus jenen Werken deutscher Philosophie zusammensetzen soll, die in jeder Richtung auf die Geistesentwicklung aller zivilisierten Nationen Einfluß ausgeübt haben.

Achtens: Eine Halle für große Versammlungen und Zusammenkünfte, die gleichzeitig eine gut ausgestattete Bühne enthält, auf welcher die wichtigsten deutschen dramatischen Meisterwerke zur Darstellung gebracht werden können.

Neuntens: Eine Art Museum, das, soweit das äußerlich möglich ist, die Zivilisation und Kultur Deutschlands von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart vor Augen führt und sich aus Gegenständen deutscher Kunst aller Art zusammensetzen soll.

Zehntens: Eine Anzahl von akademischen Lehrstühlen der deutschen Literatur, Geschichte, Philosophie, Jurisprudenz, Nationalökonomie und Handelswissenschaft, deren Inhaber nicht nur Leute sind, die unser Wissen auf den von ihnen vertretenen Gebieten erweitern, sondern die auch die Ergebnisse der deutschen Geschichte und Entwicklung der Englisch sprechenden Bevölkerung vorzulegen und mitzuteilen verstehen.

Der persönliche Verkehr führender Geister ist von größter Wichtigkeit zur Herstellung guter internationaler Beziehungen. Deshalb besteht die Absicht, von Zeit zu Zeit Männer aus Deutschland hierher zu berufen, die das heutige Deutschland in jeder Weise repräsentieren.

Ein Institut wie das obengenannte wäre gleichzeitig ein passender Ort, um in einem damit verbundenen Museum die Tausende von Gegenständen unterzubringen, welche die Amerikaner und Deutsch-Amerikaner auf ihren europäischen Reisen sammeln. Es wäre auch ein passender Ort, um eine besondere Bibliothek deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft zusammenzubringen, welche Deutsche diesseit und jenseit des Ozeans hier aufstellen und der gegenwärtigen sowohl, wie der kommenden Generation zugänglich machen möchten.

Das Unternehmen wird zweifellos die weiteste Unterstützung und Mithilfe unserer deutsch-amerikanischen Mitbürger finden und das freundliche Interesse der Deutschen jenseit des Meeres, wo sich die öffentliche Meinung sowohl wie die Regierung aufs lebhafteste mit den geistigen und materiellen Fortschritten der Söhne Deutschlands hier in Amerika beschäftigt.

Es gibt kaum einen passenderen Ort in den Vereinigten Staaten, um ein solches Denkmal deutschen Geistes und deutscher Tatkraft zu errichten, als am Gestade des großen Binnensees, der zwischen vier großen Staaten im Mittelpunkte des nationalen Lebens liegt, noch läßt sich ein besserer Ort dafür an diesem See finden als der prächtige Campus der Northwestern-Universität, der sich am Seeufer hin in der schönsten Vorstadt Chicagos erstreckt. Auch könnte kein passenderer Punkt zur Errichtung eines solchen Instituts gefunden werden, als die Stadt Chicago — deren Bewohner fast zu einem Drittel aus Deutschen bestehen — die der Hauptsitz der strebsamen Tätigkeit des großen Westens ist und auf allen Seiten von Mittelpunkten deutscher Tüchtigkeit und deutschen Unternehmungsgeistes, wie Milwaukee, St. Louis, Cincinnati und Cleveland, umgeben ist.

Dieses Institut wird in kommenden Jahren eine beständig wachsende Zahl von ernsten Studenten beherbergen, und in der Ueberzeugung, daß diesem Plane und seiner Ausführung das Interesse und der Beifall aller Freunde Deutschlands und der Vereinigten Staaten zuteil wird, wird das Unternehmen hiermit der Oeffentlichkeit zu geneigter Kenntnisnahme unterbreitet.

Edmund J. James,

Präsident der „Northwestern University".

Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft

hielt am 12. April in Berlin ihre diesjährige Generalversammlung unter dem Vorsitz ihres ersten Präsidenten, des kommandierenden Generals des 1. Armeekorps, General der Infanterie Frhr. von der Goltz, ab. Die Geringfügigkeit der der Gesellschaft zu Gebote stehenden Mittel gestattet ihr leider nicht, wirtschaftliche oder wissenschaftliche Expeditionen nach Asien zu entsenden; sie muß sich begnügen, durch Vorträge, wissenschaftliche Arbeiten in ihrem Organ Asien zur Kenntnis des asiatischen Kontinents beizutragen, im größeren Publikum Interesse und Verständnis für eine Asien-Politik im deutschen Sinne zu fördern. Bereits im Vorjahre hat die Gesellschaft, nach dem Vorschlage des ersten Vizepräsidenten, Exzellenz v. Liebert, beschlossen, ihr Arbeitsgebiet dadurch auszubauen und ihre Tätigkeit praktischen Ergebnissen näher zu führen, daß sie besondere Sektionen für die einzelnen Teile Asiens eingesetzt hat, wodurch tatsächlich eine stärkere Anregung zur Mitarbeit auf die Mitglieder ausgeübt worden ist. Um nun in dieser Beziehung noch mehr wie bisher zu leisten, wird es sich die Gesellschaft zur Aufgabe machen, das gesamte vorhandene Material für die einzelnen Teile des asiatischen Kontinents nach gewissen weltpolitischen und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten zu ordnen, hierbei besondere große Abteilungen (Ostasien, Westasien u. s. w.) festzulegen und innerhalb dieser Abteilungen die in erster Linie zu erörternden Fragen zu bezeichnen und die Aufschließung des vorhandenen Materials für Beleuchtung solcher Fragen vorzunehmen. Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde der Antrag gestellt und angenommen, „es wolle sich der Vorstand unverzüglich unter Hinzuziehung der für die einzelnen Sektionen in Betracht kommenden Fachmänner aus den Kreisen der Nationalökonomie, der Politik, der Geographie, der Ethnographie und der Weltreisenden der Ausarbeitung eines einheitlichen Arbeitsplanes, unterziehen, die einzelnen Teile dieses Planes aber sinngemäß den Sektionsvorständen zu weiterer Vernlassung, bezw. Bearbeitung überweisen." Weitere zur Annahme gelangte Anträge betrafen die zweckmäßige Ausgestaltung des Völkermuseums in Berlin speziell für die Sammlung aus Asien, sowie die Unterstützung der Deutsch-Levantinischen Baumwollgesellschaft für ihre Unternehmungen in Kleinasien. Die Generalversammlung war sehr gut besucht, es waren auch von auswärts mehrere Mitglieder eingetroffen; von München wohnte das Vorstandsmitglied Major M. Schlagintweit den Verhandlungen an. Die Gesellschaft ist keine große — sie zählt zur Zeit 537 Mitglieder —, aber sie hat während ihres zweijährigen Bestehens doch schon recht Anerkennenswertes geleistet und schreitet rüstig vorwärts; ihr vortreffliches redigiertes Organ, die monatlich erscheinende Zeitschrift Asien, zugleich auch das Organ der „Münchener Orientalischen Gesellschaft", ist seit 1. Oktober vorigen Jahres durch eine Beilage Das wirtschaftliche Asien zeitgemäß bereichert worden.

22

Kleinere Mitteilungen.

rt. **Neuer Komet 1904. a.** Der bekannte Kometenjäger Mr. W. Brooks in Geneva (Nordamerika) hat laut telegraphischer Mitteilung der Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel in der Nacht vom 16. auf 17. April einen neuen Kometen aufgefunden, dessen Positionen zur Zeit der Entdeckung die folgenden waren:

Rektaszension = 16h 58m
Deklination = 44° 10'

Der neuentdeckte Komet, der erste dieses Jahres, befindet sich demnach gegenwärtig im Sternbild des Herkules und bewegt sich in diesem, wie der Entdecker gleichfalls angibt, langsam nordwärts. Kern und Schweif des neuen Kometen konnten deutlich unterschieden werden; seine Helligkeit entspricht nach weiterer, von Kiel eingetroffener telegraphischer Mitteilung der Sterngröße 8.5. Der neue Komet ist somit einstweilen mit freiem Auge nicht wahrzunehmen.

* **Kongresse.** In der Aula der Universität zu Leipzig wurde am Montag Vormittag der 21. Kongreß für innere Medizin durch Obermedizinalrat Merkel, Nürnberg, unter zahlreicher Beteiligung der medizinischen Welt Deutschlands eröffnet. Im Namen der sächsischen Staatsregierung begrüßte Kreishauptmann v. Eheenstein die Versammlung, im Namen der Stadt Leipzig Oberbürgermeister Dr. Tröndlin, der Garnison Generaloberarzt Dümmler und im Namen der österreichischen Staatsregierung Hofrat Prof. Rotnagel, Wien. In der Wandelhalle der Universität wurde eine große Ausstellung eröffnet. — Der in Gießen tagende Kongreß für experimentelle Psychologie wurde am gleichen Tage durch Prof. Dr. Sommer, Gießen, eröffnet. Den Vorsitz übernahm Professor Dr. Elias Müller, Göttingen. Als erster Redner sprach Henri, Paris, über die Methode der Individual-Psychologie. (Näherer Bericht folgt.)

* **Aus der Philosophen-Welt.** Das seit längeren Jahren erscheinende Werk des Professors der Philosophie an der Universität Jena, Dr. Otto Liebmann: „Gedanken und Tatsachen" (Straßburg, Trübner) ist soeben mit dem vierten Heft des zweiten Bandes zum Abschluß gelangt. Wir werden auf das Werk des Näheren zurückkommen.

* **Die Ausstellung alter Kunstwerke in Siena** ist am Sonntag Morgen durch den König, in dessen Begleitung sich der Unterrichtsminister Orlando befand, feierlich eröffnet worden.

oc. **Von deutschen Bibliotheken.** Der Großherzog von Baden hat den Oberbibliothekar der großh. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Brambach, auf sein Ansuchen wegen leidender Gesundheit unter Anerkennung seiner langjährigen, treu geleisteten und ersprießlichen Dienste und unter Ernennung zum Geheimrat 3. Klasse, sowie unter der Belassung der Vorstandschaft des Münzkabinetts in den Ruhestand versetzt. Bibliothekar Hofrat Dr. Alfred Holder wurde zum Oberbibliothekar an genannter Bibliothek — unter Beschränkung auf die Leitung der Handschriftenabteilung — und der Vorstand der Hochschulbibliothek in Bern, Dr. Theodor Längin, unter Verleihung des Titels Professor zum Bibliothekar — unter Uebertragung der Leitung der Druckschriftenabteilung — ernannt.

* **Todesfälle.** Zu Forestthill in England starb die älteste Tochter Ferdinand Freiligraths, die Kaufmannswitwe Käthe Freiligrath-Kröker. Sie war in Rapperswyl im Jahre 1845 geboren und hat sich als Schriftstellerin einen Namen gemacht. Auch als Uebersetzerin ist sie hervorgetreten und hat unter anderem die Gedichte ihres Vaters ins Englische übertragen. — Der auch in Deutschland viel gelesene Schriftsteller Samuel Smiles ist am Sonnabend in Kensington im Alter von 91 Jahren gestorben. Samuel Smiles wurde im Jahre 1813 zu Haddington in Schottland geboren. Nachdem er kurze Zeit als Wundarzt praktiziert hatte, übernahm er die redaktionelle Leitung der Leeds Times, später das Sekretariat verschiedener Eisenbahngesellschaften. Seit dem Jahre 1866 hat er, ohne ein Amt zu bekleiden, in London gelebt und sich als Schriftsteller durch Werke betätigt, deren Gegenstand zum großen Teil mit seiner Berufstätigkeit zusammenhängt und die durch ihre praktisch-moralische Tendenz einen weiten Leserkreis gewannen. Er war einer der wirksamsten populären Schriftsteller. Großen Eindruck hat Smiles auf seine Zeitgenossen mit seinem zuerst im Jahre 1860 erschienenen Werke „Self-help", das zahlreiche Auflagen erlebt hat und auch in das Deutsche und in andere Sprachen übersetzt worden ist, gemacht. Von den übrigen sehr zahlreichen Werken Smiles' sind am bekanntesten die von ihm verfaßten Biographien der vier großen englischen Ingenieure Stephenson, Mondsley, Fairbairn und Nasmyth. Diese Lebensbeschreibungen sind gleichfalls in andere Sprachen übertragen worden. Als Biograph hat sich Smiles auch später wiederholt betätigt und unter anderen Biographien von Boulton, Watt, Robert Dick und dem Philanthropen Moore verfaßt. — Der Generalsekretär der Ungarischen Geologischen Gesellschaft, Professor Dr. Moriz Staub in Budapest, ist gestorben.

Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der ordentliche Professor der inneren Medizin Dr. Bernhard Naunyn, sowie der bekannte freisinnige Theologe D. H. Holtzmann werden, nach einer Meldung der Straßburger Post, demnächst in den Ruhestand treten.

* **Freiburg i. Br.** Der Privatdozent der Nationalökonomie Dr. Robert Liefmann, der bis zum verflossenen Winterhalbjahr in Gießen habilitiert war, ist zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Halle.** Der Privatdozent der Kunstgeschichte in Berlin, Dr. Adolf Goldschmidt, hat, der National-Zeitung zufolge, einen Ruf an die hiesige Universität erhalten.

hc. **Göttingen.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität, Professor Dr. Arthur v. Hippel, feiert am heutigen Tage das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Professor.

* **Bern.** Anläßlich seines nun uns bereits gemeldeten goldenen Doktorjubiläums hat dem Staatsrechtslehrer Professor Dr. Karl Hilty die juristische Fakultät der Universität Heidelberg das vor 50 Jahren dort erworbene Doktordiplom erneuert.

* **Helsingfors.** Die Finnländische Gesellschaft der Wissenschaften hat zu Ehrenmitgliedern die folgenden ausländischen Gelehrten ernannt: den Direktor des Pariser Observatoriums und Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften Maurice Loewy; den Direktor des Observatoriums am Kap der Guten Hoffnung Sir David Gill; den Professor an der Universität Berlin Direktor Theodor Wilhelm Engelmann; den Direktor des Meteorologischen Instituts zu Christiania Henrik Mohn; den Direktor des Meteorologischen Observatoriums zu Upsala Professor Hugo Hildebrandsson und den Professor an der Universität Kopenhagen Wilhelm Thomsen.

* **Aus Rußland.** Am 14. (27.) März war es ein Vierteljahrhundert, daß der nunmehrige Professor für russische Sprache und Literatur an der St. Petersburger Universität, Alexej Iwanowitsch Sobolewsky im Krititscheskoje Obzorljenije (Kritische Rundschau) seine erste Arbeit aus dem Gebiete der Sprachforschung erscheinen ließ. Damals war Sobolewsky noch Privatdozent an der St. Wladimir-Universität. Auf Grund einer Dissertation über „Untersuchungen auf dem Gebiete der russischen Grammatik" hatte ihm vorher die Moskauer Universität den Grad eines Magisters der russischen Sprachwissenschaft verliehen; den Doktortitel erwarb er sich 1884 mit der Studie „Abriß aus der Geschichte der russischen Sprache" an der Universität Charkow. Diese Publikationen, die durch ihre klare und systematische Darstellungsweise auffielen, haben sofort nach dem Erscheinen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf den jungen Gelehrten gelenkt. Und als Bratoslav Jagić 1888 dem Ruf nach Deutschland gefolgt war, übernahm Alexej Iwanowitsch als dessen prädestinierter Nachfolger den Platz an der St. Petersburger Universität. Die nunmehrige Tätigkeit des Professors Sobolewsky erstreckte sich auf alle Zweige der russischen Sprachwissenschaft. Seine erste größere Arbeit „Abriß der russischen Dialektologie" (in der Zeitschrift „Schiwajn Starina" 1892) war das Ergebnis langjährigen und gründlichen Quellenstudiums. Sie umfaßt eine Fülle der Wissenschaft bis dahin unbekannt gewesener Ausdrücke und Wortbildungen der Hauptdialekte Rußlands. Sie wurde binnen kurzem zum unumgänglichen Hilfswerk für jeden, der sich mit russischer Philologie beschäftigt. Aber auch für die Ethnographie hatte die Studie große Bedeutung, indem sie klar und scharf das ungeheuere Material für die ethnographische Bestimmung einzelner Völkerschaften Rußlands sondert und sichtet. Das Quellenstudium führte zur Veröffentlichung einer Reihe alter Sprachdenkmäler, die andere zu Forschungen und Abhandlungen anregten. So sind bereits gegenwärtig die typischen Eigentümlichkeiten des klein-russischen (galizisch-wolhynischen) Dialektes, sowie die Dialekte von Pskau und Smolensk wissenschaftlich festgestellt. Die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen nach dieser Richtung legte Sobolewsky in den „Vorträgen über die Geschichte der russischen Sprache" nieder. (Dritte Ausgabe, St. Petersburg 1903.) Der Gelehrte folgt darin der Entwicklung einzelner Sprachgebräuche von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, unter Vergleichen mit anderen slavischen Sprachen. Ein wichtiger Zweig der geschichtlich-kritischen Sprachforschung, die slavisch-russische Paläographie, fand seitens A. J. Sobolewskys eine besondere Förderung. Zu seinen größten Verdiensten zählt jedoch die Wissenschaft die Herausgabe der „Großrussischen Volkslieder" (7 Bände; St. Petersburg 1895—1903) und die „Moskauer Uebersetzungsliteratur aus dem 14.—17. Jahrhundert". Diese Volkslieder, die eine treffliche Anordnung und kritische Anmerkungen in reichlichem Maße zeigen, wurden auf Kosten des Großfürsten Georg Mihailowitsch herausgegeben. Die Uebersetzungsliteratur besitzt auch für das Ausland einen nicht zu unterschätzenden Wert, da manche Werke — oft nur dem Titel nach angeführt oder exzerpiert — darin zum Vorschein gelangen, von denen in deren Geburtsländern kaum mehr eine Spur vorhanden ist. Mit den oben zitierten wissenschaftlichen Arbeiten ist die Zahl der Publikationen aus der Feder Sobolewskys keineswegs erschöpft. Seine Untersuchungen über einzelne Teile der russischen Grammatik und Syntax, in erster Reihe über die russische Geschäftssprache, zeugen von außerordentlichem Scharfsinn. Wenn auch die Tätigkeit des Gefeierten sich auf rein slavische Felder beschränkt, so ist sie trotzdem auch für die deutsche Gelehrtenwelt von Interesse.

Ph. L.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Rudolf Vrbn: Oesterreichs Bedränger. Die Los-von-Rom-Bewegung. Studien über politische, religiöse und soziale Zustände der Gegenwart. Prag 1903. Fr. Rivnac. 639 S. — Dr. Hermann Wedding: Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde. Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in theoretischer und praktischer Beziehung, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. 2., vollkommen umgearb. Aufl. von des Verfassers Bearbeitung von „John Percys Metallurgy of iron and steel". Bd. III: Die Gewinnung des Eisens aus den Erzen. 1. Lieferung. Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 348 S. — Mahâyâna. Die Hauptlehren des nördlichen Buddhismus. Von S. Kuroda. Autorisierte deutsche Ausgabe nach dem englisch-japanischen Originale von K. B. Seidenstücker. Leipzig 1904. Buddhistischer Missionsverlag. 49 S. — Dr. med. Franz Kleinschrod: Die Naturheillehre und die Krankheitslehre der Schule der heutigen Medizin. Wissenschaftliche und kritische Studie ausgearb. und im Auftrage der Vereinigung süddeutscher Aerzte für physikalisch-diätetische Therapie herausgegeben. M. e. Vorwort von Dr. Sexauer-Pforzheim. Lorch (Württemberg) 1903. Karl Rohm.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schamacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Die Königin von Cypern

Lustspiel in drei Aufzügen

von

Rudolph Lothar

Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark (6702)e

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 20. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Byronsche Dichtung und ihre Bedeutung für die moderne poetische Literatur. Von A. Reidhardt, Forstmeister in Jugenheim.

Das Wort Bibel. Von Eb. Nestle (Maulbronn).

II. Bücher und Zeitschriften.

Dr. Karl Rapke: Die Perspektive und Architektur auf den Dürer'schen Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden. — Sozialer Fortschritt.

III. Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig. — Deutsche Anatomische Gesellschaft. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Byronsche Dichtung und ihre Bedeutung für die moderne poetische Literatur.

Von A. Reidhardt, Forstmeister in Jugenheim.

Es wird kaum eines besonderen Nachweises bedürfen, daß einerseits die allgemeineren Anschauungen der neueren Zeit, wie sie insbesondere durch die Forschungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften erzielt werden, und andrerseits die ungeheure Vervielfältigung und Erweiterung aller Verhältnisse des Seins und Werdens nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung poetischer Erzeugnisse in virtueller Hinsicht zu bleiben vermochten und vermögen. Aber auch bezüglich der Form poetischer Darbildungen machen sich ähnliche Einflüsse mehr oder weniger geltend. So z. B. bezüglich der ursprünglich festgehaltenen aristotelischen drei Einheiten beim Drama; und wenn bei Einteilung des ganzen Gebietes der Dichtung in drei Hauptgattungen (Epos, Lyrik und Drama) der letzteren unbedingt der oberste Rang zugewiesen ward, so dürfte dieses Diktum doch wohl einer gewissen Einschränkung bedürfen.

Als unbestritten kann nämlich angenommen werden, daß der echte und rechte Dichter ein Lehrer und Erzieher des Volkes sein soll; und gerade hierwegen wird diejenige Gattung, deren Gebilde von den weitesten Kreisen der Gesellschaft sofort voll erfaßt, sozusagen prima vista, wie in der Musik das Volkslied, begriffen werden kann, nicht gegen die andere zurückgedrängt werden dürfen, zumal namentlich das Drama nicht in gleicher Extensivität zu wirken geeignet ist.

Zu sofortiger Erfassung dramatischer Darbildungen gehört nämlich schon eine höhere, literarische Schulung, wie solche selbst in den besseren Kreisen nicht überoll zu erwarten ist, da die „guten Leute und schlechten Musikanten“ (nach E. T. A. Hoffmanns Klassifikation der sogen. Gebildeten) immer viel zahlreicher sein werden, als die „wirklichen — guten — Musikanten“. — Dazu kommt aber noch ein Weiteres, nämlich daß dramatische Dichtwerke zuerst in ihrer lebendigen Darstellung und Vorführung ihre volle Wirkung erzielen können.

Einem wie kleinen Teile des Volkes oder der Gesellschaft ist es aber aus mehr als einem Grunde überhaupt möglich, solche Dorstellungen auf sich wirken zu lassen, so lang nicht wirkliche Volksbühnen überoll eben so gut als Kirchen oder Schulen existieren? — Nicht bloß auf den virtuellen und formellen Wert einer Dichtung an und für sich kommt es somit allein an bei Bemessung des Grades, in welchem sie ihre hohe Aufgabe als Lehrerin und Erzieherin des Volkes zu erfüllen geeignet, sondern auch auf die ihr mögliche Extensivität ihres Einflusses, und deshalb kann dem Drama höchstens bezüglich der Form an und für sich ein Vorrang in der ars poetica zugestanden werden. Wir möchten in dieser Hinsicht nur an Homer und die großen Tragöden der alten Hellas erinnern und fragen, ob ersterer, welcher in den Schulen auswendig gelernt ward, nicht mindestens gleich großen Einfluß wie letztere auf die Bildung der Hellenen in ihrer Gesamtheit ausgeübt habe? Nun aber hat das enge Bett des antiken, klassischen Epos mit der Einfachheit seiner Verhältnisse keinen Raum mehr für den unermeßlich geschwollenen Strom von Anschauungen, Gedanken und Empfindungen, wie sie die neuere Zeit beeinflussen, weshalb für diese Art der Dichtung eine jenen Faktoren entsprechende Modifikation gefunden werden mußte, deren Rahmen weit und elastisch genug, um die Entfaltung der so vielseitigen und mannigfaltigen Anschauungen nicht zu beengen und den dadurch bedingten wechselnden Tönen freies Spiel zu gestatten.

Und als solche zeit- und sachgemäße Modifikation erscheint das erzählende, reflektierende Gedicht, wozu jedoch sogleich bemerkt werden mag, daß die Reflexion nicht in planmäßig didaktischer Art ausgelöst werden darf, sondern sich dem nicht gedonkenlosen Leser ganz von selbst aufdrängen muß, ihm selbst die Nutzanwendung fürs Leben überlassend.

Diese Form nun hat Byron zuerst gefunden oder doch sie in richtiger Art ausgestoltet und auf die höchstmögliche Stufe der Entwicklung gehoben, indem er den philosophischen Gedonken äußerlich unauffällig mit der Dichtung so innig verwob, daß er, getragen von der leuchtenden, bestrickenden Schönheit der letzteren, seine Wirkung nicht verfehlen konnte.

Und wenn nun Byron in dieser Art der Dichtung ganz unerreicht dasteht, wer will dann die Berechtigung seiner Bewertung als eines der größten und erhabensten Dichter aller Zeiten und Völker um deswillen bestreiten, weil er nicht auch im Drama Gleiches geleistet habe? Ganz abgesehen davon, daß er auch in dieser Gattung Tüchtiges geschaffen hat, und da seine Lyrik voll der edelsten Perlen echter Poesie, kann mon wohl fragen, wann und wo denn überhaupt jemals ein Dichter gleich Großes in allen drei Gattungen geleistet habe? Wollte mon jedoch gleichwohl in fraglicher Hinsicht eine gewisse Beschränkung seiner Größe finden, dann dürfte nicht übersehen werden, daß er in den drei dramatisierten Gedichten Cain, Himmel und Erde und Manfred ganz unerreicht an Erhabenheit und Tiefe der Gedanken dasteht, und in jenen Schöpfungen gewissermaßen eine neue Gattung der Poesie der früheren Dreiheit zugefügt hat. — Weg also mit dieser bedingungslosen Bewertung poetischer Werke nach der Art ihrer Gattung, welche mit Bezug ouf Byron zweimal verfehlt, weil seine Schöpfungen durch

den Wechsel der Zeiten und ihrer echten Ideale nicht beeinflußt werden können.

Kommen wir nun nach diesen mehr allgemeinen Vorbemerkungen näher an den in der Ueberschrift dieser Erörterung angedeuteten Zweck heran. — Welchen Einfluß auf unsere Literatur im vorvorigen resp. vorigen Jahrhundert das Studium Shakespeares gehabt hat, ist bekannt, und in gleicher Weise würde zuverlässig das Studium Byrons befruchtend für die Dichtung der neueren Zeit geworden sein, wenn sich nur alsbald ein Schlegel oder Tieck gefunden hätte, diesen Dichter-Heros in einer seiner würdigen Gestalt dem deutschen Publikum vorzuführen. — Dies wäre freilich unumgänglich nötige Bedingung gewesen, da immer nur ein sehr kleiner Teil der für solche Literatur sich interessierenden Leser so genau vertraut ist mit einer fremden Sprache, um ein in dieser geschriebenes Dichterwerk auch völlig verstehen zu können, eine schlechte Uebersetzung aber niemals in das eigentliche Wesen derselben einzuführen vermag.

Daß und warum nun aber Jahrzehnte hindurch eine dem Original überall gerechte Uebersetzung nicht zustande gekommen, ja vielleicht nicht einmal zustande kommen konnte, lag an verschiedenen Gründen, welche näher zu erörtern hier zu weit führen würde, und möge nur so viel erwähnt sein, daß der Geist der Byronschen Dichtung in vielfacher Beziehung ein prophetischer war und daß, ehe er ganz zu erfassen war, zuvor eine Klärung der Anschauungen in mehr als einer Hinsicht sich vollzogen haben mußte, wie solche namentlich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch war. — Natürlich soll hiermit nicht gesagt sein, daß nicht gleichwohl gar manche eines richtigen Verständnisses in fraglicher Hinsicht fähig gewesen wären, da es zu jeder Zeit Männer gibt, welche der durchschnittlichen Erkenntnis ihrer Zeit bezüglich der großen Frage des „Sein oder Nichtsein" weit voran sind; dies aber genügt nicht zur Vermittelung des Einflusses einer fremden Dichtung auf die einheimische; vielmehr muß vorher sich mindestens ein beträchtlicher Teil der Gesellschaft zu einem genügenden Grad innerer Freiheit gegenüber der allgemeinen Befangenheit jeder Art emporgerungen haben. — Aber die Zeiten ändern sich, in immer weiteren Gesellschaftskreisen treten an die Stelle zweifelnder Unsicherheit jetzt der Ziele sich klar bewußte Anschauungen und, was lange Zeit hindurch der Menge nur als Zukunftsträumerei erschien, wird nach und nach zu wesenhafter Wirklichkeit. Zwar stehen wir nur erst noch mitten im Kampfe des Neuen und Lebensfähigen mit dem Alten und Abgestandenen in mehr als einer Hinsicht; immerhin aber haben die modernen Ideen bereits so weit Wurzel in der Allgemeinheit geschlagen, um ein intensiveres und extensiveres Verständnis für eine von jenen überall durchdrungene Dichtung zu ermöglichen. Und hierwegen ist es sicher an der Zeit, auf die Byronsche Dichtung, welche auf der Höhe der modernen Weltanschauung steht, nachdrücklichst hinzuweisen, damit durch das Beispiel derselben die deutsche Poesie auf die richtige Bahn geleitet werde. Und daß Byron in der Tat ein wahrhaftiger Apostel jener Ideen war, welche ganz wesentlich Wesen und Inhalt der Neuzeit bilden, und zwar gleich sehr in allgemein philosophischer, wie in politischer, sozialer und ethischer Beziehung, dies wird kaum einem Zweifel unterliegen können; beweist doch der ganze Ton seiner großartigsten Schöpfungen, daß sein Genius die Nebel durchdrang, welche noch überall gelagert auf des Lebens weiter Flur. Eine Folge dieser inneren geistigen Freiheit war es, daß Byrons Dichtung sich kühn und siegreich emporschwang über den schwimmelnden Dunstkreis der Transzendenz, das rein und wahrhaft Menschliche als höchstes Ziel und Ideal erkennend; und do er ein wahrhaftiger Dichter war, so entstand durch solches Fernsein eines früher so mächtigen Hebels poetischer Gebilde kein Nachteil für seine Schöpfungen; denn er ließ an die Stelle jenes den echt philosophischen Gedanken treten. Mit diesem ist aber nicht gemeint die unfruchtbare vage Spekulation in Bezug auf das Uebersinnliche, wie sie so nebelhaft und sinnverwirrend den Köpfen deutscher Philosophen ex professo entströmt, welche die stets wechselnden und in stetem Fluß befindlichen Formen unseres mit ihnen variierenden Erkennens in ein unwandelbar festes Gebäude zu bannen und zu zwingen suchen, sondern die gesunde, frische, für jedermann faßliche Abstraktion des Allgemeinen aus der Betrachtung der besonderen wirklichen Erscheinungen und Beziehungen menschlichen Lebens und Strebens je nach der Art der tatsächlichen Verhältnisse. Daß Byron allein, ganz aus sich selbst heraus, den richtigen Weg hierfür fand und stets den philosophischen oder philosophierenden Gedanken überall ganz gleichen Schritt mit der poetischen Idee halten, beide sich aufs innigste miteinander verweben ließ: darin liegt seine eigentliche Größe, und so entsprang aus dieser wahrhaftigen Ehe eine Art der Dichtung, welche fast allein noch Berechtigung hat für die Neuzeit. — Die tiefsten und doch dabei so naiv-einfach, so ganz ohne Prunk und phrasenhaftes Geklingel auftretenden Betrachtungen, die nirgends eine didaktische Absichtlichkeit wahrnehmen lassen, verschmelzen sich überall in Ernst und Scherz so ganz von selbst, so zart und vollkommen mit dem reinsten Fluß des poetischen Grundstoffes, daß sich hieraus ein harmonisches Ganzes bildet, in welchem kein Teil sich auf Kosten des anderen breit macht. Wie bildend infolge hiervon die Byronsche Dichtung wirken muß, wird kaum einer näheren Beleuchtung bedürfen; denn die Fülle tiefsinniger Gedanken und wahrhaft weiser Lehren in den verschiedensten poetischen Formen schleicht sich auf diese Art unter innerem Behagen ganz unbewußt in den Gedankenkreis des Lesers ein, welcher also gern und willig sich belehren läßt, während eine magisterhafte Absichtlichkeit des Belehrers ihn niemals recht annutet und daher auch nur selten recht anschlägt. Und sicher wird deshalb auch die Verbreitung dieser Dichtungen bei jenem großen Teil der „guten Leute und schlechten Musikanten" (vid. E. T. A. Hoffmann), bei welchem entweder die nötigen Vorbedingungen fehlen, um den rein logischen Entwicklungen einer gesunden Philosophie zu folgen, oder welcher zu indolent für ernstes und konsequentes Denken ist und daher die Welt laufen läßt, wie sie kann, viel mehr zu Zerstreuung der tausendfachen Vorurteile und des Aberglaubens jeder Art und Gattung beitragen, als die populärsten systematisch-didaktischen Beleuchtungen, bei deren nackten und scheinbar herben Schlüssen die Aengstlichen und Halben, aus ihrem gedankenöden Schlummer aufgeschreckt, sich rütteln und schütteln, während in jenen Dichtungen das Heilmittel sich überall ganz unbemerkt aus allbekannten Beziehungen und Verhältnissen des täglichen Lebens entwickelt und den großen Menschenkindern in ähnlicher Weise geboten wird, wie man für die kleinen die Arzneien mit einem Geschmackskorrigens versieht. Und in der Tat gibt es keinen Dichter, der anregender, erhebender und bildender auf alle Halbheit der Gegenwart zu wirken vermöchte, als Byron; denn jetzt gilt es nicht mehr um der Sitten Milderung und Glättung, sondern um Entwicklung innerer sittlicher Freiheit und männlich-mutigen Wesens, welches dem schweren Kampf der Wahrheit mit dem auf allen Gebieten des Lebens sich geltend machenden Proteus des Truges und des Scheines, der offenen und verdeckten Lüge, sowie dem sich überall wieder breit machenden Byzantinismus gewachsen ist.

Aus jenem Fernsein aller unfruchtbaren Fiktion ergab sich für unsern Dichter die Sphäre von selbst, in welcher sich seine Produktionen zu bewegen hatten: er tauchte in den frischen Strom des uns überall unmittelbar umgebenden Lebens, auf dessen Grund ein rüstiger Taucher zu jeder Zeit die reinsten Perlen entdeckt, wie trüb und faul auch die Wogen auf der Oberfläche ziehen. Darum verweilte er nirgends bloß auf dieser, wie die Modedichter: er wußte, daß Wirbel und Strudel ihren Grund oft in der Tiefe haben; und so genügte ihm nicht die äußere Handlung des Menschen, nein, er forschte ihrem Grunde nach und legte so ihre verborgensten Quellen im Innersten der Seele bloß, wobei dann freilich gar manches in ganz anderem Licht erscheint, als in welchem es von der privilegierten Heuchelei und konzessionierten Moral, welche den Himmel in Pacht genommen haben, gewöhnlich gezeigt oder von den Klugen und Scheinheiligen zur Schau getragen wird. — Um dies aber so nachdrücklich tun zu können, wie er es wirklich tat,

mußte der Dichter sich aufschwingen über jegliche Orthodoxie und sich der Anschauungen einer späteren Zeit bewußt sein, was uns seinen Genius in um so bewältigenderer Größe erscheinen läßt, als er damals nur erst auf vorurteilslose Betrachtung menschlichen Lebens und Strebens in jeder Richtung all jene Schlüsse zu bauen hatte, welche zuerst viele Dezennien später durch die Resultate der Forschungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften jedem, der nicht daran zweifelt, daß er Ohren zum Hören, Augen zum Lesen und Verstand zum Denken habe, und diese zu gebrauchen sich nicht scheut, so direkt und unwiderleglich an die Hand gegeben wurden, daß ein Zweifel ohne Verleugnung des eigenen Intellektes kaum möglich. — Nirgends den festen Grund des wirklichen Lebens verlassend, und darum überall stark und gewaltig wie der Riese Antäus, war er der wahrhaftige Dichter des echten und rechten Menschentums, welches sein höchstes Ziel in sich selbst und als nur in dieser sublunarischen Welt erreichbar erkennt. Dies rein Menschliche, welches der Dichter uns überall so klar im Spiegel seiner Dichtungen zeigt, indem er uns zugleich erkennen läßt, wie dies allein, selbst wo es unter den finstersten Schatten sich birgt und von diesen verdunkelt wird, oft noch von unendlich viel höherem Wert ist und in tausendmal reinerem Glanze strahlt, als alles Katzengold einer forcierten Tendenzmoral und verhimmelten Tugendheuchelei — dies rein Menschliche ist es, was jener Dichtung ihren süßesten Zauber und die überzeugende Gewalt verleiht, welche nur den wesenhaften Gestalten der Wirklichkeit innewohnt und von keinem zwischen Himmel und Erde schwebenden schattenhaften Gebilde der Phantasie jemals erübrigt zu werden vermag. — Und darum hatte Byron recht, wenn er sagte: „I hate all poetry, that is mere fiction"; er hatte zweimal recht, da es mehr als Zeit war, auch auf dem Gebiete der Poesie dem Menschen die Erde als seine wahre und einzige Heimat zu zeigen, aus deren Boden allein ihm die Frucht der inneren Freiheit und rechten Sittlichkeit entsprossen kann, und in welcher allein er sich zu höchstmöglicher Vollkommenheit zu entwickeln vermag, woraus zugleich die Pflicht der sich ihrer Zeit, ihres notwendigen Inhalts und hohen Berufes bewußten Poesie erhellt, kein anderes Ziel als das des wahrhaftigen schönen Menschentums und einer veredelten Diesseitigkeit ohne jede träumerische Beziehung über diese hinaus zu verherrlichen. — Und nirgends in allen seinen Dichtungen, größeren wie kleineren, ist Byron von diesem Pfade gewichen; jede steht mitten im frischen wahrhaftigen Leben, sowohl in Bezug auf Situationen und Verhältnisse, als auf Naturschilderungen und Charaktere, welche überall ihre realen Substrate haben. — Und wenn es nun keine Poesie in der Welt gibt, welche reicher an tausendfältiger Darbildung des Schönsten und Tiefsten, des Lieblichsten und Reinsten, was jemals einen Ausdruck in Wort und Sang und einen Widerhall im Herzen gefunden: dann ist dadurch mit Eins der alte Aberglaube widerlegt, als sei die Diesseitigkeit ohne jede Beimischung von Ueberfinnlichem kein Boden für echte Dichtkunst, für die doch die Byronsche der sicherste Wegweiser in der Neuzeit. — Aus dem Umstand, daß Byron den Inhalt seiner Weisen überall, wie bemerkt, dem wirklichen Leben entnommen, ergibt sich zugleich, daß in jenen auch die Schwächen und Gebrechen der Zeit sich abspiegeln, während er selbst, von dem Wesen der Neuzeit völlig durchdrungen, im Vordertreffen des beginnenden Kampfes der Ideen stand als rüstiger Streiter, des Zieles und Inhaltes des Werdenden sich vollkommen bewußt, konnte er so des Dichters heiligsten Beruf erfüllen: der Lehrer der Völker zu sein und ihr echter Prophet. Weit entfernt davon, hiermit irgend einer Art von Tendenz-Poesie das Wort reden zu wollen, welche mit dem Wesen der reinen Kunst nicht vereinbar, soll nur so viel damit gesagt sein, daß nur derjenige Dichter, welcher sich zu genügender Klarheit über den Inhalt seiner Zeit durchgerungen hat und dessen Produktionen ohne Absichtlichkeit Träger der modernen Anschauungen sind, jetzt noch das Höchste für Bildung des Volkes zu leisten vermag. Eingeschaltet möge hier werden, daß im 18. Jahrhundert, dessen Inhalt ein ganz anderer war, dieser Punkt weit weniger ins Gewicht fiel, als in der Gegenwart, deren ganzes Ringen auf eine genügende Auseinandersetzung bezüglich der wichtigsten Fragen des Seins oder Nichtseins gerichtet ist, da ihr wesentlicher Inhalt Wissenschaft im Gegensatz zum Glauben, Zweifel und Forschung im Gegensatz zur Autorität, innere Freiheit und wahrhaftige Sittlichkeit im Gegensatz zum Dogma und der Tendenzmoral, reales, wahrhaftiges Menschentum im Gegensatz zu träumerischer, nebuloser Jenseitigkeit!

In dieser Hinsicht nun tritt die Byronsche Dichtung in zweifacher Richtung auf: einmal nämlich ganz positiv als entschiedene Trägerin der modernen Ideen, welche sich überall in Schilderung und Charakteristik bestimmt und direkt geltend machen; zum anderen aber negativ, indem sie alle der Verbreitung jener Ideen entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen sucht und jedes Bollwerk der Indolenz, des Vorurteils, der Gewohnheit, des Aberglaubens, der Dummheit und der Bosheit mit jeder ihr gerechten Waffe bestürmt. Es ist deshalb ebenso ungerecht wie abgeschmackt, behaupten zu wollen, wie es nur zu häufig geschehen, die Byronsche Dichtung wirke nur zusammenreißend, zersetzend, nicht aufbauend und versöhnend, — ungerecht, weil hierbei die ersterwähnte Richtung ignoriert werden muß, abgeschmackt aber, weil dabei übersehen wird, daß dem Neuaufbau eines Gebäudes das Niederreißen des alten vorhergehen muß, auch die Poesie überhaupt nicht in jener Art aufzubauen hat, wie es die Philosophie tut, ganz abgesehen davon, daß selbst diese wegen des steten Wechsels menschlicher Dinge und tatsächlicher Verhältnisse nur durch allmähliche, ununterbrochene Ersetzung des Abgestandenen und Morschen durch Lebenskräftiges und Neues Ersprießliches zu schaffen vermag Die Poesie kann in dieser Hinsicht nur Trägerin der Ideen sein, und zwar in der Art, daß sie diese nicht mit tendenziöser Absichtlichkeit, sondern mit edler und ungemachter Begeisterung auf den Schild erhebt und ihnen durch Schönheit und Erhabenheit der Darbildungen eine Folie gibt.

Wenn nun auch der negierende Teil bei unserem Dichter vielfach hervortritt, so ist dies ebenso natürlich und notwendig nach Lage der Sache, insofern nämlich der Zweifel, nicht der Glaube, die Grundbedingung des Besserwerdens, in einer Zeit des geistigen Ringens und Strebens sich überall von selbst aufdrängt, als es zugleich gerechtfertigt erscheint, wenn dabei in sittlicher Entrüstung jede Waffe geschwungen wird, welche dem Dichter, dem Vorkämpfer der Völker, als heiliges Recht verliehen, weil allzu häufig gerade die Besserwissenden aus unsittlichen Gründen die giftigsten Feinde jeder edlen, rein menschlichen Idee sind, überdies aber auch nur zu oft das difficile est satiram non scribere in Betracht kommt. Daß Byron jene Waffen mit allem Nachdruck geschwungen — wer könnt' es leugnen oder wer wollt' es? Den äußersten Unverstand aber, verbunden mit völliger Unkenntnis seiner Werke und gleich großer Unbekanntschaft mit seinem an tausendfacher Betätigung einer wahrhaft edlen, wenn auch nicht pharisäisch ausposaunten Nächstenliebe so reichen Leben, wenn nicht geradezu absichtliche Bosheit verrät es, ihn wegen jener Kampfesart einen Menschenfeind zu nennen. Wohl niemals hat ein menschliches Herz geschlagen, dessen Grundzug ein tieferes oder beständigeres Wohlwollen, eine reinere Menschenliebe gewesen; selbst jede Bitterkeit und scheinbare Härte entstammt diesem heiligen Quell, wie niemand, wer den Dichter ganz begriffen hat, zu leugnen vermag, und trägt somit überall ihre völlige Versöhnung in sich selber. Daß er alle Prätension und Unwahrheit, jede niedere und gemeine Gesinnung, namentlich aber alle feile und feige Charakterlosigkeit als Versündigungen am heiligen Geist der Menschheit haßte und geißelte, widerspricht nicht nur jener unleugbaren Tatsache nicht, sondern bestätigt sie vielmehr wesentlich. Ich bin kein Freund des Zitierens, das nur zu oft eine andere Form der allgemeinen Lüge, nämlich die Prätension des Vielwissens ist; hier aber muß ich mir erlauben, an den Ausspruch des edlen Börne zu erinnern, welcher sagt: „Seelen wie die seine schützt die Natur durch ein Dorngeflecht von Spott, damit das Vieh nicht daran nage; wer aber kein Schaf ist,

Digitized by Google

der fürchtet sich nicht, solchem stechenden Menschenfeinde zu nahen"; ferner aber mögen einige Worte des Dichters selbst hier eingeschaltet werden. Bei Erscheinen des siebenten Gesanges von Don Juan schreibt er an einen Freund: „Dieser Gesang enthält eine gehörige Dosis Sarkasmus gegen diese Schlächter en gros; solchen Verhältnissen und diesen Gesellen gegenüber ist es nötig, jetzt, da Philosophie und Tyrannei so hart aneinander geraten, die Scheide wegzuwerfen. Ich weiß, es ist ein erschrecklich ungleicher Kampf, aber er muß gekämpft werden und wird schließlich zum Wohle der Menschheit ausschlagen, *was immer daraus für das Individuum kommen mag, welches ihn wagt!*" — Und was Byron tatsächlich getan und gelitten für jenen Zweck, was er namentlich der bei ihm alles durchdringenden Idee der Freiheit, dieses Grundsteins und Eckpfeilers aller wahren Sittlichkeit, geopfert hat, die Ueberzeugung seines Lebens mit seinem Tode besiegelnd, indem er jene Idee zu realisieren suchte in dem einzig damals gegebenen praktischen Fall: das weiß jeder, der mit seinen Werken und seinem Leben vertraut ist.

Wollte man sagen, des Dichters unübertroffenes Genie habe einen anderen Weg einschlagen können, so wäre dies eine sehr müßige Bemerkung, weil dann eben Byron nicht Byron und seine Dichtung nicht eine so unvergleichliche Verklärung der inneren und äußeren Wahrhaftigkeit gewesen wäre, die nichts gemein hat mit der Klugheit der Welt, dieser großen Lüge im Gewande der Tugend.

Schon vorher ist angedeutet worden, daß in allen Byronschen Produktionen der Dichter innig mit dem Menschen verschmolzen ist. Da nun der hervorstechendste Zug in Byrons persönlichem Charakter eine so tiefe Wahrhaftigkeit und eine so rücksichtslose Offenheit war, wie sie kaum wieder zu finden, so war die Folge hiervon, daß er auch als Dichter im eigentlichsten Sinne des Wortes das Herz stets auf der Zunge trug. Mag man in rein künstlerischer Hinsicht über diesen Umstand denken wie man will, welcher doch kaum zu tadeln, sofern der Dichter nur ein rechter ist und jede Regung der Seele dem entspricht, so steht doch in jedem Falle so viel richtig, daß gerade mit hierdurch, resp. mit dem steten Hereinspielen der Persönlichkeit in die Dichtung, jene überzeugende, unwiderstehliche Gewalt des Eindruckes geübt wird, welche kaum in einer anderen Art möglich, sowie daß nichts von höherem Werte sein kann, als gerade ein solches Exempel in einer Zeit, deren Götze die Lüge in jeder Form, die alles durchdringt und die einfachsten Begriffe verwirrt, bis kaum noch irgendwo ein sicherer Halt. Fassen wir nun dies alles, was in vorstehenden Zeilen mitunter nur angedeutet werden konnte, zusammen, so ergibt sich hieraus der notwendige Schluß, daß das Studium der Byronschen Dichtung nach ihrem ganzen ureignen Wesen von entscheidender Wichtigkeit sein mußte für die Entwicklung der deutschen Poesie der Gegenwart, und dieser Einfluß sich um so nachdrücklicher geltend machen würde, als der ganze Geist jener Dichtung völlig deutsch und kosmopolitisch, auch die Form in jeder Hinsicht vollendet und klassisch ist, und als kaum je ein Dichter gesungen hat, dessen Weisen eine gleiche Fülle der entzückendsten Schönheit enthalten, oder, gleich vielseitig und mannigfaltig, so jeden Ton angeschlagen hätte, welcher nur je ein Echo in des Menschen Seele gefunden. Seine Dichtung ist eben eine echt realistische oder naturalistische im *besten Sinn*, mit welchem Begriff leider heutzutage von den Mode-Dichtern vielfach ein so grober Unfug getrieben wird. Daß diese kurze, skizzenhafte Erörterung, mit Rücksicht auf die deutsche Poesie, vorwiegend die erzählenden Gedichte, den größeren Teil seiner Werke, im Auge hat, ergibt sich aus dem Gang der Entwicklung von selbst; damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nicht auch seine übrigen Produktionen uns stets die reichsten Schätze des Genusses und der Erholung zu bieten vermöchten, derweil sie von demselben Hauche durchweht und Träger derselben Ideen sind, deren Verbreitung und Herrschaft uns so nottut. Von der Lyrik können wir hier absehen, da diese Gebilde von jedem Leser sofort völlig erfaßt werden können; auch die Dramen brauchen nur beiläufig erwähnt zu werden, obgleich zwei derselben, Marino Faliero und Sardanapal, wenn sie auch nicht ganz bühnengerecht, doch von ergreifender Schönheit und namentlich die weiblichen Gestalten von allem Zauber edelster Weiblichkeit umwoben sind. Dagegen haben die dramatisierten Gedichte, in welchen die Form nur behufs lebhafterer, anschaulicherer Beleuchtung der ihnen zugrunde liegenden philosophischen Ideen gewählt ist, in keiner Literatur der Welt ihresgleichen an bewältigender Macht der Gedanken und großartiger Erhabenheit ihrer dichterischen Entfaltung. Auf den unwiderstehlichen Zauber und die bestrickende Schönheit dieser Dichtungen — Himmel und Erde, Cain und Manfred — hier näher einzugehen, welche in diesen eigenartigen Dichtungen überall hervorspringen, wäre ganz unmöglich, denn es wären eigentlich ganze Bände damit zu füllen, und mögen deshalb nur über eines derselben, Manfred, einige Worte zum Schluß dieser Erörterung gesagt werden, weil es häufig Veranlassung gegeben hat, einen vergleichenden Maßstab an unsere Dichter zu legen. Diese poetische Skizze in dramatischer Form ist nämlich, weil darin ziemlich dieselbe Idee wie in Goethes Faust behandelt wird, von Uebelwollenden oder solchen, welche weder ein richtiges Verständnis für Byron haben, noch über Tatsächliches genügend unterrichtet sind, mit jenem letzteren Drama verglichen worden, um daraus zu folgern, Byron sei noch lange kein Goethe. Ein solches Urteil ist aber unverständig und ungerecht, ganz abgesehen davon, daß beide Dichter überhaupt nicht wohl miteinander zu vergleichen sind; unverständig, da Faust ein vollständig ausgebildetes Werk darstellt, an welchem Goethe ein halbes Leben lang gearbeitet hat und dessen erster Teil allein von mehr als dreifachen Umfang des Manfred, zu welchem die Idee unter den Gletschern der Jungfrau empfangen und in wenigen Monaten ausgearbeitet ward, in welch' kurze Zeit übrigens noch andere Arbeiten fallen; ungerecht aber, weil Byron, ganz abgesehen von der Ausführung, wenigstens wußte, was aller menschlichen und poetischen Gerechtigkeit nach nur das Los eines Menschen sein kann, welcher, mit der ganzen Welt und sich selbst zerfallen, darum nirgends einen Halt in jener hat. Vollständig abgeschmackt aber muß es erscheinen, wenn nun gar behauptet wird, die Idee zu Manfred sei dem Faust entlehnt. Byron, der wahrhaftigste der Menschen, hat sich selbst über jenes Verhältnis ausgesprochen, und an der unbedingten Richtigkeit seiner Worte nur entfernt zu zweifeln, hieße den Grundzug des Byronschen Charakters verkennen.

Doch genug, hoffen wir, daß diese kurze Erörterung zu besserem Verständnis und gerechterer Würdigung des unvergleichlichen Dichters und edelsten Menschen ein Scherflein beitragen möge, welcher Hab und Gut und Leben der Freiheit heldenmütig in seiner Beteiligung an dem Kampfe der Hellenen zur Abschüttelung des türkischen Joches geopfert hat.

Das Wort Bibel.

Aus Anlaß der 100jährigen Jubelfeier der Britischen und Auswärtigen Bibelgesellschaft ist auch in den Tageszeitungen mehr als sonst von der Bibel geredet worden. Um so überraschender ist die Tatsache, *daß die Geschichte dieses Wortes noch völlig unaufgeklärt ist*. Nicht bloß die allgemeinen Nachschlagewerke lassen zu wünschen übrig, sondern auch den Fachgelehrten lassen seine Hilfsmittel im Stich oder sie bieten ihm veraltete Irrtümer.

Gewöhnlich liest man, z. B. in der großen Enzyklopädie von Ersch und Gruber oder in dem kleinen Meyer, aber auch in theologischen Werken wie in der protestantischen Real-Enzyklopädie von Herzog-Hauck (3. A., Bd. 2, 1897, in dem Artikel Bibel von Prof. Kähler in Halle), daß es auf das griechische *τὰ βιβλία* zurückgehe, das aus Chrysostomus (gest. 14. Sept. 407) erstmals so von den Büchern par excellence, von der heiligen Schrift, schlechthin gebraucht werde. Für diese Angabe beruft man sich auf den Thesaurus eccle-

siasticus des im Jahre 1684 gestorbenen Schweizer Pfarrers und Professors Johann Caspar Suicerus (Schweizer); sie ist seitdem unendlich oft nachgeschrieben worden. Es ist ein Verdienst des Erlanger Theologen Th. Zahn, nachgewiesen zu haben, daß diese weitverbreitete Angabe ein Irrtum ist. Im zweiten Band seiner Geschichte des neutestamentlichen Kanons (1900, S. 945; also 7 Jahre ehe die protestantische Real-Enzyklopädie den alten Irrtum wiederholte) hat er gezeigt, daß von Suicers Belegstellen die erste ganz außer Betracht bleiben muß; denn da redet Chrysostomus von *θεῖα βιβλία*, göttlichen Schriften; in der zweiten sagt er von den Juden: bei ihnen sind *τὰ βιβλία*, bei uns (den Christen) *τῶν βιβλίων ὁ θησαυρός* (der Schatz der Bücher); bei ihnen *τὰ γράμματα*, bei uns *τὰ γράμματα καὶ τὰ νοήματα* (die Buchstaben und ihr richtiges Verständnis). Jeder Nachdenkende sieht, sagt Zahn, daß hier nicht von der Bibel, sondern vom Pentateuch die Rede ist, daß aber auch für diesen *τὰ βιβλία* ebensowenig als *τὰ γράμματα* ein Name ist.

Noch eine dritte Stelle wird von Suicer in anderem Zusammenhang angeführt und würde mit Unrecht für *βιβλία* als Bibel geltend gemacht. In einer seiner Predigten sagt Chrysostomus: Höret, ich bitte euch, all ihr Reichen, und kauft Bücher, Heilmittel der Seele; wenn ihr nichts anderes wollt, so kauft wenigstens das Neue Testament, den Apostel, die Apostelgeschichte, das Evangelium, bleibende Lehrer (*ἀκούσατε, παρακαλῶ, πάντες οἱ βιωτικοί, καὶ κτᾶσθε βιβλία, φάρμακα ψυχῆς: εἰ μηδὲν ἕτερον βούλεσθε, τὴν γοῦν καινὴν κτήσασθε, τὸν ἀπόστολον, τὰς πράξεις, τὸ εὐαγγέλιον, διδασκάλους διηνεκεῖς.*) Gewiß hat Zahn recht, wenn er sagt: „es leuchtet ein, daß das artikellose *βιβλία* hier nicht ein Name der Bibel ist, sondern die Kategorie „Bücher" bezeichnet, wozu unter anderem auch das Neue Testament gehört. Auch Bücher können Heilmittel und beständige Lehrer sein". So Zahn, der seine Ansicht dahin zusammenfaßt: Der mittelalterliche und moderne Gebrauch von *τὰ βιβλία* im Sinne von „die heilige Schrift", „Bibel," ist der alten Kirche durchaus fremd, und mit der Bemerkung schließt: „Ueber die Entstehung und erste Verbreitung des modernen Gebrauches des Wortes „Bibel" bei den abendländischen Völkern wage ich nichts zu sagen."

Also: über den griechischen Sprachgebrauch schreibt von Gras der Theologen einer dem anderen einen leicht erkennbaren Irrtum nach, und über den lateinischen Sprachgebrauch, von dem doch der moderne zunächst abhängt, wagt der gründlichste Forscher, den wir auf diesem Gebiete haben, nichts zu sagen.

Durch den im Eingang genannten Anlaß angeregt, wallte ich meinen Schülern etwas über die Geschichte der Bibel sagen und kam dabei naturgemäß auch auf die Geschichte dieses Wortes. Natürlich suchte ich nun zunächst in Du Cange's Glossarium mediae et infimae Latinitatis; aber die Ausgabe von 1681, die mir allein zur Hand ist, bot nur die Belehrung, daß biblia und sein Diminutiv biblieta in den Kreuzzügen eine Wurfmaschine bedeutet. Erst auf der Stuttgarter Bibliothek konnte ich die Neubearbeitung von Henschel einsehen (Niort, Bd. I, 1883). In dieser ist zu dem alten Artikel Biblia = Wurfmaschine, ein anderer Biblia, ae = Biblia, -arum beigefügt, mit einigen späten Belegen, aus der Imitatio Christi, einem Diarium Belli Hussitici, und einem Chronicon Trivetti, in welchem zum Jahr 1228 gesagt ist, daß in diesem Jahr der Erzbischof Stephan (Langton) von Canterbury gestorben sei: Hic super totam Bibliam postillas fecit et eam per capitula, quibus nunc utuntur moderni, distinxit.

Auch Littrés französisches Wörterbuch hat nichts Genaueres; gar nichts fand ich, wo ich es ganz besonders erwartet hätte, im Diezschen Wörterbuch der romanischen Sprachen. Das Beste bietet das New English Dictionary on historical principles, das die Philological Society unter Leitung von J. A. H. Murray gegenwärtig herausgibt (Vol. I, Oxford 1888).

Zuerst bietet das Werk Einiges über den griechischen Sprachgebrauch (in 1 Macc. 12, 9, bei Clemens Alexandrinus und Origenes). Dann sagt es, was auch sonst bekannt ist, daß Hieronymus für die Bibel das Wort bibliotheca gebrauche, und daß dieser Sprachgebrauch mehrere Jahrhunderte anhielt. Auch im Altenglischen findet sich das Wort in dieser Bedeutung, während „Bibel" im Altenglischen noch fehlt. Endlich wird mitgeteilt, daß für „Biblia" Becker in seinem Catalogus bibliothecarum antiquarum p. 42 ein Beispiel aus dem 9. Jahrhundert habe. Dieses muß also bis auf weiteres als der älteste Beleg für das Vorkommen von biblia im heutigen Sinne in der abendländischen Welt gelten. Das Wörterbuch sagt aber:

> the evidence of the Romanic languages shows that biblia must have been the popular name, and have been treated as a fem. sing. much earlier than this.

(Das Beispiel der romanischen Sprachen zeigt, daß „biblia" der altstümliche Name gewesen, und lange vor diesem Beleg als ein Femininum Singularis gebraucht worden sein muß.)

Der Uebergang eines lateinischen neutrum pluralis in ein femininum singularis ist ja durchaus keine seltene Erscheinung, er wird belegt mit aema, battalia, folia, gaudia, gesta, opera u. s. w.

An Belegen wird sodann aus dem Katalog von Lindisfarne von 1095 (bei Becker 172) angeführt: Unam bibliam in duabus voluminibus ... Bibliotheca i. e. vetus et novum testamentum in duabus libris. Hier haben wir also den neuen und den alten Sprachgebrauch neben einander; nur nach den neuen im Katalog der Kirche von Durham (bei Becker 256) vom Jahre 1266: Unam bibliam in IV magnis voluminibus ... aliam biblism in duobus voluminibus. Die angelsächsischen Beispiele beginnen mit 1300 und schreiben das Wort bibul, bibil, bibel, bible, bibylle, Bible.

In Grimms Wörterbuch findet man, wie das Wort jetzt in den europäischen Sprachen lautet, aber über den Weg auf dem es aus dem Griechischen ins Lateinische eingedrungen ist, keine Silbe! Ob in den Sammlungen für den Münchener Thesaurus etwas zu finden ist, weiß ich nicht; vielleicht geben diese Zeilen Anlaß zu einer etwaigen Mitteilung. Meine Zeilen erheben kein weiteres Verdienst, als wieder einmal auf die Tatsache hinzuweisen, wie ein Wort als ganz leicht, so selbstverständlich gebraucht wird, bei dem das keineswegs zutrifft. Auch das schöne Wort des Chrysostomus *βιβλία φάρμακα ψυχῆς* verdient als Seitenstück zu der berühmten Bibliotheksinschrift *ἰατρεῖον ψυχῆς* bekannter zu werden. Für bibliotheca = Bibel ließen sich viele Beispiele anführen. Anderswo nannte man die Sammlung einen pandectes. Als weibliche Einzahl ist biblia nicht bloß von mittelalterlichen Schriftstellern, wie von Gerson, dem berühmten Kanzler der Pariser Universität, auf dem Basler Konzil gebraucht, oder in der verbreitetsten Bibelausgabe des Mittelalters, der mit der Glossa ordinaria und des Nicolaus Lyranus (Prima pars bibliae u. s. w.). Ich habe es auf Titelblättern nach 1533 gefunden: Textus Biblie; (Lugduni 1529; 1533). Die Reformatoren brauchten mit den Humanisten, vor allem Erasmus, von Anfang an, wie es scheint, Biblia, bibliorum. Auch in den sogenannten „Fontibus ex Graecis"-Ausgaben der lateinischen Bibel, deren erste 1479 von Amorbach in Basel herausgegeben wurde, ist das Wort noch Einzahl.

> Fontibus ex Graecis Habraeorum quoque libris,
> Emendata satis et decorata simul
> Biblia sum praesens, superos ego testor et astra.
> Est impressa nec in orbe mihi similis.

Lehrreich ist der Sprachgebrauch in den deutschen Bibeln des Mittelalters. Die von Günther Zainer, die um 1475 in Augsburg gedruckt wurde, beginnt:

Hie vahet an das Register über die Bibeln des altten testoments.

Hier braucht sie also das Wort noch in der Mehrzahl und in der allgemeinen Bedeutung Bücher. In der Einzahl und in seiner speziellen Bedeutung ist das Wort aber in der berühmten Schlußschrift dieser Ausgabe gebraucht, die lautet:

Diß durchleuchtigast werck der ganzen heyligen geschrifft genendt die Bibel, fur all ander vorgedrucket teutsch diblen lauterer klärer vnnd warer nach rechter gemeiner teutsch donn vorgedruckt hat hie ein ende.

Die erste Stelle ist vielleicht ein Fingerzeig, wie das Wort in die abendländischen Sprachen eindrang, nämlich aus den Verzeichnissen und Registern der kanonischen Bücher des Alten und Neuen Testaments. Diese begannen vielfach *τὰ βιβλία τῆς παλαιᾶς (καινῆς) διαθήκης;* in den lateinischen steht hier allerdings meist libri, und so erhebt sich zum Schluß nochmals um so dringender die Frage: wie ist der abendländische Gebrauch des Wortes „Bibel" zu erklären?

Maulbronn. Eb. Nestle.

Bücher und Zeitschriften.

Die Perspektive und Architektur auf den Dürerschen Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden. Von Dr. Karl Rapke. Mit 10 Lichtdrucktafeln. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 39.) Straßburg 1902. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Die vortreffliche Untersuchung liefert den Nachweis, daß Dürer bis ungefähr zu den Jahren 1500—1503 um Architektur und Perspektive sich wenig gekümmert hat. Drei Zeichnungen nach Bauwerken aus früherer Zeit, das Schloß Trient und die beiden Schloßhofansichten der Albertina, sind perspektivisch ganz fehlerhaft. Dasselbe gilt von den Burgen und Ortschaften auf den Holzschnitten und Kupferstichen aus jenen Jahren. Um das Jahr 1500 trat hierin ein Umschwung ein, veranlaßt wahrscheinlich durch das Studium des Vitruv und durch die Vorarbeiten für die großen Holzschnittfolgen, bei denen rein architektonische Hintergründe nicht zu umgehen waren. Seit etwa 1503 beherrscht Dürer auch die Perspektive, zunächst freilich noch mit einer gewissen Steifheit und Aengstlichkeit bei Annahme einer zu geringen Augendistanz. Erst allmählich werden die Arbeiten in dieser Hinsicht freier und sicherer. Höhepunkte bezeichnen das Hieronymusblatt (von 1514), auf dem namentlich die Schattenkonstruktion bewundernswert ist, und die große Ehrenpforte. „Hand in Hand mit der Entwicklung in der perspektivischen Konstruktion geht die Schulung im perspektivischen Skizzieren oder in der freien Aufnahme nach der Natur. Diese Aufnahmen sind fehlerhaft auf den Blättern der ersten italienischen Reise, sie werden entschieden sicherer und perspektivisch richtiger auf den Studien aus der Umgebung Nürnbergs und sie nähern sich der Vollendung auf den Skizzen des niederländischen Tagebuches. Die letzten Blätter weisen auch einheitlichen Größenmaßstab für das ganze Bild auf und bilden so mit den Passionsskizzen aus jenen Jahren den Abschluß der Dürerschen Perspektive überhaupt." Die Frage, ob Dürer zur vollständigen Beherrschung der Perspektive gelangt sei, glaubt der Verfasser im Gegensatz zu Zahn bejahen zu dürfen. Und er sieht — wohl mit Recht — in der Art, wie die Perspektive behandelt ist, einen wichtigen Anhaltspunkt für die Datierung zweifelhafter Blätter. So kann nach seiner Meinung die kleine Passion in ihrem Grundstocke spätestens aus den Jahren um 1504 stammen. Auch die vier mit 1510 bezeichneten Blätter der großen Passion scheinen ihm wegen grober Fehler in der Perspektive und der „unruhigen Phantastik der Architektur" in früherer Zeit (um 1500) komponiert zu sein. Weniger eingehend als die Darlegungen über die Perspektive sind die Bemerkungen über den Charakter der Architekturen auf den Dürerschen Werken. Hierzu bildet die unlängst an dieser Stelle besprochene Arbeit von Valentin Scherer über die Ornamentik Dürers eine glückliche Ergänzung.

R. St.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Leipzig, F. Dietrich 1904.

Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, auf das hier die Aufmerksamkeit der Leser gelenkt werden soll. Um volkswirtschaftliche und sozialpolitische Kenntnisse in den Kreisen der Gebildeten zu verbreiten, gibt der genannte Verlag eine Sammlung von Heften heraus, die, nach den uns vorliegenden Nummern 1—4 und 10 zu urteilen, in der Tat geeignet sind, in würdiger Form über wichtige Fragen des öffentlichen Lebens aufzuklären, und allen denen, die nicht Nationalökonomie studiert haben, eine willkommene und wertvolle Ergänzung der täglichen Zeitungslektüre sein werden. Die Sammlung ist eingeleitet von Professor Werner Sombart, Breslau, der im ersten Heft in seiner bekannten anschaulichen und fesselnden Darstellungsweise auseinandersetzt, warum sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und der Sozialpolitik interessiert. Im zweiten Heft tritt der Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichts, M. v. Schulz, für den Ausbau des Koalitionsrechtes ein. Ganz vorzüglich ist die kurze Abhandlung über die Geschichte, die Theorie und die Ziele der Bodenreformbewegung von W. Timmermann in Heft 3 mit einem Vorwort von Adolf Damaschke, dem Vorsitzenden des Bundes der Bodenreformer. Im vierten Heft behandelt der um den Kinderschutz verdiente Lehrer K. Agahd das Thema „Kinderarbeit und Kinderschutz". Das Heft enthält auch den Text des Kinderschutzgesetzes. Weniger als diese ersten vier gefällt und das auch schon erschienene zehnte Heft: „Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild" von Otto v. Leixner. Der Verfasser glaubt die Unsittlichkeit durch die Unterdrückung gewisser Witzblätter wirksam bekämpfen zu können, und fordert zu diesem Zwecke zur Gründung eines „Vereins für sittliche Gesundheitspflege" auf, aus dem er die Frauen, auch die reifen, ausgeschlossen wissen will. Gewiß sind pornographische Witzblätter, wie überhaupt die Schmutzliteratur durchaus zu verurteilen, aber mit Staatsanwalt und Polizei ist das Gift, das sie verbreiten, nicht aus der Welt zu schaffen, ohne daß zugleich die berechtigte Freiheit der Kunst und der Wissenschaft gefährdet wird. Dem Uebel, das Otto v. Leixner mit tiefem sittlichen Ernst erörtert, wird man mit Erfolg nur dadurch begegnen können, daß man die Jugend durch eine naturgemäße Erziehung und Aufklärung über das Geschlechtsleben gegen die Bazillen der Unsittlichkeit immun macht. Wird dieser Weg eingeschlagen, so fallen auch die Bedenken des Verfassers gegen die Mitwirkung von Frauen an der sittlichen Gesundheitspflege fort. Es soll indessen nicht geleugnet werden, daß auch die Vorschläge des Verfassers wohl der Beachtung und Prüfung wert sind; das Schriftchen hat zum mindesten das Gute, daß es die Gewissen aufrüttelt — Der Sammlung, die sich durch saubere Ausstattung und billigen Preis auszeichnet — das Heft kostet 15 Pfennig —, ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

— dt.

* **Berichtigung.** In Wilhelm Weigands Besprechung der „Dichtungen" des Prinzen Schönaich-Caralath hat sich leider ein arg sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Selbstverständlich muß es dort (Nr. 89 S. 109 Z. 26 o. u.) statt „und die noch mit dem Namen eines Effektlers oder Nachahmers verdienen" heißen: „und die doch nicht den Namen u. s. w. verdienen".

::

Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig.

Am Montag ist der 21. Kongreß für innere Medizin in Leipzig zusammengetreten, dessen Dauer sich vom 18. bis 21. April erstreckt. Als Sitzungssaal ist die Aula des Leipziger Universitätsgebäudes zur Verfügung gestellt. Mit dem Kongreß ist eine fachwissenschaftliche Ausstellung verbunden, auf welcher Artikel, welche zur Krankenbehandlung und Krankenpflege dienen: pharmakologische industrielle Produkte, Ernährungspräparate und physikalische Instrumente zum Zwecke medizinisch-wissenschaftlicher Untersuchung, vertreten sind.

Eröffnungs-Vormittagssitzung vom 18. April. Die überaus zahlreich besuchte Versammlung des heutigen Vormittags wurde um 9¼ Uhr durch den Vorsitzenden, Herrn Obermedizinalrat Dr. Merkel (Nürnberg), eröffnet. Er begrüßte die Anwesenden, darunter insbesondere die erschienenen Vertreter der Behörden und die erschienenen Gäste. Er gedachte der mit dem Tode abgegangenen Mitglieder, deren Verlust die Versammlung und die ganze medi-

zinische Welt zu beklagen habe, und rühmte ihre hohen und bahnbrechenden Verdienste. Zum Schlusse verwies er auf die Monnigfaltigkeit und Zahl der angemeldeten Vorträge, die ein Beweis für die Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit der Teilnehmer seien. Nachdem hierauf der derzeitige Rektor Magnifikus Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Bücher und Herr Kreishauptmann Dr. v. Ehrenstein als Delegierter der kgl. sächsischen Staatsregierung die Versammlung begrüßt hatten, sprach Herr Oberbürgermeister Dr. Tröndlin als Vertreter der gastfreien Stadt Leipzig, im Namen des kgl. sächsischen Kriegsministeriums Herr Generaloberarzt Dr. Dürns, in dem des k. k. österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht Prof. Dr. Nothnagel (Wien).

Der Vorsitzende eröffnete dann nach geschäftlichen Mitteilungen den wissenschaftlichen Teil der Tagesordnung, der mit dem Hauptthema, dem Referat über Arteriosklerose, begann, zu dem als Referenten Hr. Geh. Rat Prof. Marchand (Leipzig) für den pathologisch-anatomischen Teil und Herr Prof. Romberg (Marburg) für den klinischen Teil erwählt worden waren. Die Untersuchungen des ersteren erblickten den Anfang des arteriosklerotischen Prozesses in einer Schädigung der elastischen Elemente und zwar in erster Linie der elastisch-muskulösen Schicht der Intima, aber auch der elastischen Elemente der Media der Aorta sowie der Elastica interna der mittleren und kleineren Arterien, so daß zur Arteriosklerose alle diejenigen Veränderungen der Arterien zu rechnen seien, die zu einer diffusen oder knotigen Verdickung der Venen, besonders der Intima, führen, in deren Entwicklung degenerative Zustände, Sklerisierung und Verkalkung auftreten. Der Prozeß sei in seiner Gesamtheit degenerativer und nur teilweise entzündlicher Natur.

Prof. Dr. Romberg (Marburg) führte folgendes aus: Die für den Kreislauf schädliche Veränderung ist die verminderte Dehnbarkeit, nicht minder die Erschwerung des Blutstromes durch die häufige Verengung der Venen oder Arterien und ihre Verlängerung. Die Störungen betreffen am meisten Herz, Nieren, Gehirn, erstrecken sich aber auf alle Organe. Sie erscheinen am Herzen als Herzasthma, an den Nieren als Schrumpfen, am Hirn seien die neurasthenischen Beschwerden hervorzuheben. Als Grundursache ist alles zu betrachten, was die stärkere Inanspruchnahme des Gefäßsystems herbeiführt: körperliche Tätigkeit, nervöse Einflüsse, Alkohol, Tee, Kaffee, Tabak, da sie Schwankungen der Gefäßfüllung hervorrufen, ferner ererbte Schwäche des Gefäßsystems. Die Behandlung ist eine diätetische und medikamentöse. Heilmittel sind Abhaltung von Schädlichkeiten, Beschränkung der erwähnten Getränke, Regelung der Nahrungs- und Flüssigkeitszufuhr, Aufenthalt in geeigneten Kurorten. Von Medikamenten haben sich am meisten Jodpräparate bewährt. Zu warnen ist vor allem vor ungeeigneten Kuren, plötzlicher Aenderung der Lebensweise. Alle Heilversuche bei Arteriosklerose sollen milder Art sein und nur Geduld und Ausdauer führen zum Ziel.

Nachmittagssitzung. Sie wurde eröffnet mit dem Vortrage des Herrn Felix Geisböck (München) über die praktische Bedeutung der Blutdruckmessung. Bei sonst gesunden aber nervösen Menschen wirken seelische Erregungen, Angst, blutdrucksteigernd, desgleichen bei Personen mit wenn auch nur leicht erkranktem Herzen, Kaffee, Alkohol, Tabak. Der Vortragende fand bei Kranken, die ganz bestimmte Symptome von seiten der Blutgefäße darboten, eine ganz erhebliche Vermehrung der roten Blutkörperchen von sechs Millionen auf elf Millionen, und zwar sowohl im venösen wie auch im arteriellen Blut. Hieraus und aus den begleitenden Umständen sei auf ein neues Krankheitsbild zu schließen.

Herr Geheimrat Prof. Erb (Heidelberg) sprach über das Krankheitsbild der Dysbasia angiosclerotica (intermittierendes Hinken). Die Krankheit, zeitweises Hinken oder Erschwerung des Gehens, beruht auf Arteriosklerose der Schlagader des Fußes, ihr mehr oder weniger ausgeprägtes und einheitliches Symptom ist die Pulslosigkeit der Fußarterie. Auf Grund der Angaben russischer Autoren und auf Grund seiner eigenen Beobachtungen, in den letzten sechs Jahren 46 Fälle, unter denen nur eine Frau war, ferner daraus, daß nachgewiesenermaßen Alkohol, Syphilis und Temperaturverhältnisse nur eine geringe Rolle spielen können, wohl aber die meisten der Erkrankten starke Raucher waren, ist die Annahme, im Tabak das schädigende Moment zu sehen, gerechtfertigt. Wie die Wirkung dieses Giftes zustande kommt, diese Frage betrachtete der Vortragende selbst noch als eine offene.

Herr Dr. Erb jun. (Heidelberg) macht die interessante Mitteilung, daß es ihm gelungen sei, entzündliche Veränderungen der Blutgefäße, namentlich der Hauptschlagader, auf experimentellem Wege bei Tieren zu erzielen und zwar durch die Anwendung von Nebennierenextrakt in aufsteigender Dosen.

Herr Geidel (Mannheim) verbreitet sich in seinem Thema: Wert der Blutdruckbestimmung für die Behandlung der Arteriosklerose, über seine Erfahrungen in therapeutischer Hinsicht. Er stimmt Herrn Prof. Romberg darin zu, daß außer der diätetischen Behandlung die Jodpräparate von hohem Wert sind, durch die namentlich bei Angina pectoris die Häufigkeit und Schwere des Anfalles zu mildern seien. Ebenso leiste in ausgewählten Fällen die Digitalis gute Dienste. Spirituöse Einreibungen, passive Gymnastik sind geeignet, den Blutdruck herabzusetzen. Die Bäderbehandlung mit kohlensauren Bädern bedarf der Erfahrung und der Beherrschung der Methode. Sie sind bei hohem Blutdruck nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln zu verabreichen, in keinem Fall an schwer an ihrem Blutgefäßsystem Erkrankte mit geschwächtem Herzen.

Herr Hofrat Dr. Bahrdt (Leipzig) sprach sodann über Arteriosklerose und Lebensversicherung. Auf Grund von Beobachtungen bei der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig zeigt sich unter den Todesfällen eine sehr große Häufigkeit von Arteriosklerose. Die Arteriosklerose scheint in den letzten zwei Jahrzehnten etwas zugenommen zu haben. Die Sterblichkeit an Arteriosklerose betrug in den letzten elf Jahren 22 Prozent aller Todesfälle, gegenüber der Sterblichkeit an Tuberkulose von 7 Prozent, die in allen Altersklassen eine ganz erhebliche Abnahme zeigt.

Die Sitzung beschlossen die Vorträge des Herrn Hoppe-Seyler (Kiel) über Veränderungen der Pankreas bei Arteriosklerose und E. Strahburger (Bonn) über ein Verfahren zur Messung des diastolischen Blutdruckes und seine Bedeutung für die Klinik. Ferner sprach Herr Deutsch (Frankfurt a. M.) über eine neue Methode der Untersuchung des Venenpulses.

Nach Schluß der Sitzung folgten die Teilnehmer des Kongresses einer Einladung des Geheimrates Prof. Dr. Curschmann zur Besichtigung des Krankenhauses St. Jacob.

•

Deutsche Anatomische Gesellschaft.

de. Jena, 18. April. Heute Abend wurde die 18. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft, die in diesem Jahre in Jena tagt, durch eine zwanglose Begrüßungsversammlung eröffnet. Bekanntlich ist die Anatomische Gesellschaft im Jahr 1886 (am 23. Sept.) gegründet worden und zählte damals etwa 40 Mitglieder. Jetzt weist sie 350 Mitglieder aus der ganzen Welt auf. Auch zur diesjährigen Versammlung ist der rüstige Ehrenpräsident Exz. v. Koelliker wieder erschienen, und vom Vorstande sind die Herren Prof. Waldeyer (Berlin), Prof. Merkel (Göttingen), Prof. Romiti (Pisa) und der Schriftführer Prof. v. Bardeleben (Jena) anwesend; vom Vorstand war mithin nur Prof. Fürbringer (Heidelberg) am Erscheinen verhindert. Eingetroffen sind Gelehrte aus ganz Europa, auch aus Rußland und Amerika. Unter den Anwesenden bemerkten wir außer den Mitgliedern des Vorstandes die Professoren Barfurth (Rostock), Benda (Berlin), Diffe (Marburg), Frorlep (Tübingen), Göppert (Heidelberg), Keibel (Freiburg) u. a. Aus dem Auslande: Hachstetter (Innsbruck), Kollmann (Basel), Martia (Zürich), Regaad (Lyon), Thane (London), Lebouca (Gent) und Boa der Stricht (Gent), Tonkoff (St. Petersburg), Tellyesniczky (Budapest) u. a.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Die erste außerordentliche Tagung der Deutschen Pathologischen Gesellschaft findet am 26., 27. und nötigenfalls am 28. Mai d. J. zu Berlin im Hörsaal des pathologischen Museums statt. Für den ersten Verhandlungstag ist ein von den Herren M. B. Schmidt (Straßburg) und Neuberg (Berlin) übernommenes Referat über Amyloid in Aussicht genommen.

c. e. Peaeys Polar-Expedition aufgegeben. Aus Washington schreibt man unter dem 4. April: Der Polarforscher Peaey hat die Hoffnung, in diesem Sommer eine neue Fahrt zur Auffindung des Nordpols anzutreten, aufgegeben, und zwar, weil es an den nötigen Geldmitteln fehlt. Die Subskriptionen für die geplante Polarfahet gingen langsamer und wenigee reichlich ein, als Peary gehofft hatte, und wenn nicht in den nächsten Wochen noch ganz beträchtliche Summen einkommen, wird Peary das Unternehmen auf das nächste Jahr veeschieben. In diesem Jahee wird dann nur eine kleine Expedition ausgesandt werden, um eine Kohlenniedeelage an der Küste von Grönland, Kap Sabine gegenüber (wo Peary auf seinee voeigen Reise einmal überwinterte), anzulegen.

W. Vom neuen Kometen. Die Remeisische Sternwarte in Bamberg teilt mit, daß der am 16. April von Brooke in Geneva entdeckte Komet in der nergangenen Nacht am Heliometer beobachtet und teleskopisch als Stern neuntee Größe mit fächeraetigem, 4 Minuten langem Schweif erkannt wurde, langsame nach Norden gerichtete Bewegungen erkennen läßt und daß er sich der Erde nähert und zur Sonne sich bewegt.

* Aus der Türkei. Der Leibarzt des Sultans, Professor Dr. Rieder-Pascha (früher in Bonn), nimmt, wie die Wienee Allgemeine Zeitung meldet, aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung. Nachfolger wird sein bisheeiger Assistent, Professor Dr. Deycke.

Hochschulnachrichten.

hc. Würzburg. Dee Professor der Philosophie Dr. Oswald Külpe ist im Nebenamt zum Dozenten an dee Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. berufen woeden und wird im Sommersemester 1904 über ausgewählte Kapitel aus der modernen Psychologie lesen.

hc. **Marburg.** Nachdem die infolge des Ablebens des Professoes der Mathematik Dr. Edmund Heß erledigte Professur noch nicht besetzt ist, ist der Privatdozent für Mathematik an der Universität Göttingea, Dr. phil. Otto Blumenthal, vom Kultusministerium beauftragt worden, im Sommeesemestee 1904 die Lehrtätigkeit des Fach-Ordinarius an der hiesigen Universität in Vorlesungen und Uebungen zu eegänzen.

* Graz. Als Nachfolgee Peof. Rolletts ist der Professor der Physiologie an dee Universität Innsbruck Dr. Oskar Zoth zum ordentlichen Professor dieses Faches an der hiesigen Universität und der Privatdozent in dee medizinischen Fakultät Dr. Friedrich Pregl zum außeeoedentlichen Professor der physiologischen Chemie hierselbst ernannt worden.

* Aus Rußland. In St. Petersbueg ist in diesen Tagen nach kueger Krankheit einer der hervorragendsten russischen Augenärzte, Wladimir Iwanowitsch Dobrowolski, Ordinarius dee Ophthalmologie and er dortigen Universität, im Alter von 66 Jahren gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Adolfo Padovan: L'uomo di genio come poeta. Milano 1904. Ulrico Hoepli. 376 S. — C. A. Friedrich Schmidt: Der Mensch und seine Bestimmung. Eine zeitgemässe Studie. Strassburg i. E. 1903. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. 71 S. — Siegfried Bnff: Das Kontokorrentgeschäft im deutschen Bankgewerbe. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien. 61. Stück.) Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 126 S. — Franz X. Wismüller: Geschichte der Teilung der Gemeinländereien in Bayern. Preisgekrönt von der Ludwig Maximilians-Universität München. (Münchener Volkswirtsch. Studien. 62. Stück.) Ebenda 1904. 253 S. — P. Heinrich Denifle O. P.: Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg. Mainz 1904. Kirchheim u. Co. 89 S. — Otto Miebaeli: Scherz und Schmerz. Gedichte. Berlin 1904. Verlagsanstalt Concordia. 221 S. — Egbert v. Frankenberg: Schwarz-Rot-Gold. Roman aus dem 19. Jahrhundert. Wiesbaden. Rud. Bechtold u. Co. 132 S. — Marguerite Wolf: Frühlenz. Gedichte. Strassburg i. E. 1904. Strassburger Verlagsanstalt. 92 S. — Karl Lempens: Das grösste Verbrechen aller Zeiten. Pragmatische Geschichte der Hexenprozesse, durch welche allein in Deutschland in kaum 300 Jahren mehr als 100,000 Menschen auf martervolle Weise völlig unschuldig hingerichtet worden sind etc. Halle a. S. 1904. H. W. Schmidt. 135 S. — Wigalois: Der Tempel zu Reihra und seine Zeit. Berlin 1904. P. Wendland. 150 S. — Dr. Theodor Sternberg: Allgemeine Rechtslehre. 1: Die Methode. 2: Das System. (2 Bde.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 209 u. 196 S. — Henry F. Urban: Just Zwölf. Yankee-Schnurren und anderes. Berlin 1904. Verlagsanstalt Concordia. 160 S. — Maria Schade: Arbeit. Roman. Ebenda 1904. 168 S. — Immanuel, Hauptmann und Kompagniechef etc.: 225 Taktische Aufgaben für Uebungen aller Art und Kriegsspiel im Rahmen gemischter Abteilungen, selbständiger Kavallerie, Brigaden, Divisionen auf Grund der neuesten Vorschriften. 2., völlig umbearb. Aufl. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 414 S. — v. Dresky, Oberst a. D.: Praktische Anleitung zu richtigen Hilfsstellungen bei gymnastischen Uebungen. 8. Aufl. Ebenda 1904. 69 S. — L. W.: Anleitung zur Stoffgliederung beim Unterricht über Kriegsartikel. Ebenda 1904. 28 S. — Hoppenstedt, Major etc.: Der Unteroffizier der Infanterie im Aussendienst. Ebenda 1904. 48 S. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Hrsg. vom Grossen Generalstabe. Heft 33: Erfahrungen aussereuropäischer Kriege neuester Zeit. I: Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902. II: Operationen unter Lord Roberts bis zur Einnahme von Bloemfontein. Ebenda 1904. 127 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

Verlag der WEIDMANNschen Buchhandlung, Berlin S. W. 12.

Soeben sind erschienen:

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft.

Ludwig Keller (Berlin-Charlottenburg), Johann Gottfried Herder und die Kulturgesellschaften des Humanismus M. 1.50.

Paul Denssen (Kiel), Vedânta und Platonismus im Lichte Kantischer Philosophie M. 1.—.

Tauchnitz Edition.

April 20, 1904.

Made of Money.

A new Novel.

By

Dorothea Gerard.

(Madame Longard de Longgarde).

In 1 vol.

(6947)

Sold by all booksellers — no ordres of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 21. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das Budgetrecht des Landtags nach bayerischem Verfassungsrecht. Von Dr. jur. Paul Bauer (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Armand de Taky: Totentänze.

III. Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das Budgetrecht des Landtags nach bayerischem Verfassungsrecht.

Von Dr. jur. Paul Bauer (München).

Mehr als bisher hat die ungewöhnlich lange Dauer der letzten Budgetperiode im Verein mit einer Reihe von, wenn man so sagen darf, politischen Demonstrationen der Majorität die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Budgetberatungen unserer Zweiten Kammer gelenkt. In einer Anzahl kürzerer Artikel in den Münchener Neuesten Nachrichten wurde bereits 1901 darauf hingewiesen, daß die Kammer der Abgeordneten in ihren Budgetberatungen wiederholt teils offensichtlich ihre Rechte überschritten, teils auf Gebieten sich bewegt hat, in denen ihre Kompetenz zum mindesten fraglich ist. Diese Ausführungen decken sich im wesentlichen mit dem Standpunkte, den Seydel in seinem bayerischen Staatsrechte vertritt. Demgegenüber hat nun bereits vor einiger Zeit der Landtag einen Vorkämpfer für seine Rechte gefunden; in der Nr. 9 des Jahrgangs 1901 von Hirths Annalen versucht Rehm, die Seydelsche Grundanschauung zu bekämpfen und an Stelle der bisher allgemein angenommenen Auslegung der Verfassung, wonach der Landtag ein Zustimmungsrecht nur zur Erhebung der direkten und Veränderung der indirekten Steuern habe, während ihm rücksichtlich aller übrigen Einnahmen sowie sämtlicher Ausgaben nur ein Recht der Prüfung und des Beirates zukomme — eine neue zu setzen, die für den Landtag in Beziehung auf alle im Budget erscheinenden Posten ein Zustimmungsrecht in Anspruch nimmt.

Diese Anschauung hat durch Piloty[1]) im Seydelschen Sinne eine eingehende und in allen Hauptpunkten zutreffende Widerlegung gefunden, eine nochmalige Kritik derselben kann daher nicht der Zweck der folgenden Ausführungen sein. Es erhebt sich vielmehr die Frage, ob nicht auch Seydel und Piloty in einigen nicht unwesentlichen Punkten dem Landtage mehr Recht zumessen, als ihm nach der Verfassung zukomme; nachdem Rehm das Thema einmal zu Gunsten des Landtages angeschnitten hat, mag es angezeigt sein, den Gegenstand auch einmal nach der anderen Seite hin zu prüfen und die Rechte der Krone nachdrücklicher noch, als dies bisher geschehen, hervorzuheben.

Es soll im folgenden der Versuch unternommen werden, ohne alle Bezugnahme auf die Vorgänge in der letzten Budgetperiode sine ira et studio in gedrängter Form eine Skizze des bayerischen Budgetrechtes zu entwerfen und dabei an der Hand der Verfassung gegen die bisherige Praxis insbesondere den Nachweis zu führen, daß ein Recht des Landtages, das vorgelegte Budget zu amendieren, von der Regierung eingesetzte Ausgabeposten zu streichen oder zu kürzen und neue Ansätze einzustellen, nach bayerischem Verfassungsrechte nicht besteht, daß die Regierung durch den Akt der Steuerbewilligung sonach lediglich an das vorgelegte und dem Beirat der Stände unterstellte, jedoch nicht an das von diesem amendierte Budget gebunden ist, und für dieselbe aus dem vereinbarten Budget keineswegs das Verbot resultiert, nicht nach Maßgabe der verfügbaren Mittel auch andere, von den Ständen nicht gebilligte Ausgaben zu leisten.

§ 1.

Von den Rechten des Landtags im allgemeinen.

Nachdem durch den sich mehr und mehr erweiternden Kompetenzkreis der Reichsgesetzgebung fast die gesamte Ordnung des materiellen Rechtes in den Wirkungskreis der gesetzgebenden Faktoren des Reiches fällt, so ist heute bei weitem das wichtigste Recht der Stände in Bayern das Budgetrecht des Landtages und alle verfassungsmäßigen Rechte desselben werden am häufigsten und in den entscheidendsten Fragen bei Gelegenheit der Budgetberatung und in Beziehung auf die durch das Budget zur Kenntnis der Stände gebrachte Verwaltungstätigkeit der Regierung ausgeübt; hier ist der Angelpunkt, von dem aus alle Versuche der Volksvertretung unternommen werden, ihre Rechte und ihren Einfluß zu vermehren und zu erweitern.

Ich erörtere deshalb vor allem in Kürze die Rechte, welche die Kammer nach dem Wortlaute der Verfassung aus Anlaß der Budgetberatung geltend machen kann. Bereits die Einleitung zur Verfassung hebt dieselben zusammenfassend hervor und charakterisiert in kurzen treffenden Worten die Bedeutung, welche einer Volksvertretung zukommt, die den wahren Interessen des Landes gerecht wird. Die Verfassung verheißt:

„Eine Standschaft mit den Rechten des Beirates, der Zustimmung, der Willigung, der Wünsche und der Beschwerdeführung wegen verletzter verfassungsmäßiger Rechte, berufen, um in öffentlicher Versammlung die Weisheit der Beratung zu verstärken, ohne die Kraft der Regierung zu schwächen“

und setzt im VII. Titel unter der Ueberschrift „von dem Wirkungskreise der Ständeversammlung“ die Anlässe, bei welchen die vorgenannten Befugnisse geltend gemacht werden können, im einzelnen auseinander. In diesem Titel sind die Rechte beider Kammern in abschließender Weise geordnet und, soweit sie nicht durch spätere Gesetze eine Erweiterung erfahren haben,[2]) darf nur der genaueste Wortlaut dieses Titels für ihre Bemessung entscheidend

[1]) Blätter für administrative Praxis 1902 Nr. 1 S. 1 ff.

[2]) Ges., die Verantwortlichkeit der Minister betr. v. 4. Juni 1848.

sein. Denn wenn auch in Bayern sich der Uebergang von der ständischen Monarchie zum absoluten Königtum weit später vollzogen hat, als in anderen Großstaaten, so sind sich doch Historiker und Juristen darüber einig, daß dieser Uebergang zur Zeit als Bayern eine Verfassung erhielt, bereits vollständig vollzogen war. Es kann deshalb auch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Rechte des Landtages nach modernem bayerischem Verfassungsrecht wenigstens *sarmell* außer jedem Zusammenhang mit den Prärogativen der alten Stände stehen, daß dieselben vielmehr von dem souveränen, in seinen Befugnissen grundsätzlich unumschränkten Könige in freiwilliger Selbstbeschränkung dem Volke verliehen wurden und daher nur in der Verfassung beruhen. Bezüglich Umfang und Ausübung aller Rechte, die in der Verfassung nicht auf das genaueste normiert sind, spricht die Vermutung der Zuständigkeit für den König.[3]) jede extensive Auslegung, sei es auf Grund historischer[4]) oder rechtsvergleichender Betrachtungen, alle nicht aus dem Wortlaute der Verfassung geschöpften Interpretationen sind unbedingt zu verwerfen.

Nach den Vorschriften des siebenten Titels haben die Stände das Recht der Zustimmung

1. zu jedem allgemeinen neuen Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigentum der Staatsangehörigen betrifft, oder zur Abänderung, authentischen Erläuterung und Aufhebung eines solchen (§ 2),
2. zur Erhebung aller direkten Steuern sowie zur Erhebung neuer indirekter Auflagen oder zu der Erhöhung oder Veränderung der bestehenden (§ 3),
3. zu jeder neuen Staatsschuld (§ 11 Abs. 2),
4. zur Aufstellung und zur Aenderung des Schuldentilgungsplanes,
5. zur Veräußerung oder Verwendung allgemeiner Stiftungen in ihrer Substanz für andere als ihre ursprünglichen Zwecke, und endlich
6. zur Verleihung von Staatsdomänen oder Staatsrenten.

Das Recht des Beirates ist nur in § 2 ausdrücklich hervorgehaben, aus der Natur der Sache ergibt sich jedoch, daß es, als Mindestmaß der Befugnisse, überall da ausgeübt werden kann, wo ein Gegenstand zum Wirkungskreise der Stände gehört, ohne daß denselben auf die Entschließung der Regierung entscheidender Einfluß zusteht, also insbesondere, wie im folgenden auseinanderzusetzen, bei Gelegenheit der Budgetberatung.

Das Recht der Willigung kommt dem Landtage lediglich in Beziehung auf die Auflage und Veränderung der Steuern zu, aus § 8 und 9 des siebenten Titels der Verfassungsurkunde folgt, daß „zustimmen“ und „bewilligen“ hier als Wechselausdrücke gebraucht werden.

Eine der wertvollsten konstitutionellen Garantien, die die Verfassung bietet, ist ferner das dem Landtage zustehende Recht der Beschwerdeführung wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte und im Zusammenhang damit die ihm vom Ministerverantwortlichkeitsgesetz verliehene Befugnis, die Minister wegen Verletzung der Staatsgesetze in Anklagezustand zu versetzen. Wegen der möglichen Geltendmachung dieser Rechte nicht sowohl bei der Budgetberatung als vielmehr bei der Vorlage der Nachweisungen über die abgelaufene Budgetperiode, ist es von entscheidender Bedeutung, auf das genaueste zu umschreiben, welchen *rechtlichen* Schranken die Regierung bei Führung der Verwaltung unterworfen ist, insbesondere wie weit sie durch das Verfassungsrecht und andere Gesetze an die Einhaltung des von ihr aufgestellten Wirtschaftsplanes gebunden ist.

Fast noch mehr praktischen Wert als das Recht der Beschwerdeführung hat die Befugnis des Landtages, Wünsche und Anträge an die Krone gelangen zu lassen. Bei Beratung der von den einzelnen Abgeordneten geltend gemachten Wünsche und Bedenken und den aus diesem Anlaß an die Minister und Regierungskommissäre gerichteten Anfragen ist es nachgerade üblich geworden, die gesamte staatliche Verwaltungstätigkeit einer bis ins kleinste gehenden Kontrolle zu unterwerfen.[5]) Es kann daher nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß die Verfassung dieses Recht nur auf diejenigen Gegenstände beschränkt, welche zum *Wirkungskreise* der Ständeversammlung gehören (§ 19).

Nun umfaßt dieser Wirkungskreis in materieller Beziehung außer den oben in Ziff. 1 bis 6 aufgezählten Gegenständen der Zustimmung nur noch die parlamentarische Behandlung der Budgets. Und im Zusammenhange damit das Recht auf Vorlage der Nachweisungen am Schlusse der Wirtschaftsperiode. Wenngleich beide Kammern hierbei in die Lage kommen können, ihre sämtlichen formellen Rechte auszuüben, so ist doch die Stellung, die sie insbesondere dem ihnen vorgelegten Wirtschaftsplan gegenüber einnehmen, eine durchaus andere als allen sonstigen Regierungsvorlagen gegenüber. Denn einmal spielt der Landtag bei der Budgetberatung durchaus nicht wie in allen übrigen Fällen die Rolle des in seinen Entschließungen vollkommen unabhängigen gesetzgebenden Faktors, es steht ihm nicht frei, durch ein einfaches Veto das Zustandekommen des Budgets zu verhindern oder an beliebige Bedingungen zu knüpfen; von einer Verwaltungsführung auf zweijährige Kündigung ist nach bayerischem Staatsrecht nirgends die Rede: der Staat muß wirtschaften und er muß, wenn anders er seine Wirtschaft nach gesunden Grundsätzen führen will, nach einem Plan wirtschaften, gleichviel wie derselbe zur Entstehung gelangt. Ueber den Einfluß aber, den die Stände auf die Entstehung dieses Planes zu nehmen berechtigt sind, wird im folgenden zu handeln sein.

Das andere wesentlich unterscheidende Merkmal des Budgets ist, daß es nicht unter allen Umständen der parlamentarischen Behandlung unterworfen ist, überhaupt keinen selbständigen Beratungsgegenstand der beiden Kammern bildet, sondern von der Regierung nur dann an dieselben gebracht werden muß, wenn eine Steuervorlage nötig ist, daher gewissermaßen nur dazu dient, um die Stände zu informieren, zu welchen Zwecken die Regierung Steuern braucht. Da nun in Bayern nicht, wie nach englischem Staatsrecht, gewisse Ausgaben und Einnahmen ein für allemal stabilisiert sind, so muß bei dieser Gelegenheit jedesmal der gesamte Wirtschaftsplan des Staates vorgelegt werden. Es soll deshalb im folgenden zunächst der mit dem Budget im engsten Zusammenhang stehende Einfluß der Stände auf die Beschaffung der staatlichen Einnahmen erörtert werden.

§ 2.

Das Recht der Steuerbewilligung.

Das Steuerbewilligungsrecht des Landtages, überhaupt sein Einfluß auf die Beschaffung der staatlichen Einnahmen, ist von der bei Aufstellung des Wirtschaftsplanes erforderlichen rechnerischen Operation der Einnahmenschätzung wohl zu unterscheiden. Während im Falle des vorgelegten Budgets die Schätzung sämtlicher Einnahmen den Ständen vorzulegen ist, haben dieselben sich in materieller Beziehung durchaus nicht mit allen Einkünften des Staates zu befassen.

Ständischer Willigung unterliegen vielmehr von den ordentlichen Einnahmen nur die direkten und indirekten Steuern sowie die Gebühren, von den außerordentlichen lediglich die durch Anlehen zu beschaffenden Summen. Rücksichtlich aller übrigen Einnahmen haben die Stände

---

3) Verf.-Urk. Tit. II § 1. Der König . . . vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den von ihm gegebenen und in der gegenwärtigen Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus.

4) Mit Recht bemerkt allerdings Rehm a. a. O. S. 656, daß jedes Gesetz in erster Linie in Zusammenhang mit dem vorhergehenden Rechtszustand zu setzen ist. Aber der dem Zeitpunkte der Erlassung der Verfassung unmittelbar vorhergehende Rechtszustand ist der des absoluten Königreichs und nicht der ständischen Monarchie. So auch Seydel in „Deutsche Zeit- und Streitfragen“: Ueber Budgetrecht. S. 11.

5) Begünstigt wird dieses Vorgehen durch die in § 33 Abs. 1 des Geschäftsgangsgesetzes den Ständen eingeräumte Befugnis, Erläuterungen und Aufschlüsse von den Staatsministerien zu verlangen. Aber auch dieses Recht ist selbstverständlich auf die zum Wirkungskreise der Stände gehörenden Gegenstände beschränkt.

nur zu prüfen, ob dieselben richtig geschätzt sind und sodann auf Grund dieses Schätzungsergebnisses die Summe festzustellen, welche in anderer Weise zu beschaffen ist. Ueber den Weg der Beschaffung können nun allerdings zwischen Regierung und Landtag Meinungsverschiedenheiten bestehen. So ist es sehr wohl denkbar, daß nach Ansicht des Landtages diese Summe durch die ordentlichen und durch außerordentliche Beiträge der Untertanen ohne deren zu große Belastung nicht bestritten werden kann (Tit. VII, § 12, Verf.-Urkunde) und deshalb eine Anleihe erforderlich ist, während die Regierung die Kontrahierung einer neuen Staatsschuld mit der gegenwärtigen Finanzlage unvereinbar hält. Hier ist zu unterscheiden, ob seitens der Kammern eine Steuervorlage oder ein anderes Gesetz abgelehnt wird. In letzterem Falle kann nicht zweifelhaft sein, daß der Landtag zu einem unbedingten Veto berechtigt ist, eine Verpflichtung der Stände, einem Anleihe- oder Gebührengesetz zuzustimmen, besteht unter keinen Umständen. In einer durchaus eigenartigen Stellung jedoch befindet sich der Landtag, wenn die Regierung zur Bilanzierung des Budgets eine Steuervorlage einbringt. Wohl kann auch hier der Wunsch geäußert werden, es möge durch Erschließung anderer Einnahmen eine Steuer vermieden werden; nach dem Initiativgesetz vom 4. Juni 1848 steht den Ständen auch das Recht zu, diesbezügliche Gesetzentwürfe in Beratung zu nehmen und an die Krone zu bringen. Wie aber, wenn über die von den Ständen proponierten anderweitigen Einnahmequellen eine Einigung nicht erzielt wird? Dann ist es — und hierin zeigt sich der abweichende Charakter des Steuergesetzes — unter Umständen denkbar, daß der Landtag verpflichtet ist, einem Steuergesetz, wenn auch nicht in der Ausdehnung der Regierungsvorlage, seine Zustimmung zu erteilen.[6]) Es kann dies unter einer doppelten Voraussetzung der Fall sein: einmal, wenn die sonstigen Einkünfte des Staates nicht ausreichend sind zur Erfüllung seiner rechtlichen Verpflichtungen, des ferneren, wenn der Landtag bei Beratung des Budgets eine Summe der Staatsausgaben als notwendig anerkannt hat, welche in den seiner Willigung entzogenen Einnahmen keine Deckung findet.[7]) Es würde nun diese Verpflichtung des Landtages zur Einnahmenbeschaffung an sich nicht ausschließen, daß derselbe in der Wahl der Deckungsmittel vollkommen frei ist. Aber die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Deckungsmitteln zu wählen, legt die Gefahr nahe, daß eine Einigung über das Zweckmäßigste nicht erzielt wird, und damit die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel überhaupt scheitert. Deshalb mußte die Verfassung eine Einnahmequelle festsetzen, welche im Falle fehlender Einigung über die sonstigen möglichen Fälle erschlossen werden muß. Sie tut dies zwar nicht ausdrücklich, aber daraus, daß in § 3 ff. des siebenten Titels die Steuerbewilligung in unmittelbaren Zusammenhang mit der Vorlage des Wirtschaftsplanes gesetzt wird, während alle anderen auf die Erschließung von Einnahmen bezüglichen Gesetze besonderen Vorlagen vorbehalten sind, kann wohl der zwingende Schluß gezogen werden, daß als Deckung für die budgetmäßige Fehlsumme, wenn eine andere Vereinbarung nicht gelingt, Steuern bewilligt werden müssen. Damit hängt es auch zusammen, daß das Steuerbewilligungsrecht des Landtages ausdrücklich hervorgehoben ist, obwohl bereits durch § 2 jede Steuererhöhung, als auf einem das Eigentum der Staatsbürger betreffenden Gesetz beruhend, ständischer Zustimmung unterworfen ist.

Von Rehm (a. a. O. Seite 613 und insbesondere Seite 657 f.) wird hieraus der Schluß gezogen, daß die Regierung berechtigt sei, Gebühren aus eigener Machtvollkommenheit aufzulegen, da aus § 3 geschlossen werden müsse, daß von allen Abgabegesetzen nur diejenigen, welche die Erhebung direkter oder indirekter Steuern betreffen, ständischer Bewilligung unterliegen, während die anderen dem freien Ermessen der Krone vorbehalten sein sollen. Doch ist dies meines Erachtens irrig, es sind vielmehr, wie schon oben angedeutet, die in § 3 erwähnten Abgaben nur deshalb besonders hervorgehoben, um zum Ausdruck zu bringen, daß sie von der Regierung nur in einem Budgetlandtag, motiviert durch den Nachweis des Staatsbedarfes, verlangt werden dürfen, während alle anderen Abgaben zu jeder beliebigen Zeit in einem besonderen Gesetzentwurf beantragt werden können[8]) — keineswegs beabsichtigte die Verfassung, damit in Widerspruch zu § 2 dem König eine besondere Prärogative der Gebührenhoheit vorzubehalten.

Als auf rechtlicher Verpflichtung beruhend oder vielmehr als staatsrechtlich notwendig sind diejenigen Ausgaben des Staates anzusehen, welche entweder durch den Staatszweck unabweisbar geboten sind, oder auf ordnungsgemäß zustande gekommenen Landesgesetzen beruhen.[9]) Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein durch übereinstimmenden Willen beider gesetzgebender Faktoren zustande gekommenes Gesetz nicht einseitig durch den Landtag vereitelt werden kann, indem derselbe die zur Durchführung erforderlichen Mittel verweigert. Nicht ebenso allgemein anerkannt ist die staatsrechtliche Notwendigkeit der Ausgaben, welche durch privat- oder öffentlich rechtliche Verträge der Regierung veranlaßt werden. Das Eingehen derartiger Verpflichtungen, ohne daß budgetmäßige Mittel dafür bereit stehen, soll nämlich nach einer im Jahre 1887 in der Zweiten Kammer zum Ausdruck gekommenen und damals von der Staatsregierung ausdrücklich anerkannten Anschauung nicht zulässig sein. Es handelte sich damals um die Frage, ob das Organisationsrecht der Krone uneingeschränkt ausgeübt werden könne auch dann, wenn zur Durchführung dieser Organisation besondere Mittel erforderlich sind. Seitens des Ministerpräsidenten wurde anerkannt, daß in diesem Falle das Organisationsrecht nur ausgeübt werden könne, wenn der Landtag vorher die nötigen Mittel bewillige. Dieses Zugeständnis ist jedenfalls dem Geiste der Verfassung entsprechend, denn es hieße in der Tat das Steuerbewilligungsrecht des Landtages zum großen Teile illusorisch machen, wenn man der Regierung die Möglichkeit zugestände, die Stände zur Bewilligung von Mitteln für ihnen nicht genehme Zwecke dadurch zu zwingen, daß sie sich zivilrechtlich zu den dazu erforderlichen Leistungen verpflichtet. Nun ist es jedoch denkbar, daß die Regierung in einem einzelnen Falle aus besonderen Gründen sich veranlaßt sieht, von diesem an sich richtigen und vernünftigen Grundsatz abzugehen. So ist beispielsweise durch die Verhältnisse die sofortige Anstellung eines neuen Beamten angezeigt, oder die Regierung glaubt bestimmt, es werde der Landtag sich der Notwendigkeit irgend eines Neubaues nicht entziehen und schließt daher schon jetzt, um eine günstige Konjunktur auszunützen, die Lieferungsverträge ab.[10]) Wenn der Landtag nachträglich die neugeschaffene Stelle oder den Bau für überflüssig hält, wie soll es dann mit der ganz zweifellos vorhandenen zivilrechtlich klagbaren Verpflichtungen des Staates gehalten werden?[11]) Es kann dieses Falles kaum zweifelhaft sein, daß die eingegangenen Verpflichtungen erfüllt und demgemäß die erforderlichen Mittel bereit gehalten werden müssen. Der Landtag hat hier nur die Möglichkeit, an die Regierung eine Resolution gelangen zu lassen, worin er der Bitte Ausdruck gibt, es möge in

[6]) So auch Seydel, Bayer. Staatsrecht 4, 398: „Der Landtag kann die Regierung wider ihren Willen nicht auf andere als die direkten Steuern verweisen."

[7]) Ebenso Rehm a. a. O. S. 649. Piloty a. a. O. S. 31

[8]) Es kann z. B. sehr gut in einer Finanzperiode ein Gebührengesetz eingebracht werden, welches erst mit Beginn der nächsten Periode in Wirksamkeit treten soll.

[9]) Hierher gehören auch alle Verpflichtungen dem Reiche gegenüber, denn dadurch, daß die einzelstaatlichen Parlamente der Reichsverfassung zugestimmt haben, haben sie ein für allemal die auf Grund derselben begründeten und noch zu begründenden Verpflichtungen anerkannt. J. Verh. d. Kamm. d. Abg. 1887/88 Sten. Ber. II S. 204.

[10]) In der Praxis werden solche Verträge meistens vorbehaltlich der Genehmigung des Landtags abgeschlossen.

[11]) Seydel verneint hier eine Steuerbewilligungspflicht der Stände. Vgl. Staatsrecht Bd. 4 S. 394. „Für die Notwendigkeit einer Ausgabe bildet nicht etwa das Bestehen einer gerichtlich klagbaren Verpflichtung des Staates das entscheidende Merkmal. Ausschlaggebend ist vielmehr die staatsrechtliche Notwendigkeit, das heißt die Unumgänglichkeit der Ausgabe zur Erfüllung eines gesetzlichen Staatszweckes."

Zukunft eine derartige Verfügung über Staatseinnahmen ohne seine Mitwirkung unterbleiben, denn das verfassungsmäßige Anklage- und Beschwerderecht könnte einzig und allein dann in Frage kommen, wenn die Regierung bereits, als sie das vorige Budget dem Landtag vorlegte, den Plan gefaßt hatte, die betreffende Verpflichtung einzugehen. Dann allerdings wäre sie ihrer nach § 4 des Tit. VII der Verfassungsurkunde bestehenden Pflicht, alle Ausgaben des Staates auf den Etat zu bringen, nicht gerecht geworden — wenn dagegen die betreffende Ausgabe erst nachträglich notwendig geworden ist, so hat die Regierung innerhalb ihrer Befugnis gehandelt und kann in keinem ihrer Organe zur Verantwortung gezogen werden.

Somit kann unter gewissen Voraussetzungen eine Verpflichtung des Landtages zur Steuerbewilligung bestehen. Wenn sich der Landtag dieser Verpflichtung entzieht, sei es indem er sich überhaupt einem Steuergesetze widersetzt oder eine Vereinbarung desselben absichtlich hintertreibt, so verletzt er seine verfassungsmäßigen Pflichten. Glaubt die Regierung in diesem Falle mit den sonstigen Einkünften ihren Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, so hat sie nur das eine Mittel, den Landtag aufzulösen und einer neuen Zweiten Kammer das Gesetz wieder vorzulegen, welches an dem Widerstande der bisherigen gescheitert ist. Niemals jedoch kann, wie Piloty meint,[11]) der Regierung das Recht zustehen, selbst durch Verordnung Steuern auszuschreiben, denn ein Verfassungsbruch des einen gesetzgebenden Körpers entbindet nicht den andern von seinen Verpflichtungen und so lange Bayern verfassungsmäßig regiert wird, kann die Krone kein Steuergesetz ohne Zustimmung der Stände erlassen und sie kann nicht einen Gegenstand im Verordnungswege erledigen, für den Gesetzesform vorgeschrieben ist. Wenn die Vereinbarung nicht gelingt, befinden wir uns eben einfach einem ex lex-Zustand gegenüber, der nach rechtlichen Gesichtspunkten überhaupt nicht entschieden werden kann. (Vergl. unten die Anm. 13.)

Als vereinbart ist das Steuergesetz jedenfalls dann anzusehen, wenn zwar der Landtag innerhalb des Rahmens der Regierungsvorlage Steuern bewilligt, jedoch dabei hinter den regierungsseitig gestellten Anträgen zurückbleibt. Daraus folgt für die Regierung keineswegs das Recht, das so amendierte Steuergesetz nicht zu sanktionieren. Denn es ist wohl zweifellos, daß bei Geldforderungen das Verlangen einer bestimmten Summe eventuelles Einverständnis mit einer niedrigeren allemal in sich begreift: selbst wenn nach Ansicht der Regierung die niedrigere Summe nicht ausreicht, muß sie zunächst das Bewilligte annehmen, worauf es ihr freisteht, auf die Erlangung weiterer Mittel hinzuwirken. Ein anderes ist es, wenn die Bewilligung zu einem ganz bestimmten, im einzelnen feststehenden Zweck erfolgt, dessen Erreichung durch keine staatsrechtliche Notwendigkeit geboten ist. Hier kann unter Umständen ein Arbeiten mit unzureichenden Mitteln so unzweckmäßig und unwirtschaftlich sein, daß die Ausgabe, im Falle zu geringe Mittel bewilligt werden, überhaupt besser unterbleibt. Die Steuerbewilligung als solche bezieht sich jedoch auf den Staatshaushaltsplan im ganzen, somit auf einen Zweck, welcher unbedingt erreicht werden muß. Es ist daher hier jeder, auch unzulängliche Beitrag, als zweckfördernd unbedingt anzunehmen.

Nicht verpflichtet dagegen ist die Regierung, einem Steuergesetz zuzustimmen, welches in materieller Beziehung von ihren Anträgen abweicht, so wenn beispielsweise über das Objekt oder die untere Grenze der Steuerpflicht Meinungsverschiedenheiten bestehen. Wenn sich hier eine Einigung nicht erzielen läßt, so bliebe für den Landtag die Möglichkeit, eine Pauschsumme zu bewilligen und die Art der Erhebung der Krone zu überlassen. Doch läßt sich denken, daß derselbe wenig geneigt sein wird, gerade in diesem wichtigen Punkte der Regierung plein pouvoir zu gewähren, und so ist die Möglichkeit gegeben, daß der Landtag keineswegs absichtlich das Steuergesetz hintertreibt, sondern nur dem von der Regierung beantragten Entwurf nicht zustimmt, wozu er zweifellos berechtigt ist. Es ist dies einer der glücklicherweise praktisch in Bayern seltenen Fälle, wo zwei einander koordinierte Faktoren sich über einen Punkt nicht einigen können, bezüglich dessen beide in ihren Entschließungen frei sind — ein Konflikt, welcher, wenn anders die Einigung zustandekommen muß, nur durch Nachgiebigkeit, jedoch niemals nach rechtlichen Normen gelöst werden kann.[12]) Ueber die praktischen Folgen, welche sich aus der Nichtvereinbarung des Steuergesetzes ergeben können, wird weiter unten zu handeln sein.

Am Schlusse dieses Paragraphen ist noch einer Eigentümlichkeit der Steuerbewilligung zu gedenken. § 9 des Tit. VII bestimmt nämlich:

„Die Stände können die Bewilligung der Steuern mit keiner Bedingung verbinden."

Es soll hier nicht auf die in der staatsrechtlichen Literatur vielfach hervorgetretene Ansicht eingegangen werden, wonach eine derartige Bestimmung mit der Stellung des gesetzgebenden Körpers unvereinbar sei, indem es nicht angehe, da, wo ein unbedingtes Nein gestattet sei, ein bedingtes Ja zu verbieten — es erledigt sich dieses Argument schon mit dem Hinweis darauf, daß es beim Steuergesetz eben überhaupt kein unbedingtes Veto gibt, dasselbe vielmehr in jeder Beziehung einen von allen anderen Gesetzen abweichenden Charakter zeigt. Der Landtag, welcher entgegen dem § 9 eine Bedingung beifügt, verletzt die Verfassung. Die mit dieser Bedingung bepackte Steuerbewilligung ist ohne rechtliche Wirkung;[13]) bleibt der Landtag auf seinem Beschluß bestehen, so ist derselbe gleichbedeutend mit einer Ablehnung der Steuervorlage. Die weitere Frage, ob sich das Verbot des § 9 auch auf die Appropriierung der Steuern zu bestimmten Zwecken erstreckt, ob nicht in jedem Steuergesetz die eine Bedingung stillschweigend enthalten ist, daß die Steuern nur zu bestimmten Zwecken verwendet werden dürfen, ist im folgenden zu behandeln.

§ 3.

Das Budgetrecht des Landtages.

Es war bisher immer nur von der Steuerbewilligung, also von einem Gegenstande die Rede, in welchem die Stände unbestritten ein volles Zustimmungsrecht haben. In engstem Zusammenhang mit diesem Rechte der Einnahmenbeschaffung steht ein anderes, nicht minder wichtiges Recht der Stände, ihr Einfluß auf die Einnahmen- und Ausgabenschätzung: das Budgetrecht des Landtages. Damit derselbe in die Lage kommen kann, zu bemessen, welcher Mittel der Staat zur Erfüllung seiner Zwecke bedarf, ist ihm ein Wirtschaftsplan vorzulegen, aus welchem sich auf das genauste ergibt, welche Einnahmen und welche Ausgaben der Staat in der kommenden Finanzperiode erwartet. Die Verfassung sagt hierüber im Titel VII, § 3:

Der König erholt die Zustimmung der Stände zur Erhebung aller direkten Steuern, sowie zur Erhebung neuer indirekter Auflagen oder zu der Erhöhung oder Veränderung der bestehenden.

11) A. a. O. S. 35.

12) Dieser Konflikt ist übrigens nach dem gegenwärtigen Rechtszustand so gut wie ausgeschlossen. Denn schon seit vielen Jahren ist es gelungen, sowohl über die Art der direkten Steuern als auch über deren Erhebungsform und Verteilung ein für allemal eine Vereinbarung zwischen Ständen und Krone herbeizuführen; alle direkten Steuern beruhen auf allgemeinen, nicht an die Dauer einer Budgetperiode gebundenen Gesetzen und nur die jeweils zu erhebende Steuerquote ist der Feststellung und Bewilligung im Finanzgesetz vorbehalten.

13) Seydel: Bayer. Staatsrecht Bd. 4 S. 399 scheint anzunehmen, daß lediglich die Bedingung als rechtlich nicht vorhanden gilt, die Steuerbewilligung sonach unter Abstrich der Bedingung von der Regierung angenommen werden darf. Sollte Seydel, was sich aus den an dieser Stelle sehr kurz gehaltenen Ausführungen nicht deutlich ergibt, wirklich diese Ansicht vertreten, so wäre dem vielleicht entgegenzuhalten, daß es zum Zustandekommen eines wirksamen Steuergesetzes an der erforderlichen Willenseinigung fehlt, da doch nicht angenommen werden kann, daß wer unter einer Bedingung zustimmt, seine Zustimmung auch nach Wegfall der Bedingung aufrecht erhält.

Im Titel VII, § 4:

Den Ständen wird dabei nach ihrer Eröffnung die genaue Uebersicht des Staatsbedürfnisses, sowie der gesamten Staatseinnahmen (Budget) vorgelegt werden, welche dieselben durch einen Ausschuß prüfen und sodann über die zu erhebenden Steuern in Beratung treten.

Aus diesen Bestimmungen folgt vor allem, daß ein Budgetrecht des Landtages in Bayern nur dann besteht, wenn die Regierung zur Deckung des Staatsbedarfes direkte Steuern oder neue indirekte Auflagen benötigt. Glaubt sie in einer Finanzperiode mit den ständischer Willigung nicht unterliegenden Einkünften des Staates auskommen zu können, so besteht die Verpflichtung, ein Budget vorzulegen, für diese Periode nicht; aus dem daher in § 4 geht unzweifelhaft hervor, daß die Vorlegung des Budgets lediglich als Motiv zur Einbringung des Steuergesetzes verlangt wird und die Regierung sich durch Nichteinbringen dieses Gesetzes auch von der anderen, damit in unlösbarem Zusammenhang stehenden Verpflichtung befreien kann. Deshalb entnimmt der Einfluß, der dem Landtage auf die Feststellung des Wirtschaftsplanes zusteht, Zweck und Umfang aus dem Steuergesetz. Nur insoweit gehört das Budget zum Wirkungskreis der Stände und können sie demnach bei der Beratung ihre Rechte geltend machen, als es zum ziffernmäßigen Ausdruck der erwarteten oder beabsichtigten Staatseinnahmen und -Ausgaben dient. Lediglich damit, ob die Ausgaben nach Zweck und Umfang angemessen, ob die Einnahmen gesetzmäßig und richtig geschätzt sind, haben sich die Kammern zu befassen. Die Frage, ob die Hofbräuhausdirektion bayerische oder ausländische Gerste verwendet, oder das kürzlich gestellte Verlangen eines Mitgliedes der Zweiten Kammer, in Zukunft dem Landtage die Lehrpläne der Schulen vorzulegen, all das sind Eingriffe in den Kompetenzkreis der Regierung, denen jeder verfassungsmäßige Boden fehlt. Ein Recht der Verwaltungskontrolle hat der Landtag in Bayern zu keiner Zeit besessen und bei der mehr und mehr um sich greifenden Einmischung der Zweiten Kammer in alle Geschäfte der Verwaltung kann nicht nachdrücklich genug auf deren verfassungsmäßige Schranken hingewiesen werden.

Aber auch insoweit das Budget zur Zuständigkeit des Landtages gehört, hat er demselben gegenüber durchaus nicht das Maß von Rechten, welches nach gegenwärtiger Praxis in Anspruch genommen wird. Denn so, wie die Budgetberatungen gegenwärtig in Bayern gehandhabt werden, ist der Versuch Rehms, ein Zustimmungsrecht des Landtages zum Budget zu behaupten, in der Tat nichts anderes, als das Unternehmen, einem bestehenden Zustand die rechtliche Grundlage zu schaffen: wer die Landtagsverhandlungen der letzten Dezennien verfolgt, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß der Landtag in Bayern ein volles Ausgaben- und Einnahmenbewilligungsrecht hat, mit der größten Selbstverständlichkeit werden die Ansätze der Regierung gekürzt und gestrichen, und nicht selten sind die Versuche, einzelne Positionen des Budgets zu erhöhen, oder gar neue einzustellen[15]) und somit Akte materieller Verwaltungsführung vorzunehmen. Dieser Praxis fehlt jede verfassungsmäßige Grundlage.

Denn nach dem Wortlaute des § 4 haben die Stände dem Budget gegenüber nur ein Recht der Prüfung, und diese Prüfung kann ihnen zwar Anlaß geben, von dem Rechte des Beirates und der Befugnis, Wünsche und Anträge an die Krone zu bringen, Gebrauch zu machen, jedoch keineswegs kann daraus das weitere Recht gefolgert werden, über die einzelnen Positionen des Etats Beschlüsse zu fassen, denen für die Regierung bindende Kraft zukommt.

Auffallenderweise wird von Rehm (a. a. O. S. 647) — offenbar um dadurch für das Zustimmungsrecht Raum zu schaffen — das Prüfungsrecht des Plenums bestritten. In scheinbar engster wörtlicher Auslegung des § 4 vertritt er die Ansicht, das Recht der Prüfung komme nur den Ausschüssen zu, denn davon, daß das Plenum zur Budgetprüfung berechtigt sei, sage die Verfassung nichts. Doch scheint es mir ganz unerheblich, ob ein derartiges Prüfungsrecht dem Plenum ausdrücklich zugewiesen ist oder nicht. Denn unbestritten hat dasselbe bei der Budgetberatung das Recht des Beirates. Zwingende Voraussetzung zur Ausübung dieses Rechtes ist aber vorhergehende Prüfung; es muß der Landtag daher unbedingt die Befugnis haben, die Prüfungsergebnisse der Ausschüsse zu seinen eigenen zu machen, um so darüber schlüssig zu werden, ob er von den ihm weiter zustehenden verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch machen will oder nicht. Wenn der § 4 sagt, daß die Stände die Uebersicht durch einen Ausschuß prüfen und sodann über die zu erhebenden Steuern in Beratung treten, so ist durch diese Fassung übrigens auch ein Prüfungsrecht des Plenums geradezu ausgesprochen. Nicht der Ausschuß prüft, sondern die Stände selbst prüfen durch ihr Organ, den Ausschuß, und es wäre widersinnig, wollte man ihnen die Befugnis entziehen, die von diesem Organ gewonnenen Resultate zu kontrollieren.

Der Prüfung unterliegen zunächst im Hinblick auf das Schätzungsergebnis alle auf den Etat gebrachten Einnahmen und Ausgaben, denn auch bei den staatsrechtlich notwendigen Ausgaben und den ständischer Willigung nicht unterworfenen Einnahmen können Regierung und Volksvertretung sehr wohl zu einer verschiedenen Schätzung gelangen, und in zahlreichen Fällen steht zwar der Zweck an sich fest, aber nicht die zu seiner Durchführung erforderlichen Mittel. In materieller Beziehung haben sich die Stände mit einer Etatposition nur dann zu befassen, wenn dieselbe nicht staatsrechtlich notwendig ist, sonach unterbleiben kann, ohne daß dadurch irgendwelche Rechte oder Pflichten verletzt werden. Und auch hier kann es niemals zu Erörterungen über die Vollziehung im einzelnen kommen,[16]) sondern nur darüber, ob die Ausgabe gemacht werden soll, oder besser unterbleibt. Aber auch dann kommt dem Beschluß, den die Kammer in dieser Sache faßt, keinerlei verbindliche Kraft zu, auch wenn der Landtag eine derartige Ausgabe für nicht, oder doch für nicht in der etatisierten Höhe, erforderlich hält, steht es ihm keinesfalls zu, dieselbe nach Belieben zu kürzen,[17]) wie er andererseits auch (wie schon oben angedeutet) nicht befugt ist, eine Position zu erhöhen. Ein derartiges Recht wäre eine ungewöhnliche Kompetenzerweiterung des Landtages und würde demselben Befugnisse verleihen, die weit über das Maß dessen hinausgehen, was er in seiner Eigenschaft als gesetzgebender Körper besitzt; während er dort der Krone nur gleichberechtigt gegenübersteht, könnte er hier durch beliebige Abstriche und neue Ansätze nach souveränem Ermessen die Verwaltung des Landes bestimmen. Dem kann auch, was das Streichen von Ausgaben anlangt, jedenfalls nicht entgegengehalten werden, daß

15) Dies hat bereits im Jahre 1837 zu einem scharfen Konflikt zwischen Krone und Volksvertretung geführt. Aber trotz der energischen Stellungnahme des damaligen Staatsrates und des Königs hat sich in der Praxis des Landtages seither nur wenig geändert. Vergl. Seydel, Bayer. Staatsrecht Bd. 4 S. 327 ff. Seydel selbst nimmt allerdings an (a. a. O. S. 418), eine Erhöhung oder Neueinstellung einzelner Posten bleibe dem Landtag unbenommen und diese Ansicht ist auch als Konsequenz der von ihm an anderer Stelle aufgestellten Lehre, es sei die Regierung nicht verpflichtet, die etatisierten Ausgaben auch wirklich zu leisten (a. a. O. S. 405), vollkommen richtig. Denn in diesem Falle kann die Regierung ja getrost der Erhöhung zustimmen, da dieselbe dann für sie keine andere Bedeutung hat, als ein unverbindlich ausgesprochener Wunsch der Stände. M. E. geht jedoch der Budgetzwang der Regierung weiter.

16) Weder steht es der Kammer zu, wenn die Regierung eine neue Behörde verlangt, bestimmte Beamte zu beanspruchen, noch kann sie die Kosten eines Neubaues unter der Bedingung genehmigen, daß bei den Arbeiten der Achtstunden-Arbeitstag zur Anwendung kommt oder ein bestimmter Minimallohn bezahlt wird. Abgesehen davon, daß derartige Fragen reine Verwaltungssache sind, wäre es auch ein Verstoß gegen § 9, da jede Zustimmung zu einer Ausgabe die Bereitwilligkeit in sich begreift, die nötigen Steuern zu bewilligen, so wenig hier der Fall einer bedingten Steuerbewilligung gegeben wäre. Ebenso Rehm. S. 667 f.

17) Abweichender Ansicht war seinerzeit in der Zweiten Kammer der Abgeordnete Frhr. v. Rotenhan. (Verh. der Kammer der Abgeordneten. Beilrag. Bd. IX. Abt. 1. S. 418 ff.) Treffend dagegen Seydel, Bayer. Staatsrecht 4, S. 419 f.

dos Einsetzen einer Position eventuelles Einverständnis mit der niedrigeren Summe in sich begreife, denn es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß viele Dinge besser ganz unterlassen als mit unzureichenden Mitteln unternommen werden.

Trotzdem ist das Prüfungsrecht des Landtages keineswegs nur eine leere Form. Denn einmal gibt die Budgetprüfung dem Landtage die Möglichkeit, sich schlüssig zu werden, ob er zu einzelnen Punkten Wünsche und Anträge an die Krone bringen will, zum anderen ist derselbe berechtigt, nur so viel Steuern zu bewilligen, als zur Durchführung der staatlichen Wirtschaft nach seiner Ansicht erfoderlich sind. Aber die Beschlüsse, die der Landtag zu den einzelnen Positionen faßt, haben nur für ihn selbst Bedeutung, und wenn er gleichzeitig mit der Steuerbewilligung der Krone den von ihm amendierten Etat vorlegt, so dient derselbe lediglich dazu, die Krone darüber aufzuklären, welche Beweggründe für die Höhe der bewilligten Steuersumme entscheidend waren. Bindende Kraft kommt diesem Etat nicht zu, denn als Akt der Verwaltung ist der Wirtschaftsplan des Staates jeder direkten Einflußnahme der Stände entzogen,[18]) sie sind einzig und allein in der Lage, durch Nichtbewilligung der geforderten Steuersumme auf die Regierung einen tatsächlichen Druck auszuüben. Ein rechtlicher Zwang derselben, auf eine dem Landtage nicht genehme Ausgabe zu verzichten, besteht nicht, kann schon deshalb nicht bestehen, weil die Verfassung jede Steuerbewilligung unter einer Bedingung untersagt und somit dieselbe auch nicht abhängig gemacht werden kann und darf von der Annahme des ständischerseits amendierten Budgets.[19]) Sa bestände also ein Budgetzwang überhaupt nicht, die Regierung wäre berechtigt, mit den bewilligten Steuern nach Belieben schalten und walten zu dürfen? Keineswegs! Nur hat dieser Budgetzwang seinen Grund nicht in der Beschlußfassung der Stände, sondern in der Verfassung selbst, er umfaßt daher nicht dos aus der Beratung beider Kammern hervorgegangene, sondern das von der Regierung den Ständen vorgelegte Budget. Dieses darzutun wird im folgenden Paragraphen versucht werden.

[18]) Wenn Seydel (Bayer. Staatsrecht, Bd. 4, S. 89) sagt: „Es besteht keine Verpflichtung der Staatsregierung, das Budget so anzunehmen, wie es aus den Händen des Landtages hervorgeht, aber sie hat wegen der Gleichberechtigung des Landtages nur die Wahl, das Budget ganz oder gar nicht anzunehmen“, so kann ich mich dieser Auffassung nicht anschließen. Es ist sehr wohl denkbar, daß die Regierung bezüglich einzelner Posten nach den Wünschen des Landtages Modifikationen eintreten läßt, während sie in anderen Punkten auf ihren Ansätzen besteht. Von einer Annahme des Budgets kann aber meines Erachtens überhaupt keine Rede sein, das Budget ist bereits im Augenblick der Vorlage rechtlich existent, und es steht im Ermessen der Regierung, wie weit sie dasselbe, beeinflußt durch die Wünsche des Landtages und die Insuffizienz der bewilligten Deckungsmittel, abändern will.

[19]) Abweichender Ansicht ist Seydel, Staatsrecht, Bd. 3, S. 400 f. Indessen scheint derselbe außer acht zu lassen, daß ein Leugnen der Verbindlichkeit des von den Ständen amendierten Budgets durch den Akt der Steuerbewilligung keineswegs eine Bindung der Regierung an das vorgelegte Budget ausschließt, daß daher auch im Falle des nichtvereinbarten Budgets die Vorlage des Wirtschaftsplanes durchaus nicht das Auswerfen eines Köders bedeutet, die Regierung vielmehr von Anfang an ihre Karten offen zeigt: Durch Vorlage des Budgets erklärt sie ihre Bereitwilligkeit, dasselbe, wenn anders ihr nur die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, voll zu verwirklichen, und auch bei unzureichenden Mitteln bleibt dasselbe als oberste Grenze verbindlich, und darüber, welche Ausgaben diesfalls als die weniger dringlichen zu unterbleiben haben, kann sich die Regierung die Entscheidung selbst vorbehalten.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

mor. **Totentänze.** Unter diesem Titel hat Armand de Talh im Verlage von Ernst Reinhardt in München ein Dutzend von Novellen und Skizzen erscheinen lassen, von denen die erste, „Rafetta“, den Lesern unseres Feuilletons bereits bekannt ist. Hermann Tarchi della Pieta, der sich unter dem Pseudonym Armand de Talh verbirgt, ist ein unzweifelhaftes novellistisches Talent von einer starken Begabung für das Düstere. Jede dieser kleinen Erzählungen spricht von einer scharfen Beobachtung menschlichen Lebens und Leidens. Ein feiner Geschmack und Humor verhindern den Autor jedoch, in das Extrem bewußter Elendmalerei zu verfallen, und so bleiben seine Novellen immer anziehend und interessant, so traurig mitunter ihr Thema sein mag.

*

Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig.

Zweiter Verhandlungstag. Vormittagssitzung. Vorsitz Geh. Rat Prof. Dr. Erb.

An der Diskussion über den Vortrag der Referenten Prof. Marchand und Prof. Romberg (Arteriosklerose) beteiligten sich zahlreiche Redner, die im großen und ganzen ihre Uebereinstimmung mit dem Vorgetragenen bekunden. Im einzelnen machte v. Naarden (Frankfurt) mit seinen günstigen Erfahrungen mit Nitroglycerin bekannt, das allerdings nicht in Tablettenform, sondern genau dosiert zu verwenden sei. Schott (Nauheim) macht für die Entstehung der Krankheit unter anderem Tabak, junge Weine und junge Biere, Ageron (Hamburg) üppige Lebensweise mit Alkohol bei vorwiegender Eiweißkost und mangelnder Bewegung verantwortlich. Auf die Bewegung legt er besonderen Wert. Er empfiehlt Regelung des Stuhles, Massage des Leibes, Karlsbader, Kissinger Kuren.

Krause (Breslau) verweist auf die Röntgen-Aufnahme als diagnostisches Hilfsmittel, v. Jaksch (Prag) will häufigere Verwendung geeigneter hydrotherapischer Maßnahmen und empfiehlt Meidung von Alkohol, Mäßigkeit im Tabakgenuß. Er warnt vor Digitalis. Smith (Berlin) zeigt an der Hand von Kurven die Bedeutung der elektrischen Behandlungsweise, Franklinisation und Fnradisation.

Professor Sattler (Leipzig) empfiehlt zur Feststellung der Diagnose die Untersuchung des Auges, dessen Netzhaut-Arterien und Venen durch den Augenspiegel sichtbar gemacht werden können. Netzhautblutungen, Verstopfungen und Verletzungen des Lumen der Gefäße deuten auf arteriosklerotische Veränderungen der Blutgefäße. In ihrer Bedeutung erkannt, verweisen sie auf die Einleitung der Behandlung, die das Leben der Erkrankten zu verlängern wohl imstande ist.

Nach Professor Marchand konstatiert Professor Romberg, daß tiefgehende Differenzen in den Anschauungen der Diskussionsredner nicht vorhanden sind, empfiehlt aber gleich Krödel (Nauheim) noch einmal für gewisse Fälle, namentlich solche mit Herzmuskelinsuffizienz und Herzschwäche die Behandlung mit Digitalis, die in dieser Hinsicht unentbehrlich sei.

Nach Schluß der Diskussion spricht Brauer (Heidelberg) über Untersuchungen am Herzen, die an solchen Patienten gemacht sind, denen wegen Verwachsungen des Herzbeutels mit dem Herzen lebensbedrohender Beschwerden wegen Teile der vorderen Brustwand entfernt sind, und berichtet über seine Untersuchungen an den Herzen solcher Geheilter.

Nachmittagssitzung. Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. Curschmann.

Dr. de la Camp (Berlin) spricht zur Methodik der Herzgrößenbestimmung. Die bis auf wenige Millimeter genaue Bestimmung der absoluten Herzdämpfung liefert in den meisten Fällen wichtige Aufschlüsse über die wahre Herzgröße, zumal Lungenkomplikationen und anormaler Zwergfellstand auch sonstwie leicht erkannt werden können. Es gelingt durchaus

Digitized by Google

in der Regel, auch den hinter dem Sternum liegenden, nicht von der Lunge bedeckten Teil des Herzens perkussorisch darzustellen. Bei Vergrößerung des rechten Herzens läßt sich das treppenartige Wachsen der wahren absoluten Herzgrenze meist nachweisen.

Zur Bestimmung der wahren Herzgröße ist die Orthodographie (?) das beste Verfahren. Einschränkung erfährt es bei stärkerer Vergrößerung des Herzens nach links über die linke Mammillarlinie hinaus. Durch Kombination der tiefen Perkussion mit der Palpation lassen sich die Grenzen der relativen Dämpfung in über drei Viertel der Fälle mit großer Genauigkeit darstellen. Als Kontrollverfahren ist die Tastperkussion an sich wertvoll. Durch Kombination der Perkussion mit der Auskultation läßt sich eine genauere Herzgrenzenbestimmung nicht ermöglichen. Die Ergebnisse der Methoden, welche die Auskultation irgendwie auf der Körperoberfläche erzeugter Schallwellen für die Herzgrößenbestimmung verwenden, sind für letztere nicht verwertbar. Es handelt sich um Schallfortleitung durch den Thorax, an deren Modifikation Haut, Muskeln und Knochen beteiligt sind. Insonderheit stellen die von Smith für die Grenzbestimmung einzelner Herz- und Gefäßteile in Anspruch genommenen Figuren Herzprojektionen nicht dar, weil sie auch unabhängig von der Gegenwart des Herzens bei der Leiche und intra vitam erhalten werden. Die von der Friktionsmethodik behauptete hochgradige Größenvariabilität des Herzens existiert nicht. Die Begründung therapeutischer Maßnahmen durch sie ist unzulässig.

In der Diskussion stimmten sämtliche Redner (Kraus, Nothnagel, Schott, Moritz) dem Vortragenden zu und verurteilten die Smithschen Anschauungen als wissenschaftlich unbegründet und in keiner Weise geeignet als Grundlage einer Therapie zu gelten. Smith verteidigt und befürwortet seine Methode.

Es sprachen sodann Karl Reither und v. Schrötter jun. (Wien) Ueber den Einfluß der Veränderung der Zirkulation auf die Harnabscheidung in der Niere beim Menschen. Es gelang mittelst der Methode des direkten Abfangens des Urins aus dem Harnleiter den Einfluß von Arbeitsleistung, künstlich erzeugter Atemnot, Aortenkompression, Einverleibung von Nebennierenextrakt in die Blutbahn auf die Harnabscheidung zu studieren. Als Resultate ergaben sich die Ausscheidung einer größeren verdünnten Harnmenge, bei individuell gesteigerter Arbeitsleistung, ein gleichsinniger Ausschlag bei Atemnot. — Es folgte sodann der Vortrag von Wiesel über Anatomische Befunde am Gefäßsystem bei Typhus. Bei schweren Fällen von Typhus kommt es auf der Höhe der Erkrankung zu einer Entzündung der mittleren Gefäßschicht (Mesoarteritis), ein Analogon zu der Entzündung des Herzmuskelfleisches, die Romberg bei den akuten Infektionskrankheiten der Kinder beschrieben hat. Des weiteren sprach Ortner (Wien) 1. Ueber klinische Beobachtungen zu dem Verhalten der Kreislauforgane bei akuten Infektionskrankheiten, insbesondere bei Typhus abdominalis. 2. Ueber valvomuskuläre Aorteninsuffizienz. Den Schluß der Nachmittagssitzung bildete der Vortrag von Hofmann (Düsseldorf) über neue graphische Methoden nebst Beobachtungen über artifizielle Arrythmie am freiliegenden Herzen.

Für den Abend waren die Kongreßteilnehmer von der Stadt Leipzig zum Gewandhauskonzert geladen.

In dem von der Stadt Leipzig veranstalteten Konzert des Gewandhauses, das bis zum letzten Platz gefüllt war, wurden unter der Leitung Nikischs vom Gewandhausorchester Kompositionen von Schumann, Wagner, Beethoven dargeboten, ferner sang Frln. Stägemann und der bekannte Thomanerchor.

3. Sitzung stag, Mittwoch, 20. April. Vormittagssitzung. Nach geschäftlichen Mitteilungen des Herrn Ober-Med.-Rates Dr. Merkel, aus denen hervorzuheben ist, daß der nächste Kongreß in Wiesbaden stattfindet, sowie daß beantragt worden ist, ihn nur alle zwei Jahre stattfinden zu lassen, übernimmt den Vorsitz Herr Med.-Rat Prof. Dr. Schulz (Braunschweig).

An erster Stelle demonstriert Prof. Rille (Leipzig) eine äußerst seltene Hautaffektion. Neißer (Stettin) spricht über Probepunktion und Punktion des Schädels. Es ist dem Vortragenden gelungen, bei Hirndruck, Hirnblutungen, Wasseransammlungen ein Verfahren zu erproben und für die Diagnose und Heilung zu verwerten, nämlich die Anbohrung des knöchernen Schädels mittelst einer elektrisch betriebenen Bohrmaschine und der darauffolgenden Punktion der Hirnhäute. Auf diese Weise gelang es, altes Blut und Wasseransammlungen aus dem Gehirn zu entfernen. Natürlich ist das Verfahren auch bei Vorhandensein von Eiter sehr geeignet und besonders zu empfehlen. Die Stellen, die sich zur Vermeidung der Blutleiter und Blutgefäße des Gehirns am meisten zur Vornahme eignen, werden angegeben, geheilte Fälle vorgestellt.

Leon Asher gibt Beitoägegur Physialogie der Heegnerven, deeen Leitungsfähigkeit abhängig vom Ernährungszustand sind. Innerhalb weiter Grenzen ist der Vagus unabhängig von der Temperatur, nur bei stark geringer Temperatur nimmt die Vaguswirkung ab, dagegen ist die Vaguswirkung abhängig vom Druck innerhalb des Herzens. — Ueber die Bedeutung der Einatmung zerstäubter medikamentöser Flüssigkeiten für die Behandlung innerer Krankheiten spricht Johannes Reitz (Mitterfels). Er führt durch geeignete, verbesserte Zerstäubungsapparate flüssige, feinst verteilte Medikamente auf dem Weg der Atmung der Lunge der Kranken zu. Die tatsächliche Aufnahme der Medikamente in dem Körper konnte auf chemischem Wege und durch das mikroskopische Präparat nachgewiesen werden. Der Redner hoffte so, medikamentöse Stoffe, die im Magen ihre Wirkung mehr oder weniger verlieren, oder die Schleimhaut des Magens angreifen, durch seine Methode direkt dem Körper zuzuführen.

In der Diskussion (Rothschild, Sänger, Aronsohn) wird hervorgehoben, daß auch bei Inhalation ein Teil der zerstäubten Flüssigkeit verschluckt und von Mund- und Nasenschleimhaut und der Teachea angesaugt werden und nicht gleichgültig für die feinen Gewebe der Lunge sein können. v. Schrötter stellte aus noch nicht publikationsreifen experimentellen Versuchen aus der Wiener Klinik über Aufnahme zerstäubter Flüssigkeiten Neues für die medizinische Welt in Aussicht. Diese Versuche sind unter Vorsichtsmaßregeln angestellt, die die obengenannten Einwände hinfällig machen. Nach Hering (Prag), der über Venenpulse sprach (Diskussion Vollhardt, Deutsch) stellte Pässler (Leipzig) zwei Fälle von Wirbelsäuleneinknickung nach Wirbelerkrankung vor, die infolge ganz geringer Insulte bei voller Gesundheit jahrelang vor dem Auftreten einer Tabes entstanden sind. Auffallenderweise verläuft die Tabes sehr langsam.

Adolf Schmidt (Dresden) berichtet über eine von ihm ausgearbeitete Methode zur Erkennung von Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse, welche auf der Tatsache beruhe, daß der Saft dieser Drüse imstande ist, die Substanz der Zellkerne zu lösen. Schmidt gibt in Verbindung mit seiner Darmprobekost kleine Fleischwürfel in einer Hülle, so daß man sie in den Entleerungen leicht wieder auffindet. Zeigen sich dann die Zellkerne in den Gewebsresten erhalten, so beweist das eine schwere Erkrankung der Bauchspeicheldrüse, die bekanntlich sonst oft kaum zu erkennen ist. In der Diskussion sprach v. Naorden.

Hans Köppe (Gießen) berichtet sodann über die Haemolyse. Die Auflösung der roten Blutkörperchen entsteht durch Läsion ihrer Wand. Bei Wasserhaemolyse wird die „Wand" der Blutscheiben mechanisch gesprengt durch den osmotischen Ueberdruck innen; mechanische Verletzung der Wand ist auch die Ursache beim Gefrieren und Auftauen des Blutes. Bei der Wärmehaemolyse schmilzt die Wand, resp. ihr fettähnlicher Bestandteil. Bei der Darmhaemolyse wird der fettähnliche Bestandteil der Wand gespalten, bei Alkalihaemolyse verseift, aufgelöst bei der Haemolyse durch fettlösende Stoffe. Bei der Serumhaemolyse wird der eiweißartige Bestandteil der Wand angegriffen.

Menzer (Halle a. S.) sprach sodann über die Theorie der Streptokokkus-Serum-Behandlung beim Menschen.

x

Kleinere Mitteilungen.

* Der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele in Deutschland wird seine diesjährige Hauptversammlung in der Stadt Quedlinburg abhalten, die ihn eingeladen hat, der Enthüllung des Guts Muths-Denkmals am 20. Mai d. J. beizuwohnen, des Mannes, der schon vor mehr als 100 Jahren alle Forderungen, die der Zentralausschuß zu verwirklichen sucht, als Bahnbrecher einbringlich und wohlgeordnet aufgestellt hat. Der Zentralausschuß wird dieser Einladung um so lieber folgen, als gleichzeitig in Quedlinburg der Deutsche Turnlehrerverein, der die erste Anregung zur Errichtung des Guts Muths-Denkmals gab, seine Versammlung abhalten wird. Gemeinsam mit dem Vorstande dieses Vereins und dem Quedlinburger Ortsausschusse ist ein allgemeines Fest- und Versammlungsprogramm für den 18., 19., 20. und 21. Mai aufgestellt worden. So wird diesmal Gelegenheit geboten werden, innerhalb des enger begrenzten und deshalb übersichtlicheren Schulwesens einer deutschen Mittelstadt das Ziel und den Aufbau der preußischen Turnlehrpläne in den Vorführungen der Schüler und Schülerinnen von Volks-, Mittel- und höheren Schulen kennen zu lernen und dabei zugleich die innige Verbindung von Turnen und Jugendspiel zu beobachten. Auch eine Reihe interessanter Vorträge wird den Festteilnehmern geboten werden.

hc. Medizinische Preisaufgabe. Die Gesellschaft der Aerzte in Wien schreibt den Goldberger-Preis im Betrage von 2000 Kronen für die beste Arbeit über das Thema: „Folgen und Einfluß der Schwangerschaft auf die Tuberkulose der Respirationsorgane" aus. Die Arbeiten sind bis Oktober 1906 einzureichen.

*

Hochschulnachrichten.

B. Heidelberg. Das Befinden Kuno Fischers in Heidelberg erheischt immer noch große Schonung: der greise Philosoph wird deshalb auch sein bereits angekündigtes vierstündiges Kolleg vorerst noch nicht lesen.

* **Freiburg i. Br.** Die Stadtgemeinde ernannte den Professor der Gynäkologie Dr. Alfred Hegar, sowie den bekannten Zoologen August Weismann zu Ehrenbürgern.

* **Göttingen.** An der hiesigen Universität beginnen am 26. April wissenschaftliche Vorlesungen für Damen. Es ist für sie folgender Lehrplan aufgestellt worden: Prof. Tschackert: Kirchengeschichte der ersten acht Jahrhunderte; Prof. Althaus: Dogmatik, zweiter Teil, und Exegese der Thessalonicher-Briefe; Oberlehrer Boron v. Lieven: Pentateuchfragen; Geheimrat Prof. Max Lehmann: Die Anfänge der deutschen Reformation; Prof. Bujolt: Griechische Geschichte; Privatdozent Dr. Mollwo: Historische Uebungen; Professor Stumme: Grundzüge der Phonetik und Metrik, Diboltik und Lyrik im Mittelalter; Lektor Guerrey: Französische Literaturgeschichte von 1550—1700; Prof. Morsbach: Quantitätsgesetze im Neuenglischen, Geschichte der englischen Laute, Lektüre Chaucer, alt- und mittelenglische Literatur; Prof. Tamson: Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen, Shakespeare, moderne Literatur; Dr. Seeborf: Literatur: Sturm- und Drangperiode; Dr. H. Meyer: Einführung in das Mittelhochdeutsch; Dr. Götting: Mathematik und Physik; Lic. Dr. Otto: Philosophie seit Leibniz.

hc. **Berlin.** Der bekannte Leipziger Musikgelehrte und außerordentliche Professor Dr. Hermann Kretzschmar hat einen Ruf auf die neu geschaffene, ordentliche Professur für Musikwissenschaften an der hiesigen Universität angenommen.

pv. **Wien.** Soeben veröffentlicht der Senat der Universität eine Kundmachung an die Studentenschaft, welche geeignet ist, dem in den letzten Monaten seitens der Studenten etwas tumultuarisch geführten, durch das herausfordernde Benehmen der slavischen Studierenden entstandenen Kampf darüber, ob die Wiener Universität eine deutsche oder eine gemischtsprachige Hochschule sei, einen würdigen und klärenden Abschluß zu geben. Die Kundmachung war schon in jenen Tagen, in denen die bekannten großen Demonstrationen vor der Universität und auf der Ringstraße stattgefunden hatten, das ist Mitte März d. J., beschlossen worden und nun, da der Beginn der Vorlesungen naherückt, wird sie verlautbart. Der Senat weist darauf hin, daß es jederzeit zu den schönsten Aufgaben der deutschen Hochschulen gehört habe, Jünglingen aller Nationen in gleicher Weise wissenschaftliche Förderung und akademische Heranbildung zu gewähren. In diesem Sinn seien auch akademische Behörden und Lehrer der Universität jederzeit vorgegangen, in vollster Unparteilichkeit, und es habe in dieser Richtung jeder Student, welcher Nation immer, auch in Zukunft ganz gleiche Behandlung zu erwarten. Andrerseits hebt der Senat aber mit Nachdruck und in fast feierlicher Weise hervor, daß die Universität Wien nach Geschichte, Unterrichts- und Amtssprache, nach akademischen Sitten und Gebräuchen, somit ihrem ganzen Wesen nach eine deutsche Hochschule sei; die akademischen Behörden seien gesonnen, jedem den deutschen Charakter der Universität verletzenden Beginnen mit Nachdruck entgegenzutreten. — Die Kundgebung enthält weiter die Aufforderung, die Studenten mögen sich nun ruhig wieder ihrer wissenschaftlichen Arbeit zuwenden, eingedenk der ihnen durch ihren einstigen Beruf vorgezeichneten wichtigen Lebensaufgaben. Sollten wider Erwarten sich abermals Ausschreitungen auf akademischem Boden ereignen, so müsse gegen die Ruhestörer mit den strengsten Strafen vorgegangen werden und würde der Senat nicht zögern, die Schuldtragenden nötigenfalls von allen österreichischen Hochschulen zu relegieren. — Daß diese durch die Sachlage vollkommen gerechtfertigte Drohung ernst gemeint ist, beweist der Umstand, daß vor einigen Tagen eine vom Senat beschlossene und vom Unterrichtsminister genehmigte Disziplinarverfahrensordnung veröffentlicht wurde, welche eine rasche Durchführung der Disziplinarerhebung, sowie schleunigste Erfüllung und Vollstreckung der Relegations-Erkenntnisse ermöglicht.

* An der hiesigen Universität habilitierte sich Dr. J. Müller für Geographie, Dr. Felix Exner für Meteorologie; der Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Staatsarchivar Dr. H. Schlitter wurde als Privatdozent für das gleiche Fach an der hiesigen technischen Hochschule zugelassen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien.

„Alte Pinakothek."

Hundert Photographiedrucke nach den Münchener Originalen in vorzüglicher Wiedergabe. Blattgröße 27×33.

Hocheleganter Prachtband.

Ausgabe a 1seitig bedr. M. 4.50, Ausgabe b 2seitig bedr. M. 3.50. Zusendung postfrei.

Georg C. Steinicke,

Buchhandlung u. Antiquariat, München, Wattherstrasse 23.

Reiche Auswahl von Heften und Einzelblättern der Kunstzeitschrift **„Pan".**

Bitten Verzeichnisse zu verlangen.

Katalog 5: **Moderne Unterhaltungs-Literatur** zu herabgesetzten Preisen 6856).

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(6794)

Paul Heyse als Dramatiker

Von

Erich Petzet

Geheftet 1 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Freitag, 22. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das Budgetrecht des Landtags nach bayerischem Verfassungsrecht. (Schluß.) Von Dr. jur. Paul Bauer (München).

Oesterreichische Professoren auf deutschen und deutsche auf österreichischen Hochschulen.

II. Bücher und Zeitschriften.

Schwind-Literatur. — Otto Weber: Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. — H. Cramer: Militärische und freiwillige Krankenpflege.

III. Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin. — 18. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das Budgetrecht des Landtags nach bayerischem Verfassungsrecht.

Von Dr. jur. Paul Bauer (München).

(Schluß.)

§ 4.

Grund und Umfang des Budgetzwanges.

Aus dem Zusammenhang, der nach der Verfassung zwischen Budget und Steuerverwilligung besteht, hat man bisher allgemein geschlossen, daß durch den Akt der Steuerbewilligung das Budget so, wie es aus den Beratungen beider Kammern hervorgeht, für die Regierung bindend sei,[20]) und die bisherige Praxis, welche das Budget als Anhang zum sogen. Finanzgesetz veröffentlicht, steht, wie es scheint, auf dem Standpunkt, daß der Etat — wenigstens formell — an der Gesetzeskraft des Finanzgesetzes teilnimmt. Während Rehm als logische Folge dieser Bindung ein Zustimmungsrecht des Landtages zum ganzen Budget, also ein Ausgabenbewilligungsrecht, annimmt, begnügt sich Seydel damit, die Gebundenheit der Regierung als tatsächliche Folge, als Reflexwirkung der Steuerbewilligung zu betrachten. Bestände aber diese Gebundenheit wirklich in dem Umfange, wie sie allgemein angenommen wird, dann wäre die Kontroverse zwischen Rehm und Piloty, die Frage nach Zustimmungs- oder Prüfungsrecht, kaum etwas anderes als ein Streit um Begriffe, faktisch wäre damit dem Landtage ein volles Ausgabenbewilligungsrecht zugestanden, ausgeschlossen nur in dem einen, praktisch nicht wahrscheinlichen Falle, wo die Regierung einmal ohne Steuern auskommen zu können glaubt.

Wenn nun aber Rehm annimmt (a. a. O. S. 649), die logisch strenge Folge eines bloßen Prüfungsrechtes des Landtages sei, daß die Regierung bei der Verwendung der bewilligten Steuern an die Budgetansätze nicht gebunden sei, so geht dieser Schluß meines Erachtens zu weit. Eine solche Bindung besteht allerdings; ich gehe mit Seydel darin vollkommen einig, daß im Falle des vereinbarten Steuergesetzes eine Bindung der Regierung an die Sätze des Etats insofern besteht, als dieselbe in der Regel verpflichtet ist, aus den verfügbaren Mitteln zunächst die von den Ständen gebilligten Ausgaben zu leisten. Aber doch nur zunächst! Sobald sie durch irgendwelche Umstände in die Lage kommt, über mehr Mittel zu verfügen, sei es indem sie bei den veranschlagten Ausgaben Ersparungen macht, oder mehr vereinnahmt als sie erwartete, zeigt sich sofort, daß das von den Ständen amendierte Budget nur das Minimum der zu leistenden Ausgaben fixiert, während die Maximalgrenze der von der Regierung vorgelegte Etat zieht. Denn der Grund der Bindung an das Budget liegt — hier kann ich mich der genteinen Meinung nicht anschließen — nicht in dem Akte der Steuerverwilligung, sondern unmittelbar in der Mitwirkung der Stände bei der Budgetberatung; damit, daß die Regierung in einer Finanzperiode Steuern verlangt und annimmt, unterwirft sie sich der Verpflichtung, an ordentlichen und vorhersehbaren Ausgaben nur solche zu leisten, welche sie auf den Etat gebracht und dem Beirat der Stände unterstellt hat; es wird dadurch, wie das Verfassungsverständnis vom 24. Juni 1843 sich ausdrückt, „das vorgelegte Budget in quanto et quali obligatorisch“. Aber nicht der Steuerbewilligung an sich kommt diese Kraft zu, sondern dem Mitwirkungsrecht der Stände, und die Folge davon ist, daß für die Regierung verbindlich zunächst nur das vorgelegte, nicht das von den Ständen amendierte Budget ist.

Diese Auffassung führt in ihren Konsequenzen dazu, daß eine Verpflichtung der Regierung, sich mit den Ständen über das Budget zu vereinigen, nicht besteht, dieselbe vielmehr nur in Ausübung ihres verfassungsmäßigen Rechtes handelt, wenn sie gleichzeitig mit der Sanktionierung und Veröffentlichung der Steuervorlage einen Etat publiziert, der sich ohne Rücksicht auf die Beschlüsse der Kammer einzig und allein im Rahmen der ursprünglichen Vorlage bewegt.[21]) Durch die Insuffizienz der Mittel kann die Regierung gezwungen sein, zugunsten einer gestrichenen Position auch eine von den Ständen gebilligte abzusetzen, wenn sie dies durch das Staatswohl für geboten erachtet — eine derartige Nichtvereinbarung des Budgets ist kein verfassungswidriger Zustand.

Mit dem Vorgetragenen deckt sich auch im wesentlichen der Wortlaut des Verfassungsverständnisses. Der schon oben angeführte § 3 erklärt, daß für die Regierung das vorgelegte Budget durch den Akt der Steuerverwilligung obligatorisch wird — also ausdrücklich nur das vorgelegte, nicht das von den Ständen amendierte. Aus § 4 ist ferner zu entnehmen, daß — sofern sich in Absicht auf Natur und Größe des ordentlichen, beständigen, bestimmt vorherzusehenden Staatsbedürfnisses eine Einigung nicht erzielen läßt — alle in das Budget eingestellten Ausgabeposten, soweit sie nach pflichtgemäßem Ermessen die Natur des Staatsbedürfnisses tragen (diese Einschränkung ergibt sich aus § 2), nach Maßgabe der bewilligten

[20]) Vgl. Seydel Budgetrecht, S. 19.

[21]) Abweichender Ansicht Seydel S. 420/21, welcher annimmt, daß im Falle der Nichtvereinbarung des Budgets auch der vorgelegte Wirtschaftsplan belanglos wird und die Regierung nunmehr ad libitum — selbstverständlich in gesetzlichen Schranken — wirtschaften kann. M. E. ist dies nicht der Fall, wenn nur überhaupt eine Steuersumme bewilligt wird. Denn in diesem Falle hat der Landtag das Recht der Budgetprüfung ausgeübt und daraus muß immer eine gewisse Bindung des anderen Teiles hervorgehen.

Mittel befriedigt werden dürfen. Die Einschränkung des § 2 bedeutet eine Abweichung von dem Grundsatze nicht, sie ist vielmehr aus der Natur der Sache ebenso selbstverständlich zu entnehmen, wie der in § 4 festgelegte Grundsatz, daß die auf gesetzlichen oder rechtlichen Verpflichtungen beruhenden Ausgaben den Vorrang behaupten. Wenn allerdings § 2 B des Verfassungsverständnisses sagt, daß Ausgaben, welche das wahre Landeswohl nicht fordert — übrigens ein äußerst schwankender Begriff — nur kraft einer Vereinbarung zwischen Regierung und Ständen Platz greifen können, so mißt er den Ständen damit mehr Recht bei, als ihnen noch der Verfassung zusteht.

Die Regel wird nun allerdings eine Vereinbarung über das Budget zwischen Regierung und Ständen bilden. Die zustande gekommene Vereinbarung kommt in Bayern nach gegenwärtiger Praxis dadurch zum Ausdruck, daß das Budget als Anhang zum Finanzgesetz in der Form, wie es aus den Händen der Stände hervorgegangen ist, publiziert wird.[22]) Damit übernimmt nun jedenfalls die Regierung die Verpflichtung, zunächst — sofern nicht besondere, unvorhersehbare Fälle eine Abänderung heischen — sämtliche Posten dieses Budgets zu verwirklichen[23]) und kann erst dann nach Maßgabe der verfügbaren Mittel auf das vorgelegte Budget zurückgreifen. Denn wenn die Krone, was ja ihr freier Wille ist, das amendierte Budget annimmt, so erklärt sie damit dem Landtage ihre Bereitwilligkeit, die in demselben enthaltenen Ausgaben zu leisten; durch die Vereinbarung, welche in der Publikation zum Ausdruck kommt, übernimmt sie die Verpflichtung, dieses Budget zu realisieren. Indessen bildet dasselbe immer nur die untere Grenze, die Krone begibt sich dadurch keineswegs ihres Rechtes, über dasselbe hinaus und auf ihren eigenen Voranschlag zurückzugreifen, wenn nachträglich die Mittel es erlauben. Denn die Publikation erfolgt jedenfalls unter einer stillschweigenden clausula rebus sic stantibus, der Voraussetzung, daß die verfügbaren Einnahmen nur zur Verwirklichung der von der Kammer gebilligten Ausgaben genügen. Stellt sich diese Voraussetzung nachträglich als irrig heraus, so ist die Regierung in keiner Weise rechtlich gehindert, auf ihre Ansätze zurückzukommen.

Eine Aenderung der finanziellen Lage der Regierung in der Richtung, daß ihr nach Realisierung des vereinbarten Budgets noch Mittel verfügbar sind, kann einen doppelten Grund haben: Einmal ist es denkbar, daß sich während der Finanzperiode eine unvorhersehbare, außerordentliche, ständischer Willigung nicht unterliegende Einnahme ergibt. Des ferneren geht aus der Natur des Budgets oder eines Verwaltungsaktes hervor, daß die in denselben enthaltenen Schätzungen sich mit der Wirklichkeit häufig nicht decken, es können Einnahmen höhere Erträgnisse abwerfen oder Ausgaben nachträglich mit geringeren Mitteln geleistet werden, es ist sogar denkbar, daß ein Bedürfnis, welches zur Zeit der Aufstellung des Etats vorhanden war, nachträglich wegfällt und es somit unwirtschaftlich wäre, die betreffende Ausgabe zu leisten. In all diesen Fällen werden Ersparungen gemacht, und es kann so, da das Steuergesetz unter allen Umständen verwirklicht werden muß, und eine Verpflichtung der Regierung, sonstige Einnahmen unerhoben zu lassen, nicht besteht,[24]) möglicherweise die Regierung in die Lage kommen über Summen zu verfügen, deren Verwendung im Budget nicht vorgesehen war. Allerdings sind derartige Ersparungen nur dann als rechtmäßige anzusehen, wenn sie nicht vorherzusehen waren, denn die Regierung ist verpflichtet, die Schätzung aller Einnahmen und Ausgaben auf das gewissenhafteste vorzunehmen, und würde sich nicht nur einer durchaus illoyalen Handlung, sondern, da ihr § 4 des Titels VII eine genaue, also der Wahrheit entsprechende Schätzung zur Pflicht macht, geradezu einer Verletzung der Verfassung schuldig machen, wenn sie durch absichtliche Unter- und Ueberschätzungen, durch Weglassung oder Verschleierung vorhersehbarer Einnahmen und Ausgaben versuchen würde, den Landtag über den Staatsbedarf zu täuschen. Stellen sich nun aber trotz gewissenhaftester Etatisierung und tunlichst genauer Einhaltung des Budgets Ersparungen oder Mehreinnahmen heraus, so erhebt sich sofort die Frage, ob dieselben freier Dispositionsfonds der Regierung sind oder unverkürzt in der nächsten Finanzperiode auf den Einnahme-Etat gebracht werden müssen und so den Steuerpflichtigen, die in einer Periode stärker als unbedingt notwendig herangezogen waren, für die Zukunft zugute kommen. Hier ist nun jedenfalls zu unterscheiden zwischen außerordentlichen unvorhersehbaren Einnahmen, welche überhaupt nicht auf den Wirtschaftsplan gebracht waren, und solchen Mehreinnahmen bezw. Ersparungen, die darauf beruhen, daß etatisierte Einnahmen in höheren als den geschätzten Beträgen eingegangen sind, eingestellte Ausgaben unterbleiben, bezw. mit geringeren Mitteln als erwartet bestritten werden konnten. Bezüglich der ersteren Kategorie von Einnahmen ist nicht fraglich, daß eine Verwendung nur im Einvernehmen mit den Ständen erfolgen kann, denn mit Recht hebt Seydel hervor,[25]) dadurch, daß der Voranschlag seine Absicht, die gesamten Staatseinnahmen der Finanzperiode zu umfassen, nicht erreicht hat, werde eine Aenderung in der Rechtslage der Staatsregierung nicht bewirkt. Dieselbe ist vielmehr verpflichtet, sofern sie nachträglich nicht etatisierte Summen vereinnahmt, diese entweder unverkürzt auf den nächstjährigen Etat zu bringen, oder, wenn sie eine Verwendung derselben in der laufenden Periode beabsichtigt, einen Nachtragsetat an die Stände zu bringen. Diesem gegenüber hat der Landtag allerdings — sofern nicht gleichzeitig noch weitere Steuern beansprucht werden, erheblich weniger Einfluß als bei der Feststellung des ordentlichen Etats. Es werden ihm nämlich nur Einnahmen und Ausgaben vorgelegt, welche beide seiner Willigung entzogen sind, und für die Regierung besteht daher keinerlei Schranke, diesen Nachtragsetat nach eingeholtem Beirat genau so zu vollziehen, wie sie ihn an die Stände gebracht hat. Denn die Pflicht, ihre Pläne in Betreff der unerwartet vereinnahmten Summen zur Kenntnis der Stände zu bringen, erwächst nur aus der Tatsache, daß die Wirtschaftsperiode als eine Einheit zu betrachten ist und daher im Falle der Steuerverwilligung der Landtag ein Recht der Prüfung rücksichtlich aller Einnahmen und Ausgaben hat, welche während dieser Periode anfallen. Eine Ausnahme von dieser Pflicht besteht nur für die Ausgaben, welche so unerwartet und mit solcher Vordringlichkeit auftreten, daß ihre Mitteilung an die Stände nicht tunlich ist, zu ihrer Befriedigung dürfen selbstverständlich auch die erwähnten Einnahmen herangezogen werden.

---

22) Selbstverständlich kommt dieser Publikation nur die Bedeutung einer Form zu, die durch jedes andere adäquate Ausdrucksmittel für die vollzogene Vereinbarung ersetzt werden könnte. So wird im Königreich Sachsen, in Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Bremen und Hamburg der Etat zwar vereinbart, aber nicht publiziert.

23) Abweichender Ansicht Seydel Staatsrecht, Bd. 4, S. 405, welcher vollkommene Freiheit der Regierung annimmt, Ausgaben nach Belieben nicht vollständig zu leisten oder ganz zu unterlassen. Wenn dies der Fall wäre, dann freilich müßten die Erübrigungen ihrer freien Verfügung unbedingt entzogen werden. Denn wenn sie die Befugnis hatte, nach Gutdünken Ersparungen zu machen, indem sie seitens des Landtages gebilligte Ausgaben unterläßt, so könnte sich dieser gegen die willkürliche Schaffung eines Dispositionsfonds für die Regierung nur dadurch schützen, daß er darauf bestehen würde, alle so gewonnenen Ueberschüsse müßten zu seiner Verfügung gehalten werden. Aber ein solcher Anspruch folgt aus der Verfassung nicht und kann entbehrt werden, da der aus der Mitwirkung des Landtages folgernde Budgetzwang reellen Schutz gegen absichtliche oder übermäßige „Ersparungen“ gewährt.

24) Weiter geht das Verfassungsverständnis, welches in § VI Ziff. II a sogar von einer Verpflichtung der Regierung spricht, alle Einnahmen zu verwirklichen. Doch ist dem wohl mit Recht entgegenzuhalten, daß dies nur von den auf Gesetz beruhenden Einnahmen gelten kann. Im übrigen ist die Regierung in der Führung der Verwaltung rechtlich frei, und niemand kann sich dem widersetzen, wenn sich als Folge von Betriebsänderungen u. dgl. Einnahmeveränderungen ergeben. Ebenso Seydel a. a. O. S. 402.

25) Bayer. Staatsrecht, Bd. 4, S. 404.

Digitized by Google

Ganz anders verhält es sich, wenn bei etatisierten Einnahmen und Ausgaben durch ziffermäßige Abweichungen von den Etatssummen sich die verfügbaren Mittel der Regierung mehren. Denn hier handelt es sich um Posten, welche der Prüfung und dem Beirat der Stände bereits unterstellt waren und der Umstand, daß die Schätzungsergebnisse durch die tatsächlichen Verhältnisse korrigiert worden sind, kann nicht die Veranlassung zu nochmaliger Vorlage an den Landtag sein, der hierbei in keiner Weise in die Lage kommen könnte, eines seiner formellen Rechte geltend zu machen, sondern sich mit der Feststellung der Tatsache begnügen müßte, daß hier Ersparungen gemacht wurden, oder eine Einnahme ergiebiger geflossen ist. Eine derartige budgetmäßige Vermehrung der Mittel kommt der Regierung zu statten und sie ist in der Verwendung derselben zu budgetmäßigen Zwecken nicht beschränkt.

Die Frage nach der Verwendung der Erübrigungen war einer der Hauptstreitpunkte in der Periode des Budgetkonfliktes 1837 bis 1843 und begreiflicherweise stand der Landtag auf dem Standpunkt, es dürften dieselben nicht gegen seinen Willen zur Verwendung gelangen. Im Jahre 1840 vertrat der Abgeordnete Frhr. von Rotenhahn die bereits oben in Anm. 25 erwähnte Anschauung, es seien die Erübrigungen indebite bezahlte Steuern, sie müßten daher bei der künftigen Steuerbewilligung in Anrechnung gebracht werden, ihre Verwendung sei nur mit Zustimmung der Stände zulässig. „Sollten diese Erübrigungen nicht bis zur nächsten Steuerbewilligung zur Disposition bleiben, so folgere von selbst, daß die ständische Zustimmung dazu erforderlich sei.“ [26]) Diese Anschauung, welche seinerzeit trotz des entschiedenen Widerspruches des Ministers v. Abel die Zweite Kammer sich zu eigen machte, geht entschieden zu weit. Denn zunächst sind Erübrigungen jedenfalls nur die Summen, welche sich am Schlusse der Finanzperiode nach Abzug aller Ausgaben, zu deren Leistung die Regierung berechtigt ist, ergeben, während der Dauer der Wirtschaftsperiode gibt es nur laufende Einnahmen. Daß nun die Erübrigungen nicht der freien Verfügung der Krone unterliegen, wie der Minister aus §§ 2 und 7 des Tit. III der Verfassungsurkunde folgert, ist allerdings vollkommen richtig. Denn wenn der zitierte § 7 schlechthin von beweglichem Vermögen des Staates spricht, so können damit doch nur die Vermögensbestandteile gemeint sein, die nicht durch eine spätere spezielle Verfassungsbestimmung der unbedingt freien Verfügung der Krone entzogen sind. Hierher gehören aber jedenfalls die Erübrigungen, denn als Einnahmen, welche nach § 4 Tit. VII auf den Etat zu bringen sind, sind nicht nur die zu erwartenden Einkünfte zu betrachten, sondern es gehören hierher alle Aktivbestände, also auch ein allenfalls noch in den Kassen befindlicher Barrest.[27]) Das Verfassungsverständnis trifft sonach vollkommen das richtige, wenn es in § 7 sagt:

„Erübrigungen sind nur jene Ueberschüsse, welche sich nach Ablauf der . . . Finanzperiode nach vollständiger und entsprechender Deckung aller u. s. w. . . . Staatsausgaben ergeben. Sie zählen von Rechts wegen gleich den Kassabeständen und Aktiven aller Art zu den Deckungsmitteln (Staatseinnahmen der künftigen Periode) und müssen als solche in das Budget für diese Periode nach ihrem vollen Umfange eingestellt werden.“

Ein anderes ist es, ob für die Regierung eine Verpflichtung besteht, Erübrigungen zu machen, ob Ersparungen und Mehreinnahmen zu Erübrigungen werden müssen oder es nicht vielmehr der Krone frei steht, dieselben schon während der laufenden Budgetperiode aufzubrauchen. Die Antwort hierfür ist aus dem oben skizzierten Umfang des Budgetzwanges zu entnehmen. Zunächst ergibt sich aus allgemeinen Grundsätzen vernünftiger Wirtschaftsführung, daß in allen Fällen, wo Einnahmen hinter den Schätzungsergebnissen zurückgeblieben oder Ausgaben in einem höheren als dem etatisierten Betrag erforderlich geworden sind, die an anderer Stelle erzielten Ueberschüsse zum Ausgleich der Differenz Verwendung finden müssen, und die Wirtschaftsführung des Staates ist jedenfalls insoweit als Einheit zu betrachten, daß zu diesem Zweck eine Uebertragung der Mittel von einer Position zur anderen unbegrenzt zulässig ist. Des weiteren sind die Ersparungen zur Deckung solcher außerordentlicher und unaufschieblicher Ausgaben zu verwenden, die, weil zur Zeit der Budgetvorlage noch unvorhersehbar, nicht auf den Etat gebracht werden konnten. Da derartige Ausgaben in Form von Nachtragsetats den Kammern nur dann vorzulegen sind, wenn die bestehenden Staatseinkünfte zur Deckung unzulänglich sind (Tit. VII, § 8), und die während der Finanzperiode gemachten Ersparungen à conto der laufenden Einnahmen gehen, so sind dieselben zunächst bestimmt, derartige Bedürfnisse zu decken. Es dürfen solche Ausgaben auch nicht auf den Reservefonds verwiesen werden, solange noch sonstige Mittel disponibel sind, da die laufenden Einnahmen jedenfalls immer der Reserve vorgehen müssen. Auf entgegengesetztem Standpunkte steht allerdings das Verfassungsverständnis, welches in § IV Abs. 2 die außerordentlichen Ausgaben zunächst auf den Reservefonds und erst subsidiär auf Ueberschüsse des Staatseinkommens verweist. Daraus zieht Seydel[28]) den Schluß, es seien derartige Ueberschüsse geradezu als Verstärkungen des Reservefonds anzusehen. Indessen würde dies voraussetzen, daß die Regierung verpflichtet ist, Ersparungen und Mehreinnahmen während der ganzen Finanzperiode als eventuelle Deckungsmittel zur Verfügung zu halten, so daß dieselben sich, wenn sie nicht als Reserve herangezogen werden, allemal in Erübrigungen verwandeln müssen. Eine solche Verpflichtung besteht aber meines Erachtens nicht. Die Verwendung der Ueberschüsse als Deckungsmittel ist vielmehr nur dann geboten, wenn das Vorhandensein von Ersparungen, über die noch nicht verfügt ist, zeitlich zusammenfällt mit dem Auftreten des unerwarteten Bedarfes des Ausfalles. In allen anderen Fällen darf die Regierung nach den oben entwickelten Grundsätzen über diese Ueberschüsse verfügen zur Realisierung der von ihr vorgelegten Budgets, sowie auch zur Bewirkung von Ausgaben, die vom Landtage nicht gebilligt waren. Wünscht sie dagegen Ausgaben zu leisten, welche entweder zur Zeit der Etataufstellung zwar bekannt, aber nicht auf den Etat gebracht waren, oder sich zwar erst nachträglich herausgestellt haben, aber nicht unaufschieblich sind, so muß sie dieselben nachträglich den Ständen zur Kenntnisnahme vorlegen, und auch wenn sie neuer Mittel nicht bedarf, kann sie diese Ausgaben nur dann leisten, wenn sie dieselben der Prüfung und dem Beirat der Stände unterstellt hat. Denn wenn der Landtag auch keinen Rechtsanspruch darauf hat, daß seine Anträge und Wünsche Berücksichtigung finden, so ist es doch sein verfassungsmäßiges Recht, zu beanspruchen, daß nur in unabweislichen Notfällen Ausgaben geleistet werden, bezüglich deren ihm keine Gelegenheit gegeben war, seine formellen Rechte geltend zu machen.

§ 5.

Die Rechnungskontrolle des Landtages.

Mit dem Anspruch auf Prüfung des Budgets im Falle des vorgelegten Steuergesetzes ist die Einflußnahme des Landtages auf die staatliche Wirtschaftsführung noch nicht erschöpft. Es wird demselben nämlich von der Verfassung noch weiter eine Befugnis der Rechnungskontrolle beigelegt. Die Verfassung bestimmt hierüber in Tit. VII § 10:

„Den Ständen des Reiches wird bei einer jeden Versammlung eine genaue Nachweisung über die Verwendung der Staatseinnahmen vorgelegt.“

Diese Vorschrift nimmt im VII. Titel eine vollkommen selbständige Stellung ein, ihre Befolgung ist in keiner Weise abhängig von einer Steuerbewilligung, mag die Verwaltung geführt worden sein wie immer, stets kann der Landtag die Vorlage der aufs gewissenhafteste aufzustellen-

[26]) Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten 1840. Beilagen. Bd. II, S. 102 ff.

[27]) Ebenso Seydel: Bayer. Staatsrecht, Bd. 4, S. 427.

[28]) Bayer. Staatsrecht, S. 413 f.

den Nachweisungen beanspruchen,[29]) es ist die Prüfung der Rechnungsübersicht ein eiserner Bestandteil seines Wirkungskreises, aus Anlaß dieser Prüfung kann er in die Lage kommen, alle seine verfassungsmäßigen Rechte geltend zu machen. Indes der Umfang, in dem die Nachweisungen seiner Prüfung und Beschlußfassung unterliegen, ist ein wesentlich verschiedener, je nach dem Einfluß, den er auf die Feststellung des Budgets genommen hat. Die bisherigen Erörterungen haben gezeigt, daß hier drei Möglichkeiten nach bayerischem Verfassungsrecht gegeben sind. Es ist denkbar

1. der Fall der Steuerverwilligung bei gleichzeitiger Vereinbarung eines Budgets,

2. der Fall der Steuerverwilligung ohne Vereinbarung eines Budgets,

3. der Fall des nicht vereinbarten Steuergesetzes und — in der rechtlichen Behandlung ihm gleichstehend — der Fall des nicht eingebrachten Steuergesetzes und der Fall der vollen Steuerverweigerung seitens der Stände. Die letztgenannten Möglichkeiten sind minder wahrscheinlich, müssen aber immerhin als rechtlich denkbar in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden, um so mehr, als in Bayern die ständischer Willigung unterliegenden Staatseinkünfte nur etwa ein Zehntel der gesamten Staatseinnahmen ausmachen, so daß es wenigstens nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, daß die Regierung bei äußerster Sparsamkeit ihren gesetzlichen Verpflichtungen auch einmal ohne Steuern genügen könnte.

Wenn eine der unter 3. genannten Eventualitäten eingetreten ist, so beschränkt sich die Prüfung des Landtages darauf, ob die allgemeinen Gesetze des Staates beobachtet wurden, im einzelnen, ob die auf Gesetz beruhenden Staatseinnahmen vollständig, alle anderen gesetzmäßig verwirklicht wurden, insbesondere ob keine der Regierung nicht zustehenden Einnahmen erhoben sind, ferner bezüglich der Ausgaben, ob dieselbe ihren Verpflichtungen in allen Punkten nachgekommen ist. Die Frage nach der Notwendigkeit oder auch nur Nützlichkeit der geleisteten Ausgaben ist seiner Einflußnahme entzogen, insbesondere ist er nicht berechtigt, auf das vorgelegte, aber infolge Nichtvereinbarung des Steuergesetzes unverbindlich gebliebene[30]) Budget irgendwie Bezug zu nehmen.

Sind dagegen Steuern bewilligt worden, so bildet die Norm der Kontrolle das Budget und zwar primär das vorgelegte, eventuell — im Falle des vereinbarten Budgets — dieses. An der Hand des Wirtschaftsplanes prüfen die Stände, ob die Regierung alle ihr zustehenden Einnahmen und nur diese streng gesetzmäßig verwirklicht hat, ob sie allen ihren anerkannten Verpflichtungen gerecht geworden ist, endlich ob sie keine im vereinbarten Budget enthalten gewesene Ausgabe ohne zwingenden Grund unterlassen und keine im vorgelegten Budget nicht aufgenommene geleistet hat, es sei denn, dieselbe hätte den Charakter des unaufschieblichen und unvorhersehbaren Staatsbedürfnisses an sich getragen. Ergibt sich rücksichtlich irgend eines dieser Punkte Anlaß zur Beanstandung, so können die Stände dieselbe zunächst nach Tit. VII § 19 der Verfassungsurkunde in Form eines Wunsches oder Antrages dem Könige vortragen, eventuell von ihrem Rechte der Ministeranklage Gebrauch machen.[31])

Aber der Anspruch der Stände auf Nachweisung der erhobenen Einnahmen und geleisteten Ausgaben beschränkt sich nicht auf die in dem Budget enthalten gewesenen, vielmehr kann seitens beider Kammern beansprucht werden, daß auch alle infolge Eintretens unvorhersehbarer Bedürfnisse während der Finanzperiode notwendig gewordenen Ausgaben, alle unerwartet anfallenden Einnahmen zu ihrer Kenntnis gebracht werden, und auch hier steht es ihnen nach den oben entwickelten Grundsätzen zu, zu prüfen, ob die Verwendung der Mittel eine streng gesetzmäßige war.

Wenn jedoch mit den budgetmäßig verfügbaren Einnahmen budgetmäßige, aber von den Ständen nicht gebilligte (also nach gegenwärtiger Praxis gestrichene) Ausgaben geleistet wurden, so kann sich der Landtag dem nicht widersetzen. Hiermit befindet sich auch der Wortlaut des Verfassungsverständnisses im wesentlichen im Einklang. Wenn derselbe in § 6 Ziff. 2 B dem Landtage die Befugnis einräumt — oder richtiger die verfassungsmäßige Befugnis des Landtages konstatiert, von seinem Antrags-, Beschwerde- und Anklagerecht Gebrauch zu machen, wenn „die in das Budget eingestellten ordentlichen und außerordentlichen bestimmt vorherzusehenden Staatsbedürfnisse nicht vollständig, nicht entsprechend oder mit Ueberschreitung ihrer budgetmäßigen Größe bestritten" wurden, so ist hier, da ein Recht der Stände, Budgetposten einzustellen nicht besteht, jedenfalls ebenso wie in § 3 nur von dem vorgelegten, nicht von dem durch die Stände amendierten Budget die Rede. Nur in einem Punkte ist der Anschauung des Verfassungsverständnisses entgegenzutreten: wenn dasselbe vollständige Realisierung der in das Budget eingestellten Ausgaben verlangt, so kann hier nur an das vereinbarte Budget gedacht sein und auch hier trifft eine Verpflichtung der Regierung, alle in demselben enthaltenen Ausgaben zu leisten (s. o.) nicht unbedingt zu, dieselbe kann vielmehr durch veränderte Verhältnisse nicht unerheblich beeinflußt werden.

Mit der Prüfung und der Beschlußfassung darüber, ob die Geltendmachung eines der formellen Rechte veranlaßt sei, sind die Rechte des Landtages gegenüber den Nachweisungen erschöpft, keineswegs kommt ihm ein Recht der Rechnungskontrolle in dem Sinne zu, daß die Regierung der Decharge des Landtages bedürfte, ein besonderer Beschluß, daß die Rechnung anerkannt sei, ist ebenso wenig erforderlich, wie andrerseits die Geltendmachung irgend eines der formellen Rechte je dazu führen kann, den in den Nachweisungen niedergelegten Tatsachen die Anerkennung zu versagen, z. B. Summen, welche verausgabt wurden, als in der Kasse befindlich anzusehen.

•

So weit die Budgetrechte des bayerischen Landtages. Es wird nun diesen Ausführungen vielleicht entgegengehalten werden, daß sie in vielen Punkten mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht in Einklang stehen, daß das Maß der Rechte, welches der Landtag in Budgetfragen ausübt, ein wesentlich größeres ist als es ihm die obigen Ausführungen zugestehen wollen. Zuzugeben ist, daß die Regierung in weitgehendster Konnexenz gegenüber dem Landtage denselben in vielen und wichtigen Fragen heute weit mehr Einfluß zugesteht, als er nach der Verfassung beanspruchen kann. Das mag politisch zweckmäßig sein, keinesfalls ist es geeignet, den Rechten der Krone irgendwie zu präjudizieren, der Verfassung gegenüber gibt es kein Gewohnheitsrecht.[32]) Und es ist gut so, denn wäre der heute bestehende tatsächliche Zustand ein rechtlich

[29]) Es ist daher auch nicht die Nachweisung, wie Rehm (a. a. O. S. 645) annimmt, das Korrelat des Budgets, da die Pflicht, ein Budget vorzulegen, nur bedingungsweise besteht, während der Nachtrag unter allen Umständen vorzulegen ist. Deshalb darf wohl auch daraus, daß die Nachweisungen einer besonderen Vorlage vorbehalten sind, nicht der Schluß gezogen werden, daß auch das Budget eine selbständige Vorlage ist. Ebensowenig scheint es mir schlüssig zu sein, wenn Rehm S. 650 aus der Notwendigkeit, alle Ausgaben nachzuweisen, schließt, es bestehe rücksichtlich derselben eine Bindung der Regierung. Eine solche kann im einzelnen aus anderen Gründen, muß jedoch nicht bestehen.

[30]) Und zwar ist das Budget auch dann unverbindlich, wenn die Rechte der Prüfung und des Betriebes ausgeübt sind, die Steuerbewilligung oder trotzdem unterblieben ist, denn die sonst zur Bindung der Regierung führende Mitwirkung der Stände hat hier zwar stattgefunden, aber der Umstand, daß der rechtliche Grund, warum die Regierung die Mitwirkung in Anspruch nehmen mußte, nachträglich wegfällt, führt zu einer vollen Aufhebung aller Konsequenzen dieser Mitwirkung selbst mit rückwirkender Kraft.

[31]) Im Falle der Nichteinhaltung des Budgets, soweit dasselbe bindende Norm ist, ist das verletzte Gesetz die Verfassung, denn aus ihr ist der Umfang des Budgetzwanges unmittelbar zu entnehmen.

[32]) Abweichender Ansicht Dyroff in Rechtssatzung und Gesetz nach bayer. Staatsrecht. Hirths Annalen 1889. S. 828.

begründeter, so wäre Bayern nur wenig mehr davon entfernt, aus einem monarchisch ein parlamentarisch regierter Staat zu werden. Und vor dieser Gefahr, die unsere gegenwärtige innerpolitische Entwicklung unabläßig in sich birgt, immer und immer wieder zu warnen, ist die Pflicht der Theorie, zu diesem Zwecke darf und muß sie, gestützt auf das geltende Recht, sich auch in Widerspruch mit den Tatsachen setzen.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Oesterreichische Professoren auf deutschen und deutsche auf österreichischen Hochschulen.

Unter dieser Ueberschrift wird uns aus dem Kreise unserer Leser geschrieben:

Die Beilage brachte vor einiger Zeit ein kurzes Referat über eine Festrede des Wirkl. Geh. Rates Prof. Dr. Czerny in Heidelberg: „Ueber die Entwicklung der Chirurgie während des 19. Jahrhunderts und ihre Beziehung zum Unterricht." Die Rede ist inzwischen im Wortlaut in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, Jahrgang 1904, Nr. 1—4, veröffentlicht worden. Hier findet sich auf S. 140 im Anschlusse an sehr beachtenswerte Bemerkungen über die Ueberbürdung der deutschen Gymnasiasten und über die nach Ansicht des Redners weit besseren Verhältnisse in Oesterreich die folgende Auslassung:

„Dank der geringeren Ueberbürdung scheinen in Oesterreich originelle Köpfe häufiger zur Entwicklung zu kommen, als in Deutschland. Wenigstens muß ich diesen Schluß ziehen, weil in den weltlichen Fakultäten der deutschen Universitäten 33 Oesterreicher als Ordinarii angestellt sind, während in Oesterreich bloß 23 Reichsdeutsche in dieser Stellung sitzen. (Zu einer Anmerkung sind die Namen aufgezählt.) Wenn ich auch zugebe, daß man sich lieber aus Oesterreich nach Deutschland als umgekehrt berufen läßt, so darf man doch annehmen, daß die deutschen Universitäten einen Oesterreicher bloß dann berufen, wenn sie einen gleichartigen Fachgelehrten im eigenen Lande nicht bekommen können."

Es wird gewiß niemand einfallen, mit Geh. Rat Czerny darüber zu streiten, ob in seinem Vaterlande originelle Köpfe häufiger wachsen als bei uns. Man kann nicht über etwas streiten, was sich nicht beweisen läßt. Jedenfalls aber läßt sich, was er beweisen will, nicht aus den von ihm angeführten Zahlen ableiten. Denn wollte man eine solche Frage überhaupt mit einem Rechenexempel erledigen, so müßte man doch wohl hier die Zahl der aus auswärts Berufenen zu der Zahl der Lehrstellen in Beziehung setzen. Nun gab es im Wintersemester 1903 auf 1904 auf den reichsdeutschen Universitäten 985, auf den österreichischen 300 ordentliche Professoren weltlicher Fakultäten. Sind Czernys Zahlen richtig, so ergibt sich, daß zur Zeit in Oesterreich 7.67 Prozent der Stellen mit Reichsdeutschen, in Deutschland nur 3.35 Prozent der Stellen mit Oesterreichern besetzt waren. Eine Gegenüberstellung absoluter Zahlen könnte man höchstens in Bezug auf die Universitäten eines dritten Staates vornehmen. Also z. B. auf die Schweiz. Auf den weltlichen Ordinariaten der schweizerischen Hochschulen sitzen aber gegenwärtig neben 43 Reichsdeutschen nur 3 Oesterreicher! — Vor allem jedoch: es kommt bekanntlich bei Besetzung von Lehrstühlen nicht nur auf Originalität an, und schließlich: es finden sich originelle Köpfe nicht nur innerhalb der Kreise des akademischen Berufs und auch hier nicht nur bei ordentlichen Professoren!

(Anmerkung der Redaktion: Wir haben dieser Zuschrift, die, nebenbei gesagt, aus akademischen Kreisen und zwar aus einem wirklichen ordentlichen Professor herrührt, als Antwort auf die kaum sehr glückliche Bemerkung Geheimrat Czernys gern Raum gegeben, möchten aber etwaige daran anknüpfende statistische Erhebungen über die Originalitätsnarkammen in Deutschland und Oesterreich lieber der privaten Betrachtung überlassen wissen.)

Bücher und Zeitschriften.

ɪ **Schwind-Literatur.** Moriz v. Schwinds Centenarfeier wurde mit einmütiger Begeisterung von allen kunstsinnigen Kreisen begangen. Da nun hierdurch das allgemeine Interesse auf den unerschöpflichen Meister in Bild und Wort gelenkt ist, wird nachträglich noch manche Edition reifen, wozu beispielsweise die Münchener Ausstellung überraschendes Material zutage förderte. Inzwischen ist auch Friedrich Haacks gediegene Monographie über M. v. Schwind zur zweiten Auflage gelangt (Bielefeld und Leipzig 1904 bei Velhagen u. Klasing, 155 S. 8°, mit 168 Abbildungen), wobei die Illustrationen in neuer chronologischer Folge geordnet und teilweise durch Neu-Aufnahmen (darunter das Bildnis nach Franz Lenbach) ergänzt wurden. Auch der Text erhielt frische Zusätze und wurde durch Beachtung der seither zahlreich erschienenen Literatur umsichtig erweitert. Besonders anerkennenswert ist das Bestreben des Biographen, die Schöpfungen des Künstlers aus ihrem Innersten heraus zu kommentieren. Es hat sich Haack alle Mühe gegeben, die über den „Wunderlichen Heiligen" — eine von Schwinds frühesten Schöpfungen — obwaltenden Rätsel zu lösen. Das seltsame Tryptichon hat auch auf der jüngsten Ausstellung die Beschauer gefesselt, obwohl eine erschöpfende Exegese immer noch fehlt. Eine Faksimile-Reproduktion wäre sehr wünschenswert und lohnend, ebenso von der köstlichen Serie mit der Expedition auf den Leopoldsberg, noch mehr aber von der unvergleichlichen Lachner-Rolle, welche in Kronfeders Lachner-Biographie leider nur im Miniatur-Formal zur vorläufig immer sehr dankenswerten Veröffentlichung gelangte. So bleibt denn genug zu tun, zur Freude der Herren A. Trost und Stephan Steinlein, welchen die Bearbeitung des großen, vom österreichischen Ministerium mit rühmenswerter Liberalität bestimmten Prachtwerkes zur Lösung einer wirklich nationalen Dankesschuld übertragen ist.

Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. Von Otto Weber. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1904. 31 Seiten.

Es war an der Zeit, im Bibel-Babel-Streit, der ins Ungemessene gegangen war und nun trotz alledem ohne eigentlich wesentliche Förderung im Sande zu verlaufen drohte, das Auge von den oft recht über Gebühr betonten Einzelheiten auf die Voraussetzungen zu lenken, welche den Streit eröffnen und ihm in seinem ganzen Verlaufe ihren Stempel aufdrücken mußten. Diesen Gedanken hat O. Weber in seiner obengenannten Broschüre in dankenswerter Weise zur Ausführung gebracht. Er hat damit das Problem auf seinen eigentlichen Kernpunkt wieder zurückgeführt und seine Behandlung in würdiger Weise vorläufig zu einem gewissen Abschluß gebracht. Es handelt sich also nicht um eine nachgeborene Schrift des Bibel-Babel-Streites, vielmehr tritt dieselbe aus dem Rahmen desselben heraus und diesem selbst kritisch gegenüber. Die Kritik, der einzelne Rufer im Streite unterzogen werden, erscheint mir durchweg als richtig. Ein Auszug aus der interessanten Schrift ist um so weniger nötig, als ihr Verfasser die Gedanken derselben — wie er selbst auch eingangs erwähnt — bereits in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1903, Nr. 270 und 271) niedergelegt hat. Demjenigen, der sich über das Wesentliche der Bibel-Babel-Frage und ihre bisherige Behandlung orientieren will, sei die Schrift Webers warm empfohlen. Dr. U.

Ueber die „militärische und freiwillige Krankenpflege in ihren gegenseitigen Beziehungen" verbreitet sich Stabsarzt Dr. H. Cramer. (Verlag von F. Enke 1901.)

Die freiwillige Krankenpflege unterstützt im Kriege die Militärsanität, im Frieden ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Es findet eine moralische und tatsächliche Förderung und erbetene Aufsicht durch die Militärbehörde statt. Der Kampf gegen das vielgestaltige feindliche Elend des täglichen Lebens muß als dauernde Vor- und Bereitschaftsübung für den Krieg geführt werden. Diese Vorschule für die schweren Aufgaben des Krieges wird nirgends besser absolviert als in den Sanitätskolonnen, welche gleichzeitig Rettungsgesellschaften sind und so den Kriegsdienst täglich im kleinen üben.

M.

Allgemeine Rundschau.

21. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig.

3. Sitzungstag, Mittwoch, den 20. April. Nachmittagssitzung, gemeinschaftlich mit der Pharmakologen-Vereinigung. Vorsitzende Prof. Dehio (Dorpat) und Geh. Med.-Rat Prof. Boehm (Leipzig).

Redner ist v. Tappeiner (München). Er spricht über die Wirkung fluorescierender Stoffe mit Demonstrationen. Infusorien, Amöben, Zellen höheren Grades, Enzyme und Toxine, die mit fluoreszierenden Substanzen zusammengebracht oder ihrer Wirkung ausgesetzt werden, erleiden eine Beeinflussung ihrer Lebensfähigkeit, ja ihren Verlust, wenn sie zu gleicher Zeit vom Sonnen- oder elektrischem Lichte beleuchtet werden. Diese photodynamische Wirkung, die z. B. dem Fluorescin, Phosphoin, Eosin, Chinin auch in äußerst dünnen Lösungen zukommt, tritt im Dunkeln nicht ein. Sie kann nicht in der chemischen Zersetzung der fluorescierenden Substanz, auch nicht in dem Einfluß der Fluorescenz liegen, sondern muß als ein, wenn auch nicht einfacher, Absorptionsvorgang angesehen werden. Die therapeutischen Versuche, die im Anschluß an die neu gewonnenen Kenntnisse angestellt wurden, ergaben günstige Resultate bei Caueroid, Lupus vulgaris und Syphilis, bedürfen aber noch weiteren Ausbaues. Ihre Anwendung erfolgt durch Aufpinselung und Injektion. In der Diskussion bestätigte Seifert (Würzburg) die guten Erfolge bei Lupus und Sykosis non parasitaria.

Pauli (Wien) spricht hierauf über den Zusammenhang physiko-chemischer Eigenschaften und arzneilicher Wirkung (Diskussion Franz Müller), worauf Franz Mütter einen neuen Apparat zur Sauerstoffanalyse des Blutes demonstriert, ihn zum Gebrauch in den Kliniken, und zur Nachprüfung der chemisch-physikalischen Eigenschaften des Blutes und zu neuen Blutuntersuchungen empfiehlt.

Zur Kenntnis der Digitaliswirkung gibt Brondenburg (Berlin) in seinem Vortrag mit Demonstrationen folgende Leitsätze: die Digitalis, in nicht toxischen Dosen gegeben, macht den Herzmuskel gegen äußere Reize unerregbar. Ja Herzteilen, die sonst Kontraktionen nicht auslösen, läßt sie Bewegungsreize entstehen.

Am Abend findet das Festessen im Palmengarten statt.

4. Sitzungstag, Donnerstag, 21. April. Vormittagssitzung (Schlußsitzung). Vorsitz: Med.-Rat Professor Schulz (Braunschweig).

Es sprachen an Stelle des erkrankten E. Sehrt (Charlottenburg Strauß (Berlin) zu hepatogener Laevulose, darauf Stuertz (Berlin) über den Tierversuch mit pneumonischem Sputum und die Lehren des klinischen Verlaufs beim Menschen. Sie stimmen auffallend überein und so gewinnt die Beobachtung insofern praktische Bedeutung, als das Experiment als annähernder Maßstab bei der Virulenzprüfung des pneumonischen Prozesses beim Menschen angesehen werden kann. Schwere oder tödlich verlaufende Fälle von Pneumonie kennzeichnen sich durch sehr hohe Virulenzwirkung des Sputums. Diese Beobachtung ist prognostisch verwertbar. Pneumonienachschübe, bezw. Exacerbationen, sind begleitet von Virulenzexacerbationen, letztere treten ohne Exacerbationen des pneumonischen Prozesses, bezw. ohne Nachschübe nicht auf. Die Virulenzexacerbationen sind in der Regel früher nachweisbar, als die pneumonischen Nachschübe an der Lunge. Dieser Umstand hat ebenfalls prognostischen Wert, zumal die physikalischen Methoden oft im Stiche lassen. Vortragender empfiehlt seine Methode als Anhaltspunkt für Prognose zur weiteren Prüfung.

Es sprach ferner Krause (Berlin) über ein bisher nicht bekanntes Symptom des Coma diabeticum. Dieses bestehe in einer ganz auffallenden Entspannung des normalen Augendruckes, was in drei Fällen beobachtet wurde.

Wolff (Reiboldsgrün) spricht über die neueren Tuberkuloseforschungen und ihre klinische Bedeutung. Die neueren Publikationen über Tuberkulose, meist von bakteriologischer Seite ausgehend, beweisen, daß das Wesen der Tuberkulose unaufgeklärt ist; die klinische Beobachtung muß hier Klärung schaffen. Mit vielen Sätzen Behringscher Lehren — so die Häufigkeit der Infektion im Kindesalter, langdauernde Inkubation, Unterschied zwischen Tuberkulose und Schwindsucht u. s. f. — kann man sich nach klinischer Erfahrung einverstanden erklären, — die Frage einer zweiten Infektion des einmal Infizierten bleibt ungelöst. Ein Vergleich mit anderen Infektionskrankheiten, besonders mit der Syphilis, lößt, ohne dadurch mit klinischen Erfahrungen und bakteriologischen Forschungen zu kollidieren, die Auffassung zu, daß die Tuberkulose sich der Syphilis ähnlich verhält: lange Inkubation, hämatogene Verbreitung, Schutz vor Wiederinfektion durch einmalige Infektion. — Bezüglich der Wege der Infektion läßt sich im Hinblick auf ihre Häufigkeit nur vermuten, daß dieselben ungemein mannigfaltig sind und diese nicht auf einem Wege (Milchernährung) möglich sein wird.

Hugo Starl (Heidelberg) behandelt Experimentelles über motorische Vagusfunktionen. Für die Entstehung der allseitigen Erweiterung der Speiseröhre während langwieriger und quälender Krankheit hatte man drei Ursachen. 1. Den Krampf am Mageneingang. 2. Die Lähmung der Speiseröhrenmuskulatur. 3. Die Entartung des die Speiseröhre versorgenden Nervus vagus.

Starl untersuchte die letztere Frage experimentell, indem er den Nerv an verschiedenen Stellen (am Hals, in der Brusthöhle, über dem Zwerchfell) durchschnitt und Dauerresultate beobachtete. Eine Erweiterung trat im Verlauf der nächsten 10—14 Monate nicht ein, bei Durchschneidung des Nerven in der Brusthöhle unterhalb der Lungenwurzel. Bei höherer Durchschneidung werden lebenswichtige Nervenfasern durchschnitten, so daß Dauerresultate nicht zu erzielen sind. Starl nimmt auf Grund der Experimente und der klinischen Beobachtung an, daß Nervenentartung des Vagus nur ausnahmsweise zur Speiseröhrenerweiterung führt, daß vielmehr meistens ein Hindernis an der Cardia (Krampf) zum Zustandekommen der Krankheit nötig ist.

Hierauf spricht Winternitz (Halle) über den Ursprung des Fettes im Harn bei nephritischen Prozessen. Bei Nierenentzündung, namentlich der parenchymatösen, beobachtet man im Harn feinste Fetttröpfchen in verschiedener Anordnung und Verteilung. Dieses Fett rührt nach der bisherigen Annahme von fettig degenerierten Zellen her, während tatsächlich ein Teil des Fettes unmittelbar aus dem Blute, bezw. dem Nahrungsfett, stammt. Bei chronisch entzündlichen Zuständen wird die Niere fettdurchlässig; dieser Fettverlust kann relativ hohe Grade erreichen. — Leo (Bonn) behandelte darauf „Die Behandlung der Hyperaeidität des Magens". Totalentziehung und Herabsetzung der Salzzufuhr setzt den Ueberschuß an Salzsäure im Magen nicht herab. Bei Kochsalzeinführung im Magen und Darm findet eine Säureverminderung statt. Einläufe in den Darm mit Kochsalzlösung sind namentlich beim Magengeschwür mit Hyperacidität sehr zu empfehlen. Dehio (Dorpat) sieht im Fieber eine Heilwirkung. Er berichtet über Heilungsvorgänge bei künstlich erzeugtem Fieber und kann an der Hand von Bildern über Erfolge bei Lupus berichten, ferner über günstige Beeinflussung bei Syphilis, chronischen Unterschenkelgeschwüren, eitriger spezifischer Lymphdrüsenentzündung. In der Diskussion sprachen Matthes und Simon.

Staehelin (Basel) berichtet über Versuche bei Fieber, in denen er mit Hilfe indirekter Kalometrie festgestellt hatte, daß die Wärmeproduktion stärker vermehrt war, als daß die Vermehrung durch exogenen Eiweißzerfall hätte erklärt werden können. Er schließt daraus, daß im Fieber nicht nur der Eiweißstoffwechsel, sondern auch der Fettstoffwechsel gestört ist. Weigel macht als Diskussionsredner auf die Wärmeproduktion, die durch Bakterien selbst erzeugt werde, aufmerksam, der Beachtung geschenkt werden müsse.

Nach Falta (Basel) „Ueber einige Fragen betreffend den Eiweißstoffwechsel bei Diabetes mellitus" bewirken Kaseïn und Seroalbumin Vermehrung der Zuckerausscheidung. Walter Klemm (Darmstadt) verbreitete sich über die Diät der Gallensteinkrankheit.

Der nächste Redner, v. Mnhendorf (Prag), berichtigte in seinem Vortrag „Seelenblindheit und Alexie", die Munkschen Anschauungen. Nach Hitz-

mann (Berlin) „Ueber Sprachstörungen bei Neurasthenikern", zeigen sich dieselben als Störungen des sprachlichen Gedächtnisses, als Störungen der Assoziationsleistung, in schneller Ermüdbarkeit, besonders der Stimmmuskulatur, in gesteigerter Beeinflussung der Sprache durch Affekt, als Störungen der sprachlichen Koordination. Die Behandlung darf weder ausschließlich allgemein noch ausschließlich speziell sein.

Bornstein (Leipzig) berichtet nach Versuchen an sich selbst über Eiweißmast, daß auch bei überreicher Eiweißkost die Verbrennung des Eiweißes in völlig normaler Weise vor sich geht, daß, da das Ausscheidungsverhältnis von Stickstoff zu Schwefel gleich bleibt, die Schwefelretention gleichen Schritt geholten hat mit der Stickstoffretention. Er empfiehlt warm eine Eiweißmast mit Muskelarbeit. Allen und Mohr beteiligen sich an der Diskussion, in ablehnendem Sinne der erstere, teilweise zustimmend der letztere. Da die Zeit drängte, verzichteten einige der Herren auf ihre Vorträge zugunsten dreier Karlsbader Redner, von denen Fint über die Erfolge einer einmaligen Kur in Karlsbad bei Gallensteinerkrankungen (eine Studie im Jahre 1903) sprach. Er konnte 263 Fälle beobachten, die einen günstigen Erfolg hatten, bis auf 10 mit schweren Komplikationen. Er empfiehlt ein chirurgisches Verfahren bei chronischem Verschluß des Choledochus und bei Infektion der Gallenblase. — Weiß demonstriert die manuelle Untersuchung des Dickdarms. Simon spricht über Vorkommen und quantitative Bestimmung in den Faeces. Er stellt fest, daß Leute, die an Obstipation leiden, ihre Nahrung vollkommener ausnützen als andere.

Zum Schluß dankte der Vorsitzende, Obermedizinalrat Merkel, in warmen Worten der Stadt Leipzig für die gastfreie Aufnahme, der Universität, dem Komitee, den Rednern und Teilnehmern des Kongresses.

*

Anatomische Gesellschaft.

18. Versammlung.

dr. Jena, 19. April. In der heutigen ersten Sitzung im Anatomischen Institut begrüßte der Vorsitzende Geheimrat Waldeyer im Beisein des Prorektors und des Kurators der Universität die zahlreich versammelten Herren. Es sind etwa 80 Teilnehmer, unter denen wir außer den schon gestern Genannten noch bemerkten die HH. Retzius, Schwalbe, Nicolas, Stöhr, G. Ruge, Eternod, Roux, v. Ebner u. a. Friedlich sahen wir Russen neben Japanern sitzen und vor dem Forum der Wissenschaft den politischen Streit vergessen, während wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten sich in der Folge ohne Rücksicht auf Volksgemeinschaft geltend machten. So bildet das Ereignis des Tages eine große Auseinandersetzung über die Entwicklung des peripheren Neevensystems, über die Neuronlehre, in welcher auf den Vortrag von O. Schultze (Würzburg) Exz. v. Kolliker (Würzburg) antwortete, der Altmeister der gesamten Anatomie, der bereits vor 60 Jahren (1846) als junger Mann über diese Frage gearbeitet hat. Die Vortragenden gelangten zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen, in einer ¾ Stunden währenden Diskussion sprachen 14 Herren, darunter Amerikaner und Schweden, zu diesem Thema. Die ganze Frage ist wichtig für die Erkenntnis der Leitungswirkungen vom Zentralnervensystem auf die peripheren Nerven, also z. B. für die Frage, ob Verletzungen im Gehirn oder Rückenmark ihre Folgen immer bis in die äußeren Nerven geltend machen müssen.

Ein Vortrag von Retzius (Stockholm) über die sog. Tastballen der Hand und des Fußes beim Menschen erregt großes Interesse durch die von Retzius gemachte Entdeckung, daß diese Tastballen, die bei Affen und Raubtieren sich finden, beim Menschen sich noch bis zum dritten Monat der embryonalen Entwicklung nachweisen lassen. Erst im vierten Monat treten sie zurück und verschwinden dann bis zur Geburt ganz. Es beansprucht dies besonderes Interesse, weil sich hier in der embryonalen Entwicklung des Menschen atavistische Vorgänge zeigen, die noch über die menschenähnlichen Affen hinaus auf noch primitivere Entwicklungsverhältnisse zurückdeuten.

Besondere Erwähnung verdient endlich noch der Vortrag von Ramström (Lund), welcher die Innervation des Peritoneums der vorderen Bauchwand behandelte. Die bedeutende nervöse Empfindlichkeit des Bauchfells, die ja bekannt ist und gegenwärtig bei den zahlreichen Bauch-, insbesondere Blinddarmoperationen eine gewisse unerfreuliche „Aktualität" erlangt hat, hat sich bisher anatomisch noch nicht genau nachweisen lassen. Ramström hat vermöge mühsamer Farbemethoden bei Mäusen und anderen Objekten die Muskulatur wegpräpariert und die Nervengänge dargestellt. Er fand, daß die Nerven nicht nur sehr zahlreich, sondern auch überaus verzweigt sind.

Die Versammlung sandte an Prof. His, der krankheitshalber am Erscheinen verhindert war, ein Begrüßungstelegramm. Am Nachmittag wurden Demonstrationen vorgeführt.

Zweiter Tag. 20. April.

Auch die heutige Sitzung brachte einige Vorträge, die für weitere Kreise Interesse beanspruchen dürfen. In erster Linie sind die Mitteilungen von Prof. Brans (Heidelberg) über einige Ergebnisse der Transplantation von Organanlagen (z. B. Extremitäten) an andere Stellen des Körpers, die er an Krötenlarven vorgenommen hat, zu erwähnen. Mit bestem Gelingen hat er Extremitäten an andere Körperstellen verpflanzt, dieselben sind angewachsen, haben sich zu völlig brauchbaren und gut entwickelten Extremitäten ausgewachsen und insbesondere eine gut ausgebildete Innervation gezeigt, so daß diese Ergebnisse für die Erkenntnis der Regenerationsfähigkeit von großer Bedeutung sind.

Fräulein Briese (Gent), die bisher einzige staatlich angestellte Anatomin, machte in ihrem Vortrage über die Entwicklung der Gehirnarterien sehr interessante Angaben über die Verhältnisse dieser Arterien beim Embryo, beim Kinde und beim Erwachsenen. Sie wies nach, daß das Blut zum Gehirn nicht, wie wir bis jetzt angenommen haben, ursprünglich schon von zwei Seiten hertommt (von der Hauptschlagader des Kopfes und Halses und von der Wirbelsäule), sondern daß ursprünglich beim Embryo das Blut nur von der Carotis (Halsschlagader) zugeführt wird; erst später entwickelt sich der Zustand, daß auch die anderen Zuführungswege mit in Betracht kommen. Der menschliche Embryo zeigt also auch hier die Verhältnisse wie bei vielen Tierarten; erst der vollentwickelte Mensch hat zahlreichere Blutzuleitungen zum Gehirn.

Sehr großes Interesse weckten die Berichte von Dr. Vogt (Berlin) aus seinem Neurobiologischen Institut, das bekanntlich aus Mitteln des Hauses Krupp unterhalten wird. Das Material von ganz vorzüglich ausgeführten nur 10 μ (1 μ = 0.01 Millimeter) Hirnschnitten, das er zu Hunderten vorlegte, während er wohl mehrere 100.000 Präparate in seinem Institut aufzuweisen hat, fesselte die Gesellschaft in hohem Maße, und seine Untersuchungen sind für die Weiterentwicklung der Hirnanatomie und der Entwicklungslehre des menschlichen Gehirns von größter Bedeutung. Endlich verdient noch der Vortrag von Ballowitz (Greifswald) über Hyperdaktylie (Ueberzähligkeit von Fingern und Zehen) Erwähnung, der nach genauer Untersuchung aller seit dem Jahre 1770 in der Literatur bekannt gewordenen Fälle solcher Mißbildungen zu dem Ergebnis kommt, daß es sich hier nicht um eine — nach Darwins Ansicht — atavistische Erscheinung, dergestalt, daß früher sechs Fingee u. s. w. die Regel gewesen seien, sondern nue um eine Mißbildung handelt, die auf Sehnen- und Knochenspaltung im einzelnen Fall zurückzuführen ist. In einer sich daran schließenden Diskussion wird jedoch die Frage der Vererbbarkeit solcher Mißbildungen, die sich mit dieser Theorie nicht leicht erklären läßt, sowie das Vorkommen von Gliedüberzähligkeiten an allen vier Extremitäten erwähnt, doch mußte ein Eingehen auf diese höchst interessante Frage wegen vorgerückter Zeit unterbleiben. Ballowitz verweist dafür auf einen demnächst von ihm im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie erscheinenden Aufsatz.

Die weiteren Vorträge von Lubasch (Jena), Leboucq (Gent), Joseph (Wien), Hofbauer (Wien), v. Tellyesniczky (Budapest), Kollmann (Basel) haben nur rein fachwissenschaftliches Interesse.

Am gestrigen Abend folgten die Mitglieder der Anatomischen Gesellschaft einer Einladung des Jenaer Anatomen

Prof. Maurer zu einer geselligen Zusammenkunft im großen Saale des Volkshauses, den die Karl Zeiß-Stiftung zur Verfügung gestellt hatte.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Erneuerung der Preisausschreibung der Wiener Urania pro 1904. Wir erhalten folgende Zuschrift: In dem Bestreben, ihre Projektionsvorträge sowohl hinsichtlich des textlichen Inhaltes als auch der Bilder zu vervollkommnen, sowie auch solche Wissensgebiete heranzuziehen, welche bisher nicht gepflegt wurden, veranstaltete die Wiener Urania im vergangenen Jahre — auch in diesem Blatte — eine Preisausschreibung. Der Einlauf für diese Preisausschreibung blieb jedoch hinter allen Erwartungen zurück. Im ganzen liefen vier Vorträge, darunter drei aus dem Gebiete der Land- und Forstwirtschaft und ein Vortrag über vulkanische Erscheinungen ein. — Das Preisrichterkollegium beschloß infolgedessen in der Sitzung vom 15. Febr. 1904 die Preisausschreibung zu erneuern und hierbei von den eingelaufenen Konkurrenzarbeiten drei in diese erneuerte Konkurrenz einzubeziehen, während ein Vortrag als gänzlich ungeeignet ausgeschieden wurde.

Sohin werden die Bedingungen der Preisausschreibung neuerlich kundgegeben. Die Preise sind:

1. Eintausend Kronen, gestiftet von Dr. P. C. für den besten Urania-Vortrag aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technologie (auch Land- und Forstwirtschaft).

2. Fünfhundert Kronen, gestiftet von Dr. L. K. für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Rechtspflege der Gegenwart oder Vergangenheit.

3. Dreihundert Kronen, gestiftet vom „Bund Oesterreichischer Industrieller" für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Technologie oder Gewerbetechnik (kann je nach Umständen auch als Zusatzpreis mit dem Eintausend Kronen-Preis verbunden werden).

Die zu prämiierenden Vorträge sollen der Dauer von ungefähr einer Stunde entsprechen und mit 80—100 Projektionsbildern illustriert werden, derart, daß Wort und Bild miteinander übereinstimmen und eines das andere ergänzt; die Bilder sollen in möglichst gleichen Zwischenräumen aufeinander folgen. Der Text soll nach Art des gediegenen wissenschaftlichen Feuilletons unter Vermeidung der streng methodischen Darstellung an das Verständnis des großen Publikums anknüpfen.

Die Vorlagen zu den für die Projektion bestimmten Diapositiv-Bildern sollen nach Möglichkeit in Photographien oder sonstigen guten Bildern vom Verfasser beigelegt werden; mindestens aber muß der Nachweis für die leichte Beschaffung der Bilder durch Anhaftmachung der Quelle erbracht werden. Bei solchen Bildern, deren Urheberrecht geschützt ist, muß der Verfasser die Beibringung der Ermächtigung zur Anfertigung und Vorführung von Skioptikonbildern übernehmen.

Die Preisarbeiten sind verschlossen, mit einem Motto versehen, nebst einem dasselbe Motto tragenden versiegelten Kuvert, in welchem Name und Adresse des Verfassers enthalten sind, bis spätestens 1. November 1904 beim Präsidium der Wiener Urania, I., Stubenbastei 2, II. Stock, einzureichen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 5. Januar 1905.

Es ergeht sohin mit dem Beifügen, daß alle näheren Auskünfte bei der Direktion der Wiener Urania, I. Wollzeile 34, eingeholt werden können, an alle wissenschaftlichen Fachmänner, berufenen Schriftsteller u. s. w. die neuerliche Einladung, sich an dieser Preisausschreibung zu beteiligen.

* Preisstiftung für deutsch-amerikanische Geschichtsforschung. Gelegentlich der Fünfzigjahr-Feier der Universität Chicago und des damit verknüpften Besuchs deutscher Universitätsprofessoren hat Frau Katharina Seipp als Conrad Seipp Memorial Fund drei Preise von zusammen 6000 Pfund für die besten Abhandlungen über das deutsche Element in den Vereinigten Staaten und seinen politischen, wissenschaftlichen und sittlichen Einfluß gestiftet. Herr Dr. Otto L. Schmidt hat die Summe von 1200 Pfund für die mit den erforderlichen Forschungen verknüpften Reise- und sonstigen Ausgaben hinzugefügt.

Die Arbeiten sind innerhalb von drei Jahren, bis zum 22. März 1907 fertig zu stellen; die preisgekrönten werden von der Universität Chicago in englischer wie deutscher Sprache veröffentlicht werden. Die Aufforderung, als Preisrichter zu fungieren, ist an die Herren Karl Schurz und Andrew D. White ergangen.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent der Geschichte Dr. Michael Döberl hat wegen dringender wissenschaftlicher Arbeiten für das laufende Sommersemester Urlaub erbeten und erhalten.

* **Erlangen.** Der Privatdozent der Geschichte Dr. Theodor Bitterauf ist zum Zweck von Editions-Arbeiten im Dienste der Historischen Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften in diesem Sommersemester beurlaubt worden.

hc. **Göttingen.** Der Professor der romanischen Sprachen Dr. Albert Stimming feiert am 23. April das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor.

* **Straßburg.** Zu dem als bevorstehend gemeldeten Rücktritt der Professoren Holtzmann (Theologie) und Naunyn (innere Medizin) erfahren wir, daß derselbe zum Schluß des Sommersemesters erfolgen wird.

* **Prag.** Als Privatdozent für vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen an der hiesigen tschechischen Universität hat sich Dr. J. Zaalo habilitiert.

* **Krakau.** Der außerordentliche Professor der Kinderheilkunde Dr. J. Roczynski ist zum außerordentlichen Professor des gleichen Faches an der Universität Lemberg ernannt worden.

hc. **Todesfälle.** Am 18. April starb in Hannover der Privatdozent für Elektrotechnik an der dortigen Technischen Hochschule Professor Wilhelm Thiermann im 42. Lebensjahre.

* Der Professor des römischen Rechts an der Universität Zürich Dr. Albert Schneider, ein auch um die Praxis der schweizerischen Gesetzgebung, insbesondere auf dem Gebiete des Obligationenrechts verdienter Gelehrter, ist im Alter von 68 Jahren gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin (6797)

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien

Herausgegeben von

Lujo Brentano und **Walther Lotz:**

63. Stück: **Dr. Wellimir J. Vajkić, Die französische Handelspolitik 1892—1902.** Geheftet M. 10.—

64. Stück: **Dr. Eugen Katz, Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen.** Geheftet M. 4.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Samstag, 23. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere. I. Von O. B.

Die gemischte Erziehung in Finnland. Von Frl. Hanna Anderstn, Mittelschullehrerin in Helsingfors.

II. Bücher und Zeitschriften.

Das georgische Epos „Dilariani“. — F. Siebert: Ein Buch für Eltern. II.

III. Allgemeine Rundschau.

Anatomische Gesellschaft. — Neues über Kirchhoff und Bunsen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere.

I.

Schon in Verona grüßte uns der Frühling. Nur auf der fernen Alpenkette im Norden der Stadt leuchtete noch bis weit ins Tal herab der frische Schnee, der einige Tage vor Ostern auch in ganz Südtirol gefallen war und die Nachtfahrt über den Brenner und später die Frühfahrt durch das Eisacktal einigermaßen kühl gestaltet hatte. Dort, wo die Etsch aus der Klause in majestätischem Bogen zur festen Stadt des Theodorich hinrauscht, durchrieselt uns zum erstenmal eine freudige Vorahnung von der Wärme des Südens, der wir entgegenstreben. Noch umfängt uns freilich nicht das tiefe, wolkenlose Blau des Himmels, das in unseren Träumen den Grundfarbenton für eine Frühlingsfahrt im Mittelmeer bildet, aber die Sonne lächelt uns von oben zu, ein zarter Rosahauch lagert über dem breiten Etschtale und milde Lüfte wehen von den Hügeln herüber, auf denen zwischen Pinien und Cypressen einige stolze herrschaftliche Villen uns bei der Einfahrt in Italien begrüßen. Im Talgrunde blühen die Pfirsichbäume und die Rotdorne; die Wiesen haben sich schon mit frischem Grün überzogen, die Bäche sind bis zum Rande mit hurtig dahinrauschendem Wasser gefüllt und Osterglockenklang schlägt aus allen Dörfern an unser Ohr.

Den zweistündigen Aufenthalt zwischen dem Römer- und Venetianerzug benutzen wir zu einer Wanderung durch die Stadt Verona, in deren Straßen das fröhliche und bewegte Leben des Auferstehungstages flutet. Für den Italiener ist Ostern ja das Hauptfest im Jahre. Die Eisenbahnbeamten hatten sich schon auf der Strecke in jeder Station das buona pasqua! zugerufen; in der Stadt klingt es von allen Straßenecken in unsere Ohren, vermischt mit dem fröhlichen Klippklapp der Holzpantöffelchen, deren festlich geschmückte Trägerinnen an uns vorüberhuschen. In den offen stehenden Fleischerläden hängen die Lämmlein und Zicklein zu Hauf, die für diesen Tag ihr junges Leben lassen mußten; sie sind mit frischem Lorbeergrün geschmückt, als ob der Massenmord, der an ihnen verübt worden ist, einer Siegestrophäe bedürfe. Auch uns — einigen Reisegenossen der Kaiserin Maria Theresia, die wir uns schon im Zuge getroffen und zusammengeschlossen hatten — strecken die Metzger hinter den Fleischbänken hervor die noch mit dem schwarzen Felle bekleideten frischgeschlachteten caprettl entgegen und können es nicht begreifen, daß wir uns nicht mit einem billigen Osterbraten für die bevorstehende Seefahrt verproviantieren wollen. In den Straßen, auf der Piazza dell' Erba, in der Arena wimmelt es übrigens von germanischen Eindringlingen; aus mehreren deutschen Städten sind die Teilnehmer von Gesellschaftsfahrten, denen wir später auch in Venedig begegnen sollten, an diesem Ostersonntagmorgen hier zusammengekommen. In den fabelhaftesten Anzügen und Ausrüstungen, mit bunten Schleifen oder sonstigen Vereinsabzeichen geschmückt, strömen sie truppweise zu den architektonischen Hauptsehenswürdigkeiten hin, stets mit gespanntem Ohre den Worten des kundigen Weisen lauschend, der ihnen die Geschichte und Bedeutung des gemeinsam Geschauten in lehrhaftem Tone enthüllt. Der Landeseingeborene lächelt verschmitzt über dieses reisende Herdentreiben, das an ihm vorüberflutet, und lacht auch wohl laut über manche komische Figur, die zu einem solchen Ausfluge sich vollbepackt und ausgerüstet hat, als ginge die Fahrt in ferne, unbewohnte oder mit Wilden erfüllte Länder.

•

Venedig, das wir am Nachmittage dieses Ostertages erreichten, schaute uns mit wesentlich trüberem Blick an als das in heiterem Frühlingssonnenglanze strahlende Verona. Ein bleierner Himmel lag über der Laguna marta, durch die wir von Mestre aus über den langen Damm der jetzt des einst so weithin grüßenden Campanile beraubten Stadt entgegenfuhren. Ein scharfer Ostwind nötigte den Ankömmlingen dann in den offenen Gondeln die schon beiseite gelegten Mäntel und Reisedecken wieder auf und versetzte uns, die wir zudem erst an mehreren Gasthöfen vorfahren mußten, ehe wir eine Unterkunft für die Nacht fanden, in etwas melancholische Laune. Auch in dem sonntäglich bewegten Treiben auf der Piazza San Marco fanden wir nichts von der festlichen Stimmung wieder, mit der wir in Italien eingefahren und in Verona herumgewandert waren. Trotz Musik und Sonntagskleidern schlichen die Venetianer traurig, frierend und in bis an die Ohren zugeknöpften Wintermänteln in ihrem steinernen Festsaale umher und betrachteten halb ironischen, halb ingrimmigen Blickes, ebenso wie ihre Veroneser Compatrioten, die branchi di forestieri, die zum Osterfest über die Lagunenstadt wie eine feindliche Invasion hereingebrochen waren.

Auch der hohe Plankenzaun, der um die Stätte des einstigen Campanile gezogen ist, gibt der Piazza einen höchst unfestlichen Anstrich. Die breitgestreckten Massen der Prokuratien liegen wie trauernd um das große Loch herum, aus dem einst der auch sie gleichsam mit sich emporreißende Turm in die Lüfte ragte. In ihrem jetzigen Zustande trägt die gesamte Piazza einen Zug des Flachen und allzu Gleichmäßigen; sie gleicht der eintönigen Cantilene, die an jenen Wassern in den stillen Abendstunden ertönt, wenn die Energie des Tages dem träumenden Hindämmern gewichen ist; ohne Accent, ohne eine kräftige Hebung verläuft die architektonische Melodie um den weiten Platz

herum, auf dem jetzt nur die beiden Flaggenmasten mit ihren gewottigen, wehenden Bannern eine Erhöhung über die gestreckten langen Linien andeuten.

Aus dem seittosen Treiben, das innerhalb dieser Linien sich abspielte, flüchtete ich mich am späten Nachmittag auf den stillen Platz, der von S. Giovanni e Paolo und der Scuola di S. Marco eingesäumt wird. Dort war ich sicher, um diese Stunde die Touristenscharen nicht zu finden, die den Marcusplatz und die Piazzetto füllten, und wieder einmal den alten Bekannten zu sehen, dem ich bei keinem Besuche in der Lagunenstadt meine ehrerbietige Aufwartung zu machen versäume. Der auf seinem wacker dreinschreitenden Rosse kräftig noch vorwärts drängende Colleoni ist es, von dem ich dort mir den Segen für die Seefahrt erbitten wollte. Kein besseres Omen, dünkt mich, konnte dereinst der reisige venetianische Kaufherr für sich und seine Galeeren mit sich auf das weite Meer hinausnehmen, als das aus der ungestüm vorwärts drängenden Kraft dieses Reiterstandbildes ihm entgegenspringende. Der Wagemut, das stolze Siegesgefühl, die bewußte Herrscherlust, mit denen der erzgepanzerte Condottiere auf seinem schmalen hochgetürmten Sockel dort oben gegen alle Gefahren und Schwierigkeiten anreitet, mußten ja auch die Besitzer der einst reichen jetzt zum Teil schon verfallenen Paläste, die den stillen Platz von zwei Seiten her einsäumen, in voller Kraft beseelen, wenn sie zu ihren Eroberungen und Kämpfen hinauszogen. Wie mancher von diesen Anwohnern an dem Rio di Marina mag, ehe er den Fuß in die Gondel setzte, die ihn zu seinem Schiffe hinaus in die Lagune trug, noch einen Blick auf den stolzen Reiter des Verrocchio geworfen und ihm einen Abschiedsgruß zugewinkt haben! Jetzt, in der stillen Stunde des hereinbrechenden Abends, schaute der Kriegsmann nur auf eine Schar spielender Kinder und einige auf den Sandsteinplatten des Kanalufers hockende Gondolieri herab; Verfall und Verwahrlosung umgeben sein ehernes Bild von allen Seiten; es steht wie ein grimmer und unvergänglicher Zeuge einstiger Größe und Tatkraft inmitten einer schwächlichen Zeit. Und auch der olte Bettler, der aus einer Ecke des S. Zanigolo jetzt zu mir heranhinkte und mir des Denkmals Bedeutung klar machen wollte, wußte nichts weiter von ihm zu sagen, als daß es ein gran bel cavallo sei und daß alle forestieri es bewunderten. Er schob sich vergnügt wieder in seine Mauerecke zurück, als ich mit einem Soldo mich von seiner Aufdringlichkeit losgekauft, und ließ mich ruhig auf der Marmorbank vor der Scuola S. Marco von jenen Zeiten weiterträumen, da drüben die Paläste noch nicht verfallen waren und droben der eherne Reiter auf ein stolzeres Geschlecht, das von ihm und seinen Taten noch zu erzählen wußte, herabschaute.

Der Gondoliere, von dem ich mich später zum Canale Grande hinaurudern ließ, um dort den Norddeutschen Lloyd-Dampfer, der mir für die kommenden Wochen zur Heimat werden sollte, aus der Nähe zu betrachten, konnte nicht Worte genug finden, um seiner Bewunderung für das große Schiff, das dicht vor der Piazzetta vor Anker gegangen war, Ausdruck zu geben. Venedig habe noch nie ein so mächtiges Schiff aus so unmittelbarer Nähe zu schauen bekommen, so meinte er. Auch er gedachte nicht der großen Zeiten, da on der Riva degli Schiavoni die gewaltigen Segler und Galeeren zu Haufen lagen und aus ihren Bäuchen die Schätze des ganzen Mittelmeergestades sich über die Stadt ergossen. Jetzt sind es die Haufen der deutschen Reisenden, die dem armseligen Exigouengeschlechte, das in den Lagunen haust, Gewinn und Nahrung zuführen, und ein deutsches Schiff, das Vergnügungsreisende noch dem blauen Süden führt, bildet das Entzücken der einheimischen schiffohrenden Bevölkerung.

Wie Fliegen, die sich um einen süßen Bissen drängen, saßen am Tage darauf die schwarzen schlanken Gondeln am Bauche des gewaltigen deutschen Dampfers. Der in jeder Hinsicht liebenswürdige Kapitön hatte der Lloyd-Agentur erlaubt, einheimische Besucher auf das Schiff zu führen, und mehr als 3000 Venetianer hatten sich in den Bureaus der Agentur die Zutrittskorten hierfür geholt. Für die Passagiere, die sich einschiffen wollten, war es während der ersten Nachmittagsstunden des 4. April fast unmöglich, durch den Schwarm der das Schiff umdrängenden Gondeln sich einen Weg zu den Fallreeps zu bahnen. Erst als gegen Abend das Deck, auf dem die Schiffskapelle spielte, von den dichtgedrängten Besucherscharen geräumt worden war, konnte man daran denken, sich in seiner Kabine häuslich einzurichten, die ersten Bekanntschaften unter den Mitreisenden zu machen und einen vorlaufigen Orientierungsgang durch die oberen Schiffsräume zu unternehmen.

Der hereinbrechende Abend sieht uns dann schon alle zum erstenmal an den reich besetzten Tafeln des großen Speisesaales vereinigt und später auf dem Promenadendeck gegenüber dem hellerleuchteten Marcusplatz, von dem die Klänge des Abendkonzerts zum Schiffe herüberdringen. Der Mond bricht durch die Wolken, die bis dahin den Himmel überzogen hatten, von den zahlreichen lichtergeschmückten Gondeln, die im Hafen hin und her gleiten, klingt das Schwatzen und Singen einer lebensfrohen Menge an unseren hohen Schiffswänden herauf; aus dem italienischen Kriegsschiffe, das an der gleichen Boye mit uns lag, tönt das tanggezogene Signal zum Schlafengehen in die Abendluft hinaus — noch einmal umfaßt unser Blick die ganze Herrlichkeit, die hier vor uns ausgebreitet ist, den Dogenpalast drüben, der still und vornehm im Silberlichte des Mondes daliegt, die Säule mit dem Löwen des Marcus, die Libreria aus dem Halbschatten mit ihrer Marmorgliederung heraustenchtend, Lichter vor und neben uns, in die Ferne sich verlierend, oder langsam hin und her gleitend, und über dem Ganzen ein sternenklarer Himmel, aus dem der stille Geselle unseres Geschirres auf all das Treiben herabschaut; dann folgen auch wir dem Beispiele unserer Schiffsnachbarn und suchen — für diese Nacht noch ungeschaukelt — das Lager im Inneren des Schiffskolosses auf.

•

Die Abfahrt aus Venedig — am Vormittag des 5. April — glich einem großen Volksfeste. In den ersten Morgenstunden noch ein lebhafter Gondelverkehr vom Schiffe zum nahen Ufer, Kommen und Gehen der italienischen Hafen-, Zoll- und Sanitätsbeamten, der Gepäckbarken der Lloydagentur, der Besucher, die zum Abschiednehmen von Bekannten nochmals vorsprechen oder auch die Fahrt auf dem Dampfer bis zur äußeren Lagune mitmachen wollen; die Musik spielt an Bord; drüben an der Riva degli Schiavoni steht dichtgedrängt eine gewaltige Menschenmasse bis hinab zu den Giardini Pubblici; Gondeln und kleine Dampfer umkreisen wie Vögel den noch ruhig daliegenden Koloß. Endlich gibt ein dröhnender Ruf der Sirene das Signal zur Abfahrt, nachdem noch bis zum letzten Augenblicke Besucher und Gepäck an den Fallreeps in Empfang genommen worden waren. Langsam gleitet der gewaltige Bau, in seinem ganzen Gefüge erzitternd unter dem Stampfen der nun einsetzenden Maschine, gegen die Lagune hin. Dichtgereiht stehen die Fahrgäste an den Railings des Promenadendecks und grüßen mit Rufen und Tücherschwenken hinüber zu der schwarzen Menschenmauer, die am Ufer aufgestellt ist und nun wie im Nu belebt wird durch die flatternden weißen Tücher. Die Musik an Bord stimmt die italienische Nationalhymne an und ein „Evviva“ antwortet ihr von drüben. So geht es langsam zum Hafen hinaus in das breitere Fahrwasser, wo das Schiff, begleitet von dem Zollkutter und dem Lotsendampfer, nun rascher und rascher sich seinen Weg sucht zwischen den Pfählen und Seezeichen der Laguna viva.

Es war ein Wagestück für den gewaltigen Dampfer von über 500 Fuß Länge und 25 Fuß Tiefgang, in das Innere des Venetianer Hafens einzudringen; doch gelang die Ein- und Ausfahrt aus dem Gewirre der Lagunenuntiefen unter der Führung des tüchtigen Kapitäns und des kundigen Lotsen ganz vortrefflich und wird der Bevölkerung Venedigs, die mit Erstaunen das große Schiff dicht vor dem Dogenpalast vor Anker gehen sah, einen guten Begriff von der Navigationskunst der deutschen

Digitized by Google

Schiffsleute wie überhaupt von der vortrefflichen Einrichtung eines solchen Norddeutschen Lloyd-Dampfers hinterlassen haben.

An dem großen Molo von Malamocco hielt das Schiff noch einen Augenblick, um den Lotsen und die mitgekommenen Besucher auszuschiffen; noch einmal spähten die italienischen Doganieri nach verbotenem Gute an Bord umher; dann ging es hinaus in die blaue Adria, die unter einem sonnendurchstrahlten Himmel mit nur leichtem Wellengekräusel sich heute den festlich gestimmten Seefahrern vorstellt.

*

Auch für den, der schon öfter das Meer durchkreuzt, bietet bei jeder neuen Ausfahrt die sich vor dem Blicke öffnende weite Fläche neue Wunder dar. Das nun mit voller Kraft dahinrauschende Schiff bahnt sich eine tiefe Furche durch die schieferblaue, glänzende Flut und schleudert ungestüm das Wasser zur Seite, das dann in weißen Gischtstreifen, wie zürnend über die Gewalttat, die ihm angetan, an den Schiffsbauch zurückschießt, um sich mit der durch die Schrauben aufgerührten schaumigen Masse zu vereinigen. Zu Seiten oder des dahinjagenden Schiffskolosses bäumen sich in eleganter Linie die verdrängten Wellen zu den mit silberfarbigen Kämmen gezierten Bergen an, die sich stetig fortpflanzen bis weit hinaus in das leicht bewegte Wellengekräusel der tiefblauen Fläche. Wo diese Wellenberge den gischtigen Strom an den Flanken des Schiffes berühren, entstehen die smaragdgrünen Wirbel, die wie durchsichtige Eisschollen eine Zeitlang mit dem Kielwasser zurückschießen, bis auch ihr heller Farbenton zugleich mit der Weiße des Gischtes weit hinter dem Dampfer in dem Schieferblau des Meeres untergeht.

Man kann stundenlang dem lebhaften Spiel der Wellen und Farben zur Seite des schnell dahinfahrenden Schiffes zuschauen, ohne seiner müde zu werden. Rasch verschwindet der letzte dünne Streifen des Landes aus dem Blicke; es ist erstaunlich, wie rasch überhaupt für den Beobachter, der auf der Brücke eines modernen Schnelldampfers steht, sich Küstenlinien verändern, wie schnell man das ferne Land, das eben noch wie ein Wolkenstreifen erschien, in seinen Einzelheiten erkennt, wie bald es wieder zurückgelassen wird und bald ganz verschwindet. Nur jenes Spiel der Wellen begleitet in stets sich erneuerndem Wechsel der Farben, und doch im großen und ganzen in seiner Form gleich bleibend, das dahineilende Schiff. Es sind die Rosse des Neptuns, die mit ihren silberfarbigen Schaummähnen neben dem schwarzen Renner dahinstürmen und ihn doch nicht erreichen können. Auch das breite Silberband, das die Sonne auf das Wasser breitet und das sich vom Schiffe aus senkrecht bis zum erhöhten Horizonte hinzieht, scheint neben dem schwarzen Renner in die Weite zu gleiten, als sei es ein ungeheurer Fittich, der über die dunkle Flut dahinschwebt.

Auf dem Promenadendeck des Schiffes, auf den vorderen und hinteren Brücken hat sich inzwischen die hundertköpfige Menge der Fahrgäste häuslich und behaglich eingerichtet. Die bequemen Liegestühle sind an die Einzelnen vermietet und von den Deck-Stewarts mit den Karten der zeitweiligen Besitzer besteckt worden; man hat Gruppen gebildet und rasch Bekanntschaften geschlossen; man plaudert, geht auf und ab, lehnt an den Railings oder liegt ausgestreckt im Stuhle. Decken und Mäntel können noch nicht entbehrt werden, denn ein kühles Lüftchen weht von der außer Sicht bleibenden dalmatinischen Küste herüber. Der Nachmittagstee mit Kuchen wie die Tasse Bouillon mit Sandwiches zwischen dem ersten und zweiten Frühstücke werden auf Deck serviert; so werden die Pausen zwischen den drei großen und sehr ausgiebigen Mahlzeiten, die unten in den Speisesälen eingenommen werden, durch weitere Atzung und Tränkung in frischer Luft angenehm ausgefüllt und ein jeder, der auf dem Lande die Fülle des Dargereichten als eine ungeheure Zumutung an seinen Magen zurückweisen würde, greift hier gerne zu; denn die Seeluft schärft bekanntlich den Appetit und fortgesetztes Essen und Trinken gehören, wie es scheint, zu den edelsten und vornehmsten Eigenschaften des modernen Schiffahrers oder wenigstens des Fahrgastes auf einem Luxusdampfer.

Wie doch überhaupt die Zeit an Bord rasch dahingeht, selbst wenn man sie nicht durch Lektüre oder Karten- und andere Spiele zu vertreiben sucht! Kaum sind die Teetassen wieder von Deck weggeräumt, so erklingt schon in das Rauschen der Wellen und in das einförmige Dröhnen der Maschine hinein das Trompetensignal, welches — eine halbe Stunde vor Beginn des Diners — zum Umkleiden ruft. Das abendliche Leben beginnt nun in dem bis in den kleinsten Winkel hinein hell durch elektrische Lampen und Lämpchen erleuchteten Schiffe. Der große Speisesaal mit seinen vier kleineren Nebensälen füllt sich allmählich mit der festlich gekleideten Menge, die alltäglich bei Tafelmusik ein zwölfzeiliges Menü zu erledigen hat. Der Kaffee wird wieder auf Deck oder in den Rauchsalons zur Zigarre eingenommen, und das abendliche Verdauungsstündchen, das mit Spazierengehen oder auch wieder mit Spazierenliegen hingebracht wird, findet, wenigstens von seiten der Herren, meistens mit einem vortrefflichen frischen Glase Münchener Eberlbräues vom Fasse seinen Abschluß.

Draußen sind unterdessen die Sterne heraufgezogen über das weite Meer, das neben dem Schiffe unter dessen dahineilenden Feuern und Lichtern glitzert und aufblitzt. Es ist, als ob diese Sterne über den Wassern in verdoppelter Kraft leuchteten. Ein Funkeln und Leuchten von oben und unten — mehrere See-Enthusiasten wollen sogar ein Meerleuchten bemerken —, dazu das Rauschen der Wellen, das Stampfen der Maschine, und im Innern des schwimmenden Hotels das Schwirren der Stimmen, das helle Lachen mancher besonders Fröhlichen — das ist die Abendstimmung auf der Höhe des Adriatischen Meeres.

*

Die Sonne ist soeben aufgegangen, als wir in die Meerenge zwischen Korfu und dem griechischen Festlande einbiegen. Ein prächtiger Morgen mit erquickender frischer Luft umgibt uns, die wir uns, dem warmen Bade in Seewasser entstiegen, auf dem Vorderdeck zusammenfinden. Die angestrengtesten praktischen Geographiestudien werden hier getrieben. Karten werden entfaltet, Ferngläser gerichtet. Einige kundige Seefahrer wissen sogar die Namen der einzelnen Höhenzüge und Vorgebirge hüben und drüben zu nennen. Auf der griechischen Seite, über der die Sonne steht, ist alles kahl und düster; nur einige Schneegipfel leuchten über die dunklen Wände, die ins Meer hereinragen und an deren grünem Fuße nur wenige dürftige Ortschaften und Häusergruppen zerstreut liegen, zu uns herüber. Die Insel Korfu dagegen ist dicht bewaldet von Oliven, Eichen und Tamarinden, und ein weicher Schleier von zartem Grün ist über ihr in sanft geschwungenen Linien aufsteigendes Berg- und Hügelgewirr ausgebreitet. Rasch nähern wir uns dem Vorgebirge, von dem die Fortezza der Stadt Korfu mit ihren steilen und gewaltigen Strebemauern und den Cypressen, die aus ihren Mauerwinkeln in die Lüfte ragen, weithin in die Meerenge hinausgrüßt. Die Stadt, das Kerkyra der Alt- und Neugriechen, wird erst sichtbar, als wir in weitem Bogen in die große Bucht einbiegen, die von jenem Vorgebirge nach Norden hin begrenzt wird. Ein gefälliges Häusergewirre mit mehreren aus seiner Mitte aufragenden gewaltigen Bastianen, dahinter weit in das Land hinein sich streckende, mit Ortschaften und Villen bedeckte Hügelketten, auf deren fernsten einer der weiße Fleck des Achilleion aus reichem Grün herausleuchtet.

Wir hatten, da wir schon gegen 7 Uhr in dem nur von wenigen Schiffen belebten Hafen festmachten, einen ganzen Tag vor uns und beschlossen, ihn zu einem Besuche des Achilleion zu verwenden. Das Glück begünstigte uns, denn auf der Barke, die wir uns unter den das Schiff sogleich umschwärmenden aussuchten, stand der freundliche Korfiote, der unser Führer und Freund für diesen Tag werden sollte. Anastasios hieß der Edle, der sogleich in gutem Italienisch uns seine Dienste anbot und uns beim Landen einen guten Wagen mit zwei tüchtigen kleinen Pferden zu mäßigem Preise rasch besorgte. Wir fanden in ihm einen wackeren

Verteidiger gegenüber dem Schwarm der Zudringlichen beiderlei Geschlechtes, die am Hafenplatze mit Postkarten, Korallenketten, gefälschten Antiquitäten und anderen schönen Dingen einen Angriff auf unsere Börsen versuchten. Nur schön geschnitzte Spazierstöcke aus Olivenholz erwarben wir uns als Andenken an die Oliveninsel zu ganz billigem Preise, freilich auch sie erst nach unendlichem Feilschen, bei dem alle Sprachen Europas in einigen Brocken zur Geltung kamen.

In rascher Fahrt ging es auf der Hafenstraße um die eigentliche Stadt herum den Bergen zu. In der Vorstadt mit ihren kleinen, aber sauberen Hütten erlebten wir die Veroneser Ostereindrücke in erneuter, aber ungleich farbenreicherer Auflage. Auch hier war ein Massenmorden von Lämmlein und Zicklein geschehen, denn unser Besuch in Korfu fiel auf den griechischen Gründonnerstag. Aber neben den noch in ihrem schwarzen Felle traurig dahängenden Leichen der Ostertiere begegneten wir auf der Straße, die nach den Bergen führt, ganzen Herden von noch lebendigen Exemplaren, die lustig neben den Eseln, auf denen die Bauern und Bäuerinnen — letztere mit malerischen weißen oder blau und schwarz gestreiften Kopftüchern bekleidet — faul einherritten, dem Tode entgegenhüpften.

Das Bild, das diese Straße darbot, war außerordentlich belebt. Die Landbevölkerung strömte zum Feste nach der Stadt und führte dabei allerlei Verkäufliches an Grünwaren und Kleinvieh mit sich. Ganze Eselkarawanen mit Körben oder auch Menschen auf dem Rücken, Ziegenherden, Hühner und Truthähne kreuzten uns den Weg und veranlaßten oft einen unfreiwilligen Aufenthalt des Wagens. Der Typus der Bevölkerung ähnelt dem sizilianischen; auch hier auffallend viele schöne Männer mit kühnem Gesichtsschnitt und feurigen Augen und auffallend wenig hübsche Frauen. Nur die großen dunklen, oft recht traurig dreinschauenden Augen verschönten die bleichen oder gelben Gesichter dieser meist schwarz gekleideten und nur in den Kopftüchern Farbensinn verratenden Frauen. Alle grüßten freundlich und trugen dabei eine gewisse ruhige Würde zur Schau; nur Kinder, darunter oft prächtige Menschlein, streckten ihre Hand zum Betteln aus oder liefen mit dem Rufe: **Paranca! Paravea!** dem Wagen auf lange Strecken hin nach.

Den Weg im Tale säumten schon Opuntien und Feigenbäume; auf dem Berge führte er uns durch wunderbare Olivenhaine mit mächtigen Bäumen dahin. Prächtige Aussichten auf das Gebirge im Innern der Insel bieten sich bei jeder Wegbiegung dar, bis man, in einer kleinen Ortschaft dicht vor der Villa der unglücklichen Kaiserin, den Wagen verläßt, um nach wenigen Minuten weiteren Aufstieges in den Garten des Achilleion einzubiegen. Der Eintritt wird mit größter Liberalität gestattet; kein Führer drängt sich auf; man wandert in den wunderbaren, terrassenförmig angebauten Gärten nach Belieben dahin und durchschreitet das Treppenhaus und die jetzt von Möbeln entblößten Säle des Untergeschosses ohne jeden Zwang.

Ein wunderbarer, leuchtender, durch eine frische Brise vom Meere her angenehm durchkühlter Morgen lag über den Olivenhainen, den Meeresbuchten, Städten und Dörfern, die dem Blicke von hier oben sich darbieten. Man kann es sich wohl denken, daß hier ein durch schwere Schicksale gebeugtes Herz für kurze Zeit Ruhe fand. Von diesen runden Marmorbänken, die, von Palmen, Tamarinden und Pinien beschattet, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin weite und wonnige Ausblicke bieten, mag das Auge der fürstlichen Dulderin sehnsuchtsvoll über Meer und Land hingeschweift sein bis hinüber zu den noch schneebedeckten Bergen von Epirus. Im stillen Zwiegespräche mit den Marmorbildern griechischer Helden, Dichter und Denker, die aus dem Gebüsche herausgrüßen oder unter dem von Säulen getragenen Dache des Hofes gereiht stehen, oder — wie der sterbende Achilleus von Herter — auf weit vorgebauter Rotunde ins Tal hinausblicken, mag oft die Kaiserin hier auf- und abgewandelt sein, wenn sie nach ihren weiten Streifereien in den die Villa überhöhenden Bergen dennoch die Ruhe nicht fand.

Wir schieden in weihevoller Stimmung von dieser Stätte, wo die herrlichste Natur ein mit künstlerischem Empfinden aufs kostbarste und doch in jeder Linie so edel ausgeschmücktes Heim umgiebt. Draußen durften wir frische Orangen vom Baume pflücken und an vortrefflichem süßen Weine uns laben — ein Genuß, der zu dieser Morgenfahrt aufs harmonischste sich gesellte.

Dann ging es in raschem Trabe unter der Führung des braven Anasthasios hinab zum Canone, wo ein ebenfalls herrlicher, aber beschränkterer Blick auf Meer und Buchten den Wanderer fesselt. Dort soll Nausikaa ihre Wäsche gewaschen und Odysseus bei der kleinen Insel, die das Vorbild zur Böcklinschen Toteninsel gegeben hat, ans Land gestiegen sein. Der *ὁδὸς τῶν Φαιάκων* führte uns von diesem stillen und beschaulichen Winkel in die Stadt zurück, wo wir in einer kleinen, aber vortrefflichen griechischen Gastwirtschaft an einem Osterlamme, an frischen Orangen und vortrefflichem Weine uns in echt phäakischer Weise von der langen Fahrt erholten.

Noch einige Stunden streiften wir sodann in der Umgebung der Stadt umher, bestiegen die Fortezza und ließen uns in dem lebhaften Straßenleben mit forttreiben, bis die dröhnende Sirene des Dampfers uns gegen Abend zum Einschiffen ermahnte. Gerührten Herzens nahm der natürlich reich belohnte Anasthasios von seinen Gastfreunden Abschied — wir aber prägten uns, im Abendsonnenschein langsam um das Vorgebirge fahrend, noch einmal das unvergleichliche Bild in die Sinne, das dieser Frühlingstag auf der Insel der Phäaken uns in tausendfältiger Abwechslung dargeboten. Und vom fernen Berge grüßte das fährlengeschmückte Achilleion hernieder, bis die Dämmerung hereinbrach und die Trompete uns zu Tische rief.

O. B.

Die gemischte Erziehung in Finnland.

Von Frl. Hanna Anderfin, Mittelschullehrerin in Helsingfors.

Es ist Tatsache, daß nirgends in Europa die gemischte Mittelschule so tief Wurzel gefaßt hat wie in unserem Lande. Es sei mir denn erlaubt, einige allgemeine Gedanken über die gemischten Mittelschulen, wie sie bei uns ins Leben gerufen worden sind, mitzuteilen. Die Besprechung des Gegenstandes ist ja höchst zeitgemäß, zumal wenn man in Betracht zieht, wie in Deutschland Anstrengungen gemacht werden, um die Einrichtung gemischter Schulen vorzubereiten.

Im Jahre 1883 wurde unsere erste derartige Schule in Helsingfors gegründet. Seitdem hat sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr vermehrt, heute zählen wir deren fast 50, von denen die meisten, acht bis neun Klassen umfassend, die Knaben und Mädchen zu dem von der Universität geforderten Reifeexamen vorbereiten. Dieser Fortschritt ist in 20 Jahren in einem Lande erreicht worden, dessen Bevölkerung noch nicht drei Millionen beträgt. Er beweist, daß die gemischten Schulen bei uns eine unentbehrliche Einrichtung geworden sind, eine Einrichtung, die vollständig geeignet ist, das Bedürfnis nach Unterricht zu befriedigen, dem die getrennten Schulen nicht mehr nachkommen können.

Um diesen unerhörten Fortschritt zu verstehen, muß man zunächst die Motive kennen, die zur Eröffnung so vieler gemischter Schulen geführt haben. Ich werde zuerst einige rein finanzielle Gründe anführen, um alsdann auf die moralische Bedeutung der ganzen Einrichtung zu kommen. Wenn so viele Provinzialstädte, wenn sogar Dörfer gemischte Schulen gegründet haben, so stand dabei natürlich die Geldfrage im Vordergrunde. Man brauchte nur *eine* Schule für die beiden Geschlechter zu schaffen, es war so nur ein einziges Schulhaus vonnöten und eine verhältnismäßig beschränkte Anzahl von Lehrenden, die wiederum besser honoriert werden konnten. Das alles hat den Vorteil, sich ziemlich leicht verwirklichen zu lassen, wo die Bevölkerung wenig zahlreich ist und wo man sich nie den Luxus zweier besonderer Schulen für die Knaben und Mädchen erlauben könnte. Ein anderer pekuniärer Vorteil

liegt in folgendem: In den gemischten Mittelschulen bereiten wir die jungen Mädchen auf die Universität vor und geben der Frau also eine ebenso gute Erziehung wie dem Manne; dadurch verschaffen wir ihr die Mittel, den Kampf ums Dasein unter günstigeren Bedingungen aufnehmen zu können. Das ist von größter Wichtigkeit für die zahlreichen Frauen, die gezwungen sind, für ihre materielle Existenz zu sorgen, da sie sich nicht verheiraten können.

Diese ökonomischen Gründe — man könnte deren noch andere anführen — würden indessen zur Gründung gemischter Schulen nicht berechtigen, wenn sich diese nicht auf andere Motive stützten, die durch das moralische Bewußtsein eines sehr großen Teiles der Bevölkerung gut geheißen werden. Die wirkliche Daseinsberechtigung der gemischten Schule läßt sich folgendermaßen begründen: Die Natur läßt die Geschlechter gemeinsam ins Leben treten, zusammen leben, arbeiten und sterben. Will sie da nicht auch, daß sie in Gemeinschaft leben lernen, daß sie sich nicht getrennt, sondern gemeinsam entwickeln? Die Familie, das Heim, das Ideal des gemeinsamen Lebens, vereinigt die beiden Geschlechter um einen Herd, wo die Vertraulichkeit und die gegenseitigen Dienstleistungen eine harmonische Entwicklung der menschlichen Natur bewirken. Ist die Schule, die ihre Tore allen öffnet, den Mädchen wie den Knaben, dann nicht ein Abbild und eine natürliche Erweiterung dieses kleinen geweihten Kreises?

So möchte die Schule dem Ideal des Familienlebens nachstreben, sie möchte eine große Familie sein, sie möchte die von den Eltern begonnene Erziehung fortsetzen. Gleicherweise wie in der Familie die Kinder heranwachsen unter den Augen des Vaters und der Mutter, so verwendet die gemischte Schule Lehrer und Lehrerinnen in allen Klassen, wodurch die Schüler und Schülerinnen bis zum Besuch der Universität durch männlichen und weiblichen Einfluß gefördert werden. Sonst sind die Geschwister vom zehnten Jahre an im Unterricht getrennt, die gemischte Schule dagegen besuchen sie zusammen, verrichten dort dieselbe Arbeit, studieren dieselben Bücher unter der Aufsicht desselben Lehrers. Es ist immer noch wie in der Familie, nur in erweitertem Maße: 20 bis 30 Knaben und Mädchen sind vereinigt in derselben Klasse und arbeiten nach Kräften, sich bemühend, anderen Kameraden, Knaben wie Mädchen, nicht nachzustehen. Wie in der Familie die Geschwister sich kennen und sich gegenseitig beurteilen nach ihren starken und schwachen Seiten, so lehrt die Schule die beiden Geschlechter sich kennen und sich abschätzen nicht nach dem Geschlecht, sondern nach dem wirklichen Verdienst. Dies führt uns zu der großen Frage: dem moralischen Einfluß der gemeinsamen Erziehung. Die Zöglinge, welche sich alle Tage sehen, die sich kennen, weil sie zusammen gearbeitet und sich zusammen unterhalten haben, sind so aneinander und an ihr gemeinsames Leben gewöhnt, daß gerade dieses, wenn das Alter der geschlechtlichen Entwicklung kommt, der beste Schutz ist gegen alle Schöpfungen einer überreizten Einbildungskraft. Die Atmosphäre der gemeinsamen Schule, welche die der Familie ist, erweist sich als zu rein, zu gesund, zu beruhigend, als daß die Knaben versucht sein könnten, die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, sei es in Worten oder Taten. Wirklich sind unsittliche Gespräche, gemeine Reden, rücksichtsloses Betragen seltene Dinge bei der männlichen Jugend unserer gemeinsamen Schule. Andrerseits zeigen die jungen Mädchen, welche seit ihrer Kindheit mit den Knaben zusammen gelebt haben, kaum Lust, diese täglichen Genossen durch Koketterie an sich zu fesseln. Sie werden natürlicher, fleißiger, unabhängiger, weniger sentimental und vor allem weniger eitel und gefallsüchtig als die jungen Mädchen der getrennten Schulen; unsere Knaben werden höflicher und strebsamer, weniger lärmend und wild als ihre Kameraden in den Gymnasien. Das Hofmachen ist im allgemeinen wenig bekannt bei der Jugend der gemeinsamen Schulen. Schon weil sich die Zöglinge zu genau kennen, fühlen sie sich nur als gute Kameraden angezogen, mit denen man von Aufgaben und Lehrstunden plaudert. Wenn sich ausnahmsweise Symptome von Hofmachen bemerkbar machen, so kann man fast sicher sein, daß es sich um ein junges Mädchen handelt, das erst in die höheren Klassen der gemeinsamen Schule eingetreten ist, nachdem es vorher eine Mädchenschule besucht hat und sich nun vom Reiz des Unbekannten umgeben sieht. Wir können daher auch gar nicht vorsichtig genug sein, wenn es sich um Aufnahme anders unterrichteter Zöglinge in unsere höheren Klassen handelt. Wir wissen sehr genau, daß die gemeinsame Erziehung nur dann gute Früchte zeitigen kann, wenn sie von dem ersten Schuljahr an beginnt und bis zum Jünglingsalter dauert. Nur dann kann sie zu einer Sittlichkeit verhelfen, die die gleiche ist für beide Geschlechter, eine Sittlichkeit, die nur möglich ist, wenn die beiden Geschlechter sich gründlich kennen. Der Mann glaubt sich nicht mehr der Frau überlegen, er hat gelernt, sie als ein ihm gleichwertiges Wesen zu betrachten, das dieselben Möglichkeiten hat, sich zu entwickeln, dieselben Kenntnisse, dasselbe Anrecht auf eine freie und unabhängige Existenz, dasselbe Sittlichkeitsideal, und, das Beste kommt zuletzt, eine solche Frau ist durch ihre Erziehung besser zur Gefährtin des Mannes geeignet, besser befähigt, ihn zu verstehen und aus den Kindern weniger selbstsüchtige und grausame Glieder der Menschheit zu machen.

Ehe ich schließe, möchte ich noch einige Worte erwähnen, die vor kaum einem Monat gesprochen wurden. Sie scheinen mir geeignet, das zu unterstützen, was ich eben von dem Einfluß der gemischten Schule gesagt habe. Das Bild einer ausgezeichneten Frau, der Hauptvertreterin der gemischten Erziehung in unserem Lande und Vorsteherin der ersten derartigen Anstalt, sollte enthüllt werden. Es hatten sich ihre Mitarbeiter und eine begeisterte Menge früherer Zöglinge der beiden Geschlechter versammelt. Letztere waren im Alter von 20—30 Jahren, unter ihnen junge Männer und Mädchen, die Universitätsexamina bestanden hatten. Bei dieser Gelegenheit wurden Reden gehalten, die den Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit Ausdruck gaben. Das immer wiederkehrende Thema war: der moralische Einfluß der gemeinsamen Erziehung. „Als man mich ganz klein aus der Einsamkeit meiner Provinz in die Schule schickte," sagte ein junger Mann, Direktor eines industriellen Unternehmens, der Vater dreier kräftiger Knaben, die alle zukünftige Schüler der gemischten Schule sind, „habe ich da wiedergefunden, was ich verlassen hatte: ein Heim. Meine Mutter sagte zu mir, als ich von ihr Abschied nahm: Bleibe rein! Und wenn ich rein geblieben bin, nicht nur ich, sondern viele junge Männer mit mir, so verdanken wir das der gemischten Schule. Da haben wir die Frau kennen, achten und auf rechte Weise lieben gelernt, wir betrachten sie nicht mehr als ein niedriger stehendes Wesen."

(Aus „Bleu public".)

Bücher und Zeitschriften.

Noch einmal das georgische Epos „Dilariani".

Die in Nr. 65 der Beilage von Professor Hugo Schuchardt über das Erscheinen des georgischen Epos „Dilariani" ausgesprochenen Vermutungen sind vollkommen richtig. Die alte Dichtung, welche im 13. Jahrhundert zur Regierungszeit der Königin Tamar verfaßt worden sein soll, ist und bleibt verloren. Die Mitteilung in Nr. 45 dieser Blätter kann also nur die aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammende und von einem gewissen Laradze ausgeführte „Wiederherstellung" des genannten Epos betreffen. Wie ich höre, gehen Laradzes Erben auch wirklich mit der Absicht um, dieses ziemlich wertlose Machwerk im Druck erscheinen zu lassen. Für die vergleichende Literaturgeschichte wird seine Veröffentlichung belanglos sein und auch für die georgische Literatur nur eine Bereicherung der gewöhnlichen Volksliteratur bieten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Unrichtigkeit der in der Mitteilung in Nr. 45 der Beilage vorkommenden Bezeichnungen „Grusien", „Grusier" anstatt „Georgien" und „Georgier" hinweisen. In allen germanischen und romanischen Sprachen heißt das Land der Karthweler seit Jahrhun-

Digitized by Google

derten „Georgien", „Géorgie", „Georgia" u. s. w. Diese Benennung hat sich in ganz Westeuropa festes Bürgerrecht erworben, sie drückt klar und deutlich einen bestimmten Begriff aus und ich wüßte keinen Grund, warum sie im Deutschen in das für alle Westeuropäer unklare „Grusien" geändert werden sollte. Die letztere Bezeichnung, welche aus dem Russischen entlehnt ist, hat nur in den slavischen Sprachen eine klare Bedeutung, weil eben in diesen Sprachen der Name „Georgien" unbekannt ist. Im Deutschen führt jedoch die slavische Benennung zu einer Begriffsverwirrung, indem selbst gebildete Deutsche Georgier und Grusier für zwei verschiedene Völker halten.

Wie nun die Bezeichnungen „Grusien" und „Grusier" in die deutsche Sprache gelangten, läßt sich in wenigen Worten erklären. Die meisten Deutschen, welche sich im Kaukasus niederlassen, sind Leute ohne eine eigentliche wissenschaftliche Bildung, die wohl vor ihrer Ankunft nie etwas über Georgien gehört haben. Es ist nun ganz natürlich, daß sie aus Unkenntnis der richtigen deutschen Benennung die von den deutschen Kolonisten und Handwerkern gebrauchte für die zutreffende halten. Von ihnen ist sie hier und da in die Reiseliteratur übergegangen, nämlich in die Reiseschilderungen solcher Touristen, welche den Kaukasus bereisen, ohne die dieses Land bewohnenden Völker auch nur dem Namen nach zu kennen. Zum Beweis, zu welcher Verwirrung die Bezeichnung „Grusier" führt, sei hier folgendes Kuriosum mitgeteilt. Der bekannte norwegische Schriftsteller Knut Hamsun hat unlängst ein auch schon ins Deutsche übersetztes Drama „Königin Tamar" erscheinen lassen. In demselben wird Tamar ganz richtig als Königin von Georgien bezeichnet und obgleich die gegen Ende des 12. Jahrhunderts spielende Handlung der geschichtlichen Wirklichkeit stracks zuwiderläuft, ist doch überall von „Georgien" die Rede, bis plötzlich zwei kriegsgefangene „Grusier" erscheinen, die sich als Angehörige eines anderen Volkes entpuppen.

Also auch Knut Hamsun hält „Georgier" und „Grusier" für zwei verschiedene Völker!

Die richtigste Benennung wäre „Kartweler", wie die Georgier in ihrer eigenen Sprache heißen.

Tiflis, im April.

Arthur Leist.

Ein Buch für Eltern. Von Dr. F. Siebert. II. Teil. Den Vätern heranreifender Söhne. München 1903. Seitz u. Schauer.

Das zweite Bändchen der Siebertschen Arbeit ist, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, kein Abklatsch des ersten, sondern vielmehr eine Ergänzung desselben. Siebert schildert die Gefahren der Pubertät in anziehender und belehrender Weise und hat es fertig gebracht, das heikle Thema in decentester Form durchzuführen. In dem vorliegenden zweiten Teile, in welchem er sich an Männer wendet, konnte Siebert manche Streifzüge ins Philosophische unternehmen, welche die Lektüre sehr anregend gestalten. Wir wünschen nur eines, daß der Verfasser in einer dritten Aufsatzreihe die zukünftige Gestaltung der Ehe, bezw. der Geschlechtsverhältnisse, wie er sich dieselbe denkt, näher ausführt, daß er mit anderen Worten den theoretischen Darlegungen die praktischen Schlußfolgerungen anschließt.

m.

Allgemeine Rundschau.

Anatomische Gesellschaft.

18. Versammlung.

dr. **Jena**, 21. April. (3. letzte Sitzung.) Zu der interessanten Frage von Lebensfähigkeit und Tod brachte Gurwitsch (Bern) neue Aufschlüsse. Er hat Amphibieneier total zerstört durch 10 bis 15 Minuten lange schnelle zentrifuge Rotation und Zerteilung des Protoplasmas in feste und flüssige Teile, so daß der Eindruck vollständiger Zerstörung hervorgerufen wurde. Trotzdem haben sich diese Eier entwickelt und das Protoplasma hat sich in der alten, sehr komplizierten Form wiederhergestellt. In der Diskussion, an der sich sechs Herren beteiligten, äußerten insbesondere Roux (Halle) und O. Schultze (Würzburg) verschiedene Ansichten über das, was lebend, lebendig, lebensfähig, scheintot und tot zu nennen sei, und Roux erinnerte an das bekannte Pflügersche Experiment, der vier Frösche hatte erfrieren lassen, zwei davon in diesem Zustande zerschlug, die anderen beiden auftauen ließ.

Keibel (Freiburg) zeigte Bilder aus der embryonalen Entwicklungsgeschichte des Affen. Da das Material zu solchen Untersuchungen sehr selten ist (das Keibelsche stammt von Prof. Hubrecht (Utrecht), der es aus Java mitgebracht hat), so ist dasselbe sehr wertvoll. In den Frühstadien ließen sich Abweichungen von dem menschlichen Embryo fast gar nicht nachweisen, und in der Diskussion wies Retzius (Stockholm) darauf hin, daß die Tastballen, von denen er zwei Tage vorher gesprochen hatte, selbst bei den Affenembryonen nicht so deutlich ausgeprägt sind, was man eigentlich hätte erwarten sollen, als bei den Menschenembryonen. — Wichtige Mitteilungen über das Entstehen der Augenlider machte Eggeling (Jena). Er zeigte, daß Augenlider erst entstehen beim Uebergang vom Amphibienzustand zu dem Säugetierzustand. Es bilden sich erst außerhalb des Wasserlebens die Falten über und unter den Augen im Verhältnis zu der stärkeren Entwicklung der Gesichtsmuskulatur.

Von den Demonstrationen müssen genannt werden diejenigen von Scheffer (Berlin), einem wissenschaftlichen Mitarbeiter der Firma C. P. Goerz, der stereoskopische Aufnahmen für den anatomischen Unterricht vorführte, und diejenigen von Hochstetter (Innsbruck), der einige 20 Diapositive aus allen Stadien der embryonalen Entwicklung vorlegte, die vervielfältigt werden sollen und dann als gutes Unterrichtsmaterial für anatomische Institute dienen können.

Der Ort der nächstjährigen Versammlung der Anatomischen Gesellschaft wird Genf sein.

Morgen unternehmen die Teilnehmer unter der Führung von Prof. Maurer (Jena) einen Ausflug nach Weimar zur Besichtigung der dortigen Sehenswürdigkeiten; in Jena besichtigen die Herren noch die Optische Werkstätte von Carl Zeiß und das Glaswerk von Schott und Genossen.

Als inoffizielles Unternehmen fand gestern Abend unter Beteiligung der Burschenschaft Arminia und alter Korpsstudenten, sowie von zahlreichen fremden Anatomen ein Umzug um das Hanfried-Denkmal auf dem Markt statt und es ertönte feierlich der Sang „Stoßt an, Jena soll leben!"

*

Neues über Kirchhoff und Bunsen.

-S- Es sind jetzt gerade fünfzig Jahre, daß Gustav Kirchhoff den Ruf nach Heidelberg erhielt. Damit wurden die glänzenden Jahre der Zusammenarbeit mit Bunsen inauguriert, denen die Naturwissenschaft eine ihrer gewaltigsten Entdeckungen und die alte Ruperto Carola eines ihrer besten Ruhmesblätter verdankt. Auf die näheren Umstände der folgenschweren Berufung Kirchhoffs nach Heidelberg fällt ein neues Licht durch zwei Briefe Kirchhoffs an seinen Lehrer Franz Neumann in Königsberg, die von der Tochter Neumanns soeben in ihrer Biographie des Vaters (Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1904) veröffentlicht worden sind. Sie zeigen mit voller Deutlichkeit, daß die Gewinnung des dreißigjährigen, in weiteren Kreisen noch nicht bekannten Forschers das Verdienst des scharfblickenden Bunsen gewesen ist. Wir lassen die beiden Briefe hier folgen:

I.

Breslau, den 4. Februar 1854.

Hochverehrter Herr Professor!

Sie wissen aus mündlichen Unterhaltungen mit mir, daß meine Stellung in Breslau nicht der Art ist, wie ich sie wünsche, der Gemeinschaft wegen, die mit der Benutzung des physikalischen Cabinets hier stattfindet; es bietet sich nun jetzt eine Aussicht dar, eine andere zu erlangen, und zwar eine, in der ich mich, wie ich

glaube, ganz besonders glücklich fühlen würde. Es ist, wenn auch noch nicht gewiß, so doch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Jolly von Heidelberg nach München geht, seine Ernennung zum Professor in München liegt schon seit mehreren Wochen dem Könige vor. Bei der Wiederbesetzung der Professur in Heidelberg wird ohne Zweifel die Stimme von Bunsen besonders berücksichtigt werden, und nach dem Verhältniß, in dem ich zu diesem stand, als er in Breslau war, kann ich voraussetzen, daß er seinen Einfluß geltend machen wird, um mich zu Jollys Nachfolger zu machen. Aber gerade, weil er längere Zeit mit mir in Breslau zusammen gewesen ist, so könnte, wenn er seine Stimme für mich abgiebt, vielleicht das Bedenken entstehen, ob es nur wissenschaftliche Rücksichten sind, die ihn hierbei leiten; gewiß würde seine Stimme bedeutend an Gewicht gewinnen, wenn er sie durch ein Urtheil, wie das Ihrige, zu unterstützen vermöchte. In dieser Erwägung richte ich an Sie die Bitte — wenn es Ihrer Ueberzeugung nicht entgegen ist — ein Wort der Empfehlung für mich in einem Briefe an Bunsen auszusprechen, und diesem die Rücksichtnahme auf mich an's Herz zu legen.

Ich theilte Ihnen einmal mündlich mit, wie werth mir Bunsens Umgang in Breslau war, und wie schmerzlich ich seine Uebersiedelung nach Heidelberg bedauerte, um so lockender ist mir nun die Aussicht, wieder mit ihm zusammen zu kommen, und ich lasse keinen Schritt ungethan, von dem ich hoffe, daß er zu ihrer Verwirklichung führen kann. Freilich ist diese Verwirklichung noch sehr zweifelhaft, da, wie ich höre, eine Menge von Bewerbern nach demselben Ziel streben und daher liegt mir auch daran, daß die ganze Sache so geheim bleibe, als es möglich ist.

In dem letzten halben Jahre haben sich die Verhältnisse in Königsberg für mich in sehr betrübender Weise geändert; bei meiner jetzigen Anwesenheit im letzten Sommer starb meine Mutter, wie ich Ihnen mittheilte, ich weiß nicht, ob es zu Ihrer Kenntniß gekommen ist, daß zwei Monate später ein Schlagfluß ganz plötzlich dem Leben meines Vaters ein Ende machte. Bis dahin betrachtete ich noch immer Königsberg als meine Heimath; jetzt wird es mir immer fremder werden; ich hoffe zwar noch zuweilen hin zu kommen, aber mit den häufigen und langen Besuchen, wie ich sie bisher dort abgestattet habe, ist es jetzt vorbei.

Ich beschäftige mich jetzt mit einer Arbeit über Pendelschwingungen, nämlich über die Schwingungen eines an einer elastischen Feder aufgehängten Pendels. Ich weiß nicht, ob Ihnen die Abhandlung von Bessel über diesen Gegenstand in den Astronomischen Nachrichten gegenwärtig ist? In dieser, der einzigen, die ich darüber kenne, setzt Bessel außer der Amplitude der Schwingungen die Länge der Feder, ihre Steifigkeit und auch das Trägheitsmoment des Pendels in Beziehung auf eine durch seinen Schwerpunkt gehende Axe als sehr klein voraus. Ich machte die Bemerkung, daß sich die Schwingungsdauer, bei Berücksichtigung des Quadrats der Amplitude, auch berechnen läßt, wenn man keine Größe außer der Amplitude als klein annimmt, und es schien mir der Mühe werth, diese Rechnung, wiewohl sie ziemlich lang ist, durchzuführen, namentlich weil ich glaubte, daß Versuche über die Schwingungen eines solchen Pendels vielleicht auch zur Bestimmung von Elasticitätscoefficienten mit Vortheil benutzt werden könnten. Sehr auffallend ist mir bei der Abhandlung von Bessel gewesen, daß in dem Endresultate Glieder von derselben Ordnung beibehalten sind, von der andere vernachlässigt waren. . .

Ich hoffe, verehrter Herr Professor, Sie zürnen mir nicht wegen der Bitte, die ich an Sie gerichtet habe, sondern erhalten auch ferner Ihre Gewogenheit

Ihrem treuen Schüler

G. Kirchhoff.

Als Kirchhoff den Ruf nach Heidelberg wirklich erhalten hatte, schrieb er:

II.

Breslau, den 12. Oktober 1854.

Hochverehrter Herr Professor!

Bereits über ein halbes Jahr weiß ich aus einem Briefe von Bunsen, daß Sie die Bitte, die ich an Sie richtete, erfüllt haben. So lange habe ich es aufgeschoben, Ihnen meinen Dank hierfür zu sagen, weil ich mit demselben eine Nachricht über die Verwirklichung meiner Hoffnungen, zu der Sie so gütig beigetragen haben, zu verbinden wünschte. Jetzt bin ich im Stande, dieses zu thun. Seit einigen Tagen weiß ich, daß die Bemühungen von Bunsen von Erfolg gewesen sind, und ich zum Nachfolger Jollys in Heidelberg ernannt bin. Sehr wahrscheinlich werde ich, der an mich ergangenen Aufforderung gemäß, schon zum bevorstehenden Wintersemester meine neue Stelle antreten; doch gewiß weiß ich dieses noch nicht, da ich meine Entlassung von dem preußischen Ministerium noch nicht habe; um diese schnell zu erlangen, reiste ich an dem Tage noch, an dem ich die Anzeige meiner definitiven Ernennung aus Karlsruhe erhielt, nach Berlin, um den Minister persönlich um meine sofortige Entlassung zu bitten; bestimmte Antwort hat diese mir nicht ertheilt, doch hoffe ich, ...

Indem ich bei dem für mich so wichtigen Schritte, den ich nun zu thun im Begriffe bin, meine bisherige Laufbahn überdenke, tritt mir Ihr Bild, verehrter Lehrer, so oft und so lebhaft vor Augen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meinen warmsten Dank auszusprechen für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben, und den lebhaften Wunsch, daß es mir auch ferner gelingen möge, mich Ihres Wohlwollens würdig zu machen.

Mit froher Hoffnung, aber doch auch nicht ohne Besorgniß nehme ich meine Uebersiedelung nach Heidelberg vor; mein Vorgänger, Jolly, ist, wie ich von vielen Seiten höre, ein ausgezeichneter Lehrer, sein Vortrag ungemein anziehend; mir fehlt so sehr die Leichtigkeit des . . . . . und des Ausdrucks, die namentlich bei Vorlesungen, die für ein größeres Auditorium bestimmt sind, so nothwendig ist, daß der Abstand ein großer sein wird. Doch ich erinnere mich eines Wortes, das Sie bei einer ähnlichen Gelegenheit zu mir sagten, als ich vor 4 Jahren nach Breslau ging, „daß ich streben solle, meine Sache so gut zu machen, als in meinen Kräften stehe, und mich beruhigen, wenn ich mir sagen könne, ich habe dieses gethan."

Gedrängt habe ich mich zu meiner neuen Stellung eben so wenig, als zu meiner bisherigen. Bunsen hat mich zu den Schritten veranlaßt, die ich zur Erlangung derselben gethan habe, und auch an Sie hätte ich die Bitte nicht gerichtet, wenn ich nicht von Bunsen direct dazu aufgefordert worden wäre.

Ich schließe mit der Bitte, daß Sie, geehrter Herr Professor, Ihre gütige Gesinnung auch ferner erhalten mögen

Ihrem treuen Schüler

G. Kirchhoff.

*

Kleinere Mitteilungen.

M.C. Der Papst und die vatikanische Geschichtsforschung. Papst Pius X. hat am 20. April die 42 Mitglieder der im vatikanischen Archiv arbeitenden historischen Institute von Preußen, Oesterreich, Ungarn, Frankreich, England, Belgien, sowie der Görres-Gesellschaft in Privataudienz empfangen. Am stärksten war das österreichische Institut vertreten, von dem 10 Herren unter Führung von Hofrat Prof. Dr. Pastor anwesend waren, auch die Mitglieder der Görres-Gesellschaft mit Mons. De. Ehses waren vollzählig. Vom preußischen historischen Institut waren anwesend der zweite Sekretär Prof. Dr. Schellhaß, die Mitglieder Dr. Meyer, Dr. Göller und Dr. Wittichen; der Chef des Instituts, Geheimrat Prof. Kehr, befindet sich auf Anordnung Kaiser Wilhelms in Bari, um dem Monarchen als Führer auf dem Landausflug durch Apulien zu dienen. — Die Ansprache an den Papst hielt der Direktor des ungarischen historischen Instituts, Mons. Dr. Fraknoi, Titularbischof von Arbe; er dankte besonders für die Aufrechterhaltung der Maßnahmen, mit denen Papst Leo XIII. 1880 das Archiv den Gelehrten öffnete. Der Papst erwiderte, er habe schon vor 24 Jahren die Maßnahme Leos XIII. sehr freudig empfunden und gedenke sie unverändert bestehen zu lassen, denn jede Forschung komme der Wahrheit zu gute. Dann ließ sich der Papst unter freundlichen Worten für jeden einzelnen die Anwesenden vorstellen.

* Von den Ausgrabungen auf dem Forum. Der „Lacus Curtii" — d. h. der Abgrund, in den sich der Sage nach Markus Curtius zur Rettung der Stadt Rom stürzte — ist soeben von dem Leiter der Ausgrabungsarbeiten, Boni, unter den Spuren eines Altars gefunden worden. Der Abgrund hat die Form eines Trapezes von 30 römischen Fuß Länge und 20 Fuß Breite. Die Einfriedigung, deren Reste ebenfalls aufgefunden worden sind, war in Kalkstein gebaut und bildete eine Balustrade um den ganzen See herum. Der See liegt zwischen dem Equus Domitiani und der sogenannten Säule des Phocas. Bei den Ausgrabungen des Lacus hofft Boni auch auf interessante Spuren von Auguren-Opfern zu stoßen.

* 21. Kongreß für innere Medizin. Wie uns Herr Medizinalrat Prof. Dr. Groedel in Bad Nauheim mitteilt, hat er und nicht der von uns gemeldete Herr Geidel in Mannheim in der Nachmittagssitzung des ersten Verhandlungstages über den Wert der Blutdruckbestimmung für die Behandlung der Arteriosklerose gesprochen. Wir bringen diese Berichtigung gern mit dem Zusatz, daß der Zustand des uns übersandten Manuskriptes die richtige Wiedergabe der Namen zur Sache des glücklichen Zufalles machte.

*

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Die Notiz in der Beilage vom 20. April, daß der Professor der Philosophie Dr. Oswald Külpe im Nebenamt zum Dozenten an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. berufen worden sei, ist nach einer Mitteilung von unterrichteter Seite unrichtig.

* **Bonn.** Wie der Kölnischen Zeitung gemeldet wird, hat der Studiendirektor der Kölner Handelshochschule Professor Dr. Schumacher einen Ruf an die hiesige Universität zur Uebernahme der Professur für Nationalökonomie an Stelle des an die Universität Heidelberg berufenen Professors Gothein erhalten. Professor Schumacher hat indessen diese Berufung mit Rücksicht auf sein Amt in Köln abgelehnt.

* **Köln.** An der hiesigen Handelshochschule ist Dr. Lorck (früher Lektor in Bonn) zum Professor der französischen Sprache und Literatur, Dr. Reitter zum Professor der Chemie, Ingenieur Rinkel zum Professor der Maschinenlehre und Elektrotechnik ernannt worden.

hc. **Jena.** Der bisherige außerordentliche Professor für Kirchenrecht an der hiesigen Universität Dr. jur. Johannes Riedner ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

* **Berlin.** Der durch seine assyriologischen Forschungen und Arbeiten bekannte Privatdozent der Geschichte Dr. Hugo Winckler wurde zum außerordentlichen Professor befördert.

* **Greifswald.** In der juristischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Assessor Dr. Langen aus Münster als Privatdozent niedergelassen.

* **Wien.** Der Großindustrielle Arthur Krupp in Berndorf bei Wien — bekanntlich der Neffe des verstorbenen Kanonenkönigs Geheimrats Krupp in Essen — hat der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität zu Händen des Dekans Professors Dr. Hans Sperl einen Betrag von 6000 Kronen zur Verfügung gestellt zur Stiftung dreier Preise zu je 2000 Kronen für wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Handelspolitik und ihrer Geschichte. Je ein Preis soll in den Jahren 1905, 1906 und 1907 zur Verleihung gelangen und zwar an ordentliche Rechtshörer der Wiener Universität oder an solche Bewerber, die vor nicht länger als zwei Jahren in Wien die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien vollendet haben. Die Verleihung der Preise erfolgt durch die beiden Wiener ordentlichen Professoren der Volkswirtschaftslehre im Einvernehmen mit dem Dekan. Die Wiener Fakultät hat Herrn Krupp ihren Dank für diese Förderung der wissenschaftlichen Pflege des hochwichtigen Gebietes der Handelspolitik ausgesprochen und erklärt, daß sie diese Stiftung annehmen werde.

hc. **Innsbruck.** In der theologischen Fakultät wurde Dr. theol. Johann Stufler als Privatdozent für philosophische Einleitungswissenschaft und spekulative Theologie zugelassen.

* **Aus Frankreich.** Vom 1. Juli bis zum 31. Oktober finden an der Universität Dijon Ferienkurse statt. Der Preis beträgt 30 Fr. für sechs Wochen und 10 Fr. für jede weiteren 14 Tage, für alle vier Monate zusammen 50 Fr. Die theoretischen und praktischen Vorlesungen und Uebungen sind sehr zahlreich vorgesehen und erstrecken sich auf alle Wissenschaften. Anmeldungen werden erbeten für Juli und Oktober an Herrn Cestre, rue le Nôtre 7; für August an Herrn Lambert, rue Berbisey 10; für September an Herrn Bernard, rue Saint-Philibert 44.

B. **Christiania.** In zwei langen Artikeln der „Aftenposten" bricht der Geologe Professor W. C. Brögger eine Lanze für die Gründung einer norwegischen Akademie der Wissenschaften, da die Universität allein in Norwegen nicht hinreiche als Träger des wissenschaftlichen Lebens und ihre Gelehrten neben ihrer Lehrertätigkeit nicht Zeit fänden zu freier wissenschaftlicher Spezialforschung. Er schlägt vor, solche Institute, die nicht unbedingt des Unterrichtes wegen der Universität nötig sind, von dieser abzutrennen und einer Akademie zu unterstellen. Schließlich fordert er für die wenigen hervorragend wissenschaftlichen Begabungen, die ein kleines Land wie Norwegen hervorbringen könne, noch einige freie akademische Stellungen, die an kein bestimmtes Fach gebunden seien, sondern je nach Bedarf wechseln sollen.

* Todesfall. Der frühere Professor der Pastoraltheologie an der Grazer Universität Dr. H. Lehmann ist am 15. April im Alter von 88 Jahren gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar.

Zum 25. April 1904.

Künstlerisches

aus Briefen

Friedrich Prellers des Älteren

zu seinem 100. Geburtstage, 25. April 1904

herausgegeben von

Walther Witting

mit dem Atelier Prellers in Dreifarbendruck

XII u. 82 S. gr. 8°. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.60.

Die Hamburger Nachrichten geben in ihrer Nummer 7 von 1904 vierzehn besonders beachtenswerte Zitate aus den Prellerschen Briefen und schreiben als Anmerkung dazu:

Dieses im Umfange nicht große, dafür aber durch die an seine Zusammenstellung verwandte Sorgfalt um so wertvollere Gedenkbuch kann auf das allerwärmste allen empfohlen werden, die Verlangen danach tragen, sowohl die Werke eines der besten deutschen und bedeutendsten Künstler seiner Zeit in seinen eigenen Worten erklärt zu finden, wie auch ewig geltende Kunstgesetze aus bevorzugtem Munde vortragen zu hören. (5009)*

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (6796)t

Theophrast von Hohenheim

Von

R. Julius Hartmann

Mit einem Bildnis.

Geheftet 4 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Montag, 25. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika. I.

Ilmenau und Stützerbach, eine Erinnerung an die Goethe-Zeit. Von Siegfried Moltke (Leipzig).

II. Bücher und Zeitschriften.

Steinzeichnungen deutscher Maler. — H. Krukenberg: Die Samariterin.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Shakespeare-Feier in Weimar. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika.*)

I.

Das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet zieht heute in verhängnisvoller Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist vermöge seines Klimas die einzige Siedelungskolonie des Reiches. Die Ereignisse der letzten Monate haben wohl jeden, der noch daran zweifelte, darüber aufgeklärt, daß die ausschließliche Besiedelung des Landes durch einsiedelnde Rittergutsbesitzer mit 10,000 bis 50,000 Hektar Grundbesitz, wie sie früher als das einzig Erstrebenswerte hingestellt worden ist, unmöglich das Richtige sein kann. Eine dichtere Besiedelung aber ist nur dadurch möglich, daß die Viehzuchtbetriebe ein festes Rückgrat am Ackerbau erhalten, weil nur dann der Unterhalt einer Familie auf sehr beschränkter Fläche gesichert und nur in diesem Falle auch ganz mittellosen Einwanderern die Ansiedelung möglich gemacht werden kann. Von Ackerbau ohne künstliche Bewässerung, bloß durch die natürlichen Regenfälle, kann nur im Norden die Rede sein, wo jedoch das Klima dem Weißen lange nicht mehr so zuträglich ist wie in dem trockeneren mittleren Teile des Landes und im ganz trockenen Süden.

Diese letzteren Teile, also das südliche Herero-Land und das Nama-Land, gehören zu den trockenen Regionen der Erde, Ländern also, deren jährliche Niederschlagshöhe gering ist, deren Regen auf wenige Monate im Jahre zusammengedrängt sind und oft auch noch zur unrechten Jahreszeit fallen, wo daher Ackerbau ohne künstliche Bewässerung nicht möglich ist. Denn um für eine Fläche, auf welche jährlich nur 50 oder gar nur 20 Kubikzentimeter Regen, und vielleicht auch noch zur unrechten Zeit, fällt, 100 Kubikzentimeter zur rechten Zeit aufbringen zu können, muß sich das Streben des Landwirtes und des Technikers darauf vereinigen, das Wasser einer vielmal größeren Fläche zur Regenzeit auf die leichteste, billigste und sicherste Art aufzuspeichern und es zur Zeit des Pflanzenwuchses dem Ackerboden zuzuführen. Es besteht vielfach die irrige Ansicht, daß die Notwendigkeit künstlicher Bewässerung als ein Mißgeschick zu betrachten ist. Im Gegenteil ist diese Notwendigkeit in Verbindung mit der Eignung des Bodens dafür als ein glückliches Zusammentreffen von Umständen zu betrachten. Denn sie bedingt ein warmes und trockenes Klima, welches die Vernichtung der Ernten durch Hagel und schwere Gewitter oder durch Mangel an Sonnenschein ausschließt, und sie bietet eine Gewähr dafür, daß die Saaten nicht durch Mangel an Bodenfeuchtigkeit zugrunde gehen, wie dies bei der Abhängigkeit von natürlichem Regenfall doch wohl vorkommt.

Ein deutscher Gelehrter, Dr. Hilgard, zur Zeit Professor der Ackerbauchemie an der Staatsuniversität von Kalifornien, hat in Heidelberg ein Schriftchen publiziert, „Ueber den Einfluß des Klimas auf die Bildung des Bodens“, dessen hochinteressanter Schlußsatz folgendermaßen lautet:

„Es wirft die sowohl grundsätzlich wie praktisch feststehende große und dauernde Ertragsfähigkeit der Böden trockener Regionen interessante Streiflichter auf die Kulturgeschichte. Man hat sich oft gewundert, daß so vielfach gerade die Gegenden, wo Bewässerung die Bedingung der Existenz bildet, geschichtlich die Wohnorte der dichtesten Bevölkerung gewesen sind. So in Indien, Persien, Syrien, Mesopotamien, Aegypten, Nordafrika, Südspanien, ja selbst Mexiko und Arizona, wo die Bevölkerung der alten Pueblos sich dicht zusammendrängte und auf ganz kleinem Areal reichlichen Unterhalt fand, statt in der üppigen tierra caliante des Küstenlandes. Auch in Südamerika finden wir die Zivilisation der Inkas auf dem trockenen Westabhang der Cordillera, nicht in dem reichen Waldlande des Orinoco- und Amazonenstromes.“

Es ist eben die „Wüste“ großenteils nur so lange eine wirkliche Wüstenei, bis das belebende Wasser durch Menschenhand dahingeführt wird und sie in „das Land, wo Milch und Honig fließt“, verwandelt. Ist ja doch den neuesten Versuchen nach sogar der sprichwörtliche Sand der Sahara solcher Verwandlung fähig, wodurch alte Oasen wiederbelebt und neue denselben hinzugefügt werden. Völlige Sicherung und Regelmäßigkeit reichlicher Ernten und lange, ja unerschöpfliche Fruchtbarkeit sind Vorteile, welche vom nationalökonomischen Standpunkte aus unschätzbar erscheinen müssen und die Verwirklichung der Besorgnisse hinsichtlich des endlichen Verhungerns des Menschengeschlechtes sehr ins Weite verschieben, indem heute noch gar nicht abzusehen ist, ein wie großer Teil dessen, was jetzt auf der Weltkarte als Wüste oder Steppe erscheint, in Wirklichkeit bei rationeller Bewirtschaftung der höchsten Produktion fähig ist. Die Ermittelung der betreffenden Tatsachen in den verschiedenen trockenen Regionen der Erde ist also wohl ein Werk, welches die besten wissenschaftlichen und technischen Kräfte in Anspruch nehmen darf.

Der Stand jener Fläche der Erde, welche ausschließlich durch künstliche Bewässerung kultiviert wird, war im Jahre 1903 folgender:

*) Vortrag, gehalten am 22. April 1904 in der Abteilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft von Ingenieur Alexander Kuhn.

1. Indien	16.24	Millionen ha	
2. Vereinigte Staaten	3.04	„	„
3. Aegypten	2.40	„	„
4. Italien.	1.88	„	„
5. Spanien	1.12	„	„
6. Frankreich . . .	0.16	„	„
Zusammen also .	21.84	„	„ oder 218,400 qkm

Dazu kommen noch einige Millionen Hektar in China, Japan, Australien, Algerien, Südamerika u. s. w. In den Stauwerken, welche die 22 Millionen Hektar mit Wasser versorgen, ist ein Kapital von insgesamt 2.52 Milliarden Mark investiert, indes der Gesamtjahresertrag die investierte Summe übersteigt und 2.84 Milliarden Mark beträgt.

Die künstliche Bewässerung größerer Bodenflächen liegt im britischen Südafrika erst in den Anfängen. In Deutsch-Südwestafrika kam es bisher auch noch nicht einmal zu einem Versuche. Auf die Notwendigkeit war schon in verschiedenen Schriften hingewiesen worden, doch fand der Gedanke merkwürdigerweise in kolonialen Kreisen selbst heftige Gegner und sogar Spötter.

Da taten sich im Jahre 1896 einige patriotische Männer in Berlin zusammen und gründeten das „Syndikat für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwestafrika". Dieses brachte die Mittel für eine Expedition auf und gewann in dem Regierungsbaumeister Rehbock den geeigneten Fachmann, die Expedition durchzuführen. Die Frucht derselben war das jedem Kolonialfreunde wohlbekannte, grundlegende Werk Rehbocks über die wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Südwestafrikas. In diesem Werke wurde unter anderem die Erbauung einer großen Talsperre auf Hatsamas, 80 Kilometer südöstlich von Windhuk, als Siedelungsanlage angeregt. Die zum Teil sehr heftigen Kontroversen, welche sich an diesen Vorschlag knüpften, sind wohl noch in frischer Erinnerung. Die Gegnerschaft war mächtig genug, um die Ausführung des Bauvorschlages zu hintertreiben. Das Syndikat ließ sich keineswegs entmutigen. Es brachte neue Mittel auf, um eine neue Expedition auszusenden, deren Aufgabe es sein sollte, spezielle Vorarbeiten für den Bau der Talsperre von Hatsamas zu machen. Es gelang dem Syndikat, eine der ersten Baufirmen Deutschlands, Philipp Holzmann in Frankfurt a. M., für die Durchführung der Expedition zu interessieren, und man dieser wurde ich zu Beginn des Jahres 1901 für diesen Zweck nach Deutsch-Südwestafrika entsendet. Auf Grund der Erhebungen dieser Expedition stellte die Firma Holzmann im April 1902 die verlangte bindende Offerte für den Bau der Talsperre von Hatsamas. Zur Bauausführung kam es jedoch auch diesmal nicht.

Unaufgefordert hatte ich auf der Reise 1901 eine topographische Aufnahme des durchreisten Landstreifens vollzogen und hatte in dem Bericht, der den Offertplänen beigegeben war, beantragt, man möge während der dreijährigen Bauzeit von Hatsamas zwei Ingenieurbrigaden gleichzeitig die Gebiete des Omaruruflusses und des Fischflusses aufnehmen lassen, um sichere Grundlagen für ein unabweislich notwendiges größeres Netz von Stauwerken zu gewinnen. Bei diesem Vorschlage setzte im Herbst 1902 Herr Legationsrat Dr. Golinelli ein, der das Dezernat für Südwestafrika in der Kolonialabteilung inne hat und den gottlob die Schwierigkeit der dem Schutzgebiete so dringend notwendigen Lösung der Bewässerungsfrage bisher noch niemals zu entmutigen vermochte. Er trat an die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft heran mit der Anregung, die Mittel für eine Expedition aufzubringen, welche wenigstens einen Teil des für das Fischfluß-Gebiet aufgestellten Studienprogrammes durchzuführen imstande wäre, das Komitee der Wohlfahrtslotterie bewilligte in munifizentester Weise die von mir für ein Jahr veranschlagte Summe, und so kam die „Fischfluß-Expedition" zustande, über deren Reisen und Arbeiten hier berichtet werden soll.

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee, welches als Verrechnungsstelle für die Expedition aufgestellt worden war, stellte aus dem Motivenbericht, welchen ich meinem Kostenanschlage beigegeben hatte, ein „Aufgabenprogramm" zusammen und erweiterte dieses erfreulicherweise dahin, daß die Expedition der unmittelbaren Inangriffnahme praktischer Bauausführungen ein besonderes Augenmerk zuzuwenden hätte. Mit Rücksicht darauf wurde denn auch eine für den ersten Anfang ausreichende Menge von Werkzeugen angeschafft. Nach einigen Monaten vorbereitenden Studiums in Berlin, die mir nach der ersten Reise als recht wünschenswert erschienen waren, konnte am 31. Januar 1903 die Ausreise über Southhampton angetreten werden. Eine Studienreise von etwa einmonatiger Dauer durch Britisch-Südafrika sollte den Reisen im Schutzgebiete vorangehen. Eine gleiche Reise durch Aegypten wurde wegen des zu großen Zeitverlustes abgelehnt.

Am 17. Februar traf ich in Kapstadt ein. Der kaiserliche Generalkonsul, Herr v. Lindequist, war leider eben mit einer Abordnung der Kapstädter deutschen Kolonie zur Moleneröffnung nach Swakopmund gereist. Kurz nachher kam auch der englische Kolonialminister Chamberlain aus dem Norden nach Kapstadt, was wegen der vielen auf ihn wartenden Buren-Deputationen eine gewaltige Aufregung in der Stadt hervorgerufen hatte. Die Schritte, die ich bei den englischen Behörden zu machen beabsichtigte, waren also zunächst unmöglich. Erst nachdem Mr. Chambertain am 24. abgereist und Herr v. Lindequist am 25. zurückgekehrt war, konnten die wünschenswerten Informationen in rascher Folge gesammelt werden, und mit einer reichlichen Menge von Empfehlungsbriefen verließ ich Kapstadt am 1. März.

Worcester war die erste Station, die wir machten. Vom Generalkonsulate unterrichtet, erwartete mich Pastor Sprengel, der Pfarrer der dortigen deutschen Gemeinde, schon am Bahnhofe. Worcester ist ein Städtchen von 6000 Einwohnern, von denen die Hälfte Bastards sind, die als Wagenbauer, Schmiede und Frachtfahrer in ziemlichem Wohlstande leben und von den Weißen in zartschonender Weise die „Braunen" genannt werden. Kurz vor meiner Ankunft hatte einer dieser Eingeborenen für den Kirchenbau der farbigen Gemeinde 100 Pfd. St., also über 2000 Mark, gestiftet. Die Lebenshaltung dieser Eingeborenen von Worcester steht entschieden höher als das Troglodytenleben mancher weißen Ansiedler im deutschen Schutzgebiete.

Die weitere Umgebung Worcesters ist in der Kolonie als besonders begünstigte und reiche Weingegend bekannt. Der mittlere jährliche Regenfall beträgt nur 29 Zentimeter. Die näher am Herrwer gelegenen Farmen leiten das Wasser oft viele Meilen weit in primitiven Wasserleitungen auf ihre Gründe, indes die entfernteren ausnahmslos Regenwasser aufspeichern und mit nur zweimaliger Berieselung im Jahre prächtige Weinernten erzielen. Beim Besuche der verschiedenen Dämme und Leitungen hörte ich hier zum erstenmal, was ich später von vielen englischen sowohl als burischen Farmern im ganzen Lande oft hörte: „Ich bin mein eigener Ingenieur." Und in der Tat, wenn auch diese hausgemachte Ingenieurkunst in manchen Fällen unserem soliden konstruktiven Gefühl widerstreben mag: in der klugen Beurteilung der Gunst einer Lage, im Blick für das Gelände sind diese Landwirte vielfach unbestreitbare Meister.

Die Eisenbahnfahrt von Worcester weiter dem Norden zu, zählt zu den interessantesten Strecken ganz Südafrikas. Anfänglich dem Herrwer-Tale folgend, beginnt die Bahn sehr scharf anzusteigen, sobald sie den Fuß des Herrwer-Gebirges erreicht, und überwindet in meisterhafter Linienführung und in Steigungen von 2¼ bis 2½ Proz. in 58 Kilometern von Worcester einen Höhenunterschied von 720 Metern. Durchaus nicht alle Strecken der Cape Government Railways sind in gleich musterhafter Weise trassiert. Als ein Ganzes betrachtet aber sind die Kapregierungsbahnen mit ihrer Spurweite von 3 Fuß 16 Zoll englisch, die unserer Meterspur entspricht (1.067 Meter), mit ihrem musterhaften, kulanten, von jeder Unteroffiziers-

knopfigkeit freien Betriebe, für Südafrika vorbildlich zu nennen. Eine Fahrt mit einem der nach Rhodesia und nach Johannesburg-Pretoria verkehrenden Luxuszüge mit Schlafwagen, Speisewagen und elektrischem Lichte läßt das Bewußtsein eines Unterschiedes gegen eine Vollbahn kaum aufkommen. Die Meterspur gibt eine durchaus leistungsfähige, auch dem großen Fernverkehr gewachsene Bahn, deren Zugsförderungskosten mit dem geförderten Gewichte noch in besserem Einklange stehen als bei der 60-Zentimeter-Spur. Es wäre im höchsten Grade wünschenswert, wenn das Schutzgebiet einmal zu einem wirklichen Eisenbahnnetze kommt, dieses entweder mit der Meterspur oder mit der Kapspur zu bauen. Die Feldbahn Swakopmund-Windhuk ist von Hause aus nur als ein Provisorium zu betrachten und soll ja in der Tat nach Fertigstellung der Otavibahn bis Karibib wieder abgebrochen werden. Die Otavibahn aber ist eine Förderbahn für eine einzelne Erzlagerstätte und steht der Einführung einer leistungsfähigen Spur auf den für den Verkehr des Landes berechneten Linien nicht im Wege. Zum allermindesten sollte man von nun an jeden Weiterbau hinsichtlich der Richtungs- und Steigungsverhältnisse, dann der Brücken- und Durchlaßbreiten schon derart für die Meterspur geeignet ausführen, daß der Umbau später mit geringer Mühe und wenig Kosten bewerkstelligt werden kann.

In Beaufort West, 545 Kilometer von Kapstadt, wurde wieder Halt gemacht. Diese Stadt ist bekannt durch den großen Stauweiher, welcher die Stadt mit Wasser versorgt. Das Staubecken ist gebildet aus einer natürlichen Vley, d. i. einer flachen Pfanne mit undurchlässigem Boden, welche gegen die Stadt zu durch einen im Mittel 5 Meter hohen und 200—300 Meter langen Damm abgesperrt ist. Der ursprüngliche Fassungsraum des Beckens war 2¼ Millionen Kubikmeter. Zur Zeit meines Besuches, im März 1903, war es vollständig mit festgebackenem Schlamme angefüllt und vollkommen ausgetrocknet. Die Wasserversorgung der Stadt mußte aus entfernten Quellen bewirkt werden. Dieser empfindliche Mißstand bildete damals in der Gemeinde den Gegenstand lebhafter Erörterungen. Die Verschlammung des Beckens war durch die Sorglosigkeit der Stadtverwaltung eingetreten, die für die Instandhaltung der Anlage nichts ausgeben wollte. Ich hatte Gelegenheit, die Abrechnungen der Verwaltung des Dammes von 1883 bis 1900 durchzusehen. Der Damm hatte ursprünglich 72,650 M. gekostet, brach dann wegen zu geringer Ueberlaufbreite durch, und die Rekonstruktion samt Herstellung zweier Ueberläufe kostete 296,720 M., so daß die heutige Anlage 369,370 M. kostet. Die Einnahmen aus dem sehr billigen und sehr lax kontrollierten Wasserverkaufe betrugen 1883 13,170 M., stiegen bis 1896 an, in welchem Jahre sie den Höchststand von 38,760 M. erreichten, fielen dann langsam und waren 1900 auf 24,130 M. angelangt. Die Betriebsauslagen, darunter natürlich auch die Instandhaltungsausgaben, betrugen im Jahre 1883 noch 6910 M., fielen aber dann unausgesetzt, bis sie im Jahre 1900 den bei den dortigen Lohnverhältnissen geradezu lächerlichen Tiefstand von 100 M. im ganzen Jahre erreicht hatten. Der Gewinn, welcher der Stadtkasse in den 18 Rechnungsjahren zugeflossen war, betrug 300,000 M. Die Anlage war also noch nicht völlig amortisiert. Der Nutzen, welchen die einzelnen Grundbesitzer der Stadt durch den billigen Bezug von Rieselwasser für ihre Gärten und Felder erzielt hatten, war natürlich ein weit höherer, und mit Recht sagte ein Redner in einer Versammlung, in welcher die Ziffern der Dammverwaltung erörtert wurden: „Sie sehen aus diesen Zahlen, Gentlemen, daß der Stauweiher unsere goldene Gans war, die Tag für Tag die goldenen Eier legte. Aber diejenigen, deren Pflicht es gewesen wäre, sich als Väter der Stadt darum zu kümmern, haben ihr Aeußerstes getan, um sie durch eine selbstsüchtige, kurzsichtige und rückständige Politik zu erdrosseln!“

Die Stadt Beaufort West besteht im wesentlichen nur aus drei parallel laufenden, etwa drei Kilometer langen Straßen, die durch Quergäßchen verbunden sind. Am Westende dieses langen Straßenzuges liegt der Damm mit dem Stauweiher, am Ostende eine parkartige Baumpflanzung, die „Government Plantation“, ein sehr hübsches, bei dem Wassermangel damals allerdings ziemlich verwahrlostes Wäldchen aus Eukalypten, Eichen, Pappeln, Zypressen und Pfefferbäumen. Die üblen Einwirkungen des Stauweihers auf die unmittelbar daran stoßende Stadt, welche man in Windhuk stets so sehr fürchtet, wenn vom Baue einer Stauanlage bei Pokiesdraai, drei Kilometer von Windhuk entfernt, die Rede ist, sind in Beaufort West nicht eingetreten. Die Stadt liegt 870 Meter über Meereshöhe und wird sogar als Lungenheilstätte betrachtet und von Kranken viel besucht. Aus diesem Grunde hat sich in dem Orte eine größere Anzahl von Aerzten niedergelassen, als für die 3000 Einwohner sonst erforderlich wäre. Der meistbeschäftigte derselben war bisher ein Deutscher, Dr. Leicher aus Kassel, welcher eben zur Zeit meines Besuches seine Praxis an einen jungen Wiener Arzt verkauft hatte, um sich — procul negotiis — in der Heimat niederzulassen.

In Begleitung dieses liebenswürdigen Arztes besuchte ich noch eine technisch vollkommen zu nennende, gemauerte Talsperre, wenige Kilometer östlich der Stadt, von der Eisenbahnverwaltung zum Zwecke der Maschinenspeisung erbaut. Die Sperrmauer ist aus großen, hammerrechten Steinblöcken in Zement erbaut, und das Becken war trotz lang andauernder Dürre noch ausreichend gefüllt. Eine andere Anlage, die ich mit Dr. Leicher noch besuchte, ist von dem Farmer de Villiers mit Regierungsdarlehen erbaut. Der Sperrkörper, von sehr bedeutenden Maßverhältnissen, ist ein Erddamm mit beiderseitiger voller Steinpflastrung und wurde von einem farbigen Unternehmer für Dammarbeiten in durchaus zufriedenstellender Weise ausgeführt. Die Anlage war erst vor kurzem fertig geworden und enthielt daher nur wenig Wasser.

Die mittlere Regenhöhe der Gegend von Beaufort West beträgt nur 24.6 Zentimeter. Trockenes Karrooland kostet 5 bis 15 M. per Hektar, solches, das durch Flutberieselung bewässert werden kann, 25 bis 50 M.

Nun reiste ich von Beaufort West zunächst nach Kimberley. Der Zweck des Besuches dieser Diamantenstadt war, aus der Beschaffenheit der dortigen Blaugrundvorkommen etwas zu lernen, was vielleicht später im Bezirke Gibeon, wo schon seit langem ähnliche Vorkommen vermutet werden, mit Nutzen verwertet werden könnte. Ich widmete daher einige Tage dem Studium der Minenbetriebe, der Wohlfahrtseinrichtungen für die Bergarbeiter und der Wasserversorgungsanlagen der Stadt. Kurz vor der Abreise aus Kimberley traf ich dort einen Bekannten aus Deutsch-Südwestafrika, den Prospektor Lackmann, der eine Diamantenlagerstätte von immensem Werte im Schutzgebiete gefunden haben wollte und nun die De Beers Company für deren Erschließung zu gewinnen suchte. Der bei Berlaba gelegene, etwa 700 Meter aus der Fischfluß-Ebene aufragende Groß-Brakaroß, auf den Karten mit dem Kaffernnamen Geitei-Gubib bezeichnet, sollte nach seinen Untersuchungen der riesige Krater eines erloschenen Vulkans sein, dessen ganzer Schlot mit diamantenführendem Gestein angefüllt sei. Die De Beers Company hatte nicht gerade abgelehnt, aber auch nicht zugegriffen. Wie mir der Direktor der De Beers-Gesellschaft, Herr Hirschhorn aus Offenbach, an den ich vom Generalkonsulate empfohlen war, erzählte, hatte man Lackmann aufgefordert, seinen Antrag schriftlich einzubringen und mit ausreichenden Gründen zu belegen. Das war nicht geschehen, wohl deshalb, weil Lackmann selbst nicht schreiben kann, und so reiste er nach einigen geheimnisvollen Verhandlungen mit dem Chef der Detektivs unverrichteter Dinge von Kimberley ab. Ich besuchte ihn später bei der Arbeit in seinem Märchenberge und komme auf diesen Besuch auch noch zurück.

Von Kimberley ging die Reise über De Aar, Nauw Port und Rosmead Junction nach Graaff Reinet,

Dieses freundliche Landstädtchen mit 6000 Einwohnern liegt am Sunday-River, einem Flüßchen, das zur Regenzeit viel Wasser führt, sonst aber nur in schwachem Rinnsal fließt oder auch ganz versiegt. Graaff Reinet liegt 750 Meter über dem Meere und hat eine mittlere Regenhöhe von 43 Zentimeter im Jahre. Hier und den ganzen Sunday-River entlang, der bei Port Elisabeth in den Indischen Ozean mündet, sind große Flächen mit Luzerne bebaut, die für Wollschaf- und Straußenzucht, sowie als Milchfutter für Molkereibetriebe verwendet wird. Auch die Zucht von Angoraziegen gedeiht in den Uferlandschaften des trockenen Sunday-River ganz vorzüglich. Ich begann hier Daten über den Ertrag des Luzernenbaues zu sammeln. Das Städtchen Graaff Reinet besitzt noch einige der altholländischen Ansiedlerhäuschen mit Giebeln, steilem Strohdach und Vorterrasse, die jetzt leider fast gänzlich durch die abscheulichen Wellblechdächer verdrängt sind.

Von Graaff Reinet wurde die Reise bis Aberdeen Road mit der Bahn fortgesetzt, dann mit Wagen nach dem 34 Kilometer entfernten Städtchen Aberdeen. Dort wird viel Luzerne gebaut und meist als Preßheu nach Port Elisabeth versandt. Der mittlere Regenfall beträgt 31 Zentimeter im Jahre, und mannigfache kleine Arbeiten zur Aufspeicherung des Regenwassers sind hier gemacht. Bei den ganz enormen Gewinnen, welche aus dem Verkaufe von Luzernenheu dort erzielt werden, ist es zu verwundern, daß sich die Gemeinde noch nicht zur Ausführung eines dort leicht möglichen großen Stauwerkes aufraffen konnte. Der Grund liegt vielleicht in dem Gegensatz zwischen Holländern und Engländern, der in den meisten Gemeinden des Kaplandes nach dem Kriege ärger ist als je. Die Ertragsziffern von Luzerne, die ich in Graaff Reinet erhoben hatte, waren mir so unwahrscheinlich hoch erschienen, daß ich den Angaben nicht traute.

Die Luzerne wird im Jahre fünf- bis sechsmal, in bevorzugten Lagen auch bis zu achtmal geschnitten und ergibt per Hektar jedesmal 35—40 Doppelzentner trockenes Luzernenheu, welches per Doppelzentner 9 Mark Verkaufswert hat. Nach jedem Schnitte muß das Feld bewässert werden, was per Hektar mit 3 Mark berechnet wird. Für das Schneiden des Heues, Trocknen und Aufsetzen in Schober rechnet man 60 Pfennig per Doppelzentner. Hiernach stellt sich die Rechnung für 35 Doppelzentner vom Schnitt und fünf Schnitte im Jahre folgendermaßen:

35 dz mal 5 Schnitte = 175 dz im Jahre	
175 dz Heu à 9 M.	1575 M.
Hievon ab 5 mal Bewässern à 3 M. = 15 M.	
175 dz Heumachen à 60 Pf. . . = 105 M.	120 M.
Reinertrag vom Hektar im Jahre	1455 M.

Trotzdem die niedrigste Ertragsziffer und geringste Anzahl von Schnitten im Jahre angenommen wurde, erscheint diese Gewinnziffer noch recht hoch.

Die Kapregierung hat 1903 ein sehr verdienstvolles Buch erscheinen lassen, das trotz reichem Bilderschmuck zu dem für kopländische Verhältnisse außerordentlich niedrigen Preise von M. 2.50 verkauft wurde, leider aber wenige Monate nach dem Erscheinen schon vergriffen war. Es ist betitelt: „Cape Colony for the Settler", und ist ein richtiges Orientierungsbüchlein für neue Ansiedler; es will zeigen, worauf beim Ankaufen zu achten ist, welche Kulturen in den einzelnen Bezirken am besten lohnen und wie man es im Lande zu etwas bringen kann. Dieses vortreffliche Werkchen gibt als untere Grenze des zu hoffenden Ertrages beim Luzernenbau 22½ Doppelzentner per Hektar und Schnitt an. Danach stellt sich die Rechnung wie folgt:

22.5 dz mal 5 Schnitte = 112.5 dz im Jahre	
112.5 dz Heu à 9 M.	1012.50 M.
Hievon ab. 5 mal Bewässern à 3 M. = 15 M.	
112.5 dz Heumachen à 60 Pf. . . = 67.5 M.	82.50 M.
Reinertrag vom Hektar im Jahre	930 M.

Trotzdem diese offizielle Ziffer von den Angaben einzelner Farmer um das Sechs- und Mehrfache übertroffen wird, wird man im Schutzgebiete bei Rentabilitätsrechnungen so lange nicht mehr als 500 Mark als Jahresertrag vom Hektar einsetzen dürfen, bis nicht Zahlen der Praxis im Schutzgebiete selbst vorliegen werden.

Die Ertragsrechnung bei Benützung des Luzernenfeldes als Weide für Strauße stellt sich nach dem Ansiedlerbüchlein folgendermaßen: Zwei Hektare Grund, eingefriedet, von denen ein Hektar beweidet, der andere indes (bis zum Nachwachsen der Pflanzen) unbeweidet bleibt, nähren 25 Strauße das ganze Jahr hindurch. Ein Hektar also rechnerisch 12½ Strauße. Gute Tiere geben bei Luzernenweide und sorgfältiger Behandlung von einmaligem Pflücken für 60 Mark Federn, Spesen abgerechnet, und können ohne jeden Schaden alle 8 Monate gepflückt werden. Das gibt also 1½ Ernten à 60 M. = 90 M. vom Vogel im Jahr.

12.5 Strauße per Hektar à 90 M. Einzelertrag macht	1125 M.
Hievon die Kosten der Bewässerung zu 15 M. . .	15 M.
Reinertrag vom Hektar im Jahre	1110 M.

Da jedoch die Strauße vom Luzernenstengel nur die Blätter abstreifen, den Stengel selbst aber nicht fressen, so setzt man nach dem Wegtreiben der Strauße noch Pferde, Rinder oder Schafe auf dasselbe Feld, ehe man Wasser gibt. Diese fressen die Stengel auf Fingerlänge ab und das gibt noch eine gute Nebennutzung.

Diese Wirtschaftsform, Straußenzucht auf Luzernenweide, scheint mir ohne weiteres auf das Schutzgebiet dort übertragbar, wo durch künstliche Bewässerung der Luzernenbau ermöglicht wird. Das Gewicht der Federn und damit die Frachtspesen nach der Küste sind minimal und das ist im Schutzgebiete von großer Bedeutung.

Der Hauptwert des Luzernenbaues für das Schutzgebiet liegt aber darin, daß der Farmer im Jahre zweimal lammen lassen kann, mehr Lämmer groß bringt und in Hungerjahren nichts zu verlieren braucht, wenn er sich durch Aufstapeln von Luzernenschobern ausreichende Futtervorräte ansammeln kann. Der Luzernenbau soll ein festes Rückgrat für den allen möglichen Zufällen ausgesetzten extensiven Weidebetrieb sein. Es ist die Unfallversicherung des Farmbetriebes.

Die Luzerne hat für die trockenen Subtropen eine unvergleichlich höhere Bedeutung als jede andere Kulturgattung, weil erst durch die großen Futtervorräte, die sie mit Leichtigkeit liefert, eine rationelle Ausnützung der enormen, aber nicht konstant verläßlichen Weideflächen ermöglicht wird. Die Luzerne wächst auf tiefgründigem Boden auch unter sonst ungünstigen Verhältnissen freudig und unverdrossen, bereichert den Baden mit Stickstoff und entbrackt Alkaliböden, sie treibt 20—30 Jahre auf derselben Wurzel, wird von Heuschrecken nicht gefressen, kann auch brackiges Wasser vertragen und stirbt nicht ab, auch wenn sie monatelang nicht bewässert werden kann.

Von Aberdeen fuhr ich nach Darlington, einer Farm des deutschen Farmers Philipp Weyer aus Köln. Diese Farm liegt am Zusammenfluß des Sunday-Rivers mit dem Vogel- oder Riet-River, beides Trockenflüsse. Weyer ist schon in ganz jungen Jahren aus Köln nach Südafrika gekommen, hat vor 25 Jahren ungefähr mit nichts angefangen und ist heute ein schwerreicher Mann. Als ich ihn besuchte, war er eben aus Kalifornien zurückgekommen, wohin er eine Informationsreise wegen des dort am weitesten vorgeschrittenen Bewässerungswesens gemacht hatte. Er hat auf seiner ausgedehnten Farm eine ganze Reihe sehr interessanter Wasserbauten ausgeführt. Namentlich vermochte ich mich dort über die in der Kolonie sehr häufig ausgeführten niedrigen Steindämme mit Drahtnetzschutz, die vor der Regenzeit in die Flußbetten eingebaut werden, um das abkommende Wasser aus dem Bette herauszuzwingen und als Flutberieselung über die Felder zu leiten, sehr eingehend zu informieren.

Digitized by Google

Von Darlington fuhr ich direkt nach Port Elisabeth. Dort besuchte ich zunächst die Fabrik der Firma Mangold, die in ganz Südafrika wegen ihrer hervorragend leistungsfähigen, preiswürdigen und leicht transportablen Windmotore und Pumpen rühmlichst bekannt ist. Herr Mangold ist ein Deutscher, aus Eßlingen, hat ebenso wie Weyer, dessen Schwager er ist, vor 25 Jahren mit nichts angefangen und hat heute das größte und berühmteste Geschäft seiner Branche in ganz Südafrika. Weder die Kinder Weyers, noch die Söhne Mangolds, auf deren Namen die Firma geht, sprechen noch deutsch.

Ermuntert durch die blendenden Gewinne, welche der Luzernenbau unter Bewässerung verspricht, hatte ich mir schon unterwegs vorgenommen, sofort nach der Ankunft im Schutzgebiete eine nicht allzu große, mit verhältnismäßig geringen Mitteln ausführbare Stauanlage unmittelbar in Angriff zu nehmen. Als der geeignetste Punkt für eine solche Musteranlage, welche die Baulust in Südwestafrika rege machen könnte, schien mir eine Talenge nahe bei Keetmanshoop, welche mit dem holländischen Namen Naute, d. i. Enge, bezeichnet wird. Ich schrieb dann noch von Port Elisabeth an das Bezirksamt Keetmanshoop wegen Einleitung der Bodenuntersuchungen durch eine Bohrkolonne, und an das K. W. Komitee wegen Bestellung von acht Dammschaufeln aus San Francisco.

Von Port Elisabeth fuhr ich über Grahamstown und King Williamstown nach East London und von da nach Queenstown. Dort hat die Gemeinde einen 10½ Meter hohen Damm erbaut, der als musterhaft in Anlage und Ausführung bezeichnet wird. Die Anlage hat 330,000 M. gekostet, bei einem Fassungsvermögen des Stauweihers von nur 360,000 Kubikmeter, ist also ganz außerordentlich kostspielig, und dient nur zur Wasserversorgung des Städtchens von 3500 Einwohnern.

Der nächste Aufenthalt wurde in Molteno genommen, wo eine sehr interessante Nadelholzpflanzung angelegt ist. Der Manager, Mr. Philipp Brown, wurde für diese Anlage von der Kapregierung durch einen Preis von 10,000 M. ausgezeichnet. Die Pflanzung besteht aus einer größeren Anzahl von Quadraten mit je 135 Meter Seitenlänge, welche durch 9 Meter breite Feuergassen von einander getrennt sind. Auf diesen Quadraten stehen in Abständen von 1.80 Meter schachbrettförmig die nun fünfjährigen Bäumchen Pinus pinaster und Pinus Insignis, deren viele schon über 10 Meter hoch sind. Diese Kiefernpflanzung hat heute nach allergeringster Schätzung einen Wert von 8000 M. per Hektar. Mr. Brown verkauft schon große Mengen von Setzlingen, die er in zerschnittenen und durchlöcherten Petroleumblechen zieht. Ich habe später 1500 Pflanzen für eine Probepflanzung in Bethanien bestellt. Die Bewässerung der Anlage erfolgt aus zwei sehr schwachen Quellen.

Von Molteno fuhr ich am 1. April direkt nach Kapstadt, wo ich nach 45stündiger Eisenbahnfahrt am 3. April eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Ilmenau und Stützerbach, eine Erinnerung an die Goethe-Zeit.

„Auf Goethes Spuren!" Dies Wort ist fast ein geflügeltes Wort geworden. Und wie gern lassen wir uns leiten auf den Spuren des großen deutschen Dichterfürsten, wie gern folgen wir bewährten Führern an jene Stätten, an denen unser Goethe einst geweilt, gerastet, geschaffen und — geliebt hat, an Stätten, die durch ihn geweiht sind.

Die Stätten, an die uns der Leipziger Universitätsprofessor und hervorragende Nationalökonom Dr. Wilhelm Stieda in seinem trefflichen Buch „Ilmenau und Stützerbach, eine Erinnerung an die Goethe-Zeit", führt, sind in der Tat geweihte Stätten durch den großen Freund des thüringischen Fürsten, zu dessen an Naturschönheit so herrlichen Landen Ilmenau und Stützerbach gehörten. Wer hätte diese wundersam wirkende Weihe nicht empfunden, der durch die kleinen Fenster des „Goethe-Häuschens" in die herrliche Waldung geblickt hat und dem dabei das Herz noch überquoll von jenem innigen Gefühl, das ihn beschlich, als er an der schlichten Wand die tief ergreifenden Verse las:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh!
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Hier hat Goethe diese Worte geschrieben, hier hat er sie empfunden als rüstiger junger Mann, hier haben sie ihn selbst, den Greis, mit inniger Wehmut beseelt — hier haben Tausende und aber Tausende still und umfangen von dieses Ortes hehrer Weihe dem großen Toten in stiller Andacht gehuldigt, wie nur noch einem des Goetheschen Jahrhunderts gehuldigt wird, dem schlummernden Helden im Sachsenwald!

Ja fürwahr, dorthin lassen wir uns gern geleiten, führen von einem Wanderer, aus dessen erklärenden Worten uns so viel innig empfundene Verehrung für den Mann, dem unsere deutsche Nation so unendlich viel verdankt, entgegenleuchtet. Was sind uns die trockenen Angaben des Baedeker oder Grieben. Gewiß, wenn der Rucksack am Rücken hängt und der schwere Touristenschuh uns „schmückt", dann mögen die beiden schier unersetzlich uns vorkommen. Aber daheim, wenn wir nach all den köstlichen Genüssen, die Natur und Kunst uns geboten haben, wieder im traulichen Familien- oder Studierstübchen hocken, dann wollen wir nach des Werktags Mühe und Arbeit wieder genießen, was uns in der Zeit des Erholens erfreute, erfrischte, entzückte. Dazu bedurfte es in der Tat für die, die in der würzigen thüringischen Luft der Ilmenauer Gegend den Winterstaub abschüttelten und Herz und Lunge und Sinne weiteten, eines Büchleins, das aus der frischen Empfindung des warmherzigen Gelehrten geschaffen, anregend und belehrend in einschmeichelnder Form alle Bilder und Eindrücke wachruft, die uns das zauberische Land Goethes schenkte, von dem der große Dichter sagt:

Anmutig Tal! Du immer grüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwer behangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höh'n, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Stiedas Buch zeichnen mehrere Vorzüge vor allen anderen aus: Vor allem führt es uns auch in die Vergangenheit Ilmenaus und seiner Umgebung und schildert uns hier wiederum ein gut Stück volkswirtschaftlichen Schaltens und Waltens. Und was uns diese Schilderungen besonders wertvoll macht, das ist der Umstand, daß sie auf Quellenmaterial der Staats-, Stadt- und Privatarchive fußen und aus der Feder eines Mannes fließen, der gerade auf diesem Gebiete einer unserer hervorragendsten Fachgelehrten ist. Gewissermaßen Ergänzungen zu seinem jüngst erschienenen Werke über die thüringischen Porzellanfabriken sind seine im vorliegenden Buche über „Ilmenau und Stützerbach" enthaltenen Angaben über die dortige Porzellanindustrie. Hochinteressant sind seine Darlegungen, die des Herzogs Fürsorge für seine Forsten und deren Wildstand bekunden, allgemein belehrend die entwicklungsgeschichtlichen Schilderungen Ilmenaus, die eingehend bis auf die heutige Zeit von dem regen Arbeitseifer der Ilmenauer berichten, nicht zuletzt auch ein helles Licht auf die liebevolle Fürsorge Goethes werfen, welche der Dichter und einflußreiche Ratgeber des Landesfürsten der Stätte und ihren Bewohnern zuteil werden ließ, on welcher und unter denen er gewandelt ist, als das helle Licht seiner „Sonne", Frau v. Stein, seine Seele in glücklichen, vielleicht den glücklichsten Zeiten seines Lebens überflutete.

Diese Zeiten im Goetheschen Leben, wie fein und edelfühlend weiß Stieda sie dem Leser, dem Herzen des Lesers zu malen. Mit wenigen, aber charakteristischen Strichen ge-

schaffen, steht dieses Bild von Liebe und Dichterglückseligkeit vor unseren Augen, umrahmt von den herrlichsten Blüten der Goetheschen Poesie, die wir des Dichters Beziehungen zur geliebten Frau verdanken. Hier verrät der gelehrte Volkswirtschaftler einen hellen Klang seines menschlichen Empfindens, der ihn uns auch von einer neuen Seite kennen und schätzen lernen läßt. Das tiefe Verständnis, das Stieda diesem Verhältnisse Goethes zu Frau v. Stein entgegenbringt und das in dem fast schlichten, aber um so wirksameren Erzählungston zum deutlichen Ausdruck kommt, macht das Buch uns doppelt lieb und wert. Man empfindet beim Lesen mit dem Erzählenden, was er selbst empfunden hat „auf Goethes Spuren" in Ilmenau, empfunden aus einer herzlichen Verehrung und Bewunderung für den Geistesgewaltigen von Weimar.

Manches, was Stieda uns kündet, wissen wir wohl aus anderen Quellen bereits, aber die Form, in der es uns hier erneut ins Gedächtnis gerufen wird, läßt es uns fast als etwas noch nicht Gewußtes empfinden; es tritt uns aus dem Rahmen des Ganzen als freundliche Botschaft entgegen, nicht als die gewohnten trockenen Mitteilungen der zahlreichen berufenen und unberufenen, gelehrten und minder oder keineswegs gelehrten „Goethe-Forscher", wir würden, wäre Stieda nicht auf diese Tatsachen eingegangen, oder hätte er sie nicht gestreift, sie unbedingt vermissen, ja das Buch müßte als ein mangelhaftes bezeichnet werden. Stieda weist in Fußnoten auf die leicht erreichbaren gedruckten Quellen hin. Neben all dem Bekannteren bietet uns der Verfasser aber auch eine Fülle von Neuem, namentlich auf wirtschaftshistorischem Gebiete. Und dieses Neue ist es, was das Buch besonders dem Forscher der thüringischen Wirtschaftsgeschichte wertvoll macht, so daß Stiedas Schöpfung nicht nur ein willkommenes Buch in jeder Familienbibliothek ist, sondern auch als eine schätzbare Quelle betrachtet werden muß, welche in Universitäts- und Lehranstalts-, sowie in Handelskammer-Bibliotheken nicht fehlen sollte. Es sind zum Teil mehrere Geschlechter von Familien, deren Walten und Wirken auf industriellem Gebiet Stieda würdigt, es sind fernerhin wertvolle statistische Daten der neueren und letzten Zeit, welche schätzbare Fingerzeige geben dafür, welche Rolle Ilmenau heute in der thüringischen Industrie spielt. Und was für Ilmenau hier gesagt ist, das gilt ebenso für Stützerbach und Gabeldach.

Alles in allem: Man muß dem gelehrten Verfasser Dank wissen, daß er seinen Erholungsaufenthalt in Ilmenau dazu gebraucht hat, ein Buch über den alten thüringischen Badeort zu schreiben, das wie keines geeignet ist, liebe Erinnerungen an Ilmenau, seine Berge und Gedächtnisstätten aufzufrischen, das auf dem Tisch des Salons unserer Damen wie auf dem Arbeitstisch des Gelehrten eine Zierde bildet. Der Verlagsanstalt (Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig) aber sei Dank, daß sie dem vornehmen Inhalt ein vornehmes Gewand verliehen hat.

Leipzig. Siegfried Moltke.

Bücher und Zeitschriften.

Steinzeichnungen deutscher Maler.

Der Verlag von Fischer u. Franke, Düsseldorf, der als eifriger Vorkämpfer für die Popularisierung der graphischen Künste schon seit geraumer Zeit unter den modernen Kunstanstalten einen ehrenvollen Rang einnimmt, hat neuerdings mit der Herausgabe eines Mappenwerkes „Steinzeichnungen deutscher Maler" wieder einen glücklichen Griff getan. Die erste Mappe umfaßt eine Serie „Im Dorfe" von Heinrich Otto, dem als Lithographisten ziemlich bekannten Düsseldorfer Künstler. Was an diesen schlichten Blättern außerordentlich wohltuend berührt, ist die sichere Vertrautheit mit der Technik. Man fühlt sofort, daß der Künstler alle Wirkungen des Farbendruckes in jahrelanger Uebung erprobt hat. Daraus erklärt sich das harmonische Zusammenklingen der Farben, das selbst in schwierigen Beleuchtungsmotiven, wie auf dem Blatte „Abend" nicht versagt. Wie weich und gotdig hier das Licht über das Haar der Hirtin, den Rücken einer weißen Kuh und über einen Baum im Hintergrunde flutet! Hier ist, ohne dem Charakter der Steinzeichnung untreu zu werden, eine impressionistische Wirkung erzielt. Dennoch möchte man der „Heimkehr" als Meisterstück farblicher Geschlossenheit noch den Vorzug geben.

Die zweite Mappe, welche uns ebenfalls bereits vorliegt, enthält „Bilder vom Rhein" von Erich Nikutowski. Auch dieser Name ist den Kunstfreunden kein fremder mehr. Die charakteristische Eigenart, welche uns Gemälde des Künstlers interessant macht, kehrt auch in seinen Steinzeichnungen wieder. Er liebt die feuchten Töne, wie sie der niederrheinischen Gegend eigen sind. Alte Giebel wie verschleiert hinter kahlem Gesträuch, Kathedralen, deren Umrißlinien in rötlichem Abenddunst verschwimmen. Seine Technik nähert sich, wie in dem beistehenden Text von W. Schäfer richtig bemerkt ist, der Art Rembrandtscher Radierungen. Ein feines Gefühl für die Stimmung herrscht gleicherweise in sämtlichen Blättern. Besonders in „Waldshut", wo der Künstler drei Farben zur Anwendung brachte, überrascht das wunderleise Zusammengehen der Töne.

M. E.

Die Samariterin. Von H. Krukenberg. Ein Ratgeber bei Unglücksfällen und Krankheiten. Stuttgart. F. Enke 1904.

Auf eine kurze anatomische Schilderung des Körpers folgen Belehrungen über Wundbehandlung und erste Hilfe bei Verletzungen, über Knochenbrüche und Luxationen, Krankentransport, Verbrennung, Erfrierung, Erstickung und Ertrinken, Vergiftungen und Hitzschlag. Daran schließt sich die Beschreibung des Krankenzimmers und die Pflege bei ansteckenden Krankheiten, den Schluß bildet ein Exposé über Krankenernährung, Pflege bei ansteckenden Krankheiten und Ausführung der ärztlichen Vorschriften. Krukenberg bietet der Samariterin vieles, fast mehr als sie braucht; er ist klar und bestimmt, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß eine richtige Krankenpflege nur dann durchgeführt werden kann, wenn der Arzt von dem niederen Pflegepersonal in verständiger Weise unterstützt wird, und hat sich deshalb durch die Herausgabe seines gut illustrierten Buches zweifellos ein Verdienst erworben.

m.

Allgemeine Rundschau.

Die Shakespeare-Feier in Weimar.

In Anwesenheit des Großherzogs und einer geladenen Gesellschaft, sowie zahlreicher Mitglieder der Shakespeare-Gesellschaft wurde am 24. April mittags das Shakespeare-Denkmal Otto Lessings im unteren Park enthüllt. Gesänge von Mozart und Vogrich, Ansprachen von Dr. ing. Wilh. v. Oechelhäuser und Professor Brandes gaben dem Enthüllungsakt die Weihe. Der anwesende Künstler wurde für sein wohlgelungenes Werk allseitig beglückwünscht. Auch Vertreter Englands und Amerikas waren bei der Feier zugegen.

Professor Alois Brandl hielt bei dem eindrucksvollen Akt folgende Ansprache:

Unerhört ist das Beginnen, einem fremdländischen Dichter auf deutschem Boden ein öffentliches Denkmal zu errichten, noch dazu an dieser Stätte, im literarischen Herzen unseres Vaterlandes. London besitzt noch kein würdiges Standbild seines größten Dichters unter freiem Himmel; der Bewunderer Shakespeares, der dort landet, muß seine Gestalt im Dämmerscheine des Poetenwinkels in der ehrwürdigen Westminster-Abtei aufsuchen. Aber im heiligen Weimar steht fortan seine Marmorstatue unter grünen Baumkronen, unweit dem Gartenhäuschen Goethes, der seinen William gerne in solcher Nähe begrüßt hätte, denn Goethe hat ihn ja zuerst als den Unerschöpflichen gefeiert.

Doch nicht minder ungewöhnlich als das Denkmal ist die Wertschätzung, die der britische Dramatiker seit anderthalb Jahrhunderten in unserem geistigen Leben genossen hat, in der Gegenwart bei unserem Volke unbestritten genießt und nach menschlicher Voraussetzung auf die Dauer behalten wird.

Digitized by Google

Alle die Männer, die wir als unsere Klassiker verehren, haben ihm den Weg zum Eingug gebahnt und ihn durch künstlerische Arbeit zu einem der Unseren gemacht. Lessing hat unter Hinweis auf ihn gezeigt, worin dramatische Meisterschaft in Wahrheit besteht. Wieland begann das Uebersetzungswerk großen Stils. Herders Genialität hat ihn mit fliegenden Fahnen herangeholt und dem jugendlichen Goethe in die Arme geführt, der dann zu seinen Haupttragödien ausholte. Der Schöpfer der „Räuber" hat sein Feuer an ihm entzündet. Einträchtig haben unsere beiden Dichterfürsten die Shakespearesche Dramatik auf unsere Bühnen verpflanzt. Man kann kein Blatt Weimarischer Literaturgeschichte aufschlagen, auf dem nicht der Name Shakespeares in Goldschrift prangte. Und dann kam noch der begnadete Uebersetzer Schlegel und gewandete den Briten in Goethesches Deutsch, so daß er uns wie einer der eigenen Klassiker anmutet. Niemals, soweit literarisches Gedächtnis zurückreicht, haben die Besten eines Volkes einen fremden Dichter so begeistert, mit wehenden Palmen und ohne einen Hauch von Neid willkommen geheißen. Keinem anderen, weder antiken noch modernen Dichter hat Goethe so weitgehende Huldigung gezollt wie Shakespeare mit dem Ausspruch: „William, Stern der schönsten Höhe, dir verdank ich, was ich bin."

Nun ist Shakespeare so eingebürgert, in unseren Theatern und Schulen, in unserem Schauen und Empfinden, daß wir willig von ihm hinnehmen, was wir keinem landsmännischen Dichter erlauben würden: Kraßheit und Dunkelheit, dröhnende Gewaltreden und künstliche Wortspiele. Will uns jemand von „Fehlern" Shakespeares sprechen, wie es früher selbst bei seinen wärmsten Parteigängern in England Gepflogenheit war, so beschleicht uns höchstens der Zweifel, ob der vermeintliche Fehler nicht eher eine versteckte Schönheit, eine unverstandene Naturwahrheit sei. Ihm glauben wir die Hexen, Elfen und Geister, von denen unsere Aufgeklärtheit sonst wenig mehr wissen will. Vor der Kraft, mit der er die Extreme menschlichen Tuns und das Uebermenschliche in die Erscheinung zaubert, beugt sich der gestrenge Kritiker und der noch gefährlichere Philister. Nach ihm bemessen wir die anderen, er ist frei.

Und auch die Zukunft gehört ihm, wie sich jedesmal zeigt, wenn eine neue Richtung in Poesie und Kunst auftaucht: immer ist er noch von den Jüngsten und Modernsten auf den Schild gehoben und als Muster ausgerufen worden. Wer ist beladener als Hamlet, wer symbolistischer als Prospera? Wo ist kühnerer Realismus als in Richard, wo eine so verfeinerte Sinnlichkeit wie in Romeo? Shakespeare hat so viele Saiten auf der Geige, so viele Seelen in der Brust, so viel Elementares im Vortrag, daß jeder Geschmackswechsel für ihn einen neuen Triumph bedeutet. Mehr noch ist dies bei uns der Fall als in seiner eigenen Heimat. Für den heutigen Engländer klingt manches in seiner Sprache schon altertümlich und seltsam; zu uns aber spricht er in dem modernen Deutsch der Weimarischen Klassiker, und indem seine Uebersetzer sich wetteifernd überholen, bleibt er uns ewig frisch und jung. Diese Großmachtstellung Shakespeares im Bereiche deutschen Denkens erhält durch das Denkmal, das wir heute enthüllen, ein Symbol und Wahrzeichen von nationaler Bedeutung. Es ist ein Werk, zu dem der Anstoß von einem Manne des deutschen Bürgertums ausging, von einem Führer unserer aufstrebenden Industrie, der in einem langen Leben praktischer Tätigkeit erfahren hatte, wie viel innere Bereicherung und Beseligung das Shakespearestudium gewähren kann. Mit Schmerz vermissen wir ihn am heutigen Freudentage, unseren Wilhelm Oechelhäuser, den eifrigen Mitbegründer und vieljährigen Präsidenten unserer Shakespeare-Gesellschaft; er kann das Marmorbild nicht mehr schauen, für das er seine Sorge, Kraft und ganze Persönlichkeit mit wahrem Feuer der Begeisterung eingesetzt hat. Sein Aufruf fand Widerhall in allen Gauen des Vaterlandes und selbst bei manchen der Brüder jenseits des Meeres. Nicht bloß der engere Kreis der Shakespeare-Gesellschaft, der Bühnenkünstler und Gelehrten hat beigesteuert, sondern die Gebildeten unseres Volkes durch alle Stände. Schirmend und fördernd hat der erlauchte Herrscher des Weimarischen Landes, alter Sitte seines Hauses getreu, seine Hand über den Bau gehalten, und auch Seine Majestät der Kaiser hat ihm huldvolles Interesse zugewendet, so daß man sagen darf: durch diesen Stein spricht die Stimme Deutschlands. Und nicht bloß ein Symbol von Dauer soll das Denkmal sein, sondern zugleich zur Dauer. Wir wollen durch seine lapidare Sprache künden, daß wir der Mission Shakespeares, als einem Segen für unser Volk in künstlerischer und menschlicher Hinsicht, Bestand und Gedeihen wünschen bis in die fernsten Zeiten. Denn durch ihn wirkt auf uns der reife Schönheitsdrang der Renaissance und eine philosophische Humanität, die selbst mit dem Missetäter, sobald er der Tragik verfällt, Mitleid empfindet; eine martige Vaterlandsliebe und Königstreue, die zugleich der Hofschmeichelei den strengen Spiegel vorhält; ein Geist, gesund und groß wie die Natur selbst, so daß keine Kleinlichkeit neben ihm bestehen kann. In alle Zukunft strahle uns die Sonne Shakespeares! Wie er uns unerschöpflich ist, soll er uns unentbehrlich bleiben! Immerdar möge und wird es heißen: Shakespeare und kein Ende!

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

7. April. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Herr v. Wilamowitz-Moellendorff las: Satzungen einer milesischen Sängergilde. Auf einem Steine, der aus den milesischen Ausgrabungen eben in die königlichen Museen gelangt ist, steht eine umfängliche Inschrift, die zwar erst um 100 v. Chr. geschrieben ist, aber Kopie einer Urkunde spätestens um 500 v. Chr., die selbst wieder auf beträchtlich ältere Aufzeichnungen zurückgeht. Wir haben also einen zusammenhängenden Text aus der Zeit, wo die griechische Prosa eben in Milet literarisch zu werden begann. 2. Die folgenden Druckschriften wurden vorgelegt: H. Diels und W. Schubert, Didymos' Kommentar zu Demosthenes (Papyrus 9780) nebst Wörterbuch zu Demosthenes' Aristokratea (Papyrus 5008). Berlin 1904 (Berliner Klassikertexte, herausgegeben von der Generalverwaltung der kgl. Museen. Heft I); Adolf Erman, Aegyptische Chrestomathie zum Gebrauch auf Universitäten und zum Selbstunterricht. Berlin 1904; C. Schmidt, Acta Pauli. Aus der Heidelberger koptischen Papyrushandschrift Nr. 1 herausgegeben. Leipzig 1904; Hermann Braus, Tatsächliches aus der Entwicklung des Extremitätenskelettes bei den niedersten Formen. Jena 1904 (S. A.); Henri Moissan, Traité de chimie minérale. Tome I, Métalloides. fasc. I. Tome III, Métaux. fasc. I. Paris 1904. 3. Aus Anlaß der Feier des 80. Geburtstages von Theodar Mommsen am 30. November 1897 und in dem Wunsch, seinem Namen ein neues dauerndes Denkmal verehrungsvollen Dankes zu setzen, haben einige persönliche Freunde ein Kapital von 80,000 Mark mit der Bestimmung zur Verfügung gestellt, dies Kapital einer Stiftung zur Förderung derjenigen Studien zu widmen, deren Pflege Theodor Mommsen sich vorzugsweise zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Bei seinen Lebzeiten aufkommende Zinsen sollte dem ursprünglichen Stiftungskapital zugeschlagen, nach seinem Tode das Ganze von den vorläufig eingesetzten Verwaltern der Akademie zur stiftungsmäßigen Verwendung übereignet werden. Nachdem die landesherrliche Genehmigung zur Annahme der Zuwendung durch Allerhöchsten Erlaß vom 26. Januar d. J. erfolgt ist, hat die Akademie gegenwärtig das Stiftungsvermögen in Besitz genommen. Die Namen der Stifter sind ihrem Wunsche entsprechend bis jetzt der Akademie nicht kundgegeben worden. Die Akademie kann daher nur diesen öffentlichen Weg einschlagen, um der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, zu welcher die Stifter durch die eben so hochherzige wie verständnisvolle Förderung wissenschaftlicher Arbeit sie verpflichtet haben.

Die Akademie hat das auswärtige Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Herrn Otto v. Böhtlingk in Leipzig am 1. April, und das korrespondierende Mitglied derselben Klasse Herrn Alexander Stuart Murray in London am 5. März durch den Tod verloren.

Kleinere Mitteilungen.

W. Gründung der Kant-Gesellschaft. Am Freitag, den 22. d. M. — Kants Geburtstag — wurde im Hause des Vorsitzenden der Kant-Gesellschaft, Professor Vaihinger, eine Deutsche Kant-Gesellschaft begründet und eine Kant-Stiftung errichtet. Nach einer Festrede des zukünftigen Herausgebers der Kant-Studien, Privatdozenten Dr. Bauch, überreichte Professor Vaihinger dem Kurator Geh. Regierungsrat Meyer die bisher gesammelten 15,000 M., die der Kurator vorbehaltlich der Genehmigung des Senats und der Staatsregierung dankend entgegennahm. Die von der Universität Halle zu verwaltende Stiftung dient in erster Linie zur Unterhaltung der Kant-Studien, in zweiter Linie allgemeinen philosophischen Zwecken. Die Sammlung zur Erhöhung des Stiftungskapitals wird fortgesetzt. (Näherer Bericht folgt.)

* Literatur. Eine neue Subskriptionsausgabe von Friedrich Hebbels Werken beginnt soeben in B. Behrs Verlag (Berlin) zu erscheinen. Für das Bedürfnis nach einer solchen Ausgabe spricht wohl am besten die Tatsache, daß schon wenige Monate nach Erscheinen der ersten Auflage diese neue Auflage ausgegeben werden kann. Der Verlag macht zugleich bekannt, daß auch die Gesamtausgabe von Friedrich Hebbels Briefen noch in diesem Jahre zu erscheinen beginnen wird.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Die kaiserliche Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer in Moskau hat aus Anlaß ihrer Zentenarfeier den bekannten Forscher auf byzantinischem Gebiete, Professor Dr. K. Krumbacher, zum Ehrenmitglied gewählt.

* Eine „Münchner Hochschulzeitung", „Offizielles Organ der Organisation freier Akademiker und der Freien Vereinigung Münchner Finken" (Verlag von Hans Striegeler) ist soeben ins Leben getreten. Als verantwortlicher Herausgeber zeichnet Herr Robert Theilhaber, Erlangen.

* **Erlangen.** Der approbierte Arzt und erste Assistent an der medizinischen Klinik der hiesigen Universität Dr. med. Friedrich Jamin wurde als Privatdozent für innere Medizin, insbesondere für Nervenheilkunde, in die medizinische Fakultät aufgenommen.

* Straßburg. Der Professor der Geschichte und geschichtlichen Hilfswissenschaften Dr. Hermann Bloch ist als Professor für Geschichte des Mittelalters an die Universität Utrecht berufen worden.

* Köln. Die von uns nach der Kölnischen Zeitung übernommene Mitteilung, Professor Dr. Schumacher von der hiesigen Handelshochschule habe einen Ruf als Professor der Nationalökonomie an die Universität Bonn erhalten und abgelehnt, wird als unrichtig bezeichnet.

he. Czernowitz. An Stelle des verstorbenen Universitätsbibliothekars Dr. Karl Reisenkugel ist der Kustos Dr. Johann Polek zum Direktor der Universitätsbibliothek ernannt worden.

* **Aus Frankreich.** Die Gesamtzahl der Studierenden der französischen Universitäten im abgelaufenen Semester betrug 30,405. Von diesen entfielen auf Paris 12,918. Bordeaux zählte 2320, Toulouse 2191, Montpellier 1707, Nancy 1327, Rennes 1190, Lille 1164, Aix-Marseille 1080, Dijon 880, Poitiers 863, Caen 752, Grenoble 705, Besançon 333 und Clermont 299. 10,972 gehörten der juristischen, 6686 der medizinischen, 4765 der naturwissenschaftlichen, 4384 der philosophisch-philologischen und 3014 der pharmazeutischen Fakultät an. Die Zahl der Ausländer belief sich auf etwa 2000. Von ihnen waren 450 Russen, 300 Perser, 175 Rumänen, 165 Deutsche, 109 Bulgaren, 113 Türken, 83 Aegypter, 57 Amerikaner, 35 Engländer. Die Gesamtzahl der Studentinnen betrug 1125, wovon 677 Französinnen und 448 Ausländerinnen, letztere fast sämtlich Russinnen waren.

* Todesfall. In Aachen ist der Geh. Bergrat Lengemann, Professor an der Technischen Hochschule, gestorben.

* Akademische Sittlichkeitsbestrebungen. Aus Berlin wird uns geschrieben:

Den auf geschlechtlich-sittlichem Gebiete in der Studentenschaft herrschenden Mißständen nach Kräften abzuhelfen, hat sich der Ende Februar d. J. in Berlin gegründete Akademische Bund Ethas zur Aufgabe gemacht. Jedem er sich von allen religiösen, politischen und parteistudentischen Bestrebungen fern hält, bezweckt er die Föderung einer vertieften und veredelten Auffassung des Geschlechtslebens, sowie einer höheren Achtung vor der Frau und die Läuterung der sittlichen Ehrbegriffe. Durch Aufklärung über die gesundheitliche Seite dieser Frage sucht er den Kampf gegen die geschlechtliche Ausschweifung zu führen. Denn leider ist der Irrtum noch weit verbreitet, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit der Gesundheit schade und andrerseits werden die Gefahren der Geschlechtskrankheiten noch bedeutend unterschätzt.

An allen deutschen Hochschulen sollen besondere Ortsvereine ins Leben gerufen werden, um durch Verbreitung von Schriften und Veranstaltung von Vorträgen die Ideen des Bundes in weite Kreise der Studentenschaft zu tragen.

Ist einerseits diese Bewegung heute zur dringenden Notwendigkeit geworden, so ist andrerseits zweifellos der Boden für sie bereitet. Es steht sicher zu erwarten, daß der junge Bund sich so kräftig und schnell weiter entwickeln wird wie bisher. Damit er den Kampf gegen den schlimmsten Feind der akademischen Jugend mit gutem Erfolge führen kann, wäre es wünschenswert, daß sich auch außerhalb der studentischen Kreise Freunde finden, die bereit sind, ihn in jeder Weise, besonders auch durch Geldmittel, zu unterstützen.

Nähere Auskunft erteilt der Vorstand, Charlottenburg, Schlüterstraße 70.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

W. Roths Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens. Hrsg. von der Redaktion der deutschen militärärztlichen Zeitschrift. XXVIII. Jahrg.: Berichte für das Jahr 1902. Ergänzungsband zur deutschen militärärztlichen Zeitschrift. Berlin 1903. E. S. Mittler u. Sohn. 185 S. — Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 44: Schriften zur Kunst. II. Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang v. Oettingen. 2. Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf. 390 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (6795).

Kleist-Studien

Von

Spiridion Wukadinowic

Geheftet 3 Mark

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 26. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika. (Fortsetzung.)

Poesie und Lehrstuhl. Von O. S.

II. Bücher und Zeitschriften.

Börries v. Münchhausen: Ritterliches Liederbuch. — G. C. Schmidt: Die Kathodenstrahlen. — M. Campeano: Versuch einer Militär-Psychologie.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Begründung der Kant-Gesellschaft und Kant-Stiftung. — Ein Brief Mörikes an seine Schwester.

IV. Hochschulnachrichten.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika.

(Fortsetzung.)

Schon kurz nach Antritt der ersten Rundreise hatte ich den Generalkonsul in Kapstadt brieflich gebeten, beim Gouvernement in Windhuk telegraphisch zu erwirken, daß mich der landwirtschaftliche Beirat des Schutzgebietes, Watermeyer, auf der zweiten Rundreise begleiten dürfe. Zwar war Watermeyer selbst Kapländer, in Graaff Reinet geboren und in Kapstadt erzogen, doch hatten sich nach dem Kriege viele Markt- und Wertverhältnisse dermaßen verschoben, daß es mir von Nutzen schien, wenn jener Fachmann des Schutzgebietes, der später berufen sein würde, mit mir zusammen zu arbeiten, sich von den Veränderungen selbst Rechenschaft zu geben vermöchte, zumal für die Produkte des Schutzgebietes eben die Kapkolonie der nächste Markt ist.

Watermeyer war schon am 25. März aus Swakopmund eingetroffen und hatte die Zeit bis zu meiner Ankunft zur Besorgung von Bohrapparaten für die Regierung benützt. Nach viertägigem Aufenthalt in Kapstadt fuhr ich mit Watermeyer wieder nach dem Norden ab.

Unser erster Besuch galt der Stauanlage bei Radertsan. Dort hat die Regierung durch ein steinernes Wehr mit innerer Betonwand, nicht höher als 1.80 Meter, den stets fließenden Breede River abgedämmt. Das Wasser wird in einen zur Zeit 32 Kilometer langen Hauptgraben, der auf 50 Kilometer verlängert werden soll, auf die Felder geleitet, welche dadurch je nach der Lage eine zehn- bis dreißigfache Wertsteigerung erfahren. Von Robertson wollten wir nun mit Wagen nach Oudtshorn. Da aber wegen der Osterfeiertage kein Mensch fahren wollte, so fuhren wir mit der Eisenbahn zurück, am Ostersonntag bis Prince Albert und am Ostermontag mit der Post über den Zwartbergenpaß nach Oudtshorn.

Dieser Ort ist als der „Garten der Kolonie“ bekannt, weil der Ackerbau dort am weitesten vorgeschritten und verbreitet ist. Der Regenfall ist nur 22.5 Zentimeter im Mittel und das unbewässerte Feld ist daher trostlos öde. Aber durch ein System von Stau- und Grabenwerken ist die Gegend reichlich bewässert und ist eine der wohlhabendsten der Kolonie. Oudtshorn steht in der Straußenzucht auf Luzerne obenan, der Bestand beträgt über 50,000 Vögel, trotzdem der erste kleine Anbauversuch mit Luzerne, der lange ohne Nachahmung blieb, erst 1886 gemacht worden ist. Außer Luzerne werden noch alle Gattungen Körnerfrüchte und namentlich sehr große Mengen Tabak gebaut. Unbewässertes Land kostet 4 bis 8 Mark per Hektar. Der Preis des bewässerten Landes bewegt sich zwischen 200 bis 2400 Mark. Wir trafen in Oudtshorn Abmachungen mit einem Samenhändler wegen späteren Bezuges von akklimatisierter afrikanischer Luzernensaat.

Von Oudtshorn reisten wir über den herrlichen Zwartbergenpaß und Prince Albert nach Thebus, wo die Regierung einen Erddamm von 20½ Meter Höhe aufführen läßt, der seinerzeit im Kapparlamente viel angefeindet worden ist. Es waren erst die Fundamentgruben in Arbeit, also noch wenig zu sehen. So fuhren wir noch am gleichen Tage weiter nach Scombie, der Farm eines angesehenen und gebildeten Engländers, Mr. Southy. Dieser hat in zwei kleine Flüßchen, von denen eines auch zur Zeit unseres Besuches in dünnem Faden lief, eine Reihe von Wehren eigenhändig in etwas anzunehmäßiger, aber zweckdienlicher Weise eingebaut und überflutet zur Regenzeit große Flächen für Luzernenbau. Ungeheure Vorräte Heu standen auf allen Feldern. Mr. Southy betreibt auch eine große Molkerei und versendet bedeutende Mengen Preßheu mit der Bahn. Der Ertrag der Farm könnte durch richtige technische Vorarbeiten und sachmäßig ausgeführte Wasserbauten noch bedeutend gehoben werden.

Von Scambie reisten wir nach Bloemfontein und von da nach Johannesburg. Dort besuchten wir unter der Führung eines befreundeten Bergingenieurs, Herrn. Kunz, eine Goldmine der Firma Goerz u. Co. und fuhren alsbald nach Pretoria weiter. Der Besuch dieser Stadt bezweckte, die erst in jüngster Zeit eröffneten Diamantvorkommen der weiteren Umgebung zu studieren, weil sich möglicherweise an diesen Anfangsbetrieben mehr lernen ließ als an den schon hoch vervollkommneten Betrieben von Kimberley. Unter der freundlichen Führung des Herrn Konsuls Biermann konnten wir denn auch alles Wünschenswerte in kürzester Zeit sehen.

Von Pretoria reisten wir über Johannesburg nach Potchefstrom, wo große Neudeansiedelungen von Buren und englischen Soldaten im Gange sind. Die Stadt liegt am Mooi River, kurz vor dessen Zusammenlauf mit dem Vaalflusse. Beide führen ständig Wasser. Zur Bewässerung der Gegend ist ein großes System von Gräben in Ausführung begriffen. Die Ansiedlung der Buren wurde von der Regierung einem Syndikate der „Potchefstrom and Klerksdorp Farmers Association“ in die Hände gegeben. Dieses Syndikat übernahm den von der Regierung für die „Repatriation“ im Bezirke angewiesenen Betrag und schloß mit den einzelnen „Burghers“ Ansiedelungsverträge. Danach verpflichtet sich das Syndikat, dem Burgher ein Stück Gartengrund von 30 auf 45 Meter im Geviert zu geben und darauf ein Wohnhaus zu bauen. Der Burgher muß jedoch Lehmsteine machen und beim Baue mithelfen. Außerdem erhält er je nach Güte und Lage 4 bis 8 Hektar bewässerbares Ackerland und 8 bis 13 Hektar Weideland. Dafür zahlt der Burgher an das Syndikat 2040 M. samt 3 Prozent Zinsen in fünf Jahresraten, und zwar von 1905 bis 1909 an jedem Neujahrstage 445 M. 40 Pf. Innerhalb dieser Abzahlungsfrist kann der Burgher,

Digitized by Google

wenn er den Anordnungen des Regierungskommissärs oder des Syndikates oder seiner Zahlungspflicht nicht nachkommt, ohne Regreßrecht seines Anwesens und der geleisteten Zahlungen verlustig erklärt werden. Man sieht: ein schweres „Vae victis". Auf dem anderen Ufer werden englische Soldaten ohne Intervention einer Gesellschaft von der Regierung selbst angesiedelt, doch konnten wir leider nicht in den Besitz der Bedingungen kommen. Wir hatten übrigens schon früher gehört, daß die Versuche zur Ansiedelung britischer Soldaten fast ausnahmslos mißlungen sein sollen. Sowie die Lieferung der täglichen Kostportionen durch die Regierung aufhört, lassen sie Farm und Wellblechbude im Stich und laufen nach der nächsten Stadt.

Als wir von Potchefstrom abreisten, versammelte sich auf dem Bahnhof eine große Volksmenge. Eine große Schar Burenkinder unter Führung eines Geistlichen reiste nämlich mit dem gleichen Zuge nach Oudtshorn ab. Es waren meist Waisen von Gefallenen. Die englische Regierung hatte der Burengemeinde das Anerbieten gemacht, die Kinder in dem neuen englischen Waisenhause unentgeltlich erziehen zu lassen. Die Buren schlugen dies aus, die Wohlhabenderen unter ihnen schossen Geld zusammen und so sandte man jetzt die Waisen an eine holländische Erziehungsanstalt nach Oudtshorn, damit sie der Nation und der Sprache erhalten blieben. Die Versammlung sang geistliche Lieder und viele weinten. Es war ein ergreifendes Bild.

Von Potchefstrom ging die Fahrt ohne weiteren Aufenthalt in Johannesburg nach Kronstad. In der Stadt selbst ist ein sehr gelungener Dammbau zu sehen, ein nur ein Meter hohes Wehr aus Beton auf einer natürlichen Felsbank im Walsch River, das einen mächtigen Stauweiher bildet. In der Nähe von Kronstad besuchten wir den Neubau eines Regierungsdammes in Strydtfontein, wo ebenfalls eine große Burenansiedelung im Werke ist. Der Damm wird als Notstandsbau nur von Buren unter einem englischen Ingenieur ausgeführt, wird 18 Meter hoch, an der Krone 510, am Fuße 390 Meter lang, also ein gewaltiges Stück Arbeit. Die Baukosten sind mit 820,000 M. veranschlagt. Die Buren werden gut behandelt und erhalten als Erdarbeiter 4 M. 60 Pf. Tagelohn.

Von Kronstad fuhren wir in 50stündiger Eisenbahnfahrt nach Kapstadt und trafen am 1. Mai dort ein.

Schon unterwegs hatten wir erfahren, daß das Einfuhrverbot für Einhufer nach dem Schutzgebiete, welches vom Gouvernement wegen der in der Kapkolonie herrschenden Rotzkrankheit erlassen worden war, noch nicht aufgehoben sei. Die interessante und lehrreiche Reise über Land, die wir beabsichtigt hatten, mußte daher leider aufgegeben werden, und wir reisten am 5. Mai mit dem Kustendampfer nach dem Schutzgebiete ab.

Ein Blick auf eine Regenkarte des südlichen Afrika lehrt, daß die Regenhöhen von der Küste des Indischen Ozeans gegen die atlantische Küste zu stetig abnehmen und daß der regenärmste Strich das Namaland ist, welches seine Niederschläge nicht in eigentlichen Regenzeiten empfängt, sondern durch das unregelmäßige Hinübergreifen spärlicher und lokal auftretender Regen aus den anstoßenden Gebieten mit richtigen tropischen Regenzeiten. Dessen ungeachtet können alle auf die Aufspeicherung von Niederschlagswasser in Weihern und auf die einmalige Ueberflutung von Steppenland während der Regenzeit abzielenden Arbeiten im deutschen Teile von Südafrika auf ganz dieselbe Weise ausgeführt werden wie im britischen Teile. Nur wird man die Leistungsfähigkeit der Becken anfangs höchstens zur Hälfte beanspruchen, von den bewässerbaren Flächen höchstens einen Bruchteil in Kultur nehmen dürfen, bis nicht Erfahrungen im Schutzgebiete selbst vorliegen.

Auffallend muß es erscheinen, daß die Grundpreise, die im Schutzgebiete für Regierungsland 50 Pf. bis 1 M., für Gesellschaftsland 1 M. bis 5 M. pro Hektar betragen, im britischen Teile auch in den trockensten Gegenden 6 bis 10 M. erreichen. Der Grund liegt wohl in der dichteren Besiedelung. Ein alter Bur in Graaff Reinet erzählte mir, daß noch vor 30 Jahren ein „Plotz", d. i. eine Farm in der Sundayriver-Gegend für ein Spann Ochsen verkauft wurde und Herr Weber wußte einen Fall, daß ein überdrüssiger Farmer seinen Platz für ein Faß Rosinen losschlug. Bedenkt man, daß das Kapland schon seit 1651 von den Holländern bewohnt ist, daß die Engländer 1806 das Land an sich brachten und schon 1820 in Port Elisabeth 3053 englische Ansiedler landeten und kostenlos mit Land beteilten, so muß die Entwicklung der Kolonie eine außerordentlich langsame genannt werden. Die Entwicklung des deutschen Schutzgebietes in den 20 Jahren seit der Besitzergreifung ist entschieden eine raschere, trotz der kläglichen Armseligkeit der für die Besiedelung des Landes aufgewendeten Mittel.

Wenn etwas zu der Hoffnung berechtigt, daß diese Entwicklung in der Zukunft, nach Wiederkehr normaler Verhältnisse, noch weit rascher vorwärts gehen kann, so ist es die entschieden und unstreitig höhere Intelligenz des deutschen Durchschnittsansiedlers gegenüber der großen Mehrzahl der englischen Ansiedler, von den Buren ganz zu schweigen. Die Engländer wissen das sehr wohl. Als im Bezirke Worcester verhandelt wurde, woher man neuen Menschenzufluß gewinnen könne, da noch zu viel Land unbenützt liege, entschied man sich dafür, Italiener herbeizurufen. Der Vorschlag, Deutsche zur Ansiedlung zu ermutigen, wurde mit der Begründung abgewiesen: „Die werden bei uns zu schnell reich!" — Die Summe von Intelligenz und Tüchtigkeit, die in unseren Ansiedlern steckt, muß einmal auch dem Schutzgebiete zugute kommen. Gewiß, es ist schon oft behauptet worden, daß sich die Tüchtigkeit deutscher Auswanderer in deutschen Kolonien nicht im gleichen Maße entfalte wie unter fremder Herrschaft. Als 1903 in den Zeitungen stand, die deutsche Regierung wolle nun endlich ernsthaft an eine Besiedelung des Schutzgebietes durch Deutsche schreiten, da schrieben die Engländer, das sei ein völlig aussichtsloses Beginnen. Denn wie bisher werde sich auch in Zukunft der Strom deutscher Auswanderung dahin ergießen, „wo die Hand der Behörden weniger schwer drückt als im Vaterland". — Soweit Südafrika in Betracht kommt, ist diese Behauptung sicherlich grundlos. Die „Hand der Behörden" lastet auf allen Bewohnern der Freistaaten, Engländer inbegriffen, heute sicher schwerer als auf den Deutschen im Schutzgebiete. Und jeder Wollende und Strebende, der nicht mit der Ansicht ins Land kommt, er trete nun heraus aus dem Rahmen menschlicher Gesetze und Gesittung, wird im Schutzgebiete sicherlich freier leben als im Vaterlande und als überall sonstwo.

Beneiden dürfen wir die Engländer dagegen allerdings um den Patriotismus, oder sagen wir kühler, den Solidaritätssinn ihrer Ansiedler. Man mag über das unaufhörliche „God save the King", ohne welches man auf den englischen Dampfern keine Mahlzeit unbehelligt verdauen kann, lächeln oder sich ärgern, aber sie haben eine nüchterne Art — ich möchte sagen geschäftskluges Nationalgefühls, das sich freilich nicht in Schützenfest-Enthusiasmus Luft macht, das aber all ihr Denken und Handeln nach dem obersten Grundsatze beeinflußt und beherrscht: „Right or wrong, my country!" — Sie gehen mit ihrem „Government" durch dick und dünn.

Koloniale Beschwerden von oft so herzbrechender Albernheit, wie sie manche Berliner Blätter mit Begeisterung abdrucken, sind dort ein Ding der Unmöglichkeit.

Was unseren Ansiedlern fehlt, das ist der Unternehmungsgeist der Engländer. Darum wird sich die Regierung der Aufgabe nicht mehr länger entziehen können, die Führung zu übernehmen und solche Anlagen zu schaffen und dem Betriebe zuzuführen, welche ad oculus demonstrieren, wie man es anfängt, im Lande Geld zu verdienen. Aber es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Verwaltung des Schutzgebietes mit ihrem Ansiedlermaterial nicht in kürzester Zeit mehr erreichen könnte als die englische mit dem ihrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Poesie und Lehrstuhl.

Wenn ein akademischer Lehrer als Lyriker in die Oeffentlichkeit tritt, so wird — wer kann es bestreiten? — von vornherein ein gewisses Vorurteil erge. Nicht etwa, daß man glaubte, die äußere Würde des Amtes und ihre Wahrung lasse jenes tiefe Eintauchen in die Fluten des Empfindens, das nun einmal die Bedingung aller echten Dichtung ist, und die offene Wiedergabe des Erlebten nicht in vollem Maße zu; über solche konventionelle Schranken, die den poetischen Aeußerungen anderer lehrender Stände mitunter einen gewissen trockenen Beigeschmack geben, kann sich der akademische Lehrer von heute leicht hinwegsetzen, und die Rücksicht auf das Amt wäre keinem unter ihnen ein Hindernis, sich als einen kecken Liliencron oder gefühlsschwelgenden Lenau der studierenden und nichtstudierenden Oeffentlichkeit zu offenbaren. Aber man fragt sich, ob überhaupt die menschliche Seele reich genug ist, um die Tätigkeit der trockenen begrifflichen Verstandesarbeit, wie man sie vom akademischen Lehrer voraussetzt, zugleich mit dem ganz anders gearteten Seelenzustand, den echte Dichtung erfordert, vereinigen zu können; und man wird im allgemeinen Zweifel hegen, ob jene tiefe Hingabe an die Stimmungen des Lebens, wie wir sie nicht als vorübergehende Erscheinung, sondern als dauernden seelischen Grundzug vom lyrischen Dichter voraussetzen, mit der zergliedernden Verstandesarbeit des Gelehrten verträglich ist. Eher wird man epische und dramatische Dichtung, die ja ohne reflektierendes Schaffen nicht denkbar sind, für damit vereinbar halten; aber gerade lyrische Stimmungsgestaltung wohl am wenigsten. Zwischen Dichtertum und Lehrstuhlfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl. . . .

Von den drei dichtenden Universitätslehrern, die den Anlaß zu dieser Betrachtung gaben, bringt Walter Kinkel, seines Zeichens Privatdozent der Philosophie (Gedichte. Gießen 1904, J. Ricker), den angedeuteten Zwiespalt wohl am deutlichsten zum Ausdruck. Durch seine Lyrik geht ein wesentlich reflektierender Zug, der unverkennbar den Stempel des dichterisch empfindenden Gelehrten trägt und es im Leser nicht zum Nacherleben des Vrsungenen kommen läßt. Wir glauben diesen Gedichten gerne, daß ihr Verfasser Liebe und Freundschaft empfindet, daß ihn die Reize der Natur entzücken und ein edles geistiges Ringen in ihm lebendig ist; aber sie vermögen uns nicht zum Nachfühlen zu zwingen. Das gilt auch da, wo er nicht geradezu in Betrachtungen über „Gott, Mensch und Schicksal", über „Der Welt Lauf", die „Macht des Geistes", „Zeit und Ewigkeit", „Raum und Unendlichkeit" und andere poetisch spröde Themen sich ergeht, sondern wie rechte Lyrik von „Liebe, Freundschaft und Natur" singt. Und so fehlt denn auch all diesen Gedichten eine Kleinigkeit, die man mit Recht als sicheres Kriterium des rchten Lyrikers betrachtet — die rigene Note. Charakteristisch für diese heute doch etwas aus der Mode gekommene Art von Dichtung ist z. B. das Gedicht:

Frohgemut.

Ich will ein Liedchen singen,
Der Liebsten mein zur Ehr';
Der Wind, der soll's ihr bringen,
Der über die Lande fährt.

Wie sollt' ich denn nit fröhlich sein
In dieser schönen Welt?
Die Allerfeinste, die ist mein,
Die mir gar wohl gefällt.

Ein andrer hänge sich ans Gold —
Des trag' ich kein Begehr;
Ist mir mein Lieb nur immer hold —
Was will ich denn noch mehr?

Und wär' mein Schatz ein Brünnlein klar,
Und ich ein Baum daran;
So stünd' ich wohl das ganze Jahr
Und schaute mich drin an.

Und wenn mein Schatz ein Rehlein wär'
Und ich der grüne Wald,
In meinem Schutze spräng's umher,
Kein Jäger hätt' sein' Gewalt.

Mein Herz, das ist ein Paradies
Voll Freuden und voll Wonnen,
Dieweil mein Liebchen drinnen ist,
Die alles Glückes Bronnen.

Ein zartes und vornehmes Empfinden spricht sich in Kinkels Gedichten zweifellos aus, nicht minder ein ernstes Ringen um eine des sittlich selbstherrlichen Philosophen würdige Lebensgestaltung und geistige Seldstbehauptung; aber nach einem Tone, einem Bilde, einer Stimmung, die einem nicht recht bekannt anmutet, wird man in dem Büchlein vergebens suchen. Verse z. B. wie die folgenden:

Ich will dich nimmer von mir lassen,
Mein ganzes Leben dir nur weih'n;
Mit Liebe will ich dich umfassen,
Bis all dein Fühlen, Denken mein.

Du sollst dich in mir wiederfinden
Und mit mir teilen Lust und Leid;
Ich will dich fest und innig binden
Sollst mein sein für die Ewigkeit —

sind als Gabe an die, der sie gelten, sehr hübsch und sicher auch in einem weiteren Freundeskreis sympathischen Interesses für den Verfasser gewiß; aber sie entbehren doch allzu sehr des Maßes von Eigenart, das man von Lyrik, die der breiten Oeffentlichkeit vorgelegt wird, erwarten darf; und so fehlt der zündende Funke fast durchweg auch jenen Gedichten, in denen man unzweifelhaft warmes Herzenserleben nach Ausdruck ringen spürt. Wenn wir aber vollends Verse hören wie die folgenden:

Im Zeitenstrom, im Schicksalstreiben,
Zwei Güter stehen unberührt;
Die Freundschaft und die Liebe bleiben,
Wohl dem, der sie im Herzen führt,

so scheiden wir mit der tröstlichen Hoffnung vom Verfasser, daß er die Philosophie, die ihm u. a. bereits eine schöne Darstellung des Herbartschen Systems verdankt, auch in Zukunft noch mit mancher wertvollen Gabe zu bereichern berufen ist.

Eine persönlichere Note weiß Theodor Birt (Beatus Rhenanus), der klassische Philologe der Marburger Universität, in seinen Dichtungen anzuschlagen. (Gedichte. München 1904. C. H. Beck.) Frische und Munterkeit im Genuß künstlerischer und natürlicher Schönheit, ein kräftiges und neckisch-heiteres Liebesempfinden, Wanderfreude und warme Freundschaftstöne sind diesen Gedichten eigen; selbst eine recht hübsche humoristische Ballade weiß der Verfasser in der Geschichte des seltsamen Erlebnisses seines gelehrten Vorgängers Goclenius zu gestalten. Es ist offenbar nur ein Ausfluß des behaglichen Humors, von dem das Buch überall zeugt, wenn der Verfasser mit Vorliebe auch den Reim durch häufige gasrlartige Wiederholung zu humoristischer Wirkung verwendet, wie er sich denn überhaupt auch in Sonetten und sonstigen kunstvollen Gedichtformen als großrn Sprachbeherrscher zeigt. Nur auf seine Hexamter dürfte Platens „Holpricht ist der Hexameter zwar!" mit Recht angewandt werden können, denn der Philolog Birt hat hier antike Längen- und nicht deutsche Tonhexameter geschaffen.

Eine Probe des munteren Tons, der in dem Büchlein herrscht, gibt das Gedicht „Emmy":

Das Niedlichste doch im ganzen Hotel
Ohn' Streiten ist die Serviermamsell
Emmy! Noch allem chassiert und blickt sie
Und jedem lächelt und jedem nickt sie.
Wie Schlankheit zugleich sie und Fülle ziert!
Das Haar wie ein Goldhelm auffrisiert.
Auf weißen Backen Tulpenglut
Und der Mund zum Gespräch und zu allem gut.

Den Schoppen zur Suppen, noch eh' ich harre.
„Hier sind Streichhölzer, und hier Zigarre."
„Frisch Wasser wär' schon zum Kaffee" — und jetzt
Hat sie's mir richtig schon hingesetzt.
Früh morgens um sechs, wenn alles noch träumt,
Ist sie — wie das Zimmer — schon aufgeräumt,
Und spät, wenn zum Schlaf man Miene macht
Sie lacht dir die frischeste gute Nacht.
O wärst du, wenn Gasthaus und Table d'hôte
Noch einmal mir im Leben droht,
Wärst du auch immer mir dann zur Stell',
Du allerliebste Hotelmamsell.
Nun aber die Rechnung, sei'n Sie so gut.
Auch die macht, daß Scheiden wehe tut.

Noch deutlicher spricht sich dies übermütige Gefallen an einem schönen Gesicht in seinen Versen aus Italien aus, z. B. die folgenden:

Und warum so traurig heut?
Und im Aug' gar Tränenschimmer?
Sei vergnügt, Kind. Schönheit freut,
Aber strohlen muß sie immer.

Und du saßt stumm neben mir,
Während ich, des Spotts beflissen,
Kreidestift nahm und Papier.
Wie du dreinschaust, willst du's wissen?

Und du hieltest mürrisch still,
Und ich malte statt Sirenen —
Nun, was wär's? — ein Krokodil.
Das da schwamm in seinen Tränen;

Bis der Reiz dich süß bestrickt
Und du hell hast lachen müssen.
Deine Zähne blenden mich.
Schließ den Mund. Ich will ihn küssen.

Aber Birt weiß auch von ernsten Dingen zu erzählen — von männlicher Freundestreue, vom Entzücken südlicher Kunst, von der Pracht der Florentiner Landschaft oder der italienischen Seen, vom Zauber des Rheines und anderem mehr. Kein leichtes Liebesgetändel, sondern tiefes Leben im andern ist es, das aus dem Gedicht „An dich" zu uns spricht:

An dich.

In allen meinen Tagen
Bei Sturm und Sonnenschein
Sollst du mir ohne Zagen
Und liebend nahe sein.
In allen meinen Tagen,
Wenn mir die Schwinge bricht,
Mit Liebes-Flügelschlagen
Verlaß nur du mich nicht.

Des Einsamen Geselle,
Im Segel Morgenwind,
Mein Schatten in der Helle,
Mein Licht da, wo ich blind,
Du Stimme meinem Schweigen,
Wenn sich mein Geist vergißt,
Du Vöglein in den Zweigen,
Das süß geschwätzig ist;
Im Kampf du meine Stärke,
Du Schneide meinem Schwert,
Wenn es zu gutem Werke
Aus meiner Scheide fährt,
Und doch im Kampf mein Friede,
Im Hasten meine Ruh',
Du Harfe meinem Liede —
Das sei, das bleibe du.

Oft quäl' ich mich vergebens,
Bis du mich fröhlich machst.
Wenn du den Staub des Lebens
Mir von der Seele lachst.
Und streichst du mir die Schläfe,
Dem Müden, nur einmal,
So ist's, als ob mich träfe
Ein Himmelssonnenstrahl.
Mit zärtlichem Verschlusse
Schließ' in dein Herz mich ein
Und laß den Mund zum Kusse,
Laß ihn nie müde sein.
Und sorg', daß ohne Fehle
Oft mich dein Arm umschlingt,
Daß lieblich deine Seele
Tief in die meine dringt.

So ganz von dir umgeben
In hell und trüber Zeit,
So will ich schaffend leben
In deiner Munterkeit.

„Die Menschheit ruft" setzt vornehme Lebensgesinnung in die von ihm so viel beliebte humoristische Form:

Mensch, tauf dir modische Krawatten nicht
Und stopf die Taille dir mit Watten nicht
Und salb dich mit Parfüms, als wolltest du
Lebend als Mumie dich bestatten, nicht.
Und flieh' den Spiegel und bevölkere
Des Photographen leere Platten nicht.
Die Eiche wächst im Sturm am Bergeshaupt,
Sie wächst auf zierlichen Rabatten nicht.
Erfüll mit Totendrang die Seele dir,
Kämpf in der Sonne, steh im Schatten nicht,
Den Geisteshunger spür und zähle dich
Zu den Blasierten, zu den Satten nicht.
Der Staat, die Welt, die Menschheit ruft! Ihr frommt
Das Volk der Matten und der Glotten nicht.

Das Ganze ist ein persönliches und reizvolles Buch, das Werk eines Mannes, der Philologe und echter Mensch zugleich ist, das auf poetische Bedeutung im tieferen Sinne wohl keinen Anspruch erhebt, dessen Scherz und Ernst aber der Fröhliche — denn an diesen wendet sich Birt offenbar vor allem — gern in sich aufnehmen wird.

Auch der bekannte, trotz einem lockenden Ruf noch Heidelberg nun der rheinischen Hochschule erhalten gebliebene Rechtslehrer in Bonn Ernst Zitelmann, der schon seit längerer Zeit im Nebenamt der Dichtkunst beflissen ist, hat sich in diesem Jahre mit einer dichterischen Gabe eingefunden: Radierungen und Momentaufnahmen, Leipzig 1904, Duncker u. Humblot. Er ist der modernste unter den dreien; darum dichtet er auch nicht in Versen, sondern in Prosa. Kleine Skizzen und Augenblicksbilder, durch ein welterfahrenes skeptisches „Temperament" betrachtet, mit allen „Schikanen und Finessen" der Moderne, sind seine Gabe; ein Peter Altenberg, der zugleich „ein trockener Kenner und Deuter des römischen Rechts". Als ein kritischer Betrachter von hoher Worte hat Zitelmann an unserer Kultur, ja selbst am heiligen Bild der Wissenschaft Flecken gesehen und insbesondere an seinem bildungsgeästigten Milieu auch einige weniger erfreuliche Seiten gefunden:

Wir kommen von einem „geistigen Abend" bei einer tonangebenden Familie. „Geistige Abende" sind furchtbar, qualvoll, folternd, geradezu gesundheitsgefährlich — aber man muß sie mitmachen, man muß dort ab und zu gesehen sein, des eigenen Rufs halber. Ein edler Hauch der Bildung schwebt über allem; man spricht nur in gewählten Worten und alles Niedrige liegt fern: nur von wirklich hohen Bildungsdingen ist die Rede. Dabei werden die entlegensten Dinge mit einem „bekanntlich" eingeführt oder auch nur angedeutet, weil als bekannt vorausgesetzt; wolltest du um Erklärung fragen — man würde dir zwar antworten, aber die Blicke dabei das nachsichtige Mitleid! Nein, du verstummst, du ergibst dich und fühlst nur noch die Sehnsucht, ein Konversationslexikon zu sein.

Ich habe dort einmal einen Herrn, der unvorbereitet und zufällig gerade an einem solchen Abend zu Besuch gekommen war, vor Bildung ohnmächtig werden sehen; der Vorfall war recht peinlich.

Ist es hier der Zweifel am allein seligmachenden Wert des Wissens, so zeigt die Skizze „Abschied", daß die Skepsis des Verfassers allgemeinerer Art ist:

Wir hatten auf dem Hausflur beim Verlassen des gastlichen Hauses die Zigarren angezündet und schlenderten nun die breite Allee der Vorstadt entlang durch die stille Nacht heim. Natürlich sprachen wir über die schöne Frau, aus deren Haus wir kamen, wie eben Männer, die aus Gesellschaft kommen, über Frauen sprechen. Alle standen wir mehr oder minder in dem Banne dieser seltsamen Frau: das Ebenmaß ihrer Gestalt, die weiche Anmut ihrer Bewegungen, ihre Kunst sich zu kleiden, der sehnsuchtrnde Reiz ihrer Züge hatten es jedem von uns angetan. In dieser Bewunderung waren wir einig, desto uneiniger aber in der Beurteilung ihres Wesens. Hinter dieser Frau liegt eine tragische Vergangenheit, meinte der eine, ihre Ruhe und Heiterkeit ist Strandgut eines gescheiterten Schiffes. Sie ist raffiniert kokett, urteilte ein anderer; heiße, aber streng bewachte Sinnlichkeit — im Gegenteil eine noch unberührte, unerschlossene Seele — müde, weil sie alles gestaltet — so schwirrten die Urteile durcheinander, wir erhitzten uns im Widerstreit mehr und mehr.

Einer, dessen Frauenkenntnis wir alle schätzten, hatte bislang geschwiegen. Wir fragten ihn um seine Ansicht. Da erzählte er: Wir liebten als Kinder eine von unseren Tanten ganz besonders, die uns, wenn wir sie nur besuchten, immer erlaubte in ihren Sachen herumzustöbern; Kisten und Schränke durften wir nach Belieben öffnen, da gab es tausend, seltsame, namenlose Dinge — schier unerschöpflich war der Schatz. Nur eine wunderschöne, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte Ebenholztruhe blieb uns trotz allen Bittens und Bettelns verschlossen; die Tante behauptete zuletzt, den Schlüssel nicht mehr zu haben, aber sie lachte dabei so seltsam, daß wir ihr nicht glaubten. Unsere Neugier wuchs und wuchs durch Jahre. Ach, wie viele Phantasien spannen wir um diesen rätselhaften Kasten! und jeder von uns hatte eine andere Vermutung über seinen Inhalt und verteidigte sie aufs hartnäckigste, es kam sogar zu erbitterten Fehden beim Meinungsaustausch. Nach dem Tode der Tante öffnete unser Vater endlich die Truhe; wir Kinder saßen in geradezu feierlicher Stimmung, fast atemlos, vor Erwartung zu, als der Deckel sich hob, und was fanden wir?

Nun, was war in dem Kasten?

Nichts, meine Herren, er war leer.

Neben solchen satirisch gefärbten Skizzen stehen lyrische Stimmungen verschiedener Art, landschaftliche Augenblicksbilder von zarter Unmittelbarkeit, kleine Parabeln und ironische Streiflichter auf diese und jene Schwäche in unserem wissenschaftlichen oder ehrbar-bürgerlichen Leben und Treiben. Wie gesagt, zumeist skeptisch blasiert und jedenfalls madern bis in die Fingerspitzen; manche der Pointen des Buches wären in einem vielgenannten modernen Witzblatt recht gut am Platz.

C. S.

Bücher und Zeitschriften.

Ritterliches Liederbuch. Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen. F. A. Lattmann Verlag, Berlin. Gaslar, Leipzig.

Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen Literaturpsychologen, das Junkerhafte in der deutschen Lyrik einmal zu analysieren: Von Strachwitz über den Prinzen Emil Schönaich-Carolath und Liliencron bis zu manchen kleineren Talenten hin ist es vorhanden und leicht erkennbar in Form und Ausdruck, als geistiges Element, das auf die Lebensstellung einer Klasse zurückleitet, die auch in der Dichtung gern mit dem Säbel rasselt. Auch der Verfasser des „Ritterlichen Liederbuches" weist diesen junkerhaften Zug auf. Sonst darf man diesen Gedichten frischen Naturfinn, lebhaftes Gefühl für die Form und einen gesunden Optimismus nachrühmen; es ist nichts von der Müdigkeit der Dekadenten und nichts von ihren überfeinen Verskünsten in dem Band zu finden, der ein liebenswürdiges männliches Naturell verrät und die Hoffnung auf die Entwicklung eines gesunden Talentes zuläßt.

Wilhelm Weigand.

Die Kathodenstrahlen. Von G. C. Schmidt, außerordentlicher Professor der Physik an der Universität Erlangen. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. 2. Heft.) Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig. VIII und 120 S.

Die Untersuchung der Kathodenstrahlen, welche in genügend evakuierten Röhren von der negativen Elektrode ausgesandt werden, war der Ausgangspunkt der Forschungen, die später zu den weitere Kreise interessierenden Entdeckungen der Röntgen-Strahlen und der radioaktiven Körper geführt haben. Die hier gebotene, nach Form und Inhalt gleich vortreffliche Uebersicht über die wichtigsten physikalischen Eigenschaften dieser Strahlungen kann weiteren Kreisen aufs beste empfohlen werden, sie wird auch Fachmännern — nicht zum wenigsten mit Rücksicht auf die angefügte Literaturübersicht — willkommen sein. Die zur Zeit am weitesten verbreitete Ansicht über die Kathodenstrahlen ist die, daß dieselben aus sogenannten negativen Elektronen bestehen, die mit außerordentlichen Geschwindigkeiten — der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes vergleichbar — fortfliegen. Der Verfasser, der selbst hervorragende Arbeiten in diesem Gebiete gemacht hat und besonders durch die Entdeckung der Thoriumstrahlen bekannt geworden ist, setzt in klarer Weise die Gründe auseinander, welche zu der Vorherrschaft dieser Ansicht geführt haben, nur erhebt er dieselbe zu sehr zum Dogma. Schon die allernächste Zeit kann Untersuchungen bringen, die wieder zu Schwingungstheorien der Kathodenstrahlen führen; es möge in weiteren Kreisen nicht die Meinung platzgreifen, daß in der sogenannten Elektronentheorie eine allgemein befriedigende Erklärung der elektrischen Erscheinungen gewonnen sei.

A. K.

-r. Versuch einer Militär-Psychologie. Von M. Campeano. Bukarest 1904.

Es ist eine der unerwünschten Begleiterscheinungen der Fortschritte, welche die Technik wie auf allen Gebieten, so auch auf dem militärischen im Laufe des letzten Jahrhunderts zu verzeichnen hat, daß bei der Betrachtung und Beurteilung kriegerischer Vorgänge deren technische, materielle, physische Seite zu stark in den Vordergrund gerückt wird, weil das Auge des Beobachters, durch sie geblendet, die tiefer liegenden psychologischen Momente nicht gewahrt. Und wo je ein Versuch gemacht wird, auch diesen letzteren gerecht zu werden, stellt man sie häufig, losgelöst von den ersteren, hin und erweckt eher Widerspruch und Mißverständnis, statt Aufklärung und Belehrung zu bringen. Aber „Der Kampf ist ein unendlich ineinander verschlungenes Maschenwerk psycho-physischer Faktoren", sagt General Frhr. v. Lichtenstern mit vollem Recht und kennzeichnet damit nicht nur das Wesen des Kampfes in einer kaum zu übertreffenden Prägnanz, sondern er weist damit auch der geschichtlichen Behandlung kriegerischer Ereignisse die Wege. Diese wird im allgemeinen von da auszugehen haben, wo der große Kriegsphilosoph Clausewitz vor ein paar Menschenaltern stehen geblieben ist; denn wenn auch die internationale Militärliteratur geistreiche Arbeiten von psychologischer Tendenz besitzt, so ist deren wissenschaftlicher Gehalt doch im allgemeinen gering. — Die Gründe liegen auf der Hand. Nur wenige Schriftsteller sind mit der Wissenschaft der Psychologie in solchem Umfange vertraut, daß sie sich auf dieses Gebiet wagen können. Den meisten fehlt es an Willen und — Zeit, in diese oft schwierigen Dinge sich genügend zu vertiefen. Eine Lehrschrift aber, die in einfacher Weise und knapper Form systematisch in die Wissenschaft der Psychologie gerade nach der militärischen Richtung einführte, war nicht vorhanden. Zu einem wissenschaftlichen Lehrbuch der Militär-Psychologie den ersten Versuch gemacht zu haben, ist ein schönes Verdienst des ehemaligen rumänischen Militärarztes Dr. M. Campeano. Seine knapp gehaltene, nur 154 Seiten Text umfassende Schrift ist vor zwei Jahren in französischer Sprache erschienen und von berufener Seite

durchaus anerkennend besprochen worden. Hierbei kam der Wunsch zum Ausdruck, das Werk möchte in die deutsche Sprache übertragen und dadurch einem weiteren Kreise deutscher Offiziere zugänglich gemacht werden. Jetzt liegt das Buch in einer guten, von Hauptmann Strisca des rumänischen Generalstabes besorgten Uebersetzung vor. Neben der geleisteten trefflichen Arbeit ist auch die Tatsache zu begrüßen, daß im fernen Bukarest ein militärwissenschaftliches deutsches Buch geschrieben, gedruckt und verlegt werden kann.

Den Inhalt des Lehrbuches hat der bekannte Psychologe Th. Ribot in Paris als klar und logisch gegliedert bezeichnet. Zunächst mußte die allgemeine Psychologie, soweit sie für den militärischen Leser zum Verständnis des Ganzen unerläßlich ist, überblickt werden. Durch den zweiten, der Psychologie der Menge gewidmeten Teil führt dann Caupeano in das Gebiet seiner besonderen Forschungen ein. Diese stützen sich auf eine für den Nichtoffizier geradezu ungewöhnliche Kenntnis der Taktik, Strategie, Kriegsgeschichte und der militärischen Hilfswissenschaften und streifen so ziemlich alles, was in diesem Zusammenhange überhaupt berührt werden kann. Das besondere Gepräge, das Gefühlsleben und der Pflichtenkreis des Soldaten; der besondere Charakter der Heere nach Zeit, Ort und Art; das gegenseitige Verhältnis von Führer und Truppe; die Psychologie der Infanterie, Kavallerie und Artillerie — all das kommt in vertiefter Auffassung, dabei in ansprechender Form zur Abwandlung. Wenn das Werk in manchen Stücken ein Versuch geblieben ist — im ganzen bedeutet es sicherlich weit mehr, als der bescheidene Verfasser es selbst einschätzt —, so liegt der Grund lediglich darin, daß für solch ein zusammenfassendes, großzügiges Werk die notwendigen Vorarbeiten, die Einzelforschungen, fehlen. Hier liegt noch ein weites Feld vor uns; man darf es aussprechen, daß die gesamte Kriegsgeschichte nach militärpsychologischen Gesichtspunkten einer Revision zu unterziehen ist — Freilich muß die Einzelforschung vorangehen und an taktischen Beispielen die neue Betrachtungsweise zeigen. Vielleicht entschließt sich Generalmajor Frhr. v. Lichtenstern, als kriegserprobter und im Frieden erfahrener Soldat wie als geschulter Psychologe und gewandter Schriftsteller hierfür die berufenste Persönlichkeit, zu einem die Wege weisenden Anfang. Die Schlacht von Wörth wäre ein Thema.

::

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

14. April. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Herr Hertwig las über Beziehungen des tierischen Eies zu dem aus ihm sich entwickelnden Embryo. Als Beweis gegen das Prinzip der organbildenden Keimbezirke werden Experimente mitgeteilt, in denen das unbefruchtete Froschei der Einwirkung der Zentrifugalkraft ausgesetzt und dadurch im Innern eine Verlagerung leichterer und schwererer Eidestandteile (Kern, Protoplasma und Dotter) herbeigeführt wurde. Die Folge des Eingriffs war, daß nach Ausführung der Befruchtung die Entwicklungsprozesse anstatt am animalen am vegetativen, pigmentfreien Pol ihren Ausgang nahmen, daß also gewissermaßen beide Pole ihre Rollen umgetauscht haben. In einer zweiten Reihe von Experimenten wird gezeigt, wie durch einen einfachen Eingriff befruchtete Froscheier sich im Raume derartig orientieren lassen, daß ihre ersten Teilebenen parallel zu einander gestellt werden. 2. Herr Klein sprach über einen Zusammenhang zwischen optischen Eigenschaften und chemischer Konstitution beim Vesuvian. Es wird der Nachweis erbracht, daß die Chromochlite dieses Minerals, die Vorkommen vom Alathal vom Brucittypus beim Erhitzen in optisch normalen negativen Vesuvian übergehen, der von allen genannten Varietäten den geringsten Gehalt an Wasser und Fluor besitzt. Dieselben optischen Verhältnisse hatte der Vortragende bei den entsprechenden Varietäten des Apophyllits 1892 erforscht und gezeigt, daß durch Erwärmung alle obengenannten Varietäten dieses Minerals in normalen positiven Apophyllit vom Brucittypus umgewandelt werden. 3. Herr van't Hoff machte eine weitere Mitteilung über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen. XXXVI. Die Mineralkombinationen von 25° bis 83°. Gemeinschaftlich mit Herrn Meyerhoffer wurde festgestellt, an welche Temperaturgrenze die möglichen (aus Chloriden und Sulfaten von Natrium, Kalium und Magnesium bestehenden) Mineralkombinationen gebunden sind. Es ergaben sich in dieser Weise etwa 40 Temperaturanweisungen, die auch in bestimmten Fällen angewendet wurden, und auf Temperaturen oberhalb 60° bei der Bildung einiger Naturvorkommnisse deuteten. 4. Herr Waldeyer legte eine Mitteilung des Herrn Professors Dr. E. Ballowitz in Greifswald vor: Ueber den Bau des Geruchsorgans der Cyclostomata. Die Riechzellen von Petromyzon fluviatilis tragen wie die Stützzellen am freien Ende einen Besatz von zahlreichen, feinen, oft hin und her gebogenen, sehr hinfälligen Wimpern, deren Länge nicht ganz die der Wimperhaare der Stützzellen erreicht. Es ist wahrscheinlich, daß diese Riechhaare beim lebenden Tiere flimmern. 5. Herr Schwarz legte eine Abhandlung von Hrn. C. F. Geiser, Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich vor: Zur Erzeugung von Minimalflächen durch Schnren von Kurven vorgeschriebener Art. Diese Abhandlung enthält die Entwicklung eines Verfahrens, durch welches alle reellen und imaginären Minimalflächen bestimmt werden können, welche eine Schar von geraden Linien, oder eine Schar von Kreisen enthalten. Dasselbe Verfahren wird auch zur Lösung der Aufgabe benutzt, alle Flächen zu bestimmen, für welche die eine Schar der Krümmungslinien von einer Schar von geraden Linien, oder von einer Schar von Kreisen gebildet wird.

14. April. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Hr. Wilhelm Schulze las über die lateinischen Buchstabennamen. Das heute übliche ABC hat seine endgültige Gestalt nicht vor dem Ende des 4. nachchristlichen Jahrhunderts erhalten. Vorher galt für die semivokalen F L M N R S X statt der Buchstabiermethode vielmehr die Lautiermethode, deren Erfinder die Römer sind. Die wichtigsten Differenzen der modernen und der spätrömischen Praxis werden erörtert. 2. Herr v. Wilamowitz-Moellendorff legte vor: Theodor Wiegand und Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf: Ein Gesetz von Samos über die Beschaffung von Bratkorn aus öffentlichen Mitteln. Eine von den Herren Th. Wiegand und A. Rehm in Samos abgeschriebene umfängliche Urkunde regelt den Ankauf von Korn, das der Hera gehört, aus den Zinsen einer Stiftung und seine Verteilung an die Bürger.

Begründung der deutschen Kant-Gesellschaft und Errichtung der Kant-Stiftung in Halle.

Der rührige Kant-Forscher und Herausgeber der Kant-Studien, Prof. Dr. Vaihinger in Halle, hat, wie schon gemeldet, den kürzlich gefeierten hundertjährigen Todestag des größten deutschen Philosophen zum Anlaß genommen, um das Werk der Kantforschung durch die oben genannten Stiftungen auf eine dauernde Grundlage zu stellen. Denn die „Kant-Studien", deren Sicherung jene Gründungen in erster Linie gewährleisten sollen, wollen nicht allein der historischen Erforschung Kants dienen, sondern von da aus ihre Arbeit auf alle Gebiete philosophischer Arbeit ausdehnen. Bisher erforderten sie jährlich noch ca. 500 bis 600 M. Zuschuß; dem ist durch die Errichtung der Kant-Stiftung abgeholfen worden, die durch Sammlungen der Kant-Freunde unter Professor Dr. Vaihingers Leitung zustande gekommen ist. Beiträge von mehreren Hundert bis 1000 M. haben mehrere hervorragende Hallenser Bürger, darunter Professor Vaihinger, gezeichnet; von Auswärtigen Professor Dr. Walter Simon in Königsberg, Prof. Dr. Martius in Kiel, Prof. Paulsen in Berlin u. s. w., so daß nunmehr die Stiftung gesichert ist. Am 22. d. M. fand nun in Gegenwart einer auserlesenen

Digitized by Google

Versammlung die Gründung der Gesellschaft statt. Professor Vaihinger erinnerte in seiner Ansprache an die engen Beziehungen, die von alters zwischen Halle und Kant, bezw. der Kantschen Philosophie bestanden. Zweimal sollte Kant unter Minister Zedlitz nach Halle berufen, seine Kritik der reinen Vernunft ist in der Gebauerschen (später Schwetschkeschen) Buchdruckerei gedruckt. In Halle lebte sein Hauptgegner Professor Eberhard, Vertreter der Wolffschen Philosophie. Die Ironie der Geschichte will es, daß heute der Besitzer von Eberhards Garten, Kommerzienrat Lehmann, eine besonders große Gabe für Kant gestiftet hat. Später sollte Kants Philosophie tiefe Wurzeln in Halle und heute lebt hier der hervorragendste Vertreter des Kritizismus, Prof. Alois Riehl. — Die Spenden betragen, wie gemeldet, bis jetzt 15,000 M.; dieselben werden jedoch, bis sie auf 20,000 M. gekommen sind, eifrig fortgesetzt werden. Der dritte Teil der Beiträge (5000 Mark) stammt von Hallenser Bürgern — ein erneuter Beweis für die innigen Beziehungen zwischen Stadt und Universität. Der preußische Kultusminister gab 2500 M.; der amerikanische Kultusminister Harris schrieb: Ohne Kant würde ihm das Leben nicht mehr lebenswert erscheinen. Nach einer Rede des Privatdozenten und jetzigen Herausgebers der „Kantstudien" Dr. Bauch über „Kant und die deutschen Dichterfürsten", deren Inhalt unsere Leser aus Nr. 47 der Beilage kennen, wurden sodann zu Mitgliedern des Vorstandes ernannt: der Kurator der Universität, Geh. Reg.-Rat G. Meyer, der Hofrat Prof. Dr. Riehl, der Geh. Justizrat Prof. Dr. Stammler, z. Z. Rektor der Universität, der Direktor der Universitätsbibliothek Dr. Gerhard, der Geh. Kommerzienrat H. Lehmann und als Geschäftsführer Prof. Dr. Vaihinger.

•

Ein Brief Mörikes an seine Schwester.

In ihrem soeben ausgegebenen 5. Heft, das als eine Art württembergischer Sondernummer erscheint, bringen die Süddeutschen Monatshefte unter anderem recht interessanten Material zur württembergischen Geistesgeschichte auch einige noch unveröffentlichte Briefe Mörikes (herausgegeben von Rudolf Krauß in Stuttgart). Da wir unlängst aus der Feder eines dem Dichter und seiner Familie persönlich vertrauten eine Darstellung der Ursachen und allmählichen Veränderungen gaben, die schließlich zur Trennung der ursprünglich so gut harmonierenden Ehegatten führten, so ist wohl einer dieser Briefe, den Mörike bald nach der Hochzeit an seine Schwester richtete und der für das damalige gute Verhältnis der Geschwister untereinander und zu Mörikes Frau bezeichnend ist, für unsere Leser nicht ohne Interesse. (Mit der „Arbeit", von der im Text die Rede ist, meint Mörike die Vollendung der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag".)

27. Juni 53.

Ich habe mich heut früh, wie schon mehrere Tage, mit meiner „Landstraße" der größeren Ungestörtheit wegen in Dein Stübchen herüber gemacht, liebstes Klächen, auf Deine Matratze und bis jetzt — nach 11 Uhr — auf der Patentschiefertafel geschrieben. Die Läden sind zur Hälfte zu, der Sturmwind treibt die hohen Bäume hin und her, die Buben sangen sich im Hof, und oben wurde lang gebeethovelt, so daß ich einmal wieder Gebrauch von meinen alten Ohrenstöpseln machte und allerdings dann fast so still wie auf dem untersten Meeresgrund lag. Die Arbeit ging diesmal auch sonst erträglich vorwärts, und die Auspizien dafür sind gut. Vorgestern wollte der Zufall, daß, als ich eben die Partie von dem italienischen Kunststück mit den Orangen (von Mozart erzählt) vor mir hatte, aus der Kaserne drüben das erste Finale des Don Juan gemocht wurde und zu gleicher Zeit Gretchen dem Louis Auftrag wegen einer Pomeranze für die vorhobende Visite gab. Ich nahm dieses Zusammentreffen als ein günstiges Vorzeichen für mein Geschäft. Wenn ich mich nur so 14 Tage in das Dachkämmerchen bei Euch zu meinen alten Steinkisten setzen könnte, die ich so ganz gewiß fest zugenagelt lassen wollte. Von Bruder L[ouis] bin ich inzwischen nicht gehindert, er kommt nie mehr vor Abend, und das liebe Gretchen erleichtert mich auf alle Weise.

Und Du? wie geht es Dir? Gesundheitlich? gesellig? musikalisch? Wir haben groß Verlangen nach einer Nachricht und stellen uns einstweilen, um unsere Sorgen wenigstens von dieser Seite nicht zu vermehren, das Beste vor. Jetzt gibt der Münchner Brief zu denken, auch für Dich und die liebe Mutter. Ich weiß da wahrlich für die nächste Zeit noch entfernt keinen Rat. Ich muß notwendig jetzt abbrechen. Grüße die gute Frau Mama und alles! Leb wohl, geliebtestes Klärchen, und sei des steetesten Andenkens versichert

Deines getreuen E.

*

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Für das Fach der mittelalterlichen Geschichte hat sich an unserer Universität habilitiert Dr. Otto Cartellieri, Mitarbeiter der **Monumenta Germaniae**, ein Schüler Scheffer-Boichorsts und Bruder des früher hier tätigen, jetzt Jenenser Historikers Prof. Alexander Cartellieri. — Die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät erneuerte dem berühmten englischen Chemiker Prof. Sir Henry Enfield Roscoe in Manchester zum 22. d. M., als dem 50. Jahrestage seiner Promotion, glückwünschend das hier unter den Auspizien Robert Bunsens erworbene Doktordiplom. Die juristische Fakultät erneuerte das Diplom Herrn Dr. Adolf Ludwig Harnier aus Frankfurt a. M., ebenfalls aus Anlaß des goldenen Doktorjubiläums. — Geh. Rat Professor Dr. Kuno Fischer benützt, wie von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, seine von akademischer Lehrtätigkeit freie Muße zur Ausarbeitung seiner Lebenserinnerungen und diktiert, im Lehnstuhl sitzend, daraus täglich Abschnitte.

B. Prinz Randsit von Siam wird in den nächsten Tagen die hiesige Universität beziehen, um Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren.

* **Marburg.** Hier wird sich am morgigen Mittwoch Dr. F. Bock mit einer Antrittsvorlesung über „Spätgotik und Renaissance" habilitieren.

* **Halle.** Als Nachfolger Prof. Bührings ist der stellvertretende Leiter der agrikulturchemischen Versuchsstation und Versuchswirtschaft Dr. H. K. Müller zum Vorsteher der hiesigen agrikulturchemischen Kontrollstation ernannt worden. Als Nachfolger Müllers ist der Vorstand der bakteriologischen Abteilung der agrikulturchemischen Versuchsstation Dr. W. Krüger berufen worden.

vt. Aus Wien wird uns geschrieben: Ein interessanter Strafprozeß wurde am 9. April d. J. vor dem Landesgerichte in Wien durchgeführt. Die Frage war, ob es zulässig sei, Nachschriften von akademischen Vorträgen, welche von juristischen Professoren als Obligatkollegien an der Universität gehalten worden waren, ohne Erlaubnis des Professors durch den Druck zu vervielfältigen und diese Skripten, wie sie in der Studentensprache heißen, gewerbsmäßig zu verkaufen. Das Landesgericht Wien hat es verneint, hat die angeklagten Herausgeber und Verkäufer solcher unbefugt vervielfältigten Vortragsnachschriften wegen Vergehens gegen das literarische Urheberrecht schuldig gesprochen und die zwei Angeklagten — einen Advokatenschreiber und einen verbummelten Mediziner — zu je 20 Kronen Geldstrafe oder 48 Stunden Arrest und zum Kostenersatz verurteilt, ferner die vorgefundenen lithographierten Schriften für verfallen erklärt. Das Ausmaß der Strafe war deshalb so milde geworden, weil die drei Professoren, welche Ankläger waren, selbst beantragt hatten, es möge die geringste gesetzlich zulässige Strafe verhängt werden; es sei ihnen nur daran gelegen, daß gerichtlich festgestellt werde, die mechanische Vervielfältigung und der Verkauf ihrer Vorträge sei gesetzwidrig und strafbar. Die Verteidiger hatten, da das Tatsächliche zugestanden war, die Rechtsfrage aufgeworfen und behauptet, diese Vorlesungen, welche die Professoren in Ausübung ihres bezahlten Staatsamtes abgehalten hatten, seien nicht ihr privates literarisches Eigentum, sondern vielmehr als amtliche und öffentlich abgegebene Mitteilungen staatlicher Organe vom gesetzlichen Schutze ausgenommen. Dem gegenüber stellt das gerichtliche Urteil fest, daß auch die regelmäßigen Vorträge der Uni-

versitätsprofessoren Werke der Literatur sind, deren Veröffentlichung, Vervielfältigung und Verbreitung nur den Urhebern vorbehalten ist. (§ 23 des österreichischen Gesetzes zum Schutze des literarischen Urheberrechtes.) Aus dem Urheberrechtsgesetze (§§ 5 und 7 Ziff. 4) ergebe sich, daß die Vorlesungen der Professoren nicht unter die gesetzlich schutzlos erklärten Enunziationen der staatlichen Funktionäre eingereiht werden können. Das Urteil ist durch Unterlassung der Nichtigkeitsbeschwerde rechtskräftig geworden.

Das Skriptenunwesen hatte an der juristischen Fakultät in Wien eine derartige Ausdehnung angenommen, daß es dringend geboten war dagegen einzuschreiten. Schon vor zwei Jahren war das geschehen; damals wurde der jetzt verurteilte Advokatenschreiber nur auf seine Bitte und gegen Ehrenwort, er werde den unbefugten Nachdruck und Handel mit Vorträgen unterlassen, außer Verfolgung gesetzt. Da er sein Handwerk dennoch fortsetzte und auch noch eine zweite Skriptenfabrik entstanden war, hatten im Einvernehmen mit der Fakultät nunmehr die Professoren Hofrat Grünhut (Handelsrecht), Sig. Adler (österr. Reichsgeschichte) und R. v. Zallinger (deutsche Rechtsgeschichte) die Anklage erhoben. Ob durch die Verurteilung der beiden Schuldtragenden das Skriptenwesen endgültig beseitigt sein wird, muß allerdings bezweifelt werden.

Der Strafprozeß wegen dieser Vorlesungsschriften hat nicht nur die Studentenschaft, sondern auch die breitere Oeffentlichkeit interessiert. Insbesondere begleiteten einige österreichische Zeitungen das Vorgehen der klagenden Professoren mit Glossen, die nur aus mangelnder Sachkenntnis und Gedankenlosigkeit zu erklären sind. Nicht zum Schutze von geschädigten Privatinteressen war Anklage erhoben worden, sondern um die juristischen Studien nicht auf einen bedauerlichen Tiefstand gelangen zu lassen, also im Interesse der Studenten. Diese oft fehlerhaften, unvollständigen, ohne Verständnis der Sache gemachten Schriften gedankenlos auswendig gelernt, müssen mit Notwendigkeit dem juristischen Studium alles Interesse rauben. Zudem schleppen sich derlei Skripten oft, wenn auch schon längst veraltet, durch viele Jahre im Gebrauche hin; der Student wird durch ihre Benützung von dem im Vortrag des Lehrers zum Ausdruck kommenden Fortschritt in Wissenschaft und Gesetzgebung ausgeschlossen. Es muß als eine merkwürdige Verkehrtheit bezeichnet werden, daß sich ein Teil der Presse dafür einsetzte, einem Rechtshörer könne man nicht zumuten, er müsse wirklich etwas „hören", es genüge, wenn er Geschriebenes auswendig lerne. Wenn der junge Jurist schon in seiner Universitätszeit nur in tote Papiere hineinschaut, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn er in seinem späteren Leben keine andere geistige Berufsnahrung kennt als Akten und Regierungsverordnungen. Möge man nicht vergessen, daß es sich hier um jene Studenten handelt, die seinerzeit das Recht in Anspruch nehmen werden, den Staat zu verwalten, zu richten, das Rechtsleben zu lenken, Gesetze zu machen. Die staatliche Gesellschaft, die einmal das Objekt der von den heutigen Studenten zu entfaltenden juristischen Tätigkeit wird abgeben müssen, kann verlangen, daß das Studium der jungen Juristen auf wissenschaftlicher Höhe stehe, belebt durch den anregenden Vortrag des Lehrers, durch geistige Berührung mit den Kollegen im Hörsaal, durch die akademische Atmosphäre. Bei den Philosophen, Medizinern, Technikern, Bergakademikern gab es niemals Skriptenwesen und Kollegienichtwänzen in solchem Umfange und doch genießen diese ihre Jugend und die akademische Freiheit in vollen Zügen. Die Unterdrückung des Skriptenunwesens soll auch keineswegs zu einem Kollegien-Besuchszwange führen; niemand denkt daran. Dem Rechtshörer soll seine Freiheit und Ungebundenheit nicht geschmälert werden. Aber er hat es selbst als seine Pflicht zu empfinden, während seiner akademischen Lehrjahre die nie wiederkehrende Gelegenheit, eine freie wissenschaftliche Auffassung seiner künftigen Lebensaufgaben zu gewinnen, zu benützen, anstatt durch geistloses Pauken schlechter Schriften der ihm ohnehin seinerzeit drohenden bureaukratischen Verknöcherung jetzt schon vorzuarbeiten.

x

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Jahrbuch der deutschen Bibliotheken. Hrsg. v. Ver. Deutsch. Bibliothekare. 2. Jahrg. Leipz. 1903. Otto Harrassowitz. 144 S. — Leo Frobenius: Das Zeitalter des Sonnengottes. Bd. 1. Berlin 1904. Georg Reimer. 420 S. — Anton Vogrinac, Pfarrer in Leifling, Kärnten: Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung. Wien u. Leipzig 1904. Carl Fromme. 339 S. — Ludwig Goldschmidt: Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung. Gotha. E. F. Thienemann. 40 S. — Japanische Dramen: Terakoya und Asagao, übertragen von Professor Dr. Karl Florenz. 2. Aufl. Leipzig. C. F. Amelang. 88 u. 38 S. — D. H. Müller: Din Gesetze Hammurabis und die zwölf Tafeln. Eine Erwiderung. Wien 1904. Kais. Wiener Zeitung. 13 S. — Dr. M. Wartenberg, Professor der Philosophie in Lemberg: Das Idealistische Argument in der Kritik des Materialismus. Eine kritische Auseinandersetzung. Leipzig 1904. Johann Ambrosius Barth. 72 S. — Dr. Stephan Witasek, Privatdozent der Philosophie in Graz: Grundzüge der allgemeinen Aesthetik. Ebenda 1904. 410 S. — Berthold Otto: Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. Leipzig 1904. K. G. Th. Scheffer. 342 S. — Dr. Heinrich Veil, Direktor des protestantischen Gymnasiums zu Strassburg: Am Scheidewege. Richtlinien und Leitsterne für unsere ins Leben hinaustretenden Söhne. Strassburg i. E. 1904. J. H. Ed. Heitz. 193 S. — Johannes Damrich: Ein Künstlerdrehblatt des 13. Jahrhunderts aus Kloster Scheyern. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 52.) Ebenda 1904. 89 S. — Hugo Kehrer: Die „Heiligen drei Könige" in der Legende und in der deutschen bildenden Kunst bis Albrecht Dürer. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 53.) Ebenda 1904. 131 S und Tafeln. — Walter Stangel: Formalikonographische Detail-Untersuchungen. I: Das Taubensymbol des hl. Geistes. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 18.) Ebenda 1904. 31 S

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien

„Alte Pinakothek."

Hundert Photographiedrucke nach den Münchener Originalen in vorzüglicher Wiedergabe. Blattgrösse 27×33.

Hocheleganter Prachtband.

Ausgabe a 1 seitig bedr. M. 4.50, Ausgabe b 2 seitig bedr. M. 3.50. Zusendung postfrei.

Georg C. Steinicke,

Buchhandlung u. Antiquariat, München, Waltherstrasse 23.

Reiche Auswahl von Heften und Einzelblättern der Kunstzeitschrift **„Pan".**

Bitten Verzeichnisse zu verlangen.

Katalog 5: **Moderne Unterhaltungs-Literatur** zu herabgesetzten Preisen 6856).

Verlag von Gustav Fischer, Jena.

Soeben erschien:

Volkswirtschaftliche Chronik

für das Jahr 1903.

= Preis 15 Mark. =

Inhalt: I. Produktion im allgemeinen. Kartellwesen. II. Landwirtschaft und verwandte Gewerbe. III. Industrie einschließlich Bergbau und Baugewerbe. IV. Handel und Verkehr. V. Versicherungswesen. VI. Geldmarkt und Börse. VII. Kleingewerbe. VIII. Arbeiterverhältnisse. IX. Finanzwesen.

(5793)

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 27. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 7.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Technische Briefe. V. Von E. Wrobel.

Die Zechenwohnungen im Ruhrrevier. Von Dr. Otto Most (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Wolff-Thüring: Philosophie der Gesellschaft. — Der Stäblebau.

III. Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie. — Von den Ausgrabungen in Aegina. — Sekundäre Röntgen-Strahlen. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Technische Briefe.

V.

Ueber Dampfturbinen.

Zu Anfang meiner Studienzeit hieß es noch allgemein von den Dampfturbinen, sie schlucken zu viel Dampf, und man kann die großen Geschwindigkeiten nicht beherrschen. Die Dampfturbinen arbeiten deshalb so unökonomisch, daß sie mit der Kolbendampfmaschine nicht in Wettbewerb treten können. Hiermit waren die Dampfturbinen abgetan, und keinem von uns fiel ein, auch seine Zeit dem Studium dieser Maschinen zu widmen. Die mehrzylindrige Kolbendampfmaschine war das Ideal und stand ohne Konkurrenz da, denn auch die Gasmaschinen befanden sich damals noch in einem wenig fortgeschrittenen Stadium ihrer Entwicklung. Nachdem nun aber auch außer der Ausnutzung der ganzen Spannung des Dampfes in mehreren Expansionsstufen und Zylindern noch der überhitzte Dampf [1]) eingeführt war, schien eine weitere Vervollkommnung der Kolbendampfmaschine kaum mehr möglich und die höchste Ausnutzung der Dampfkraft erreicht. Wenn auch in einzelnen Fällen Gasmaschinen und insbesondere Kraftmaschinen,[1]) abgesehen von der durch die Oertlichkeit eng begrenzten Ausnutzung der Wasserkräfte, vorteilhafter erschienen, so behauptete für große Leistungen die Kolbendampfmaschine in ihrer heutigen Vollendung unbestritten das Feld.

Nun mehrten sich in der Fachliteratur die Berichte über günstige Resultate und Erfahrungen mit Dampfturbinen in den letzten Jahren ganz erheblich. Ich glaube in der Annahme nicht fehl zu greifen, daß die Allgemeinheit sich zu diesen Berichten etwas reserviert verhielt und ihnen skeptisch gegenüberstand. Ein Grund hierfür mag der gewesen sein, daß die in Frage kommenden Konstruktionen und mechanischen Vorgänge zu wenig bekannt waren. Soweit die älteren Ausführungen in Frage kamen, mögen hierfür auch die offenbar gegenüber der Kolbendampfmaschine bestehenden Mängel maßgebend gewesen sein. Man hatte sich daran gewöhnt, die Kolbendampfmaschine, deren Einführung unbestritten der größte Teil der heutigen Entwicklung der Technik zugeschrieben werden muß, als das Vollkommenste, als die Alleinherrscherin zu betrachten.

Da hielt am Ende des vorigen Jahres Herr Geheimrat Riedler in der fünften Hauptversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft in Berlin eine glänzende Rede für die Dampfturbinen, insbesondere deren letzte Vervollkommnungen, die Curtis- und die Riedler-Stumpfturbine.

Die Dampfturbine ist dazu bestimmt, die Nachfolgerin der Kolbendampfmaschine selbst in den größten Ausführungen zu werden. Sie wird die größte Umwälzung auf allen industriellen Gebieten seit der Einführung der Dampfmaschine überhaupt hervorrufen!

Diese Ausführungen im Verein mit der klaren Darstellung der konstruktiven Einzelheiten, der Wirkungsweise und der wirtschaftlichen Vorteile mußte die Aufmerksamkeit aller Kreise, nicht nur die der Ingenieure, in höchstem Maße auf die Dampfturbine lenken. Die Elektrizität hat endlich in ihr dasjenige gefunden, was ihr immer noch fehlte, nämlich einen schnell laufenden Motor, bei den Arbeitsmaschinen wird das Prinzip der kontinuierlichen Rotation vorherrschend werden, und die Umwälzungen auf dem Gebiete des Schiffbaues und des Seewesens sind allereinschneidendster Art. Wenn auch nicht plötzlich und unvermittelt, so wird sich doch allmählich diese Umwälzung vollziehen. Wir stehen im Beginn eines Zeitabschnittes, wo die Kolbendampfmaschine mit ihren hin und her gehenden großen Massen, den toten Punkten und den zu ihrer Ueberwindung erforderlichen Schwungmassen aufhört, Alleinherrscherin zu sein, und nach den Riedlerschen Ausführungen hat es sogar den Anschein, als ob, so gewaltig diese Perspektive auch erscheint, die altgewohnte Kolbendampfmaschine in nicht zu ferner Zeit nicht viel mehr wie historischen Wert haben wird. Die Tragweite solcher Veränderungen ist vorläufig noch schwer zu fassen. Aber unsere Zeit ist eine schnellebige. Zu langen Betrachtungen findet sich nicht mehr die Muße, wie zur Zeit der Postkutsche. Wird etwas Besseres gefunden, ist das Gute, Altgewohnte abgetan. Man gewöhnt sich schließlich schnell an das Neue, und sind erst ein paar wenige Jahre ins Land gegangen, so weiß man kaum noch, wie es früher gewesen. Wer denkt z. B. noch an die alten Pferdebahnen, trotzdem die elektrischen Straßenbahnen erst sehr wenige Jahre eingeführt sind. Es wird nicht so sehr auffallen, wenn das hin und her gehende Gestänge der Lokomotive, die infolge der an Hebelarmen einseitig und abwechselnd wirkenden Massenkräfte schlingert und unruhig läuft, durch ruhig laufenden, unsichtbaren Dampfturbinenantrieb ersetzt ist. Mit einer solchen Turbolokomotive werden sich auch viel größere Geschwindigkeiten mit Leichtigkeit erreichen lassen, als es bei dem heutigen System möglich ist. Wie hoch letztere bei entsprechendem Unterbau getrieben werden können, werden die für dieses Jahr vorgesehenen Versuche auf der Versuchsstrecke Marienfelde-Zossen zeigen, auf welcher im vorigen Jahr die mit den elektrischen Schnellbahnen erzielten Geschwindigkeiten von mehr als 200 Kilometer in der Stunde die ganze Welt in Staunen setzten. Wer kann wissen, ob der elektrische Betrieb der Schnellbahnen nicht der Turbolokomotive das Feld räumen wird. Die erforderlichen Kraftstationen und die Leitungen sind jedenfalls eine unbequeme Beigabe des elektrischen Betriebes. Andrerseits

[1]) Es bleibt vorbehalten, dieses Kapitel in einem der späteren Briefe zu behandeln.

wird es nicht leicht sein, die erforderlichen Dampfmengen auf weitere Strecken in dem Kessel der Schnellbahnlokomotive zu erzeugen. Welche Wege die Weiterentwicklung einschlagen wird, kann heute natürlich noch nicht vorausgesagt werden.

Da die Dampfturbine weniger Platz einnimmt und leichter ist als eine gleichwertige Kolbendampfmaschine, so liegt ihre Verwendung im Schiffbau besonders nahe. Der Platz, der von dem Maschinenraum übrig bleibt, kann zur Vergrößerung oder Vermehrung der Kajüten verwandt werden, und vor allem fallen die bei den Kolbendampfmaschinen trotz bester Ausbalanzierung der hin und her gehenden Massen unvermeidlichen Erschütterungen des ganzen Schiffskörpers weg. Das Reisen auf einem Dampfturbinenschiff wird, wie auch die Erfahrung mit den ausgeführten und im Betrieb befindlichen Dampfern bestätigt hat, viel angenehmer. Ein weiterer sehr wesentlicher Vorzug des Wegfalls der Erschütterungen ist es, daß auf die Versteifung der Schiffswände und die Verankerung der Maschine kein so großer Wert gelegt zu werden braucht. Die Sicherheit beziehungsweise Haltbarkeit des Schiffskörpers wird erhöht. Es ist bekannt, daß die Lebensdauer der großen Verkehrsriesen gerade infolge der Erschütterungen durch die Maschinen verkürzt wird. Dieses fällt bei Einführung der Dampfturbinen zum größten Teil weg. Das zum Bau eines Schiffes aufgewendete Kapital kann sich besser verzinsen, und die Fahrpreise und Frachten werden billiger u. s. w. In den Schlußfolgerungen kann man aus dem Hundertsten ins Tausendste kommen, und diese keineswegs erschöpfenden Betrachtungen ergeben, daß wir tatsächlich vor einer epochemachenden Neuerung stehen, wenn die Dampfturbine den Erwartungen entspricht, die man in sie setzt, und die man nach dem oben genannten Vortrage des Herrn Professors Riedler in sie setzen kann.

Unter Turbine versteht man schlechtweg einen Motor, bei dem das Betriebsmittel durch die lebendige Kraft wirkt, die ihm vermöge der beim Ausströmen aus einem Leitkanal erlangten Geschwindigkeit innewohnt.

Handelt es sich um Wasser als treibende Kraft, so sind die Gesetze, nach welchen dasselbe zu leiten ist und am besten ausgenutzt werden kann, lange wissenschaftlich erforscht und praktisch erprobt. Man hat Konstruktionen gefunden, durch welche man die auftretenden Kräfte vollständig beherrschen und unter einem sehr guten Wirkungsgrad nutzbar machen kann.

Die Gesetze, nach denen der Dampf aus einer Düse ausströmt, sind erst in allerneuester Zeit auf breiter Grundlage wissenschaftlich erforscht.[2]) Es konnte deshalb eine allen Anforderungen gerecht werdende Dampfturbine erst in allerneuester Zeit entstehen.

Die Versuche allerdings, mit ausströmendem Dampf ein Rad zu drehen, sind sehr alt, viel älter als die Idee der Kolbendampfmaschine von Watt. Ebenso alt ist aber auch die Erfahrung, daß die Austrittsgeschwindigkeit des Dampfes eine viel größere ist, als diejenige des Wassers jemals werden kann. Da die Drehung des Schaufelrades natürlich auch von der Geschwindigkeit des Treibmittels abhängt, so mußte man erkennen, daß ein mit Dampf betriebenes Schaufelrad viel schneller umlaufen muß, als wenn Wasser als Triebkraft dient. Bereits 1629 bringt deshalb Giovanni Branco[3]) eine große Räderübersetzung ins Langsame bei seinem Dampfrade in Anwendung. An Versuchen, Dampfräder zu bauen und nutzbar zu machen, hat es auch später nicht gefehlt. Wer sich aber auch damit beschäftigte, mußte bald zu der Erkenntnis kommen, daß die großen Geschwindigkeiten (20,000—30,000 Umdrehungen in der Minute bei 10 Atmosphären Dampfspannung) ein Hindernis für die praktische Verwertbarkeit bildet. Hohe Geschwindigkeiten waren früher im Maschinenbau überhaupt nicht bekannt und üblich. Schnellaufende Dampfmaschinen, Pumpen, Gebläse u. s. w. sind erst in neuerer Zeit eingeführt. Selbst für Schleudermaschinen, Ventilatoren, schnellaufende Spindeln u. s. w. wurden Geschwindigkeiten von 100 Umdrehungen pro Sekunde oder 6000 pro Minute selten überschritten. Wollte man aber möglichst die ganze Strömungsenergie des Dampfes ohne zu große Verluste ausnutzen, so kam man auf praktisch nicht verwertbare Resultate, wenigstens nicht ohne Räderübersetzungen oder ohne Abstufung des Dampfdruckes.

Der erste Weg wurde von de Laval, der andere von Parsons betreten. Jede Uebersetzung oder Abstufung führt aber wieder ihrerseits zu Verlusten, und die Gesamtanlage wird komplizierter, kostspieliger, unübersichtlicher. Letzteres mußte in Kauf genommen werden.

Die Art und Weise nun, wie der Dampf zur Wirkung gebracht werden kann, ist, wenn wir dem Vortrage des Herrn Geheimrat Riedler in den Hauptpunkten folgen, eine zweifache. Man kann nämlich erstens nur den Gegendruck des strömenden Dampfstrahls verwenden (Reaktionsprinzip). Bei reiner Gegendruckwirkung müßte der Dampfstrahl, um ohne Verluste zu arbeiten, das Rad mit der Relativgeschwindigkeit = 0 verlassen, d. h. die Umfangsgeschwindigkeit des Rades müßte ebenso groß sein, wie die Geschwindigkeit des Dampfstrahls. Bei 1000 Meter sekundlicher Geschwindigkeit des Dampfes müßte demnach ein Rad von 200 Millimeter Durchmesser nahezu 100,000 Umdrehungen in der Minute machen. Das reine Reaktionsprinzip ist mit Rücksicht hierauf praktisch unbrauchbar.

Zweitens kann man die Druckwirkung des strömenden Strahls ausnutzen (Aktionsprinzip). Hierbei wird der Dampf z. B. durch feststehende Düsen in bestimmter Richtung gegen die Schaufeln des Laufrades geblasen, welche er durchströmt und sie dann in anderer Richtung als er eintrat, verläßt. Die Geschwindigkeit ist dann etwa halb so groß, wie bei dem reinen Reaktionsprinzip.

Laval hat Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts das reine Aktionsprinzip durchgeführt. Seine Dampfturbinen erregten auf der Weltausstellung in Chicago 1893 berechtigtes Aufsehen. Der Dampfstrahl durchfließt zunächst die Düsen, in denen die Spannung des Dampfes in Strömungsenergie umgesetzt wird. Es sind am ganzen Umfange gleichmäßig verteilt etwa vier solcher Düsen vorhanden. Es findet also nur eine teilweise Beaufschlagung statt, d. h. es sind nicht alle Schaufeln des Laufrades zu gleicher Zeit dem Druck des Dampfes ausgesetzt, sondern immer nur ein Teil derselben. Durch Absperren einer oder mehrerer Düsen kann die Leistung herabgesetzt werden. Bei der Lavalschen Anordnung trifft der Dampfstrahl das Rad seitlich, und sind die Schaufeln so geformt, daß der Abdampf am Umfange (radial) das Rad verläßt.

Der Nachteil der Lavalschen Turbine besteht in ihrer hohen Geschwindigkeit. Bei den kleineren Radgrößen von 200—300 Millimeter Durchmesser führt das Rad 20,000 bis 30,000 Umdrehungen in der Minute aus. Diese Geschwindigkeiten sind viel zu hohe und müssen mindestens auf ein Zehntel herabgesetzt werden. Hierzu dient ein besonderes Zahnradvorgelege. Diese Zahnräder nehmen nun viel mehr Raum ein und sind kostspieliger als die ganze Turbine. Für große Leistungen sind sie überhaupt nicht ausführbar. Dazu kommt noch ein weiterer sehr wichtiger Faktor. Die Turbinenräder müssen genau ausbalanziert sein, weil eine kleine Ungenauigkeit bei den hohen Geschwindigkeiten sehr große Beanspruchungen des Rades und der Welle hervorruft. Alle Teile der in Rotation befindlichen Massen unterliegen der Fliehkraft. Diese ist um so größer, je schneller die Umdrehungsgeschwindigkeit ist. Führt z. B. das kleinste Modell einer Lavalschen Turbine von 120 Millimeter Durchmesser 30,000 Umdrehungen in der Minute aus, so ist die Umfangsgeschwindigkeit des Rades = 188,5 Meter in der Sekunde. Weist das Rad an einem Teil seines Umfanges nun nur das minimale Uebergewicht von einem Gramm auf, so entsteht infolge dieser Ungenauigkeit bei der obigen Geschwindigkeit ein radialer Zug von etwa 60 Kilogramm. Dieser

[2]) Näheres hierüber: Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1903, Seite 1 u. folg.

[3]) Rühlmann: Allgemeine Maschinenkunde. II. Band, 2. Auflage, S. 491.

Zug wird versuchen, die Welle durchzubiegen. Natürlich ist es nicht möglich, ein Rad so genau herzustellen, daß derartige kleine Uebergewichte vollständig vermieden werden. Es wird daher die Welle das Bestreben haben, sich entsprechend den auf sie wirkenden Kräften einzustellen. Laval führt die Welle nun in richtiger Erkenntnis der Tatsachen nachgiebig, biegsam aus, so daß also keine unerwarteten und unbeabsichtigten Beanspruchungen herbeigeführt werden können. Ein jeder kann sich übrigens auf leichte und einfache Weise selbst ein ungefähres Bild von den hierbei auftretenden Erscheinungen machen.[4]) Man bohrt in eine kreisrunde Scheibe aus Blei nahe an der Mitte zwei Löcher und zieht einen Faden durch dieselben hindurch, derart, daß zwei nebeneinanderliegende Fadenrunden entstehen. Faßt man nun oberhalb und unterhalb der Scheibe mit je einer Hand an, spult die Schnur auf und spannt sie dann, so hat diese das Bestreben, sich aufzudrehen, die Scheibe gerät in Rotation, und man sieht leicht, daß die Schnur dabei nicht eine gerade Linie bildet, sondern durchgebogen ist, so daß sie einen Doppelkegel beschreibt. Das Experiment gelingt auch mit einem gewöhnlichen Knopf. Die Durchbiegungen werden verursacht durch die nicht ausgeglichenen Fliehkräfte. Die Schnur würde der biegsamen Welle und der Knopf dem Turbinenrade entsprechen. Man sieht hieraus aber auch ohne weiteres, daß die Lavalsche Turbine infolge dieser biegsamen Welle für den Großbetrieb nicht geeignet ist.

Einen anderen Weg zur Herabminderung der Geschwindigkeit schlug Parsons ein, indem er das gesamte Gefälle in zahlreiche Druckstufen auflöste. Der die Geschwindigkeit des Dampfaustritts bewirkende Druckunterschied ist nicht die ganze Differenz zwischen Kesselspannung und Auspuff bezw. Kondensatorspannung, sondern nur diejenige, die zwischen den einzelnen Druckstufen herrscht. Hierbei strömt der Dampf also entsprechend dem geringen Druckunterschied zwischen den einzelnen Stufen mit verminderter Geschwindigkeit durch das Rad einer jeden Stufe. Der verringerten Dampfgeschwindigkeit entsprechend kann auch die Radgeschwindigkeit herabgesetzt werden. Je mehr Druckstufen aber angewendet werden, desto komplizierter wird die ganze Turbine.

Bei einer Druckstufe war, wie wir gesehen haben, die Umdrehungsgeschwindigkeit kleiner Räder etwa 30,000 Touren in der Minute. Soll diese auf 1000—2000 herabgesetzt werden, so sind 50—100 Druckstufen erforderlich und ebensoviel Laufräder und Leitschaufelkränze. Um nämlich den Dampf so leiten zu können, wie es die Abstufung verlangt, muß der aus dem ersten Rade ausströmende Dampf in den festen Leitschaufelapparat übertreten, durch welchen er in das nächste Rad übergeführt wird u. s. f. Da nun eine Druckdifferenz zwischen den einzelnen Rädern besteht, so müßten diese eigentlich gegeneinander bezw. gegen das Gehäuse mit den Leitschaufeln abgedichtet sein. Eine wirkliche Abdichtung ist aber bei der großen Zahl der hintereinander liegenden Stufen praktisch nicht ausführbar. Man behilft sich damit, daß der Spielraum zwischen den Rädern und gegen das Gehäuse möglichst klein genommen wird. Durch möglichst enge Spalten kann der Ueberströmungsverlust auf das praktisch erreichbare Maß verringert werden.

Mit jeder weiteren Druckstufe wird nicht allein die Baulänge größer, sondern auch die Spaltverluste und die Reibung nehmen zu. Das Maß der Herabsetzung der Geschwindigkeit durch Vermehrung der Druckstufen ist also aus baulichen und praktischen Rücksichten ein begrenztes. Wegen der vielen Räder ist der Raumbedarf ein ziemlich erheblicher, wenn er auch hinter den gleichwertigen Kolbendampfmaschinen zurückbleibt.

Als besonderer Nachteil wird von den Gegnern der Parsons-Turbine geltend gemacht der Achsen-Schub, der durch die seitliche Beaufschlagung der Räder entsteht und zu dessen Aufhebung besondere Entlastungskolben vorgesehen werden müssen. Diese können aber vermieden werden, wenn man, wie Westinghouse, den Dampfeintritt in die Mitte verlegt und den Dampf nach beiden Seiten seinen Weg nehmen läßt, so daß die Turbine vollständig symmetrisch gebaut ist. Die Ausbalanzierung der Laufräderwalze ist eine sehr schwierige. Meistens werden die Laufräder als eine Bolze aus Stahlguß hergestellt, in welche die Schaufeln eingesetzt werden. Nun weiß man aber, daß beim Stahlguß leicht Blasen[5]) entstehen, welche eine Schwerpunktsverschiebung zur Folge haben. Letztere können aber nicht in dem Maße störend wirken wie bei der Laval-Turbine, weil die Umdrehungen und die Geschwindigkeiten erheblich kleinere sind.

Die Zuführung des frischen Dampfes wird durch einen hin und her gehenden Schieber geregelt. Der Dampf tritt also stoßweise ein. Bei kleinerer Belastung wird die Bewegung des Schiebers eine derartige, daß die Pausen zwischen den einzelnen Dampfstößen größer werden.

Wenn Parsons die Zahnradübersetzung auch vermeidet, die bei der Lavalschen Anordnung nötig war, und eine direkte Kuppelung der Dampfturbine mit der Arbeitsmaschine möglich ist, so ist die Vielgliedrigkeit dieser Turbine entschieden ein Nachteil. Bei Schiffsturbinen sind 40,000—80,000 Schaufeln nötig. In der an den Vortrag des Herrn Geheimrat Riedler anschließenden Diskussion führte Herr Boveri, der Vertreter der Parsons-Gesellschaft, aus, daß bei 30,000 rotierenden Schaufeln die gesamte Schaufellänge 1½ Kilometer beträgt, wenn die durchschnittliche Länge der einzelnen Schaufeln zu fünf Zentimeter angenommen wird. Da die Breite der Schaufeln einen bis zwei Zentimeter beträgt, so würde die gesamte Fläche derselben etwa 25 Quadratmeter groß sein. Trotzdem seien wesentliche Störungen bei den vielen im Betriebe befindlichen Parsons-Turbinen nicht vorgekommen. Die Tatsache, daß Abnützungen der Schaufeln in beliebig langer Betriebszeit nicht festzustellen wären, sei namentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß bei der großen Oberfläche die spezifische Beanspruchung eine sehr geringe sei. Ob letzterem die zugeschriebene Bedeutung tatsächlich zukommt, muß dahingestellt bleiben, denn eine Schaufelabnutzung ist auch sonst bei Verwendung von überhitztem Dampf nicht festgestellt worden. Bei nassem Dampf macht sich eine Abnützung allerdings unter Umständen bald bemerkbar. Nassen Dampf verwendet man zum Betriebe der Dampfturbinen aber heute nicht mehr, da festgestellt ist, daß der Dampfverbrauch bei überhitztem Dampf erheblich geringer wird.

Sehr einfach sind die Konstruktionen und der Betrieb der Parsons-Dampfturbine gerade nicht. Trotzdem sind es gerade die Erfolge dieser Turbine gewesen, welche sowohl zu einer weitgehenden Einführung derselben auch im Schiffsbau Veranlassung waren, als auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Art der Ausnutzung der Dampfkraft lenkten.

Parsons gebührt ebenso wie Laval das Verdienst, als Pionier im Dampfturbinenbau unter den schwierigsten Verhältnissen bahnbrechend vorgegangen zu sein. Beide haben praktisch nicht nur brauchbare, sondern durch ihre mustergültigen Arbeiten auch sehr gute Resultate erzielt.

Als vollendet können diese Dampfturbinenkonstruktionen trotzdem nicht bezeichnet werden. Die Erkenntnis der Gründe der Unvollkommenheiten führte zu Studien und Versuchen in anderer Richtung, die sich in neuester Zeit zu der Curtis- und Riedler-Stumpf-Turbine verdichteten.

Die für die Konstruktion maßgebenden Gesichtspunkte und die praktische Ausbildung dieser sollen dem nächsten technischen Briefe vorbehalten bleiben.

E. Brabel.

[4]) Schweizerische Bauzeitung 1900. Nr. 85.

[5]) S. Beil. Nr. 52.

Die Zechenwohnungen im Ruhrrevier.

Die Vorgänge, die sich im vergangenen Jahre im Ruhrbezirke abgespielt haben, lenken die öffentliche Aufmerksamkeit auch heute noch in ganz besonderem Maße auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der dortigen Bergarbeiter. Nichts ist aber nach Schmollers Wort: „Man hat schon gesagt, der Mensch sei das, was er esse; jedenfalls richtiger ist, zu sagen, er sei das, was ihn seine Wohnung werden lasse", entscheidender und bezeichnender für die Gestaltung der ökonomischen Lage eines Menschenschlages als seine Wohnverhältnisse, und es ist erfreulich, daß in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten tatsächliches Material zur Beurteilung der Wohnungsfrage im Oberbergamtsbezirk Dortmund geliefert worden ist.[1])

Das Ruhrrevier umfaßt 17 Bergreviere: Ost- und Westrecklinghausen, Witten, Hattingen, Dortmund I, II und III, Süd- und Nordbochum, Gelsenkirchen, Herne, Wattenscheid, Werden, Oberhausen, Ost-, West- und Südessen. Die Montanindustrie hat sich in diesem Bezirk bekanntlich enorm entwickelt, und dies hat es mit sich gebracht, daß hier auch die Bevölkerung ungemein rasch zugenommen hat, schneller selbst als in den allermeisten großen Städten. In den in der Hauptsache den rechtsrheinischen Teil des Bezirks umfassenden Kreisen ist in der Zeit von 1871 bis 1900 eine Bevölkerungszunahme von 716,743 auf 2,173,502 Personen, d. h. um mehr als 200 Prozent, zu konstatieren, während z. B. die Einwohnerschaft Berlins im selben Zeitraum nur um 128 Prozent gewachsen ist. Einzelne Kreise im Zentrum des Reviers zeichnen sich durch ganz besonders exorbitante Zahlen aus. Die Bevölkerung des Kreises Gelsenkirchen hat eine Vermehrung um 652 Prozent, von 24,981 auf 188,042, aufzuweisen. Andere Kreise schließen sich mit ähnlich hohen Ziffern an. Die Belegschaft aller Zechen des Bezirks betrug 1870: 51,391 Mann, 1893: 154,277 und 1900: 225,907. In 30 Jahren hat sie mithin um 340 Prozent zugenommen, in den letzten sieben Jahren allein um 46,4 Prozent. Dieser Zuwachs ist aber nun nicht etwa aus der Bevölkerung der umliegenden Ortschaften hervorgegangen, sondern zum allergrößten Teile haben Zuwanderungen das mehrbenötigte Arbeitermaterial geliefert.

Es liegt auf der Hand, daß eine so rapide Volksvermehrung zunächst eine erhebliche Wohnungsnot zur Folge haben mußte, welche sich im ungemeinen Steigen der Mietspreise äußerte und gegen die jedes gewaltsame Eingreifen sich als machtlos erwies. Und so ist das trübe Bild einigermaßen zu verstehen, das der Landrat Spring in seiner 1895er Veröffentlichung über die Arbeiterwohnungen im Kreise Hörde[2]) entwarf und welches lange Zeit hindurch die öffentliche Meinung stark beeinflußt hat. Aber erstens war es nur ein einzelner Kreis, dessen Verhältnisse Spring behandelte, und daher war die Verallgemeinerung, die seine Ergebnisse oft erfuhren, in keiner Weise berechtigt; zweitens ist heute, wenn auch die Privatwohnungen zum großen Teile auch noch viel zu wünschen übrig lassen, die Sachlage eine ganz andere. Dank den eifrigen Ansiedelungsbestrebungen der Bergwerksverwaltungen ist auf diesem Gebiete eine solche Besserung eingetreten, daß wohl behauptet werden darf: Heute sind die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter, im besonderen der Bergarbeiter des Ruhrbezirks, nicht schlechter als die anderer größerer Industriebezirke, ja übertreffen sie wohl sogar in sehr vielen Fällen.

Auf zwei Arten ist von den Bergwerksbesitzern und -Verwaltungen versucht worden, dem Unheil der Wohnungsnot erfolgreich entgegen zu treten. Auf der einen Seite sind sie, in der Voraussetzung, sich dadurch am besten einen festen Stamm treuer Arbeiter heranziehen zu können, bemüht gewesen, die Arbeiter zum Erwerb eigener Häuser zu veranlassen und ein darauf gerichtetes Streben zu fördern, indem sie billige Bauplätze und Baumaterialien, gering zu verzinsende Baudarlehen und Bauprämien zur Verfügung stellten. Andrerseits haben sie selbst Häuser gebaut und Wohnungen eingerichtet, deren Benutzung sie ihrer Belegschaft um niedrige Miete überlassen. Die erstere Methode hat nur in den südlicheren Teilen des Reviers größere Bedeutung erlangt. Die Erfahrungen, die man mit ihr gemacht hat, scheinen nicht die günstigsten zu sein.

Am Ende des Jahres 1900 wurden 775 Häuser gezählt, die mit Beihilfe der Bergwerksverwaltungen von den Arbeitern erbaut waren. Diese Beihilfe hatte im ganzen etwa 2,930,000 M. betragen, so daß auf jedes Haus im Durchschnitt ungefähr 3806 M. entfielen, die sich aus Bauprämien und Barvorschüssen zusammensetzten.

Von diesen 775 Häusern kommen nicht weniger als 318 allein auf zwei Zechen der Harpener Bergbau-Aktien-Gesellschaft, die bis Ende 1900 an Baudarlehen 850,840 Mark, d. h. 2612 M. pro Wohnhaus, gezahlt hat. Die Darlehen sind hier als zweite Hypothek eingetragen, die Zinsen betragen 4 Prozent, die Amortisation ist 1 Prozent, wird jedoch bei pünktlicher Zinszahlung erlassen und der Prämie zugeschrieben. Auch die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft hat auf diesem Gebiete sich sehr tätig gezeigt. Sie gewährt ihren besseren Arbeitern Prämien zum Erwerb eines eigenen Hauses in einer Höhe von durchschnittlich je 1000 M. und Baudarlehen als zweite Hypothek, wofür die Zinsen 5 Prozent betragen. Diese werden monatlich eingezogen. Am Schlusse des Jahres jedoch wird dem Schuldner soviel von den Zinsen als Kapitalsabzahlung gut geschrieben, als den Jahresbetrag von 2 Prozent der noch schuldigen Summe übersteigt. Die Bedingungen sind also hier noch erheblich günstiger als bei der Harpener Gesellschaft. Auf diese Weise sind bis Ende 1900 im ganzen 121 Häuser gebaut worden. Die Beihilfe der Gesellschaft betrug an Prämien und Darlehen 863,459 M., d. h. durchschnittlich 7136 M. pro Wohnhaus.

Abgesehen aber von genannten beiden Gesellschaften, ist wenig Erfolg mit dieser Methode erzielt worden. Weder Bauprämien noch billige Baudarlehen vermögen die Bergarbeiter in genügender Weise zum Bau eigener kleiner Häuser zu bewegen. Zum Bau größerer Häuser neigen sie freilich etwas mehr, weil sie vielfach glauben, die Mietseinnahmen machen es ihnen leichter, die Verbindlichkeiten gegenüber dem Arbeitgeber abzulösen. Dies wollen aber die Gesellschaften wiederum nicht, da es häufig vorgekommen ist, daß die Hausbesitzer sich allmählich von der Arbeit zurückzogen und versuchten, von den Einnahmen an Mietzins allein ihr Leben zu fristen. Bezeichnend ist die Tatsache, daß auf das gewiß anerkennenswerte Anerbieten einer Gesellschaft, Bauvorschüsse gegen eine Verzinsung von nur 2½ Prozent und eine Amortisationsprämie in gleicher Höhe zu gewähren, bis Ende 1901 nur ein einziger Arbeiter eingegangen war. Außerdem hat man des öfteren beobachtet, daß Arbeiter ihre mit Werksbeiträgen erbauten Häuser bald verkauften, als die Steigerung des Bodenwertes dies ihnen vorteilhaft erscheinen ließ, was natürlich in keiner Weise den Intentionen der Gesellschaft entsprach.

Weit günstiger sind die Erfahrungen, die man mit der Anwendung des zweiten Systems gemacht hat. Vor allem in den 90er Jahren ist, wie schon oben angedeutet wurde, viel in dieser Richtung von seiten der Bergwerksverwaltungen getan worden. Wurden 1873 nur 5837 im Besitze der Zechen befindliche Arbeiterwohnungen gezählt, so wuchsen sie bis 1893 auf 10,525 und bis 1900 auf 26,245. In den sieben Jahren von 1893 bis 1900 ist mithin eine regere Tätigkeit entfaltet worden als in dem ganzen vorhergehenden dreiundzwanzigjährigen Zeitraum. Während in letzterem pro anno nur 231 Arbeiterwohnungen gebaut wurden, betrug für die Folgezeit die durchschnittliche Jahreszahl 2190. Der Grund für diese bedeutenden Unterschiede ist in der ungünstigen Situation des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaues während jener zwei Jahrzehnte, in denen mehr als die Hälfte aller Bergwerke mit Verlust arbeiteten und das in dem Ruhrkohlenbecken angelegte Kapital sich lange Jahre hindurch nur mit 1 bis 2 Prozent verzinste, und dem darauf folgenden Aufschwung der Montanindustrie zu suchen. Heute nun ergibt sich

[1]) So Robert Hundt: Bergarbeiterwohnungen im Ruhrrevier. 1902, und Lorenz Pieper: Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier. 1903.

[2]) Spring: Statistische Erhebungen über Arbeiterwohnungen im Kreise Hörde.

Digitized by Google

folgendes sicherlich nicht ungünstige Bild von den Wohnungsverhältnissen der Bergarbeiter des Oberbergamtes Dortmund: 17 Prozent der Bergarbeiter mit Familie im Ruhrrevier besitzen ein eigenes Wohnhaus, 21 Prozent wohnen in Baulichkeiten der Zechen, nur 61 Prozent haben sich anderweitig eingemietet.

Es erhebt sich nun die Frage, wie die Qualität der von den Zechen erbauten Arbeiterwohnungen ist, ob sie den Forderungen entspricht, die man dabei billigerweise stellen kann.

Zunächst in baulicher Hinsicht! — Nach dem alten Satze, daß der beste Stoff der billigste ist, wird auch hier das beste Material, nämlich Stein und Eisen, das billigste und zugleich das beste, weil haltbarste, sein. Die Arbeiterwohnungen der Zechen bestehen fast durchweg aus Stein und Eisen. Von 6392 im Zechenbesitz befindlichen Arbeiterhäusern sind 5755 oder 90 Prozent massiv gebaut, 613 oder 9.6 Prozent Fachwerkbauten und 24 oder 4 Prozent Baracken.

Was die gesundheitliche Seite anlangt, so ist es nicht zu niedrig angesetzt, wenn man als Minimum für die Person 20 Kubikmeter bewohnbaren Raumes verlangt. Nimmt man als den Durchschnitt einer Arbeiterfamilie vier bis fünf Personen an, so ergibt sich als Mindestforderung für eine Familie durchschnittlich 80 bis 100 Kubikmeter bewohnbarer Raum, wobei die Bauten nicht zu hoch sein dürfen. Im Ruhrrevier nun beträgt die durchschnittliche Höhe der Arbeiterhäuser kaum zwei Stockwerke. Es wurden nämlich gezählt Häuser

mit 1	Stockwerk	668
mit 1½	Stockwerken	3564
mit 2	Stockwerken	1852
mit 2½	Stockwerken	456
mit 3	Stockwerken und mehr .	277

Dabei entfallen durchschnittlich 3.74 Zimmer auf jede Wohnung. Nur 4 Prozent aller Wohnungen weisen weniger als drei Räume auf, 9351 oder 36 Prozent drei Zimmer und 14,790 oder 60 Prozent vier Räume und mehr. Von diesen Wohnungen haben durchschnittlich folgenden Rauminhalt bezw. folgende bewohnbare Fläche:

Wohnungen mit 2 Zimmern 80—90 cbm, bezw. 30—40 qm,
Wohnungen mit 3 Zimmern 120—150 cbm, bezw. 45—55 qm,
Wohnungen mit 4 Zimmern 160—200 cbm, bezw. 50—65 qm,
Wohnungen mit 5 Zimmern 200 cbm, bezw. 70—80 qm,
Wohnungen mit 6 Zimmern 250 cbm, bezw. 70—120 qm.

Fast alle Wohnungen weisen Gärten (21,691 = 80 Prozent), Stallungen (21,178 = 96 Prozent) und abgetrennte Kellerräumlichkeiten (23,712 = 94 Prozent) auf. Als Wohnraum wird der Keller in keinem einzigen Falle verwendet.

In wirtschaftlicher Beziehung darf gefordert werden, daß die Wohnungsmiete in richtigem Verhältnis zu der Leistungsfähigkeit des Arbeiters steht, also vielleicht ein Fünftel des Einkommens in Anspruch nimmt. Im Ruhrreviere sind die Verhältnisse noch bedeutend besser. Im allgemeinen bleiben die Mietsätze in den Zechenwohnungen um 50 Prozent, oft 100, mitunter 125 Prozent, freilich auch nur zum Teil um 20 bis 30 Prozent hinter den sonst ortsüblichen zurück. Im Jahre 1900 betrug nun der bar zur Auszahlung gelangte Lohn der besseren Arbeiter — d. h. von 55 Prozent aller Bergarbeiter — im Durchschnitt 1592 M. Das Einkommen solcher Leute wird durch die Miete für eine Wohnung mit mindestens vier Zimmern, Stallung, Wasserleitung, Garten, Keller u. s. w. mit wenig mehr als 10 Prozent belastet, wobei sie noch den Vorteil der bequemen monatlichen Ratenzahlung genießen.

Alle diese Daten und Zahlen lassen das ernste Streben der Bergwerks-Verwaltungen erkennen, nicht bloß recht und schlecht Arbeiterwohnungen zu bauen, sondern auch solche, die den Anforderungen entsprechen, die man in baulicher, hygienischer und wirtschaftlicher Hinsicht gerechterweise an sie stellen kann. Und die Arbeiter selbst haben dies anerkannt, denn der prozentuelle Belegschaftswechsel unter den Bewohnern der Zechenkolonien beträgt im allgemeinen nur ein Zehntel des prozentuellen Wechsels der Gesamtbelegschaft.

München. Dr. Otto Most.

Bücher und Zeitschriften.

Philosophie der Gesellschaft. Von Theodor Wolff-Thüring. Erster Teil: Individualismus und Sozialismus. Berlin 1904. Richard Schröder, Verlagsbuchhandlung. 231 Seiten.

Der Verfasser beabsichtigt in diesem Buche, nach seiner eigenen Aussage, nichts Geringeres, als „die einzig wahren und einzig möglichen ökonomischen, sozialen und politischen Formen" der menschlichen Gesellschaft in wissenschaftlich unangreifbarer Weise festzustellen. Er ist auch der festen Ueberzeugung, daß ihm diese große Absicht ausnehmend gelungen ist. Wir können leider die hohe Meinung, die er von seinen Untersuchungen hegt, durchaus nicht teilen. Schon das bloße Unternehmen ist ein verfehltes und unwissenschaftliches, das von vornherein keine brauchbaren Resultate liefern kann. Denn „ein einzig mögliches und bestandfähiges System der Gesellschaft" gibt es nicht und kann es gar nicht geben; deshalb nicht, weil es einen einzig möglichen und einzig richtigen Stand der menschlichen Entwicklung nicht geben kann. Solange sich die Menschheit fortentwickelt — und das muß sie tun, so lange sie besteht —, müssen sich auch die gesellschaftlichen Beziehungen und Daseinsweisen entwickeln. Es ist sehr verwunderlich, daß der Verfasser, der sich einbildet, gänzlich auf dem Standpunkte des Darwinismus zu stehen und diesem so bereit die ausnahmslose Geltung für alle Zustände und Formen zuerkennt, doch diese primitive Einsicht in die Relativität des Wertes und der Berechtigung jeder Gesellschaftsform nicht besitzt. Noch verwunderlicher aber ist es, daß der Verfasser das „überhaupt einzig mögliche und einzig denkbare System einer entwicklungs- und bestandfähigen Gesellschaft" in der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung genau wie sie heute bei uns herrscht, entdeckt zu haben glaubt. Eine so rückhaltslose Anerkennung ist der bestehenden „individualistischen" Gesellschaftsform noch von keinem Verteidiger zuteil geworden. Für den Verfasser gibt es kaum irgendwelche Mißstände in unserem sozialen Leben. Alles darin entspricht nach seiner Behauptung der höchsten Gerechtigkeit und den größten Aufgaben und Zielen der menschlichen Entwicklung. Alles gelangt an seinen ihm gebührenden Platz, nur das Gute und Tüchtige siegt, und nur das Schlechte und Schwache bleibt in der Tiefe. Das hohe Lied, das der Verfasser der bestehenden Gesellschaftsordnung singt, ist nur den Dithyramben vergleichbar, welche die Führer der Sozialisten zu Ehren der sozialistischen Gesellschaftsform erheben. Der grenzenlose naive Optimismus des Verfassers ist von einer geradezu erschreckenden Oberflächlichkeit. — Den eigentlichen Hauptinhalt dieses Bandes bildet die fortgesetzte Polemik gegen den Sozialismus; Kritik kann man diese rhetorische Art der Auseinandersetzung nicht nennen. Namentlich ist es August Bebel, auf den der Verfasser es besonders abgesehen hat. Bei den vielen Blößen und Angriffspunkten, welche Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus" so leicht abgibt, kann man nicht sagen, daß Wolff-Thüring in seiner Polemik sehr glücklich ist. Seine Gegenargumente sind noch schwächer als die angegriffenen Argumente selbst. — Der Haltung und Schreibweise nach zu schließen, muß der Verfasser noch jung sein; es sind für ihn zu hohe Probleme, die er entscheidend lösen will. Um das zu können, fehlen ihm neben der Reife des Urteils noch zu viele positive Kenntnisse. Wenn er erst mehr gelernt, erlebt und erfahren haben wird, dann wird er vielleicht etwas Tüchtiges leisten können. Es ist ihm aber insbesondere strengere Selbstzucht im Denken entschieden anzuraten; denn er findet jetzt offenbar an allen seinen Gedanken ein übermäßiges Wohlgefallen, welches andere als nicht gerechtfertigt ansehen und deshalb nicht teilen können.

B. L. W.

„Der Städtebau", eine Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte nach ihren wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundsätzen. Gegründet von Theodor Goecke und Camillo Sitte. Verlag von Ernst Wasmuth, Berlin.

Auf der Deutschen Städte-Ausstellung 1903 in Dresden kam erst einer weiteren Oeffentlichkeit zur klaren Erfassung, daß der Städtebau eine Wissenschaft und Kunst zugleich ist. Es ist noch nicht lange her, daß die Anloge neuer Stadtteile mit dem bloßen gedankenlosen Herabtinneren schematischer Straßennetze vollbracht wurde. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde man sich bewußt, daß der Bebauungsplan eines neuen Stadtgebietes neben gesundheitlichen und wirtschaftlichen auch künstlerischen und damit auch volkstümlich-ethischen Ansprüchen gerecht werden muß. Natur und Kunst sollen überall mit geschichtlicher Erfahrung und frisch pulsierendem Leben Hand in Hand gehen und die trockene, langweilige Schablone soll gebrochen werden, so daß jede Stadt je nach ihrer Lage und nationalen Eigenart auch ihren besonderen Charakter nach Anlage und Bauart erhält und nicht alle Neustädte in der ganzen Welt denselben nüchternen Ausdruck bekommen wie aus demselben Fabrikmodell herausgetanzt. Während also auf der einen Seite die Vergangenheit zu berücksichtigen, in ihrem Sinne weiter zu schaffen ist, alte Baudenkmäler innerhalb der zulässigen Grenzen zu erhalten sind, soll auf der anderen Seite auch die moderne Kunst gepflegt, den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen werden, die sich namentlich in der Tatsache äußern, daß heute der eigene Bau durch den Besitzer seltener, die gewerbsmäßige Herstellung der Miethäuser und damit auch eine gewisse Gleichartigkeit des Aeußeren fast die Regel geworden ist.

Der Städtebau, in dem eine ungezählte Menge von Technikern, Künstlern, Nationalökonomen, Hygienikern, Sozialpolitikern, Verwaltungsbeamten und Mitgliedern gesetzgebender Körperschaften tätig ist, an dem, wenn auch nur gleichsam als Nutznießer, alle Bewohner unserer Städte Anteil haben, hat nun seit 1. Januar 1904 eine eigene, ihm allein dienende Zeitschrift als Sammelstätte für die Einzelarbeiten aller mitbeteiligten Fachmänner und zugleich als Organ zur Belehrung und Anregung aller Mitbeteiligten erhalten.

„Der Städtebau" will alle Teile dieses großen Gebietes behandeln: Geschichtliches, Bibliographisches, Besprechung neuester Veröffentlichungen und Entwürfe, Wettbewerbe, Personalien, Beantwortungen von Anfragen, Mitteilungen aller Art und vor allem Originalbearbeitungen der verschiedenen drängenden Zeitfragen des Städtebaues, alles im Hinblick auf Lageplanverfassung mit Einschluß der Haustypen und deren passender Unterbringung in den Baublöcken.

Bereits sind vier Hefte mit je 16 Seiten Text und Tafeln erschienen. Die Ausstattung der Hefte ist vorzüglich. Der Inhalt zeugt jetzt schon von einer vielseitigen Behandlung des weiten Gebietes. Die „Rückblicke auf die Deutsche Städte-Ausstellung in Dresden" führen uns in Wort und Bild die jüngsten Schöpfungen des Städtebaues der deutschen Großstädte vor. Ungemein anziehend sind die Aufsätze „Der Bau der Städte an Flüssen in alter und neuer Zeit", „Ungesunde Altertümelei im Städtebau", „Ueber die Stellung der Kirchen im Stadtplan" und „Städtebau und Denkmalpflege" geschrieben. An der Hand von Plänen werden die Bebauungspläne neuer Stadtteile verschiedener deutscher Städte erläutert.

Dem am 16. November 1903 verstorbenen Mitbegründer der Zeitschrift Camillo Sitte, Direktor der k. u. k. Staatsgewerbeschule in Wien, ist in der Februarnummer ein warmer Nachruf gewidmet. Camillo Sitte hat das große Verdienst, durch sein vortreffliches Buch „Der Städtebau nach künstlerischen Grundsätzen" (Leipzig, Teubner) zuerst die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf die Städtebaukunst gelenkt zu haben; er gilt also mit Recht als der „Altmeister deutscher Städtebaukunst".

Es wäre nur zu wünschen, daß die vorzügliche Zeitschrift „Der Städtebau" bald ihren Einzug halten werde bei allen Stadtbauämtern und staatlichen Baubehörden, denen sie eine Fülle von Anregungen und Belehrungen bieten wird zur Wohlfahrt aller Stadtbewohner.

Amberg. Clem. Schinhammer.

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie.

* **Göttingen**, 25. April. Die Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie in Göttingen hat, vom schönsten Wetter begünstigt, heute ihren Anfang genommen. Die Anwesenheit von zirka 200 Vertretern aller wissenschaftlichen und praktischen Fächer der Psychiatrie zeugte deutlich von dem großen Interesse, welches den Beratungen des Vereins von den Mitgliedern entgegengebracht wird.

Nachdem am Sonntag Abend im Hotel Krone eine Begrüßung der von nah und fern erschienenen Gäste stattgefunden hatte, wurden am Montag um 9 Uhr die Verhandlungen in dem neu errichteten Auditorium maximum der Universität eröffnet. Auch eine größere Stadt wie Göttingen dürfte kaum in der Lage sein, einer wissenschaftlichen Körperschaft ein vornehmer und glänzender ausgestattetes Beratungslokal zur Verfügung zu stellen als das Göttinger, mit allen Fortschritten der Technik ausgestattete große Auditorium.

Von den zur Versammlung erschienenen namhaften Mitgliedern nennen wir in erster Linie den Vorsitzenden des Vereines Hofrat Fürstner (Straßburg), und die Vertreter der Psychiatrie und des psychiatrischen Lehrfaches von zahlreichen deutschen Hochschulen, insbesondere Geheimrat Hitzig (Halle), Ziehen (Berlin), Wernicke (Halle), Pelmann (Bonn), Siemerling (Kiel) und viele andere.

Die Versammlung eröffnete Hofrat Fürstner (Straßburg). Er gedachte zunächst des schmerzlichen Verlustes, den der Verein seit seiner letzten Jahressitzung durch den Tod des Vorstandes, Geheimrat Jolly (Berlin), erlitten hat, und widmet dem als Mensch, Arzt und Gelehrten gleich verdienten Mann einen kurzen Nachruf. Auch der übrigen Toten des Vereins wurde gedacht. Die Versammlung erhob sich zur Ehrung des Andenkens der Verstorbenen von den Sitzen.

Redner hat die Versammlung, für welche ein reiches Programm wissenschaftlicher Vorträge angemeldet, um ihre Mitarbeit, dankte dem Lokalkomitee und übertrug, laut Wahl des Vorstandes, das Schriftführeramt den Herren Privatdozenten Dr. Weber und Dr. Vogt (Göttingen).

Von den erschienenen Festgästen spricht zunächst der Prorektor der Universität, Professor Leo. Er begrüßte die Versammlung als Hausherr und hob hervor, daß die Psychiatrie als Wissenschaft und Kunst in der neueren Zeit ihr Emporblühen erfahren hat, in der die Fortschritte der Naturwissenschaft so große Erfolge auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten der Medizin und Naturwissenschaft gezeigt hätte. Für die Psychiatrie kommen aber besonders auch die Fortschritte in der Aufklärung, in den humanitären Bestrebungen in Betracht. Die Psychiatrie sei κατ' ἐξοχήν die Geisteswissenschaft unter den Naturwissenschaften. Redner wünscht den Verhandlungen den besten Erfolg.

Nach ihm sprach der Landesdirektor Lichtenberg, welcher namens der Provinz die Versammlung bewillkommnete. In der Provinzialverwaltung nehme eine wichtige Stellung der Verwaltung die Fürsorge für die Geisteskranken ein. Dieselbe sei aber eine Funktion, welche sich in teilweiser Abhängigkeit von der Psychiatrie befinde. Die Bahnen, in denen sich diese Fürsorge zu bewegen habe, seien durch die Psychiatrie gesteckt; sie lege die Grundsätze fest, nach welcher diese Fürsorge stattfinden muß, deshalb übergebe die Provinzialverwaltung ihre Anstalten gern dem Psychiater zur Verwaltung und zur Sorge für die Kranken. Die Versammlung der Landesdirektoren vor zwei Jahren habe die Ueberzeugung gehabt, daß die Provinz den in dieser Beziehung an sie gestellten Anforderungen habe gerecht werden können; nur durch gemeinsame Arbeit der Provinzialverwaltung und der Psychiater sei das Ziel zu erreichen. Redner wies noch auf das neugegründete Sanatorium Rasemühle hin, dessen Bedeutung und Grundidee er hervorhob.

Oberbürgermeister Calsow sprach namens der Stadt Göttingen und begrüßte besonders auch diejenigen Herren, welche schon einmal als akademische Bürger in der Zeit ihrer Studien in Göttingen geweilt hatten, und wünschte denselben eine freundliche Erneuerung alter Erinnerungen.

Schließlich begrüßte Herr Geheimrat Braun als Vertreter des Dekans im Namen der medizinischen Fakultät die Versammlung.

*

Von den Ausgrabungen in Aegina.

Ueber die bereits telegraphisch gemeldeten Funde der bayerischen Ausgrabungen auf Aegina, die mit den Mitteln der Wassermann-Jordanschen Stiftung gegenwärtig unter Leitung Prof. Furtwänglers ausgeführt werden, erfahren wir jetzt näheres. Es handelt sich um einen Tempel, der auf dem Boden der alten Stadt Aegina stand und von dem nur noch eine Säule aufrecht an ihrem Platze erhalten ist. In der Münchener Glyptothek befindet sich unter den ägimetischen Skulpturen ein schönes Fragment, das von eben diesem Tempelplatze stammt und seinerzeit von dem Engländer Cockerell gefunden wurde, der hier im Jahre 1811 Ausgrabungen versucht hatte, die aber keine weiteren Skulpturen zutage förderten. Auch die von einem griechischen Gelehrten erst vor zehn oder zwölf Jahren hier vorgenommenen Ausgrabungen brachten nichts, was den Tempel anging, sondern nur Reste prähistorischer Häuser in der Tiefe des Schuttberges, auf welchem der Tempel steht. Die neuen Ausgrabungen, die mit ca. 150 Mann ausgeführt werden, legten zunächst das Tempelfundament und seine ganze Umgebung bloß. In den byzantinischen Häusern der oberen Schicht wurde zunächst als wertvoller Fund eine archaische Inschrift entdeckt, welche den Namen der Gottheit gibt, welcher der Tempel geweiht war. Es war schon früher vermutet worden, daß es der Tempel war, den Pausenias im Anfang seiner Beschreibung von Aegina nennt, der „Tempel der Aphrodite, nahe dem Hafen, in welchem die Schiffe zumeist vor Anker gehen." Dies ist nunmehr Gewißheit geworden. Die Inschrift bezeichnet die Göttin als die „Aphrodite am Hafen". Dieser Hafen ist jetzt ganz verschlämmt; doch erkennt man noch die Reste der alten Molen. Der Tempel war ein großer prächtiger Bau, viel größer als der der Aphaia oben auf dem Berge; doch ist er stark zerstört. Indes eben jene byzantinischen Häusermauern bargen auch wertvolle Skulpturen, allerlei Tarsen und Gliederfragmente, und vor allem die köstliche vollständige Statue einer Sphinx, die allem Anschein nach einstens auf dem einen Giebeleck des Tempels als Akroterian saß. Der Kopf wie der Körper sind wohl erhalten. Der Stil erinnert sehr an die berühmten Skulpturen von Olympia, doch ist die Arbeit feiner und schöner als dort. Bekanntlich gehören Original-Skulpturen eben dieses Stiles, der dem des Phidias unmittelbar voranging, zu den gesuchtesten Seltenheiten. Besonders interessant und eigenartig ist die Frisur des Kopfes; doch unvergleichlich geradezu sind die Anmut und der Stolz zugleich, mit dem das dämonische Wesen den Kopf, leicht zur Seite hinausblickend, auf den Schultern trägt. — Es ist ferner zu nennen der vortreffliche Porträtkopf eines Griechen, eine Arbeit der Kaiserzeit; die zugehörige Namensinschrift ist leider fragmentiert. Unter den archaischen Torsen ist einer durch Gewand und Bewegung ungewöhnlich. In den tieferen Schichten ergeben die Ausgrabungen eine Fülle von Resten alter und uralter Zeiten; die Funde gehen von der fernen Vorzeit des zweiten und dritten Jahrtausends vor Christus bis in die byzantinische Epoche hinein.

*

Sekundäre Röntgenstrahlen.

Röntgenaufnahmen von großen Objekten, wie es der Rumpf eines Menschen ist, sind nur schwer zu erhalten, weil scharfe Umrisse fehlen und alles verwaschen erscheint. Man hat den Vorschlag gemacht, durch einen Metallring, den man bei Aufnahmen des Unterleibes auf den Leib preßt, die zu durchstrahlende Masse zu komprimieren und somit schmaler zu machen. Nicht immer mit Erfolg. Der Grund liegt, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift mitteilt, nach einer Arbeit von Dessauer und Wiesner in den schon länger bekannten sekundären Strahlen, den S-Strahlen. Wasserhaltige, seltreiche Objekte, also z. B. Leibesteile, Knochenbrüche mit starkem Bluterguß, erzeugen starke S-Strahlen, Metalle, besonders Blei, nur wenig. Wenn man nun einen Metallzylinder vor das zu durchstrahlende Objekt legt, so erzeugen die X-Strahlen an der Zylinderwand starke S-Strahlen, die diffus verlaufen und das Bild verderben. Nach dem Vorschlage der genannten Verfasser teilt man den Zylinder in zwei Ringe, zwischen denen die im oberen Teil gebildeten S-Strahlen entweichen. In der Zeitschrift für Elektrotherapie (1902, 11 und 12) haben die Verfasser weitere Einzelheiten über ihre Methode mitgeteilt, die bereits von vielen Kliniken mit Erfolg angewendet wird.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Buchhandel und Wissenschaft. An den im Reichsamt des Innern Mitte dieses Monats eröffneten kontradiktorischen Verhandlungen über die zwischen dem Buchhandel einerseits und der Wissenschaft und den Bibliotheken andrerseits entstandenen Meinungsverschiedenheiten (z. B. über Rabatt, dessen Kürzung oder Aufhebung, über das Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern u. s. w.) nahmen, wie uns nachträglich mitgeteilt wird, aus Bayern teil: Dr. Ludwig Ganghofer als Vertreter der Autorenintereſſen; der Direktor der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Geh. Rat Dr. v. Laubmann, der Oberbibliothekar der Universität München, Dr. Schnorr v. Carolsfeld, der Universitäts-Professor Dr. Steinmeyer-Erlangen; als Vertreter des Buchhandels die Herren Sellier und K. Schöpping (Lindauer) aus München. Entschuldigt hatte sein Wegbleiben Geh. Hofrat Professor Dr. Lujo Brentano, aus dem aber ein interessanter Brief zur Verlesung kam.

K. Einen Aufruf an die deutschen Mathematiker erläßt die bibliographische Kommission der deutschen Mathematiker-Vereinigung. Sie hat die Aufgabe, einen mathematischen Bibliothekskatalog anzulegen, d. h. ein Verzeichnis von seltneueren Einzelwerken (namentlich aus früheren Jahrhunderten) und von schwer zugänglichen Zeitschriften aus dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften nebst Angabe der öffentlichen Bibliotheken Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, auf denen sich diese Werke vorfindea. Diese Kommission richtet daher an die Mathematiker Deutschlands die Bitte, Verzeichnisse von solchen Werken und Zeitschriften, welche sie sich im Verkaufe ihrer Arbeiten garnicht oder nur schwer verschaffen konnten, möglichst bald an eines der Kommissionsmitglieder einzusenden. Solche Bücher und Zeitschriften, aon denen sich herausstellt, daß sie auf sämtlichen deutschen Bibliotheken fehlen, werden bei passender Gelegenheit zur Anschaffung an irgend einem Orte vorgeschlagen werden.

* Medizinisches. In München finden während der Monate Mai und Juni folgende ärztliche Fortbildungskurse statt: Geheimrat Prof. v. Angerer: Chirurgie; Professor v. Bauer: Innere Medizin; Professor Boersdusch: Ophthalmologie; Privatdozent Dr. Gudden: Psychiatrie; Prof. Haug: Otiatrie; Professor Klein: Gynäkologie.

* Polarforschung. Aus London wird gemeldet: Dr. Drygalski hielt am Montag Abend in der Geographischen Gesellschaft einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über seine Südpolarexpedition.

*

Hochschulnachrichten.

* **Aus Gießen** wird gemeldet: Der älteste Student der Universität Gießen und zugleich der semesterreichste deutsche Universitätsstudent, der stud. chem. Christian Busch, welcher bereits im 66. Semester studierte, ist im 50. Lebensjahre gestorben. Busch war im besten Sinne ein Original, er hatte für seine bescheidenen Bedürfnisse vollauf zu leben und ließ sich als Hörer seit dem Sommer 1871 regelmäßig immatrikulieren.

Digitized by Google

* **Göttingen.** In beachtenswerter Weise spricht sich der bekannte Mathematiker der Göttinger Hochschule Prof. Felix Klein in seiner jetzt zum Druck gelangten Kaisergeburtstagsrede „Ueber die Aufgaben und die Zukunft der philosophischen Fakultät" gegen die an verschiedenen Universitäten bestehende Trennung der philosophischen Fakultät in zwei selbständige Fakultäten, eine philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, aus. Gerade in einer Zeit wie die Gegenwart, wo man in den einzelnen Wissenschaften vom Spezialistentum wieder mehr abkommt und umfassende Zusammenhänge allgemeiner Gesichtspunkte zu gewinnen strebe, solle man jenen alten Zusammenhang nicht zerreißen. Es sei vielmehr von größter Bedeutung, daß die beiden Sektionen im gemeinsamen Zusammenarbeiten einander korrigieren und vor Einseitigkeit bewahren könnten. Notwendig sei es allerdings für beide, auf die Anforderungen des modernen Geistes mehr Rücksicht zu nehmen als bisher wohl geschehen sei. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion müsse darauf bedacht sein, durch Angliederung technischer Disziplinen und Institute ihren Lehrgegenständen eine größere Bedeutung für die Kulturentwicklung zu geben; für die philologisch-historische Abteilung aber sei es unumgänglich, durch Aufnahme wichtiger moderner Fächer, z. B. der slavischen und ostasiatischen Sprachen, auch verschiedener Zweige der geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Disziplinen sich in modernem Sinne zu erweitern und abzurunden. Zweifellos werden Kleins Ausführungen nicht unbeachtet zu Boden fallen, sondern zu weiterer Erörterung dieser für unsere geistige Zukunft hochbedeutsamen Fragen vielfach Anlaß geben.

* **Rostock.** Einer der letzten alten Freunde und Schüler Ronkes, der Historiker Professor Friedrich Wilhelm Schirrmacher zu Rostock, feiert am 28. April seinen 80. Geburtstag. Seminar der Rostocker philosophischen Fakultät und Oberbibliothekar der Universitäts-Bibliothek, wirkt Schirrmacher seit 1866 als akademischer Lehrer.

* **Graz.** Der Kunsthistoriker Professor Joseph Strzygowski hat den an ihn ergangenen Ruf nach Halle abgelehnt.

* **Aus Frankreich.** Wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, verlieh die Académie française in Paris den ersten Preis Gobert im Werte von 9000 Fr. für das beste Geschichtswerk dem Historiker Pierre de Ségur für sein Werk „Le Maréchal de Luxembourg". Der Preis Thiers im Betrage von 3000 Fr. wurde dem Abbé Sicard für seine Geschichte: „L'Ancien Clergé" zugesprochen. — Der Akademiker Octave Gréard in Paris ist gestorben.

* **Todesfall.** In Lemberg ist der polnische Literarhistoriker und Kritiker Universitätsprofessor Dr. P. Chmielowski im 56. Lebensjahre gestorben. Er hat eine Geschichte der polnischen Literatur verfaßt und auch Wilhelm Meister ins Polnische übersetzt.

x

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Felix Witting: Westfranzösische Kuppelkirchen. (Zur Kunstgesch. des Auslandes. Heft 19.) Strassburg i. E. 1904. J. H. Ed. Heitz. 40 S. — Deutscher Universitäts-Kalender. 64. Ausgabe. Mit amtlicher Unterstützung hesg. von Dr. F. Ascherson. II. Teil: Die Universitäten im Deutschen Reich, in Oesterreich und der Schweiz. Leipzig 1903. K. G. Th. Scheffer. 443 S. — Dr. H. Purpus: Die freiwillige Versicherung der selbständigen Gewerbetreibenden und Unternehmer nach dem Alters- und Invalidenversicherungsgesetz v. d. D. R. vom 13. Juli 1899. Augsburg 1904. Theodor Lampert. 17 S. — John Lehmann: Befreites Glück. Roman. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 259 S. — Irma Gaertner: Die letzte Strophe. Novellen. Ebenda 1904. 158 S. — Heinrich Keller: Das Gespenst unserer Zeit. Sozialer Roman. Ebenda 1904. 415 S. — Richard Huldschiner: Die stille Stadt. Ramen. Ebenda 1904. 223 S. — Georg Wesner: Ein Kleinstadtroman. Ebenda 1904. 306 S. — Leanidas Badarescu: Einige Weihnachts- und Neujahrshräuche der Rumänen. Czernowitz 1903. Bukowinaer Vereinsdruckerei. 27 S. — Die feierliche Uebergabe des Rektorats der grossh. hess. Technischen Hochschule zu Darmstadt für das Studienjahr 1903—1904. (Darin: Antrittsrede des Rektors Dr. Dingeldey: Ueber die Anwendung der Mathematik auf Astronomie, Physik und Technik.) Darmstadt 1903. J. C. Herbert. 35 S. — Otto Kern: Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands. Vortrag. (S.-A. a. d. Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum etc. Band VII.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 15 S. — Erich Bethe: Die Teojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. Vortrag. (S.-A. a. d. Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum etc. Band VII.) Ebenda 1904. 13 S. — Archiv der Mathematik und Physik. Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten. 3. Reihe, 6. Bd. Ebenda 1904. 358 u. 68 S. — Elisabeth Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Berlin 1904. Otto Liebmann. 166 S. — Dr. M. Liepmann, Professor des Strafrechts an der Universität Kiel: Duell und Ehre. Ein Vortrag. Ebende 1904. 61 S. — Provinzmädel. Band VIII. Reichens Flitterwochen von Felicites Rose. (Humoristische Bibliothek.) Berlin, Rich. Bong. 204 S. — Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausg. im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. 1. Band. Leipzig 1901. B. G. Teubner. 331 S. — Die land- und forstwirtschaftlichen Gewerbe Deutschlands. Handbuches der Wirtschaftskunde Deutschlands etc. 2. Bd. Ebendn 1902. 253 S. — Theodor Schiemann: Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. 1: Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin 1904. Georg Reimer. 637 S. — Dr. Wilhelm Münch, Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin: Aus Welt und Schule. Neue Aufsätze. Berlin 1904. Weidmann. 276 S. — Dr. Hermann Fitting, Geh. Justizrat und ord. Professor der Rechte zu Halle: Das Reichs-Konkursrecht und Konkursverfahren. 3., völlig neubearb. Auflage. (Guttentagsche Sammlung von Lehrbüchern des deutschen Reichsrechts. III.) Berlin 1904. J. Guttentag. 523 S. — Dr. Ernst Landsberg, ord. Professor der Rechte zu Bonn: Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches vom 18. August 1896. Ein dogmatisches Lehrbuch. 1. 2. Ebende 1904. 1338 S. — Max Ksel v. Krempelhuber: Für stille Stunden. Ein Buch fürs Leben. Gebildeten Lesern gewidmet. 5. Aufl. München u. Leipzig, G. Franz. 456 S. — P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation: Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 6.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 24 S. — Louis Becke: Chinkie's Flet and Other Stories. London, Leipzig, Paris 1904. T. Fisher Unwin. 336 S. — John Oliver Hobbes: The Vineyard. Ebenda 1904. 376 S. — O. D. Chwolson, Professor an der kais. Universität zu St. Petersburg: Lehrbuch der Physik. II. Bd.: Lehre vom Schall (Akustik) — Lehre von der strahlenden Energie. Uebersetzt von H. Pflaum, Oberlehrer in Riga. Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 1056 S. — Fritz Lange: Josef Lanner und Johann Strauss. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. Nach authentischen Quellen und nach den neuesten Forschungen dargestellt. (Mit zahlreichen Tafeln etc.) Wien 1904. Verlag des Verfassers, Neulerchenfelderstr. 56. 100 S. — Adolphe Landry: L'Intérêt du Capital (Bibliothèque internationale d'Economie politique). Paris 1904. V. Giard et E. Brière. 367 S. — Stephan Hirschberg: Herzensworte. Gebete in Versen für meine kleine Schwester. München 1903. Seitz u. Schauer. 77 S. — Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem: Kants Bedeutung für die Gegenwart. Gedenkrede zum 12. Februar 1904. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 51 S. — Prof. Dr. Hippolyt Haas: Neapel, seine Umgebung und Sizilien. (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. XVII.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 194 S. — Angus Hamilton: Korea. Das Land des Morgenrots. Nach Reisen geschildert. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig 1904. Otto Spamer. 296 S. — Rudolf Eucken: Geistige Strömungen der Gegenwart. Der Grundbegriffe der Gegenwart dritte umgearb. Auflage. Leipzig 1904. Veit u. Co. 398 Seiten.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 28. April. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Franz Xaver Kraus und das deutsche Reichsland.

Savoyardenlieder. Von W. A. Hammer.

II. Bücher und Zeitschriften.

F. Th. Vischer: Auch Einer. — Veröffentlichungen des Erdmagnetischen Observatoriums in München.

III. Allgemeine Rundschau.

Münchener Orientalische Gesellschaft. — Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie. — Die älteste datierte Karte mit dem Namen Berlin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Franz Xaver Kraus und das deutsche Reichsland.*)

Ueber seine eigene Heimat, namentlich in einer Zeit des Uebergangs, wo alle Dinge gewissermaßen im Flusse begriffen sind, zu urteilen, hat immer einen Beigeschmack von Voreiligkeit oder gar von Torheit. Im folgenden soll nun keineswegs eine Darlegung über die politischen Vorgänge oder über die Stimmung im Reichslande geboten werden, als F. X. Kraus daselbst als Gelehrter und zum Teil auch als politischer Berater wirkte. Seine Ansichten über Land und Leute in kurzen Zügen zu referieren, wie über sein Wirken im Reichslande zu berichten, ist der eigentliche Zweck dieser Ausführungen.

Unter so vielen bedeutenden deutschen Männern, die nach den Ereignissen von 1870 ihr Können und ihr Wollen den neu gewonnenen Provinzen rückhaltlos widmeten, gibt es wenige, die es an wahrem Verdienst mit F. X. Kraus aufnehmen können. Ohne jede politische Voreingenommenheit, frei von jedweden akademisch-kleinlichen Germanisationsvelleitäten, mit vollem Verständnis für die Schätze französischer Kultur, welche er allenthalben im Lande vorfand, trat der Trierer Archäologe und Kunsthistoriker an die großen Aufgaben heran, die seiner im Reichsland, vornehmlich in Straßburg an der neu gegründeten Kaiser Wilhelms-Universität harrten. Wie wenige war er, dem sein wiederholter Studienaufenthalt in Frankreich gleichsam eine zweite Universität geworden, berufen, hier im Geiste des Friedens, der Verständigung und der Versöhnung zu wirken. Das waren nach seiner Ansicht mit der alle Gegensätze ausgleichenden Zeit die wahren Motive, von denen man sich leiten lassen sollte, wollte man Elsaß und die Elsässer geistig Deutschland wiedergewinnen. Wer ihn genauer kannte, der wußte, daß die Worte, die er einst über seinen elsässischen Freund Spach geschrieben, ihm ganz aus dem Herzen kamen und zum großen Teile auch ihm selbst galten. Mit richtigem Gefühle fand er bald heraus, daß, sollte eine Verständigung zwischen Elsaß und Altdeutschland eintreten, „die Eroberer selbst wissen müßten, mit wem sie es zu tun hatten." Ihn schmerzte es tief, auf Seite der Sieger nicht immer jenes rücksichtsvolle Verständnis für die Dinge und Menschen der elsässischen Heimat zu finden, welches er im Interesse beider Teile wünschen mußte. . . . Es tat ihm weh, wenn er auf deutscher Seite nicht selten derselben Unkenntnis französischer Zustände und Literatur, demselben Absprechen über die Nachbarn begegnete, das wir so oft bei den Franzosen beklagen. Wehmütig dachte er dann jener herrlichen Stunden, die er in den hochgebildeten Salons der Pariser Welt einst verlebt, — „und ich fürchte," fügte Kraus hinzu, „der Vergleich ist nicht immer günstig für uns ausgefallen."[1]) So konnte nur ein Mann sprechen, dessen gefühlvolle Seele alles, was die Freunde freudig oder schmerzlich bewegte, mitempfand, den gemeinsame Erinnerungen und Erlebnisse in eine innige Geistes- und Seelenverwandtschaft mit dem Elsaß brachte. Wie oft hörten wir von ihm selbst, daß er sich dem Zauber jener reizenden Urbanität des Benehmens hingab, „die," wie er sagte, „ein Erbteil der romanischen Völker, bei uns so selten, auch in Frankreich immer mehr ausstirbt, je stärker der demokratische Zug der Zeit sich gesellschaftlich geltend macht."[2])

Wie zahlreiche andere deutsche Männer, ich denke dabei ganz besonders an den verdienten, noch in voller Geistesfrische und körperlicher Rüstigkeit lebenden ehemaligen badischen Minister Frhrn. v. Raggenbach, stand auch F. X. Kraus bereits vor 1870 zu Elsaß und Elsässern in guten Beziehungen. Der Verkehr mit den benachbarten deutschen Landen hatte ja früher niemals den Charakter der Exklusivität angenommen. Neben Spach, dessen Vorträge seinerzeit eine geistige Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland bezweckten, gab es eine Reihe von tüchtigen Elsässern, wie Auguste Nefftzer, Charles Dollfus, Emile Tachard, die bekannten Begründer der „Revue germanique" (1858),[3]) welche bemüht waren, in den Geist der deutschen Klassiker einzudringen, das Verständnis ihrer Dichtungen den Elsässern aufzuschließen. Wenn es nach 1870 nicht gelungen ist, mit den Vertretern dieser geistig versöhnenden Richtung auch neue politische Bande anzuknüpfen, so ist die Schuld dafür nicht etwa nur auf einer Seite zu suchen.[4]) Mit diesen Elementen, als es noch Zeit war, politisch in Fühlung zu treten und ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen, hat man deutscherseits unterlassen. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingestellt. Soweit dem Verfasser bekannt ist, haben sowohl Kraus als auch Baran v. Roggenbach die Unterlassung bedauert.

Als Kraus den ehrenvollen Ruf als außerordentlicher Professor für christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Straßburg erhielt und bald darauf von dem

*) Wir entnehmen diese hochinteressante, vom Standpunkte altelsässischer Kreise aus geschriebene Würdigung unseres heimgegangenen Mitarbeiters mit gütiger Erlaubnis des Verlegers dem so eben erscheinenden Werk „Dr. Ernst Hauviller: Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus" (Colmar i. E., Walther Rood).

1) Essays I. 17 f.

2) Ebenda.

3) Biographies Alsaciennes par A. Meyer. Colmar 1884. 2me Ser. 16. — Die „Revue germanique" von 1858 ist nicht zu verwechseln mit der älteren in der Tendenz verwandten „Nouvelle Revue germanique" von 1829.

4) Nefftzer, Ch. Dollfus und Tachard waren gleich nach 1870 entschlossen, für Deutschland zu optieren und am Baue eines Neu-Elsaß tatkräftig mitzuwirken. Die Bemühungen dieser Männer fanden jedoch keinen Anklang. Enttäuscht zogen sie sich vom politischen Leben zurück. Nefftzer, der Begründer des „Temps", ging nach Basel, Dollfus nach St. Malo und Tachard nach Belgien.

Digitized by Google

damaligen kaiserlichen Oberpräsidenten mit der Herausgabe einer großartig angelegten Denkmalstatistik betraut wurde, ging er völlig voraussetzungslos an die schwierige Aufgabe heran. Das Problem, ob wir berechtigt sind, von einer einheitlich in sich abgeschlossenen kulturellen oder politischen Geschichte des Elsaß zu reden, hat Kraus nie aufgestellt, weil nach seiner Ansicht nur die Grundlage für eine im Großen und Ganzen sich uns darbietenden Kulturgeschichte der oberrheinischen Ebene, nicht aber die für eine ausschließlich elsässische Geschichte vorhanden ist. Mit dem gleichen Rechte, sagte er, könnte Baden, das ebenso verschiedene Elemente wie das obere und untere Elsaß in sich birgt, das in der Vergangenheit ebensowenig ein solidarisches Gefühl gekannt, territorial ebenso zerrissen war, den Versuch machen wollen, sich auf dem Gebiete der Kunst, der Kultur, der Politik eine gewisse Individualität vindizieren zu wollen. Für ihn wie für so manche andere Forscher stand es gewiß, daß die rheinisch-wasgauischen Lande von altersher die Heimstätte deutscher Stämme, nicht aber der Sitz einer partikularistisch einheitlich auftretenden elsässischen Politik oder gar einer Landeshoheit gewesen. Aus den Trümmern elsässischer Territorien, aus den zentrifugalen Strömungen einheimischer, dynastischer und ständischer Interessen haben Ludwig XIV. und die Revolution erst jenen einheitlich gefügten Bau, welchen wir heute als Elsaß bezeichnen, geschaffen. Das neue Deutsche Reich gliederte ihm mit dem Metzischen und einem Bruchstück der lothringischen Landesteile neue Elemente an und vereinigte beide zu einem politischen Ganzen, als es, ohne Rücksicht auf frühere historisch-geographische Abgrenzungen und Stammesverschiedenheiten, das „Reichsland" schuf. Angesichts dieser großen historischen Tatsache war Kraus, im Gegensatz zu anderen Forschern, der Ansicht, daß die gegenwärtige Kunstgeschichte, aber auch die Historie besseres zu tun hat, als aus dem alten Trümmerfelde Bausteine zu holen, die dem modernen Gefüge doch nur einen archaistischen, nicht aber einen geschichtlich gewordenen Charakter zu verleihen imstande sind. Darum hat er es in der Unterhaltung mehrfach gebilligt, daß der verdiente Herausgeber der „Landes- und Ortsbeschreibung", Frhr. du Prel, sein unterdessen glücklich zu Ende geführtes Unternehmen mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Gegenwart unter dem Namen „Das Reichsland Elsaß-Lothringen" erscheinen ließ.

Von solchen Gesichtspunkten ließ auch Kraus sich leiten, als er an seine beschreibende Statistik der elsässischen und lothringischen Kunstdenkmäler herantrat. Wie sehr er dabei das Richtige getroffen und den Beifall auch des größten Teiles der zeitgenössischen Elsässer gefunden, geht daraus hervor, daß sein Werk nicht zuletzt durch das einträchtige Zusammenwirken der einheimischen Altertumsfreunde und der später Eingewanderten einen so raschen und befriedigenden Abschluß fand. Hätte auch er in der entlegenen Vergangenheit den Keim für die Gegenwart, ja noch mehr, eine Rechtfertigung für dieselbe suchen wollen, er hätte schwerlich schon zu Anfang der 70er Jahre jene im besten Sinne des Wortes patriotische Tat vollbringen können, welche nicht nur in der Fertigstellung seines Werkes, sondern auch in der harmonischen Mitarbeit der Altelsässer mit den eingewanderten Altdeutschen besteht. Das ist eben das große Verdienst von F. X. Kraus um die reichsländische Sache, daß er die Gegensätze zu umgehen, die Irrungen zu überbrücken verstand, wenn er sich an die Arbeit begab. Gerade diese in den Augen der Elsässer so wohltuende Eigenschaft ist es aber auch gewesen, welche der deutschen Sache im Elsaß am meisten nottat und auch heute noch am Platze ist, wenn positive Resultate erzielt werden sollen. Anerkennung freilich hat F. X. Kraus für seine weiterausschauende, nicht kleinlich schulmeisterliche Bemühung gerade auf altdeutscher Seite am allerwenigsten gefunden. Die Hochschule, der er bei ihrer Gründung angehörte, hat ihn lieber ziehen lassen, als sein Wissen und sein Können durch einen Vorschlag zu einem Ordinariate sich zu erhalten. Bei seinem Tode beobachtete sie die gleiche Zurückhaltung.

Zehn der besten Jahre seines Lebens hat F. X. Kraus der Erforschung der elsässischen Denkmäler gewidmet. Indem er den Monumenten und der Vergangenheit derselben nachging, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ja oft von Haus zu Haus, gestoht er, ein herrliches Land und ein treffliches Volk kennen gelernt zu haben.[5]) Und es wird die Zahl der Altdeutschen, die gleich ihm mit den Besten des Landes durch Beziehungen freundschaftlichster Art verbunden waren, eine auch heute noch beschränkte sein. Nichtsdestoweniger hat ihm ein feines Taktgefühl jederzeit es als inopportun erscheinen lassen, sich vorschnell auch nach außen hin mit den Interessen und Geschicken einer Provinz zu identifizieren, die ihm doch durch eine Reihe mühevoller Arbeitsjahre so teuer geworden war. Auch in dieser vornehmen Reserve hat er nicht nur den einzig richtigen Weg eingeschlagen, sondern eine Ueberlegenheit des Geistes jenen wohl gutmeinenden eingewanderten Elementen gegenüber bewiesen, die dem elsässischen Lokalpatriotismus oft mit überraschender Großmut das Opfer ihrer Heimatsrechte, ja selbst ihrer Heimatspflichten bringen. Es sind dies meist Leute jener Richtung, die es besonders den Elsässern der älteren Generation allzeit übel vermerkten, wenn sie ihre Neigungen zu Frankreich als dem Lande, das trotz aller Gegenversicherungen Elsaß keineswegs so stiefmütterlich behandelt hat, offenkundig zeigten. Wie ganz anders verstand es Kraus, selbst bei Elsässern und Lothringern altfranzösischer Abstammung nicht nur gesellschaftliche Wertschätzung, nein auch regen und freundschaftlichen Verkehr zu finden. Zu diesen letzteren gehörten in Elsaß unter vielen anderen kein geringerer als Ignace Chauffour; in Lothringen Baron Louis Numa de Salis. Der eine wie der andere war dem deutschen Archäologen bald nach 1870 bei der Herstellung der Monumentalstatistik behülflich. Was Kraus in seinem Nachruf über Baron de Salis geschrieben, ist für diesen wie für jenen gleich schmeichelhaft, anderseits aber auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Beziehungen von Altdeutschen und Einheimischen zu Anfang der 70er Jahre. Auch heute noch dürfte das Taktgefühl und das Geschick, mit welchem Kraus zunächst auf neutralem Felde eine Anbahnung zu gemeinsamen Arbeitsgebieten und Interessensphären herzustellen suchte, auf beiden Seiten der Nachahmung würdig sein. Schon des Erfolges wegen, den er wie seither nach ihm kaum ein anderer im Lande zu verzeichnen hatte — auf dem Gebiet der landesgeschichtlichen Forschungen haben gewisse von altdeutscher Seite erfolgte Vorstöße sogar peinlich berührt —, lohnt sich, an dieser Stelle ein typisches Beispiel anzuführen.

„Lange vor 1870," schreibt Kraus, „hatte ich Herrn de Salis kennen gelernt und war in regen und freundschaftlichen Verkehr mit ihm getreten. Als ich später, mit der Herstellung der Monumentalstatistik beauftragt, nach Metz kam, fand ich an ihm die beste und nützlichste Hülfe. Als Franzose und alter Offizier empfand er die Ereignisse von 1870 freilich auf das schmerzlichste — wer kann das von einem Ehrenmann anders erwarten? Aber die politische Reserve, welche er sich auferlegte, hinderte nicht, daß er meine Bestrebungen und Studien aufs eifrigste unterstützte. Er wünschte, daß ich im Hinblick auf diese von den Eingeborenen der Stadt ein öffentliches Zeugnis des Vertrauens und der Anerkennung entgegennehme, und so beantragte er in der Académie de Metz meine Wahl zum Mitgliede, die dann auch einstimmig stattfand. Es war das erste Mal, daß diese Körperschaft seit dem Kriege von 1870 einen Deutschen in ihren Kreis aufnahm. Ich erzähle dieses Detail, weil es dem Verstorbenen und seinen politischen Freunden Ehre macht, ein Zeugnis höherer Anschauung gibt und zugleich den Beweis liefert, daß die von Sr. Exzellenz dem Oberpräsidenten v. Moeller angeordnete, von dem gegenwärtigen kaiserlichen Ministerium mit gleicher Liberalität und wärmstem Interesse fortgeführte Inventarisierung und Beschreibung der Kunstdenkmäler von Elsaß-Lothringen nicht bloß, wie dies bekannt ist, im Elsaß, sondern auch in Lothringen von den in Betracht kommenden Kreisen der Bevölkerung mit Dank und lebhafter Anerkennung aufgenommen wird."[6])

[5]) Kunst und Altertum, II. VI.

[6]) Louis Numa de Salis (1803—1880). Ein Lebensbild. Separatabdruck aus der Gemeindezeitung für Elsaß-Lothringen 1880. Nr. 50.

Und die Aeußerungen größter Wertschätzung und Freundschaft, sowie die Anerkennung seiner Leistungen von seiten von Männern, welche der geistigen Elite des Landes angehörten, hatten keineswegs den oberflächlichen Charakter gewisser Gelegenheitsreden, sie waren vielmehr der Ausdruck dauernder Neigungen und Gefühle, die aber auch von Kraus, der seinen Freunden zeitlebens ein treuer Freund geblieben, mit der gleichen Aufrichtigkeit erwidert und gelegentlich auch öffentlich dokumentiert wurden. Der verdiente elsässische Archäologe und langjährige Präsident der Gesellschaft für Erhaltung historischer Denkmäler, Kanonikus Straub, auf den Kraus so große Stücke hielt, hat diesem bis an sein Lebensende seine persönliche Freundschaft erhalten. Und als Mitglied der theologischen Fakultät zu Freiburg i. B. wollte Kraus jetzt, wo es in seiner Macht lag, die Mitarbeit eines Mannes wie Straub gebührend würdigen lassen, indem er bei seiner Fakultät im Frühjahr 1891 den Antrag stellte, daß „in Anerkennung seiner reichen Verdienste um die Erforschung der elsässischen Kirchen- und Kunstgeschichte dem Straßburger Kanonikus der Doktortitel honoris causa zuerkannt werde". Diese Ehrung gereichte Straub zu besonderer Genugtuung. Kraus seinerseits wollte mit dieser von ihm veranlaßten Auszeichnung dem elsässischen Lande gegenüber den Tribut der Dankbarkeit verbinden. Sagt er doch selbst: „Es war der letzte Gruß, den mir vergönnt war, dem Elsaß und einem seiner würdigsten Söhne zu senden."[7])

Aus der politischen Tätigkeit, die Kraus noch während seines Straßburger Aufenthaltes und auch später zur Förderung reichsländischer Interessen entwickelte, hebe ich hier nur seine von Anfang an genau präzisierte Stellung zur Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der neugegründeten Kaiser Wilhelms-Universität hervor.

Bekanntlich regte gleich nach 1870 Fürst Bismarck den Plan einer Fakultätsgründung in Straßburg an und trat mit dem Oberpräsidenten v. Moeller und dem nun heute wohl noch einzigen lebenden Kenner des damaligen Vorhabens, mit dem ersten Kurator der Universität, Freiherrn v. Roggenbach, in Verbindung. Dieser letztere erwies sich durch seine Verurteilung der Bismarckschen Anregung als ein seiner Beobachter der damaligen, aber auch als ein kluger Berechner der später eintretenden Konstellationen. Frhr. v. Roggenbach äußerte nämlich schon damals, daß die Heranbildung des reichsländischen Klerus im deutschnationalen Sinne schwerlich durch eine im Lande selbst zu besuchende Fakultät erfolgen würde. Nach seinem Dafürhalten hätten die an altdeutschen Universitäten bestehenden katholisch-theologischen Fakultäten am zweckmäßigsten dem Wunsche des Reichskanzlers entsprochen und eine in diesem Sinne wirkende Verfügung: die reichsländischen Kandidaten der Theologie an den katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands studieren zu lassen, hätte die brennende Frage alsbald gelöst. Fürst Bismarck war entgegengesetzter Ansicht und blieb bei dem nun einmal vorhandenen Plane. Wie aus einer von Kraus im Jahre 1900 ausgearbeiteten „Denkschrift über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg" hervorgeht, war er seitens des Oberpräsidenten v. Moeller alsbald zu den Beratungen zugezogen und, wie er dem Verfasser dieser Schrift wiederholt versicherte, mit Vorschlägen zu Bischof Raeß abgesandt worden. Daß der aus dem ultramontanen Mainz kommende Raeß, wo man von einer Koordinntion der staatlichen mit den kirchlichen Rechten niemals etwas wissen wollte, von vornherein abgeneigt war, sich ernstlich in Verhandlungen einzulassen, war vorauszusehen. Sie scheiterten denn auch an seiner seltsamen Forderung, die Professoren der Fakultät ernennen zu wollen.

„Der theologische Unterricht der Kandidaten des geistlichen Standes verblieb demgemäß", wie F. X. Kraus sich ausdrückt, „dem Diözesanseminar, welches sich sehr bald als eigentlicher Herd und Mittelpunkt der Protest- und Renitenz-Partei herausstellte und den intimsten Anschluß an die französische Aktionspartei bewahrte."

7) Kunst und Altertum, IV. III.

Dem Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gebührt das Verdienst, den Gedanken an eine katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg wieder aufgenommen zu haben. Wenn ein deutscher Staatsmann berufen war, an ein so schwieriges Problem heranzutreten, so war es der frühere bayerische Ministerpräsident. Als aufgeklärter Katholik und gründlicher Kenner des Ultramontanismus, als ehemaliger Statthalter von Elsaß-Lothringen hätte er Mittel und Wege finden können, die das Zustandekommen einer gesunden Schöpfung gewährleisteten, ohne die Rechte des Staates, ohne dessen Einfluß auf die Erziehung des Klerus preiszugeben. Nach seinem Rücktritt aus dem Amte und besonders nach seinem Tode, als eine politische Partei die Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Straßburg nunmehr als ihre Aufgabe betrachtete und mit allem Nachdruck in Rom und in Berlin betrieb, war es gänzlich ausgeschlossen, die Fakultät in einer Verfassung und unter Bedingungen ins Leben zu rufen, welcher ihrer ursprünglichen Idee und ihrem Zwecke noch entsprachen.

Zu dieser Erkenntnis war F. X. Kraus längst schon gekommen und er wurde in derselben bestärkt, als ihm seitens der Reichsregierung am 16. Februar 1900 ein Entwurf zur Fakultätsgründung vorgelegt wurde. Als Antwort darauf verfaßte er noch im gleichen Jahre die bereits oben erwähnte Denkschrift. Diesem Schriftstück, wovon er zahlreiche Kopien Freunden, sowie mehreren politischen Persönlichkeiten und hohen Beamten zukommen ließ, folgte ein Jahr darauf, kurz vor seinem Tode, ein zweites im gleichen ablehnenden Sinne. Ueber den Inhalt dieses zweiten hochwichtigen Dokumentes, das Kraus, wie er sich dem Verfasser dieser Schrift gegenüber aussließ, für die endgültige Verabschiedung des Fakultätsprojektes für entscheidend ansehen durfte, hat er das absolute Schweigen beobachtet.

In der Denkschrift vom November 1900 hatte es Kraus deutlich ausgesprochen, daß die derzeitige absolute Herrschaft des jesuitischen Systems in den maßgebenden kirchlichen und politischen Kreisen die zielbewußte Zerstörung alles frischen geistigen Lebens bedeutet. Aus diesem Grunde schon hielt er die Gründung einer Fakultät für ein utopistisches Unternehmen. Dazu kamen noch die prinzipiellen Bedenken, die es nach seiner Ansicht jedem deutschen Politiker unmöglich machten, in der Fakultätsangelegenheit mit der Kurie zu verhandeln. Von alters her hat nämlich die Kurie es prinzipiell abgelehnt, dem Staate einen Anteil an der Bildung des Klerus zu gewähren. Diesem ultramontanen Ideal entspricht bekanntlich keine einzige der theologischen Fakultäten in Deutschland, deren Professoren Staatsbeamte sind mit allen Rechten und Pflichten der übrigen Universitätslehrer. Dem römischen Stuhle sind diese Verhältnisse selbstverständlich bekannt, gebilligt hat er sie freilich nie. Die deutschen katholischen Fakultäten werden denn auch seitens der Kurie nur ratione temporum toleriert. Noch im Jahre 1880 hat Leo XIII., als er mit Kraus über diesen Gegenstand verhandelte, rundweg erklärt, „daß die deutschen theologischen Fakultäten eine anomale Institution seien und die Ernennung der Professoren lediglich in der Hand der Bischöfe liegen solle". Jede, auch die geringste in dieser Richtung gemachte Konzession erschien Kraus als eine verderbliche Preisgabe eines Prinzips, als eine offenkundige Vernachlässigung der Rechte des Staates wie der Wissenschaft bei einer so hochwichtigen Angelegenheit. Und er stand nicht an, zu erklären, daß die in der Fakultätssache mit Rom gepflogenen Verhandlungen den Staat und die Wissenschaft in gleicher Weise kompromittierten.

Aus dieser kurzen Darlegung geht zur Genüge hervor, daß Kraus von Hause aus kein Freund der ausgesprochen konfessionellen Professuren war. Wenn er das eine oder andere Mal sich zugunsten dieser oder jener sogenannten katholischen Kandidatur ausgesprochen hat, so waren dafür ganz andere Gründe bei ihm ausschlaggebend. Die Erfahrung, die er seinerzeit in Straßburg an sich selbst gemacht hatte, wollte er anderen, die seiner Ansicht nach

gleich ihm nicht vom Ultramontanismus berührt waren, ersparen und durch sein Dazwischentreten dazu beitragen, daß die verhängnisvolle Verwechslung von Ultramontismus und Katholizismus für die Zukunft nicht weitere Opfer fordere.

Eine andere Frage freilich ist es, ob er sich nicht in den Persönlichkeiten täuschte und selbst Anhängern des politischen Katholizismus seinen Rat und seine Hilfe lieh. Das aber wird jeder, der ihm näher stand, bestätigen können, daß Kraus nicht zu denjenigen gehörte, die später ihren Irrtum nicht einsehen wollten. Seinen tiefen Ekel an der Wandelbarkeit der Gesinnung so mancher, denen er mit seiner Feder wie mit seinem Worte geholfen, hätte auch er am treffendsten in jenen bekannten Ausspruch Petrarcas kleiden können: „Von dieser ganzen Rasse von Menschen seid Ihr wenige nur noch übrig, mit denen ich leben und sterben möchte."[8])

Neben dem Forscher altelsässischer Kunst, dem scharfen Beobachter reichsländischer Politik, darf der Historiker an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Der Vergangenheit der rheinisch-wasgauischen Lande in ihrem Zusammenhang mit dem alten römischen Reiche deutscher Nation hat Kraus allzeit wie überhaupt dem ganzen Reichslande ein großes Interesse entgegengebracht. Der Geschichte, die der Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem neuen Deutschen Reiche unmittelbar voraufging und folgte, den Ereignissen und Persönlichkeiten der 70er Jahre, namentlich dem Regime des von ihm so hochgeschätzten Oberpräsidenten v. Moeller, wollte der ehemalige Straßburger Professor eine besondere, eingehendere Schrift widmen. Es ist zu bedauern, daß ein so wohlinformierter Augenzeuge wie Kraus uns diese kritischen Jahre der Uebergangszeit nicht mehr schildern konnte. Was in seinen nunmehr endgültig in Trier begrabenen Papieren gestanden, war für ihn ein reiches und wertvolles Material, aus dem er uns ein treffliches Pendant geschaffen hätte zu den anziehenden Darlegungen, die Alberta und Max v. Puttkamer uns in ihrer „Aera v. Manteuffel" geschenkt. Er, der „Elsaß und die Elsässer für immer in sein Herz geschlossen", hätte uns sicher um eine Perle bereichert, dir wir nun schwer missen. Seine Teilnahme an den Arbeiten anderer über reichsländische Geschichte war bis zu seinem Tode eine sehr rege. Sein Wohlwollen, ja seine väterliche Freundschaft hat er denn auch dem Verfasser dieser Schrift nicht nur als Meister dem einstigen Schüler, sondern auch als Freund und Kenner elsässischer Dinge in überreichem Maße zugewandt, als derselbe mit einer Schrift über „Frankreich und Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert" vor die Oeffentlichkeit trat. Die Widmung dieser Schrift gelegentlich seines 60. Geburtstags berührte Kraus besonders angenehm, umsomehr als er sich wiederholt mit dem historischen Inhalt und den kirchenpolitischen Ausführungen einverstanden erklärte. In den „Canossaartikeln"[9]) wie in den „Spectatorbriefen", aber auch anderwärts hatte er ja wirderholt darauf hingewiesen, daß er dir Entwicklung, welche die Kirchenpolitik im Elsaß seit den 70er Jahren genommen, durchaus verurteilte und zwar mit Rücksicht auf die politische wie die kulturelle Zukunft drs Reichslandes.

[8]) Vgl. Essays I. 545.

[9]) Allgemeine Zeitung 1881, Nr. 215.

Savoyardenlieder.

Die französischen Mundarten sind ebenso wie die deutschen nicht, wie ursprünglich angenommen wurde, als eine verdorbene Schriftsprache zu betrachten, sondern als eine lautphysiologisch begründete Stufe der Sprachenentwicklung. Sie ist, um mit Goethe zu sprechen, das Element, aus dem die Seele ihren Atem schöpft. Die Kenntnis der verschiedenen französischen Dialekte (Patois) hat der romanischen Sprachforschung in jüngerer Zeit hervorragende Dienste geleistet, wie nicht minder die Mundarten anderer Töchtersprachen des Latein. Wesentlich anders ist aber das Ansehen der Mundart in Frankreich als in Deutschland. Hier genießt der Dialekt in der Literatur nahezu dasselbe Ansehen wie die Schriftsprache. Die Franzosen der Großstadt sehen oder in dem Patois noch immer den plumpen und rohen Ausdruck des Bauern; und der Pariser blickt auf diese Sprache mit derselben Verachtung herab wie auf das Argot, das Pariser Straßenfranzösisch der Kutscher und Dirnen. Daher hat auch das Volkslied in Frankreich nicht solche Erfolge zu verzeichnen wie die populäre Dichtung in Deutschland. Und sicherlich wäre es mit Rücksicht auf die Forschung und auf die zu erhoffende Förderung des Interesses eine mühevolle, aber auch dankbare Aufgabe, die Chansons populaires aller französischen Provinzen oder Departements zu sammeln und in einer Anthologie zu veröffentlichen. Welche Fundgrube würde sich da für den Linguisten, den Kulturhistoriker und den Tondichter bieten!

Zum Teile ließen sich die schüchternen Versuche mancher Dialektdichter, ihre Poesien auf den literarischen Markt zu bringen, benützen, zum Teile müßten wohl erst Aufschreibungen veranstaltet werden. Manches Gebiet wird hierin größere, manches geringere Schwierigkeiten bieten. Aber wie gut, wenn uns eine reiche Auswahl solcher mundartlicher Dichtungen schon vorliegt, wie z. B. in den „Poésies" von Amélie Gex, einer savoyardischen Dichterin, deren Werke erst mit ihrem Tode am 17. Juni 1883 weitere Kreise beschäftigten. In Frankreich, und vor allem in Paris, kannte man die Savoyarden nur als ein Bettelvolk, als eine Art Zigeuner. Wie ist in einem bekannten rührenden Lied die Sehnsucht eines Savoyardenknaben nach seiner Heimat geschildert, der sein Murmeltier den Spaziergängern des Boulevards zur Kurzweil tanzen läßt! Das ist wohl auch alles, was der Franzose in der Seine-Hauptstadt von dem armen Hirtenvolke weiß, das in den Tälern von Haute-Savoie, der alten römischen Provinz Sapaüda, ein Hungerdasein fristet. Das Land ist von der Natur nicht nur mit allen hochalpinen Reizen ausgestattet, sondern auch in seinen gegen Süden geöffneten Tälern mit jenen köstlichen Gaben, deren sich das Vaterland Tartarins oder Italien rühmen dürfen. Außer der welschen Nuß und der Burgunderrebe gedeihen die echte Kastanie und die Olive. Die Berge liefern Metalle in noch lange nicht erschöpfter Fülle. Diese Produkte des Landes sind aber Pachtgut gewinnsüchtiger Unternehmer. Die Urbevölkerung hat nicht mehr davon, als um kargen Lohn arbeiten zu können.

Diese Verhältnisse muß man als Voraussetzung aufstellen, um den Reichtum an savoyardischer Volkspoesie, den Mlle. Amélie Gex in ihren Büchern niedergelegt hat, doppelt bewundern zu können. Diese Dichterin genoß nicht nur in ihrer engeren Heimat den Ruf einer poète excellente, sondern auch als französische Schriftstellerin in ganz Frankreich, und zwar nur deshalb, weil sie sich in vielen Dichtungen nicht der Mundart bediente. So hat einer der berufensten, nämlich Viktor Hugo, ihr seine Anerkennung nicht versagt. Die Akademien zu Bordeaux und Toulon haben ebenso wie die zu Chambéry Gex preisgekrönt. Das sind Ehrungen, die unter Umständen in Frankreich viel sagen wollen. Ihre Popularität in Savoyen selbst verdankt sie aber in erster Linie ihrem Wohltätigkeitssinne, die ausgesprochene Verehrung, welche ihr die Landsleute später entgegenbrachten, nicht minder ihren Patois-Dichtungen. Das entnehmen wir z. B. dem von ihrem Biographen Charles Burdin gewidmeten Nekrologe, der auch einige Streiflichter auf ihr Schaffen wirft. Danach ist ihre Realistik grell und unverkennbar naturgetreu; begründet ist dies darin, daß Amélie Gex mit den Lebensverhältnissen ihrer Mitbürger aufs innigste vertraut war und das Elend aus eigener Anschauung kennen lernte. Sie war als Poetin bis zu ihrem letzten Atemzuge unermüdlich tätig. Ihr langes und schweres Siechtum, von dem sie im 49. Lebensjahre der Tod erlöste, hinderte sie nicht, die Feder zu führen und den Kreis ihrer literarischen Freunde um sich zu versammeln.

Mlle. Gex hat Volkspoesie im wirklichen Sinne geschaffen. Und wer die Sitten und Gebräuche, den Charakter und die soziale Lage der armen savoyardischen Bergbevölkerung kennen lernen will, mag in den Werken dieser Dichterin Belehrung holen. Zunächst erscheint das „Vieilles gens et

vieilles choses" betitelte Buch als eine Sammlung in elegantestem Französisch geschriebener Darfgeschichten, ebenso der später publizierte Band „Histoires de ma rue et de mon village", worin sie ihre Landsleute mit großer Wahrheitsliebe schildert. Man gewinnt daraus die Ueberzeugung, daß zwischen dem Savoyarden und dem geschwätzigen, prahlerischen Provenzalen, dessen Typus Alphonse Daudet so köstlich zu zeichnen weiß, ebenso viele scharfe Unterschiede wie Aehnlichkeiten bestehen. Und doch zählt Desmalins die Savoyarden, ein doch durchaus pastorales Volk, dessen Land in der Geschichte Frankreichs wiederholt eine Rolle spielte, nicht unter seine „Français d'aujourd'hui".

Dichtungen der Gex, die von reiferem Urteil zeugen und auch der Poetin höher angerechnet werden müssen, enthalten ihre mundartlichen Werke, und unter diesen gerade jene aus ihrem Nachlasse.[1]) Dieser Band allein genügt, um ein vollkommen klares Bild von ihrer Eigenart zu gewinnen. Als die Tochter eines Landes, dessen arme Bevölkerung Jahr für Jahr der Ernte und daher auch dem neu belebenden Frühling hoffnungsfreudig entgegensieht und auch den geringsten Ertrag an Früchten als ein Geschenk des Himmels preist, läßt sie die Monate an uns im Reigen vorüberziehen, indem sie jedem seine Vorzüge in Bezug auf die Landwirtschaft nachrühmt. In Rhythmus und Inhalt zuweilen an Béranger erinnernd, wohl zum Teile auch von diesem beeinflußt, begrüßt sie mit den Schwalben beim Wiedersehen ihre geliebte Heimat, der sie auch in dem reizenden Gedicht „Amor et patrin" ihre unverbrüchliche Liebe gesteht. Wie für Lenau ist auch für sie die Primula veris, in Savoyen „Pipette" (d. h. Pfeifchen) genannt, die frühe Patin des Lenzes. Anschaulichkeit und lebhaftes Temperament machen uns diese Bilder doppelt wertvoll. Starke Subjektivität trägt ebenfalls viel dazu bei, daß sie uns mit ihren Bildern fesselt. So ersteigt die Dichterin mit den Knaben die Bäume und schüttelt das Obst herab. Ein andermal pflückt sie Haselnüsse und hilft den „Nußknackern" (noilleurs) die Walnüsse zu St. Nikolaus schälen und öffnen. Dabei lauscht sie dem Liedchen des Finken (savoyardisch: quinson) oder dem Gesange der Drescher. Ihre lebhafte Phantasie zaubert geisterhafte Kobolde (servants), wie die Heinzelmännchen im deutschen Volksglauben, die durch das Schlüsselloch in den Stall schlüpfen, das Heu mit dem Stroh vermengen und sonst noch allerhand Schabernack treiben, den Sinnen bar. Aber nicht nur das Heitere und Neckische gelingt Amélie Gex. Als Elegikerin erweist sie sich beispielsweise in jenen Dichtungen, die den Abschied des Rekruten zum Gegenstande haben (la complâmta dn conscrit). Oder wer könnte den frischen „Contios de la bova" (Contes de l'écurie) seine Bewunderung versagen? Die savoyardischen Uebertragungen Lafontaineicher Fabeln beweisen aber vollends, daß die Dichterin die Sprache in der Gewalt hat; einer ihrer Kritiker sagt daher wohl mit Recht: „Les délautes des auteurs féminins n'existent pas ou sont introuvables dans l'oeuvre de Dian de la Jeânna." Unter diesem Pseudonym redigierte Mlle. Gex längere Zeit die Beilage „Almanach" der heimatlichen Zeitung „Le père André".

Um den Werken auch nach ihrem Tode die Verbreitung und vor allem auch das Interesse der literarischen Kreise zu sichern, haben ihre Freunde bei Herausgabe des Nachlasses ein gutes Mittel gewählt, indem sie dem mundartlichen Text die schriftfranzösische Uebersetzung gegenüberstellen. Wenn auch diese allzu plumpe Verdolmetschung dem zarten und duftigen Original echter Volkspoesie nicht immer ganz entspricht, so ist doch jedem, der die savoyardischen Poesien aber aus diesen das Patois Savoyens kennen lernen will, ein bequemer, wenn auch leider nicht immer verläßlicher Schlüssel geboten. Der Kundige stößt übrigens sofort auf jene Ungenauigkeiten und Irrungen und wird die Savoyardenlieder nach dem Originaltext zu würdigen wissen. Einem französischen Volksliedersammler wäre da gleich Gelegenheit geboten, mit savoyardischer Volkspoesie zu beginnen.

W. A. Hammer.

1) *Amélie Gex* (Dian de la Jeânna): l'oésies en patois savoyard. Chambéry, Veuve Ménard 1900.

Bücher und Zeitschriften.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.)

Ueber den „Auch Einer" des alten „Vau Vischer" sind die Akten schon längst geschlossen. Das Buch nimmt seinen festen unverrückten und unverrückbaren Platz in der Geschichte unserer neueren Literatur ein. Nicht als Roman, nicht als Erzeugnis des Humors aber um seines tiefen Gedankeninhalts willen. Es kann, wie sein Autor, nur mit sich selbst verglichen werden. Manches in dem Buche, wie besonders die ganz köstlichen Betrachtungen und Experimente über die „Tücke des Objekts" ist Gemeingut der Massen geworden. Ist doch der Roman „Auch einer", obgleich er nicht gerade zu den leicht genießbaren Büchern gezählt werden kann und obgleich der bisherige Preis von 11 Mark für das gebundene Exemplar keineswegs niedrig, bereits zur zehnten Auflage gediehen, was gegenüber der vielgeschmähten Sprödigkeit der Deutschen im Bücherkaufen eine besonders rühmliche Ausnahme bildet. Aber das Buch soll und wird in noch viel weiteren Kreisen Eingang finden, und deshalb begrüßen wir die vorliegende Volksausgabe mit besonderer Freude als ein verdienstvolles und anerkennenswertes Unternehmen des Verlags. Das Buch, auf 540 Seiten zusammengedrängt (die uns vorliegenden zwei Bände einer älteren Auflage sind 819 Seiten stark), ist scharf und gut gedruckt und auch ganz handlich. Möge es vielen, die dieser Freude bisher nicht teilhaftig waren, die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Schumpfenfeind vermitteln.

S. S.

Veröffentlichungen des Erdmagnetischen Observatoriums bei der kgl. Sternwarte in München. 1. Heft. München 1904. V und 92 S. 8 Tafeln. 4°.

Jahrzehnte sind dahingegangen, seitdem München durch J. v. Lamont zu einem Vororte geophysikalischer, in erster Linie geomagnetischer Forschung gemacht wurde. Mit diesen verdienstlichen Arbeiten war jedoch ein unleugbarer Uebelstand insofern verbunden, als die Sternwarte Bogenhausen durch jene ihrer eigentlichen Bestimmung, der astronomischen Forschung, einigermaßen entfremdet worden war, und als deshalb nach dem Tode des langjährigen Direktors eine neue Aera begann, da gab es genug zu tun, um auf dem Hauptgebiete Aufgaben der verschiedensten und dringlichsten Art zu lösen; der Erdmagnetismus mußte also einstweilen zurückstehen. Erst 1894 konnte an eine provisorische Wiederaufnahme der lückenlos von 1840 bis 1886 reichenden Beobachtungen gedacht werden, und nachdem 1896 ein besonderes Observatorium auf dem Terrain der Sternwarte errichtet war, wurde der frühere kaiserlich russische Astronom F. von Schwarz, ein geborener Oberpfälzer, mit dessen Leitung beauftragt. Leider ließ dessen schwankendes Befinden ihn nicht mehr recht zu gedeihlicher Wirksamkeit gelangen, und als im Januar 1903 sein vorzeitiger Tod eintrat, schien sich abermals ein Interregnum ergeben zu wollen. Dasselbe dauerte jedoch nicht lange, denn auf Vorschlag von Prof. v. Seeliger, dessen Direktion natürlich auch die magnetische Station unterstellt ist, wurde Dr. J. B. Messerschmitt aus Bamberg, der zuvor in Zürich und Hamburg erfolgreich gearbeitet hatte, zum Observator bestellt, und daß dieser eine energische Tätigkeit entfaltete, beweist genugsam das binnen Jahresfrist vollendete, stattliche erste Heft einer Publikationenreihe, von der wir zuversichtlich hoffen, daß ihr eine lange Dauer beschieden sein möge. Diese einleitende Lieferung führt noch den Sondertitel „Magnetische Beobachtungen in München aus den Jahren 1899 und 1900"; das Ganze wird von der kgl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben und erscheint im Kommissionsverlage von G. Franz (J. Roth). — Von dem durchweg aus Dr. Messerschmitts Feder stammenden Inhalte möge hier eine kurze Uebersicht gegeben werden. Wir erhalten zuvörderst einen in großen Zügen gehaltenen Rückblick auf die Entwicklung der Lehre vom Erdmagnetismus seit A. v. Humboldt, mit besonderer Berücksichtigung der

Leistungen v. Lamonts und seiner überaus zahlreichen Vervollkommnungen der Beobachtungspraxis. Auch einen Lebensabriß seines Vorgängers v. Schwarz, der bekanntlich für die mathematische und physische Geographie von Russisch-Turkestan seine ganze Kraft eingesetzt und dort seine Gesundheit geopfert hatte, schaltet der Verfasser ein. Nächstdem macht er uns mit dem Beobachtungsgebäude und mit dessen Instrumentarium bekannt und untersucht den Einfluß, welchen die von den Physikern gefürchteten „vagabundierenden" Ströme, die von der jetzt bis Bogenhausen durchgeführten Trambahn herrühren, auf die Magnetometer ausüben können. Glücklicherweise hält sich diese Einwirkung, wiewohl deutlich erkennbar, in so engen Grenzen, daß der normale Dienst nicht erheblich beeinträchtigt wird, während allerdings eine Ausdehnung des Bahnnetzes auf dem rechten Isarufer schlimme Schädigungen nach sich ziehen könnte. Des Observators hauptsächlichste Verpflichtung bestand für den Anfang darin, den Tages- und Jahresgang der drei erdmagnetischen Elemente zu kontrollieren, und damit stehen die zahlreich eingeschalteten Zahlentabellen und Kurventafeln dieses Heftes in engster Verbindung. Mit Hilfe jener graphischen Darstellung, welche man als die der „Isoplethen" bezeichnet, war es dem Verfasser möglich, für 1899 und 1900 die täglichen und jährlichen Variationen in dem nämlichen Schema (S. 86 und S. 89) zur Darstellung zu bringen; dasselbe gibt also z. B. ohne weiteres Antwort auf die Frage: Welches war der Betrag der magnetischen Mißweisung am 15. Mai 1900, vormittags um 10¼ Uhr? Auch die auf einem eigenen Blatte beigefügten „Vektordiagramme", welche nach einfachem Schlüssel die Bewegung der Magnetnadel in Polarkoordinaten wiedergeben, gewähren ein übersichtliches Bild von dem Verhalten der magnetischen Erdkraft in Münchens Umgebung während der beiden Beobachtungsjahre. Zum Schlusse erfahren wir, daß in diesem Zeitraum viermal die Instrumente durch Erdstöße in Unruhe versetzt worden sind. Noch ist es eine offene Frage, ob solche Eingriffe einen rein mechanischen Charakter tragen oder auf eine vorübergehende Veränderung in der magnetischen Oekonomie unseres Planeten hinweisen, und auf Antrag des Berichterstatters ist eine stetige Prüfung dieser Alternative in das 1903 zu Straßburg vereinbarte Programm der internationalen Erdbebenforschung aufgenommen worden. Wahrnehmungen, wie sie Dr. Messerschmitt hier skizziert, und wie sie sich seitdem mehrfach wiederholt haben, können einen wertvollen Beitrag zur Klärung leisten; ganz abgesehen davon, daß wir jetzt einige Hoffnung hegen dürfen, daß sich in nicht zu ferner Zeit in Bogenhausen eine selbständige seismische Station um solche Angelegenheiten regelmäßig zu bekümmern haben wird. Jedenfalls wird dieser gedrängte Ueberblick zeigen, daß v. Lamonts Lebensarbeit unter glücklichen Auspizien wieder aufgenommen worden ist, und daß dieser neuen Entwicklungsphase mit allem Rechte ein günstiges Prognostikon gestellt werden kann.

S. Günther.

Allgemeine Rundschau.

Münchener Orientalische Gesellschaft.

.r. Der Zyklus öffentlicher Vorträge, den die Münchener Orientalische Gesellschaft im abgelaufenen Winter veranstaltet hatte, ist vor einigen Tagen mit einem Vortrag von Dr. Georg Wegener (Berlin) geschlossen worden. Im Laufe des Winters hatten außer dem genannten gesprochen: Professor Steindorff (Leipzig), Graf Pfeil (Schloß Friedersdorf), Professor v. Berlepsch-Valendas (München), Professor Oldenberg (Kiel), Professor Hommel (München), Professor Geiger (Erlangen), Professor Hartmann (Berlin). Das Thema des Wegenerschen Vortrages war: „Der Jangtsekiang und die deutsche Schiffahrt". Einleitend sprach der Redner kurz über die „China-Müdigkeit" und über die Notwendigkeit, entgegen einer solchen pessimistischen Stimmung die große wirtschaftliche Bedeutung fest im Auge zu behalten, welche der chinesische Markt unter allen Umständen für die europäische und insbesondere auch die deutsche Industrie erlangen muß. Für die Ausgestaltung dieses chinesischen Marktes ist aber ganz besonders die Möglichkeit beschleunigter und billiger Wasserfrachtgelegenheit mit weitem Vordringen in das Innere des chinesischen Reiches von Bedeutung. Daran anknüpfend erläuterte der Redner in trefflicher geographischer Uebersicht der Stromsysteme Chinas die Konzentrierung des ganzen Interesses auf die Ausgestaltung der Schiffahrt auf dem Jangtsekiang und die daraus für Deutschland sich ergebende Notwendigkeit tatkräftiger Beteiligung an der Schiffahrt auf diesem Strom. Damit hatte der Redner den wirtschaftspolitischen und geographischen Hintergrund geschaffen, auf dem sich nun seine durch vorzügliche Lichtbilder veranschaulichte Reise abhob, die ihrerseits als Teilnahme an einem wagemutigen Versuch deutschen, in Bremen waltenden Schiffahrtsgeistes sich darstellt. Mit einem zu diesem Zweck erbauten und von Kapitän Breitag geführten Dampfer sollte der Versuch gemacht werden, über Itschang hinaus die gefährlichen Stromschnellen des Jangtsekiang zu überwinden und damit an Stelle des dort unter den schwierigsten Verhältnissen aufrechterhaltenen Dschunkenverkehrs die Dampfschiffahrt einzurichten. In spannender Weise wußte der Redner seine Zuhörer zuerst durch die Gegend der Mündung des Jangtsekiang mit dem meilenbreiten Strom und der sorgsamen Bodenkultur auf beiden Stromseiten zu geleiten und dann auf der weiteren Fahrt in reichem Wechsel fesselnder Natur- und Kulturbilder mannigfaltige Einblicke in Chinas Gegenwart und Vergangenheit vorzuführen. Ein Ritt über die Stätte, wo das alte Nanking einst war, und zu den Kolossalruinen seiner Kaisergräber und ihres Zufahrtsweges bot den Blick in die Vergangenheit, die Ansicht des aufstrebenden Hankau lenkte diesen zurück auf Gegenwart und Zukunft. Nun ging's mit dem munter voranstrebenden deutschen Dampfer über Itschang hinein in die wilden Felswände und Gebirgsmassen, durch die der Strom in zahlreichen Stromschnellen sich durchzwängt. Wir überwinden mit dem Schiff und seinen Passagieren glücklich eine gefährliche Stelle und weiter geht es in voller Zuversicht voran! Da plötzlich knapp vor einer Stromschnelle ein Ruck, das Vorderteil des Schiffes sinkt, das Hinterteil steigt empor, die Feuer verlöschen und unlenkbar geworden, steht dem Dampfer der Untergang in wenig Minuten bevor. Die zuerst in die Boote flüchtenden Chinesen werden von den sich noch bewegenden Radschaufeln erfaßt und versinken, unser Redner mit anderen europäischen Passagieren werden von den an den gefährdeten Stellen stationierten chinesischen Rettungsbooten in Sicherheit gebracht; der Kapitän, der zuletzt das Schiff verläßt, verschwindet in den Wellen. — Mit verhaltenem Atem lauschten die Zuhörer der dramatischen Ausgestaltung und dem tragischen Schluß dieser Versuchsfahrt des deutschen Schiffes gefolgt. — Wenn der Redner daran anschließend betonte, daß die Aufgabe, das Dampfschiff auf dem Jangtsekiang ins tiefe Innere des Landes zu führen, der Technik sehr schwere Aufgaben stelle, daß diese aber doch würden gelöst werden und daß dafür gesteigerte Aussicht in der jetzt ausgestalteten Beteiligung der beiden größten deutschen Dampferlinien an dieser Stromschiffahrt gegeben erscheine, so fand er darin die Zustimmung der ganzen Zuhörerschaft, die mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Vortrag zugehört hatte und zum Schluß lebhaftesten Beifall bekundete. Der Präsident der Münchener Orientalischen Gesellschaft, Unterstaatssekretär z. D. Prof. v. Mayr, gab nach einem kurzen Resumé des Wegenerschen Vortrags dem Dank der Versammlung auch noch in herzlichen Worten Ausdruck, wie nicht minder dem Dank an den allezeit hilfsbereiten Herrn Rechnungsrat Uebelacker, der durch treffliche Handhabung der Lichtbildervorführung zum Gelingen des Ganzen so wesentlich und in uneigennützigster liebenswürdigster Weise beitrug.

*

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie.

H. & S. Göttingen, den 26. April.

Auf der Tagesordnung stehen 18 Vorträge, die vorwiegend rein wissenschaftliches Interesse erheischen, unter denen jedoch der Vortrag 14: Nochmals die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken (Referent

Geh. Rat Dr. Schüle-Illenau) ein eminent soziales Interesse beansprucht. Vor Eintritt in die wissenschaftliche Tagesordnung werden eine Anzahl geschäftliche Fragen behandelt, die sich auf die Bestallung psychiatrischer Sachverständiger, Finanzfragen und Stiftungen erstrecken. Die Versammlung beschließt, heute bis 4 Uhr zu tagen. Um 5½ Uhr vereinen die Teilnehmer in der Union. Morgen Nachmittag findet eine Besichtigung des neuen Sanatoriums für Nervenkranke auf der Rosemühle statt. Das erste Referat hält Hr. Hofrat Prof. Dr. Fürstner-Straßburg über: Nervenpathologie und Psychiatrie. Redner bedauert einleitend, daß heute noch an vielen deutschen Hochschulen psychiatrische Kliniken fehlen und daß Strömungen bestehen, die der Errichtung solcher Institute entgegenstreben. Eine Verbindung der Nervenpathologie und Psychiatrie in der klinischen Lehrung sei unbedingt anzustreben, um den Studierenden ein übersichtliches Bild über die wechselseitigen Beziehungen dieser wichtigen Krankheitsgebiete zu veranschaulichen. Redner begründet nach eine Anzahl von Forderungen, die sich auf eine weitere Ausgestaltung des klinischen Unterrichts erstrecken. An das Referat schließt sich eine sehr eingehende Besprechung, an der sich die Herren Professoren Hache-Freiburg, Sommer-Gießen, Antan-Graz, Bruns-Hannover, Woklenberg-Tübingen, Siemerling-Kiel, Geh. Rat Pelmann-Bonn, Geh. Rat Schüle-Illenau und die Irrenärzte Dr. Weygandt-Würzburg, Dr. Alzheimer-München mit mehr oder minder längeren Ausführungen beteiligen. Nach dem Schlußwort des Referenten bespricht Herr Prof. Dr. Cramer-Göttingen die Einrichtungen der hiesigen psychiatrischen Klinik (Prov. Heil- und Pflegeanstalt), über die er dank der trefflichen Fürsorge der Provinzialverwaltung nur Vorteilhaftes zu berichten weiß. Danach ist das klinische Behandlungswesen der Irrenkrankheiten in Göttingen musterhaft. Nicht nur, daß sich eine in ihren Erfolgen hochbedeutsame Heilanstalt hier befindet, es ist sogar für psychische Krankheiten eine Poliklinik hier errichtet, ein Institut, das den meisten Hochschulen fehlt. Redner bespricht dann ausführlich die Einrichtung des Provinzialsanatoriums Rasemühle, das bereits kurz nach seiner Eröffnung 126 Patienten gehabt habe.

Mit der Tagung der Psychiater ist eine Ausstellung der Göttinger Präzisionsmechanik verbunden, die im Saale der „Union" von den hiesigen Firmen R. Winkel, Carl Diedrichs, Ernst Rudolph, F. Sartorius, Gebr. Ruhstrat, C. Köthe, reichlich beschickt worden ist.

*

Die älteste datierte Karte mit dem Namen Berlin.

* Die älteste dieser Karten, die bisher bekannt geworden ist, stammt aus dem Jahre 1501. Gedruckt wurde sie in Nürnberg von Georg Glogkendon. Sie trägt den Titel: Das sein dy landtstrassen durch das Romisch reych von einem Kunigreich zu dem andern, dy an Tewtsche land stossen von meilen zu meilu mit puncten verzaichnet. 820 Städte sind auf ihr eingetragen. Nürnberg ist durch sein Stadtwappen ausgezeichnet. Augenblicklich befindet sich dieses Kleinod, wie die Kölnische Volkszeitung mitteilt, in der Bibliothek des regierenden Fürsten von Liechtenstein, der sie dem Verfasser zugleich mit einer zweiten in liebenswürdigster Weise zur Prüfung überließ. Die zweite Reisekarte trägt den Titel: Das heilig Romisch reich mit allen landstrassen etc. und wie das an vier mör und neun künigreich stossen ist. Sie ist eine im allgemeinen getreue Kopie der Glogkendonschen Karte. Wie diese, so hat auch sie Norden unten, Süden oben, Osten links, Westen rechts. Nur die Namenformen zeigen manche Verschiedenheiten. Für ihre Abhängigkeit ist besonders bezeichnend die Schreibweise Esenprug für Osnabrück. Die Glogkendonsche Karte bietet Osendrug, aber so, daß das O als Stadtzeichen genommen werden kann, das E wurde erst nachträglich über s angebracht. Der Kopist bezog das E falsch und verrät so deutlich die Nürnberger Quelle. Die Karte wurde in Augsburg gedruckt, denn das Wappen von Nürnberg ist durch das von Augsburg ersetzt. Eine dritte Karte befindet sich in der Nationalbibliothek von Paris. Von Gallais wurde sie in seinem trefflichen Werke: Les géographes allemands veröffentlicht. Die Zeichnung ist viel roher als die der Glogkendonschen Karte. Ihr Titel lautet: Das ist der Nam Weg von meilen zu meilen mit puncten verzeichnet von einer stat zu der andern durch deutsche Lantt. Ist auch die Uebereinstimmung mit der Glogkendonschen Karte auffällig, so weist sie andrerseits doch so mannigfaltige Verschiedenheiten auf, daß wohl beide auf eine umfassendere gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Alle drei Karten, die noch in späteren Jahren wiederholt ausgegeben wurden (zwei Ausgaben finden sich im Germanischen Museum in Nürnberg) weisen den gemeinsamen Fehler auf, daß die Spree, an welcher Berlin richtig eingezeichnet ist, unmittelbar nach Norden fließt und in die Ostsee mündet; ein Fehler, der sich auf den verschiedensten Karten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wiederfindet. So hat Martin Waldseemüller, dem die Glogkendonsche Karte ebenso wie der Rom Weg bei Ausarbeitung seiner großen Kartenwerke zur Hand waren, seinen Vorlagen u. a. den Namen Berlin und die fehlerhafte Einmündung der Spree in die Ostsee entnommen. Dies gilt vor allem für seine Weltkarte von 1507, die überhaupt die älteste Welt- und Wandkarte mit dem Namen Berlin ist, sodann für seine Carta itineraria Europe von 1511, die Hofrat v. Wieser entdeckte und in einer allerdings verkleinerten Kopie dem Verfasser zur Verfügung stellte, endlich für seine Ptolemäusausgaben von 1513, 1520 und 1522. Durch den großen Einfluß der Karten Waldseemüllers erlangte der Name Berlin sein Bürgerrecht auf den Landkarten, aber auch die fehlerhafte Darstellung der Einmündung der Spree in die Ostsee weite Verbreitung. G. Merlator hat auf seiner berühmten Seekarte von 1569 (ähnlich wie auf seiner Karte Europas von 1554) Berlin an einem unbenannten Nebenflusse der Elbe richtig eingezeichnet. Angeregt und stark beeinflußt war er durch Waldseemüllers Carta marina von 1516.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Gesellschaft für experimentelle Psychologie hat sich bei dem soeben in Gießen beendeten Kongreß für experimentelle Psychologie gebildet. Der Vorstand besteht aus den Herren Prof. Dr. E. Müller (Göttingen) als Vorsitzenden, Edbinghaus (Breslau), S. Exner (Wien), Külpe (Würzburg), Sommer (Gießen); ferner Schumann (Berlin) als Schriftführer. Die Gesellschaft bezweckt die Förderung der experimentellen Psychologie und aller verwandten methodisch-psychologischen Bestrebungen. Diesem Zweck dienen nun Zeit zu Zeit stattfindende Versammlungen, ferner auch Sammelforschungen nach gemeinsamen Gesichtspunkten, Veröffentlichungen im Auftrage der Gesellschaft u. s. w. (Ueber den Kongreß selbst werden wir unseren Lesern noch von fachmännischer Seite berichten.)

* Die Deutsche Bibliographische Gesellschaft hält am nächsten Samstag, den 30. April d. J., abends 8½ Uhr, in Berlin ihre Jahresversammlung ab. An diesem Tage wird der erste Band ihrer Publikationen, herausgegeben von Dr. H. H. Hauben mit Einleitung von Professor Dr. Oskar F. Walzel (Bern) ausgegeben werden; er enthält eine bibliographische Bearbeitung der Zeitschriften der Romantik von 1800 bis 1830.

* Von deutschen Museen. Dr. Ernst Steinmann, der vor etwa einem Jahre als Nachfolger des verstorbenen Geh. Hofrats Prof. Schlie zum Direktor des großherzoglichen Museums und der großherzoglichen Kunstsammlungen in Schwerin berufen wurde, wird Mitte Mai d. J. aus Rom, wo er seit zehn Jahren dauernd mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, nach Schwerin zurückkehren und dann sein neues Amt antreten.

* Von deutschen Bibliotheken. An Stelle des verstorbenen Professor Dr. Ludwig Häuselmann wurde der Archivar Dr. Heinrich Mack zum Direktor des Stadtarchivs in Braunschweig ernannt.

* Ein „germanischer Kongreß" ist nach St. Louis durch Prof. Learned von der Pennsylvania-Universität für Mitte September einberufen worden. Den wichtigsten

Digitized by Google

Verhandlungsgegenstand bilden die Beziehungen der verschiedenen germanischen Bestandteile der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Eine Anzahl Russinnen, welche Studiums halber hierher gekommen waren, wurden von der akademischen Behörde, auf Grund der jetzt strenger gehandhabten Aufnahmebedingungen, zurückgewiesen. Als Vorbedingung speziell für Damen russischer Staatsangehörigkeit gilt, um als „Hörerin" eingeschrieben zu werden, das Absolutorium vierjähriger akademischer Frauenkurse, für Französinnen das certificat de fin d'études, für Engländerinnen und Amerikanerinnen das Baccalaureat, für Deutsche das Lehrerinnenexamen; außerdem ist ein das studentische Durchschnittsalter übersteigendes Lebensalter Voraussetzung. Hingegen besteht hinsichtlich der Immatrikulation als vollberechtigte „Studierende" gleiches Recht für Frauen wie für Männer."

B. **Tübingen.** Die Vorschriften über die Zulassung von Damen zum Besuch von Vorlesungen an der hiesigen Landesuniversität als Hörerinnen sind dahin neu geregelt worden, daß zukünftig in gewöhnlichen Fällen die Universitätsbehörden allein zuständig sind, während bisher das Kultusministerium im Benehmen mit dem akademischen Senat und den beteiligten Lehrern über die eingehenden Gesuchs entschied.

* **Frankfurt a. M.** Die von uns in Nr. 90 gebrachte und dann auf Wunsch von geschätzter Seite als unrichtig bezeichnete Meldung von der Berufung Professor Külpes (Würzburg) an die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. entbehrte doch nicht ganz eines tatsächlichen Hintergrundes, wie sins uns zugegangene offizielle Mitteilung der Frankfurter Akademie erkennen läßt, derzufolge Professor Külpe in diesem Sommersemester Vorlesungen an der Akademie halten wird — wie dies wiederholt bei anderen Dozenten verschiedener Hochschulen der Fall war —, ohne daß es sich jedoch dabei um dauernde Beziehungen, also um eine Berufung im eigentlichen Sinne handelt.

dr. **Jena.** Dr. Botho Graef, Privatdozent an der Universität Berlin, ist an Stelle des nach Kiel gehenden Prof. Ferd. Noack als außerordentlicher Professor und Direktor des archäologischen Instituts an die hiesige Universität berufen worden.

he. **Breslau.** Der Privatdozent für neutestamentliche Wissenschaft in der evangelisch-theologischen Fakultät Lic. Alfred Juncker ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

he. Von technischen Hochschulen. Der etatsmäßige Professor für Straßen-, Eisenbahn- und Brückenbau an der Technischen Hochschule in Hannover, Geh. Regierungsrat Dr. Ing. Wilhelm Launhardt, feiert am 29. April sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. — An die technische Hochschule in Braunschweig sind berufen worden: für den Unterricht in der englischen Sprache der Lehrer H. Bird aus Buckingham, für den Unterricht in der französischen Sprache der Lehrer P. Jérome aus Dijon.

* **Aus der Schweiz.** Dem Bund zufolge gedenkt Dr. Hans Auer, Architekt, seit 1880 Professor für Kunstgeschichts und für Geschichte der Architektur und Plastik an der Hochschule in Bern, seine Dozententätigkeit zu Ende dieses Semesters einzustellen. — Der verstorbene Professor Dr. Friedr. Goll in Zürich hat, wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, zugunsten eines Fonds für unheilbare Kranke den Betrag von 40,000 Franes, sowie den Betrag von 1000 Franes für den Hochschulfonds vermacht.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georg Sello: Der Jadebusen. Sein Gebiet, seine Entstehungsgeschichte; der Turm auf Wangerooge. Varel 1903. Ad. Allmers. 70 S. — Hanna Christaller: Alfreds Frauen. Stuttgart 1904. Franckhsche Verlagshandlung. 117 S. — Hugo Lieschmann: Das preussische Rentengut. Berlin 1904. Wilhelm Boensch. 51 S. — Dr. Hans Hess, k. Gymnasial-Professor in Ansbach: Die Gletscher. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 426 S. — Dr. Jakob Batteiger: Der Pietismus in Bayreuth. (Historische Studien. Heft 38.) Berlin 1903. E. Ebering. 163 S. — Jean Lahor: Les Habitations à bon marché et un Art nouveau pour le peuple. Paris. Librairie Larousse. 104 S. — Ottmar v. Mohl, Kammerherr, Wirkl. Geh. Legationsrat: Am japanischen Hofe. Berlin 1904. Dietrich Reimer. 239 S. — Dr. Hans Pöhlmann: Halte, was Du hast! Drei apologetische Vorträge. Nürnberg 1904. Selbstverlag des evang.-kirchl. Vereins Liebtenhof-Hummelstein. 32 S. — Hanns v. Zobeltitz: Der goldene Käfig. Roman. Illustriert von Ed. Cucuel. Stuttgart. Carl Krabbe. — Beiträge zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekwesens. Hrsg. von Konrad Haebler. (Sammlung bibliothek-wissenschaftlicher Arbeiten. 17. Heft.) Halle a. S. 1904. Rudolf Haupt. 49 S. — Militär-Lexikon. Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Ergänzungsheft II. Unter Mitwirkung von Generalmajor z. D. Wille und Kontreadmiral z. D. Plüddemann hrsg u. bearb. von Oberstleutn. a.D. Frobenius. Berlin Martin Oldenbourg. 80 S. — J. B. Huber, kgl. Eisenbahnadjunkt: Kilometer-Postzonenzeiger und Frachten-Tarif. München. Bayer. Verkehrsbeamtenverein. 84 S. — Dr. Hans Rost: Der Selbstmord in den Städten. S.-A. a. Allg. Statist. Archiv, herausg. von Georg v. Mayr. Tübingen. H. Laupp. 19 S. — Prof. Dr. med. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin: Hygiene des Magens, des Darmes, der Leber und der Niere im gesunden und kranken Zustande. Mit 3 Tafeln und 3 Textabb. (Bibliothek der Gesundheitspflege. Bd. 10.) Stuttgart 1904. Ernst Heinrich Moritz. 136 S. — Professor Dr. med. Hermann Eichhorst. Direktor der kantonalen Klinik der Universität Zürich: Hygiene des Herzens im gesunden und kranken Zustande. M. 6 Tafeln. (Bibliothek der Gesundheitspflege. Bd. 11.) Ebende 1904. 94 S. — Dr. med. Max Gruber, Professor der Hygiene an der Universität München: Hygiene des Geschlechtslebens. Dargestellt für Männer. M. 17 Figuren auf 2 Tafeln. (Bibliothek der Gesundheitspflege. Bd. 13.) Ebenda. 84 S. — Dr. Emil C. Behrendt und Waldemar Krühe: Kompendium der qualitativen Analyse. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 132 S. — Dr. Heinrich Stadelmann: Das Wesen der Psychose auf Grundlage moderner naturwissenschaftlicher Anschauung. Heft II und III: Grund und Ursache der Psychose. — Der Kontrastcharaktar. — Die Hysterie. Würzburg 1904. Bathhorn u. Cramer Nachf. 127 S. — Karl Martin: Das Evangelium vom neuen Menschen. Leipzig. C. G. Naumann. 118 S. — Professor D. Dr. Dorner: Die Aufgabe der Universitäten. Rede zum 27. Januar, gehalten in der Aula der Albertus-Universität zu Königsberg. Leipz. 1904. Dürr. 16 S. — G. C. Schmidt, e. o. Professor der Physik an der Universität Erlangen: Die Kathodenstrahlen. (Die Wissenschaft. Samml. naturwissensch. u. mathem. Monographien. Heft 2.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 120 S. — Eduard Boguslawski: Einführung in die Geschichte der Slaven. Aus dem Polnischen übersetzt von Waldemar Osterloff. Jena 1904. Hermann Costenoble. 135 S. — Dr. Ernst Gnad: Im österreichischen Italien (1856—1867). Erlebnisse aus meinen Lehrjahren. Innsbruck 1904. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 218 Seiten. — Augusto Foà: Il Faust di Wolfgange Goethe. Il Parsifal di Wolframo d'Escbonbach. Studi critici. Firenze 1904. Successori Le Monnier. 359 S. — Georg Hirschfeld: Nebeneinander. Schauspiel. Berlin 1904. S. Fischer. 107 S. — Dr. Mary Wood-Allen: Sag' mir die Wahrheit, liebe Mutter. M. e. Vorwort von Dr. Marie Heim-Vögtlin. Zürich 1904. Th. Schröter. 30 S.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 29. April. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die deutsche Hilfsschule. Von L. Maurer (Lauf).

Die letzten französischen Ausgrabungen in Babylonien. Von M.

II. Bücher und Zeitschriften.

Der Eroberer von Konstantinopel als Dichter. — Franz Dülberg: Die Altarwerke des Cornelis Engelbrechtszoon und des Lukas van Leyden. — Marg. C. Stolle: Zwei Jahre im Irrenhause.

III. Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie. — Von der Schlafkrankheit. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die deutsche Hilfsschule.

Von L. Maurer (Lauf).

Der Fall Dippold hat ein grelles Licht auf trübe Erscheinungen im Erziehungswesen geworfen. Noch immer beschäftigt die Handlungsweise des perversen Erziehers die Presse. Bis in das entfernteste Provinzialblattchen dringen die Spuren der Entrüstung, welche am Orte der Tat zu offenem Ausbruch kam. Nun gibt es wohl kein Unglück, das nicht etwas Heilsames im Gefolge hätte. So sehr die Eltern der armen Kinder zu bedauern sind, so sehr der Fall zu beklagen ist — ungeschehen kann er nicht mehr gemacht werden. Die heilsamen Folgen sind prophylaktischer Natur. Wohl mit Recht schreibt Prof. Dr. Ad. von Strümpell in seinem Grundriß der Anatomie u. s. w. S. 124: „Kaum auf einem anderen Gebiete kann durch richtiges Verhalten so viel Unheil verhütet und durch Nachlässigkeit verursacht werden als auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten.“ Daß Dippold anormaler Natur war, beweisen seine perversen Handlungen. Ob diese Anormalität in der angeborenen Anlage begründet war oder ob sie nur das Schlußglied einer Kette von eigentümlichen Lebensumständen bildete, konnte das richterliche Urteil selbstverständlich nicht beeinflussen. Wichtig ist die Tatsache, daß das Augenmerk der gebildeten Kreise auf die Erscheinung der Anormalität der menschlichen Individuen gerichtet wurde. Mit Spannung liest man die Berichte über das Wesen des krankhaften Zustandes der Kinder. Aufmerksam verfolgt das gebildete Publikum Vorträge über abnorme Erscheinungen im Kindesleben. Nur das Studium der Kindesseele ermöglichte es so, den Schleier zu lüften, der über den geheimnisvollen Vorgängen im Geistesleben der Kinder lag. Es ist der exakten Forschung der Kinderpsychologie zu danken, wenn man nach und nach klar wird über das Entwicklungsleben des inneren Menschen, wenn man Blicke werfen kann in das aufkeimende und sich weiter entwickelnde Gefühls-, Willens- und Verstandesleben des Kindes. Merkwürdigerweise sind die Erfolge dieser Forschungen am abnormen Kinde sicherer als die am normalen Individuum. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß nur der Vergleich zweier Objekte jedes derselben in seiner Erscheinungsform deutlicher hervortreten läßt. Wenn auch der Uebergang von der normalen Erscheinung zur anormalen so diffizil ist, daß sich die Grenze selten mit akuter Bestimmtheit feststellen läßt, so tritt die Abnormität deutlicher und krasser hervor, je weiter sich das bedauernswerte Kind in seiner Individualität von der mittleren Durchschnittslinie nach abwärts bewegt bis zum beklagenswerten Zustand der Idiotie. Innerhalb der Sphäre von der normalen Linie bis hinab zum Blödsinn gibt es so viele Einzelerscheinungen, als es eben Individuen, Individualitäten gibt. Daß diese Geschöpfe eine ihrem Geisteszustande entsprechende Behandlung in ihrer Erziehung bedürfen, ist wohl klar. In der Erziehungsfrage ist nichts verkehrter als diese Individuen mit den normalen Kindern zusammen zu unterrichten, sie in die Schablone des für normale Kinder berechneten Lehrplanes zu zwängen und sie zu einer Leistung zu veranlassen, der sie nun und nimmermehr gewachsen sind. Angesichts der Tatsache, daß die Abnormitäten unter den Kindern immer häufiger auftreten, richtete sich das Auge der Pädagogen und Psychologen schon lange auf diese beklagenswerte Erscheinung. Man suchte Mittel und Wege, dem Uebelstande, daß die abnormen Kinder zusammen mit den geistig normalen unterrichtet werden, abzuhelfen. Die Pädagogen waren sich bald darüber klar, daß der einzige Ausweg der sei, die geistesarme Schar allmählich loszulösen von dem Gros der Schüler. Die nunmehr abgesonderten anormalen Kinder wurden organisiert: man gründete Hilfsschulen. Gewiß wird es jeden Gebildeten interessieren zu wissen, wie weit dieses Hilfsschulwesen in Deutschland fortgeschritten ist, welche Zwecke und Ziele die Gründer der Hilfsschulen im Auge hatten, welche Erfolge bis jetzt erzielt wurden (Siehe Broschüre: Was haben wir erreicht und was erstreben wir? Grothe, Rektor, und Räbe, Lehrer an der Hilfsschule in Halle a. S.) und welche Bedeutung diese Organisation für das öffentliche Leben hat. Wenn ich darüber mir zu berichten erlaube, so hat das einen doppelten Zweck: erstlich, die Aufmerksamkeit eines gebildeten Leserkreises auf diese humanen Einrichtungen zu lenken zu einer Zeit, in welcher die erzieherischen Fragen aktuell sind, zum andern, festzustellen, wie weit die Organisation des deutschen Hilfsschulwesens fortgeschritten ist. —

Als erste Grundlage aller Schulbildung dient in Bayern die allgemeine Volksschule. Jeder einzelne Kreis hat seinen eigenen Lehrplan, seine Lehrordnung. Nach dieser Lehrordnung werden nun sämtliche Kinder unterrichtet resp. erzogen.

Die Autoren dieser Lehrordnungen haben die darin enthaltenen Direktiven nur für normale Kinder berechnet und an die anormalen nur insofern gedacht, als die Berücksichtigung der schwachbegabten Schüler dringend empfohlen ist. Das ist aber ohne Schädigung der normalen Kinder unmöglich, und die Anormalen können in Rücksicht auf jene nie so ausgebildet werden, wie ihr Zustand es erfordert. Nun wird man mir entgegenhalten: „Ja, unser Volksschulwesen steht auf der Höhe der Zeit, denn die Statistik weist einen sehr geringen Prozentsatz von Analphabeten auf.“ Diese Aufstellungen beweisen nach meiner unmaßgeblichen Ansicht sehr wenig. Ja, ich möchte die Behauptung aufstellen, daß das Kind einer wohlsituierten Familie unter normalen Verhältnissen auch ohne Schule die 25 Buchstaben des Alphabets lesen und schreiben lernen kann. Das Lesen der Buchstaben und das Schreiben von Wörtern macht noch lange nicht so gebildet, daß das Indi-

Digitized by Google

viduum für die Welt taugt, wie man zu sagen pflegt. Wichtiger ist die Frage: „Verstehst du auch, was du liesest? Nimmst du nicht oft das Buch verkehrt in die Hand, wie Kinder, die in ihrem Nachahmungstrieb sich die Gewohnheiten der Alten aneignen. Der bildungsfähige Mensch muß dahin kommen können, daß er den Kreis, innerhalb dessen er in seinem reiferen Alter zu schaffen und zu wirken hat, verstehen lerne und alle Beziehungen, in welche ihn jene Arbeit, sein Beruf zur Außenwelt bringt, zu erfassen vermag. Bildung besteht durchaus nicht in einer möglichst reichen Quantität Wissensstoffes, sondern ihre Natur steckt viel tiefer. Nicht das ist Bildung, was der Mensch von der Außenwelt wahrgenommen hat, was seine Glieder zu verrichten vermögen, nicht Mechanismus, sondern wie sein Inneres das von außen Gekommene, Wahrgenommene perzipiert und apperzipiert hat. Der Ungebildete hat helle Augen, gute Ohren, flinke Hände: aber sein Geistesorganismus ist nicht imstande, das Gesehene, Gehörte, Geleiene sich so zu eigen zu machen wie die feingebildeten Geistesorgane des Gelehrten. Was der Mensch mit seinem Verstande zu fassen vermag, was sein Gemüt bewegt und wie intensiv sein positiver Wille ist: das ist der Gradmesser seiner Bildung. Mit Recht schreibt der ehemalige Stadtpfarrer von Nördlingen, Adalf Stählin, der spätere Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums, in seiner berühmten Schrift „Zur Schulreformfrage“ über Bildung wie folgt: „Bildung ist aber vielmehr organisches Wissen, ist innerlich gegliedertes, den ganzen Menschen erfassendes, im genauen Zusammenhange mit sittlichen inneren und äußeren Lebenszwecken stehendes Erkennen. Wissen und Bildung sind sehr verschiedene Dinge. Ein rudis indigestaque moles verschiedenartigster Wissensstoffe ist noch nicht Bildung.“ Stählin erzählt: „Ich kannte einen Landmann, der besonders infolge seiner klaren und tiefen religiösen Erkenntnis das lebendigste, nicht bloß geistliche, sondern auch geistige Streben, ein sicheres, ja feines Urteil über göttliche und menschliche Dinge besaß, der, wenn er auch Klavier spielte und eine kleine Bibliothek sich erworben hatte und sie beständig vermehrte, in allem sonst seine ländliche Arbeit beibehielt. Es war dies ein gebildeter Landmann.“ — Ich mußte, um des Erziehungszweckes der Schwachsinnigen willen, etwas länger bei diesem Punkte verweilen.

Und zwar deshalb, weil Grundprinzip ist: „die Kinder erwerbsfähig zu machen,“ sie dahin zu bringen, daß sie einen gewissen Kreis vollständig beherrschen, und sei dieser Horizont noch so enge. Weil nun das schwachsinnige Kind für einen ganz anderen Lebenszweck erzogen werden muß als das normale, ja ist es dem Lehrer unmöglich, beide Aufgaben erfüllen zu können. Ja ich behaupte: Wenn der Lehrer nicht psychologisch vorgebildet ist, wird es ihm unmöglich sein, das Wesen des Schwachsinns in seinen Tiefen zu erkennen. Es ist also ein ganz besonderes Studium zur Kenntnis der Abnormität nötig. Hat der Lehrer diese Kenntnis erlangt, so drängt es ihn von selbst, psychologisch zu unterrichten, die Kardinalregel jeglicher Erziehung: „Individualisiere“, zu beobachten, was während des Massen*unterrichtes*, der mehr auf Wissen als auf „Erziehung“ sein Augenmerk zu richten hat, unmöglich ist. Wenn in der Tat so viele „Zurückgebliebene“ den gesunden Fortschritt der Normalen stören, ja muß Abhilfe geschaffen werden.

Untersuchen wir die Frage, wie viel solcher „Zurückgebliebener“ vorhanden sind, etwas näher: Um mich zu überzeugen, wie viele „*zurückgebliebene*“ Kinder in einem Bezirksamte vorhanden sind, also solche, denen es unmöglich ist, dem Unterrichte zu folgen, bat ich den Chef des Amtes, nach einem gegebenen Schema durch die kgl. Lokalschulinspektionen die Anzahl derselben feststellen lassen zu wollen. Das Resultat dieser Enquete war überraschend:

Das Bezirksamt hat 40,000 Einwohner und 7072 Schüler. Unter diesen 7072 Schülern befinden sich 811 *Zurückgebliebene*, d. i. über 10 Prozent. Eine erschreckende Zahl. Diese „Zurückgebliebenen“ lassen sich einteilen in 56 Stotterer, 38 Stammler, 1 Stummen, 2 Taubstumme, 72 Schwerhörige, 16 Epileptiker, 482 eigentlich Zurückgebliebene (d. i. Repetenten), 2 sittlich Verwahrloste, 4 Bildungsunfähige, 8 Blödsinnige, 43 Imbecillen, 40 Kinder mit Geistesgaben IV und 8 mit der Betragensnote III und IV. Eine Schule (4. 5. 6. 7. Jahrgang), zählt unter 59 Schülern 22 Zurückgebliebene, d. i. 37.2 Prozent. Diese Ziffern sprechen für das Bedürfnis einer Abhilfe. Zunächst wird wohl die Frage berechtigt sein: Woher kommt es denn, daß es 10 Prozent zurückgebliebene Kinder geben kann?

Diese Frage führt unwillkürlich zu der anderen: Was ist denn eigentlich ein zurückgebliebenes Kind? Antwort: Ein solches, das den anderen im Weiterschreiten, in der stetigen geistigen Entwicklung nicht folgen konnte. Warum konnte es nicht folgen? Der Ursachen gibt es zweierlei: 1. sind es äußere Verhältnisse, welche das Kind verhinderten, mit seinen Kameraden gleichen Schritt zu halten; 2. sind es Störungen im Geistesleben des Kindes selbst, welche dessen eigenste Entwicklung beeinträchtigten. Durch diese, durch krankhafte Erscheinungen im Nervensystem hervorgerufene Hemmung im Wachstumsprozesse des Kindes konnte sich das Individuum nicht naturgemäß ausbilden und blieb in seinem Wachstum, in seiner Entwicklung zurück. Die Entfaltung seines innersten Wesens entsprach nicht den Gesetzen der Natur, der Regel, der Norm — es wurde abnorm, wie man ja im Reiche der Natur, des Mineralreichs sowohl als des Pflanzen- und Tierreichs, Tausende dieser Abnormitäten findet. —

Betrachten wir uns einen Moment diejenigen Kinder, welche äußerer Verhältnisse halber den Mitschülern, bezw. den Mitschülerinnen gegenüber zurückbleiben mußten: Das heutige Erwerbsleben bringt es mit sich, daß Eltern von Ort zu Ort wandern, einmal besuchen die Kinder böhmische, österreichische Schulen, das andere Mal fränkische; heute gefällt es den Eltern auf dem Lande, morgen sind sie in der Stadt. Eine Zeitlang wahnen sie in Nürnberg, plötzlich ziehen sie nach Hof. Es ist nichts Stabiles in diesem Wanderleben. Die Folgen haben die armen Kinder zu tragen. Kaum kennen sie ihren Lehrer und bald sehen sie sich einer fremden Persönlichkeit und fremden Umgebung gegenüber. Auch stellen sich oft periodische Krankheiten ein, welche das Kind vom Schulbesuch abhalten und den Fortschritt hemmen. Manche Eltern bedienen sich eines so eigentümlichen Erziehungssystems à la Dippald, daß dessen Wirkung vollständige Gleichgültigkeit, ja Abgestumpftheit sein muß. Jede positive Einwirkung von Seite des Erziehers auf das Kind begegnet passivem Verhalten. Diese Kinder sind nach Dr. J. Demaor die gleichgültigen, geistig trägen Kinder und Taugenichtse: die Plage der Lehrer. Nun gibt es auch Eltern, welche den Wert einer guten Erziehung verkennen, die Autorität des Lehrers untergraben, das Kind vom Lernen abhalten und zu Arbeiten verwenden, welche dem Erziehungszweck diametral gegenüberstehen. Die Sorge um das tägliche Brot einesteils, dann epikureische Lebensauffassung anderenteils morden die Seelen der Kinder. Das Portemonnaie wird höher eingeschätzt als der eigene Nachwuchs. Diese Art der Zurückgebliebenen hat mit den eigentlichen Schwachsinnigen, welche in der Tat „krank“ sind, nichts zu tun. Ueber *sie* ein Wort.

Wie ich schon eingangs andeutete, ist es sehr schwer, die Grenze zu ziehen zwischen dem normalen Kinde und dem anormalen. Wenn der gesunde Körper dirigiert wird von einem wohl ausgebildeten Gehirn, wenn sich das Seelenleben des Individuums in natürlichen Bahnen abwickelt, wenn das Kind in einem soliden Familienmilieu aufwachsen kann — dann kann man sagen: das Leben dieses Individuums ist normal. Mit jeder Veränderung dieses Zustandes betritt der Mensch das Gebiet der Abnormität. Die Macht der Vererbung, schädliche Einwirkungen während des Lebens vor der Geburt, vorzeitliche und schwer überstandene Entbindungen, Krankheiten im Säuglingsalter haben die Organe des Gehirns in ihrer Bildung sowohl als in ihrer Entwicklung gestört: sie konnten sich nicht ausbilden. Mit Recht ruft Rektor Ufer aus: „Wie soll mangelhaftes Material mangelhaft zusammengehalten dauerhaften Bau abgeben!“ Die Folgen

dieses gestörten Geistesorganismus zeigen sich auf dem Gebiete des Willens, des Verstandes und des Gefühls. Im späteren Alter äußern sich diese Defekte auf dem Gebiete des sozialen Lebens, der Intelligenz, des Charakters und auf sexuellem Gebiet. Die Abnormität im Verstandesleben des Kindes erzeugt anormales Handeln: ein Schaden für das Individuum. Weil die Folgen der Handlungsweise eines Individuums nicht auf dessen Organismus beschränkt bleiben, sondern die Tat die Außenwelt berührt, wird offenbar ein gewisser Kreis derselben in Mitleidenschaft gezogen — zu seinem Nachteil. Ergo hat die Gesamtheit im Interesse ihres gedeihlichen Fortkommens die sittliche Pflicht, für die Ausbildung ihrer Glieder die größte Sorgfalt walten zu lassen.

Schwachsinnige bleiben auf dem Gebiete des Willenslebens ebenso zurück wie auf dem der Intelligenz. Beobachtet man Schwachsinnige in ihrem Gefühlsleben, so macht man leider die Wahrnehmung, daß bei ihnen Instinkte, Triebe das leitende Motiv sind. Leider habe ich seit Jahren Gelegenheit, in der eigenen Familie einen Schwachsinnigen zu beobachten. Faßt man die Resultate der Beobachtungen zusammen, so muß man konstatieren, daß sich ihr Gefühlsleben mehr dem der Tiere nähert als dem der normalen Menschen: Also auch hier ein Stehenbleiben, ein Zurückbleiben. Daß die Grade dieser Erscheinungen sehr verschieden sind, liegt ja schon in dem Begriff des Individuellen begründet.

Nun fragt es sich: Können diese armen Kinder das Lehrziel erreichen? Nein. Ja, sie halten die normalen Kinder, ohne es zu wollen, deshalb zurück, weil der gewissenhafte Lehrer diese Armen im Geiste nicht am Wege liegen lassen kann und will. Dadurch, daß er sie diese Unglücklichen Zeit und Kraft opfern muß, entgeht dieser Teil seiner Berufsarbeit dem normalen Kinde. Gewiß ein großer Nachteil für dieses. Andernteils ist der gemeinsame Unterricht der normalen und anormalen Kinder für letztere ein unberechenbarer Fehler, weil sie zu einer Geistesarbeit verpflichtet werden, der sie nun und nimmermehr gewachsen sind. Dem routinierten Hochtouristen ist die Besteigung des Rigi ein Kinderspiel, während der Bewohner der Ebene, der noch nie Bergtouren ausführte, diese Tour für eine Riesenleistung hält. Zum dritten gehört zur Ausbildung schwachsinniger Kinder eine ganz eigenartige Methode, bestimmt abgegrenzte Lehrziele und ein dazu besonders geeigneter Lehrer, psychologisch vorgebildet und ausgestattet mit Johannisliebe und Hiobsgeduld. Ist die Ausbildung schwachsinniger Kinder möglich? Nach den Aussprüchen der Autoritäten auf dem Gebiete des Hilfsschulwesens kann das schwachsinnige Kind nie zu der Höhe gelangen wie ein normales. Aber bis zu einer gewissen geistigen und sittlichen Höhe kann es gebracht werden. Das erreichbare Niveau richtet sich nach den Dispositionen des Kindes, nach dem Grade des Schwachsinns. Ueber die Ziele der Erziehung äußert sich Arno Fuchs (Berlin) in seinem Buche: Schwachsinnige Kinder, S. 129, wie folgt: „Die Erziehung Schwachsinniger kann nur abzielen auf ein Behüten, Fördern und Richten der Entwicklung. Und dennoch will die Erziehung die „Schwachsinnigen" retten, d. h. sie will sie durch Gesittung und Sittlichkeit, intellektuelle Bildung und Pflege zu der möglichen Entwicklungsstufe emporheben und ausreifen lassen, um sie durch den anerzogenen Fond an physischer, intellektueller und sittlicher Kraft zu bewahren vor Rückbildung, falscher Entwicklung und falschem Lebensweg, um sie zu gewinnen, also zu retten für die Gesellschaft und ihre Arbeit." Damit diese Kinder eine für sie angemessene Erziehung bekommen können, hat man Hilfsschulen gegründet. Diese sollen gar nichts anderes sein als eine Gehilfin der Volksschule, eine Samariterin, welche die am Wege Liegenden aufhebt, eine Sanitäterin, welche die Schultruppen begleitet und dem mit ihren Mitteln hilft, der es braucht. „Sie hilft den Eltern in der Erziehung ihres anormalen Kindes; sie will der Familie eine Stütze sein in der Erziehung ihrer armen Lieblinge. Die Eltern haben weder Zeit, noch Geschick, noch die Kraft, ihr anormales Kind zu erziehen, daß es erwerbsfähig werde, und sei es nur als Stütze des Vaters oder der Mutter, als Helfer im Haushalt oder Geschäft." (Maurer a. a. O.)

Diese Erwägungen waren es, welche menschenfreundliche Männer, Pädagogen, Psychologen und Mediziner, veranlaßten, der Sache auf den Grund zu gehen und hier Abhilfe zu schaffen. So entstand auf dem Gebiete der Erziehung eine neue Bewegung, die Hilfsschulbewegung mit ihrer Begleiterscheinung: der Hilfsschulpädagogik.

In der Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie findet sich in ihrem 3. Jahrgange, Heft 1, S. 24, ein Referat über eine Konferenz von Lehrern und Freunden der Hilfsschulen für Schwachbefähigte in Hannover. Nach diesem Bericht gab damals Herr Hauptlehrer Kielhorn, ein um das deutsche Hilfsschulwesen hochverdienter Pädagoge, einige geschichtliche Notizen über die Entwicklung des Hilfsschulwesens: „Die erste Anregung zur Gründung von Hilfsschulen ging von Leipzig aus; jedoch kam man dort, da man sich über die Gestaltung einer solchen nicht einigen konnte, zu keinem praktischen Resultate. Die erste Schule dieser Art entstand 1867 in Dresden, 1879 folgte Elberfeld, 1881 Leipzig und Braunschweig, 1883 Dortmund und Halberstadt u. s. w. Nach einer von Kielhorn aufgenommenen Statistik waren im Jahre 1893/94 32 Hilfsschulen in Deutschland vorhanden, davon 18 in Preußen, welches 1896 88 Hilfsschulen mit 2007 Kindern zählte. 1898 bestanden Hilfsschulen in etwa 50 deutschen Städten. Ebenso haben dieselben im Auslande (Frankreich, Italien, Niederlande, Nordamerika) festen Fuß gefaßt." Nach einer von dem Leiter der Hilfsschule in Bremen, A. Wintermann, äußerst sorgfältig aufgestellten Statistik kann man sich ein klares Bild über die Hilfsschulbewegung Deutschlands machen. (Beiträge zur Kinderforschung, Heft 3, die Hilfsschulen Deutschlands und der deutschen Schweiz nebst einem Anhang betr. die Hilfsschulen in Rotterdam, Wien und Christiania am Anfang des Jahres 1898. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer u. Söhne.) Nach dieser Zusammenstellung gab es 1898 in Deutschland Hilfsschulen in 56 Städten, darunter ist Bayern mit zwei Städten (Kaiserslautern und Nürnberg) vertreten. An diesen Schulen wirkten 225 Lehrkräfte in 202 Klassen. Zu unterrichten waren 4281 Kinder: 2400 Knaben und 1881 Mädchen. Nach dem Bericht über den 4. Verbandstag der Hilfsschulen Deutschlands, abgehalten am 14. bis 16. April 1903 zu Mainz, gibt es jetzt (ohne Berlin) 492 Klassen mit 10,616 Schülern: 5865 Knaben und 4751 Mädchen. Dieser gewaltige Fortschritt innerhalb sieben Jahren zeigt die Berechtigung der Bewegung und beweist die Nützlichkeit des Unternehmens. Daß diese Bewegung so großartige Dimensionen annehmen konnte, ist vor allem dem Zusammenschluß aller für das Wohl der vaterländischen Jugend begeisterten Männer, der Unterstützung der einschlägigen Behörden und dem Fleiße der Hilfsschullehrer zu verdanken. Von Hannover aus ging die erste Anregung, einen Verband der deutschen Hilfsschulen zu gründen. In Hannover reifte auch dieser Gedanke zur Tat. 1898 wurde der Verband gegründet. Er zählte damals 70 Mitglieder. Am zweiten Verbandstage zählte das Mitgliederverzeichnis 106 Nummern. Bedeutungsvoll war dieser Tag deshalb, weil sowohl das kgl. preußische Unterrichtsministerium und dessen Dezernent für das Hilfsschulwesen, der Geheime Oberregierungsrat Brandi, Dankschreiben sandte. Letzterer Herr griff aktiv ein und stellte eigene Leitsätze fest. Der dritte Verbandstag fand zu Augsburg statt. Man hatte guten Grund, gerade diese Stadt zu wählen. Süddeutschland sollte für die Sache des Hilfsschulwesens gewonnen werden. Die Hauptversammlung war von 350 Personen besucht. Für diese Versammlung war es sehr bemerkenswert, daß nunmehr die königlichen Behörden, aufmerksam gemacht auf den edlen Zweck, den diese Samaritee unter den Lehrern verfolgen, dem Verbandstage beiwohnten: unter anderen waren anwesend Se. Exzellenz Herr Regierungspräsident von Schwaben und Neuburg, Herr kgl. Regierungsrat Lindig als Vertreter des bayerischen Staatsministeriums, welcher sich sehr der Sache annahm. Unter anderem äußerte der Herr Regierungsrat: „Sie können überzeugt sein, daß wir die Anregungen, die wir hier hören werden, weiter verfolgen und daß auch wir in

Bayern nicht nachlassen werden, derartigen Instituten und Bestrebungen Eingang zu verschaffen." Gewiß ein herrliches Wort. Möge es sich erfüllen. Auch das kgl. preußische Kultusministerium hatte einen Vertreter gesandt, Herrn Geh. Oberregierungsrat Brandi. In seiner Rede gab Genannter das aus den von ihm erholten Berichten gebildete Majoritätsurteil ab. Es lautet:

1. Die für die Hilfsschulen zu bestimmenden Kinder müssen zwei Jahre in der Volksschule gewesen sein; und erst dann, wenn es sich herausgestellt hat, daß sie hier nicht mitarbeiten können, wird man sich überlegen, ob sie in die Hilfsschulen gehören.

2. Da unter diesen Kindern manche infolge von Krankheitsfolgen in ihrer Entwicklung zurückgehalten worden sind, so ist es zweckmäßig, immer den Arzt zuzuziehen, bevor das Urteil gesprochen wird: dieses Kind kann in der Volksschule nicht mitarbeiten.

3. Ueber jedes Kind wird eine fortlaufende Krankengeschichte in der Schule geführt.

4. Der Lehrer wird nicht für die Anstalt so engagiert, daß er immer dort bleiben muß. Der Lehrer wird aus den städtischen Lehrern ausgewählt, bezieht deren Gehalt und wird daneben durch eine Funktionszulage ausgezeichnet. Er kann aber zurücktreten und rangiert dann mit seinen Kollegen weiter. Wir sind alle einverstanden, daß es eine ebenso schöne wie schwierige Aufgabe ist, Lehrer oder Lehrerin solcher Kinder zu sein, und daß die Betreffenden daher Anspruch darauf haben, für ihre schwere Arbeit entsprechend entschädigt zu werden.

Zu dem vierten Verbandstag versammelten sich die Mitglieder des Vereins, der nunmehr 332 Mitglieder zählt, zu Mainz. Mit der Schilderung der Verbandstage wollte ich bezwecken, daß daraus ersehen werden kann, wie allmählich, aus kleinen Anfängen beginnend, eine Bewegung, welche nur humane Zwecke verfolgt, wächst und Segen für das Vaterland bringt. Um die in diesem Verband gepflegte Idee intensiver zu verwirklichen und die Resultate der Forschungen verbreiten zu können, haben sich zwei weitere Vereine gebildet: der Verein für Kinderforschung und der Erziehungs- und Fürsorge-Verein für geistig zurückgebliebene Kinder (schwachsinnige). Ersterer hat den Zweck, bei allen, denen leibliches und seelisches Wohl der Jugend anvertraut ist, ein größeres Interesse und Verständnis für die Kindheit und mehr Teilnahme für das Wohl und Wehe derselben zu erwecken. Der letztere will Interesse und Verständnis für die Ausbildung und Erziehung der geistig zurückgebliebenen Kinder beleben und an der geistigen, leiblichen, sittlichen und wirtschaftlichen Förderung dieser Minderjährigen mitwirken. Das Vereinsorgan des ersteren sind die von Trüper und Ufer herausgegebenen „Kinderfehler", des letzteren: „Die Jugendfürsorge", herausgegeben von Franz Pagel.

Und nun zur Bedeutung der Hilfsschule für unser wirtschaftliches Leben: In dem Majoritätsurteil des Geheimen Oberregierungsrates Brandi (Berlin) ist sie enthalten: „Die schwachbegabten Kinder sollen durch besonderen, für sie abgemessenen Unterricht möglichst weit gebracht, womöglich erwerbsfähig gemacht werden." Eine Gemeinschaft wird erhalten durch möglichst rege Beteiligung der Individuen an der gemeinsam zu betätigenden Arbeit. Jedes Glied, das nicht arbeiten kann, ist für die Gemeinschaft, für die Gesamtheit verloren. Treffend bemerkt hierzu Laquer: „Wer weiß, wie viele Tausende von eintönigen Arbeiten im Weltgetriebe vorhanden sind, zu denen viele Schwachsinnige die kleinliche, pedantische Art, eine gewisse Unterwürfigkeit und Anspruchslosigkeit und nie ermüdende Langsamkeit, die slawische Nachahmung der Weisungen des Auftraggebers und andere vortreffliche Charakterzüge mitbringen, wie sie in einzelnen wirtschaftlichen Betrieben sich bewähren, der wird einsehen, daß schwache und starke Geister unter uns die gleiche Daseinsberechtigung haben. Nur müssen die Starken alles daran setzen, daß durch geeignete Organisation die Arbeits- und Erwerbstätigkeit für die Schwachbegabten vermehrt und ihre Ausnutzung durch gewinnsüchtige Unternehmer verhütet wird." Laquer vertritt hier mit Recht das Prinzip der Arbeitsteilung. Es ist unmöglich, das Geschäft des Laternenanzündens oder der Straßenreinigung einem Manne zuzumuten, der die Kraft in sich fühlt und die Energie dazu hat, selbständig etwas Tüchtiges zu schaffen. Die niedrigen Arbeiten müssen nun einmal auch besorgt werden. Der schwach begabte Mensch ist froh, wenn er Arbeit findet. Er empfindet in der Verrichtung niedriger Arbeiten durchaus keine Schwäche. Denn für ihn sind sie eben gerade schwer genug, ebenso schwierig wie die Arbeit des Redigierens für den Oberredakteur einer großen Zeitung. Die Durchführung der Arbeitsteilung ist eben nur möglich, wenn jeder Arbeiter an seinen richtigen Platz gestellt werden kann und für jeden Platz ein Arbeiter vorhanden ist. Die Hilfsschule erblickt also ihren größten Erfolg darin: den Zögling erwerbsfähig zu machen. Sie dient aber nicht nur dem öffentlichen Leben überhaupt, sondern speziell auch dem Militärwesen, der Justiz und der Medizin.

In der Hilfsschule wird für jeden Schüler eine Individualitätenliste angelegt oder, wie Brandi sich ausdrückt: über jedes Kind wird eine fortlaufende Krankengeschichte geführt. In hohem Maße wird die Arbeit des Militärarztes erleichtert, wenn er einen Blick in diese Listen werfen kann. Auf Grund derselben können die sichersten Aufschlüsse erteilt werden. Hauptlehrer Krelhorn (Braunschweig) hat mit dem Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission zu Braunschweig ein Abkommen getroffen, dahin gehend, daß er jedes Jahr etwa im Februar die Gutachten über die stellungspflichtigen ehemaligen Zöglinge der Hilfsschule einreicht; auch sind ihm von dieser Dienststelle aus Auskünfte über das Ergebnis der Musterung erteilt worden. Er erzählt Beispiele, wie Schwachsinnige, welche dem Dienst nicht nachkommen konnten, von den Kameraden verspottet, vor innerer Erregung zum Verbrecher geworden sind. Schmerzlich ruft er aus: „Ach, wenn Seine Majestät unser erhabener Kaiser solchen Verbrecher sähe, gewiß, der Kaiser würde verzeihen. Solch ein erregter und verwirrter Schwachkopf kann des Kaisers Majestät nicht verletzen." (Majestätsverbrechen.) Die Listen sind für den Militärarzt und Auditeur eine beachtenswerte Stütze. Die Arbeit der Hilfsschule macht den Schwachsinnigen minderen Grades dienstfähig, wie im wirtschaftlichen Leben erwerbsfähig.

Sie ist aber auch der Justiz nützlich. Erstlich behütet sie durch die sorgfältige, eigenartige Erziehung den Zögling vor Vergehen dadurch, daß sie seinen Willen zu kräftigen und den Charakter zu stählen imstande ist. Zum andern bieten die Individualitätenlisten für den Strafrichter wertvolles Material. —

Das Studium am Kinde, die fortwährende Beobachtung der Entwicklung seines Geistesorganismus, die Festlegung der Gesetze, nach welchen sich die Kindesseele entwickelt, kommt direkt der Medizin zugute. Die Psychologie, namentlich die Kinderpsychologie, ist der gemeinsame Boden, auf welchem sich Arzt und Lehrer die Hand reichen. Die Medizin macht sich die Erfahrungen, welche der Hilfsschullehrer gesammelt hat, zunutze und verleiht sie seinem Wissen ein, seine medizinischen Kenntnisse durch die psychologischen ergänzend. Den größten Nutzen hat das Kind selbst; denn der Hilfsschullehrer begleitet es im Geiste auf seinem dornenvollen Lebenspfade und ist ihm in schwierigen Fällen mit Wort und mit der Tat Wegweiser und Stütze.

Die letzten französischen Ausgrabungen in Babylonien.

Prof. Hilprecht, der bis jetzt mit Entzifferungs- und Katalogisierungsarbeiten im kaiserlich ottomanischen Museum in Konstantinopel beschäftigt war, berichtet in der in Philadelphia erscheinenden Sunday School Times vom 6. Februar von den letzten französischen und deutschen Ausgrabungen in Babylonien. Wir entnehmen daraus folgendes über die französische Tätigkeit, da durch die Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft das von dem ausgezeichneten amerikanischen Assyriologen über die deutschen Ausgrabungen

Digitized by Google

Gesagte bereits überholt ist: Ungefähr ein Vierteljahrhundert hat Mr. de Sarzec seine ruhmreichen Untersuchungen der südbabylonischen Trümmerstätten von Tellô fortgesetzt. Als er am 30. Mai 1901 in seinem 64. Jahre plötzlich gestorben war, entstand die schwierige Frage, wie man für sein wichtiges Werk einen Nachfolger finden könne, der mit der Energie, der Intelligenz und der unermüdlichen Geduld ausgestattet wäre, welche den Mann charakterisierten, dem die Wissenschaft die Wiedererweckung der alten babylonischen Kunst und die Wiederherstellung eines lang vergessenen Blattes in der Geschichte der Menschheit verdankt.

Im Laufe des Jahres 1902 wurde Mr. Cros, ein tüchtiger Kenner des Lebens und der Sitten des Ostens, vom Louvre als de Sarzecs Nachfolger bestimmt; und noch im gleichen Jahre reiste er nach Jrâq-el-Arabi, um die Explorationstätigkeit an einer der reichsten Stätten Babyloniens aufzunehmen. Den bewährten Prinzipien, welche de Sarzec in Tellô angewandt hatte, folgend, verblieb Cros nur kurze Zeit im Winter und Frühling 1902 auf 1903 und kehrte im Sommer 1903 nach Paris zurück. Die Prüfung der Crosschen Funde geschah durch Hilprecht in Konstantinopel, und er gibt die folgenden Resultate kund. „Im Vergleich mit den glorioſen von de Sarzec in seinen ersten Kampagnen gemachten Funden kann man das Wert von Cros höchstens als eine Nachlese bezeichnen. Weder hervorragende Kunstdenkmäler, wie die Diorittafeln der Patesis, der Priesterkönige von Sirpurla, welche jetzt die Hallen des Louvre schmücken, noch wichtige literarische Texte sind in der jüngsten Kampagne zum Vorschein gekommen. Man fand hauptsächlich Tontafeln aus dem 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausend, ein Paar Siegelzylinder, Terrakottfiguren von Göttern, Menschen und Tieren und verschiedene verstümmelte Kalksteinfiguren, zahlreiche Torgefäße in der Art der frühesten Typen von Nippur, worunter auch einige in der Form menschlicher Köpfe; man fand ferner Inschriftziegel besonders aus der Zeit des Eannatum (Iranatuma) und Entemena (Patesis von Lagas-Sirpurla); ferner Waffen und Gerätschaften in Bronze und eine Anzahl mit Aufschriften versehener Steinvasenfragmente mit den Namen Akurgal, Entemena, Ammalhani und Gudea. Endlich zeigte sich auch eine schöne Sammlung gut gearbeiteter Feuerstein-Messer, Sägen und Aexte in der untersten vorgeschichtlichen Schicht, die in Tellô vorher nicht genügend untersucht worden war.

Die Keilschrifttafeln, obwohl ungebrannt, sind im allgemeinen vorzüglich erhalten. Sie enthalten ausschließlich Tempellisten und Rechnungen, so daß sie nur paläographisches Interesse haben und über die frühbabylonischen Eigennamen Aufschluß geben. Unter den Inschriftsteinen ist ein großer Türpfosten hervorzuheben, der eine neue Inschrift des Königs Gimilsin von Ur (2500 v. Chr. zirka) gibt und ein kleines Vasenfragment mit sieben Zeilenanfängen einer Votivinschrift eines noch unbekannten Königs mit verstümmeltem Namen der gleichen Dynastie von Ur. Sie wird ungefähr lauten: „Der Göttin Ba'u, seiner Herrin, hat Te . . . ., der mächtige Held, der König von Ur, der König der vier Teile des Himmels, diese Vase gewidmet." Nicht minder wichtig für die Assyriologen ist ein anderer Inschriftstein, aus dem ein bis jetzt unentziffertes Keilschriftzeichen als „Scepterkopf" gelesen werden kann. Auch zwei planlovere Ziegel der präsargonischen Zeit sind erwähnenswert, von denen einer die Darstellung des Gottes Ningirsu, der Tellôschen Hauptgottheit, bietet, während der andere das Emblem dieses Gottes, den löwenköpfigen Adler mit ausgebreiteten Schwingen, sehen läßt, der zugleich das Stadtwappen von Sirpurla ist. Aus der letzten babylonischen Periode stammt ein Tonstempel mit dem Namen Adadnadinakhes (ungefähr 250 v. Chr.) in aramäischer und griechischer Sprache.

Aehnlich den bekannten Terrakottorägeln mit den Aufschriften Ur-ba'u und Gudea, die man so zahlreich in Tellô beim Mauerbau verwandt gesehen hat, sind von Cros gefundene „phallische Objekte" von ungefähr 2 Zoll Länge, welche die kurze Inschrift in sumerischer Sprache trugen „er baute und stellte wieder her". Auffällig ist, daß entgegen der Landessitte dieser fromme Herrscher, wie es scheint absichtlich, hier seinen Namen wegließ. — Im Anschluß daran wollen wir noch anführen, was Heuzey in der Sitzung der „Académie des inscriptions et belles lettres" vom 19. Februar 1904 über die Ausgrabungen des Kapitän Cros in Tellô mitteilte:

Unter anderem haben die Ausgrabungen die Anwendung der Polychromie in der alten chaldäischen Skulptur erwiesen; ein kleiner Frauenkopf hat kupferne Augenlider und ein noch sichtbares blaues Halsband. — Ferner zeigt eine zurechtgeschnittene Muschelplatte den König Urnina aus dem 4. vorchristlichen Jahrtausend in Reliefarbeit; sein Name ist auf die Brust des Bildnisses eingraviert. Das primitive Chaldäa kannte das Elfenbein nicht und verwandte Muschelplättchen zu Inkrustationen. — Auf einem Alabasterrelief ist ein nackter Mann mit herkulischem Körperbau dargestellt, der an zwei Ringen mächtige Fische aufgehängt trägt. Der Vergleich mit den Zylindersiegeln ergibt, daß es sich hier um eine Legende, einen wunderbaren Fischzug des Isdubar, des chaldäischen Herakles, handelt. Daraus läßt sich schließen, daß die chaldäische Glyptik Stoffe aus einer älteren religiösen Großplastik verwandte. Die epigraphischen Dokumente lassen einen direkten Zusammenhang zwischen der Geschichte der Stadt Sirpurla, die zum erstenmal unter Urukagina, dem letzten Könige der Urnina-Dynastie, zerstört wurde und anderer chaldäischer Städte erkennen, unter denen die Genesis 10, 10 erwähnte biblische Stadt Erech (Uruk, heute Warka) ist. Damit ist ein höchst wichtiger Synchronismus für die Uranfänge der Geschichte konstituiert. (Ueber die Könige von Lagas-Sirpurla, siehe auch Krall, Grundriß der altorientalischen Geschichte Seite 45 ff.; bei diesem folgt Urnina dem Urukagina.)

M.

Bücher und Zeitschriften.

Der Eroberer von Konstantinopel als Dichter. (Der Divan Sultan Mehmeds des Zweiten, des Eroberers von Konstantinopel, zum ersten Male nach der Upsalaer Handschrift herausgegeben von Dr. Georg Jacob, außerord. Professor an der Universität Erlangen. Berlin, Mayer u. Müller 1904.)

Es dürfte auch den meisten Historikern unbekannt sein, daß die großen Sultane aus dem Hause Osmans mehrfach auch als Dichter in persischer und türkischer Sprache mehr oder weniger Hervorragendes geleistet haben. Meist sind es Gazelen, in denen sie sich, vornehmlich die persischen Klassiker Hâfiz und Dschâmi nachahmend, versucht haben. Das Gazel schildert meist Liebe und Wein in stark sinnlichen Farben, trotzdem häufig ins Uebersinnliche umschlagend; doch behandeln verschiedene Sultans-Gedichte auch kriegerische Ereignisse, so besitzen wir von Soliman dem Großen ein begeistertes Kampflied gegen die Perser, das zweifellos echt ist, da es sich schon in einer gleichzeitigen Handschrift findet. Außerdem versuchte sich dieser Herrscher in den Kunstformen Muchammos und Ruba'i.

Es ist noch nicht lange her, daß man in Konstantinopel mit dem Druck einiger dieser Sultansdiwane[1]) begonnen hat. Der älteste herausgegebene war bisher der Diwan des der Mystik besonders zugeneigten Sultans Bajezid II.[2]) Von den älteren Osmaniden waren bis jetzt nur Bruchstücke oder der Fälschung stark verdächtige Liedchen im Orient bekannt. Jacob wurde nun darauf aufmerksam, daß von dem Vater Bajezid II. noch eine größere Zahl zweifellos echter Gedichte in einer alten Handschrift der Königl. Universitätsbibliothek zu Upsala erhalten ist und hat dieselbe mit einem vollständigen Glossar, das sämtliche Belegstellen verzeichnet, und einer informierenden Einleitung herausgegeben.

Die Ausgabe ist eine Art Luxusdruck, deren Typen und Ausstattung der Druckerei Offizin zu Leipzig alle Ehre machen, nur vermißt man im Text einige Ligaturen, die offenbar nicht vorhanden waren und durch Zusammensetzungen ausgedrückt werden mußten.

P. L.

[1]) Diwan bedeutet Gedichtsammlung.

[2]) Mit Unrecht hat Gibb dessen Echtheit bezweifelt.

vf. **Die Altarwerke des Cornelis Engelbrechtszoon und des Lukas van Leyden.** Herausgegeben von Dr. Franz Dülberg. (Haarlem bei Kleinmann.)

In der Geschichte der Malerei des 15. Jahrhunderts hat man lange Zeit den Holländern nur wenig Beachtung geschenkt. Sie wurden vom Ruhme der Flamen verdunkelt. Erst in neuerer Zeit wandte man ihnen lebhafteres Interesse zu und es zeigte sich, daß sie in vielen Beziehungen den Flamen überlegen waren; es zeigte sich aber auch, daß wir eine viel größere Anzahl altholländischer Gemälde besitzen, als lange Zeit geglaubt wurde. Wir werden durch die neueren Forschungen in den Stand gesetzt, die Grundlagen von Rembrandts Kunst bis in das 15. Jahrhundert hinein zu untersuchen und gewinnen eine breite Basis für das Studium der holländischen Malerei. In richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit einer solchen pragmatischen Darstellung hat Franz Dülberg, der sich seit Jahren besonders eingehend mit den altholländischen Malern beschäftigt, unternommen, das zum Teil noch recht unvollständig veröffentlichte Material handlich und übersichtlich zu publizieren. In den bekannten Publikationen alter Meister, die die Haarlemer Firma Kleinmann, oft leider etwas flüchtig vorbereitet, auf den Markt geworfen hat, sind nun als erster Teil des unter dem Titel „Frühholländer" von Dülberg geplanten Werkes erschienen die zwei Altäre des Cornelis Engelbrechtszoon und das berühmte Jüngste Gericht des Lukas van Leyden, die alle jetzt im Leidener Museum aufbewahrt werden, als stolze Ueberlebende des Bildersturms, vor dem sie nur mit knapper Not gerettet werden konnten. In 25 Tafeln, deren Anfertigung durch den Herausgeber überwacht wurde und wesentlich besser gelungen ist als in verwandten Publikationen des Kleinmannschen Verlags, werden die so sehr wichtigen Werke als Ganzes und in glücklich gewählten Ausschnitten reproduziert. Wertvoll ist es auch, daß den Tafeln ein Text beigegeben wurde. Dülberg hat hier mit allerdings etwas kapriziöser Sprache diese bedeutenden Gemälde kunsthistorisch und ästhetisch in zuverlässig belehrender Form gewürdigt; nur möchte man vielleicht nicht die von ihm lebhaft verherrlichten Meister so ganz auf die Höhe der Meister ersten Ranges stellen, wie er es im Anschluß an die holländische Forschung tut. An diese zwei ersten Hefte wird demnächst eine weitere Folge angeschlossen werden, wo die altholländischen Gemälde im erzbischöflichen Museum von Utrecht ebenfalls in 25 Tafeln reproduziert und erläutert werden. Danach soll, wenn diese Publikationen die verdiente Aufnahme beim Publikum finden, überhaupt das ganze Material an altholländischen Gemälden, wie es in den großen öffentlichen und auch in den kleineren Privatsammlungen zerstreut ist, übersichtlich veröffentlicht werden. Damit würde dann eine der empfindlichsten Lücken in unserem kunstgeschichtlichen Betriebe endlich ausgefüllt werden.

Zwei Jahre im Irrenhause. Von Margarete C. Stolle. Jauer 1904. Oskar Hellmann.

Eine junge Dame wird trotz fehlender Vorkenntnisse unter 25 Konkurrentinnen zur Oberin einer Irrenanstalt gewählt. Dort findet sie einen idealen Direktor, der leider mit einer verbrecherisch angelegten Frau verheiratet ist, ferner einen Assistenzarzt, welcher die Sünden der Direktorin ans Licht zerrt und sich, sowie seinen Chef um Brot und Stellung bringt, endlich die aus Romanen bekannten Krankheitstypen, die sie geschmackvollerweise mit den in der Anstalt üblichen „Spitznamen" handelnd und redend auftreten läßt. Dem idealen Direktor folgt ein jüngerer Herr, der die alte hygieinisch unhaltbare Anstalt umbaut und seines Vorgängers Prinzipien über den Haufen wirft; die Stelle des rabiaten Assistenten nimmt ein anderer Mediziner ein, der zwar recht unangenehme Manieren hat, aber doch mit der „Oberin" zu nachtschlafender Zeit Hand in Hand im Walde spazieren geht und schließlich mit der längst erwarteten Liebeserklärung explodiert, die natürlich resüsiert wird. Noch zwei Jahren hält die Oberin den aufreibenden Dienst nicht länger aus und zieht sich ins Privatleben zurück. Bezeichnend für die Verfasserin ist deren an verschiedenen Stellen des Buches breit geschilderte Eigenart, in jedem männlichen Wesen das Ebenbild ihres abhanden gekommenen früheren Bräutigams zu entdecken; neu ist die Mitteilung, daß die Oberinnen die Krankengeschichten studieren. — Das Buch ist für den Psychiater interessant, weil derselbe auf allen Seiten liest, wie falsch ein Laie beobachten und schildern kann; für den Nichtpsychiater empfiehlt sich die Lektüre überhaupt nicht, denn sie verführt ihn zu schiefen Ansichten und Urteilen.

m.

::

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie.

(Ausführlicher Bericht, daher teilweise wiederholt.)

Sitzung vom Montag. Aus den wissenschaftlichen Verhandlungen ist folgendes hervorzuheben: In seinem Referat über „Nervenpathologie und Psychiatrie" betonte Hofrat Professor Dr. Fürstner (Straßburg) die seit 40 Jahren von Griesinger geforderte Zusammengehörigkeit der Psychiatrie und Nervenheilkunde von neuem und legte ausführlich die Gründe dar, welche sowohl in praktischer Beziehung für die Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten als in wissenschaftlicher Beziehung für Lehr- und Forschungszwecke die Verbindung von psychiatrischen und Nervenkliniken notwendig erscheinen lassen. Er wies namentlich darauf hin, daß auch das noch vielfach bestehende Vorurteil gegen die Aufnahme in psychiatrische Kliniken schwinden werde, wenn in denselben Kliniken auch Nervenkranke aufgenommen werden. Es sei vor allem auch deshalb notwendig, weil die Krankheitsformen, welche vom Laien gewöhnlich als Nervosität, Neurasthenie u. s. w. bezeichnet werden, sehr viel psychische Symptome aufweisen und weil gerade diese psychischen Störungen diejenigen sind, welche dem betreffenden Kranken am meisten Beschwerden machen und denen gegenüber die rein nervösen Symptome an Bedeutung zurücktreten. Eine erfolgreiche Behandlung derartiger Kranker ist aber nur durch psychisch geschulte Aerzte möglich. Referent wies auch darauf hin, daß im Laufe der letzten 40 Jahre doch schon an einer großen Anzahl von deutschen Hochschulen in der von ihm geforderten Weise eine Verbindung zwischen Irrenheilkunde und Nervenheilkunde hergestellt worden ist, und welche segensreichen Erfolge sie gezeitigt habe. Er fordert die Einrichtung von Poliklinken für Nervenkranke auch an anderen, nicht in Universitätsstädten gelegenen öffentlichen Anstalten für Geisteskranke. In der Diskussion wurde der vom Herrn Referenten vertretene Standpunkt allgemein anerkannt, insbesondere wurde von Herrn Geheimrat Siemerling (Kiel) darauf hingewiesen, daß zur Erreichung der gedachten Zwecke es notwendig sei, die Aufnahme- und Entlassungsbedingungen in alle derartigen Anstalten so frei zu gestalten, wie es jetzt schon bei den übrigen klinischen Anstalten der Fall sei.

Im Anschluß an das Referat Fürstner sprach Professor Cramer (Göttingen) über die Heil- und Unterrichtsanstalten für Psychiatrie und Nervenheilkunde in Göttingen unter Berücksichtigung des Sanatorium Rasemühle. Redner wies darauf hin, daß noch vor verhältnismäßig wenigen Jahren in Göttingen nur eine Heil- und Pflegeanstalt vorhanden war, die als psychiatrische Klinik zu Unterrichtszwecken zur Verfügung gestellt war. Eine derartige Einrichtung, d. h. der Mangel einer besonderen psychiatrischen Klinik, ist im Prinzip als durchaus ungenügend für den Unterricht zu bezeichnen. Indessen habe sich in der Provinz Hannover die Provinzialverwaltung stets durch ein großes Entgegenkommen ausgezeichnet; dadurch sei es auch möglich gewesen, mit den gleichzeitig durch die Regierung geplanten Einrichtungen zusammen in den letzten Jahren eine Reihe von Neueinrichtungen zu treffen, durch die es nunmehr ermöglicht sei, den Anforderungen sowohl des nervenpathologischen als des psychiatrischen Unterrichts zu genügen. So gestalten die Einrichtungen der Anstalt dem Studenten alle Vorrichtungen, die die moderne Psychiatrie zum Zweck der Heilung und Pflege von Geisteskranken besitzt, vorzuführen. Durch eine Reihe von Neubauten in den letzten Jahren, durch die Freimachung der Gärten, durch Niederlegung der Mauern,

Digitized by Google

durch Einrichtung von Dauerbädern (im ganzen 16), durch Ausbildung der Familienpflege sei vieles neugestaltet und erreicht. Dazu komme die Universitätsklinik für psychische und Nervenkranke, die im dritten (letzten) Bestandjahre eine Frequenz von 618 Neuaufnahmen bei etwa 4500 Konsultationen aufzuweisen habe. Im nächsten Monat werde eine kleine klinische Station in Verbindung mit derselben eröffnet werden, und da auch in absehbarer Zeit die Errichtung einer besonderen Universitätsklinik für psychische und Nervenkranke sichergestellt sei, so könne in dieser Beziehung allen Anforderungen für wissenschaftliche und Unterrichtszwecke entsprochen werden. Eine besondere Einrichtung hier sei das Sanatorium Rasemühle, das im letzten Jahre errichtet wurde. Zweck der Gründung war die Schaffung eines Sanatoriums für nervöse Kranke aus den minder bemittelten Ständen, und es ist dies die erste aus öffentlichen Mitteln errichtete derartige Heilstätte in Deutschland. Leitender Gedanke bei der Einrichtung des Sanatoriums, das aus mehreren früher in Privatbesitz gewesenen Gebäuden umgebaut wurde, war, jeden Anstaltscharakter zu vermeiden, deshalb wurde einmal jede Trennung von männlichem und weiblichem Geschlecht in besonderen Abteilungen vermieden, um ganz die Verhältnisse einer Familienpension zu schaffen. Dieses Prinzip hat sich ganz außerordentlich bewährt und zu keinerlei Unzuträglichkeiten geführt. Ein Oberarzt steht dem Sanatorium vor. Prinzip bei der Aufnahme ist der absolute Ausschluß von Geisteskranken, Epileptikern und Selbstmordsüchtigen, was im einzelnen Fall immer besonders ärztlich attestiert werden muß.

Als nächster sprach Herr Privatdozent Dr. Henneberg aus Berlin über das sogenannte Ganserſche Symptom. Es ist dies eine zuerst von Moeli (Berlin) und Ganser (Dresden) beschriebene Erscheinung bei vielen hysterischen Kranken. Sie besteht darin, daß die Kranken, die sonst sehr wohl geordnet denken können, auf an sie gerichtete Fragen, die sie im übrigen ganz gut verstehen, unbewußt falsche Antworten geben, man bezeichnet diese Erscheinung auch als „Vorbeireden". Der Redner wies darauf hin, daß man dieses Symptom mit großer Vorsicht bei Nachweis einer hysterischen Seelenstörung verwenden müsse, da es sehr leicht auf suggestivem Wege erzeugt werden könne, d. h. „aus den Kranken herausgefragt" werden könne.

In der Nachmittagssitzung erstattete zunächst Herr Prof. Hoche (Freiburg) sein Referat über Einteilung und Benennung der Psychosen mit Rücksicht auf die Anforderungen der ärztlichen Prüfung. Redner betont, daß, je nachdem von physiologischen, von anatomischen oder klinischen Voraussetzungen ausgegangen werde, die Einteilung ganz anders ausfalle. In dem Widerstreit der Meinungen über diesen Punkt sei es notwendig, mehr die gemeinsamen als die trennenden Momente zu sehen, denn trotz mancher differenten Punkte sei doch über eine große Zahl der in Frage kommenden Angelegenheiten eine vollständige oder weitgehende Einigkeit schon vorhanden. Vor allem sei zu betonen, daß im psychiatrischen Unterricht die Anforderungen des praktischen Arztes der Maßstab sei, und daß es sich also nur darum handle, dem Studenten eine elementare Kenntnis der Psychiatrie zu verschaffen; eine solche könne ohne die Betonung einer systematischen Klassifikation sehr wohl erreicht werden. Redner ging dann weiter auf die wesentlichen Punkte der gegenwärtigen wissenschaftlichen Kontroverse ein, und stellte den Standpunkt der verschiedenen Forscher einander gegenüber. Redner betont noch besonders, daß für den praktischen Arzt die Fähigkeit, den Beginn einer Geisteskrankheit und einfache typische Fälle zu erkennen, zu fordern sei. In der Hand des praktischen Arztes liegt vielfach die erste und wichtigste Entscheidung über das spätere Schicksal des Geisteskranken. In der sehr lebhaften Diskussion wurde die neue medizinische Prüfungsordnung, soweit sie sich auf die Psychiatrie bezieht, besprochen.

In einem längeren Vortrage, der besonders interessante historische Angaben enthielt, schildert Alt, der Direktor der bekannten Anstalt in Uchtspringe, den wichtigen Einfluß, welchen die Ernährungsform für die Häufigkeit und Schwere der epileptischen Anfälle ausüben. Alt hat seit vielen Jahren eine große Zahl von Epileptikern systematisch mit Regelung der Diät behandelt. Er fand, daß allein schon eine übergroße Masse von Nahrung genüge, um einen epileptischen Anfall auszulösen, daß dann weiter bestimmte Zusammensetzungen der Nahrung schädlich wirken; insbesondere fand sich, daß im zarten Kindesalter, also in den ersten Lebensjahren, sehr schädlich in dieser Beziehung ein Uebermaß von Fleischkost wirkte, namentlich wenn das Kind infolge einer sogenannten erblichen Belastung schon für Nervenkrankheiten disponiert war. Bei älteren Epileptikern stellte er eine längere Versuchsreihe an, indem er eine Gruppe von Kranken ausschließlich mit Pflanzenkost, eine andere mit Milchkost und die dritte mit gemischter Kost, das heißt Fleisch enthaltender Kost, ernährte. Es zeigte sich, daß die Gruppe von Kranken in der Versuchszeit am wenigsten Anfälle hatte, welche Milchkost gehabt, am meisten diejenige, welche mit Fleischnahrung ernährt war. Auch in der Diskussion wurde von verschiedenen Seiten die Wichtigkeit der Kostfrage bei der Epilepsie anerkannt.

Darauf folgte Professor Schultze (Bonn): Beziehungen zwischen der chemischen Konstitution und hypnotischen Wirkung; eine neue Gruppe von Schlafmitteln. Redner teilte Versuche mit, die er in Gemeinschaft mit Dr. Fuchs (Biebrich) systematisch an der Gruppe der Ketone und Ketoxime angestellt habe. Von rein theoretischen Erwägungen ausgehend, wurde so aus der Gruppe der Acetamide ein neues Schlafmittel, das „Neuronal", gefunden. Dasselbe zeigte eine hochgradige hypnotische Wirkung, die sich schon nach kurzer Zeit einstellte und die in einem ruhigen, gleichmäßigen Schlaf bestand. Irgendwelche schädliche Nebenwirkungen sind nicht beobachtet worden. Vielleicht läßt sich das Mittel infolge seines Bromgehaltes auch gegen Epilepsie mit Erfolg anwenden.

Wanke (Friedrichsroda) schilderte in längerer Ausführung alle diejenigen Einflüsse, welche auf psychischem Gebiete auf das kindliche und heranwachsende Alter einwirken können. Er betont die Notwendigkeit einer diesbezüglichen Behandlung und verlangte, daß Eltern, Lehrer und alle die Personen, welche mit der Jugend zu tun haben, eine gewisse Kenntnis der normalen kindlichen Seelenanlage und der im Kindesalter vorkommenden psychischen Abnormitäten besitzen müssen.

*

Von der Schlafkrankheit.

* Bisher bestanden bekanntlich Zweifel darüber, ob von der entsetzlichen afrikanischen Schlafkrankheit auch Europäer in gleicher Weise wie die Schwarzen befallen würden. Es wird daher medizinische und koloniale Kreise interessieren, daß, wie wir einer Meldung der Vossischen Zeitung entnehmen, in Antwerpen augenblicklich zwei Europäer, die von der schrecklichen Schlafkrankheit befallen sind, behandelt werden. Der eine, ein junger belgischer Angestellter des Kongostaates, ist sehr krank und wird nicht mehr lange zu leben haben. Er ist 24 Jahre alt und seit Anfang des Jahres vom Kongo zurückgekehrt, und zwar in Ungnade, da er sich gegen seinen Vorgesetzten aufgelehnt hatte; eines Tages bedrohte er diesen sogar. Nun ist es erwiesen, daß der sonst immer mustergültige Beamte schon damals von der Krankheit ergriffen war. In den drei Wochen, seit denen er in einem Privatkrankenhause in Behandlung ist, hat die Krankheit furchtbare Fortschritte gemacht. Der Kranke schläft immer, sitzend, aufrecht, im Bade, sogar während er ißt, neigt sich sein Kopf unwiderstehlich zur Seite. Sein Gang ist langsam und schwerfällig, er antwortet auf gestellte Fragen, aber die Worte entringen sich ihm schwer, dann schließen sich seine Lider und er schläft. Die Schlafanfälle werden von Tag zu Tag länger, dabei ist er sehr empfindlich, das Allergeringste macht ihm die größten Leiden. Es scheint nachgewiesen, daß der Kranke von seinem schwarzen Diener, der an derselben Krankheit litt, angesteckt wurde. Einen zweiten Patienten in derselben Anstalt glaubt man vom gleichen Uebel ergriffen, wenigstens bietet er auch die Symptome der Trypanosomatie, mit denen die Schlafkrankheit gewöhnlich beginnt. Es ist ein Kapitän der Kongoschiffahrt, der Ende März in Behandlung trat. Sein Ausdruck ich schläfrig, seine Ideen sind schwach, und sein ganzer Körper ist mit einem blasen- und warzenartigen Ausschlag bedeckt. Die Kranken werden mit größter Sorgfalt beobachtet.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Ehrung.** Der berühmte Historiker der griechischen Philosophie Hofrat Theodor Gomperz in Wien ist von der Society for the Promotion of Hellenic Studies zu London zum Ehrenmitglied ernannt worden.

ct. **Eine Nebenbuhlerin der deutschen Zoologischen Station in Neapel**, die bisher in ihren Einrichtungen für das Studium der Meerestiere einzig dastand, ist jetzt auf den Bermuda-Inseln entstanden. Die Universität in New-York und die Harvard-Universität lassen gemeinsam mit der Naturhistorischen Gesellschaft der Bermuda eine Einladung an die europäischen Zoologen und Botaniker gehen, sie mögen sich der neuen wissenschaftlichen Anstalt bedienen. Gelehrte, die sich rechtzeitig melden, können sechs Wochen lang die Gastfreiheit der biologischen Station genießen und all ihre Einrichtungen benutzen. Das Laboratorium ist mit allen Apparaten zur Untersuchung von Meerestieren und Meerespflanzen ausgerüstet, bis auf die Hilfsmittel zur Mikroskopie, für die der dort arbeitende Forscher selbst sorgen muß. Außerdem stehen ein kleiner Dampfer und ein tüchtiges Segelboot nebst Bemannung zur Verfügung, ferner Ruderboote, Wagen, allerhand Netze u. s. w.

* **Todesfall.** In Jalapa, der Hauptstadt des Staates Vera Cruz, ist am 8. April der Generaldirektor der Lehrerbildungsanstalten der Republik Mexiko, Heinrich Rebsamen, im 57. Lebensjahre gestorben. Ein geborener Schweizer, wanderte er, nachdem er in Deutschland und England verschiedene Lehrstellen bekleidet hatte, 1885 nach Mexiko aus und wurde dort der Reformator des Schul- und Lehrerbildungswesens. Das Schulwesen Mexikos erleidet durch Rebsamens Tod einen schweren, kaum zu ersetzenden Verlust, und auch die Schweizer und deutschen Kolonien in der Republik Mexiko trauern um ihn.

*

Hochschulnachrichten.

bc. **München.** Der Professor für neutestamentliche Einleitung und Exegese, Dr. Otto Bardenhewer, kann mit Beginn des Sommersemesters auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer zurückblicken.

* **Bonn.** Als Privatdozent in der philosophischen Fakultät hat sich am Donnerstag Dr. Paul Eversheim mit einer Antrittsvorlesung über die wissenschaftliche Grundlage der drahtlosen Telegraphie habilitiert, in der evangelisch-theologischen Fakultät heute Lic. theol. Dr. Karl Clemen mit einer Antrittsvorlesung über die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. — Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät, Dr. Schumacher in Köln, ist für das Sommersemester vom Halten von Vorlesungen an der hiesigen Universität entbunden worden.

* **Marburg.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität wird sich Samstag als Privatdozent Dr. Rupp mit einer Antrittsvorlesung über die „Chemie der Alkaloide" habilitieren.

* **Münster.** Heute hat sich Dr. Alfred Thiel aus Waldenburg in Schlesien mit einer Antrittsvorlesung über: „Die Bedeutung der physikalischen Chemie für die analytische Chemie und über ihren Wert für den chemischen Unterricht" als Privatdozent für Chemie habilitiert.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Mary Wood-Allen: Wenn der Knabe zum Mann wird. . . . Zürich 1904. Th. Schröter. 43 Seiten. — G. v. Graevenitz: Goethe unser Reisebegleiter in Italien. Mit 8 Abbild. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 1904 8. — F. Ritter v. Feldegg: Letzte Stunden. (Acht Geschichten aus dem Liebesleben.) Das Geschlecht Edelmaier. (Eine Satire in Dialogform.) Wien 1904. Karl Konegen. 200 S. — Briefe der Tante Malchen an ihre Freundin Jettchen Bludat. (Für Freunde ostpreussischen Humors.) Berlin 1904. Goss u. Tetzlaff. 41 S. — Paula Gräfin Coudenhove: Die Götterhunde. Ein altes Märlein neu erzählt. Buchschmuck von Eugen Rosenfeld. München-Leutkirch-Stuttgart 1904. Joseph Bernklau. 30 S. — Eduard Mörikes Briefe. II. Band (1841—1874). Von Karl Fischer. M. e. Bildnis Mörikes. Berlin 1904. Otto Elsner. 309 S. — Adam Ferguson: Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschafe. Aus d. englischen Original, und zwar der Ausgabe letzter Hand. (7. Auflage 1814) ins Deutsche übertragen von Valentine Dore und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister etc. 2. Bändchen.) Jena 1904. Gustav Fischer. 394 S. — Eleonore Heerwart: Die Mutter als Kindergärtnerin. M. 183 Abb. (Grethleins Praktische Hausbibliothek.) Leipzig. Konrad Grethlein. 93 S. — Demetrius Gusti: Egoismus und Altruismus. Zur soziologischen Motivation des praktischen Wollens. Inaug.-Diss. Leipzig 1903. Rossberg. 67 S. — O. Weise: Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. 2. verb. Aufl. (Aus Natur- und Geisteswelt. 4.) Leipzig 1903. B. G. Teubner. 153 S. — Prof. Dr. Reinhardt Blochmann: Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. 2. Anflage. (Aus Natur- und Geisteswelt. 5.) Ebenda 1903. 151 S. — Professor Dr. H. Wedding, Geh. Bergrat: Das Eisenhüttenwesen. erläutert in 8 Vorträgen. 2. Aufl. (Aus Natur- und Geisteswelt. 20.) Ebenda 1904. 120 S. — Georg Witkowski: Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt (Aus Natur- und Geisteswelt. 20.) Ebenda 1904. 120 S. — Dr. Georg Stolnhausen: Geschichte der deutschen Kultur. I. Lieferung. Leipzig u. Wien 1904. Bibliographisches Institut. 48 S. — Leopold Kurz: Die Zerbrochenen. Leipzig-Wien 1904. Fritz Sachs. 152 S. — Der Kampf gegen die Tuberkulose in Bremen. Nach 7 Vorträgen. Im Auftrage des ärztlichen Vereins herausg. von Dr. Diedrich Kulenkampff. Dr. J. Stoevesandt, Professor Dr. Tiaden. Bremen 1904. Gustav Winter. 68 S. — Oesterreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechtes. Hrsg. unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Dr. Ernst Mischler, Prof. an der k. k. K.-F. Universität in Graz, und Dr. Joseph Ulbrich, k. k. Hofrat und Prof. an der k. k. deutschen K.-F. Universität in Prag. Wien 1904. Alfred Hölder. — Das Rituale von St. Florian aus dem 12. Jahrhundert. M. Einleitung und Erläuterungen heraus. von Adolf Franz. M. 5 Tafeln in Farbendruck. Freiburg i. Br. 1904. Herder. 207 S. — Prof. Dr. W. Knögel: Voss' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Wiss. Beilage z. Progr. des Lessing-Gymn. zu Frankf. a. M., Ostern 1904. Frankf. a. M. 45 S

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Zu unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen**, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung **angekündigten, besprochenen oder zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

April 27, 1904.

The Magnetic North

A Novel.

By

Elizabeth Robins

(C. E. Raimond).

(6045)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 30. April. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Frage der Errichtung von Lehrwerkstätten.

II. Bücher und Zeitschriften.

John Ruskin: Praeterita.

III. Allgemeine Rundschau.

Erster deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie. — Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie. — Sonnenscheinmessungen in der Schweiz.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Frage der Errichtung von Lehrwerkstätten.*)

Daß die Frage einer gründlichen Reorganisation der meisten Kunstgewerbeschulen im zeitgemäßen Sinne keine müßige, daß weiter die Frage der Einführung von Lehrwerkstätten eine durchaus aktuelle ist, bestreitet wohl kaum jemand im Kreise derjenigen, die selbst schaffend diesem Gebiete angehören, denn der Rückgang des handwerklichen Könnens im allgemeinen ist unbestritten. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um die wirklich gute Arbeit wieder zu Ehren zu bringen, um das stoffliche Denken gegenüber dem Ueberwuchern der Stilfrage wieder zu erwecken, denn das stoffliche Denken ist das Wesentliche beim Arbeiten, nicht aber die stilistische Formensprache. Sie ist der Krebsschaden des künstlerischen Schaffens, denn sie macht den Schaffenden unfrei. Ich hatte Gelegenheit, Silbergeschirre zu sehen, die, für eine Weltausstellung bestimmt, an Reichtum des Dekors nichts zu wünschen übrig ließen. Prüfte man aber die Stücke daraufhin, wie die Deckelscharniere funktionieren, wie der Griff angesetzt ist, wie jede einzelne Niete appliziert wurde, so mußte der Respekt vor dieser Leistung sehr ins Wanken geraten. Was ist nun wohl wichtiger beim künstlerischen Gebrauchsgegenstand, dessen Autor andere Zwecke im Auge hatte, als sie etwa einem Benvenuto Cellini bei Schaffung eines Salzfasses aufstiegen, die richtige Lösung der funktionierenden oder die Ausbildung der dekorativen Teile? Der einzelne Fall ist bezeichnend für die noch herrschende Tendenz. Was würde aus einer Uhr, aus irgend einer Maschine werden, wenn die einzelnen Teile nicht aufs genaueste zusammenpaßten! Die Gewissenhaftigkeit, die wir beim Maschinenbauer als wichtigste Eigenschaft voraussetzen, sie ist im Gebiete der angewandten Kunst leider vielfach abhanden gekommen. Es gilt, sie wieder zu gewinnen, kommenden Generationen die Erfassung der Sache selbst als Problem hinzustellen, nicht aber ihre durch Zweck und Stoff bedingte Form immer erst durch eine Walkmühle von Stilüberlegungen laufen zu lassen.

Es gab eine Zeit, wo diese Differenz überhaupt nicht existierte, weil das stoffliche Denken beim künstlerisch Schaffenden die nötige Kraft und Ausbildung besaß, um ganz von selbst die formale Frage zur Lösung zu bringen. In den Zeiten, wo die Werkstätte der Entstehungsort des Entwurfes ebenso gewesen ist, wie auch die Ausführung daselbst sich vollzog, war dem Lernenden Gelegenheit geboten, sich die genaueste Materialkenntnis anzueignen, wie auch die Ueberführung des künstlerischen Gedankens in die vollendete Form kennen zu lernen. Alle Voraussetzungen, die sich an eine Arbeit vom ersten Moment an bis zum letzten verfeinerten Schliffe knüpfen, wirkten hier zusammen und haben jene lang andauernde Blüte zur Folge gehabt, deren Resultate, heute in zahlreichen Museen kaserniert, von der Einheitlichkeit der Kunst, von der Untrennbarkeit aller Zweige derselben selbst in diesen Massenanhäufungen, die das schlagendste Beispiel für das Kunstempfinden der letzten hundert Jahre bilden, noch beredtes Zeugnis ablegen. Durchwandert man die Straßen der heute noch prächtigen Städte, wie des nahen Goslar, Hildesheim und der Stadt, wo wir uns zusammengefunden haben, so tritt überall der Eindruck von Zeiten in sein Recht, denen gegenüber wir uns in mancher Beziehung arm vorkommen müssen. Nirgends kommt die Unbeholfenheit, das künstlerisch unentwickelte Empfinden so sehr in den Vordergrund als da, wo unsere Zeit in diese harmonischen Schöpfungen ändernd, ergänzend oder, was das Schlimmste ist, verbessernd, verschönernd, eingegriffen hat. Sie erbrachte überall den Beweis, daß wir an die Stelle einer vergangenen Kultur in künstlerischer Hinsicht keine neue zu setzen vermocht haben, denn noch haben wir keinen einheitlichen Zeitausdruck auf künstlerischem Gebiete gefunden.

Hat auch das Eindringen der Renaissance schon einen gewaltigen Riß in der künstlerischen Tradition Deutschlands hervorgebracht, hat sie die Deutschen, um mich eines Wortes von William Morris zu bedienen, aus einem Volke von Künstlern zu einem Volke unfreier Pedanten gemacht, ist es auch zu jener Zeit schon einmal dagewesen, daß fremde Elemente in unsere Kunstsprache aufgenommen und manchmal in seltsam wirkenden Kombinationen zusammengeschweißt wurden, so hat doch vom tatsächlichen handwerklichen Können diese Flutwelle nichts hinweggespült. Sie hat es in andere Bahnen gelenkt. Schließlich ist ein gegenseitiges Zusammenwachsen aller künstlerischen Bestrebungen zu beobachten, das wieder zur Einheitlichkeit führte. Die Kunst des 18. Jahrhunderts hat, trotzdem der dreißigjährige Krieg unendlich vieles lahm legte oder vernichtete, doch den Stempel einer durch alle Schichten der Schaffenden gleichmäßig sich äußernden Kraft, einer einheitlichen Sprache, die, mochte sie auch mancherlei lokale Eigenarten aufzuweisen haben, doch im ganzen eine gewisse einheitliche Größe, Stärke, ausgebildetes Können, nationale Eigenart offenbart. Mit dem Eintritt der Schwärmerei für hellenische Formen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist das anders geworden. Diesmal wirkte die Aufnahme einer gänzlich fremden Formenwelt geradezu unterbindend, zerstörend. Es begann jene unglückselige Periode, wo das „Motiv" ausschlaggebend wurde, nicht der Zweck. Die Architektur, von deren Stand die dekorativen Künste immer abhängig sind, beschritt Bahnen, die, jedem individuellen Schaffen unzugänglich, zur Wertschätzung von Schöpfungen führten, die, nicht aus

*) Rede des Korreferenten H. E. Berlepsch-Valendas beim Delegierten-Tage des Verbandes deutscher Kunstgewerbe-Vereine zu Braunschweig, 20. März 1904.

einem Zeitbedürfnisse hervorgegangen, auch nichts gemein haben konnten mit einer Kunst, die aus dem Volksbewußtsein sich entwickelte. Architektur und Handwerk wurden sich fremd, viel fremder, als dies in Frankreich unter dem „Empirestil" der Fall war. Dieser lehnte sich an die Profankunst der Römer an; in Deutschland aber lebte man sozusagen ausschließlich von der griechischen Tempelfassade, die jedem Zweck angepaßt wurde, handelte es sich nun um Theater, Schulderhäuser, Polizei- oder Kultusgebäude. Hier hatten die angewandten Künste kein Feld der Betätigung. Dennoch schwelgte die deutsche Welt in diesen Idealgebilden und hielt sie für das Höchste an künstlerischer Aeußerung. Jene Epochen aber, die eine aus dem Bedürfnisse geborene Kunst gezeugt haben, fielen beinahe der Verachtung anheim. Ich erinnere mich sehr gut eines späteren Nachklanges dieser Anschauung, die ein Münchener Künstler, der Architekturmaler Knab, zu widerlegen versuchte durch die Illustrationen eines Münchener Bilderbogens, der Architekturreste des 18. Jahrhunderts zeigt und den Titel trägt: „Ein verachtetes Jahrhundert." Und dennoch, um wieviel höher hat dieses letzte Blühen der Kunst gestanden, als alles, was die hellenischen Puristen uns bescherten!

Natürlich sprachen die politischen Ereignisse, welche um die Jahrhundertwende fundamentale Umwälzungen mit sich brachten und vor allem den Bürgerstand weit mehr in den Vordergrund treten ließen als bisher, ein wesentliches Wort mit. Ich berühre sie hier nicht weiter.

Die Romantiker, die sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Kampfe gegen den unfruchtbaren Klassizismus erhoben und die Wiedererweckung nationalen Kunstausdrucks anstrebten, waren selbst von der wahren Erkenntnis dessen, woran sie anknüpfen wollten, zu weit entfernt, als daß die vereinzelten Aeußerungen ihrer Bestrebungen zu einem durchschlagenden Erfolge zu führen vermocht hätten. Um im Geiste einer vergangenen Epoche zu schaffen, genügt die Anwendung ihrer Konstruktionsmotive und Zierelemente allein durchaus nicht. Immerhin war dieser Vorläufer einer künstlerisch nationalen Bewegung von größerer Bedeutung, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, bildete er doch den ersten Schritt zu jenem Durchbruch des Unabhängigkeitsbedürfnisses, das sich in Bezug auf unser Thema durch den Krieg gegen Frankreich und seine Folgen endlich mit zwingender Gewalt einstellte. Die beispiellosen Errungenschaften an Macht, die sich mit der Gründung des Deutschen Reiches sozusagen urplötzlich einstellten, vermochten auch einen Umschwung auf künstlerischem Gebiete, vor allem auf dem der dekorativen Künste, ins Leben zu rufen. Zurück, zurück zu den Traditionen unserer Vorfahren! So hieß die Parole.

Ja, wäre diese Möglichkeit nur so leicht geschaffen!

Traditionen, die zum größten Teile vollständig verloren gegangen sind, ruft man an der Hand errungener Macht allein nicht zurück ins Leben dadurch, daß man ausschließlich die Formenwelt, die anders geartete Geschlechter gebildet hatten, zum Vorbilde nimmt. Nicht jene gesunde Art des Gedankenganges und der Materialverarbeitung, die unsere Altvordern charakterisiert, ward zur Norm, sondern die Nachahmung ihrer Ausdrucksweise. Die „Vorlage" feierte Triumph über Triumph, nicht aber das selbständig gereifte Entwicklungsresultat. Wo die Architektur auf die Motive der „Deutsch-Renaissance" zurückgriff, da wurde ohne viel Federlesens alles Dargebotene genommen, um es neuerdings in Anwendung zu bringen. Monumentalmotive wurden ohne Zaudern auf kleine Verhältnisse zurückgeschraubt und damit eine ganz unglaubliche Verwirrung für räumliche Begriffe großgezogen. Man rechnete nicht mehr mit Verhältnissen, die sich nach dem Einzelobjekte normieren müssen, sondern man wühlte in dem Formenschatz der Vergangenheit und mißhandelte diesen in entsetzlichster Weise. Das formale Element begann ein schwerlastendes Uebergewicht gegenüber dem eigentlichen Baugedanken zu bekommen. Von dem Wiedergewinne einer eigentlich heimatlichen Kunst in dem Sinne, wie sie uns in den Ueberbleibseln alter Städte noch erhalten ist, war keineswegs die Rede, mochte auch „altdeutsch" das alles beherrschende Schlagwort sein. Dazu fehlte vor allem jenes hochstehende Allgemeinkönnen, das die Epochen der künstlerischen Eigen-Vergangenheit kennzeichnet. Das Individuum hatte damals mehr Spielraum und der Ballast von Verordnungen, den ausdruckslose Zeiten immer an die Stelle der hoch einzuschätzenden Leistung setzen, behinderte den Bauenden nicht so wie heute, wo die „Vorschrift", der „Paragraph" weit ausschlaggebender ist als die Bemessung des künstlerischen Vermögens. Wir ersticken ja förmlich in der Häufung des gesetzlichen Wohlwollens, das überall seine normierende Wirkung in tatsächlichem Rückgange des freien Schaffens bemerkbar macht.

Von den guten, auch heute noch beherzigenswerten Seiten der heimatlichen Kunst wurde im großen und ganzen das Wichtigste nicht zur Grundlage der Wiederaufnahme eigener Wirksamkeit. Dagegen aber bemächtigte sich die Industrie der Sache. Hier liegt ein Krebsschaden der ganzen Bewegung. Nicht die Liebe zu echter Kunst nahm zu, sondern die allgemeine Neigung zum Unechten, Geringwertigen. Wo in aller Welt sind Mißgriffe ohne Zahl im Laufe weniger Jahrzehnte geschehen, wie sie durch das völlig unverstandene Aufgreifen der Deutsch-Renaissance-Formen seitens völlig Unberufener zustande gekommen sind! Gehen Sie einmal herum in den Städten, wo die Zeugen ehemaliger gesunder Entwicklung noch stehen, und vergleichen Sie damit, was die letzten drei Jahrzehnte im Vergleiche dazu an nennenswerten künstlerischen Leistungen aufzuweisen haben! Welche andere Zeit hat es fertig gebracht, auf Vorrat fabrizierte Säulen, Gesimse, Ornamente aller Art in buntem Kauderwelsch zu vereinigen, um daraus ein architektonisches Gebilde erstehen zu lassen! Die Zeit der geistlosen Reißbrett-Architektur war mit allen Schrecknissen zur vollen Herrschaft gelangt und hat Zustände geschaffen, die wohl kaum einer von Ihnen, meine Herren, als wünschenswerte Errungenschaften bezeichnen wird. Alle und jede lokale Tradition, die sich doch in den noch vorhandenen Bauten älterer Zeit deutlich ausspricht, ging total verloren. Die Bahnhofstraße in N. N. sieht genau so charakterlos aus wie dasselbe Wesen gleichen Namens in X, Y, Z. Der Sinn für die Anpassung an das landschaftliche Bild scheint überhaupt ganz abhanden gekommen zu sein. Man setzt aus kleinlichen Motiven zusammengeschweißte Villen und Wohnhäuser ebenso an die Halden des Gebirges wie an den Strand der See, und das Bauernhaus, dessen eigenartige Seiten auch heute noch nicht genugsam gewürdigt werden, trotzdem es zahllose verwertbare Hinweise auf vernünftige Ortsüblichkeiten enthält, erliegt auch mehr und mehr der Invasion dieser problematischen Beglückung durch die Arbeit derjenigen, die sich um Oertlichkeit und dazu passende Erscheinung weit weniger kümmern, als um die stetige Wiederholung dessen, was sie auf der Schule an Stilweisheit gelernt haben. Das aber ist in den meisten Fällen Drill, nicht künstlerische Anregung. Wie sich die lokale Eigenart vorzüglich auch den modernen Anforderungen anpassen läßt, zeigen eine Reihe von Münchener Putzfassaden; wie man aber anderswo trotz Anwendung von Rund- und Spitzbogen den Reiz der verjüngten Ausdrucksweise nicht zu gewinnen vermag, beweisen Bauten, wo der Versuch gemacht wurde, im Sinne des bestehenden Stadtbildes weiterzuarbeiten. Auch da übertönt das akademische Wesen jede freiere Regung, und der große Wurf gelingt nur ganz, ganz Wenigen. Mit Erkerchen, Türmchen und den übrigen zur Verfügung stehenden Elementen wird Stück für Stück der neuen Leistungen herausgeputzt. Einen künstlerischen Tiefstand allgemeiner Art, wie diesen, hat die Architektur wohl zu keiner Zeit noch besessen. Und das alles geschieht in der Meinung, damit seien wieder nationale Wege beschritten. Dafür erwuchsen, freilich nicht im Sinne von Stilarchitekturen, neue Gebilde, die unserer Zeit gehören: Hallen, Türme, Brücken aus Eisenkonstruktion und Glas, wahre Kinder der Zeit. Auch hier versucht sich die akademische Anschauung einzudrängen. Man sieht

Digitized by Google

Pilaster, Säulen, Kapitäle aller Ordnungen auch bei solchen Konstruktionen in Anwendung gebracht, aber durchweg in unpassendster Weise und geschmacklosester Art. Man versucht — und das ist äußerst bezeichnend für die Anschauung — auch diesen absolut eigenartigen Dingen ein dekoratives Mäntelchen umzuhängen, das irgendwo erborgt ist, statt die volle Ursprünglichkeit der Materialbehandlung zu Recht bestehen zu lassen. An die mächtigen eisernen Brückenbogen, die sich ob den Wassern breiter Ströme spannen, setzt man in vollster Verkennung der Umstände Pylonen mit Palastfassaden-Motiven, nachdem bereits früher versucht wurde, das Problem einer umfangreichen Bahnhofanlage in gotischer Weise zu lösen!

Und wie sieht es mit den vielgepriesenen altdeutschen Wohnzimmern aus? Ich will dies Kapitel lieber nicht berühren.

Die maschinelle Produktion bemächtigte sich, obschon die alten Muster sich für deren Herstellungs-Grundbedingungen durchaus nicht eignen, aller möglichen Vorbilder, und es begann ein förmliches Ausschlachten der Motive. Ich erinnere nur an ein drastisches Beispiel: die mit Recht berüchtigt gewordenen Berliner Cuivre-Poli-Arbeiten, die noch heute in manchem deutschen Bürgerhause, auch im Palais der oberen Zehntausend, neben anderen gleichwertigen Dingen bestimmend für die durchschnittliche Entwicklungshöhe des allgemeinen Kunstempfindens sind. Die Verwechslung zwischen Palastfassadenstil und Möbelerfordernis wurde ohne Bedenken wieder aufgenommen, und durch die massenhafte Verbreitung billiger, dabei schlecht gearbeiteter Objekte dieser Art eine allgemeine Depression der einfachsten ästhetischen Anschauungen erreicht. Es ist unnötig, weiter zu exemplifizieren: Die Zeugen dieser Zeit treten so massenhaft auf, daß sich ihrer Einwirkung kaum jemand zu entziehen vermag. Nicht der Geist, der „Unserer Väter Werke" durchseelt, sondern eine vielfach erschreckende Geistlosigkeit war in den Besitz unumschränktester Macht gekommen.

Ich erinnere mich dabei unwillkürlich an ein Wort von Morris in seiner Abhandlung über „Die Aussichten der Architektur in der Zivilisation", wo er sagt: „Nur die mit Einbildungskraft vollführte Arbeit ist die eigentliche Blüte der hoffnungsvollen Zivilisation; sie mochte die Menschen dazu führen, nach der Vollkommenheit zu trachten: Jede Hoffnung, die sie erfüllt, läßt wieder eine andere Hoffnung entstehen. In ihr liegt der Wert und die Bedeutung des Lebens und sie erweckt in uns das Streben, dennoch alles zu verstehen, nichts zu fürchten und nichts zu hassen; sie ist mit einem Worte das Symbol und das Sakrament des Mutes zum Leben!"

Wen, meine Herren, beschleichen derartige Gedanken, wenn er mit vorurteilsfreiem Blicke die Schöpfungen ansieht, welche sich als Sprößlinge der Kultur des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts zu erkennen geben! Wie wenig von dieser schöpferischen Einbildungskraft ist da zur Verausgabung gelangt, wieviel Talmigold aber macht sich überall bemerkbar!

Diese Zeit des „Wieder-Erwachens" ist die Periode, in der die meisten deutschen Kunstgewerbeschulen und Museen entstanden. Sie erwuchsen aus dem Bedürfnisse heraus, den handwerklich genügend Vorgeschulten mit jener künstlerischen Ausbildung zu versehen, die er nur in den seltensten Fällen in der eigentlichen „Werkstatt" zu gewinnen vermag, welche aber dennoch von ihm verlangt wird. So gut nun dieses Vorhaben gemeint war, so hat es doch ganz andere Resultate gezeitigt. Die Welt bekam allmählich eine neue Art von Wesen beschert, den „Kunstgewerbe-Zeichner", d. h. Leute, die, meist mit geringer Vorbildung ausgestattet, weder dahin zählen, wo die oft gleichwertigen Vertreter der „hohen Kunst" sich einregistriert wissen wollen, noch andererseits mit dem Handwerk, mit der Praxis auf jenem intimen Fuße stehen, der sie befähigt, sich mit Recht den Vertretern des praktischen Könnens beigesellen zu dürfen. Sehr viele dieser Schul-Institute haben ihren Zweck allmählich vollständig verfehlt dadurch, daß sie keine Lehranstalten für das Leben blieben, sondern eine Art von freien Kunstschulen wurden und damit jenes Proletariat vermehren halfen, das in seinen Leistungen mit dem Stolze des künstlerischen Bewußtseins nur selten Schritt hält. Die Staaten geben für die Heranziehung solcher Existenzen enorme Summen aus. Das gehört mit zum Kapitel der „Oeffentlichen Kunstpflege", die, begegnet sie wirklich hin und wieder einmal der „Kunst", sich kaum zu erinnern vermag, ob sie dieses eigenartige Wesen schon einmal gesehen hat oder nicht.

„Die Kunst, auf dem Papier jedem Wunsche gerecht zu werden", das ist im großen und ganzen das Resultat, das bei dieser Art von Schulbetrieb zutage getreten ist. Ueber seine Unerfreulichkeit braucht wohl kaum weiter gesprochen zu werden. Dennoch besteht vielenorts die Sache ruhig weiter, als ob nicht mächtige Forderungen der Zeit auf die Notwendigkeit einer zweckdienlicheren Organisation hinwiesen.

Die letzten Jahre haben in Deutschland eine Bewegung groß werden sehen, die sich in bewußten Gegensatz zu der vielfach durchaus verflachten Schulpraxis stellt. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich einer Sache das Wort reden wolle, die durch einige Aenderungen des ornamentalen Beiwerkes einen „neuen Stil" zu schaffen sich vermißt, gegen den Furchtsame und Nichtskönner eine entsetzliche Abneigung haben, als ob es beim Durchbruch neuer Ideen auf solches Beiwerk ankäme. Die Zwecke und Endziele der mit Naturnotwendigkeit geborenen Reaktion gegen das ewige bloße Kopieren und seine verderblichen Konsequenzen liegen ganz wo anders als in dem bißchen Schmuckwerk, das mehr und mehr zurücktreten wird gegenüber den mächtigen Forderungen, die sich in den Begriffen: 1. Entwicklung der Sache nach ihrem Zwecke; 2. Verständnis für den Stoff, also Entwicklung von Innen nach außen, statt wie bisher in umgekehrter Richtung und, wo es sich um die Beobachtung eines der wichtigsten Faktoren der heutigen Lebensführung handelt, 3. Hygiene zusammenfassen lassen. In manchen Beziehungen stehen wir heute den „Alten" vielleicht weit näher, als es in der Periode des Kopierens der äußeren Form geschah, denn nicht diese dient als ausschlaggebende Grundlage, sondern der Gedanke, welchem sie entsprang. In der klaren Auffassung dieses Umstandes kündet sich das Nahen einer neuen Kultur an, die sich aus den Zeitverhältnissen entwickelt, nicht aber aus der Anlehnung an die Aeußerlichkeiten dessen, was einst war.

Dem Ueberflusse an formalen Elementen, womit die Zeit der „Wiedererweckung" uns überschüttet hat, folgt mit Notwendigkeit eine andere, mit mäßigeren Mitteln arbeitende. Noch ist es nicht gar lange her, daß man versucht hat, das moderne Geschütz, daß gerade in seiner leichten, jedes überflüssigen Beiwerkes baren Form charakteristisch erscheint, durch ornamentale Anhängsel zu etwas zu machen, das mit dem eigentlichen Ausdrucke des Objektes nichts gemein hat, daß man aus Eisenbahnwagen ornamentierte Gebilde schaffen und Nähmaschinen als kunstgewerbliche Gegenstände behandeln wollte, daß man ferner unsere modernen Ofenkonstruktionen, statt sie möglichst glatt und gerade dadurch schmuck zu halten, mit Ornamenten versah und womöglich auf irgend einem Klappverschluß der Trompeter von Säkkingen mit seiner Geliebten, oder Faust und Margaretha zu sehen war! Liegt darin nicht ein vollkommenes Verkennen des Materials und seines Zweckes! Ebenso schlimm wie die noch heute in vollsten Flor stehende Fabrikation solcher Ungeheuerlichkeiten ist der Umstand, daß dieselben auch immer noch ihre Abnehmer finden. Wie wenige haben es erkennen gelernt, welcher Reiz in der knappen Behandlung des Materials liegt, wie sie zum Beispiel an Maschinen aller Art sich kundgibt, wie wenige verstehen es, daß die Einfachheit der Umgebung, in zweckdienlicher Weise behandelt, weit anregender ist als die Häufung billiger Schmuckwaren aller Art. Gehen Sie einmal, meine Herren, durch die „Prachträume" großstädtischer Mietwohnungen und sehen Sie zu, wie viel künstlerisch Brauchbares unter tausend Fällen Sie

Digitized by Google

antreffen! Türen und Türloge, Fenster und deren Verteilung wie Form, Plafonds, Tapeten, Oefen, alles, alles weteifert darum, den einfachsten Anschauungen des guten Geschmacks zuwiderzulaufen. Ueberall stoßen Sie auf die Beweise einer tatsächlichen Geschmacksverwilderung! Und lenkt man seine Schritte aus dem Weichbild der Städte hinaus in die „Villenkolonien", welcher Unsumme von abstoßenden Dingen begegnet man erst da — angefangen von der Tracierung der Straßen, fortgesetzt bis in die intimen Familienräume. Aber — die baupolizeilichen Vorschriften sind eingehalten, und das ist die Hauptsache. Außerdem verlangt das Publikum meist aus sehr naheliegenden Gründen nichts nach höheren Gesichtspunkten Entwickeltes, mithin genügt die schlechte Durchschnittsleistung vollständig.

•

Arbeiten nun unsere Kunst-, unsere Baugewerk- und die höheren Schulen mit vollem Bewußtsein diesen Dingen entgegen, haben sie, deren Zweck es sein müßte, die Erkenntnis für wirklich künstlerische Leistung in immer weiteren Kreisen durch die Heranbildung stetig sich erneuernder Schülerscharen zu bewirken, diesen Zweck auch nur annähernd erreicht? Ich bleibe die Antwort hierauf vielleicht besser schuldig!

Die Erkenntnis der vorhandenen Mängel, die sich an den mit Fachleuten besetzten, nicht durch unfruchtbare Doktrinäre geleiteten Schulen allmählich Bahn bricht, die unbestreitbare Tatsache, daß die Leistungen der angewandten Kunst in England sowohl wie in Frankreich auf einem technisch höheren Durchschnittsniveau sich befinden als es bei uns der Fall ist, gerade weil dort vor allem die praktische Einsicht als Grundlage für die künstlerische Arbeit verlangt wird, das alles hat an einer Reihe deutscher Anstalten zur Gründung von Lehrwerkstätten geführt. Ihr Alter beziffert sich in den meisten Fällen nach so wenig Jahren, daß es kaum möglich sein dürfte, schon heute daraus Schlüsse ziehen zu wollen. Wo diese Einrichtungen schon länger bestehen, wie z. B. an der Schule des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, an der Kunstgewerbeschule in Straßburg und einigen mehr, haben sie sich vorzüglich bewährt. Ich erinnere daran, daß die Spitzen-Industrie, die heute in manchem hochgelegenen Bergdorfe der österreichischen Monarchie blüht und den Bewohnern Einnahmequellen eröffnet hat, von dem einen Zentrum Wien aus sich verbreitet hat, das auch in seinen Wander-Ausstellungen eine Einrichtung besitzt, die wir bisher in Deutschland vergeblich suchen, obschon ihr hebender Einfluß unbestritten ist. Die nämliche Anstalt hat eine zweite Abteilung für Textilkünste, in welcher die Herstellung des dekorativen Gewebes gepflegt wird. Man kauft keine gefärbten Garne füe die Arbeiten der von einer Dame, Frau L. Guttmann, geleiteten, mit Aufträgen überreichlich versehenen und vorzüglich dirigierten Lehrwerkstätte, vielmehr lernt der Schüler das Färben in der Anstalt selbst. Die keramische Abteilung, deren technische Hälfte sich ausschließlich nur um fachliche Fragen, nicht um die künstlerische Seite der Sache bekümmert, gibt ihren Schülern alle Mittel an die Hand, um die Sache gründlich auf der Drehscheibe und beim Brennen kennen zu lernen, während anderswo die schönsten Entwürfe für keramische Erzeugnisse auf dem Papier hergestellt werden, ohne daß die Schüler auch nur eine blasse Ahnung von den notwendigsten praktischen Erfordernissen haben. In gleicher Weise ist eine Abteilung für Metalltechnik mit einbezogen. Die Bildhauee lernen ihr Objekt aus dem vollen Material herausentwickeln, statt erst ungezählte Zeit mit Modellieren verlieren zu müssen; für die Dekorationsmaler sind Wände da zum Ausprobieren der Schablonenschnitte; lithographische Pressen, von Fachleuten bedient, geben jenen, die sich mit Plakatentwürfen beschäftigen, die Gelegenheit, volle Einsicht in die sämtlichen diesbezüglichen Erfordernisse zu gewinnen. Im Zeichenunterricht aber ist, wie überall, wo Verständnis für diese Aufgaben vorhanden ist, das tote Gipsmodell längst abgeschafft, der Schmörkel spielt keine Rolle mehr, auch nicht der Akanthus, dafür aber wird durch das Gedächtniszeichnen die Beobachtung aufs äußerste gefördert, der Formensinn in gesunder Weise gebildet, nicht aber durch das unablässige Wiederkauen von Vorlagen verbildet.

Die ganze Tendenz der Schule läuft mit einem Worte auf praktische Betätigung hinaus, seitdem sie in der Person Myrbachs einen ebenso geistvollen wie einsichtigen Leiter, in neu herbeigezogenen Lehrkräften, die mit beiden Füßen im praktischen Leben stehen, frische Lebenskräfte bekommen hat. Es fällt in Oesterreich niemandem ein — ich berühre dies der heute auch auf dem Programm stehenden Konkurrenzfrage wegen — darüber Zeter und Mordio zu schreien, daß diese Lehrkräfte ihr Können auch außerhalb der Schule betätigen. Und bei uns in Deutschland regen sich Stimmen, die den Lehrern die Beteiligung an Arbeiten außer der Schule geradezu verbieten möchten?

Ich berührte die Schule von Straßburg, die unter Seders Leitung seit lange manch andere unserer früher mit Stolz genannten Schulen überflügelt hat. Ich will auf die Art des dort betriebenen Studiums hier nicht näher eingehen, sondern bloß die Antwort Seders wiedergeben auf meine Frage, welche Erfahrungen er mit seinen Lehrwerkstätten mache. Darauf erwidert er in einem ausführlichen Schreiben: „Ich war seit Bestehen unserer Schule immer darauf bedacht, den Lehrern möglichst viel freie Zeit für ihre Privattätigkeit zu verschaffen, da es für mich eine ausgemachte Sache ist, daß nur derjenige ersprießlichen Unterricht erteilen kann, der selbst mit beiden Füßen im Handwerk steht und somit immer auf dem Laufenden bleibt. Ich würde in der mir unterstellten Klasse kaum zweckdienlich unterrichten können, wenn ich nicht fortwährend privatim tätig wäre und mit der Praxis fortwährend in Fühlung bliebe. Unsere Lehrer sind jede Minute ihrer freien Zeit in ihrem speziellen Fache tätig und ich sorge dafür, daß in jeder der ihnen unterstellten Werkstätten immer irgend eine größere Arbeit, sei es im Auftrage der Stadt, des Staates oder von anderer Seite, in Ausführung steht. Die Uebung ist für den Meister ebenso notwendig wie für die Schüler, denn letztere müssen unbedingt erfahren, wie und was im Handwerk geschaffen wird. Auf diesem Wege habe ich mit meine Lehrer herangezogen und geschult, unsere Schüler aber zu brauchbaren Arbeitern herangebildet. Gerade ihnen, die in vier- bis fünfjähriger Lehrzeit gebildet werden, ist überall bezeugt worden, daß sie brauchbare Arbeiter sind. Die Nachfrage nach ihnen ist stets größer als die Zahl der verfügbaren Kräfte.

Ich kann also die Frage nach Mitteilung der gemachten Erfahrungen über Lehrwerkstätten dahin beantworten, daß ich beim Unterricht überhaupt nur „die Lehrwerkstätte" für das Richtige halte, und zwar unter Beiziehung von Gehilfen und Vararbeitern. Zeichnen, Modellieren u. s. w. muß unbedingt Hand in Hand mit fachlichem Unterricht gehen. Dabei sollen Lehrling, Gehilfe und Vorarbeiter verdienen und zwar möglichst gut. Leider ist die Ausführung nicht so allseitig möglich, als es wünschenswert erscheint, denn die Konkurrenzfurcht steht einem überall im Wege. Die Möglichkeit, den Wert solcher Werkstattschulen in jeder Richtung gegenüber unseren total veralteten Kunstgewerbeschulen zur Geltung zu bringen, liegt meines Erachtens in der Errichtung von Privatschulen, die mit eigenen Mitteln arbeiten. Bei diesen würden die Rücksichten in Wegfall kommen, welche den staatlichen Schulen in mancher Beziehung die Hände binden."

Die neu organisierte Breslauer Schule hat in ihr Programm nicht bloß alle jene Fächer eingereiht, welche als selbstverständlich vorauszusetzen sind, vielmehr kommen hierzu Lehrwerkstätten für Tischlerei, für Goldschmiedekunst, für Metallguß, Stickerei und Weberei. Gleiches oder Aehnliches vollzieht sich auch an anderen Instituten, deren Leiter die unabweisbare Notwendigkeit der praktischen Betätigung einsehen. Alle tun dies freilich nicht!

In England wurde die Anregung dafür schon zu Anfang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts gegeben und zwar zuerst durch Gottfried Semper, der während einiger Zeit an der „School of practical art" in London als Leiter der Abteilung füe Möbelbau und Metalltechnik tätig war. In einer an das „Department of practical art" gerichteten, im Jahre 1853 verfaßten Denkschrift sagt

er u. a.: „Die Studierenden bringen ihre ganze Zeit damit hin, daß sie nach der Natur studieren oder kopieren, ohne je dazu zu kommen, ihre Kraft am eigenen Erzeugnisse zu prüfen. Alles Studieren würde den Studierenden weit mehr interessieren und deshalb mit weit größerem Eifer angefaßt, dan größeren Fortschritten gekrönt sein, wenn es mit einer Konzeption des Studierenden in Verbindung gebracht würde." Er schlägt in derselben Schrift die Schaffung jährlicher Konkurrenzen unter den Schülern vor, betont, daß er bei der praktischen Ausführung verschiedener Arbeiten Schüler beigezogen habe, weil er es als unbedingt nötig erachte, die Beziehungen zwischen praktischer Benützung und künstlerischer Konzeption an der tatsächlichen Ausführung klarzulegen. Dabei spricht er es ausdrücklich aus, daß ihm die Errichtung von Ateliers oder Werkstätten weit nutzbringender erscheine als der Klassenunterricht, schon weil der Anfänger stets in Berührung mit dem Fortgeschritteneren komme. Die Erfüllung gewisser Bildungsforderungen, Fertigkeit im Zeichnen, Modellieren, im Konstruieren perspektivischer Ansichten setzt er dabei auch als selbstverständlich voraus. Was sich aus diesen sehr wohl beachteten Vorschlägen des weiteren entwickelt hat, wissen Sie alle. England hat eine nationale Kunst im besten Sinne des Wortes, das nämliche England, das zuvor in seinen hier in Betracht kommenden Leistungen auf einem sehr tiefen Niveau gestanden hat. Sollten wir daraus nicht sehr brauchbare Folgerungen zu ziehen imstande sein? Freilich setzt die richtige Wertschätzung der künstlerischen Seiten des Lebens eine soziale Kultur voraus, die von uns erst errungen werden muß. Andrerseits aber greift die Frage auch zurück auf die gesamten Schulverhältnisse überhaupt, die Volks- und Mittelschulen in erster Linie, in denen sich wesentliche Wandlungen vollziehen müssen, um all das auszumerzen, was sich als einer gesunden Entwicklung entgegengesetzt erwiesen hat, um andrerseits das einzusetzen, was den Begriff und die Wertschätzung der gemeinsamen und der individuellen Arbeit zu heben imstande ist. Liberty Tadd hat nicht umsonst die Ueberwindung gewisser technischer Schwierigkeiten, ein frühzeitiges Erkennen der stofflichen Erfordernisse in das Programm seiner Bestrebungen aufgenommen. Die Errichtung handwerklicher Werkstätten an den Volksschulen kann nicht als Vorbereitung auf einen künftigen Beruf aufgefaßt werden, sondern als die Hinleitung einer geistigen Tätigkeit auf die Erkenntnis der Schwierigkeiten bei Bezwingung der Materie. Künftige Zeiten werden in dieser Beziehung vieles gut zu machen haben gegenüber jenen Bestrebungen, welche den heranwachsenden Menschen allzu bald auf abstrakte Gebiete hinüberzuziehen versuchen. Das tut die Schule durchweg heute noch in zu hohem Maße. Auch sie sollte mehr Lehrwerkstätte sein als sie es ist, denn geistige Exerzierplätze dieser Art erziehen den Menschen in erster Linie zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft und öffnen ihm die Augen über das, was ist. Freilich, damit fielen auch gar so manche traditionelle Vorurteile!

Ein Programm mit ausgesprochenen Forderungen heute zur Diskussion zu bringen, dafür, meine Herren, ist die uns zubemessene Zeit zu kurz. Nur eines Umstandes sei nach Erwähnung getan. In solchen Lehrwerkstätten muß unbedingt eine Scheidung eintreten, welche heute noch nicht klar ausgesprochen ist. Die Industrie, welche für die Bedürfnisse breiter Schichten durch maschinelle Produktion zu sorgen hat, verlangt eine wesentlich andere Vorschulung ihrer Kräfte, als die Arbeit es tut, welche Einzelwerke schafft und an den ihr Dienenden ganz wesentlich anders geartete Forderungen stellt, als es der Fall ist, wenn die maschinell gleichmäßige Produktion und ihre durchaus eigenartigen Forderungen im Vordergrunde steht. Beides wird nur zu häufig verwechselt. Mag gegen maschinelle Herstellung notwendiger Bedarfsartikel gedonnert werden soviel als da will, aus der Welt ist sie nicht zu schaffen, weil ohne sie rein quantitativ die Bedürfnisfrage nicht zu lösen ist. Aber einen Krebsschaden, der ihr anhaftet und den Eindruck ihrer Produkte unter Umständen bis zum Ekel steigern kann, das ist die Sucht, der Maschine Dinge zuzumuten, die nur auf dem Wege der Handarbeit zu erreichen sind, also eine Art Fälschung mit unterlaufen zu lassen. Dahin gehört in erster Linie das ornamentale Beiwerk. Die allgemeine Verschlechterung des Geschmackes ist zum guten Teile der sinnlosen Verwendung, der Häufung ornamentaler Dinge, die in ewig gleicher Weise von den verschiedensten Maschinen geliefert werden, zuzuschreiben. Der gering entwickelte Sinn für den Zauber wirklich künstlerischen Wertes findet Gefallen an diesen Geistlosigkeiten. Die Stärke der maschinellen Produktion mußte im Gegenteil in der Einfachheit, im eigentlichen Vorweisen der Produktionsart liegen, nicht aber im Verkennen dieses Prinzips. Der „Musterzeichner" von heute überträgt viel zu viel Momente, die nur der Handarbeit zukommen, auf das Gebiet der Maschine und verkennt damit ihren Zweck von Grund aus. Das kommt in den meisten Fällen daher, daß der Entwerfende die Bedingungen der maschinellen Produktion nicht kennt. Der künstlerischen Produktivität wird auf diese Weise die allerfatalste Konkurrenz bereitet, sie wird herabgewürdigt, ihre Wertschätzung verliert in den Augen des Geschmacks-Ungebildeten. Als solcher aber muß leider der weitaus größte Teil nicht der unteren Volksschichten, sondern der tonangebenden Gesellschaftskreise bezeichnet werden.

Die Handarbeit aber, der zuliebe solche Lehrwerkstätten entstehen, sie muß den Stempel der Unabhängigkeit im vollsten Maße sich erringen und dazu beitragen, die im allgemeinen stark gesunkene Achtung vor der Verinnerlichung, die jede echte und gute Arbeit von ihrem Verfertiger fordert, wieder auf jene Höhe zu bringen, die sie verdient, sofern sie eigenartiges Geistesprodukt und nicht bloße Anlehnung an berühmte Vorbilder ist. Alles falsche Surrogatwesen, das sich allmählich eingebürgert hat und den äußerlichen Scheinprunk an die Stelle wirklicher Gediegenheit setzt, sei von diesen Stätten der idealen Arbeit grundsätzlich verbannt, denn das, was auf diesem Gebiete unter scheinbarer Aufwendung der höchsten Mittel geleistet worden ist, gehört nicht selten mit zu den größten Lügen unserer Zeit. Gewinnen wir die innerliche Tüchtigkeit zurück, so wird ihr auch das richtige Ausdrucksmittel zur Seite stehen, ohne daß der abgegriffene Stil-Katechismus dabei in Frage kommt.

Wenn nun die Schaffung von derartigen Lehrwerkstätten angestrebt wird, so fällt der von seiten mancher Industriellen erhobene, offenbar aus Gefühlen wenig idealer Art entsprungene Vorwurf der Konkurrenz ganz von selbst in sich zusammen. Nicht um Einkommeninteressen handelt es sich dabei, nein, der Arbeit soll im großen ganzen ein gewisser verantwortungsvoller Zug gegeben, es muß der Qualität der Leistungen endlich wieder einmal Beachtung geschenkt werden. Daß diese im deutschen Geschäftsleben nicht durchweg jene Rolle spielt, die sie spielen müßte, das, meine Herren, wissen Sie alle. Ist aber dies der Weg, um dem Auslande gegenüber auf die Dauer mit Ehren zu bestehen? Wo die innerliche Gründlichkeit im Abnehmen begriffen ist, da sinken auch andere Faktoren des Lebens auf ein geringeres Niveau. Den Lehrwerkstätten, wie sie angestrebt werden sollen, kann einzig und allein die Qualität maßgebend sein. Es handelt sich um die Erziehung von Männern, welche die Wirkung der innerlich guten Arbeit wieder zur Geltung zu bringen suchen. Das tut uns not, meine Herren, und wenn ich dies laut ausspreche, so ist das kein Pessimismus. Vergleichen wir uns nicht mit jenen, die noch weniger gut daran sind, sondern streben wir das Beste an um der Sache selbst willen.

Den Modus zu finden, der gerade in dieser Richtung einzuschlagen ist, das, meine Herren, kann die Aufgabe einer Versammlung nicht sein, deren Bestand sich nach wenigen Stunden beziffert. Dafür müssen Spezialberatungen stattfinden, bei denen der unproduktive Theoretiker nicht das ausschlaggebende Wort reden darf, wie es leider mehr und mehr der Fall ist. Ein gtönzendes Resultat aber wäre es zu nennen, wenn wenigstens hier die Initiative zur Anbahnung der Lösung solch hochwichtiger Zeitfragen ergriffen würde. Alle ernstlich Wollenden sind dazu berufen, einer nationalen Zukunftsentwicklung die Basis zu schaffen.

Bücher und Zeitschriften.

John Ruskin. Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Theodor Knorr. 2. Bd. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Dieser zweite Band der Ruskinschen Lebenserinnerungen umfaßt die Jahre 1839—1864. Er führt uns in anschaulicher, wenn auch mitunter etwas breiter Weise ein Bild des Lebens vor, das der angehende Mann Ruskin mit seinen Eltern in ruhigem Reisen zumeist auf Reisen in der Schweiz und Italien verbrachte. Auch die mannigfachen persönlichen Beziehungen zu hervorragenden Vertretern des englischen Geisteslebens, in die Ruskin damals sowohl durch seine künstlerische und literarische Tätigkeit wie als Abkömmling eines vornehmen bürgerlichen Hauses einzutreten Gelegenheit hatte, finden eingehende Darstellung. Sowohl als Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte Ruskins wie als urkundliches Zeugnis für das familiäre Leben eines vornehmen englischen Bürgerhauses um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist diese Selbstbiographie auch für uns Deutsche nicht ohne Interesse.

O. S.

Allgemeine Rundschau.

Erster deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie.

Gießen, 18 bis 21. April.

Die experimentelle Psychologie ist über das Stadium unzusammenhängender Anregungen und Wagnisse hinausgewachsen. Das Recht ihrer Arbeitsweise wird von keinem Unterrichteten grundsätzlich mehr bestritten. Zahlreiche Methoden der exakten Untersuchung sind ausgebildet, und stetig wächst der Umfang gut beobachteter Tatsachen. In einer solchen Phase ihrer Entwicklung hat noch jede junge Wissenschaft das Bedürfnis nach Zusammenschluß und Abgrenzung gespürt.

Seit 1889 haben in Europa bereits vier große Psychologenversammlungen getagt. Dabei wurden die Vorzüge der Internationalität mit den Nachteilen der Mehrsprachigkeit und der großen Dimensionen erkauft. Besonders litten jene vier Kongresse an einer unvereinbaren Mannigfaltigkeit der Vortrags- wie der Teilnehmerliste. Der Beziehungsreichtum der psychologischen Wissenschaft, aber auch ihr unfertiger Zustand brachten es mit sich, daß in Paris und London, in München und (1900) wieder in Paris Personen zusammenkamen, die sachlich und methodisch kaum etwas Gemeinsames anerkannten, darunter selbst solche, denen eine ausreichende wissenschaftliche Schulung überhaupt fehlte.

Der jüngst beendete Gießener Kongreß beschränkte sein Programm fast ausschließlich auf experimentelle Psychologie im strengen Sinne. Eingeladen waren nur Männer, die psychologisch bereits mit Erfolg gearbeitet hatten. Deutsch war die alleinige Verhandlungssprache, was mehrere namhafte Gelehrte des Auslandes erfreulicherweise nicht gehindert hat, zu erscheinen. Unter den mehr als 100 Mitgliedern und Hörern waren auch einige Philosophen verschiedener Richtung, Aerzte, Juristen, Theologen und Schulmänner; die der Psychologie nahe verbundenen Wissenschaften der Physiologie und der Psychopathologie hatten mehrere Vertreter entsandt. Von bekannten Physiologen seien Exner (Wien), v. Frey (Würzburg), Tschermak (Halle) genannt. Die Vorbereitung des Kongresses hatte vorwiegend in den Händen von Sommer (Gießen), G. E. Müller (Göttingen) und F. Schumann (Berlin) gelegen. Den Vorsitz führte Müller in Gemeinschaft mit Ebbinghaus (Breslau), Exner, Külpe (Würzburg) und Sommer. Die Gießener psychiatrische Klinik, von ihm geleitet und mit einem psychologischen Laboratorium ausgestattet, bot den Raum für einen großen Teil der Vorträge und Demonstrationen; dort war auch eine gut beschickte Ausstellung psychologischer Apparate und Versuchsanordnungen übersichtlich aufgebaut.

Wie die Geschichte der Experimentalpsychologie erwarten ließ, bewegte sich ein großer Teil der Verhandlungen auf dem am frühesten eroberten und bisher am meisten bearbeiteten Gebiete, dem der Sinnesempfindungen. G. E. Müller (Göttingen) führte in das Zentrum der psychophysiologischen Optik hinein, indem er über alle bisher beobachteten Formen der Farbenblindheit eine systematische Uebersicht gab und den Versuch machte einer lückenlosen und widerspruchsfreien Zusammenfassung dieser Tatsachen, die bekanntlich seit Jahren den Prüfstein der Farbentheorien bilden. Er fordert eine durchgehende Unterscheidung zwischen dem äußeren Sehprozesse (d. h. den photochemischen Vorgängen in der Netzhaut) und der inneren Erregung im Sehnerven und in den Zentren. Wie schon Donders, v. Kries und König, auf dem Boden der Young-Helmholtzschen Theorie, angenommen haben, entspreche jedem Netzhautprozesse nicht nur eine nervöse Erregung, sondern eine Mehrheit solcher, und zwar sind nach Müller jedem einzelnen peripheren Farbenprozeß drei bestimmte innere Reizwerte zugeordnet, ein gleichfarbiger, ein ondersfarbiger und ein farbloser. Der Antagonismus Herings, der so vieles erklärt, wird beibehalten, aber nur für die peripheren, nicht für die nervösen Vorgänge.

Die theoretische Bedeutung dieser weitgehenden Modifikation der Heringschen Lehre würde meines Erachtens noch gesteigert, wenn nun auch die Reduktion aller Farbenprozesse auf vier Ur- oder Hauptfarben fallen gelassen würde. Für meine unmittelbare Wahrnehmung sind diese vier in keiner Weise vor den anderen ausgezeichnet. Und gerade auch die Anomalien des Farbensehens, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, entziehen sich dem genannten objektivistischen Schema. Man wird, soviel ich sehe, der Wundtschen Stufentheorie darin folgen müssen, daß man jene scheinbare Vereinfachung aufgibt und einen an allen Punkten des Farbenkreises gleich elementaren paarigen Antagonismus annimmt.

Im Anschluß an Müllers außerordentlich fesselnde Darlegungen beschrieb Schumann (Berlin) einen an sich selbst sorgfältig beobachteten Fall von Grünblindheit bei erhaltener Sehtüchtigkeit für Rot und erhaltener Kontrastwirkung des Grün. Die mitgeteilten Erscheinungen ließen sich der neuen Müllerschen Theorie einordnen, wonach ja eine einzige innere Erregbarkeit fehlen kann, während peripher alle Sehprozesse mit ihrem Antagonismus unversehrt bleiben. Auch die danach vorgetragenen Beobachtungen des Berliner Arztes und Physiologen Guttmann an 25 Farbenschwachen waren ungezwungen mit den Müllerschen Grundanschauungen vereinbar. In der anschließenden Diskussion vertrat Tschermak (Halle) lebhaft die Lehre Herings, wonach der Antagonismus durchaus in die nervösen Organe zu verlegen ist. Den Fall Schumann suchte er als Rot-Grünschwäche zu begreifen, auf grund einer Anomalie sowohl des photochemischen wie des nervösen Apparates — eine Auffassung, die Müller durch die Mitteilung weiterer Versuchsergebnisse erschwerte. — Der Grazer Privatdozent Benussi suchte einen neuen Beweis für die spezifische Helligkeit der Farben zu erbringen durch Demonstration gewisser Aufhellungen und Verdunkelungen bei Helladaptation, die er auf bloße induzierte Sättigungsänderungen zurückführte. In der Diskussion vertrat Ebbinghaus die Möglichkeit eines einfachen Helligkeitskontrastes, und Müller bemerkte, er habe mit Pilzecker ähnliche Beobachtungen gemacht und sei dadurch in seiner Theorie von einer Weißbeimischung des Rot und Gelb und einer Schwarzbeimischung des Grün und Blau bestärkt worden. — Heymans (Groningen) versuchte, den Helligkeitskontrast dem Begriffe der psychischen Hemmung (= Intensitätsverlust eines Bewußtseinsinhalts durch einen anderen) unterzuordnen. Als Hintergrund, eines Gesichtsobjektes, von „natürlicher" Helligkeit betrachtet er nicht, wie es herkömmlicherweise geschieht, den gleich hellen, sondern den absolut schwarzen. Jede Aufhellung des Hintergrundes bedeutet in der Tat eine Verdunkelung des Objekts. Und eine Anzahl Messungen verschiedener Beobachter stimmen darin überein, daß diese Verdunkelung, entsprechend dem Heymansschen Hemmungsgesetze, proportional der Intensität des Hintergrundes wächst. Auf einen

Einwand Cohns (Freiburg) hin gab Heymans zu, daß durch seinen neuen Vorschlag die theoretische Brücke zwischen Helligkeits- und Farbenkontrast fürs erste abgebrochen ist; dafür ergäben sich aber wertvolle Zusammenhänge mit anderen Hemmungserscheinungen, z. B. mit den Tatsachen des Weberschen Gesetzes. — Abrutz (Upsala) brachte Neues über gewisse Erlebnisse des Hautsinnes: die paradoxe Kalteempfindung, die „Empfindungen" der Nässe, der Glätte und des Juckens.

Seine ebenso interessanten wie einfachen Versuche wären verständlicher geworden, hätte der ideenreiche schwedische Sinnespsychologe hervorgehoben, daß die drei zuletzt genannten Gruppen psychischer Tatsachen nicht einfache Empfindungen, sondern recht komplexe, darum nicht minder einheitliche und wohl charakterisierte Wahrnehmungen darstellen.

Zu wenig Beachtung fand, wie mir schien, der Vortrag des holländischen Arztes Struycken (Breda): „Bestimmung der Hörschärfe in Mikromillimetern". Die zur Prüfung verwendete Stimmgabel trägt im durchlöcherten Ende der einen Zinke eine Mikrophotographie der Gradenigoschen Dreieckfigur, die durch eine kleine, an der anderen Zinke befestigte Linse beobachtet wird. Die Figur ist derartig erweitert, daß an ihrer Gestaltänderung die Abnahme der Amplituden mit großer Genauigkeit von 100 bis zu 1 μ abgelesen werden kann. Ist die Gabel sorgfältig gebaut, und wird ihr Stiel nicht eingeklemmt, so scheint das Abklingen einfach dem Gaußschen Dekrementgesetze zu folgen. Die von Struycken gewonnene Kurve der physiologischen Schwellenwerte für die Töne von 32 bis 2048 Schwingungen verläuft ziemlich parallel der kürzlich nach ganz anderen Verfahren ermittelten Kurve Wiens. Die Amplitudenbestimmung an der Stimmgabel wurde ergänzt durch Messung der Luftschwingungen selbst mit Hilfe eines flammenphotographischen Verfahrens, das noch in Ausbildung begriffen ist und zu hohen Erwartungen berechtigt. — In den Zusammenhang der sinnesphysiologischen Verhandlungen stellte Exner seine Ausführungen über die Wirkung mehrfacher Operationen an der Hirnrinde des Hundes. Im Gegensatze zu Munk, der, wie es scheint, die Schnitte zu weit führte, hat sich im Wiener physiologischen Institute bestätigen lassen, was Hitzig über das Auftreten, Verschwinden, Wiederaufleben und Alternieren halbseitiger Blindheit nach mehrfachen operativen Schädigungen der Hinterhauptlappen oder der motorischen Sphären beim Hunde gelehrt hatte. Es konnte experimentell nachgewiesen werden, daß die eine Hemisphäre auf dem Wege des Ballens für die andere eintritt. Zur Deutung der teilweise paradoxen Erscheinungen nimmt Exner eine weitgehende Ausstrahlung jeder Hirnrindenerregung in entfernte Fasergebiete an und eine regelmäßige Ausschaltung „defekter Vorstellungen" aus dem Bewußtsein. Sommer (Gießen) knüpfte an diesen Vortrag Bemerkungen über die Relativität der physiologischen Begriffe „funktionell" und „organisch" und über den Wert einer funktionellen Behandlung der Geisteskranken.

Der Vortrag von Ebbinghaus und ein zweiter von Schumann führten über das Gebiet der Sinnesempfindungen hinaus. Ebbinghaus hat mit seinen Schülern erfolgreich versucht, die verschiedenen an optischen Täuschungen beteiligten Faktoren dadurch zu scheiden und genauer zu bestimmen, daß er jeweils das gleiche Muster unter verschiedenen Bedingungen auffassen ließ. Die Figuren wurden in ihre einfachsten Elemente zerlegt, haploskopisch oder auch streng fixierend betrachtet. Fast überall ergaben sich recht zusammengesetzte Ursachen für die scheinbar einfachen Wirkungen. Die Auffassung durch den Tastsinn unterliegt vielfach denselben Täuschungen, in ähnlichen relativen Größenverhältnissen, wie die durchs Auge. — Schumann hat mit einem einfachen Rotationstonhistoskop neue Versuche angestellt über das Erkennen von Buchstaben und Wörtern bei momentaner Beleuchtung (bis zu 0.002"), wobei die Selbstbeobachtung ausgiebig herangezogen wurde. Er gewann dadurch Aufschlüsse über das Erkennen im ganzen oder in charakteristischen Teilen, über das Zugehörigkeitsbewußtsein in seinem Verhältnis zur bloßen Fähigkeit der Wiedergabe und über den Unterschied des akustischen und des visuellen Auffassungstypus.

Die Psychologie der individuellen Unterschiede war vertreten durch ein Referat V. Henris (Paris) über die mit Binet und Larguier des Bancels gemeinsam angewandten „Methoden der Individualpsychologie". Es handelte sich zunächst um die bekannten, literarisch oft besprochenen Verfahrungsweisen zur messenden Vergleichung einfacher körperlicher und geistiger Leistungen. Die Ergebnisse jahrelanger angestrengter Arbeit sind wenig ermutigend. Trotzdem die Methoden und ihre Anwendung in den letzten Jahren unzweifelhaft verbessert worden sind, glaubt die Pariser Schule zur Zeit nicht mehr an die Möglichkeit, damit eine individuelle Charakteristik zu gewinnen. Sie ist dazu übergegangen, interviewartig, in immer gleicher, planmäßiger Weise einzelne bedeutende Persönlichkeiten zu befragen, nach den Einzelheiten ihrer Arbeitsweise u. dergl. — In der Diskussion hob Stern (Breslau) die Vorzüge der komplexen psychischen Eigenschaften für die Zwecke solcher Untersuchungen hervor, insofern sie die Individuen schärfer unterscheiden als die einfachen Betätigungsweisen. Heymans vertrat das relative Recht der biographischen Methode in Form von Exzerpten aus zahlreichen Biographien, und der Enquete, wenn diese sorgfältig genug vorbereitet und geführt werde, um die offenbaren groben Fehlerquellen zu beschränken.

Leipzig. Dr. Felix Krüger.

Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie.

Göttingen, 28. April.

In der Dienstagssitzung erstattete zunächst Professor Bonhöffer (Heidelberg) sein Referat über den Korsakoffschen Symptomenkomplex in seinen Beziehungen zu den verschiedenen Krankheitsformen. Es handelt sich dabei um eine auf infektiöser, meist alkoholischer Basis entstehende Erkrankung des zentralen und peripheren Nervensystems, die sich in Sensibilitäts- und Bewegungsstörungen einerseits und in einer merkwürdigen Veränderung des psychischen Verhaltens andrerseits kundgibt. Psychisch und ätiologisch hat das Krankheitsbild Berührungspunkte mit dem Delirium tremens. Redner besprach die Abgrenzung dieses Krankheitsbildes von anderen ihm nahe stehenden und erörterte die Nomenklatur der verschiedenen Formen. — Oberarzt Dr. Roecke (Frankfurt a. M.) bemerkte in seinem Vortrage über hysterisches Irresein, daß die gewöhnlich als Nervenleiden betrachtete Hysterie auch zur Entstehung wohlcharakterisierter und schon länger bekannter Geisteskrankheiten Anlaß gebe, welche in ihren Erscheinungen und in ihrem Verlaufe deutlich den Zusammenhang mit dem zugrunde liegenden Nervenleiden erwiesen. Auf Grund einer großen Anzahl von Fällen gab Redner eine eingehende Schilderung dieser Geistesstörungen, ihres Verlaufs und ihrer Ausgänge. — Geheimrat Siemerling (Kiel) sprach über Wert und Bedeutung der Cytodiagnose für Geistes- und Nervenkrankheiten. Es handelt sich dabei um einen operativen Eingriff, der teils zu diagnostischen, teils zu therapeutischen Zwecken bei Erkrankungen des Zentralnervensystems ausgeführt wird. Redner sprach sich dahin aus, daß der Eingriff ein außerordentlich geringfügiger sei und daß unangenehme Nebenwirkungen so gut wie gar nicht beobachtet werden.

Einer der ältesten Vertreter der deutschen Psychiatrie, Geheimrat Schüle (Illenau) machte in längeren Ausführungen von neuem auf die Gefahren aufmerksam, welche nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Generationen unseres Volkes durch die Ehe von Geisteskranken oder geistig minderwertigen Personen drohen. — Darauf folgte Privatdozent Dr. Weygandt (Würzburg) mit seinem Vortrage über: Verhalten des Gehirns bei Situs viscerum transversus. Unter Situs transversus versteht man eine Anordnung der inneren Körperorgane in der Weise, daß rechts und links vertauscht ist, ohne daß deshalb anderweitige Anomalien zu bestehen brauchen, also z. B. liegt das Herz rechts, die Leber links u. s. w. Weygandt hatte zufällig bei der Sektion Gelegenheit, diesen Befund zu erheben. Seine Untersuchungen führten ihn zu dem Schluß,

Digitized by Google

daß die als Situs transversus bezeichnete Anomalie familiär, d. h. innerhalb einer und derselben Familie vorkomme. Auch in dem Aufbau des Gehirns sprach sich die Anomalie des Körperbaus in einer reicheren Entwicklung der einen Seite aus. Mit dieser letzteren Veränderung hänge auch die Linkshändigkeit zusammen. — Der Vortrag von Dr. Scheven (Rostock) zur Physiologie des Patellarreflexes behandelte eine experimentelle Untersuchung über sein Referat, welche allgemeines Interesse für das Laienpublikum nicht hat. — Professor Sommer (Gießen) gab einen kurzen Ueberblick über die von ihm seit Jahren ausgearbeiteten psychologischen Methoden und ihre Anwendung bei der Untersuchung Geisteskranker. Sie verfolgen den Zweck, alle Aeußerungen einer Geistesstörung auf körperlichem wie auf psychischem Gebiet möglichst objektiv darzustellen, so daß ein Vergleich der Resultate untereinander möglich wird. Vortragender wies darauf hin, daß dieses Prinzip schon weitgehende Anerkennung auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiet gefunden habe. — Bei der vorgerückten Zeit der Verhandlungen mußten sich die noch angemeldeten Vortragenden, Professor Westphal (Greifswald), Dr. Brobmann (Berlin) und Dr. Liepmann (Berlin) darauf beschränken, der Versammlung eine Reihe von mikroskopischen Präparaten und Photographien vorzuführen.

Den Schluß der Jahresversammlung bildete am Dienstag Nachmittag eine Besichtigung des Provinzial-Nervensanatoriums „Rasemühle". Daß neben den wissenschaftlichen Verhandlungen auch das gesellige Zusammensein nicht vergessen wurde, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

*

Sonnenscheinmessungen in der Schweiz.

Auf der letzten Versammlung der schweizerischen Naturforscher zu Locarno gab, wie wir der Naturwissenschaftlichen Rundschau entnehmen, Hr. Henri Dufour als Resultat zehnjähriger Beobachtungen eine durch Diagramme erläuterte Darstellung der Sonnenscheindauer in der Schweiz. Er unterscheidet in dieser Hinsicht drei verschiedene Klimatypen, 1. denjenigen der Ebene und Hochebene im Norden, 2. den des Südens und 3. den Höhentypus. Die nördlichen Stationen, repräsentiert durch Basel, Bern, Zürich und Lausanne, haben einen Sonnenschein, der zwischen 42 und 47 Proz. des möglichen Maximums variiert; überall zeigte sich ein sekundäres Minimum im Mai, die Maxima im Frühjahr und im August. In Lugano, dem Typus der Südalpen, steigt der Sonnenschein auf 59 Proz., die Maxima fallen auf Februar und Juli und die Minima auf November und Mai. Der Höhentypus endlich ist durch Davos und Säntis repräsentiert. In Davos steigt die Insolation auf 54 Proz., die Maxima werden im August und Februar angetroffen, die Minima im Mai und Januar; der Sonnenschein des Winters ist ein wenig größer als der des Sommers. Auf dem Säntis zeigt sich die Höhenwirkung in der bedeutend stärkeren Insolation des Winters (45 Proz.) als im Sommer (40 Proz.), das Mittel, 42 Proz., ist trotz der Höhe der Station nur gering wegen der Wolken, die im Sommer den Gipfel so oft einhüllen. (Archives des sciences physiques et naturelles 1903, ser. 4, t. XVI, p. 417.)

*

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Die Akademie der Wissenschaften zu Wien wählte in ihrer letzten Sitzung einstimmig den verdienten Mathematiker unserer Universität Professor Gordan zum korrespondierenden Mitgliede an Stelle des verstorbenen Professors Georges Salmon.

* Leipzig. Der Professor der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese Geheimer Rat D. Fricke ist auf sein Ansuchen von der Abhaltung der Vorlesungen für dieses Sommerhalbjahr entbunden worden.

* Subventionen der Wiener Akademie der Wissenschaften. Auf Antrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse hat die Akademie der Wissenschaften folgende Subventionen neuerdings bewilligt: Aus der Boué-Stiftung: dem Professor Dr. Anton Fritsch in Prag zur Herausgabe seines Werkes über die paläozoischen Arachniden 400 Kronen. Aus den Subventionsmitteln der Klasse: dem Direktor des meteorologischen Zentralinstituts in Wien, Hofrat Professor Pernter, zur Aufstellung des Limnographen von Sassarin am Gardasee 700 Kronen; der Direktion des botanischen Gartens und Museums in Wien zur Fortführung und Vollendung der Herausgabe wissenschaftlicher Publikationen 800 Kronen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

Beneke'sche Preisstiftung.

Für das Jahr 1904 hatte die **philosophische Fakultät zu Göttingen** folgende **Preisaufgabe** gestellt:

„Die Fakultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des 16. und 17. Jahrhunderts und im Anschluß daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfaßte Dichtung des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat. Die außerdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen; dagegen liegt die Epigrammdichtung und die rein didaktische Poesie nicht im Rahmen der Aufgabe."

Der erste Preis konnte keiner der eingegangenen Bewerbungsschriften erteilt werden, dagegen wurde der zweite Preis dem Herrn **Dr. Adalbert Schroeter** in Charlottenburg zuerkannt. Die ausführliche Beurteilung der Preisschriften wird demnächst in dem geschäftlichen Teil der „Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1904" veröffentlicht werden.

Für das Jahr 1907 stellt die Fakultät folgende neue Preisaufgabe:

„Die von Clausius in die Thermodynamik eingeführte Entropiefunktion hat durch die Arbeiten von Gibbs, Planck, Boltzmann, Lorentz u. A. eine weitreichende und tiefgehende Bedeutung erhalten. Die Fakultät wünscht eine zusammenfassende Darstellung der Rolle, welche diese Funktion in den verschiedenen Gebieten der Physik und Chemie spielt, bei der auch die verschiedenen mechanischen und elektrodynamischen Deutungen der Entropie berücksichtigt werden."

Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1906, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an uns einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Brief, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung trägt, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatte muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird. Der erste Preis beträgt 3490 M., der zweite 680 M. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 11. März 1907 in öffentlicher Sitzung der philosophischen Fakultät zu Göttingen. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum ihres Verfassers.

Die Preisaufgaben, für welche die Bewerbungsschriften bis zum 31. August 1904 und 31. August 1905 einzusenden sind, finden sich in den Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, Geschäftliche Mitteilungen von 1902 und 1903.

Göttingen, den 8. April 1904. (e)

Die philosophische Fakultät.

Der Dekan:

A. Stimming.

Neuigkeiten aus dem Verlage von **Georg Reimer, Berlin.**

Deutschland und die grosse Politik anno 1903. Von Prof. Dr. **Th. Schiemann.** Preis M. 6.—, geb. M. 7.—.

Das Evangelium Matthaei. Uebersetzt und erklärt von Prof. Dr. **J. Wellhausen.** Preis M. 4.—.

Gordion. Ergebnisse der Ausgrabungen im Jahre 1900. Von **Gustav Körte** und **Alfred Körte.** Mit einem Anhang von **R. Kobert.** Mit 235 Abbildungen, 3 Beilagen und 10 Tafeln. (Jahrbuch des Kais. Deutschen Archäolog. Instituts, Ergänzungsheft V.) Preis cart. M. 28.—.

Astronomischer Jahresbericht. Mit Unterstützung der Astronomischen Gesellschaft herausgegeben von Professor **W. F. Wislicenus.** Bd. V, enth. die Literatur des Jahres 1903. Preis M. 20.—. (6154c).

Jahrgang 1904. München, Montag, 2. Mai. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere. II. Von O. B.

Der Strafvollzug in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. A. Köhler (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

P. Pinx: Studien zur sprachlichen Würdigung Chr. Wolffs. — Entwicklungsgeschichte. — Grillparzers sämtliche Werke.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Die älteste Karte mit dem Namen Berlin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere.

II.

Zwischen Korfu und Alexandria lag eine Seefahrt von 42 Stunden, die wir, da das Wetter heiter und das Meer ruhig war, mit vollem Behagen genießen konnten. An den Jonischen Inseln fuhren wir in sternenklarer Nacht dahin; nur ferne Leuchtfeuer verrieten, unsicher vom Osten herüberblinkend, der bis in die späteste Stunde auf dem Deck lustwandelnden Gesellschaft, daß Kephalonia und Zante uns zur Linken lagen. Als der Morgen des 8. April in wunderbarer Klarheit über den tiefblauen gewölbten Spiegel heraufzog, sichteten wir schon den westlichen Zacken des viergliedrig in das Meer hinausgreifenden Peloponnes; seine Gebirge und die südlich ihm vorliegenden kleinen Inseln blieben in einen leichten Nebelschleier gehüllt, aus dem wir vergeblich mit den Ferngläsern Einzelheiten herauszuerspähen suchten.

Gegen Mittag tauchte südöstlich vor uns die bergige Masse der Insel Kreta auf, an der wir später für mehrere Stunden dahinfuhren, und zwar so nahe, daß wir Ortschaften und Anpflanzungen, sowie die ziemlich deutlich markierten Gebirgspässe, die von dem südwestlichen und südlichen Ufer zu dem nördlichen hinüberführen, selbst ohne Glas erkennen konnten. Ueber kleinere, zum Teil noch jetzt dicht bewaldete Vorberge, ragt aus dem Inneren der Insel ein gewaltiger Höhenzug hervor, dessen höchster Gipfel mit Schnee bedeckt ist.

Wir sprachen natürlich diesen Gipfel für den Ida an, auf dem Zeus heranwuchs, wie überhaupt unsere Phantasie gern die Fluten, durch die wir schifften, und die griechischen Gestade, die wir aus der Ferne erblickten, mit den mythologischen Wesen oder auch mit den historischen Gestalten bevölkerte, die uns von Jugend auf vertraut sind. Derselbe Glanz, der, von dem Gespanne des Phöbus Apollo ausstrahlend, hier in der heute nur leicht gekräuselten, tiefblauen Flut sich widerspiegelt, hat ja einst auch dem göttlichen Dulder geleuchtet, als er der Scylla und Charybdis entgegensteuerte; er umfloß die Handelsschiffe der Phönikier und die Kriegsflotten der Römer mit der gleichen berauschenden und lebenspendenden Fülle wie jetzt die rasch durch ihn dahineilenden modernen Dampfer. Von diesen Wogen getragen, fand einst unter den Anwohnern des großen mittelländischen Meeresbeckens der Güter- und Gedankenaustausch statt, auf dem unsere gesamte europäische Kultur beruht. Man fühlt sich in einen großen Zusammenhang mit den Anfängen unseres Völkerlebens versetzt, wenn man die Wellen dieses Meeres sich am Kiele des Schiffes brechen sieht. Ihr lebhaftes Aufschäumen, ihr Glitzern und Leuchten in dem Glanze der Frühlingssonne scheint das reiche, unendlich vielfache Leben anzudeuten, das von dieser großen Wiege der europäischen Geschichte ausgegangen ist. Wir sind ja hier auf einem historischen Boden ersten Ranges, wenn es nicht paradox ist, die blaue ewig bewegte Flut einen Boden zu nennen. In der Tat ist diese Flut ja die Stätte gewesen, auf der sich von jeher die jugendliche Unternehmungslust der Völker und der kühne Tatensinn der Einzelnen in besonderem Maße geltend machten. Von dem Manne angefangen, der, die mutige Brust mit dreifachem Erze umgürtet, zum erstenmal von der kleinasiatischen Küste her die lange Bahn nach griechischem oder italischem Gestade oder zu der afrikanischen Küste auf schwankem Boote zurücklegte, bis herauf zu den Fahrten der großen Schiffsungetüme, die heute, mit der wehenden Rauchfahne hinter sich, in wenigen Tagen das Mittelmeer durcheilen, hat sich auf diesem Wasserspiegel stets ein bewegtes Leben sondergleichen abgespielt; und wenn ein kundiger und gottbegnadeter Seher, für den nicht nur die Steine reden, sondern auch die Wasserfluten eine Sprache haben, hier in stiller, von den Sternen durchleuchteter Nacht oder an leuchtenden Sonnentagen einsam dem Gesange der Wogen lauschen wollte, könnte er wohl das Lied der Menschheit vernehmen. Denn auf diesem Meeresbecken ist es vor allem gewebt und gedichtet worden; alle Leidenschaften, die je die Menschenherzen durchfluteten und die Geschicke der Völker bestimmten, sind auf schwankem Kiele über diese weite Wasserfläche getragen worden: die heiße Sucht nach Gewinn, kriegerische Tatenlust und Eroberungsdrang, männlicher Zorn und heilige Begeisterung, stürmische Liebe und brennende Sehnsucht, Haß, Neid und feuriger Glaube — alle die wogenden Gefühle, die Menschen zu Menschen und Völker zu Völkern führen, haben ohne Unterbrechung seit Jahrtausenden auf diesen Gewässern zur Fahrt ins Weite sich eingeschifft.

Nachdem noch die südwestlich von Kreta gelegene, kleine und nackte Insel Gaudos (Gardó) mit ihrem von hohem Felsengipfel her weithin grüßenden Leuchtturm gesichtet, geht die Fahrt aus dem Jonischen Meere in das eigentliche Mittelländische hinaus. Die große Wasserheerstraße, auf der fast alle Völker Europas seit Jahrtausenden einherzogen, macht sich auch heute durch den lebhafteren Schiffsverkehr geltend. Im Adriatischen wie im Jonischen Meere waren außer den hier und da in der Nähe des Strandes zahlreicher auftauchenden Fischerbarken uns nur ganz vereinzelt große Segler oder Dampfer begegnet, während hier, in dem Becken zwischen Kreta und Alexandria, in das von Westen, Norden und Osten die Schiffahrtslinien nach der afrikanischen Küste hin einmünden, der Horizont eigentlich niemals frei war von großen Fahrzeugen, die uns entgegenfuhren oder von unserem Schnelldampfer überholt wurden. So schön ein großer Segler schon aus weiter Ferne sich darstellt, wenn er, einem weißen

Vogel mit ausgespannten Fittichen ähnlich, aus der blauen Flut sich emporhebt, um langsam auf uns zu oder an uns vorbeizugleiten, so dürftig nimmt sich, besonders weit hinten, auf der Linie des Horizonts gesehen, selbst der mächtigste Dampfer aus. Mit dem Krakelwerk seiner unbetakelten Masten, seinen schief nach hinten liegenden qualmenden Schornsteinen und dem im Verhältnis zu diesem Oberwerk doch recht schwer und kompakt erscheinenden Schiffskörper schirbt er sich, ganz wie ein frecher Plebejer, mit geschäftiger Eile durch die von seinem Kiele ungestüm verdrängten Wassermassen dahin. Die breit ausgespannten Leinwandflügel der Segler geben diesem Schiffstypus gerade auf dem hohen Meere einen unvergleichlich vornehmen Anstrich; durch die weiße, weithin über den blauen Spiegel leuchtende große Leinwandfläche wird dem Schiffsrumpfe gleichsam jede Schwere genommen; er gleitet wie von Flügeln emporgehoben dahin, als berührte er kaum die Wellen, die ihn umkräuseln, während der Körper der Dampfer sich ungleich schwerer der Flut einzudrücken scheint, die ja der Dampfer auch mit seinen Schrauben viel tiefer aufwirbelt und in zornig aufschäumende Bewegung versetzt.

Wie sie so ihre Wege an uns vorbeizogen, die weißen Segler und die dunkeln Dampfer, über den gewölbten Schild des Meeres dahin, der von keiner Seite mehr durch die Erhebungen von Küsten oder Inseln begrenzt war, wie sich dann in dem Glanze der am Rande des Schildes blutrot versinkenden Sonne die Silhouetten der Schiffe in scharfen Linien von der goldig leuchtenden Flut abhoben, gewann das Bild des ruhig daliegenden abendlichen Meeres eine eigentümliche Belebung und Bedeutung: so gleiten ja auch die Menschenschicksale als winzige Fahrzeuge auf dem gewaltigen und in ewiger Ruhe dahinrauschenden Strome des Lebens an den Augen des stillen Betrachters vorüber.

*

Eines der farbigen Einzelbilder, die sich bis jetzt auf dieser raschen Reise am tiefsten meiner Erinnerung eingeprägt haben, trat uns bei der Einfahrt in den Hafen von Alexandria in der Mittagsstunde des 9. April vor die Augen. Schon einige Stunden vor der Ankunft war der gelbliche langgestreckte Streifen der afrikanischen Küste am Horizonte aufgetaucht; einige weiße Punkte und senkrechte Striche auf der gelben Linie stellten sich im Fernglase bald als vorgeschobene Hafenbauten und Leuchttürme heraus; grüne Flecken zur Seite der wirren gelblich-rötlichen Masse, die sich aus dem eintönigen Streifen allmählich entwickelte und als die ferne Häusermasse der großen Hafenstadt erkannt wurde, deuteten auf Anpflanzungen, Felder und Palmenhaine hin. Das Meer war von einer so intensiv dunklen Bläue, daß das Blau des Himmels darüber blaß erschien; ein Strahlen und Leuchten ging aus dem Widerscheine der gewaltig wirkenden Sonne vom weiten Meeresspiegel aus, wie es der Pinsel selbst des farbenfreudigsten Malers wohl niemals wiedergeben könnte.

In diese Fülle von blauer Farbe und blauem Glanz hinein schoß, vom Hafen her kommend, das in Weiß und lichtem Grün gestrichene mit zwei großen weißen, vollgeblähten Segeln aufgetakelte Boot des Lotsen wie ein gewaltiger bunter Vogel herein. Eine scharfe, vom Lande her wehende Brise ließ die Schaluppe wie einen Pfeil durch die Fluten gleiten und das Wasser an seinem Buge in silbernem Gischte aufschäumen. Bald konnten wir die braunen Gestalten der gewandt manövrierenden Bootsleute sich scharf von dem leuchtenden Hintergrunde abheben sehen, bald auch das kleine Männchen im roten Fezze unterscheiden, das einige Minuten später, nachdem das Boot sich in kühnem Bogen wendend uns zur Seite gelegt, behend wie eine Katze an der Strickleiter die haushohe Schiffswand erkletterte. Wie das alles so scharf, in bestimmten, kräftigen Farben auf der dunkelblauen, durchsichtig klaren Flut dastand, das schmucke, lichte Boot mit seinen dunkelbraunen Insassen, darin als leuchtender Punkt der rote Fez des Piloten, über dem Ganzen die weißen Leinwandflächen der Segel und dahinter die hellgelbe Häusermasse der Stadt, alles in den hellsten Sonnenglanz getaucht — wahrlich, ein solches Bild kann nicht wieder aus der Erinnerung dessen schwinden, der Freude an Licht und Farben hat!

Das Innere des bedeutenden alexandrinischen Hafens, dessen Molen und Banten ein ungeheures Gewirr von großen Dampfern und Segelschiffen aus aller Herren Ländern, von Schaluppen, Dampfpinassen und kleinen, behend auf der weiten Fläche dahinschießenden Segelbooten umschließen, hat natürlich, was die Einrichtungen für die Schiffahrt und die Fahrzeuge selbst betrifft, durchaus internationalen Anstrich; nur die einheimische Hafenbevölkerung in ihrem bunten Gemisch aus europäischen und afrikanischen Typen verrät den südlichen Breitegrad, unter dem wir hier ankern. Die große Verschiedenheit in der Hautschattierung und in der Kleidung der Insassen der Boote, die sogleich beim Festlegen unser Schiff wie Mücken umschwärmen, mag schon in der antiken Blütezeit dieser Hafenstadt, in der Periode, in der Alexandria den Brennpunkt des spätgriechischen Lebens und zugleich den Mittelpunkt des regen Verkehrs zwischen dem weltbeherrschenden Rom und seinen nordafrikanischen und westasiatischen Provinzen darstellte, im wesentlichen die gleiche gewesen sein. Heute, wie schon damals wohl, führen oft in demselben Boote der sonnengebräunte Südeuropäer, der kaffeebraune Araber und der tiefschwarze Sohn der nubischen Wüste friedlich nebeneinander die Segelleinen und das Steuer; heute wie vor 1800 Jahren räkeln sich im Sonnenscheine auf den Quadern der Kaimauern der burnustragende und mit dem Turban bekleidete Afrikaner neben dem europäisch gewandeten Lastträger oder Bootsmann. Und auch das Schreien und Schwatzen in allen Sprachen der afrikanischen wie der europäischen Gestade des Mittelmeeres, das heute in lautem Kunterbunt an unser Ohr schlägt, mag in jener Zeit den vornehmen Römer oder Griechen umtost haben, wenn er, über das Mediterraneum herkommend, seinen Fuß in die damals so prächtigen Straßen der Stadt des großen Alexanders zum erstenmal setzte.

Nur die Sprachen der blonden, recken haften Söhne des germanischen Nordens werden in jener Zeit, da Alexandria der Haupthafen für den gesamten mittelländischen Verkehr war, nur selten unter den Palmen gehört worden sein, unter denen wir hier zum erstenmal wandeln. Heute wirft hier jeder Bootsmann und Gepäckträger, selbst wenn er Burnus und Turban trägt, mit einigen englischen Brocken geschickt um sich, und selbst einige deutsche Phrasen sind dem habgierigen braunen oder schwarzen Gesindel, das hier, sogleich beim Eintritt in die belebte und reich mit Kaufläden aller Art ausgestattete Hafenstraße, seine Dienste oder seinen Kleinkram anbietet, zu unserer großen Belustigung geläufig. Freilich ist uns in Alexandria selbst noch nicht ein so vollendeter Beherrscher des Berliner Jargons begegnet, wie am Tage darauf am Fuße der Pyramide des Cheops der verschmitzte arabische Kameeltreiber Abdallah, der den gewaltigen Steinhaufen „ein verflucht schneidiges Lokal" nannte und mich fragte, ob ich etwa „ein Herr Baron oder ein Graf" sei; auch die Frage, „ob wir den kleinen Cohn nicht gesehen", tönte erst in dem Bazar von Kairo aus dem Munde eines sextragenden Aegypters an unser Ohr; aber ganz ohne deutsche Anrufe ging es auch hier, am Fuße der Säule des Pompejus oder auf dem großstädtischen Platze der Konsuln unter der schönen Reiterstatue des Mehmed Ali, nicht ab. Selbst der Zigarettenverkäufer, der den ersten der vielen später an uns herantretenden Versuche, uns falsche Piaster aufzuhängen, unternahm, wollte seine gaunerischen Absichten mit den deutschen Beteuerungen: „sind gutt, sind serr gutt!" bemänteln.

Mit den gleichen scharfen Augen mögen auch die griechischen, syrischen und jüdischen Händler, die vor anderthalb Jahrtausenden hier die Ankömmlinge im Hafen empfingen, die einzelnen Nationalitäten erkannt haben. War doch Alexandria von jeher die Stätte, an der von allen Himmelsrichtungen her die Vertreter der entferntesten Völkerschaften aufeinander trafen, an der ein internationales Treiben, wie es wohl nur noch in den Straßen und

Bädern des gewaltigen Mischkessels ethnischer Elemente am Tiberstrande zu finden war, brandete und wogte. Von all der architektonischen Herrlichkeit jenes Alexandria der römischen Kaiserzeit ist heute kaum noch eine Spur zu finden; auch die Bedeutung des Hafens und der Stadt, die des großen Alexanders scharfer Blick bei der Wahl dieser Oertlichkeit für seine Gründung so genial voraussah, ist durch die Verschiebung der merkantilen und kulturellen Schwerpunkte auf einen Bruchteil der einstigen reduziert. Aber als Eingangspforte für das Land des Nils und seine Hinterländer und als einer der wichtigsten Berührungspunkte zwischen afrikanischen und europäischen Interessen gilt doch auch heute noch dieser mit allen Vorzügen eines Hafenplatzes ausgestattete Ort. Dem Reisenden, der zum erstenmal in einen solchen Berührungspunkt den Fuß setzt, tut sich deshalb ein ebenso überraschendes wie farbenprächtiges Bild beim Beobachten des Völkergemisches auf, von dem er hier umbrandet wird. Und es waren deshalb für die meisten Gäste der Kaiserin Maria Theresia die wenigen Stunden, während deren wir uns in dem bunten Leben am Hafen, in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt wie schließlich am Bahnhofe umhertreiben lassen konnten, eine prächtige Vorbereitung zu dem folgenden Tag in Kairo.

*

Dieser Tag in Kairo war ursprünglich in dem Reiseprogramm nicht vorgesehn. Das Schiff sollte in Alexandria lediglich die aus dem Orient heimkehrenden Passagiere aufnehmen und sogleich nach Neapel weitergehen. Durch die, wie in jedem Punkte so auch in diesem den Wünschen der Passagiere entgegenkommende große Liebenswürdigkeit des Kapitäns Wettin, der zwischen Korfu und Alexandria, wie nachher zwischen Alexandria und Neapel die volle Leistungsfähigkeit seines Schiffes ausnützte, war es indessen möglich geworden, den anfangs nur auf sechs Stunden berechneten Aufenthalt des Dampfers im Hafen von Alexandria auf 26 Stunden zu verlängern. Wir erreichten am Nachmittag des 9. April noch den Expreßzug, der uns in drei Stunden von Alexandria nach Kairo führte, und konnten den Abend dieses Tages wie den Vormittag des folgenden zur Besichtigung der ägyptischen Hauptstadt verwenden.

Das ist freilich eine zu kurze Zeit, um eine so wunderbare und reizvolle Stadt auch nur in ihren Hauptsehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Immerhin war unser kurzer Ausflug so vom Wetter und von den sonstigen Umständen begünstigt, daß wir alle einen unvergeßlichen Eindruck von diesem einen Tage mit auf das Schiff zurückbrachten. Es kann sich überhaupt ja bei derartigen, viele Meere, Küsten und Länder berührenden Fahrten, wie wir sie auf dem Bremer Schnelldampfer unternahmen, nur um einzelne Eindrücke handeln, die man von den Anlandepunkten mit sich heimbringt, keinesfalls um ein auch nur flüchtiges Kennenlernen der besuchten Orte. Das große Hauptstück der Reise bildet doch im Grunde der Aufenthalt auf dem Schiffe, das man bald liebgewinnt wie sein eigenes Haus, auf dem man sich in voller Behaglichkeit einrichtet und wo man in der großen, vielseitigen Geselligkeit, die sich darbietet, von früh bis spät aufgeht. Die Ausflüge auf das Land bilden die reizenden Intermezzi, die eine auf die Dauer unausbleibliche Einförmigkeit dieses Lebens an Bord verhindern und für die nötigen Abwechslungen und Gesprächsstoffe sorgen. Deshalb tut man gut daran, diese Ausflüge möglichst wenig mit dem Baedeker in der Hand, d. h. nicht mit der Absicht, möglichst vielerlei sehen zu wollen, zu unternehmen. Man beschränke sich darauf, bei den nur auf Stunden oder Tage zugeschnittenen Besuchen an Land immer nur e i n bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen und alles Uebrige, wenn man es nicht bequem auf dem Wege zu diesem Ziele mit erfassen kann, von vornherein beiseite liegen zu lassen. Dann wird man immer Muße finden, wenigstens e i n e n herrlichen Punkt in voller Behaglichkeit zu genießen und dabei, gemächlich durch das Leben und Treiben der Städte dahinschlendernd, noch genug von den Eigentümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung auf sich einwirken zu lassen.

Wir hatten schon in Korfu nach diesem Rezepte gehandelt und dabei in kleiner, aber sehr fröhlicher Gesellschaft die herrliche Fahrt nach dem Achilleion gemacht und ein vortreffliches landesübliches Ostermahl in einer kleinen griechischen Wirtschaft genossen, während die von Stangen geführte Mehrzahl der Mitreisenden in der nächsten Umgebung der Stadt geblieben war und den Mittelpunkt ihres Ausflugs in einem Lunch in dem vornehmsten Hotel der Stadt gefunden hatte. Auch in Kairo beschränkten wir uns, bei der kurzen uns zur Verfügung stehenden Zeit, lediglich auf einen Ausflug nach den Pyramiden von Gizeh, anstatt uns noch durch andere Sehenswürdigkeiten der Stadt hindurchsehen zu lassen. Wir blieben so in einem geschlossenen Kreis von Eindrücken, die schon während der Fahrt von Alexandria nach Kairo auf uns zu wirken begonnen hatten, und die hauptsächlich aus der Betrachtung der reizvollen Nillandschaft und aus der Beobachtung der verschiedenen Bevölkerungstypen, die diese Landschaft beleben, ganz von selbst entsprangen.

Schon diese Eindrücke sind ja in jenem Erdenwinkel so mächtig und neu, daß sich um ihretwillen allein die Fahrt wohl verlohnte. Sogleich hinter den letzten Häusern Alexandrias beginnt die fruchtbare Nillandschaft mit ihren tausend kleinen und großen, schilfumsäumten Kanälen, ihren schwarzerdigen Aeckern, von denen ein guter Teil schon heranreifende Saaten trug, ihren Maulwurfshaufen oder Termitenansiedlungen gleichenden Fellachendörfern, ihrer reichen, wunderbar reichen südlichen Vegetation. Büffel, Kamele, Esel und Ziegen weiden unter Palmen und Tamarinden oder an den von Agaven und Opuntien eingefaßten schnurgeraden Wegen; weiter drüben verrät eine Reihe von dreieckigen, rötlichen Segeln, die wie im Holland aus der Erde hervorzuwachsen scheinen, daß ein schiffbarer Arm des Nils das Land durchzieht. Auf der breiten staubigen Straße aber, die längs des kleineren Kanals hinführte, der den Bahndamm stundenlang begleitet, ziehen die Fellachen in Scharen einher, ihren Dörfern zu, denn die Sonne beginnt hinter dem flachen Horizonte herabzusteigen und breitet schon ihren rötlichen Abendglanz auf die Erde. Ueberreich bevölkert scheint das Nildelta zu sein, durch das uns der Zug trägt, denn außer den zahlreichen auf der Straße dahinziehenden Bauern hocken auch vor jeder der mit Schilfhauten bedeckten Erdhütten, die in endloser Folge an uns vorübergleiten, die Männer, Frauen und Kinder zu Hauf, die hier, so dunkelfarbig und schmutzig wie der Boden, der sie ernährt, ein Ameisenleben zu führen scheinen. Die Männer, meist in weißem Burnus, schreiten würdig und ruhig ihres Weges einher oder reiten auf ihren weißen Eseln dem Dorfe zu. Hinter ihnen, und nie der Wohltat des Reitens teilhaftig, wandeln die stets schwarzgekleideten Frauen, das Gesicht bis zu den großen, traurigen Augen verhüllt, meist mit Kindern oder auch mit Grasbündeln und Geräten beladen. Oder eine Kamelkarawane zieht bedächtigen Schrittes vorüber, schwerbeladen mit Früchten und Gras, geführt von den schwatzenden Treibern. Wohl könnte man glauben, daß das Land und die Bevölkerung auch zur Zeit der Pharaonen dasselbe Aussehen gehabt, daß Jahrtausende nichts an ihrem ganzen Habitus geändert, wenn nicht die Eisenbahn mit ihren überaus belebten Stationen und manche Meliorationsbauten der jüngsten Zeit einige scharfe Querstriche durch das in seiner großen Einförmigkeit ungemein charakteristische Bild gemacht hätten.

Auch die Fahrt nach den Pyramiden, die wir am anderen Tage in aller Frühe antraten, hinterließ uns denselben Eindruck von einer patriarchalischen, uralten Kultur dicht neben der großstädtischen Pracht des modernen Kairo. Hunderte von Kamelen kamen uns auf der von Tamarinden eingefaßten Straße entgegen mit mächtigen Lasten des frischen Grases auf dem Rücken, das wir draußen auf den Feldern von Tausenden von Händen schneiden sahen. Zwischen ihnen die auf Eseln reitenden Männer und die unter ihrer Kinderlast mühselig dahinschleichenden schwarzgekleideten Bäuerinnen. Auf den Aeckern zur Seite des Weges die uralten einfachen Brunnen mit mastenartig in die Lüfte

tragenden Schwengeln oder die Berieselungsvorrichtungen, deren Schöpfwerk ein im Kreise trabender Esel in Bewegung setzt. Die Bauernhäuser mit ihren flachen Dächern tragen hier einen ungleich wohlhabenderen Anstrich als drunten im Nildelta, und manche herrschaftliche Villa, von einem Garten mit üppigem Blumenflor umgeben, belebt hier das sonst so einförmige landschaftliche Bild, durch das der heilige Nil mit seiner Fülle von Fahrzeugen aller Art in majestätischer Breite rauscht.

Die Pyramiden glühten im Morgensonnenscheine, als wir sie nach etwa halbstündiger Fahrt in der Ferne erblickten. Unsere Wagen scheuchten schon so weit voraus die Beduinen aus ihren Nestern, die nun im vollen Trabe rennend uns begleiteten oder Richtwege über die Felder hin einschlugen, um vor uns dort zu sein und ihre Dienste uns anzubieten. Diese braunhäutigen Schlingel in weißem Burnus gehören ja wohl zum Bilde und ihre Unterstützung beim Besteigen der großen Pyramide des Cheops ist unerläßlich; aber ihre Aufdringlichkeit und unverschämte Bettelei stören doch ganz außerordentlich den ruhigen Genuß der gewaltigen Bauwerke, von denen sechs Jahrtausende auf uns herniederschauen. Seltsam ist, daß diese Bauwerke gar nicht so gewaltig erscheinen, auch wenn man dicht vor ihnen steht. Die dreite Basis vermindert den Eindruck ihrer bedeutenden Höhe derart, daß man erst Vergleiche ziehen muß, um eine wahre Vorstellung von dieser Höhe zu gewinnen. So könnte einen hier am Fuße der Pyramiden im ersten Augenblick wohl ein Gefühl der Enttäuschung beschleichen, wenn nicht wiederum der Gesamteindruck von der großzügigen Landschaft, die hier ja in die Wüste überzugehen beginnt, das Gefühl der Weite und Unendlichkeit in uns hervorriefe.

Der Wüstensand und die Wüstenhitze begannen während der wenigen Stunden, die wir draußen bei Pyramiden und Sphinx zubrachten, allmählich beschwerlich zu werden, und die Zunge klebte uns am Gaumen, als wir der fernen Stadt, die sich gerade hier dem Blicke des nach ihr Zurückkehrenden so wunderbar schön darbietet, wieder zufuhren. Durch ein Meer von frischem Grün — es hatte am Tage vorher in Kairo gergnet —, von Blüten- und Blumenduft, fuhren wir in die prächtigen modernen Straßen der Stadt mit ihren gewaltigen Palästen, Hotels und Villen wieder ein. Das großstädtische Leben war inzwischen hier erwacht und hatte mit seinem überwiegenden Europäertum die Eselkarren, Kamele und Esel, die am frühen Morgen sich auf diesen Straßen breit gemacht, beiseite gedrängt. Die Festträger, zum Teil in elegantester europäischer Kleidung und in den vornehmsten Equipagen, füllten jetzt die Straßen; auch die Araber in ihren Burnussen von farbiger Seide stellten jetzt den städtischen Wohlstand zur Schau im Gegensatz zu der patriarchalischen Armut der Landbevölkerung, die am frühen Morgen hier sichtbar wurde. — Noch ein Gang durch die Bazare und durch das Gewirr der engen Straßen, die wir zum Teil schon am Abend vorher gesehen, noch ein kurzer Aufenthalt in einer Moschee — und wir mußten wieder zum Bahnhofe eilen, wo das Europäertum eines komfortablen Speisewagens mit demselben banalen Gabelfrühstück, wie es auch zwischen München und Berlin serviert wird, uns aus allen orientalischen Träumen scheuchte.

Draußen hatte sich der vorher so sonnig leuchtende Frühlingshimmel mit einem dichten Wolkenschleier überzogen und ein heftiger Nordwind jagte dichte Staubwolken über das Nildelta hin, das am Abend vorher noch festlich im Abendsonnenscheine vor unseren Blicken sich gebreitet hatte. Im Hafen von Alexandria lag das Seeelboot, das uns zum Schiffe brachte, gewaltig auf der Seite, und die Wellen schlugen über Bord, so daß manche ängstlichen Gemüter schon den Ausflug nach Kairo zu verwünschen begannen; was aber alles den braven braunen Bootsmann nicht hinderte, auf der schmalen Bordleiste mit seinen nackten Füßen hin und her zu klettern und die ängstlich sich aneinander anklammernden europäischen Landratten um einen Backschisch anzubetteln.

O. B.

Der Strafvollzug in Oesterreich-Ungarn.

Zu den wichtigsten kriminalpolitischen Wünschen gehört im Deutschen Reiche die Erlassung eines Strafvollzugsgesetzes. Die verbündeten Regierungen sind zwar unter dem 28. Oktober 1897 über bestimmte Grundsätze, betr. den Vollzug von Freiheitsstrafen übereingekommen. Allein abgesehen davon, daß der gegenwärtige Strafvollzug, wie man ziemlich allgemein anerkennt, im Interesse wirksamerer Bekämpfung des Verbrechens noch immer sehr verbesserungsbedürftig ist, war die Vereinbarung bei verschiedenen einschneidenden Punkten, z. B. bei der Anstaltsdisziplin, eine lückenhafte, welche außerdem der Mitwirkung der Volksvertretung und der Garantien eines formellen Gesetzes ermangelt. Angesichts dieser Rechtslage hat es nicht nur erkenntnistheoretischen, sondern auch praktischen Wert, die Verhältnisse in Nachbarstaaten mit verwandter Kultur vergleichend heranzuziehen. Gelegenheit hierzu bieten zwei neue literarische Erscheinungen, welche sich mit dem Strafvollzuge in der habsburgischen Monarchie beschäftigen.

Unter dem Titel: „Der progressive Strafvollzug in Ungarn, Kroatien und Bosnien“ (1904, J. Guttentag) schildert Georg Langer, Staatsanwalt in Oels, in lichtvoller Weise und mit großer Gewandtheit des Ausdrucks die Erlebnisse einer Studienreise, die er im Mai und Juni 1903 zur Erforschung des in jenen Ländern aufgenommenen sogenannten irischen Strafvollzugssystems unternommen hat. Er berichtet sorgfältig über die Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Strafanstalten, die er besucht hat, über die bestehenden gesetzlichen und reglementarischen Normen, welche den progressiven Strafvollzug ordnen, sowie über die Zuständigkeit zur Erlassung der Normen, über die dienstlichen Verhältnisse der Anstaltsbeamten, über die verschiedene Art der Gefangenenbeschäftigung, endlich über die Wirkungen des Strafvollzugs auf die Sträflinge. Beigefügt werden zahlreiche statistische Tabellen. Bemerkt sei, daß der progressive Strafvollzug nicht wegen aller Delikte stattfindet und auch nicht in sämtlichen Strafanstalten eingeführt ist. Der Verfasser beschränkt aber ausdrücklich seinen Bericht auf die Anstalten mit progressivem Strafvollzugssystem. Wir entnehmen seinen interessanten Mitteilungen, daß man in den von ihm besuchten Ländern trotz gemeinsamer Grundzüge noch weit entfernt ist von einer annähernd gleichmäßigen Regelung. Je nach der Anstalt erleidet der Sträfling für die gleiche Tat ein verschiedenes Strafübel. Gemeinsam ist, daß auf die erste Stufe der Einzelhaft, deren Dauer jedoch an den verschiedenen Orten verschieden bemessen ist, eine Periode der Gemeinschaftshaft folgt, alsdann der Aufenthalt in einer eigenen, bei der Hauptstrafanstalt bestehenden, jedoch räumlich getrennten Zwischenanstalt, in welcher die Gefangenen eine mildere Behandlung genießen, bessere Nahrung erhalten und mit landwirtschaftlichen Arbeiten auf staatlichen Domänen beschäftigt werden. Im Falle von Verfehlungen tritt Rückversetzung in die Hauptanstalt ein. Verkehr mit Privatarbeitgebern kommt nur ausnahmsweise vor. Die letzte Stufe bildet die vorläufige Entlassung, welcher die Sträflinge der Zwischenanstalt bei guter Führung nach Verbüßung von mindestens drei Viertel (in Kroatien mindestens der Hälfte) ihrer Strafzeit auf Ansuchen (in Bosnien auch ohne dieses) teilhaftig werden können. Auch die zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe Verurteilten können, wenn sie mindestens 15 Jahre verbüßt haben, vorläufige Entlassung bekommen. Die Zuständigkeit zur vorläufigen Entlassung (Justizminister, Banus, Reichsfinanzminister), sowie das Verfahren sind verschieden geregelt. Der Verfasser konstatiert, daß man in allen drei Ländern mit der Einrichtung von Zwischenanstalten und mit den Ergebnissen der vorläufigen Entlassung zufrieden war. Die durchschnittliche Zahl der bei letzteren vorkommenden Widerrufe schwankt zwischen 0.45 und 1.10 Prozent. Sichere Schlüsse auf ein allgemeines Zurückgehen der Kriminalität infolge des progressiven Strafvollzugs lassen sich nicht ziehen. Doch kann aus der Schrift des Verfassers, der sich als einen Anhänger desselben bekennt, immerhin entnommen werden, daß derselbe sich im allgemeinen bewährt, obwohl die große Verschiedenheit der Organisation in den verschiedenen Anstalten einem zusammenfassenden Urteil darüber sehr hinderlich ist.

Digitized by Google

Die andere hier zu nennende Schrift bezeichnet sich: Streiflichter über den Strafvollzug in Oesterreich und anderes. Von Adolf Wolf. Salzburg, ohne Jahr. Das Buch trägt im wesentlichen einen polemischen Charakter gegen die bestehende Regelung des Strafvollzugs in Cisleithanien. Es bespricht in verschiedenen Aufsätzen u. a. auch die Todesstrafe (welche Verfasser, ausschließlich vom Besserungszweck geleitet, verwirft), die Fundverheimlichung (für deren Subsumierung unter die Unterschlagung der Verfasser entgegen dem neuesten Strafgesetzentwurf eintritt) und die Zeugenansage (in der Richtung nachträglicher Ermahnung und Vereidigung der Zeugen). Wichtigere neue Ideen treten hierbei nicht zutage. — Den breitesten Raum unter den Aufsätzen nehmen diejenigen über den Strafvollzug ein. Der Verfasser klagt, es komme vor, daß Analphabeten keinen Schulunterricht erhielten, damit der Lehrer einen schöneren Ausweis über seine Lehrtätigkeit erhalte; er behauptet ferner, daß die Anstaltsbeamten bestechlich seien, daß das Besuchswesen in keiner Anstalt geregelt wäre, daß die Richter ganz mangelhafte Kenntnis des Strafvollzugswesens hätten, daß in den Gerichtsgefängnissen die Aufseher und Kerkermeister ungeschulte und fachlich ungebildete Militäranwärter („Zertifikatisten") seien. Diese hätten kein Interesse, den Sträflingen Arbeit zuzuführen. Infolgedessen bestehe weitgehende Arbeitslosigkeit, ein Krebsschaden des Gefängniswesens. Durch mangelhafte Organisation der Gefängnisarbeit erleide der Staat einen Einnahmeausfall von 3 bis 4 Millionen Kronen. Die Gefangenen bekämen außerdem für ihre Arbeit zu niedrige Prämien, wodurch ihr Interesse am Arbeiten wegfalle. Grober Unfug bestehe in der mißbräuchlichen Anordnung von Krankenkost durch die Anstaltsärzte. Besserung in diesen Mißständen erhofft der Verfasser von der Annahme seiner zum Teil in Gesetzesform formulierten Vorschläge zur Strafvollzugsreform, worunter wir hervorheben: Erbauung von 15 neuen Zentral-Landesgefängnissen; einheitlicheren Vollzug der Freiheitsstrafen; häufigere Kontrolle der Gefängnisse, und zwar durch Juristen (Gerichtsvorsteher, nicht mehr Beamte der Staatsanwaltschaft); Schaffung eines kollegialen Strafvollzug-Zentralamts, an das die gesamte Oberleitung der Justizverwaltung auf dem Gebiete des Strafvollzugswesens übergeht. Hinsichtlich des Arbeitssystems wird gefordert: Abschaffung der Pächterarbeit, sowie des Regiebetriebs für den Verkehr nach außen, ausschließliche Einführung der Eigenregie zur Deckung der Anstalten-, Landes- und Staatsbedürfnisse. Endlich wird Vermehrung der Sträflingsfürsorgevereine gewünscht.

Mag auch vielleicht manchen der erhobenen Klagen ein berechtigter Kern zugrunde liegen, so fehlt doch die Angabe von Quellenmaterial, das eine Nachprüfung der gerügten Uebelstände ermöglichen würde. Unter den Verbesserungsvorschlägen befinden sich einige, die, ohne den Anspruch auf Originalität erheben zu können, immerhin beachtenswert erscheinen. Dahin gehört die Frage der Gefängnisarbeit, dagegen z. B. nicht die Abtrennung des Strafvollzugswesens von der Justizverwaltung, gegen die nach allem, was man über österreichische Justizverwaltung weiß, ein derartiges Mißtrauen gänzlich ungerechtfertigt ist. Bei manchen Verbesserungsvorschlägen kann man sich auch des Eindrucks nicht erwehren, daß bezüglich ihrer Durchführbarkeit die realen Verhältnisse und die für eine völlige Umgestaltung erforderlichen Faktoren zu wenig berücksichtigt sind. Dagegen sind die wohlmeinenden Absichten unverkennbar, welche dem Verfasser zu seinem Buche die Feder in die Hand gedrückt haben.

München. Dr. A. Köhler.

Bücher und Zeitschriften.

n. Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Von Paul Piur. 112 S. Halle 1903, M. Niemeyer.

Die Schrift des Dr. Piur bietet bei knappem Umfang sehr wertvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen wissenschaftlichen Sprache. Die Feinsetzung unserer gelehrten Sprache hat sich im Zeitraum von ca. 1640—1740, namentlich von ca. 1690—1730, vollzogen, und unter den Arbeiten an dem großen, für die Selbständigkeit unserer Kultur hochbedeutsamen Werke hat niemand mehr geleistet als Chr. Wolff, „der mit staunenerregendem Geschick und Scharfsinn die mannigfaltigen Resultate einer vorhergehenden Arbeitsperiode sammelt, sie sichtet, ordnet und neu bereichert, und ohne den die letzten, einen gewissen Abschluß erreichenden Bemühungen Gottscheds kaum zu verstehen und zu würdigen sind". Den Kern der Leistungen Wolffs aber hat der Verfasser ergriffen, indem er die „Neubildung von Abstrakten" bei ihm zum näheren Vorwurf seiner Untersuchung macht; denn nirgends dürfte jener Denker tiefer eingegriffen und fruchtbarer gewirkt haben als auf jenem Gebiet. Das erste Kapitel behandelt Wolffs Bedeutung für die mathematische deutsche Terminologie und zeigt, daß dieselbe hier im wesentlichen schon ihre abschließende Gestalt gewonnen hat, obwohl Wolff direkt wenig mathematische Termini schuf. Das zweite Kapitel verficht die Behauptung, daß nicht Leibniz und nicht Thomasius die deutsche philosophische Sprache geschaffen haben, sondern Wolff; es hat unseres Erachtens diese Behauptung in überzeugender Weise durch sorgfältigste Untersuchung erwiesen. Diese Untersuchung erörtert zuerst die Beziehung der Wolffschen Termini zur Mystik und Scholastik, dann zu Leibniz und Thomasius, endlich zur allgemeinen Literatursprache; überall ergibt sich, daß Wolffs Größe weniger im Schaffen als im präzisen und konsequent festgehaltenen Fixieren liegt. Abschließend behandelt endlich ein drittes Kapitel Wolffs Bedeutung für den Wortschatz der allgemeinen Literatursprache und erweist seine große Wirkung in der glaiesachen Richtung, daß einmal Ausdrücke aus der Allgemeinsprache von ihm technisch fixiert wurden, ferner aber die Philosophie in der Bildung neuer Wörter voranging. — Die durch Umsicht des Verfahrens wie durch Klarheit der Sprache gleich hervorragende Untersuchung verdient Beachtung weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus, ist es doch ein Stück Entwicklungsgeschichte des deutschen Gedanken- und Geisteslebens, das uns hier in anschaulicher Weise entgegentritt.

Entwicklungsgeschichte. Anthropogenie. Stammesgeschichte und Keimungsgeschichte des Menschen. Von Ernst Haeckel. 5. Auflage. 2 Bände. Leipzig 1903. W. Engelmann.

Als dieses Buch im Jahre 1874 erschien, erregte es so großes Aufsehen, daß schon nach drei Jahren die dritte Auflage nötig geworden war. Haeckel, der begeisterte Apostel Darwins, trug die Forschungsresultate des stillen Gelehrten in die Welt und machte den Darwinismus zum Gemeingut der zivilisierten Menschheit. In den 30 Jahren, welche seit dem Erscheinen der Anthropogenie verstrichen sind, hat sich vieles geändert, der Darwinismus ist ein Gebäude, an dessen Fundament ernstlich gerüttelt wird — auch im wissenschaftlichen Lager. Aber trotz alledem bleibt Darwin das Verdienst, daß er der Forschung neue Bahnen gezeigt hat und daß heute noch die Epigonen auf seinen Schultern stehen. Ein Werk wie die Anthropogenie, das seinem Schöpfer Weltberühmtheit errang, läßt sich nicht kritisieren, es sei nur darauf hingewiesen, daß in der neuen Auflage Autor und Verleger das Mögliche getan haben, dasselbe würdig auszustatten. — Nicht ohne eine gewisse Wehmut liest man in dem Buche, welche für die Wissenschaft fruchtbare Zeit — hinter uns liegt. Die Männer, die mit Darwin gearbeitet haben, werden seltener und die Lehren des großen Engländers werden bekämpft oder vergessen. Was wir heute leisten, ist Kleinarbeit im Vergleich zu dem Riesengebäude, das uns Haeckel errichtet hat. Es stammt noch aus den Jahren des wissenschaftlichen Aufschwungs, eine knorrige Eiche, umgeben von kleinem Buschwerk.

Der Deszendenzgedanke und seine Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit. Von E. Dacqué. München 1903, E. Reinhardt.

Daß eine Lehre, wie sie Darwin der Welt hinterlassen hat, nicht fertig dem Kopfe eines einzelnen entspringt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Aber daß der Deszendenzgedanke bis ins klassische Altertum zurückreicht, dies nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst des Autors obengenannter Broschüre, der es auch verstanden hat, den Faden durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Von hohem Interesse ist es, zu sehen,

Digitized by Google

wie der Glaube an die Lehrsätze der Bibel lange der freien Forschung entgegenstand, sie hemmte, bis Galilei eine Bresche geschaffen hatte. Angenehm berührt es, daß Dacqué der übergroßen Bescheidenheit Darwins als Mensch und Forscher, sowie seiner zögernden Uebergewissenhaftigkeit gedenkt, da ja von anderer Seite mit den letzten Ueberbleibseln dieses Geistesheroen am liebsten auch dessen Andenken verbrannt würde. Was nach Darwin kommt, sind zum Teil seine begeisterten Schüler, unter denen Haeckel an erster Stelle steht, zum Teil öde Nachbeter, zum Teil aber auch Widersacher, die durch ihre Einwände Darwins Werk vervollständigen und ausbauen. Eine Geschichte der Descendenztheorie zu schreiben, war ein guter Gedanke; es ist anzuerkennen, daß der Autor seiner Aufgabe im Rahmen einer Uebersicht vollauf gerecht geworden ist.

m.

Grillparzers sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von Moritz Necker.

In dem rührigen Verlage von Max Hesse in Leipzig ist im vorigen Jahre eine neue volksmäßige Ausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken erschienen, die bei der steigenden Wertschätzung und Verehrung, die seit wenigen Jahrzehnten innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes dem Dichter in hohem Maße zuteil werden, durch Vollständigkeit und Billigkeit einem Bedürfnisse nachkommt. Es war ein glücklicher Griff zu nennen, daß der Leipziger Verleger seine neue Ausgabe einem so bewährten Literaten und trefflichen Kenner der Grillparzer-Literatur anvertrauen konnte, als den Moritz Necker sich nicht nur in zahlreichen Abhandlungen des Grillparzer-Jahrbuches, sondern auch durch die deutsche Bearbeitung von Ehrhards Werk über „Franz Grillparzers Leben und Werke“ erwiesen hat, worin er die reichen und dem französischen Verfasser teilweise unzugänglichen Ergebnisse der Grillparzer-Studien verwertet und das Buch eines fremden Autors zu einer wirklichen Bereicherung der heimischen Literatur über den großen Dramatiker erhoben hat. — Vor allem ist die in ihrer knappen und doch ausreichenden, anregenden Form geschriebene treffliche Lebensbeschreibung Grillparzers anerkennend hervorzuheben, die das Werk einleitet, und uns ein lebendiges und anschauliches Bild des Dichters und Menschen vor Augen führt, wobei der Verfasser meist dem Dichter selbst das Wort gibt, und dadurch nicht nur die Unmittelbarkeit, sondern auch die überzeugende Kraft einer Biographie erhöht. Bei dem Vielen, was sich heute nach den Ergebnissen seines Nachlasses und der vielseitigen Forschungen über Grillparzers Wesen und Dichten sagen läßt, ja gesagt werden muß, darf diese einleitende Biographie in ihrem reichen Inhalte bei aller räumlichen Begrenzung als eine kleine Meisterleistung bezeichnet werden, die jedermann, der sich über den Dichter ohne Mühe orientieren will, auf das wärmste zur Lektüre empfohlen werden kann. Was die Einleitungen zu den einzelnen Werken betrifft, so hätten sie nach der ästhetischen Seite hin allerdings manchmal mehr ins Breite gehen können — aber sie entschädigen reichlich dafür durch den glücklichen Gedanken des Verfassers, anschließend an diese folgen zu lassen, was Grillparzer selbst über seine Dichtungen gedacht und geschrieben hat, und dieses Vorgang muß um so mehr gebilligt werden, je klarer und objektiver der Dichter an sich selbst Kritik zu üben gewohnt war. Der Verfasser ging dabei auch von dem für eine volkstümliche Ausgabe wichtigen Grundsatze aus, statt des eigenen, gewissermaßen immer bevormundenden Urteils dem Leser selbst die nötigen Hilfsmittel zur selbständigen Beurteilung an die Hand zu geben. In Bezug auf Vollständigkeit ist die Ausgabe in jeder Hinsicht zu loben und zu empfehlen. Sie ergänzt sogar, soweit ich bei flüchtiger Durchsicht wahrnehmen konnte, die 20bändige große Ausgabe Sauers um die Tagebuchblätter aus dem Grillparzer-Jahrbuche und um einige Gedichte im ersten und zweiten Bande, die in Zeitschriften von Sauer vereinzelt veröffentlicht worden sind. Ueberdies ist in die Einleitungen viel Material hineingearbeitet worden, das in den Werken nicht enthalten ist, und sind bezügliche Vorarbeiten und die Ergebnisse der Grillparzer-Forschung, wo es paßte, sehr gewissenhaft verwertet worden. So z. B. in der Einleitung zum Stücke „Ein treuer Diener seines Herrn“, jene interessanten Aktenstücke, die bei den Verhandlungen mit dem Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky wegen der Aufführung zwischen ihm und dem Dichter gewechselt wurden; in die Einleitung zur „Esther“ wurde das höchst bezeichnende Gespräch Grillparzers mit Frau v. Littrow-Bischoff aufgenommen, das sich über die von ihm geplante Fortsetzung des Fragments ausspricht. Für den „Bruderzwist im Hause Habsburg“ bringt der Verfasser eine treffliche Skizze des historischen Kaisers Rudolf (nach Stieve), wobei Grillparzers Abweichungen von der historischen Wahrheit trefflich ins Licht gestellt werden. Auch Anton Schönbachs verdienstliche Arbeit über Schreyvogel (in dessen „Gesammelten Aufsätzen über neue Literatur“), sowie Glossys umfassende Forschungen z. B. in der Einleitung zum „Ottokar“ sind gewissenhaft und zweckmäßig vom Herausgeber verwertet worden.

Dr. Gnad.

*

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

21. April Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Pland las über die Extinktion des Lichts in einem optisch homogenen Medium von normaler Dispersion. Anknüpfend an eine frühere Untersuchung wird auf Grundlage der elektromagnetischen Lichttheorie ein neuer Ausdruck für die Extinktion des Lichts bei normaler Dispersion abgeleitet. 2. Hr. Hertwig hat in der Sitzung am 3. März eine weitere Abhandlung der HH. Prof. R. Krause und Dr. S. Klempner: „Untersuchungen über den Bau des Zentraknervensystems der Affen. Das Hinter- und Mittelhirn vom Orang-Utan.“ vorgelegt, deren Aufnahme in den Anhang zu den Abhandlungen des Jahres 1904 heute genehmigt wurde. 3. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie durch die philosophisch-historische Klasse bewilligt: Hrn. Prof. Dr. Leopold Cohn in Breslau zu einer Reise nach Rom zum Zwecke der Vergleichung einer Philo-Handschrift 850 Mark; Hrn. Dr. Wilhelm Crönert in Göttingen zu einer Untersuchung der philosophengeschichtlichen Papyri in Neapel 400 Mark; Hrn. Prof. Dr. Heinrich Finke in Freiburg i. B. zur Förderung seiner Arbeiten für die Herausgabe der diplomatischen Korrespondenz des Königs Jayme III. von Aragon (1291 bis 1327) 800 Mark; Hrn. Prof. Dr. Johannes Kromayer in Czernowitz zum Abschluß der Herausgabe der von ihm aufgenommenen Karten antiker Schlachtfelder 1900 M.; Hrn. Pfarrer W. Tümpel in Unterneuhendorf zur Herausgabe von Band II des Werkes „Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts“ nach den Materialien des verstorbenen Oberpfarrers D. Albert Fischer 600 Mark.

*

Die älteste datierte Karte mit dem Namen Berlin.

Man schreibt uns: Diese Karte „Das sein dy lantstrassen durch das Romisch reych ... Getrukt von Georg glogkendon zu Nurnbeegk 1501“, über die wie in Nr. 97 berichteten, gehört zu jener Gruppe „der ältesten Reisekaeten von Deutschland aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts“, über die Dr. August Wolkenhauer, Assistent am Geographischen Institut der Universität Göttingen, vor der Abteilung Geographie auf der letzten Naturforscherversammlung in Kassel sprach. Dr. Wolkenhauer wies in seinem Vortrage nach, daß die Glockendonsche Karte, deren Verfasser nicht genannt ist, die als verloren betrachtete Karte des Nürnberger Kompaßmachers Erhard Etzlaub sei. Dr. Wolkenhauer stellte in seinem Vortrage (erschienen: Deutsche Geographische Blätter, Bremen, Bd. 26, H. 3 u. 4) die Publikation der wichtigsten dieser Reisekarten in Aussicht, zu welchem Zwecke die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen Mittel zur Verfügung gestellt hat. Dort werden auch die beiden wertvollsten dieser Karten, die sich im Besitze seiner Durchlaucht des regierenden Herrn Johann II. von

Liechtenstein befinden, und die zur Zeit als Unika anzusehen sind, veröffentlicht werden. Besonders die jüngere dieser beiden Karten, eine wenig veränderte Kopie der Karte von 1501 ist ein wahres Kleinod. Die Ausführung ist bedeutend sorgfältiger; es ist ein schön kolorierter Holzschnitt, umgeben von einem farbenprächtigen Wappenkranze. Die Größe des Blattes ist zirka 60×45 Zentimeter. Es ist geplant, diese Karte in den Farben des Originals herzustellen. Dr. Wolkenhauer beabsichtigt gleichzeitig eine Publikation der ältesten gedruckten Karten von Deutschland, zunächst aller Karten des Zeitraumes 1478 bis 1513, zu geben (Ptolemäus 1478 und 1482, Cusa (? 1491), Hartmann Schedel 1493, Römische Karte 1507, Waldseemüller 1513). Bis 1513 rechnet Wolkenhauer den ersten Abschnitt der Kartographie von Deutschland nach der Wiedererweckung des Ptolemäus. 1478 erschien die erste Ptolemäuskarte von Deutschland im Druck und 1513 die Waldseemüllersche Karte von Deutschland, die einen bedeutenden Fortschritt darstellt, aber in der Hauptsache auf eben genannten Reliefkarten fußt. Die berühmte Waldseemüllersche Ptolemäusausgabe (Straßburg 1513), welche zum erstenmal neben den 27 alten ptolemäischen Karten eine große Anzahl (20) moderner Karten bringt, ist als erster „moderner Atlas" anzusehen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Von deutschen Bibliotheken. Im Vorjahre starb der langjährige Direktor der königl. Universitätsbibliothek in Göttingen, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Dziatzko, ein ebenso ausgezeichneter klassischer Philologe und Kenner der Geschichte der Buchdruckerkunst wie fleißiger Bearbeiter seines Forschungsgebietes. Dr. Alfred Schneider (Göttingen) veröffentlicht nun soeben in Heft 17 der von dem Verstorbenen gegründeten Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten die Titelreihe der von Dziatzko geschriebenen Aufsätze. Von dem Umfang der literarischen Tätigkeit des zu früh Verstorbenen mag die Tatsache zeugen, daß nur diese Titelaufzählung zwölf Großoktavseiten füllt, indem 165 längere und kürzere Aufsätze zu verzeichnen waren.

* Ehrungen. Der Prinz-Regent von Bayern hat dem durch Forschungen auf zoologischem und ethnologischem Gebiet bekannten Dr. med. et phil. Karl Haberer in Yokohama den Titel eines kgl. Professors verliehen; die gleiche Auszeichnung wurde von preußischer Seite dem langjährigen Vorsitzenden des Zentralvereins für Handelsgeographie und Herausgeber der Zeitschrift Export Dr. jur. et phil. Robert Jannasch in Berlin zuteil.

* Das Straßburger Denkmal des jungen Goethe wurde gestern auf dem dortigen Universitätsplatz feierlich enthüllt. Ansprachen und Reden wurden dabei u. a. vom Statthalter Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, vom Staatssekretär v. Köller und Unterstaatssekretär v. Schraut, Oberbürgermeister Back, dem Direktor des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs, Geheimrat Suphan, sowie den Literarhistorikern Martin (Straßburg) und Erich Schmidt (Berlin) gehalten. Einen eingehenden Bericht über die bedeutungsvolle Feier finden unsere Leser im heutigen Abendblatt.

K. v. J. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris wird uns d. d. 26. April geschrieben. Der gestrige „große Tag" der Akademie zeigte einmal wieder den obligatorischen Ponegyrikus in seiner ganzen Lächerlichkeit. Der arme René Bazin, dessen Aufnahme festlich begangen wurde, führte einen wahren Eiertanz auf, um von seinem, ihm innerlich ganz fernstehenden Vorgänger Legouvé, dessen „Adrienne Lecouvreur" ohne die bekannte Paraderolle längst vergessen wäre, nicht allzuviel Schlechtes zu sagen. Er verweilte bei nichtigen Dingen, um über die Hauptsache mit ironischem Lächeln hinwegzugehen. Und dem bedauernswerten „Pathen", Brunetière, ging's nicht besser, denn was sollte dieser eingefleischte Ultramontane wohl zum Preise seines Täuflings, des naturalistischen Dichters von „Oberlé" vorbringen, was ihm einigermaßen aus dem Herzen gekommen wäre? Der Roman ist jetzt übrigens in der Akademie reichlich vertreten. Neben Bazin durch Pierre Loti, Bourget, Anatole France und André Theuriet. Zur Zeit, da sich der Roman in der Literatur Frankreichs Bürgerrecht erwarb, war das anders. Vergeblich klopften die Verfasser von Manon Lescaut und Gil Blas, der Abbé Prévost und Le Sage, an die Tür des Palais Mazarin, das sich so vielen „Unsterblichen" öffnete, von denen heute kein Mensch mehr etwas weiß.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Psychiater unserer Universität Hofrat Dr. Kräpelin ist am 29. April von seiner Reise nach Ostasien, die sich vor allem auf Java und die Hafenorte des südlichen Indiens erstreckte, wohlbehalten zurückgekehrt. Der Zweck der Reise war in erster Linie, die Unterschiede in dem Symptomenkomplex der Psychosen bei den Malayen gegenüber den Europäern festzustellen. Professor Kräpelin beabsichtigt, wie wir vernehmen, über das interessante Resultat seiner Studien auf der im Juni in Ansbach stattfindenden Versammlung des Vereins bayerischer Psychiater eingehend zu berichten.

H. **Heidelberg.** Die theologische Fakultät unserer Hochschule erhielt von ihren beiden Jubiläums-Ehrendoktoren, den schottischen Zwillingsschwestern Mrs. Lewis und Mrs. Gibson, welche in dieser Woche hierher gekommen waren, um der Fakultät den Dank für die Ehrenpromotion abzustatten, als Geschenk eine auf etwa 250 Glasplatten photographierte Reproduktion des berühmtesten der von den beiden Bibelforscherinnen entdeckten Codices: der syrischen Evangelienhandschrift aus dem Katharinenkloster auf dem Sinai.

oem. **Breslau.** Der praktische Arzt Dr. med. Hans Reichenbach hat sich als Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert. — Der praktische Arzt Dr. med. Gustav Baermann aus München ist als Assistenzarzt an die dermatologische Universitätsklinik nach Breslau berufen worden.

h. c. **Eberswalde.** Dem Privatdozenten, Professor Dr. phil. Johannes Schubert ist die Professur für Physik, Meteorologie und Geodäsie an der kgl. Forstakademie in Eberswalde übertragen worden. Zugleich wurde Schubert zum Dirigenten der meteorologischen Abteilung des forstlichen Versuchswesens in Preußen ernannt. Schubert, aus Danzig gebürtig, studierte in Königsberg und promovierte daselbst.

* **Wien.** Der bekannte Nationalökonom der hiesigen Universität Hofrat Professor Dr. Karl Menger, der im Vorjahre seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand erbeten hatte, ist nunmehr vom Kaiser zum Honorarprofessor der politischen Oekonomie an der Universität ernannt worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Georg Hartwig (Emmy Koeppel): Wenn Du mich liebst. Roman in 2 Bänden. Stuttgart etc. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 256 u. 235 S. — Dr. Franz Kaha: Die einheitliche Kodifikation des internationalen Privatrechts durch Staatsverträge. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 35 S. — Dr. Alois Schulte, ord. Professor der Geschichte an der Universität Bonn: Die Fugger in Rom 1495—1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. Bd. I: Darstellung. M. 1 Lichtdrucktafel. Bd. II: Urkunden. M. 2 Lichtdrucktafeln. Ebenda 1904. 306 u. 247 S. — H. Findeisen, Rechtsanwalt: Das Reichsgesetz betr. Kinderarbeit in ge-

Digitized by Google

werblichen Betrieben vom 30. März 1903 systematisch dargestellt nebst Ausführungsbestimmungen aus dem Reich, den Königreichen Preussen, Bayern und Sachsen, sowie den Thüringischen Staaten. Ebenda 1904. 104 S. — R. Rocholl D.: Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Heide. 5. Aufl. Hannover u. Berlin 1904. Karl Meyer. 312 S. — Max Hübner, Oberstleutnant z. D.: Eine Pforte zum schwarzen Erdteil. Die Gestade, Steppen und Wüsten Nordafrikas. Moderne Wanderziele zwischen Marokkos Ostgrenze und Tripolitanien. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 312 S. — Sir William Willcoks: The Assuân Reservoir and Lake Moeris. With translation in French and five plates. London u. New-York 1904. Spon & Chamberlain. 35 u. 38 S. — Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Hrsg. u. erläut. von Albert Köster. Berlin 1904. Gebrüder Paetel. 231 S. — Friedrich Landy: Das Hans Bulton. Russischer Kultur-Roman aus der Zeit Nikolaus I. Wien 1904. Karl Konegen. 431 S. — Fr. F. H. Pughe, M. A. Oxford: Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria. Ebenda 1904. 102 S. — Prof. Carlos Holbling: Deutsch-Portugiesische Handelskorrespondenz. (Göschens Kaufmännische Bibliothek. Band 5.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 255 S. — Georg Göhler: Keine Konzert-Tantieme! Ein Aufruf an alle Freunde der deutschen Musikpflege. Leipzig. Max Hesse. 56 S. — Albert Sorel de l'Académie française: L'Europe et la révolution française. 7. partie: Le blocus continental. — Le grand empire. 1806—1812. Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 606 S. — D. H. Müller: Die Kohler-Peisersche Hammurabi-Uebersetzung. (S.-A. a. d. Zeitschr. f. d. Privat- und Oeffentl. Recht der Gegenwart. XXXI. Band.) Wien 1904. Alfred Hölder. 16 S. — Georg Freiherr von der Goltz, Oberst und Kommandeur: Die Ausbildung der Infanterie für den Angriff. Vorschläge und Erfahrungen. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 70 S. — Hoppenstedt, Major und Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam: Uebungsritte in Aufgaben, Durchführung und Berichten für Offiziere aller Waffen. Ebenda 1904. 139 S. — Kunz, Major a. D.: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 17. Heft: Die Kämpfe bei Fröschweiler und die Verfolgung der Franzosen. Ebenda 1904. 228 S. — Dr. Max Schmidt, ord. Prof. der Kunstgeschichte an der kgl. technischen Hochschule zu Aachen: Kunstgeschichte. Nebst einem kurzen Abriss der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood, Berlin. (Hausschatz des Wissens. Abt. IX. Bd. 14.) Neudamm. J. Neumann. 842 S. — Dr. Georg Adler, Professor an der Universität Kiel: Die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben. Jena 1904. Gustav Fischer. 55 S. — Fr. H. Weissbach: Das Stadtbild von Babylon. (Der alte Orient. Jahrg. 5. Heft 4.) Leipzig 1904. J. C. Hinrichs. 31 S. — Paul Natorp: Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. 2. verm. Aufl. Stuttgart 1904. Fr. Frommann. 400 S. — Rudolf Topp: Gerhino und Zoraide. Trauerspiel in vier Akten. Dresden 1904. E. Pierson. 154 S. — Zens: Gedanken über Kunst und Dasein von einem Deutschen. Stuttgart 1904. Ferdinand Enke. 218 S. — Albert Katz: Der Chassidismus. Berlin 1904. M. Poppelauer. 34 S. — Georgii, Rechtsanwalt: Die Haftpflichtversicherung im „Entwurf eines Gesetzes über den Versicherungsvertrag". Kritisches und Dogmatisches. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 146 S. — Frank Wedekind: Die Buchse der Pandora. Tragödie in drei Aufzügen. 2. Aufl. Berlin. Bruno Cassirer. 89 S. — Leo N. Tolstoi: Drei Parabeln, ferner Erzählungen etc. von W. Korolenko, M. Gorkij, A. Ossipow, A. Tschechow und Ssaltykow-Schtschedrin. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig. B. Elischer Nachf. 170 S. — Victor Basch, Professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Rennes: L'Individualisme anarchiste. Max Stirner. Paris 1904. Félix Alcan. 294 S. — Dr. August Köhler, Privatdozent der Rechte an der Universität München: Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum. München 1904. C. H. Beck. 120 S. — Ernst Rudorff: Heimatschutz. Dritte veränderte Auflage. München u. Leipzig. Georg Müller. 116 S. — C. Viebig: Das schlafende Heer. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 518 S. — Dr. Hans Landsberg: Die Moderne Literatur. Berlin 1904. Leonhard Simion Nachf. 109 S. — Karl Scheffler: Die Moderne Malerei und Plastik. Ebenda 1904. 72 S. — Prof. Dr. Konrad Kretschmer: Historische Geographie von Mitteleuropa. (Handbuch der mittelalterl. und neueren Gesch. Hrsg. von G. v. Below u. F. Meinecke. Abt. IV.) München u. Berlin 1904. R. Oldenbourg. 650 S. — Gabriele Reuter: Gunhild Kersten. Eine Novelle. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 197 S. — Henri de Regnier: In doppelten Banden. (La Double Maitresse.) Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Ebenda 1904. 404 S. — B. Schulze-Smidt: Demoiselle Engel. Eine Altbremer Hausgeschichte. Illustriert von W. Hoffmann. 2. Aufl. Ebenda 1904. 206 S. — Adolf Hausrath: Luthers Leben. 1. Band. Berlin 1904. G. Grote. 572 S. — Wahre erstklassige Menschen. Militärroman. Selbsterlebtes mit dem Herzen geschrieben von einem aktiven Stabsoffizier. 2. Aufl. Berlin 1904. W. Schultz-Engelhard. 269 S. — Edmund Langer, Schlossarchivar auf Schloss Totschen a. E.: Die Anfänge der Geschichte der Familie Thun. S.-A. a. d. Jahrbuch „Adler" 1904. Wien 1904. Karl Gerolds Sohn. 42 u. 8 S. — Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. 7. Band: Die Braut von Messina. Wilhelm Tell. Semele. Menschenfeind. Huldigung der Künste. M. Einl. u. Anmerkgg. von Oskar Walzel. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 374 S. — Hans Blum: Neue Novellen. (Aus dem Leben.) Berlin 1904. Gebrüder Paetel. 215 S. — Edward Stilgebauer: Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. 1: Mit tausend Masten. Berlin 1904. Rich. Boog. 416 S. — Heinz Tovote: Sonnemanns. Roman. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 236 S. — Katalog der öffentlichen Bibliothek im Grossherzoglichen Schlosse zu Mannheim. 3. vervollständigte Ausgabe. Im Auftrage des Verwaltungsrats ausgearbeitet von Max Oeser, Bibliothekar. Mannheim 1904. 199 S. — Friedrich Thimme: Die Hannoversche Heeresleitung im Feldzuge 1866. Hannover 1904. Otto Tobias. 48 S. — William Shakespeare: Mass für Mass. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Bandissins Uebersetzung für die Aufführung eingerichtet von Eugen Kilian. Leipzig. Philipp Reclam jr. 95 S. — Dr. Paul v. Salvisberg: Das Preiskartell des deutschen Buchhandels und die Hochschulen. München 1904. Akademischer Verlag. 131 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: H. Schnmacher, München.

Kostbare alte Bücher und Stiche
kauft fortwährend
Ludwig Rosenthals Antiquariat,
München, Hildegardstrasse 16. (6324)c

(5295 c)

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 3. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Aufgabe der Psychologie. (Eine Erwiderung.) Von Professor Dr. Theodor Lipps (München).

Godefroy Cavaignacs „Entstehung des heutigen Preußens" (Band II). Von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf (Stuttgart).

Zuschriften aus dem Leserkreise.

II. Bücher und Zeitschriften.

Rox Eyth: Im Strom unserer Zeit.

III. Allgemeine Rundschau.

Luigi Chialo †. — Gustav Trockenbrodt †. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Aufgabe der Psychologie.*)

Eine Erwiderung.

Von Professor Dr. Theodor Lipps (München).

„Die Psychologie unserer Tage bedarf einer Reform von Grund aus." So sagte ich gelegentlich einmal am Schlusse einer kleinen kritischen Auseinandersetzung. Dies Wort scheint auf Herrn Dr. Witasek, Privatdozent in Graz, einen gewissen Eindruck gemacht zu haben. Und als nun mein „Leitfaden der Psychologie" ihm zu Gesicht kam, da erwartete er darin die „Reform-Psychologie" zu finden. Er ging, wie es scheint, an das Buch mit der Befürchtung, darin das Gruseln zu lernen. Und er fand auch zunächst einige Ausdrücke, die ihn befremdeten. Dann aber entdeckte er, daß in dem Buche nicht von völlig neuen und nie dagewesenen, sondern mitunter von sehr gewöhnlichen Bewußtseinstatsachen die Rede sei, und daß auch das Denken in ihm nach gewöhnlicher Logik vor sich gehe. Freilich, die von mir gebrauchten Begriffe schienen den Anspruch zu erheben, sehr scharf und bestimmt genommen zu werden. Und es war auch wohl darin dem Leser einige geistige Arbeit zugemutet. Aber vielleicht schadete es diesen Begriffen nicht, wenn in sie ein Sinn hineingelegt wurde, der dem Vorstellungskreis Witaseks näher lag; und die Zumutung der geistigen Arbeit brauchte man sich eben einfach nicht gefallen zu lassen. Nach dieser Entdeckung kam wiederum Ruhe in Herrn Dr. Witaseks Gemüt. Die Besorgnis, daß er durch mich gezwungen werden könne, etwas zu lernen und einige seiner Gedanken umzudenken, wich. Er fühlte sich wiederum zu Hause und damit zugleich überlegen. Statt sich mit dem Buche zu plagen, konnte er es rezensieren und im übrigen so weiter denken, wie es seiner bisherigen Gewohnheit entsprach. Dies ist der Prozeß in der Seele Witaseks, aus dem ich mir seinen Aufsatz über „Neuere Psychologie", der vor einigen Tagen in diesem Blatte erschien und der sich mit meinem vor kurzem erschienenen „Leitfaden der Psychologie" beschäftigt, zu erklären versuche.

Es gab eine Zeit, da hatte auch ich noch mehr von dieser leicht-fröhlichen Art. Jetzt erscheint mir die Psychologie von Tag zu Tag mehr als eine ernste und gar nicht leicht zu nehmende Sache. Immer aber war ich der Meinung, daß die wissenschaftliche Kritik auch in der Psychologie ernste Verpflichtungen auferlege. Sie mag scharf und verletzend sein; und sie soll rücksichtslos sein. Aber sie muß ernsthaft sein, getragen vom Bewußtsein der Verantwortlichkeit und gegründet auf den ernsten Willen des Verständnisses. Und dies wird immer einige geistige Arbeit erfordern. Gewiß, irren ist menschlich; und das Unvermögen ist nur bedauernswert. Der Leichtsinn aber verfällt einer anderen Beurteilung. Salchen Leichtsinns klage ich hiermit öffentlich und in dürren Worten Herrn Dr. Witasek an. Jetzt hat Herr Dr. Witasek das Wort zur Rechtfertigung.

Jenes Wort von der Notwendigkeit einer Reform der Psychologie ging speziell, wie ich an der betreffenden Stelle mich ausdrückte, gegen solche, die „den Geist zu erklären meinen, indem sie ihn austreiben". Sie behalten dann die Teile in der Hand. Im Bewußtseinsleben tritt aber das „geistige Band" zu den Teilen nicht hinzu, sondern es ist dasjenige, worin und wodurch erst die Teile ihr Dasein haben.

Daß man nicht nur aus dem Geist überhaupt, sondern auch aus einem einzelnen Produkt geistiger Arbeit den Geist austreiben kann, hat Witasek durch jenen Aufsatz gezeigt. Und er hat dabei schließlich auch von den Elementen nur wenig in der Hand behalten. Er sieht zufällig einige Begriffe und hält sie für entscheidend. Wo er aber (etwa durch Einfügung eines Wortes in Klammern) dem Leser die Begriffe zu erläutern versucht, verfolgt ihn überall — ich rede hier euphemistisch — ein böses Geschick. Hinter „Inhalt des Bewußtseins" setzt Witasek in Klammern: oder das Bewußtsein vom Gegenstande; hinter „Forderungen des Gegenstandes": = Beschaffenheiten; hinter „Urteil": die Apperzeption. Und doch suche ich mit allen Mitteln eindringlich zu machen, daß das Haben eines Inhaltes und das Denken eines Gegenstandes mit einander unvergleichliche Dinge sind; daß Forderungen eines Gegenstandes eben Forderungen sind und ganz und gar nicht Beschaffenheiten; daß das Urteil gleichbedeutend ist mit dem Forderungs- oder Objektivitäts- oder Geltungsbewußtsein, und daß dafür das Apperzipieren nur die Voraussetzung bildet. Und dies alles sind nicht nebensächliche Punkte, sondern Pfeiler meiner Psychologie. Man nehme sie weg, und meine Psychologie wird zur — Psychologie Witaseks oder etwas Verwandtem. Auch die Gleichsetzung von Apperzeption und Beachtung ist falsch. Freilich ist Apperzeption zunächst Beachtung; aber es liegt weiterhin in diesem Begriffe sehr viel mehr. Und in jedem Falle fragt es sich, wie ich die „Beachtung" bestimme. Auch wenn Witasek fragt, ob denn die Vorstellungen nicht ebensogut wie die Gefühle zum Ich gehören, so zeigt er, daß er vollkommen übersieht, worum es sich bei mir handelt. Gewiß gehören die Vorstellungen zum Ich. Die ganze von mir gedachte Welt gehört zum Ich. Aber es fragt sich hier jedesmal, in welchem Sinne die „Zugehörigkeit" gemeint ist.

Auch dieser Punkt ist für meine Psychologie entscheidend. Und weiter. Von der „Seele" sage ich an einer Stelle, sie sei wie die Materie ein Zusammenhang von Möglichkeiten, Kräften, Dispositionen. Witasek fragt: getragen von einem Substrat? Aber daß sich das „Substrat" hier wie in der Naturwissenschaft in bloße Möglichkeiten auflöse und daß diese an sich nichts seien, kein denkbarer

*) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 80 d. J.

Gegenstand, das ist ja eben der Sinn jenes Satzes. Auch daß ich fordere, man solle die Seele als etwas vom Gehirn Verschiedenes ansehen, ist nicht richtig. Auch hier ist der Sinn meiner Worte Witasek völlig entgangen. Es steht aber hier nicht mehr und nicht minder als der ganze Sinn der „Psychologie" in Frage. Wenn endlich Witasek sagt: für mich falle Ethisches und Aesthetisches im Grunde zusammen, so kann ich ebensowohl sagen, ich habe alles Gewicht darauf gelegt, dies beides zu einander in äußersten Gegensatz zu stellen. Kurz, Witasek hat hier überall eben dasjenige, worum es sich handelt, nicht gesehen, geschweige, daß irgendwie das Charakteristische meines Buches von ihm gefunden, irgendwelches Verständnis für die leitenden Gesichtspunkte, die beherrschenden Grundgedanken, für das, was ich in dem Buche eigentlich will, ihm aufgegangen wäre. Wäre das Buch, was es nach Witasek zu sein scheinen muß, dann wäre der bei aller Ueberlegenheit doch nachsichtige, ja fast wohlwollende Ton, in welchem Witasek mich behandelt, übel angebracht.

Die Reform der Psychologie, die ich fordere, soll natürlich nicht durch meinen Leitfaden der Psychologie vollbracht werden. Das Buch soll nur an seinem Teile dazu beitragen. Dabei weiß ich mich als Mitarbeiter anderer. Witasek wundert sich, daß ich gerade Wundt an einigen Stellen erwähne, da doch in mehreren Dingen zwischen Wundt und mir zweifellos ein Gegensatz bestehe. Dies letztere ist richtig. Aber ich habe es mir eben im Laufe der Zeit abgewöhnt, auf die Gegensätze im einzelnen, die oft nur Gegensätze der Methode sind, Betrachtungsweisen derselben Sache von verschiedenen Ausgangspunkten aus, oder auch nur Verschiedenheiten der Terminologie, das entscheidende Gewicht zu legen. Ich sehe lieber, zumal da, wo es die Mühe lohnt, auf die letzten Grundgedanken und die letzten Ziele, auf das, was ein Psychologe im ganzen und dann auch wohl im einzelnen eigentlich will. Außerdem habe ich im Fortgang der Jahre etwas gelernt. Im übrigen fühle ich mich verpflichtet, hier neben Wundt einen Mann zu nennen, der zu Wundt in gewisser Weise einen äußersten Gegensatz bildet, ich meine Husserl, einen besonders scharfen und tiefgründigen Denker. Auch Meinongs Mitarbeiter freue ich mich in wichtigen Punkten zu sein. Und noch andere könnte ich nennen. Dagegen muß ich die geistige Verwandtschaft mit einigen, von denen Witasek meint, daß ich mit ihnen mich berühre, bedauernd ablehnen.

Schließlich erwarte ich freilich die Reform der Psychologie von der gemeinsamen Arbeit der Psychologen und vor allem der deutschen Psychologen überhaupt. Und ich schließe dabei auch Witasek noch nicht endgültig aus. Ich erhoffe aber diese Reform in erster Linie von der immer gewissenhafteren Feststellung der unmittelbar gegebenen Tatsachen des Bewußtseins, der immer sorgfältigeren Beobachtung und Beschreibung. Die reine psychische Phänomenologie, das ist es, was uns jetzt vor allem not tut. Alles Erklärenwollen der Bewußtseinstatsachen ist eitel, so lange wir nicht wissen, worin eigentlich dieselben bestehen.

Die hiermit bezeichnete Aufgabe scheint eine leichte und ist in Wahrheit eine besonders schwierige. Die Befähigung dazu aber ist dasjenige, was den Psychologen in erster Linie macht, was den psychologischen Kopf von anderen Köpfen spezifisch unterscheidet. Wir müssen bei der Erfüllung derselben den Einfluß aller sonstigen, vor allem aller physikalischen Begriffe fern halten. Nur Objekte der psychologischen Betrachtung müssen allerdings auch die physikalischen Begriffe sein. Und wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch die Dürftigkeit der psychologischen Begriffe, welche die Sprache darbietet. Keiner dieser Begriffe ist ohne Vieldeutigkeit. Manche fassen Heterogenstes in ein einziges Wort. Andrerseits kann uns doch und muß uns die Sprache leiten. Kein Wort der Sprache, das nicht einer Bewußtseinstatsache oder einem Komplex von solchen zum Ausdruck diente und die Forderung stellte, daß wir diese Bewußtseinstatsache feststellen oder diesen Komplex analysieren. Gesetzt, es gibt kein Wort der Sprache mehr, auch kein „Und", „Aber", „Oder", von dem wir nicht zu sagen wissen, welches Bewußtseinserlebnis darin seinen Ausdruck findet oder welche verschiedenartigen Bewußtseinserlebnisse darin ihren Ausdruck finden können, dann dürfen wir einigermaßen darauf vertrauen, daß wir wissen, was das Wort „Bewußtseinstatsache" eigentlich besagen will. Dies heißt aber nicht, wir müssen imstande sein, das Wort durch andere Worte zu ersetzen, sondern wir müssen sicher sein, daß wir das fragliche Bewußtseinserlebnis in seiner Eigenart erfaßt, in seinen Elementen erkannt und von allen sonstigen, vor allem von verwandten Bewußtseinserlebnissen sicher abgegrenzt haben.

Wer den Versuch macht, diese Arbeit zu leisten oder an ihr mitzuarbeiten, wird finden, daß dazu einige geistige Energie gehört; viel Geduld und sehr viel Selbstzucht. Und schließlich ist dazu wohl auch ein Grad von natürlicher Begabung erforderlich. Man muß, so scheint mir, zum Psychologen geboren sein. Und dann folgt das zweite: die Erziehung dazu. Man muß fähig sein und lernen zu analysieren, festzuhalten, mitunter recht vielerlei zugleich festzuhalten, zu vergleichen. Das Schwierige dabei ist, daß man diese Kunst treiben und üben muß Objekten gegenüber, die immer wiederum zu zerrinnen drohen, die nicht auf den Tisch gelegt, mit den Händen oder mit Instrumenten angefaßt, keiner physikalischen oder chemischen Behandlung unterworfen werden können. Kein Wunder, wenn auch dem Besten immer wiederum Selbsttäuschungen mit unterlaufen; wenn immer wiederum Korrekturen sich als notwendig erweisen; und wenn schließlich mancher an der Aufgabe verzweifelt. Dieser Verzweifelnde wird doch immer ein besserer Psychologe sein als der leichtlebig Vertrauende. Und verzweifelt der echte Psychologe nicht, dann gerät er doch in immer tiefere Verwunderung. Die Verwunderung, so sagt ein altes Wort, ist der Anfang der Erkenntnis. Dies gilt vor allem von der Psychologie. Wer nie dazu gelangt ist, über das vermeintlich Einfachste und Selbstverständlichste — etwa daß wir Gegenstände denken — sich aufs gründlichste zu verwundern, der hat mit der Psychologie noch nicht den rechten Anfang gemacht. Und indem der Psychologe fortschreitet, mindert sich nicht die Verwunderung, sondern sie wächst. Nicht mehr, aber minder verwunderlich erscheint, was wir auf anderes zurückführen können. Aber bei allem Zurückführen stoßen wir schließlich auf ein Letztes. Und dies Letzte ist, eben als Letztes, ein absolutes Wunder. Die Psychologie geht aber eben überall auf das Letzte. Der Physiker operiert mit allerlei Begriffen, Ursache, Ding, Eigenschaft, Kraft, Energie, und wundert sich vielleicht nicht. Der Psychologe fragt, was denn das alles sei, d. h. welche letzten Bewußtseinserlebnisse diese Worte bezeichnen, und dabei kommt er zur Verwunderung. Alle Erkenntnis, vor allem aber die psychologische, ist die Zurückführung des „Natürlichen" auf das Wunder.

Diese Aufgabe der Beobachtung, Analyse, Beschreibung der Bewußtseinstatsachen ist die erste Aufgabe der Psychologie. In dem Maße, als diese gelöst ist, vermag die Psychologie fortzuschreiten zu der weiteren Aufgabe, der Auffindung von Gesetzmäßigkeiten. Hier aber geht die Psychologie nach zwei durchaus verschiedenen Richtungen. Sie ist erstlich Psychologie der unmittelbaren Erfahrung im engsten Sinne dieses Wortes. Da nur das eigene Bewußtseinsleben Gegenstand der unmittelbaren Erfahrung in diesem Sinne sein kann, so ist diese Psychologie Selbsterkenntnis oder Wissenschaft des in sich selbst eingeschlossenen Bewußtseins. Für diese Wissenschaft gibt es nichts „Reales" im Sinne der Physik, d. h. im Sinne von Gegenständen, die außer dem Bewußtsein oder unabhängig von ihm existieren. Sie weiß darum auch nichts von kausalen Beziehungen; dies Wort wiederum in dem Sinne genommen, in dem es der Physiker nimmt. Denn diese kausalen Beziehungen sind ihrer Natur nach Beziehungen zwischen Realen. Darum ist doch die Wissenschaft der Selbsterkenntnis nicht Wissenschaft von einem Irrealen, sondern von dem zunächst, primär, unmittelbar Wirklichen. Nichts kann ja für mich wirklicher sein als ich, und was ich in mir finde. Nichts kann mir gewisser sein als die Wirklichkeit meiner selbst, meiner Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Willensakte u. s. w. Aber dieses Wirkliche ist strengstens zu scheiden von jenem „Realen". Das

letztere ist den Erscheinungen denkend zu Grunde gelegt. Man denke an die Atome, Aetherschwingungen u. dgl. Dagegen ist das Wirkliche, von dem ich hier rede, nicht gedacht, sondern erlebt.

Wie die Naturwissenschaft, so geht auch diese Wissenschaft der Selbsterkenntnis aus vom Gegebenen; wie die Naturwissenschaft von dem, was den Sinnen unmittelbar gegeben ist, den Sinnendingen und ihren wahrgenommenen Zuständen und Veränderungen, so die Psychologie der Selbsterkenntnis von dem unmittelbar vorgefundenen Empfinden, Denken, Werten, Wollen. Und wie jene fragt, was denn nun in der unmittelbar vorgefundenen Welt der Sinnendinge das Geltende, das Wahre, das endgültig Anzuerkennende sei, so fragt diese, was in der Welt der psychischen Akte Geltung habe, Anerkennung fordere, welches Denken, Werten, Wollen das wahre sei. Jene naturwissenschaftliche Frage wird zugleich zur Frage nach dem gesetzmäßigen Zusammenhang. So wird auch diese Frage der Psychologie der Selbsterkenntnis zur Frage nach dem gesetzmäßigen Zusammenhang. Aber während dort der Zusammenhang ein Zusammenhang ist zwischen Ursache und Wirkung, nicht zwischen vermeintlichen oder scheinbaren, sondern zwischen *geltenden* Ursachen und Wirkungen, so ist hier der Zusammenhang ein solcher zwischen geltenden oder objektiven *Gründen*, nämlich *Rechtsgründen*, und dem, was durch sie begründet wird.

Wie man sieht, ist diese Psychologie der Selbsterkenntnis nichts anderes als Logik und Erkenntnislehre, Wertlehre und Ethik. Sie ist mit einem Worte Normenlehre. Nehmen wir das Wort Ethik im weiteren Sinne, so können wir sie auch allgemein bezeichnen als Ethik, nämlich Ethik des Denkens, Ethik des ästhetischen Wertens und endlich Ethik des praktischen Wertens und Wollens. Was für die Naturwissenschaft die Naturgesetze, genau das sind für diese Wissenschaft die Normen, d. h. die logischen, ästhetischen und ethischen Normen oder Gesetze. Die Naturwissenschaft zielt letzten Endes auf die Welt der Dinge, so wie sie an sich sind, auf die reine, d. h. von allem Subjektiven freie, objektive Welt, damit zugleich auf die Welt, die für alle eine und dieselbe Welt ist. In entsprechender Weise vollendet die Psychologie der Selbsterkenntnis ihre Aufgabe im Finden des Ich, wie es an sich ist, des reinen, d. h. von allem Subjektiven freien Ich: des Ich, das eben damit in allen eines und dasselbe Ich ist; des überempirischen und überindividuellen, kurz des transcendenten Ich. In jener physisch-realen Welt herrscht Notwendigkeit; in dieser Welt des transcendenten Ich herrscht Freiheit, Freiheit der geistigen Beherrschung der Welt, ästhetische Freiheit, sittliche Freiheit: Das Ich, das die Psychologie der Selbsterkenntnis findet, ist das schlechthin autonome Ich. Vielleicht nennt man dies Ich ein ideales Ich. Aber eben dies ideale Ich findet die Selbsterkenntnis in sich als etwas unzweifelhaft Wirkliches. Wieder unterscheide ich diese Wirklichkeit von der Realität im Sinne des Physikers. Auch sie ist nicht gedachte, sondern erlebte Wirklichkeit. Sie ist also mehr als Realität.

Ich bezeichnete diese Psychologie der Selbsterkenntnis auch als die Psychologie des in sich selbst eingeschlossenen Bewußtseins. Aber das Bewußtsein bleibt nicht in sich selbst eingeschlossen. Ich weiß auch von einem Bewußtsein außer dem meinigen. Ich weiß von anderen Ichen; von einem Ich oder Bewußtsein dieses und jenes Individuums, von einem an diesen, an jenen, an einen dritten Punkt der realen Welt festgebundenen Bewußtsein oder Ich. Wie diese seltsamste aller Tatsachen zustande kommt, das ist eine der interessantesten, zugleich freilich eine der vernachlässigtsten Fragen der Psychologie. Sie gehört in das reiche Gebiet der Einfühlung, der Ich-Objektivierung. Uns muß hier die Tatsache genügen.

Und diese Tatsache nun erfordert eine völlig neue Art der Psychologie, nämlich die kausal erklärende Psychologie. Das *Individuum*, das Bewußtsein *hat*, dies Stück der realen Welt, aber was dasselbe sagt, das Ich, das ich nicht mehr einfach erlebe, sondern das ich an diesen oder jenen bestimmten Punkt der realen Welt festgebunden denke, verfällt dem Gesetz, dem alles Reale unterworfen ist, d. h. dem Gesetze der Kausalität. Jetzt lautet die Frage nicht mehr: Welches Denken oder Wollen *gilt*, sondern: welches Denken oder Wollen findet im Individuum statt; nicht mehr: wie hängen Denkakte, Wertungsakte, Willensakte zusammen nach logischen oder ästhetischen oder ethischen, kurz nach Normgesetzen, sondern: wie hängen sie in diesem *Individuum kausal* zusammen, wie bringt unter den Bedingungen des Individuums der eine Akt den anderen hervor. Wie ist dieses Individuum, dieses Reale, das „Bewußtsein *hat*", zu denken. Welche Erregungen und welche Zusammenhänge zwischen Erregungen oder Vorgängen müssen in ihm statuiert werden, Welches Reale überhaupt muß dem Bewußtseinsleben des Individuums zu Grunde gelegt werden, wenn die Bewußtseinstatsachen nicht mehr bloß als zeitlich sich folgend, sondern als — durch dieses Reale hindurch — kausal aneinander gebunden erscheinen sollen. Diese Frage ist völlig analog der Frage der Naturwissenschaft: Welche reale physische Welt muß gedacht oder gedanklich aufgebaut werden, damit die physischen Erscheinungen nicht mehr bloß als nebeneinander und zeitlich nacheinander, sondern als — durch diese reale Welt hindurch — kausal miteinander verknüpft erscheinen sollen.

Auch bei dem Aufbau einer solchen realen Welt gehen naturgemäß beide Wissenschaften aus von dem Gegebenen und seinem unmittelbar vorgefundenen Zusammenhang. Die Psychologie bestimmt wie die Naturwissenschaft das Reale, das sie statuiert, so wie es eben das zunächst Gegebene und sein Zusammenhang erfordert, und sie bildet ihre Begriffe entsprechend der Natur dieses Gegebenen. Das „Individuum" heißt, sofern es vom Psychologen dem Ich mit seinen Inhalten und Akten zugrunde gelegt ist, das reale Ich oder „die Seele". Die Wirkungen, die das Individuum von der Außenwelt erfährt, die ihm zuteil werdenden Erregungen heißen seelische Erregungen, Erregungszustände, Vorgänge u. s. w.

Neben dieser Aufgabe besteht aber noch eine andere Aufgabe. Das Individuum ist als Teil der realen Welt auch Teil der realen physischen oder der materiellen Welt. Und da nun erhebt sich die weitere Frage, wie das Individuum in die vom Physiker, Physiologen, Biologen erkannte Gesetzmäßigkeit dieser materiellen Welt sich einordne, wie oder wie weit es für die physikalischen, physiologischen, biologischen Begriffe faßbar und als ein Teil des mechanischen Weltzusammenhanges begreiflich sei. Damit tritt zur kausal erklärenden Psychologie die Psycho-Physik im weiteren Sinne, die Sinnesphysiologie, die Psycho-Physiologie und die Biologie des Individuums. Hier trägt das „Individuum" den Namen „körperlicher Organismus" und insbesondere „Gehirn".

Mit dem hier Gesagten soll zugleich kurz angedeutet sein, was mein Leitfaden der Psychologie will. Die Psychologie, die ich darin treibe, ist Psychologie, d. h. sie ist Beobachtung und Beschreibung der Bewußtseinstatsachen als solcher, sie ist weiterhin Psychologie der Selbsterkenntnis, sie ist endlich kausalerklärende Psychologie. Sie ist dies alles oder will dies alles sein in gewissen Grundzügen; im Rahmen eines Leitfadens. Dagegen ist die Psychologie, die ich treibe, grundsätzlich nicht etwas anderes als Psychologie, insbesondere nicht Physiologie, noch überhaupt Naturwissenschaft. Psychologie *darf* zunächst nichts dergleichen sein. Der Psychologe als solcher weiß grundsätzlich nichts vom Gehirn und von mechanischen Gehirnprozessen. Beide, der kausalerklärende Psychologe und der Physiologe zielen freilich letzten Endes auf dasselbe, nämlich auf die Erkenntnis des Individuums. Aber ihre Ausgangspunkte liegen einander diametral gegenüber. Beide suchen von völlig entgegengesetzten Standpunkten das Individuum begrifflich zu fassen; der Psychologe vom Bewußtsein und letzten Endes von seinem eigenen Bewußtsein aus, der Physiologe von gewissen ihm durch die Sinne gegebenen physischen Erscheinungen aus. Und weil diese Ausgangspunkte absolut verschiedene sind, so sind die Begriffe beider vollkommen disparat. Beide leben in völlig verschiedenen Welten. Zwischen die psychischen Vorgänge mechanische Gehirnprozesse einfügen und daraus die psychischen Vorgänge *erklären* wollen, das ist fast dasselbe, als wenn jemand die seelischen Wirkungen eines Gedichtes aus den mechanischen Leistungen der Buchdruckerpresse

erklären wollte, durch welche ihm die Dichtung sinnlich vor Augen gestellt wird.

Dies schließt nicht aus, daß derjenige, der beides zugleich ist, Psychologe und Physiologe, da wo die psychologischen Begriffe versagen, hilfsweise einen physiologischen Begriff verwendet. Aber er darf dies nur tun, wenn er sich bewußt ist, daß der physiologische Begriff keinerlei Erklärung bringt. Er verfährt dann wie der Physiker, der von Zwecktätigkeiten in der Natur redet, nicht um damit physikalisch etwas zu erklären, sondern um anzudeuten, daß die physikalischen Begriffe nicht oder noch nicht ausreichen, um die Erscheinungen darunter zu befassen. Witasek wird verzeihen, wenn ich auch hier wiederum auf Wundt hinweise.

Schließlich aber führt die Psychologie über sich selbst hinaus. Der Physiker braucht nicht zu wissen, der Psychologe aber muß es wissen, daß die physikalische Erkenntnis nicht die Frage nach dem „Was" der Dinge beantwortet, sondern lediglich die Gesetzmäßigkeit der in ihr stattfindenden Beziehungen feststellt, daß alle die Atome, die Molekeln, die Kräfte und Energien entweder Worte sind zur bequemeren Bezeichnung dieser Gesetzmäßigkeit oder Namen für ein x. Und ebenso muß der Psychologe wissen, daß er nicht das Individuum, so wie es an sich selbst ist, erkennt, sondern nur die Gesetzmäßigkeit in diesem Individuum, daß das „reale Ich" oder die „Seele" mit ihren Eigenschaften, mit den realen psychischen Vorgängen, den Gedächtnisspuren und Assoziationen nur Worte sind zur bequemeren Bezeichnung dieser Gesetzmäßigkeit oder Namen für ein x.

Von da aus erhebt sich aber die Frage: Wie kann das Reale oder die Welt an sich einschließlich der Individuen gedacht werden? Und diese Frage nun vermag einzig jene Psychologie der Selbsterkenntnis zu beantworten. Die Physik bleibt vor dem „was" der Welt stehen. Es ist für sie ein Fragezeichen, eine Lücke, die „Materie" ist ein Wort für diese Lücke. Und dabei bleibt es, das „was" der Welt bleibt für uns eine Lücke, also ein Nichts, kein denkbarer Gegenstand; oder es ist eines und dasselbe mit jenem transzendenten Ich. Dies ist es, das alle Dinge in sich hegt, die Individuen, die wir kennen und menschliche oder tierische Individuen nennen, und die Welt, die den Sinnen in den sinnlichen Qualitäten erscheint und die der Naturwissenschafter symbolisch als eine Welt des räumlichen Daseins und Geschehens denkt, in deren Inneres oder „An sich" wir aber nicht zu sehen vermögen. Nach diesem „An sich", diesem letzten Realen, kann auch nicht einmal gefragt werden, oder dasselbe ist das Licht, von dem ein Strahl in uns, als unser wahres Ich, hineinleuchtet, es ist insbesondere der Wille, den wir individuell eingeengt in unserem sittlichen Bewußtsein entdecken und in unserem sittlichen Wollen erleben.

Von solchen Gesichtspunkten aus will letzten Endes mein „Leitfaden der Psychologie" verstanden werden.

•

Die Gegenerwiderung des Herrn Dr. Witasek, mit der wir diese psychologische Polemik für unsere Beilage schließen, hat folgenden Wortlaut:

Auf das Sachliche, das Prof. Lipps mir vorhält, entgegne ich:

1. Zu „Inhalt des Bewußtseins = Bewußtsein des Gegenstandes". Ich sage an der von Prof. Lipps gemeinten Stelle ausdrücklich „Inhalt eines Bewußtseins-Erlebnisses", also z. B. einer Vorstellung, nicht Inhalt des Bewußtseins, was natürlich leicht als etwas anderes genommen werden kann.

In den folgenden Punkten würde es zu weit führen, dem Leser das Material in extenso vorzulegen; ich muß mich vielmehr damit begnügen, auf die zugehörigen Stellen des Buches zu verweisen, und zwar:

2. zur Gleichsetzung von Forderung und Beschaffenheit siehe Lipps, Leitf. d. Psych., S. 59: „Der Gegenstand selbst dagegen ist bezeichnet durch die Forderungen. Dieselben sind Bestimmtheiten des Gegenstandes oder am Gegenstand. Sie sind die Gegenstandsmerkmale" u. s. w.

3. Zu Apperzeption, Beachten, Urteil, siehe ebendort, S. 53 ff. Wie aber dieses Beachtetwerden, dieses Einrücken in die apperzeptive Sphäre noch weitere Bestimmungen haben könne, das ist eben die Frage, die ich Prof. Lipps vorhalte. Uebrigens spreche ich dort ausdrücklich von dem, „was man für gewöhnlich nicht undeutlich als Urteil zu bezeichnen pflegt", nicht von Urteil nach Lipps' Definition.

4. Zu Gefühle und Ich, ebendort S. 16 ff. Von einem verschiedenen Sinne der Zugehörigkeit verschiedener Bewußtseins-Tatsachen zum Ich ist bei Lipps meines Wissens nicht die Rede, kann auch für den rein phänomenalistischen Standpunkt nicht die Rede sein.

5. Seele, Substrat, Gehirn, ebendort S. 7, 9, 184. Uebrigens brauchte etwas, von dessen Beschaffenheit wir nichts wissen, darum noch kein „Nichts" zu sein. Eine solche Methode, sich die substantielle Seele des veralteten Dualismus vom Leibe zu halten, wird doch kaum zum Ziele führen.

6. Ethisches-Aesthetisches, ebendort S. 287 ff.

Daß Prof. Lipps in seinem Leitfaden noch nicht die von ihm geforderte Reformpsychologie bieten wollte, ist mir eine dankenswerte Belehrung in einer Sache, in der natürlich nur er sichere Auskunft geben kann. Auch ob ich die eben angeführten Belegstellen nicht etwa irrig aufgefaßt habe, kann schließlich nur er entscheiden. Nicht aber kann ich es ihm freistellen, mir allfällige Irrtümer als Leichtsinn auszulegen, und ich weiß nicht, wie er das mit seinem Bewußtsein von den ernsten Verpflichtungen, die die Kritik auch in der wissenschaftlichen Psychologie auferlegt, vereinbart. Mir war die Psychologie jederzeit eine ernste Sache. Ich mag dabei, wer weiß wie oft, in Irrtümer geraten sein; daß aber an diesen weder Arbeitsscheu noch sonstiger Mangel an Gewissenhaftigkeit die Schuld getragen haben wird, darin denke ich mich nicht zu irren. Und solange mir ein Beweis des Gegenteils nicht vorgehalten werden kann, so lange muß ich mich gegen Angriffe auf meine wissenschaftliche Ehrenhaftigkeit mit geziemender Bescheidenheit, aber zugleich mit dem größten Nachdruck verwahren.

Graz. Stephan Witasek.

Gadefroy Cavaignacs „Entstehung des heutigen Preußens" (Band II).

Von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf (Stuttgart).

Wir haben die Leser dieser Blätter um Entschuldigung zu bitten, wenn der Besprechung des ersten Bandes der „Formation de la Prusse contemporaine" von Godefroy Cavaignac (Paris, Hachette, 1891) die des zweiten in so langem Abstande folgt. Auch dieser zweite Band ist, wie der erste, wesentlich eine Verarbeitung des in Deutschland erschienenen gedruckten Materials. Im Anhang folgen allerdings die wichtigsten Stücke, die Cavaignac erstmals dem Pariser Archiv entnommen hat; wir kommen unten auf sie zurück, müssen aber hier kurz sagen, daß sie, so interessant sie sind, doch nur einen sehr kleinen Teil des von Cavaignac in diesem Bande behandelten Stoffes betreffen. Trotzdem ist das Werk des französischen Gelehrten des Beifalls durchaus wert, den es bei der Kritik diesseits und jenseits des Rheins gefunden hat. Cavaignac besitzt ein gutes historisches Urteil, die Gabe klarer und genauer Darstellung und einen unermüdlichen Fleiß, vermöge dessen er ein weitschichtiges Material an Quellen wie an verarbeitenden Werken zu beherrschen, zu vergleichen und auszunützen vermag. Es macht wohl zunächst einen etwas sonderbaren Eindruck, wenn in den (sehr zahlreichen und oft sehr ausgedehnten) Anmerkungen unter dem Texte

einerseits z. B. Häusser, Duncker, Ranke, Treitschke, Delbrück, Lehmann, Stern, andrerseits z. B. Onnpteda, Perz, Metternich beständig neben einander angeführt werden, wie wenn sie ein und derselben Klasse angehörten. Man überzeugt sich aber doch bald, daß, da in Häusser, Ranke, Lehmann massenhaft erstmals verwertete Urkunden stecken, das Verfahren Cavaignacs doch nicht so zwiespältig ist, als man zunächst annimmt. Cavaignac gewinnt denn auch sehr oft zu seinen Vorgängern, mit deren Stoff er selber bout, ein durchaus selbständiges Verhältnis, und seine Darstellung zeigt sich als wertvoll für die Kontrolle dieser Vorgänger. So lehnt er mit Recht Onckens Behauptung (Oesterreich und Preußen I, 170) ab, daß die Denkschrift Ancillons vom 4. Februar 1813, welche das neue Preußen gegen Osten durch Warschau, nicht gegen den Rhein hin vergrößert wissen wollte, vom König zurückgewiesen worden sei. „Le mémoire du 4 février n'était point un simple développement oratoire, une manifestation platonique. Malgré les objections de Hardenberg le roi y avait donné son adhésion en declarant au chancelier, le 5 février, qu'il trouvait ce mémoire tout-à-fait conforme à ses idées." Cavaignac teilt über diesen Punkt die Ansicht Max Lehmanns (Schornhorst II, 498) und fragt mit Recht: Wenn man sich darein ergab, das napoleonische Deutschland weiter bestehen zu lassen und sich wieder mit slavischen Gebieten zu vergrößern: où était alors la vocation allemande et la mission tribunitienne des Hohenzollern? Daß Cavaignac, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, eine falsche Politik als Zeichen für Friedrich Wilhelms III. pusillanimité betrachtet, vollends wenn man bedenkt, „daß damals schon eine wahrhafte nationale Explosion erfolgt war, die Freiwilligen von allen Seiten herzuströmten und das Volk trotz des Königs sich erhob" — das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden; der französische Forscher teilt hier die Ansicht Lehmanns und Delbrücks und hat für die günstigere Beurteilung des Königs durch Oncken und Treitschke nichts übrig. Wenn Treitschke von eben jenen Tagen, zu Anfang des Februar 1813, sagt (I, 415), „die Krone habe den Kampf fest und umsichtig vorbereitet," so fällt Cavaignac hierüber das harte Urteil: Treitschke fausse ici complètement le tableau de la situation.

Der Band, um den es sich hier handelt, betrifft die Zeit von 1809 bis 1813; mit dem Waffenstillstand von Paischwitz und der Bildung der Landwehr schließt er ab. Zwei Dinge sind es, welche in diesen Jahren das heutige Preußen geschaffen haben: erstens die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung und zweitens die Umgestaltung des Heeres durch die Zulassung der Bürgerlichen zum Offiziersstand und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; in beiden Tatsachen drückt sich der Bankerott der bisherigen monarchisch-feudalen Ordnung aus. Beide Tatsachen sind von Cavaignac mit großer Genauigkeit und unverkennbarem Interesse behandelt. In Hardenbergs Steuergesetzgebung von 1810 und 1811 sieht er eine Entlehnung bei den Grundsätzen der französischen Revolution, welche überall durchdrangen, nunmehr sogar in dem von Frankreich entlegensten und innerlich so eigenartigen Staat Preußen. Man wird vielleicht richtiger sagen, daß das allgemein Maßgebende die Ideen der Aufklärungszeit waren, aus welchen auch die französische Revolution entsprungen ist; diese selbst ist nicht das prius, sondern das posterius. Daß im übrigen die preußische Gesetzgebung von der französischen gelegentlich recht unabhängig war, selbst ihr direkt sich entgegensetzte, hat soeben Max Lehmann im zweiten Band seines „Stein" wunderschön an der Städteordnung von 1808 gezeigt: während die französische Gesetzgebung das politische Leben durchaus zentralisierte, schuf diese Ordnung hundert dezentralisierte Quellpunkte bürgerlich staatlichen Lebens. Während Napoleon alle Selbständigkeit rund um sich herum erdrosselte, gingen die preußischen Reformen darauf aus, sie als wichtigstes Hilfsmittel der nationalen Wiedergeburt zu schaffen, wo es nur möglich war.

Im Anfang teilt Cavaignac, wie oben erwähnt, einige diplomatische Berichte französischer Agenten aus den Jahren 1811, 1812 und 1813 mit, welche auf die Stimmungen in Preußen (auch in Dänemark) und gegen Preußen ein grelles Licht werfen. Bourrienne schreibt am 18. April 1811 aus Hamburg im Anschluß an eine Unterredung mit Friedrich Wilhelms III. Vertrauten, dem Fürsten Wittgenstein, daß dieser die Besorgnisse der Franzosen vor einem Abfall der Preußen als ganz gegenstandslos behandelt habe; „man könnte uns einen Aufruhr im Rücken der französischen Armee zutrauen, wenn wir eine Nation, wenn wir Spanier wären; mais alors nous ne serions pas, où nous en sommes!" Gerade aus diesen verschnittenen Wendungen aber zieht Bourrienne den Schluß, daß man hinsichtlich Preußens nicht vorsichtig genug sein kann: lediglich sein Interesse, sein Wunsch nach Selbsterhaltung pauvent contrebalancer la haine que l'on nous y porte!

Von besonderem Interesse ist folgendes. Am 21. Dezember 1812 traf Narbonne in besonderer Sendung seitens Napoleons in Berlin ein; zu welchem Zweck, wußte man bisher noch nicht sicher. Häusser (IV, 44) hat eine Ahnung des Sachverhalts, wenn er auf Grund einer Depesche des französischen Gesandten St. Marsan (Fain I, 210) schreibt: „Hardenberg ließ nichts unversucht, um die Franzosen einzuschläfern. Es war früher einmal das Projekt aufgetaucht und, wie man sagte, zuletzt noch im Mai 1812 zu Dresden besprochen worden, den preußischen Thronerben mit einer Bonapartischen Prinzessin zu vermählen. Der Staatskanzler nahm die Miene an, als greife er jetzt im Ernst diesen Gedanken wieder auf." Oncken (I, 73) ist über die Frage schlecht unterrichtet und leugnet die ganze Verhandlung. Cavaignac erst hat die Wahrheit ermittelt (II, 241): der Gedanke ist von niemand anders als von Napoleon selbst ausgegangen: ce fut de Dresde même qu'il envoya Narbonne en Prusse, *le chargeant d'y faire naître, avec les plus grandes précautions, l'idée d'un mariage* entre le prince royal de Prusse et une princesse de la famille Bonaparte. Cavaignac bemerkt dazu sehr treffend: une semblable tentative, à une pareille heure, trahissait bien, dans son esprit aussi, quelques illusions sur ce qu'il était possible d'attendre même du gouvernement de Frédéric Guillaume III.

Die Berichte Narbonnes teilt Cavaignac mit; der Gesandte spricht sogar in ihnen, offenbar da sie ja unterwegs abgefangen werden konnten, von seinem eigentlichen Zweck nur mit größter Zurückhaltung. Sonst aber sind die Berichte sehr lehrreich. Sie zeigen, daß Narbonne noch um Neujahr der Zuverlässigkeit Preußens sicher zu sein glaubte, daß er mit Genugtuung schreibt, daß die Reste der großen Armee in Preußen sehr gut aufgenommen worden seien, daß man den König ganz für sich einnehmen könne, wenn man ihm sage, daß man Vertrauen in ihn setze. Da fällt wie ein Blitz vom heitern Himmel die Nachricht hernieder, daß General York une infâme trahison begangen hat. Aber auch jetzt ist Narbonne der Ansicht, daß dem König Mißtrauen zeigen das einzige Mittel sei, um die ihn mit Frankreich verbindenden Bande etwas zu lockern; und beim Abschied am 7. Januar 1813 sagte ihm Friedrich Wilhelm III. noch ausdrücklich: „er gehöre nicht zu den unbesonnenen und lächerlichen Schreiern, welche Frankreich gerne herunterpurzeln (dégringolnat) sehen möchten; er sei von Frankreichs ungeheuren Hilfsquellen überzeugt und werde sein Bestes tun, um die Anstrengungen des Kaisers zu unterstützen". Narbonne hatte damals die volle Ueberzeugung, daß l'invariable fidélité des Königs gegen den Kaiser feststehe; und wir haben nach allem, was wir sonst wissen, nicht das Recht zu sagen, daß am 7. Januar 1813 die Dinge nicht wirklich noch so standen. Nur um so weniger suchte sich Napoleon veranlaßt, diesen Monarchen etwa durch Zugeständnisse noch mehr an sich zu fesseln. Zugeständnisse konnte er überdem, wie Cavaignac (II, 242) sehr treffend ausführt, nur machen, wenn er die gesamte Grundlage seiner Stellung verändern wollte. Sa puissance était assise sur la domination natorelle, sur la terreur qu'elle inspirait . . . Napoléon, s'il eût cherché à vivre de cancessions, n'aurait plus été lui-même.

So war er gezwungen, „sich ebenso anspruchsvoll in der Schwäche zu zeigen wie in der Stärke, immer alles an alles zu setzen", bis endlich der zu straff gespannte Bogen zerriß und das gewagte, zum höchsten Einsatz getriebene Spiel verloren ging für immer.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Qui tacet, consentire videtur.

Eine kritische Bemerkung zu: Jena und Sedan. Eine nichtgehaltene Reichstagsrede von Albert Pfister. Beilage Nr. 75.

„. . . Es ist keine leichte, milde, versöhnliche Luft, die heute weht; nein, herb und scharf fährt der Wind daher; auch auf den gelehrten Schulen geschehen Untaten der Lehrer gegen Schüler, junge Gymnasiasten gehen in den Tod. Im Kampfe gegen die Roheit, die sich in Schule und Armee zeigt, darf man nicht müde werden. Ein Fehler aber wäre, weibischer Weichheit Raum zu geben."

Sind diese Worte weiter nichts als eine Entgleisung, wie sie auch dem besten Redner begegnen kann, so ist es verständlich, warum sie bisher ohne Widerspruch geblieben sind; sind sie aber — und weil wir eine geschriebene Rede vor uns haben, ist das wohl anzunehmen — ernst gemeint, dann ist es befremdlich, daß in den weiten Kreisen der dadurch Betroffenen bis zur Stunde alles still geblieben ist, um so mehr als die Worte an einer Stelle ausgesprochen werden, wo sie Beachtung finden müssen.

Man wird zunächst seine Erinnerung zu Hilfe nehmen, ob sich in der „fleißigen, in alle Winkel leuchtenden Presse" genug Anhaltspunkte finden lassen für das über die gelehrten Schulen, dem Zusammenhang nach die Gymnasien, gefällte Urteil. Man wird vergleiche anstellen mit den Nachrichten, die etwa über Soldatenmißhandlungen in den Blättern gebracht werden, und wird sich mit bestem Willen nicht entsinnen können, in irgendwie auffälliger Weise von „Untaten" gelesen zu haben, wenn man nicht etwa für den Sadisten Dippold oder einen Quälerzieher wie den angeblichen Reserveleutnant Greiner in Hamburg den ganzen Stand der an Gymnasien wirkenden Lehrer verantwortlich machen will. Es bleibt also nur die Annahme, daß diese Worte auf Grund eines sicheren, sonst aber unzugänglichen Materials geschrieben sind. Ist dies der Fall, dann kann man freilich nur wünschen, daß dieser Keesbschaden ausgebrannt wird. Wenn nicht, dann muß man gegen einen solchen Vorwurf Verwahrung einlegen.

Es ist ja selbstverständlich, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit in der Erziehung wächst mit dem Bildungsgrad der Erzieher, und daß „Untaten" und „Roheit" auf gelehrten Schulen noch schwerer verurteilt werden müssen als im Kasernhofe. Aber wenn sowohl der militärische als auch der Jugenderzieher nicht nur an und für sich, sondern heutzutage nach der Anschauung berufener und unberufener Kritiker noch ganz besonders teilhat an der Unvollkommenheit alles Irdischen, dann ist es doch eine geradezu vernichtende Behauptung, daß unter den Jugenderziehern gerade die an gelehrten Schulen wirkenden allein die schlimmsten Auswüchse mangelnder erzieherischer Befähigung repräsentieren sollen. Für diese Auszeichnung des Gymnasiallehrerstandes muß sich dieser feierlich bedanken.

Und es muß doch auch einmal offen ausgesprochen werden, daß die gute Absicht, die den Verfasser jener Rede gewiß geleitet hat, die auch sonst den Finger legen heißt auf derartige vermeintliche oder wirklich vorhandene Mißstände, auch noch andere Erscheinungen im Gefolge hat. Der militärische wie der Jugenderzieher arbeitet heute nicht bloß unter dem Druck der Verantwortlichkeit, sondern auch der Voreingenommenheit, die von Haus aus geneigt ist, ihn für alles Mögliche und Unmögliche verantwortlich zu machen, und der Gegenstand der Erziehung, der Soldat und die Schuljugend, beide erfreuen sich in demselben Maße eines günstigen Vorurteils, das geneigt ist, von ihnen nur Gutes vorauszusetzen — und richten danach begreiflicherweise ihre Haltung ein. Und so erschwert die ganze wohlgemeinte Bewegung zum Schutz der zu erziehenden Jugend nur die Arbeit des Erziehers und macht ihn nervös, und das bildet dann wieder die Veranlassung zu mancherlei Ausstellungen, die an seiner Tätigkeit gemacht werden, namentlich, wenn die anvertraute Jugend darunter zu leiden scheint. Aber gerade für die auf solchem Wege geborene Nervosität sollte man den Erzieher nicht verantwortlich machen. Und was die Selbstmorde anlangt, so kann man doch sie erst dann mit der Behandlung der Gymnasiasten in Verbindung bringen, wenn man den einzelnen Fall ganz genau kennt; denn daß ein Gymnasiast sich das Leben nimmt, ist noch lange kein Beweis, daß er durch die „Untat" oder „Roheit" seines oder seiner Lehrer dazu getrieben worden ist.

Und den „scharfen Wind", der auf den „gelehrten Schulen" weht, verspüren am allerwenigsten die Schüler, welche ohne Beruf zu humanistischen Studien dieselben bevölkern, einen Ballast bilden, das Niveau derselben herabdrücken und allen Vorschriften auf dem Papier zum Trotz mit einer unendlichen Langmut geduldet werden und bei dem Schutz, dessen sich die Jugend heutzutage erfreut, geduldet werden müssen. So steht es in Wahrheit mit dem „herben und scharfen Wind, der auf gelehrten Schulen weht".

Kaiserslautern.

Karl Loesch, kgl. Gymnasialrektor.

Bücher und Zeitschriften.

λ. **Im Strom unserer Zeit.** Aus Briefen eines Ingenieurs. Von Max Eyth. 1. Band: Lehrjahre (III. neubearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs.) Heidelberg 1904, Karl Winter. Pr. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Vor 40 Jahren hat einst der Verfasser als junger Mann, der an der damals sich besonders in England und Deutschland großartig entwickelnden Industrie als tatkräftiger Ingenieur sich in hervorragender Weise, vor allem in der Maschinenindustrie beteiligte, seine Erlebnisse und Erfahrungen in Briefen herausgegeben. Heute läßt derselbe, als hochverdienter Begründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, sie als neues Buch, das eine Auswahl von „Skizzen aus seinem Wanderbuch" enthält, fast alle nach der Natur an Ort und Stelle so wahrheitsgetreu als möglich gezeichnet, wieder ausgehen. Er zeigt dabei, wie er selbst sagt, daß ein Ingenieur auch Augen für anderes haben kann als für Gußstücke und Kohlenhaufen. Im evangelischen württembergischen Seminar Schönthal, wo sein Vater als Professor tätig war, dann im Stuttgarter Polytechnikum gebildet, mußte er nach der feuchtfröhlichen Studienzeit zuerst ein herbes Jahr an den Schraubstock und ins Zeichenbureau, dann ging's auf die Wanderschaft, anfangs nur im Schwabenland und Baden, und dann nach Paris, nach Köln, Antwerpen und London. Er reist von England nach Aegypten, in eine für ihn ganz neue Welt, wo er mit dem Dampfpflug im Auftrag Prinz Halims lustig drauf arbeitet und interessante Ausflüge macht, die er meisterhaft beschreibt. Er sieht Beyrut, den Libanon, Jerusalem und kehrt dann wieder zurück nach Schubra, wo er von neuem auf zwei Jahre einen Kontrakt mit Halim abschließen will. Da erhält er den Auftrag nach Nordamerika, bringt den ersten Dampfpflug nach Louisiana, kommt nach New-Orleans und an den Niagara, wo eine neue, nach seinen Zeichnungen gebaute Schleppmaschine von ihm aufgestellt wird. Dort ist für die erfindende Technik in allen Gewerbs- und Industriezweigen ein günstiges Gebiet. Er führt die Seilschiffahrt auf dem Erielanal ein, verweilt im Kohlenrevier von Pennsylvanien und im Mississippi-Delta und kehrt mit diesem glücklich vollbrachten schönen Stück seines Lebens nach Europa zurück.

Damit schließt dieser erste Band des frisch und anschaulich geschilderten Lebens und Wirkens eines deutschen Ingenieurs, der den Orientalen und Amerikanern seine volle Anerkennung abgerungen hat und über eine reiche geistige und poetische Bildung verfügt, dabei vor allem seinen gut deutschen Patriotismus immer mehr ausbildet. Seine Berichte sind wertvolle Beiträge zur Kenntnisnahme jener Zeiten, und der feine Humor, mit dem sie geschrieben sind, macht sie besonders angenehm zu lesen.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Luigi Chiala †.

M. C. Rom, 28. April. Das Jahr 1904 wird von den Freunden der internationalen Kriegsgeschichtswissenschaft schwarz angestrichen werden müssen. Vor kaum einem Monat hat Deutschland in dem General v. Lettow-Vorbeck seinen hervorragendsten Militärschriftsteller verloren und soeben hat in Rom der Senator Luigi Chiala die Augen für immer geschlossen. Chiala war kein Militärschriftsteller im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes, denn er hat weder je technische Werke noch Arbeiten zum vorwiegend militärischen Studium veröffentlicht, er war Historiker, der, aus militärischem Stand hervorgegangen, sich der Schriftstellerei zuerst über militärische Dinge widmete, dann aber von dort sich zu einer umfassenden historiographischen Tätigkeit über die Epoche des Risorgimento aufschwang und durch Darlegungen über die preußische Politik gegenüber Italien im Jahre 1866 und über das Zustandekommen des Dreibundes so lebhaften deutschen Widerspruch hervorrief, daß seine Arbeiten über Italien hinaus Bedeutung gewannen. Luigi Chiala wurde am 29. Januar 1834 in der piemontesischen Stadt Jarea geboren und wandte sich frühzeitig in Turin juristischen Studien, zugleich aber der Journalistik zu. Schon 1852 begründete der Achtzehnjährige eine Zeitschrift, die Rivista contemporanea, die sich fünf Jahre lang hielt und die Chiala selbst bis 1857 leitete. Der Krieg von 1859 führte ihn zuerst als Freiwilligen in die Armee, aber als er im November zum Offizier befördert worden war, entschloß er sich, Soldat zu bleiben. Am Feldzug 1860—61 hatte er tätigen Anteil, aber bald befriedigte es ihn nicht mehr, auf die Feder verzichten zu sollen. Gestützt auf die (noch heute geltende) Bestimmung der italienischen Heeresvorschriften, nach der jeder aktive Offizier ohne höhere Erlaubnis schriftstellerisch, ja sogar redaktionell tätig sein kann, übernahm der begabte piemontesische Oberleutnant 1862 die Leitung der militärischen Zeitschrift L'Italia Militare, die er in wenigen Jahren auf eine vorher nie erreichte Stufe zu heben verstand und in der er seine ersten kriegsgeschichtlichen Essays, ermuntert von dem ihm eng befreundeten General La Marmora, veröffentlichte. Der Krieg von 1866 machte der wissenschaftlichen Tätigkeit vorläufig ein Ende und noch dem Krieg suchte man Chiala die „Schreiberei", mit der er sich wegen mancher freimütigen Kritik unbeliebt gemacht hatte, zu erschweren. Die Folge war, daß der inzwischen zum Hauptmann Beförderte 1868 den Dienst quittierte. Damit beginnt jene so unendlich fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, die 36 Jahre bis zu seinem Tode gewährt hat. Zunächst schwebte ihm nach seinem Ausscheiden aus dem Heer wieder eine publizistische Stellung vor, und so leitete er von 1870—1876 die neubegründete Rivista militare italiana, zog es aber dann doch vor, ganz der wissenschaftlichen Tätigkeit zu leben. Eine neue Perspektive eröffnete sich ihm, als 1882 ihn sein heimatlicher Wahlkreis ins Parlament entsandte. Er nahm auf der Rechten Platz und gehörte zehn Jahre lang besonders in Fragen der auswärtigen und Heerespolitik zu den angesehensten Rednern. Am 10. Okt. 1892 wurde er zum Senator ernannt, 1896 auch in die Reihe der Ritter des savoyischen Zivilverdienstordens (des italienischen pour la mérita) aufgenommen. Die letzten Jahre lebte er zurückgezogen wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit, am 27. April 1904 ist er erlegen. Dem Heere, das aufrichtig um ihn trauert, ist er als Oberstleutnant der Landwehr bis zuletzt treu geblieben.

Die selbständige schriftstellerische Tätigkeit Chiolas begann mit der Herausgabe der Briefe des Grafen Cavour (Lettere edita ed inedite di C. C.), von der heute eine sechsbändige Auflage aus den Jahren 1884—1887 (Turin) vorliegt. Die Vorrede dazu ist eine feinsinnige und warmherzige Würdigung des großen Staatsmannes. Seinen Freund La Marmora stellte er in einer Biographie dar und widmete seinem Gedächtnis auch die Schrift Le général La Marmora et l'alliance prussienne. Sie leitete die Publikationen ein, in denen Chiola es unternahm die von ihm als Legende bezeichnete Ansicht zu zerstören, daß Preußen 1866 wirklich ehrlich es mit der Zukunft seines italienischen Bundesgenossen gemeint habe. Nach Chialas Ansicht ist Bismarck nie Italiens Freund gewesen, er hätte ohne Napoleons Eingreifen 1866 Venetien den Oesterreichern gelassen und auch 1870 hätte er den Kirchenstaat gestützt, wenn nicht Viktor Emanuels rascher Zug auf Rom und der 20. September 1870 das verhindert hätten. Besonders heftig griff Chiala deshalb die Mitteilungen an, die in den Tagebüchern Theodor v. Bernhardis enthalten waren und die er in einem größeren Werk und in einer ganzen Anzahl von Aufsätzen bekämpfte. Ebenso hat Chiola sich stets dem Dreibund, insofern Deutschland daran beteiligt war, abgeneigt gezeigt und das besonders bei der Herausgabe der Erinnerungen des Grafen Robilant dokumentiert, der beim Abschluß des Dreibundes italienischer Botschafter in Wien war. Von den sonstigen Publikationen Chiolas seien genannt die Pagine di Storia contemporanea, die sich mit der Geschichte des Risorgimento befassen, Une page d'histoire du gouvernement représentatif en Piémont. — Cenni storici sui preliminari della guerra del 1866 e sulla battaglia di Custozza. — La politica italiana e l'amministrazione della guerra dal 1863 al marzo 1866. — La parte diplomatico della guerra di Crimea.

*

Gustav Trockenbrodt †.

Ganz unscheinbar haben vor einigen Tagen die tieftrauernd hinterbliebenen Eltern, Geschwister u. s. w. Freunden und Bekannten die traurige Mitteilung durch die Zeitung gebracht, daß Gustav Trockenbrodt, Notariatskonzipient in Rosenheim, nach kurzer Erkrankung am 27. April daselbst sanft verschieden ist. Damit ist nicht nur ein liebenswürdiger, tüchtiger Mensch, ein Dreißiger ungefähr, sondern auch ein vielversprechendes poetisches und anmutig humoristisches Talent auf dem Felde des Dialekts von dannen gegangen. In seiner Vaterstadt Aschaffenburg, wo er nun zur letzten Ruhe gebettet worden ist, galt er mit Recht seit etlichen Jahren als der dichterische genius loci. Die besten seiner Musenkinder vereinigt die Sammlung „Aschebergers Sprüch'. Gedichte in Aschaffenburger Mundart von Gustav Trockenbrodt. Mit (köstlichen Genre-) Zeichnungen von Adalbert Hock", deren 2., stark vermehrte Auflage (Aschaffenburg, C. Krebssche Buchhandlung, W. Hausmann; XI und 72 Seiten, Originalband 1 M. 30 Pf.) ich in der Beilage z. Allg. Ztg. vom 10. Mai 1900 ausführlich besprochen habe, weshalb hier auf den dortigen Nachweis der von Trockenbrodts Muse gespendeten Fülle von Laune und volkstümlicher Denkweise verwiesen sein mag. Auch als vor 2½ Jahren aus demselben Verlage ein selbständiges Pendant zu Trockenbrodts Büchlein, Oberstudienrat Dr. Georg Recknagels („Schorsch Röder") „Herzgeboppelte Dingelcher" erschienen, konnte ich in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 10. Januar 1902 an diesen Zusammenhang anknüpfen. Damals verband mein Artikel im Bayerland XIII (1902) Nrn. 17 und 18 (beidemale im 2. Blatt) diese beiden überaus wohlgelungenen Niederschläge nordwest-bayerischer mundartlicher Dichtertonne in vergleichender Würdigung, durch zwei chorotteristische Bilder illustriert. Die 3. Auflage der weitverbreiteten und nach voller Gebühr allbeliebten „Aschebergers Sprüch'" sichert dem leider so gar früh verblichenen G. Trockenbrodt ehrenvollstes Andenken.

München. Ludwig Fränkel.

*

Kleinere Mitteilungen.

C. K. Die älteste Erwähnung der „Göttlichen Komödie" Dantes. In dem letzten Heft der „Nuova Antologia" macht Giovanni Livi auf zwei bisher unveröffentlichte Dokumente aufmerksam, die sich in Bologna befinden und die für die Geschichte der „Divina Commedia" nicht ohne Bedeutung sind. So befindet sich unter den Dokumenten des alten Bologneser Memorialen-Instituts, das alle Kontrakte, die in Bologna oder der Umgebung abgeschlossen wurden, gewissenhaft registrierte, auch ein Kontrakt aus dem Jahre 1325, in dem der Paduaner Antonio, Sohn eines gewissen Lieulfo, im Auftrage des Paduaners Merzoconte bescheinigt, von dem in Bologna wohnhaften Carlo, Sohn des Flaren-

tinens Lupo, verschiedene Objekte empfangen zu haben, u. a. Ringe aus vergoldetem Silber mit kostbaren Steinen, eine Mitra mit Steinen und Perlen und mehrere Bücher. Unter diesen aber neben den „Sprüchen des Salomon", neben dem Wunderbuch des Mönches Gualberto und einem Psalterium wird als sechstes Dantes „Inferno" erwähnt unter folgendem Titel: „ein Buch, das man die ‚Hölle' von Dauti heißt". Wahrscheinlich aber war damit die ganze „Göttliche Komödie" gemeint, wenigstens Hölle und Fegefeuer, da das Paradies ja später erschien, und man hatte nur als Obertitel die „Hölle" gewählt. Unter den sicher beglaubigten und datierten Archivdokumenten ist dies sicher das älteste, in dem das Meisterwerk Dantes erwähnt wird. Bisher fand sich das früheste, aus Dokumenten bekannte Zitat der „Divina Commedia" in einem Protokoll des Königs Friedrich III. von Sizilien, wo unter anderen ihm übergebenen wertvollen Objekten auch ein Buch, „das von Dante sein soll und das die ‚Hölle' heißt", hervorgehoben wird.

* **Todesfall.** In Florenz ist am 27. April Dr. Edgar Kurz, ein Sohn des schwäbischen Dichters Hermann Kurz und beliebter Arzt der dortigen deutschen Kolonie, infolge einer schweren Lungenentzündung im 52. Lebensjahre gestorben. Am 29. in der Frühe fand zu Trespiano die Bestattung durch Feuer statt. Die Trauerfeier, der die Geschwister des Verstorbenen, der Bildhauer Professor Erwin und die Dichterin Isolde Kurz mit einer großen Zahl von Angehörigen der besten Florentiner Gesellschaft anwohnten, brachte, wie wir einem uns zur Verfügung gestellten Privatbriefe entnehmen, in würdigster Weise die hohe Verehrung zum Ausdruck, die dem Verstorbenen wegen der Feinheit seines Wesens und seiner Bildung von dem erlesenen Kreis seiner Freunde entgegengebracht wurde.

*

Hochschulnachrichten.

W. **Gießen.** Der Historiker Professor Dr. Konstantin Höhlbaum ist gestern gestorben.

* **Bonn.** Privatdozent Dr. H. Konen wurde zum ersten und Privatdozent Dr. Paul Eversheim zum zweiten Assistenten am physikalischen Institut der hiesigen Universität ernannt.

* **Leipzig.** Der berühmte Anatom der hiesigen Universität, Professor Wilhelm His, ist am Sonntag im Alter von 72 Jahren gestorben. His, am 9. Juli 1831 zu Basel geboren, galt mit Recht für einen der hervorragendsten Anatomen und Physiologen unserer Zeit. Beide Wissenschaften hat er durch zahlreiche Einzeluntersuchungen und -Veröffentlichungen gefördert; er war auch Herausgeber der Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, sowie des Archivs für Anatomie und Physiologie. In weiteren Kreisen ist er durch die entschiedene Gegnerschaft bekannt geworden, mit der er in dem Streit um den Geltungsbereich des Entwicklungsgedankens verschiedene der von Häckel hierüber aufgestellten Theorien, insbesondere der dogmatischen Aufstellung eines „biogenetischen Grundsatzes" entgegentrat.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor der Katechetik und Homiletik Dr. Michael Gatterer wurde zum ordentlichen Professor dieser Fächer und der außerordentliche Professor der philosophisch-theologischen Propädeutik und spekulativen Dogmatik Dr. Joseph Müller zum ordentlichen Professor der Dogmatik ernannt.

* Von technischen Hochschulen. Der Professor an der Forstakademie in Tharandt, Dr. Kunze, feiert am 1. Juni sein 40jähriges Dienstjubiläum.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie

einschließlich Rassen- u. Gesellschafts-Hygiene.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von Dr. med **Alfred Ploetz** in Verbindung mit Dr. jur. **A. Nordenholz** in Jena und Prof. Dr. phil. **L. Plate** in Berlin. — Redigiert von Dr. A. Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, Viktoriastrasse 41.

Inhalt des 1. Heftes:

Dr. **A. Ploetz.** Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen. — Dr. **C. Correns,** Prof. d. Botanik in Leipzig. Experimentelle Untersuchungen über die Entstehung der Arten. — Dr. med. **Wilh. Schallmayer.** Selektionstheorie, Hygiene und Entartungsfrage. — Dr. **Rob von Lendenfeld,** Prof. d. Zool. in Prag. Karl Pearsons Untersuchungen über verwandtschaftliche Aehnlichkeiten und Vererbung geistiger Eigenschaften. — **Otto Ammon.** Die Bewohner der Italizen, sowie Erörterung einiger Fragen der Volkskunde. — Dr. med. **E. Rüdin.** Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse. — Dr. jur. **A. Nordenholz.** Ueber den Mechanismus der Gesellschaft. Dr. jur. **R. Thurnwald.** Zur rassenbiologischen Bedeutung von Hammurabis Familien-Gesetzgebung.

Kritische Besprechungen, Referate und Notizen von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **E. Rüdin** und Dr. **A. Ploetz** über: Ed. v. Hartmann, Die Abstammungslehre seit Darwin; Ed. v. Hartmann, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie, Chr. v. Ehrenfels, Beiträge zur Selektionstheorie; W. Johannsen, Ueber Erblichkeit in Populationen und in reinen Linien, Chr. Schröder, Die Variabilität der Adalia bipunct., ein Beitrag zur Deszendenztheorie, Chr. Schröder, Die Zeichnungs-Variabilität von Abraxas grossul., ein Beitrag zur Deszendenztheorie, E. Haeckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen; W. Schönichen, Die Abstammungslehre im Unterricht der Schule; J. Amtmann, Früh-mittelalterliche und moderne Schädel aus Pfünz bei Eichstätt; Seggel, Verhältnis von Schädel- und Gehirnentwicklung zum Längenwachstum des Körpers; V. Barteletti, Sugli individui a capelli rossi; Gents, Die Mischlinge in Deutsch-Südwest-Afrika; E. Bälz, Zur Psychologie der Japaner; W. Böhmert, Die Bevölkerung nach Geburtsmonaten; G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung; A. Forel, Hygiene der Nerven und des Geistes; W. Erb, Bemerkungen über die Folgen der sexuellen Abstinenz; M. Gruber, Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?; M. Becker, Kaerger, E. Lorini, Zur neuesten nationalökonomischen Literatur über Argentinien.

Inhalt des 2. Heftes:

Prof. **L. Plate.** Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie. — Dr. **Chr. v. Ehrenfels,** Prof. d. Philos. in Prag. Der Selektionswert kleiner Variationen. — Prof. **L. Plate.** Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz. — Dr **Rud. Michaelis,** Geh. San.-Rat in Bad Rehburg. Die erbliche Beanlagung bei der menschlichen Tuberkulose. — Dr. **Ferd. Hoeppe,** Prof. d. Hyg. in Prag. Die Entstehung der Infektionskrankheiten. — Dr **Ben. Friedlaender,** Bemerkungen zum Artikel des Dr. Rüdin über die Homosexuellen. — Dr. med **E. Rüdin.** Erwiderung. — Dr. **Alfred Ploetz.** Die Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwicklung der Rasse. — Dr. **Conr. Bornhak,** Prof. f. Staatsrecht in Berlin. Der Einfluss der Rassen auf die Staatsbildung. — Dr. jur. **E. Harmening.** Die Entwicklung der Industrie zum Trust.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **W. Claassen,** Dr. **B. Wandollek,** Dr. **E. Rüdin,** Dr. **E. Abderhalden** und **C. Michaelis** über: Matzat, Philosophie der Anpassung, Krasan, Ueber die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur, Pauly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre, Lauterborn, Formenkreis von Anurea cochlearis, ein Beitrag zur Kenntnis der Variabilität; Bölsche, Die Abstammung des Menschen, Breitenbach, Ernst Haeckel, ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit; v. Buttel-Reepen, Die stammesgeschichtliche Entstehung des Bienenstaates; Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen; Fahlbeck, Der Adel Schwedens; Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien; Kiels, Das Wachstum Berliner Schulkinder, Barclay, Birthrate und deathrate in New-Zealand; v. Bunge, Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, Ursachen, Verhütung; v. Bunge, Alkoholismus und Degeneration; Rawitz, Urgeschichte, Geschichte und Politik. — Notiz von Dr. **W. Claassen:** Zur Vitalstatistik des russischen und japanischen Volkes. (7054 o k

Das Archiv erscheint in jährlich 6 Heften, jedes im Umfang von etwa 8—10 Bogen gr. Okt. Das erste Heft erschien im Januar, das zweite im März 1904. Der Abonnementspreis beträgt für das Jahr 20 Mark, für das Halbjahr die Hälfte, der Preis eines Einzelheftes 4 Mark. Zu beziehen **durch jede Buchhandlung** oder gegen Einsendung bezw. Nachnahme des Abonnementsbetrages vom **Verlag der Archiv-Gesellschaft, Berlin SW. 11., Bernburgerstr. 30.**

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Neue Strömungen in der kath. Literatur. — Briefwechsel der Kardinäle Consalvi und Pacca während des Wiener Kongresses. — Regidius Albertinus über die Frau und die Ehe. (Schluß.) — Reichstagsbrief. VI. — Die Bevölkerung Münchens im 17. Jahrhundert. I. Eine historisch-statistische Skizze. — Die Reichsfinanzreform. — Deutsche Verhältnisse in deutsch-amerikanischer Beleuchtung. (7058)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 4. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika. II. Von Ingenieur Alexander Kuhn.

Ein Jugendleben. Von Rich. Palleske (Sandesdhut i. Schl.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Publikationen der Wiener Balkankommission. — Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.

III. Allgemeine Rundschau.

Volksetymologie an der deutsch-französischen Sprachgrenze. — Edgar Kurz †. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika.

II.*)

Am 10. Mai betrat ich das Schutzgebiet in Lüderitzbucht, wo ich es anderthalb Jahre zuvor verlassen hatte. Weit früher und unter ganz anderen Umständen hatte ich dieses Wiedersehen erwartet. Mit einem Schiffe voll Handwerkern und Arbeitern, Werkzeugen, Baumaschinen, Lokomobilen und Dynamos hoffte ich wiederzukehren. Es war anders gekommen.

Lüderitzbucht hat bekanntlich kein Süßwasser. Dieses wurde ehedem faßweise aus Kapstadt bezogen. Vor mehreren Jahren hat die Kolonialgesellschaft einen Kondensator aufgestellt und verkauft das Kondensatorwasser zu 4 Pf. das Liter, so daß das einmalige Tränken eines Gespanns Ochsen 40 bis 50 Mark kostet, was die Frachtsätze sehr verteuert. Diese Schwierigkeiten der Wasserversorgung im Verein mit der schweren Passierbarkeit des Dünengürtels hinter Lüderitzbucht sind die Ursachen, daß die gut geschützte natürliche Bucht, wohl der beste Liegeplatz der ganzen deutschen Westküste, noch keinen Aufschwung nehmen konnte.

Nun hatte der Kommandant eines der Vermessungsschiffe der kaiserlichen Marine in Berlin gemeldet, daß sich etwa 30 Kilometer nördlich von Lüderitzbucht eine Süßwasserquelle befinde. Wir untersuchten diese Stelle und fanden zwar damals kein fließendes Wasser, aber schon nach wenigen Spatenstichen reichlich schönes, süßes Wasser im Sande. Die Stelle ist auf der Langhans-Karte mit „Groß-Anichab“ bezeichnet. Die Süßwasseransammlung ist wahrscheinlich gebildet durch eine Felsbarre, welche die Niederschlagswasser eines Teiles des Dünengebietes am Ablauf ins Meer hindert. In den alten Reisewerke des Kapitäns Alexander aus den 30er Jahren sind noch mehrere solcher Süßwasserstellen längs der Küste angegeben. Für die armseligen Verhältnisse der heutigen Lüderitzbucht mit drei Kramläden und einem Zollamt kommen diese „Quellen“ — das sind sie wohl nur vorübergehend — wegen der Kosten der Hebung und Leitung natürlich nicht in Betracht. Würden aber aus einem anderen Grunde erhöhte Anforderungen an die Wasserversorgung von Lüderitzbucht herantreten, so müßte unbedingt in Groß-Anichab der Hebel angesetzt werden.

Einen Umstand, der den Nachforschungen nach Süßwasservorkommen an der unbewohnten Nebelküste zwischen Lüderitzbucht und Walfischbai erhöhte Bedeutung geben könnte, sei hier anzudeuten gestattet.

Betrachtet man auf einer physikalischen Weltkarte die Kontinente von Südafrika und Südamerika, so fällt eine ganz merkwürdige Analogie der physikalisch-meteorologischen Vorgänge an den Westküsten beider Kontinente sofort in die Augen. Wie an der afrikanischen Küste der kühle Benguela-Strom, vom Süden heraufkommend, die Küste entlang streicht, die von der offenen See kommenden Regenwolken vorzeitig abkühlt, entladet und dadurch das Küstenland regenarm macht, genau so verhält sich an der chilenischen Küste der Peru-Strom. Wie an der afrikanischen Küste die südatlantischen, so sind an der chilenischen Küste die südpazifischen Anticyklone, gegen den Aequator hin in den Südost-Passat auslaufend, die herrschende Windgattung. Die Jahres-Isothermen beider Küsten nehmen denselben ganz charakteristischen Verlauf und beide Küstengebiete zählen zu den regenärmsten Strichen der Erde. Es drängt sich nun die Ueberlegung auf, ob nicht ähnliche physikalische Vorgänge auch ähnliche Verwitterungsprodukte im Boden beider Küstenabdachungen aufgespeichert haben können, und wir denken dabei an die großen Lager von Natronsalpeter, die heute trotz Kupfer-, Gold- und Silberminen bei weitem den wichtigsten Ausfuhrartikel Chiles bilden. Die jährliche Ausfuhr beträgt 1¼ bis 1½ Millionen Tonnen im Werte von über 200 Millionen Mark. Davon geht rund eine halbe Million Tonnen für 80 bis 90 Millionen Mark in die chemischen Fabriken Deutschlands.

Die ganze Küste von Lüderitzbucht bis Walfischbai ist noch unerforscht. Vielleicht läßt die auf der Langhans-Karte beim 25. Breitenparallel verzeichnete Anmerkung: „Merkwürdig weiße Sandflächen an ziemlich steiler Küste“ — jedenfalls eine von Bord eines Küstenfahrzeuges gemachte Wahrnehmung — den Schluß zu, daß wir es dort sogar direkt mit Salpeterausblühungen zu tun haben. Es wird vielleicht der Mühe lohnen, Nachforschungen anzustellen. Das ist freilich keine ganz einfache Sache. Es müßten in Entfernungen von 30 bis 40 Kilometer Trinkwasser-Relais angelegt werden, die ein systematisches Vorgehen ermöglichen.

Bei dem Umstande, daß von der Nama-Küste nach Hamburg nur der halbe Seeweg ist, als von der chilenischen Küste, wäre das Produkt leicht konkurrenzfähig. Lüderitzbucht würde ein ordentlicher Hafen werden, das Hinterland fände einen guten Markt für Schlachtvieh, es käme Leben in die Sache. Die Erforschung der Küste kann sich aber auch durch Auffindung verborgener Guanolager oder nutzbarer Mineralien lohnen. Es wäre zu wünschen, daß dieser Anregung näher getreten wird. Die Küste gehört der Kolonial-Gesellschaft.

Erst 14 Tage nach meiner Ankunft, am 24. Mai, konnten wir Wagen zur Abreise nach dem Innern bekommen. Wir kamen nach einigen Tagen in Kubub an, wo

*) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 94 und 95 d. J.

die von der Regierung der Expedition bewilligten Pferde bereit standen. Diese wurden dann übernommen und Anfang Juni marschierten wir zu Pferde weiter. Nach einigen Tagen begegneten wir dem Ochsenwagen und der Ochsenkarre, welche uns die Regierung entgegengesandt hatte. Die Ochsen waren in sehr schlechtem Stande, was uns in der Folge viele Schwierigkeiten und Hindernisse bereitete. Um so besser aber waren die Pferde. Mitte Juni kamen wir in Keetmanshoop an, stellten die Ochsen zunächst einmal zur Erholung auf gute Weide und gingen an unsere Arbeiten für die Talsperre von Naute.

Es waren bereits einige Aufnahmen von seiten des in Keetmanshoop stationierten Regierungs-Landmessers gemacht und die Untersuchungen des Untergrundes der Baustelle waren im besten Gange. Nun wurden noch einige Detailpläne aufgenommen und Ende Juni waren die Vorarbeiten im Gelände und im Bureau so weit gefördert, daß der Sperrkörper an der Schlucht abgesteckt und mit dem Fundamentaushub für die Abdichtung des Untergrundes begonnen werden konnte. Arbeiter und Aufseher stellte der Bezirksamtmann, der voll Interesse für die Sache war. Projektiert wurde ein Damm von 15½ Meter größter Höhe, der bei 13 Meter Stauhöhe 4½ Millionen Kubikmeter Wasser im Becken aufstaut und 200 Hektar guten Alluvialboden bewässern kann. Der Sperrkörper wurde wasserseitig mit dreifacher Böschung und in Erdschüttung, luftseitig mit anderthalbfacher Böschung und in Steinschüttung entworfen. Dazwischen war eine Dichtungswand aus Lehmstampf vorgesehen, welche am Fuße 6 Meter, an der Krone 2 Meter stark sein und sich unter die Flußsohle mit 2 Meter Stärke bis auf undurchlässigen Grund fortsetzen sollte. Wie außerordentlich günstig die Lage ist, geht daraus hervor, daß der Damm an der Krone nur 100 Meter, an der Sohle nur 50 Meter lang wird und im ganzen nur 50,000 Kubikmeter Erd- und Steinmasse enthält, also mit einem Kubikmeter Massenbewegung fast 100 Kubikmeter Wasser gestaut werden. Die Kosten der Ausführung werden sich, wenn die Regierung Zugochsen beistellt und sonstige Leistungen zu erreichen sind, auf 60,000 bis 80,000 M., je nach der Höhe der Verleistungen, das Kubikmeter Wasser daher auf zwei Pfennig stellen. Werden keinerlei Leistungen gewährt, so werden sich die Kosten auf etwa 200,000 M. und das Kubikmeter Wasser daher auf 4½ Pfennig stellen. Bei Annahme von nur 500 M. Jahresertrag vom Hektar ständig bewässerbaren Landes wird die Anlage nach vollständiger Einrichtung des Betriebes, die freilich nicht vor einigen Jahren erwartet werden darf, jährlich 100,000 M., also 50 Prozent der Anlagekosten, Reinertrag liefern. Die Lage dieser Talsperre ist nicht allein in baulicher Hinsicht hervorragend günstig, sondern auch mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Ergebnisse des späteren Betriebes dadurch, daß die Anlage in der Nähe des Bezirksvorortes und des Bahnweges liegt und daher zur Zeit eintretender Futternot, wie das im Bezirke vorkommt, von überall her rasch erreicht werden und Hilfe gewähren kann. Später einmal, wenn Geld für Investitionen aus den Erträgnissen da sein wird, kann an die Wasserversorgung des 5 Kilometer entfernten und etwa 60 Meter höher liegenden Ortes Keetmanshoop durch Hebewerke, Hochreservoir und Rohrleitung geschritten werden.

Das Projekt, umfassend fünf Pläne mit einem Erläuterungsbericht, wurde in der ersten Hälfte des Juli in zwei gleich sorgfältigen Ausfertigungen an das kaiserliche Gouvernement in Windhuk und an das Kolonialwirtschaftliche Komitee eingesandt, damit die Mittel zum Weiterbau aufgebracht würden. Beide Eingaben blieben, wie wir später sehen werden, ohne den erhofften Erfolg.

Mitte Juli zogen wir mit Sack und Pack nach dem Slankopf, einem bekannten Felskegel nächst der Kreuzung des Fischflusses durch den Bahnweg. Von dort wurde eine Anzahl Rekognoszierungstouren nach Nord und Süd ausgeführt. Eben zu dieser Zeit ging die Umgebung des Slankopfes, eine Farmfläche von 20,000 Hektar, für den Preis von 50 Pf. per Hektar in den Besitz der Brüder Oskar und Camilla Meyer aus Freiburg in Baden über. Die beiden Brüder kamen aus dem Transvaal, wo sie im Rustenburg-Bezirke eine Farm betrieben, die noch heute ihnen gehört. Sie sind schon über 20 Jahre in Südafrika und haben daher große Erfahrungen. Sogleich nachdem sie den Platz in Besitz genommen und zunächst — mare africano — unter einem Kameldornbaum, ohne Zelt und ohne Dach, ein Lager „bezogen" hatten, begannen sie, trotzdem sie die Wasserstelle „Slankopf" vorfanden, nach Wasser zu graben. Sie schnitten am Fuße des Berges in einer Terrainfalte einen zuletzt 30 Meter langen und an der Bergseite 6 Meter tiefen Schlitz und fanden in der Tat fließendes Wasser, das ziemlich hohe Temperatur hat. Diesem Wasser bahnten sie einen Ausweg auf die Fläche und wollten unverweilt mit dem Umbrechen eines zu bewässernden Grundstückes beginnen. Das war im Juli. Zu Weihnachten hofften sie schon die erste Ernte einzuheimsen. Erst nach Bestellung des Feldes gedachten sie, einen Hausbau anzufangen. Ansiedler dieser Art sind ein großer Gewinn für das Schutzgebiet. Sie werden vermöge ihrer Erfahrungen nicht leicht einem Mißerfolg ausgesetzt sein und ihre Erfolge werden die große Zahl derjenigen, die sich nach Burenart damit zufriedengaben, zuzuschauen, wie der liebe Gott das Vieh wachsen läßt, zu ähnlichen Arbeiten ermutigen.

Von Slankopf übersiedelten wir bald nach dem nahen Seeheim, einer Farm am Fischflusse mit einem netten Farmhäuschen und einem großen Garten, der auf einer Insel im Fischflusse liegt. Im Flußbette befindet sich an jener Stelle ein großer Teich, wie es deren im Fischflußbette viele gibt. Sie entstehen dadurch, daß eine durch den Fluß quer gelagerte Felsbarre ein gewisses Quantum des zur Regenzeit abkommenden Stromwassers am Abfließen verhindert und anstaut. Aus diesem natürlichen Stauweiher wird der ein halbes Hektar umfassende, recht gut gehaltene Garten der Farm bewässert, indem das Wasser mittels Dampfpumpe und kleiner Lokomobile gehoben wird, wie das in der Kapkolonie vielfach der Brauch ist. Der Besitzer, ein Engländer aus der Kolonie namens Wheeler, hatte neben Korn und Tabak namentlich Gemüse gezogen, für welches er in Keetmanshoop den erhofften Absatz nicht finden konnte, so daß er vieles verderben lassen mußte. Dieser Umstand und anderes scheint dem intelligenten und rührigen Manne die Arbeit verleidet zu haben. Er verkaufte das Anwesen seinem Schwager Tommy Hite, einem Malaien aus der Kolonie. Dieser trug die Gebäude Wheelers zum Teil ab und überläßt Farm und Garten einem ehemaligen Truppensaldaten, Plichta, zur Ausnützung.

Der Weiher im Flußbette wird mittels eines Kahnes befahren, ist von Weiden grün besäumt und bietet in jener ziemlich trostlosen Gegend einen malerischen und überraschenden Anblick. Das Wasser war zu jener Zeit bis zu 2 Meter tief, dach soll es in verschiedenen Jahren, wenn durch eine oder gar zwei Regenzeiten der Fluß an jener Stelle nicht fließt, schon vollständig vertrocknet sein. Sinkt der Wasserspiegel, so wird das Wasser in solchen Weihern zunehmend brackiger, bis es endlich zuletzt vor dem Vertrocknen eine auch für das Vieh ganz ungenießbare Salzlake wird.

Von Seeheim wurden mehrere kleinere Rundtouren gemacht und gegen Ende Juli eine größere Tour nach der Mündung des Fischflusses in den Orange angetreten.

Wir kamen am ersten Abend bis Gabachab, wo ein verlassenes Lehmbinsenhäuschen steht. Dort tritt der Löwenfluß, nachdem er 26 Kilometer weiter östlich das ebenfalls „Naute" genannte Felsdefilé durchbrochen hat, abermals in eine Felsenge ein, die er bis zu seiner Mündung in den Fischfluß nicht mehr verläßt. Das Gebiet zwischen der Löwenfluß-Naute und Gabachab ist guter Alluvialboden. Schon Professor Rehbock hat zwei Stauprojekte für die Löwenfluß-Naute entworfen und ich habe 1901 weitere generelle Vorarbeiten dort ausgeführt. Die Anlage, welche dort geschaffen werden kann, würde die größte in ganz Südafrika werden. Durch einen Sperrkörper, der bis zu 26 Meter hoch gemacht werden kann, ließe sich eine Wassermenge bis zu 140 Millionen Kubikmeter aufspeichern und nach und nach bis

10,000 Hektar Bodenfläche in Kultur bringen. Nebenher wären noch ständig 1000 Pferdekräfte an elektromotorischer Kraft zu gewinnen.

Zur Verwertung dieser ganz einzigartigen Lage sind wegen des großen Umfanges des Unternehmens besonders vorsichtige und sorgfältige Vorarbeiten notwendig. Die Gegend gehört der South African Territories, welche dem Projekte näherzutreten gesonnen scheint.

In der Nähe von Gabachab wohnt der Bur Niuwehaut, der den Platz von der Gesellschaft für 300 M. jährlich gepachtet hat. Er klagte uns sein Leid. Das „Veldt" sei vollkommen ausgetrocknet, die Weide gänzlich erschöpft. Von den 1000 Stück Kleinvieh, die er aus der Kolonie mitgebracht habe, seien noch knapp 400 am Leben, die er aus den Schluchten des Fischflusses kümmerlich durchbringe. Außer Niuwehaut wohnt auf viele Meilen weit weder Weißer noch Farbiger. Die beiden Ansiedelungen bei Nanchis im künftigen Staubecken sind aufgegeben und verfallen. Das ist das heutige Bild einer Landschaft, welche durch das Stauwehr nach voller Betriebseinrichtung jährlich fünf Millionen Mark Reingewinn mit Sicherheit abwerfen kann.

Von Gabachab wandten wir uns noch Leverbreck, einem Platz mit brackiger Quelle, dessen Wasser dem Organismus nicht zuträglich sein soll. Diese Farm ist ebenfalls von Niuwehaut gepachtet, war aber zur Zeit unseres Besuches verlassen. Von dort zogen wir über Audorn nach Rosinbusch am Fischflusse. Von da machten wir noch eine kleine Tour den Fluß abwärts, mußten aber das Vordringen bis zur Mündung aufgeben, weil wir für die Ochsen schon keine Weide mehr fanden, für die Pferde nicht mehr genug Hafer mithatten und selbst schon Mangel an Proviant litten. Auf dem Rückwege konnten wir in Tsabisis, einem Viehposten des Farmers Hill, einen Bock kaufen. In der ersten Augustwoche trafen wir wieder in Seeheim ein. Auf der ganzen, gegen 300 Kilometer langen Rundreise hatten wir außer dem Buren Niuwehaut und den Eingeborenen auf Tsabisis kein menschliches Angesicht gesehen, mit Ausnahme der Herde auf Tsabisis auch kein Stück Vieh und nirgends auch nur eine Spur von Wild, so sehr hatte die strenge Dürre das Land von allen Lebewesen entvölkert.

Einige Tage später wurde eine neue Reise angetreten. Diesmal durch die Vogelstruiz-Kluft zum Fischfluß hinab und an dessen rechtem Ufer entlang bis Sanntagsbrunn. Dort ist ein im Sande ausgegrabenes Wasserloch mit gutem Wasser. Wir trafen dort mehrere Herden. Von Sonntagsbrunn bogen wir um den Südrand des den Fischfluß bis dahin begleitenden Gebirgszuges herum und gelangten in das Tal von Ariamab, einer Niederlassung, die schon zum Besitze des Farmers Gessert gehört. Dort sind zwei Dämme erbaut. Weiterziehend kamen wir an einen anderen Damm dieses Farmers, der an 700 Meter lang und bis zu 3 Meter hoch ist. Er enthielt zur Zeit unseres Besuches kein Wasser, doch war die „Wasserseite" mit teilweise üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Ein Beweis, daß auch solche durchlässige Dämme durch längeres Zurückhalten des Grundwassers Nutzen stiften können.

Neun Kilometer von diesem Damme entfernt liegt das Farmhaus Inachab desselben Farmers. Herr Gessert war leider nach Deutschland abgereist und hatte einem englischen Bastard, Robert Forbes, die Farm zur Weidebenützung überlassen. Er hat in den acht Jahren, die er im Schutzgebiete verweilte, 88,000 Hektar Grundbesitz angekauft, hatte bedeutende Herden besessen und mit immensem Fleiße eine ganze Reihe von Dammbauten ausgeführt. Außer vielen kleineren hat Herr Gessert 13 größere Dämme ausgeführt, gewiß eine achtunggebietende Leistung. Eine Berieselung von Grundstücken durch diese Dämme scheint von vornherein nicht beabsichtigt gewesen zu sein, da sie sämtlich ohne Abdichtung und daher durchlässig sind. Das ist sehr zu bedauern. Denn wenn auch solche Dämme, wie wir gesehen haben, das Grundwasser längere Zeit zurückhalten und einen 30 bis 50 Meter breiten Vegetationsstreifen grün zu erhalten vermögen, so steht dieser Nutzeffekt zu dem Kostenaufwand gleichwohl in keinem Verhältnisse. Ich habe bedauert, daß mich 1901 der gänzliche Mangel an Zeit abhielt, die Einladung des Herrn Gessert anzunehmen und ihn auf Inachab zu besuchen, hoffe aber, daß er sich, wenn es zur Fortsetzung meiner Arbeiten im Namalande kommen sollte, unschwer von der ungleich geringeren Kostspieligkeit abgedichteter Dämme überzeugen lassen wird.

Von Inachab zogen wir nach Sandverhaar, gleichfalls eine Farm Gesserts, wo ein ehemaliger Truppensoldat, Siebert, den unverkauften Rest der Herden Gesserts auf Halbpart hütet. Bei Sandverhaar ist der größte der Gessertschen Dämme angelegt, bis zu 5 Meter hoch, mit 2 Meter Kronenbreite und 150 Meter lang. Zur Zeit unseres Besuchs, Ende August, stand vor dem Damme eine offene Grundwasserpfütze von 200 bis 250 Kubikmeter Inhalt.

Von Sandverhaar zogen wir nach Bethanien. Dort machte mich der Distriktschef, Oberleutnant a. D. Wasserfall, und der für seine Hottentottengemeinde treubesorgte Missionar Heinrichs auf mehrere Stellen im Goangibflusse aufmerksam, an denen mit einigem Vorteile Stauwerke eingebaut werden könnten. Ich wählte eine dieser Stellen aus, ließ auch noch für eine zweite die Lagepläne aufnehmen, und es wäre zu wünschen, daß es gelänge, die während der letzten Unruhen treu gebliebenen Bethanier Hottentotten durch die Förderung des Stauwerkbaues, für dessen Nutzen sie volles Verständnis haben, für ihre loyale Haltung zu belohnen.

Von Bethanien ging die Reise über das reich mit Gras bestandene Hanami-Plateau und die Wasserstelle Bysondermeid nach Versaba. Von da ohne Aufenthalt nach Itsabisis, wohin der Bagagewagen aus Seeheim direkt über Keetmanshoop beordert worden war. Dort wurde nach 400 Kilometer Reise wieder Standquartier gemacht, das Material der Itineraraufnahmen gesichtet und zum Teil berechnet.

Von Itsabisis ritt ich vor Antritt der Weiterreise nach dem Norden zu noch einmal nach der Baustelle bei Keetmanshoop. In dieser Zeit erhielt ich aus Windhuk den Bescheid auf meine Eingabe wegen des Baues von Naute. Der Gouverneur teilte mir mit, daß die Mittel für das laufende Jahr schon völlig erschöpft seien und daß er nicht für die Ausführung des Projektes durch die Regierung stimmen könne. Ich hatte einen solchen Bescheid nicht im entferntesten erwartet, da ich 1901 sowie jetzt mich eines fördernden persönlichen Wohlwollens von Seite des Gouverneurs erfreuen durfte, und war daher ziemlich entmutigt. Um so mehr erfreut war ich über eine Depesche des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, die schon nahezu einen Monat in Keetmanshoop auf mich wartete und folgenden Inhalt hatte: „Größere Mittel für mehrere Staudämme im Fischflußgebiet in Aussicht. Rohe Pläne und Kostenanschlag bald erwünscht." Der Nachsatz gab freilich zu denken, denn er verlangte einfach Unmögliches. Aber ich hoffte das Beste von der brieflichen Erläuterung der Depesche.

Mitte September rückten wir von Itsabisis ab. Zunächst auf anderem Wege nach Versaba. Von da besuchte ich den Diamantenberg Lackmanns. Man reitet bis zum Fuße des Berges 10 Kilometer, dann läßt man die Pferde zurück und ein scharfer Anstieg durch eine mit Geröll und Felsblöcken besäte, vom Wasser tief ausgehöhlte Schlucht beginnt. Nach zwei Stunden Kletterns erreicht man die in einer Oberflächensenkung des Berges sich ausbreitende Hochfläche, ein nahezu horizontales Oval von 1800 Meter Länge und 1200 Meter Breite, das rings von steil geböschten, gegen 300 Meter hohen Felsrändern umgeben ist. Die Schlucht, welche wir heraufgeklettert waren, bildet eine Scharte in dieser Umwallung. Die innere Hochfläche mag in der Weise entstanden sein, daß der Verwitterungsschutt der Wände dieses gewaltigen Kessels durch Regen nach der Tiefe abgeführt, bis auf die Höhe der die Schlucht absperrenden Felsbarre aber im Innern angestaut worden war. Auf dieser Hochfläche steht ein kleiner Dachsbau und dort fand ich meinen Freund Schatzgräber an der Arbeit. Er hatte schon früher einen 62 Meter tiefen Schacht von 1.50 Meter im Geviert abgeteuft, von der

Digitized by Google

Sohle dieses Schachtes noch 31 Meter mit Bohrer abgetrieben, also eine Tiefe von 94 Meter erreicht. Lackmann behauptet nun, in der Tiefe von 87 Meter auf verwitterten Blaugrund gestoßen zu sein, später auf ganz intakten. Dieser sei von unglaublichem Reichtum an Diamanten, aber auch der verwitterte, wie er sagte, „schon voll von Diamanten". — Man lernt es durch viele Reisen, solche Nachrichten mit Fassung ertragen.

Lackmann war von Kimberley zurück nach dem Schutzgebiete gereist, hatte von dem Gouverneur das Vorkaufsrecht der Terrains vom Groß-Brokaros erwirkt, war mit dieser Zusicherung wieder nach Kapstadt gereist und wollte eben nach Kimberley, um mit den De Beers neuerdings zu unterhandeln. In Kapstadt faßte ihn Stabsarzt Kuhn ab, der damals das neugebildete Gibeon-Syndikat vertrat, und bestimmte ihn, die ganze Sache diesem Syndikate zu übergeben, was die De Beers bezahlen würden, zahle dieses ebenfalls. Lackmann übernahm nun die Verpflichtung, den Schacht bis auf die Teufe abzutreiben, in welcher er mit dem Bohrer Blaugrund angefahren zu haben behauptet. Das wird bei dem Mangel richtiger Werkzeuge und Tiefbaugeräte, Ventilatoren u. s. w. ziemlich lange Zeit dauern. Lackmann behauptet, vor der Abreise nach Kimberley einen Diamantsplitter von etwa ½ Karat gefunden und einen größeren mit dem Bohrer zerschlagen zu haben. Qui vivra verra!

(Schluß folgt.)

Ein Jugendleben.*)

Ein so vielseitiger Schriftsteller wie L. Passarge hat eine große Gemeinde: die einen verehren in ihm den feinsinnigen Vermittler skandinavischer Dichtungen und trefflichen Schilderer von Land und Leuten im Norden, für dessen Leistungen ja allein die Tatsache zur Genüge spricht, daß eines seiner Werke in die Landessprache übersetzt warden ist, — die anderen schätzen ihn als vorzüglichen Kenner der südromanischen Völker und ihrer Kultur, wieder andere haben ihn lieb gewonnen wegen seiner baltischen Studien, seiner Uebertragungen aus dem Litauischen oder seiner eigenen Dichtungen, und so ließe sich noch manches Gebiet nennen, auf dem er schriftstellerisch tätig gewesen ist. Aber nicht nur erhält die große Schar seiner Freunde in dem „Ostpreußischen Jugendleben" den erwünschten Einblick in den Werdegang eines hervorragenden Zeitgenossen, auch der Kulturhistoriker wird an diesen „Erinnerungen und Kulturbildern", wie der Nebentitel lautet, nicht achtlos vorübergehen, denn die an sich anspruchslos sich gebenden Schilderungen gewinnen durch ihre Beziehungen zur Zeit- und Kulturgeschichte einen bedeutsamen Hintergrund.

Als Sohn eines ostpreußischen Landwirtes im Jahre 1825 geboren, wuchs Passarge in jenen einfachen Verhältnissen auf, wie sie den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts eigen waren. Wir hören, daß das „Herrschaftshaus" mit Stroh gedeckt ist und niedrige Räume mit kahlen Wänden und ungeheuren, kaum behauenen Balken, sowie kleinen in Blei gefaßten Scheiben enthält, wir erblicken die Leute in ihren derben, selbstgewebten Zeugen und hören die Mägde, wie sie am Webstuhl sitzend singen oder sich — Märchen erzählen. Die Instleute sind „alles ruhige, freundliche, arbeitsame Menschen, von keinem Ehrgeiz, keiner Sehnsucht geplagt, . . . glücklich, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk sich auf der Ofenbank ausruhen oder in dem großen Himmelbett mit den bunten Leinwandgardinen in den Sonntag hineinschlafen können". Wir wundern uns denn auch kaum mehr, daß Ausschreitungen der Gutsherrschaft gegen die Dienstboten nicht sehr übel genommen werden. Noch leben im Volksmunde allerlei alte Totensagen, und der „Seelenkleister", wie man einen besonders zähen Brei zu nennen pflegte, erinnert noch an die uralte Sitte, den Toten am Allerseelentage einen Mehlbrei als Speise auf ihr Grab zu stellen; auch mußte man auf einen gewissen spitzen Stein am Wege Stroh vom Leichenwagen werfen, damit der Tote sich darauf ausruhen könne. Noch rasselt nicht die nüchterne Eisenbahn durch die stillen ostpreußischen Fluren, und so gedeiht in jenem weltabgeschiedenen Winkel am Frischen Haff ja mancher kernig-knorrige Sonderling, dem man wohl einen ostpreußischen Reuter oder Raabe wünschen möchte, — wie jener alte Pfarrer, der nach „Student in jedem Zuge war, der hohe Stiefel trug und aus einer langen Pfeife in seiner Weise mauchte, indem er in sie hineinblies und am Kartentische seinen Widerpart förmlich einräucherte, indem er die lange Pfeife bis unter dessen Sitz steckte und kräftig in sie hineinblies", — oder die alte Großmutter, die beim Anblick eines einfachen Ofens, um den der Maler eine Weingirlande gemalt hatte, vor Freude fast geweint hätte, oder der Onkel Born, der einem mit seinen hohen Erträgen für die Schafwolle Prahlenden ruhig erwiderte: Hör' einmal, Bruder, beim Wort in Ehren, aber du lügst niederträchtig." Bedauerlich, aber aus den genannten Gründen begreiflich ist der äußerst geringe Sinn für Politik. „Das Interesse der Leute beschränkte sich damals ausschließlich auf Untaten und ausländische Ereignisse. Vom Inlande, zumal von der Politik, wußte man nichts. Ein sonst sehr gebildeter Gutsbesitzer kannte Anfang der 30er Jahre jedes Ereignis der spanischen Guerilla aus dem Karlistenkampfe und allenfalls ein paar Daten aus der letzten polnischen Revolution, sonst nichts. Vielleicht interessierten noch militärische Uebungen oder Hofnachrichten. Es herrschte im ganzen öffentlichen Leben eine wahre Totenstille. Ein Mensch mit liberalen Ideen würde für verrückt gehalten worden sein; und wer etwas mehr davon wußte, sagte: das paßt nicht für uns, das ist nicht deutsch. Der König und die Regierung verstanden ja alles am besten; sie korrigieren wollen, wäre eine Blasphemie gewesen. Als später eine Vertretung des Volkes gefordert wurde, hieß es allen Ernstes: die Ordensversammlung am 18. Januar im Berliner Schlosse wäre die beste Volksvertretung."

Dazu stimmt es denn auch, wenn die Begeisterung für Napoleon I. und für die Polen sich im Hausgesange jener Zeit (um 1840) einen hervorragenden Platz gewann und in ihm sich die ganze Empfindsamkeit der politisch und national ungeschulten Deutschen jener Zeit einen Ausdruck schuf.

Mit großer Bitterkeit gedenkt der Verfasser seiner Schulzeit auf dem Gymnasium, und der Berichterstatter möchte den in diesem Abschnitte niedergelegten Gedanken recht weite Verbreitung auch in Fachblättern wünschen, obgleich, oder — weil er selber Schulmann ist. Der Tadel trifft in erster Reihe das System: da der Humanismus sich im Gegensatz zur Renaissance an das Aeußerliche hielt und nur die Sprache kultivierte, so „erhielt der ganze Unterricht wesentlich nur den Charakter der Dressur. Die Grammatik beherrschte alles". So werden denn auch seine vielen Anklagen gegen einzelne Lehrer zu einer Anklage gegen das ganze System: „Das Gymnasium müßte eben aufhören, ein Prokrustesbett, namentlich für Grammatik und Mathematik, zu sein".

Man mag in manchen Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verfasser, aber an dem sittlichen Ernst und der großen inneren Wahrhaftigkeit, mit denen er alle die jedermann bekannten Schäden aufdeckt, kann niemand, der es mit unserer höheren Schuljugend gut meint, vorübergehen. Den Hauptübelstand findet er darin, daß die Schüler alles Dargebotene annehmen und lernen müssen und von jeder Wahl ausgeschlossen sind, und er wünscht, daß den Schülern freigestellt würde, auf den einen oder anderen Lehrgegenstand, namentlich die Mathematik und das Griechische, zu verzichten. Er hält nichts von den „erzwungenen, farmalen Andachten", bei denen kaum jemals ein Schüler einen wirklich frommen Gedanken hätte, wobei er treffend auf die Tiraler Arbeiter hinweist, die gewöhnlich das Ave Maria-Gebet benützen, um — sich die Tabakspfeifen neu zu stopfen. Er haßt besonders die die Seelen verödende Grammatik, die ja von geistlosen Lehrern nicht selten so „gründlich" betrieben wird, daß sogar ein Homer für sie nichts als eine Fundgrube der geliebten — Partikeln ist (der Berichterstatter könnte davon aus eigener Erinnerung ein Liedchen singen!); er empört sich nach bei dem Gedanken an die „ciceronianische Stubenphilosophie, die mit dem Leben nichts gemein hat", an die „Elemente der Logik, scholastisch müffig", an einen „Dichter wie Horaz, den antiken

*) Ein Ostpreußisches Jugendleben. Erinnerungen und Kulturbilder von L. Passarge. Leipzig 1903. B. Elischer Nachfolger.

Heine, dessen Charakter und Zoten er (der Schüler) verabscheut". Leider ist ja jene Gattung von „Versöhnungskritikern", wie wir sie nennen möchten, besonders unter den Altphilologen noch lange nicht ausgestorben, — von Leuten, die sich von ihrer „Schuldogmatik" nicht lossagen können und glauben alles Vorgeschriebene schön finden zu müssen, und seien es auch die selten von eigenem Empfinden zeugenden Oden des Horaz oder die schwülstige Hofpoesie eines Vergil. Wenn sie doch die trefflichen Winke Passarges lesen und beherzigen wollten! Sie selber würden dadurch ihres Lebens froher werden und so auch der Jugend mehr Freudigkeit mitteilen. Bei dem jetzigen Betriebe geht einem Geschlecht nach dem anderen die Jugend verloren. In dem „Alleswissenwollen" erkennt Passarge einen Ruin des Lehrers: „Er merkt nicht, daß man die Jugend durch nichts mehr gewinnt, als wenn man eine Schwäche eingesteht"; er tadelt es, wenn der Wahlspruch so vieler Lehrer gleichsam lautet: sich nie etwas vergeben, woraus sich ihr feierliches Auftreten, ihre stets die Vertraulichkeit entfernende Höhe ergebe, oder wenn sogar die Viertelstunde, die der Erholung gewidmet sein sollte, in Unheil zu einer neuen Qual werde: „Denn — so lächerlich es klingt — auch hier, wie in der Klasse, war jedes Spiel, jede Bewegung verboten, selbst im kältesten Winter; von einem Sichgehenlassen, Ringen, Greifen, Necken ganz zu schweigen." Er bezeichnet es als das höchste Glück eines Lehrers, Humor zu besitzen; ja er glaubt, daß ohne ihn überhaupt kein Lehrer durchkomme, denn „die Malice verwundet, der Humor heilt". Er ist unparteiisch genug, den Beruf eines Lehrers für sehr schwierig und sehr gewagt zu halten: „Zu einem guten Lehrer gehört in erster Reihe eine Anlage, die durch nichts anderes ersetzt werden kann, nämlich Liebe." Mehr Lust, Licht, Liebe, Leben, — so mag mit dem Berichterstatter mancher Leser des „Ostpreußischen Jugendlebens" beim Gedenken an seine eigene Schulzeit ausrufen, wenn er diesen gedankenvollen Abschnitt des Passargeschen Buches gelesen hat.

An den Schilderungen Passarges aus seiner Studentenzeit, die in Form von Tagebuchblättern geboten werden, fällt das oft äußerst treffende Urteil des Jünglings dem Leser sofort auf. Die Schilderungen des Studentenlebens, besonders in Heidelberg, die übrigens in jener Stadt begreifliche Beachtung gefunden haben, sind eine reiche Fundgrube für alle, die ihre Freude an der eigenartigen Entwicklung des deutschen Studentenlebens haben; sie hören hier, um nur einiges zu nennen, mancherlei von der Lebensweise der Studenten um die Mitte der vierziger Jahre, vom Verbindungswesen jener Zeit, von den mit allzu großer Nachsicht behandelten Streichen der „Herren", die oft in Roheit ausarten, von den Teegesellschaften (!), die bei den nichtfarbigen Studenten sehr in Mode sind, und der Lumpenglocke, die ja Scheffel sogar dichterisch verklärt hat. Die ganze Anspruchslosigkeit jener „guten alten Zeit" zeigt uns die Erwähnung der beiden Unschlittkerzen, bei deren trübem Schein der große Schlosser liest und die von Zeit zu Zeit mit der Lichtputzscheere seligen Angedenkens geschnäuzt werden müssen. In einer Zeit, die, wie es scheint, auch die Jugend rettungslos im Materialismus des Brotstudiums versinken sieht, lesen wir mit einem Gefühl des Neides, wie damals noch der Student den Begriff einer „Universitas litterarum" kannte, wie der Jurist neuere Geschichte bei Drumann, Vorträge über Politik bei Gervinus, derrinische Reden bei Lobeck und anderes hörte. Aber auch in das geistige Ringen der vormärzlichen Zeit tun wir an der Hand dieser Tageblätter einen Einblick: „Die politische Bewegung hier nimmt einen immer größeren Umfang an, der Haß gegen das zurückbleibende Preußen wächst mit jedem Tage. Fast ein jeder Professor würzt seinen Vortrag mit irgend einer Anspielung, die ihm ein belohnendes Trommeln einbringt. Ganz offen spricht sich nur der alte, unerschrockene Schlosser aus. So sagte er neulich: Der preußische König mag ganz gute persönliche Eigenschaften besitzen, aber damit regiert man keinen Staat. . . . Es wird für uns Preußen hier allmählich sogar unheimlich. Aber interessant ist es in jedem Falle, und da die Bewegung doch nicht mehr im Sande verlaufen kann, so fragt man nur immer: wann geht es los? oder wo geht das hin?"

Mehr und mehr regt sich auch das durch weltbürgerliche Träume lange gehemmte deutsche Nationalgefühl. Die am Geburtstage des Königreichs Preußen alljährlich in Königsberg gehaltene Rede eines Professors findet selten Beifall, denn „alles rein Preußische ist zur Zeit verpönt. Man verlangt deutsche Heroldsrufe, mindestens aber pikante Anspielungen". Gervinus, der in seinen Vorlesungen über die Politik des Altertums gern allerlei politische Seitenblicke auf verschiedene Regierungen einflicht, schließt eine Ansprache an die Studenten bei Gelegenheit eines Fackelzuges mit einem Hoch auf die deutsche Zukunft. Ein Berliner, der mit einer polnischen Mütze in den Pandektenkasl kommt, erregt einen furchtbaren Lärm und zieht, nachdem er anfangs nicht hat nachgeben wollen, schließlich den Kürzeren. Eine fesselnde Persönlichkeit ist ein revolutionärer polnischer Flüchtling, der erst Deutschland vernichten und dann Polen wiederherstellen will. Doch wird in Bezug auf Posen, das Passarge „nicht abtreten kann", keine Einigung erzielt.

In einem lyrischen Anhange bietet der Verfasser eine Anzahl Gedichte aus der langen Zeit von 1845 bis 1903. Den Preis möchten wir dem „Im Regensburger Dom" und vor allem dem dritten Pandekten-Sonett zuerkennen:

Den ganzen Winter hab' ich nun gesessen
Und Wort für Wort den Vortrag nachgeschrieben,
Sah nicht die Flocken um die Fenster stieben,
Hatt' ich doch fast, was draußen war, vergessen.

Geändert hat die Welt sich unterdessen,
In Sonnengold steht's überall geschrieben:
Es naht der Lenz, der Winter ist vertrieben,
Und manch ein Keim drückt schon hervor vermessen.

Da werf ich schaudernd meine Feder nieder,
Bank und Katheder möcht' ich gleich zerschlagen,
Denn meine Knabengeduld kehrt wieder.

Gleich möcht' ich jetzt, frei, wie in jenen Tagen
Nach Schmetterlingen mit dem Goldgefieder,
Auf Bergeshöh'n nach meinen Träumen jagen.

Zum Schlusse möchten wir eine Hoffnung aussprechen: möchte der trotz seiner 78 Jahre noch immer jugendliche Verfasser nicht, wie er es im Vorwort zum „Lyrischen Anhang" ausspricht, für immer von seinen Lesern Abschied nehmen! In einer Zeit, wo Idealismus immer teurer wird, können wir auf die Feder eines Mannes wie Passarge nicht verzichten. Möchte sein „Jugendleben" baldigst eine neue Auflage erleben, und möchten vor allem die Kulturbilder aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen noch immer mehr ausgeführt und ergänzt werden!

Landeshut i. Schl. Richard Palleske.

Bücher und Zeitschriften.

Publikationen der Wiener Balkankommission. Von der antiquarischen Abteilung der Balkankommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, die durch die hochherzige Stiftung des Wiener Bürgers Jos. Treitl ins Dasein trat, liegen jetzt drei mit Abbildungen und Kartenbeilagen reichlich ausgestattete Hefte vor. (Wien, bei Alfred Holder, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Schriften der Balkankommission. Antiquarische Abteilung. „Ex hereditate Josephi Treitl". 1900 ff.) Im ersten Heft behandelt Karl Patsch „Die Vila in römischer Zeit" (1900), d. h. die bisher von der Forschung stiefmütterlich behandelte Gegend zwischen Bihać in Bosnien und Zengg am Adriatischen Meer, wo im Altertum die Völkerschaft der Japoden saß; im zweiten (1902), geographisch allerdings etwas aus dem Rahmen fallend, Hans Schwalb, k. u. k. Hauptmann im Geniestabe, eine „römische Villa bei Pola"; diese durch prächtige Mosaikreste ausgezeichnete Villa ist 20 Kilometer nordwestlich von Pola bei Punta Barbarigo zutage gekommen. Das eben (1904) erschienene dritte Heft „Das Sandschak Berat in Albanien" hat wieder Karl Patsch, den rührigen Kustos des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums in Sarajevo, zum Verfasser, der die Anregung dem Direktor des österreichischen archäologischen Instituts, Hofrat

Otto Benndorf, mehrfache Unterstützung aber dem unterdessen leider verstorbenen Minister B. v. Kállay zu verdanken bekennt. Die Arbeit selbst lag, nebenbei bemerkt, noch Theodar Mommsen vor, der sich sehr befriedigt äußerte.

Patsch und Genossen (ein Zeichner und ein Diener) fuhren im Frühjahr 1900 zu Schiff die albanesische Küste entlang bis nach Valana (griechisch: Avlon), wo sie ihr Standquartier aufschlugen. Die Reise verfolgte epigraphische und topographische Zwecke, ohne moderne Gesichtspunkte auszuschließen. Um diese zu maskieren, wurden auch Käfer gesammelt, da die türkischen Behörden österreichische Gelehrte, die viel photographieren und zeichnen oder gar Höhenbestimmungen vornehmen, als Spione beargwohnen. In der Nähe von Valana lagen im Altertum die Städte Apollonia, Byllis, Amantia und Oricum, deren Oertlichkeit besucht wurde; die von Amantia wurde beim jetzigen Pljoča (am Uebergang aus dem Tal der Susica in das der Vjossa) bestimmt, auch eine griechisch-lateinische Inschrift kopiert, welche zeigt, daß in der Kaiserzeit dahier römische Kolonisten angesiedelt worden sind. In Byllis (bei Gradista, wie es schon in byzantinischer Zeit hieß) wurde die große Felseninschrift neu aufgenommen, die einem von hier stammenden, im syrischen Armeekorps unter den Antoninen hervorragende Stellungen bekleidenden Offizier, M. Valerius Lollianus, gewidmet ist; er hat auf eigene Kosten eine fahrbare (in der Richtung auf Berat führende) Straße und die dazugehörigen Brücken hergestellt. Im akroleraunischen Gebiet südwärts von Oricum (das beim heutigen Palaeocastro gelegen war) wurden im Hafen, der danach Grammata heißt, zahlreiche den Dioskuren geweihte Inschriften kopiert. Das ganze Gelände ist aus der Schilderung Cäsars bekannt, der im Jahre 48 hier gegen Cn. Pompeius kämpfte, daher Napoleon III. für sein Geschichtswerk durch die französischen Gelehrten Heuzey und Daumet Untersuchungen anstellen ließ, die Patsch bereichert und abschließt.

Die Reisenden kamen landeinwärts bis nach Berat, dem Hauptort des Sandschaks, dessen Name mit „Belgrad" identisch ist; wie denn die Fluß- und Ortsnamen vielfach slavisches Gepräge tragen, obwohl die Slaven längst wieder verdrängt sind und die Albanesen gegen alles Slavische einen schroffen Gegensatz entwickeln. Bei Berat, dessen Kastell eine wirksame Tal- und Flußsperre bildet, setzen Leake und H. Kiepert den Ort Antipatrea an, der in dem illyrisch-makedonischen Kriege der Römer 200 v. Chr. genannt erscheint. Auch der in der spätrömischen Zeit vorkommende Bischofsitz Pulcheriopolis dürfte damit identisch sein. —Die ethnographischen Verhältnisse der Landschaft werden eingehend gewürdigt, nicht ohne hervorzuheben, wie die religiöse Organisation kreuzend einwirkt; der Islam herrscht; die orthodoxen Albanesen und (verhältnismäßig zahlreichen) Walachen (Zinzaren) haben nur griechische Schulen. Aus geringfügigem Anlaß kommt es sporadisch zu Uebertrittsbewegungen. — Auch über die wirtschaftlichen Zustände werden wir unterrichtet, so über die fruchtbare Ebene Muzakia, die (abwärts von Berat) zu beiden Seiten des Flusses Semani (im Altertum Apsus) liegt. Sie ist die Kornkammer Albaniens. Die Erträgnisse ließen sich bedeutend steigern, wie ein Versuch des ungarischen Grafen Emerich Keglevich dartat, der schließlich allerdings an der mangelnden Konsequenz in der Durchführung scheiterte; deutsche Bauern, meint der Verfasser, würden das Werk hier ebenso zuwege bringen wie es im Banat geschehen. Während die Albanesen des Hochlandes stolz und frei sind, herrscht in der Ebene eine Art Feudalsystem. Gerne wäre Patsch mit seinen Begleitern in den Distrikt Skrapar und das Tomorgebirge östlich von Berat vorgedrungen, aber der Mutesarif, der dem Sandschak vorsteht, erklärte sich machtlos, dort irgend einen Schutz zu gewähren, so daß Gegenden, die Ami Boué noch anstandslos durchquerte, dermalen nicht zugänglich sind. Aber auch so ist die Schrift von Patsch ein vorzüglicher Beitrag zur Landeskunde des mittleren Albaniens.

J. J.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Was wir Entwicklungsgeschichte oder Entwicklungslehre nennen, teilt sich naturgemäß — wie z. B. auch die Psychologie — in die Erforschung der verhältnismäßig einfachen und der komplexen Erscheinungen. Dem Theoretiker können beide Gebiete gleich sehr am Herzen liegen, es ist dies ein verhältnismäßig jungfräulicher Boden, der nach reiche und vermutlich unerwartete Saaten verspricht. Dagegen wird ein unmittelbarer Nutzen anscheinend eher gewonnen, wenn wir nicht das Seelenleben der Protisten oder das Grenzgebiet untersuchen, auf dem sich Pflanzen und Tiere gemeinsam tummeln, sondern die Gesellschaft selbst, die Völker, Staaten, Rassen und die wunderlichen Lebensvorgänge, welche in der Tiefe und auf der Oberfläche das Schicksal dieser relativen Einheiten bestimmen. Von dem sich steigernden Interesse für die biologische Forschung gibt unsere Literatur hinreichende Beweise. Wir glauben unsere Leser auf ein neues Unternehmen hinweisen zu sollen, das mit dem Jahre 1904 begonnen hat. Es ist das Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene. Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre. Herausgegeben von Dr. med. Alfred Ploetz in Verbindung mit Dr. Hermann Friedmann, Dr. A. Nardenholz und Prof. Dr. Ludwig Plate. Jährlich 6 Hefte 20 Mark. Verlag der Archiv-Gesellschaft, Berlin W. 62.

Diesem genau auf dem Titel formulierten Programm entspricht die interessante einleitende Abhandlung von Alfred Ploetz: Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen, sowie die Reichhaltigkeit der kritischen Besprechungen. Ploetz ist Anhänger des sogenannten Monismus, in dem Sinne des psychophysischen Parallelismus und leitet aus dem Begriff der biologischen Rasse das Hauptgeäder der Probleme ab, darunter auch das, ob das gesamte Menschengeschlecht eine einzige Rasse bildet oder in mehrere zerfällt. Die Lehre von den Bedingungen der „optimalen" Erhaltung der gesellschaftlichen Bildungen bildet den Inhalt der Gesellschaftshygiene, welche mit der sozialen oder öffentlichen Hygiene nicht identisch ist (23). Daß das Archiv auch mit rein historisch-psychologischen Fragen Berührung sucht, zeigt unter den Abhandlungen die von R. Thurnwald über Hammurabis Familiengesetzgebung. Auf die von Max Gruber erhobene, nicht unberechtigte Frage: Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse? geht in den Abhandlungen W. Schallmayer ein, in den Besprechungen der Herausgeber.

b—n.

*

Allgemeine Rundschau.

Volksetymologie an der deutsch-französischen Sprachgrenze.

Ein paar verregnete Tage, die ich auf meiner vorjährigen Ferienreise in dem auf den Karten allgemein als „Schirrgut" bezeichneten Forsthause zubrachte, baten mir — so schreibt Dr. B. Hoffmann (Dresden) im jüngsten Heft der Zeitschrift für deutschen Unterricht — reichlich Zeit und Gelegenheit, über die Herkunft dieser für ein Forsthaus auffälligen Benennung nachzuforschen. Freilich fand ich zunächst nichts, was den Namen Schirrgut hätte rechtfertigen können; im Gegenteil: selbst die Bezeichnung des Hauses als „Gut" erschien mir unerklärlich, da das Gebäude in seiner ganzen Anlage mehr einem einfachen Sommerhause als einem Gute glich, wie wir es uns gewöhnlich vorzustellen pflegen, und einsam gelegene Gebäude im Elsaß meist als „Hof" bezeichnet werden, wie z. B. Hof Morel, Struthof u. s. w. Auch der Förster konnte mir keine irgendwie befriedigende Auskunft geben. Die Bezeichnung „Schirrgut" sei im Volke gar nicht sehr verbreitet; dieses halte noch an der französischen Benennung „la charbonnière" fest. Betreffs des deutschen Namens blieb sonach nur die Annahme übrig, daß hier eine Verstümmelung eines anderen Ausdruckes vorliege, was ja bei der unmittelbaren Nachbarschaft deutsch aber französisch sprechender Bevölkerungsschichten leicht möglich war. In der Tat erfuhr ich bald darauf, daß eine in großer Nähe des Schirrgutes entspringende Quelle, die nach ihrem Zutagetreten einen kleinen Teich bildet, um dann abwärts durchs Steintal der Breusch

Digitized by Google

zuzufließen, la chergoutte, auf deutsch „der teuere Tropfen", oder sagen wir besser „das köstliche Wässerchen" genannt wird. Dieser an sich sehr schöne und bezeichnende Ausdruck war dem der französischen Sprache nicht mächtigen Teile der Bevölkerung unverständlich geblieben und schließlich in verstümmelter germanisierter Form zur Bezeichnung des in der Nachbarschaft der Quelle gelegenen Gebäudes verwendet worden. Diese Verdeutschung war um so leichter möglich, als nicht das Substantiv goutte, sondern das Bestimmungswort cher den Hauptton hat, wie dies ja im Elsässer Französisch bei ähnlichen Wortbildungen häufig der Fall zu sein pflegt. Dazu kommt, daß im Patois das e in cher etwas nach i hin ausgesprochen wird. Wann die Verdeutschung erfolgt ist, läßt sich schwer sagen, höchst wahrscheinlich erst in neuerer oder neuester Zeit, da — wie schon erwähnt — der deutsche Name des Forsthauses erst jetzt anfängt, sich bei der ansässigen Bevölkerung einzubürgern. Diesem Beispiel für die Germanisierung eines französischen Ausdruckes fügt der Genannte noch eines hinzu, wo die französisch sprechenden Bewohner der Landschaft mit einer deutschen Bezeichnung nichts anzufangen gewußt haben. Nicht weit vom Hochfeld liegt die „Bärhohe". Statt dieses Wort sinngemäß zu übersetzen, wird die Höhe von den Franzosen, selbst auf Karten, als „La Perheux", im Patois als die Perhó bezeichnet. Hier liegt zwar der Gedanke nahe, daß Perheux ein echt französisches Wort sei. Man könnte die Silbe „per" in Zusammenhang bringen mit perre, pierre = Stein, Felsen; und man könnte weiterhin meinen, das deutsche Wort „Bärhöhe" sei eine dem Klange, aber nicht dem Sinne folgende Verdeutschung von Perheux. Doch scheint ersteres wenig wahrscheinlich, vor allem der Silbe „heux" wegen, für welche jede Erklärung fehlt. Was gegen den zweiten Punkt spricht, ist die Tatsache, daß man in den in Frage kommenden Gebieten des Elsaß zahlreiche deutsche Ortsbezeichnungen antrifft, die darauf hinweisen, daß dort früher viele Bären gehaust haben, und die dementsprechend diesen Tiernamen enthatten. Wir finden in den Vogesen einen „Bärenkopf", einen „Bärenbach", ein Forsthaus „Bärenhütte", ein „Bärenloch", ein „Bärental" u. s. w. Deshalb dürfte La Perheux sicher als eine französische klangliche Nachbildung des deutschen Wortes „Bärhöhe" anzusehen sein. Der Wunsch, den der genannte Autor zum Schlusse seiner kleinen Studie ausspricht, daß die Etymologie der dortigen Ortsnamen recht bald von fachmännischer Seite bearbeitet werden möchte, erscheint als wohl gerechtfertigt.

•

Edgar Kurz †.

Obwohl wir des hier genannten Verstorbenen schon in unserer gestrigen Nummer kurz gedacht haben, werden uns unsere Leser für den folgenden Nachruf von hervorragendster Seite gewiß noch Dank wissen:

Am 27. April starb in Florenz nach kurzem Leiden Dr. Edgar Kurz, Sohn des Dichters Hermann Kurz. Er war geboren in Stuttgart am 16. Januar 1853 und kam vor 27 Jahren als junger Arzt nach Florenz.

Mit einem starken, untrüglichen Naturinstinkte begabt, stand er über dem bloßen Wissen. Dabei entschieden und kühn, war er der geborene Arzt für ernste Fälle. Unermüdlich und geschaffen für den Kampf, ließ er nicht locker, und seine Phantasie und Energie nahmen mit den Schwierigkeiten zu. So scheute man sich, ihm mit kleinen Leiden zu kommen, wenn es aber ernst wurde, dann war er der rechte Mann, man glaubte an seinen genialen Blick. Dabei nach allen Seiten unterrichtet und tätig, war er sowohl innerer Arzt wie auch Chirurg und Gynäkolog. Das gab ihm ein großes Uebergewicht in der Diagnose. Aus chirurgischem Interesse hatte er sich durch Errichtung einer Polyambulanz ein besonderes Feld der Tätigkeit geschaffen, welches seine Arbeit als Fremdenarzt ergänzte und womit er neben den Hospitälern eine aufopfernde, unendlich segensreiche Hilfe den Armen brachte. Aus all diesem kann man ermessen, wie viel alle hier in Florenz an ihm verloren haben.

Doch er war nicht bloß Arzt. Als Sohn seines Vaters war er mit einem äußerst feinen Sprachgefühl begabt. Was er alles selbst gedichtet, ist gewiß nicht wenig und wohl meistens voller heiteren Wagemuts und feinem Humor, wie er denn überhaupt eine bejahende Natur war, jugendlich empfindend und ritterlichen Sinnes. Eine zartbesaitete Seele, aber kampfstustig, leicht erregbar und von großer Willensstärke. Vielfach sehr präoccupiert und dann plötzlich auf ein Thema leidenschaftlich einspringend, hatte er oft etwas vom Sonderling, wie er denn auch sonst die Dinge auf ganz besondere Art anpackte. Er war links und seine linke Hand führte alles abrupt und immer anders aus als man erwartete, dabei war er ein sogenannter Basteler. Weniger mitteilsam, als sich an anderen freuend, war er voller Teilnahme, die ihm aber mehr aus den Augen blitzte und sich in seinem Handeln ausdrückte als in Worten. Absolut zuverlässig als Freund, wußte man immer, woran man bei ihm war, wenn man sich auch nicht sah. Freidenkend, fern von aller Konvention, war er durchaus eine aristokratische, reservierte Natur, der alles Triviale fern blieb und die mehr zum Aparten neigte, bis ins Kuriose und Bizarre, als zu dem Durchschnittlichen, Ueblichen. Das drückte sich auch in seinem Aeußeren aus, er mochte anhaben, was er wollte, er blieb immer ein Besonderer. Und das war er von Begabung und Charakter. Ganz und gar ein überzeugter Mensch, aus edlem Stoff scharf geschnitten, der nur so sein konnte und nicht anders, wahr und deutlich von Natur und Gesinnung, fern von allem Gemeinen und immer mutig bis ins Grab.

Florenz. Adolf Hildebrand.

•

*

Kleinere Mitteilungen.

* Die nächste Veröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft wird, wie uns der Vorstand der Gesellschaft mitteilt, mannigfaltigen Inhalts und für alle Mitglieder von besonderem Interesse sein, für den Fachmann und Freund der Druckkunst wie für den Gutenberg-Forscher. Um diesmal auch nach der technisch-ästhetischen Seite etwas Hervorragendes zu bieten, wird der nur in dem einen Exemplar der Bodleiana in Oxford erhaltene und Wenigen bekannte Fust-Schöffersche Prachtdruck des „Canon Missae", zwischen 1457 und 1459 entstanden, in seinen Hauptbtättern nachgebildet werden mit originalgetreuer Wiedergabe der zweifarbigen verzierten Initialen. Daneben wird das vor kurzem in das Gutenberg-Museum gelangte Blatt mit deutschen Versen, das sich als der älteste Gutenbergische Druck erwiesen hat, veröffentlicht werden, ein in mehrfacher Hinsicht überraschendes Druckfragment. Außerdem wird Herr Archivdirektor Dr. G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg in Darmstadt zu seiner grundlegenden Abhandlung über Gutenbergs Familie und persönliche Verhältnisse (in der Mainzer Festschrift von 1900) wichtige Ergänzungen bringen. Die Veröffentlichung wird wieder zum Johannistage ausgegeben werden können und den Mitgliedern der Gutenberg-Gesellschaft dann alsbald zugehen.

hc. Von deutschen Archiven. Der Archivar am kgl. Geheimen Staatsarchiv in Berlin, Dr. phil. Joseph Paczkowski, ist nn das Staatsarchiv in Danzig versetzt worden.

* Medizinisches. Eine neue Zeitschrift für Physialagie in französischer Sprache ist in Belgien erschienen unter dem Titel: „Archives internationales de Physiologie", ausgegeben aon Prof. Léon Frédéricq (Lüttich) und Prof. Paul Heger (Brüssel).

*

Hochschulnachrichten.

S. W. K. **Heidelberg.** In diesem Semester siad bis jetzt im ganzen 511 Studierende, dorunter 12 Damen, eingeschrieben warden. Von besonderem Interesse dürfte sein,

daß sich unter den letzteren auch eine Studentin der Theologie befindet.

* **Tübingen.** Der Vertreter der klassischen Philologie Professor Dr. Rudolf Herzog wurde zum korrespondierenden Mitglied des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts gewählt.

* **Gießen.** Der soeben verstorbene Professor der Geschichte, Konstantin Höhlbaum, war ein geborener Balte. 1849 geboren, war Höhlbaum zuerst in den livländischen Archiven tätig. Zu Anfang der 80er Jahre wurde er nach Köln zur Leitung des Stadtarchivs berufen. 1890 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Gießen, bei welcher er zugleich die Leitung des historischen Seminars übernahm. Höhlbaums Erstlingsarbeit war eine Ausgabe von Hönefes jüngerer livländischen Reimchronik, die 1872 erschien. Zwei Jahre später veröffentlichte er „Beiträge zur Quellenkunde Altlivlands". Es folgte 1876 das Buch „Renners livländische Historien". Während seiner Kölner Zeit gab Höhlbaum 19 Hefte „Mitteilungen aus dem Kölner Stadtarchiv" heraus. Seinen Teil am Hansischen Urkundenbuch ergänzte Höhlbaum durch zwei Bände „Hansische Inventare des 16. Jahrhunderts" (1896 und 1902).

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Berlin Dr. A. Goldschmidt ist mit der Abhaltung von Vorlesungen an der hiesigen Universität beauftragt worden. (In diesem Sinne wäre also unsere in Nr. 89 nach der Nationalzeitung gebrachte Meldung zu ergänzen.)

* **Wien.** Am Montag wurde das neue physiologische Universitätsinstitut feierlich durch den Unterrichtsminister eröffnet.

* **Budapest.** Der außerordentliche Professor für Geschichtsphilosophie Dr. Bernhard Alexander und der außerordentliche Professor für deutsche Sprachwissenschaft Dr. Gedeon Petz wurden zu ordentlichen Professoren der von ihnen vertretenen Fächer ernannt.

hc. **Zürich.** Anläßlich der Stiftungsfeier der Universität wurden von dieser zu Ehrendoktoren ernannt: Von der staatswissenschaftlichen Fakultät der ordentliche Professor in dieser Fakultät Joh. Friedrich Schär für seine hervorragenden Verdienste um die Handelswissenschaft und die Entwicklung des Verbandes schweizerischer Konsumvereine und von der veterinärmedizinischen Fakultät der ordentliche Professor der Chirurgie in dieser Fakultät Johannes Hirzel aus Anlaß seiner 25jährigen Wirksamkeit in seinem Amte und in Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten und der Kantonstierarzt Arminio Ischi in Chur für seine hervorragende Forschungstätigkeit auf dem Gebiete der Tierseuche.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Privatdozent an der Berliner Universität Professor Dr. Alfred Wohl ist als etatsmäßiger Professor für organische und organisch-technische Chemie an die neu zu eröffnende Technische Hochschule in Danzig berufen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Robert Mielke: Der Einzelne und seine Kunst. 2. Auflage. München und Leipzig 1904. Georg Müller. 147 S. — W. Bruinier: Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. 2. unveränd. Abdruck. (Aus Natur und Geisteswelt. 7.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 155 S. — Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Hrsg. von Dr. Georg Schanz, Prof. der Nationalökonomie in Würzburg. 21. Jahrgang. 1. Band. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 474 S. — Lieutenant Charly: Une petite garnison française. Roman de moeurs militaires. Paris (1904). Librairie Illustrée. 317 S. — T. Schmidt-Boncecke: Der Hindernissport. (Bibliothek für Sport und Spiel.) Leipzig. Grethlein u. Co. 164 u. 47 S. — The Adventures of Elizabeth in Rügen. By the author of „Elizabeth and her German Garden". London 1904. Macmillan u. Co. 299 S. — Adolf Unzer, Privatdozent an der Universität Kiel: Der Friede von Teschen. Ein Beitrag zur Geschichte des bayerischen Erbfolgestreites. Kiel 1903. W. G. Muhlau. 424 u. 52 S. — Hebbels Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Hrsg. u. m. Einleitungen versehen von Richard Specht. 5. Band. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 311 S. — Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 25. Band: Dichtung und Wahrheit. M. Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Ebenda. 339 S. — Protokoll der Verhandlungen des ersten Allgemeinen Heimarbeiterschutz-Kongresses, abgeh. zu Berlin im Gewerkschaftshaus am 7., 8. und 9. März 1904. Berlin 1904. Vorlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. 228 S. — „Blitz"-Rechentafel. Nebst den Tabellen: Kreis-Inhalte und Umfänge, Quadrate, Kuben, Quadrat- und Kubikwurzeln. Bearb. von A. Kolb und F. Baumann. Trier 1903. Fr. Lintz. 22 S. — Arthur Sehnbart: Aus St. Hubertus Reich. Stuttgart 1904. Adolf Bonz u. Co. 128 S. — Dr. Eugen Friedrichowicz: Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Bd. VIII: Allgemeine oder theoretische Verwaltungslehre. Verwaltungsgeschichte. Berlin 1904. S. Calvery u. Co. 144 S. — Joan Réville, Professor der Theologie zu Paris: Modernes Christentum. Autoris. Uebersetzung von H. Buek. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 145 S. — Dr. Th. Elsenhans: Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie. 4. verb. Aufl. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1903. G. J. Göschen. 144 S. — Robert Stern: Buchführung in einfachen und doppelten Posten. Ebenda 1903. 168 S. — Richard Just: Kaufmännisches Rechnen. III. Teil. Ebenda 1904. 110 S. — Dr. K. Dändliker: Schweizerische Geschichte. Ebenda 1904. 180 S. — Prof. Dr. Rudolf Hoernes: Paläontologie. 2. verb. Aufl. Ebenda 1904. 206 S. — Dr. K. Roth: Geschichte des Byzantinischen Reichs. Ebenda 1904. 128 S. — Prof. Dr. Th. Achelis: Abriss der vergleichenden Religionswissenschaft. Ebenda 1904. 161 S. — Dr. Robert F. Arnold: Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. Ebenda 1904. 137 S. — Prof. Dr. Eberhard Fraas: Geologie in kurzem Anszug für Schulen und zur Selbstbelehrung. 3., verb. Aufl. Ebenda 1903. 122 S. — Th. Schauffler: Althochdeutsche Literatur. Grammatik, Texte mit Uebersetzung, Erläuterungen. 3. neubearb. Aufl. Ebenda 1904. 160 S. — Bernhard Scholz: Lehre vom Kontrapunkt und den Nachahmungen. (Lehrgänge an Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt a. M.) Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 176 S. — Robert Sehnmenns Briefe. Neue Folge. Herausg. von F. Gustav Jansen. 2., verm. und verb. Aufl. Ebenda 1904. 571 S. — Richard Ehrenberg, Prof. der Staatswissenschaften: Sozialreformer und Unternehmer. Unparteiische Betrachtungen. Jena 1904. Gustav Fischer. 55 S. — Dr. D. Schmid: Georga Farquhar, sein Leben und seine Original-Dramen. (Wiener Beiträge zur engl. Philologie. VIII.) Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Branmüller. 372 S. — Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausg. von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Fritz Regel. Breslau 1904. Ferdinand Hirt. 415 S. — Franz Neumann: Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 461 S. — Lodovico Nocentini: L'Europa nell' estremo Oriente e gli Interessi dell' Italia in China. Milano 1904. Ulrico Hoepli. 317 Seiten. — Dr. jur. Ludwig Bendix: Terminologie und Begriffsbildung im Gesetzentwurf über den Versicherungsvertrag. Berlin 1904. J. Guttentag. 124 S. — Dr. Ludwig Harald Schütz: Die Fortschritte der Technischen Physik in Deutschland seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. Berlin 1904. Gebr. Borntraeger. 16 S. — Kurd Lasswitz: Religion und Naturwissenschaft. Leipzig. B. Elischer Nachf. 30 S. — Gustav Renner: Ahasver. Eine Dichtung. Gr. Lichterfelde-Berlin 1904. E. Th. Förster. 120 S.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 5. Mai. Nummer 103.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein Farmerbrief aus dem südwestafrikanischen Aufstandsgebiet. Von Erich Rust (Okahandja).

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika. II. (Schluß.) Von Ingenieur Alexander Kuhn.

II. Bücher und Zeitschriften.

C. Mermagen: Die Wasserkur.

III. Allgemeine Rundschau.

Erster deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Farmerbrief aus dem südwestafrikanischen Aufstandsgebiet.*)

Zweifellos ist über den Aufstand der Herero in Deutsch-Südwestafrika schon recht viel in den deutschen Zeitungen geschrieben worden; wenn ich mir trotzdem erlaube, Sie höflichst und dringend um gefällige Aufnahme meiner nachfolgenden Ausführungen zu bitten, so tue ich es in der begründeten Annahme, daß von dieser oder jener Seite Darstellungen gegeben werden, die den Zweck haben, die öffentliche Meinung besonders auch über die Schuldfrage an dem Unglück in einem gewünschten Sinne und zu Sonderzwecken zu bearbeiten.

Diese Befürchtung und die Sorge um die zukünftige Art der Verwaltung unseres Schutzgebietes zwingt mir die Feder in die Hand.

Ist es auch unmöglich, die ermordeten und gefallenen Gatten, Väter und Brüder für die Ihrigen vom Tode wieder zu erwecken, so läßt es sich doch erreichen, daß ihr Blut nicht umsonst geflossen ist. Verhältnismäßig leicht aber können durch eine tatkräftige, energische Unterstützung von seiten der Regierung die wirtschaftlichen Wunden geheilt werden, die den Ueberlebenden geschlagen wurden. Dieser Ehrenpflicht, so hoffe ich zuversichtlich, wird sich die Regierung nicht entziehen! Etwas anderes aber erscheint mir nicht nur weit wichtiger, sondern leider auch sehr viel fraglicher! Hätte ich früher meine Ansichten über Mißstände in der hiesigen Verwaltung allen frei kundgetan, so hätte man mich leicht einen Nörgler, wohl auch einen Unvorsichtigen nennen können; nachdem ich aber meine Herden in alle Winde verstreut und Haus und Hof in einem wahrhaft unglaublichen, unbeschreiblichen Zustand der Verwüstung gesehen habe, erachte ich es für meine unabweisliche Pflicht, ohne jedwede Rücksicht öffentlich meinen Standpunkt zu vertreten, und zwar um so mehr, als ich an die „Möglichkeit“ glaube, daß der Herero-Aufstand eine Generalreinigung in jeder Beziehung einleiten und sich in seinen Folgen zu einem Segen für das Schutzgebiet umgestalten kann.

Die erste Vorbedingung zu einer Besserung hiesiger Verhältnisse ist Aufklärung der leitenden Kreise und des gesamten Volkes, und dazu mögen die folgenden Zeilen ihr Teil beitragen.

Zur Orientierung für Leser, die mit hiesigen Verhältnissen nicht vertraut sind, möchte ich mir einige kurze Mitteilungen zuvor erlauben.

Im Jahre 1900 kaufte ich von der hiesigen Siedelungsgesellschaft meine jetzige Farm; dieselbe liegt an der Grenze des Damara-Landes, und zwar ca. 40 Kilometer östlich von Windhuk. Am 13. Januar d. J. abends gelang es mir unter Preisgebung meines Besitzes dank dem Zusammentreffen mehrerer glücklicher Umstände mit meiner Familie nach der noch 20 Kilometer weiter östlich gelegenen Polizeistation Seeis zu entfliehen.

Wie es für hiesige Farmen typisch ist, so beruhte auch mein Betrieb nur auf Viehzucht bei ausschließlichem Weidegang, und alle Arbeiten drehten sich direkt oder indirekt um die Herden, besonders um die Wasserbeschaffung für dieselben. Ich beschäftigte als eigentliche Arbeiter vorwiegend Klippkaffern, als Viehwächter aber meist Herero. Oft habe ich sehnlichst gewünscht, eine größere Disziplinargewalt über meine Eingeborenen zu besitzen, doch muß ich anerkennen, daß ich gerade unter den Herero einige Leute hatte, die mir im Laufe von Jahren keinen Grund zu Tadel oder Unzufriedenheit gegeben haben, allerdings stellte ich meine Forderungen nicht hoch, sondern ich versuchte nach Möglichkeit, den Eingeborenen ihre Stellung angenehm und begehrenswert zu machen, wohl wissend, daß ich einem auch noch so unbegründeten Fortlaufen der Leute völlig machtlos gegenübergestanden hätte. Andrerseits aber hatte ich auch schon manche Vagabunden im Dienst, die ich aber stets baldigst wieder entließ.

Mit Aufbietung aller Energie und mit größter Sparsamkeit arbeitete ich an der Entwicklung und Ausgestaltung meiner Farm, und sah mein Werk jetzt nach dreieinhalb Jahren auf dem Standpunkt angelangt, wo ich größere Barzuschüsse entbehren konnte und wo die ersten Einnahmen aus dem Viehbestande zur Bestreitung der notwendigen Betriebskosten hinreichen wollten; außerdem setzte nach mehrjähriger Dürre ein gutes Regenjahr ein und steigerte die frohe Hoffnung, als die Unruhen ausbrachen und alles vernichteten.

Da ich die Verhältnisse im Namalande nicht aus eigener Anschauung kenne, so erlaube ich mir auch kein Urteil darüber, ob der Aufstand der Bondelzwarts von langer Hand vorbereitet oder ob er nur von lokaler Bedeutung war. Jetzt scheint er beigelegt, und somit kommt er hier nur insofern in Frage, als durch ihn das Damaraland von Truppen entblößt wurde, und daß sich den Herero eine prächtige Gelegenheit bot, ihren Gelüsten nach Unabhängigkeit, nach Viehbesitz und auch wohl nach Rache freien Lauf zu lassen.

Daß der Oberkapitän Samuel Maharero selbst die Triebfeder bei dem Aufstande der Herero war, ist nicht anzunehmen, denn er mußte selbst im günstigsten Falle sein schönes, ihm von der Regierung gezahltes Faulenzergehalt verlieren, außerdem dürfte er als Trinker kaum genügende Energie zu derlei Unternehmungen besitzen; vielfach verlautet die Ansicht, daß Samuel sich nur gezwungen an dem Aufstande beteiligt habe. Ich behaupte jetzt, daß der Auf-

*) Der hier folgende Brief eines deutschen Farmers aus dem von dem Aufstand der Herero betroffenen Gebiet ist uns von befreundeter Seite zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt worden.

stand der Herero seit „lange" von den sogenannten Unterkapitänen mit Großleuten, die vielfach verschuldet und verarmt waren, vorbereitet und in Szene gesetzt worden ist, halte es auch für möglich, daß einige wenige der besitzlosen Hereros teils gar nichts vorher gewußt haben, teils erst ganz spät ins Vertrauen gezogen, resp. zu ihren Kapitänen zur Gestellung befohlen wurden.

Meine Ansicht über die Urheberschaft möchte ich durch folgende Ausführungen begründen:

Die Grundzüge des Herero-Charakters sind Nationalstolz und Selbstbewußtsein, die sich bis zur Lächerlichkeit steigern. Der Zweck allen Strebens ist Viehbesitz. Nennt ein Herero eine Ziege sein eigen oder hat er gar ein geringes Anrecht auf eine Kuh, so hält er sich für einen Großmann und glaubt sich berechtigt Schulden zu machen auf später zu erwartende Lämmer oder Kälber, andererseits hindert ihn der Besitz von Hunderten von Rindern nicht, den Weißen um Tabak oder sonst dergleichen anzubetteln oder beim Kauf mit bewundernswerter Ausdauer zu feilschen.

Seit Jahren überschwemmen nun eine große Zahl Händler das Damaraland; um überhaupt Waren abzusetzen, gewährten diese den Herero vielfach unverhältnismäßig hohe Kredite, deren Eintreibung später Schwierigkeiten machte. Da fallten dann die Polizeistationen oder auch die Bezirksämter helfen die Schulden einzutreiben — meines Erachtens eine übertriebene, mit den geringen Polizeimannschaften und durch allerlei Landesverhältnisse kaum erfüllbare Forderung. Erfolgten nun die Eintreibungen gar nicht, oder nicht in der von den Händlern gewünschten Weise, so griffen diese, von den eigenen Gläubigern gedrängt, schließlich zur Selbsthilfe, wobei dann weder Maß noch Ziel gehalten wurde, und wobei Reibereien unmöglich ausbleiben konnten. Durch diese ist ohne Zweifel eine bis zu gewissem Grade gerechte Erbitterung vieler Hereros, namentlich aber derjenigen, bei denen noch etwas zu holen war, hervorgerufen worden.

Es ist weiter erklärlich, daß ein unkultiviertes Volk mit Haß auf die Nation blickt, die es politisch und wirtschaftlich unterwirft. Die Leidtragenden bei solchen Aenderungen sind wieder die bis dahin Einflußreichen. Durch von den Eingeborenen unverstandene Regierungsmaßnahmen, z. B. Volks- oder Viehzählungen, wurde Mißtrauen erregt, das sich so leicht nicht wieder verlor; namentlich ist das geschehen durch eine stellenweise leider recht ungünstig verlaufene Impfung von Rindern, die im Besitz von Herero waren, und in neuester Zeit durch Verhandlungen über Schaffung von Reservaten. Erst der nur einem Großmann mögliche Besitz eines Gewehrs mit Munition und danach der von Pferden machte den Herero zu einer wirklich einflußreichen Person bei seinen Stammesbrüdern.

Weiter ist von großer Wichtigkeit eine gewisse Vertrautheit mit unseren Sitten, Gewohnheiten, unserer Sprache und unserer Schrift. Die Initiative zum Abfangen unserer Boten mit schriftlichen Mitteilungen, das Uebermitteln schriftlicher Befehle zwischen den Hereroabteilungen, sowie das zielbewußte Zerstören der Telegraphenlinien haben wir nur den Aufgeklärten unter den Herero zu danken, d. h. unseren eigenen Zöglingen, resp. denen unserer Missionare. Die Leitung der kriegerischen Aktionen selber ist auf seiten der Herero offenbar in Händen von Leuten, die sich darauf verstehen, namentlich dürften sich entlaufene oder entlassene Eingebarenen-Soldaten um ihre Stammesgenossen verdient gemacht haben. Von weißen Frauen, die sich vorübergehend in den Händen der Herero befunden haben, wird erzählt, daß die Führer den ins Lager kommenden Feldherero vorgeredet hätten, Windhuk sei gefallen, alle Weißen seien getötet, einer der Kapitäne wohne im Hause des Gouverneurs u. s. w.

Zur Beurteilung der moralischen Eigenschaften der Herero sei mir gestattet einiges anzuführen. Daß sich unter den Herero, ständige Beaufsichtigung und wohlwollende, ruhige Behandlung vorausgesetzt, gute Arbeiter finden, habe ich bereits erwähnt. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß unter den Mordbuben die Verabredung bestand, ihr scheußliches Werk an möglichst vielen Punkten gleichzeitig in Szene zu setzen, denn im ganzen Damaralande begannen die Greuel fast am gleichen Tage, und auf mehreren Farmen gerade in meiner Nähe zeigten am 13. Januar die dort beschäftigten Herero, die sonst ihre Pflicht taten, ein Benehmen, aus dem hervorging, daß sie jeden Augenblick das Eintreffen der Räuberbanden erwarteten. Geradezu empörend ist der Umstand, daß (ich habe nur von einer einzigen Ausnahme gehört) kein Herero seinem Brotherrn, bei dem er vielleicht durch Jahre sein gutes Auskommen gefunden, auch nur in letzter Stunde gesagt hat, was ihm bevorstehe, und daß er fliehen solle. Im Gegenteil, die Herero haben mit geringen Ausnahmen alle Männer, deren sie habhaft werden konnten, hingeschlachtet, gleichgültig, ob dieselben beliebt, gleichsam mit ihnen befreundet, oder ob sie unbeliebt und gehaßt waren. Deutlich tritt die Absicht zutage, alle Deutschen auszurotten, und diese Absicht ist auch von den Herero direkt ausgesprochen worden; sie sollen sich vorgenommen haben, nur vier ganz bestimmte Weiße und die Missionäre vorläufig am Leben zu lassen, deren Leben sollte von dem Ausgang des Krieges abhängig gemacht werden; die weißen Frauen wollten sie, wie sie vorgaben, nach Deutschland schicken.

Wie weit dieser, wohl von einigen Kapitänen kundgegebene Wille befolgt wurde, ist eine Sache für sich; ich will hier nur den grundsätzlichen Standpunkt kennzeichnen, auf den sich die Herero stellten, und die schaudererregende Skrupellosigkeit, mit der sie ihr Vorhaben durchzuführen suchten. Die Gründe, weshalb gerade diese vier mir persönlich bekannten Weißen geschont werden sollten, sind folgende: Einer dieser Herren ist nicht aus Deutschland, sondern aus dem Transvaal beigekommen, zwei andere waren schon vor der deutschen Regierung hier und haben sich stets nur als Kaufleute betätigt, und der vierte „sei ein guter, alter Kerl"!

Es läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß die Herero einigen weißen Frauen die Flucht gestatteten. Nun will ich nicht gerade bestreiten, daß dieses Gebaren vielleicht der Verwendung eines Wohlgesinnten zuzuschreiben ist, für ebenso möglich aber halte ich es auch, daß diese Großmut nur eine scheinbare war und dazu dienen sollte, alle weißen Frauen durch List in ihre Gewalt zu bekommen. Ueber die Verschonung der Missionäre möchte ich mich weiter unten noch auslassen. Ein vielfach angewandter Trick, einen ahnungslosen Weißen ohne jede eigene Gefahr zu überwältigen, bestand darin, daß einer der Feiglinge dem Weißen die Hand reichte und dabei versuchte, die erhaltene Rechte festzuhalten, während sich seine Spießgesellen auf das Opfer stürzten. Die vielen Greuelszenen, Verstümmelungen u. s. w. näher zu beschreiben, halte ich mich nicht für berufen, sondern ich will hier nur daran erinnern.

Diese Einblicke in das Gemütsleben der Herero müssen für uns durchaus bestimmend sein für die Behandlung, die wir ihnen in Zukunft angedeihen lassen.

Der Farmer muß, ehe er seine Arbeit wieder aufnimmt, später aufzustellende Forderungen als erfüllt vorausgesetzt, die volle Garantie dafür haben, daß eine Wiederholung der jüngst durchlebten Ereignisse absolut und für immer ausgeschlossen ist. Diese Garantie erachte ich nur dann als gegeben, wenn eine völlige, dauernde Entwaffnung der Herero durchgeführt ist und aufrecht erhalten wird, wenn mindestens alle Mörder und Plünderer, sowie alle beteiligten Großleute und Kapitäne mit dem Tode bestraft sind, wenn der ganze Stamm dem der Klippkaffern gleichgestellt ist, kurz, wenn eine Politik Platz greift, die die Eingebarenen als das behandelt, was sie sind, nämlich als Unmündige, deren physische Kraft wir im Zaume zu halten und zur Durchführung unserer Kulturaufgaben in vernünftiger Weise zu benutzen haben.

Die Schonung der Missionäre ist ein Umstand, über den noch viel hin und her gestritten werden wird. Von Heißspornen habe ich hier mehrfach die Ansicht vertreten hören, daß man sicher unter Hinweis auf die Missionäre

der übrigen weißen Bevölkerung nur eine falsche Behandlung der Eingeborenen zur Last legen wird, und daß man von dem Gesichtspunkte aus, wie notwendig eine völlig parteifreie und unbefangene Aufklärung daheim ist, die Schonung statt für ein Glück als ein Unglück ansehen müsse, wenn die Mission und die sie vertretende Partei in Deutschland tatsächlich versuchen sollte, sich mit der Schonung ihrer Sendboten zu brüsten, um daraufhin eine noch weichlichere Eingeborenenpolitik zu befürworten. Hoffentlich hält die Mission schon aus eigenem Antriebe und um der Gerechtigkeit willen nicht mit dem Zugeständnisse zurück, daß die erschütternden Vorkommnisse in Damaraland ein schlechtes Zeugnis sind für den Einfluß, den die Mission bei ihrer jahrelangen, fleißigen Arbeit auf die Herero gewonnen haben sollte.

Ich selbst stehe der Mission freundlich gegenüber, kann aber nicht umhin auszusprechen, daß nach meiner festen Ueberzeugung der hiesige Durchschnittseingeborene sich auf Grund seines Charakters und seiner ganzen Entwicklungsstufe aus den Lehren unserer Religion nur das herausgreift, was ihm vorteilhaft und günstig scheint, daß er, ganz allgemein gesprochen, nur des Vorteils wegen, nicht aber aus Ueberzeugung Christ wird oder ist. Diese Ansicht ist schon sehr oft und von sehr hervorragenden Leuten ausgesprochen worden, und im Anschluß daran wurde die Notwendigkeit betont, daß der rein religiösen Unterweisung die Erziehung zu einem nützlichen Gliede der Kulturmenschheit nicht nur nebenher, sondern sogar voranzugehen habe. Der Missionsfreund aber, der diese Forderung anerkennt, muß selbst die Erziehung der Eingeborenen zu einer gewissen Ordnung und regelmäßigen Arbeit von Herzen wünschen und erstreben. Für alle Fälle möchte ich noch ausdrücklich betonen, daß ich einer Eingeborenen-Mission, welche nicht darauf angewiesen ist, in wirtschaftlicher Hinsicht ein ganz bestimmtes Ziel mit ihren Zöglingen zu erreichen, absolut nicht das Recht zugestehen würde, zu urteilen über die Art der Behandlung, die ein im Erwerbsleben stehender Weißer einem Eingeborenen angedeihen läßt.

Im vorhergehenden bezeichnete ich die Eingeborenen als Unmündige. Heischt die Untat eines Unmündigen eine abschreckende Strafe auf der einen Seite, so zwingt sie auf der anderen dazu, nachzuforschen, wo ein Fehler begangen sei in der Beaufsichtigung oder der Erziehung des Uebeltäters. Schon jetzt ist die heimische Presse versorgt worden mit Berichten, die die Schuld an allem Unglück den Händlern, auch wohl den Ansiedlern in die Schuhe schieben. Ich sagte schon weiter oben, daß tatsächlich Uebergriffe seitens der Händler stattgefunden haben, und daß durch solche Vorkommnisse Erbitterung bei dem einen oder anderen Herero erregt worden ist; wenn aber jemand einige derartige Vergehen allen Ernstes als die Ursache des Aufstandes hinstellt, so beweist er damit entweder seine völlige Unkenntnis oder aber er bringt sich in den Verdacht, absichtlich falsche Bilder entwerfen zu wollen.

Die Tatsache ist folgende: Die Herero haben uns Deutsche noch nie als ihre Herren angesehen, dank ihrer unglaublichen Selbstüberhebung, die stets noch genährt wurde durch eine grundsatlose Behandlung seitens der hiesigen Regierung. Nun ist der Herr Gouverneur diejenige Person, an welche sich der vom Schicksal heimgesuchte Ansiedler in seinem Schmerze zunächst wendet, und auch in der Heimat werden sich viele Stimmen finden, die ihn als den einzig Schuldigen hinstellen. Demgegenüber möchte ich mit Nachdruck darauf hinweisen, daß gerade in Bezug auf die Eingeborenenbehandlung von der heimischen Regierung das entscheidende Wort gesprochen wird, wie das leider auch in manchen anderen Fragen der Fall zu sein scheint. Ferner muß man bedenken, daß wir Deutsche nicht als Eroberer ins Land kamen und die Herero unterwarfen, sondern daß wir nur Verträge mit ihnen abschlossen. Ein Eingeborener wird aber, ganz allgemein gesprochen, als seinen Herrn nur denjenigen anerkennen, der ihn seine Macht auch wirklich einmal hat fühlen lassen. Das sollte jede europäische Nation, welche Kolonien gründen will, bedenken, und danach ihren Vertreter draußen von vornherein mit angemessenen Machtmitteln und Befugnissen ausstatten!

Als Herren im Sinne von Gentleman wurden von den Herero wegen ihrer Freigebigkeit in Bezug auf Geschenke besonders zwei hiesige Herren bezeichnet, nämlich der Herr Gouverneur und der Vertreter einer Minen-Gesellschaft. Allenfalls als Herren gelten dann noch die Distriktschefs und Offiziere wegen ihrer Strafgewalt und ihres repräsentativen Auftretens, aber sonst alle anderen Weißen, namentlich fleißige, strebsame Zivilisten waren in ihren Augen Sklaven (mutua = Sklave, armer Schlucker) und wurden in ihren Gesprächen ganz allgemein als solche bezeichnet. Diese Tatsache kommt natürlich nur demjenigen Weißen zum Bewußtsein und zur Empfindung, der im Wirtschaftsleben mit den Eingeborenen in Berührung kommt, nicht aber dem Beamten, dem wegen dieser seiner Eigenschaft nur mit hündischer Unterwürfigkeit begegnet wird. So erklärt sich eine falsche Beurteilung und Behandlung der Eingeborenen seitens vieler hiesiger Beamten.

Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß ich selbst auf meiner Farm der Arbeit nachgegangen bin bis zum letzten Tage und daß ich in Bezug auf mein und meiner Familie Leben und Eigentum völlig unbesorgt war, bis zu dem Augenblick, wo die Truppe aus dem Damara-Land nach dem Süden ging, und wo selbst einzeln wohnende Farmer von ihrem Heime fort und zum Militärdienst nach Windhuk einberufen wurden; da allerdings war mit tödlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß es draußen auf den herrenlosen Farmen über kurz oder lang drunter und drüber gehen mußte. Diese Maßnahme war mir unverständlich und wird es bleiben; sie ist unleugbar der zündende Funke zum Ausbruch des Herero-Aufstandes!

Für das Bezirksamt Windhuk fällt der Umstand höchst erschwerend ins Gewicht, daß seitens der Bevölkerung schon seit Monaten Warnungen betreffend Patronenschmuggel und auffälliges Verhalten der Herero eingegangen sind, ohne daß dieselben genügende Beachtung fanden; im Gegenteil, sie erfuhren wenigstens zum Teil schroffe Abweisung. Fast zum Lachen ist es, daß noch zwei Tage vor Ausbruch der Metzeleien ein amtlicher Anschlag in Windhuk prangte, in dem die beunruhigenden Gerüchte von einer bevorstehenden Erhebung der Herero als gänzlich aus der Luft gegriffen hingestellt wurden!

Es hat sich jetzt mit fürchterlicher Klarheit erwiesen, daß gute Schußwaffen im Besitz von Eingeborenen, namentlich von Herero, eine große Gefahr für uns Weiße bedeuten. Hat auch der Gewehrverkauf an letztere durch die Regierung selbst bei weitem nicht in dem Umfange stattgefunden, wie vielfach angenommen wird, so hat sich die Behörde doch stets durch den Stempelzwang, dem hier alle Schußwaffen unterliegen, ein klares Bild machen können über die schlummernde Gefahr; sie hätte es allerspätestens ahnen müssen, als die erwähnten Warnungen laut wurden!

Da die Regierung bei dem Verkauf der für sie sonst wertlosen Gewehre M. 71 ein brillantes Geschäft macht, so ist anzunehmen, daß in dieser Gewehrverkaufsfrage die hiesige Geldknoppheit, respektive die Kurzsichtigkeit und Kleinigkeitskrämerei der heimischen Kolonialverwaltung ein wichtiges Wort mitgesprochen hat. Meiner Frau ist es passiert, daß sie, zufällig allein im einsamen Farmhause, von sieben bis acht stolzen, bewaffneten und herausgeputzten Herero, die eben in Windhuk ihre Gewehre hatten stempeln lassen, in unverschämter Weise unter dem Vorwande, eine Kleinigkeit kaufen zu wollen, veranlaßt wurde, die im Hause lagernden Vorräte zu zeigen. Damals maß ich dem Vorfall keine besondere Bedeutung bei, sondern glaubte nur an eine Anmaßung, wie sie den Herero im Blute liegt; heute dagegen weiß ich genau, daß die Schurken sich am Anblick der Sachen erfreuen wollten, die sie schon halb als ihr Eigentum betrachteten.

Mit einem anderen Trupp Herero, die auch mit neu gestempelten Gewehren von Windhuk kamen und über meine Farm zogen, ist mir folgendes passiert: Ich war während der vergangenen Trockenzeit dabei, auf meiner

Farm am Seeis-Revier, ca. 5 Kilometer vom Hause flußabwärts, einen Brunnen zu sprengen. Mit dem während der Nacht angesammelten Wasser wurde morgens eine Herde Schafe getränkt, als die besagten Herero im Gänsemarsch mit ihren Gewehren ankamen und sich bei der Arbeitsstelle niederließen. Auf ihre Bitte verkaufte ich den Leuten ein fettes Geltschaf, das sie sofort schlachteten und unter einem nahen Baum brieten und verzehrten. Als ich mit meinen Arbeitern gegen Abend mich nach Hause begeben wollte, sagte ich den fremden Herero, sie sollten nun auch weiterziehen, denn ich wollte verhüten, daß von dem wertvollen, offen daliegenden und für den neuen Brunnen bestimmten Pumpwerk wichtige Teile entwendet würden. Darauf erwiderte mir der Führer der Bande mit nicht zu verkennendem Hohn: „Ja, morgen fort!" Da ich ohne Waffe und völlig machtlos war, so tat ich, als bemerkte ich den Hohn nicht, sondern verharrte in aller äußeren Ruhe auf der Forderung, daß sie heute noch weiter ziehen sollten. Als sich die Gesellschaft endlich mürrisch zum Aufbruch rüstete, ging ich nach Hause, wohl wissend, daß die Herero doch dableiben würden, aber die einzige Gelegenheit ergreifend, um mich auf einigermaßen gute Manier aus der Affäre zu ziehen.

Ich will mich hier nicht in Einzelheiten verlieren, sondern behalte mir das für später vor. Ich habe diese zwei kleinen Vorfälle nur angeführt, um daran zu zeigen, wie nur der draußen lebende Privatmann zu einem richtigen Urteile über die Eingeborenen kommen kann, nicht aber der in Windhuk sitzende Beamte. Hätten über die Waffen- und Munitionsfrage, und zwar soweit sie Weiße und Eingeborene angeht, Farmer und andere Privatleute mit zu Rate gesessen, so wären so unglückliche Verhältnisse, wie sie bisher bestanden haben, absolut unmöglich gewesen! Dasselbe gilt von der Regelung von Fragen, zu deren Beurteilung Fachkenntnisse gehören; ich denke dabei an Verordnungen und wirtschaftliche Maßnahmen, die nur zu deutlich ihre Herkunft vom grünen Tisch erkennen lassen. Hoffentlich kann ich auch darauf nochmals näher eingehen.

Hier möchte ich mit allergrößtem Nachdruck die feste Versicherung geben, daß derartige Zustände durch ihren andauernden Druck und Reiz die Arbeitslust und Arbeitskraft gerade der festangesessenen Farmer weit mehr lahmlegen und hindern als Krieg, Seuchen, Dürren und ähnliche Nöte; in der Ueberwindung dieser liegt ein Reiz, welcher die Kräfte übt und stärkt, dahingegen wirkt die Ueberwindung jener mürbemachend.

Ich bin von Herzen dankbar für die reichen Unterstützungen, die uns unsere Landsleute in der Heimat zukommen lassen angesichts der großen Verluste, die wir erlitten haben, wer uns aber einen Dienst von noch weit größerem, dauerndem Werte erweisen will, der trete mit uns gemeinsam dafür ein, daß wir Privatleute, namentlich aber wir Farmer, auf die Verwaltung unserer neuen Heimat den Einfluß gewinnen, der uns von Gottes und Rechts wegen zusteht, denn die Einrichtung der Beiräte in ihrer jetzigen Form ohne Befugnisse und Rechte ist weniger als eine halbe Sache.

Ondekaremba. Erich Rust.

Reisen der Fischfluß-Expedition 1903 in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika.

II. (Schluß.)

Nachdem ich für die Gemeinde Bersaba, welche über einige sehr ergiebige Quellen verfügt, Luzernensamen für Probe-Aussaat bestellt hatte, reisten wir nach Ganikobis am Fischflusse. Von hier an bis zur Mündung liegt das Flußbett ununterbrochen zwischen hohen Felswänden, die nur stellenweise weiter zurücktreten und ein Durchfahren mit Fuhrwerken gestatten. Es kann daher, wenigstens so lange noch sonst soviel Ellenbogenfreiheit ist, von Arbeiten im Fischflusse selbst vom 26. bis 29. Grad s. Br., d. i. der Mündung, vorläufig keine Rede sein. Nur in den Zuläufen ist daran zu denken.

Von Ganikobis nach Norden zu liegt das Bett des Fischflusses flach eingeschnitten in der Ebene. Das Becken zwischen Ganikobis und Gibeon ist zum größten Teile guter Alluvialboden und stellenweise schon gut besiedelt. Unser nächstes Standquartier nahmen wir in Gelwater, blieben aber nur wenige Tage. Von dort machten wir Abstecher nach einer Anzahl von Farmen. Die Depesche des Komitees an mich wegen der „größeren Mittel" war schon allerorts bekannt und durch die im Lande übliche drahtlose Telegraphie ins Ungeheuerliche angeschwollen. Die Heliographenlinie mit ihren vielen Zwischenstationen hält ja auch nicht dicht, und durch Reisende aus dem Süden war mir diese Nachricht schon mehr als einen Monat vorausgeeilt. Um daher die überspannten Erwartungen auf das Niveau der gesunden Vernunft zu reduzieren, setzte ich in die Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung ein Inserat, daß bauwilligen Farmern des Südens die Vorarbeiten kostenlos ausgeführt und eine Unterstützung der Bauausführungen von seite des K. W.-Komitees in Aussicht gestellt werden kann. Dieses Inserat hatte eine Reihe von Anmeldungen zur Folge. Deren interessanteste dürfte der Bauantrag des Farmers Herrmann auf Romtaß sein, der bisher im Rufe stand, allen Neuerungen feindlich zu sein. Herr Herrmann hofft, durch die Abdämmung eines Wasserläufchens mitten in seinem ausgedehnten Besitz 500 Hektar guten Grundes bewässern zu können. Die Vermessungsarbeiten werden schon in nächster Zeit eingeleitet werden.

In Gibeon nannte der Bezirksamtmann, Herr v. Burgsdorff, einige bauwillige Farmer, die ich sämtlich noch besuchen konnte. So war es Mitte Oktober geworden. Die Reisesaison neigte ihrem Ende zu, von den Ochsen war mir schon ein Drittel eingegangen und auch die Pferde waren, trotz Hafer, wegen der großen Dürre sehr herabgekommen. An große Reisen war daher vor April oder Mai nächsten Jahres nicht zu denken. Es handelte sich darum, was ohne Transportmittel in der Regenzeit anzufangen sei. Ich beschloß, in Berlin anzufragen, ob in der Tat Mittel für Bauten verfügbar seien und danach zu handeln.

Nachdem ich für den Wirtschaftsverein in Gibeon noch Luzernen- und Maissamen aus der Kapkolonie bestellt hatte, reiste ich Mitte Oktober von Gibeon ab. Die erste Station machten wir in Orab, dem Platze der Schäfereigesellschaft. Die Neubauten daselbst, Wohnhaus des Direktors, Wirtschafts- und einige Stallgebäude, Werkstätten, Schaffnerwohnung u. s. w. waren eben unter Dach gekommen, sonst aber noch im Rohbau. Der Direktor, Herr Kleudgen, wohnte zur Zeit noch in einem Hartebeesthause, d. i. ein Häuschen mit lehmverputzten Flechtwerkwänden. Er ist ein ruhiger, besonnener Mann, der genau weiß, was er will, und der Verkehr mit ihm wirkt nach den vielen verschrobenen Köpfen, die man dortzulande antrifft, wirklich beruhigend.

In geringer Entfernung vom Farmhause entspringt im Bette des Fischflusses selbst eine ziemlich starke Quelle, deren Wasser Kleudgen mittels Lokomobile und Dampfpumpe heben und zur Bewässerung von Luzerne benützen will. Die Luzerne ist als Straußenweide und Sparfutter gedacht. Augenblicklich ist erst eine wenig umfangreiche Parzelle angebaut, die mittels eines kleinen Mangoldschen Windmotors aus einem Schachtbrunnen bewässert wird. Der Viehbestand der sehr großgedachten Wollschafzucht war zur Zeit meines Besuches noch sehr gering, weil die entsetzliche Dürre des Jahres den Ueberlandtransport einer größeren Herde von Muttertieren aus der Kapkolonie bis dahin ganz unmöglich gemacht hatte.

Bei dem Umstande, daß das Namaland zur Wollschafzucht ganz außerordentlich geeignet ist, und daß die Wertziffern des deutschen Schafwollimports gleich den vielerörterten Einfuhrziffern der Baumwolle jährlich um die 300 Millionen Mark betragen, muß die Anlage einer Musterfarm für Wollschafzucht mitten im Namalande eine

der glücklichsten Ideen genannt werden, die jemals im Kreise der deutschen Kolonialfreunde entstanden ist. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Musterwirtschaft, mit ausreichenden Mitteln und unter tüchtiger Leitung auf durchaus solider Basis aufgebaut, schon innerhalb des nächsten Jahrzehntes die Schafwollproduktion des ganzen Namalandes fördern und zur Blüte bringen wird. Und die Wollschafzucht, in Verbindung mit der hochkultivierten Nebennutzung der Straußenzucht ist allein die richtige Grundlage, auf welcher eine Entwicklung des Namalandes zu erwarten ist. Minenfunde sind ein glücklicher Lotteriegewinn, aber kein dauernder Segen. Und vergessen wir nicht, daß aus der australischen Wollschafzucht, nicht aus den Minen die großen englischen Vermögen herstammen.

Addiert man zu den Wertziffern des Schafwollimportes im Statistischen Jahrbuche jene der Angorawolle, welche im Namalande ebenfalls mit besonderem Vorteil gezogen werden kann, so stehen die Einfuhrwerte der letzten sechs Jahre viermal über, zweimal unter den Wertziffern der deutschen Baumwolleneinfuhr. Während aber die letztere Kultur vorwiegend Plantagen- und Eingeborenenkultur ist, an Strichen, die der Weiße nicht auf die Dauer ohne Schädigung seiner Gesundheit bewohnen kann, wird die Schafwolle in großen Mengen mit besonderem Vorteil im Süden von Deutsch-Südwestafrika gewonnen werden können, in einem für Deutsche durchaus zuträglichen, für Lungenkranke sogar höchst heilsamen Klima. Indem daher durch diese Produktion die deutsch-südwestafrikanische Kolonie gekräftigt wird, kann durch dieselbe auf genossenschaftlichen Siedlungsanlagen an großen Stammwerken, wie später ausgeführt werden soll, vielen Hunderten von mittellosen Deutschen die Gelegenheit zu auskömmlicher Existenz geschaffen und damit wenigstens ein Teil des deutschen Auswandererstromes dem deutschen Volkstum erhalten werden. Ich habe die Baumwolleinfuhr aus dem Grunde zum Vergleiche herangezogen, weil die Einfuhrziffern derselben durch die Arbeiten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees auf diesem Gebiete in den weitesten Kreisen bekannt sind, und habe darauf hingewiesen, daß die Einfuhr der Schafwolle jener der Baumwolle an nationalökonomischer Wichtigkeit die Wage hält. Sie besitzt aber außerdem eine eminente sozialpolitische Bedeutung für den Volksüberschuß des Mutterlandes, und in dieser Bedeutung der Wollschafzucht liegt der außerordentliche moralische Wert, welchen die zielbewußt organisierte und geleitete Musterwirtschaft der Schäfereigesellschaft auf Orab für das Namaland hat.

Von Orab zogen wir weiter nach Hardap, der Farm des durch seine Reisen bekannt gewordenen Ingenieurs Scheidweiler. Von da nach der Harebis-Fläche, wo bei Wiederaufnahme der Arbeiten umfangreiche Vermessungen zu machen wären. Es dürfte sich dort eine große Fläche unter ständige Bewässerung und damit in Kultur bringen lassen. Die Vermessungen beanspruchen aber lange Monate. Weiterziehend gelangten wir zur Farm Tsubgaris, einer tüchtigen und energischen Malaienfrau gehörig, die als Witwe einen ehemaligen Truppensoldaten ehelichte. Die Farm ist 54,000 Hektar groß. Von da zogen wir nach Maltahöhe, einer Distriktsstation, welcher damals der Oberleutnant Graf Kageneck vorstand. Dort traf ich Watermeyer wieder, der auf anderem Wege ebenfalls aus Gibeon gekommen war. Es war das letzte Wiedersehen. Zu Neujahr schrieb er mir noch eine Karte, und während ich diese in München erhielt, lag der Arme schon unter der Erde. Er mußte als einer der ersten eines unrühmlichen Opfertodes sterben für die Sünden unersättlicher Händlerhabgier.

Von Maltahöhe zogen wir nach Grotfontein weiter, wo wenige Stunden zuvor Rittmeister v. Heinitz mit Familie aus Deutschland eingetroffen war, um eine große Pferdezüchterei anzulegen.

Die nächste Station mußten wir in Ofis machen, um dort einiges aufzunehmen. Leider war die Wasserstelle, auf die wir sicher gerechnet hatten, vertrocknet und so kamten wir uns nur ganz flüchtig aufhalten. In Ofis ist mit sehr geringen Kosten ein außerordentlich wirksames Stauwerk ausführbar, und ich halte die Gegend zur Anlage einer Koniferen-Pflanzung nach dem Muster von Molteno für geeignet. Leider sind Daten über Niederschlagshöhen dort nicht erreichbar, weil weit und breit weder Weißer noch Farbiger wohnt. Von Ofis über Konjas, die Farm des Engländers Mason, und Auis, wo der Malaie Jimmy Hile wohnt, erreichten wir in den ersten Novembertagen Bethanien wieder, wo mein Gehilfe mittlerweile die tachymetrischen Aufnahmen vollendet hatte.

Dorthin hatte ich mir die Post der letzten Wochen nachsenden lassen. Vom K.-W. Komitee war eine Antwortdepesche da, daß tatsächlich noch keinerlei weitere Mittel für Baumausführungen sichergestellt seien. Damit war mein Entschluß, den ich schon seit längerer Zeit erwogen hatte, nämlich die Dauer der Expedition um einen Monat zu kürzen und lieber zeitlich im Beginne der Arbeitssaison 1904 wieder zur Stelle zu sein, reif geworden, und ich bereitete die Heimreise vor.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Bethanien kam aus Keetmanshoop die Nachricht von Unruhen in Warmbad. Dort war Leutnant Jobst Distriktschef. Hereros hatten sich bei ihm beklagt, daß ihnen der Bondelzwarts-Kapitän einen Bock weggenommen habe. Der Kapitän wurde vorgeladen, fand sich aber nicht zur Verantwortung ein. Er leistete für den Bock 20 M. Ersatz. Leutnant Jobst bestand aber auf seiner Vernehmung und ging endlich mit einer Patrouille selbst nach dem Eingeborenenlager, um die Verhaftung vorzunehmen. Als die Bondels den bewaffneten Zug kommen sahen, griffen auch sie zu den Gewehren und das Unglück nahm seinen Lauf.

Eine so nichtssagende Ursache löste die gewaltige Lawine aus, der so viel deutsches Blut zum Opfer fallen sollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katastrophe, deren erstes Opfer der unglückliche Offizier leider selbst wurde, durch Besonnenheit hätte vermieden werden können. Aber dieses verhängnisvolle Ereignis lehrt aufs neue wieder, daß der zum Verwaltungsbeamten bestellte junge Offizier in demselben Augenblicke, in dem er auf Widerstand gegen seinen Willen stößt, aufhört, politischer Beamter zu sein, und ausschließlich Soldat und schneidiger Draufgänger ist. Darum sollte die Landesverteidigung von der Verwaltung reinlich geschieden sein, zum Besten beider und des Landes. Man schicke so viele Bataillone ins Land, als der jeweilige taktische Zweck verlangt, aber man mache aus den Offizieren nicht Mädchen für alles.

Den Unruhen legte man übrigens keine größere Bedeutung bei als der früheren Schießerei in Grotfontein, wenn man sich auch sagte, daß die Verfolgung bei dem absoluten Weidemangel vor der Regenzeit sehr schwierig werden müsse.

Am 10. November verließ ich Bethanien, ließ die schon ganz heruntergekommenen Pferde bis zur Wiederkehr in Kubub und verließ am 21. November in Lüderitzbucht das Land. Mein Begleiter und der Meßgehilfe reisten nach Gibeon zurück, um indessen die Dammbauplätze der sich meldenden Farmer aufzunehmen. Leider sind sie augenblicklich zur Untätigkeit verurteilt, weil alle Farmer sich nach Gibeon zurückgezogen haben und niemand den Ort verlassen kann.

Es wurden im ganzen 2029 Kilometer topographiert und die Koordinaten sämtlicher Itinerarien schon im Schutzgebiete berechnet. Die Gesamtlänge der Reisen im Schutzgebiete betrug gegen 2600 Kilometer.

Ende Dezember kam ich in Berlin an und erfuhr, daß das K.-W. Komitee erst auf Grund einer größeren Anzahl fertiger Projekte an das Lotteriekomitee wegen Bewilligung neuer Mittel herantreten will. Auch dann,

wenn nicht, wie es der Fall ist, durch die kriegerischen Ereignisse ein Stillstand in den Aufnahmen eingetreten wäre, schiene mir der beabsichtigte Vorgang nicht zweckentsprechend. Dies möge hier noch kurz ausgeführt werden.

Für das Schutzgebiet kommen drei Gattungen von Stauanlagen in Betracht:

1. Die Tränkanlage ohne Bewässerungsland. Diese kann nur als ein Nothehelf für solche Gegenden angesehen werden, wo es entweder gar nicht oder nur mit übertrieben hohen Kosten möglich ist, das Tränkwasser für die Herden durch Brunnen aus dem Grundwasser heraufzuholen. Das Wasser wird in solchen stehenden Pfützen fortgesetzt verunreinigt und gibt Anlaß zu Tierkrankheiten und Seuchenverschleppungen.

2. Die Futterbauanlage oder der Farmdamm. Dieser wird bei fortschreitender Entwicklung des Schutzgebietes die Regel werden müssen. Auf jeder Farm, wo die Verhältnisse es gestatten, wird ein Stauweiher entstehen müssen, der zur Gewinnung von Futtervorräten auf bewässertem Grunde dient. Der Anbau von Getreide, die Anlage eines Gärtchens für Gemüse, beides nur für den eigenen Bedarf, kann nebenher gehen. Die Hauptsache bleibt die Sicherung des Viehbestandes. Nur für diese Anlagen kann eine Unterstützung aus gemeinnützigen Mitteln in Frage kommen.

Eine Abart dieser Farmdämme sind die Regie-Anlagen der Regierung, wie die Route von Keetmanshoop, wie Otis und dergleichen. Für diese wird sicher die Regierung die Mittel aufbringen, und Anlagen wie die bei Keetmanshoop und Gibeon werden später eben in den Besitz der Gemeinden übergehen, andere, nachdem sie ihren Zweck als Muster- und Probe-Anlagen erfüllt haben, verkauft werden.

3. Die Siedelungsanlage auf Bewässerungsland. Wie sich die Dinge heute entwickelt haben, muß diese Gattung als die dringendst notwendige bezeichnet werden. Nur durch solche Anlagen wird es möglich werden, mittellose Einwanderer in größerer Zahl ins Land zu bringen und ihnen Verdienst und Auskommen zu sichern. Nur diese Anlagen sind geeignet, bestimmend in die Geschicke des Landes einzugreifen. Da aber für diesen Zweck nur große Anlagen Erfolg sichern, so können solche Unternehmungen nur vom Staate oder von kapitalkräftigen Gesellschaften ausgeführt werden, weil es eben Millionenwerke sind.

Mit den Tränkanlagen brauchen wir uns weiter nicht zu befassen. Was die Farmdämme anbelangt, so wird ja sicherlich die Bereitstellung eines größeren Betrages aus gemeinnützigen Mitteln über die Anfangsschwierigkeiten leichter hinweghelfen. Ist ein solcher Fonds da, so wird zunächst ein Stock von Werkzeugen, Dammschaufeln und Rollgeleise u. s. w. ins Land geschafft werden müssen. Das muß beizeiten geschehen. Bis eine Dammschaufel von San Francisco nach Gibeon kommt, dauert es ein halbes Jahr und länger. Der Werkzeugbestand und der Barfonds müssen alsdann dem Gouvernement zur Verwaltung und dem Lande ins Eigentum übergeben werden. Ein oder mehrere Techniker müssen ins Land geschickt und für den Fonds ein Verwendungsstatut ausgearbeitet werden, das ungefähr folgendes enthalten wird:

Farmer, welche die Absicht haben, mit Fondsdarlehen Dämme zu bauen, haben dies dem Bezirksamtmann anzuzeigen und die Baustelle namhaft zu machen. Dieser verständigt den Techniker, der eine Aufnahme macht, ein Projekt ausarbeitet, mit dem Farmer die Kosten überschlägt, und die Menge des Werkzeuges, sowie die Höhe des notwendigen Lohnvorschusses berechnet. Das ganze Elaborat geht dann zum Bezirksamtmann, der das Werkzeug anweist und die Darlehenshöhe festsetzt oder beim Gouvernement beantragt. Der Farmer holt sich sein Werkzeug und fängt mit seinen Leuten und Ochsen an zu arbeiten. In den seltensten Fällen wird er in einer einzigen Baisaison (Mai bis November) fertig werden. Der Techniker besucht die Baustellen fallweise, mißt nach, sieht zu, ob die Ausführung planmäßig vor sich geht und weist dem Farmer bei der Bezirkskasse Lohnvorschüsse nach Maßgabe der geleisteten Arbeiten an bis zur Höhe der zugebilligten Beihilfe. Ueber die vom Farmer behobenen Teilvorschüsse, sowie über etwa sonstige Spesen wird bei der Kasse ein Baukonto für jeden Farmer angelegt. Nach Bauschluß wird die Gesamtbelastung des Farmers als Hypothekardarlehen auf die Farm grundbücherlich vorgemerkt, bleibt fünf Jahre frei und muß vom sechsten Jahre an mit 5 Prozent verzinst und mit 10 Prozent amortisiert werden. Der Farmer kann auf sein Baukonto auch Rohre, Saatgut jeder Art, Setzlinge von Koniferen oder anderen Bäumen, auch von Maulbeerbäumen und Reben, dann Einfriedungsdraht und Straußfüßen zum absoluten Selbstkostenpreise von der Fondsverwaltung empfangen, was unter den erforderlichen Kautelen gegen Faulheit und Bosheit ebenfalls zum Hypothekardarlehen geschlagen wird. Unverschuldeten Unglücksfällen kann die Regierung als Fondsverwaltung Rechnung tragen. Die Regierung stellt jedes Jahr einen angemessenen Betrag zur Vergrößerung des Fonds in den Etat ein und legt über die Verwaltung öffentlich Rechnung.

Nur auf diesem Wege wird eine Beihilfe ihren Zweck erreichen. Nur einige wenige Farmen mit Beihilfen ausreichend unterstützen, würde einen Sturm von Neid und Entrüstung bei allen übrigen hervorrufen. Die Beihilfen in Berlin zu bestimmen und vor dem Baubeginne voll auszubezahlen, würde den beabsichtigten Zweck vollkommen verfehlen. Jedes kleine Projekt nach Berlin zur Begutachtung einzusenden, würde die an sich schon gewiß nicht leichte Sache ganz zwecklos künstlich erschweren. Für die zweckdienliche Anlage und Ausführung werden ja eben die Techniker Sorge zu tragen haben.

Was die Siedelungsanlagen betrifft, die als die allerdringendsten bezeichnet wurden, so eignen sich hierzu nur Werke von solcher Größe, welche mindestens die ständige Berieselung von 1000 Hektar leisten können. Solche Anlagen sind aber das beste und das billigste Mittel, dem Lande Menschen zuzuführen. Sie sind das einzige Mittel, welches auch Unbemittelten die Einwanderung ermöglichen wird; denn daß sich sehr viele solcher Einwanderer finden werden, welche 10,000—20,000 Mark Bargeld besitzen und nach den Greueln der letzten Monate damit spornstreichs nach Südwest gehen, um dort als Einsiedler zu buren, kann füglich bezweifelt werden. Sie sind das billigste Mittel, weil sie schon wenige Jahre nach Einrichtung des vollen Betriebes amortisiert sein werden, ihren Verkaufswert aber bei verständiger Instandhaltung stets behalten. Und das beste Mittel sind sie, weil sie eine Auswahl unter den Ansiedlern gestatten und unpassende Elemente ausgeschieden werden können, ehe sie noch in die Lage kommen, dem Lande Schaden zuzufügen.

Der Betrieb einer solchen Anlage wird sich etwa nach folgendem Muster gestaltrn. Jeder Ansiedler bekommt 10 Hektar bewässerbares Ackerland und 200—500 Hektar Weideland, dann einen kleinen Bestand von Vieh auf halben Anteil oder sonst unter annehmbaren Bedingungen. Damit fängt er an, zu arbeiten. Zur Instandhaltung des Stauwerkes, Ueberwachung der gerechten Wasserverteilung, Verleihung oder Verkauf von Werkzeug und Ackergeräten, Beschaffung von Proviant, Kleidern und aller sonstigen Bedürfnisse im großen und aus erster Hand, endlich zur Abschließung von Verträgen über die Verwertung der Erzeugnisse muß ein Verwalter für jede solche Anlage bestellt werden, der selbst in den einschlägigen Betrieben Erfahrung hat und den Neuankommenden mit wohlwollendem Rat an die Hand gehen kann. Ein Teil der Ackerfläche wird stets unter Luzerne stehen müssen. Außerdem aber werden Nutz- und Handelsgewächse jeder Art versucht werden können. Der Verwalter wird die Konjunkturen des Marktes wahrnehmen und die Einzelproduktion in die richtigen Bahnen lenken, er wird die Produkte sammeln, wird die Wolle durch Wäscherei, die Straußfedern durch Sortieren, den Tabak durch Fermentieren u. s. w.

marktfähig machen und durch Verkauf im großen jede Preisdrückerei fernhalten. Er wird mit der Intendanz der Schutztruppe, mit Importeuren in Hamburg und Kapstadt direkte Schlüsse machen und der Genossenschaft alle Vorteile des Großbetriebes zuwenden können. Mehrere solcher Anlagen zusammen werden sich später einen Experten für Tabak-Aufbereitung, einen für Obstverwertung u. s. w. anstellen, gegen Heuschreckenfraß und sonstige Elementarereignisse gegenseitige Versicherungsverträge abschließen und sich auf jede Weise gegenseitig aushelfen.

Hat der Kleinbauer einer solchen Gemeinde nach mehreren Jahren genug verdient, genug Herdenvieh und Landeskenntnisse gesammelt, dann, aber erst dann, soll er sich eine Farm kaufen und Großgrundbesitzer spielen. Er wird dann vor Fehlschlägen nach Möglichkeit geschützt sein und kann noch weiter an den Benefizien der Gemeindebetriebe teilnehmen. Er wird aber dann auf anderen Füßen stehen, als ein armer, ausgedienter Truppler, der mit wenigen hundert Mark Ersparnissen und geringer Ansiedlerbeihilfe, das Land auf Kredit, das Vieh auf Kredit, allerdings mit Landkenntnis ausgerüstet, aber ohne eine Ahnung von Landwirtschaft, allein und ohne Hilfe den Kampf aufnehmen muß gegen die erbarmungslose Härte der Natur in schlechten Regenjahren, deren es unter fünf immer zwei gibt.

Dieser Weg ist der einzig gangbare, um Deutsche in größerer Zahl ins Land zu bringen. Die Stauanlage von Hatsamas mit 1500 Hektar Berieselungsfläche kann unverweilt in Angriff genommen werden, auf Harebis wird sich eine Anlage herstellen lassen und wegen der Löwenfluß-Route wird mit der englischen Landgesellschaft sicher ein Abkommen möglich sein.

Wenn man zurückdenkt an die fanatische Borniertheit der Golderpeditionen in den 80er Jahren und an das Reichsgoldgesetz, wenn man sieht, wie noch heute die großen Gesellschaften und zum Teil auch das Gouvernement wie hypnotisiert nach den Schätzen der Tiefe starren und sich an der Hoffnung „Terra nova, terra aurifera" festklammern; und wenn man bedenkt, wie tatsächlich noch gar nichts gefunden wurde, außer den von den Eingeborenen schon längst gekannten Kupfervorkommen bei Otawi u. s. w., so mag vielleicht manchem die hübsche Bürgersche Fabel vom Schatzgräber in den Sinn kommen, die wir alle auf der Schulbank gelesen haben. Ein Weinbauer auf dem Sterbebette sagt seinen Söhnen: „In unserem Garten liegt ein Schatz, grabt danach!" „Wo, wo?" rief alles in ängstlicher Spannung. „Grabt nur!" sagte der alte Mann und starb. Nun wird der Garten um- und umgegraben, jede Scholle zerschlagen, die Erde durchs Sieb geworfen, man fand nichts und hielt sich für angeführt.

„Doch kaum erschien das nächste Jahr,
Da nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jeder Weinstock dreifach trug!
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus."

Ich glaube, der Schatz, der im Boden von Deutsch-Südwestafrika ruht, ist von der gleichen Art!

Nymphenburg, den 25. März 1904.

Alexander Kuhn.

Bücher und Zeitschriften.

Die Wasserkur. Von C. Mermagen. Stuttgart 1904. Ferdinand Enke.

In der neuerdings so beliebten Form von „Briefen an einen jungen Freund" beschreibt Mermagen das Wesen und die Wirkungen der Wasserkur, wobei er nur die wissenschaftliche Hydrotherapie im Auge hat. Die letzten Briefe gehen über den Rahmen des Themas hinaus, indem Mermagen auch das Leben in den Wasserheilanstalten schildert und recht aus dem Herzen eines Anstaltsarztes heraus die von den Patienten regelmäßig gemachten Fehler kritisirt. Das Werkchen ist gut gemeint und wird in Laienkreisen zweifellos gute Aufnahme finden — eine Bereicherung der hydropathischen Literatur will es nicht bringen und bringt es nicht.

m.

*

Allgemeine Rundschau.

Erster Deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie.

II.

Bei den meisten charakterologischen und Kollektiv-Versuchen handelt es sich um die Korrelation zwischen psychischen Vorgängen verschiedener Art; man fragt, ob und inwieweit die Leistungsfähigkeit der Versuchspersonen in einer bestimmten Richtung abhängig ist von ihrer Leistungsfähigkeit in anderer Richtung. Spearman (Leipzig) wies auf die methodischen Mängel hin, die allen quantitativen Bestimmungen dieser Art bis jetzt anhaften. Er teilte eine aus dem Gaußschen Fehlergesetz abgeleitete Formel mit, durch deren Anwendung jede Korrelation auf einen einzigen zahlenmäßigen Ausdruck gebracht wird, unter Elimination des Beobachtungsfehlers, der zufälligen Abweichungen und der konstanten störenden Faktoren. Bei der quantitativen Auswertung einiger Versuchsreihen, die Spearman gemeinsam mit Krueger (Leipzig) durchführte, hat sich diese Formel empirisch gut bewährt. Sie ergab z. B. zwischen der Unterscheidungsfähigkeit für Tonhöhen auf der einen, der Genauigkeit und Schnelligkeit des Addierens auf der anderen Seite eine hohe und konstante Korrelation. Spearman erschließt aus solchen Erfahrungen das Vorhandensein eines den betreffenden psychischen Leistungen gemeinsamen Faktors. Diese methodischen Untersuchungen gingen aus von einer — wesentlich negativen — Kritik amerikanischer Arbeiten. Vermutlich werden sie in den zahlreichen psychologischen Laboratorien Amerikas zunächst Beachtung finden.

Innerhalb der Vortragsgruppe „Gedächtnis" analysierte R. Müller (Straßburg) eine einfache Gedächtnis- und Willensleistung: Das Nachzeichnen einer gesehenen Linie von bestimmter Größe und Richtung aus der Erinnerung. Dieser Vorgang sei nur mit Hilfe physiologischer Begriffe zu erklären; die Erinnerung: durch materielle Veränderungen der nervösen Substanz; die willkürliche Bewegung: als Reflex in erweitertem Sinne des Wortes. Wenn Müller betonte, daß die Willenshandlung kein Elementarvorgang sei, sondern eine eigenartige Verknüpfung einfacherer psychischer Gegebenheiten, so werden die meisten Psychologen ihm darin beistimmen. — Frl. Kate Gordon (Würzburg) berichtete über Gedächtnisversuche mit farbigen Gesichtsobjekten, von denen einige den Beobachtern wohlgefällig, andere mißfällig, noch andere gleichgültig waren. Eine Sonderstellung der affektbetonten Eindrücke für die Erinnerung war nicht zu erweisen.

Wünschenswert wäre eine Fortsetzung der Versuche mit intensiver angenehmen und unangenehmen Reizen.

Unter vielfacher Variation der Bedingungen maß Wreschner (Zürich) die Zeiten, die vergehen, bis zu einem dargebotenen Worte ein anderes assoziiert wird. War das Reizwort ein Abstraktum, so dauerte durchschnittlich die Assoziation bedeutend länger als zu konkreten, Adjektiven oder Verben; bei Kindern länger als bei ungebildeten und vollends bei gebildeten Erwachsenen. Wertprädikate hatten eine längere Assoziationszeit als andere Adjektiva u. s. f. Es wurde auch, unter wechselnden Umständen, das Verhältnis der neuen zu den wiederholten und den originellen zu den naheliegenden Assoziationen bestimmt. — Die lebhafte Diskussion beschäftigte sich namentlich mit der qualitativen Deutung der mitgeteilten Zahlenwerte. — Eine spannende Stunde war es, als G. E. Müller (Göttingen) einen jungen Mathematiker der Versammlung vorstellte, der mit

spielender Sicherheit unerhörte Gedächtnis- und Rechenleistungen ausführte. Gedächtnis, Auffassungsfähigkeit und optische Phantasie dieses Hrn. Dr. Rüthle sind so hoch entwickelt, daß er beispielsweise fünf fünfstellige Zahlen, die ihm schriftlich oder mündlich dargeboten wurden, nach einer Lernzeit von etwa 20 Sekunden in beliebiger Anordnung, vorwärts, rückwärts, in Kolumnen, diagonal, spiralig, hersagen konnte. In ungefähr 2 Minuten zerlegte er eine fünfstellige Zahl in vier oder fünf Quadratzahlen, ohne Rest, was tüchtigen Mathematikern nur durch mehrtägiges Rechnen gelingt. Nicht mehr als 13 Minuten brauchte er, um 204 willkürlich zusammengestellte Ziffern so zu lernen, daß er wiederum die ganze Reihe in beliebiger Folge reproduzieren und die Stellung einer jeden Fünfergruppe bestimmen konnte. Während er schließlich in wenigen Minuten 102 Ziffern lernte, folgte er zugleich den theoretischen Erläuterungen Müllers so genau, daß er nach der Ziffernreihe noch diese Punkt für Punkt wiederholen konnte. Außerordentlich groß ist auch seine Kraft des Behaltens über Stunden und Tage hinaus. Dr. Rüthle, dessen Leistungen, wie man sieht, die der berühmtesten Gedächtnis- und Rechenkünstler in den meisten Hinsichten übertreffen, hatte sich Herrn Prof. Müller zu systematischen Versuchen zur Verfügung gestellt. Er ist in hohem Grade der Selbstbeobachtung fähig. Die zu lernenden Zahlen faßt er sehr rasch in möglichst bequeme Komplexe zusammen, an denen er sofort, ohne jedes mnemotechnische Schema, charakteristische Aehnlichkeiten und bekannte Verhältnisse ergreift. Er arbeitet vorzugsweise visuell, verbindet aber, namentlich in schwierigeren Fällen, immer Kraft sparend, akustisch-motorische Vorstellungen mit den optischen. Sein Gedächtnis ist auch für andere als Zahlvorstellungen eminent; seine Ermüdbarkeit ungemein gering.

Wer jemals Gedächtnisversuche angestellt hat, weiß, wie alle unerwarteten, störenden Eindrücke, besonders des Gehörs, das Hersagen erschweren, ja das Gelernte völlig wieder vergessen machen. Dr. Rüthle aber wurde durch Zwischenrufe und Meinungsaustausch der vielen Anwesenden, durch den lauten Beifall unmittelbar vor Beginn der Reproduktion und dergleichen scheinbar nicht im mindesten gestört. Seine Leistungen sind daher meines Erachtens zum Teil auf eine außerordentlich geringe Ablenkbarkeit zurückzuführen, die mit seinem ausgeprägt phlegmatischen Temperamente zusammenhängen mag.

Leipzig. Dr. Felix Krüger.

(Schluß folgt.)

*

Kleinere Mitteilungen.

* Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat in seiner Sitzung am 22. April beschlossen, für die beste Bearbeitung des Themas: „Die Bühneneinrichtung des Shakespeareschen Theaters, nach den zeitgenössischen Dramen" einen Preis von 600 M. auszusetzen. Die Bearbeitungen sind in deutscher Sprache bis zum 15. März 1905 an den geschäftsführenden Ausschuß der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in der bekannten Art einzusenden.

* Das Antiquariat von Leo Liepmannssohn, Berlin, veranstaltet am 19. und 20. Mai eine Autographenversteigerung, deren Katalog soeben versandt wird. Es befinden sich darunter mancherlei interessante Stücke, so von Luther, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, von Fürsten, Staatsmännern, Musikern (Beethoven, Wagner u. s. w.), Schriftstellern, darunter Voltaire, Goethe, Schiller, zum Teil ungedruckt.

-ar- Todesfall. Dr. Rudolf Aßmus, Reallehrer an der Städtischen Handelsschule in München, ist am 3. d. M. im Alter von 50 Jahren an einem Herzleiden verschieden. Dr. Aßmus, an dem auch die Beilage einen geschätzten Mitarbeiter verliert, lag vornehmlich germanistischen Studien ob und erwarb sich namentlich dadurch ein Verdienst, daß er als einer der ersten für die Münchener Shakespeare-Bühne eintrat. Daneben schrieb er wertvolle kritische Essays über zeitgenössische Dichter. Mit seinem bei Liebeskind in Leipzig erschienenen Buch „Die äußere Form neuhochdeutscher Dichtkunst" lenkte er im Jahre 1882 zum erstenmal die Blicke der Fachgenossen auf sich. Auch als Pädagoge war er eine sehr geschätzte Kraft.

*

Hochschulnachrichten.

* **Münster.** Kürzlich ist, wie gemeldet, der Privatdozent in Bonn Dr. Joseph Geyser, ein Zögling des Collegium Germanicum in Rom, als außerordentlicher Professor der Philosophie an die hiesige Universität berufen worden. Mehrere Blätter brachten damals die Mitteilung, daß Geyser auf die bisher von Professor Adickes bekleidete, von konfessioneller Gebundenheit unabhängige Lehrstelle berufen worden sei, und knüpften daran die Befürchtung der absichtlichen Konfessionalisierung des philosophischen Unterrichts an der hiesigen Universität. Diese Befürchtung trifft indessen nicht zu. Geyser ist nicht auf den genannten Lehrstuhl, sondern zum Ersatz des im Dezember v. J. verstorbenen Professors der Philosophie Dr. Hagemann, dessen Professur gleichfalls katholisch-konfessionellen Charakters war, an die hiesige Universität berufen worden. Der bisher von Professor Adickes innegehabte Lehrstuhl soll überhaupt erst wieder im Herbst zur Besetzung kommen.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Jurisprudenz Dr. Erich Jung, Lehrer des römischen und deutschen bürgerlichen Rechts, ist zum ordentlichen Professor daselbst befördert worden.

* **Breslau.** Dem Privatdozenten der Pathologie Dr. Friedrich Henke wurde die Stelle eines Prosektors beim neuen städtischen Krankenhaus in Charlottenburg verliehen.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor der Wiener Universität Karl v. Kraus wurde als Nachfolger des verstorbenen Professors Ferdinand Detter zum ordentlichen Professor der älteren deutschen Sprache an der hiesigen Universität ernannt.

* **Aus Frankreich.** Pierre Emile Duclaux, Direktor des Institut Pasteur, ist Dienstag in Paris gestorben. Duclaux, der am 24. Juni 1840 in Aurillac geboren wurde, widmete sich auf der Normalschule chemischen und physikalischen Studien. Nachdem er an einigen Universitäten als Lehrer der Chemie gewirkt hatte, wurde er nach Paris an das astronomische Institut als Lehrer für Physik und Meteorologie berufen. Daneben las er über biologische Chemie. 1888 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er gehörte zu den hervorragendsten Schülern und Mitarbeitern Pasteurs.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

May 4, 1904.

Mammon & Co.

A new Novel.

By

E. F. Benson

in 2 vols.

(7101)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 6. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Beilage-Expedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Augsburg in der Reformationszeit. Von Dr. Wilhelm Hans (Hagenau).

Die „Kunst im Leben des Kindes“. Von Hans Cornelius (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Ilse Fropun-Akunian: Arbeit. — Viktor Manheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius.

III. Allgemeine Rundschau.

Erster deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Augsburg in der Reformationszeit.

Von Dr. Wilhelm Hans (Hagenau).

Augsburgs Reformationsgeschichte bietet in vieler Hinsicht ein typisches Beispiel für den eigenartigen Entwicklungsgang, den die Reformation in den großen oberdeutschen Handelsstädten genommen hat. Schon darum darf die Reformationsgeschichte Augsburgs von Friedrich Roth, deren zweiter bis zum Jahre 1540 führender Band kürzlich erschienen ist, während der erste 1901 durch Verwertung neuen Materials eine vollständige Umarbeitung erfahren hat,[1]) eine weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Lokalgeschichte hinausgehende Bedeutung beanspruchen. Sie darf dies noch mehr wegen der außerordentlich fleißigen Durcharbeitung des gewaltigen bisher unbenutzten Quellenmaterials, von dem interessante Stücke am Schlusse der einzelnen Kapitel veröffentlicht sind, wegen der völligen Beherrschung der ganzen Zeitgeschichte und der klaren, übersichtlichen, das Wesentliche heraushebenden Darstellung.

Augsburg hat zu Beginn des 16. Jahrhunderts seine höchste Blüte erreicht. Der Reichtum seiner Kaufleute und Bankiers, die Pracht und Ueppigkeit, die in der Stadt herrschten, waren weltbekannt. In jeder Hinsicht suchte sie es ihren großen Vorbildern in Oberitalien nachzutun. Diese Stadt der Renaissance, der Weltfreudigkeit, in der die Fugger und Welser wohnten, in der die Kunst durch den älteren Holbein, der Humanismus durch Peutinger, vertreten war, die den Kaiser Maximilian zu ihren Freunden zählte, schien wenig geeignet für die tiefernste religiöse Lehre des schlichten Mönches aus dem sächsischen Städtchen Wittenberg. Dennoch gehört Augsburg zu den Städten Süddeutschlands, die der Reformation am frühesten ihre Tore geöffnet haben. Freilich waren es nicht jene der Stadt den äußeren Glanz verleihenden Kreise, die von der neuen Lehre am meisten ergriffen wurden — die Fugger sind stets die mächtigen Feinde der Reformation geblieben —, ihre begeistertsten Anhänger fand die Reformation in den Handwerkern, den Zünften, und von ihnen wieder in der ärmsten, der Zunft der Weber. Die Zünfte bilden stets das treibende Element der Bewegung. In den unteren Schichten der Bevölkerung ist eben stets das religiöse Bedürfnis stärker, wie ja auch die Entstehung des Christentums lehrt, außerdem mußte eine Lehre, die den Unterschied zwischen Laien und Klerus aufhob und die eine höhere Schätzung der einzelnen Persönlichkeit ohne Rücksicht auf Stand und Reichtum in sich trug, dem demokratisch gesinnten Volke einer Stadt wohl einleuchten, das sich einst gegen den Bischof die bürgerliche Freiheit erkämpft hatte.

Anfangs zwar war es der Kreis der Humanisten, der sich für Luthers Sache interessierte und bei dem dieser während seiner Anwesenheit auf dem Augsburger Reichstage 1518 freundlich aufgenommen wurde. Aber diese Gelehrten waren doch mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen dabei. Sobald die Reformation der Kirche zur Revolution überzugehen drohte, schwenkten sie ab und gingen ins neutrale, wenn nicht gar feindliche Lager über. Viel wichtiger war es, daß der Prior des Karmeliterklosters bei St. Anna, wo Luther 1518 wohnte, Johannes Frosch, einer seiner treuesten Anhänger wurde. Denn er machte das Karmeliterkloster zum Ausgangs- und Mittelpunkt für die Ausbreitung der Reformation in der ersten Hälfte der 20er Jahre. Hier wurden die Predigten gehalten, durch die die Masse gewonnen wurde. Seit 1521 wirkte dann neben Frosch als sein wichtigster Kollege Urbanus Rhegius, vom Rat als Prediger angestellt. Er errang vor allem auch in den oberen Kreisen Einfluß, während die unteren um dieselbe Zeit ganz in den Bann des Predigers Michael Keller gerieten, der durch Witz, Grobheit, Schlagfertigkeit und volkstümliche Redeweise und Beweisführung die neue Lehre auch dem „gemeinen Mann“ mundgerecht zu machen wußte. Der Predigt kamen zu Hilfe die Schriften Luthers und seiner Anhänger, die in Augsburg eifrig gedruckt und gelesen wurden. Auch die Augsburger Geistlichen, namentlich Rhegius und Keller, beteiligten sich an der literarischen Fehde, und selbst ein schlichter Augsburger Weber wagte sich mit einem „Gesprächbüchlein“ in den Kampf gegen Ablaß und Sakramentslehre.

Wie stellte sich nun der Rat zu der reformatorischen Bewegung in der Stadt? Das Regiment der Stadt lag damals wesentlich in der Hand des kleinen Rates, der die laufenden Geschäfte führte, während der große Rat, ein Ausschuß der 17 Zünfte mit Zuziehung von 12 Patriziern, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammentrat. Auch im kleinen Rat hatten die Zünfte ein bedeutendes numerisches Uebergewicht, doch wurden die obersten Beamten, so auch die beiden Bürgermeister, gleichmäßig aus den Zünften und den Geschlechtern gewählt. Obwohl nun die Zünfte durchaus der Reformation zuneigten und die Zahl der entschieden katholischen Mitglieder im Rate klein war, trieb dieser doch bis zum Beginn der 30er Jahre keineswegs evangelische Politik. Er duldete zwar die neue Lehre, nahm sie auch gelegentlich gegen den Bischof in Schutz, aber was er ihr an Zugeständnissen machte, wurde doch dem Volke mehr um des lieben Friedens willen gewährt, als daß es aus freien Stücken gegeben worden

[1]) Friedr. Roth: Augsburgs Reformationsgeschichte 1517 bis 1530, 2. vollst. umgearbeitete Auflage, München, Theod. Ackermann 1901 und F. Roth: Augsburgs Reformationsgeschichte 2. Band, 1531—1537, bezw. 1540, Theodor Ackermann 1904.

wäre. Auch von 1530 ob war es stets das von seinen Predigern gelertete Volk, welches den Rat vorwärts drängte. Denn das Hauptgewicht hatten eben im Rate doch trotz der geringeren Zahl die Patrizier und die Mitglieder der vornehmsten Zunft, der Kaufmannszunft. Für diese Kreise aber waren nicht die religiösen, sondern die Handelsinteressen maßgebend. Handel und Geldgeschäfte aber können nur in ruhigen Zeiten gedeihen. Daher suchten sie eine neutrale, vermittelnde Stellung zwischen den Parteien einzunehmen. Auf der einen Seite stand das evangelische Volk, das zuweilen eine drohende Haltung annahm, auf der anderen Seite aber mächtige katholische Bürger, an der Spitze die Fugger, der Bischof und das Domkapitel in der Stadt, draußen aber war die Stadt rings von den eifrig katholischen Mächten Bayern und Oesterreich umgeben. Vor allem aber konnte die Ungnade des Kaisers den Handel aufs schwerste schädigen.

Wie gefährlich die evangelische Gesinnung des Volkes für den Rat werden konnte, zeigten die revolutionären Jahre 1524 und 1525. Denn das Volk faßte die neue Lehre nicht immer im Sinne ihres von rein religiösen Motiven bestimmten Urhebers auf, sondern vermischte sie mit seinen eigenen, auf soziale Hebung gerichteten Gedanken. Seit dem Frühjahr 1524 wirkte in Augsburg ein Prediger, namens Johann Schilling, der durch seine gegen die katholische Geistlichkeit und gegen den ihm nicht evangelisch genug gesinnten Rat gerichteten Predigten das Volk aufreizte, großen Anhang, namentlich bei den Webern fand und verschiedene Kirchenskandale hervorrief. Seiner Politik gemäß suchte der Rat ein solches störendes Element wieder aus der Stadt zu entfernen. Da aber erhebt sich am 6. Aug. 1524 plötzlich ein großer Aufstand, eine Volksmasse zieht vor das Rathaus, verlangt die Zurückberufung ihres geliebten Predigers und setzt sie bei dem erschrockenen Rat durch. In den folgenden Tagen aber gelingt es dem überrumpelten Rat, sich zu sammeln und die Bewegung zu unterdrücken. Zwei Rädelsführer, beide aus der Zunft der Weber, finden den Tod durch Hinrichtung. Der Einfluß Schillings wird gebrochen, er verläßt bald freiwillig die Stadt.

Um so schwieriger mußte die Lage des Rates im Jahre 1525 werden, da ein Verständnis zwischen den revolutionären Elementen im Innern der Stadt mit den draußen sich erhebenden Bauern zu befürchten war. Auch im Bauernkrieg suchte der Rat die Neutralität möglichst zu wahren. Natürlich stellte er sich nicht auf die Seite der Bauern, aber mit Rücksicht auf die evangelischen Untertanen wurden auch die reaktionären Gewalten, der Schwäbische Bund und die bayerischen Herzoge, nicht von ihm unterstützt.

Für den Fortbestand der lutherischen Lehre in Augsburg aber hatte der Bauernkrieg die schwersten Folgen. Viele der gelehrten Anhänger Luthers, so z. B. Peutinger, wandten sich jetzt erschrocken von der Reformation ab, die Feinde des Evangeliums erlangten durch die blutige Unterdrückung des Aufstandes neue Macht, vor allem aber büßte Luther durch seine Haltung den aufständischen Bauern gegenüber seine Popularität bei dem niederen Volk zum Teil völlig ein, und um so williger öffneten sich die Herzen solchen, die neben dem religiösen zugleich politische und soziale Ideale verfolgten. Die neue Lehre verlor ihre Einheit, bald kämpften die Anhänger des Evangeliums heftiger gegeneinander als gegen ihren gemeinsamen Feind.

Von vorübergehender Bedeutung war, daß Karlstadt im Herbst 1524 wie in ganz Süddeutschland so auch in Augsburg eine Reihe von Anhängern gewann, viel wichtiger, daß um dieselbe Zeit der Zwinglianismus seinen Einzug in die Stadt hielt und sofort den heftigsten Abendmahlsstreit entfesselte. Der Politiker Zwingli ließ es sich selbst angelegen sein, durch persönliche Beziehungen, die er mit den einflußreichsten Bürgern anzuknüpfen versuchte, die wichtige Stadt für seine Lehre zu gewinnen. Die Handelskreise zwar blieben, soweit sie nicht noch zu den Altgläubigen gehörten, größtenteils dem vorsichtigeren, konservativeren Luthertum treu. Bei den Zünften dagegen war Zwinglis Lehre dank der Tätigkeit Kellers, des eifrigsten Anhängers des Schweizer Reformators, schon 1527 die herrschende. Sie war eben radikaler, demokratischer, politischer als die Luthers. Auch mochte dem süddeutschen Volksgeist der Schweizer Zwingli näher stehen als der Sachse Luther.

Wesentlich von der Schweiz ging auch die wiedertäuferische Bewegung aus. Die Wiedertäufer, seit 1525 aus der Schweiz ausgewiesen, suchten Zufluchtsstätten in Süddeutschland und fanden eine solche besonders in Augsburg, wo ihre bedeutendsten Apostel wie Denk und Hut in den Jahren 1526—1527 eine Gemeinde stifteten, die auf etwa 500 Seelen anwuchs und selbst einen Patrizier aus dem alten Augsburger Geschlechte der Langenmantel zu ihren Mitgliedern zählte. Im August 1527 wurde sogar, wie es scheint, eine Art Wiedertäuferkongreß in den Mauern der Stadt abgehalten, auf dem die radikaleren Ideen Huts, der, sich als Sendling Gottes betrachtend, das nahende Gericht verkündet, mit den reineren, vor allem auf ein echt apostolisches Leben abzielenden Bestrebungen Denks vereinigt werden sollten. Nun aber schritt der Rat mit Verhaftungen ein, ließ Hut, der im Gefängnis starb, nach seinem Tode als Aufrührer und Ketzer zum Feuertode verurteilen und seinen Leichnam auf der Richtstätte verbrennen. Von den übrigen wurden die Fremden ausgewiesen oder hinausgepeitscht, die Einheimischen erlitten Geld- und Ehrenstrafen und mußten den Widerruf leisten. Dennoch nahm die Gemeinde 1528 noch einmal einen kurzen Aufschwung und der Rat mußte abermals 80 Wiedertäufer aburteilen. Nun erst löste sich die Gemeinde völlig auf, doch hören wir noch bis zum Jahre 1535 von Verurteilungen einzelner Wiedertäufer.

Die Reformation nahm inzwischen ihren Fortgang, die Klöster begannen sich zu leeren, Priesterehen wurden geschlossen, die Taufe in deutscher Sprache gehalten, die Ohrenbeichte kam ab, die Feiertage wurden nicht mehr eingehalten, die Fasten gebrochen. Seit 1525 hatte die Stadt vier vom Rat angestellte evangelische Prediger, während andere von den Gemeinden mit Einwilligung des Rates erwählt und besoldet wurden.

Dennoch wagte es der Rat auf dem zweiten Speyerer Reichstage nicht, sich den Protestierenden anzuschließen, sondern unterzeichnete den Abschied, der die weitere Ausbreitung der Reformation verbot. Die Folge davon war, daß sich die Stadt auf dem Augsburger Reichstage 1530 völlig isoliert fand. Der Rat mußte unter dem Drucke der 1000 Mann, mit denen der Kaiser die Stadt „zu seinem Schutze" hatte besetzen lassen, seine sämtlichen evangelischen Prediger entlassen. Einer von ihnen wurde von den kaiserlichen Trabanten gefangen genommen, die übrigen retteten sich durch Flucht. Aber vielleicht gerade infolge dieser harten Maßregeln erlangte jetzt im Rate die zu offenem Handeln entschlossene evangelische Partei die Oberhand. Denn man sah jetzt, was man vom Kaiser zu erwarten hatte, und noch mehr als seine Truppen war ein Aufstand des Volkes zu fürchten, dessen bedrohliche Stimmung sich in mehreren Exzessen während des Reichstags äußerte. So wurde denn auf Beschluß des großen Rates am 25. Oktober der Augsburger Abschied abgelehnt und dem Kaiser der Gehorsam verweigert, weil diese Sache den heiligen Glauben und die Gewissen der Menschen belange.

Aus seiner wenig glänzenden Isolation ging aber Augsburg auch jetzt noch nicht heraus. Es schloß sich weder der Augsburger Konfession an, noch trat es dem Schmalkaldischen Bund bei. Der Hauptgrund dafür lag außer der Rücksicht, die auch jetzt noch auf den Kaiser genommen wurde, in der Abneigung der Augsburger Prediger gegen die confessio Augustana. Denn in dieser Zeit des Kampfes wurde die konservativere lutherische Richtung völlig von der radikaleren, politisch aktiveren Zwinglischen verdrängt.

Der am 23. Dezember 1530 eingesetzte Religionsausschuß des Rates rief zwar die lutherischen Prediger Frosch und Agricola zurück, aber schon im Frühjahr 1531 mußten sie die Stadt wieder verlassen, in der sie keinen

Boden mehr fanden. Der ebenfalls zurückgekehrte Keller und neue aus Straßburg berufene Prediger, von denen die bedeutendsten Musculus und Wolfart sind, richteten nun den Gottesdienst, namentlich die Abendmahlfeier, ganz nach Zwinglis Vorbild ein. Als im Karmeliterkloster, dem Ausgangspunkte der Reformation, das Abendmahl noch nach lutherischer Art gespendet wurde, schritt der Rat mit einem Verbot dagegen ein. Dies veranlaßte Luther, in einem Briefe vom 3. Januar 1532 seine Anhänger aufzufordern, die Einsegnung der Ehe und die Taufe lieber noch von den Papisten als den Zwinglischen erteilen zu lassen. Die Zwinglianer hatten völlig gesiegt, aber im Augenblick des Sieges traf sie der schwerste Schlag, der Tod des Schweizer Reformators, am 11. Oktober 1531. Nun wurde die Stadt notwendig zum Anschluß an den Schmalkaldischen Bund und damit zum Vergleich mit Luther gedrängt.

Bezeichnenderweise hatte sich die Kampflust der Zwinglianer zuerst gegen das Luthertum gerichtet und nahm erst nach dessen Beseitigung auch die völlige Aufhebung des katholischen Kultes in Angriff.[2]) Von seinen Predigern gedrängt und auf ein 1533 mit Nürnberg und Ulm geschlossenes Bündnis gestützt, entschloß sich der Rat, die günstige politische Lage im Jahre 1534 zu benutzen, und verbot am 22. Juli 1534 die katholische Predigt in der Stadt und beschränkte den katholischen Gottesdienst auf die unter der Hoheit des Bischofs stehenden Kirchen. Damit aber hatte Augsburg einen neuen gefahrvollen Schritt getan, und es mußte sich nach wirksamer Unterstützung umsehen, die es nirgends finden konnte als beim Schmalkaldischen Bund. Daher gewann jetzt Butzer mit seinen Einheitsbestrebungen Boden, die er schon vorher vergeblich auch auf Augsburg auszudehnen versucht hatte. Wirklich gelang es dem unermüdlich Tätigen durch mehrmaligen Aufenthalt in Augsburg dessen Prediger, die es im Jahre 1533 zu offenem Bruche mit Luther hatten kommen lassen, wieder mit ihm zu versöhnen. Sie mußten sich einen lutherischen Prediger als Kollegen gefallen lassen, der noch dazu den Wittenbergischen Standpunkt mit aller Schroffheit vertrat. Natürlich war das ein neuer Anlaß zu den unerquicklichsten Reibereien. Aber äußerlich kam doch eine Einigung zustande, die Wittenberger Konkordie vom Jahre 1536 wurde von Augsburg angenommen und die Stadt trat am 20. Januar 1536 dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Jetzt konnte der Rat auch den letzten Schritt wagen und die völlige Abschaffung des katholischen Kultes beschließen. Dies geschah am 17. Januar 1537. Das Domkapitel zog nach Dillingen, wo der Bischof schon früher seine Residenz aufgeschlagen hatte, auch der übrige Klerus wanderte zum weitaus größten Teile aus. Nur wenige zogen es vor, Augsburger Bürger zu werden. Keine Messe durfte mehr innerhalb der Mauern gehalten werden, ja es wurde den altgläubigen Bürgern verboten, den katholischen Gottesdienst außerhalb der Stadt, etwa im bayerischen Gebiete, zu besuchen. Wäre es nach dem Wunsch der evangelischen Geistlichen gegangen, so wären alle Katholiken aus der Stadt vertrieben worden.

Auch dieser Beschluß war wesentlich das Werk Butzers und der Augsburger Prediger, die unablässig in Wort und Schrift die Abschaffung der „papistischen Abgötterei" verlangten und durch den gewaltigen Einfluß, den sie beim Volk besaßen, den Ausgang der städtischen Wahlen beherrschten. Nur der Lutheraner Forster war auch in dieser Hinsicht ein Gegner seiner Kollegen und wollte nichts von einem Vorstoß gegen die bischöflichen Kirchen wissen. Seine Streitigkeiten mit den übrigen städtischen Predigern, namentlich Keller, wurden jedoch bald so unerträglich, daß er 1538 vom Rate entlassen wurde. Aber auch die Oberländer selbst waren untereinander wenig einig. Wolfart war ein Anhänger Schwenkfelds geworden, der im Oktober 1533 bei ihm wohnte und seine Ideen in Augsburg verbreitete, Keller war der eifrigste Zwinglianer, während Musculus wohl am meisten auf Seite Butzers stand. Es fehlte eben an einer großen Persönlichkeit, die es verstanden hätte, die widerstrebenden Meinungen durch ihre Macht zu beherrschen und zu leiten. Der Versuch des Rates, einen solchen Mann in Ambrosius Blaurer zu gewinnen, schlug fehl. Er verließ Augsburg schon nach wenigen Monaten in demselben Jahre 1539, in dem er gekommen war, ohne viel ausgerichtet zu haben.

Aeußerlich zwar kam eine Einigung zustande. Schon im Jahre 1537 wurde mit Hilfe Butzers die erste evangelische Kirchenordnung eingeführt, die in der Lehre lutherisch, in den Kultformen aber wesentlich zwinglisch war, bezw. nach dem Straßburger Vorbilde sich richtete. Zur Handhabung der „Zucht- und Polizeiordnung" wurde ein sechsköpfiges Kollegium von „Zucht- und Straßherren" errichtet, in das aber, sehr zum Verdruß der Prediger, keiner von ihnen aufgenommen wurde. Die Schlichtung von Ehestreitigkeiten wurde einem städtischen Ehegericht übertragen, die Buchdrucker wurden von drei Zensoren überwacht, zu denen auch Wolfart gehörte. Auch nahm der Rat jetzt die Beaufsichtigung des gesamten Schulwesens in die Hand, wie er schon früher die Armenpflege der Kirche zum Teil abgenommen hatte.

Die Stadt blieb nun rein evangelisch bis zum Schmalkaldischen Krieg, dessen Verlauf den Katholizismus wieder in ihre Mauern führte. Aber erst der Augsburger Religionsfriede brachte der Stadt die Parität, brachte die Erkenntnis, daß auch hinter denselben Stadtmauern zwei Konfessionen friedlich neben einander leben können.

[2]) Vgl. dazu neben Roth auch Wolfart: Die Augsburger Reformation in den Jahren 1533/34, Leipzig 1901 und W. Hans: Gutachten und Streitschriften über das jus reformandi des Rates vor und während der Einführung der offiziellen Kirchenreform in Augsburg, 1534—1537, Augsburg 1901.

Die „Kunst im Leben des Kindes".

Nicht von Kunst im weitesten Sinne, sondern nur von bildender Kunst soll im folgenden die Rede sein: von derjenigen Kunst also, die für das Auge schafft und gestaltet.

Bei den mannigfachen Anregungen und Versuchen, zu welchen das Problem der künstlerischen Erziehung im Laufe der letzten Jahre den Anlaß gegeben hat, handelte es sich in erster Linie um dieses Gebiet der bildenden Kunst. Man hatte und hat dabei nicht sowohl die Erziehung zur künstlerischen Produktion, als die Erziehung zum Verständnis für solche Produktion, nicht die Erziehung des Künstlers, sondern die des Publikums im Auge. Die Absicht geht dahin, der kommenden Generation eine künstlerische Kultur zu verschaffen, derart, wie man sie etwa mit Recht oder Unrecht bei den Bürgern Athens zur Zeit des Perikles oder bei den Florentinern zur Zeit Michelangelos vorauszusetzen pflegt.

Ohne Zweifel würde die Begründung und Verbreitung solcher Kultur für unsere gesamte Nation von größter Bedeutung sein. Aber ebenso sicher ist, daß solche Kultur in unserem Vaterlande heute außer bei vereinzelten hervorragten Individuen nirgends anzutreffen ist. Aus diesem allgemeinen Mangel der künstlerischen Kultur aber erwächst für alle jene Vorschläge und Versuche zur künstlerischen Erziehung der Jugend eine sehr bedenkliche Schwierigkeit. Ueber die Mittel und Wege, dem bestehenden Mangel abzuhelfen, ja über das Ziel selbst, auf welches die geforderte künstlerische Erziehung sich richten soll, kann nur derjenige ein richtiges Urteil abgeben, der selbst bereits im Besitz jener Kultur ist, zu welcher die kommende Generation geführt werden soll. Solange daher bei denjenigen, die sich zu Vorkämpfern der künstlerischen Erziehung berufen glauben, von solchem Besitz nicht die Rede ist, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sie in ihren Erziehungsvorschlägen entweder vollständig fehlgreifen, oder doch bestenfalls Gutes und Schlechtes planlos vermengen.

Leider ist gerade von denjenigen, welche die berufenen Vertreter der künstlerischen Kultur sind oder doch sein sollten, von den Künstlern selbst nur wenig Hilfe in dieser Hinsicht zu erwarten. Denn nur in seltenen Ausnahmefällen haben die Künstler das innere Bedürfnis und die Fähigkeit, ihren

Digitized by Google

Besitz an künstlerischer Erkenntnis in Begriffe zu fassen und in einer für den Laien verständlichen Form mitzuteilen. Die Sorge für die geforderte künstlerische Erziehung der Jugend bleibt daher im allgemeinen den Nichtkünstlern überlassen: meist sind es Kunstkritiker und Kunsthistoriker, von welchen die Vorschläge zur Reform der künstlerischen Erziehung ausgehen. Die Hoffnungen, die wir auf die Bemühungen dieser nichtkünstlerischen Kreise setzen dürfen, werden vielleicht am besten durch den Vergleich mit einem verwandten Gebiete verdeutlicht. Wenn jemand seinen Kindern musikalische Erziehung will zuteil werden lassen, wird es ihm wohl einfallen, sich dazu, statt an einen Musiker, vielmehr an einen Musikkritiker oder Musikhistoriker zu wenden, der selbst nicht ausübender Musiker ist? Und wird die geforderte musikalische Kultur zu gewinnen sein, ohne daß das Kind planmäßig eben in der Ausübung der Musik unterrichtet wird? — Und doch wäre die musikalische Erziehung heute beim Musikkritiker im allgemeinen immer noch in besseren Händen als die Erziehung zur bildenden Kunst bei den Kunstkritikern. Denn über Musik mitzureden, wagt doch heute wenigstens niemand, der nicht eben musikalische Ausbildung genossen hat; über bildende Kunst aber die Mitwelt zu belehren, hält sich jeder für berufen, auch wenn er nie Pinsel oder Meißel in der Hand gehalten hat.

Was für Ergebnisse die Bemühungen um die künstlerische Erziehung der Jugend unter solchen Umständen zeitigen müssen, ist leicht vorauszusehen. Der beste Wille kann zu nichts führen, wo jede klare Vorstellung des Zieles mangelt: die Vorschläge, die von jener Seite zur künstlerischen Erziehung der Jugend gemacht werden, müssen genau so unklar und verworren ausfallen, wie es die Kunstbegriffe derer sind, von welchen diese Vorschläge ausgehen.

Als Beleg für die soeben angestellten allgemeinen Betrachtungen kann ein kleines Büchlein dienen, welches sich ausdrücklich die Aufgabe stellt, die Ziele der Bestrebungen zur künstlerischen Erziehung der Jugend klar zu kennzeichnen. Manche Leser werden sich der Ausstellung erinnern, welche unter dem Titel „Kunst im Leben des Kindes“ vor 2½ Jahren ihre Wanderung durch eine Reihe deutscher und österreichischer Städte antrat und auch hier in München einige Zeit im großen Rathaussaale zu sehen war. Die Veranstalter der Ausstellung haben unter demselben Titel eine Art nachträglichen Kommentars zu jener Ausstellung zusammengestellt und im Druck erscheinen lassen:[1]) sie hätten es — so berichtet uns das Büchlein — an der Zeit, „die Wünsche und Gedanken, aus denen damals ihr Unternehmen hervorwuchs, einmal in knapper Form übersichtlich zusammenzufassen und die Ziele der Bewegung klar zu kennzeichnen“. Die Schrift soll zugleich „als ein praktischer Ratgeber allen denen dienen, die sich und anderen die Frage vorlegen: was sollen wir tun?“ Also nicht bloß theoretisch wird Klarheit an Stelle der allgemein herrschenden Unklarheit über das Ziel der künstlerischen Pädagogik versprochen, sondern auch praktisch soll Eltern und Erziehern sogleich der rechte Weg zu diesem Ziele gewiesen werden.

Das Büchlein zerfällt in fünf Teile. Als Einleitung dient ein Aufsatz „Erziehung und Kunst“ von Max Osborn, dessen Gedanken teilweise weiter ausgeführt werden in den folgenden Aufsätzen: „Naturbeobachtung“ von Otto Feld, „Künstlerischer Wandschmuck in Schule und Haus“ von Fritz Stahl, „Künstlerische Bilderbücher“ von Wilhelm Spohr, „Spiel und Spielzeug“ von Lilli Dröscher. Ueber den letzten Aufsatz mag sogleich hier bemerkt sein, daß er durchaus vortreffliche pädagogische Ansichten entwickelt, so daß man — abgesehen von einer Stelle, an welcher die Verfasserin auf die Verirrungen einer modernen ästhetischen Theorie Bezug nimmt — ihre Ausführungen Wort für Wort unterschreiben kann. Mit bildender Kunst aber hat es ihr Aufsatz nirgends zu tun und ich habe daher hier keine Veranlassung, mich mit demselben zu beschäftigen. Wir werden uns vielmehr an die übrigen Teile des Büchleins halten müssen, wenn wir nach jener Aufklärung begierig sind, die uns über das Ziel der künstlerischen Erziehung auf den ersten Seiten verheißen wird.

Eine ausdrückliche Definition dieses Zieles wird uns nun zwar auch in diesen anderen Teilen nicht gegeben; aber doch leuchtet aus den Ausführungen der verschiedenen Verfasser dieses Ziel an so vielen Stellen deutlich hervor, daß wir über ihre Meinung nicht im Zweifel bleiben können. Was ihnen als die Aufgabe der künstlerischen Erziehung vorschwebt, ist die Pflege des Gefühles, der allgemeinen Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke; zur „Freude an der Kunst“, zur „Fähigkeit des künstlerischen Genießens“ sollen wie unsere Kinder — und vor allem uns selbst — erziehen. Wie die Keime zu solcher Fähigkeit überall im Kinde von vornherein gegeben sind, wie die Eltern und Erzieher diese Keime vom Untergang zu retten und zu entwickeln vermögen, wie sie schädliche Einflüsse von denselben abzuhalten haben und welche Vorteile für das Leben des Einzelnen und der Nation als Frucht dieser Bemühungen zu erhoffen sind: all' das wird uns in Osbarns einleitendem Aufsatze eindringlich ans Herz gelegt.

Man wird alle diese Ermahnungen als berechtigt anerkennen können und doch zugleich sagen müssen, daß mit solcher Fähigkeit zum Genießen, zur Freude an der Kunst noch nicht das Geringste für die künstlerische Kultur getan ist. Auch wenn wir allgemein die Fähigkeit des Genießens als vorhanden voraussetzen dürfen, so kann doch immer noch der eine seine Freude an den besten, der andere die seine an den schlechtesten Kunstprodukten haben. Der schlechteste Oeldruck einer Madonna oder einer Apotheose Kaiser Wilhelms I. kann bei einem frommen, bezw. bei einem patriotischen Gemüte den tiefsitzenden Gefühlseindruck hervorrufen. Alltägliche Erfahrungen dieser Art, die gewiß niemand im Interesse der künstlerischen Kultur für wünschenswert erklären wird, zeigen unmittelbar, daß das bloße Hinlenken zur Freude an den Kunstwerken nicht genügt, sondern durch eine ganz andere Art der Erziehung seine Ergänzung finden muß, wenn irgend wertvolle Ergebnisse erreicht werden sollen. Nicht auf das bloße Erwecken des Gefühles kommt es an, sondern auf die richtige, durch die Erkenntnis der künstlerischen Darstellungsprinzipien geleitete Erziehung des „Gefühls“ oder genauer gesagt, des Auges und der künstlerischen Urteilsfähigkeit, aus welcher die unmittelbare, aber bewußte Unterscheidung guter und schlechter künstlerischer Leistung hervorgeht. Wie die musikalische Erziehung nicht ohne Musikunterricht, so wird sicherlich ohne einen entsprechenden Kunstunterricht — in erster Linie Zeichenunterricht — die hier geforderte Erziehung des Auges nicht zu leisten sein.

Daß von dieser letzteren Forderung in dem Büchlein nirgends die Rede ist, könnte bereits als hinreichender Beweis für die Unklarheit angesehen werden, die bei den Verfassern hinsichtlich der Ziele der künstlerischen Erziehung obwaltet. Zu keinem besseren Ergebnis kommen wir, wenn wir die Mittel betrachten, welche von den Verfassern für die Entwicklung jener Freude an der Kunst in Vorschlag gebracht werden.

Wie folgen zunächst den Darlegungen Osborns. Nicht durch schulmäßigen Unterricht soll das genannte Ziel erreicht werden — der mit seinen Analysen oder wohl gar mit Aufsätzen über künstlerische Themata dem Kinde alles andere als Freude an der Kunst erwecken würde —, sondern durch Anregungen, die als selbstverständliche essentielle Elemente des Verkehrs der Eltern und Erzieher mit dem Kinde wirken. In erster Linie soll das Auge erzogen werden durch „die einfache und klare Analyse dessen, was man tatsächlich vor sich sieht“; weiter aber denkt sich Osborn diese Erziehung ergänzt durch den Verkehr mit Kunstwerken, die ihrerseits bildend auf das Auge einwirken. Namentlich fordert er zu diesem Zweck für das Kind eine tägliche Umgebung, die künstlerischen Ansprüchen wenigstens einigermaßen genügt: einer Ausstattung des Kinderzimmers, die diesen Forderungen entspricht, ist ungefähr das letzte Drittel seines Aufsatzes gewidmet. Mit Recht warnt er dabei vor den Uebertreibungen des neueren Kunstgewerbes ebenso wie vor der herkömmlichen Geschmacklosigkeit.

Von den Mitteln, die hier zur künstlerischen Erziehung in Vorschlag gebracht werden, ließe sich in der Tat unter gewissen Bedingungen die Erfüllung der oben gestellten Forderung erwarten. Anleitung des Auges zu einer bestimmten Art der Beobachtung unserer Umgebung auf der einen Seite

[1]) Die „Kunst im Leben des Kindes. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher“. Berlin 1902. Georg Reimer.

und Gewöhnung des Auges an den Anblick guter Kunstwerke auf der anderen Seite sind gewiß zwei der wichtigsten Mittel der Erziehung zu künstlerischer Kultur. Nur kommt es eben darauf an, daß jene Anleitung in der richtigen Weise gegeben und diese Kunstwerke in der richtigen Weise ausgewählt werden. In der Art und Weise aber, wie namentlich die erste dieser Forderungen seitens der Verfasser erfüllt wird, zeigt sich alsbald die völlige Unklarheit ihrer Kunstbegriffe. Die Anweisungen, die in dem Büchlein zu jener Beobachtung gegeben werden, sind nicht nur ungemein dürftig, sondern sie lassen vor allem gerade das Wesentliche, nämlich die Bestimmung des Unterschiedes vermissen, der zwischen dem künstlerischen und dem nichtkünstlerischen — etwa dem naturwissenschaftlichen — Betrachten der sichtbaren Welt besteht. Wo die Frage nach der Natur des künstlerischen Sehens gestreift wird, kommt die Antwort nicht über primitive Andeutungen hinaus oder sie wird zur völlig leeren Phrase.

Am wenigsten tritt dieser Mangel in dem einleitenden Aufsatze von Osborn hervor, der ja nicht im einzelnen die Wege zu weisen, sondern nur die Forderung der künstlerischen Erziehung im allgemeinen zu begründen sucht. An einzelnen Stellen schöpft man sogar die Hoffnung, daß der Verfasser wirklich über das künstlerische Sehen Auskunft geben werde. So, wenn an einer Stelle davon geredet wird, daß das Auge empfänglicher gemacht werden soll für alles, was sich ihm bietet, für den Glanz des Lichtes, für die Veränderungen, denen die Farben der Dinge unterworfen sind, für die Reflexe und Schatten, Formen und Umrisse, kurz für alles das, was der Maler beobachtet, der Laie aber im eigentlichen Sinne des Wortes „nicht sieht"; oder wenn an einer anderen Stelle von dem gesteigerten Sehen des Künstlers gesprochen wird, der die „entscheidenden Züge" der Wirklichkeit auswählt, die Erscheinung vereinfacht und darum ausdrucksvoller wiedergibt. Allein leider bleibt es bei eben diesen Andeutungen. Zeigt die letztere Stelle, daß es mit der bloßen Beobachtung jener Merkmale des Sichtbaren nicht genug ist, daß für das künstlerische Sehen noch eine weitere auswählende und in bestimmter Richtung gestaltende Tätigkeit erforderlich ist, so suchen wir doch bei Osborn vergeblich Auskunft darüber, für was denn jene ausgewählten Züge der Wirklichkeit entscheidend sein sollen, *was* durch jene Vereinfachung ausdrucksvoller gegeben wird. Diese Frage aber hätte offenbar in erster Linie beantwortet werden müssen. Denn daß man von der Natur nichts auswählen, an ihr nichts vereinfachen kann, ohne eben an Stelle der Natur etwas *anderes* zu setzen, bedarf ja wohl keines Beweises: sicher kann also auf die angegebene Weise nicht dasjenige gewonnen werden, was etwa für die tatsächlich gegebene Natur entscheidend oder was ein stärkerer Ausdruck für die Wirklichkeit der Dinge wäre. Wenn aber nicht dieses, was ist es denn, was der Künstler durch sein intensiveres Sehen gewinnt? Um was handelt es sich dem Künstler? Was ist Ziel und Wesen seiner besonderen Art der Tätigkeit? Man sieht, daß erst durch die Antwort auf diese Fragen die Richtung bestimmt werden kann, in welcher sich die Erziehung zum künstlerischen Sehen zu bewegen hätte.

Völlig übergangen aber wird diese Frage nach der Natur des künstlerischen Sehens in dem zweiten von *Feld* bearbeiteten Kapitel, dessen Titel doch gerade für die Erziehung zum künstlerischen Sehen der Natur eine Anweisung zu versprechen scheint. Statt von der Erziehung zum *Sehen* ist hier fortwährend nur vom Gefühl für die Natur, von der Freude an der Schönheit und von der Pflege und Entwicklung dieser Besitztümer die Rede; Besitztümer, die zwar für das künstlerische Sehen vorausgesetzt werden müssen, deren Besitz aber noch keineswegs auch nur den Anfang künstlerischen Sehens bildet.

Nicht ganz so schlimm, aber gleichfalls durchaus nicht zum besten ist es mit den Ausführungen bestellt, die sich auf die zweite Forderung, auf den Verkehr des Kindes mit Kunstwerken, beziehen. Auch hier wird man den allgemeinen Ausführungen Osborns immerhin beistimmen können, doch aber hinsichtlich der Auswahl der Kunstwerke, von welcher der erzieherische Erfolg abhängt, alle Klarheit vermissen. Von den beiden Artikeln von *Stahl* und *Spohr*, die sich speziell auf diese Auswahl beziehen, gibt der zweite zwar die Vorschrift, nur künstlerische Bilder zu wählen, weiß uns aber den Sinn dieser Forderung nicht aufzuzeigen. Denn wenn uns gesagt wird, daß die Bilder kräftige Umrisse, energische Farben zeigen, nicht aber charakterlos, weichlich, süßlich, kraftlos sein sollen, oder daß sie ihren Zweck erfüllen, wenn sie Größe und Ernst atmen, oder durch Schönheit zu Schönheit zu erziehen vermögen, so sind dies sämtliche nichtssagende Phrasen, die es durchaus dem Geschmack des Lesers anheimstellen, was für Kunstwerke er mit diesen Prädikaten belegen und demgemäß für den erzieherischen Zweck auswählen will. Dementsprechend wird in dem angefügten Verzeichnis empfehlenswerter Bilderbücher neben Vorzüglichem auch ganz und gar Minderwertiges vorgeschlagen. Auch Stahl macht in seinem Aufsatze über den künstlerischen Wandschmuck zwar einen Anlauf, uns über die Merkmale zu orientieren, die durch das Beiwort „künstlerisch" bezeichnet werden sollen; doch kommt es dabei nur zu einigen Ausführungen über den *Stoff* der dem Kinde darzubietenden Bilder. Abgesehen von diesem vergeblichen Versuche zur Bestimmung des Künstlerischen verbreitet sich Stahl noch über die schmückenden Eigenschaften, die von dem künstlerischen Wandschmuck verlangt werden sollen, wobei er insbesondere auf die *Farbe* den höchsten Wert legt, weil die „Note des Festlichen und Heiteren", die der Wohnraum durch den Wandschmuck erhalten soll, ohne Farbe nicht bestehen könne; schließlich aber sieht er sich genötigt, auch Schwarzweißblätter zu empfehlen, da ein künstlerischer Wandschmuck in seinem Sinne noch nicht existiere. Wenn dabei schließlich vor den jüngst rasch und in großer Zahl auf den Markt geworfenen Kunstblättern gewarnt, trotzdem aber neben den Originallithographien von Thoma, Steinhausen u. a. und den Reproduktionen älterer Kunstwerke auch ein Teil jener Blätter empfohlen wird, so mag die getroffene Auswahl immerhin für den Geschmack des Verfassers sprechen; ein objektives künstlerisches Kriterium für die Zweckmäßigkeit dieser Auswahl aber vermag er uns nicht aufzuzeigen.

Wir sehen: die versprochene Aufklärung über Ziele und Wege der künstlerischen Erziehung wird uns nicht zuteil. Die Verfasser des Büchleins vermögen uns solche Aufklärung nicht zu geben, weil sie selbst nur eben den *Gefühlseindruck* des Kunstwerkes, nicht aber die Bedingungen des künstlerischen Schaffens kennen, von welchem die Erzeugung dieses Eindruckes abhängt. Der gute Geschmack allein kann diesen Mangel des Verständnisses für das Wesentliche der künstlerischen Produktion nicht ausgleichen. Wo die Fragen gestreift werden, die nur auf Grund solchen Verständnisses zu erledigen sind, kommt es zu keiner Antwort. Eben diese Fragen aber sind diejenigen, von deren Beantwortung die Methode der künstlerischen Erziehung ausschließlich abhängt.

Im engen Zusammenhang mit dem überall hervortretenden Mangel künstlerischer Kultur bei den Verfassern steht die seltsame Tatsache, daß von *Plastik* in dem ganzen Büchlein nicht mit einem Worte geredet wird. Daß in dem Geburtsorte des Büchleins die Kunst des Bildhauers von manchen zu den vergangenen Dingen gerechnet wird, mag in begreiflich erscheinen — obgleich Berlin auch einen Tuaillon beherbergt —; daß man aber bei der Auswahl des künstlerischen Wandschmuckes die überall leicht zu erwerbenden und fast wie Originale wirkenden Abgüsse klassischer Reliefskulpturen vergessen oder wohl gar wegen ihrer Farblosigkeit absichtlich übergehen konnte, ist nur ein weiteres Symptom völliger Unklarheit über die Ziele künstlerischer Erziehung.

Als typisches Beispiel für diese allgemein herrschende Unklarheit wie für die Gepflogenheit, diese Unklarheit hinter bekehrende Reden zu verstecken, schien mir das Werkchen eine eingehende Besprechung zu verdienen. Nutzen wird durch Schriften dieser Art schwerlich gestiftet. Eine Warnung vor der Gefahr, die ihnen innewohnt, schien mir am Platze.

München. *Hans Cornelius.*

Bücher und Zeitschriften.

Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian. Berlin 1903, Gebrüder Paetel.

Ein Buch des Zornes und der Empörung, aber auch des Hasses. Schade, daß diese letztere Eigenschaft die reinen künstlerischen Wirkungen beeinträchtigt. Die Heldin, Josephine Geyer, ist eine prachtvolle Figur voll Leben, Nerv und Empfindung. Welcher Art das Verbrechen war, das ihr Gatte mit fünfjähriger Zuchthausstrafe büßen mußte, erfahren wir nicht, es schwebt wie ein unheimliches Dämmern über dem Buche. „Unbegreifliche, lichtscheue Greuel" nennt es Josephine, da sie über die Vergangenheit nachsinnt und sich vergebens darüber klar zu werden sucht, welches das wahre Gesicht des Mannes war, den sie geliebt, des Vaters ihrer Kinder. Aber sie erkennt und empfindet, daß er ein Ausgestoßener ist, ein Leidender, daß sie, was auch die Klugen sagen mögen, ihn nicht verlassen darf. Und die Arbeit wird sie aufrecht halten. Unter unsäglichen Mühen, unter Ueberwindung vieler peinlicher und verletzender Augenblicke bewältigt sie das Studium und kann nun den Beruf aufnehmen, in dem der Gatte vor seinem tiefen Fall gewirkt hatte. Die Eindrücke, die sie aus dem Klinikleben in Zürich schildert, und ihre heftigen Anklagen gegen die Aerzte haben unter diesen und in der Züricher Studentenschaft tiefe Entrüstung hervorgerufen. Eine Zeitlang war das Buch aus diesem Grunde förmlicher Sensationsgegenstand. Die Verallgemeinerungen, zu denen die Verfasserin sich hinreißen ließ, sind jedenfalls vom Uebel: „Ein Mensch ist kein Mensch für uns, ein Mensch ist Material." „Ein Mensch ist eine Spitalnummer und ein Fall". Oder, „daß der Arzt von der Krankheit lebt und daß es in seinem Interesse liegt, wenn die Krankheit nicht ausstirbt, für die er seine Kenntnisse erworben hat." — „Wie die Made im faulen Fleisch, wie der Richter im Verbrecher, so sucht und findet der Arzt und das Heer seiner Gehilfen in den Krankenhäusern und Kliniken eine auskömmliche Existenz. Und darum liegt es im Interesse der Interessenten, daß faules Fleisch, Verbrechen und Krankheiten immer in genügender Masse vorhanden seien; und alle Reden von Humanität, Wohlfahrtseinrichtungen, Fortschritte der Zivilisation sind bei der heutigen Ordnung der Dinge und im Munde der sich darin Wohlbefindenden Lüge und Betrug." Das ist denn doch sehr stark. Zwar ist es ein krankhaft gerrissenes Gehirn, in dem diese Anschauungen entstanden sind, aber die Verfasserin hat sich ihnen mit keinem Worte widersetzt. Nun mögen die Aerzte ja nicht immer die Vertreter des höchsten Ideals ihres Berufes sein, aber eine so brutale Denkart ist doch wohl nur bei Ausnahmen zu finden.

Das Buch enthält manche sentimental wirkende Betrachtungen, aber auch viele lebendige und poetische Schilderungen. Und die Menschen sind fast alle gut geschaut und plastisch dargestellt. Nur von dem aus dem Zuchthause zurückgekehrten Georges in seiner abstoßenden äußeren und inneren Erscheinung können wir uns unmöglich vorstellen, daß er einmal so gewesen sein soll, wie er Josephinen in der Erinnerung erscheint. Und der unheilbar kranke Rudolf Fischer, an dessen Bette der Roman idyllisch ausklingt, wie die Abendglocken in einem einsamen Dörfchen, ist doch gar zu idealisiert und auch etwas gewaltsam in die Geschichte hereingezogen. Plädiert nun die Verfasserin für das Frauenstudium oder dagegen? Wir gestehen, diese Frage ist für uns auch bei Beendigung des Buches ungelöst geblieben. Mit dem Herzen ist sie zweifellos dafür, aber das von ihr gewählte Exempel erscheint dem Verstande nicht genügend beweiskräftig. Und der Titel läßt eigentlich die Ausführung des großen und mächtigen Problems der „Arbeit" erwarten, von dem das Buch nur ein Teilchen bietet.

S. S.

Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Von Viktor Manheimer. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung.

Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts war allgemein als durchaus öde und langweilig verrufen. Erst in neuerer Zeit macht sich ein steigendes Interesse für jene Periode bemerkbar. Der Grund hiefür ist sicherlich nicht nur darin zu sehen, daß bei der wachsenden Ausdehnung der literarischen Forschung dort noch ergiebige Arbeitsfelder sich finden; auch ist das Interesse nicht nur ein „historisches", für das jede Erscheinung bemerkenswert sein kann; man fand vielmehr bei näherem Zusehen, daß in jenen Jahrzehnten tiefer Depression der deutsche Geist trotz herbsten Mißgeschicks und schwerer Verirrung da und dort Wertvolles geleistet hat. Unter den Masken barocken Schwulstes, fremdländischer Nachahmung und hölzerner Gelehrsamkeit hielt sich Deutschtum und echte Menschlichkeit nur versteckt. Lesen wir die Dichtungen jenes Jahrhunderts mit unbefangener Aufmerksamkeit und allerdings auch einigem historischen Einfühlungsvermögen, so spricht uns vieles als lebendig und wirksam an. So erging es auch Viktor Manheimer, als er die Gedichte des Gryphius las. „Das Erstaunen über ihre Modernität führte ihn zu dem Wunsche, sie näher kennen zu lernen." Sein Buch über die Lyrik des Andreas Gryphius freilich ist nicht dazu angetan, dem Leser zum Genuß der Modernität des Dichters zu verhelfen. Es ist ausschließlich für den fachmännischen Literarhistoriker und Philologen geschrieben, im besonderen für den Gryphius-Forscher, ja in letzter Linie für den Autor selbst. Das ganze Buch setzt sich aus einzelnen Vorarbeiten Manheimers für seine geplante Gryphius-Biographie zusammen. Demgemäß ist es zu beurteilen. Der große Fleiß und die hervorragende Sachkenntnis des Verfassers müssen voll gerühmt werden. Sehr wertvoll sind die beiden ersten Kapitel des ersten Teils, die von der Metrik und der Textgeschichte der Gryphiusschen Gedichte handeln, wenn sich auch manche Resultate, z. B. im Abschnitte „Der Klang", anzweifeln lassen. Das dritte Kapitel „Beiträge zur Entwicklung in der Lyrik des Gryphius" zeigt, — „daß Gryphius dichterisches Wesen von seinem ersten Verse an feststand". (S. 134.) Es beschäftigt sich ausführlich mit den Beziehungen des Gryphius zu Dichtern seiner Zeit, die ihm zum Teil Vorbilder wurden; unter ihnen Heermann, Opitz, Plauen, Balde. Der zweite Teil des Buches bringt zunächst Materialien zur Biographie des Gryphius, darunter einige Berichtigungen vorhandener Irrtümer. Ein einheitliches Bild vom Leben des Dichters zeichnet der Verfasser nicht, will es auch gar nicht. Anschließend gibt Manheimer den erstmaligen Neudruck des Lissaer Sonettbuches von 1637, den er mit einem dankenswerten Variantenapparat versehen hat. Die noch folgenden Berichtigungen und Nachträge zur Palmschen Ausgabe der lyrischen Gedichte des Gryphius werden das Ihrige zur Herstellung eines philologisch genauen Textes beitragen. — Das Buch Manheimers berechtigt zu der Hoffnung, daß seine geplante Biographie nach organischer Verarbeitung der bisherigen Untersuchungen mit Studien über den Dramatiker Gryphius eine vollwertige Leistung werden wird, die wohl auch die „Modernität" des Dichters ins rechte Licht zu stellen nicht vergißt.

Dr. Arnulf Sonntag.

*

Allgemeine Rundschau.

Erster Deutscher Kongreß für experimentelle Psychologie.

(Schluß.)

Wirth (Leipzig) sprach „zur Frage des Bewußtseins- und Aufmerksamkeitsumfanges". Er demonstrierte eine neue Versuchsanordnung, bei der beliebige Stellen eines kegelförmigen Parimeters für kurze Zeiten erhellt werden. Bei den (noch nicht abgeschlossenen) Versuchen geht Wirth von der Erkenntnis aus, daß die am Tachistoskop gewöhnlich angewendeten Methoden: der unmittelbaren Wiedergabe des Erlebten, nur einen — besonders beachteten — Teil des Gesamteindruckes zu erfassen gestatten. Er bestimmt daher die Unterschiedsschwellen für die genannten Momentanveränderungen bei unwissentlichem und bei wissentlichem Verfahren; aus dem Verhältnis dieser Schwellen für die verschiedenen Stellen des Sehfeldes schließt er auf die Verteilungsverhältnisse der Aufmerksamkeit. — „Zur Psychologie des Schlafes" hat Wenzandt (Würzburg) durch mühevolle Versuche beigetragen. Nach verschieden langer Schlafdauer maß er in der Weise Kräpelins die geistige Leistungsfähigkeit. Die erholende

Digitized by Google

Wirkung des Schlafes wuchs im allgemeinen nicht proportional der Schlafdauer, sondern langsamer. Einfache Leistungen besonders, wie das Addieren, haben den relativ größten Vorteil von der ersten Schlafzeit.

In den letzten Jahren hat man vielfach die Aenderungen des Blutkreislaufes an luftdicht abgeschlossenen Körperteilen manometrisch zu messen versucht und mit steigender Zuversicht die registrierten Kurven als Kennzeichen psychischer Vorgänge aufgefaßt. Die technische Seite dieses plathysmographischen Verfahrens hat Martius (Kiel) experimentell nachgeprüft. Er fand, daß die nach dem gewöhnlichen Verfahren gewonnenen Kurven erheblich von willkürlichen und unwillkürlichen Körperbewegungen beeinflußt werden, und ist geneigt, hierauf alle die Aenderungen des Plathysmogramms zurückzuführen, die bisher zu psychologischen Folgerungen benutzt wurden. — Die Diskussionsredner erkannten die muskulär-motorischen Vorgänge als Fehlerquelle an, bezweifelten aber weder die Tatsächlichkeit, noch die psychologisch-symptomatische Bedeutung der Volumschwankungen. Brodmann (Berlin) empfiehlt plathysmographische Messungen am Schädel, Henri (Paris) an den Fingerspitzen. — Zwei von Sammer vorgeführte Apparate dürften sich namentlich zur Demonstration vor einem großen Publikum eignen: die Pulsbewegung wird auf ein angeblasenes Pfeifchen so übertragen, daß ihre Aenderungen als Schwankungen der Tonhöhe zu Gehör kommen. Gröbere Ausdrucksbewegungen, etwa der Hand, werden einem Flüssigkeitsbehälter vermittelt und bewirken dadurch, je nach ihrer Größe und Richtung, ein Aufleuchten, Hellerwerden oder Erlöschen verschiedenfarbiger Lichter. — Die Mitteilungen des Privatdozenten Ach (Göttingen) zum Problem der Willenstätigkeit stützten sich auf ein besonders umfangreiches wertvolles Beobachtungsmaterial. Es handelt sich um Versuche, wie sie in der meisenden Psychologie seit langer Zeit heimisch sind: Reaktionsversuche, wobei auf einen bestimmten Eindruck hin eine verabredete einfache Bewegung ausgeführt wird. Ach hat diesen Vorgang möglichst einfachen psychologischen Bedingungen unterworfen. Zugleich verfeinerte er das zeitmessende Verfahren, indem er das Chronoskop zur Kontrolle seiner Latenzzeiten mit einem einfachen Zusatzapparat versah. Das Schwergewicht der Untersuchung lag in den Selbstbeobachtungen des Reagenten darüber, wie verschiedene Arten der Vorbereitung je nach ihrer Richtung, Stärke und Bestimmtheit psychologisch wirkten.

Die beiden Gießener Philosophen Groos und Siebeck bewegten sich auf dem Gebiete der psychologischen Aesthetik. Siebeck entwickelte eine Analyse des musikalischen Genusses in seinen Beziehungen zur sog. Einfühlung, zur Aehnlichkeit von Komplexen, zur Erinnerung, zu den Ausdrucksbewegungen, dem allgemeinen Lebensgefühl und dem Bewußtsein der Persönlichkeit. — Groos gab, als Einleitung einer demnächst erscheinenden Arbeit über die Anfänge der Kunst, eine Kritik der Darwinschen Theorie, wonach die Kunst wesentlich aus der geschlechtlichen Werbung entspringt. Die bekannten Analogien aus der Tierwelt wies er als unzureichend zurück. Hinsichtlich des ästhetischen Genusses hob er hervor, daß der Personenschmuck zeitlich dem Sachenschmuck nicht vorangeht, und daß die ästhetische Freude an der reinen normalen Leibesschönheit erst auf einer hohen Stufe der Kultur hervortritt. Auch die künstlerische Produktion zeige ursprünglich nur vereinzelte und wenig differenzierte Beziehungen zum Geschlechtsleben. Das Ergebnis war, daß die in Frage stehende Theorie sich den Tatsachen gegenüber als unzulänglich erweist. Der ästhetischen Gruppe waren auch die Darlegungen Marbes über den Rhythmus der Prosa zugeteilt. Der Würzburger Philosoph hat verschiedene Prosatexte auf ihre Tonstärkeverhältnisse hin untersucht. Er setzte auf jede, nach seiner Auffassung, betonte Silbe einen Accent und bestimmte jeweils das zahlenmäßige Verhältnis der betonten zu den unbetonten Silben. Dieselbe Aufgabe stellte er noch zwei Personen der gleichen Lebenssphäre. Die Accentuierungen der drei Beobachter stimmten befriedigend dahin überein, daß in einem Goetheschen Prosastück die Accentverteilung gleichmäßiger war als in einem Heineschen, daß ferner deutsche Prosa besonders häufig zwei unbetonte Silben nach einer betonten aufwies. In der Diskussion erklärte Ettlinger (München) eine Unterscheidung mehrerer Betonungsstufen für notwendig. Krueger (Leipzig) vermutete, daß die Marbesche Accentuierung nicht rein dynamische Accente getroffen habe, sondern einen allgemeinen Rhythmus psychischer Hebungen und Senkungen, der sich aus Aenderungen der Tonstärke, Tonhöhe, Tondauer und Klangfarbe zusammensetze. Eine Sonderung dieser vier Faktoren sei nur experimentell — im engeren Sinne des Wortes — möglich.

Ament (Würzburg) und Lay (Karlsruhe) sprachen beide über psychologische Experimente an Kindern, dieser mehr vom pädagogischen, jener mehr vom logischen und psychologischen Standpunkte aus. Ament gab in großen Zügen eine Uebersicht über die bisher eingeschlagenen Forschungsrichtungen. Methodisch betonte er das Recht der unmittelbaren, nicht experimentellen Kinderbeobachtung. Lay beleuchtete von vielen Seiten her die Wichtigkeit der experimentellen Kinderpsychologie für die Regelung des Unterrichts. Er forderte eine experimentelle Didaktik als relativ selbständige Disziplin. Sie werde auch der allgemeinen Psychologie Nutzen bringen. Von der „theoretischen" Experimentalpsychologie soll diese experimentelle Didaktik sich unter anderem dadurch unterscheiden, daß sie geringere Ansprüche an Exaktheit mache.

Dies könnte doch bedenkliche Folgen haben, um so mehr, als das pädagogische Interesse die Psychologen ohnehin leicht zu vorzeitigen Verallgemeinerungen verführt.

Frln. Borst (Genf) machte Vorschläge für die „Fehlerzählung in der Psychologie der Aussage". Die hierher gehörigen Versuchsreihen — es wird etwa ein Bild der Versuchsperson gezeigt, und sie muß es nach Tagen möglichst genau aus der Erinnerung beschreiben — sind nicht leicht zahlenmäßig auszuwerten. Eine gewisse Willkür wird immer darin liegen, wie man die teilweise richtigen, und die mehr oder weniger abstrakten Angaben bewertet. Frln. Borst hat in zahlreichen eigenen Versuchen der angedeuteten Art eine konsequente Fehlerzählung ausgebildet und dabei sachlich gefunden, daß die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Aussagen durch Uebung gesteigert werden kann. — Wegen der vorgerückten Zeit mußte Stern (Breslau), der Hauptvertreter der „Aussageforschung" in Deutschland sein Referat über diesen Gegenstand erheblich kürzen. Er forderte besondere auf die Aussage-Treue gerichtete Uebungen und Unterweisungen in der Schule. Als gesichertes Ergebnis der bisherigen Untersuchungen für die kriminalistische Praxis hob er die Notwendigkeit hervor, eine gesuchte Person nicht allein, sondern immer nur neben anderen mit der befragten (zur Identifikation aufgeforderten) zu konfrontieren.

Ein besonders lehrreicher Vortrag war schließlich derjenige Külpes (Würzburg): „Versuche über die Abstraktion". Das Wesentlichste der Versuchsanordnung war: Es wurden jeweils vier sinnlose Silben in verschiedenen Farben und verschiedener Gruppierung auf kurze Zeit dargeboten. Die Beobachter erhielten entweder nur die allgemeine Aufgabe, das Gesehene aufzufassen und wiederzugeben; oder es wurde vor dem Versuche verabredet, daß sie bestimmte Eigenschaften des Gesamteindrucks: die Zahl der Buchstaben oder die Farben und ihre Verteilung oder die Form des Ganzen oder einzelne Buchstaben und ihren Ort beachten, anderes außer acht lassen sollten. Aus den Ergebnissen sei hervorgehoben: Von den einzelnen Elementen und ihrer Zahl kann leichter abgesehen werden als von Farbe und Figur. Am zahlreichsten, richtigsten und bestimmtesten waren die Aussagen in der vorher verabredeten Hinsicht. Es gibt einen formalen (vorzugsweise auf die Figur gerichteten) Beobachtertypus, einen mehr materialen (Farbe und einzelne Elemente) und einen gemischten Typus. Die Darlegungen Külpes schlossen mit dem Hinweis auf die mehr oder weniger abstrakte Beschaffenheit aller unserer Vorstellungen — eine These, die, wie ich meine, durch zahlreiche andere psychologische Tatsachen gestützt wird.

Es bleibt nur noch übrig, diejenigen Vorträge zu nennen, denen ich nicht beiwohnen konnte: Tschermak (Halle): Neue Untersuchungen über Tiefenwahrnehmung mit besonderer Rücksicht auf deren angeborene Grundlage. Rauschburg (Budapest): Ueber die Bedeutung der Aehnlichkeit beim Erlernen, Behalten und bei der Reproduktion. Elsenhans (Heidelberg): Die Aufgabe einer Psychologie der

Deutung als Vorarbeit der Geisteswissenschaften und Bemerkungen über die Generalisation der Gefühle. Ettlinger (München): Einige Bemerkungen über Nachahmung. Claparède (Genf): Biologische Theorie des Schlafes. Henri (Paris): Ueber die Koordination von Bewegungen. W. Stern (Breslau): Die Sprachentwicklung eines Kindes (insbesondere in grammatischer und logischer Hinsicht). Watt (Würzburg): Mitteilungen über Reaktionsversuche.

Auf die oben erwähnte Ausstellung von Apparaten und Versuchsanordnungen kann hier nicht näher eingegangen werden. Reichlich vertreten waren namentlich zeitmessende Instrumente, mit Kontrollvorrichtungen verschiedener Art, und Tachistoskope, d. h. Apparate zur Darbietung kurzer Gesichtseindrücke.

Ein Hauptergebnis des Kongresses ist die den Lesern dieser Zeitung bereits gemeldete Gründung einer „Gesellschaft für experimentelle Psychologie". Der Vorstand dieser Gesellschaft wird die nächste Versammlung für Ostern 1906 vorbereiten und nach Würzburg einberufen. Unter den Aufgaben der neuen Gesellschaft sind auch kommissarische Sammelforschungen vorgesehen. Gegenwärtig gibt es freilich noch nicht viele psychologische Fragen, die so weit geklärt wären, daß ihre Bearbeitung, auch nur in methodischer Hinsicht, der persönlichen Initiative und Verantwortung entzogen werden könnte. Eine gewisse Reglementierung wäre wohl der psychologischen Terminalagie zu wünschen.

Es sei gestattet, noch ein paar allgemeine Beobachtungen, die man auf dem Gießener Kongresse machen konnte, hier anzufügen. Die jugendliche Freude an Messungen und Zählungen als solchen ist in der experimentellen Psychologie fast ganz überwunden. Stärker als manche unserer Vorgänger betonen wir wieder die qualitative Analyse und die — systematisch geregelte — Selbstbeobachtung. Das Bedürfnis nach praktischen Anwendungen des psychologischen Experimentes ist merklich, und wohl nicht ganz unbedenklich gewachsen. Mit der Physiologie, der älteren Schwester, lebt die exakte Psychologie gegenwärtig in ungetrübter Freundschaft. Drängende prinzipielle Fragen, namentlich alle erkenntnistheoretischen, sind bis auf weiteres vertagt.

Leipzig. Dr. Felix Krueger.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Vom amerikanischen Deutschtum. Auf Beschluß des deutschen lutherischen General-Sonntagsschulvereins von Philadelphia, der gegenwärtig 24 Sonntagsschulen mit 800 Lehrern umfaßt, wurde am 24. April d. J. in der dortigen deutschen lutherischen Zionskirche der hundertste Jahrestag der Gründung der ersten deutschen Sonntagsschule Philadelphias festlich begangen. Der deutsche lutherische General-Sonntagsschulverein in Philadelphia erwies sich als wahrer Hort des Deutschtums, denn er hielt streng an der deutschen Sprache fest, während in manchen amerikanischen Städten deutsche Sonntagsschulen zum Gebrauch der englischen Sprache übergingen.

* Todesfall. Der bekannte ungarische Romanschriftsteller Maurus Jokai ist, wie schon an anderer Stelle gemeldet, gestern im Alter von 79 Jahren zu Budapest gestorben. Jokai, einer der im Auslande bekanntesten Vertreter der ungarischen Literatur, widmete sich ursprünglich den juristischen Studien, und erlangte auch das Recht zur Ausübung der Advokatur, sah aber schon sehr früh seinen Lebensberuf in publizistisch-literarischer Tätigkeit, in die er nach einer durch die Stürme des Jahres 1848 bewegten Jugend mit Bildern und Schilderungen aus dem ungarischen Aufstand eintrat. Journalistisch war er an den Blättern Honn und deor Regierungsblatt Nemzet tätig. Die Zahl seiner literarischen Schöpfungen, unter denen die Romane die erste Stelle einnehmen, beträgt gegen 300. Eine lebhaft bewegte Handlung und Reichtum des Kolorits sind Vorzüge dieser Schöpfungen, denen indessen in der Willkürlichkeit der Handlung und der Unwahrscheinlichkeit der Charakterzeichnung häufig nicht minder große Mängel entgegenstehen.

*

Hochschulnachrichten.

* **Marburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert sich am 7. d. M. als Privatdozent der Assistent an der Augenklinik Dr. W. Krauß mit einer Antrittsvorlesung „über Augenverletzungen".

* **Leipzig.** Herrn Professor W. Ostwald, der die Faradayrede der chemischen Gesellschaft zu London über „Elemente und Verbindungen" gehalten, wurde eine mit Faradays Bild geschmückte Medaille überreicht, die besonders aus dieser Veranlassung geprägt worden ist.

hc. Mit einer Schrift: „Die Maßmethoden der experimentellen Psychologie" und einer Probevorlesung „Ueber antike und moderne Naturphilosophie" habilitierte sich der Oberlehrer am Königin Carola-Gymnasium, Dr. phil. Gottlieb Friedrich Lipps in der philosophischen Fakultät als Privatdozent.

* **Wien.** Der Privatdozent an der Universität Dr. Arnold Durig wurde zum außerordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie der Haustiere an der Wiener Hochschule für Bodenkultur ernannt.

* **Graz.** Hofrat Dr. August Tewes, der von dem gesetzlichen Rechte, an der Universität Vorlesungen als Honorarprofessor zu halten, nach Vollendung seines Ehrenjahres Gebrauch gemacht hat, hat in diesen Tagen sein Pandektenpraktikum und Exegetikum im neunzigsten Semester seiner akademischen Lehrtätigkeit vor einem zahlreichen Auditorium begonnen.

H. **Bern.** Der Regierungsrat ernannte den Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Hochschule, Dr. Karl Geiser, zum außerordentlichen Professor. Dr. Geisers Hauptfach ist Schweizerische Verfassungsgeschichte.

H. **Freiburg i. d. Schw.** Als Nachfolger des Professors Zemp ist der außerordentliche Professor an der Straßburger Universität, Dr. Franz Friedrich Leitschuh, zum Ordinarius für mittlere und neuere Kunstgeschichte an der hiesigen Hochschule berufen worden. Derselbe hat den Ruf angenommen und wird seine Lehrtätigkeit hier im nächsten Wintersemester eröffnen.

* Zur Modernisierung des akademischen Unterrichts. Von allen Universitäten des deutschen Sprachgebietes gewährte die Universität Zürich zuerst den Handelswissenschaften Anerkennung. Jetzt hat sich auch der Rektor der Leipziger Universität, Prof. Dr. Karl Bücher, zu derselben Anschauung bekannt, indem er in seiner Antrittsrede über die Zukunft der Buchführung folgendes ausführte: „Die Aufnahme der Buchhaltung unter die Universitätsfächer, wo sie in der Nachbarschaft der Volkswirtschaft und der Rechtswissenschaft die fruchtbarsten Anregungen empfangen und auch geben könnte, halte ich nur für eine Frage der Zeit. Es kommt ihr das dringende praktische Bedürfnis aller Privatwissenschaften entgegen, und auch das Rechtsstudium wird sich bequemen müssen, diesem Fache einmal näher zu treten. Denn es ist doch nicht gerade ein erbauliches Schauspiel, wenn in öffentlichen Gerichtsverhandlungen tagelang Vernehmungen von Sachverständigen der Buchhaltungswissenschaft über oft sehr einfache Fragen stattfinden müssen, und wenn für den erkennenden Richter Handelsbücher, Vermögensverzeichnisse, Vormundschaftsrechnungen — alles Urkunden von größter Beweiserheblichkeit — wirklich Bücher mit sieben Siegeln sind."

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Literarisch interessierte Persönlichkeiten,

die sich zur Mitherausgeberschaft oder Mitarbeit an einer gut eingeführten Halbmonatsschrift von anerkannt hohem literarischen Rang für geeignet halten und zur finanziellen Beteiligung bereit sind, werden gebeten, in Verhandlungen einzutreten. Die Zeitschrift vertritt eine nationale und protestantische Kultur. (7114).

Gef. Zuschriften nur ernster Reflektanten unter „Zeitschrift" an die Exped. der Münchener Allg. Ztg.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 7. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Franz v. Lenbach †.

Technische Briefe. VI. Von E. Weobel.

August Sauers „Grillparzer-Spiegel". Von —e—

II. Bücher und Zeitschriften.

Bibliographie der deutschen Universitäten. — Moderne amerikanische Literatur.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Von der Schlafkrankheit. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Franz v. Lenbach †.

Der erste Kranz, der bei der am Sonntag stattfindenden Trauerfeier am Grabe des heimgegangenen Großmeisters der Münchener Kunst niedergelegt werden wird, wird im Namen der gesamten Münchener Künstlerschaft gewidmet sein. Kein Symbol könnte besser das Verhältnis ausdrücken, in dem Lenbach zu den mancherlei in der heutigen Kunstwelt sich gegenüberstehenden und sich befehdenden Richtungen und Parteiungen stand, und das er selbst oft zusammengefaßt hat in die Mahnung: Seid einig, einig, einig! Hier sind sie's geworden, und im tiefen Schmerz legen sie dem Meister den Lorbeer auf das allzu frühe Grab.

Nicht nur Münchens Künstler werden an diesem Tage um Lenbachs Grab versammelt sein, sondern überall, wo man die Kunst und die Künstler zu ehren weiß, werden sich an diesem Tage die Blicke und Gedanken nach dem stillen Friedhof richten, wo der Meister des Bildnisses seine letzte Ruhestätte finden soll. Denn Franz v. Lenbach war kein Mann des l'art pour l'art. Nicht nur zu einem engen Kreis intimer Kenner, sondern auch hinaus zu den breiten Massen des Volkes ist seine Kunst gedrungen. Seinen Münchener Landsleuten war er durch die äußerlich glanz- und eindrucksvolle Art seiner Lebensführung, den breiten Schichten des deutschen Volkes aber durch das Stoffgebiet seiner Darstellung gewissermaßen der Repräsentant der zeitgenössischen Kunst überhaupt. War es doch seine Kunst, die dem deutschen Volke die Gestalten aus seiner heroischen Zeit, die Männer des Krieges und der Staatsverwaltung wie der Wissenschaft, in jener sichtbaren Erscheinung übermittelt hat, in der sie dauernd im Gedächtnis des Volkes leben werden. Das Bild, in dem ein Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und so viele Schöpfer unserer staatlichen und geistigen Gegenwart im Gedächtnis des Volkes fortleben werden, ist das durch seine Kunst geschaffene.

Seine Werke sind eine Porträtgalerie der hervorragendsten Geister des letzten Viertels des verflossenen Jahrhunderts, derengleichen wenige Künstler vor ihm geschaffen. Und es waren nicht bloß künstlerische Beziehungen, die ihn mit jenen Geistesgrößen verbanden; zu sehr vielen und gerade den hervorragendsten unter ihnen trat der Bauernsohn von Schrobenhausen, der den Schuldrill einer gelehrten Erziehung nie kennen gelernt hatte, auch in ein enges, langdauerndes persönliches Verhältnis und wurde von ihnen als eine geistesverwandte Natur anerkannt.

Lenbachs eigentliches Wesen war ungebrochene Ursprünglichkeit. Das kühle Gleichmaß der Gefühle war diesem echten Sohn seiner Heimat nicht gegeben. Er konnte, wie Bismarck, ein „guter Hasser" sein; aber nicht minder konnte er lieben und verehren. Und wer einmal seiner Freundschaft sicher war, der wußte auch, daß er an ihm einen besten Freund hatte.

Vielleicht kann seine Erscheinung von der heutigen künstlerischen Jugend nicht mehr ganz gewürdigt werden. Der stark repräsentative Zug, der unleugbar durch seine Werke geht, und dem freilich eine nur von den Größten wieder erreichte psychologische Vertiefung zur Seite steht, ist dem heutigen Empfinden etwas fremd geworden, und auch sein Verharren bei den künstlerischen Ausdrucksmitteln einer vergangenen Zeit hat ihn zu manchen heutigen Richtungen in der Kunst in einen gewissen Gegensatz gebracht. Aber eine bestimmte Generation von Münchener Künstlern, und gerade jene, die recht eigentlich den Begriff der Münchener Kunst in einem bestimmten Sinne schuf, hat doch in ihm den stärksten und reinsten Ausdruck ihres künstlerischen Empfindens gefunden.

An seinem Grabe aber schweigen die Parteien. Nur Verehrung und Dankbarkeit für das Große, das er geschaffen, haben bei seinem Tode in den Herzen der Künstler Raum. Erst die Zukunft wird zeigen können, wie viel die deutsche und insbesondere die Münchener Kunst innerlich und äußerlich an Franz v. Lenbach verloren hat.

Technische Briefe.

VI.*)

Ueber Dampfturbinen.

(Fortsetzung und Schluß.)

In dem letzten Brief wurde kurz ausgeführt, auf welche Weise de Laval und Parsons der bei den Dampfturbinen auftretenden außerordentlich großen Geschwindigkeiten Herr zu werden versuchten, und durch welche Mittel und Anordnungen es gelungen ist, die Geschwindigkeiten auf das für die Praxis brauchbare Maß herabzudrücken. Die Teilung des gesamten Dampfdruckes in die Druckstufen nach Parsons muß als eine außerordentliche Ingenieurleistung angesehen werden. Die Erfolge, die hierdurch erzielt wurden, sind, wie bereits im vorigen Briefe kurz angedeutet, auch derartige gewesen, daß die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Turbine und die Dampfturbinen überhaupt gelenkt wurde. Trotz der Vielgliedrigkeit, der Schwierigkeit der Ausbalancierung und der Notwendigkeit der Aufnahme des achsialen Schubes durch besondere konstruktive Mittel haben sich erhebliche Betriebsstörungen nicht eingestellt, und der Dampfverbrauch ist nicht größer, eher kleiner als der einer gleichwertigen modernen Kolbendampfmaschine.

Aber einen Stillstand gibt es in der Technik ebenso wenig wie sonst irgendwo im Leben. Man versuchte auf anderem Wege die Geschwindigkeit herabzusetzen. Gleichzeitig beschritten Curtis in New-York und Riedler-Stumpf in Charlottenburg einen anderen Weg. Natürlich konnte nur das reine Aktionsprinzip in Frage kommen, bei welchem, wie wir gesehen haben, die Geschwindigkeiten etwa halb so groß waren wie beim Reaktionsprinzip. Die Parsons-Turbine ist übrigens nicht als reine Aktionsturbine durchgebildet, der Dampf wirkt gleichzeitig durch Druck und Gegendruck, so daß die Geschwindigkeit etwas höher ausfällt, als sie bei reiner Druckwirkung wäre.

Riedler stellt folgende vier Gesichtspunkte auf, die für den weiteren Ausbau der Dampfturbinen maßgebend sein müssen:

1. Der Raddurchmesser ist auch bei einstufiger Wirkung derart zu vergrößern, daß bei praktisch brauchbaren Umdrehungszahlen, 1500 bis 3000 in der Minute, also ein Zehntel der Lavalschen, die Strömungsverhältnisse richtig ausgenutzt werden.

2. Durch „Geschwindigkeitsabstufung“ ist die Umlaufzahl noch weiter bis auf 500 bis 700 Umdrehungen in der Minute zu vermindern, für die zahlreichen Fälle, wo diese verlangt wird.

3. Gleichzeitige Abstufung von Geschwindigkeit und Druck ist zu ermöglichen unter Verwendung einer nur geringen Druckstufenzahl.

4. In allen diesen Fällen ist den praktischen Bau- und Betriebsanforderungen zu genügen.

Wesentlich ist zunächst die Vergrößerung des Rades und seine Gestaltung. Je größer der Durchmesser des Rades gewählt wird, desto kleiner wird die minutliche Umdrehungszahl bei gleicher Umfangsgeschwindigkeit. Mit der Vergrößerung des Rades wächst aber auch die Fliehkraft. Wird diese größer als die Widerstandsfähigkeit des Rades, so muß ein Reißen des Materials eintreten. Dieses wäre bei den hohen Geschwindigkeiten einer Explosion gleich zu achten. Es muß also ein sehr großer Wert darauf gelegt werden, daß den Festigkeitsanforderungen unter allen Umständen genügt wird, da die Folgen einer Explosion nicht abgesehen werden können.

Laval hat eine Vergrößerung der Räder wahrscheinlich aus diesem Grunde nicht für ausführbar gehalten. Bei richtiger Ausnutzung des Materials und guter, sorgfältiger Ausführung ist es aber sehr gut möglich, Räder von zwei bis drei Meter Durchmesser mit 1500 bis 3000 Umdrehungen, also 300 bis 400 Meter Umfangsgeschwindigkeit, auszuführen. Diese Räder sind als volle geschmiedete Stahlscheiben hergestellt. Die Radschaufeln sind in den Scheibenrand eingeschnitten, und zwar so, daß der Dampf nicht seitlich, sondern von der Stirnseite eintritt. Hierdurch wird ein achsialer Schub vermieden und es ist möglich, den ganzen Zuströmungsquerschnitt voll auszunutzen.

Solche Räder lassen sich auch sehr leicht und genau ausbalancieren. Eine biegsame Welle, wie bei Laval, läßt sich natürlich bei so großen Abmessungen und so großen Leistungen — 2000 Pferdestärken — nicht ausführen. Die Lager werden ganz nahe an die Scheibe herangerückt, so daß die Durchbiegung der Welle unbedeutend ist. Die geringen Abweichungen und das selbsttätige Einstellen der Welle auf den wenig abweichenden Schwerpunkt ist in den langen Lagern möglich. Der Gang der Turbine ist, wie das Beispiel des in dem Elektrizitätswerk Moabit-Berlin aufgestellten Rades gezeigt hat, bei 3000 bis 4000 Umdrehungen in der Minute überhaupt nicht zu spüren oder zu beobachten.

Da die Fliehkräfte die Scheibe in der Mitte am meisten beanspruchen, wird unter Umständen das Turbinenrad nicht mit einer Bohrung versehen und auf die Welle aufgesteckt, sondern das Rad wird, natürlich genau zentriert, mit den Endflanschen der Welle verschraubt. Die Schraubenlöcher befinden sich nahe am Umfange der Flanschen und die Mitte der Scheibe bleibt ungeschwächt. Räder von zwei bis drei Meter Durchmesser für 3000 Umdrehungen in der Minute können aus Nickelstahl, der außerdem eine große Widerstandsfähigkeit gegen Rosten besitzt, mit fünffacher Sicherheit hergestellt werden. Da bei der Beanspruchung des Materials keine Stoßwirkungen auftreten und sich die Massenkräfte sehr genau berechnen lassen, so ist nach Riedler dieser Sicherheitsgrad nicht einmal nötig. Wir haben es annähernd mit einer Beanspruchung zu tun, die der ruhenden Belastung sehr nahe kommt. Deshalb könnte man sich auch mit geringerer Sicherheit begnügen und die Räder aus Flußstahl herstellen. Bei der Kolbendampfmaschine liegen die Verhältnisse viel ungünstiger. Hier wechseln die Kräfte millionenmal ihre Richtung, und doch begnügt man sich bei Lokomotiven und Schiffsmaschinen nur mit geringer Sicherheit.

Allerdings darf die Elastizitätsgrenze nie erreicht werden, weil von hier ab bleibende Formveränderungen des Materials auftreten. Diese würden hier die nachteiligsten Folgen haben müssen. Man braucht nur daran zu denken, welche gewaltigen einseitigen Beanspruchungen bei den hohen Geschwindigkeiten durch anscheinend geringfügige Verschiebungen des Schwerpunktes entstehen! Ist erst einmal eine kleine Formveränderung und dadurch eine Schwerpunktsverschiebung eingetreten, so wird diese im Augenblick eine Vergrößerung des Uebergewichts hervorrufen, und die Explosion ist da. Bei dem heutigen Stande der Technik und bei der großen Vollkommenheit und Genauigkeit aber, mit welchen die Räder in den Werkstätten hergestellt werden können, ist dieses nicht zu befürchten, soweit die normalen Betriebsverhältnisse eingehalten oder nicht wesentlich überschritten werden. Eine Gefahr liegt allerdings dann vor, wenn die Turbine durch plötzliche Entlastung durchgehen wollte. Diese Gefahr ist aber durch einfache Mittel in sehr wirksamer Weise behoben. Die Turbinen werden nämlich mit einer Regulierung durch hydraulischen Druck versehen, und zwar durch Oeldruck, der durch die umlaufende Turbine erzeugt wird. Diese hydraulische Regulierkraft wächst mit der zunehmenden Geschwindigkeit, so daß die Turbine sehr sicher vor dem Ueberschreiten der zulässigen Geschwindigkeit bewahrt wird.

Die günstige Ausnützung des Dampfes hängt ganz besonders von der Düsenform ab, durch welche der Dampf ausströmt. Der Dampf ist ein elastischer Körper, der nach allen Seiten hin, also auch nach vorn, einen Druck ausübt. In der Mündung besitzt der Dampf noch eine bedeutende Pressung, die sich alsbald in Geschwindigkeit umsetzt. Die Spannungsenergie wird hier in Strömungsenergie umgewandelt. Bei ungeeigneter Form der Düsen müssen starke Streuungen auftreten. Auch Laval hatte dieses erkannt und seinen Düsen eine nach vorn sich erwei-

*) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 96 d. J.

lernde Form gegeben. Der Querschnitt der Düsen und mithin auch der des austretenden Dampfstrahls ist bei ihm aber ein elliptischer. Düsen dieser Form lassen sich nun nicht zu gut bezw. einwandsfrei wirkenden Gruppen vereinigen. Bei den im Laboratorium der Technischen Hochschule zu Charlottenburg angestellten Versuchen ergab sich eine günstige Ausnutzung des Dampfes, abgesehen von der besonderen Führung, bei rechteckigem Querschnitt der Düsen. Hierdurch wird erreicht, daß sämtliche Dampfstrahlen nebeneinander strömen und einen vollständig geschlossenen Dampfring bilden, sowie daß an allen Stellen des Querschnitts der nämliche Druck auftritt.

Eine der ersten einstufigen Riedler-Stumpf-Turbinen ist die oben erwähnte, welche in den Werkstätten der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, Berlin, erbaut und im Elektrizitätswerk Moabit zum Betriebe einer Drehstrommaschine aufgestellt wurde. Es war diese die erste größere Ausführung (2000 Pferdestärken) und es wurden zunächst der Einfachheit halber mehrere Verluste zugelassen, um für den Anfang die einfachsten Konstruktionsbedingungen zu haben. Trotzdem wurde nach den Riedlerschen Angaben bei 13,25 Atmosphären Dampfüberdruckspannung und Ueberhitzungstemperatur von 294 Grad bei einem Vakuum von 85 Prozent ein Dampfverbrauch von 8,89 Kilogramm, und später, nachdem das Vakuum vergrößert wor, ein solcher von 8 Kilogramm pro Kilowattstunde [1]) festgestellt.

Das Vakuum übt auf die Höhe des Dampfverbrauchs einen bedeutenden Einfluß aus. Der Dampfverbrauch steigt bei Ausfall des verbrauchten Dampfes in die Atmosphäre etwa um 60 Prozent. Dampfturbinen ohne Kondensation werden deshalb wohl nicht ausgeführt werden. Das Vakuum entsteht durch Verdichtung des wirksam gewesenen Dampfes. Diese Verdichtung — Zusammenziehung der Materie auf einen kleineren Raum — wird kurz dadurch erzeugt, daß der Abdampf in einem mit dem Arbeitsraum in Verbindung stehenden Kondensator der Einwirkung von Kühlwasser ausgesetzt wird. Durch die Verringerung des Volumens wird der Druck im Inneren des Kondensators und mithin auch im Inneren des mit ihm in Verbindung stehenden Arbeitsraumes unter den äußeren Luftdruck herabgesetzt, so daß also der gesamte Druck steigt.

Um nun den Dampf nach Verlassen der Schaufeln des Laufrades in den Kondensator überführen zu können, darf derselbe mit der Atmosphäre nicht in Verbindung treten. Es ist deshalb ebenso bei den Riedler-Stumpf-Turbinen wie auch bei allen anderen Turbinensystemen mit Kondensation erforderlich, daß das Gehäuse an den Durchdringungsstellen der rotierenden Teile, also der Welle, gut gedichtet ist. Dies ist leicht möglich durch ölhaltende Lager. Den Lagerschalen wird am äußeren Ende ein Oelstrom zugeführt, der durch das Vacuum im Innern des Turbinengehäuses durchgesaugt wird. Durch eine geeignete Spritzfangvorrichtung wird das Oel aufgefangen und wieder nach außen befördert. Ein Oelverlust ist hierbei im Betriebe nicht festgestellt worden.

Von Geheimrat Riedler ist nun eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden, wie die Konstruktion vereinfacht und eine weitere Herabsetzung der Geschwindigkeit für die Fälle ermöglicht werden soll, wo diese gefordert wird.

Beim Zusammenbau einer Dynamomaschine mit einer Dampfturbine „Turbodynamo" ist mit den einstufigen Rädern noch ein weiterer Vorteil zu erzielen. Die Dynamomaschine erfordert eine starke Welle. Diese ist nun stark genug, um das Turbinenrad an ihrem freien Kopfende tragen zu können. Man spart dadurch ein Lager, und wenn auf der anderen Seite der Dynamomaschine noch ein Schleuderkondensator aufgesetzt wird, braucht man, wenn man so will, für die Kraftmaschine überhaupt kein besonderes Lager, da für die Dynamomaschine die Lager doch vorhanden sein müssen.

Kommt man mit der Vergrößerung des Rades bei Herabminderung der Umdrehungsgeschwindigkeit nicht mehr aus, so muß man zu einer stufenweisen Ausnützung der Kraft schreiten. Parsons zerlegte, wie wir gesehen haben, das vorhandene Gefälle in viele Druckstufen, so daß in jedem der Räder nur der geringe Druckunterschied von einer zur anderen Druckstufe ausgenützt wurde. Wirksamer als dieses ist nach Riedler die Geschwindigkeitsabstufung. „Die Ausnützung der Dampfströmungsenergie erfolgt in einer Druckstufe, wobei für geringere Leistungen der Scheibenumfang vermindert und zwei- oder mehrstufige Geschwindigkeitsausnützung durchgeführt wird."

Diese wiederholte Geschwindigkeitsausnützung wird durch Umkehrschaufeln erreicht, die am feststehenden Gehäuse der Turbine als Leitschaufelkranz angeordnet sind. Sie führen den aus den Schaufeln des Laufrades austretenden Dampf wieder, zum zweitenmal, in denselben Schaufelkranz oder vermittels einer Schleifenumkehrung in einen Nachbarkranz.

Nach diesen Grundsätzen wurden zunächst kleinere Maschinen (20 Pferdestärken) entworfen und von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft nach ihrer Erprobung, die befriedigende Resultate ergab, mehrfach ausgeführt. Die Laufräder wurden als fliegende Räder auf die Welle einer Gleichstromdynamomaschine in der oben geschilderten Weise aufgesetzt; diese Maschinen sind als Hilfsmaschinen und für verschiedene Kleinbetriebe gedacht oder, auf dem Kessel einer Lokomotive montiert, zur elektrischen Beleuchtung von Eisenbahnzügen bestimmt.

Mehrfache Geschwindigkeitsabstufung ist nicht zweckmäßig, weil dabei die Streuung zu groß wird und durch die Richtungsumkehrungen Reibungsverluste erwachsen.

Wo die Geschwindigkeit noch weiter herabgesetzt werden soll, muß man den dritten der eingangs aufgestellten Grundsätze anwenden, die kombinierten Geschwindigkeits- und Druckstufenturbinen sind dann am Platz.

Zum Beispiel ist auf dem einen Kopfende der Dynamomaschinenwelle die Hochdruckturbine mit zweifacher Geschwindigkeitsstufe, auf dem anderen Ende die Niederdruckturbine ebenfalls mit zweifacher Geschwindigkeitsabstufung aufgesetzt. Es ergibt sich hierbei eine Geschwindigkeit von nur 750 Umgängen in der Minute.

Solche Dampfturbinen sind den Kolbendampfmaschinen überlegen. Dieses ergibt sich aus der großen Einfachheit und Wohlfeilheit, der geringeren Raumbeanspruchung und dem ruhigen Gang.

Es wird nun die nächste Aufgabe des Maschinenbaues sein, die Arbeitsmaschinen so umzugestalten, daß sie unmittelbar mit der Welle einer Dampfturbine gekuppelt werden können. Beispiele dieser Art sind in der Dynamomaschine, der Schleuderpumpe u. s. w. bereits vorhanden. Wie die Aufgabe für andere Arbeitsmaschinengattungen gelöst werden wird, bleibt abzuwarten.

Zum Schlusse seines Vortrages wies Herr Geheimrat Riedler auf die Hauptgesichtspunkte für die Einführung der Dampfturbinen in den Schiffbau hin. Auf die allgemeinen Vorteile aller Dampfturbinensysteme für den Schiffbau, Wegfall der Erschütterungen, Raumersparnis u. s. w., ist im vorigen Briefe hingewiesen worden. Der Ausgangspunkt für die folgenden Betrachtungen soll die Schiffsschraube sein.

Die Erhöhung der Geschwindigkeit der Schiffsschraube hat eine absolute Grenze, da die Gegenkraft des Wassers durch den Luftdruck und die Eintauchtiefe absolut begrenzt ist. Dieser Umstand hat die Konstrukteure dahin geführt, die Schraube in mehrere hintereinander auf derselben Welle sitzende Schrauben zu teilen, welche gemeinsam durch eine Welle angetrieben werden. Da hierbei die zweite Schraube im Abwasser der ersten und die dritte im Abwasser beider läuft, so werden die Schrauben mit zunehmender Steigung ausgeführt. Die notwendige Begrenzung der Umlaufszahl der Schraube ist für den Dampfturbinenbau nun sehr unbequem. Die Anpassung an diese Verhältnisse führt zu weitgehender Teilung und großer Weitläufigkeit der Anlage. Nur der Turbinen wegen mehr Schraubenwellen auszuführen, als der Schiffszweck erfordert, ist nicht erwünscht. Wenn dieses trotzdem geschehen ist, so ist das eine Konzession an die Turbinen, die auf Kosten der Einfachheit als zu weitgehend erachtet werden

[1]) 1 Kilowatt ist ungefähr gleichwertig mit 1⅓ Pferdestärken.

muß. Außerdem fehlt die Möglichkeit, sich davon zu überzeugen, daß alle Schrauben gleichmäßigen Anteil an der Arbeit haben. Es ist anzunehmen, daß letzteres eher nicht der Fall sein wird.

Bei einer Schraube, die im Abwasser einer anderen läuft, kommen zwei Bewegungen des Wassers in Betracht, nämlich die fortschreitende und die Drehbewegung der Wassermasse. Am besten wäre es nun, wenn durch jede Teilschraube die Bewegung des Wassers, die ihm von der vorhergehenden erteilt wurde, zum Stillstand gebracht werden könnte. Dieses ist für die fortschreitende Bewegung nicht möglich. Wird die zweite, im Abwasser laufende Schraube aber gegenläufig zur ersten betrieben, so kann die Drehbewegung des Wassers wohl ausgenützt werden. Dieses ist u. a. bei Torpedos ausgeführt. Für den Betrieb solcher gegenläufiger Schrauben können gegenläufige Dampfturbinen wohl hergestellt werden. Zum Beispiel in der Patentschrift 104,468 sind sie bereits von Curtis angegeben. Die Vorteile müssen aber dadurch teuer erkauft werden, daß eine hohle Welle erforderlich ist, in deren Innerem die andere Welle gelagert ist. Die Zugänglichkeit der inneren Lager wird hierdurch sehr erschwert. In Bezug auf die Turbinen selbst stellen sich die gegenläufigen Räder aber sehr günstig, denn der Widerstand der Leiträder bezw. Leitschaufeln fällt gänzlich fort. Der Dampf tritt aus den Düsen der Frischdampfleitung in die Schaufeln des Hochdruckrades. Statt nun durch die feststehenden Leitkranzschaufeln für die nächste Geschwindigkeitsstufe gerichtet zu werden, ist dieser Leitkranz seinerseits drehbar und wird zum zweiten, gegenläufigen Rade. Wenn der Dampf die Schaufeln dieses gegenläufigen Rades verlassen hat, durchströmt er den zweiten Laufkranz des ersten Rades.

Diese Anordnung gestattet also eine dreifache Geschwindigkeitsabstufung mit drei Laufkränzen, welche sämtlich arbeitende Schaufelkränze sind. Diese Anordnung kann man natürlich auch in zwei oder vier Druckstufen ausführen, so daß man dann im ganzen mit vier Druckstufen und in jeder derselben mit je drei Geschwindigkeitsstufen arbeitet. Dieses gibt günstige Verhältnisse mit einfachen Mitteln.

Im Schiffbau ist die Manövrierfähigkeit von größter Bedeutung. Hierzu gehört Vorwärts- und Rückwärtslauf, schnelle und langsame Fahrt. Für den Rückwärtslauf wird nur eine geringere Kraft gefordert als für den Vorwärtslauf. Es genügt daher hierfür im allgemeinen nur ein Rad mit Rückwärtsschaufelung und zugehörigem Düsenkranz. Die Rückwärtsturbine dreht sich dabei im Vacuum des Kondensators, veranlaßt also nur geringen Widerstand und Kraftverbrauch.

Es ist möglich, durch Zusammenfassen der Düsen in mehrere Gruppen, welche innerhalb des Turbinengehäuses durch Trennungswände geschieden sind, den verschiedenen Manövrieranforderungen in leichter Weise Rechnung zu tragen, je nachdem der Dampf in eine oder mehrere dieser Gruppen eingeführt wird. Die Frischdampfleitung besitzt zunächst ein Absperrventil; dann folgt ein Wechselventil, welches entweder den Dampf zu den Düsen für den Rückwärtsgang oder zu den Vorwärtsdüsen und Schaufeln der Turbine leitet. Außerdem ist noch ein Regulierventil vorgesehen, je nach dessen Stellung entweder nur eine Düsengruppe (Mindestleistung) oder zwei Kammern (normale Marschleistung) oder sämtliche Kammern (Höchstleistung) mit Dampf versehen werden. Dieselbe Anordnung ist auch auf der Niederdruckseite vorgesehen, und es sind beide so miteinander verbunden, daß jede Seite für sich oder beide zusammen in allen Gangarten gesteuert werden können.

Außer für Schiffszwecke sind die gegenläufigen Turbinen z. B. zum Antrieb von zwei Dynamomaschinen verwendbar.

Inwieweit die Hoffnungen, die gegenüber den bewährten Parsons-Dampfturbinen gehegt werden, sich erfüllen, bleibt abzuwarten. Indessen kann angenommen werden, daß in nächster Zeit von neuen Konstruktionen, Ausführungen und Erfolgen zu hören sein wird. Es ist nämlich, wie die Maschinenzeitung schreibt, kürzlich eine Vereinigte Dampfturbinengesellschaft m. b. H. gegründet worden, welche Patente, Rechte und Erfahrungen im Bau von Dampfturbinen nach Curtis und Riedler-Stumpf übernommen hat. Außerdem ist dem Vernehmen nach in den preußischen Etat eine Summe zum Bau eines Laboratoriums für Dampfturbinen in Charlottenburg aufgenommen worden, so daß man der Zukunft mit Spannung entgegensehen kann.

E. Wrobel.

August Sauers „Grillparzer-Spiegel".

—c— **Wien**, im März. Nicht lange nach Ostern fand die erste Hauptversammlung des am Palmsonntag 1903 unter dem Ehrenpräsidium von Minister v. Harkel begründeten Literarischen Vereines statt. Ein weitausgreifendes Arbeitsprogramm des neuen Vereins war den Mitgliedern schon vor Monaten zugesandt worden. Auf dem Pult des Obmannes Karl Glossy lagen die ersten Exemplare der ersten Vereinspublikation: die Selbstbiographie des Vorarlberger Bauerndichters Felder, aus der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von Anton E. Schönbach. Den Festvortrag hatte August Sauer übernommen, den stofflich und formell Außergewöhnliches bot. Als der beste Kenner von Grillparzers Leben und Werken war Sauer den Berufenste, für den Literarischen Verein und dessen Schriften eine Grillparzer-Publikation in Angriff zu nehmen, die alle Urteile der Zeitgenossen über Grillparzers Werke und alle Zeugnisse über seine Persönlichkeit, insbesondere alle Gespräche Grillparzers sammeln und sichten will. Ein Geschlecht, das Goethes, Schopenhauers, Bismarcks, Böcklins, Byrons und Schillers Gespräche mit Eifer prüft und genießt, wird auch Grillparzers Gespräche dankbar willkommen heißen; doppelt willkommen heißen, wenn sie von einem so kundigen, liebreichen Beurteiler wie Sauer gewürdigt werden.

Den Grundstock von Sauers Quellenwerk werden die bereits gedruckten, dem Literarischen Verein überlassenen Sammlungen von Fogler, Frau v. Littrow, L. A. Frankl und Wartenegg bilden: Gespräche, von denen die ersten bis in das Jahr 1838, die spätesten bis in Grillparzers letzte Tage reichen. An kritischen Kommentaren darf und wird es in Sauers Neuausgabe dieser Dialoge nicht fehlen. Seinem Finderglück und Spürsinn ist es überdies gelungen, diese Zeugnisse ausgiebig und — soweit man bei menschlichen Dingen einen solchen Ausdruck überhaupt brauchen darf — abschließend zu ergänzen. Für Grillparzers Jugend liegen nur spärliche Aeußerungen vor. Von 1816 ab fließen sie reichlicher. Die Tagebücher von Costenoble, Bauernfeld, Schreyvogel; Denkwürdigkeiten von Karoline Pichler, Anekdotisches durch Klingemann, Atterbom, Piquot, Feuchtersleben, Raimund, Schwind, Schubert: das und mehr gibt einen guten Anfang. Für die italienische Reise (1818) sind Begegnungen mit Cornelius, Luise Seidler, Prinz Friedrich von Gotha, Meyern ergiebig. 1820 gibt Eckermann, Goethe selbst in den Tagebüchern und im Briefwechsel mit Zelter, Peucer, Talvi, Tieck und Hegel manches über Grillparzers deutsche Reise zu melden; für seine Schicksale in der Heimat erstehen in Arneths Mutter, Toni Adamberger, und in den Korrespondenzen der Schwestern Fröhlich wichtige Zeugen. In den 30er Jahren hören wir Belangreiches durch Wolfgang Menzel, Gutzkow, Laube. Der Gasteiner Aufenthalt wird durch Karajans reiche, jetzt erst Sauer anvertraute Tagebücher neue Beleuchtung erfahren. Ueber Grillparzers Archivtätigkeit wird Gigl Aufschluß geben. Grün, Lenau, Zedlitz und die Literaten vom „silbernen Kaffeehaus" und die für den Vormärz so eigentümlichen, Klub- und Künstlergesellschaften ersetzenden Gasthauskreise haben Bezeichnendes aufbewahrt. 1836 erfahren wir Wesentliches über die Besuche bei Börne und Heine; in der Heimat durch Halm, Enk, Prechtler, allerhand auch durch die Denunzianten des Polizeiarchives. Die griechische Reise (1843) bringt Zusammenkünfte mit Prokesch, M. Wickenhauser, Gräfin Hahn-Hahn; das folgende Jahrfünft Beziehungen zu Stifter, Lisat, J. N. Berger, Streiter, Pichler, Ottilie v. Goethe und deren Tochter Alma, Hebbel, Emilie v. Binzer, Betty Paoli; die 50er Jahre neuen Verkehr mit Weilen, Mosenthal, Graf und Gräfin Wickenburg; die Badereisen Berührungen mit der Familie Lieben, Gräfin Schönfeld-Neumann, Frau Pro-

fessor Peffick, Rollett, Byr; die Greisenzeit Gespräche mit Pollhammer, Emil Kuh, Hapfen, Laube und den Schauspielern des Burgtheaters (Gadillon, Lewinsky, Walter), Breuning, Prenß, Robert Zimmermann, Marie Ebner-Eschenbach, Baronin Knarr, Paul Heyse u. s. w.

Wie heikel es ist, Gespräche mit so verschiedenen Naturen, aus so verschiedenen Zeiten richtig wiederzugeben und einzuschätzen, weiß jeder Unbefangene. Grillparzer selbst hat gelegentlich gesagt: „Sie sind imstande, herzukommen, mich sehr dekrepid zu finden und doch jedes Wort, das ich spreche, drucken zu lassen, ohne zu bedenken, daß man im Gespräch, besonders mit Freunden, wo man nicht in nähere Erörterungen eingehen will, manches kurz abweist, um mit ein paar Worten von einem delikaten Gegenstand abzukommen, die man oft selbst mit seiner Ueberzeugung nicht vertreten könnte." Stimmungen und Verstimmungen, Neigungen und Abneigungen greifen bei persönlichen Begegnungen so kontrastierend ein, daß derselbe Mensch verschiedenen Besuchern völlig verschieden vorkommt. Gutzkow meinte 1833: „Es wurde mir unheimlich bei diesem Manne: denn noch nie hab ich Ratlosigkeit, Unmännlichkeit, gebrochenen Willen in diesem Grade bei einem Manne gefunden. Er sollte in ein Kloster gehen. . . . Ich wünschte, sie spielten dem Narren noch härter mit." Bettina Paoli wiederum erklärte: „Ich habe im Laufe meines vielbewegten Lebens niemand gekannt, der an Reiz der Unterhaltung Grillparzer überboten hätte. Mit der großartigsten Auffassung des Ganzen verband er einen schier mikroskopischen Scharfblick für das Detail im Charakter der Menschen und den Verhältnissen, mit dem unerbittlichsten Ernste, der bis an die Wurzel der Dinge dringt, eine schalkhafte Naivität, die oft an den Bonhomme Lafontaine erinnerte. Grillparzers Liebenswürdigkeit war so groß, daß selbst seine verdrießlichsten Stimmungen etwas von ihrem Gepräge annehmen mußten. In guten Stunden nahm sein Mißfallen den Ausdruck humoristischer Resignation an." Dem Forscherblick und der Herzensdöflichkeit Sauers darf man getrost vertrauen, daß er die Schwierigkeiten der Aufgabe bewältigen wird. Als Probe seiner Methode teilte er seine Lesungen der (vorher von Katscher 1891 in „Nord und Süd" unvollständig gedruckten) Gespräche Grillparzers mit Beethoven mit. In den Konversationsbüchern des tauben Tondichters sind in Grillparzers eigener Hand seine schon durch ihre Prägnanz erstaunlichen Fragen und häufig die höchsten Kunstfragen streifenden Konfessionen erhalten. Das Opernbuch, das Beethoven von dem Dichter erwünschte, steht im Mittelpunkt ihrer Gespräche. Aber auch Persönlichstes, Intimstes kommt zur Sprache. Grillparzer stellt sich immer wieder als Opfer der Zensur hin, derselben Zensur, die dem so viel revolutionärer gesinnten und schaffenden Beethoven und seinen Tonwerken nichts anzuhaben vermag. Der Dichter fragt den Komponisten auch, ob er niemals durch Liebesverhältnisse abgezogen wurde? Derselbe Poet, der sich gelegentlich zu der nicht übermäßig galanten Meinung verstieg: er habe bei dem schöneren Geschlecht bisweilen Leiber ohne Geister, dann wieder Geister ohne Leiber getroffen. Diese (von Sauer vielfach neu erschlossenen) Gespräche der beiden größten Genien, die jemals in Wien nebeneinander lebten und traulich mit einander plauderten, werden die Krone von Band I der Schriften des Literarischen Vereins bilden, mit dem uns Sauer im Laufe der nächsten Monate beschenken wird.

Bücher und Zeitschriften.

Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen. Im Auftrage des preußischen Unterrichtsministeriums bearbeitet von Wilh. Erman und Ewald Horn. 1. Allg. Teil unter Mitwirkung von E. Horn bearbeitet von W. Erman. Leipzig und Berlin 1904. B. G. Teubner. gr. 8. XX, 836 S.

Zweck und Ziel der Bibliographie ist, in der erreichbaren Vollständigkeit alle bis Ende 1899 erschienenen, das deutsche Universitätswesen behandelnden Druckschriften, einschließlich der Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken zu verzeichnen, und zwar, soweit irgend möglich, auf Grund der Bücher selbst. Ferner ist — und das scheint Referenten gerade für den Nutzen einer solchen immensen Arbeit zu sprechen — für jedes verzeichnete Buch mindestens eine Bibliothek nachgewiesen, in welcher es vorhanden ist; bei nicht auffindbaren Schriften ist wenigstens die Quelle namhaft gemacht, aus der es den Verfassern bekannt geworden; ihrer sind aber nicht allzu viele.

Die Begrenzung des Gebietes ist recht weit gehalten, wenn auch W. Erman bedauert, beispielsweise die Biographien wegen des unermeßlichen Umfanges nicht haben vollständig aufführen zu können. Aus den Grenzgebieten, wie sie sich für Geschichte, Rechtswissenschaft, Biographie u. s. w. ergeben, ist im Verlaufe der Arbeit vieles aufgenommen, was ursprünglich fortgeblieben war, da Aussicht, daß auch für diese Wissenschaften Sonderbibliographie erschiene, bestand; leider mußte die Absicht vertagt, bezw. aufgegeben werden.

Die vollständige Aufnahme aller Zeitschriftenaufsätze erscheint dem Herausgeber zwar keineswegs als das Ideal einer Bibliographie, aber bei einer die Literatur vieler Jahrhunderte umfassenden Arbeit wie der vorliegenden, doch als das allein ohne Willkür durchführbare Verfahren. Referent möchte dabei hervorheben, daß ihm die vollständige Aufnahme das Richtige scheint; eine Auswahl derjenigen Aufsätze, die Originale enthalten, und eine Ausscheidung derer, die lediglich referieren, ist wohl kaum möglich. Zuweilen haben bekanntlich Rezensionen in Gestalt eines Artikels aus hervorragenden Gelehrten einen höheren Wert als die Arbeit selbst. Bei vielen Seiten langen Arbeiten des Bibl. Zentralblattes wäre es beispielsweise schwer zu entscheiden, sind sie nur referierend, oder enthalten sie auch Originales; ähnlich ist es in allen Wissenschaften. Wenn Erman die lediglich referierenden ausscheiden will, nicht aber die wirklich kritischen, so würde das eine Arbeit und eine Arbeitskraft beanspruchen, die wohl über die Leistung eines Menschen weit hinausgeht. Die Zusammenstellung der poetischen, satirischen und humoristischen Darstellungen des Universitätslebens will Erman nur als einen bescheidenen ersten Versuch auf dem fast unangebauten Gebiet gelten lassen; immerhin reichen seine Ziffern auf diesem Gebiet von 16,103 bis 17,327.

Ganz und gar versagten die Bibliotheken für die in den letzten Jahrzehnten zu so großem Umfange angeschwollenen, zumeist aus Privatdrucken bestehenden Veröffentlichungen der einzelnen studentischen Korporationen und ihrer Verbände; selbst ein Rundschreiben an nahezu 1000 derselben blieb von sehr ungleichem Erfolge; hier wird auch Wandel kaum zu schaffen sein, da die Archive der studentischen Verbindungen infolge des steten Wechsels ihrer Verwalter und der Nachlässigkeit der letzteren selten auch nur einigermaßen vollständig zu sein pflegen. Auf die Wichtigkeit dieser, zur Zeit ihres Erscheinens des Aufhebens kaum würdigen Gelegenheitsschriften oder -Drucke kann aber im Interesse zukünftiger Geschichtschreiber nicht oft und eindrücklich genug hingewiesen werden. Die im Privatbesitz befindlichen Exemplare pflegen bereits in der zweiten Generation vollständig zu verschwinden, wenn auch der erste Inhaber sie pietätvoll aufbewahrt.

An Zeitschriften und Sammelwerken wird sich vielleicht der Bestand an einschlägigen Arbeiten noch vermehren lassen, da bisher die Bestände der kgl. Bibliothek zu Berlin zugrunde gelegt wurden; in der Reichshauptstadt nicht vorhandene Zeitschriften wurden nur dann auswärts aufgesucht und exzerpiert, wenn aus Citaten bekannt war, daß sie für die Universitätsgeschichte Wichtiges enthalten, aber wenn aus anderen Gründen ein wertvolles Ergebnis zu erwarten war.

Daß für die Fassung der Titelkopien im allgemeinen die für die kgl. preußischen Staatsbibliotheken — zunächst aber wohl nur an den Universitätsbibliotheken — in Kraft stehenden Grundsätze Verwendung gefunden haben, ist hervorzuheben, zugleich mit dem Wunsche, daß diese Vorschriften — wenn sie auch im einzelnen vielfach auf Widerstand und Anfeindung stoßen — im gesamten Deutschen Reiche Geltung haben möchten, wodurch allein erst eine Katalogisierung der deutschen Druckschriften in einem Generalkatalog sich ermöglichen läßt.

Welche Mühe die Verfasser mit dem Zusammenbringen der Literatur hatten, ersieht man aus dem Umstande, daß

über 30 Bibliotheken in Bewegung gesetzt wurden! Dazu steuerten noch eine Reihe von Privatleuten aus dem Schatz ihrer Bücher und ihres Wissens bei.

Erman kann dabei nicht umhin, auf den großen, oft, aber bisher immer vergeblich beklagten Mangel unseres gesamten, sonst so reich entfalteten wissenschaftlichen Bibliothekwesens hinzuweisen: das Fehlen einer deutschen Nationalbibliothek, der vor allen anderen Aufgaben das Ziel möglichst vollständiger Sammlung aller literarischen Denkmäler deutscher Geschichte, Kultur und Literatur gesteckt ist. Leider ist das einige Deutschland bis jetzt in dieser Hinsicht nicht einig, aber Eile tut not. Völlig neu geschaffen könnte eine umfassende deutsche Nationalbibliothek heute, selbst bei Aufwendung der größten Mittel, nicht mehr werden, denn ein sehr großer Teil der Denkmäler alter Zeit kommt nie wieder in den Handel; die Nationalbibliothek ist daher nur denkbar als Ausbau einer der wenigen an alten Beständen ganz besonders reichen deutschen Bibliotheken ersten Ranges.

Neben der Ausstattung mit Geld — und es sind dabei ganz andere Summen in Betracht zu ziehen als die, mit welchen unsere Anstalten heute dotiert sind — kommt für die zu schaffende Nationalbibliothek das Recht der Pflichtexemplare in Betracht. Diese von den Verlagsbuchhändlern vielfach so stark angefeindete Einrichtung würde allein im Stande sein, die Druckerzeugnisse in möglichstem Umfang — Vollständigkeit dürfte ja leider niemals zu erreichen sein, da die Drucklegung nicht bei allen Schriften gesetzlich angezeigt werden muß — zusammenzubringen.

Als Beispiel führt Erman an, daß von 70 nach 1870 im Königreich Sachsen[1]) erschienenen Büchern aus der Abteilung „Poetische, humoristische und satirische Darstellungen" nur 15 durch Bibliothekexemplare auf Erhaltung Sicherheit boten, 34 aber in keiner öffentlichen Büchersammlung ermittelt werden konnten, so daß ihre Erhaltung vom Zufall abhängig ist.

Die Einteilung dieses allgemeinen Teiles — Horn bearbeitet den zweiten, die Literatur über die einzelnen Universitäten behandelnden — ist folgende: Bibliographie, Sammlungen, Universitätsschriften. Wesen und Aufgabe der Universität, Sitz der Universität, Geschichte und Statistik, Verfassung und Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Disziplin, Akademische Aemter und Würden, Fakultäten, Unterrichtslehrer, Universitätsbeamte, Der Student als akademischer Bürger, Dotierungen und Ausstattung der Universität, Oekonomische Verhältnisse der Universitätslehrer, Die akademischen Grade, Universitätsstudium, dasselbe der einzelnen Wissenschaften, Akademische Sitten und Gebräuche, Studentenleben, Verbindungen und Vereine, Studentenlied, Poetische, satirische, humoristische Darstellungen des Universitätslebens, Bildliche Darstellungen desselben.

Jedenfalls haben wir es mit einem Werke zu tun, das eisernen Fleiß und unglaubliche Ausdauer verlangte, aber durch ein Verfasserverzeichnis unendlich an Benutzbarkeit gewinnen würde; seien wir indessen dankbar für das Erhaltene.

Halle. E. Roth.

Moderne amerikanische Literatur. In den amerikanischen Buchanzeigen findet man, als zu den besten modernen Romanen gehörend, die von James Lane Allen und Nathaniel Hawthorne gern gemeinsam angeführt. Was einem beim Lesen beider sogleich als eine gemeinsame Eigentümlichkeit auffällt, das ist das, ich möchte sagen in gewisser Weise Unamerikanische; da ist nichts Riesenhaftes, Exzentrisches, da treten keine Millionärinnen auf; ein bescheidener kleinbürgerlicher stiller Ton geht durch die Bücher und macht sie recht erquicklich, offenbar auch für den amerikanischen Leser. Er findet andererseits auch wieder, wie beide Schriftsteller so ganz für ihn, den Amerikaner, schreiben: Sie suchen beide gleichsam nach dem idealen Amerikaner, dem Vergangenheit und Heimatboden ein bestimmtes nationales und sittliches Gepräge geben. Ganz besonders tritt das hervor in Allens neuestem Roman: The Mettle of the Pasture, dessen Idee man, wenn man an dem Vergleich mit Hawthorne weiter spinnen will, wohl mit der in dem vielgelesenen „Scarlet Letter" vergleichen kann: In beiden sucht der Held einen Fehltritt der Jugend durch ein Bekenntnis zu sühnen, das ihm sein Lebensglück kostet. Hawthorne verlegt seinen Roman in die harte Zeit der Puritaner, der Pilgrim Fathers. Bei Allen aber atmen wir durchaus moderne Luft und begegnen der allermodernsten Weltauffassung, die neben der puritanischen Sittlichkeit so eigen, so frisch und neu berührt. Allen hofft auf die kräftige Entwicklung des amerikanischen Wesens durch die gute Kraft (Mettle), die der Mensch fort und fort aus seinem Heimatboden (pasture) zieht. Und in allen Werken Allens findet man diese innige Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur und demgemäß so schöne, ergreifende und erfrischende Naturschilderungen. So in The Increasing Purpose, wo wir mit unter dem eigentümlichen Zauber der Kentucky-Hanffelder stehen, und dann in dem Kabinettstück von Anmut und Erquicklichkeit: A Kentucky Cardinal und der Fortsetzung: Aftermath, das jeder lesen sollte, der es sich einmal wieder so recht aus Herzensgrund wohl sein lassen möchte. Allens Werke sind freilich noch nicht in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen wie die von Hawthorne; dafür aber lebt James Lane Allen noch und wir dürfen noch weiter Schönes von ihm erwarten.

L. D.

[1]) Seit 30 Jahren sind dort die Pflichtexemplare aufgehoben.

*

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

28. April. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Dressel las über die Goldmedaillons aus dem Funde von Abukir. Eingehend besprochen werden fünf aus diesem Funde für das kgl. Münzkabinett erworbene Stücke mit den Bildnissen Alexanders des Großen, der Olympias und des Kaisers Caracalla. Die Analyse der in drei verschiedenen Auffassungen dargestellten Alexander-Bildnisse ergibt, daß sie auf Vorlagen aus hellenistischer Zeit zurückgehen, eins davon aller Wahrscheinlichkeit nach die Kopie eines Cameo ist. 2. Der Vorsitzende legte eine Mitteilung des Hrn. Dr. A. Rehm in München vor: Weiteres zu den milesischen Porapegmen. Es hat sich zu den früher veröffentlichten Bruchstücken zweier „Stecktalender" in Milet neuerdings ein fünftes gefunden, das ergänzt und erläutert wird. Ferner wird ein Gutachten des Hrn. Prof. Dr. v. Hiller über die paläographische Zusammengehörigkeit der verschiedenen Fragmente und einzelne Lesungen mitgeteilt und besprochen. 3. Es kam zur Vorlage: A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Teil 2. Die Chronologie." Bd. 2. Die Chronologie der Literatur von Irenaeus bis Eusebius. Leipzig 1904.

28. April. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Kohlrausch las über eine mit Hrn. Dr. Grüneisen ausgeführte Untersuchung über das Leitvermögen wässriger Lösungen von Salzen mit zweiwertigen Ionen, und im Anschluß daran über Eigentümlichkeiten des oxalsauren Magnesiums, die er mit Hrn. Prof. Mylius beobachtet hat. Der Körper vereinigt mit einer hervorragend großen Trägheit der Auflösung oder Ausscheidung einen abnormen Gang des Leitvermögens seiner Lösungen. Diese Eigenschaften werden gemeinschaftlich auf die Bildung komplexer Moleküle zurückgeführt. 2. Hr. Waldeyer legte das mit Unterstützung der Akademie bearbeitete Werk vor: Normentafel zur Entwicklungsgeschichte der Zauneidechse (Lacerta agilis) von Karl Peter. Jena 1904. (Normentafeln zur Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere. Herausgeg. von Prof. Dr. F. Keibel. Viertes Heft.)

*

Von der Schlafkrankheit.

Ein interessanter Beitrag zur Kritik der bisherigen Annahme über die Ursache dieser Krankheit wird der Kölnischen Volkszeitung in einem vom vorigen Monat datierten Privatbriefe aus Deutsch-Ostafrika mitgeteilt:

Im Laufe des Monats teilte mir Herr Stabsarzt Dr. Feldmann mit, daß das Schlafkrankenhospital zu Buloba bisher 21 Schlafkranke aufzuweisen hatte, die sämtlich in Nyanda sich infiziert hatten. Die Inkubationszeit der Schlafkrankheit dauert oft lange, zuweilen mehrere Jahre. Als Ursache wurde seither als höchstwahrscheinlich das von Castellani im Blute und in der Cerebrospinalflüssigkeit von Schlafkranken gefundene Protozoon Trypanosoma Ugandense (identisch mit Trypanosoma Casteltani) bezeichnet, das auch von Dr. Feldmann in allen untersuchten Fällen nachgewiesen wurde. Als Zwischenwirt und Ueberträger wurde eine Tsetsefliege, Glossina palpalis, angenommen. Ausgedehnte Nachforschungen ergaben bis jetzt, daß letztere im Bezirk Butoba nicht vorkommt. Falls die Fliege nicht einwandert, liegt für den Bezirk Bukoba keine direkte Gefahr vor. Auch scheint mit Ausnahme des Kageratales und der Gegend nahe dem Emin-Paschа-Golf die ganze Seeküste ungeeignet die Fliege zu beherbergen. In Bulobu jedoch hält man trotz Nichtvorkommens der Glossina palpalis die Schlafkranken im neu erbauten Krankenhause isoliert, da eine direkte Uebertragung von Mensch zu Mensch nach dem heutigen Stande der Frage immerhin noch im Bereich der Möglichkeit liegt. Auf Anordnung der Militärstation wird der ganze Verkehr von und nach Uganda streng überwacht, damit jeder eingeschleppte Fall sofort isoliert werden kann. Die Krankheit war bisher in allen Fällen tödlich; von den 21 Kranken sind in zwei Monaten 18 gestorben; zur Zeit sind noch drei im Lazarett. Durch die Sendung einer vollständigen bakteriologischen Ausrüstung ist Stabsarzt Dr. Feldmann in den Stand gesetzt, ernste wissenschaftliche Beobachtungen bezüglich der Krankheit anzustellen. Die Arbeiten beziehen sich auf 1. genaues Studium der Krankheit, ihrer Symptome, Komplikationen und ihres Verlaufes, 2. Untersuchung der Pathologie der Krankheit an Leichen, 3. Lebensbedingungen der Glossina palpalis, 4. Biologie der Trypanosomen, 5. Versuche zur Erlangung eines Schutzimpfstoffes auf dem Wege der Tierpassage des Krankheitsstoffes. Eine direkte Gefahr für den Bezirk Bukoba besteht vorläufig nicht. Falls die Krankheit die deutschen Grenzen überschreiten sollte, so hegt die weiße Bevölkerung Bukobas die zuversichtliche Hoffnung, daß Stabsarzt Dr. Feldmann derselben mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft begegnen wird, wie er es vor zwei Jahren in der Landschaft Kiziba mit der Pest getan, deren Vordringen dank seinem energischen Einschreiten damals Einhalt geboten wurde. Herr Dr. Feldmann machte mir die überraschende Mitteilung, daß er in diesen Tagen bei eigens zu diesem Zweck in Kiziba angestellten zahlreichen Untersuchungen zu dem Resultat gelangt ist, daß 80—90 Prozent der Bevölkerung das Trypanosoma Ugandense aufweisen. Demnach wäre es sehr wenig wahrscheinlich, daß, wie bisher angenommen, Trypanosoma Ugandense der Erreger der Schlafkrankheit ist.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Zum Gedächtnis des berühmten Altertumsforschers Heinrich Schliemann, der von 1835 bis 1842 bei einer kaufmännischen Firma in Fürstenberg tätig war, soll in Fürstenberg eine Erinnerungstafel gestiftet werden. Diese Tafel, die das noch heute erhaltene Haus, in dem Schliemann das kaufmännische Gewerbe erlernte, schmücken wird, soll im Monat Juni enthüllt werden.

* Archäologisches. Prof. Rudolf Herzog aus Tübingen, der Leiter der Ausgrabungen auf Kos, hat dort eine für die Geschichte der Gallier wichtige griechische Inschrift entdeckt. Sie besagt: Gegen den Monat März 278 hatte die Stadt Kos erfahren, die Gallier seien im Dezember 279 vor Delphi zurückgeschlagen worden. Die Stadtbehörde faßte daher einen Beschluß, um die Freude über dieses Ereignis auszudrücken. Sie dankt Apollo, dem Gott der Stadt, der selbst erschienen, um sein Volk zu retten. Die Abgesandten von Kos brachten ihm einen Stier mit vergoldeten Hörnern zum Opfer, erboten seinen Schutz, damit er Wohlstand und Eintracht unter ihnen erhalte. Sie bitten ihn, immerwährendes Glück den Griechen zu gewähren, welche dem Tempel Hilfe gebracht. Weitere Opfer wurden Jupiter und der Viktoria gebracht. Der Opfertag soll ein Festtag sein, alle Einwohner sollen Kränze tragen. 400 Drachmen wurden für die Opfer in Delphi, 160 für diejenigen in Kos bewilligt. Außerdem wurde beschlossen, diese Anordnungen in eine Marmorstele einzugraben, die im Tempel zu Aesculap zu Kos aufgestellt wird. Diese Stele ist nun unverletzt gefunden worden.

* Preisausschreiben. Die Société de Linguistique de Paris wird nach Abtauf des Jahres einen Preis von 1000 Franken dem besten Druckwerk in französischer, lateinischer oder rumänischer Sprache erteilen, das über die Grammatik, den Wortschatz, die Entstehung, die Geschichte der romanischen Sprachen im allgemeinen und, was vorzugsweise gewünscht wird, der rumänischen im besonderen zwischen dem 1. Januar 1899 und dem 31. Dezember 1903. Des Verfassers Volkszugehörigkeit tut nichts zur Sache. Die zum Bewerbe bestimmten Bücher müssen vor dem 1. Oktober 1904 mindestens in zwei Exemplaren an den Präsidenten der Société de Linguistique à la Sorbonne, Paris, eingeliefert und von einem Schreiben des Verfassers begleitet sein, welches dessen Absicht, sich um den Preis zu bewerben, erkennen läßt.

* Volksbibliothekswesen. Das kürzlich erschienene vierte Heft der Monatsschriften der Comenius-Gesellschaft enthält das Ergebnis einer Rundfrage, welche die Leitung der öffentlichen Bücherhalle zu Osnabrück bei ihren Besuchern über den Gewinn veranstaltet hat, den die Leser für ihr Leben und ihren Beruf durch die Benutzung der Bibliothek erzielt zu haben glauben. Die eingegangenen Antworten, meist von Handwerkern und Arbeitern herrührend, beweisen klar und deutlich, daß die Lesehallen dem übermäßigen Wirtshausbesuche erfolgreich Abbruch tun und der Fortbildung erhebliche Dienste leisten. Der Aufsatz wird von der Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft (Berlin-Charlottenburg, Berlinerstraße 22) auf Anfordern kostenlos überschickt.

oem. Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften feiert am 1. Juni d. J. im Beisein von Vertretern des Staates, der Provinz Schlesien, der Oberlausitz und anderer wissenschaftlicher Gesellschaften ihr 125jähriges Stiftungsfest. Die Gesellschaft, deren Bibliothek 70,000 Nummern zählt, gibt seit 1781 Zeitschriften, seit 1821 das Neue Lausitzische Magazin heraus.

*

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Der hiesige außerordentliche Professor Dr. Georg Landsberg erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Straßburg an Stelle des kürzlich verstorbenen Professors Georg Roth.

* Jena. Hier habilitierte sich heute in der medizinischen Fakultät Dr. Otto Pankow aus Feldberg mit einer Vorlesung über „Die Tubargravidität und ihre Behandlung".

hc. Leipzig. Der Professor der klassischen Philologie Geheimrat Dr. Justus Hermann Lipsius feiert am 9. Mai seinen 70. Geburtstag.

* In der Universitätskirche zu St. Pauli fand am Mittwoch ein feierlicher Trauerakt für den verstorbenen Anatomen Prof. Dr. Wilhelm His statt. Mit dem Rektor, den Dekanen und dem gesamten Lehrkörper der Universität war auch Kultusminister Dr. v. Seydewitz zu der Feier erschienen. Nach dem Prediger der reformierten Gemeinde Dr. Mehlhorn sprachen die Professoren Zweifel, Curschmann und Credner (Leipzig) sowie sein engerer Fachgenosse Waldeyer (Berlin). Vertreter auswärtiger Universitäten legten Kränze nieder. Dem Sarge folgte eine große Menge Leidtragender.

Digitized by Google

hc. Kiel. Der zweite Arzt an der Irrenanstalt in Frankfurt a. M. und frühere Privatdozent an der Kieler Universität Dr. med. Julius Raecke ist zum Oberarzt an der psychiatrischen und Nervenklinik der hiesigen Universität berufen worden.

* Wien. Als Privatdozenten sind an der hiesigen Universität Dr. Paul Moser für Kinderheilkunde und der Sekretär der Zentralanstalt für Meteorologie Dr. Joseph Valentin für Meteorologie zugelassen worden.

* Graz. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Paul Mathes für Geburtshilfe und Gynäkologie habilitiert.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Gustav Renner: Gedichte. Gesamtausg. Durchgesehen und vermehrt. Gr. Lichterfelde-Berlin 1904. 174 S. — Laurids Bruun: Die Krone. Roman. Stuttgart 1904. Axel Juncker. 212 S. — Fritz Oswald Bilse: Wahrheit. Drama in vier Akten. Berlin 1904. Gustav Schuhr. 136 S. — August Deppisch: Neufränkische Lieder und Weisen. Leipzig. Leo Woerl. 387 S. — Gljoh Uspenskij: Novellen. Deutsch von Georg Polonskij. (Internat. Novellenbibliothek. Bd. 11.) München. Dr. J. Marchlewski u. Co. 222 S. — Franz Neumann: Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. M. Titelbild, Faksimiles etc. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 461 S. — S. Jnschkewitsch: Die Parias. Erzählung aus dem Leben russischer Juden. München 1904. Dr. J. Marchlewski u. Co. 198 S. — E. Tschirikow: Die Juden. Schauspiel in 4 Aufzügen. Deutsch von Georg Polonskij. Ebenda 1904. 112 S. — K. Przerwa-Tetmajer: Melancholie. Deutsch von J. v. Immendorff. Ebenda 1904. 242 S. — Nach Steiermark! Jahrbuch des Landesverbandes für Fremdenverkehr. Nachweisung von Sommerstationen in Steiermark. M. Ill. Graz 1904. Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr. 312 S. — George Meredith: Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 328 S. — Dr. Hippolyt Walter v. Walthoffen: Das Weltproblem und der Weltprozeß. Gemeinverständl., naturwissensch. u. philos. Studien. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 338 S. — A. W. H. Rotth: Vom Werden und Wesen der Maschine. Genesis der mechanischen Technik in allgemein verständlicher Darstellung. Motoren. Berlin. Alfred Schall. 304 S. — G. Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. (Aus Natur und Geisteswelt. 51.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 172 S. — G. Kulpe: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. 41.) Ebenda 1904. 117 S. — Dr. Ottokar Weber: 1848. Sechs Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt. 53.) Ebenda 1904. 138 S. — Prof. Dr. D. H. Freiherr v. Soden: Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. 6.) Ebenda 1904. 112 S. — W. Bruinier: Das deutsche Volkslied. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. 7.) Ebenda 1904. 155 S. — Diedrich Bischoff: Die Logenarbeit und das Reich Gottes. Betrachtungen über die religiös-sittliche Erziehungsaufgabe der Freimaurerlogen. Leipzig 1904. Max Hesse. 116 S. — Max Schneiderreit: Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Berlin 1904. Ernst Hofmann u. Co. 267 S. — Oesterreichische Dichter zum 60. Geburtstage Detlev von Liliencrons. Herausgegeben von Adolph Donath. Wien. Karl Konegen. 260 S. — Karl Schirmeisen: Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten. Eine mythologisch-prähistorische Studie. Brunn 1904. Karl Winiker. 38 S. — Dr. Karl Hirsch, Gerichtsassessor: Zur Kartellfrage. Jena 1904. Gustav Fischer. 32 S. — Jahrbuch der Erfindungen. 4. Jahrgang 1904. Wien-Leipzig-Teschen. Karl Prochaska. 279 S. — Emile Vorhaeren: Les Teodresses premières. Bruxelles 1904. Deman. 90 S. — Dr. Karl Wagner: Das Ungeld in den schwäbischen Städten bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer. 120 S. — Georg Heydner: Die Scheidung der Schüler nach ihrer Begabung. Ein Wort wider das Mannheimer Schulsystem Dr. Sickingers. Nürnberg 1904. Fr. Korn. 15 S. — Dr. Berthold Sebulze: Neue Studien über Heinrich v. Kleist. Heidelberg 1904. Karl Winter. 92 S. — Friedrich Theodor Vischer: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlags-Anstalt. 540 S. — Thomas Dixon: Weiss und Schwarz. Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1865—1900). Moochen (1904). Friedrich Rothbarth. 475 S. — Paul Brulat: Ein Paria (La Gangue). Autoris. Uebersetzung von Wilhelm Thal. Ebenda. 244 S. — Dr. Karl Alt, Privatdozent zu Darmstadt: Schiller und die Brüder Schlegel. Weimar 1904. Herm. Böhlaus Nachf. 130 S. — Dr. Hans Schwaigboler: Die Grundlagen der Preisbildung im elektrischen Nachrichten-Verkehr. München 1902. J. Lindauer (Schöpping). 158 S. — Adolf Bokk: Ranken. Gedichte. 3., vorm. Aufl. Wien u. Leipzig. A. Hartleben. 184 S. — Alois Riehl: Hermann v. Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant. Berlin 1904. Reuther u. Reichard. 48 S. — Dr. Ernst Troeltsch, Prof. der Theologie in Heidelberg: Das Historische in Kants Religionsphilosophie. Zugleich ein Beitrag zu den Untersuchungen über Kants Philosophie der Geschichte. Ebenda 1904. 134 S. — D. Dr. Hainrich Julius Holtzmann, Prof. der Theologie in Strassburg: Die Entstehung des Neuen Testaments. Vortrag. Strassburg 1904. Ed. van Hauten. 32 S. — Gegen den Alkohol! Gemeinverständliche Aufsätze von Dr. Otto Juliusburger. M. e. Vorwort von Prof. Dr. A. Forel. Berlin 1904. Franz Wunder. 83 S. — Elli Ebeling: Das Lied vom Leid. Novellen. Dresden 1904. E. Pierson. 127 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin

Cotta'sche Handbibliothek

Neue Serie soeben erschienen:

	m. Pf.
Berthold Auerbach, Edelweiss	1.—
Gebunden	1.50
Rudolf Baumbach, Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen	—.25
Friedrich Hebbel, Judith. Mit Einleitung v. Rich. Specht	—.25
—„— **Maria Magdalene.** Mit Einleitung v. Rich. Specht	—.20
—„— **Mutter und Kind.** Ein Gedicht in 7 Gesängen. Mit Einleitung von Rich. Specht	—.25
Gottfried Keller, Pankraz der Schmoller	—.30
Molière, Die gelehrten Frauen. Zu deutscher Übertragung von Ludwig Fulda	—.30
Betty Paoli, Ausgewählte Gedichte. Mit Einleitung von Marie von Ebner-Eschenbach	—.40
Gebunden	—.90
Schiller, Maria Stuart. Mit Einleitung v. Karl Goedeke	—.25
Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena Kleine philos. Schriften. 4 Bände	3.—
In 2 Doppelbände gebunden	4.40
Adolf Wilbrandt, Novellen aus der Heimat. (Der Lotsenkommandeur. — Der Gast vom Abendstern. — Am heiligen Damm. — Der Mitschuldige)	—.90
Gebunden	1.40

Neuestes Verzeichnis gratis

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen

(7121)

Jahrgang 1904. München, Montag, 9. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Anzeigen in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts. I. Von Gustav Beckmann.

Zur Höhlenkunde. Von S. Günther.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

II. Bücher und Zeitschriften.

Frankfurter Mundart.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai. — Wärmestrahlung des Radiums. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts.*)

Von Gustav Beckmann.

I.

Handel und Gewerbe als Schöpfer spezifisch städtischen Wesens, als Begründer bürgerlichen Reichtums und damit jener hohen materiellen und geistigen Kultur um die Wende von Mittelalter und Neuzeit: das sind derart zum Gemeingut gewordene Vorstellungen, daß man in der Regel sich gar nicht der Mühe unterzieht, jene Zusammenhänge in die Einzelvorgänge, die sie erst schaffen, aufzulösen und dadurch dem Verständnis ihres Werdens näher zu kommen. Wer aber dennoch in die Tiefe zu dringen sucht, dürfte etwa folgenden Prozeß sich abspielen sehen.

Handel und Gewerbe haben städteschaffende Kraft, bedürfen aber zu deren Auswirkung gewisser Voraussetzungen. Wo diese fehlen, bleibt jene Kraft gebunden: Beweis sind die Zeiten und Länder, die es trotz eines gewissen Maßes von Handel und Gewerbe nicht zu einer städtischen Kultur gebracht haben. Welches aber sind jene Voraussetzungen? Die Antwort lautet: bis auf einen gewissen Grad gesteigerte Bedürfnisse, wie sie in den Ländern germanischer Rasse zuerst durch die staatliche und kirchliche Organisation hervorgerufen sind. Diese Organisation schuf eine stets größer werdende Zahl von Mittelpunkten, an denen sich einerseits zuerst in größerem Umfange eine soziale Differenzierung geltend machte, d. h. eine Kategorie von Menschen entstand, die nicht mehr für sich selbst Produzenten sein konnten, andererseits eine periodisch wiederkehrende Ansammlung von Menschen stattfand, die für die Aufnahme von Produkten eine ganz andere psychische Disposition entgegenbrachte, als zuvor dieselbe Zahl von Menschen in ihrer Vereinzelung. Die Bedürfnisse, die durch beide Ursachen geweckt wurden, schufen sich in Handel und Gewerbe die Organe zu ihrer Befriedigung. Zunächst mögen dabei diese Funktionen von Handel und Gewerbe sich ziemlich regellos betätigt haben; gar bald aber mußte sich bei allen Beteiligten, bei Käufern und Verkäufern und nicht zuletzt bei den eine neue Quelle finanzieller Einnahmen erschließenden fiskalischen Stellen, der Wunsch nach Ordnung und Regelung geltend machen. Es entstanden in unmittelbarer Nachbarschaft jener Mittelpunkte staatlicher und kirchlicher Organisation die Märkte. Händler und Handwerker — in den Marktverleihungsurkunden mit dem Kollektivnamen „mercatores“ bezeichnet — haben diese Märkte, zunächst ohne jede berufliche Gliederung, bevölkert. Mit der Zeit aber entstand eine solche Gliederung: die eigentlichen Gewerbe sonderten sich aus — die Zunft ist im Entstehen — und aus den Kreisen der Händler hoben sich die heraus, die durch Glück und Tatkraft es zu einem über den Durchschnitt hinausgehenden Wohlstand gebracht hatten und die zugleich diejenigen waren, die den Fremdkaufmann aus seiner bisherigen herrschenden Stellung verdrängten und ihrerseits in die Beteiligung an dem internationalen Handel eintraten. Zum Teil bildeten diese letzteren, zuweilen vielleicht allein, zuweilen mit anderen Elementen der Stadt, die inzwischen durch das Zusammenwachsen jener staatlichen und kirchlichen Mittelpunkte mit den neben ihnen gegründeten Märkten entstanden war, das städtische Patriziat. Und diese Elemente, natürlich immer wieder im Laufe der Jahrhunderte aus den tieferen Schichten, und nicht nur aus den Kreisen kaufmännischer, sondern nicht selten auch aus denen gewerblicher Betätigung, ergänzt und verjüngt, sind dann in der Blüte des Mittelalters die Träger jenes durch stets vergrößerten Handelsbetrieb gewonnenen Reichtums gewesen, der in diesen Jahrhunderten höchstgesteigerter bürgerlicher Kultur so sichtbar hervortritt.

So ungefähr hätte man bis vor kurzem die Ergebnisse der städte- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen über den Zusammenhang von Handel und Gewerbe mit städtischem Wesen und bürgerlichem Reichtum ganz kurz zusammenfassen dürfen.

Erst der allerjüngsten „Forschung“ blieb es vorbehalten, die Unrichtigkeit dieser scheinbar so natürlichen und doch, wie sich nun in so überraschender Weise herausstellt, jeder tieferen Begründung entbehrenden Auffassung zu erkennen und den Beweis zu erbringen, daß alle die Gelehrten, die jener Ansicht gehuldigt haben oder ihr noch huldigen, „den Dingen ebensowenig auf den Grund geschaut haben, wie die zeitgenössischen Schriftsteller, deren nichtssagende Redensarten sie ohne Prüfung nachgesprochen haben“: dem bekannten Breslauer Nationalökonomen Werner Sombart ist bei einem kecken Ritt aufs Gebiet der Historie die überraschende Entdeckung gelungen, daß von dem märktebesuchenden Händler der Frühzeit des Mittelalters keine Brücke führt zu dem großen Kaufmann an seinem Ausgang. Begreiflich, wenn, wie Sombart nachweisen zu können glaubt, der Handel der Frühzeit gar nicht die Kraft und auch nicht den Zweck gehabt hat, Kapital, Reichtum zu schaffen. Wenn dennoch am Ausgang des Mittelalters ein bedeutender Handel besteht, in den große Kapitalien investiert sind und der Reichtum zu erzeugen vermag, so muß der auf anderer Grundlage beruhen. Und diese

*) Vorliegende Abhandlung ist bis auf wenige Sätze Ende Juli 1903 niedergeschrieben und Anfang Januar 1904 der Redaktion zum Druck eingereicht.

Grundlage ist sozusagen agrarischer Natur. Der Ueberschuß der Bodenerträgnisse städtischer und ländlicher Grundbesitzer wird hier früher, dort später zunächst gelegentlich, wenn gerade eine günstige Aussicht auf Gewinn sich bot, dem Handel zugeführt: der Grundbesitzer wird Kaufmann zunächst im Nebenamt, bis er ein Jahrhundert später in dem bisherigen Nebenamt seinen eigentlichen Beruf erkannt hat.

Zu dieser neuen Ansicht ist Sombart gelangt im Verlauf seiner Forschungen über das Wesen und die Bedeutung des „modernen Kapitalismus“.[1]) Als Angehöriger eines historisch gerichteten Zeitalters fühlte er natürlich das Bedürfnis, auch auf die Ursachen, auf die Anfänge der Erscheinung des Kapitalismus sein Augenmerk zu richten. Er suchte daher die Wurzeln der großen Vermögen aufzudecken, die um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts so augenfällig hervortreten und für ihn den Beginn der frühkapitalistischen Periode (im Gegensatz zur hochkapitalistischen seit etwa 1850) anzeigen. Er geht in einer Reihe von Untersuchungen die einzelnen, hier nicht näher zu bezeichnenden Möglichkeiten durch, durch die jene Vermögen entstanden sein könnten, und kommt zu dem Schluß, sie alle verwerfen zu müssen, da immer schon ein gewisses, nicht zu unbedeutendes Grundkapital vorhanden gewesen sein muß, um an die Ausnützung jener Möglichkeiten denken zu können. Es bleibt ihm nur eine Möglichkeit übrig: die angehäuften Erträgnisse des Grundbesitzes, die akkumulierte Grundrente. Erst indem sie den anderen Möglichkeiten zugeführt wird, werden auch diese für die Schaffung großer Vermögen fruchtbar.

Eine der Möglichkeiten, die, wie oben angedeutet wurde, nach der gemeinen Meinung die Handhabe für Bildung von Reichtum bieten müßte, die aber von Sombart trotzdem verworfen wird, ist der berufsmäßige Handel des Mittelalters bis ins 15. Jahrhundert.

Nur mit ihm und der neuen Beleuchtung, in der Sombart ihn uns erscheinen läßt, haben wir es im folgenden zu tun; und von vornherein möchte ich mich dabei gegen den Vorwurf verwahren, daß ich einen winzigen Abschnitt des umfangreichen Werkes herausgriffe und mit der Kritik dieses Teiles den Stab über das Ganze bräche: Sombart selbst hat das Urteil der Historiker über seine neue Theorie vom Entstehen der großen Vermögen des ausgehenden Mittelalters herbeigewünscht,[2]) und es kann der großen Bedeutung seines Werkes wenig Abbruch tun, wenn diese Theorie sich als unbegründet erweisen sollte. Andererseits aber muß gegen den Versuch Sombarts protestiert werden, diesen geschichtlichen Abschnitt über die „vorkapitalistische“ Wirtschaft des Mittelalters als gleichgültig hinzustellen, als die „Folie“, wie er sich auf dem Historikertage in Heidelberg ausdrückte, auf der sich seine Schilderung des „kapitalistischen“ Zeitalters um so wirksamer abheben sollte. Nicht um eine bloße Folie handelt es sich, sondern um die letzten Ursachen, und das ist ein wesentlicher Unterschied. Sombart selbst hat dem ersten Bande seines Werkes den Titel „Genesis des Kapitalismus“ gegeben.

Der Grund, weshalb dem berufsmäßigen Handel des Mittelalters die kapitalbildende Kraft abgesprochen werden muß, ist nach Sombart sein handwerksmäßiger Charakter: in der Ueberschrift des betreffenden Abschnittes heißt es entsprechend „Handel als Handwerk“. Dieser handwerksmäßige Charakter tritt in verschiedenen Erscheinungen deutlich zutage. Erstens in der quantitativen Geringfügigkeit dieses Handels, die bewiesen wird durch die geringe Höhe der Umsätze, durch die große Zahl der an den Umsätzen beteiligten Händler, durch die Kleinheit der kaufmännischen Vermögen, durch die Winzigkeit der Schiffe. Sodann in den technischen und rechtlichen Organisationsformen des mittelalterlichen Handels: den geringen Fortschritten in der Rechenkunst, den Mängeln der Buchführung, dem Zustand des Maß- und Gewichtswesens einerseits, dem korporativen Charakter, der geringen Ausbildung des Kreditwesens andererseits. Drittens und vor allem in dem Prinzip, der Zwecksetzung der handeltreibenden Elemente, die nicht auf Erwerb von Kapital, von Reichtum um seiner selbst willen, sondern nur auf die Beschaffung des nötigen Unterhalts für standesgemäße Lebensführung ging.

Im folgenden soll versucht werden, diese Beweise Sombarts für den handwerksmäßigen Charakter des mittelalterlichen Handels auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Wenn Sombart die quantitative Geringfügigkeit des mittelalterlichen Handels und seiner Umsätze so stark betont, ihr Beweiskraft zuschreibt, so macht er sich, scheint mir, eines merkwürdigen Denkfehlers schuldig: denn ganz deutlich geht er dabei stets von einem Vergleich mit dem Umfang des neuzeitlichen Handels aus. Und doch wäre natürlich nicht dieser das richtige Vergleichsobjekt, sondern die Größe der Bevölkerung im Mittelalter und das Quantum an Bedürfnissen, für das diese Bevölkerung Befriedigung suchte. Ein Vergleich, der allerdings bei dem Stande des historischen Materials nie wird durchgeführt werden können. Aber nur wenn er möglich wäre und wenn hinzukäme ein Vergleich mit dem Verhältnis, in dem in unseren Tagen der Umfang des Handels zur Zahl der Bevölkerung stünde, erst dann wäre es auch möglich, zu entscheiden, ob der mittelalterliche Handel nicht nur relativ, d. h. an dem modernen Handel gemessen, sondern auch absolut von geringem Umfang gewesen sei. Was heißt in diesem Falle gering? Ist es nicht leicht denkbar, vielleicht sogar sehr wahrscheinlich, daß kommenden Generationen die uns so erstaunlich scheinende Ausdehnung des modernen Handels als lächerlich klein und unbedeutend erscheinen wird? Und wird man daher nicht bis auf weiteres ruhig annehmen dürfen, daß der mittelalterliche Handel für die mittelalterliche Bevölkerung dieselbe Bedeutung gehabt habe wie der gegenwärtige für uns? Mit diesem einen Einwand erledigen sich eigentlich alle die Beweise, die Sombart für die Geringfügigkeit des mittelalterlichen Handels beibringt, abgesehen davon, daß, wie er selbst zugibt, das Material, auf das er seine Behauptung stützt, ein durchaus zufälliges und lückenhaftes ist. Nur auf einen dieser Beweise, die Kleinheit der mittelalterlichen Handelsschiffe, will ich daher noch mit einem Wort eingehen. Sombart verweist auf den geringen Tonnengehalt der hanseatischen Schiffe: ganz davon zu schweigen, daß zum Beispiel in den Statuten des Genuesischen Schiffahrts- und Kolonialamtes Schiffe von bei weitem größerer Tragkraft erwähnt werden,[3]) als Sombart angibt, so ist doch auch noch ein anderer, von ihm außer acht gelassener Punkt zu erwägen: die Zahl der jeweilig in den Dienst von Handelsunternehmungen gestellten Schiffe, eine Zahl, die oft merkwürdig groß ist, so daß ein geringer Tonnengehalt des einzelnen Schiffes durch die größere Anzahl der Schiffe bis zu gewissem Grade ausgeglichen werden konnte.

Weitere von Sombart ins Feld geführte Beweise für den handwerksmäßigen Charakter des mittelalterlichen Handels sind dessen technische und rechtliche Organisationsformen. Dagegen ist zunächst zu bemerken: daß mangelhafte Ausbildung der Buchführung oder unentwickelte Zustände im Maß- und Gewichtswesen der Ausgestaltung des Handels im modernen Sinne schwere Hindernisse entgegenstellen, ist klar, aber ebenso klar ist es, daß sie Handelsgewinn und unter Umständen beträchtlichen Handelsgewinn nicht unmöglich machten: Sombart selbst führt ja im Verlaufe seiner Beweisführung an, daß schon im 14. Jahrhundert, wo noch ganz dieselben Rückständigkeiten herrschten, seine „Gelegenheitshändler“ (auf die wir noch

[1]) W. Sombart: Der moderne Kapitalismus. Bd. 1—2. Leipzig 1902. Duncker u. Humblot.

[2]) Vgl. Bd. 1, S. 299.

[3]) Vgl. dazu: *Jal*, Glossaire nautique I, 401 s. v. „Cantarium“, wo Schiffe von 1500 Tonnenlast erwähnt werden. Jal macht dazu die Bemerkung: „Si l'on fait attention à la date du statut de Gazarie auquel nous empruntons ce passage, on reconnaitra que la marine du moyen âge n'en était pas réduite à de misérables et faibles barques, comme *l'ont écrit tant d'auteurs étrangers aux études* dont nous offrons les résultats dans ce Glossaire.

zurückkommen werden) Handel im großen Stil, d. h. gewinnbringenden Handel treiben konnten; und ferner: sollte ihm noch nie in unserer Zeit ein Kaufmann begegnet sein, dem die doppelte Buchführung ein undurchdringliches Geheimnis war und dem trotzdem die Anhäufung von Millionen aus Handelsgewinn geglückt ist? Mir kommt dieses Sombartsche Argument so vor, als wenn jemand den Satz aufstellen wollte: im Mittelalter habe es keine erfolgreiche Kriegführung geben können, weil man der Kriegsakademien und der Generalstäbe ermangelt habe, oder im Mittelalter sei keine große Architektur möglich gewesen, weil man keine technischen Hochschulen und keine Wissenschaft der Tektonik gekannt habe. Jede Zeit hat ihre eigenen Mittel, den Anforderungen, die an sie gestellt werden, gerecht zu werden.

Und was hat es schließlich mit dem gesellschaftlichen Charakter des mittelalterlichen Handels für eine Bewandtnis? Sind wir überhaupt in der Lage zu beurteilen, wie sich das Verhältnis von Handelsunternehmungen einzelner zu denen untereinander assoziierter Händler zahlenmäßig stellt? Ist es doch ohne weiteres klar, daß wir nur von letzteren unter Umständen schriftliche Kunde haben können, da sie zur Aufsetzung von Verträgen Anlaß gaben, während von den Unternehmungen der vielen Einzelnen kein niedergelegtes Wort der Nachwelt verkündet. Gleichwohl haben wir wenigstens an einer Stelle einen Fingerzeig: in den schon erwähnten Statuten des Gemeinschen Schiffahrts- und Kolonialamtes werden in den Bestimmungen über die Handelsschiffahrt zwei Fälle gesetzt: der eine, daß das Schiff nur einen Besitzer hat — und dieser Fall steht stets an erster Stelle —, der zweite, daß Partenbesitz an dem Schiffe stattfindet. Das ist nun gerade kein Argument, das für den vornehmlich korporativen Charakter der mittelalterlichen Handelsunternehmungen spricht.

Aber selbst zugegeben, alle die Erscheinungen, von denen wir soeben gesprochen haben, hätten die Bedeutung, die Sombart ihnen zuschreibt: daß trotz alledem der mittelalterliche Berufshandel mehr abwerfen konnte als nur den nötigen Lebensunterhalt, das zeigt, um nur ein Beispiel anzuführen, die Geschichte des Reichwerdens des trefflichen Augsburger Kaufmanns und Chronisten Burkard Zink. Das Einkommen, das ihm seine Beteiligung an der Handelsgesellschaft des Hans Menting einbrachte, 200 fl. im Jahre, war gewiß auch für die Mitte des 15. Jahrhunderts kein ausnehmend großes, und doch erzählt er selbst, daß er es „villeicht halb verzert habe",[4]) und das, trotzdem er das Haupt einer kinderreichen Familie war. Die Hälfte seines Handelsgewinnes erübrigte er im Jahre und konnte sie, wenn er wollte, in neuen Unternehmungen anlegen. Man denke sich dieses Verhältnis nur einige Generationen hindurch fortgesetzt: gehörte da die Anhäufung eines stattlichen Vermögens zu den Unmöglichkeiten?

Bisher handelte es sich um die Behauptung Sombarts, daß der mittelalterliche Handel nicht mehr als den nötigen Lebensunterhalt einbringen *konnte*. Eine viel wichtigere Rolle spielt in seiner Beweisführung die Behauptung, daß er es nach dem Willen der an ihm Beteiligten auch gar nicht *sollte*. Sombart betont, daß der Berufskaufmann des Mittelalters gleich dem Handwerker (bei dem es übrigens auch noch nicht so ausgemacht ist) des Erwerbstriebes, des kapitalistischen Geistes ermangelt habe, daß das wirtschaftliche Prinzip des mittelalterlichen Berufskaufmannes nicht der Erwerb von Vermögen, von Reichtum, sondern die Deckung seines Lebensbedarfes gewesen sei. „Daß dieser handwerksmäßige Geist des urwüchsigen Handels die selbstverständliche Seelenstimmung der langen Jahrhunderte des Mittelalters gewesen sei", findet nach ihm „seine Bestätigung in all den zahlreichen Buß- und Reformschriften, die bei Beginn der neuen Zeit aus dem Boden wuchsen". Sombart führt dann eine Reihe von Aussprüchen dieser Bußprediger von Heinrich von Langenstein bis auf Martin Luther an —, er hätte sich dabei durchaus nicht auf die „neue Zeit" zu beschränken brauchen, sondern konnte weiter zurückgehen, und zum Beispiel für das 13. Jahrhundert auf den hl. Franziskus und auf Berthold von Regensburg verweisen —, die bei unbefangener Benutzung jedoch nichts anderes aussagen, als daß damals genau so wie immer zwei Prinzipien *nebeneinander* zur Geltung kamen, wenn man will, miteinander im Kampfe lagen, „deren eines die wirtschaftliche Tätigkeit als Mittel zur Bedarfsbefriedigung betrachten heißt, das andere die Erzeugung von Reichtum zum Selbstzweck macht", jenes vertreten von Buß- und Reformpredigern und Moralverbesserern, dieses wirksam in den Kindern dieser Welt und vor allem natürlich im Handelsstande. Auch hier wiederum stoßen wir in der Beweisführung Sombarts auf einen merkwürdigen Denkfehler. Er selbst hat in der Einleitung[5]) seines Werkes bei der Klarlegung dieser beiden Prinzipien darauf hingewiesen, wie „die Bußpredigten aller großen Männer der neuen Zeit von Luther an bis zu Sismondi, Carlyle, Treitschke herüber die Gegensätzlichkeit der beiden Prinzipien betonen". Die Gegensätzlichkeit gewiß, aber auch die *zeitliche Ausschließung* des einen durch das andere, die Sombart glauben machen will? Und sind denn die Stimmen dieser Bußprediger anders zu deuten, als die der Bußprediger des Mittelalters? Wenn letztere beweisen sollen, daß das Prinzip der Bedarfsbefriedigung und nicht das der Kapitalerzeugung der allgemeinen Seelenstimmung jener Zeiten entsprochen, den Kaufmannsstand des Mittelalters beherrscht habe, dann müssen doch erstere für die Neuzeit denselben Beweis erbringen; wenn aber die Sismondi, Carlyle, Treitschke nur für die Gegensätzlichkeit beider Prinzipien zeugen sollen, dann dürfen auch Heinrich von Langenstein, der Verfasser der „Reformation Kaiser Sigmunds" u. a. m. nicht mit anderem Maße gemessen werden. In Wirklichkeit beweisen diese Stimmen des Mittelalters denn auch nichts anderes, als daß auch damals das Streben nach Gewinn den Kaufmann beherrschte, und daß es Kreise gab, die, wie das stets der Fall sein wird, in diesem Streben etwas Unmoralisches erblickten und ein Ideal des Kaufmanns aufstellten, dessen Verkörperung man in der Wirklichkeit vergebens gesucht hätte.

In der Tat lassen sich denn auch schon aus dem frühen Mittelalter Belege genug dafür beibringen, daß nach der Meinung der Zeitgenossen wenigstens auch damals der Kaufmann von derselben auri sacra fames beherrscht war wie in der „neuen Zeit". Liudprand von Cremona berichtet im 10. Jahrhundert von den Kaufleuten von Verdun, daß sie „des gewaltigen Gewinnes wegen" Eunuchen nach Spanien zu verkaufen pflegten; Alpert von Metz tadelt — und erklärt — zu Beginn des 11. Jahrhunderts an den Bewohnern der Stadt Tiel ihr Hangen am Gelde mit den Worten: „quia mercatores erant"; Jakob von Vitry und andere zeitgenössische Schriftsteller klagen im 13. Jahrhundert über die „insatiabilis avaritia" der Genuesen, Pisaner und Veneter in Syrien; Günther von Paris spricht in seinem Bericht über den vierten Kreuzzug von der Geldgier der Venezianer; Thomas von Aquino kennzeichnet in seiner Schrift „über das Regiment der Fürsten" das Streben der Kaufleute als die Sucht nach Gewinn und tadelt sie als Verbreiter des Eigennutzes; Bonaventura, der Biograph des heiligen Franziskus, sagt in der Schilderung der Jugend seines Helden, daß dieser, trotzdem er *zu gewinnbringenden Handelsgeschäften* bestimmt war, doch nicht unter *habgierigen Kaufleuten*, obgleich dem Gewinn geneigt, auf *Geld und Schätze* gehofft habe; und mannigfach ließen sich diese Beispiele vermehren. Zum mindesten zeigen sie, daß auch in diesem Zeitalter des „handwerksmäßigen Handels" die Sucht nach dem Gelde nicht etwa nur latent vorhanden gewesen ist, und daß es nicht erst des „Erwachens des Erwerbstriebes" um die Wende des 15. und 16. Jahrhun-

4) Vgl. Deutsche Städtechroniken 5, 134.

5) Vgl. Bd. 1, S. 61.

derts bedurfte, um sie aus diesem latenten Zustande zu ungehemmter Wirksamkeit zu erwecken.

Und ist es denn überhaupt richtig, gewisse Grundtriebe und -leidenschaften der Menschen, zu denen auch der Erwerbstrieb zu zählen ist, chronologisch festlegen, sie dem einen Jahrhundert zuweisen, dem anderen absprechen zu wollen? Mir scheint es ein weit verbreiteter Fehler historischer Betrachtung zu sein, aus lauter Vertiefung in den Menschen des 10., 15., 19. Jahrhunderts u. s. w. den Menschen aller Jahrhunderte außer acht zu lassen, d. h. nicht streng zu scheiden zwischen den in ihrer Wesenheit unveränderlichen Grundtrieben der menschlichen Seele und den veränderlichen Formen, in denen sie sich in den verschiedenen Zeitaltern äußern.

Schon diese Betrachtungen dürften hinreichen, um uns zu einem ablehnenden Verhalten gegenüber der Schilderung zu veranlassen, die Sombart vom Wirken und Streben, vom Charakter und von der Bedeutung des mittelalterlichen Berufskaufmannes entwirft. Doch stellen wir noch eine weitere Erwägung an! Wir kennen eine Reihe großer politischer Aktionen, zum Teil schon des früheren Mittelalters, die nur in der Geltendmachung von Handelsinteressen ihre Begründung finden. Auch Sombart wird nicht in Abrede stellen wollen, daß es ein Sieg kaufmännischen Geistes war, der durch den Vertrag von 1082 zuerst das griechische Reich dem freien Handel Venedigs eröffnete, daß die Rücksicht auf den venezianischen Handel die Ursache war, wenn die Republik vom 12. Jahrhundert an alle Konkurrenten an den Küsten der Adria niederzwang und zur Anerkennung des Stapelrechtes Venedigs nötigte. Und dieselbe politische, aus kaufmännischen Interessen hervorgegangene Betätigung zeigt uns die Geschichte Genuas und Pisas. Beide Mächte wußten sich bekanntlich schon im 12. Jahrhundert an der italienischen Küste des Tyrrhenischen Meeres geschlossene Herrschaftsgebiete zu schaffen, von denen das Pisanische von Civitavecchia bis Porto Venere, das Genuesische von Porto Venere bis Monaco reichte, und in denen beide Städte eine ähnliche Handelsvorherrschaft einnahmen wie Venedig an einem großen Teil der Adriaküste. Oder denken wir an das Vorgehen der deutschen Städte im Rheinischen Bunde von 1254! Ruhe und Sicherheit im Lande, Abwehr der gewalttätigen Zollpolitik der Fürsten waren die Absichten, auf die der Bund hinzielte, Handelsinteressen also die Ursache, die zu einer politischen Betätigung großen Stiles führte. Und dergleichen Beispiele ließen sich noch ungezählte anführen: die ganze Geschichte so mancher Städte, vor allem der italienischen und der hanseatischen, ist ja nichts anderes als eine fortgesetzte Anstrengung zugunsten ihres Handels. Ist es nun „handwerksmäßiger Geist", der aus solcher Politik spricht? Haben jene kleinen Krämer, jene Packenträger, die nach Sombart bis weit ins Mittelalter hinein den Kaufmannsstand ausmachen und die sich nach ihm höchstens mit den Händlern vergleichen lassen, wie man ihnen heute auf den Jahrmärkten von Konitz und Krotoschin zu begegnen pflegt, haben diese Existenzen solchen Einfluß geltend machen können, daß die patrizischen Häupter jener Städte in so weitausschauender Weise ihre Interessen vertraten? Oder vertraten diese patrizischen Regierungen durch diese ihre Politik etwa ihre eigenen Interessen? Das ist, wenn man Sombarts Anschauung gelten läßt, nicht möglich. Denn nach Sombart war damals die Stunde ja noch nicht gekommen, in der die grundbesitzenden Patrizier der Städte den Ueberschuß ihrer Produktionserträgnisse, ihre „akkumulierte Grundrente" als Gelegenheitshändler dem Handel zuwandten. Das blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Doch selbst wäre es der Fall gewesen, ist es denkbar, daß das Interesse bloßer „Gelegenheitshändler" stark genug gewesen wäre, um großen Gemeinwesen die Richtung ihrer Politik vorzuschreiben? Oder denken wir an so manche hervorragende Bauten unserer deutschen Städte, die der Zeit vor dem angeblichen Beginn des patrizischen Handels entstammen, an so manche unserer gotischen Marktkirchen: sind es wiederum jene Packenträger, die diese Bauten errichtet haben? Aus welchen Mitteln denn? Sie gewannen mit ihrem Handel ja nicht mehr, als sie zum Leben gerade nötig hatten.

Zur Höhlenkunde.

Die Speläologie, um den von A. Martel geprägten Ausdruck zu gebrauchen, ist ein noch sehr jugendlicher Zweig der physischen Erdkunde. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entrissen zwei fränkische Gelehrte, Esper und Rosenmüller, die dunklen Hohlräume des ihnen zunächst gelegenen Kalkgebirges der abergläubischen Mystik, mit der bis dahin die meisten auf Oertlichkeiten geblickt hatten, die schon durch ihren Reichtum an Ueberbleibseln einer untergegangenen Lebewelt Grauen erregten. Nächstdem fing man auch für die Tropfsteingrotten, die übrigens schon Kircher und Leibniz der Beachtung empfohlen hatten, sich zu interessieren an. Aber erst seit ein paar Dezennien betreibt man die Höhlenforschung systematisch, wobei insbesondere das Beispiel von Markl und F. Kraus maßgebend geworden ist; die Literatur ist bereits stattlich angewachsen, und es gibt Lehrbücher und eine eigene Zeitschrift. Zunächst kommt es natürlich darauf an, von möglichst vielen Höhlen genaue Schilderungen und Vermessungen zu erhalten, was nichts weniger als eine leichte Arbeit ist, sondern an die geistigen und körperlichen Eigenschaften dessen, der auf diesem Gebiete zu wirken gedenkt, sehr hohe Anforderungen stellt. Dafür legt ein sehr kräftiges Zeugnis ab eine eben erschienene Schrift von Dr. Reisch[1], aus der man ersehen kann, was alles dazu gehört, ehe von einem einzigen derartigen Objekte mit Recht ausgesagt werden kann, es dürfe als durchforscht und bekannt angesehen werden.

Der Verfasser hat den Umstand, daß er als aktiver Offizier längere Zeit im kgl. 19. Infanterie-Regiment zu Erlangen diente, dazu benützt, sich mit den Merkwürdigkeiten der benachbarten Fränkischen Schweiz und vor allem mit deren Höhlen genau bekannt zu machen. Dabei trat ihm der Wunsch nahe, auch die einschlägigen geologischen Fragen näher zu studieren und insbesondere die Beziehungen zwischen Höhlen- und Talbildung zu ergründen. Zu dem Ende bedurfte es aber exakterer Pläne der einzelnen Grotten, als sie bis dahin vorlagen, und solche sich zu verschaffen, mußte sein nächstes Bestreben sein. Geodätisch gut vorgebildet, nahm er die außerordentlich weitschichtige Aufgabe in Angriff, von sämtlichen Höhlen, die seinem Arbeitsbereiche angehörten, topographische Aufnahmen zu machen; die Gehilfen dazu mußte er sich natürlich erst heranziehen, indem er seinen Burschen Deinlein in den notwendigen Manipulationen unterwies und einen in seinem Bataillon dienenden Techniker Reger für seine Absichten gewann. Bambusstäbe dienten zu den Längenmessungen, eine Ertelsche Bussole lieferte die Peilungen; dazu kam dann noch ein einfaches Nivellierinstrument und eine Garnitur zusammenzusteckender Bambusstäbe, um die Höhendimension, die bis zu 20 Meter anstieg, bestimmen zu können. Die Beleuchtung vermittelten Acetylenlampen. Die beiden Zwecke, welche der Verfasser anstrebte, bewirkten, daß seine Schrift in zwei scharf getrennte Teile zerfällt; der erste derselben ist theoretischen Inhalts, während der zweite die Ergebnisse der erwähnten Untersuchungen im Terrain behandelt. Wir ziehen es vor, hier in dieser Besprechung eine Umkehrung vorzunehmen, weil doch die theoretischen Erwägungen bis zu einem gewissen Grade von den Erfahrungen abhängen, welche der zweite Abschnitt vorführt.

Die mustergültig ausgeführten Tafeln enthalten die Vertikallängsschnitte durch sämtliche irgendwie bemerkenswerten Höhlen des nördlichen Fränkischen Jura. Wir nennen von ihnen, als allgemeiner bekannt, die Rosenmüllers-Höhle und die von dem Inspektor Wunder aus Erlangen 1772 entdeckte Wunders-Höhle aus der Umgebung von Muggendorf, die Zoolithen-Höhle und Espers-Höhle vom Hochplateau, die Sophien-Höhle und Maximilians-Grotte aus dem nordöstlichen Randgebiete, und die viel Eigenartiges bietende Kratteneer Höhle aus dem östlichen Annexe, für den der Name „Nürnberger Schweiz" üblich geworden ist. Von ihrer aller Wesen und Besonderheiten gewähren Beschreibung und Zeich-

[1] Die Höhlen der Fränkischen Schweiz und ihre Bedeutung für die Entstehung der dortigen Täler. Von Dr. phil. Adalbert Reisch, kgl. bayerischer Major a. D. Nürnberg 1904. Schragische Hofbuchhandlung. 22 Tafeln. gr. 80. Die Abhandlung lag der Universität Erlangen als Inauguraldissertation vor.

rung ein vollkommen klares Bild, so daß künftig jeder mit wissenschaftlichen Neigungen die Fränkische Schweiz durchwandernde Höhlenbesucher von vornherein über das unterrichtet ist, was er im Einzelfalle zu finden erwarten darf.

Ihrer Lage nach gehören sämtliche größere Höhlen dem ein höheres Stockwerk der Juraformation darstellenden „Frankendolomit“ an, während nur einige unbedeutendere Exemplare in den älteren Liasbildungen nachweisbar sind. Als allgemeines Bildungsgesetz kann das gelten, daß eine kräftige Erosion da eingesetzt hat, wo bereits vorhandene, auf tektonische Vorgänge zurückzuführende Zerklüftungen die Möglichkeit für chemische und mechanische Zerstörungsarbeit des im durchlässigen Kalkgesteine zirkulierenden Wassers geschaffen hatten. Herr Reischl unterscheidet zwei Haupttypen, die „Spaltenhöhlen“ und die — mit M. Schlossers „Kammerhöhlen“ wesentlich identischen — „Zerklüftungshöhlen“, zu welch letzteren beispielsweise die viel besuchte Gailenreuther Höhle zu zählen wäre. Mit der Höhlenbildung stehen auch häufig gewisse Veränderungen der Oberfläche in ursächlichem Zusammenhange: seichte, muldenartige Bodeneinsenkungen, Erdtrichter und tief gehende Löcher. Der hier gegebenen Definition und Etymologie des Wortes „Doline“ können wir uns allerdings nicht anschließen; diese Hohlkessel im Karste haben nichts, was an ein Loch erinnert, an sich, sind vielmehr dem südslavischen Karstbewohner ein Ersatz der ihm unbekannten wirklichen Täler (dólina, Diminutiv von dól, Tal). Dagegen wird mit Recht bemerkt, daß die Entstehung der Dolinen zwar gewiß nicht selten durch einen Deckeneinbruch zu erklären sei, daß jedoch sehr wohl auch Verwitterung und Oberflächen-Erosion die Aushöhlung bewirkt haben können. Die zylindrischen Hohlräume sind gewiß vielfach mit den sogenannten geologischen Orgeln in Parallele zu stellen. Das Innere der Grotten ist gewöhnlich ausgekleidet mit dem bekannten „Höhlenlehm“ und mit jenen oft großartig entwickelten Kalksintermassen, die als „Tropfsteine“ die Einförmigkeit des unterirdischen Dunkels so lebensvoll zu unterbrechen pflegen. Wenn der Verfasser die bekannten Versuche, das Alter von Stalaktiten und Stalagmiten zu berechnen, mit kritischem Auge betrachtet, befindet er sich unzweifelhaft in seinem Rechte, denn aus Adamis Beobachtungen erhellt z. B., daß sich Zapfen von ganz respektabler Größe in unglaublich kurzer Zeit zu bilden vermögen. Ohne Ventilation hält sich das Wachstum der Tropfsteine in engen Grenzen. Die Talbildung der Fränkischen Schweiz wurde dem Verfasser zufolge gleichfalls durch vorher entstandene Lithoklasen eingeleitet, und viele jetzige Täler sind nach dieser Hypothese erst durch ein Höhlenstadium hindurchgegangen, ehe durch Einsturz der Decken der Aktion des meteorischen und fluviotilen Wassers ihre volle Freiheit verstattet wurde. Beträgt doch nach den Aichungen des Verfassers die Menge von Gestein, welche alljährlich allein durch die Wiesent der Fränkischen Schweiz entzogen wird, so viel, daß man daraus einen Kalkwürfel von 35 Meter Seitenlänge formieren könnte.

Unser Bericht dürfte klargestellt haben, daß diese Schrift die fränkische Landeskunde mannigfach und nach verschiedenen Seiten hin gefördert hat. Sie zeigt insonderheit auch, daß sich dem Höhlenforscher selbst dann, wenn er nicht als Prähistoriker auftritt, genugsam lohnende Aufgaben eröffnen.

S. Günther.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Eine Lücke in unserem Stipendienwesen.

Wenn es ohne Zweifel ein geradezu verderblicher Irrtum ist, zu meinen, daß unsere Mittelschulen die Pflege nationaler Gesinnung ganz unmittelbar und als Selbstzweck zu betreiben hätten (? die Red.), so wäre es doch eine noch verfehltere Anschauung, zu glauben, sie dürften diesen Zweck nicht mittelbar und auch dann nicht verfolgen, wenn er mit anderen Interessen des Unterrichts zusammenfällt.

Mit diesem letzteren Irrtum hat es ohne Zweifel einen engen Zusammenhang, wenn zwar für Neu- und Altphilologen, sowie für eine Reihe anderer Fächer Stipendien bestehen, zum Teil sehr reichlich bemessene, durch die die betreffenden Lehramtskandidaten oder Lehrer in den Stand gesetzt sind, das Ausland zu bereisen und sich dort längere oder kürzere Zeit zu Studienzwecken aufzuhalten, durch die es ihnen ferner ermöglicht ist, allerhand Ferienkurse im Inlande mitzumachen, die der Vervollständigung ihrer beruflichen Ausbildung dienen, daß aber für die Lehrer der Geographie, der Geschichte und des Deutschen keine Unterstützungen, sei es staatlicher oder anderer Art, bestehen, durch die es ihnen ermöglicht wäre, ihr deutsches Vaterland in größeren und wenigstens 4—5wöchigen Reisen genauer kennen zu lernen und sich von seinen in historischer, kulturhistorischer, geographischer und ethnographischer Hinsicht wichtigsten Teilen eine eigene Anschauung zu verschaffen. Der Prozentsatz der Neuphilologen, die in London und Paris, der Altphilologen, die in Rom und Athen oder doch wenigstens in Italien zu Studienzwecken waren, und zwar mit staatlicher finanzieller Unterstützung, ist zum mindesten in Süddeutschland, zumal in Bayern, ohne Zweifel ein größerer als derer, die z. B. die östlichen Teile des Reiches, die deutsche Küste, Thüringen, Westfalen und den Niederrhein genauer nach Land und Leuten und nach ihren historischen und kulturhistorischen Merkwürdigkeiten kennen gelernt haben.

Es wird ebenso unmöglich sein, diese Tatsache zu bestreiten, wie zu leugnen, daß sie für den Betrieb des Unterrichts in der Geographie, dem Deutschen und der Geschichte dieselben Mängel zur Folge haben muß, zu deren Fernhaltung von anderen Lehrfächern man für diese Stipendien verteilt.

Und damit ist nun noch ein anderer Mißstand verbunden: Wie viel Gymnasial- und Reallehrer gibt es wohl in Bayern und entsprechend in den anderen deutschen Bundesstaaten, die einmal den Lehrbetrieb, Schuleinrichtung und dergleichen an einem anderen Gymnasium oder einer anderen Realschule als einer bayerischen kennen zu lernen Gelegenheit erhalten haben? Kaum einer oder der andere dürfte einmal über den Zaun hinausgeschaut haben, der ihn in dieser Beziehung von anderen deutschen Ländern trennt, und alle Anregung, die mit einer solchen Erweiterung des Horizonts für ihn verknüpft sein könnte, fällt dadurch für ihn weg. Der neu gegründete deutsche Oberlehrertag kann in dieser Beziehung manch Gutes wirken, aber doch nur in sehr beschränktem Umfang, und selbst an ihm sich zu beteiligen, fehlen den meisten die Mittel.

Der Einwand, daß die Inlandsreisen so viel billiger seien als die ins Ausland, daß für diesen Zweck keine Aufwendung von staatlichen Mitteln nötig sei und sich lohne, ist hinfällig. Auch zu dem an sich freilich im Vergleich zu Auslandsreisen viel geringeren Aufwand für Inlandsreisen fehlen den allermeisten höheren Lehrern die Mittel, und ebenso kann die Tatsache, daß hier durch kleine Aufwendungen für Stipendien schon sehr viel Gutes erreicht werden kann, den hier angeregten Gedanken nur empfehlen, nicht als gegenstandslos erscheinen lassen.

Möchten diese Gedanken, die wegen des nur in beschränktem Maße zu Gebote stehenden Raumes nur in allgemeiner Ausführung und ohne genaueres Eingehen auf das „Wie“ ausgesprochen werden konnten, in den maßgebenden Kreisen freundlich gewürdigt werden. Es würde damit dem Zweck der Vervollkommnung unseres Unterrichtswesens an den Mittelschulen ebenso gedient sein wie einem patriotischen Interesse im engeren und weiteren Sinne des Wortes. Und wenn die Sache nach ihrer finanziellen Seite für jetzt undurchführbar ist, so wird sie es doch nicht für immer bleiben.

S.

Bücher und Zeitschriften.

Frankfurter Mundart. — Karl Malß, dem Meister der Frankfurter Mundartdichtung, konnte nachgerühmt werden, daß er ein feines Ohr für alle Dialekte hatte und den Altegässer von dem Breitegässer unterscheiden konnte. Der Frankfurter Dialekt, selbst eine Abart des fränkischen, hatte früher eine ganze Reihe von Nuancen, die sich nach den verschiedenen Stadtteilen, ja Straßen von einander absonderten. Vor 50 Jahren war die Einwohnerzahl Frankfurts annähernd 60,000, heute ist sie über 300,000. Dieses

Wachstum ist ja allerdings zum Teil durch die „Eingemeindung" verschiedener umliegender Ortschaften veranlaßt, zur Hauptsache aber durch die natürlichen Ursachen, den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle und den Zuzug von außerhalb. Dieser bildet wohl den Hauptteil der Vermehrung, und da jetzt so viele „Fremde" in Frankfurt sind, so ist es wohl begreiflich, daß die Mundart manche ihrer Eigentümlichkeiten und namentlich ihre Vielgestaltigkeit etwas abgeschliffen hat. Deshalb erscheint der Versuch, den großen Wortschatz der Frankfurter und der Sachsenhäuser Mundart gesammelt aufzubewahren, sehr verdienstlich, und wir begrüßen den stattlichen, schön ausgestatteten Band „Die Frankfurter Mundart und ihre Literatur", in dem A. Askenasy die Ergebnisse langjähriger sorgfältiger Studien niedergelegt hat (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer 1904) mit großer Befriedigung. Der Verfasser hat 15,000 Seiten mundartlicher Literatur aufmerksam durchgelesen und er hat in seinem Buche außerordentlich reiches Material zusammengetragen, ohne natürlich auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können. Die Frankfurter Dialektdichter, von dem ältesten, Friedrich Karl Ludwig Textor, dem Verfasser des „Proreetor", bis zu zeitgenössischen, werden in chronologischer Uebersicht behandelt, wobei neben den allgemein bekannten Namen wie Malß, Sauerwein, Hallenstein, Friedrich Stolße — dieser findet eine besonders eingehende Bibliographie — auch die Verfasser kleiner Gelegenheitsgedichte angeführt werden. Auch Mundartliches bei Goethe und Anklänge an seine Frankfurter Jugendzeit in den Dichtungen werden berührt. Aus der Fülle charakteristischer Ausdrücke sind besonders die — oft liebevoll gemeinten — Schimpfworte erwähnenswert. Auch Redensarten „er mächt e Geicht wie e Dippe voll Deiwel", „Später werd's immer später" (von Max Wirth). Auf denfesselnden und erheiternden Inhalt kann man schon nach den Kapitelüberschriften schließen, wie „Redensarten, Geflügelte Worte, Aus der Kinderwelt, Zank und Streit, Schimpfworte, Essen, Pflanzen und Tiere, Senat und Bürgerschaft" u. s. w. Für eine neue Auflage, die sicher kommen wird, empfehlen wir die Aufnahme der Redensart „in die Riß (Rüsse) gehn" (seinem Ende entgegengehen). Ein früher sehr häufig angewandtes Wort „Schneckedänzche" ist jetzt nicht mehr viel im Gebrauch, es bedeutet Ausflüchte. Aus dem Revolutionsjahr 1848 ist das Verslein wohl manchem noch in der Erinnerung:

Kaaft err welsche Hahne,
Drei Batze kost des Stick,
Sie sitze in de Mahne
Und kreische Republik.

Was dies eigentlich bedeutet, ist uns zu enträtseln nicht gelungen, unter „welsche Hahne" ist wohl der gallische Hahn verstanden, da ja die republikanischen Ideen von Frankreich aus ihren Weg machten. Die dem Hebräischen entlehnten Ausdrücke betrachtet Askenasy nicht als Frankfurter Eigentümlichkeit, wenn sie auch anderswo nicht in so großer Anzahl vom Volke gebraucht werden mögen. Ob „mies" (häßlich, unangenehm) auch anderwärts so viel angewandt wird wie in Frankfurt, können wir nicht genau feststellen. Ueberhaupt wird es bei manchen Worten, die wir in der Zusammenstellung Askenasys finden, nicht leicht sein, eine bestimmte Ansicht darüber zu äußern, ob es sich um einen Frankfurter Dialektausdruck handelt oder um einen weiter verbreiteten. Zu Schmuß gehört noch die merkwürdige Form „Schmuss prientes" (pour rien dire) nichtssagende Redensarten.

In Summa ist die Sammlung schon heute ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte, eine Quelle der Belehrung und des Ergötzens, und sie wird noch an Wert gewinnen, wenn dem Wunsche des bescheidenen Verfassers, ihn auf notwendige Ergänzungen aufmerksam zu machen, in recht ausgiebigem Maße entsprochen worden sein wird.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai

(gültig für die Mitte des Monats nach 10 Uhr abends).

Der nächtliche Sternhimmel erhält durch das Heraufrücken einer Reihe von glänzenden Sternbildern allmählich wieder ein lebhafteres Gepräge. Die Milchstraße umsäumt auch im Monat Mai noch den Horizont vom Nordwest- bis zum Ostpunkt, ohne in größere Höhe emporzusteigen, so daß sie nach wie vor nur in dunklen Nächten wahrgenommen werden kann. Tief im Nordwesten steht das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella, weiter gegen Westen neigen sich die Sternbilder der Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux und des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prolyon dem Untergange zu. Die Sternbilder des Kleinen und des Großen Löwen stehen im Westen noch ziemlich hoch. Zwischen dem Großen Löwen — in welchem wir den Stern erster Größe Regulus erblicken — und den Zwillingen ist das Sternbild des Krebses mit dem mit freiem Auge erkennbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe) wahrzunehmen. Nördlich vom Kleinen Löwen steht der Große Bär, dessen äußerster Schwanzstern (η Ursae majoris) ganz wenig nördlich vom Scheitelpunkt durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den Jagdhunden, die südlich vom Großen Bären kulminieren. Etwas südwestlich von den Jagdhunden ist das Haupthaar der Berenike zu bemerken.

Im Süden hat das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica bereits die Mittagslinie passiert. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard; etwas höher stehen daselbst die Sternbilder des Bechers und des Raben. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Skorpions mit dem schönen, rötlich funkelnden Stern Antares (Gegenares = Gegenmars) eben aufgegangen. Zwischen dem Skorpion und der Jungfrau ist das Sternbild der Wage zu bemerken. Oberhalb des Skorpions glänzen im Südosten die Sternbilder des Schlangenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Herkules mit seinem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; zwischen ihm und den Jagdhunden bemerken wir das prägnante Sternbild des Bootes mit dem Stern erster Größe Arkturus. Im Nordosten erblicken wir innerhalb und südlich der Milchstraße die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit Deneb und des Adlers mit dem hellen Atair, der eben aufgegangen ist.

Hoch im Norden steht das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, ferner der Drache und die Giraffe; in geringer Höhe sind daselbst die Sternbilder der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus, der Eidechse und der Andromeda wahrzunehmen.

Die Sonne kulminiert in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe für die geographische Breite von München 57°, am Ende desselben nahezu 64°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlaufe des Monats rund um 130,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31′ 44.4″ auf 31′ 32.3″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang		Untergang	
1.	4 h 58 m	früh	7 h 23 m	abends
8.	4 47	„	7 33	„
15.	4 38	„	7 42	„
22.	4 29	„	7 51	„
29.	4 23	„	7 58	„
31.	4 21	„	8 0	„

Die Länge des Tages nimmt hiernach während des Monats Mai um 1 Stunde 14 Minuten zu, sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 39 Minuten. Die Zunahme verteilt sich, wie man der obigen Tabelle entnimmt, auf die Morgen- und Abendstunden völlig gleichmäßig.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

7. Mai	1 h	nachm.	Letztes Viertel
8. „	5	nachm.	Erdferne (54,490 Meilen)
15. „	12	mittags	Neumond
22. „	11	vorm.	Erstes Viertel
22. „	11	nachts	Erdnähe (49,840 Meilen)
29. „	10	vorm.	Vollmond

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	9h	18m	abends	6h	10m	früh
8.	1	41	nachts	12	22	mittags
15.	4	59	früh	7	41	abends
22.	11	44	vorm.	12	49	nachts
29.	8	0	abends	4	45	früh
31.	9	47	nachts	6	20	früh

Am 12. Mai, gegen 2 Uhr nachmittags, findet eine Bedeckung des Planeten Jupiter durch den Mond statt, die jedoch nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar sein wird.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten werden sich auch im Monat Mai noch nicht wesentlich günstiger gestalten, als im Vormonat.

Merkur kommt in der Nacht vom 9. auf 10. Mai in Konjunktion mit dem Planeten Mars zu stehen, am 11. Mai geht er durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, am 13. Mai kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Am 21. Mai passiert der schnellbewegte Planet die Sonnenferne (das Aphelium) seiner Bahn, am 22. endlich kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Venus zu stehen. Merkur geht während der ersten Maiwoche durchschnittlich erst 1¼ Stunden nach der Sonne unter und ist daher während dieser Zeit, relativ hoch am westlichen Himmel, als Abendstern gut sichtbar. Er nähert sich dann rasch der Sonne und verschwindet in ihren Strahlen, um erst zu Ende des Monats als Morgenstern tief am östlichen Himmel wieder aufzutauchen. Venus geht im Monatsdurchschnitt rund 40 Minuten vor der Sonne auf, ist also, praktisch genommen, während des ganzen Monats für das freie Auge unsichtbar.

Mars, der am 30. Mai in Konjunktion mit der Sonne zu stehen kommt, geht, besonders in der zweiten Hälfte des Monats, sehr nahe gleichzeitig mit dieser auf und unter und bleibt deshalb während des ganzen Monats unsichtbar.

Jupiter geht im Monatsdurchschnitt 1⅓ Stunden vor der Sonne auf, so daß er in der Morgendämmerung in mäßiger Höhe über dem östlichen Horizont als überaus hellstrahlendes Gestirn wahrzunehmen ist.

Saturn kommt am 7. Mai in Konjunktion mit dem Monde, am 11. Mai in Quadratur zur Sonne zu stehen. Er geht durchschnittlich schon eine Stunde nach Mitternacht auf, kann also während der zweiten Hälfte der Nacht am südöstlichen Himmel (im Sternbild des Steinbocks) beobachtet werden. Durch sein ruhiges, mattgelbes Licht ist er von den helleren Fixsternen seiner Umgebung leicht zu unterscheiden. Der diesen Planeten umgebende Ring bildet gegenwärtig eine ziemlich langgestreckte Ellipse, welche annähernd viermal so lang als breit ist.

Uranus ist gegenwärtig langsam rückläufig im Sternbilde des Schützen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon gegen 10¼ Uhr abends auf und konn somit fast die ganze Nacht hindurch als Sternchen 6. Größe — dem bloßen Auge also eben noch wahrnehmbar — beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, nahe dem Sterne μ desselben, nach wie vor fast unverrückt stehen. Da er im Monatsdurchschnitt schon um 10¾ Uhr abends untergeht, kann er jetzt nur noch während der ersten Stunden der Nacht beobachtet werden.

*

Wärmestrahlung des Radiums.

In der Diskussion über die Natur der Radium-Emanation, welche auf der letzten Versammlung der British Association im Anschluß an ein Referat Rutherfords stattgefunden, hat, wie wir der Naturwissenschaftlichen Rundschau entnehmen, auch Lord Kelvin das Wort ergriffen, und seinen Beitrag hat er nun im Februarheft des Philosophical Magazine (1904, Ser. 6, Vol. VII, S. 220—223) publiziert. Nachstehend ist demselben der Teil entnommen, der sich mit der Wärmeemission des Radiums beschäftigt:

„Wenn die (von Curie entdeckte) Wärmeemission in gleichem Maße etwas mehr als ein Jahr, z. B. 10,000 Stunden (13½ Monate) anhält, erhalten wir so viel Wärme, daß sie die Temperatur von 800,000 Gramm Wasser um 1° erhöhen würde. Es scheint mir gänzlich unmöglich, daß diese von einem Energievorrat stammen kann, die von 1 Gramm Radium in den 10,000 Stunden abgegeben wird. Es scheint mir vielmehr absolut sicher, daß, wenn die Wärmeemission in der Menge von 90 Kalorien per Gramm und Stunde, wie Curie bei gewöhnlichen Temperaturen gefunden, oder selbst in dem geringeren Verhältnis von 33, wie Dewar und Curie an einem Radiumstück bei der Temperatur des flüssigen Sauerstoffes gefunden, Monat für Monat vor sich gehen kann, Energie in irgend einer Weise von außen zugeführt werden muß, um die Wärmeenergie zu liefern, welche in das Material des Kalorimeter-Apparates hineingelangt. Ich wage zu vermuten, daß Aetherwellen dem Radium irgendwie Energie liefern mögen, während es Wärme an die ponderable Materie der Umgebung abgibt. Denken wir uns ein Stück schwarzes Tuch hermetisch in einen Glaskasten eingeschlossen und versenkt in ein der Sonne exponiertes Glasgefäß mit Wasser; und denken wir uns einen gleichen und ähnlichen Glaskasten, der weißes Tuch enthält, in ein gleiches und ähnliches Glasgefäß mit Wasser versenkt und gleichzeitig der Sonne exponiert; dann wird das Wasser in dem ersteren Glasgefäß stets sehr merklich wärmer sein als das Wasser in dem letzteren. Dies ist analog dem ersten Experiment Curies, in dem er die Temperatur eines Thermometers, neben dessen Kugel ein kleines Röhrchen mit Radium lag, in einem kleinen Behälter aus weichem Material beständig ungefähr 2° höher fand als die eines anderen gleichen und ähnlichen Thermometers, das ähnlich eingepackt war mit einem kleinen Glasröhrchen ohne Radium. Durch Beobachtung der Temperatur des Wassers in unseren beiden Glasgefäßen kann eine kalorimetrische Untersuchung ausgeführt werden, welche zeigt, wieviel Wärme pro Stunde von dem schwarzen Tuche an das umgebende Glas und Wasser abgegeben wird. Hier haben wir Wärmeenergie, die dem schwarzen Tuche von den Wellen des Sonnenlichtes mitgeteilt und als thermometrische Wärme an das Glas und das Wasser der Umgebung abgegeben wird. Somit haben wir wirklich Energie, die durch das Wasser nach innen wandert kraft der Lichtwellen und nach außen durch denselben Raum vermöge Wärmeleitung. Meine Vermutung bezüglich des Radiums mag für gänzlich unannehmbar gehalten werden; aber auf alle Fälle wird man zugeben, daß Versuche angestellt werden müssen, in welchen man die Wärmeemission von Radium, das gänzlich mit dickem Blei umgeben ist, vergleicht mit der, die man mit den bisher benutzten Umhüllungen gefunden hat."

*

Kleinere Mitteilungen.

* Für den fünften deutschen Bibliothekartag, der, wie schon gemeldet, am 25. und 26. Mai in Stuttgart stattfindet, ist folgendes Programm ausgegeben: 1. Mitteilungen über die Stuttgarter Landesbibliothek in Vergangenheit und Gegenwart. Ref.: Oberstudienrat Dr. Steiff (Stuttgart). 2. Ueber Jeremias David Reuß und seine Bibliothek. Ref.: Oberbibliothekar Dr. Geiger (Tübingen). 3. Ueber Wanderbibliotheken. Ref.: Dr. Ernst Schultze (Homburg). 4. Berichte der Kommissionen (Statistische und Redaktionskommission). 5. Besprechung technischer und Verwaltungsfragen.

Digitized by Google

Angemeldet sind folgende Gegenstände: Ueber äußere Einrichtung des Bücherverfonds und des Leihverkehrs. Ref.: Bibliothekar Dr. Hirsch (Berlin). Ueber Staubbeseitigung. Ref.: Abt.-Direktor Schwenke (Berlin). Weitere Anmeldungen werden an den Vorstand erbeten. 6. Besichtigung der Landesbibliothek, der Bibliothek der Zentralstelle für Gewerbe und Handel und der Volksbibliothek. Außerdem findet eine Reihe geschäftlicher Erörterungen innerhalb des Vereins deutscher Bibliothekare, sowie Besichtigungen und Ausflüge — u. a. ein solcher nach Tübingen — statt.

hc. Ehrung. Der Direktor des Anatomischen Instituts an der Berliner Universität Geh. Medizinalrat Dr. med., leg. et phil. Wilhelm Waldeyer, Mitglied und beständiger Sekretär der preußischen Akademie der Wissenschaften, ist von der Association of American Anatomists, von der American Philosophical Society und von der New-York Academy of Medicine zum Ehrenmitglied und von der Société de Biologie in Paris zum auswärtigen Mitglied ernannt worden.

*

Hochschulnachrichten.

Kr. Jena. Der Orientalist, ord. Honorarprofessor der iranischen Sprachen in Jena, Hofrat Dr. E. Wilhelm, feierte am Freitag das 25jähr. Jubiläum als akademischer Lehrer. Prof. Wilhelm ist außerdem Oberlehrer am Gymnasium. — Der Botaniker der hiesigen Universität, Professor Dr. W. Detmer, dem das Reichsstipendium für Baitenzorg verliehen worden ist, tritt Ende August eine Studienreise nach Java an.

* Die aufsteigende Bewegung, welche die Frequenz unserer Universität seit einigen Semestern zeigt, hat sich auch auf das laufende Jahr erstreckt und in ihm die Zahl von 1000 immatrikulierten Studenten erreichen, ja überschreiten lassen. Die Verstärkung trifft namentlich die Juristen, Philologen und Mathematiker. Voraussichtlich wird, entsprechend der bekannten Frohnatur Jenas, die Freude über jenes stattliche Wachstum der Universität irgend welchen festlichen Ausdruck finden.

hc. Bonn. Der außerordentliche Professor für deutsche Rechtsgeschichte und deutsches bürgerliches Recht, Dr. Rudolf Hübner, ist zum ordentlichen Professor in Rostock ernannt worden und zwar als Nachfolger von Prof. Dr. Geffken, der einem Rufe an die städtische Handelshochschule in Köln folgte.

hc. Göttingen. Der bekannte Strafrechtslehrer, Geheime Justizrat Professor Dr. Ludwig v. Bar, kann mit Beginn des laufenden Sommersemesters auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität zurückblicken. v. Bar ist seit 1863 als akademischer Lehrer tätig.

* Berlin. Der ordentliche Honorarprofessor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Oberkonsistorialpräsident Dr. theol., jur. et phil. D. D. Brückner, der frühere Generalsuperintendent von Berlin feiert heute seinen 80. Geburtstag. — In der philosophischen Fakultät promovierte dieser Tage Dr. Erich Haenisch, um sofort eine Reise nach China anzutreten. Er ist, nach einer Mitteilung der Täglichen Rundschau, zunächst auf zwei Jahre als Lehrer an die kaiserlich-chinesische Militär- und Sprachschule in Wutschang (am Jangtse, vier Tagereisen stromaufwärts von Schanghai) berufen.

* Königsberg. Der tausendste Student ist kürzlich hier immatrikuliert worden. Zum Gedächtnis des Ereignisses erhielt er eine in Golddruck hergestellte Matrikel. Uebrigens sind die tausend Freitag bereits überschritten worden; die Zahl der Studenten hat schon 1011 erreicht.

* Von technischen Hochschulen. Der Oberingenieur der Siemens-Schuckert-Werke zu Berlin, Konrad Zehme, ist bei der Abteilung für Maschineningenieurwesen an der Technischen Hochschule zu Berlin als Privatdozent für das Lehrfach „Bau elektrischer Bahnen" zugelassen worden. — Dr. Walther Ludwig hat sich an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe als Privatdozent für Geometrie eingeführt.

* Christiania. In der Jahresversammlung der Gesellschaft der Wissenschaften teilte, wie der Vossischen Zeitung gemeldet wird, Professor Brogger mit, daß der vor acht Jahren gegründete Nansenfonds jetzt die Höhe von 1 Million Kronen erreicht hätte. Es kann nun an die statutengemäß vorgeschriebene Bildung einer norwegischen freien Akademie der Wissenschaften gegangen werden. Mit Hilfe dieses Fonds haben bereits wissenschaftliche Zwecke in wirksamer Weise gefördert werden können. Es wurden z. B. für die wissenschaftlichen Berichte der Nansenschen Expedition 76,000 Kronen gegeben. Die beiden letzten Bände sind fast fertig und der ganze Abschluß der Arbeiten ist im laufenden Jahre zu erwarten.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ludwig Ferdinand Frey: Herzenswille. Komödie in drei Akten. Dresden 1903. E. Pierson. 98 S. — Rosa Axametby-Racher: Im Walde. Erzählungen. Ebenda 1904. 318 S. — Adolf Ott: Die Schuld. Hochgebirgsroman. Stuttgart 1904. Adolf Bonz u. Comp. 354 S. — August Ganther: Aus stillen Tälern. Erzählungen. Ebenda 1904. 260 S. — Eva Gräfin Baudissin: Die Entlobten. Erzählung. Ebenda 1904. 176 S. — Arthur Achleitner: Aus dem Hochland. Bergesgeschichten. 3. stark verm. Auflage. Ebenda. 250 S. — Georg Friedrici, Hauptmann a. D.: Berittene Infanterie in China und andere Feldzugs-Erinnerungen. M. 70 Abb. im Text u. 1 Karte. Berlin 1904. Dietrich Reimer. 355 S. — Alphons Stübel: Rückblick auf die Ausbruchsperiode des Moet Pelé auf Martinique 1902 bis 1903 vom theoretischen Gesichtspunkte aus. (Veröffentlichungen der Vulkanologischen Abteilung des Grassi-Museums zu Leipzig.) Leipzig 1904. Max Weg. 24 S. (Qu.) — Hermann U. Kanterowicz: Goblers Karolinen-Kommentar und seine Nachfolger. Geschichte eines Buches. (Abh. d. krim. Sem. a. d. Univ. Berlin. N. F., 4. Bd., 1. Heft.) Berlin 1904. J. Guttentag. 72 S. — A. Dirr: Theoretisch-praktische Grammatik der modernen georgischen (grusinischen) Sprache m. Uebungsstücken, e. Lesebuch, e. Schrifttafel u. e. Karte. Wien u. Leipzig. A. Hartleben. 170 S. — Dr. Ludwig Hirzel: Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern. (Unters. z. neueren Sprach- und Lit.-Gesch., brsg. von Prof. Dr. O. F. Walzes. 4.) Bern 1904. A. Francke. 92 S. — Israel Lévi: The Hebrew Text of the Book of Ecclesiasticus ed. with brief notes and a selected glossary. (Semitic Study Series No. III.) Leiden 1904. E. J. Brill. 85 S. — Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. No. 1710/1711. 1721. 1753. 1754. (Byron-Marino Faliori. Kain. Die beiden Foscari. Sardanapal.) — Karl König: Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Berlin 1904. Alexander Duncker. 70 S. — Grundriss des gesamten deutschen Rechts in Einzelausgaben von Paul Posener. Bd. 22: Landwirtschaftsrecht. 32 S. Bd. 23: Wasserrecht. 28 S. Bd. 24: Eisenbahnrecht. 32 S. Bd. 26: Volkswirtschaftslehre. 35 S. Bd. 27: Finanzwissenschaft. 27 S. Berlin 1904. J. Guttentag. — Georges Dnerocq: Pauvre et douce Corée. 3me éd. Paris 1904. H. Champion. 87 S. — A. Hartlebens Volksatlas, enth. 72 Karten. 4. vollst. umgearb. und ern. Auflage. 1. Lieferung. Wien u. Leipzig. A. Hartleben. — A. Hartlebens Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde 1904. Ebenda. 104 S. — E. v. Behring: Tuberkuloseentstehung. Tuberkulosebekämpfung und Säuglingsernährung. (Beiträge z. experim. Therapie. Heft 8.) Berlin 1904. Aug. Hirschwald. 136 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 10. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts. II. Von Gustav Beckmann.

Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten im Dezember 1903 und im Januar und Februar 1904. Von Be.

II. Bücher und Zeitschriften.

Eine neue Giordano Bruno-Ausgabe. — Hans Blum: Neue Novellen. — A. Korn: Elektrische Fernphotographie und Aehnliches.

III. Allgemeine Rundschau.

Einladung zum Germanischen Kongreß in St. Louis. — Internationale Kriminalistische Vereinigung.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts.

Von Gustav Beckmann.

II.

Doch genug der Einwände gegen den „handwerksmäßigen" Charakter des mittelalterlichen Berufskaufmanns! Wenden wir uns dem Beginn des neuen Handels zu, nehmen wir Sombarts Theorie vom „Gelegenheitshändler" aufs Korn und untersuchen wir, ob sie besser begründet ist als die vom „Handel als Handwerk".

Aller Handel großen Stils ist nach Sombart im Mittelalter „Gelegenheitshandel", d. h. er wird als Nebenberuf von Leuten betrieben, die in der Hauptsache einem ganz anderen als dem kaufmännischen Lebenskreise angehören. Seine Träger sind also nicht die Berufskaufleute, die Mercatores der Marktrechtverleihungen und Stadtrechturkunden des 10. und der folgenden Jahrhunderte, beziehungsweise diejenigen ihrer Nachkommen, die in ihrem berufsmäßigen Handel etwa reich geworden waren. Denn Sombart glaubt ja bewiesen zu haben, daß dieser berufsmäßige Handel nicht Reichtum schaffen konnte noch sollte, sondern nur erzielte, was zum standesmäßigen Auskommen eben nötig war. Zum Handel großen Stiles, d. h. zum „Gelegenheitshandel" aber waren Kapitalien vonnöten. So berührt sich denn hier Sombarts Theorie von der akkumulierten Grundrente als einzig möglichem Kapitalstock jener Zeit und die vom „Gelegenheitshandel" der Nichtkaufleute. Denn Träger des „Gelegenheitshandels" können unter diesen Umständen natürlich nur die Besitzer akkumulierter Grundrente, d. h. städtische oder ländliche Grundbesitzer sein. Sombart führt drei Kategorien auf: 1. Bürgermeister und Ratsherren der Städte, 2. die städtischen Geschlechter, 3. die großen geistlichen Institute. Erwägen wir, daß die erste Kategorie eigentlich mit der zweiten zusammenfällt und daß die dritte für die Fortentwicklung des „Gelegenheitshandels" zu einem berufsmäßigen Großhandel nicht in Betracht kommt, so bleiben also als hauptsächlichste Träger des „Gelegenheitshandels" das städtische, grundbesitzende Patriziat, das in Italien in weit größerem Umfange als in Deutschland durch den Zuwachs und die Eingliederung ländlicher Grundbesitzer der näheren und weiteren Umgebung verstärkt wurde. Dieses Patriziat begann, aus welchen Gründen, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden, in Deutschland und England seit dem 14. Jahrhundert, in Italien einige Jahrhunderte früher seine angehäuften Kapitalien Handelsgeschäften zuzuwenden, d. h. „Gelegenheitshandel" zu treiben. Dieser Handel erzeugte neue Kapitalien und wurde mit der Zeit, am Ende des Mittelalters, ein neuer Berufshandel, schloß sich aber scharf gegen die Vertreter des alten berufsmäßigen Handels ab. Wir hätten also, speziell für Deutschland, die Entwicklungsreihe: nicht Handel treibendes, Grundrente akkumulierendes Patriziat (bis zum 14. Jahrhundert), „Gelegenheitshandel" treibendes Patriziat (seit dem 14. Jahrhundert) und berufsmäßig Handel im großen treibendes Patriziat (seit Ende des 15. Jahrhunderts), womit dann der Beginn der frühkapitalistischen Periode zu datieren ist.

Die entscheidende Frage für die Sombartsche Beweisführung ist, das ist ohne weiteres klar, die nach dem Charakter und nach der Herkunft des städtischen Patriziats. Sombart geht über diese Frage leichten Herzens hinweg. Unter Austeilung eines seiner beliebten, aber oft sehr wenig angebrachten Seitenhiebe gegen die Historiker stellt er als die angeblich einmütige Annahme fest, „daß die später herrschende Klasse (d. h. das Patriziat) die ursprünglich mit Grundbesitz in der Stadt angesessenen Familien waren". Es fragt sich nur, ob mit dieser Umschreibung der älteste Charakter des Patriziats erschöpft ist; es muß untersucht werden, ob seine Mitglieder *nur*, ob sie in *erster Linie*, ob sie der Zeit nach *zuerst* Grundbesitzer waren, oder ob dieser ihr agrarischer Charakter nicht vielmehr *sekundärer Natur* ist. Statt nun großes Gewicht darauf zu legen und mit (hinreichend vorhandenen) Beweisen darzutun, daß die fortschreitende historische Forschung es für eine ganze Anzahl von Fällen erwiesen hat, daß die späteren Patrizier zuerst Kaufleute und dann erst infolge der Anlegung ihrer Handelsgewinne in Landbesitz Grundbesitzer wurden, will ich mich darauf beschränken, Sombarts eigenen Angaben die Beweise für die Unhaltbarkeit seiner Ansicht zu entnehmen.

Als Beleg für die Annahme, daß die reichen und angesehenen Leute im alten Venedig ihr Ansehen und ihren Reichtum ihrem Grundbesitz auf dem Festlande verdankten, führt Sombart unter anderem ein Schreiben Papst Hadrians I. an Karl den Großen vom Jahre 785 an, das folgenden Inhalt hat: dem Befehle Karls, die im Exarchat und in der Pentapolis ansässigen Veneter Kaufleute aus dem Lande zu entfernen, hat der Papst entsprochen und Weisung gegeben, die Veneter aus allen Besitzungen und Burgen, die sie im Bereiche seines Gebietes innehatten, zu vertreiben. Hier ist allerdings von grundbesitzenden Venetern die Rede, aber in erster Linie werden sie doch als „Kaufleute" gekennzeichnet. Und was für Kaufleute waren nun diese Veneter, um Sombarts Klassifizierung anzuwenden? Handwerksmäßige Händler doch gewiß nicht? Woher sollten die Grundbesitz haben? Gelegenheitskaufleute? Die gab es doch in so früher Zeit noch nicht, und

selbst, wenn es sie gegeben hätte, so würde man doch nicht einem gelegentlich ausgeübten Nebenberuf ihre Standes- und Berufsbezeichnung entlehnt haben! Und auch die sogleich folgenden Angaben aus dem 9. Jahrhundert sind nicht beweiskräftiger: denn an allen Stellen ist nur von neu erworbenem, nicht von ursprünglich besessenem Landbesitz von Venetern auf der Terra Ferma die Rede. Oder um in Deutschland zu bleiben: Als die Elemente, die „die ursprünglich mit Grundbesitz in der Stadt angesessenen Familien" bildeten, gelten Sombart entweder die freien Markgenossen oder die herrschaftlichen Ministerialen oder die bei der Gründung neuer Städte mit Landbesitz ausgestatteten Ansiedler. Ohne auf die Frage nach der Richtigkeit dieser Behauptung in allen ihren Teilen einzugehen, die bei der Neugründung von Städten (wie Freiburg, Lübeck u. s. w., und aller Städte auf kolonialem Boden, bekanntlich der am häufigsten vertretenen Kategorie der deutschen Städte überhaupt) Angesiedelten und mit Grundbesitz Ausgestatteten waren, nach Sombarts eigener Angabe, Kaufleute, allerdings Kaufleute in Gänsefüßchen, eben jene Mercatores der zahlreichen Markt- und Stadtgründungsurkunden des 10. und der folgenden Jahrhunderte. Als solche wurden sie in erster Linie von den Städtegründern herbeigeholt, Handel und Gewerbe zu treiben und durch diese Tätigkeit die neue Gründung zur Blüte zu bringen, war ihre ausgesprochene Aufgabe. Die Ausstattung mit Grundbesitz war ein Accedens, ein fakultatives Moment, ein Mittel, anzulocken und die Ansiedlung zu erleichtern, aber nicht ein Mittel, Vermögen zu erwerben. Und selbst wenn man noch darüber streiten wollte, ob diese neuen Ansiedler, diese Mercatores, nun aus Handel und Gewerbe oder aus dem ihnen verliehenen Grundbesitz den größeren Gewinn zogen, das eine steht doch unzweifelhaft fest: jene alten berufsmäßigen Händler (Mercatores) sind nach Sombarts eigener Angabe hier identisch mit den ältesten städtischen Grundbesitzern, die seit dem 14. Jahrhundert „Gelegenheitshändler", seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die neuen berufsmäßigen Großkaufleute, die Träger der neuen, kapitalistischen Zeit geworden sind.

Die Brücke zwischen den beiden Gruppen der alten „handwerksmäßigen" Händler und der neuen, erst Gelegenheitshandel, dann berufsmäßig Großhandel treibenden Elemente, die Sombart außerhalb des Bereichs der Möglichkeit gesetzt hatte, ist mit Hilfe seines eigenen Materials geschlagen; und das Fazit ist, daß der „Gelegenheitshändler", oder wenigstens die konstitutive Bedeutung, die ihm beigelegt wird, ein Phantasiegebilde ist, daß in Wirklichkeit nicht jeder, aber dieser und jener der alten Mercatores im Laufe der Zeit reich geworden ist (hier und da außer durch Handelsgewinn auch durch die Erträgnisse des Grundbesitzes) und am Ende des Mittelalters unter den großen Kaufleuten uns wieder begegnet.

Eine andere Erwägung führt zu demselben Ergebnis. Aus den „Gelegenheitshändlern" Sombarts ist nach ihm, wie gezeigt wurde, am Ende des Mittelalters ein neuer berufsmäßiger Kaufmannsstand geworden, ein Stand von Großkaufleuten, die zu den alten berufsmäßigen „Gewerks- und Handelsleuten" mit handwerksmäßigem Charakter in schroffem Gegensatz stehen, „wobei der Gegensatz im wesentlichen der zwischen Handel im großen und im kleinen war"; der neue Kaufmann treibt den Handel im großen Stil. Unter den Beispielen figuriert an erster Stelle eine Bestimmung der Biberacher Zunft- und Handwerksordnung von 1485, nach der jedem Bürger von Biberach der Handel mit gewissen Waren erlaubt ist, vorausgesetzt, daß er sie „samenkaufs", d. h. in größeren (zahlenmäßig angegebenen) Quantitäten vertreibe, im Gegensatz zu dem kleinen städtischen Handelsmann, dem Krämer und Höcker, dem die Zugehörigkeit zu seiner Zunft den Handel in kleinen Mengen garantierte. Genau derselbe Gegensatz aber findet sich schon mit aller nur wünschenswerten Klarheit im Augsburger Stadtrecht von 1276, also mehr als 200 Jahre früher, ausgesprochen. Hier wird der importierende Augsburger Großhändler deutlich vom kleineren Händler unterschieden und ihm genau wie 1485 in Biberach nur der Verkauf im großen, der „Samptkauf", gestattet. Woher aber kamen diese Augsburger Großkaufleute? Der berufsmäßige Großhandel ruhte doch noch im Schoße der Zukunft, der „Gelegenheitshändler" war auch noch nicht erstanden: denn erst seit dem 14. Jahrhundert, in Augsburg erst seit 1368, beginnen ja nach Sombart die Geschlechter ihre „akkumulierte Grundrente" gelegentlich im Handel anzulegen. Aber selbst wenn Sombart den einen oder anderen Vorläufer des „Gelegenheitshändlers" schon für 1276 konzedieren wollte, so wird es sich erstens bei der Kodifikation des Augsburger Stadtrechtes kaum um damals zuerst auftretende Erscheinungen handeln und zweitens wird man doch nicht wegen der paar städtischen Grundbesitzer, die gelegentlich auch Handel trieben, ein eigenes Recht der (Groß-)Kaufleute im Gegensatz zum Recht der kleinen Kaufleute, der Gewandschneider und Krämer, haben aufstellen wollen. Entstammten diese Augsburger Großkaufleute also doch den alten handwerksmäßigen Mercatores, waren sie etwa diejenigen unter ihnen, die sich durch Glück und Geschick aus der Masse der übrigen emporgehoben hatten? Gerade für Sombart, der ja den städtischen Patrizier für jene Zeit noch von aller Beteiligung am Handel ausschließt, ist das der einzige Ausweg. Will er sich auf ihn retten, dann wird er freilich zum Herostrat an seinem eigenen so sinn- und kunstvoll aufgeführten Bau. Wer sich nicht wie Sombart in seine eigenen Maschen verwickelt hat, wird natürlich über den Ursprung der Augsburger Großhändler von 1276 aus den alten Mercatores nicht lange im Zweifel sein, nur daß er auch die städtischen Patrizier in der einen Stadt in größerem, in der anderen vielleicht in geringerem Umfange aus jenen Mercatores hervorgehen läßt, und sich deshalb nicht weiter zu wundern braucht, wenn er zum Beispiel den Kölner Patrizier schon im 13. Jahrhundert nach England Handel treiben sieht — was bei Sombarts Beweisführung eine unerklärbare Erscheinung sein müßte. Und warum soll man nicht das Recht haben, jene angeführten Fälle zu verallgemeinern und den „Gelegenheitshändler" als überflüssiges Zwischenglied ins Reich der Fabel zu verweisen?

Mit dem ausschließlich handwerksmäßigen Charakter des mittelalterlichen Berufskaufmannes — daß die Schilderung Sombarts für einen großen Teil des Handelsstandes, für die große Masse der kleinen, auf den Bannkreis der Stadt beschränkten Händler jener Zeit zutreffend ist, soll ja nicht geleugnet werden — und mit dem „akkumulierte Grundrente" im Handel anlegenden und schließlich zum Großkaufmann der neuen Zeit sich auswachsenden „Gelegenheitshändler" haben wir in dem Bilde, das uns Sombart vom Wesen des mittelalterlichen Handels entworfen hat, die Hauptfarben, die dem Ganzen Zusammenhalt und Leben geben, ausgelöscht. Aber betrachten wir das Bild, wie es vor dieser Zerstörung war, nun noch einmal genauer, so werden wir bemerken, daß der Farbenzusammenklang, den man beim ersten Blick wahrzunehmen glaubte, tatsächlich gar nicht vorhanden war, daß vielmehr allerlei störende Disharmonien schon von vornherein, auch ohne unsere Zerstörungsarbeit, dem Bilde die Naturtreue versagten. Unbildlich gesprochen: die zahllosen Widersprüche, die sich in diesem Abschnitt des Sombartschen Buches finden, sind ein Beweis, daß in ihm selbst keine klare, reinliche Vorstellung von den Dingen, die er behandelte, vorhanden gewesen ist.

Da werden wir zunächst dahin belehrt, daß „der alte berufsmäßige Handel während des ganzen europäischen Mittelalters außer in Italien, hier bis ins 14. Jahrhundert hinein, in ganz engem Rahmen sich bewegt und durchaus das Gepräge handwerksmäßiger Beschäftigung trägt", oder „daß der berufsmäßige Handel des Mittelalters, genauer gesprochen der Handel Italiens bis tief ins 14. Jahrhundert, der des übrigen Europa bis in das 16. Jahrhundert hinein, das unverkennbare Gepräge der Handwerkshaftigkeit trägt", um dann plötzlich 200 Seiten später umzulernen, „daß es gar keinem Zweifel unterliegen kann, daß der Handel" — und zwar derselbe Handel, der nach Sombarts Schilderung vorher handwerkhafte Züge trägt —

Digitized by Google

„in den italienischen Städten seit dem 14. Jahrhundert, in den nordeuropäischen Städten seit dem 15. Jahrhundert ein stark kapitalistisches Gepräge zeigt". Wo ist Wahrheit? Ein anderes Beispiel! Seit dem 14. Jahrhundert, sahen wir eben, trägt der Handel der italienischen Städte stark kapitalistisches Gepräge. Warum erst jetzt, da doch schon nach Sombart im Jahre 1202 „aus kaufmännischem Geiste heraus" der moderne Kapitalismus geboren wurde (in Gestalt des Liber abbaci des Leonardo Pisano)? Hat er so lange Zeit gebraucht, um groß zu werden? Freilich konnten wir zwar schon erfahren, daß der kaufmännische Geist des Leonardo mit der Erzeugung des modernen Kapitalismus seiner Zeit vorausgeeilt war, also der moderne Kapitalismus eigentlich eine Frühgeburt ist. Aber ob Frühgeburt oder nicht, er ist im Jahre 1202 nun einmal da: wie aber verträgt sich das mit dem „Erwachen des Erwerbstriebes" erst am Ende des Mittelalters? Und woher kommt dieser „kaufmännische Geist" im Jahre 1202, der nun, so müssen wir annehmen, sich mit der „akkumulierten Grundrente" verbindet und so den „modernen Kapitalismus" zeugt? Er kann doch nicht aus der Sphäre des handwerksmäßigen Berufshandels entstammen? Woher aber sonst? Und weiter: Sombart hatte uns gezeigt, daß der städtische Patrizier die Grundrente, die er akkumuliert hat, als „Gelegenheitshändler" im Handel anlegt und schließlich der neue Großkaufmann und Träger des werdenden Kapitalismus wird. Ein andermal aber sieht die Entstehung des Kapitalismus ganz anders aus: „Unter den besseren Krämern", in den Kreisen der Winkelwucherer, haben wir die Menschwerdung des kapitalistischen Geistes zu vermuten. Der Erwerbstrieb . . . ist eine spezifisch plebejische Erscheinung. Er ist die Triebkraft, mittels deren die Massen das Gefüge der alten aristokratischen Welt erschüttern. Er trägt alle Wahrzeichen des „Parvenütums an sich" u. s. w. Der vornehme Grundbesitzer ist abgesetzt und der verachtete Krämer, der handwerksmäßige Händler, der nur seine „Nahrung" sucht und nicht an Vermögenserwerb denkt, wird plötzlich als Träger des Kapitalismus auf den Schild gehoben. Wiederum, wo ist Wahrheit? Zu den Kategorien, die allein im europäischen Mittelalter Handelsoperationen großen Stiles ausführten, gehörten nach Sombart auch die „Stifte, Klöster, Geistlichen aller Grade". Wie stimmt dazu der Satz: „Auch in einer Umgebung, wie sie das europäische Mittelalter bot, begegnen uns genugsam Geldbesitzer, denen jeder Anflug von kapitalistischem Unternehmertum fremd ist. Ich brauche nur an die Fürsten und Könige, die Bischöfe und Päpste, die Klöster und Orden zu erinnern, in deren Händen ja die erste Akkumulation von größeren Geldbeträgen erfolgt".? Ein andermal freilich zeigen dann wieder in den deutschen Städten des 15. Jahrhunderts „die allertreuesten Diener der Einigen Kirche schon hoch entwickelten kapitalistischen Geist". Als es galt, den handwerksmäßigen Charakter des mittelalterlichen Berufshandels zu erweisen, da galten die Vicko von Gelderssen, die Wittenborgs als Berufskaufleute, deren mangelhafte Buchführung als Beweis für das thema probandum herhalten mußte. Etwas später gehören sie auf einmal zu der Kategorie der Ratsherren, die nur als „Gelegenheitshändler" anzusprechen sind. Was waren sie nun in Wirklichkeit? Waren sie tatsächlich nur „Gelegenheitshändler", dann kann man von ihnen doch kaum eine exakte kaufmännische Buchführung verlangen, noch ihre mangelhafte kaufmännische Ausbildung zur Charakterisierung des Berufskaufmanns verwerten. Damit stellt sich ein weiterer Einwand ein: so manche der von Sombart ins Feld geführten Beweise für den handwerksmäßigen Charakter des mittelalterlichen Berufshandels, wie die Winzigkeit der Schiffe oder die unentwickelten technischen und rechtlichen Organisationsformen (wie die mangelhafte Buchführung, der kümmerliche Zustand des Maß- und Gewichtswesens, der korporative Charakter, die geringe Ausbildung des Kreditwesens), sie kommen doch genau so für den „Gelegenheitshändler", den späteren Großkaufmann des Mittelalters, in Betracht wie für den alten Berufshändler und können doch unmöglich als Kriterien für die Beurteilung der einen Gruppe verwandt werden, wenn sie auch für die andere zutreffen! Kurz, man ist versucht zu sagen: Soviel Behauptungen, soviel Widersprüche.

Wir könnten hier von Sombart und seiner neuen Theorie Abschied nehmen, wenn sich nicht mit zwingender Gewalt die Frage erhöbe: Wie ist es nur möglich gewesen, daß ein Forscher und Denker von der weit übers gewöhnliche Maß hinausragenden Begabung, von der seinen, schon in seinen Erstlingsstudien über die „Römische Campagna" so glänzend bewährten Beobachtungsgabe, wie sie Sombart zu eigen sind, sich in solchen Irrgängen verfangen hat?

Die Erklärung scheint mir in folgendem zu liegen. Sombart gehört zu jenen Gelehrten, die durch ein starkes Bedürfnis nach theoretischer oder begrifflicher Betrachtung der Dinge, wie es ihm ja einerseits gerade durch seine Wissenschaft, die Nationalökonomie, nahe gelegt wird, wie es aber andrerseits auch in den historischen Wissenschaften neuerdings mit immer stärkerer Wucht sich geltend macht, getrieben werden, aus den massenhaften historischen Einzelvorgängen jeweilig die Summe zu ziehen, sie sozusagen unter einen Generalnenner zu bringen und so, soweit es sich um die Wirtschaftsgeschichte handelt, zur Aufstellung gewisser sich ablösender, durch Vorherrschen eines einheitlichen Prinzips (oder „Leitmotivs", wie Sombart sagt) charakterisierter Stufen oder Epochen wirtschaftlicher Entwicklung zu gelangen. Aber der Befriedigung dieses theoretischen Bedürfnisses hat er nicht in voller Freiheit sich hingeben können, es hat vielmehr das Erbe, das seine Vorgänger als Frucht forschenden Scharfsinns angehäuft haben, auf ihm gelastet, mehr als er selbst es sich vielleicht zugesteht: wenn er auch die Prinzipien, die jene der Aufstellung ihrer Wirtschaftsepochen zugrunde gelegt haben, verwirft, in der allgemeinen Auffassung wenigstens des mittelalterlichen Wirtschaftslebens ist er seinen Vorgängern im großen und ganzen gefolgt und hat sich meines Erachtens nicht vor der Einseitigkeit jener Auffassung zu bewahren gewußt. Diese Einseitigkeit liegt aber darin, daß gerade jene Gelehrten, denen wir zumeist die Versuche zur Aufstellung wirtschaftsgeschichtlicher Stufen zu verdanken haben, bei Betrachtung und Erforschung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens unter dem Banne ihrer eigensten speziellen Studien viel mehr von gewerbegeschichtlichen als von handelsgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgegangen sind,[6]) statt die konstitutive Bedeutung beider wirtschaftlicher Funktionen, des Gewerbes und des Handels, gleichmäßig gegeneinander abzuwägen. Auf Grund solcher ererbten allgemeinen Auffassung vom mittelalterlichen Wirtschaftsleben ist dann Sombart zur Aufstellung seiner Wirtschaftsepochen geschritten. Zwar weist er, wie schon gesagt wurde, die Einteilungsprinzipien der Früheren von sich, um andere, wie er glaubt, richtigere und tiefer gehende an ihre Stelle zu setzen. Er fragt nicht wie Schmoller nach dem politischen Organ, das die Wirtschaftsorganisation jeweilig schafft und leitet, er legt nicht wie Bücher die Aufeinanderfolge einfacher und komplizierterer Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion zugrunde: er will, auch hierin an neueren und neuesten Bestrebungen noch sozialpsychologischer Ergründung wirtschaftsgeschichtlicher Vorgänge teilnehmend, ein weniger mechanisches, ein geistiges Prinzip zur Anwendung bringen und fragt daher nach der Zwecksetzung, die der wirtschaftende Mensch jeweilig mit seiner wirtschaftlichen Tätigkeit verbunden hat. Als solche Zwecksetzungen und damit als letzte Einteilungsprinzipien (und zwar nicht nur für ein oder mehrere bestimmte Zeitalter, sondern für alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) ergeben sich ihm, eben auf Grund jener ererbten Vorstellung vom Charakter des mittelalterlichen Wirtschaftslebens, einerseits der Gedanke der „Nahrung", d. h. die Deckung des nötigen Lebensbedarfes, andrerseits der Erwerb von Vermögen, von Reichtum um ihrer selbst willen: die von diesen beiden Prinzipien abwechselnd beherrschten Wirt-

[6]) Vgl. v. Below: Ueber Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, mit besonderer Rücksicht auf die Stadtwirtschaft des deutschen Mittelalters. (Histor. Zeitschrift 86, 29). v. Below macht meines Erachtens immer noch zu große Konzessionen an die gewerbegeschichtliche Auffassung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens.

schaftsepochen bezeichnet er als die der „Bedarfsdeckungswirtschaft“ und der „Erwerbswirtschaft“. Und jetzt erst, nachdem diese „Leitmotive“ einmal feststehen, geht Sombart, nun natürlich nicht mehr unbefangen, sondern mit der bestimmten Tendenz, alle wirtschaftlichen Vorgänge ihnen unterzuordnen, an die Betrachtung der historischen Einzelerscheinungen; und es ist begreiflich, daß nunmehr alle Tatsachen, die zur Rechtfertigung seiner Einteilungsprinzipien dienen, einseitig hervorgehoben, alle anderen, die mit ihnen weniger gut zu vereinen sind, in ihrer Bedeutung herabgedrückt, beiseite gelassen oder als Ausnahme hingestellt werden. Es ist eine Methode, die zwar nicht als die der Deduktion anzusehen ist, die aber doch eine gewisse Aehnlichkeit mit ihr hat. Nicht aus der gründlichen, allseitigen Betrachtung der Einzelvorgänge heraus werden die Einteilungsprinzipien ermittelt, sondern sie werden von außen herbeigetragen, allerdings auf Grund einer historischen, aber doch einer ziemlich unbestimmten und einseitigen historischen Auffassung. Die ererbte gewerbegeschichtliche Anschauung vom mittelalterlichen Wirtschaftsleben und die ihm eigene Methode sind meines Erachtens die Fehlerquellen, aus denen Sombarts irrtümliche Beurteilung des mittelalterlichen Handels hervorgegangen ist.

Die Verbreitung der großen Volkskrankheiten im Dezember 1903 und im Januar und Februar 1904.

Die Mitteilungen über die Ausbreitung der Pest in den drei Monaten Dezember v. J., Januar und Februar d. J. lassen im allgemeinen in den meisten der von ihr heimgesuchten Länder eine Abnahme der Seuche erkennen, nur in Indien, dem Hauptherde und Entstehungsorte dieser Volkskrankheit, hat die Zahl der Pestfälle wieder zugenommen und weitere enorme Verluste an Menschenleben gefordert. Zur Einschleppung nach Europa ist es in diesen drei Monaten nicht gekommen. Doch ist in Kranstadt (Rußland) der Direktor des in einem abgelegenen Fort befindlichen Laboratoriums, der sich mit lebenden Pestkulturen beschäftigte, durch Selbstinfektion am 16. Januar an Pest erkrankt und trotz Einspritzungen mit Pestserum am 20. Januar gestorben. Es wurden behördlicherseits sehr strenge Maßregeln zur Fernhaltung des Personals des Forts vom Ufer getroffen und das Fort am 3. Februar nach sorgfältigster Desinfektion und nachdem keine weitere Erkrankung vorgekommen war, für pestfrei erklärt. Auf einem italienischen Dampfer (Alba) wurden, als derselbe in Monastir Aghsi (Kawak, Türkei) vor Anker lag, eine größere Zahl von verendeten Ratten gefunden, bei deren bakterialagischer Untersuchung Pestbazillen nachgewiesen werden konnten. Nach einer dreimaligen Anwendung eines Verfahrens zur Rattenvertilgung und nach erfolgter Desinfektion wurde die Weiterreise des Dampfers nicht gehindert, nachdem 5 Tage ohne auffällige Erscheinungen verlaufen waren. In Smyrna war am 3. Dezember ein 18jähriger Bursche unter stark pestverdächtigen Erscheinungen gestorben. Weitere Erkrankungen sind aber von dort nicht zur Meldung gekommen. In Aegypten sind in den drei genannten Wintermonaten nur wenig Erkrankungen zur Meldung gekommen. Vom 28. November bis 12. Dezember v. J. wurden in Alexandrien 6 Erkrankungen und 2 Todesfälle, im Distrikt Minieh 3 Erkrankungen und 2 Todesfälle, im Bezirk Samalut 1 Todesfall an Pest festgestellt. Im Januar d. J. wurden 2 neue Pestfälle, beide mit tödlichem Ausgange, und am 8. Februar eine weitere Erkrankung aus Alexandrien gemeldet. Im Jahre 1903 sind in ganz Aegypten 160 Personen (davon 140 Eingeborene) an Pest gestorben, 143 (113 Eingeborene) als von der Pest geheilt entlassen worden. Die Fälle verteilen sich derartig, daß die meisten auf Alexandrien (129 Erkrankungen mit 83 Todesfällen), Port Said, Damiette und Tuch entfallen. Auch in Britisch-Südafrika zeigte sich die Pest in diesen 3 Monaten nur wenig; meist sind nur vereinzelte Fälle, in East London (5), King Williams Town (1) beobachtet worden. Doch wurden in verschiedenen Orten noch zahlreiche mit Pestbazillen behaftete Nagetiere gefunden. In Natal kamen bis zum 12. Dezember noch 5 Pestfälle zur Feststellung, doch wurde Natal am 23. Dezember für pestfrei erklärt.

Sehr bedeutend war aber, wie schon oben bemerkt, die Zahl der Pestfälle in Britisch-Ostindien, namentlich in der Präsidentschaft Bombay, wo in der Zeit von Mitte Oktober bis Ende Februar über 100,000 Erkrankungen mit über 80,000 Todesfällen an Pest bekannt wurden. In der Stadt Bombay, wo im November die Epidemie stark in der Abnahme war, stieg die Zahl der Pestfälle im Januar und Februar gleichfalls wieder sehr an, auch in Karachi und in dem Hafen von Broach, während in Bhavnagar die Seuche zum Erlöschen gekommen zu sein scheint. Auch in Broach sind im Januar nur noch wenige Fälle vorgekommen. Außerhalb der Präsidentschaft Bombay wurden innerhalb je 4 Wochen, vom 29. Oktober bis 20. Januar, 29,880, 37,765 und 44,958, insgesamt 112,604 Personen als an der Pest gestorben gemeldet, darunter in Bengalen allein 10,911 Personen. Im Februar nahm die Zahl der Pestfälle noch weiter zu, so daß in einer einzigen Woche über 21,000 Todesfälle an Pest gemeldet wurden. Besonders groß war auch die Zahl der Opfer in Gaya, Patna und im Pundschab, auch in den Zentralstaaten war die Zahl der Pestfälle erheblich gesteigert. Neuerdings hat man von allen Verkehrsbeschränkungen als unnütz abgesehen, auch die sanitären Beobachtungen auf den Bahnen sind aufgehoben worden. In Kalkutta hat dagegen die Zahl der Pestfälle abgenommen, so daß vom 8. November v. J. bis 30. Januar d. J. nur 190 Todesfälle an Pest zur Meldung gelangten. Aus Japan sind aus dieser Zeit keine Pestfälle zur Meldung gebracht worden, wohl aber aus Formosa; doch blieben die Fälle vereinzelt und auf Taipeh beschränkt; man fand jedoch nach immer vielfach mit Pestbazillen behaftete Ratten. — Auch aus China liegen nur wenige Meldungen über Pestfälle vor. In Tientsin sind bis Mitte Dezember 2 Inder an Pest gestorben; in Niutschwang hat die Epidemie im Dezember abgenommen, doch wurden die einlaufenden Schiffe immer noch einer sanitären Untersuchung unterworfen. — Auf der Insel Mauritius herrschte dagegen die Pest im November und Dezember noch in großer Ausdehnung. Im November wurden 289 Erkrankungen mit 162 Todesfällen, im Dezember 274 (mit 165 Todesfällen), im Januar bis 4. Februar 160 Erkrankungen mit 96 Todesfällen festgestellt. Auf den Philippinen kamen in den Monaten Oktober, November und Dezember 8 Erkrankungen an Pest zur Anzeige, die in 6 Fällen tödlich endeten. In den Vereinigten Staaten von Amerika wurde die Pest nur in San Francisco in wenigen Fällen festgestellt. Am 4., 7. und 12. November kam je 1, am 10., 11. und 13. Januar gleichfalls je 1 tödlich ausgehender Pestfall zur Meldung. In Brasilien hat die Pest in Rio de Janeiro in den Monaten November und Dezember v. J. 256 Erkrankungen mit 133 Todesfällen veranlaßt; die Zahl der Erkrankungen sank aber im Januar auf 48, die der Todesfälle auf 24. Aber auch in anderen brasilianischen Städten kamen Pestfälle vor, so in Pindamanhangaba (Mitte Januar), in Rio de Grande (Anfang Februar), in S. Luiz de Maranhao. Im letzteren Orte herrschte, wie nachträglich bekannt wird, schon seit November des vergangenen Jahres die Seuche; auch in Porto Alegre wurden im Februar d. J. einige Fälle beobachtet. In Argentinien zeigte sich die Pest gleichfalls in verschiedenen Orten, am stärksten war Tucuman betroffen, wo im Dezember gegen 120 Pestfälle vorgekommen waren, von denen nur 15 tödlich verlaufen sein sollen. Am 23. Januar sei jedoch die Epidemie wieder erloschen. In dem argentinischen Orte Parana sind seit Mitte Dezember 5 Pestfälle vorgekommen, von denen 2 tödlich ausgingen. In Iquique (Chile), wo die Epidemie seit Ende September erloschen zu sein schien, kam Anfang November wieder ein tödlich verlaufender Pestfall vor. In Peru herrschte in mehreren Orten schon im August bis Oktober vorigen Jahres die Pest, so auch im Hafenorte Mollendo, der am 7. Oktober für pestfrei erklärt wurde. Aus Queensland (Australien) wurden aus Cairns Anfang Dezember 2 pestverdächtige Fälle mitgeteilt.

Die Nachrichten über die Cholera lauteten im all-

gemeinen günstiger. Insbesondere haben die gefürchteten Pilgerkarawanen weniger Opfer als in früheren Jahren gefordert, was allerdings den jetzt mit größerer Strenge durchgeführten hygienischen Maßregeln zuzuschreiben ist; andererseits ist aber auch nicht in Abrede zu stellen, daß ein sehr großer Teil der vorgekommenen Erkrankungen, besonders in Syrien und Mesopotamien, gar nicht zur Meldung gelangt. In Syrien und Mesopotamien hat die schon im Oktober und November dort verbreitete Cholera im Dezember und Januar noch viele Opfer gefordert, scheint aber um Mitte Januar in zahlreichen Orten, wie in Aleppo, Antiochia, Antab, Haiffa u. a. erloschen zu sein, nachdem sie sowohl in den genannten Orten wie auch in Anah, Alexandrette, Diarbekir und Mussseib (am Euphrat gelegen) besonders unter den Mekka-Pilgern viele Todesfälle hervorgerufen hat. Im Dezember brach die Seuche in Kerbella aus, wo in einer Woche über 400 Todesfälle vorgekommen sein sollen. Mitte Januar wurde aus dem Hauran der Wiederausbruch der Cholera gemeldet, Kerbella dagegen am 4. Februar für cholerafrei erklärt. Am 8. Februar brach die Cholera in Bassra aus, wo sie um Mitte Februar noch herrschte; auch im Lazarett zu Kermet-Ali sind mehrere Choleralranke, die an Bord von Schiffen sich befanden, untergebracht worden. In Kalkutta verlief die Cholera ziemlich mild; immerhin kamen vom 8. November bis 30. Januar 313 Todesfälle zur Anzeige. Auch aus Herat (Afghanistan) wird von Mitte Dezember der Ausbruch der Cholera berichtet. In Japan zeigte sich in Nagasaki im Oktober und November des vergangenen Jahres die Cholera, desgleichen in Kilung (auf Formosa) in vereinzelten Fällen, die aus Amoy eingeschleppt worden sein sollen. In Tientsin (China) war Mitte Oktober seit längerer Zeit kein Cholerafall, aber viele Typhusfälle vorgekommen. Auf den Philippinen herrschte Cholera im Oktober, November und Dezember noch in ausgedehnter Weise, doch nahm mit Abnahme der großen Hitze auch die Zahl der Cholerafälle bedeutend ab, so daß die Zahl derselben in Manila im Dezember auf 15, in den Provinzen auf 134 (von 2429 im Oktober und 1258 im November) herabging. Im ganzen erlagen der Epidemie im Jahre 1903 in Manila 888, in den Provinzen 28,891 Personen.

Das Gelbfieber zeigte sich in den Monaten Oktober, November und Dezember v. J. in einer größeren Zahl von Orten in südamerikanischen Staaten, besonders in Texas und Mexiko, zum Teil als größere Epidemie. So war besonders in Cannel, Minera, Laredo, San Antonio (sämtlich im Staate Texas gelegen), sowie in Salina Cruz, Linares, Merida, Neu-Laredo, Vera Cruz, Ciudad Victoria (Mexiko) die Zahl der gemeldeten Erkrankungen und Todesfälle eine größere, nahm aber fast an allen Orten im Januar erheblich ab. In Maracaibo, Tehuantepec und Tampico (Mexiko) kamen Ende Oktober nur noch vereinzelte Fälle vor, sowie in Havana, Coatzacoalcos, Guayaquil und Cartagena im November und Dezember. In Rio de Janeiro sind im November und Dezember nur vereinzelte Fälle beobachtet worden, doch nahm die Zahl der Fälle Ende Dezember etwas zu. — Pocken zeigten sich in Glasgow (England) wieder häufiger. Von Anfang November des vergangenen Jahres bis 18. Januar d. J. wurden daselbst 382 Erkrankungen mit 27 Todesfällen an Pocken gezählt. Auch in Madrid und Barcelona kamen viele Pockenfälle vor. In Smyrna (Türkei) herrschten im September und Oktober die Blattern recht heftig, haben aber im November und Dezember bedeutend abgenommen und im Januar nur noch 6 Todesfälle veranlaßt.

Nachdem um Mitte Oktober v. J. in Barcelona zwei mit Lepra behaftete Zigeuner festgestellt wurden, ist Anfang Dezember wieder ein dritter Fall vorgekommen, der in das dortige Heim für Lepröse gebracht wurde. Auch in Hamburg gelangte im Dezember ein Fall von Leprose zur Meldung.

Br.

Bücher und Zeitschriften.

Eine neue Giordano Bruno-Ausgabe. Der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig läßt gegenwärtig eine Sammlung von Mystikern erscheinen. Dem ersten Band von Meister Eckeharts Schriften und Predigten, den wir an dieser Stelle besprochen haben, sind nunmehr die ersten zwei Bände von Giordano Brunos Gesammelten Werken gefolgt. Der erste enthält „Das Aschermittwochsmahl", der zweite „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie". Der Uebersetzer und Herausgeber dieser deutschen Bruno-Ausgabe ist Dr. Ludwig Kuhlenbeck, der seiner großen schweren Aufgabe durchaus nicht als Neuling gegenübersteht. Im Jahre 1891 hatte er „Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken" (Leipzig, Rauert u. Roteo) mit einem Vorwort von M. Carriere herausgegeben. Das zweite der genannten Werke Giordano Brunos, ferner „Vom All, dem Unendlichen, den zahllosen Welten" erscheint in dieser neuen Sammlung bereits in zweiter Auflage, die herrlichen Dialoge „Eroici furori", deren deutsche Uebertragung Kuhlenbecks schon früher in einem anderen Verlag (Leipzig, Wilhelm Friedrich) herauskam, werden hoffentlich auch in der neuen, schöneren Sammlung nicht fehlen, und schon vordem hatte Kuhlenbeck sich durch zahlreiche Essays über Giordano Bruno als Forscher auf diesem schwierigen, aber überaus lohnenden Gebiete bekannt gemacht. Der Erste aber, der den großen italienischen Selbstdenker aus jahrhundertelanger Vergessenheit für uns Deutsche wieder ans Tageslicht gebracht hat, der immer wieder auf die „keimkräftige Totalität" seines Gedankenreichtums hingewiesen hat, war Moriz Carriere, und gerade die Beilage zur Allgemeinen Zeitung ist es gewesen, wo der liebenswürdige Münchener Philosoph rastlos für die Bedeutung des ihm so unähnlichen spröden, aber gewaltigen Nolaners eingetreten ist, namentlich für die Bedeutung seiner echt germanischen Welt- und Lebensanschauung. Da diese Tätigkeit Carrieres dem Herausgeber natürlich nicht verborgen geblieben ist und er auch wiederholt und mit höchster Anerkennung auf sie hinweist, ist man einigermaßen erstaunt, in den zahlreichen und vortrefflichen Anmerkungen (1. Band, S. 180) einen Aufsatz Carrieres über den Inquisitionsprozeß des Nolaners in Venedig falsch (Augsburger Zeitung) und mangelhaft zitiert zu finden. Es handelt sich natürlich nicht um eine nicht existierende Augsburger Zeitung, sondern um die frühere Augsburger „Allgemeine Zeitung", und diese Aufsätze sind im Jahrgang 1868 nicht bloß in der angegebenen Nr. 282, sondern auch noch in den zwei folgenden (vom 18., 18. und 20 Oktober) erschienen. Sie scheinen also dem Herausgeber nicht im Original vorgelegen zu sein. Im übrigen beruht auf diesen Anmerkungen und besonders auf den vortrefflichen Einführungen und den Nachworten das Hauptverdienst des Herausgebers. Die Lektüre Giordano Brunos ist bekanntlich nicht leicht. Die mythologisierende Dialogform mutet von vornherein fremdartig an und man muß sich erst in ihn hineinlesen. Ob er je populär zu machen sein wird, steht dahin. Aber es muß ja heutzutage nicht alles an der bequemen Oberfläche schwimmen. Wenn es Einem gelingen wird, die schwierige Materie dieser beiden und der nächsten Bände einem heutigen gebildeten Leser — und nur ein solcher wird ja danach greifen — innerlich nahe zu bringen und sie ihm wahrhaft genußreich zu machen, so ist es gewiß Dr. Kuhlenbeck, der, wie vor ihm Carriere, durch seine bisherigen Versuche bewiesen hat, daß er das Zeug zur verständlichen Uebertragung und möglichsten Popularisierung dieses uns heute in vielem so nahegerückten Denkers hat. Der erste Band bringt zwei liebevoll einführende Aufsätze über Giordano Brunos Persönlichkeit und Leben und über seine Weltanschauung und nach den fünf Dialogen des Aschermittwochsmahls Nachwort und Erläuterungen. Der zweite außer den drei gewaltigen Dialogen der „Bestia trionfante" ein Vorwort und Erläuterungen des Herausgebers. Der erste Band ist mit dem Bildnis des Nolaners nach einem alten Stich C. Mayers geschmückt. Ausstattung und Buchschmuck der neuen Ausgabe sind der so schön begonnenen Sammlung und des Verlags würdig, nur ist der sonst klare Druck durch einige, in der Druckersprache als „Spieße" bezeichnete Un-

Digitized by Google

reinheiten entstellt, die eine zweite, auch sonst Manches (f. o.) berichtigende Auflage wohl tilgen wird. Mit freudiger Spannung aber wird man der Fortsetzung des so vielversprechend begonnenen Unternehmens entgegensehen dürfen.

Alfred v. Mensi.

Neue Novellen. (Aus dem Leben.) Von Hans Blum. Berlin 1904. Gebrüder Pnetel.

Wie bei verschiedenen früheren Erzählungen, so beruft sich Hans Blum auch bei seinen „Neuen Novellen" darauf, daß ihr Stoff „aus dem Leben" genommen sei. Einen besonderen Wert für die ästhetische Beurteilung macht das freilich nicht aus. Auch bei einer Novelle kommt es vor allem darauf an, daß die Charaktere und Vorkommnisse innerlich begründet sind und dadurch wahrscheinlich, glaubhaft, natürlich erscheinen. Dieser Forderung wird Blum nur zum Teile gerecht. Namentlich bei der größten der drei vorliegenden Novellen, „Der Rettungshasen" betitelt, geht der Autor in der psychologischen Linienführung zu sprunghaft vor. — Trocken erzählt ist das wenig interessante Leben „Eines Achtundvierzigers". Die geschichtlichen Exkurse, die bei Blum zwar verständlich sind, nehmen darin einen zu breiten Raum ein. Im „Liebessenat" sind manche drollige Situationen hübsch wiedergegeben, wenn auch im allgemeinen die Grenzen der Wahrscheinlichkeit öfter überschritten werden. Bedeutend ist keine der „Neuen Novellen". Immerhin ist nicht zu zweifeln, daß die gefällig geschriebenen Erzählungen, denen ein behaglich fröhlicher Humor gut ansteht, unter den Liebhabern einer guten Unterhaltungslektüre sich Freunde erwerben werden.

München. Dr. Arnulf Sonntag.

Elektrische Fernphotographie und Aehnliches. Von Dr. A. Korn, außerordentlicher Professor an der Universität München. Leipzig 1904. S. Hirzel. 66 S.

Der Verfasser, welcher sich seit Jahren mit dem Problem der Fernphotographie, d. h. der Uebertragung von Schriftzügen, Bildern u. s. w. auf weite Entfernungen beschäftigt hat, hat vor kurzem seine gewonnenen Resultate in der Physikalischen Zeitschrift veröffentlicht. Die vorliegende Sonderausgabe der genannten drei Abhandlungen ist um eine historische Einleitung vermehrt, in welcher auch auf das Verhältnis des Verfassers Methoden zu früheren ähnlichen Versuchen näher eingegangen wird, sowie um eine Schlußbetrachtung über in Aussicht stehende Verbesserungen. Das neue Verfahren ist bereits in seiner jetzigen Gestalt praktisch anwendbar zur telegraphischen Weitergabe von Photographien für Zwecke der Presse und Justiz, sowie zu einer schnellen telegraphischen Uebermittlung von Handschriften, Zeichnungen u. s. w. Die Versuche über wirkliche Telegraphenleitungen auf 400 bis 800 Kilometer Entfernung haben dieselben zufriedenstellenden Resultate ergeben, wie die Laboratoriumsversuche. In der Tat lassen die beigegebenen Bilder von übertragenen Schriftzügen und einer Photographie des Verfassers kaum etwas zu wünschen übrig, so daß man mit Fug und Recht behaupten kann, daß das Problem von dem Verfasser im wesentlichen gelöst worden ist.

G. S.

Allgemeine Rundschau.

Internationale Kriminalistische Vereinigung.

-f- Berlin, 7. Mai. Heute fand hier die Jahressitzung des Vureaus der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung statt, die alljährlich abwechselnd in Paris und in Berlin abgehalten wird. Erschienen waren außer den drei Mitgliedern des Gesamtvorstandes der Vereinigung: Prins (Brüssel), van Hamel (Amsterdam) und v. Liszt (Berlin), sowie der Redakteur der Mitteilungen der Vereinigung, Rasenfeld (Berlin), mehrere Vorsitzende und Vertreter von Landesgruppen (als Vorsitzender der deutschen Gruppe v. Mayr-München.)

Nach der Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten und der Beschlußfassung über die Ausgestaltung der Mitteilungen und die Art ihrer Erscheinungweise und des buchhandlerischen Vertriebes derselben gab Rasenfeld eine interessante Uebersicht über die Art und das Maß der Arbeitsbetätigung bei den verschiedenen nationalen Gruppen, aus der sich ergibt, daß eine regelmäßige ausgiebige Arbeitsbetätigung zu verzeichnen ist bei der deutschen, schweizerischen, russischen, dänischen und portugiesischen Gruppe, während für die norwegische, kroatische und ungarische Gruppe zwar Arbeitsbetätigung, aber nicht in fortlaufender Regelmäßigkeit nachgewiesen ist.

Als Zeit der nächsten internationalen Gesamtversammlung der Vereinigung wurde das Jahr 1905 (zweite Hälfte des September) und als Versammlungsort Hamburg bestimmt. Als Programmpunkte wurden festgestellt: 1. Verständigung über die Grundzüge international vergleichbarer Jahresnachweisungen aus dem Gebiet der Kriminalstatistik. 2. Erörterung der Frage der Behandlung der Rückfälligen im Sinne eines angemessenen Schutzes der Gesellschaft. 3. Die Frage der vermindert Zurechnungsfähigen.

Die Anregung der fortlaufenden kriminalstatistischen Ausweise im Sinne nicht der Zusammenfassung der summarischen Gesamtergebnisse, sondern einer sorgsamen Auslese vergleichbarer Verfehlungen und Verfehlungsgruppen und weiter unter dem Gesichtspunkt der Einschränkung dieser Ausweise auf gewisse Relativzahlen, die geeignet sind, ein zutreffendes Bild der Morphologie der Kriminalität und deren Bewegungsganges zu geben, gab van Hamel. Nach längerer Debatte wurde beschlossen, zur Formulierung der bezüglichen Vorschläge eine internationale Kommission von 8 Kriminalisten (van Hamel, Prins, v. Liszt) und 3 Statistikern (v. Mayr, Bosco [Rom] und Hyrnes [Paris]) zu bilden, die in gemeinschaftlicher mündlicher Beratung versuchen soll, einen derartigen unentbehrlich gewordenen statistischen Behelf für die kriminalpolitischen Fragen zu schaffen. — Ueber die Formulierung des zweiten Programmpunktes über die prinzipielle Behandlung der Rückfälligen (und zwar insbesondere bei Verfehlungen gegen das Vermögen) bleibt das Nähere noch vorbehalten; doch wurde der Grundgedanke des wirksamen Schutzes gegen die aus dem gewerbsmäßigen Rückfall sich ergebende Bedrohung der Gesellschaft, als durchaus den allgemeinen Strebungen der Vereinigung, wie sie anderweit Formulierung gefunden haben, entsprechend festgelegt. Bei der Bestimmung des dritten Programmpunktes wurde von den ausländischen Vertretern darauf hingewiesen, daß die Aufnahme desselben um so erwünschter erscheine, als die deutsche Gruppe im Begriff sei, zu Pfingsten 1904 die Frage der vermindert Zurechnungsfähigen zu behandeln und hiervon für die nächstjährige internationale Erörterung des Problems Nutzen gezogen werden könne.

Außer diesen drei Verhandlungsgegenständen sind für den Hamburger Kongreß auch Vorträge in Aussicht genommen. Vorerst hat Prins einen solchen in Aussicht gestellt. — Im gastlichen Hause v. Liszts fanden die Teilnehmer an der Bureausitzung nach deren Schluß noch reiche Gelegenheit zu weiterem Austausch von Gedanken und Erfahrungen, aus dem ein jeder mit gesteigerter Arbeitsfreudigkeit die Ueberzeugung neu gekräftigt mit nach Hause nehmen durfte, daß die Vereinigung mit ihren Strebungen sich auf dem richtigen Wege befindet. Angesichts der gesteigerten Aufmerksamkeit, die in der Gegenwart den kriminalpolitischen Fragen gerade in Deutschland geschenkt wird, darf der erstmaligen Einkehr der internationalen Gesamtversammlung der Vereinigung auf deutschem Gebiet mit besonderem Interesse entgegengesehen werden.

Einladung zum Germanischen Kongreß am 16. und 17. September 1904 in der Weltausstellungsstadt St. Louis, Mo.

Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund (Vorsitzender: Dr. C. J. Hexamer; Sekretär Adolph Timm) erläßt folgenden Aufruf:

In diesem Jahre versammeln sich zu St. Louis die Vertreter der Völker verschiedener Erdteile, um wiederum die gewaltigen Fortschritte menschlichen Wissens und Wirkens in edlen Wetteifer vorzuführen. An dem jahrhundertelangen

Ringen nach Kultur und Zivilisation haben sich die germanischen Völker in hervorragender Weise beteiligt. Neue Erdteile wurden entdeckt, neue Völker sind im Werden begriffen.

Wir Deutsch-Amerikaner haben hier, unter dem Volke der Ver. Staaten von Amerika, dem Volke der Zukunft, die Abkömmlinge anderer uns stammverwandter germanischer Völker kennen und schätzen gelernt. Wir leben auch mit den Abkömmlingen romanischer und slavischer Völker in Frieden und Eintracht. Wir sind stolz darauf, Bürger dieser großen Republik zu sein. Als solche streben wir nicht nach Pangermanismus. Wir glauben jedoch, daß die Errungenschaften germanischer Kultur zur Abhaltung eines Germanischen Kongresses nicht nur berechtigen, sondern geradezu verpflichten.

In der Völkerkunde sind die Wanderungen und Wandelungen germanischer Völker eines der interessantesten Kapitel. Die Feststellung der wechselseitigen Beziehungen in den verschiedenen Ländern bis auf die Neuzeit wäre daher unzweifelhaft ein wertvoller Beitrag zur Völkerkunde. Die germanistischen Abteilungen amerikanischer Universitäten widmen den einschlägigen Fächern immer mehr Aufmerksamkeit. Die Arbeiten eines Germanischen Kongresses dürften auch ihnen reiches Material zu weiterem Studium bieten.

In den Vereinigten Staaten ist für den Ethnologen wie für den Ethnographen ein weites, noch gänzlich unbearbeitetes Feld. Der Strom der Einwanderung hat sich in den letzten Jahren bedeutend verändert, einen hervorragend romanischen und slavischen Typus bekommen. Es wird daher um so wichtiger, festzustellen, bis zu welchem Prozentsatz das Volk der Vereinigten Staaten germanischen Blutes ist, bis zu welchem Prozentsatz romanischer oder slavischer Abstammung; und wie weit sich dieser Prozentsatz infolge des zunehmenden nichtgermanischen Einwanderungs-Stromes verschiebt. Ferner ist der Prozentsatz der Vermischung der germanischen Bestandteile des amerikanischen Volkes unter sich und mit den romanischen und slavischen Bestandteilen festzustellen, um dadurch seinen einstigen Charakter voraussetzen zu können. Dabei ist das Fortpflanzungsvermögen der eingeborenen und der eingewanderten Bevölkerung zu berücksichtigen. Das mit Bezug auf die Vereinigten Staaten Gesagte gilt auch für andere Länder mit teilweiser germanischer Bevölkerung.

Ein weiteres Kapitel ist die Einwirkung germanischer Sprachen, Literatur, Sitten und Eigenarten auf sich im Werdeprozeß befindende Völker. Erhalten sich dieselben und welche Zukunft haben sie? Gehen dieselben in den zukünftigen Völkern auf und welche Spuren hinterlassen sie?

Als der Deutsch-Amerikanische National-Bund die Abhaltung eines Germanischen Kongresses beschloß, geschah dies in der Absicht, Forschungen und ernste Besprechungen hochwichtiger Fragen anzuregen, nicht etwa zur Glorifizierung germanischer Kultur, Kraft und Tugenden. Wir Deutsch-Amerikaner glauben, daß die Arbeiten dieses Kongresses nicht nur wissenschaftlich von Wert sein werden. Dieselben können auch zu einem besseren Verständnis der germanischen Völker untereinander führen. Mit dem innigen Wunsche, daß dies geschehen möge, ergeht hiermit die freundliche Einladung an die Germanisten aller Länder der Erde, die Forscher der Völkerkunde, deutscher, amerikanischer, englischer, schwedischer, dänischer und holländischer Sprachen und Literatur, sowie an ethnographische und ethnologische Gesellschaften, dem im vorigen Jahre vom Baltimorer Konvent des National-Bundes beschlossenen, am 16. und 17. September d. J. (im Anschluß an den Gelehrten-Kongreß) in einem Saale der Weltausstellungsgebäude zu St. Louis stattfindenden Germanischen Kongreß persönlich beizuwohnen, denselben durch Vertreter zu beschicken, oder im Verhinderungsfalle einschlägige Abhandlungen einzusenden, die von berufenen Männern vorgetragen werden.

Da mit dem Besuche des Kongresses auch ein Besuch der Weltausstellung verbunden werden kann, ist ein recht zahlreicher Besuch aus allen Ländern der Erde, wo germanische Völker wohnen, doppelt zu erwünschen. Dem National-Bund stehen keine Fonds zur gastfreien Aufnahme der Besucher zur Verfügung, doch können dieselben eines herzlichen Empfangs versichert sein.

Professor M. D. Learned, der Leiter der Germanistischen Abteilung der Universität von Pennsylvanien, ist zum Vorsitzer eines Komitees ernannt worden, welches die weiteren Arrangements treffen wird. Alle Zuschriften sind unter der Adresse „Box 10, College Hall, University of Pennsylvania, Philadelphia, Pa." an Professor Learned zu richten. Die Titel der Beiträge, welche die Beziehungen der verschiedenen germanischen Elemente in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern behandeln, beliebe man so bald als möglich einzusenden, damit das Programm für den Kongreß fertig gestellt werden kann.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Medizinisches. Gelegentlich des 50. Geburtstages P. Ehrlichs, des Leiters des Instituts für experim. Therapie zu Frankfurt a. M., stifteten Schüler und Mitarbeiter seine Porträt-Plakette; dieselbe wurde von Joh. Kowarzick, dem Frankfurter Bildner, künstlerisch ausgeführt und namens eines Ausschusses der Stifter, bestehend aus den HH. Prof. Dr. Frhrn. v. Dungern (Freiburg i. Br.), Dr. B. Laquer (Wiesbaden), Prof. J. Morgenrot (Frankfurt a. M.) am 5. Mai dem von Amerika heimgekehrten Gelehrten überreicht.

::

Hochschulnachrichten.

* Freiburg i. B. Der Direktor der Frauenklinik, Geheimer Rat Professor Dr. J. Hegar, wird mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter nach Schluß dieses Semesters in den Ruhestand treten. Dem Lehrkörper der Freiburger Universität gehört der weit über die Grenzen des badischen Landes hinaus bekannte Gynäkologe seit 40 Jahren an.

* Jena. Die „Ferienkurse in Jena" für Damen und Herren werden, wie in den vergangenen Jahren (seit 1889), im August, und zwar im Volkshaus am Karl Zeiß-Platz, abgehalten werden. Das Programm enthält folgende Abteilungen: 1. Naturwissenschaftliche Kurse vom 4. bis 17. August: Botanik; Physik; Astronomie; Chemie; Anatomie; Physiologie. 2. Pädagogische Kurse teils vom 4. bis 10., teils vom 11. bis 17. August: Geschichte der Pädagogik; Allg. Didaktik; Spez. Didaktik; Religionsunterricht; Hodegetik; Pädagogische Pathologie; Psychologie des Kindes; Hilfsschulwesen. 3. Kurse aus dem Gebiete der Frauenbildung: Frauenfrage und Mädchenbildung; Höhere Mädchenschule; Fröbels Pädagogik. 4. Theologische, geschichtliche und philosophische Kurse vom 4. bis 17. August: Religionsgeschichte; Babel- und Bibelforschung; Deutsche Literaturgeschichte; Deutsche Kulturgeschichte; Einleitung in die Philosophie der Gegenwart; Geschichte der Philosophie; Psychologie. 5. Kurse aus dem Gebiete der Kunst vom 4. bis 17. August: Antike Kunst und Kultur; Die Kunst im Haus und im öffentlichen Leben der Gegenwart. 6. Sprachkurse vom 4. bis 17. und vom 4. bis 24. August: 1. Deutsche Sprache: Sprachkurse für Anfänger und für Fortgeschrittene; 2. Englische Sprache: Elementarkursus und Engl. Literatur; 3. Französische Sprache: Grammatische Kurse; Französische Literatur. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Frau Dr. Schnetger (Jena, Gartenstraße 2.).

hc. Berlin. Dem ordentlichen Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der hiesigen Universität, Dr. phil. Richard Pischel, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden.

* Greifswald. An der hiesigen Universität findet auch in diesem Jahre vom 11.—30. Juli ein Ferienkurs (11. Jahrgang) statt. Die Fächer sind folgende: Sprachphysiologie, Phonetik (Prof. Heuckenkamp), Deutsche Sprache und Literatur (Professor Dr. Heller, E. F. Frey), Französisch (M. Reynaud), Englisch (Mr. Campbell, Prof. Konrath), Religion (Prof. Lic. Kropatschek), Philosophie (Prof.

Digitized by Google

Rehmke), Geschichte (Prof. Seeck und Bernheim), Geographie und Geologie (Prof. Credner und Deecke), Chemie (Privatdozent Dr. Strecker), Physik (Prof. Mie), Zoologie (Privatdozent Dr. Stempell), Botanik (Prof. Schütt), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler), Kunstgeschichte (Prof. Seeck). Den Vorlesungen zur Seite gehen zoologische, botanische, physikalische Uebungen, geographisch-geologische Exkursionen, französische, englische, deutsche Sprachübungen. Gleichzeitig findet ein unentgeltlicher Spielkursus zur Ausbildung von Lehrern zu Leitern im Volks- und Jugendspiel statt. Ausführliche Programme sind gratis unter der Adresse „Ferienkurse, Greifswald" zu erhalten.

hc. **Prag.** Der Privatdozent für analytische Chemie an der deutschen Technischen Hochschule, Dr. phil. Wilhelm Gintl, ist daselbst zum außerordentlichen Professor für Encyklopädie der technischen Chemie ernannt worden.

* Von technischen Hochschulen. Professor Dr. E. Dietrich, Ordinarius für Eisenbahn-, Straßen- und Wasserbau an der Technischen Hochschule in Berlin, ist aus Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand aus dem Lehrkörper der Hochschule ausgeschieden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Gustav Belsswänger: Amos Comenius als Pansoph. E. histor.-philos. Untersuchung. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 97 S. — Otto Liebmann: Gedanken und Tatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. II. Bd., 4. Heft. Strassburg 1904. Karl J. Trübner. S. 363—508. — M. E. delle Grazie. Sämtliche Werke. 5. Bd.: Liebe. Erzählungen. 1. Samml. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 278 S. — Klaus Rittland: Auf neuen Wegen. Roman. Dresden 1904. Carl Reissner. 420 S. — Johanna Niemann: Die Nachtigall. Roman. Ebenda 1904. 217 S. — Ernst Wichert: Mutter. Zwei Novellen. Ebenda. 290 S. — Franz Krunke: Praktisches Börsen-Taschenbuch für 1904. M. d. amtlichen Kurszettel über alle Werte der Berliner Börse. 5. Aufl. Berlin. Franz Krupke u. Co. 64 S. — Dr. Otto Driesen: Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Berlin 1904. Alexandor Duncker. 286 S. — Der Divan Sultan Mehmeds des Zweiten, des Eroberers von Konstantinopel, zum erstenmal nach der Upsalaer Handschrift herausg. von Dr. Georg Jacob, a. o. Prof. an der Universität Erlangen. Berlin 1904. Mayer u. Müller. — Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffel-Bundes für 1903. Geleitet von Oskar Pach. Leipzig u. Wien. Verlag des Scheffelbundes. 284 S. — Dr. Fritz Berolzheimer: System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Bd. 1. (Philosophischer Einleitungsband): Kritik des Erkenntnisinhaltes. München 1904. C. H. Beck. 327 S. — Julius Landmann: Die auswärtigen Kapitalanlagen aus dem Berner Staatsschatz im 18. Jahrhundert. Eine finanzhistorische Studie. Zürich 1903. Fäsi u. Beer. 222 S. — Ed. Rud. Grebe: Philipp der Grossmütige, Landgraf von Hessen. Kassel 1904. Carl Victor. 57 S. — Die Sympathien des deutschen Volkes im ostasiatischen Kriege. Ebenda 1904. 12 S. — Otto Weber: Theologie und Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. Leipzig 1904. J. C. Hinrichs. 31 S. — Kinza Riugi M. Hirai: Japan, wie es wirklich ist. Deutsch von M. Klittke. 2. verm. Aufl. M. e. Anh.: Vom Hofe des Mikado. Leipzig. Curt Ronniger. 40 S. — Der Kampf in der Schule. Gedanken über die geistliche Schulaufsicht. Von e. kathol. Schulmanne. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. 23, Heft 7.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 26 S. — Werke alter Meister. 100 Reproduktionen nach Originalen der kgl. Aelteren Pinakothek zu München. München 1904. Georg C. Steinicke. — Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen. Im Auftr. d. preuss. Unterrichtsministeriums bearbeitet von Wilhelm Erman und Ewald Horn. 1. Allgemeiner Teil. Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 836 S. — Dr. A. Wolfrum, Leipzig: Die Methodik der industriellen Arbeit als Teilgebiet der Industriekunde, beziehungsweise der Technischen Chemie. Stuttgart 1904. Ferd. Enke. 310 S. — Hofrat Dr. C. Mermagen, leitender Arzt des Kurhauses Herrenalb: Die Wasserkur. Briefe an einen jungen Freund. Ebenda 1904. 226 S. — Dr. Ludwig Wilser: Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Eisenach und Leipzig. Thüring. Verlagsanstalt. 447 S. — Anton Freiherr v. Perfall: Münchner Kindeln. Roman. Leipzig. Paul List. 374 S. — Julius Gensel: Friedrich Preller der Aeltere. (Künstler-Monographien. 69.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 134 S. — Dr. Walter Parow, Prof. an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin: Die Notwendigkeit der Einheitsschule. Ein Mahnwort an alle Freunde erziehlicher Jugendbildung. Braunschweig u. Leipzig 1904. Richard Sattler. 36 S. — Monumenta Palaeographica. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. 1. Abt: Schrifttafeln in lat. und deutscher Sprache. In Verbindung mit Fachgenossen herausg. von Dr. Anton Chroust. 1. Ser., Lieferung 14. München 1904. F. Bruckmann A.-G. — Dr. Georg Witkowski, Prof. a. d. Univ. Leipzig: Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag gehalten im Auftrag des Vereins für Volksunterhaltungen in der Alberthalle zu Leipzig. Leipzig. Max Hesse. 32 S. — Dr. Bruno Kuske: Das Schuldenwesen der deutschen Städte im Mittelalter. (Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft. Ergänzungsheft XII.) Tübingen 1904. H. Laupp. 92 S. — A. L. Wolynski: Die russische Literatur der Gegenwart. Autor. Uebersetzung von Joseph Melnik. (Moderne Essays z. Kunst und Literatur. Hrsg. von Dr. Joseph Landsberg. Heft 20.) Berlin 1902. Gose u. Tetzlaff. 41 S. — Hugo Bethmann, Ingenieur und Lehrer für Maschinenbau: Die Hebezeuge. Elemente der Hebezeuge, Flaschenzüge, Winden und Krane. E. Handbuch f. Entwurf, Konstruktion und Gewichtsbestimmung. Für Schule und Haus bearb. Braunschweig 1903. Friedr. Vieweg u. Sohn. 475 S. — Dr. E. W. Lehmann-Richter: Prüfungen in elektrischen Zentralen mit Dampfmaschinen- und Gasmotorbetrieb. Ebenda 1903. 277 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Franz Xaver Kraus

Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus

von

Dr. Ernst Hauviller.

Gr. 8° In vornehmer Ausstattung mit drei Lichtdrucken.

Preis M. 3.50 brosch., M. 4.50 geb.

In der vorliegenden Schrift wird F. X. Kraus als Gelehrter und als Kirchenpolitiker, als Vertreter wissenschaftlichen Dankens und als rastloser **Bekämpfer des Ultramontanismus** geschildert. Diese Darstellung enthält daher gewissermassen eine kurz gefasste Geschichte des Schicksals, welches Wissenschaft und Religiosität seitens der römischen Kurie im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert zu erdulden hatte. Für die **Unterdrückung der deutschen akademischen Lehr- und Lernfreiheit seitens der römischen Kurie** bietet das Leben von F. X. Kraus als Gelehrter und Lehrer mehr denn ein Beispiel und verbreitet neues Licht über das kirchliche Dunkelmännertum. Was dem Buche aber am bleibendes Interesse sichert, ist die Schilderung dessen, was Kraus das **Wesen des Ultramontantismus** nannte, dann die von ihm angegebenen Mittel zur Abwehr: die Verurteilung des „politischen Katholizismus" und die Rückkehr zum „religiösen Katholizismus". Dadurch wird Kraus' Stellungnahme zu den religiösen Fragen und Strömungen der Gegenwart berührt.

Hingewiesen sei ferner auf das Kapitel „Kraus und das Reichsland". Hier wird seine ablehnende Haltung der Errichtung einer **kathol. theol. Fakultät in Strassburg gegenüber auf Grund neuen schriftlichen Materials** ausführlich behandelt. (7204)

Ein Anhang wichtiger **unedierter politischer Schriftstücke** und Briefe ist der hochaktuellen Schrift beigegeben.

Verlag von Walther Roock, Colmar i. E.

Bücherständer,

grosser, wegen Umzugs billig zu **verkaufen.** (7192)

Schnorrstr. Nr. 10/11 m. (vormitt.).

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. **36. Jahrgang,** ca. 200 Seiten stark gratis durch (6236 o

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,

gegenüber d. Rathaus Gegr. 1834.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 11. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

☞ **Des Himmelfahrtfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.**

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts. III. (Schluß.) Von Gustav Beckmann.

Ein tschechischer Romantiker. Von Dr. Karl Hans Strobl (Brünn).

Zuschriften aus dem Leserkreise. (Geographie als Lehrfach.)

II. Bücher und Zeitschriften.

H. Andegs: Shakespeares Belesenheit.

III. Allgemeine Rundschau.

Stanley †. — Der Anteil der Deutschen an der Erschließung des mittleren Westens. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Bedeutung des Handels im Wirtschaftsleben des Mittelalters nach den Darstellungen Sombarts und Lamprechts.

Von Gustav Beckmann.

III. (Schluß.)

Nach Sombart hat Karl Lamprecht, der vielbewunderte und vielgeschmähte, über Charakter und Bedeutung des mittelalterlichen Handels, allerdings mit Beschränkung auf Deutschland, in gedrängter Kürze, aber in um so eigenartigerer Weise, sich ausgesprochen. Auch er wie Sombart in größerem Zusammenhange, weshalb auch ihm gegenüber derselbe Vorbehalt gilt, den ich oben bezüglich meiner Stellung zu dem Sombartschen Buche machen mußte.

Im ersten Teile des zweiten Ergänzungsbandes seiner „Deutschen Geschichte“[1]) sah Lamprecht sich vor die Aufgabe gestellt, das Wirtschaftsleben der jüngsten deutschen Vergangenheit, d. h. im wesentlichen des 19. Jahrhunderts und vor allem seiner zweiten Hälfte, in seinen historischen Wurzeln bloßzulegen. Eine Aufgabe also derjenigen analog, der Sombarts Ausführungen galten. Und unter tiefgreifendem Einfluß Sombarts, wenn auch durchaus nicht in bedingungsloser Anlehnung an ihn, ist dann, wie mir scheint, dieser Abschnitt des Lamprechtschen Buches auch entstanden.

Sah Sombart in dem kleinen Kaufmann, in dem „handwerksmäßigen“ Händler den einzigen Vertreter des kaufmännischen Berufes in Deutschland bis ins 15. Jahrhundert hinein, so ist dieser bei Lamprecht zwar nicht der einzige, aber doch der normale, der spezifisch nationale Träger des Handels in Deutschland: der Kleinhandel, das heißt das Detaillieren von Spezereien, der Ausschnitt von Geweben, der Vertrieb von Landeserzeugnissen für die Städter gibt dem deutschen Handel seine eigentliche Signatur, und zwar nicht nur im Mittelalter, sondern auch noch im 17. und 18., teilweise sogar noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch Lamprecht betont mit vollem Recht den dem Handwerk ähnlichen Charakter dieses Kleinhandels: den genossenschaftlichen Zusammenschluß seiner Träger zu zunftartigen Formen sozialen Zusammenlebens und das Ideal dieser kaufmännischen Innungen, nämlich „das auskömmliche Dasein bei wohlverbürgtem Kundenkreis“, die „ehrbare Nahrung“. Es ist ganz deutlich: es handelt sich bei dieser Charakterisierung des deutschen Kleinhändlers um den auf die einzelne Stadt, beziehungsweise deren Umgebung beschränkten, an seinem Teil das System der sogenannten „Stadtwirtschaft“ mitbedingenden Krämer oder Höker und Detaillisten, der nun allerdings auch im 20. Jahrhundert durchaus keine ungewohnte Erscheinung ist.

Aber ein wesentlicher Unterschied besteht doch zwischen den Auffassungen Sombarts und Lamprechts. Lamprecht beschränkt den handwerksmäßigen Charakter auf den städtischen Detaillisten, Sombart dehnt ihn auf die ganze Masse der Berufshändler aus, auch den Träger des interlokalen und internationalen Handels nicht ausnehmend: bei Sombart ist bis ins 15. Jahrhundert hinein, abgesehen vom bloßen „Gelegenheitshändler“ des 14. Jahrhunderts, jeder Händler denselben wirtschaftlichen, sozialen und sozialpsychischen Bedingungen unterworfen wie der Handwerker, bei Lamprecht nur der städtische Kleinhändler.

Aber dieser Kleinhändler ist für Lamprecht — und das ist der eine der beiden entscheidenden Punkte seiner Gesamtauffassung — der hauptsächlichste Träger der spezifisch nationalen Entwicklung des deutschen Handels.

Der Sombartschen, keine Unterschiede kennenden Charakterisierung des mittelalterlichen Berufshandels sich anzuschließen, davor bewahren Lamprecht seine tiefer gehenden historischen Kenntnisse. Mit stillschweigender Bezugnahme auf Sombart offenbar weist er die Ansicht von dem Fehlen oder dem nur latenten Vorhandensein des Erwerbstriebs im früheren Mittelalter zurück, Sombart gegenübergestellt, wirft er auf dem Historikertage zu Heidelberg schon die oben gestellte Frage auf, ob es denn richtig sei, in dem Erwerbstrieb einen zeitlich bedingten statt einen konstanten Trieb der menschlichen Psyche zu erblicken; und dem ausschließlich handwerksmäßigen Handel Sombarts stellt er den ausgesprochen den Charakter der (kapitalistischen) Unternehmung tragenden Fernhandel gegenüber mit seinen Wirkungen auf die Gestaltung des mittelalterlichen Wirtschafts- und Kulturlebens. Dieser Fernhandel ist aus dem alten internationalen Handel entstanden, der vor aller Städtebildung schon vorhanden war und ursprünglich in den Händen der Fremden, namentlich der Juden lag, dann aber „durch Lokalisierung in Deutschland und durch immer stärkere Beteiligung deutscher Elemente allmählich den Charakter eines zugleich nationalen Eigenhandels annahm“. Wes Standes diese deutschen Elemente vorher gewesen waren, sagt Lamprecht nicht; aber ich glaube ihm kein Unrecht zu tun, wenn ich in ihm nicht einen Anhänger der Sombartschen Theorie vom Grundrente akkumulierenden Grundbesitzer, der dann „Gelegenheitshändler“ wird, zu erblicken glaube, — ganz abgesehen davon, daß auch

[1]) K. Lamprecht: Zur jüngsten Deutschen Vergangenheit. 2. Ergänzungsband zur „Deutschen Geschichte“, T. 1. Berlin 1903.

zeitlich Sombarts Theorie auf die Entitelung des deutschen Eigenhandels aus dem alten internationalen Handel nicht anzuwenden ist — und wenn ich annehme, daß auch er aus kaufmännischen Kreisen, aus dem städtischen Kleinhandelsstande diejenigen Elemente sich rekrutieren läßt, die allmählich die Fremden aus dem internationalen Handel verdrängten. Dieser deutsche Fernhandel war zunächst zwar „ein besonders interessanter, im ganzen aber nicht allzu wichtiger Faktor des nationalen Wirtschaftslebens". Anders wurde das jedoch in der Zeit vom 14.—16. Jahrhundert. Jetzt — warum nicht lieber schon im 13. Jahrhundert? — nahm der Fernhandel einen gewaltigen Aufschwung; Lamprecht erinnert an den Kranz blühender Städte, die in seinem Gefolge am Nordrande der Alpen entstanden, an die Blüte kaufmännischen Lebens, die die Hansa für die Städte der norddeutschen Tiefebene herbeiführte.

Aber — und damit berühren wir den zweiten entscheidenden Punkt von Lamprechts Gesamtauffassung — dieser Fernhandel, weil „nur zum Teil auf rein einheimischer Entwicklung beruhend", war „darum auch nur zum Teil von durchaus dauernder Wirkung". Er hat zwar vorübergehend die oben angedeutete spezifisch nationale Entwicklung des deutschen Handels, wie sie im städtischen Kleinhandel gegeben war, „in den letzten Zeiten des Mittelalters und auch noch im Verlaufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl etwas verdeckt und verdunkelt und teilweise auch verändert", aber ein „dauernder Gewinn der deutschen Entwicklung ist er nicht gewesen". Er blieb eine „Episode", eine „Bewegung, die nicht angehalten hat"; eine Episode, die sich zwar als eine Zeit (kapitalistischer) Unternehmung, aber doch nur einer „wilden" Unternehmung charakterisiert und die gleichsam „nur eine Vorzeit" darstellt „des damals kaum erst geahnten jüngsten Zeitalters der Wirtschaft". Denn „nach den Zeiten des hochgehenden Wirtschaftslebens des 15. und 16. Jahrhunderts folgten wieder Zustände, die im ganzen nur fortsetzten, was sich im 13. und 14. Jahrhundert in langsamem und organischem Fortgange zu entfalten im Begriff gewesen war". Die eigentliche Signatur des deutschen Handels war wiederum bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein durch den städtischen Kleinhandel gegeben.

So zutreffend die kurzen, gedrungenen Schilderungen sind, die Lamprecht einerseits vom städtischen Kleinhandel, andererseits vom deutschen Fernhandel entwirft, so wenig, glaube ich, wird man sich mit der Einschätzung befreunden können, die er beiden Zweigen des nationalen Wirtschaftslebens zuteil werden läßt.

Um es noch einmal zu wiederholen: nur der städtische Kleinhandel gilt Lamprecht als die normale Gestaltung des deutschen Handels, nur auf ihm beruht dessen spezifisch nationale Entwicklung; der bedeutende Fernhandel in der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert ist ihm nur eine Episode ohne dauernde Wirkung, eine vorzeitige Vorwegnahme des wirtschaftlichen Zustandes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ich muß gestehen: mir ist es unerfindlich, weshalb der Kleinverkauf des städtischen Detaillisten an seinen städtischen Kundenkreis normal und spezifisch national sein soll, die mit Hilfe des Fernhandels sich vollziehende Versorgung dieses Detaillisten mit den für seine Detaillierung notwendigen Waren aber nicht. Ist denn das eine überhaupt vom andern zu trennen, das eine ohne das andere denkbar? Und vollends: kann man denn die Zeit des großen deutschen Fernhandels als eine Episode bezeichnen, weil etwa nach jener Zeit der Schauplatz des internationalen Handels ein anderer wurde, neue Wege des internationalen Handels sich erschlossen und infolgedessen geographisch und staatlich günstiger gestellte Völker die Oberdeutschen und Hanseaten aus ihrer alten Stellung verdrängten? Nach diesem Grundsatz kann jedes untergegangene Staatswesen, jede ausgestorbene Religion, jede abgetane wissenschaftliche oder künstlerische Richtung als Episode angesprochen werden. Oder wird die Bezeichnung als „Episode" dadurch berechtigter, daß man hinzufügt, sie sei „ohne dauernde Wirkung" gewesen? Trifft denn dieser Zusatz überhaupt zu? Lamprecht selbst hat ja als Wirkung jenes großen Fernhandels unter anderem die Blüte der deutschen Städte am Nordrande der Alpen bezeichnet: er wird dabei doch nicht nur an ihren materiellen Reichtum, sondern auch an die hohe geistige und künstlerische Kultur gedacht haben, die auf diesem Reichtum sich aufbaute und für uns mit dem Begriff des Renaissancezeitalters verknüpft ist! Sind das alles etwa keine „dauernde Wirkungen"? Und was ist schließlich damit gesagt, wenn Lamprecht jene Zeit der mächtigen Entfaltung des deutschen Fernhandels als eine „Vorzeit" des hochgesteigerten Wirtschaftslebens unserer Tage bezeichnet? Stellt man sich bei einer historischen Betrachtung, welcher Art sie auch sei, ausschließlich auf den Standpunkt der Gegenwart, beurteilt man nur von ihm aus die ganze vergangene Entwicklung, dann kann man überall Vorzeiten, Vorläufer u. s. w. konstatieren. Jede wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung beruht aber meines Erachtens gerade in der Kombination, daß man einerseits jeder Zeit ihr eigenes Recht läßt, sie als etwas für sich zu eigenem Recht Bestehendes ansieht, ohne Rücksicht auf ihre Vorbedingungen in der Vergangenheit, ihre Wirkungen in der Zukunft, andererseits allerdings ihr auch ihre Stellung in der Gesamtentwicklung anweist, sie rückschauend vom Standpunkt des gerade erreichten Entwicklungsstadiums aus bewertet.

Wiederum erhebt sich die Frage: Wo liegen die tieferen Gründe, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Lamprechts in solch seltsame Gedankenkünsteleien sich verirrt? Die Antwort lautet derjenigen ähnlich, die wir bezüglich Sombarts gefunden haben. Auch Lamprecht schwebte bei der Darstellung des Entwicklungsganges des deutschen Wirtschaftslebens bis in unsere Zeit hinein jene, von gewerbegeschichtlichen Studien und Interessen aus entstandene Auffassung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens vor. Er nahm die auf Grund dieser Auffassung gefundenen Wirtschaftsstufen oder -epochen ohne weitere Kritik als gegeben hin, versuchte jedoch, wie Sombart von dem Bedürfnis nach psychologischer Begründung getrieben, sie auf ihren sozialpsychischen Kern zurückzuführen, wie er selbst sich ausdrückt, er suchte sie zu „beseelen". Als Einteilungsprinzip fand er bei diesem Versuch das Maß der psychischen Spannung, die jeweilig zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung, das heißt dem Genuß, besteht, und weiterhin das Maß der intellektuellen Potenz, die diese psychische Spannung jeweilig auslöst. An diesem Prinzip gemessen, stellt sich nun die Wirtschaftsepoche, die hier allein in Betracht kommt, die Stufe der sogenannten Stadtwirtschaft und die der sogenannten Territorialwirtschaft — Lamprecht faßt beide eben wegen ihrer einheitlichen psychischen Grundlage zu einer Einheit zusammen —, etwa so dar: Durch die Vermehrung der Bedürfnisse gegenüber der vorausgegangenen Wirtschaftsstufe, der der geschlossenen Hauswirtschaft, hat der Konsument die Möglichkeit eigener Produktion aller benötigten Genußmittel und damit „die alte Freiheit des Selbstgenügens verloren; er muß sich an andere wenden. Aber das geschieht noch in bescheidenem Maße; und der Konsument trägt möglichst Sorge, daß er selbständig bleibe, daß er die Herrschaft über die Befriedigung seiner Wirtschaftsbedürfnisse dennoch in eigener Hand behalte. So läßt er sich vom Handwerker keine Vorschrift der Erzeugung machen, sondern gibt diese selbst, liefert die Rohstoffe, nimmt den Handwerker womöglich zur Kontrolle ins Haus, ist gleichsam nach unseren Begriffen noch halb Mitproduzent. Und so vermeidet er so viel als möglich den Handel und wünscht vom Kaufmann, falls er ihn braucht, die Abhängigkeit, Solidität und Unterordnung des Handwerkers".

Wenn mit dieser Charakterisierung die durchschnittliche Seelenstimmung des wirtschaftenden Menschen des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte richtig bezeichnet sein sollte, dann ist es klar, daß in ihr für den Grad psychischer und intellektueller Entwicklung, den der Fernhandel des Mittelalters bei seinen Trägern voraussetzen läßt, kein Platz ist. Lamprecht erkannte das natürlich und

sagt dementsprechend: „Nun gab es gewiß schon früh eine Zeit, in der diese seelische Haltung gefährdet schien: es war in den Menschenaltern des Aufblühens eines großen Eigen- und Fernhandels im 15. und 16. Jahrhundert. Allein bald stellten sich doch die älteren Zustände wieder ein u. s. w." Jetzt wissen wir, weshalb dieser Fernhandel nur die Bedeutung einer „Episode" haben durfte, weshalb nur der städtische Kleinhandel Anspruch erheben darf, als normal und spezifisch national zu gelten. Es ist ganz wie bei Sombart: Die Nötigung, die die Wahrung der Einheitlichkeit und der Vorherrschaft des gewählten Einteilungsprinzips auferlegte, trieb dazu, den Dingen Gewalt anzutun, Erscheinungen eine Ausnahmestellung anzudichten, die in Wirklichkeit konstitutive Bedeutung besitzen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört nicht zu denen, die am liebsten überhaupt auf jede begriffliche Beherrschung der historischen Einzelvorgänge verzichten möchten; er hält es vielmehr für ein legitimes Bedürfnis wissenschaftlichen Sinnes, Ordnung in die wüste Masse zu bringen, einzuordnen und unterzuordnen, kurz, umfassende und die historischen Einzeltatsachen ohne Zwang sich subsumierende Einteilungsprinzipien aufzusuchen: bleibt es auch zweifelhaft, ob sie jemals in genügender Weise gefunden werden, so muß doch der Versuch immer aufs neue unternommen werden.

Zu welchen Künsteleien ungenügende Lösungen des Problems zu führen vermögen, ist im vorstehenden gezeigt worden.

Verhängnisvoll für Sombart wie für Lamprecht war, daß sie von einer ihnen überkommenen, einseitigen Auffassung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens ausgegangen sind. Es ist doch ungemein bezeichnend: für Bücher hat der (von ihm als kapitalistische Unternehmung bezeichnete) Großhandel des Mittelalters die Bedeutung eines „Lückenbüßers einer im übrigen autonomen Produktion", bei Sombart trägt aller berufsmäßige Handel des Mittelalters „handwerksmäßigen Charakter", bei Lamprecht ist die Erscheinung des großen deutschen Fernhandels eine „Episode ohne dauernde Wirkung" — jedesmal, weil er ins Schema nicht paßt. Und es ist ebenso bezeichnend, daß Gelehrte, die die Erforschung der Handelsgeschichte sich angelegen sein lassen, wie Schulte[8]) und Kentgen[9]) — von Below steht hier mehr in der Mitte —, gegen die Enge eines Einteilungsprinzips zu protestieren für nötig halten, das den Erscheinungen des Handels den Zulaß verweigert.

Es scheint mir an der Zeit, daß die vom Studium der Gewerbegeschichte ausgehende Auffassung des mittelalterlichen Wirtschaftslebens ergänzt und berichtigt werde durch eine solche, die auf den Erfahrungen handelsgeschichtlicher Studien beruht: die schon jetzt nicht mehr in dem früheren Umfang anerkannte Theorie von der autonomen Stadtwirtschaft des Mittelalters dürfte, so vermute ich, die Kosten dieser Umwandlung in der Hauptsache zu tragen haben. Freilich müßten die handelsgeschichtlichen Studien in noch ganz anderem Maßstabe, als es jetzt erfreulicherweise schon geschieht, betrieben werden, wenn der große Vorsprung, den das Studium der Gewerbegeschichte genommen hat, eingeholt werden soll.

8) Vgl. A. Schulte: Geschichte des südwestdeutschen Handels mit Italien 1, 112.

9) Vgl. F. Kentgen: Der Großhandel im Mittelalter. Hansische Gesch.-Bl. Jahrg. 1901, S. 121.

Ein tschechischer Romantiker.

Von Dr. Karl Hans Strobl (Brünn).

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte der tschechischen Literatur einen Aufschwung. Früher als in der deutschen Kunst setzte ein kräftiger Realismus ein, gegen Ende des Jahrhunderts stieg eine traumverlorene Mystik, ein asketischer Symbolismus empor. Ueber den Strömungen steht als moderner Klassiker, als kosmopolitischer Vermittler der Weltliteratur Jaroslav Vrchlický.

Abseits aber und fern vom Tage und seinen brutalen Neigungen, ohne Zusammenhang, ohne Schule und Partei ist die einsame künstlerische Persönlichkeit Julius Zeyers erwachsen. Er hat den Werdegang des Romantikers gelebt. Ein Typus, der kristallhell das Wesen auch unserer deutschen Romantik zeigt. Die Neigung, sich fernab in fremde Zeiten und ihren Glanz zu versenken. Aus ihren Traumblüten Lebenswerte für die graue Gegenwart zu gewinnen. Eine Phantastik, die mit erstorbenen Tönen und erloschenen Farben spielt und tausendjährige Tode abstreift. Eine Sehnsucht, in der sich alles Große und alles Feine, alles Prächtige und alles Zarte verschollener Kulturen erneut. Eine Weltsehnsucht, die in Weltflucht lebt und in kostbaren Schalen die Blutstropfen sagenhafter Leiden sammelt, in goldenen Pokalen den starken Wein großer Leidenschaften emporhebt und auf wundersam klingenden Harfen kühne Heldentaten singt.

Julius Zeyer ist so glücklich, seinen Neigungen auf großen Reisen leben zu dürfen. Als Jüngling schon lernt er Frankfurt und Hamburg, Zürich und Genf kennen. Als Mann besucht er fast alle Länder Europas, überall das Besondere und Eigenste in sich aufnehmend. Erst gegen Ende seines Lebens kehrt er in seine Vaterstadt Prag zurück. Er krankt an einem schweren Herzleiden und seine Seele erllegt fast dem mystischen Drang nach dem Urgrund des Seins. Die große Wandlung aller Romantiker vollzieht sich In ihm und führt ihn zu Christus. Aus dem Verehrer griechischer Götterschönheit, aus dem Anhänger des Buddhismus wird ein gläubiger Katholik. Es ist nicht mehr die flammende Begeisterung für den ästhetischen Wert des Ritus; es sind nicht mehr die Schauer für die wollüstigen Geheimnisse. Die Ekstasen der Dämmerung und der Grüfte, die den Zeyer der ersten Periode zur katholischen Kirche hinzogen. Es ist das Bedürfnis nach Versinken in Unbegreiflichen der Religion; der Zug nach dem Jenseits vor Vernunft und Schönheit des Glaubens. Mit der Inbrunst eines Büßers strebt Zeyer die unio mystica an. Hier glaubt man die Klänge von Meister Eckeharts erhabenen Schwärmereien zu vernehmen.

Bevor er jedoch an diesem — dem Romantiker scheinbar unausweichlichen — Ende seines Entwicklungsgangs ankommt, schreibt er eine Reihe von Dichtungen voll sonniger Schönheit. Legenden, Sagen und Chronikengeschichten. „Wyschehrad", „Karolingische Epopöe", „Aus den Annalen der Liebe", „Griseldis", „Chronik vom heiligen Brandanus", „Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil", „Gompatschi und Kamurosaki", „Jan Maria Plojhar", „Amparo", „Das Haus zum versinkenden Stern", „Drei Legenden vom Kruzifix". Eine Reihe von Dramen. Zusammen etwa vierzig Bände. Mit Ausnahme des Gegenwartsromanes Jan Maria Plojhar lauter Stoffe von weit her oder von weit zurück. Eine malerische Freude am Bunten und Prächtigen spricht schon aus ihrer Wahl. Eine gründliche Kenntnis aller Kulturen hilft bei ihrer Gestaltung. Zeyer ist Meister in der Schilderung. Aufzüge, Bankette, Bauwerke, Festlichkeiten, Frühlingshaine, alte Burgen, Schmuck, Gewand und Waffen . . . . allem bringt er die Liebe eines jener alten Meister entgegen, die mit unendlicher Sorgfalt jedes Tüpfelchen am Ornat ihres Melchisedech, jeden funkelnden Edelstein an einer Monstranz, jedes Blütenblatt der Wiesenblumen im Rosenhain ihrer Madonna malten. Die alte kölnische Schule, die alten Niederländer, Hans Memling sind ihm verwandt. Die Kölnische Malerschule hat die ersten Versuche der böhmischen Kunst beeinflußt. In den alten Kirchen Prags und Böhmens hängen viele jener seltsam unbeholfenen und rührenden Gemälde. Vor diesen mag der Knabe die ersten bestimmenden Eindrücke jener Zeiten empfangen haben, von denen ihm seine alte Kinderfrau berichtete.

Die Technik des Romantikers ist so durchaus veraltet. Er kennt den Impressionismus der Neueren nicht, die aus ein paar Farbenflecken den Eindruck der Wirklichkeit zaubern. Zeyer ist Miniaturist, mit aller Geduld und aller Andacht eines mittelalterlichen Mönches. Und doch hängt diese Folge seiner Bildchen durch eine große, epische Linie zusammen. Es ist ein vorgezeichneter Weg, von dem der Dichter nicht abweicht. Freilich ein Weg, auf dem es — auch wieder ganz nach Art der mittelalterlichen Epen und der späteren Ritterromane

— viele Ruhestationen gibt. Ruhmeserzählungen von selbständiger Bedeutung, die hier wie große Edelsteine in einer funkelnden Fassung stehen. Für den Gang seiner Handlung hält sich Zeyer meist an irgend ein Vorbild: eine alte Dichtung voll schwerer Süße und verstaubter Farbenpracht. Auch eine gut romantische Gepflogenheit, die Träume alter Dichter noch einmal zu träumen. Mit einer Naivität, die unserem strengen Begriff von litterarischem Eigentum aus dem Wege geht, mit einer großen Achtung vor der lebendigen Kraft verschollener Märchen.

Ich weiß keinen treffenderen Vergleich für den Zauber dieser Dichtungen als diesen hier: wie der Prunkgürtel einer Edelfrau in viele Glieder zerfällt, jedes Glied vom kunstreichen Meister und traurigen und fröhlichen Gestalten, mit Blütenranken und abenteuerlichen Tieren getrieben und mit einem schönen, feurigen Edelstein geschmückt wird, Glied an Glied mit feinen Häkchen befestigt, wie zusammengewachsen, als ein Ganzes um das Rund der Hüften fällt, als ein Ganzes, dessen goldiger Fluß nur durch das Grün der Smaragde, das Blau der Türkise, das Rot der Rubine und Granaten, das helle Sonnengefunkel der Diamanten unterbrochen wird —, so erscheint mir eine der epischen Dichtungen Zeyers.

Und vor allem möchte ich einem solchen Prunkgürtel seinen „Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil“[1]) vergleichen, der uns jetzt durch eine gute deutsche Uebertragung von Josa Höcker zugänglich gemacht wurde.

Amis und Amil stammen von einer gemeinsamen Großmutter Belisante ab. Eine fast übernatürliche Aehnlichkeit hat ihnen beiden das gleiche Aussehen, dieselbe Sprache und Haltung und dasselbe Herz gegeben, als dessen kostbarstes Kleinod sie die Treue zu einander bewahren. Amis hat in Island die wilde, walkürentolle Thorgerda gefreit, die aus Liebe zu ihm ihrer Zaubermacht entsagte und sich nun auf seiner Burg in Reue und Sehnsucht aufbäumt. Amil aber lernt in Reims die Tochter des Königs kennen. Jolante schreitet an der Spitze einer Prozession der heiligen Jungfrau. „Verwundert hob er das Haupt. Vor ihm stand ein Mädchen von unbeschreiblichem Liebreiz. Ein weißes silberdurchwirktes Gewand umschloß ihren schlanken Leib, und von den Schultern wallte ein himmelblauer Mantel herab. Die weiten Aermel des weißen Kleides reichten bis zur Erde; ihre herrlichen Arme waren von schwerer, blauer, mit Saphiren und Perlen benähter Seide umschlossen. Sie trug keine Krone, aber ihr aufgelöstes langes Haar erstrahlte in einem höheren Glanze als Gold und wallte wie ein Strom von Sonnenstrahlen herab; ihr unverschleiertes Antlitz war von schneeiger Weiße, und ihre Augen glichen dem Azur des Himmels.“ (Dies ist ganz der Stil aus der Blütezeit der höfischen Dichtung. Der Stil Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eschenbach.) Amil besiegt im Ritterkampf alle Gegner und empfängt den Preis aus Jolantes Hand. Während Amis nach seiner Burg zurückkehrt, schließt sich Amil dem Gefolge des Königs an und zieht mit ihm zur Jagd nach der alten, düsteren Burg Ardhuin. Hier gilt es einen wilden Auerochsen zu erjagen. Die kühne Tat gelingt dem Grafen Floreſtan, Amils Nebenbuhler. Amil hat die Jagd versäumt, weil er inzwischen die Liebe Jolantes gefunden hat. Aber Floreſtan erringt von ihren Eltern die Zusage ihrer Hand. Die unglückliche Jolante flieht in ihrer Bedrängnis zu ihrem Geliebten und wird in seinem Zimmer von Floreſtan überrascht. Da erhebt dieser gegen die beiden die schwere Anklage auf Verrat. Amil muß nun die Ehre der Jungfrau retten und er will es selbst um den Preis seiner Seligkeit. Er schwört den Meineid, daß Jolante nicht bei ihm gewesen sei. Ein Gottesgericht soll zwischen Floreſtan und Amil entscheiden. Gott müßte Amil im Gericht vernichten und die Schuld Jolantes wäre erwiesen. Da reitet Amil zu seinem Freunde Amis und fleht, er solle den Streit für ihn führen. Und Amis, der treueste Freund, nimmt den Kampf für den Genossen auf. Er schwört noch einmal, daß Jolante nie bei ihm gewesen sei und hat die Wahrheit für sich. Floreſtan fällt. (Ein Gottesbetrug. Man erinnere sich an die Parallele in der Tristansage. Tristan fängt, als armseliger Büßer verkleidet, die hinsinkende Isolde auf. Und Isolde kann dann schwören, daß außer ihrem Gemahl kein anderer Mann ihren Leib umfangen habe, als dieser Pilger.)' — Inzwischen bereitet sich schon die Strafe des Frevels für die beiden Freunde. Amis hat schon in Reims den Zaubergürtel Thorgerdas, der ihr die alte dämonische Macht wieder verleihen könnte, dem Freunde anvertraut. Und als Amil nun auf der Burg des Freundes dessen Stelle vertritt, entdeckt Thorgerda den Gürtel und zugleich, daß dieser Mann nicht ihr Gatte sei. Sie entwendet dem Schlafenden das Zauberkleinod und beschließt sich zu rächen. Amis kehrt zurück und begibt sich in das von seiner Gattin heuchlerisch bereitete Bad. Da tritt sie vor ihn, verwünscht ihn und zaubert ihm mit dem sich in eine Schlange verwandelnden Gürtel Pest und Aussatz an den Leib. Als ärmster Bettler, als ekelerregender Kranker flieht Amis aus seiner Burg und irrt im Elend umher. Aber auch Amil kann in seiner jungen Ehe — nach dem Tode Floreſtans gab ihm der König seine Tochter zur Gemahlin —, nicht glücklich sein, weil er den Freund im Unglück weiß. Nach langen Jahren kommt Amis sterbend in die Burg Amils, um den Treuen noch einmal zu sehen. Der alte Gefährte ist erschüttert und verzweifelt, nicht helfen zu können. Er unternimmt endlich auf den Rat eines Pilgers die gefährliche und grauenerregende Fahrt in die Hölle und erfährt dort durch die Hilfe des heiligen Patrick das einzige Mittel, das den Freund heilen kann. Eine entsetzliche Tat, die seine Seele zerschmettert. Nur das Blut seiner eigenen Kinder kann Amis retten. Amil erstickt seine Vaterliebe in tausend Qualen, schlachtet die Kinder und heilt mit ihrem Blute den Freund. — Aber nun ist die Zeit der Prüfungen vorbei.

Das Standbild der wundertätigen Muttergottes von Reims, das ein Zug frommer Pilgerinnen in die Burg gebracht, steigt von seinem Sockel und erweckt die Kinder zum Leben. Die Freunde ziehen mit Heeresmacht vor die Burg Thorgerdas und besiegen ihre Zaubermacht mit Hilfe der Himmlischen. Nun ist ein müder Friede über die Schwergeprüften gekommen. Sie leben in Eintracht und Frömmigkeit. Noch einmal reiten die beiden Freunde gemeinsam aus, in den Kampf gegen die Ungläubigen, um das heilige Grab zu retten. Sie kehren nicht mehr zurück. Jolante beschließt ihr Leben im Kloster, als treue Pflegerin des Gedenkens der Gefährten.

Es ist eine wunderbare Welt voll Abenteuern, Kämpfen und seltsamen Erscheinungen. Auf öden Ruinen, in dichten Wäldern voll drohenden Rauschens, auf den Flammenbergen Islands blüht die blaue Blume, deren Strahlen mild wie Mondschein sind. Was ich hier erzählte, sind nur die einfachsten und letzten Linien der Dichtung. Doch ist noch so vieles, was darüber hinauswächst. Die Erzählung von den Schicksalen Belisantes. Die Geschichte Thorgerdas, durch die das Grauen geht und der Flammenschein des Hekla leuchtet. Der Klang der alten Glocke „Cernunnos“ auf der Burg Ardhuin. Das ergreifende Drama von der Erlösung des Judas, das auf den drei Stockwerken der Mysterienbühne vor dem König gespielt wird. Christentum und Heidentum noch ganz nahe beieinander. Der Teufel und seine Macht ist fast ebenso groß als Gott und seine Werke. Reste keltischen und altnordischen Götterglaubens, zu Dämonenweisen verwandelt, strecken sich noch voll glühender Gewalt über die Welt. Und als Orgelchoral klingt durch Tod und Greuel und Verwüstung immer die große Gläubigkeit des Mittelalters. Die Psyche der Zeit ist so deutlich erfaßt, daß die Psychologie der Individuen in ihr aufgeht. Wie die Dichtung des Mittelalters kennt Zeyer nur zwei Seelenzustände: den der Guten und den der Bösen. Ein wenig starr sind diese Menschen, wie die Ritter, Heiligen und frommen Frauen alter Kirchenfenster. Sie haben wenig Ausdruck, aber sie glühen noch nach Jahrhunderten in ihren schönen Farben. Für die Handlung genügen wenige Motive. Liebe und Freundschaft bei den Guten, Haß und teuflische Bosheit bei den Bösen. Es wird nichts verfeinert, zersplittert, zugespitzt, alles wächst einheitlich und machtvoll ins Große. Es ist im Strom der wechselvollen Handlung keine Zeit zum Festhalten feinster Seelenschwingungen. Nur manchmal ein Stillstehen bei der Ausmalung von farbigen Szenen voll Prunk und Hoheit.

Zeyer hat den Stoff zur Hauptfabel dieses Romans in einer alten französischen Erzählung aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts gefunden, „eine Erzählung,“ sagt Walter Pater, „die aus dem Norden stammt, in welcher sich sogar ein eigentümlicher teutonischer Rassenzug bemerkbar macht.“

[1]) Verlag von J. Otto in Prag und Wien, 1904. XVI u. 399 S.

Dieses Wort des feinfühligen englischen Kunstessayisten ist von Bedeutung. Es ist ja überhaupt germanischer Rassenzug, dieses Schweifen im ungeheuren Gebiet der Weltliteratur, dieses Ergreifen alles Besonderen, Süßen und Starken. Von den Epen Gallfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach an über Goethes „Westöstlichen Diwan" bis zur Uebersetzungswut der Gegenwart und unserem Geiserstam-, Lagerlöf- oder Andrejew-Fanatismus. Und ja ist auch Zeyer der Abkunft und der ersten Erziehung nach ein Deutscher. Sein Vater war ein reicher deutscher Holzhändler in Prag, seine Mutter von jüdischer Abstammung. Nur die alte tschechische Kinderfrau erzählte seiner frühen Jugend die gespenstigen und wehmütigen Märchen der Tschechen. Diese alte Frau soll in ihm den Dichter erweckt haben. Aber die ersten Versuche entstanden noch in deutscher Sprache. Erst später ging Zeyer zur tschechischen Literatur über. Eine ziemlich mysteriöse Geschichte erzählt die geheimen Motive dieser Wandlung: in der Schweiz habe Zeyer eine junge Dame kennen gelernt, die in ihm den wichtigen Entschluß hervorrief, seine Kunst in einer anderen Sprache zu formen.

Man darf also Zeyer mit einem gewissen Rechte für die deutsche Literatur in Anspruch nehmen. Die tschechischen Naturalisten haben ihre Vorbilder in Rußland gefunden, die tschechischen Dekadenten und Symbolisten beziehen ihre Anregungen aus Frankreich. Zeyer aber scheint ein deutscher Romantiker zu sein, der nur zufällig in tschechischer Sprache dichtete.

Er wurde am 26. April 1846 in Prag geboren und starb am 29. Januar 1901 in Prag.

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Die Geographie als Lehrfach an den Universitäten und technischen Hochschulen deutscher Zunge.

Die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha, die seit Jahrzehnten führend auf ihrem Felde auftrat, seit 1855 die weitgeschätzten „Petermannschen Geographischen Mitteilungen" und seit 1866 das rühmlich bekannte „Geographische Jahrbuch" (seit 1878 unter der trefflichen Leitung von Professor Wagner) herausgiebt, hat eben den zweiten Jahrgang eines „Geographen-Kalenders" [1]) erscheinen lassen. Derselbe gestattet in der Abteilung B seines trefflichen Geographischen Adreßbuches (Lehrstühle, Gesellschaften und wissenschaftliche Anstalten der Erdkunde und verwandter Wissenschaften) einen interessanten zeitgemäßen Ueberblick über die Geographie als Lehrfach an den Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Wir legen folgende Statistik vor:

Für die geographischen Fächer (physikalische Geographie, historische Geographie, Völkerkunde) besitzt die Universität München 1 Extraordinariat (seit W.-S. 1902/1903 unbesetzt); Berlin 3 Ordinariate (darunter 1 Honorarprofessur), 4 Extraordinariate, 4 Dozenten; Wien 2 Ordinariate, 1 Extraordinariat, 2 Dozenten; Leipzig 1 Ordinariat, 2 Extraordinariate, 2 Dozenten; Prag (deutsche und tschechische Universität) 1 Ordinariat, 1 Extraordinariat, 1 Dozenten; Halle: 1 Ordinariat, 2 Dozenten (beide Titularprofessoren); je 1 Ordinariat und 1 Dozenten die Universitäten Breslau, Bonn, Marburg, Kiel, Gießen, Göttingen, Greifswald, Zürich, Lemberg; die Universität Innsbruck hat 1 Ordinariat und 1 Dozenten, Würzburg 1 Extraordinariat und 1 (nicht lesenden) Dozenten, Klausenburg 1 Ordinariat. Ordentliche Professuren haben außerdem die Universitäten Münster, Königsberg, Heidelberg, Straßburg, Bonn, Graz, Czernowitz, eine Honorarprofessur Freiburg i. Br.; Extraordinariate befinden sich ferner in Erlangen, Jena und Tübingen. Rostock ist lediglich durch einen Dozenten vertreten.

Die vorstehende Statistik ergibt an den genannten Universitäten 63 Lehrkräfte, von denen 44 auf Deutschland, 16 auf Oesterreich, 3 auf die Schweiz entfallen. Von den technischen Hochschulen in Deutschland ist München am besten bedacht, und zwar mit einer ordentlichen Professur und einem Honorarprofessor. Sonst wirkt an solchen nur in Darmstadt eine Lehrkraft für Geographie, und zwar eine freiwillige. Die Wiener Technische Hochschule weist eine ordentliche Professur für geographische Statistik und einen Dozenten für Geographie auf, das eidgenössische Polytechnikum in Zürich hingegen sogar zwei Professuren. Die Grazer Technische Hochschule besitzt einen Honorardozenten für Geographie. Im Gegensatz zu dieser günstigen Stellung, welche die technischen Hochschulen Oesterreichs und der Schweiz hinsichtlich der Geographie zeigen, und im Widerspruch zu der Bewegung, die in den letzten Jahren an deutschen Universitäten in der Geographie sich kundgab — NB. außerhalb Bayerns — (es erfolgten in den letzten beiden Jahren fünf Habilitationen), ist an den technischen Hochschulen Deutschlands trotz der zunehmenden Bedeutung, welche die Erdkunde mit den Zweigen der politischen und der Handelsgeographie bei der Ausbreitung des deutschen Handels hätte gewinnen müssen, dieselbe nicht genügend berücksichtigt, ja sogar zurückgedrängt worden. Weder die technischen Hochschulen von Aachen, Karlsruhe, Stuttgart noch solche von Hannover, Braunschweig und Charlottenburg haben die Geographie als Lehrfach eingeführt. Dresden sogar hat nach dem Tode des rühmlich bekannten dortigen Vertreters der Erdkunde, Professors Ruge, die Professur für dieses Lehrfach eingehen lassen! Erfreulich ist, daß die Kölner Handelshochschule sofort nach ihrer Gründung zur Errichtung einer Professur für Geographie geschritten ist. Die seinerzeit an der Frankfurter Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften eingerichtete Professur für Handelsgeographie ist leider seit zwei Semestern seit dem Tode des Generalkonsuls v. Möllendorf verwaist. In würdiger Weise wird die Geographie an der Handelshochschule zu Leipzig infolge des Einflusses von Professor Ratzel bedacht und zwar durch Kräfte der dortigen Universität.

Die geführte Uebersicht erbringt den Beweis, daß in Deutschland die Geographie durchaus noch nicht die Stellung einnimmt, welche ihr durch ihre Beziehungen zum öffentlichen Leben unserer Nation, infolge ihrer wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung gebührt. Bei den immer lebhafteren Berührungen, die Deutschland durch seine koloniale Arbeit, seine kulturelle Mission und seinen vordringenden Handel in allen Zonen der Erde zufallen, darf der erzieherische Wert eines Wissenszweiges, wie die Geographie es ist, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aufgabe der wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands, der kolonialen Vereine, der Handelskammern, der kaufmännischen Korporationen wäre es, auf die in Betracht kommenden Behörden und die Oeffentlichkeit aufklärend und anregend einzuwirken.

-r-

[1]) In Verbindung mit Dr. Wilhelm Blankenburg, Professor Paul Langhans, Professor Paul Lehmann und Hugo Wichmann herausgegeben von Dr. Hermann Haack. Auf die Einzelheiten des Kalenders kommen wir in einer späteren Besprechung zurück.

Bücher und Zeitschriften.

Shakespeares Belesenheit. Eine Abhandlung über Shakespeares Lektüre und die unmittelbaren Quellen seiner Werke. Von H. Anders. Berlin, G. Reimer 1904. XX und 316 S. M. 7.00.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hatte im Jahre 1902 in einer der von ihr gestellten Preisaufgaben die Bearbeitung des Themas „Shakespeares Bekanntschaft mit der schönen Literatur Englands" gewünscht. Von den beiden Behandlungen, die diese Aufgabe erfahren hat, ist in der Hauptversammlung des Jahres 1903 die des Dr. H. R. D. Anders aus der Kapkolonie mit dem Preise ausgezeichnet worden, und sie ist es, die nunmehr unter dem oben genannten Titel, zugleich auch als erster Band der Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft erschienen ist. Da der Verfasser englisch schreibt, ist auch ihr englischer Titel „Shakespeare's Books" hervorzuheben. — Die Versuche, durch Aufweisung seiner Quellen in die geistige Werkstatt des Dichters einzudringen, sind schon recht alt und nicht unbedeutend. Bereits 1688 hat Gerard Langbaine in seinem „Momus Triumphans: or the Plagiaries

of the English Stage" einige Angaben darüber gemacht und sie dann in seinem gelehrten Werke An Account of the English Dramatick Poets (1691) erheblich ergänzt. Seine Ausführungen waren die Grundlage für die Shakespeare-Forschung des 18. Jahrhunderts, bis Charlotte Lennox seine im Grunde doch noch recht knappen und dürftigen Angaben in den drei Bänden ihres „Shakespear illustrated or the Novels and Histories on which the Plays of Shakespear are founded, collected, and translated" (1753—1754) vervollständigte und ersetzte. In England erschien dann das nächste und bedeutsamste Werk über diese Fragen, „Shakespeare's Library" von Collier erst 1843, während in Deutschland Karl Simrock schon 1831 mit seinen ausgezeichneten „Quellen des Shakespeare" hervorgetreten war; dieses Buch erlebte 1870, das von Collier erst 1875 eine zweite Auflage. Abgesehen von diesen großen, aber nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung doch schon in manchen Punkten veralteten Werken liegt eine sehr reiche Fülle von Stoff und Einzeluntersuchungen auch in den Fachzeitschriften und kommentierten Ausgaben verstreut vor, so daß eine neue, auf moderner wissenschaftlicher Grundlage beruhende vollständige und zusammenfassende Uebersicht über unsere Kenntnis der Quellenverhältnisse von Shakespeares Dichtungen sehr erwünscht und notwendig war.

Anders hat sich nun mit dieser schwierigen Aufgabe ganz musterhaft abgefunden, und mehr noch, er legt in seinem trefflichen Buche, der Frucht mühsamsten Fleißes, das nur für einen Mann mit einer ungewöhnlichen Fülle von Kenntnissen möglich war, auch zahlreiche eigene Untersuchungen und Ergebnisse vor. Er gliedert den umfänglichen Stoff in sieben große Kapitel. Zuerst behandelt er des Dichters Reminiszenzen an seine Schulbücher von den Horn- und ABC-Büchern an und an die lateinischen und griechischen Schriftsteller, unter welch letzteren außer Plutarch und Homer nur Josephus, Heliodor und merkwürdigerweise auch Marianus in Betracht kommen. Ein Anhang hierzu bietet einen auch sehr willkommenen Abdruck der drei ersten Seiten von Lilys lateinischer Grammatik, die Shakespeare in der Schule benutzt und dann öfter, am reichlichsten in den „Lustigen Weibern" und im ersten Teile „Heinrichs IV." zu komischen Szenen verwertet hat. Hierauf folgt dann der Nachweis von Shakespeares Bekanntschaft mit der Literatur des europäischen Festlandes, die sich auf eine ganze Reihe französischer, italienischer und spanischer Werke erstreckt. Das dritte Kapitel bespricht die von dem Dichter benutzten Werke der einheimischen gelehrten, nichtdramatischen Literatur, wobei insbesondere eine neue und wichtige Untersuchung über sein Verhältnis zu Marlowes Hero und Leander beachtenswert ist; aus der Zeit vor Elisabeth hat übrigens Shakespeare nur Chaucer, Gower und Caxton gekannt. Sehr charakteristisch ist hier auch das Urteil über sein Verhältnis zu Francis Bacon; es lautet: „Von Francis Bacon habe ich keinerlei Spuren in Shakespeares Werken entdecken können." Nachdem sodann das vierte Kapitel die Berührungen mit dem älteren englischen Drama erörtert hat, kommt das fünfte zur Besprechung des Einflusses der antisittlichen Literatur auf Shakespeare; das ist nun eine Frage, die bisher im Zusammenhange überhaupt noch nicht untersucht worden ist. Anders weiß eine erstaunliche Menge von mittelalterlichen Romanzen und modernen Volksballaden, erzählenden Gedichten, Volksliedern, Reimen, Rätseln, Geschichten und Schwänken anzuführen, die alle deutlich wahrnehmbare Anklänge bei unserm Dichter hinterlassen haben. Das sechste Kapitel behandelt den kaum minder wichtigen Einfluß der Bibel und der Gesangbücher auf Shakespeare, und der Schlußabschnitt endlich gibt unter der Ueberschrift Shakespeares Earth and Heaven eine ausgezeichnete Schilderung seiner Kenntnisse von fremden und den neu entdeckten Ländern, von Welt- und Reisebeschreibungen, seiner Stellung zur Astronomie und Astrologie; der Verfasser belegt auch des Dichters große Vertrautheit mit seinem Vaterlande durch ein vollständiges Verzeichnis der von ihm genannten Oertlichkeiten in und um London und in der Grafschaft Warwickshire. Die zahlreich geäußerten Vermutungen über Shakespeares Reisen weist er alle, auch soweit sie Italien betreffen, als unsicher und ungenügend begründet zurück.

Die Untersuchung ist durchweg mit musterhafter Klarheit geführt, und bei allbehandelten literarischen Stoffen sind sogar stets Stammbäume beigegeben. Die überreiche Literatur ist ausgezeichnet verarbeitet, und allenthalben ist leichte Uebersichtlichkeit mit großer Gründlichkeit verbunden. Ein sorgsames Register erleichtert zudem noch das Nachschlagen und Auffinden von Einzelheiten. Der Verfasser hat sich mit dieser trefflichen und künftig unentbehrlichen Leistung den Dank aller Shakespeare-Forscher und -Freunde verdient.

In guter Letzt endlich sei noch ein kleines Versehen berichtigt. Die älteste bekannte Ausgabe von Scogans „Jest Book" stammt nicht von 1626, wie es S. 191 heißt, sondern man kennt schon seit längerer Zeit einen Druck von 1613, der sich jetzt in der Bodleiana befindet. W. Brie hat kürzlich in seinem hübschen Buche „Eulenspiegel in England" (Berlin 1903) S. 81 von neuem darauf aufmerksam gemacht.

Breslau. H. Jantzen.

Allgemeine Rundschau.

Stanley †.

Der erste und trotz mancher Verdunkelungen in seinem Charakterbild auch heute noch von einem gewissen heroischen Nimbus umstrahlte Durchquerer Afrikas (wir halten trotz Wustmann das Wort „Durchqueren" samt Ableitungen für eine berechtigte Bildung) ist gestern nach längerem Leiden in London gestorben. Obwohl wir in unserem Hauptblatt bereits auf die wichtigsten Daten seines fruchtbaren Lebens eingegangen, lassen wir hier doch noch nach der Nationalzeitung eine kurze Zusammenfassung derselben folgen.

Henry Morton Stanley wurde am 18. Januar 1841 bei Denbigh in Wales als Sohn des Formers John Rowald geboren, kam jedoch schon im Alter von 3 Jahren ins Armenhaus und ging dann mit 13 Jahren als Schiffsjunge nach New-Orleans, wo er von einem Kaufmann namens Stanley adoptiert wurde, dessen Namen er dann später eine europäische Notorietät verlieh. Nach dem Tode seines Wohltäters trat er 1861 beim Ausbruch des Krieges in die Armee der Konföderierten ein, wurde aber gefangen genommen und der Marine der Vereinigten Staaten zugeteilt, in welcher er es bis zum Fähnrich brachte. Nach dem Frieden ergriff er denjenigen Beruf, der ihn zu seinem späteren Lebenswerk hinüberleiten sollte, er wurde Journalist und bereiste 1865 als Berichterstatter einer großen Zeitung die Türkei und Kleinasien, 1867 und 1868 als Kriegskorrespondent des New-York Herald Abessinien. Die Verbindung mit dem amerikanischen Blatte, das ihm viel von seiner heutigen Bedeutung verdankt, dessen Besitzer aber andererseits dem Forscher nicht nur die Mittel, sondern auch die Anregung zu dem kühnsten seiner Unternehmungen geboten hat, wurde der große Wendepunkt im Leben Stanleys. James Gordon Bennett, einer der genialsten Zeitungs-Industriellen, die es wohl je gegeben hat, hatte an Stanley von vornherein das wärmste Interesse genommen und den tüchtigen und hochbegabten Journalisten für die eigenartige Mission in Aussicht genommen, von der er sich einen für eine Zeitung bisher ganz neuen Erfolg auf neuem Pfade für den New-York Herald versprach. Stanley schilderte selbst sehr anschaulich, wie er zu Ende des Jahres 1870 von Gordon Bennett ein Telegramm nach Madrid erhielt, wo er sich gerade aufhielt. Das Telegramm forderte ihn auf, sich innerhalb zweimal 24 Stunden bei Gordon Bennett vorzustellen. Stanley fand den damals schon berühmten Verleger, als er früh morgens, verstaubt und von der Reise ermüdet, sich in dessen Wohnung begab, noch im Bette liegend vor, wurde aber sofort mit den Worten empfangen: „Finden Sie Livingstone!" Die Aufsuchung des damals schon seit längerer Zeit im Innern Afrikas verschollenen großen englischen Forschers hielt ja doch alle Welt in Atem; mit der größten Spannung wartete man diesseit wie jenseit des Kanals auf die erste Kunde von ihm, die Nachricht, daß er gefunden sei, mußte eine gewaltige Sensation bilden, und diese Sensation gedachte Gordon Bennett für den New-York Herald auszunutzen. Dem zunächst völlig verblüfften Stanley stellte er gewaltige Mittel zur Verfügung, wie denn die ganze Expedition dem Blatte gegen 200,000 M. gekostet haben soll. Stanley war rasch entschlossen, den erlevr-

sprechenden Auftrag zu übernehmen, und langte schon im Januar 1871 in Sansibar an, von wo er mit etwa 200 Mann, darunter nur 3 Weiße, vorzüglich ausgerüstet, seinen Marsch ins Innere von Afrika antrat. In seinem Werke „How I found Livingstone" beschreibt Stanley aufs genaueste die Art, wie er seine Expedition zusammenstellte und alle Einzelheiten in Betracht zog. Seine Methode der Vorbereitung solcher Expeditionen ist in gewissem Sinne vorbildlich geworden für alle späteren derartigen Unternehmungen. Nachdem Stanley längst nicht mehr daran dachte, selbst hinaus zu ziehen, hat er seine Thesen über die Ausrüstung innerafrikanischer Forschungsexpeditionen noch weiter ausgearbeitet und sich unablässig für alle Fortschritte, für alle neuen Erfahrungen in dieser Richtung aufs lebhafteste interessiert.

*

Der Anteil der Deutschen an der Erschließung des mittleren Westens.

In Ohio haben Deutsche, und zwar Herrnhuter oder mährische Brüder, die ersten Keime der Kultur ausgestreut. Sie hatten, wie Dr. Otto Hötzsch im jüngsten Heft der Deutschen Erde mitteilt, in Pennsylvanien am Delaware Nazareth und Bethlehem angelegt und missionierten unter den Delawaren. Zeisberger, die Seele der späteren Niederlassungen am Ohio, und Bischof Spangenberg gründeten dann eine Ansiedelung von bekehrten Indianern am Mahony, die sie Gnadenhütten nannten (unweit Pottsville in Pa.). Von da zogen sie, als die Irokesen die Ländereien in Pennsylvanien an die Regierung verkauften, nach dem Ohio. Dort entstanden von 1772 an Friedenshütten, Friedensstadt, Schöndrunn, Lichtenau, alle im heutigen County Tuscarawas in Ohio gelegen (etwa in der Mitte zwischen Cleveland am Eriesee und Marietta am Ohio). Das Leben war dort geregelt nach den strengen Gesetzen der Brüdergemeinde, denen sich die bekehrten Delawaren willig fügten. (In einer dieser Niederlassungen ist das erste weiße Kind in dem sogenannten Nordwestterritorium geboren worden, die Tochter des Missionärs Heckewelder). Die Stürme des Unabhängigkeitskrieges brausten freilich auch über diese Pioniere deutscher Kultur hinweg. Ein in Gnadenhütten von Grenzern verübtes Blutbad (1782) erregte wenigstens das Interesse des Kongresses für die Herrnhuter, denen 400,000 Acker Land angewiesen wurden und die ihr Bekehrungswerk fortsetzten. Aber es ging jetzt nicht mehr voran. Die Staaten Ohio und Michigan wünschten die Entfernung der Indianer und setzten die Rückübertragung jener Landanweisung durch. Damit ging dieses Stück deutscher Kulturarbeit in Ohio zugrunde; nur wenige Spuren erinnern noch an diese ehemals blühenden Siedelungen. Aber in den Städten des Landes blühen überall Gemeinden der Vereinigten Brüderkirche, und die meisten haben ihren deutschen Charakter bewahrt. Die hervorragendsten dieser Indianermissionäre sind Christian Friedr. Post, der erste Herrnhuter Missionär in Ohio, aus Konitz in Westpr. und in Germantown begraben, Heckewelder, gebürtiger Engländer, und D. Zeisberger, Gründer der Herrnhuter Ohioniederlassungen, in Mähren geboren und in der letzten mährischen Kolonie in Ohio, in Goschen, begraben. — Des weiteren begannen die Erschließung des mittleren Westens die 15,000 Pfälzer, die die Lawsche „Kompagnie des Westens" nach dem Mississippigebiet lockte. Die gewissenlose Art der Ueberführung und Aufnahme räumte unter den Ankömmlingen sehr auf, aber es entstanden doch im Kirchspiel St. Bernard und St. Charles blühende pfälzisch-württembergisch-elsässische Siedelungen. Der See Alleman, die „deutsche Küste" und zahlreiche deutsche Nachkommen erinnern heute noch daran, daß nach einem Missionsbericht vom 17. November 1750 vom Pater Vivier „diese deutschen Kolonien zur Zeit noch die bedeutendsten im ganzen Stromgebiet seien". In Virginien erkannte der Statthalter Alexander Spotswood wohl, daß die in den Seestädten so mißhandelte deutsche Einwanderung ein vortreffliches Material zur Erweiterung Virginiens nach Westen biete. Er gründete zunächst die Stadt Germanna am Ropidan in der Grafschaft Spotsylvanien. Von da überschritten, am stärksten 1720—1732, die Deutschen bald die Blauen Berge und erfüllten die Ebenen zwischen den Ost- und Westalleghanies, Pfälzer, Württemberger, Rheinländer. 1734 zählte man schon vier lutherische Gemeinden von ihnen: Winchester, Woodstock, Straßburg, Staunton (sämtlich heute noch vorhanden). Auch der pennsylvanische Statthalter Keith und Besiedelungskompagnien in Virginien und Pennsylvanien suchten Deutsche zur Erschließung des Westens gegen die französischen Bestrebungen hereinzuziehen. Die ganze Kette dieser deutschen Grenzansiedelungen im (damals) äußersten Westen hat in dem irregulären Kriege zwischen Frankreich und England immer am meisten gelitten. 1756 wurde der Krieg förmlich erklärt; 1758 suchte der englische Statthalter von Pennsylvanien die Indianer des Ohiotales auf die englische Seite zu bringen. Er wandte sich daher an den Bischof Spangenberg, und der empfahl ihm zu diese schwierigen Sendung Christian Friedrich Post. Am 25. August 1758 (dem Tage von Zorndorf) stand dieser bescheidene deutsche Schulmeister in Schußweite vom französischen Fort Duquesne im Ohio. Ihm gelang es, die Delawaren und dann die anderen Indianerstämme zum Abfall von den Franzosen zu bringen. Ihr Abfall entschied die Schlacht bei Ober-Piqua (County Miami, Ohio); die französische Herrschaft im Ohiotal war zu Ende, der Kampf ging fortan nur noch um Canada. So hat in diesem welthistorischen Ringen um die Neue Welt dieser deutsche Missionär eine hochbedeutsame Rolle gespielt. Die anglo-amerikanischen Historiker Perkins und Taylor geben zu, daß er den Schlüssel zum amerikanischen Westen England überreicht habe. An Stelle von Fort Duquesne erhob sich Fort Pitt, die Wiege von Pittsburg, und seine Besatzung bildete großenteils das deutsche Regiment „Royal American" und Milizen aus Pennsylvanien und Virginien, fast durchweg Deutsche. Oberst Bouquet, der Kommandant des Forts, soll nach Franz Löhers „Geschichte der Deutschen in Amerika" die Truppen dort deutsch kommandiert haben. Nach dem Pariser Frieden von 1763 geriet England mit den Indianern in wilde Grenzkämpfe, nach deren Beilegung die Landspekulation und Besiedelung wieder lebhaft begannen. Auf dem Vertrag von Fort Stanwix, der das Land südlich des Ohio von den Irokesen erhandelte, beruhen größtenteils die Rechte Kentuckys und Westvirginiens, und von den zahlreich sich bildenden Landgesellschaften wurden viele Versuche gemacht Siedler heranzuziehen; auch George Washington suchte Deutsche für dieses Ohioland zu gewinnen. Indes wurde aus all diesen Plänen nichts, da der Krieg mit England ausbrach. Aber die Stanwixzession wurde auch durchforscht auf private Gefahr durch Jäger und Händler, die von Nordkarolina kamen; auch unter diesen Abenteurern erscheinen in frühester Zeit Deutsche. Und wie nördlich des Ohio Post und Zeisberger (s. o.) das erste Maiskorn in den Boden senkten, so war es ein Deutscher, Joh. Herrmann, der südlich des Ohio die erste Getreidefurche in Kentucky zog, bei Harrodsburg. Als Kentucky 1776 auf seine Bitte um Schutz gegen räuberische Landspekulanten als organisierter Teil Virginiens anerkannt wurde, sind eine Reihe deutscher Unterschriften unter der Bittschrift zu finden, darunter ein Wilh. Meyers, der im Westen das erste Salz im großen gewann.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hält seine XXIX. Versammlung in den Tagen vom 14. bis 17. September 1904 in Danzig ab. Auf der Tagesordnung stehen folgende Gegenstände: 1. Die Ruhr und ihre Bekämpfung. Referenten: Prof. Dr. Kruse (Bonn), Regierungs- und Medizinalrat Dr. Doepner (Gumbinnen). 2. Die Kältetechnik im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege. Referent: Konsultierender Ingenieur Stetefeld (Pankow-Berlin). 3. Die hygienischen Anforderungen an zentrale Heizanlagen. Referenten: Geh. Regierungsrat Prof. Rietschel (Berlin), Prof. Dr. v. Esmarch (Göttingen). 4. Die Ausbildung und Organisation des Krankenpflegepersonals. Referent Dr. med. Mugdan (Berlin). 5. Städtische Kläranlagen und ihre Rückstände. Referenten: Stadtbaurat Bredtschneider (Charlottenburg), Prof. Dr. Proskauer (Charlottenburg).

Digitized by Google

* Der Vorstand des Bundes Heimatschutz versendet soeben die erste Nummer seiner „Mitteilungen", die je nach Bedarf zwanglos erscheinen und gelegentlich durch die Beilage geeigneter Zeitschriften und Drucksachen im Sinne der Zwecke des Bundes erweitert werden sollen. Das Heft enthält außer einem ausführlichen Bericht über die konstituierende Sitzung vom 30. März 1904, die durch Geh. Oberbaurat Hoßfeld, Prof. Rudorff und Prof. Schultze (Naumburg) vorbereitet wurde, die Satzungen des Bundes sowie die Liste der Teilnehmer der ersten Versammlung. Es geht daraus hervor, daß im ganzen rund 130 Personen anwesend waren, darunter allein 74 aus Dresden.

* Todesfall. Der herzogliche Oekonomiekommissär Leo Rückert, ein Sohn des Dichters Friedrich Rückert, ist in Meiningen gestorben.

::

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der Professor der Geologie Dr. Hans Pohlig beging dieser Tage sein silbernes Jubiläum als Lehrer an der rheinischen Universität; es wurde am 7. Mai mit einem Kommers gefeiert.

he. **Berlin.** Geh. Justizrat Professor Dr. jur. Franz v. Liszt, der bekannte Strafrechtslehrer der hiesigen Universität, feiert mit Beginn des Sommersemesters 1904 das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor. Liszt, ein Vetter des berühmten Komponisten, stammt aus Wien. Oktober 1875 habilitierte er sich an der Grazer Universität als Privatdozent für Strafrecht. Im Frühjahr 1879 folgte er einer Berufung als ordentlicher Professor des Strafrechts und Zivilprozesses nach Gießen. Im Frühjahr 1882 kam er in gleicher Eigenschaft nach Marburg. Durch Ministerialreskript vom 18. Dezember 1889 wurde er als Nachfolger von Brunnenmeister, der damals nach Wien ging, nach Halle versetzt mit der Lehrverpflichtung für Rechtsphilosophie, Strafrecht, Strafprozeß und erforderlichenfalls auch Zivilprozeß. Seit 1. Oktober 1899 lehrt er als Nachfolger Berners in Berlin.

he. **Kiel.** Der bisherige Dozent für Astronomie in der philosophischen Fakultät der Universität Lund in Schweden Dr. phil. Svante Elis Stedmann ist als Privatdozent für Astronomie in die philosophische Fakultät eingetreten.

* Aus **England.** Der Chemiker Alexander Williamson, der von 1849 bis 1887 Professor der Chemie am University College in London war, ist, wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, gestern, 80 Jahre alt, gestorben. Er hatte in Wiesbaden, Gießen und Heidelberg studiert; seine Forschungen über Aetherbildung und über die Theorie des Molekülz halten ihm einen großen Ruf verschafft.

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Verhandlungen des 27. deutschen Juristentages. Hrsg. von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation. 1. Band. (Gutachten.) Berlin 1904. J. Guttentag. 296 S. — Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Gesammelt und erneuert durch Riehard v. Kralik. Bd. I: Amelungensage, Hugdietrich, Ortnid, Wolfdietrich, Amelong. 311 S. Bd. II: Die Wilzen- und Welsungensage. 388 S. Bd. III: Die deutsche Göttersage. 290 S. Bd. IV: Dietrich und seine Gesellen. 363 S. Bd. V: Rosengarten und Rabenschlacht. 332 S. Bd. VI: Nibelungennot und Dietrichs Ende. 350 S. München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft. — Rudolf Graf Czernin: Die Doellfrage. Wien 1904. Karl Gerolds Sohn. 146 S. — Weltausstellung in St. Louis 1904. Ausstellung des Deutschen Reiches. Amtlicher Katalog. Berlin. Georg Stilke. 548 S. — A. v. Jansan, Generalleutnant z. D.: Die Wehrkraft Japans, begründet in der Eigenart von Land und Leuten. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 81 S. — Graf Joseph Alexander von Hübner: Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. 1. Band. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 274 S. — Peter Roseggar: Wie sie lieben und hassen. Erzählung. 2. Aufl. Berlin. Otto Janke. 137 S. — Gottbold Häussler: Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. 3. Aufl. Zürich 1904. Th. Schröter. 92 S. — Dua Joan. Opur in zwei Aktea von W. A. Mozart. A. d. ital. Text das da Ponte. Neu übersetzt nebst ausführl. krit. Einleitung von Ernst Heinemann. Berlin 1904. Raabe u. Plothow. 129 S. — J. L. Bacmeister: Den Rheintöchtern abgelauscht. 11. und 12. Tausend bisheriger Einzelhefte. Leipzig. Otto Weber. 238 S. — Dr. Friedrich Boden: Mutterrecht und Ehe. Berlin u. Leipzig. Verlag der Frauen-Rundschau. 138 S. — Richard Fester, Prof. der Geschichte in Erlangen: Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlass von Denifles „Luther". München 1904. C. H. Beck. 50 S. — Dr. Ludwig Goldmann, Rechtsanwalt in München: Der Anspruch auf Grundbuchberichtigung nach § 894 des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Ebenda 1904. 95 S. — J. Oppen: Inge Wilhelmi. Roman. Feuilleton-Manuskript. Berlin. Carl Duncker. 291 S. — Dr. Ernst Harmeoing, Jena: Die notwendige Entwicklung der Industrie zum Trust. S.-A. a. d. Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie. 2. Heft. Berlin 1904. Verlag der Archiv-Gesellschaft. 22 S. — Bilder aus Ostasien. 1. Japan. 2. Mandschurei und Korea. 3. Kiau-tschou. Gütersloh. C. Bertelsmann. — Eremos: Auf der Fahrt nach dem Frieden. Eine Seelengeschichte in italienischen Tagebuchaufzeichnungen. Rom. Regensburg 1904. F. Pustet. 273 S. — Antonio Baumstark: Liturgia Romana e Liturgia dell' Esarcato. Il rito detto in seguito patriarchino e le origini o le origini del canon missae Romano. Ricerche Storiche. Ebenda 1904. 190 S. — August Steinhauser: Münchener Staffelbauordnung vom 20. April 1904 m. e. allgem. Uebersicht über die wichtigeren baupolizeilichen Vorschriften etc., ferner m. Erläuterungen und einem Anhange. München 1904. C. H. Beck. 1904 S. — Spiridion Wukadinovic: Kleist-Studien. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 192 S. — Erich Petzet: Paul Heyse als Dramatiker. Ebenda 1904. 103 S. — R. Julius Hartmann: Theophrast v. Hohenheim. Ebenda 1904. 222 S. — August Sieberg: Handbuch der Erdbebenkunde. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 362 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schmmacher, München.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschienen folgende

Neuigkeiten:

Kant, der Philosoph des Protestantismus.

Rede, gehalten bei der vom Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes veranstalteten Gedächtnisfeier am 12. Februar 1904 von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. 8°. 34 S. M. 0.50.

Das Historische in Kants Religionsphilosophie.

Zugleich ein Beitrag zu den Untersuchungen über Kants Philosophie der Geschichte von Dr. Ernst Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg. Gr. 8°. VII, 134 Seiten. M. 3.—.

Hermann von Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant.

Von Dr. Alois Riehl, Professor der Philosophie in Halle. 8°. 48 Seiten. M. 0.80.

Gehirn und Seele des Kindes.

Von Dr. M. Probst (Hirnanatomisches Laboratorium der niederösterr. Landesirrenanstalt Wien) Mit 9 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. IV, 148 Seiten. M. 4.—.

Der psychologische Zusammenhang in der Didaktik des neusprachlichen Reformunterrichts.

Von Dr. Bruno Eggert, Oberlehrer in Frankfurt a. M. Gr. 8°. 74 Seiten. M. 1.80.

(Ziegler-Zinhom, Sammlung von Abhandlungen etc. VII. 2.—4. Heft. "(7205)

Jahrgang 1904. München, Freitag, 13. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Carl Schneider in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Kant und seine Zeitgenossen. Von Friedrich Alfred Schmid (Charlottenburg).

Johann Gabriel Seidl. Von Dr. Karl Fuchs.

II. Bücher und Zeitschriften.

H. Heijermans: Diamantstadt. — Lud. Goldschmidt: Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott.

III. Allgemeine Rundschau.

Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Kant und seine Zeitgenossen.

Von Friedrich Alfred Schmid (Charlottenburg).

Man bekommt es heute, hundert Jahre nach Immanuel Kants Tode, von jedem Kenner, der einen Einblick in den Entwicklungsgang unserer geistigen Kultur besitzt, wieder und wieder zu hören, daß Kant, mehr denn je, ein Lebendiger sei. Und es ist keine Ursache, an dieser eindringlichen Paradoxe Anstoß zu nehmen. Denn im Grunde wissen wir jedes wertvolle Leben nicht besser zu erfassen und zu bestimmen, als dadurch, daß wir es in seinen unmittelbaren Wirkungen des Antriebs und der Hemmung, wie es in unsere ganz persönliche, geistige Welt bildend oder störend hereingreift, erleben und bekennen. Leben ist Lebensaustausch. Und es ist wahr; wir wachsen in unsere Gegenwartskultur noch mit sehr vielen Vorstellungen und Urteilen herein, die wir kaum gründlich genug gegen die frischeren Vorräte des Kantischen Gedankenreichtums austauschen können.

Es fehlt nur das eine: Kant kann von uns nichts mehr lernen. — In dieser Hinsicht ist er also doch wohl tot.

Aber es ist mit dem geistigen Leben einmal eine eigene Sache. So gut ein Geist wirkend leben kann, wenn seinem Körper schon die hundertste Totenfeier gilt, ebenso gut kann ein Lebender die lebendigen Wirkungen, unter deren Einfluß seine geistige Welt die Farm erhielt, aus einer idealen Gegenwart empfangen, deren sinnliche Träger längst der Staub der Jahrhunderte deckt.

Man mag solch einen Lebenden beklagen, den der innere, formende Drang von der geistigen Gesellschaft mit seiner Zeit fort und zurück zu den Toten weist. Denn diesen sieht man, mitten im Leben, unverstanden und einsam, und man spürt den leisen Hauch der Tragik, der um ein solches Leben weht. Doch preist man d e n glücklich, dessen Lebensmacht durch die staubgeborene Bestimmung seines Leibes nicht zu brechen war, als einen Begnadeten und vor vielen Auserlesenen. Denn der Nachruhm ist der kärglichste Lohn der Toten.

Solch ein Leben und ein solcher Tod ist Kants Schicksal gewesen. Daher hebt die über ein Jahrhundert hinwegführende Macht seiner lebendigen Wirksamkeit beinahe erst mit seinem Tode an. Seinen Zeitgenossen stand er zu weit entrückt, zu wenig von ihren Lehrern belehrt und etwas ganz anderes lehrend, als was sie zu lernen gewohnt waren. Dies bedingt nun keineswegs etwa das gänzliche Fehlen eines Verhältnisses zu seiner Zeit überhaupt. Aber dieses gewann unter solchen Umständen persönlich einen eigentümlich passiven Charakter und auf rein geistigem Gebiete den des einseitig und unerschütterlich Lehrhaften, mit einer leise zunehmenden, resignierten Färbung, die gelegentlich ins Ironische hinüberzuspielen begann.

„Die Kränkung, fast von niemand verstanden worden zu seyn" und „die Besorgniß", daß er „die Gabe, sich verständlich zu machen, in so geringem Grade, vielleicht in einer so schweren Materie gar nicht besitze; und alle Arbeit vergeblich aufgewandt haben möchte", nahm ihm frühzeitig die, ihm von Haus aus keineswegs fremde, Lust zur Teilnahme an den Kämpfen aller Art, die auch zu seiner Zeit den öffentlichen Markt bewegten.

Die Zeit rächte sich an ihm auf ihre Art, indem sie ihn am liebsten seiner eigenen Größe überließ, dort aber, wo sie ihm ein Stückchen persönlicher, lebendiger Menschenwelt nahezubringen schien, ihm mit wenigen Ausnahmen deratige Zwerge, wenigstens an ihm, dem Riesen, gemessen, zum Umgang gab, daß dadurch das Gefühl der Einsamkeit in ihm sich notwendig steigern, der Nachwelt aber ein Lebensbild von ihm übermittelt werden mußte, das in seiner schrullenhaften Wunderlichkeit sonderbar genug gegen den feierlichen Dom seines geistigen Werkes absticht.

Daher ist ein von allem Schiefen befreites Urteil über Kants Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, ebenso wie ein richtiges Bild seines Wesens, erst möglich, seitdem uns die persönlichsten Dokumente seines Lebens, die Briefe von ihm und an ihn, in reicher Fülle zur Einsicht vorliegen.[1])

Im Lichte dieser Briefe erst bekommen Kants Beziehungen zu der Welt um ihn jenes Gepräge lebendiger Erfahrungen, persönlicher Erlebnisse, die eine allmähliche E n t w i c k l u n g des schließlichen Urteilens und Verhaltens mit sich bringen, welche wir bisher in vielen Lebensbildern Kants menschlich so sehr vermissen mußten.

Kant war, um den abgebrauchten Ausdruck schließlich auch auf eine triviale Tatsache anzuwenden, durchaus ein Kind seiner Zeit. Und er wuchs aus dieser ihm vertrauten Atmosphäre des Wolffischen Rationalismus in Verstandessachen, des schlichten Pietismus im Gemütsleben, nicht in irgend welchem betonten Gegensatze zu ihr heraus, sondern so, wie zunächst alle Schüler allmählich selbständige Besitzer ihrer Kenntnisse werden, Besitzer, um in Freiheit zu verlieren oder zu erwerben.

Aber daß sich bei ihm der heimliche Gegensatz der Zeit, eine tiefe Sehnsucht der Gemütskräfte nach rein willensmäßiger Entfaltung und eines ungemein geschärften und zugleich kühl mißtrauischen Erkenntnistriebes, zu einer so

[1]) R. Reicke hat für die kgl. preußische Akademieausgabe der Werke Kants das bekannte Material der Kant-Briefe in erfolgreicher Arbeit gesammelt und ungleich mehr davon überhaupt neu beigebracht. Die gewissenhafte Nutzung dieses Materials würde in den verschiedensten Richtungen eine Fülle neuer Gesichtspunkte für mehrere Zweige der Kant-Forschung eröffnen. Diese Studie ist, ebenso wie mein Aufsatz „Kant im Spiegel seiner Briefe" im Jubiläumsheft der Kantstudien Bd. IX, als Teil einer Skizze zu einem größeren Versuch in dieser Hinsicht zu betrachten.

Digitized by Google

klaren Erwägung ihrer gegenseitigen Berechtigungsgründe durchbrach, das allein schon stellte ihn sehr früh aus der Reihe seiner Zeitgenossen heraus, die in ihren wertvollsten Vertretern im Grunde lauter problematische Naturen waren.

Eine feste, mit männlicher Klarheit erfaßte naturwissenschaftliche „Welt"anschauung in dem Sinne, daß ihm in der sinnlichen Erfahrbarkeit ein für allemal nichts anderes, als in strasser Notwendigkeit undurchbrechbare Denkgesetze, sich offenbaren konnte, gab ihm rasch den festen Stand in einer Sache, welche den inneren Zwiespalt der aufklärerischen Kultur zu seiner Zeit so ungemein scharf beleuchtete. Swedenborgs „zweite Gesichte" durften ihm auf die Dauer kein verfängliches Problem sein, obgleich auch in ihm das Erbteil des Pietismus wirksam war, ein Hang nach dem unerklärlich Tatsächlichen, den er gern mit dem harmlosen Namen seiner „alten Liebe zur Metaphysik" umkleidete. Aber während Kant sich in der Klarheit seines überlegenen Geistes selbst eine unerbittliche Rechenschaft abnimmt,[2]) gibt ein Brief von Hieronymus Gottfried Wielkes aus Leyden vom März 1771 einen betrübend unzweideutigen Bericht vom Stande der rationalistischen Gelehrsamkeit, die dem Wunderglauben in die Klauen gefallen war: „Da er (Swedenborg) von Amsterdam sehr oft hierher kommt, um seine Bücher abzusetzen, so ist er bey den hiesigen Gelehrten bekannt. Daher hat letzthin die Theologische Fakultät eine förmliche Ambassade an ihn geschickt, um ihn fragen zu lassen, ob Socrates und Marc aurel im Himmel oder in der Hölle wären. Schwedenberg hat sie alle vorgefunden, allein nach seiner Aussage haben die guten Leute, die keine Christen haben seyn können, einen besonderen Himmel, in dem man sich nicht in dem Grade vergnügen kann, als in dem Aufenthalt unserer heutigen Seligen. . . Noch jetzt dauern solche . . . Streitigkeiten, die man hier gelehrt und wichtig nennt, fort" . . . Man darf daraus beiläufig auch darauf mit Grund schließen, daß Kant dem Humor der menschlichen Dinge gegenüber nichts weniger als unzugänglich war.

Diese Mischung aus einem Gefühl der eigenen, nicht leicht überwundenen „metaphysischen Schwäche" und einer anfänglich gutmütigen Ironie erhellt zugleich und erklärt das Verhältnis Kants zu dem bedeutendsten Mystiker seiner Zeit, mit dem ihn eine ebenso dauernde wie eigentümliche Freundschaft verband. Hamann, der Magus des Nordens und zugleich ein Mitbürger Kants, besaß in dem widersprechenden Reichtum seiner Natur glücklicherweise das gleiche Moment der paradoxen Ironie, das ihn in dem kritischen Alleszermalmer Kant sein Wesen und sein Gegenteil zugleich finden ließ, wie Kant in ihm das Element seiner eigenen metaphysischen Neigungen oft wunderlich genug ironisiert sah. An dem Verkehr dieser beiden befremdelen Geister, deren Freundschaft sich durch ihre beiderseitige Bedeutung wesentlich erschwerte, läßt sich am schönsten nachweisen, wie wenig Kant geneigt war, sich mit seinem Standpunkt allein abseits zu stellen und die ausgleichenden Wechselwirkungen des breiteren Lebens zu fliehen. In Kant und Hamann drückt sich aber auch, zerlegt in seine wesentlichen Pole, das eigenartig komplizierte Wesen Kants am sinnfälligsten aus: die freundschaftliche Harmonie des kritischen Philosophen und des Mystikers unter dem Zeichen der Ironie. Vielleicht ist die Deutung nicht allzu kühn, welche sich an diesen Umstand im Leben zweier großer Männer knüpfen möchte, die an der Schwelle einer neuen Zeit, die beiden mächtigsten, geistigen Welten des kommenden Jahrhunderts auf ihren Schultern sich entgegentrugen. Sie lebten es an der gemeinsamen Mittagstafel gesellig nebeneinander, was sich nachher die romantisch gespaltene Zeit zur Versöhnung von Kritik und Metaphysik erst ersinnen sollte: die paradoxe Daseinsharmonie der romantischen Ironie.

Warum sollte auf diese Weise ein genialer Sinn im Leben nicht einmal vorwegnehmen, was einem zukünftigen Genie als der Sinn des Lebens erscheinen mag? — Jedenfalls ist in Kants Leben dieser Umstand eine rein unbewußte Vorläuferschaft der von ihm so sehr verachteten, romantischen Ideale gewesen, und Kant und Hamann als lebendige Exempel auf die Lehren der Romantik treten auf diese Weise selber unter ironische Beleuchtung. So viel ist jedenfalls im Leben Kants deutlich, daß nur eben jene eigentümlich schillernde Ironie den dauernden Verkehr mit Hamann ermöglichte. Der kritische Ernst riß den großen Philosophen unbemerkbar weiter auf der Bahn der reinen Vernunft und somit hinweg aus seiner metaphysischen Jugendheimat. Wo ihm daher der Geist Hamanns ebenso nackt und ernst entgegentrat, wie er selber sich im wissenschaftlichen Leben gab, da mußte er ihm gefühlsmäßig doppelt unsympathisch sein. Das erklärt Kants Verhältnis zu Hamanns bedeutendstem Schüler, zu Herder. Herder hat sich niemals in das Leben von der heiteren Seite her zu schicken gewußt. Sein Lehrer Hamann gab ihm nichts von seiner flüssigen Ironie, sein Schüler Goethe nichts von seiner Weltfroheit. Herder war nüchtern, wo er sich auseinandersetzte. So wurde er für Kant sehr bald die ausgemachte Paradoxie im schlimmen Sinn. Einmal mußte sich Kant Herder gegenüber dahin verwahren, „daß das beschauliche Leben des Philosophen gerade das Gegenteil von demjenigen sei, von dem die Mystiker träumen",[3]) und dann wieder zwingt ihn Herders deistischer Spinozismus zu dem scharfen Urteil: „Ueberhaupt liegt aller Syncretisterey gemeiniglich Mangel an Aufrichtigkeit zum Grunde. Eine Gemütseigenschaft, die diesem großen Künstler von Blendwerken . . . . besonders eigen ist."[4]) Unter der Formel der „Syncretisterey" vermochte Kant zur Not diesen aufklärerischen Hamann-Schüler zu begreifen und mußte sich von ihm, als von einem Prototyp der Halbheit, der er selber zur Zeit der Swedenborg-Affäre kaum entronnen war, aus Herzensgrund abgestoßen fühlen, in ähnlicher Weise, wie in anderer Art Goethe von Erlinger und Lenz.

Uebrigens war ihm derselbe Jacobi, an den diese Aeußerung über Herder gerichtet war, mit seiner schwärmerischen Glaubensphilosophie, die auf einer sehr ähnlichen „syncretistischen" Basis ruhte, im Grunde ebenso unsympathisch, wie Herder selbst. Kant war nur auch darin manchmal ein höflicher Mann, daß er im geeigneten Augenblick auch im persönlichen Verkehr die Wahrheit ungesagt ließ. Sein Höflichkeitsaustausch mit Jacobi hinderte nicht, daß er einige Jahre früher an Markus Herz schreiben konnte: „Die Jacobische Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affektierte Genieschwärmerey, um sich einen Nahmen zu machen. . . Vielleicht, daß ich etwas in die Berl. M. S. einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken."[5]) So hatte also Kant mit seinen „schwärmerischen" Freunden wenig Glück, den einzigen Hamann ausgenommen. Teils neigten die Geister dieser Art schließlich zur kirchlichen Orthodoxie oder sie verrannten sich in unklaren, philosophischen Begriffen. Und das letztere war Kant womöglich noch unerträglicher als die Herrschaft der Orthodoxie, unter welcher er allmählich mehr und mehr zu leiden hatte. Das Zeitalter Wöllners war gekommen.

Inzwischen stellte sich ihm in der wissenschaftlichen Welt seiner Zeit auch die zweite Grundrichtung seines eigenen Wesens in ihren einseitig kräftig ausgebildeten

2) Kant schreibt am 8. April 1766 an Moses Mendelssohn: „In der That wurde es mir schwer (in den „Träumen eines Geistersehers" ꝛc.) die Methode zu ersinnen nach welcher ich meine Gedanken einzukleiden hätte ohne mich dem Gespötte auszusetzen. Es schien mir also am rathsamsten andren dadurch zuvorzukommen daß ich über mich selbst zuerst spottete wobey ich auch ganz aufrichtig verfahren bin indem wirklich der Zustand meines Gemüths hiebey wiederfinnisch ist und so wohl was die Erzehlung anlangt ich mich nicht entbrechen kan eine kleine Anhänglichkeit an die Geschichte vor dieser Art als auch was die Vernunftgründe betrift einige Vermuthung von ihrer Richtigkeit zu nähren ungeachtet der Ungereimtheiten welche die erstere, und der Hirngespinste und unverstandlichen Begriffe welche die letztere um ihren Werth bringen." . . .

3) Kant an Herder, Mai 1767.

4) Kant an F. H. Jacobi, August 1789.

5) Kant an M. Herz, April 1786.

Exemplaren eindrucksvoll entgegen, so daß Kant stets an den gegensätzlichen, engen Lebens- und Ideenkreisen seiner Zeitgenossen sich vor Augen halten konnte, wie sehr es der Aufgabe eines wahrhaft großen Zieles nottat, über beide hinauszuwachsen. Diese anderen waren die unentwegten Epigonen der Leibniz-Wolffischen Schule, meist mathematisch ausgezeichnet geschulte Empiristen und zur Not auch empiristische Logiker, aber herzlich seichte Philosophen. Der berühmteste unter ihnen, Moses Mendelssohn, wußte sich zeitlebens freundschaftlich zu Kant zu stellen, trotz der elementaren Gegensätze in der inneren Wesensbeschaffenheit beider Männer. Diese Freundschaft bildet so, von der anderen Seite her, ein bemerkenswertes Seitenstück zu derjenigen Kants mit dem Mystiker Hamann. Ein Beweis, daß sich Kant mit rein menschlicher Größe und Würde unter allen Umständen zu vertragen verstand und sich in ihrer Gesellschaft, trotz aller Uneinigkeiten, wohl befand. Die innere Kluft im geistigen Zusammenhange mit diesem Freund überbrückte sich nicht durch Witz und Ironie. Man möchte sagen: charakteristischerweise nicht. Sie gründet sich vielmehr auf die reine Hochachtung vor dem scharfen Verstande und vor dem reinen Herzen des Menschen. Eine Reihe brieflicher Zeugnisse bestätigt das auf das edelste.

Kant schreibt an Herz: „Einen solchen Mann (wie Mendelssohn), von so sanfter Gemütsart, guter Laune und hellem Kopf in Königsberg zum beständigen und innigen Umgange zu haben, würde diejenige Nahrung der Seele seyn, deren ich hier so gänzlich entbehren muß. . . .“[6]) Und Mendelssohn, der sich gleichfalls sicher über den gütigen, reinen Charakter seines großen Freundes ist, übersendet Kant seine „Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes“ mit den edlen Worten des Vertrauens: „Ob ich gleich die Kräfte nicht mehr habe, Ihre tiefsinnigen Schriften mit der erforderlichen Anstrengung zu studieren, so weiß ich doch, daß wir in Grundsätzen nicht übereinkommen. Allein ich weiß auch, daß Sie Widerspruch vertragen, ja daß Sie ihn lieber haben als Nachbeten.“[7]) Am schönsten aber hat sich Kant selber charakterisiert, als er an Ch. G. Schütz über das Werk des todkranken Mendelssohn schrieb: „Man kann dieses letzte Vermächtniß einer dogmatisierenden Metaphysik zugleich als das vollkommenste Produkt derselben . . . ansehen, und als ein nie von seinem Werthe verlierendes Denkmal der Scharfsinnigkeit eines Mannes, der die ganze Stärke einer Erkenntnisart, der er sich annimmt, kennt und sie in der Gewalt hat, an welchem also eine Kritik der reinen Vernunft . . . ein bleibendes Beyspiel findet ihre Grundsätze auf die Probe zu stellen. . . .“[8])

Ein ähnlich herzliches Verhältnis, wie es Kant zu Mendelssohn gefunden hatte, verband ihn später nur noch mit Marcus Herz, den man wohl dieser Gruppe einer geistigen Richtung rationalistischer Art zuzählen darf. Aber Herz hat sich stets gehütet, über die kritische Philosophie eine eigentliche Meinung haben zu wollen, und so bleiben seine Beziehungen zu Kant vorwiegend persönlicher Natur. Mit den gelehrten Rationalisten seiner Zeit hat Kant im übrigen viele und sehr förmliche Komplimente gewechselt, seine wahre Meinung aber von der rationalistischen Metaphysik dieser Tage, welche das Steckenpferd der meisten dieser weisen Herren war, Mendelssohn gegenüber verraten: . . . „ich verhehle gar nicht, daß ich die aufgeblasene Anmaßung ganzer Bände voll Einsichten dieser Art so wie sie jetziger Zeit gangbar sind mit Widerwillen ja mit einigem Hasse ansehe“ . . .[9]) Eine Energie der Meinungsäußerung, wie sie Kant nie wieder mit einem solchen auffallenden Zug von Leidenschaftlichkeit verraten hat. Was fallen dieser summarischen Verurteilung des Zeitgeistes gegenüber einzelne Namen? Es genügt, daß keiner von ihnen sich rühmen konnte, hinter Kants eisig glatte Höflichkeit gedrungen zu sein. Der einzige Lambert ausgenommen, dessen Zusammentreffen mit Kant unter allen Umständen ein interessantes Kapitel in Kants Entwicklungsgeschichte bleibt. Es muß hier die flüchtige Erinnerung genügen, daß sich an Johann Heinrich Lamberts Namen der Streit über die Priorität gewisser Grundbegriffe der Vernunftkritik geknüpft hat, dessen Entscheidung übrigens in neuerer Zeit gelungen zu sein scheint. Und zwar im Sinne einer Abweisung der Lambertschen Ansprüche.[10]) Aber um so unzweifelhafter bleibt doch die rein biographisch-genetische Tatsache bestehen, daß Kant durch den wissenschaftlichen Gedankenaustausch mit Lambert, und zwar namentlich unter der Notwendigkeit einer begrifflichen Verteidigungsanlage heraus zu den ersten, klaren Ansätzen oder doch wenigstens dispositionellen Scheidungen seiner vernunftkritischen Gedanken veranlaßt worden ist. Eine äußerst interessante Auseinandersetzung über diesen Punkt findet sich in den Briefen an Marcus Herz vom Juni 1771 und vom Februar 1772.

Unter dem ersten Datum schreibt Kant zum Beispiel: „Solche Briefe als diejenigen sind mit denen ich von diesen beyden Gelehrten (M. Mendelssohn und J. H. Lambert) bin beehret worden flechten mich in eine lange Reihe von Untersuchungen ein. Daß (ich) vernünftige Einwürfe . . . jederzeit beym Nachdenken unter meine Urtheile webe und ihnen das Recht lasse alle vorgefaßte Meinungen die ich sonst beliebt hatte über den Haufen zu werfen, das wissen sie.“ Nachdem Kant versichert hat, daß er bemüht sei, solche Einwürfe durch größere „evidentz“, die er seinen Gedanken geben wolle, zu beseitigen, verkündigt er, daß er im Verfolge dieser Absicht „daher jetzo damit beschäftigt (sei) ein Werk welches unter dem Titel: Die Grentzen der Sinnlichkeit und der Vernunft das Verhältnis der vor die Sinnenwelt bestimmten Grundbegriffe und Gesetze zusammt dem Entwurfe dessen was die Natur der Geschmackslehre, Metaphysik und Moral ausmacht enthalten soll etwas ausführlich auszuarbeiten.“ Bis zum Februar 1772 ist dann die erste, embryonale Disposition zu dem Lebenswerk Kants fertig. Er schreibt an M. Herz: „. . . . und nun machte ich mich mir den Plan zu einem Werke welches etwa den Titel haben könnte: Die Grentzen der Sinnlichkeit und der Vernunft. Ich dachte mir darinn zwey Theile, einen theoretischen und einen praktischen. Der erste enthielt in zwey Abschnitten. 1. Die phaenomologie überhaupt. 2. Die Metaphysik, und zwar nach ihrer Natur u. Methode. Der zweyte ebenfalls in zwey Abschnitten 1. Allgemeine Prinzipien des Gefühls des Geschmacks und der sinnlichen Begierde. 2. Die erste Gründe der Sittlichkeit.“ Und dann folgt, in einem Zuge, eine ganz ursprüngliche, schlagende Deduktion der aprioristischen Verstandesfunktionen.[11]) Damit liegen die drei Vernunftkritiken, noch eigentümlich ineinander verwoben, deutlich im Keime vor uns. Wenn es daher scheint, als ob Kant im Jahre 1781, nachdem die erste der drei Kritiken erschienen war, in einem Briefe an J. Bernoulli, sich fast ängstlich gegen irgendwelche positiven, wissenschaftlichen Zusammenhänge mit Lambert verwahren wolle, so mag dabei das Bewußtsein einer Gefahr der Mißdeutung den vorsichtigen Philosophen beherrscht haben, die ihm die vollkommen einwandsfreie Observanz seiner kritischen Ideen bei den Zeitgenossen nicht als gesichert erscheinen ließ. Bei unantastbarem, wissenschaftlichem Gewissen doch dem allenfalls befürchteten Streite abhold, gab sich Kant seinerseits Mühe, alle Spuren seiner kritischen Herkunft möglichst auszulöschen. Der Zug von Mißtrauen, der sich in diesem Verhalten Kants den Zeitgenossen gegenüber aussprach, kann nicht wundernehmen. Er hatte mit der Zeit gelernt, von ihrem kritischen Verstande sehr wenig hoch zu denken, und es mochte seiner sich mehr und mehr nach außen verschließenden Natur, die sich nichts weiter als die ungestörte Ruhe ihrer einsamen Zirkel wünschte, einfach nicht

6) Kant an M. Herz, August 1777.
7) M. Mendelssohn an Kant, Oktober 1785.
8) Kant an Ch. G. Schütz, Februar 1786.
9) Kant an M. Mendelssohn, April 1766.

10) Vgl. O. Baensch: J. H. Lamberts Philosophie und seine Stellung zu Kant. Tübingen und Leipzig 1902.
11) Vgl. Kants Schriften, Ausgabe der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften; Kants Briefwechsel, Bd. I (Bd. X d. Schr.), S. 124 ff.

Digitized by Google

mehr genehm sein, sich der öffentlichen Diskussion in überflüssigen und nebensächlichen Dingen auszusetzen.

J. H. Lambert, welchem Kant zeitlebens ein gutes Andenken bewahrte, war zweifellos der bedeutendste Kollege gewesen, mit dem Kant in Berührung gekommen ist. Der wissenschaftliche und auch menschliche Verkehr mit den Vertretern einer absterbenden Geistesepoche konnte nach keiner Seite hin große Früchte versprechen. Und so schien es Kant am Ende nur noch „belehrend für die, die sich nicht gerne in controverse einlassen, beruhigend, zu sehen, wie die, welche die Kritik verwerfen, sich in der Art, wie es besser zu machen sey, gar nicht einigen können".

In der Tat mußte es sich von Königsberg und von dem hohen Wachtposten aus, auf welchem der alternde Denkerfürst stand, beinahe so ausnehmen, wie wenn ein gefährlicher Fremdkörper in ein Ameisennest fällt, so oft die Oster- oder Herbstmesse ein neues Buch von Kant auf den Markt brachte. Das wissenschaftliche Hin- und Herrennen, die Geschäftigkeit und das Geschrei war dann jedesmal groß, aber ohne Ziel und Verstand, bei den Gegnern sowohl wie auch vielfach bei den Freunden. Die Gelehrten unter ihnen konnten sich über den theoretischen Teil der Vernunftkritik durchaus nicht ins Klare bringen, und woran sich die meisten schließlich allein zu halten wußten, das war die Raum- und Zeitlehre Kants. Indessen hielt sich der praktische Instinkt des gebildeten Laienpublikums bald ausschließlich an die umwälzenden sittlichen Bestimmungen, wie sie Kant als etwas ganz Neues den aufklärungs- und moralpädagogisch übersättigten Gemütern zu Gehör brachte. Die Kritik der praktischen Vernunft mit der Majestät ihrer sittlichen Vernunftautonomie begründete in der Hauptsache jene Stellung Kants, die Fichte so schön präzisierte: „Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, . . . näher kennen zu lernen."

Wie sich Kant mit Vorliebe gerade aus dem Zunftgezänke auf seine Popularität im besten Sinne zurückzog, dafür bieten eine Menge bekannter und wenig bekannter Züge in Kants Leben die reichlichste Illustration. Der Raum verbietet, hier jene Bilder schöner Menschlichkeit breiter aufzurollen. Es ist bekannt, wie die Oesterreicherin Maria v. Herbert in der Not ihres freilich ein wenig schwärmerischen Herzens Kant um Rat und Hilfe anrief,[12]) aber weniger bekannt ist der ungemein intim anmutende Zug in Kants Denkweise, diesen seinen Briefwechsel mit der „kleinen Schwärmerin" der jungen Tochter seines Freundes Motherby zu übersenden, gleichsam zur Ermahnung und zur Erbauung: „Das Glück Ihrer Erziehung macht die Absicht entbehrlich, diese Lektüre als ein Beyspiel der Warnung vor solchen Verirrungen einer sublimierten Phantasie anzupreisen, aber sie kan doch dazu dienen, um dieses Glück desto lebhafter zu empfinden", schreibt der alte, treubesorgte Kant an den munteren Backfisch, nicht ohne sehr richtiges Gefühl für den eigentümlichen Stolz einer jungen Dame, die sich dessen bewußt ist, Verstand zu besitzen. — Die milde Größe Kants zeigt sich aber nirgends eindrucksvoller als dort, wo gereifte Männer zu ihm in schweren sittlichen Anfechtungen, in verdunkelten Augenblicken klar gewollter Pflichten aufschauen und sich an seinem Rate stützen und aufrichten.[13]) Und nirgends tritt Kants eigenes schönes Wort, das er einmal an J. H. Tiefstrunk gerichtet hat, schöner ins lebendige Leben, als bei solchen Gelegenheiten: „Denn was sollen uns alle Bearbeitungen und Streitigkeiten der Spekulation, wenn die Herzensgüte darüber einbüßt?"[14]) Kant hat sich gegen das Ende seines Lebens hin unaufhörlich die redlichste Mühe gegeben, den Streit zwischen Freund und Feind und den zwischen den Freunden untereinander mit endlosen Ermahnungen zu dämpfen. Denn es ist für die geringe Größe jener Welt, die ihn umgab, bezeichnend, daß sie, ungeachtet der Gemeinsamkeit ihrer Bewunderung für den Meister, sich dennoch der kleinlichsten gegenseitigen Eifersüchtelei nicht zu entschlagen vermochte. Kant blieb bis ans Ende von Pygmäen umgeben, er, den die Ungunst seiner Zeit selbst einmal so tief entmutigt hatte, daß er sich selber zu diesem Zwergengeschlecht zu zählen nicht scheute.[15]) Hier wäre der Ort, um über Kants Verhalten zur orthodoxen Reaktion unter Friedrich Wilhelm II., oder vielmehr über sein Verhalten zu den dringenden vielfältigen Aufforderungen seiner Zeitgenossen, seine Stimme dagegen zu erheben, mancherlei vorzubringen. Indessen ergeben sich die Gründe für Kants völlig passives Verhalten in dieser Sache teils aus dem vorhin geschilderten Verhältnis zu seiner Zeit und den Zeitgenossen selber, teils aus komplizierteren Motiven seines besonderen Charakters, worüber ich an anderem Orte ausführlicher gehandelt habe.[16]) Ebenso müßte ich hier ein wichtiges und merkwürdiges Kapitel einer Betrachtung über die Lebenszusammenhänge, in denen Kant gestanden hat, nur wiederholen, nämlich die Erörterung der Tatsache, daß Kant von dem reichen Lebensstrome ausgeschlossen blieb, der, ihm in vielem kongenial, sich von Weimar aus zu seinen Lebzeiten über die Welt ergoß. Kant hat die Freundschaft Schillers, die dieser ihm anbot, mit der Gleichgültigkeit des abgeschlossenen Alters vorbeigehen lassen. Goethes Name ist in dem Briefwechsel Kants, soweit wir ihn kennen, nur einmal genannt — und das gelegentlich einer Amtshandlung des herzoglich weimarischen Ministers. Kant hat seine Zeitgenossen mit zu wenigen Ausnahmen nur klein gekannt, als daß er die Größe, die neben sein Alter in Deutschland trat, noch begriffen hätte. Als diese emporstieg, hatte der einsame Heros des Geistes in Königsberg schon resigniert und sich mit gesammelter Kraft auf sich selber zurückgezogen. Eine nüchterne Zeit mochte ihn, den Kant, der in seiner Jugend einmal das beste Talent zum Schöngeist verraten hatte, zu dem vorsichtigen, skeptischen Menschen- und Selbstkenner, der die beruhigende Sicherheit seines Wirkungskreises schließlich in jener Resignation fand, welche klare und ganze Weisheit ist und deren kühle Erhabenheit Kant im Jahre 1786 in einem Briefe an Johann Bering, Professor in Marburg, in folgende Worte kleidete:

„Sein Vermögen und doch zugleich die Grenze seines Gebrauches bestimmt erkennen, macht sicher, wacker und entschlossen zu allem, was gut und nützlich ist; dagegen durch süße Hoffnungen unaufhörlich getäuscht und durch immer erneuerte und ebenso oft fehlschlagende Versuche in dem, was über unsere Kräfte ist, hingehalten zu werden, Geringschätzung der Vernunft und hiermit Faulheit oder Schwärmerey hervorbringt."

12) Der Brief M. v. Herberts an Kant (August 1791) beginnt: „Großer Kant. Zu dir rufe ich wie ein gläubiger zu seinen Gott um Hilf, um Trost oder um Bescheid zum Tod." . . . .

13) So z. B. Chr. J. Kraus (vgl. Briefe II, S. 428 f.) u. andere.

14) Kant an J. H. Tiefstrunk, Juli 1797.

15) Briefe Bd. II S. 402.

16) Nämlich in meinem Aufsatz: „Kant im Spiegel seiner Briefe." Kant-Studien Bd. IX.

Johann Gabriel Seidl.

In Wien und ganz Oesterreich wird das Gedenkfest J. G. Seidls, des Dichters des gegenwärtig geltenden Textes der österreichischen Volkshymne, festlich begangen. Seidl, geboren zu Wien am 21. Juni 1804, gehört, wiewohl er erst am 18. Juli 1875 sein Leben beschloß, zu den „vormärzlichen" Dichtern, da er sich in die Ideen einer neuen Zeit nicht zu finden vermochte und, sowie er sich in Hinsicht seiner Lebensführung in fast klösterliche Abgeschiedenheit von 1848 an zurückzog, auch von da an seine Liederklänge verstummten und seine Gelehrtenarbeit auf dem Gebiete der Archäologie und Numismatik in den Vordergrund trat. Seine Lebensverhältnisse wickeln sich in der breiten Mittelstraße des Erdenwallens ab. Nach Absolvierung der Gymnasial- und Universitätsstudien in Wien wurde er 1829 zum Professor in Cilli, der schönen Stadt an der Sann in Untersteiermark, ernannt, wo er elf Jahre, „die schönsten des Lebens", wie er sie selbst nennt, verbrachte. Am Tage vor seiner Abreise von Wien nach Cilli hatte er sein „Reschen", die ihm längst „Lied seines Herzens, Herz seines Liedes" geworden war, zum Altare ge-

führt, und so genoß er in Cilli die Freuden stiller Häuslichkeit und angenehmen geselligen Lebens. Er war die Seele eines Dilettantentheaters, ja er spielte sogar selbst manche Rollen, so den Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau". 1840 verbreitete sich in Wien ein falsches Gerücht von seinem Ableben und die ehrenden Nachrufe, die infolgedessen erschienen, machten selbst die höchsten Kreise auf seine außergewöhnlich fruchtbare Tätigkeit als Dichter, Gelehrter und Schulmann aufmerksam. Die historischen Funde auf dem Boden der alten Römerstation Claudia Celeia hatten ihn veranlaßt, sich in archäologische und epigraphische Lokalstudien zu vertiefen. Er wurde deshalb 1840 als Kustos an das Münz- und Antikenkabinett in Wien berufen und nun stieg er rasch die Leiter der Ehren hinan: 1. Februar 1848 wurde er zum korrespondierenden, 28. Juli 1851 zum wirklichen Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ernannt, 1856 wurde er Hofschatzmeister, 11. Aug. 1858 erhielt er das Ritterkreuz des großherzoglich hessischen Verdienstordens, 21. Juni 1867 wurde er Regierungsrat, bei seiner am 11. Januar 1871 erfolgten Pensionierung erhielt er den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse, 21. Juni 1874 anläßlich seines 70. Geburtstages den Titel und Charakter eines Hofrates. Am 18. Juli 1875 schloß er die Augen zum ewigen Schlummer. Die Gemeinde Wien ließ ihren treuen Sohn nachmals (1892) in einem Ehrengrabe beisetzen.

Seidl ist als Dichter und Mensch eine Charaktertype des vormärzlichen geistigen Wien; wie keiner seiner Zeitgenossen hat er fast sämtliche Almanache und Zeitschriften Oesterreichs und viele Deutschlands, so den Berliner Gesellschafter, die Dresdner Abendzeitung u. s. w. schon von Jugend auf mit Beiträgen versehen, unter denen sich viele wertvolle, mit dem frischen Kolorit von Erstlingsprodukten ausgestattete Stücke befinden, die weder in seine eigenen Gedichtsammlungen („Dichtungen", Wien 1826—1828; „Bifolien", Wien 1836; „Liedertafel", Wien 1840; „Natur und Herz", Stuttgart 1853) noch in die aus diesen „Gesammelten Schriften", herausgegeben von Hans Max (Wien, 1876—1878), übergegangen und daher leider zum Teil vergessen worden sind. Auch seine zahlreichen Novellen, die er in periodisch erscheinenden Büchern und Zeitschriften nach Sitte jener Zeit erscheinen ließ und dann zumeist in Sammlungen ordnete („Georginen", Graz 1836; „Novelletten", Wien 1836; „Laub und Nadeln", Wien 1841; „Pentameron", Wien 1843), wurden allgemach vergessen, wiewohl er in vielen so schön Alt-Wien mit seiner harmlosen Gemütlichkeit geschildert hat, so daß sie für alle Zeit als lokalhistorische Kulturbilder ihren hohen Wert haben werden. Vor allem ist aber Seidl als Lyriker, als einer der besten und fruchtbarsten Lieder- und Balladendichter Oesterreichs wichtig. Wie alte kostbare Erbstücke haben sich die schönsten seiner Dichtungen, so „Der tote Soldat", „Das Glücksglöcklein", „Walther von der Vogelweide", „Hans Euler" in Lesebüchern, Anthologien und Deklamationszirkeln erhalten; eine Menge seiner Lieder wurden vertont und sind heute noch im deutschen Hause wohlbekannt, so das rührende von Schumann in Musik gesetzte Gedicht „Blondels Lied". Schubert, der König des deutschen Liedes, allein hat, trotzdem er schon 1828 starb und nur kurze Zeit unserem Dichter in inniger Freundschaft zugetan war, 15 Seidlsche Lieder vertont; acht derselben wurden jüngst vom „Schubert-Bund" an einem „Seidl-Abend" sinnig zu Gehör gebracht, ergreifende Chor- und Solo-Lieder. Und Schubert war es nicht mehr vergönnt, die reichsten lyrischen Schöpfungen Seidls, die „Bifolien", zu erleben! Wie schön und in wie wechselnden Variationen hat der Dichter die Gotteswelt, obenan die in seiner eigenen Brust besungen! Zart und keusch, ja kindlich, wie im Volksliede, bietet er den reichen Schatz seiner Empfindungen dar. Freude an der Gottesnatur, Scheu vor deren Erhabenheit und Schrecken, Gottesfurcht, schwärmerische Freundschaft im Sinne der Rührseligkeit jener Epoche der Romantik, deren Wellenschläge damals Oesterreich erfrischten und den Klassizismus der österreichischen Literatur anbahnten, enthusiastische Begeisterung fürs Vaterland und besonders für seine liebe Vaterstadt Wien, selbst stilles Familienglück, gewöhnliche Verhältnisse des Lebens, Krankheit, Genesung, Liebe zu den Kindern, alles in und um ihn wird zum Liede. Innige Neigung führte ihn schon früh dazu, in die Schönheiten des Volksliedes, des einheimischen sowohl als fremder Völker, sich zu versenken, und gerade das Volkslied wird ihm zum unerschöpflichen Jungbrunnen seiner Poesie. Durch seine Dialektdichtungen die „Flinsern" (= Flitterchen, d. i. wertloser Metallschmuck; 1828—1844) hat er die niederösterreichische, durch die „Almer" (= Almweisen; 1850) die steirische Mundart zu einem fürder beachteten Bestandteil des deutschen Schrifttums gemacht. In ihnen pulsiert echter und unverfälschter Herzschlag des Volkes.

Seidl hat auch nach der Ruhmespalme dramatischen Schaffens gerungen; „Das erste Veilchen", dramatisches Idyll, ward 1831, „Lucretia" 1843 am k. k. Hofburgtheater, andere Stücke am Theater an der Wien, im Josephstädter und Leopoldstädter Theater und an vielen anderen Bühnen Oesterreichs und Deutschlands gegeben. Da er im Sinne der Romantik der Zeit auch im Drama lyrischen Einschlag verwendete und durch Gefühlsruhepunkte, auch eingeschobene Lieder, den raschen Ablauf der Handlungen hemmte, so veralteten seine Schöpfungen dieser Art am frühesten; sie wurden, da sie von den Spielplänen bald verschwanden und manche nur in Almanachen abgedruckt wurden, manche ganz ungedruckt blieben, vergessen. Nur die mundartlichen Almszenen „'s letzti Fensterln" und „Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterl'n", gedichtet 1844, haben ihre Zugkraft bis zum heutigen Tage behalten; hier ist der lyrische Einschlag am Platze. Erst vor kurzem, im März 1904, haben die „Tegernseer" im Wiener Jantschtheater die beiden reizenden Szenen unter großem Beifall wiederholt gespielt.

Die bedeutendste poetische Tat Seidls ist die Neuschöpfung des Textes der österreichischen Volkshymne (1854), die in allen Gauen Oesterreichs nach Haydns markiger Melodie seit einem halben Jahrhundert ertönt.

Seidl ist in der vormärzlichen Zeit mitten im geistigen Leben Wiens gestanden; schon als Herausgeber des vornehmsten poetischen Taschenbuchs „Aurora" (1826—1832 und 1833—1854), als ein führendes Mitglied der feuchtfröhlichen Schriftstellergenossenschaft „Ludlam", als vielseitiger Dichter, Gelehrter, Touristischer und ethnographischer Schilderer seiner Heimat und als Lehrer der Jugend stand er mit fast allen künstlerischen Persönlichkeiten Oesterreichs und vielen Deutschlands, so mit C. M. Weber, Holtei, in enger Verbindung. Für die peripatetische Art seiner Zeit, nach allen Seiten auszugreifen, für den romantischen Zug, alles Schöne und Gute, wo immer es sich vorfand, zu erfassen, ist seine Vielseitigkeit geradezu charakteristisch, und es wäre unrecht, seine Persönlichkeit und seine massenhaften Produkte nach dem Maße von heute, das Vertiefung des einzelnen nach einer bestimmten Richtung foedert, zu messen. Hat er sich auch nicht wie Grillparzer zur Höhe des Klassizismus emporgeschwungen, so muß er doch als einer derjenigen geschätzt werden, welche die Vereinigung der so lange Zeit getrennten Ströme deutscher und österreichischer Geistesarbeit vorbereitet haben.

Dr. Karl Fuchs.

Bücher und Zeitschriften.

Diamantstadt. Von Hermann Heijermans. Roman. Berlin, Egon Fleischel u. Cie.

Das neueste Werk des genialen Holländers habe ich mit wahrer Ergriffenheit gelesen. Heijermans schildert darin die Zustände im Judenviertel zu Amsterdam. Grausige Bilder sind es, die er uns vorführt, in ihrer Gesamtheit bilden sie eine fürchterliche Anklage gegen die reichen Israeliten in Amsterdam, die diesem „lautlos faulenden Denkmal unerhörten Elends" untätig gegenüber stehen. Und die Alliance israélite? Alljährlich wendet sie ungezählte Tausende ihren Glaubensgenossen im Orient zu und nichts tut sie, die Lage der armen Menschen im Ghetto zu Amsterdam zu verbessern, die, ohne Luft, ohne Licht, ohne Freude, der Entbehrung, dem Kummer und der Verzweiflung preisgegeben sind! — Eleazar, ein junger holländischer Jude, seines Zeichens Diamantschleifer, kehrt aus Amerika in die Spelunke zurück, wo seine Brüder und Schwestern hausen. Ueber dem Wasser hat lange Krankheit seinen Verdienst aufgezehrt, er will nun in der Heimat wieder sein Brot verdienen. An Wissen und Bil-

dung überragt er seine Umgebung bedeutend. Er kennt Spinoza, Marx und Lassalle. In New-York hatte er sich eine neue Lebens- und Weltanschauung gewonnen. „Das hohle Geschwätz ohne Rückenmark hatte er verlernt, sein jugendlicher Eifer war zum besonnenen Widerstand geworden, sein Haß gegen den jüdischen Gott zu simplem Mitleid mit den Menschen.“ Gott und Klassenkampf sind ihm grundverschiedene Begriffe. Der Fortschritt der Zeit kennt den traditionellen Gott der Jahrhunderte nicht mehr, der außerhalb des Lebens, der Wirklichkeit steht und an der Vernunft als schwere Last gehangen hat. Der erniedrigte Teil der Menschheit ringt sich unbewußt oder von Nachdenken geleitet zu einer neuen Gottheit empor — zur Macht der Gemeinsamkeit, zur Macht, die überwindet und mit leuchtenden Lettern „Glück und Freiheit“ auf ihr Banner schreibt. Dieser Eleazar, der in mancherlei Hinsicht an den Ephraim Kuh Berthold Auerbachs gemahnt, ist vom heiligsten Wollen durchglüht, seinen Glaubensgenossen, die wie die Tiere wohnen und ausgenutzt werden, ein Helfer und Befreier zu werden. Zunächst bemüht er sich vergeblich um Arbeit. Er wird überall abgewiesen. An sich sind die Löhne der Diamantschleifer erbärmlich gering, man steht vor einem Streik, der denn auch nach nutzlos geführten Unterhandlungen mit den Juwelieren zum Ausbruch gelangt. Bald läßt der Hunger die einen verfluchen, was sie eben begonnen haben, die anderen harren geduldig aus. Eleazar übernimmt in der Streikbewegung eine führende Rolle. „Wir dürfen nicht nachgeben,“ ruft er seinen Kameraden zu, „verlieren wir den ersten Streik, beginnen wir keinen zweiten. Wir wollen unseren Teil haben an dem Kampf, den unsere Brüder auf der ganzen Welt mit Frohmut und Zuversicht kämpfen, wir müssen unseren Teil an dieser Aufgabe begreifen, und wenn das Blut von unserem Körper strömt.“ Die Streikenden bleiben fest, aber die Not unter ihnen ist fürchterlich, in all die feuchten finsteren Höhlen schaut der Hunger mit grinsendem Gesicht herein. Und nun offenbart Eleazar die ganze Hoheit seiner mitleidvollen Seele. Im Grunde abgestoßen von seiner eigenen Rasse, die in zähem Abseitsbleiben ihre Entartung nicht begreift, erhaben über das Denken und Fühlen dieser Menschen, die sich in blödem Wahn noch für die Auserwählten Gottes halten, wirkt er unter ihnen als Wohltäter und Samariter. Und so sehr er sich dagegen sträubt, zieht in sein Herz die Liebe zur schönen Rebekka Podnowsky und nimmt ihn allmählich ganz gefangen. In wundervollen Szenen wird dann gezeigt, wie er in seinem Glauben an das Mädchen, das er zu sich emporheben will, erschüttert wird, wie ihn die wilde Wollust des lasterhaften Geschöpfes abstößt und doch wieder mit Erbarmnis erfüllt in dem Gedanken, daß nur die Umgebung, in der sie aufgewachsen, die Schuld an ihrer Verderbtheit trägt. Das Drama nähert sich seinem Ende. Im Hause der blinden Tante Reggie bricht Feuer aus. Rebekka mitsamt ihren Angehörigen kommt in den Flammen um. Eleazar hat sich beim Rettungswerk schwer verletzt. Er wird ins Krankenhaus geschafft, seine Stunden sind gezählt. Zwar erfährt er noch, daß die Juweliere nachgegeben und den Diamantschleifern höhere Löhne bewilligt haben, aber die Nachricht vom gräßlichen Tode Rebekkas, die er einer Zeitung entnimmt, gibt ihm den Todesstoß. — Ich stelle das Werk Heijermans' außerordentlich hoch. Die Plastik der Darstellung ist bewundernswert. Was der Dichter erlauscht und gesehen hat, gibt er mit absoluter Treue wieder. Darum erhebt sich das Buch auch zu einem kulturgeschichtlich höchst wertvollen Dokument, an dem der Schilderer jüdischen Lebens künftig nicht mehr vorübergehen darf. Aber nirgends in dem Roman drängt sich das Kulturgeschichtliche vor, der Dichter, der Künstler behält immer die Oberhand. Seine Sprache ist von einer zwingenden Kraft, seine Szenenführung klar und sicher. Der Leser fühlt sich von einem Strom fortgerissen, in dem es kein Hemmen und Halten gibt. Aus der Fülle von Gestalten, die an uns vorüberziehen, ragt vor allen Eleazar hervor. Eine Fülle von Licht hat der Dichter auf ihn gegossen und mit seiner Gloriole steht er würdig neben den großen Märtyrern, die für die Menschheit gelebt und gelitten haben.

Alfred Bock.

*

Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung von Ludwig Goldschmidt. Zum 12. Februar 1904. Gotha, E. F. Thienemann.

Diese sehr lesenswerte Schrift bietet mehr und zugleich weniger, als der Titel ankündigt. Es werden da nämlich nach einigen allgemein gehaltenen und biographischen Bemerkungen vorerst Kants wichtigste und wesentlichste Gedanken, oder diejenigen, welche der Verfasser dafür hält, in ihren Wurzeln und ihrem innersten Zusammenhange vorgeführt, und erst gegen den Schluß zu auch Kants Ansichten über Freiheit, Unsterblichkeit und Gott, verhältnismäßig sehr kurz, skizziert und gewürdigt. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß die Ausführung dadurch etwa an Wert verliert; vielleicht ist sogar das Gegenteil der Fall. Denn so erhalten wir jetzt gewissermaßen ein kunstvolles Miniaturbildchen von Kants hauptsächlichstem Gedankengange, welches, mit wie wenigen Strichen es auch ausgeführt ist, uns doch Kants Gesamtleistung in einer bestimmten, dem als Kant-Forscher bekannten Verfasser eigentümlichen Beleuchtung deutlich übersehbar zeigt und das wir gewiß nicht ohne Gewinn betrachten. Allerdings dürfte sich der Verfasser über die Gemeinverständlichkeit seiner Ausführungen im Irrtum befinden; denn um diese ganz zu durchdringen, dazu gehört doch eine nähere Bekanntschaft mit Kants Lehre und Werken; auch kann die Sprache nicht populär genannt werden. — An verschiedenen Stellen tritt des Verfassers schroff ablehnende Haltung, die er den übrigen Gelehrten gegenüber, die sich mit Kant beschäftigen, einnimmt, zu einseitig hervor. Sein Urteil über sie, das ihnen jeden Wert und alle Bedeutung abspricht, ist in sehr vielen Fällen leider nur allzu berechtigt, in der Ausnahmslosigkeit aber, wie Goldschmidt dieses Urteil ausspricht, gewiß ungerecht. Und schließlich sind wohl auch die mißverständlichen und unrichtigen Darstellungen und Kritiken von Kants Philosophie für diese doch nicht ohne Nutzen.

B. L. W.

*

Allgemeine Rundschau.

Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg.

In seinem Buche „Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus“, aus dem wir unter dem Titel „Franz Xaver Kraus und das deutsche Reichsland“ in Nr. 97 der Beilage ein Kapitel veröffentlichen konnten, hat Dr. Ernst Hauviller als Grund für die Tatsache, daß Kraus während seiner Straßburger Zeit nicht zum Ordinarius an der dortigen Universität von der Fakultät vorgeschlagen wurde, die Zugehörigkeit des damaligen Straßburger Extraordinarius Kraus zur katholischen Kirche und insbesondere zum geistlichen Stande annehmen zu müssen geglaubt. Dieser Annahme tritt nun in der Straßburger Post der Professor der klassischen Archäologie Adolf Michaelis, der als Zugehöriger zur Fakultät über die in Rede stehenden Vorgänge aus eigenem Erleben berichten kann, mit folgenden Ausführungen entgegen, die wir unter Weglassung der Einleitung hiermit zum Abdruck bringen.

Hauvillers Darstellung lautet so:

„... so werden wir leider festzustellen haben, daß ihm seitens seiner Straßburger Kollegen mit einer nicht gerade unbefangenen Haltung begegnet wurde ... Und zu diesen (unangenehmen Wahrheiten) gehört jene Tatsache, daß Kraus trotz seiner hervorragenden Befähigung, trotz seiner prinzipiellen und tatkräftigen Bekämpfung des Ultramontanismus in Straßburg von jedweder Beförderung ausgeschlossen wurde. Einer der wenigen Freunde, die er im Straßburger Lehrerkollegium gefunden, war wahrheitsliebend genug, um ihm den wahren Grund für die völlige Nichtbeachtung seiner wissenschaftlichen Leistungen mitzuteilen. Die damaligen Straßburger Dozenten waren nämlich nicht so liberal wie ihre heutigen Pariser Kollegen, welche den ... Abbé Loisy einen Lehrstuhl an der Sorbonne selbst im Priesterkleide besteigen ließen. Dieses nun und seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche war in den Augen der maßgebenden Gelehrten das unüberwindliche Hindernis, welches dem außerordentlichen Professor Kraus den Zutritt in das Heiligtum des Ordinariates in Straßburg auf immer verschließen sollte.“

Die wirklichen Vorgänge waren folgende: F. X. Kraus war bei Gründung unserer Universität im Frühjahr 1872 als außerordentlicher Professor mit dem seltsam formulierten Lehrauftrag für „Geschichte und christliche Kunstarchäologie" berufen worden. Neben ihm vertrat Anton Springer als Ordinarius das Fach der Kunstgeschichte. Vorlesungen aus dem Gebiete der allgemeinen Geschichte hat Kraus nie gehalten; außer der christlichen Archäologie, seinem eigentlichen Fache, behandelte er auch andere kunstgeschichtliche Gegenstände, namentlich seit Springer schon im Frühjahr 1873 Straßburg verlassen hatte. Für Springers Ersatz unterbreitete die philosophische Fakultät im März 1874 ihre Vorschläge dem Kuratorium, das sie über jahrelang unberücksichtigt liegen ließ. Da machte im März 1876 der Kurator die Mitteilung, daß Professor Kraus Aussicht auf ein Ordinariat an einer auswärtigen Universität habe, aber voraussichtlich in Straßburg bleiben würde, wenn er hier zum Ordinarius befördert werden würde; der Kurator wünschte darüber ein Gutachten. Dieses erstattete die Fakultät nach wenigen Tagen. Ein Ordinariat für christliche Archäologie war damals etwas Unerhörtes, wie es denn meines Wissens auch heute noch keines an irgend einer philosophischen Fakultät Deutschlands gibt. Es konnte sich also höchstens um ein sogenanntes persönliches Ordinariat handeln, wie es später z. B. der Aegyptologe Dümichen erhielt; das pflegt aber erst nach längerer Dienstzeit und bei hervorragenden wissenschaftlichen Verdiensten verliehen zu werden. Die Hauptsache aber war, daß die Fakultät, wenn sie der Beförderung des Vertreters der christlichen Archäologie zum Ordinarius zustimmte, Gefahr lief, das ihr viel wichtiger erscheinende Ordinariat für Kunstgeschichte zu verlieren oder gegen ein Extraordinariat zu vertauschen. Sie ersuchte also das Kuratorium, zunächst den seit zwei Jahren ruhenden Antrag auf einen Kunsthistoriker zu erledigen; „erst dann könne sie sich über eine Beförderung des Professors Kraus zum Ordinarius schlüssig machen". Man sieht, daß von einer „Ausschließung von jedweder Beförderung" nicht die Rede war.

Weiter bemerkte die Fakultät, daß dem damals erst allein vorliegenden ersten Hefte des ersten Bandes von Kraus' „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen", so sehr auch der Fleiß anzuerkennen sei, noch manche und nicht unerhebliche Mängel anhafteten. Ich glaube, daß jeder Fachmann diesem Urteil auch heute noch zustimmen wird; erst im Laufe des großen und verdienstlichen Werkes ist Kraus immer tiefer in seine Aufgabe hineingewachsen. Was aber sonst damals von Kraus vorlag, wog wissenschaftlich nicht schwer. Eine kleine Abhandlung über die Blutampullen (1868 und 1872) war nicht eben erheblich; das Büchlein über „Die christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen" (1872) bot eine Popularisierung der Forschungen de Rossis; die „Roma sotterranea" (1873) war, wie Hauviller selbst urteilt (F. X. Kraus, S. 25) „nur eine verdeutschte Ausgabe des gleichbetitelten Werkes von Northcote und Brownlow". Wissenschaftliche Arbeiten von Bedeutung lagen also damals, im März 1876, nicht vor. Auch der Erfolg von Kraus' Vorlesungen war nicht groß; gerade in jenem Winter 1875/1876 hatte er eine öffentliche Vorlesung über das Straßburger Münster vor 80 Zuhörern begonnen, die nach ein paar Stunden auf wenige Getreue zusammengeschmolzen waren. Herr Hauviller begeht den leicht begreiflichen Fehler, die unleugbare spätere Bedeutung seines Helden auf jene niederschen Anfangsjahre zurückzuprojizieren. Für die Beurteilung der wissenschaftlichen Bedeutung des damaligen Kraus kann ich mich auf keinen Geringeren als de Rossi berufen. Dieser mein unvergeßlicher Lehrer fragte mich 1878 in Rom, warum wir Kraus nicht befördert hätten. Ich legte ihm die Gründe dar und bemerkte unter anderem, daß man in Deutschland von einem Ordinarius ein gewisses Maß selbständiger wissenschaftlicher Leistungen verlange. De Rossi erklärte, daß er das nicht gewußt habe, dann aber unser Verfahren nicht ungerechtfertigt finden könne.

Die Fakultät blieb aber nicht dabei stehen, die Frage der Beförderung von Kraus hinauszuschieben, sondern sie „erkannte gern an, daß Professor Kraus es in nicht gewöhnlichem Maße verstanden habe, in nähere Beziehungen zum Reichslande zu treten und mit den einheimischen Bestrebungen auf antiquarischem Gebiet Fühlung zu gewinnen"; sie wies daher als auf ein Mittel, Kraus dem Lande und der Universität zu erhalten, darauf hin, daß Kraus in ein festeres Verhältnis zu jenen Arbeiten versetzt werde — eine Anregung, die den Oberpräsidenten v. Möller bewog, Kraus zum Konservator der Altertümer in Elsaß-Lothringen zu ernennen. So verzichtete denn auch Kraus auf die ihm eröffnete Aussicht und blieb noch drittehalb Jahre in Straßburg. Als im Herbst 1878 endlich der fünf Jahre lang verwaiste Lehrstuhl für Kunstgeschichte wieder besetzt worden war und es nun an der Zeit gewesen wäre, auf die Frage eines Ordinariats für Kraus zurückzukommen, zog dieser es vor, einem Rufe nach Freiburg auf den Lehrstuhl der Kirchengeschichte zu folgen.

Ich will noch bemerken, daß bei den Beratungen der Fakultät Wilhelm Scherer, der einzige in der Fakultät, dem der überaus scheue und zurückhaltende Kraus näher getreten war, zuerst für Kraus' Beförderung zum Ordinarius eintrat, aber auch er überzeugte sich, obschon ungern, von dem Gewichte der entgegenstehenden Gründe und arbeitete eifrig mit an der Abfassung jenes Gutachtens, das von der Fakultät einstimmig gebilligt ward. Was ein „wahrheitsliebender" Kollege Kraus' über Priesterkleid und Katholizismus als Hinderungsgründe berichtet hat, dafür muß diesem die Verantwortung überlassen bleiben. Ich möchte nur daran erinnern, daß der Fakultät damals außer dem Katholiken Scherer auch der Katholik Kenbrink als Ordinarius angehörte, daß sie eben damals an Stelle des Protestanten Weizsäcker den Katholiken Scheffer-Boichorst für das Fach der mittelalterlichen Geschichte vorgeschlagen hatte und daß sie bald darauf die Berufung des Katholiken Janitschek als Kunsthistoriker veranlaßte. Was auch eine gewisse Parteipresse und Herr Hauviller sagen mögen, die Fakultät hat niemals „das Heiligtum des Ordinariats" einem Katholiken als solchem verschlossen; er mußte nur in seinem Fache ebenso tüchtig sein wie andere. Die neuerliche Berufung des katholischen Philosophen Bäumker kann das von neuem erhärten. Wenn endlich die Fakultät, wie Hauviller sich ausdrückt, Kraus „trotz seiner prinzipiellen und tatkräftigen Bekämpfung des Ultramontanismus" fallen gelassen haben soll, so wäre es sehr ungehörig gewesen, wenn die Fakultät solche kirchenpolitische Gesichtspunkte statt der wissenschaftlichen ihrem Gutachten hätte zugrunde legen wollen; hier spricht der Parteimann Hauviller. Ueberdies glaube ich, daß kein einziger Fakultätsgenosse, ja vielleicht überhaupt kein einziges Mitglied der Universität damals von solcher Bekämpfung des Ultramontanismus etwas gemerkt oder erfahren hat. Die einzige Aeußerung aus dem einschlägigen Gebiete, die mir zu Ohren gekommen ist, ging dahin, daß Kraus, der vielfach für einen Märtyrer des Altkatholizismus galt, dem entschieden widersprach, indem er erklärte, auf dem Boden des Vatikanums zu stehen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Denkmal für Theodor Mommsen.** In Berlin hat sich aus Verehrern Mommsens ein Komitee gebildet, das die Errichtung der Mommsen-Statue neben denen der beiden Humboldts und Helmholtz' im Vorgarten der Universität in Aussicht genommen hat. Von der dazu erforderlichen Summe, die auf etwa 80,000 M. veranschlagt wird, ist die Hälfte bereits durch Zeichnungen im engsten Kreise gesichert. Die noch fehlende Summe soll durch Sammlungen aufgebracht werden. Beiträge sind an die Firma Delbrück, Leo u. Co., Berlin, Mauerstraße 61, zu senden. Etwaige Ueberschüsse sollen dem zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums gestifteten „Mommsen-Fonds" überwiesen werden. Zu den Unterzeichnern des Aufrufs gehören die Professoren Auwers, Brunner, Diels, Harnack, Hirschfeld, Erich Schmidt, Schmoller, Tobler, Wahlen, v. Wilamowitz-Möllendorff, Adolf Menzel, Generaldirektor Wilmonns, die Oberbürgermeister von Berlin und Charlottenburg, vom Kultusministerium Ministerialdirektor Dr. Althoff sowie die Geheimräte Dr. Schöne und Dr. Schmidt u. a.

* Archivwesen. Der dem großh. Generallandesarchivar in Karlsruhe bisher beigegebene wissenschaftlich gebildete Hilfsarbeiter für systematische und genealogische Forschung Dr. Otto Roller ist vom 15. d. M. an dem hiesigen großh. Münzkabinett zugewiesen worden.

* Todesfälle. In Oxford starb am 8. d. M. der Professor der neueren Geschichte und Mitherausgeber des „Corpus poeticum boreale“ Frederick York Powell im 54. Lebensjahre. — In Athen starb der Professor der Medizin Dr. Georg Kornmitsos, der seit 34 Jahren an der dortigen Universität wirkte.

Hochschulnachrichten.

* Gießen. Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor und Direktor der Medizinischen Klinik an der hiesigen Universität kann mit Beginn des Sommersemesters 1904 der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. med. Franz Riegel zurückblicken.

hc. Halle. Mit einer Antrittsvorlesung über „Aemilius Papinianus“ wird sich am 16. Mai der Gerichtsreferendar Dr. jur. Horst Krahmer in der juristischen Fakultät als Privatdozent einführen.

* Wien. In der hiesigen medizinischen Fakultät haben sich drei Aerzte als Privatdozenten für die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Medizin habilitiert: Dr. Leopold Freund, Dr. Robert Kienboeck und Dr. Guido Holzknecht. — Die baulichen Herstellungen und Einrichtungen der neuerrichteten zweiten chirurgischen Klinik sind, wie die Neue Freie Presse meldet, ganz vollendet und Professor Hochenegg wird am Freitag, den 13. d. M. um 9 Uhr vormittags seine Lehrtätigkeit mit der Antrittsvorlesung aufnehmen.

* Von technischen Hochschulen. An der Technischen Hochschule in Karlsruhe hat sich Dr. M. Auerbach als Privatdozent für Zoologie habilitiert. Seine Probevorlesung behandelt „die geographische Verbreitung der Tiere“.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Julius Koeb: Die Geechten. E. Schausp. in 5 Aufz. Bremen 1904. Gust. Winter. 125 S. — Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Neue Subskriptions-Ausgabe. Bd. 1. Berlin 1904. B. Behr. 493 S. — Richard v. Kralik: Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst. Wien 1904. Anton Schroll u. Co. 107 S. — Georg Steinmetz, kgl. Gymnasialprofessor: Prähistorische Forschungen in der Umgegend von Laaber. Stadtambuf. J. u. K. Mayr. 40 u. 16 Tfl. — Die Schäden unserer Hotel- und Wirtshaus-Küche für Gesunde und Kranke. Reformvorschläge von Dr. Max Fischer. München 1904. Seitz u. Schauer. 29 S. — Viktor Manheimer: Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Berlin 1904. Weidmann. 386 S. — Gustav Ebe, Architekt: Angust Orth. Ein Lebensbild. Berlin 1904. Wilh. Ernst u. Sohn. 46 S. — Ohne Maulkorb. Geeeimte Satiren von A. O. Weber. München 1904. Friedrich Rothbaetb. 126 S. — Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen in Oesterreich während des Jahres 1902. Herausg. vom k. k. arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. Wien 1904. Alfred Hölder. 272 S. — Die Wohlfahrts-Einrichtungen der Arbeitgeber zu Gunsten ihrer Angestellten und Arbeiter in Oesterreich. Hrsg. vom k. k. arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. 2. Teil: Wohlfahrts-Einrichtungen der gewerblichen und Handelsbetriebe. Ebenda 1904. 414 S. — Hanns v. Zobeltitz: Krach. Roman. Bd. 1. 2. (Engelhorns Allg. Romanbibliothek. 20. Jahrg. Bd. 17. 18.) Stuttgart 1904. Engelhorn. 164 u. 139 S. — H. v. Loesch: Die Kölner Kaufmannsgilde im 12. Jahrhundert. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft XII.) Trier 1904. Jacob Lintz. 61 S. — Dr. Arthur Korn, Prof. an der Universität München: Elektrische Fernphotographie und Aehnliches. Leipzig 1904. S. Hirzel. 66 S. — Dr. Alfred Nossig: Das jüdische Kolonisations-Programm. (S.-A. a. d. Zeitschrift „Palästina“.) Berlin 1904. Jüdischer Verlag. 43 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(7132)

Paul Heyse:

Mythen und Mysterien

Geheftet M. 3.—, In Leinenband M. 4.—

Inhalt: Lilith — Kain — Perseos — Am Thor der Unterwelt — Der Waldprieſter — Gespräche im Himmel

Spanisches Liederbuch

[Von Emanuel Geibel und Paul Heyse]

Dritte Auflage. Mit einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Tauchnitz Edition.

May 11, 1904.

Incomparable Bellairs.

A new Novel.

By

Agnes and Egerton Castle.

In 1 vol.

(7224)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg. (7225)

Soeben erschienen:

Immanuel Kant.

Eine Gedächtnisrede

gehalten am hundertjährigen Todestage Kants, den 12. Februar 1904 vor versammelter Universität in der Kollegienkirche zu Jena

von

Otto Liebmann.

80 VI, 18 S. 1904. M. 0.80.

Gedanken und Thatsachen.

Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien

von

Otto Liebmann.

Zweiter Band, 4. Heft. (Schluß des Werkes.) 80. S. 353—508. M. 3.—

Inhalt: Der Ursprung der Werthe. — Epilogen eine Gedankensymphonie — Gedanken über das Wesen der Moralität. — Gang der Geschichte.

Erster Band: 8° XI, 470 S. 1900. M. 9.—.

Zweiter Band: 8°. IV, 508 S. 1904. M. 11.—.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236)

J. M. Spaeth, Berlin C. 2, gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

34. Autographen-Auktion

19. bis 20. Mai 1904.

(Fürsten, Krieger, Staatsmänner, Reformatoren, der dreißigjährige Krieg, die Revolution 1848/49, Gelehrte, Schriftsteller, Schauspieler, Bildende Künstler, Musiker.) Katalog auf Verlangen. (7217)

Leo Liepmannssohn. Antiquariat,

Bernburgerstraße 14, Berlin SW.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 14. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung) Inland M. 6.—. Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere. III. Von O. B.
Neue Erzählungen. Von Alexander v. Weilen.

II. Bücher und Zeitschriften.
Frédéric Houssay: Nature et Sciences naturelles.

III. Allgemeine Rundschau.
Ottokar Lorenz †. — Ein Linné-Museum. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere.

III.*)

Erst während der Fahrt im Atlantischen Ozean gelingt es mir wieder, am Schreibtische für einige Stunden seßhaft zu werden und die Feder zu mehr als einem flüchtigen Kartengruße festzuhalten. Fern hinter uns liegen die Küsten Italiens, Südfrankreichs und Spaniens mit ihrem bunten Gewirre von leuchtenden Farben, das Ganze eingetaucht in das tiefe Blau des Mittelmeeres; die zuletzt besuchten Städte, Gibraltar, Tanger, Lissabon, haben in unserer Seele noch einmal die lebhaftesten, aber auch die sich widersprechendsten Eindrücke hinterlassen; da wirkt das endlose Grau, das hier im Biskayischen Meerbusen über Himmel und Meer liegt, wie ein beruhigender Ton, beruhigend für Sinne und Gemüt. In langen Wellen rollt die Dünung aus dem Ozean herein in das abgeschlossene Halbrund dieses bei allen Schiffahrern so unbeliebten großen Meerbeckens; in langsamem Hin- und Herneigen des schweren Körpers fährt das Schiff, das eben Kap Ortegal passiert, mit scharfer Wendung nach Osten dem Hafen von San Sebastian zu. Die Nordküste Spaniens, an der wir, dem berüchtigten „Runnel Corrent“ folgend, langsam dahingleiten, ist durch einen Wolkenschleier verhängt, aus dem nur ab und zu ein kahler Bergzug oder die weißen Häuser einer fernen Ortschaft hervorleuchten. Grau der Himmel, grau das in langen Atemzügen sich regende Meer — das gibt die rechte Stimmung zum Sammeln und ruhigen Verarbeiten der vielen und buntfarbigen Eindrücke, die in den letzten zwanzig Tagen in unaufhörlicher Reihenfolge auf uns eingestürmt sind.

Freilich ergeht es auch dem rückschauenden Schilderer einer solchen Reise wie den vielen an Bord befindlichen Amateurphotographen: trotz der großen Zahl der Filme, die als Ausbeute der Fahrt die Tasche füllen, konnten von diesen doch nur hier und da einige Augenblicksbilder festgehalten werden, die der Ergänzung und Verknüpfung durch die Erinnerung und durch die Phantasie noch sehr bedürfen, um ein einheitliches und möglichst zusammenhängendes Bild von dem Verlauf der ganzen schönen Fahrt zu geben. Auch unser Geist ist nach einer so raschen und wechselreichen Reise angefüllt von einer Reihe von Augenblicksbildern; sie alle zur Entwicklung zu bringen und dem Leser klar vor die Augen zu führen, liegt kaum im Bereiche der schriftstellerischen Möglichkeit, besonders auf einem von vornherein beschränkten Raume. Aber wie jene einzelnen Lichtbilder für den Heimgekehrten wenigstens die Anhaltspunkte geben, an denen er immer wieder die Fäden der Erinnerung anknüpfen kann, so werden wohl auch die folgenden, aus der Fülle der gewonnenen Eindrücke willkürlich herausgegriffenen Einzelschilderungen der ergänzenden und nachhelfenden Phantasie der Fahrtgenossen später vielleicht einmal als Unterlage dienen können. Mehr können sie nicht leisten; mehr wollen sie nicht bedeuten. Es ist unmöglich, all das Geschaute und Erlebte in seiner ganzen Fülle wiederzugeben; in allzu raschem Wechsel stürmten die einzelnen Eindrücke auf uns ein. Nur hier und da prägte sich ein Bild in besonderer Deutlichkeit unseren Sinnen ein, gewann eine Beobachtung so viel innere Bedeutung für uns, daß sie nicht wieder aus der Erinnerung schwinden kann. Das allein sei denn auch in der folgenden Darstellung hervorgehoben; über so viele andere interessante Begleitumstände und anregende kleinere Erfahrungen muß sie leider hinweggleiten — denn auf raschen Schiffen durcheilt ja heute der Reisende den Ozean der ihn umgebenden Eindrücke.

*

Von dem grauen Atlantischen Ozean schweift die Erinnerung zurück zu dem blauen Zauber des Mittelmeeres. Hinter Alexandria war es, daß das Schiff zum erstenmal auf und ab stampfte wie ein feurig sich bäumender Renner, und daß die Hälfte der Reisegesellschaft, so seekrank wie hier im Biskayischen Meerbusen, auf den Liegestühlen des Promenadendecks unter dem liebevollen Beistand der Stewarts das Diner einnahm — oder auch nicht einnahm. Die scharfe Brise aus Nordwest, die schon im Hafen von Alexandria unsere Segelboote tüchtig auf die Seite gelegt hatte, stand uns gerade entgegen, als wir am 10. April den Kurs nach Neapel hin einschlugen. Aber das freundlich gesinnte Mittelländische Meer ließ es damals bei einer einmaligen leichten Aufwallung bewenden, und als wir uns am Abend des übernächsten Tages den leider nebelverhüllten Küsten Siziliens näherten, konnte schon von allen Gästen wieder, auch von denen, die am Tage vorher noch recht bleichnasig in die Wogen geblickt, der stets eifrig betriebene geographische Anschauungsunterricht aufgenommen werden. Der Aetna wenigstens wurde über der Nebelschicht auf lange Zeit sichtbar; ein grandioser Anblick! und drüben lag die calabrische Küste zum Greifen deutlich vor uns mit ihrem wechselnden Grün, den steilen Vorgebirgen und den malerisch in die Hochtäler gebetteten oder an den Bergwänden hingestreuten Ortschaften.

Neben der „leichten Brise“, wie die Offiziere es nannten, die draußen die Wellen über das Vorderdeck spritzte, hatte es nach der Abfahrt aus Alexandria auf dem Schiffe selbst einen recht tüchtigen Sturm gegeben. Was schon zwischen Korfu und Alexandria als Gerücht unter den Fahrgästen umhergegangen war, daß die Kaiserin Maria Theresia an eine der im fernen Osten sich bekriegenden Mächte verkauft sei und daß wir in Genua auf ein kleineres Schiff des Norddeutschen Lloyd umgeordet werden wür-

*) S. Nr. 99 und 100 der Beilage d. J.

den, fand, wenigstens was dieses Umborden betraf, durch eine auf der Fahrt zwischen Alexandria und Neapel an die Passagiere ausgegebene Bekanntmachung seine offizielle Bestätigung. Ich mußte an das Goethesche Lustspiel „Die Aufgeregten“ denken, als ich von der Galerie des großen Speisesaales her die Verhandlungen der beiden Entrüstungs-Meetings mit anhörte, die von einem Teile der Fahrgäste auf diese Bekanntmachung hin abgehalten wurden. Es war ja vorauszusehen und übrigens auch in jener Bekanntmachung ausdrücklich betont, daß eine so ungesehene Gesellschaft wie der Norddeutsche Lloyd seine Passagiere für alle von ihm nicht erfüllten kontraktlichen Ansprüche vollauf entschädigen würde; darum hatte die in jenen Meetings wie in den lebhaften Diskussionen an der Tafel und auf Deck zum lauten Ausdruck kommende Entrüstung über das Vorgehen der Gesellschaft im Grunde einen etwas komischen Anstrich. Und wenn auch die den Verlauf des Schiffes zunächst noch verschleiernde Motivierung der Umbordung sicherlich ungeschickt war, verlohnte es sich doch wohl nicht, so viel Lärm um diesen Wechsel des Schiffes zu machen und sich wie den anderen Fahrgästen die Ueberfahrt nach Neapel höchst ungemütlich zu gestalten. In der Tat vergütete der Norddeutsche Lloyd infolge besonderer, auf der Fahrt von Neapel nach Genua getroffener Abmachungen den Teilnehmern an der dritten Vergnügungsfahrt den durch den Uebergang von der Kaiserin auf die kleinere und geringere Geschwindigkeit aufweisende Hohenzollern entstandenen ideellen Ausfall in durchaus generöser Weise und entschädigte alle die, welche in Genua die Fahrt nicht fortsetzen wollten — es waren etwa der fünfte Teil der Fahrgäste — außer der Rückzahlung ihres restierenden Passagepreises durch freie Beförderung in die Heimat. So war, wie in vielen ähnlichen Fällen, die Aufregung auch hier völlig grundlos, und ich halte es für meine Pflicht, manchen anderen in die deutsche Presse übergegangenen Darstellungen gegenüber zu betonen, daß die verbleibenden Fahrgäste schließlich alle durchaus zufrieden mit den ihnen vom Norddeutschen Lloyd dargebotenen neuen Abkommen und besonders auch mit dem Aufenthalt auf der behaglich eingerichteten und ruhig fahrenden Hohenzollern waren.

Immerhin gestaltete sich das Leben an Bord zwischen Alexandria und Neapel durch diesen innerhalb der Schiffswände sich austobenden Sturm etwas ungemütlich und die meisten der Fahrtteilnehmer begrüßten wohl recht freudig den Morgen des 13. April, der mit anbrechendem Tag uns das nebelumwallte Capri und bei den ersten Strahlen der Sonne bereits den Posilipp und das Castell dell' Ovo im Hafen von Neapel vor die Augen führte.

•

Neapel — und nur ein einziger Tag Aufenthalt! Das war freilich etwas wenig. Gern hätte wohl die Mehrzahl der Reisenden die eine oder die andere der später angelaufenen Stationen für zwei weitere Tage an diesem beglückten Strande dahingegeben, besonders da der einzige, hier uns beschiedene Tag durch die Umständlichkeit, mit der die italienischen Sanitätsbeamten das Schiff besichtigten, noch um drei volle Stunden beschnitten wurde. Freilich kamen wir aus einem pestverdächtigen Hafen; aber ein gut Teil der bureaukratischen Langweiligkeit und Rücksichtslosigkeit, die jeder, der mit italienischen Behörden schon zu tun gehabt hat, zur Genüge kennt, ist bei dieser sanitären Untersuchung wohl mit untergelaufen. Der italienische Beamte zeigt — wie übrigens viele seiner Kollegen in anderen Ländern — gar zu gern dadurch seine augenblickliche Ueberlegenheit und Machtfülle, daß er den Petenten ganz zwecklos lange warten läßt. So mag auch bei dieser gesundheitspolizeilichen Visitation, die sich nicht nur auf die Schiffsräume und das auszuschiffende Gepäck, sondern auch auf alle Reisenden in Person erstreckte, neben übertriebener Gewissenhaftigkeit etwas an dem beseligenden Beamtengefühl, dreihundert vor Ungeduld fast vergehende Reisende einmal etwas zappeln zu lassen, mit im Spiele gewesen sein.

Daß wir vor Ungeduld wirklich zappelten, war kein Wunder. Drüben prägte sich mit jeder weiteren ungenutzt verlaufenden Stunde das Bild der Stadt in ihrem lärmenden Treiben immer lebhafter aus; die Sonne stieg höher und verzehrte den leichten Nebel, der in den ersten Morgenstunden noch auf den nahen und fernen Höhen wie ein leichter Schleier gelegen hatte; in scharfen Umrissen traten drüben der Vesuv und hinter der Hohenzug des Posilipp, dahinter der Vergrücken von Camaldoli vor unsere Augen; alles begann zu leuchten und Leben und plastische Rundung zu gewinnen unter dem sich stündlich zu tieferem Blau verklärenden Himmel — und wir standen da, an die Reelings gelehnt, und lauerten auf das befreiende Wort, das uns die Erlaubnis geben sollte, die schon lange an den Wanten des Schiffes auf uns harrenden kleinen Dampfschaluppen zu besteigen. Daß unterdessen ein Stück des Neapolitaner Volkslebens sich in den Booten entwickelt hatte, die unser Schiff umschwärmten, daß die Santa Lucia mit Gitarrenklang aus dem einen dieser Boote zu uns heraufklang, während aus einem anderen ein Taucher ins Wasser sprang und nach den Münzen tauchte, die wir hinunter warfen, oder aus zehn anderen die fliegenden Händler ihre Waren an langen Stangen hinaufreichten, daß ein buntes Bettelvolk mit braunen Gesichtern, verschmitzt lachenden Augen und den abenteuerlichsten Fetzen auf dem Leibe uns vom Wasser herauf mit Zurufen aller Art beglückte — das alles konnte uns wahrlich nicht entschädigen für die kostbare Zeit, die wir durch die Gründlichkeit der italienischen Sanitätsbeamten hier im Hafen verloren.

Endlich war die „practica“ erteilt und in Nu füllten sich die Dampfschaluppen mit der hundertköpfigen Schar, die von dem Zauber der Sirene Parthenope an diesem herrlichen Morgen sich locken ließ. Der Mehrzahl der Fahrgäste, die der Stangenschen Führung sich anvertraut hatten, war für die wenigen zur Verfügung stehenden Stunden ein reiches Programm vorgeschrieben: Besuch des Museums, des Castel San Elmo und nach dem Lunch Wagenfahrt zum Posilipp und Besuch des Aquariums. Das schien den verschiedenen kleinen Gruppen unter den Fahrgästen, die sich abseits von der „geführten“ Reisegesellschaft nach Wahl und aus Zufall zusammengefunden hatten, denn doch des Guten zuviel, und sie schwärmten lieber nach allen Seiten hin zum freieren Genusse der mannigfachen landschaftlichen Herrlichkeiten des Golfes aus. Zu einer Fahrt nach Sorrent, die unsere fröhliche Gruppe anfänglich geplant hatte, war es dank der besorgten Tätigkeit der italienischen Sanitätsbeamten zu spät geworden; aber für einen Ausflug nach Camaldoli reichte die zur Verfügung stehende Zeit vollauf hin. Wir nahmen deshalb, nachdem wir uns erst eine Weile von dem bunten Leben der Via Toledo hatten mitforttreiben lassen, einen Wagen, der uns über Capodimonte hinauf zu dem Kloster auf einsamer Höhe führte, wo man den in seiner Großartigkeit einzig dastehenden Gesamtüberblick über die Stadt und den ganzen Golf mit den davor liegenden Inseln genießt.

Gewiß lohnt dieser Blick allein schon eine weite Reise! Für uns, die wir ihn nach anstrengender, langer Seefahrt genossen, bedeutete der mehrstündige Aufenthalt auf jener das Land und das Meer weithin beherrschenden Höhe eine Erholung der wundervollsten Art. Ein heller, nicht zu warmer Frühlingstag lag über der Landschaft; Castellamare, Sorrent, Capri, Nisida, Procida, Ischia von der einen Seite her, von der anderen Gaëta, die Ponza-Inseln und Pandataria und dicht zu unseren Füßen Capua, der Posilipp, Pozzuoli, zeichneten sich klar und deutlich auf dem grünen Untergrund des Landes oder auf dem tiefblauen des Meeres ab. Welche Fülle von Buchten, Vorgebirgen und Landspitzen, die die Konturen des gewaltigen blauen Spiegels zu unseren Füßen beleben! In zarten Duft gehüllt ragen drüben die gewaltigen Felsmassen von Capri aus den Fluten hervor und thronen gegenüber, mit starken Linien sich gegen den Horizont abzeichnend, in erhabener Einsamkeit der Vesuv mit seiner im Frühlingswinde sich leicht hin und her bewegenden Rauchkappe. An seinen Abhängen liegen, wie von der Hand eines titanischen Säemanns regellos hingestreut, die Ortschaften, Weiler und Villen als weiße Punkte und Gruppen, die aus dem Grün

Digitized by Google

und Grau hervorleuchten — auch die Stätte von Pompeji können wir durch unsere Gläser deutlich erkennen — und immer dichter häufen sich die weißen Punkte aneinander, je weiter und flacher die Abhänge zum Meere hin auslaufen, bis sie unten an der tiefblauen Flut sich zu dem Stadtekranz zusammenschließen, der den Golf vom Posilipp an bis hinüber nach Portici und Torre del Greco in ununterbrochener Folge einsäumt. Mitten in diesem Kranze aber liegt, wie ein üppiger Blumenbündel, die Stadt Neapel selbst mit ihrem bunten, an den Bergabhängen hinauflaufenden Häusergewirr, mit ihren Kastellen, Schlössern und großen Villen auf den verschiedenen sie überragenden Höhen, mit ihren grünen, im herrlichsten Blütenglanze strahlenden Gärten, ihren einzeln ragenden Pinien und Palmen.

Wir saßen stundenlang im stillen Klostergarten im Anschauen all dieser Herrlichkeit vertieft. Die Sonne umhüllte uns mit ihren heißesten Strahlen, aber ein kühler, vom Meer heraufkommender Wind ließ uns diese Wärme- und Lichtfülle als Wohltat, nicht als lästige Qual empfinden. Einer der Klosterbrüder saß neben uns auf der Steinbank, die in dem Olivengarten des Konvents unter einer Pinziengruppe angebracht ist, und erklärte uns mit unendlicher Geduld die weit zu unseren Füßen hingebreitete Landschaft und die Inseln des Meeres; er fand sich reichbelohnt für seine Cicerone-Dienste, als wir ihm seine und seiner Klosterbrüder Photographien, die, wie er mit großem Stolze immer wieder betonte, von der Kronprinzessin von Schweden aufgenommen worden sind, abkauften. Im übrigen gehörte er nicht zu der Klasse jener Neapolitaner, die, wie der Knabe, von dem Goethe berichtet, im hellen Jubel aufschreien müssen, wenn sie von einer Bergeshöhe auf ihre herrliche Stadt und den Golf herniederschauen; mehr als alle die Herrlichkeit, die von früh bis Abend vor ihm ausgebreitet liegt, schien ihm der jetzige dürftige Zustand des Klosters am Herzen zu liegen, über den er beweglich klagte.

Auch der Osteria der mehr als ländlichen Kneipe in der Nähe des Klosters, in der wir nachher mit wahrem Heißhunger eine Schüssel voll Makkaroni alla Napolitana mit obligater Salami- und Schinkenbeilage verzehrten und dazu einen sauren Wein tranken, schien nichts an all jener Herrlichkeit der Natur, um so mehr aber an dem Inhalte unserer Geldbörsen zu liegen. Wir mußten uns ihrer übertriebenen Forderungen für ein wahrlich nicht lukullisches Mahl mit derselben Grobheit erwehren, die wir dem Kutscher, der seine Pferde abscheulich malträtierte, und den vielen unserem Wagen nachlaufenden Bettlern gegenüber nötig hatten. Doch dieser Kleinkrieg mit der Habsucht und Aufdringlichkeit der Menschen gehört ja leider nun einmal als unvermeidliche Beigabe zu dem Genusse des herrlichen Napoli, und auch wir fügten uns selbstverständlich mit gutem Humor in das Unvermeidliche und kämpften uns, in die Stadt zurückgekehrt, noch einige Stunden lang wacker durch die von allen Seiten her umbrandenden Wogen des Neapolitaner Volkslebens, bis wir gegen Abend, halb zerschlagen von dem Lärm und Gewühl, uns in den ruhigen Hafen unseres Schiffshotels retteten.

•

Noch ein Augenblicksbild steht mir aus dem in Neapel verlebten Tage vor der Seele. Es ist der Anblick des Vesuvs, wie er in der ersten Abendstunde, kurz vor Abfahrt des Schiffes, von der glutrot hinter Capri ins Meer sinkenden Sonne beleuchtet sich uns darstellte. Die steilen Abhänge seines Gipfels gewannen in der milden Abendbeleuchtung ein eigentümliches Leben; das einförmige Grau der Lavahalden schimmerte in rötlichem Glanze, zartblaue Schatten flossen von ihnen auf das Grün am Fuße des gewaltigen Berges hinab und von den weißschimmernden Uferstädten blitzten die Fenster der für einen Augenblick grell beleuchteten Häuser in unseren Hafen herüber. Es war eines der Bilder, die man wohl nie wieder vergißt, und ich begriff die liebenswürdige Aquarellistin unseres Schiffes, daß sie, obgleich sie wohl arg ermüdet von dem anstrengenden Tage an Bord zurückgekehrt war, hier rasch zum Pinsel und Farbkasten griff, um den Eindruck mit wenigen sicheren Strichen auf einem Blatte ihres Skizzenbuches festzulegen. — —

Dann ging es wieder hinaus in das nächtliche Meer. Wir hatten von den etwa 6000 Seemeilen, die auf der ganzen Reise zurückgelegt werden sollten, schon mehr als 2000 hinter uns und dabei nur in drei Häfen angelegt. Das zweite Drittel der gesamten Strecke sollte uns in neun Häfen führen, während im letzten Drittel, in der Auslaufstrecke der Fahrt, wieder nur drei fremde Häfen angelaufen wurden. Die jetzt zunächst vor uns liegende Strecke von Neapel bis Lissabon versprach also die bunteste, freilich auch die anstrengendste zu werden.

Mit einer ruhigen nächtlichen Seefahrt und den abwechselungsreichen Küstenausblicken in Morgenbeleuchtung auf die Insel Elba und in Mittagbeleuchtung auf die Ligurische Riviera hin wurde dieses Mittel- und Hauptstück der Reise eröffnet. Auch auf dem Schiffe selbst war die Ruhe wieder eingekehrt, dank der Zuvorkommenheit, die die in Neapel an Bord gekommenen Vertreter des Norddeutschen Lloyd den Wünschen selbst der unwilligsten Fahrgäste gegenüber an den Tag gelegt hatten. So konnte sich die Einfahrt der Kaiserin Maria Theresia in den Hafen von Genua in jeder Hinsicht zu einem wahren Feste gestalten, ähnlich dem, welches wir bei der Ausfahrt in Venedig erlebt hatten. Ganz wunderbar schön und großartig baut sich doch — um zunächst von dem landschaftlichen Teile dieses Festes zu reden — die mächtige ligurische Handelsstadt dem vom Meere her nach ihr Hinstrebenden gegenüber auf. Nach oben hin scharf abgegrenzt durch die Befestigungswerke, von denen die hinter der eigentlichen Stadt liegenden Höhen gekrönt sind, läuft das Gesamtbild nach den Seiten hin in zwei prächtigen Flügeln aus, den beiden Rivieren, von denen die ligurische mit ihren weißen, aus der reichsten Vegetation herausleuchtenden Kur- und Badeorten zum Greifen nahe uns zur Rechten liegt; das Mittelstück des farbenreichen Panoramas bildet die kühn vor uns an dem Berge hinan sich aufbauende, an Kirchen, Türmen und Palästen reiche Stadt und der breit vor sie hingelagerte, mit Dampfern und Segelschiffen geradezu vollgestopfte Hafen.

Langsam glitt am Nachmittag des 14. April unser Schiffskoloß, an einem tüchtigen Schlepper hangend, in den von dem mächtigen Molo halbkreisförmig eingefaßten Zimenhafen ein; die Musik spielte an Bord und ein kleiner Dampfer, auf dem eine andere Kapelle mit der unsrigen abwechselte, begleitete uns von der Einfahrt her bis zum Pier. Unmittelbar hinter uns lief aber die mit bunten Wimpeln festlich geschmückte Cobra ein, der bekannte Rivieradampfer der Hamburger Paketfahrt-Gesellschaft, von dessen Bord die Klänge einer dritten Musikkapelle zu uns herübertönten. In dieses festliche Tongewirr hallten die Begrüßungssignale der Sirenen dröhnend hinein und von den Pieren wie von manchen schon fest liegenden deutschen Schiffen, an denen wir langsam vorübergliten, klangen laute und fröhliche deutsche Willkommungsrufe her. Wir legten an dem Ponte Federico Guglielmo an, an dessen anderer Seite der weiße Bau der Hohenzollern schon seiner neuen Gäste harrte. Rasch wurde hier die sanitäre Untersuchung vollzogen, ebenso rasch und glatt auch die Umbordung der Passagiere und des Gepäcks über den Quadernbau dieses Ponte hinweg durchgeführt. Noch ehe der Abend angebrochen, war der größte Teil der Fahrgäste schon in den behaglichen Kabinen des neuen Dampfers häuslich eingerichtet und konnte zum Besuch der Stadt ausschwärmen.

Nur in ganz geringer Anzahl waren wir auf der „Kaiserin" zurückgeblieben, um mit einigen uns liebgewordenen Fahrtgenossen, die am nächsten Tage das Schiff verlassen wollten, ein kleines Abschiedsfest zu feiern. In einem lauschigen Winkel des großen, nun verödeten Rauchsalons saßen wir beim perlenden Sekte und stießen auf ein fröhliches Wiedersehen an. Die wenigen gemeinsam an Bord und den Landausflügen verlebten Tage hatten uns doch recht nahe aneinander geschlossen und machte uns das Scheiden schwer. Denn das ist das besonders Schöne an solchen Schiffsreisen, daß sie die Menschen, die sich gegenseitig gefallen, durch die Beschränkung des täglichen Lebens

auf einen eng umschlossenen Raum näher zusammenführen, als dies bei Landreisen wohl möglich ist, und daß sie alle Reize des geselligen Verkehrs in der ungezwungensten und leichtesten Weise zur Auslösung bringen. Das machte sich schon bei jenem Abschiednehmen im kleineren Kreise in Genua recht deutlich fühlbar; noch mehr aber einige Wochen später, als die Reise ihrem Abschluß entgegenging.

•

Den in Genua verlebten vollen Tag kann ich wohl kurz überschlagen, obwohl er den Fahrtgenossen manches Interessante bot. Ein jeder, der diese ersichtlich im Aufblühen begriffene See- und Handelsstadt, sei es vom Lande, sei es von der See her kommend, in neuerer Zeit besucht, wird von der Ordnung und verhältnismäßigen Sauberkeit, die sich im Straßenleben zeigen, wie von dem regen geschöftlichen Treiben überrascht sein. Uns, die wir aus Alexandria und aus dem lärmenden Neapel kamen, fiel vor allem auf, daß wir hier nicht im geringsten durch Bettler belästigt wurden, und daß überhaupt der Fremde nicht zum Ausbeutungsobjekt für eine sonst beschäftigungslose Bevölkerungsklasse, wie in Venedig, dienen muß. Das dünkte manchem unserer Reisenden zu wenig romantisch; aber wir glauben trotzdem, daß Italien nicht allzu viel von seiner Anziehungskraft und seiner Romantik einbüßen würde, wenn auch in anderen Gegenden dieses herrlichen Landes das Beispiel von Genua Nachahmung fände.

So brachten wir denn einen recht gesunden und tüchtigen Eindruck von modernem italienischen Leben mit uns hinweg, als wir am frühen Morgen des 16. April die ligurische Hauptstadt verließen, um uns auf dem neuen Schiffsheim französischen Gestaden zuzuwenden. Der in Genua sich recht unangenehm fühlbar machenden Scirocco-Schwüle war in der Nacht eine merkliche Abkühlung, freilich aber auch ein grauer Himmel gefolgt. Dieses Grau, das alle anderen Farben tötete, lastete wie ein Druck auf der Nordküste von Corsica, der wir uns am Mittag desselben Tages näherten. Die Stadt Bastia, vor der wir gegen 2 Uhr Anker auswarfen, lag mit ihrem wenig malerischen Häusergewirr und ihrem trotzigen Kastell wie eine graue Masse an der von Wolken und Nebeln umzogenen grauen Bergwand uns gegenüber. So empfanden wir auch keine Lust, an der Ausfahrt auf der berühmten Kunststraße nach dem aus dem Felsen herausgehauenen Engpaß von Lancone teilzunehmen, und ließen während der wenigen Stunden des dortigen Aufenthalts lediglich das kleinstädtische Straßen- und Kaffeehausleben dieser zweiten Hauptstadt Corsicas auf uns einwirken. Freilich mußten wir dann von denen, die jene Fahrt unternommen hatten, zu unserer großen Beschämung uns sagen lassen, daß wir außerordentlich viel versäumt und uns besonders den Anblick von reizenden, mit fast tropischer Vegetation angefüllten Schluchten und prächtige Ausblicke auf Meer und Küste hätten entgehen lassen. Unsere darob gefühlte Zerknirschung möge zur Warnung für alle künftigen faulen Reisenden dienen, die sich durch einen grauen Himmel von Bergfahrten abschrecken lassen.

Dafür waren wir um so rühriger am folgenden Tag, der uns schon früh um 6 Uhr vor Ajaccio neben einem großen französischen Kriegsschiffe ankern sah. Auch hier verhüllte zunächst ein grauer Nebelschleier die Stadt und die Küste; aber noch ehe wir uns zum Ausbooten anschickten, begann er sich zu lichten und machte im Verlauf der nächsten Stunden einem prächtigen blauen Himmel Platz. Dieser Tag in Ajaccio — es war ein Sonntag — gehört mit zu den Glanzpunkten unserer Reise. Schon das allmähliche Aufziehen des Nebelvorhangs vor dem farbenprächtigen Bilde, das die Stadt und die hinter ihr liegenden bewaldeten Berge, sowie die Vorgebirge und Inseln in ihrer Gesamtheit darbieten, bot ein ungemein reizvolles Schauspiel dar. Auf dem mit kräftigen Palmen bestandenen Hafenplatze regte sich bereits ein buntes Treiben, als wir gegen 8 Uhr unseren Fuß ans Land setzten; die Landbevölkerung war in die Stadt gekommen, wohl zur Teilnahme am Gottesdienste, vielfach auch mit den Erzeugnissen ihrer Felder, die sie hier zum Verkauf stellte. Manchen wild und trotzig dreinschauenden Typen begegnete wir da unter den Männern wie unter den Frauen; die Mehrzahl der letzteren war schwarz gekleidet, denn in Corsica trauert man bekanntlich fünf Jahre lang um einen nahen Familienangehörigen. Ein großer Ernst liegt auf allen diesen Gesichtern; das bewegliche Leben, das aus den Augen der Italiener herausleuchtet, die Neugierde, Spottlust, Verschlagenheit, mit denen in Neapel und auch in Genua die vorüberziehenden Fremden betrachtet wurden, fehlen hier den Blicken. Kaum wenden sie den Kopf, um nach der bunten Schar der sich ausschiffenden Ankömmling hinzuschauen. Jedoch antworten sie freundlich in ihren schwer verständlichen Französisch, wenn man sie um Auskunft bittet. Französisch sprach hier ein jedes Kind, während man in Bastia noch leichter mit Italienisch durchkam.

Daß wir in Ajaccio zunächst einige Stunden lang Napoleonkultus trieben, ehe wir die Stadt und ihre Umgebung durchstreiften, wird begreiflich erscheinen. Schon auf der Fahrt an der Küste der Insel Elba hin war des großen Korsen Name in aller Mund und die Ferngläser richteten sich besonders auf die Stätten, wo er gewohnt und gewirkt hatte. Hier, in der Geburtsstadt Napoleons, traten uns natürlich auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an ihn entgegen. In seinem Geburtshause verweilten wir stundenlang, zur Verzweiflung der uns herumführenden jugendlichen Concierge, ebenso in dem Hotel de Ville, wo aus dem Nachlasse des Kardinals Fesch eine Fülle von Bildern und Gegenständen, die die Familie Napoleons und ihn selbst betreffen, bewahrt werden. Aber am stärksten beschäftigte doch unsere Phantasie die gesamte Örtlichkeit selbst, innerhalb deren Grenzen der große Mann seine erste Jugend verlebte. Der trotz der üppigsten Vegetation doch im Grunde milde und starrzügige Charakter der Landschaft um Ajaccio trat uns am deutlichsten entgegen auf der Fahrt nach den Blutinseln hin, die wir in den ersten Nachmittagsstunden auf einer malerischen Hügelstraße der Küste entlang unternahmen. Die felsigen Vorgebirge traten hier zum Teil dicht und schroff ans Meer heran und lassen nur schmale Landstreifen für eine merkwürdige Strandvegetation frei. Vor uns ragen aus dem Meere die mit Leuchttürmen und Signalstationen besetzten felsigen Inseln heraus, deren rotes Gestein ihnen den Namen gab, und hinter uns schließen die enge Bucht einzelne düstere Bergkegel ein, auf deren Gipfeln alte Wachttürme aus der Zeit der Genuesenherrschaft auf Meer und Küste herabschauen. In solcher aus wilden Felsgebilden, steilen, hochragenden Bergen und üppigster Vegetation zusammengesetzter Landschaft kann man sich in der Tat eine wilde, ungezähmte Menschennatur heranwachsen denken, besonders wenn man erwägt, daß auch das hier stets bewegte Meer in die Jugendträume des in einsamer Grotte seinen ersten Studien obliegenden Knaben hineinrauschte.

Den schönen Tag in Ajaccio beschloß ein Schauspiel der wunderbarsten Art: als wir aus dem Hafen hinausfuhren, begann der feurige Ball der Sonne hinter den Blutinseln ins leuchtende Meer zu sinken. Mit dem Schnellerwerden unserer Fahrt wälzte auch die strahlende Kugel sich hinter den felsigen Klippen jener Inseln schneller und schneller vor unseren Augen dahin, immer tiefer untertauchend in die Flut, bis sie hinter der Kulisse der letzten Insel hervor nur noch als ein goldener Schild auf das Meer hinaustrat, in dem sie dann rasch versank. Wir hätten über dem Anblick dieses Sonnenunterganges mit beweglicher Scheibe beinahe unser Diner versäumt und aus einem ähnlichen Anlaß am anderen Morgen das Frühstück; denn als wir an diesem Morgen auf Deck traten, lag bereits die Küste von Nizza, in ihrer ganzen Ausdehnung von Cannes herauf bis zum Kap Martin, in ihrer vollen strahlenden Pracht vor uns.

O. B.

Digitized by Google

Neue Erzählungen.

Von Alexander v. Weilen.

So oft man Dichtungen moderner Autoren in die Hand bekommt, beschleicht einen immer von neuem das Staunen über die vollendete Technik, die sich selbst in den Werken blutiger Anfänger kundgibt. Was können wir heute nicht alles! Wir spielen Federball mit den verzwicktesten Problemen, lösen die kompliziertesten Verhältnisse wie einen Rosselsprung, je absonderlicher ein Charakter, desto besser dient er, unsere Jongleurkunst an ihm zu zeigen. Dabei schwindet aber die Einfachheit, wie überkühne Bergsteiger freuen sich die literarischen Kletterer nur noch der Aufgaben, die Gefahren mit sich bringen. Der Inhalt tritt in seiner Bedeutung zurück: entweder ist er nichtssagend und steht in keinem Verhältnisse zu dem anspruchsvollen Vortrage, oder er ergeht sich in bizarren Konstruktionen, die in der Darstellung noch Unterstützung finden. In die erstere Kategorie, zu den nichtssagenden, anspruchsvollen Büchern gehört Jakob Wassermanns: „Der Moloch".[1]) Ein halbtausend Seiten für eine der uninteressantesten Gestalten aufgeboten, die sich denken läßt. Der junge Anforge, ein frei erwachsenes Naturkind, hat sich für das Recht der bedrückten Juden entflammt und zieht nach Wien, dort für seine Ueberzeugungen zu kämpfen. Ihn umschlingt die Gesellschaft, der er anfangs als Wahrheitsfanatiker gegenübertritt, Frauen greifen in sein Leben ein, das er immer lässiger führt; nachdem auch noch sein sittlicher Kern durch ein Verhältnis mit der Frau seines Onkels angefault, gibt er sich den Tod. Es ist dem Dichter nicht gelungen, uns von der geistigen Kraft seines Helden zu überzeugen, seine Entwicklung ist Voraussetzung, im Buche selbst sehen wir nur einen recht ungeschickten Gesellen, dessen gesellschaftliche Erfolge sich ebenso wenig begreifen lassen wie seine angeblich „ruhig atmende Tätigkeit", in der er „die Zügel der dahinrollenden Tage besonnen führt". Er erscheint dem Leser als reicher Müßiggänger und in seiner Rücksichtslosigkeit, mit der er einem Gatten die Vergangenheit seiner Frau enthüllt, mehr beschränkt als aufrichtig. Die zahlreichen Nebenfiguren lassen diese Fehler der Hauptgestalt um so mehr bedauern, als unter ihnen einige ganz ausgezeichnet getroffene Individualitäten sich finden; besonders die begehrliche Beate oder der gedrückte Jude haben volles Leben. Andere Personen wieder gebärden sich allzu lebhaft, drängen sich unvermittelt vor, ohne wirkliche Berechtigung. Auf jeden Fall aber ist der Roman viel zu lang; größere Knappheit wäre diesem Minimum von Handlung nur zugute gekommen. Auch von dem Dichtwerke gilt, was der Verfasser selbst einmal sagt: „Ein guter Gedanke ist kurz und reicht für drei Zeilen."

Etwas Ueberkünsteltes liegt auch in den neuen Novellen von Siegfried Trebitsch „Weltuntergang", aus denen jedoch das Talent des Autors überall durchleuchtet. Man sehe nur die Titelnovelle. Eine ausgezeichnete Idee liegt ihr zugrunde: der Sonntag mit seinen Lockungen zu Spiel und Vergnügung vernichtet die Existenz eines braven Mannes. Einfach erzählt wird die Geschichte, die doppelte Wirkung tun soll. Die Uebertreibung liegt nicht in der Sache, sondern in der Ausführung. Ein starkes Pathos wird aufgewendet, der Held wird zum „Märtyrer" des Ruhetages — man kommt damit zur Erwägung, ob der Mann eigentlich nicht mehr ein Opfer seiner bösen Leidenschaften sei. In anderen Skizzen fehlt es nicht an den stärksten Unwahrscheinlichkeiten. Wird wirklich „Eine Glückliche", die junge Frau, dem Arzte triumphierend ihre Sünde bekennen? Bringt eine „Gemeinsame Fahrt" schon eine Frau in die Arme eines Unbekannten? Gewiß ist dies alles möglich; aber die Form einer Novellette genügt nicht, solche Vorgänge zu begründen. Außerordentlich gelungen in der Erfindung ist „Ein fremder Herr" und fein ausgeführt „Ein Ehebruch", wo die kleinen Gemeinheiten, die eine anständige Frau in der Ehe begehen kann, sorgfältigst detailliert sind. Ich möchte gern den Dichter bald zu einer größeren Arbeit schreiten sehen, die ihm weitausgreifende Entwicklung auferlegt. Das Problem der Ehe, das in der letztgenannten Erzählung gestreift wird, liegt auch dem folgenden Werke zugrunde. Gustaf af Geijerstam legt in seiner „Komödie der Ehe" ein bis auf den verfehlten Schluß wirklich vollendetes Werk psychologischer Durchführung vor. Mit den feinsten, leisesten Mitteln wird hier entwickelt, wie die glückliche Ehe Bob Flodins zerstört wird, ganz heraus aus dem Naturell des Paares. Daß Bob das Geständnis des Hausfreundes, er habe die junge Frau einst geliebt, trotz seines Versprechens Anna wieder erzählt, ist der Same, aus dem das Unheil fast unmerkbar emporschießend aufkeimt. Scherzhaft sprechen sie die Neuigkeit durch, sie erinnern sich halbvergessener Kleinigkeiten aus der Zeit ihres Brautstandes; Bob ist in seiner Harmlosigkeit immer beflissen, das Gefühl des Freundes Gösla als unvertilgbar darzustellen, bis die Frau zu grübeln beginnt und das Geplauder über dieses Thema schroff ablehnt, um sich innerlich desto mehr damit zu beschäftigen. Noch mehr als durch Gespräche weiß der Dichter die Seelen der zwei Menschen durch ihr Schweigen kundbar zu machen, durch das Schweigen, das die tiefsten Wunden denen, die sich einst liebten, schlägt. Kleine Mißverständnisse, sonst bedeutungslos, werden nun zu furchtbaren Katastrophen. Bob findet, fröhlich heimgekehrt, einen unerwartet kalten Empfang, sie beginnen getrennte Wege zu gehen. Anna zieht zu Gösla, angezogen durch seine Festigkeit und Tatkraft, die aber des helfenden Weibes nicht bedarf. Er nimmt sie zu sich, nicht, wie es Bob getan, in sich. Ihr sterbendes Kind ruft sie wieder zum ersten Gatten zurück, sie reist seelisch an dem Krankenlager, und der Tod des Lieblings führt sie an ihren richtigen Platz. Beide Teile haben gelernt: Anna, welchen Schatz von Liebe ihr der Gatte immer selbstlos gespendet, Bob, daß niemand mehr geben könne, als wozu seine Natur hinreicht. Mag man auch an der Banalität der Lösung durch das Kind gerechten Anstoß nehmen, auch aus ihr weiß der Dichter feine psychische Wendungen herauszuholen. Die Literatur ist jedenfalls um ein vornehmes Werk bereichert, das sich weit über das Gewöhnliche erhebt.

In Zartheit der Töne ist Geijerstam H. Bang verwandt, auch in seinem neuen Buche „Tine". Man hat bei ihm immer das Gefühl des tief Empfundenen, Erlebten, nur zieht er gerne allzu dichte Schleier um seine Situationen, so daß sie nicht immer klar genug hervortreten. Hier bilden meisterhafte Schilderungen des dänisch-deutschen Krieges den Rahmen zu der anbetenden Liebe, welche das Dorfmädchen Tine dem Oberförster Berg wie seiner Familie entgegenbringt. In einem Momente der Brutalität nimmt er sie in seine Arme, um ernüchtert sogleich nicht zu begreifen, wie so er das Weib in ihr begehrt. Sie muß sehen, wie wenig er ihrer gedenkt, sterbend heimgebracht nennt er ihren Namen nicht einmal, sie geht in den Teich. Die seelischen Vorgänge sind ziemlich undeutlich gehalten, um so schärfer heben sich die Kriegsszenen oder die Beschreibung der Beerdigung ab, und mit Zolascher Kontrastwirkung taucht bei dem Leichenzuge Times und angesichts der vielen gefallenen Söhne des Vaterlandes der Wagen der Hebamme auf, die schleunigst zur Hilfe in ihrem Berufe eilt.

Das nationale Kolorit, das hier herrscht, gibt auch den holländischen Novellen von Sthn Streuvels „Sonnenzeit" ein gewisses Interesse, das aber durch die etwas sentimentale Weitschweifigkeit der nicht eben originellen Geschichten und die flache Idealisierung der ländlichen Figuren beeinträchtigt wird.

Eine ganz eigenartige Stellung nimmt Friedrich Hucks Roman „Geschwister" ein. Während die anderen Erzähler den sprunghaften, nach Pointen suchenden und dramatisch angehauchten Stil der Modernen schreiben, geht dieser Dichter getreulich die Wege echt epischer Darstellung, wie sie ihm Goethe in den „Wahlverwandtschaften" vorgewandelt. Und auch stofflich, in der strengen Konzentration auf eine Familiengeschichte und dem rührend ausklingenden Ausgange mag man das Werk neben Goethes Dichtung stellen. Sowohl der Graf Wolf wie seine Gattin Alice bringen in ihre Ehe je eine Tochter mit, Felicitas und Cornelia. Zu ihnen gesellt sich der neugeborene Knabe Jasmin. Wie sich die verschiedenen Individualitäten der Kinder, hauptsächlich unter Einfluß des hinzutretenden Hofmeisters entwickeln, ist auf das sorgfältigste durchgearbeitet.

[1]) Sämtliche hier besprochenen Bücher sind aus dem Verlage S. Fischer in Berlin.

Felicitas ist ganz strahlendes Glück, ein Sonnenschein, der durch sein Licht erfreut, Cornelia dagegen ist schon von Natur tief und verschlossen angelegt, ihre leidenschaftliche Liebe zu dem Lehrer, die dieser, der glänzenden Felicitas und ihrer natürlichen Koketterie huldigend, nicht achtet, treibt sie ins Kloster. Aber der kalte Reif legt sich um die frühe Frühlingsblüte und tötet Felicitas. An ihrem Totenlager klagen die stille, weltentsagende Schwester, der in seinen Schmerzen gereifte Vater und die oberflächlich lebensfrohe Mutter, während der Knabe seinen wilden Kinderschmerz austoben läßt. Ein voller, inniger Kultus der Schönheit geht durch das ganze Werk, aus jeder Zeile spricht die tiefe Empfindung des Dichters, dessen Wesen reine Harmonie offenbart. Es tut unendlich wohl, einem solchen Geiste zu begegnen und seinen wohlgegliederten Sätzen zu lauschen. Bedeutet hier der Stoff nichts, die Behandlung alles, so frappiert die neue Novelle von Salten, „Die kleine Veronika", ebenso wie seine frühere Erzählung „Das Tagebuch der Prinzessin Anna" zunächst durch die Kühnheit des Vorwurfes. Ein Landkind, das gefirmt werden soll, wird nach Wien zur Tante geschickt, die sich dem horizontalen Handwerke ergeben hat. Sie wird von ihr, die sich an der mädchenhaften Reinheit mit tiefer Rührung erbaut, vom Prater zu Nonacher mitgenommen, von wo sie, von der trunkenen Dirne leichtsinnig zurückgelassen, einem jungen Mann in seine Wohnung folgt, um ahnungslos seine Beute zu werden. Erst der nächste Morgen bringt ihrer Unschuld die furchtbare Enthüllung in den rohen Schmähungen der Tante und ihrer Genossinnen, in dem verlegenen Geldanbote des gewissenlosen Verführers; betäubt besteigt sie den Zug, der sie wieder zur Heimat bringen soll, aber ihr Weg führt nicht mehr zu den Ihren, in den Wellen sucht sie ihr Grab. Diese grellen Vorgänge werden doch nur durch die glückliche Behandlung möglich, und Salten erweist sich wieder der schweren Aufgabe, ein dichterisches Element dem rohen Stoffe einzuverleiben, völlig mächtig. Dieses liegt vor allem in der Psychologie des Kindes, das in seiner echten, rührenden Naivetät, in seiner erwachenden Jungfräulichkeit so überzeugend durchgeführt ist, daß selbst ein großes Bedenken, ein Bauernmädchen von 14 Jahren noch so unwissend zu finden, zurücktritt. Man muß eben diese Voraussetzung ruhig gelten lassen. Auch die verschiedenen Figuren der Straßendirnen, die Szenen im Prater und im Chambre séparée sind von wirksamster Plastik. Man mag den Vorwurf vielleicht an und für sich nicht glücklich gewählt erachten — die Ausführung selbst kann wohl mit ihm versöhnen. „Die Form ist der höchste Inhalt" sagt Hebbel.

Mit großem Interesse sieht man jedem neuen Werke Hermann Stehrs entgegen, der so wichtige Proben einer ganz eigenartigen, schwerfleißigen, aber tiefen Begabung gegeben. „Das letzte Kind" muß ihm mehr gewesen sein als ein bloßes Buch, es steckt eine ganze Welt von Empfindung und Tränen darin. Es ist ein Phantasiebild, und als solches hat es ein gewisses Anrecht auf Verschrobenheit. Diese fehlt auch nicht, sowohl in dem ersten, als in dem letzten Teil, der in überirdischen Welten spielt. Der Engel des Todes zieht herab, der letztverstorbene Sproß aus einer an toten Kindern reichen Familie, um einen neuen Ankömmling bei den Seinen ins himmlische Reich zu führen. Von dem Augenblick ab, wo der Geist die Erdscholle betritt, hat auch der Genius des Dichters wieder festen Boden unter seinen Füßen. Und da entwickelt sich ein ergreifendes Bild irdischer Not und Drangsal, wahrhaft erschütternd gestaltet sich der Verzweiflungskampf der Mutter um ihr Letztes, Einziges. Satz reiht sich an Satz, wie in Stein gemeißelt, unverrückbar. Man höre nur die kurze Schilderung des Sterbens der Mutter, die der Engel, von Mitleid erfüllt, auch mit sich nimmt: „Unter seiner leisen Berührung fielen die Augen ein, die Hämmer des Ohres sanken für immer danieder, die Zunge legte sich still zwischen die Zähne, der Atem schlief in der Nase ein, nur über die Haut zuckte es noch lange." In das Reich des Lichtes geleitet die Schatten wieder der Geist der Mystik des allen Schlesiern so wohl vertrauten „Cherubinischen Wandersmann". Tief ergriffen legt man das Buch beiseite, dem man sich durch seinen mächtigen sittlichen Ernst, durch die intensive Kraft des Ausdrucks und die weihevolle Stimmung gefangen geben muß. Man denkt unwillkürlich an das „Hannele" seines Landsmanns Hauptmann. Für dieses Werk wie für manches andere, das hier besprochen wurde, lasse man sich ein Wort Paul Heyses gesagt sein: „Die wunderlichen Leute! Sie wollen immer Neues erfahren, und wenn man ihnen erzählt, was nicht auf allen Gassen gefunden wird, rümpfen sie die Nase."

Bücher und Zeitschriften.

Nature et Sciences naturelles. Par *Frédéric Houssay.* Bibliothèque de philosophie scientifique. Paris, Flammarion 1904.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß heutzutage bei den Fachgelehrten in Frankreich mehr philosophische Bildung anzutreffen ist, als unter ihren deutschen Kollegen; es gibt in Frankreich eine Reihe höchst philosophischer Köpfe gerade unter den Vertretern exakter Wissenschaft; ich brauche nur Couturat unter den Mathematikern und Yves Delage unter den Biologen zu nennen. Diese erfreuliche Tatsache hat ihre Wirkung auf das weitere Publikum, welches sich für die Fortschritte der Wissenschaft interessiert, nicht verfehlt, anstatt sich mit populärisierenden Darstellungen zu begnügen, wie es bei uns nur allzu sehr der Fall ist, wünscht es allgemeine, gemeinverständliche, aber exakte Behandlungen der entsprechenden Stoffgebiete, und so haben sich denn bereits mehrere Verlagsanstalten veranlaßt gesehen, diesem Bedürfnis zu entsprechen, indem sie berufene Vertreter der Wissenschaft zu Publikationen allgemeineren Inhalts anregten, welche auch dem Laien ein anschauliches und richtiges Bild unseres derzeitigen Wissensstandes bieten. Besondere „Bibliotheken" sind dafür gegründet worden: So gibt die „Encyclopédie scientifique" (Gauthiers-Villars) gedrängte theoretische Exposés über die meisten naturwissenschaftlichen Gebiete; die „Série Scientia" (C. Naud) hat sich zum Zweck gesetzt, von einem philosophischen Gesichtspunkte aus die neuesten Entdeckungen zu beleuchten und die leitenden Ideen der heutigen Wissenschaft, sowie deren Entwicklung und Variation in der Zeit zu gemeinverständlicher Darstellung zu bringen; dasselbe Ziel verfolgt auch die seit diesem Jahr erscheinende „Revue des Idées". Aber die bedeutendste Einrichtung dieser Art ist wohl die bei Ernest Flammarion erscheinende „Bibliothèque de Philosophie scientifique". Ihre erste Publikation „La science et l'hypothèse" vom berühmten Mathematiker H. Poincaré dürfte auch in Deutschland schon allgemein bekannt sein. Jetzt liegt uns ein neuer Band vor, ein eigenartiges Buch, über welches wir hier doch einige Worte sagen möchten. Frédéric Houssays „Nature et Sciences naturelles" ist ein Werk, welches in gedrängtester Form so Vieles und so Anregendes bietet, daß es beinahe unmöglich scheint, es mit wenigen Worten zu charakterisieren; das Thema ist die Geschichte der Naturwissenschaften, besonders der Biologie, von ihren ersten Anfängen bis heute. Aber anstatt, wie es bisher zu geschehen pflegte, bloß eine chronologische Darstellung der wissenschaftlichen Fortschritte zu geben, organisiert Houssay sozusagen die Geschichte, indem er nachweist, daß die jeweilige Betrachtungsart der Natur aus bestimmten Geistesanlagen ihren Ursprung nimmt, von denen jede einer bestimmten Denkrichtung entspricht, welche notwendig zu Einseitigkeiten führen muß. Houssay unterscheidet statische kinematische und dynamische Geister: der statische Geist betrachtet vor allem den aktuellen Zusammenhang, die Korrelation der Naturerscheinungen, ohne sich um ihre Entwicklung in der Zeit und um ihre Ursachen weiter zu kümmern; für ihn ist die Welt ein diskontinuierliches Ganzes. Der Kinematiker interessiert sich für die Entwickelung der Erscheinungen — er postuliert die Kontinuität —, der Dynamiker für deren Ursachen. In durchaus geistvoller Weise führt Houssay diesen Gedankengang an den verschiedensten Beispielen aus, zeigt die Uebergänge und die verschiedenen möglichen Konstellationen und Verbindungen und manches Dogmengebäude zerfällt vor seinem philosophisch klaren Blick. Man sieht, daß Houssay durch die Schule Kants gegangen ist, und sein reiches, biologisches Wissen macht das Buch zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre für jedermann, der einer erkenntnistheoretischen Betrachtungsweise der Natur gegenüber zugänglich ist.

H. v. Keyserling.

Allgemeine Rundschau.

Ottokar Lorenz †.

dr. Wie wir schon telegraphisch meldeten, ist gestern, den 13. Mai, morgens halb 7 Uhr, der Hiswriker Professor Dr. Ottokar Lorenz nach langem schweren Leiden gestorben. Eine nach in der vorigen Woche vorgenommene Operation konnte dem Verlauf der Krankheit bei dem 72jährigen nicht Einhalt tun. — Lorenz ist geboren am 17. September 1832 zu Iglau in Mähren, wurde 1856 Privatdozent in Wien, 1860 a. o. Professar und 1862 a. Professor der Geschichte in Wien. Durch einen Preßprazeß verlor er 1865 den Posten eines Offizial am Geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, den er seit 1857 innegehabt hatte und folgte 1885 einem Ruf nach Jena, um nun bis zu seinem Tode an der Thüringer Hochschule zu wirken. Hier war er in der Lage, durch längeren persönlichen Verkehr mit deutschen Fürstlichkeiten, wie Herzog Ernst II. von Koburg und besonders dem Großherzog Friedrich von Baden, sowie mit deutschen Staatsmännern in den Besitz wertvoller Schriftstücke, Mitteilungen und Erinnerungen zu gelangen, die ihm den Anlaß gaben zu der Abfassung seines letzten Hauptwerkes „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches". In diesem Werke, das nichts Geringeres beabsichtigt, als die „noch immer nicht genug gewürdigte persönliche Wirksamkeit des großen Kaisers" darzustellen, und das neben hoher Anerkennung überaus starke Anfeindung erfahren sollte, hat er jedenfalls, wie auch die Gegner anerkennen mußten, ein Quellenwerk ersten Ranges geschaffen. — Von seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: 1863 bis 1867 Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (2 Bände), 1870 Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (2 Bände; dritte Auflage 1886 bis 1887), 1892 Genealogischer Hand- und Schulatlas (2. Auflage 1895), 1896 Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, 1898 Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie und 1902 eine kleine Festschrift: Friedrich Großherzog von Baden; endlich das oben erwähnte Werk über die Reichsgründung und der sich daran anschließende polemische Nachtrag: Gegen Bismarcks Verkleinerer (1902 und 1903 bei Gustav Fischer, Jena). Mit Professor Lorenz ist ein beliebter Hochschullehrer und ein tüchtiger Forscher aus einem arbeitsreichen Leben geschieden.

*

Ein Linné-Museum.

dru. Stockholm. Ein Linné-Museum wird anläßlich des 200jährigen Geburtstages des schwedischen Blumenfürsten und Vaters der Botanik von nordischen Freunden der Pflanzenkunde eingerichtet werden. Der jetzige Rector magnificus der Universität Upsala, Prof. Olof Hammarsten, erläßt dieserhalb in der skandinavischen Presse einen Aufruf, worin er um die Zuwendung sowohl schriftlicher Aufzeichnungen von und über Karl v. Linné, wie auch sonstiger Gegenstände, die nachweislich in irgendwelcher Beziehung zu der Person des großen botanischen Bahnbrechers gestanden haben, ersucht. Besonderes Gewicht legt der Aufruf auf eine möglichst ausgedehnte Ergänzung von Linnés wissenschaftlichem Briefwechsel, der sich angesichts der ungeheuren Anzahl von Schülern und Zuhörern, die unter Linnés genialer Führung herangebildet wurden, und später als begeisterte Träger der botanischen Forschung in allen Ländern des Erdballes wirkten, über die ganze Kulturwelt erstreckte, bisher aber nur in einem sehr dürftigen Umfange zu einem einheitlichen Ganzen zusammengestellt worden ist. Auch in Bezug auf Linnés botanische Schriften dürfte noch manche Lücke zu füllen sein, vor allem aus der Zeit des Leydener und Amsterdamer Aufenthaltes, während dessen die ersten bahnbrechenden Arbeiten, u. a. sein klassisches „Systema Naturae" und das kompendiöse „Systema Vegetabilium" an die Oeffentlichkeit gelangte. Manche der damals verfaßten Manuskripte blieben infolge der ungünstigen pekuniären Bedingungen, unter denen der junge Leydener Gelehrte zu kämpfen hatte, ungedruckt, und es liegt immerhin die Möglichkeit vor, daß das eine oder das andere Exemplar als vergilbtes Konvolut in einer größeren holländischen Privatbücherei sein weltvergessenes Dasein führt. Dasselbe gilt von den zahlreichen Porträtskizzen, Federzeichnungen und Gemälden, welche später, als Linné in seiner nordischen Heimat endlich zu Amt und Würden gelangt war, und mit seinem Forschereifer die Neigung zu botanischen Studien weit über die akademische Fachwelt hinaus bis zu den höchsten höfischen Zirkeln des Kontinents wachzurufen wußte, von dankbaren Verehrern und Freunden angefertigt wurden. Das meiste von diesen interessanten Darstellungen, darunter einige wertvolle Interieurs aus Hammarby, dem prächtigen Landsitze, welcher ihm in Anerkennung seines wissenschaftlichen Verdienstes von den Reichsständen zum Nationalgeschenk gemacht wurde, ist der Vergessenheit anheimgefallen. Andere Sachen, so gar allem Linnés Handbibliothek, sein reichhaltiges Herbarium und die von ihm im täglichen Gebrauche verwandten Instrumente wurden von gewinnlüsternen Erben nach dem Auslande veräußert und haben der Hauptsache nach in der botanischen Gruppe des British Museum ihr Unterkommen gefunden. Nur wenige Einzelheiten sind dank der fürsorge pietätvoller Freunde ihrer schwedischen Heimat erhalten geblieben und hier auf dem ehemaligen Landsitze Hammerby Gard zu einer bescheidenen Sammlung, welche den Namen „Linnéanska stiftelsen" führt, vereinigt worden. — In Verbindung mit der obenerwähnten Veranstaltung des Upsalenser Universitätsrektorats ist von dem derzeitigen Inhaber des s. Z. von Linné zuerst bekleideten Lehrstuhls für Botanik, Prof. Dr. Fries, eine umfangreiche Linné-Biographie als Festschrift ausgearbeitet worden, der sich laut Beschluß des Universitätskollegiums demnächst eine Sammelausgabe von allen noch zugänglichen Manuskripten und sonstigen ungedruckten oder als Unika vorhandenen Schriften Linnés anschließen wird.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Freie Stelle für deutsche Auslandslehrer. Die deutsche Schule zu Sofia sucht möglichst bald einen unverheirateten evangelischen Volksschullehrer, der außer in den Elementar- und Realfächern auch im Französischen unterrichten kann und einige Gewandtheit in der Konversation hat. Gehalt 2400 Franken, dazu freie möblierte Wohnung, Heizung und Bedienung. Freie Hinreise, nach drei Jahren freie Rückreise. Im Jahre drei Monate Ferien. Bewerbungen tüchtiger, gesunder, unbescholtener Lehrer mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf sind einzureichen bei der Kanzlei des Allgem. Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7, III.

* Berichtigung. Zu der Zuschrift „Geographie als Lehrfach an den Universitäten und Hochschulen deutscher Zunge" in Nr. 108 wird uns aus Stuttgart von hochgeschätzter Seite geschrieben:

„Die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 11. d. M., Nr. 108, enthaltene Zuschrift aus dem Leserkreise, betr. die Geographie als Lehrfach an den Universitäten und technischen Hochschulen deutscher Zunge, berichtet, was die hiesige Technische Hochschule betrifft, unrichtig, da hier seit 1899 über Geographie vorgetragen wird (durch einen Honorardozenten)."

*

Hochschulnachrichten.

* Würzburg. Der Privatdozent und Professor an der hiesigen Hebammenschule Dr. Wilhelm Nieberding wurde auf sein Ansuchen von seiner Funktion enthoben.

* Heidelberg. Der Professar der Nationalökonomie an der hiesigen Universität Dr. E. Gothein wurde von der juristischen Fakultät der Universität Bonn zum Ehrendoktor ernannt.

* **Freiburg i. Br.** Der Professor der Geologie und Paläontologie Dr. **T. Steinmann** ist von einer nahezu einjährigen Studienreise nach Südamerika zurückgekehrt.

* **Marburg.** Mit einer Antrittsvorlesung über „Das Innere der Erde" hat sich heute der Assistent am Mineralogischen Institut Dr. Arthur **Schwantke** als Privatdozent habilitiert.

hc. **Handelshochschulen.** Der Privatdozent an der Städtischen Handelshochschule zu **Köln** Eugen **Schmalenbach** ist zum Dozenten für Handelstechnik, insbesondere für kaufmännisches Rechnen daselbst ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schmocher in München.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie

einschließlich Rassen- u. Gesellschafts-Hygiene.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von Dr. med. **Alfred Ploetz** in Verbindung mit Dr. jur. **A. Nordenholz** in Jena und Prof. Dr. phil. **L. Plate** in Berlin. — Redigiert von Dr. A. Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, Viktoriastrasse 61.

Inhalt des 1. Heftes:

Dr. A. Ploetz. Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen. — Dr. **C. Correns**, Prof. d. Botanik in Leipzig. Experimentelle Untersuchungen über die Entstehung der Arten. — Dr. med. **Wilh. Schallmayer.** Selektionstheorie, Hygiene und Entartungsfrage. — Dr. **Rob. von Lendenfeld**, Prof. d. Zool. in Prag. Karl Pearsons Untersuchungen über verwandtschaftliche Aehnlichkeiten und Vererbung geistiger Eigenschaften. — **Otto Amman.** Die Bewohner der Halligen, sowie Erörterung einiger Fragen der Volkskunde. — Dr. med. **E. Rüdin.** Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozesse der Rasse. — Dr. jur. **A. Nordenholz.** Ueber den Mechanismus der Gesellschaft. Dr. jur. **R. Thurnwald.** Zur rassenbiologischen Bedeutung von Hammurabis Familien-Gesetzgebung.

Kritische Besprechungen, Referate und Notizen von Prof. Dr. **L. Plate**, Dr. **A. Nordenholz**, Dr. **E. Rüdin** und Dr. **A. Ploetz** über: Ed. v. Hartmann, Die Abstammungslehre seit Darwin; Ed. v. Hartmann, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie; Chr. v. Ehrenfels, Beiträge zur Selektionstheorie; W. Johannsen, Ueber Erblichkeit in Populationen und in reinen Linien; Chr. Schröder, Die Variabilität der Adalia bipunct., ein Beitrag zur Deszendenztheorie; Chr. Schröder, Die Zeichnungs-Variabilität von Abraxas grossul., ein Beitrag zur Deszendenztheorie; E. Haeckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen; W. Schönichen, Die Abstammungslehre im Unterricht der Schule; J. Amtmann, Früh-mittelalterliche und moderne Schädel aus Pflinz bei Eichstätt; Seggel, Verhältnis von Schädel- und Gehirnentwicklung zum Längenwachstum des Körpers; V. Barteletti, Sugli individui a capelli rossi; Gentz, Die Mischlinge in Deutsch-Südwest-Afrika; E. Bälz, Zur Psychologie der Japaner; W. Böhmert, Die Bevölkerung nach Geburtsmonaten, G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung; A. Forel, Hygiene der Nerven und des Geistes; W. Erb, Bemerkungen über die Folgen der sexuellen Abstinenz; M. Gruber, Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?; M. Becker, Kaerger, E. Lurini, Zur neuesten nationalökonomischen Literatur über Argentinien.

Inhalt des 2. Heftes:

Prof. **L. Plate.** Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie. — Dr. **Chr. v. Ehrenfels**, Prof. d. Philos. in Prag. Der Selektionswert kleiner Variationen. — Prof. **L. Plate.** Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz. — Dr **Rud. Michaelis**, Geh. San.-Rat in Bad Rehburg. Die erbliche Beanlagung bei der menschlichen Tuberkulose. — Dr **Ferd. Hueppe**, Prof. d. Hyg. in Prag. Die Entstehung der Infektionskrankheiten. — Dr. **Ben. Friedländer**, Bemerkungen zum Artikel des Dr. Rüdin über die Homosexuellen. — Dr. med **E. Rüdin.** Erwiderung. — Dr **Alfred Ploetz.** Die Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwicklung der Rasse. — Dr. **Conr. Bornhak**, Prof. f. Staatsrecht in Berlin. Der Einfluss der Rassen auf die Staatsbildung. — Dr. jur. **E. Harmening.** Die Entwicklung der Industrie zum Trust.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate**, Dr **A. Nordenholz**, Dr. **W. Claassen**, Dr. **B. Wandtke**, Dr. **E. Rüdin**, Dr. **E. Abderhalden** und **C. Michaelis** über: Metzet, Philosophie der Anpassung. Krasan, Ueber die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur; Pooly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre, Laoterborn, Formenkreis von Anurea cochlearis, ein Beitrag zur Kenntnis der Variabilität; Bölsche, Die Abstammung des Menschen; Breitenbach, Ernst Haeckel, ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit, v. Buttel-Reepen, Die stammesgeschichtliche Entstehung des Bienenstaates; Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen, Fahlbeck, Der Adel Schwedens; Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien; Ritzi, Das Wachstum Berliner Schulkinder; Barcley, Birthrate und deathrate in New-Zealand; v Bunge, Die anscheinende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, Ursachen, Verhütung; v. Bunge, Alkoholismus und Degeneration; Rawitz, Urgeschichte, Geschichte und Politik. — Notiz von Dr. **W. Claassen**: Zur Vitalstatistik des russischen und japanischen Volkes. (7054c) k

Das Archiv erscheint in jährlich 6 Heften, jedes im Umfang von etwa 8—10 Bogen gr. Okt. Das erste Heft erschien im Januar, das zweite im März 1904. Der Abonnementspreis beträgt für das Jahr 20 Mark, für das Halbjahr die Hälfte, der Preis eines Einzelheftes 4 Mark. Zu beziehen **durch jede Buchhandlung** oder gegen Einsendung bezw. Nachnahme des Abonnementsbetrages vom **Verlag der Archiv-Gesellschaft, Berlin SW. 11., Bernburgerstr. 30.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (7133).

Gesammelte Dichtungen von Wilhelm Hertz

Zweite Auflage. Mit einem Porträt.

Inhalt: Lyrische Gedichte — Balladen und Romanzen — Lanzelot und Ginevra — Hugdietrichs Brautfahrt — Heinrich von Schwaben — Bruder Rausch — Uebersetzungen

Geheftet Mark 6.— In Leinenband M. 7.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Franz Xaver Kraus

Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus

von

Dr. Ernst Hauviller.

Gr. 8° in vornehmer Ausstattung mit drei Lichtdrucken.

Preis M. 3.50 brosch., M. 4.50 geb.

In der vorliegenden Schrift wird F. X. Kraus als Gelehrter und als Kirchenpolitiker, als Vertreter wissenschaftlichen Denkens und als rastloser **Bekämpfer des Ultramontanismus** geschildert. Diese Darstellung enthält daher gewissermassen eine kurz gefasste Geschichte des Schicksals, welches Wissenschaft und Religiosität seitens der römischen Kurie im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert zu erdulden hatten. Für die **Unterdrückung** der deutschen **akademischen Lehr- und Lernfreiheit** seitens der römischen Kurie bietet das Leben von F. X. Kraus als Gelehrter und Lehrer mehr denn ein Beispiel und verbreitet neues Licht über das kirchliche Dunkelmännertum. Was dem Buche aber ein bleibendes Interesse sichert, ist die Schilderung dessen, was Kraus das **Wesen des Ultramontanismus** nannte, denn die von ihm angegebenen Mittel zur Abwehr: die Verurteilung des „politischen Katholizismus" und die Rückkehr zum „religiösen Katholizismus". Dadurch wird Kraus' Stellungnahme zu den religiösen Fragen und Strömungen der Gegenwart berührt.

Hingewiesen sei ferner auf das Kapitel „Kraus und das Reichsland". Hier wird seine ablehnende Haltung der Errichtung einer kathol. theol Fakultät in Strassburg gegenüber auf Grund neuen schriftlichen Materials ausführlich behandelt. (7304)

Ein Anhang wichtiger unedierter politischer Schriftstücke und Briefe ist der hochaktuellen Schrift beigegeben.

Verlag von Walther Roock, Colmar i. E.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen,** welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung**

angekündigten,
besprochenen
oder **zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. ausdrücklich auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Montag, 16. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Blinde Geistliche. Studie von Wilhelm Albrecht.

Ein Zeuge der Eiszeit. Von Pfarrer Gg. Glungler.

II. Bücher und Zeitschriften.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. — R. Julius Hartmann: Theophrast v. Hohenheim.

III. Allgemeine Rundschau.

Eduard Koschwitz †. — Verein für Naturkunde in München. — Hoffmann v. Fallersleben und Henriette v. Schwachenberg. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Blinde Geistliche.

Studie von Wilhelm Albrecht.

Die Welt ist reich an Unvollkommenheiten und Mängeln, doch je und je hat es die Liebe, der denkende Geist des Menschen und die ihm innewohnende, dem Naturzwange entgegengesetzte Freiheit vermocht, manches Uebel zu überbrücken oder wenigstens das Schreckhafte an ihm abzuschwächen und zu mildern. So lautet auch für Blinde und Freunde der Blinden die Losung: ars pietasque dabunt lucem caecique videbunt.

Es fehlt nicht an zahlreichen Beispielen, in denen schlichte oder gelehrte Blinde durch äußere oder innere Fähigkeiten uns geradezu überraschen. Wir erinnern an den blinden Postboten Dobler, an den 1884 verstorbenen englischen Generalpostmeister Fawcet, der mit 21 Jahren sein Augenlicht verloren hatte, an den blinden Diamantenhändler Borgés, an den englischen Leutnant Holmann, der trotz seiner Erblindung im 25. Lebensjahre weite Reisen bis nach Sibirien und sogar in das Innere von Afrika allein unternahm, ferner an den großherzoglich Meiningenschen Hofschauspieler Weilenbeck. Der letztere blieb auch erblindet seinem Berufe treu. Bei den Gastspielen der Meininger in den größeren Städten Deutschlands durfte er nie fehlen. Tausende bewunderten sein feines, mienenbewegtes Spiel und sein sicheres Auftreten, ohne zu ahnen, daß dieser Darsteller blind sei.

Ueber diese auffallende Tatsache schreibt Weilenbeck selbst, daß er nicht zur Befriedigung der Eitelkeit weiter spielte, sondern weil ihn ein höheres, unerklärbares Etwas dazu getrieben und ihm auch die Kraft verlieh, das Seltene, man kann wohl sagen, das Unglaubliche, zu verrichten. Wegen der hauptsächlich geistigen Art des Berufes kann die Erscheinung blinder Geistlicher nicht so sehr auffallen, wo solche auftreten, dürfen wir sicher auch annehmen, daß nicht falsche äußere Gründe, sondern ernste Arbeit und Glaubenskraft neben geistiger Begabung die Möglichkeit ihres Vorhandenseins geschaffen haben.

Wir wollen zunächst eine Reihe des Augenlichtes beraubter Diener der Kirche aufzählen, wie sie im Laufe der christlichen Geschichte bis herauf auf unsere Zeit sich finden.

Didymus, 308 zu Alexandria geboren, verlor bereits mit vier Jahren das Sehvermögen. Dieses Unglück hatte seinen Wissensdurst nicht beeinträchtigt. Er ließ sich ein Alphabet aus Holz anfertigen und lernte danach vermittels Gefühls Buchstaben kennen, Wörter und Sätze bilden. Als er sich die Elementarkenntnisse mit großer Mühe und Anstrengung angeeignet hatte, war er mit diesem Erfolge nicht zufrieden. Er begab sich auf Reisen, besuchte die bekanntesten Schulen und Lehrer und ließ sich die berühmtesten Werke vorlesen. Man rühmte sein wunderbares Gedächtnis, durch welches er imstande war, das Gehörte zu seinem geistigen Eigentum zu machen. Wenn sein Vorleser mitunter vor Ermüdung einschlief, weckte er ihn nicht, sondern er benützte diese Pause, über das Gelesene nachzudenken, und es in seinem Geiste zu bearbeiten. Auf diese Weise das Studium stets eifrig fortsetzend, lernte er nicht allein die Regeln der Sprachen, die Rhetorik und alles, was damit in Verbindung stand, er lernte nicht allein die Werke der vornehmsten Dichter und Redner kennen, sondern er studierte auch mit dem günstigsten Erfolge die Philosophie und Theologie. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments erläuterte er von Anfang bis zu Ende in ihren verschiedensten Auslegungen. Die Dogmen der Kirche erklärte er mit der größten Deutlichkeit und Genauigkeit. Was er wußte, war so vollkommen sein Eigentum, daß er mit der größten Leichtigkeit alle Einwürfe widerlegte und niemals in einer Disputation besiegt wurde. Als dem Würdigsten wurde Didymus der berühmte Lehrstuhl an der Hochschule von Alexandria anvertraut.

Abigaus, ein Spanier und Zeitgenosse des hl. Hieronymus, verlor als Priester das Augenlicht.

Nicasius von Verdun, geboren 1440, erblindete im Alter von drei Jahren. Er studierte an der Universität Löwen und promovierte dort als Erster, lehrte dann an der Universität Köln das kanonische und bürgerliche Recht, wobei er lange wörtliche Zitate aus den Rechtsschriften aus dem Gedächtnisse brachte. Als er den Doktorgrad erlangt hatte, erlaubte der Papst seine Weihe zum Priester, worauf er den Rest seines Lebens zur Verkündigung des Wortes Gottes verwendete.

Jakob Schegk, geboren im Jahre 1511 zu Schorndorf im Württembergischen, war Professor an der Universität Tübingen. Er erblindete im Jahre 1577 und setzte trotzdem noch 10 Jahre mit dem größten Eifer sein Studium und seine Arbeit fort, von ihm stammen viele Werke über Philosophie, Medizin und Theologie.

Franciscus de Salinas aus Burgos in Spanien erblindete im zehnten Jahre. Er war Professor der Musik in Salamanca und auch Abt im Königreich Neapel und starb im 77. Lebensjahre.

Jean le Jeune wurde 1592 zu Poligny als Sohn eines Parlamentsrats in Dole, Frankreich, geboren. Jean wurde Priester und Prediger und war einer jener außergewöhnlichen apostolischen Männer, welche die Vorsehung zur Aufmunterung der Getreuen erweckt. Er besaß ein außergewöhnliches Rednertalent und predigte mit Vorliebe auf dem Lande, und sein Eifer ergoß sich unter allen Formen zur Bekämpfung der Laster und des Unglaubens. Im Alter von 35 Jahren erblindete Jean während der Fastenpredigten in Rouen, allein dies Unglück verhinderte

ihn nicht, seinem Berufe weiter zu leben. Die letzten 20 Jahre seines Lebens opferte er ganz dem Amte eines Missionspredigers in der Diözese Limoges, und er wirkte nicht nur durch seine Worte, sondern auch durch seine eigene Tugendhaftigkeit. Er starb 1672.

Johannes Ferdinandus, Priester zu Cordoba um das Jahr 1600, war blind von Geburt. Dessenungeachtet verstand er es, zwei Hindernisse seiner Studien, eben die Blindheit und dann die Not, durch Eifer und ausdauernde Tätigkeit so zu überwinden, daß er, auch in anderen Wissenschaften ausgezeichnet, allgemeine Bewunderung erregte.

Griesinger, Johann Burchart, geboren zu Worms 1638, verlor im dritten Lebensjahre den Gesichtssinn, entschloß sich erst im 19. Jahre, zu studieren, verstand acht Sprachen und erhielt zu Jena, wo er mit Beifall disputierte und predigte, die Magisterwürde. Er erwarb sich durch seine Redekunst auch zu Königsberg 1681 vielen Beifall. 1693 erhielt Griesinger die Predigerstelle im St. Georgenhospitale und starb 1701.

M. Johann Schmid, geboren zu Nördlingen 1639, gestorben 1689 ebendort. Er hatte frühzeitig beide Augen verloren, machte aber zu Nördlingen und Straßburg große Fortschritte in den Wissenschaften und wurde an letzterem Orte Magister. Schmid war Pfleger und Lehrer der hl. Theologie und Kanzelredner, von ihm rühren einige Gesetzbücher her, auch verfaßte er die Schrift De malitia et impietate Judaeorum, hielt Reden über das Los der Blinden mit der Forderung, sie von dem Studium der Wissenschaften nicht auszuschließen.

Troughton, John, Rev., geboren 1655 in Coventry in England, erblindete im Alter von vier Jahren infolge der Pocken, studierte, wurde puritanischer Geistlicher und Verfasser mehrerer bedeutender gelehrter und religiöser Schriften.

Achilles Daniel Leopold wurde im Jahre 1691 blind geboren als Sohn eines Lübecker Patriziers. Er erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Er studierte auch Kirchengeschichte, Theologie und hebräische Sprache. Leopold war auch schriftstellerisch tätig und verfaßte u. a.: Geistliche Augensalbe in 300 Sonetten aus wichtigen Sprüchen der hl. Schrift.

Lucas, Richard, Rev., geboren 1648 in England, studierte zu Oxford und wurde 1663 Prediger. Er erblindete zu dieser Zeit vollständig, nachdem er Zeit seines Lebens an Gesichtsschwäche gelitten. Nach der Erblindung erwarb er den theologischen Doktorgrad und wurde 1696 Pfründner zu Westminster in London. Er starb 1715. Er verfaßte mehrere Schriften theologischen und erbaulichen Inhalts, die großes Ansehen genossen.

Mancop, Robert, ein Schottländer, war als Knabe blind geworden, machte aber in den Wissenschaften solche Fortschritte, daß er in Rom Doktor der Theologie, dann Erzbischof von Armagh in der irländischen Provinz Ulster und als solcher päpstlicher Legat a latere wurde.

Romiglacus, ein Blinder des 16. Jahrhunderts, hervorragender Grammatiker, Philosoph und ausgezeichneter Kanzelredner in Frankreich, der durch seinen lebhaften Geist und staunenswertes Gedächtnis zu bedeutendem Ansehen gelangte.

Blacklock, im Jahre 1741 zu Aenan in Schottland geboren, erblindete im Alter von 6 Monaten. Der ausgezeichnete Mann wurde in der Folge Doktor der Universität Edinburg, dann Minister der schottischen Kirche und war ein berühmter Prediger und geschätzter Dichter.

Hansen, Johann Jakob, verlor in seiner Jugend beide Augen durch die Blattern, kam 1759 auf die Akademie nach Königsberg, erhielt vier Jahre darauf die Erlaubnis zu predigen und wurde Katechet im Arbeitshause daselbst. Hansen besaß ein starkes Gedächtnis, konnte beinahe die ganze Bibel auswendig, so daß er von jedem Spruche Kapitel und Vers anzugeben wußte, und erwarb sich durch populäre Predigten viele Anhänger. Er ging 1785 nach Amsterdam, erhielt dort ein Predigeramt, starb aber nach wenigen Monaten.

D. Abraham Loman, geboren 1823, war Pfarrer in Maastricht und Deventer, später Professor der Kirchengeschichte in Amsterdam. 1873 erblindete er völlig, behielt aber die Professur bei. Auf theologischem Gebiete erschienen von ihm zahlreiche Abhandlungen.

Mathiesen, Georg, geboren 27. Januar 1842 in Glasgow, Schottland, besuchte nach vollendeten Vorstudien die dortige Universität. Schon von frühester Kindheit an mit einem Augenleiden behaftet, verlor er endlich 1862 sein Augenlicht vollständig. Auf der Universität erregte er durch die glänzenden Erfolge seiner Studien die Aufmerksamkeit, so daß ihm 1866 bereits mehrere Ehrentitel zuteil wurden. Zum Priester der schottischen Kirche geweiht, erhielt er eine Stelle an der Sandelfort-Kirche in Glasgow, von da kam er als Prediger der St. Bernhardsgemeinde nach Edinburg und 1889 erhielt er den Doktorgrad der dortigen Universität, 1890 wurde er zum Mitgliede der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Edinburg ernannt. Mathiesen schrieb viele wertvolle theologische und weltliche Werke, und namentlich als Prediger genießt er in Großbritannien verbreiteten Ruf. Interessant ist folgende Episode aus Mathiesens Leben. Als er einst auf Befehl der Königin in Balmoral predigte, war die Königin so entzückt, daß sie ihn bat, die Predigt drucken zu lassen und ihr ein Exemplar zu senden. Gleichzeitig schüttelte sie ihm die Hand, indem sie ihm ihre Büste überreichen ließ als ihre Photographie. Der blinde Direktor der kgl. Blindenanstalt in London schreibt, daß er verschiedene bedeutende Geistliche in England kenne, so Rev. H. J. R. Marston, Pfarrer an der Belgrave-Kapelle zu London, Rev. W. Gedge, Cheltenham, Rev. Norman Mc. Neill, Pfarrer zu Bresserton, Yorkshire. Die englischen Geistlichen sind an kleineren Kirchen angestellt und nach einer weiteren Mitteilung sind sie zu Predigt, Taufe, Abendmahlsverwaltung, zur Vornahme von Beerdigungen und Trauungen zugelassen unter genau denselben Bedingungen wie sehende Pfarrer, also diesen völlig ebenbürtig. Aus der Schweiz ist bekannt Rudolf Grubenmann, der das Pfarramt an der Stadtgemeinde in Chur bis zu seinem 1895 erfolgten Tode mit hervorragendem Geschick und allseitiger Anerkennung geführt hat. Er hat neben seinen amtlichen Funktionen sogar Zeit gefunden, sich an zahlreichen wohltätigen Bestrebungen zu beteiligen und literarisch tätig zu sein. In Basel wirkt als außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität der mit 15 Jahren erblindete Lic. theol. Ed. Riggenbach. In Mainz lebt der Prediger einer Baptistengemeinde, Paul Reiner, von Jugend auf erblindet, der mit Hilfe seiner Gattin und eines geschickten Küsters alle Obliegenheiten seines Berufes versieht, auch Kasualien. Zu Stralsund befindet sich der Prediger Ebell, der schon als Blinder seine Studien machte. Auch bereits blind studierte in Königsberg der nunmehrige Predigtamtskandidat Georg Senger. Der Verfasser dieses Artikels erblindete, nachdem er bereits ordiniert und ein Jahr im Kirchendienste tätig war. Er bestand als Blinder die theologische Anstellungsprüfung.

Was die rechtliche Frage betrifft, so ist folgendes zu sagen. Es existieren keine positiven gesetzlichen Bestimmungen für und gegen die Anstellung blinder Geistlicher, während im alttestamentlichen Gottesstaate Blinde und Halbblinde vom Priestertum ausgeschlossen waren. Man könnte, weil die Blindheit zu den körperlichen Gebrechen gehört, auf die Bestimmungen von der irregularitas corporis zurückgreifen. Nach Friedberg, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts, besteht die irregularitas corporis, die als Hindernis der Ordination angesehen wird, in solchen Gebrechen, die den geistlichen Dienst ganz oder vorzugsweise behindern oder Aergernis erregen. Ist die defekte Person noch nicht ordiniert, so kann sie es überhaupt nicht werden, hat sie dagegen schon die Ordination empfangen, so wird sie nur von den Verrichtungen ausgeschlossen, für welche der Defekt hinderlich ist. Sind diese Sätze auf den Blinden anwendbar? Die Tatsache, daß es blinde Geistliche gibt, die alle Funktionen des Amtes ausüben, beweist das Gegenteil. Es werden

doch auch Geistliche angestellt, welche mit abnormer Körper- oder Gesichtsbildung, schlechten Stimmitteln, mit Schwerhörigkeit, so Taubheit behaftet sind, beziehungsweise im Amte belassen, Halbblinde und Epileptische. Kann die Blindheit Aergernis erregen, wenn der mit ihr Behaftete mit Fleiß, Geschick und Umsicht seinen Beruf versieht? Blindheit erweckt nur Mitleid und Teilnahme. Der preußische Oberkirchenrat hat einem nichtpreußischen Blinden, der bereits ordiniert war, erklärt, daß er nichts gegen seine Anstellung als Hausgeistlicher einzuwenden habe.

Sehen wir nun näher zu, welche inneren und äußeren Hilfsmittel den blinden Geistlichen zur Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten in den verschiedenen Zweigen seines Berufes befähigen.

An Büchermaterial in Blindenschrift sind vorhanden: Die ganze Bibel in lateinischem Hochdruck, das ganze Neue Testament und die Psalmen in Brailledruck, ferner in letzterem von dem Blinden leicht gelesenen Punktdruck Grubes Geschichte mit religionsgeschichtlichen Abschnitten, ein katholisches Religionslehrbuch und eine katholische Kirchengeschichte, 73 Gottesworte nach Luthers Auslegung im Anschluß an die Evangelienperikopen, das evangelische Kirchenjahr, erbauliche Schriften wie die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, die Palmblätter von Gerok, Psalter und Harfe von Spitta, mehrere Schriften von Drummont, das Büchlein von der Geduld von Fries u. a. m. Ferner existiert ein guter biblischer Atlas in Reliefkarten. Durch Abschreiben lassen sich Bücher zum selbständigen Gebrauch herstellen, auch griechische und hebräische. Von israelitischen Blindenanstalten wird der Druck hebräischer alttestamentlicher Bücher ins Auge gefaßt, wenn nicht schon solche vorhanden sind.

Das Hauptstudium wird freilich darin bestehen, daß man sich die gewünschten Schriften und Bücher vorlesen läßt. Es empfiehlt sich auch das fleißige Anhören von Vorträgen und die Teilnahme an fachwissenschaftlichen Konferenzen. Es liegt sozusagen im Selbsterhaltungstriebe des Blinden, daß er bei der Gewinnung seiner Kenntnisse peinlich gewissenhaft zu Werke geht. Eine stetige Kontrolle der Anschauungen und Gedanken wird sie zum festen geistigen Eigentum gestalten. Der Blinde neigt zur Vorsicht und wird sich vor Unrichtigkeiten hüten. Man kann wohl von einer eigenen Erkenntnistheorie sprechen, die nur richtige Resultate liefert.

Die für die Hand des Blinden von dem blinden Inspektor der Nürnberger Blindenanstalt eingerichtete Schreibmaschine ist für die Abfassung von schriftlichen Arbeiten und zur Erledigung der amtlichen Korrespondenz von größter Wichtigkeit. Man schreibt mit der Maschine so leicht und eventuell rascher, unter Umständen auch leserlicher, als mit der Feder. Sie kann auch zum Konzipieren der Predigten gut verwendet werden. In Braillescher Punktschrift können die Gebete, Predigttexte und Formulare abgeschrieben und in eine zu diesem Zweck verfertigte Mappe eingelegt für den Gottesdienst und die kirchlichen Handlungen gebraucht werden, indem der Blinde freilich mit dem Finger anstatt mit den Augen liest, was aber der Gemeinde nicht auffällig werden kann, da das Lesen auf der Kanzel und bei der Wendung gegen den Altar sich den Blicken entzieht und in den übrigen Fällen der lesende Finger durch das vorgehaltene Buch verdeckt wird.

Von wesentlichem Vorteil ist es, wenn der Aufgang zur Kanzel wie der Weg zum Altar von der Sakristei aus bequem erfolgen kann. Dies ist in den meisten Kirchen der Fall. Doch bilden andere örtliche Verhältnisse in der Kirche kein Hindernis. Der Kirchner oder eine andere geschickte und würdige Person bildet jederzeit den natürlichen Führer, wenn nötig. Es lassen sich auch unauffällige kleine Handleitungen anbringen.

Blinde haben sich in verschiedenartig gebauten Kirchen stets zurechtgefunden. Uebung und Gewöhnung machen auch hier den Meister, ebenso wie dem blinden Geistlichen, wenn er einmal den ganzen Vorrat der liturgischen Formularien und Texte in seiner Schrift besitzt und die Perikopen einmal behandelt hat, von Jahr zu Jahr die Funktion leichter wird. Am Altar ist der Standort durch das auf der Mitte befindliche Lesepult unfehlbar gekennzeichnet. Wendet sich der Geistliche gegen die Gemeinde, so gibt ihm die obere Altarkante und die Altarwand die rechte Stellung.

Bei der Taufhandlung am Taufstein legt der Blinde einige Finger der linken Hand leicht auf das Haupt des Täuflings, um mit der rechten sicher die Taufhandlung zu vollziehen. Die Austeilung des hl. Abendmahles ist möglich, wenn in einer Gemeinde mit geringer Seelenzahl die Kommunikanten auf mehrere Sonntage wie üblich verteilt in kleinen Abteilungen zum Tische des Herrn gehen. Seitenbarrieren, wie sie an manchen Altären von Haus aus sich befinden, erleichtern wesentlich die Funktion.

Der Unterricht des Geistlichen in der Schule beschränkt sich meist auf sehr wenige Stunden, in Bayern auf dem Lande wöchentlich zwei. Hier ist allerdings eine sehende Aufsichtsperson unentbehrlich.

Die Theorie und das Ungewohnte der Sache läßt diese vielleicht auf den ersten Augenblick kompliziert erscheinen. Doch auch hier ist alle Theorie grau und Praxis wirft auf manches ein viel milderes Licht.

Was die Seelsorge betrifft, so kann der Blinde abgesehen davon, daß ihm der Spielraum des Wortes so gut wie dem Sehenden zu Gebote steht, besonders Kranken und Leidenden gegenüber, aus größerer Erfahrung sprechen als vielleicht mancher Sehende. Die Blindheit ist eine große Glaubensprüfung. Hat es der Blinde verstanden, mit Glaubenskraft viele Hindernisse zu überwinden, so wird er Menschen in ähnlicher Lage mit Rat und Tat beistehen können. In äußerer Hinsicht kann der blinde Seelsorger durch geschickte Fragen sich genau über Personen und Verhältnisse orientieren und seine Beobachtungen zu stetem Gebrauch in seiner Schrift aufzeichnen und sich wie jeder andere sogenannte Hauslisten anlegen. Ebenso kann er, was die Geschäftsführung anlangt, für sich Nebenregister führen, so daß eine Kontrolle von dem Träger des Amtes selbst ausgeübt und die Richtigkeit der Einträge nachgewiesen werden kann. Für die äußere Amtsführung ist noch zu sagen, daß der Staat auch weiblichen Personen amtliche Buchführung anvertraut und daß es blinde Inspektoren auch an kgl. Blindenanstalten gibt, welche in musterhafter Weise die Verwaltung des Geldes und der Bücher besorgen.

Von Wichtigkeit ist auch der Umstand, daß dem Pfarrer für alle Zweige seines Berufes aus der Gemeinde gewählte Kollegien zur Seite stehen, so in Bayern der Kirchenvorstand, die Kirchenverwaltung, die Lokalschulkommission, der Armenpflegschaftsrat. Glieder dieser Kollegien sind auch Mitsperrer und Kontrolleure der Kassen.

Wenn dem Blinden eine Gemeinde mit kleiner Seelenzahl anvertraut wird, so wird seine Mühe und Anstrengung ausgeglichen durch die geringe Zahl der Kasualien, den kleinen Umfang der Verwaltungsgeschäfte und der Seelsorge. Solche Gemeinden sind vorhanden. So gibt es in Bayern im Konsistorialbezirk Ansbach allein ungefähr 40 mit nicht über 300 Seelen. Nachgewiesenermaßen kommen im Durchschnitt auf solche Gemeinden jährlich ungefähr je fünf Taufen und Beerdigungen, zwei Trauungen, und für den Konfirmandenunterricht dürften etwa fünf Kinder zu zählen sein, gewiß kleine Zahlen.

Dem 900 Seiten starken Handbuch des Blindenwesens von A. Mell, das uns auch den geschichtlichen Stoff bietet, einem Werke, welches einen Markstein in der Theorie des Blindenwesens bedeutet, entnehmen wir zur allgemeinen Beurteilung folgende Sätze:

„Religion ist ein Gebiet, auf welchem der Blinde sich dem Sehenden vollständig gleichgestellt fühlt und wo er ebenso genau und klar unterscheiden kann, wie der Sehende.

Es ist in Fachkreisen nur zu gut bekannt, daß vom Momente der Erblindung sich das Gehör ganz besonders entwickelt, ja in nicht wenig Fällen eine geradezu bewundernswerte Feinheit und Schärfe erlangt, was es ermög-

Digitized by Google

licht, bis auf einen gewissen Grad den Gesichtssinn zu ersetzen.

Der Blinde ist sehr zur Vorsicht geneigt. Da er über ein derartig scharfes Gehör verfügt, daß ihm auch nicht die kleinste Nuance in der Veränderung der Stimme seines Gegenüber verloren geht, und da die Stimme, mehr als die Sehenden ahnen, von seelischen Stimmungen mit beeinflußt wird, wird auch der Blinde manchen Anhaltspunkt aus dem Tone der Rede entnehmen.

In der Urteilskraft steht der Blinde, wo das Urteil auf rein geistiger Beobachtung beruht, in keiner Weise dem Vollsinnigen nach.

Es dürfte nicht unberechtigerweise behauptet werden, daß Blinde infolge ihrer innerlichen Veranlagung, der gründlicheren ungestörten Ueberlegung und der darauf beruhenden seelischen Prozesse wegen im allgemeinen mit vielem Pflichtgefühl ausgestattet sind. Gelangen Blinde in eine öffentliche Stellung als Lehrer, Organisten und dergleichen, so ist ihre Führung meist eine tadellose und ihr Pflichtgefühl läßt sie Versäumnisse mit allen Kräften vermeiden.

Das Orientierungsvermögen kann erfahrungsgemäß außerordentlich ausgebildet werden.

Im allgemeinen dürfte noch zu sagen sein, daß zwischen Blindgebarenen und später Erblindeten ein Unterschied besteht, und daß bei jedem Falle die individuellen körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften in Betracht zu ziehen sind."

Zum Beweise, daß wir mit unseren Ausführungen nicht allein stehen, fügen wir das Gutachten des Herrn Professor Riggenbach über die Anstellungsfähigkeit blinder Geistlicher an. Es lautet: „Mir scheint es durch zahlreiche Beispiele bereits bewiesen, daß ein Blinder durchaus imstande ist, ein ihm anvertrautes Pfarramt mit Erfolg zu verwalten. (Folgt das Beispiel von Grubenmann.) Aehnliches ließe sich von manchen anderen Persönlichkeiten berichten. Von den verschiedenen Funktionen des Pfarramts fällt die Predigt dem Blinden am leichtesten. Er kann das, was er auf der Kanzel zu sagen gedenkt, diktieren, eigenhändig mit der Schreibmaschine aufzeichnen oder bloß meditieren, ohne dabei wesentlich größeren Schwierigkeiten zu begegnen, als der Sehende. Auch der Vortrag der Predigt geht leicht von statten, liturgische Gebete und Anzeigen prägt sich der Blinde bei der größeren Entwicklung seines Gedächtnisses unschwer ein, soweit das nötig ist. Stärker macht sich sein Gebrechen bei dem Jugendunterrichte geltend. In vielen Fällen wird es nötig sein, daß er eine sehende Persönlichkeit zur Beaufsichtigung der Kinder neben sich habe, dann aber wird er den Unterricht fast ebenso gut erteilen können, wie ein Sehender. In Tübingen wirkt ein völlig Blinder, Dr. Lawton, als sehr geschätzter Lehrer und Vorsteher der städtischen Töchterschule. Die Verwaltung der Sakramente würde in einer großen Gemeinde für den Blinden nicht leicht sein, dagegen würde eine kleine Gemeinde sich sehr bald an ihren Geistlichen gewöhnen, daß es nicht mehr im geringsten auffallen würde, wenn er Aeußerlichkeiten etwas anders machen sollte, als es sonst geschieht. Ganz dasselbe gilt von den Kasualien. Bei der Seelsorge werden sich für den Blinden die Schwierigkeiten mit dem Umfang seiner Gemeinde mehren. Hat er viel mit fremden Menschen zu tun, ja wird er manchmal schmerzlich das Auge vermissen, das ihm wenigstens ein äußeres Bild der Personen, die er vor sich hat, vermitteln könnte. Beschränkt sich die Zahl seiner Gemeindeglieder auf einige Hunderte, so wird er sich bald die nötige Bekanntschaft mit ihnen erworben haben.

Im Verkehr mit Leidenden besitzt der Blinde zweifellos einen Vorteil vor den Sehenden. Man bringt seinem Wort von vornherein ein größeres Vertrauen entgegen, und das erschließt ihm manches Herz, das sonst dem Evangelium nicht offen stünde. Nur bei der Registratur ist der Blinde auf ganz fremde Hilfe angewiesen, doch kann er auch hier durch Anweisungen und eine gewisse, mittels Fragen geübte Kontrolle für richtige Erledigung der Amtsgeschäfte sorgen.

Zweierlei wird der Blinde allerdings immer beanspruchen müssen: Er wird einmal stets die Hilfeleistung einer sehenden Persönlichkeit bedürfen und sodann muß er auf ein gewisses Wohlwollen von seiten der Behörde, wie von der Gemeinde rechnen können. Sind diese Vorbedingungen erfüllt, so wird seine Wirksamkeit ganz ebenso gesegnet sein können, wie die eines Sehenden.

Mein akademischer Beruf bringt es mit sich, daß ich mich nur aushilfsweise in Predigt, Kinderunterricht, Seelsorge und Sakramentsverwaltung betätigt habe. Aber wo mir Gelegenheit dazu geboten war, habe ich stets den Eindruck erhalten, daß die pfarramtlichen Funktionen von einem Blinden wohl verrichtet werden können."

Basel, den 7. Januar 1904.

Damit das Urteil eines sehenden kgl. Pfarrers nicht fehle, bemerken wir, daß der langjährige Vorstand einer Blindenanstalt sich ganz in dem Sinne ausspricht, wie Professor Riggenbach, ohne diesen zu kennen. Diesem zweiten Gutachten entnehmen wir den Schlußsatz, womit wir auch unsere Ausführungen schließen wollen: „Was speziell die Anstellung eines blinden Mannes im Pfarramte betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Würde des Amtes nicht unter der Blindheit seines Trägers leidet, im Gegenteil Blinde haben allenthalben so sehr die Teilnahme der Sehenden für sich, daß die Erscheinung des blinden geistlichen Herrn und das, was die Gemeinde aus dem Munde ihres erblindeten Predigers, Seelsorgers und Beichtvaters zu hören bekommt, um so offenere Herzen finden und um so tieferen Eindruck machen wird."

Ein Zeuge der Eiszeit.

Von Pfarrer Gg. Glungler.

Vor kurzem kam auf dem Areal des Bahnhofes in Tutzing am Starnberger See ein mächtiger erratischer Block zur Aufstellung. Derselbe war bei der Anlage eines Industriegeleises unfern der Brauerei aus einer Tiefe von etwa acht Meter zutage gefördert worden. Nachdem er längere Zeit auf dem Bahnkörper der Bernrieder Linie neben dem Geleise gelegen war, wurde er von der Alpenvereinssektion Tutzing unter der tatkräftigen und umsichtigen Leitung des kgl. Obererpeditors Höfling in den Rayon des Bahnhofes geschafft und auf der Südseite des Stationsgebäudes (genau in der Orientierung, in welcher er gefunden wurde) aufgestellt. Das Gestein wird hier nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu ziehen. Es erscheint deshalb zweckmäßig, es nach Habitus, Mineralbestand und Struktur zu beschreiben und seine Geschichte einer kurzen Erörterung zu unterziehen.

Dieser Irrblock kann sich hinsichtlich seiner Größe mit den gewaltigen Findlingen von der Haarkirchener Mühle und von Steinberg bei Peretshofen nicht messen, aber seine Dimensionen sind immerhin sehr beträchtlich. Bei einer Breite von 2.12 Meter zeigt er eine Länge von 2.70 Meter, während die Höhe 1.5 Meter beträgt. Sein größter Umfang beläuft sich auf 6.69 Meter. Das ganze Gestein ist stark abgeschliffen und abgerundet. Die an einem Ende noch hervortretenden schorfen Kanten und Ecken sind nur sekundärer Natur und lediglich durch gewaltsame Absprengung einzelner Bruchstücke verursacht. Allenthalben zeigen sich Schrammen und Ritzer; auf der Oberfläche befindet sich ein förmliches System parallel geordneter, von Süd nach Nord verlaufender Furchen und Rinnen. Wohl hat die Verwitterung ihre nivellierende Tätigkeit schon ausgeübt, aber die Vertiefungen sind doch immer noch sehr deutlich erkennbar. Es ist ein feinkörniges Gestein von gelblich-grauer Farbe mit kompaktem Gefüge. Nach dem Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung hat man es in die Reihe der Arkosesandsteine zu stellen. Der Mineralbestand ist ein ungewöhnlich mannigfaltiger. Nicht weniger als 21 verschiedene Mineralien konnten in demselben konstatiert werden. Der herrschende Gemengteil ist der Quarz,

Digitized by Google

Die Korngröße der einzelnen Quarzindividuen schwankt in den Dünnschliffen in ziemlich weiten Grenzen; doch halten auch die größten Körner im Durchmesser nicht über 1.45 Millimeter. Bezeichnend ist die eckige Beschaffenheit der quarzigen Bestandteile. So stark das Gestein im großen abgerundet und abgeschliffen ist, so wenig zeigen die klastischen Sandkörner die Spuren eines weiteren Transportes, dagegen läßt die undulöse Auslöschung auf tiefgreifende mechanische Deformationen schließen. Die Flüssigkeitseinschlüsse, welche in den Körneraggregaten meist reichlich vorhanden sind, lassen vielfach eine reihenförmige Anordnung erkennen. Verkittet werden diese Quarzkörner durch Calcit und Dolomit. Das Cäment legt sich als dünne Hülle um die Quarzindividuen und füllt als eine Art Mesostasis die vorhandenen Zwischenräume aus. Nicht selten erreichen die Kalkspatkörner auch eine ansehnliche Größe. Dann zeigen sie bei allotriomorpher Ausbildung mit großer Deutlichkeit die Zwillingsstreifung nach $-\frac{1}{2}$ R. Die Dolomitindividuen aber sind durch einen wesentlich höheren Grad des Idiomorphismus und durch den Mangel der Zwillingslamellierung genügend charakterisiert. So haben sich in diesem Block mechanischer Detritus und Auslaugungsprodukte aus dem ursprünglichen Muttergestein zusammengefunden, um ein neues Gestein zu bilden. Neben diesen Hauptkomponenten aber sind in dieser Arkose noch eine Menge der übrigen Elemente verbreitet, welche das vormalige Gesteinssubstrat zusammengesetzt hatten. Sehr reichlich sind Alkali- und Kalknatronfeldspate vertreten. Orthoklas konnte nachgewiesen werden. Aber auch die saueren Glieder der Plagioklasreihe, wie Oligoklas und Oligoklas-Andesin, sind vorhanden. Auffallend ist der gute Erhaltungszustand dieser feldspatigen Gemengteile. Wohl sind dieselben zuweilen etwas zersetzt zu sericitartigen Aggregaten, aber im allgemeinen zeichnen sie sich doch durch große Frische aus. Man findet in der Umgebung des Starnberger Sees vielfach sehr quarzreiche und kalkspathaltige Gesteine, deren Feldspate derartig saussüritisiert sind, daß man von der ursprünglichen Ausbildungsform kaum mehr eine Spur entdecken kann. In dem vorliegenden Wanderstein aber haben dieselben weder unter dem Einfluß der Verwitterung noch unter dem der Zersetzung viel gelitten. Erwähnt muß auch hier schon werden, daß die Feldspate öfters mehr oder weniger gerundete Quarzeinschlüsse führen. Aus der Glimmergruppe finden sich sowohl Biotit wie Muskovit vor; der letztere jedoch häufiger als der erstere. Der Biotit wird mit brauner Farbe durchsichtig und zeigt den bekannten Pleochroismus, während der Muskovit farblos erscheint. Zuweilen bildet der Kaliglimmer einen schmalen Saum um den Magnesiaglimmer. Beachtenswert ist die Tatsache, daß die manchmal ganz ansehnlichen Muskovitindividuen in den Schliffen, bald in langleistenförmigen Durchschnitten mit scharfen Spaltrissen parallel zu den längeren Begrenzungslinien, bald aber auch als unregelmäßig begrenzte Blättchen und Schüppchen auftreten. Der Chlorit ist in vielen Fällen zweifellos aus Biotit hervorgegangen, nicht allzu selten jedoch scheint er auch primär zu sein.

Sehr spärlich ist der Apatit, reichlich dagegen der Zirkon. Letzterer stellt sich meist in zierlichen Kryställchen von winzigen Dimensionen dar, welche fast immer vorzüglich kristallographisch begrenzt sind. Von den Erzen sind Pyrit und Titaneisen vertreten. Jener läßt oft deutlich die Annäherung an die Hexaederform erkennen; dieses ist gewöhnlich durch Umrandung mit einem Leukoxenmantel gekennzeichnet. Der in den Tiefengesteinen so weit verbreitete Orthit ist auch hier zu finden; er ist idiomorph entwickelt, hat bräunlichgrüne Farbe und ist stark pleochroitisch. Aehnliche Farbentöne wie der Orthit besitzen die im Gesteinsgewebe zerstreuten Turmalinsäulchen, doch sind dieselben, abgesehen von der geraden Auslöschung, durch die charakteristische Absorption senkrecht zur Hauptentwicklungszone leicht zu unterscheiden. Auch dem Rutil begegnet man häufig als selbständigem Gemengteil. Als solcher bildet er meist lichtgelbe Körner wie in den Eklogiten und Amphiboliten. Hin und wieder erscheint er auch in feinnadligen, sagenitartigen Aggregaten im Chlorit. Anatas ist in einzelnen größeren Körnern oder Körnchenhaufen in jedem Schliff zu beobachten. In manchen Gesteinsproben finden sich stark rissige und von Calcitadern durchsetzte Granatkörner. Haufwerke von winzigen Körnern mit grüner Farbe können als Glaukonit gedeutet werden, während mit kohligen Substanzen stark pigmentierte Gebilde sehr große Aehnlichkeit mit Andalusit, bezw. Chiastolith verraten. Schließlich ist noch eines Einschlusses Erwähnung zu tun, welcher für die genetischen Beziehungen des Gesteinskörpers von Wichtigkeit zu sein scheint. Es ist eine Foraminifere.

Nach seiner mineralischen Zusammensetzung ist das Gestein zweifellos eine alkalireiche Arkose mit einem beträchtlichen Gehalt an Kalk und Magnesia. Hinsichtlich der strukturellen Verhältnisse ist vor allem zu bemerken, daß verschiedene Strukturformen ohne Zweifel als Ueberbleibsel aus dem Ursprungsgestein zu betrachten sind. So ist die granophyrische Verwachsung von Quarz und Feldspat sicher aus dem Muttergestein mit herübergenommen. Ebenso entstammt offenbar die poikilitische Durchdringung einzelner Feldspatkristalle durch Quarzkörner dem präexistenten Gestein, als dessen Derivat sich diese Arkose darstellt. Sehr bezeichnend aber ist der Mangel der den Sedimenten so charakteristischen Schichtstruktur. Während sich in den sedimentären Ablagerungen die Glimmerblättchen gern mit ihrer Basisfläche in die Strukturebene legen, zeigen sie hier, wie oben hervorgehoben worden ist, jede beliebige Orientierung. Nach den mikroskopischen Präparaten teilt dieser Findling mit den Tiefengesteinen die richtungslos körnige Struktur. Auch makroskopisch ist von einer Schichtung des Gesteins kaum eine Spur wahrzunehmen. Eine solche ist höchstens daraus zu erschließen, daß einzelne Gesteinsfragmente auf ziemlich weite Entfernung hin ebenflächigen Bruch zeigen und eine gewisse Teilbarkeit nach bestimmten Richtungen erkennen lassen. Bedeutsam sind die mechanischen Strukturtypen, wie sie in den optischen Deformationen des Quarzes und in dem äußerst feinen Zerreibsel der Sandkörner neben den größeren Stücken vorliegen. Schließlich mag noch erwähnt sein, daß die Cämentierung der Quarzkörner sich auch in den makroskopischen Verhältnissen wiederholt, indem Klüfte und Sprünge im Gestein durch Kalkspatlagen gleichsam ausgeheilt sind. Soviel über die äußere Erscheinung, über den stofflichen Bestand und über das innere wie äußere Gefüge des Gesteins.

Was nun die Geschichte dieses Irrblockes anlangt, so soll dieselbe hier nur so weit erörtert werden, als sie aus der Gesteinsbeschaffenheit selbst und aus den Lagerungsverhältnissen zu erheben ist. Drei Perioden aber sind in dieser Geschichte zu unterscheiden. Die erste umfaßt die Genesis, die zweite den Transport von der primären auf die sekundäre Lagerstätte und die dritte die metasomatische Beeinflussung des Gesteins nach seiner Ablagerung an dem obengenannten Fundort. Bei der Untersuchung der Gesteinsgenese ist in erster Linie das Material, aus dem sich das Gestein aufbaut, sodann der Ort, an dem sich dasselbe zu einem Gestein zusammenschloß und zuletzt die Zeit, in welcher dies geschah, in Erwägung zu ziehen. Ueberblickt man die Mineralassoziation, wie sie in diesem erratischen Block vereinigt ist, so erkennt man alsbald neben einigen für die schichtigen Gesteine charakteristischen Bestandteilen die Komponenten der Granite. Orthoklas in Verbindung mit den alkali- und kieselsäurereichen Plagioklasen, Glimmer und Quarz bilden doch die wesentlichen Gemengteile fast aller granitischen Gesteine, während Zirkon und Apatit nebst Eisenerzen, wenn auch nicht immer gerade Pyrit und Ilmenit, so ziemlich in allen Gliedern dieser Gesteinsfamilie als accessorische Bestandteile verbreitet sind.

Auch den Turmalin trifft man nicht selten als charakteristischen oder vikarierenden Uebergemengteil in den Graniten. Chlorit und Rutil erscheinen öfters als Sekundärprodukte in denselben. Orthit ist ohnehin in den Tiefengesteinen beinahe allgegenwärtig. Selbst Andalusit und Granat stellen sich lokal oftmals ein. An der Abstammung dieser Arkose von Granit ist daher nicht zu zweifeln. Es ist sogar die Möglichkeit gegeben, den Ort innerhalb des Muttergesteins, aus dessen Zerstörungsprodukten sich dieser Sandstein entwickelte, näher zu bestimmen.

Wenn die Turmaline als pneumatolytische Bildungen zu betrachten sind, so liegt doch die Vermutung sehr nahe, daß das Material der vorliegenden Arkose einer Grenzzone der ursprünglichen Eruptivmasse entstammt. Diese Vermutung wird durch die Anwesenheit der erwähnten chiastolithischen Gebilde bestärkt, welche offenbar als Kontaktwirkungen anzusehen sind. Ja es läßt sich sogar die Natur jener Gesteinsgrenze genauer angeben. Die oben angeführte Vorherrschaft des hellen Glimmers vor dem farbigen wie die ebenfalls hervorgehobene granulitische Struktur deuten gemeinsam auf eine aplitische Rand- oder Injektionsfazies. Aber welches war das Granitmassiv, dessen aplitischer Randzone das Material für unser Sedimentärgestein entnommen wurde? Nicht bloß die geographischen Verhältnisse, sondern auch die petrographische Beschaffenheit des Gesteins selbst weisen auf die Zentralachse der Alpen. Zwar konnten in den Plagioklasen jene Granat- und Klinozoisitmikrolithen, welche für den Zentralgranit so bezeichnend sind, nicht nachgewiesen werden. Aber die früher angedeutete Kataklasstruktur, wie sie in den Quarzkörnern zutage tritt, und der hydroxylhaltige primäre Chlorit lassen sofort an die Piezokristallisation denken, wie sie sich bei der Faltung der Alpen in Verbindung mit eruptiven Vorgängen vollzogen haben mag. Für die Bestimmung und Beurteilung der ursprünglichen Lagerstätte kommen zwei Momente in Betracht. Erstens der Einschluß eines organischen Restes und sodann die überaus geringe Abnützung der klastischen Sandkörner und der gute Erhaltungszustand der Feldspate. Die Gegenwart einer Foraminifere charakterisiert das Gestein als eine marine Bildung. Dasselbe unterscheidet sich also genetisch sehr wesentlich von den auf der oberbayerischen Hochebene so häufigen fluvioglazialen Nagelfluhkonglomeraten. Die eckige Beschaffenheit der Quarzkörner mit ihren vielen ein- und ausspringenden Winkeln macht es ebenso wie die Frische der Feldspate im höchsten Grade wahrscheinlich, daß das allothigene Gesteinsmaterial vor seiner Verfestigung zu einem neuen Gestein nur einen sehr kurzen Weg zurückgelegt hat. Unsere Arkose hat sich also aus granitischem Gesteinsmaterial nahe am Fuße der Eruptivmasse gebildet. Bezüglich der Entstehungszeit sind genaue Angaben nicht möglich. Verwandt mit der Molasse und besonders auch dem eozänen Tavenanaz-Sandstein, wird sie auch der Bildungszeit derselben nicht fernstehen. Jedenfalls ist tertiäres Alter höchst wahrscheinlich.

Wendet man sich sodann der zweiten Phase der Geschichte zu, so hat man, um zu einem richtigen Verständnis der Verhältnisse zu gelangen, die äußere Beschaffenheit des Blockes und die letzte Fundstätte zu berücksichtigen. Schon Gruithuisen machte darauf aufmerksam, daß die Wanderblöcke in der Gegend von Wangen einen sehr geringen Grad der Abnützung durch Transport aufweisen. Diese Erscheinung war es, welche ihn zur Aufstellung seiner Glazial- und Drifthypothese im Gegensatz zu der früheren Fluttheorie veranlaßte. Auch heute noch findet man auf den Höhen zwischen der Isar und dem Starnberger See eine Menge größerer und kleinerer erratischer Blöcke mit scharfen Ecken und Kanten. Ein ganz anderes Bild jedoch bietet der Sandstein in Tutzing. Er trägt, wie bereits bemerkt, alle die Phänomene an sich, welche die glazialen Geschiebe in dem Blocklehm kennzeichnen. Da ist kaum eine Stelle an dem stark abgerundeten Gestein zu entdecken, die nicht geschrammt und gekritzt wäre. Auf allen Seiten sieht man mehr oder minder tiefe Narben, wie sie nur ein recht unsanfter Transport hervorbringt. „Der Stein muß etwas durchgemacht haben," sagte ein ganz unbefangener Beobachter bei der Betrachtung desselben.

Die Verfrachtung des Gesteins kann demnach nicht auf der Oberfläche eines Gletschers vor sich gegangen sein. Es ist vielmehr anzunehmen, daß der Block einen Bestandteil der Grundmoräne bildete. Dieser Schluß aber wird noch durch die Tatsache gestützt, daß das Gestein tief in Moränenschutt eingebettet gefunden wurde. Seine Dimensionen können dagegen kaum ins Feld geführt werden. Hat man doch in den nordischen Grundmoränen noch erheblich größere Geschiebe gefunden. Damit soll jedoch nicht behauptet werden, daß alle die Furchen und Risse, welche sich auf den verschiedenen Seiten zeigen, schon während des Transportes von der primären auf die sekundäre Lagerstätte eingekritzt worden seien. Es besteht vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß das Gestein auch nach seiner Ablagerung an dem oben bezeichneten Fundort noch eine tiefgehende mechanische Beeinflussung erfahren hat. Dies führt zu der letzten Epoche seiner Geschichte.

Der Fundort liegt noch innerhalb der jüngeren Moränen. Es ist deshalb die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieser Irrblock schon bei der ersten oder zweiten Vergletscherung in seine neue Heimat geschafft wurde, in welcher er noch einschneidenden Angriffen ausgesetzt war, bis neuer Moränenschutt eine dicke schützende Decke über ihn ausbreitete. Diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn man die Oberfläche etwas genauer untersucht. Diese Oberfläche repräsentiert einen ausgezeichneten Gletscherschliff. Im großen und ganzen glatt gescheuert, zeigt sie das oben erwähnte System von parallel geordneten, in der Richtung von Süd nach Nord verlaufenden Rinnen. Man kann sich der Vermutung kaum entziehen, daß diese Abhobelung des Gesteins und diese Eingrabung der regelmäßigen Ritzen sich erst vollzogen, nachdem der Block einen festen Standort gefunden hatte. Nach der Bloßlegung bildete sich eine dünne, gegen das frische Gestein scharf absetzende Verwitterungsschicht, welche die Farbennuancierung in der Weise beeinflußte, daß das reine Grau in ein schmutziges Gelbgrau mit Stich ins Grünliche überging. Eine wesentliche Aenderung im Mineralbestand wurde aber dadurch noch nicht herbeigeführt. Entstanden schon geraume Zeit vor dem Diluvium, hat dieser erratische Block also die ganze wechselvolle Geschichte der Vergletscherung der deutschen Alpen mitgemacht und an sich selbst erfahren. Und so steht er an seinem neuen Bestimmungsort als ein Denkstein an die letzten Stadien in der Entwicklungsgeschichte unserer Erde. Die rührige Alpenvereinssektion Tutzing hat sich ein Verdienst damit erworben, daß sie dieses Gestein der allgemeinen Besichtigung zugänglich machte. Möge es ihr in Verbindung mit dem opferfreudigen Verschönerungs-Verein gelingen, es vor der Einwirkung der Atmosphärilien genügend zu schützen, daß es auch den späteren Geschlechtern noch ein Zeuge der Zeit sei, in welcher ein schönes Stück des vaterländischen Bodens seine gegenwärtige Oberflächenbeschaffenheit erhalten hat.

Bücher und Zeitschriften.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahresschrift. Unter Mitwirkung von J. Friedrich, W. Goetz, H. Grauert, K. T. v. Heigel, G. Leidinger, R. Graf Du Moulin, G. Preuß, S. v. Riezler, H. Simonsfeld herausgegeben von M. Doeberl und K. v. Reinhardstöttner. XII. Bd. 1. und 2. Heft. München 1904, Oldenbourg. 144 S. 8°.

Die Forschungen zur Geschichte Bayerns, das einzige der gesamten Geschichte unseres Vaterlandes gewidmete, streng wissenschaftliche Organ, das von K. v. Reinhardstöttner begründet und mit bewunderungswürdigem Opfermut unter oft recht schwierigen Verhältnissen elf Jahre fortgeführt worden ist, sind seit dem 1. Januar 1904 in den Verlag der Firma Oldenbourg übergegangen. Schon die veränderte äußere Ausstattung — die Hefte sind nunmehr der im gleichen Verlag erscheinenden Historischen Zeitschrift zum Verwechseln ähnlich geworden — zeigt, daß damit eine tiefgreifende Umgestaltung vor sich gegangen ist; eine Reihe von namhaften bayerischen Historikern hat sich zur Mitwirkung bereit erklärt; in die Redaktion ist Professor Doeberl neben Reinhardstöttner eingetreten. Die begrüßenswerteste Neuerung ist die Einführung einer jährlichen Rundschau über die historischen Publikationen Bayerns und einer Bibliographie zur Geschichte des bayerischen Staates, die uns bisher gefehlt hat. Die Aufsätze sollen in gleicher Weise alte und neue Zeit, Altbayern wie Neubayern, Staat und Kirche, materielle und geistige Kultur umspannen. Zugleich soll die Zeitschrift eine Art Sammelstelle, ein Zentralorgan für die historischen Vereine werden.

Digitized by Google

Endlich sollen von Zeit zu Zeit Anleitungen und Winke für den wissenschaftlichen Betrieb an unseren höheren Schulen geboten werden. Die Versicherung, daß ein wissenschaftliches Organ nie in den Dienst irgendwelcher Partei sich begeben werde, könnte in einer anderen Zeit überflüssig erscheinen. Das Programm der „Forschungen" ist also als ein durchaus gesundes zu bezeichnen; das vorliegende Heft macht — abgesehen von den recht vielen Druckfehlern — einen durchaus günstigen Eindruck. So kann man der Zeitschrift in ihrer veränderten Gestalt, wenn sie hält, was sie verspricht, nur die besten Wünsche mit auf den Weg geben und sie zur Verbreitung in möglichst weite Kreise der Freunde vaterländischer Geschichte wärmstens empfehlen.

Theodor Bitterauf.

Theophrast v. Hohenheim. Von R. Julius Hartmann. Mit einem Bildnis. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 216 Seiten.

Mit dem wachsenden Interesse an dem Studium der Geschichte haben auch die historisch-medizinischen Arbeiten eine wesentliche Vertiefung erfahren und unter diesen steht die Paracelsus-Forschung obenan. Die vorliegende Arbeit stützt sich auf eigene Schriften Theophrasts, welche urkundlich als einwandsfrei bezeichnet werden. Daneben verwertet Hohenheim auch das reiche, von Sudhoff zusammengetragene Material. Der Autor gibt eine Biographie des genialen Arztes, schildert seine Familienverhältnisse, die Lehr- und Wanderjahre, die Zeit der Basler Professur und die späteren Fahrten landaus, landein. Wir erhalten ein fesselndes Bild des viel gerühmten und viel geschmähten Mannes, der weit über seine Zeit hinausragend deren Spott und Neid herausfordern mußte. Vielfach werden die Angriffe schmähsüchtiger Zeitgenossen oder Epigonen zurückgewiesen; die Stellung Theophrasts zur Reformation entsprach seinem unablässigen Kampfe gegen überlieferte und verrottete, aber trotzdem für unantastbar gehaltene Lehren. Der Glaubensstandpunkt Theophrasts war ein persönlicher, durchaus evangelischer, er nahm gegenüber dem Papst und der römischen Kirche eine oppositionelle Haltung ein, erhoffte aber die Besserung aus der Kirche heraus, vom Papst selbst. Das vorliegende Werk ist eine Bereicherung der Paracelsus-Literatur. m.

Allgemeine Rundschau.

Eduard Koschwitz †.

Wie nun uns bereits telegraphisch gemeldet wurde, ist am Morgen des 14. Mai der Professor der romanischen Literatur an der Universität Königsberg Eduard Koschwitz einem Schlaganfall erlegen. Mit ihm ist den Reihen der romanischen Sprachforscher ein ausgezeichneter Vertreter der französischen und provençalischen Literatur und Sprachwissenschaft entrissen worden, der sich zugleich um die Ausgestaltung des neuphilologischen Zeitschriftenwesens große Verdienste erworben hat. — Koschwitz, der im Jahre 1851 in Breslau geboren wurde, hatte, nachdem er als Freiwilliger am deutsch-französischen Kriege teilgenommen, unter Groeber, Koetbing, Mall und Rückert dem Studium der deutschen, englischen und romanischen Philologie obgelegen, war seit 1880 Privatdozent für romanische Philologie zuerst in Straßburg, dann in München, seit 1881 Professor in Greifswald, seit 1896 in Marburg gewesen und hatte den Lehrstuhl für dieses Gebiet an der Universität Königsberg seit 1901 inne. Er hatte ursprünglich Arbeiten über altfranzösische Literatur, so besonders eine Schrift „Ueberlieferung und Sprache der Chanson du voyage de Charlemagne" und die Sammlungen: „Les plus anciens documents de la langue française", „Altfranzösisches Uebungsbuch" (diese gemeinsam mit Wendelin Förster), sowie einen „Kommentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern" herausgegeben und wandte sich später dem neufranzösischen Sprachgebiete zu, auf dem er besonders grammatikalische Arbeiten: „Neufranzösische Formenlehre" und (mit Koelbing) „Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache", sowie Untersuchungen über die Aussprache des Französischen („Anthologie phonétique") veröffentlichte. Auch mit der Feliber-Literatur beschäftigte er sich eingehend. Das letzte größere Werk des mitten aus seinem Lebenswerke herausgerissenen Gelehrten war eine Neubearbeitung der Bartsch'schen „Chrestomathie provençale". — In den weitesten Kreisen der romanischen Philologen war Koschwitz als Mitherausgeber der „Französischen Studien", der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht" und als Begründer der „Zeitschrift für französische Sprache und Literatur" bekannt. Auch als Lehrer erfreute er sich des besten Ansehens.

*

Verein für Naturkunde in München.

In der Versammlung am 6. Mai sprach Privatdozent Dr. Krummacher über Stimme und Sprache vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. (Mit Vorweisungen.) Die mechanische Auffassung der Akustik verlangt den Nachweis, daß — abgesehen von krankhaften Fällen — jeder Gehörsempfindung eine besondere Art von Wellenbewegungen entspricht. Diese Forderung stößt gerade bei der menschlichen Sprache mit ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Klängen auf Schwierigkeiten. Am längsten haben die der Sprache ureigentümlichen Laute, die Vokale, der physikalischen Deutung getrotzt, während an Konsonanten erinnernde Klänge an leblosen Dingen häufig wahrgenommen werden können, weshalb uns auch die Entstehung der Konsonanten nicht so rätselhaft erscheint. Wenn auch noch nicht alle Punkte aufgeklärt sind, so läßt sich doch so viel sagen, daß bei den Vokalen die im Kehlkopf wie in einer Zungenpfeife gebildete Stimme durch den Resonanzboden des Ansatzstückes, der Mund- und Nasenhöhle, beeinflußt wird. Wir haben es aber in der Gewalt, durch die Muskeln der Zunge, der Backen und Lippen dem Resonanzboden die mannigfachste Gestalt zu geben. Wie bei jedem Musikinstrument, besteht auch beim Kehlkopf jeder scheinbar einfache Ton in Wirklichkeit aus einer Reihe von Tönen verschiedener Höhe und Stärke, von welchen je nach der Stellung von Zunge und Gaumen bald die einen, bald die anderen durch Resonanz verstärkt werden. Diese zuerst von dem Mathematiker Graßmann ausgesprochene Ansicht wurde vor allem von Helmholtz geprüft. Ihm gelang es, die in den Vokalen enthaltenen Einzeltöne herauszuhören, indem er sein Gehörorgan mit Resonatoren, Kugeln aus Glas oder Metall, ausrüstete, welche beim Erklingen ihres Eigentones ansprachen. Indem er nun Stimmgabeln, von welchen jede auf einen der von ihm ermittelten Teiltöne abgestimmt war, gleichzeitig erklingen ließ, war er auch im stande, die Vokale aufzubauen. Die Synthese der Vokale ist in neuerer Zeit von Ludimar Hermann noch bedeutend verfeinert worden. Als Analyse und Synthese kann ferner gelten der Helmholtzsche Klaviersuch, sowie die Aufzeichnung und Wiedergabe der Vokale durch den Phonographen, dessen Einrichtung in kurzen Zügen erläutert wird.

*

Hoffmann von Fallersleben und Henriette von Schwachenberg.

Es ist wenig bekannt, daß, wie Goethe zu Frau von Stein oder Immermann zur Gräfin Elisa Ahlefeldt (geschiedenen Frau v. Lützow) auch der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles" in seinen Jugendjahren zu einer reiferen Frau in Beziehungen trat, die, wenn sie auch äußerlich nicht die Linien eines Freundschaftsverhältnisses überschritten, doch auf beiden Seiten recht ernst genommen wurden und auch nach erfolgter Trennung tiefe Spuren des Erinnerns in beiden zurückließ. Diese Frau war, wie wir dem Buche von Dr. H. Gerstenberg: „Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben" (Berlin, F. Fontane u. Co., 1904) entnehmen, die Tochter Henriette des Herrn Johann Friedrich Detmar v. Schwachenberg, der mit seiner Familie auf Haus Hove an der märkisch-westfälischen Grenze wohnte, und in dessen Haus der damals 22jährige Student Hoffmann durch seinen Freund Hengstenberg, den Sohn des bekannten Theologen, eingeführt wurde. Henriette, damals im 27. Lebensjahre stehend, war die nach unglücklicher Ehe mit ihren zwei Kindern ins Vaterhaus zurück-

Digitized by Google

gekehrte geschiedene Frau eines Kaufmanns Elbers, die nach so unglücklichen Lebensschicksalen in der engen Atmosphäre des westfälischen Landadelssitzes sich doppelt vereinsamt fühlt. So ist es leicht verständlich, daß sie von schwärmerischer Verehrung für den von geistiger Anregung sprühenden, jugendfrischen Hoffmann ergriffen wurde. Daß auch von Hoffmanns Seite das Verhältnis nicht als eine flüchtige Plänkelei angesehen wurde, wird klar durch die Tatsache bewiesen, daß er — im April 1820 — brieflich um ihre Hand anhielt. Doch war in der weiterfahreneren Frau die Stimme der Ueberlegung stärker als die des Gefühls, und Hoffmanns Werbung wurde abgelehnt, wie aus folgendem Brief Henriettes an Haffmann hervorgeht:

Die Verlegenheit welche Ihr Briefchen bey mir hervor brachte, ist Ihnen nicht entgangen, — mit Ruhe erhielt ich meine Fassung dabey. — O! daß Sie mir den schönen Glauben: Ihre Gefühle für mich nur für freundschaftliche zu halten, nehmen mußten! — Wehe thut mir der Gedanke: daß durch mich Ihre Ruhe und Zufriedenheit auf eine Zeitlang gestört ist, — doch kenne ich Sie als einen Karakterfesten Mann, der den Schmerz zu besiegen weiß, sobald ihn höhre Pflichten ansprechen, die Sie sich selbst und Ihrer künftigen Bestimmung schuldig sind. — Bey ruhigem Nachdenken werden Sie es selbst fühlen, daß mein Besitz nie Ihre Wünsche befriedigen, und Ihr Glück ausmachen kann. — Wie könnte die ältre Frau, und besonders die schon die schwerste Täuschung des Lebens erfahren und Mutter zweier Kinder ist, — wie könnte sie des Jünglings Wünsche befriedigen, und sein Herz für immer ausfüllen? — nein, Ihr Gefühl ist Täuschung, — ein schönes Leben wartet Ihrer noch, — jetzt müssen Sie Ihre Empfindungen bekämpfen, um Ihrer und meiner Ruhe willen, — beide leiden wir darunter — und die Welt ist lieblos in ihrem Urtheil über uns, ich habe dies schon schmerzlich erfahren, — der Gedanke, wie schuldlos unser Umgang immer war, gab mir bisher die Kraft das Gespräch der Menschen gering zu achten. — Wenn Sie wiedee ganz ruhig und glücklich sind, dann schenken Sie der Frau, in die Sie jetzt ein so hohes Vertrauen setzen, Ihre freundschaftliche Erinnerung, und sein Sie überzeugt, daß meine Achtung für Sie nie ohnehmen wird, und mich nichts so erfreuen kann, als wenn ich vernehmen werde, daß Sie glücklich sind. —

am 25ten Juny (1820). (Ohne Unterschrift.)

*

Kleinere Mitteilungen.

* Das k. k. Blindeninstitut in Wien, die erste deutsche Bildungsanstalt für Blinde, feiert in diesen Tagen ihr hundertjähriges Jubiläum.

* Die 33. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins findet zugleich mit der 29. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung am 24. und 25. Mai in Kiel statt. Das Programm bringt eine lange Reihe interessanter Vorträge aus dem Forschungsgebiet beider Vereine. Auch wird den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, die Hauptsehenswürdigkeiten Kiels auf historischem Gebiet unter sachkundiger Führung in Augenschein zu nehmen. Ein Ausflug nach Schleswig und dem Danewerk bildet den Abschluß der Tagung.

* In der gestrigen Hauptversammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft in Bonn machte, dem Generalanzeiger zufolge, der Vorsitzende Abgeordneter Dr. Boettinger bekannt, daß William Ramsay vier neue Elemente entdeckt und damit in der Ermittelung neuer Elemente die höchste Zahl erreicht habe. Ramsay wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt.

* Todesfall. In Stuttgart ist in der Nacht auf den 14. Mai die treue Lebensgenossin des Philosophen Eduard Zeller infolge eines Schlaganfalles gestorben.

Hochschulnachrichten.

H. Freiburg i. Br. Bei dem Prorektoratswechsel unserer Universität am 11. d. M. warf Exprorektor Geh. Hofrat Prof. Dr. Richard Schmidt einen Rückblick auf das abgelaufene Studienjahr, dessen bedeutendstes Ereignis für die Alberto-Ludoviciana die Genehmigung des Entwurfes eines neuen Kollegiengebäudes war. Der neue Prorektor Professor Dr. Thurneysen hielt seine Antrittsrede über „die Etymologie". — Die beurlaubten Professoren Dr. Steinmann (Mineralogie) und Dr. Puchstein (Archäologie) sind dieser Tage von ihren längeren Studienreisen nach Baiwia, bezw. Syrien zurückgekehrt.

* **Heidelberg.** Die in Nr. 105 der Beilage gebrachte Nachricht von der Berufung des Professors Dr. G. Landsberg nach Straßburg bestätigt sich nicht.

* **Bonn.** Dem Oberbibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek D. Th. Klette ist der Professortitel verliehen worden.

* **Leipzig.** Mit einer Schrift „Die Maßmethoden der versuchenden Psychologie" und einer Probevorlesung „Antike und moderne Naturphilosophie" ließ sich der Oberlehrer am Königin Karola-Gymnasium, Dr. Lipps, an der hiesigen Universität als Privatdozent für Philosophie nieder.

* **Oxford.** Am 8. Mai ist der Sprachforscher und Professor an der hiesigen Universität, Fr. York Powell, der Herausgeber (mit Vigfusson) des Corpus poeticum boreale, ein ungewöhnlich vielseitiger Gelehrter, im Alter von 53 Jahren gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! (7131)

Singedichte
von **Ludwig Fulda**
Dritte, vermehrte Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Historisch-politische Blätter.
Jahrgang 1904. 133. Band. Zehntes Heft.
Inhalt: Briefwechsel der Kardinäle Consalvi und Pacca während des Wiener Kongresses. (Schluß.) — Neue Strömungen in der kath. Literatur. (Schlußartikel.) — Papsttum, italienisches Königtum, Mazzini. — Die Bevölkerung Münchens im 17. Jahrhundert. II. Eine historisch-statistische Skizze. (Schluß.) — Reichstagsbrief. VII. — Zur Geschichte des Protestantismus in Aachen. — Das Tiroler Volk in seinen Weistümern. (7267)

Zu unsere Leser!
Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten
Bücher und Verlagswerke
erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Manuskripte
erwirbt aus allen Gebieten der Religionswissenschaft und Philosophie, Literaturgeschichte und Kunstwissenschaft, Geschichte u. Politologie, Biographien, Pädagogik, Staats- und Sozialwissenschaften, Biologie und Anthropologie streng wissenschaftl. u. gemeinverständl. Art, ferner aus der schönen Literatur. Vorbericht erb. Albert Kohler, Verlag, Berlin NW 7.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236 e)
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 17. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Das Maschinenproblem. Von Dr. Alexander Lang, Dipl.-Ing. (Frankfurt a. M.).

Der Krieg in der Erdliteratur. Von Dr. Georg Biedenkapp.

II. Bücher und Zeitschriften.

Elisabeth Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende. — Adolf Bekk: Ranken. — Sir John Lubbock: Essays; Addresses.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Wiederherstellung des Erechtheions. — Der gesundheitliche Wert künstlicher Genußmittel. — Degeneriert unser Nervensystem? — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Das Maschinenproblem.

Von Dr. Alexander Lang, Dipl.-Ing. (Frankfurt a. M.).

Das Maschinenproblem ist kein Produkt der modernen Zeit; schon Aristoteles hat sich damit beschäftigt; allerdings nur mit wenig Glück. In seiner Politik spricht er sich gelegentlich einer Betrachtung über die Sklaverei folgendermaßen aus:

„Wenn ... das Weberschiff von selbst zwischen Zettel und Einschlag hin und her liefe oder der Schlägel des Zitherspielers von selbst die rechten Saiten träfe, so würden Menschenhände bei keiner Kunst zur Ausübung nötig sein. Ein Baumeister würde keine Zimmerleute und Handlanger und ebensowenig ein Herr und Hausvater der Dienstboten und Sklaven bedürfen.“

Nun: Jetzt läuft wirklich in den mechanischen Webstühlen das Schiffchen von selbst hin und her; wir haben mechanische Musikinstrumente, die von selbst die richtigen Töne geben; auch haben wir Vorrichtungen, um dem Baumeister die Arbeiten vieler Handlanger zu ersparen, und noch vieles, vieles mehr.

Trotz alledem stehen wir vor der Tatsache, daß nach wie vor von den Menschen körperlich enorm gearbeitet wird, ja, daß sie in ihrer großen Masse fleißiger, hastiger und atemloser arbeiten müssen als früher. Es muß also ein logischer Fehler in der ganzen Schlußweise des Aristoteles stecken. Dennoch spukte die Idee dieses Denkers bis in die allerneueste Zeit hinein in den Köpfen verschiedener Schriftsteller: die Goldwin, Hertzka, Fourier, Krapotkin, Bebel, Neupaur, Hansel Truth u. a. Optimisten, Utopisten und Sozialisten glauben, daß im Hinblick auf die mittels der Maschine erzielte Steigerung der Produktivität, bei richtiger oder vielmehr gleichmäßiger Verteilung der Güter, mit täglich zwei bis drei Arbeitsstunden alle herrlich und im Ueberfluß infolge der Abwälzung der körperlichen Arbeit auf die Maschinen leben könnten.

Mit dem Aufkommen einer besonderen Maschinenwissenschaft hat man das Problem: Was ist und was soll die Maschine? wissenschaftlich, unter technologischem Gesichtspunkt, zu lösen versucht. Indessen haben sich die ersten Vertreter dieser Wissenschaft: Carnot, Poncelet, Coriolis, Pambour u. s. w. nur wenig um diese Seite der Maschine gekümmert; sie waren der Hauptsache nach theoretische Mechaniker, d. h. Mathematiker und betrachteten die Maschinen lediglich als Paradigmen der angewandten Mechanik, so als Beispiele nur nebenher — ein Standpunkt, der auch heute noch Anhänger findet. Es ist das Verdienst Ferdinand Redtenbachers, die Maschinenwissenschaft objektiviert zu haben. Waren die Männer der „französischen Schule“ theoretische Mechaniker, so war Redtenbacher in erster Linie Maschinentechniker. Ging man vor ihm von der theoretischen Mechanik aus und sprach man von der Anwendung derselben auf die Maschinen, so machte es Redtenbacher umgekehrt: in richtiger Erkenntnis, daß nicht die Mechanik, sondern die Maschine das Objekt seiner Wissenschaft sei, rückte er die Maschine in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen; sie wurde zum Ausgangspunkt und maßgebend für die Herbeiziehung von Hilfswissenschaften. In der Verselbständigung der Maschinenwissenschaft, in der Befreiung der Maschine von ihrer unrichtigen Unterordnung unter die Mechanik liegen Redtenbachers dauerndste Verdienste, aber auch die Geheimnisse seines Erfolges! Auf dieser Grundlage konnte sein großer Schüler, Franz Reuleaux, weiterbauen.

Als Gelehrter von hervorragender philosophischer Veranlagung strebte er vor allem danach, die Maschinenwissenschaft der Deduktion zu gewinnen; das Mittel hierzu fand er in der Kinematik; diese Wissenschaft mußte der Maschinenwissenschaft einverleibt werden. Nach Reuleaux Lehre ist das Erfinden von Maschinen nicht als eine Art Offenbarung aufzufassen; in jedem Erfinden sei eine mehr oder weniger deutliche logische Gedankenfolge enthalten, die mittels der Kinematik nicht nur erschlossen, sondern auch zwecks Erzielung neuer machinaler Gebilde wiederum aneinandergereiht werden könne; eine Maschine wird deshalb nach Reuleaux Lehre nicht erfunden, sondern „gemacht“. Es handelt sich also bei den Arbeiten Reuleaux um die höchsten Probleme des Menschengeistes. Welche Bedeutung die praktischen Konstrukteure den Reuleauxschen Untersuchungen auch beilegen, dem geistigen Leben haben sie die Erkenntnis gebracht, daß das schier unbegrenzte Gebiet der bewegten Kräfte der fortschreitenden methodischen Einfangung und Nutzbewegung zugänglich ist.

Die Frage „Was ist und was soll die Maschine?“ wird durch Franz Reuleaux streng wissenschaftlich beantwortet; seine Maschinendefinition und das von ihm gefundene Entwicklungsprinzip der Maschine gehören zu den geistreichsten Erkenntnissen in der Geschichte der Maschinenwissenschaft. Reuleaux gibt folgende Definition der Maschine: Eine Maschine ist eine Verbindung widerstandsfähiger Körper, welche so eingerichtet ist, daß mittels derselben mechanische Naturkräfte genötigt werden können, unter bestimmten Bewegungen bestimmte Wirkungen auszuüben. Diese Definition ist streng wissenschaftlich und kinematisch; einwandfrei vom Standpunkt des Bewegungstheoretikers, des Kinematikers. Dasselbe gilt für das von Reuleaux gefundene Entwicklungsprinzip der Maschine. Unter kinematischem Gesichts-

Digitized by Google

punkt findet Reuleaux das wesentliche Merkmal der vollkommeneren Maschine gegenüber ihrer nächstunteren Stufe in der abnehmenden Verwendung des Kraftschlusses bei zunehmender Ersetzung desselben durch den Paarschluß (Vollschluß); mit anderen Worten: während ehedem die gewollte Lage des gehenden Gliedes der Maschine sich durch blinde und unbeeinflußte Naturkraft (Schwere) naturgesetzlich und freiwillig ergab, wird diese Lage in der vollkommeneren Maschine durch eine menschliche Vorrichtung erzwungen. Das kinematische Entwicklungsprinzip der Maschine ist sonach die Bewegungserzwingung. Mit der Maschine will man zunächst Körpern Bewegung erteilt wissen; diese Bewegung soll nach einem bestimmten Plane vor sich gehen, es sollen gewisse Wege unter gewissen Geschwindigkeiten und in gewisser Folge durchlaufen werden, wie es eben dem zu erreichenden Zwecke entspricht.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese rein kinematische Deutung der Maschine und ihres Entwicklungsprinzips uns der Lösung des eingangs erwähnten Problems nicht näher bringt. Eigentümlicherweise und leider hat Reuleaux nur die kinematische Seite der Maschine erklärt. Eigentümlich ist es deshalb, weil Reuleaux in seiner theoretischen Bewegungslehre auch eine besondere, längere Untersuchung bringt über die soziale Seite des Maschinenproblems und auch sonst nie den Stubengelehrten vertreten hat, der über den Rahmen seines begrenzten Fachgebietes nicht hinauszugehen wagt. Reuleaux ist nicht nur Deutschlands größter Kinematiker, er ist derselbe, der seinerzeit als Juror der Philadelphia-Ausstellung durch seine scharfe, aber in vieler Beziehung unanfechtbare Kritik der deutschen Industrie in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, derselbe, der in seinen klassischen „Philadelphia-Briefen" an die Nationalzeitung der deutschen Industrie die Warnung vor „billig und schlecht" zurief und damit das Weitergehen auf abschüssiger Bahn verhütete.

In der Untersuchung über die soziale Seite des Maschinenproblems hebt Reuleaux die tiefen Schatten der Maschinenarbeit für einen großen Teil der arbeitenden Menschheit mit Worten hervor, wie sie beredter und ernster nicht von einem erklärten Sozialisten ausgesprochen sein könnten. Seine Ausführungen liegen über ein Vierteljahrhundert zurück und sind durch die gewaltige Entwicklung der Industrie und der „Arbeiterfrage" noch weit überholt worden. Reuleaux betonte damals schon die auffallende Abnahme in der Geschicklichkeit der Arbeiter, die Konzentration der Industrie u. a. m.; daß es sich um ein soziales Machtproblem und um einen Kampf in der Gesellschaft handelt, ist ihm völlig klar; er spricht in militärischen Ausdrücken, in Schlachtworten von dieser Frage, von Maschinenarmeen, die auf den Weltausstellungen ihre großen Musterungen halten, von industriellen Heerkörpern, die dort ihre Waffen und Equipierungen zeigen. Was der große Kinematiker zur sozialen Frage und zu ihrer Lösung beibringt, ist sehr unzulänglich. Die Erwartung von der Dezentralisation der Industrie durch die Kleinkraftmaschine hat sich als trügerisch erwiesen. Die Geistreichigkeit, mit der aber Reuleaux seine sozialen Deduktionen vortrug, war so fesselnd, daß sein Standpunkt selbst unter den modernen Technikern noch Vertreter findet: Albrecht, Knocke u. a., die sich mit der sozialen Frage beschäftigt haben, fußen auf Reuleaux.

Der Hauptmangel, der die Reuleauxschen Erkenntnisse zur Lösung sozialer Probleme als unzureichend erscheinen läßt, besteht darin, daß sie den Menschen außer Betracht lassen; bei ihnen sind alle maschinalen Vorgänge in erster Reihe Naturprozesse; es gibt von diesem Standpunkt aus nur Stoffe, Kräfte, Verbindungen u. s. w., alles unter der Herrschaft der als gültig erkannten Gesetze stehend.

Wollen wir der Lösung des Problems im Sinne der eingangs erwähnten Richtung näher kommen, so werden wir von dem rein kinematischen, bezw. technologischen Gesichtspunkte abstrahieren müssen; der Mensch muß in den Mittelpunkt unserer Betrachtung gerückt werden, und die Maschine selbst erscheint weniger als mechanisches Gebilde, dessen einzelne Glieder bestimmten mathematischen Gesetzen sich fügen, sondern als Mittel für menschliche Arbeitsleistung. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Maschine als Gegenstand der „Technischen Oekonomik", des jüngsten Zweiges der Nationalökonomie.

Ueberblicken wir die Arbeiten der bedeutenderen Nationalökonomen, so bemerken wir zunächst eine Gruppe, die sich von technisch-ökonomischen Problemen von vornherein ängstlich fernhält. Hierzu gehören fast alle älteren deutschen Nationalökonomen. Die englischen Gelehrten haben sich schon sehr früh mit diesen Dingen beschäftigt, wie die einschlägigen Kapitel der Lehrbücher von Ricardo, Mac Culloch, John Stuart Mill, Torrens, Senior, Babbage, Ure, Chalmers, Chas. Knight u. a. zeigen. Auch in der französischen Literatur finden sich hübsche Untersuchungen, so von Colnard, Turk, Bérenger u. s. w. Von deutschen Nationalökonomen haben sich neuerdings mit dem Maschinenproblem ziemlich eingehend beschäftigt: Herrmann, Passy, Schmoller, Reinhold, Körner, v. Halle, Fischer, Voigt und besonders Werner Sombort. Aber nur wenige von diesen gehen auf den Kernpunkt des Maschinenproblems: „Was ist und was soll die Maschine?", ein, d. h. geben Definition und Entwicklungsprinzip der Maschine. Die einen werfen Geräte, Werkzeuge und Maschinen zusammen; sie sparen sich die Mühe scharfer Begriffsbestimmungen und erklären sie als „subtilités des savants". Wer auf diesem Standpunkt steht, sollte wissenschaftlich überhaupt nicht arbeiten wollen; denn gerade im Hinblick auf die Verschwommenheit der Begriffe auf dem in Frage stehenden Gebiete sollte man der scharfen Begriffsbildung nie aus dem Wege gehen, auch wenn sie große Mühe verursacht; wer über Dinge reden will, muß wenigstens versuchen, sich vorher über deren Wesen vollkommen klar zu werden.

Eine andere Gruppe empfindet wohl das Bedürfnis, einen Unterschied zwischen den verschiedenen Arbeitsmitteln zu machen, spricht sich aber nur verschwommen aus. Hierher gehören die meisten nationalökonomischen Lehrbücher und das vielversprechende Werk von Kraft: System der technischen Arbeit.

Am intensivsten hat sich in neuerer Zeit wohl Sombart mit dem Maschinenproblem beschäftigt. Auf die Frage „Was ist und soll die Maschine?" gibt Sombart eine präzise Antwort, indem er Definition nebst Entwicklungsprinzip unter sozialwissenschaftlichem Gesichtspunkt anführt. Sombart definiert: „Die Maschine ist ein Arbeitsmittel oder ein Komplex von solchen, welches derart eingerichtet ist, daß es eine Arbeit, die sonst der Mensch verrichten müßte, an Stelle des Menschen ausführt, ein Arbeitsmittel also, welches nicht wie das Werkzeug menschliche Arbeit unterstützt, sondern menschliche Arbeit ersetzt." Dem Reuleauxschen allgemeinen Prinzip der Maschine, also der „Bewegungserzwingung", stellt Sombart das von ihm gefundene in kurzem Motto entgegen: „Das allgemeine Prinzip der Maschine ist Arbeitsersetzung."

Die hier von Sombart in kurzen Worten zusammengefaßten Erkenntnisse vom Sein und Sollen der Maschine entsprechen bezüglich ihres Gesichtspunktes zweifellos unseren oben angeführten Forderungen, d. h. sie setzen die menschliche Arbeit mit dem der Natur für unsere Bedürfnisse abzuringenden Erfolg in Beziehung.

So außerordentlich scharfsinnig die Sombartschen Deduktionen auch erscheinen mögen, bei näherer Prüfung erweisen sie sich als unrichtig. Zunächst macht Sombart den Fehler, daß er eine beliebige Erscheinung der Maschine, die menschliche Arbeitsersetzung, verallgemeinert, sie zum allgemeinen Entwicklungsprinzip der Maschine erhebt. Mit demselben Rechte könnte man auch sonstige Erscheinungen der Maschine, so die Automatik, wie dies Reinhold tut, oder die Steigerung der Qualität, Quantität, der Gleich-

förmigkeit des Produktes u. a. m. zum allgemeinen Prinzip der Maschine stempeln; in ökonomischer Beziehung sind diese Momente nicht weniger bedeutungsvoll als die menschliche Arbeitsersetzung. Daß das Sombartsche Prinzip nicht als allgemeines Entwicklungsprinzip der Maschine betrachtet werden kann, ergibt schon eine einfache Ueberlegung: Es gibt heute eine Menge Maschinenkonstruktionen, die in der Hauptsache nur qualifizierte Arbeit leisten, d. h. solche Arbeit, die der Mensch überhaupt gar nicht imstande wäre durchzuführen, z. B. bezüglich der Regelmäßigkeit oder Schnelligkeit der Bewegung, der Feinheit u. s. w. Von einer Ersetzung menschlicher Arbeit kann also hier keine Rede sein. — Aber auch jene Maschinen, die ihren Wert lediglich in der Größe ihrer Pferdekraftzahl besitzen, sind keine Arbeitsmittel, die „eine Arbeit, die sonst der Mensch verrichten müßte, an Stelle des Menschen ausführen". Eine Lokomotive von 1000 Pferdestärken oder ein Dampfschiff von 40,000 Pferdestärken wäre bei Anwendung von Menschenkräften schlechterdings unmöglich; dasselbe gilt von den mächtigen Hilfsmaschinen, Walzwerken, Dampfhämmern u. s. w. In all diesen Fällen ist von einer Ersetzung menschlicher Arbeit keine Rede, denn ohne Dampf würden diese Leistungen überhaupt nicht existieren.

Es ist deshalb falsch, die Ersetzung menschlicher Arbeit allgemein als Entwicklungsprinzip der Maschine aufstellen zu wollen; damit würde deren wirtschaftliche und soziale Bedeutung ebensowenig erklärt werden können wie mit der „Automatik", der „Gleichförmigkeit des Produktes" oder sonstiger sekundärer Erscheinungen der Maschinenarbeit.

Eine möglichst allgemein gültige Definition muß viel weiter gehalten sein und all diese sekundären Momente in einem zusammenfassenden Gesamtbegriff unterzubringen streben. Mir scheint folgende einfache Definition der Maschine ihr eigentliches Wesen am deutlichsten auszudrücken; ich definiere folgendermaßen: „Eine Maschine ist ein von Menschen bedientes Arbeitsmittel oder ein Komplex von solchen zwecks mechanischer Arbeitsrationalisierung, ein Arbeitsmittel also, welches nicht — womit ich die Maschine scharf gegen das Werkzeug abgrenze — den Menschen unterstützt, ihm dient, sondern von ihm bedient wird." Dem Sombartschen Entwicklungsprinzip der Arbeitsersetzung stelle ich das allgemeinere der „mechanischen Arbeitsrationalisierung" entgegen und verstehe darunter die Gesamtheit aller Bestrebungen zur Erzielung vollkommenster Erfüllung des erstrebten Zweckes, also zur Erzielung einer Arbeit, die bezüglich der Qualität, Quantität, Automatik, der Gleichförmigkeit u. s. w. dem gesteckten Ideal am nächsten kommt. Da sich die Arbeitsrationalisierung der verschiedensten Mittel bedient, die auf chemischem, wirtschaftlichem, sozialpolitischem und sonstigem Gebiete liegen, so mußte der Begriff im vorliegenden Problem enger gefaßt und auf das mechanische beschränkt werden. Demnach würde sich die weniger vollkommene Maschine von der vollkommeneren dadurch unterscheiden, daß durch letztere die mechanische Arbeitsrationalisierung in höherem Maße erreicht wird als in der nächstunteren Stufe. Wie die Maschine diese Funktion erfüllt, das zu erforschen und lehrhaft darzustellen ist Aufgabe der Konstruktionslehre.

Von großer theoretischer wie praktischer Bedeutung ist nur die Frage, in welche Gebiete kann die mechanische Arbeitsrationalisierung eindringen und in welche nicht, das heißt mit anderen Worten: welche Arbeitsprozesse können mittels der Maschine bewältigt werden und welche verbleiben dauernd der Handarbeit? Diese Frage ist natürlicherweise schon oft gestellt worden; die Antworten fielen meist sehr verschieden aus. Wie nicht anders zu erwarten war, hat man sich auch hier auf Prophezeiungen eingelassen, ganz ähnlich wie auf dem Gebiete der Handwerkspolitik, als man sich daran machte, ein Verzeichnis aufzustellen über alle jene Handwerke, deren Fortbestand nach menschlicher Voraussicht auf ewige Zeiten gesichert erscheine. Die meisten in den älteren dieser Verzeichnisse genannten Handwerke existieren seit Jahr und Tag nicht mehr. Man wird also gut daran tun, mit Prophezeiungen möglichst wenig zu operieren und sich an Tatsachen zu halten.

Die weitaus größte Wirkung hat die moderne Maschine auf dem Gebiete des Verkehrs erlangt; hier handelt es sich um die Ausführung einer geregelten Ordnung bestimmter Bewegungsvorgänge. Auf dem Gebiete der Industrie ist die Maschine am weitesten in der Textilbranche vorgedrungen. Hier hat sie die größten Wunder bewirkt, weil die Ziehung, Schlichtung, Verspinnung, Verwebung, Rauhung, Pressung u. s. w. der Faserstoffe so weitgehend in gleichmäßig mechanische Bewegungen sich auflösen läßt. Auf allen sonstigen Gebieten, deren Haupttätigkeit eine mehr individuelle ist, begegnen der Maschine große Schwierigkeiten. Man kann deshalb sagen, daß die Maschine im allgemeinen überall da eintreten kann, wo es sich um gleichmäßig sich wiederholende, mit höchster Schnelligkeit sich vollziehende, in mehrfacher Nebeneinanderstellung des angreifenden Maschinenteils gemeinsam zu vollziehende Bewegungen handelt. Sie ist im allgemeinen ausgeschlossen, wo die Kraft jede Sekunde sich dem Wechsel des Stoffes, der Formen, der Angriffsart anpassen muß, wo es sich somit um individuelle Arbeit handelt. Daß es auch hier Ausnahmen gibt, beweist die gegenwärtig sich vollziehende Entwicklung im Bergbau-Maschinenwesen. Vor kurzer Zeit noch meinte selbst Schmoller, daß die Maschine im Bergbau wohl die Hebung, Schleppung und Sortierung übernommen habe, nicht aber die Hauptarbeit, die des Häuers vor Ort, „die stets eine individuelle bleiben wird". Inzwischen sind aber bekanntlich die Schrämmaschinen erfolgreich eingedrungen und sind zur Zeit daran, auch die Häuerarbeit allmählich zu übernehmen. Die Beantwortung der Frage, wo kann die Maschine eindringen und wo nicht? ist wohl mit das Schwierigste, was das Maschinenproblem bietet. Würden sich unsere Maschinenkonstruktionen lediglich auf der Naturnachahmung oder auf bekannten, historisch festgelegten Prinzipien aufbauen, so läge die Sache einfacher. Die Geschichte hat aber gezeigt, daß die Verhältnisse wesentlich anders liegen. Es handelt sich bei der Erfindung moderner Maschinen keineswegs darum, daß die Maschine die Handarbeit oder gar die Natur nachzuahmen versucht, wie dies Kapp in seiner Philosophie der Technik nachweisen wollte, sondern daß sie, wie Reuleaux sagt, „die Aufgabe mit ihren eigenen, von den natürlichen oft völlig verschiedenen Mitteln" zu lösen strebt. Jene Lokomotiven, deren Fortbewegung durch eigentümliche Nachahmung des Pferdeganges erfolgen sollte, haben kaum historische Bedeutung erlangt, und jene Mühlen, in denen man durch Nachahmung der Tätigkeit der menschlichen Zähne die alten Steinmühlen überflügeln zu können glaubte, haben Schiffbruch erlitten. Demgegenüber ist auf die außerordentliche Bedeutung der Nähmaschine zu verweisen. Lange Zeit hat man sich bemüht, eine solche zu konstruieren, indem man die Handnacht zu erzwingen sich abmühte. Das gänzliche Verlassen dieses Weges, das Einführen neuer, der Maschine eigentümlicher Nahtweisen brach mit einemmal den Zauber und ließ die Nähmaschine in kurzer Zeit gelingen. Die Entdeckung und Einführung völlig neuer, menschlicher oder tierischer körperlicher Tätigkeit vollkommen fremder Prinzipien in den Maschinenbau ist es, welche die oben gestellte Frage, in welche Gebiete die Maschine zu dringen vermöge, als vielleicht unbeantwortbar erscheinen läßt.

Die Frage der maschinellen Durchführung von Arbeitsprozessen ist jedoch zuguterletzt nicht nur eine Frage der Mechanik, sondern auch der Arbeitszerlegung. In der Regel kann der eigentliche Maschinenkonstrukteur erst dann intensiv eingreifen, wenn es gelungen ist, den Arbeitsprozeß in Teile zu zerlegen, die nebeneinander ausgeführt werden können. Der Uebergang vom Handarbeitsprozeß zum maschinellen Prozeß erfolgt meist so, daß die Gesamtarbeit so weit geteilt wird, daß die einzelnen Arbeitsverfahren der ausschließlichen Durchführung mittels Spezialmaschinen fähig geworden, d. h. dem Bereich der mensch-

lichen Mitwirkung entzogen sind, jedes einzelne Arbeitsverfahren als isolierter Einzelprozeß erscheint, der als solcher menschlicher Handtätigkeit vollkommen entrückt ist. Und nun, wenn die so ausgebildeten einzelnen Arbeitsverfahren, und zwar alle, nur noch Kraftanstrengung beanspruchen, wird es möglich, sie durch ungeheure Kraftquellen betreiben zu lassen und damit die Produktion weit über das individuelle Können hinaus zu steigern. Wie weit die Zerlegung der Gesamtprozesse in einzelne Arbeitsprozesse fortgeschritten ist, zeigen unsere modernen Industriewerke: In einer Schuhfabrik findet man ca. 40 verschiedene Arten von Arbeitsmaschinen; alle nur zum Ersatz von Pfriemen und Hammer! In einer Lokomotivfabrik geht die Arbeitszerlegung so weit, daß für jede Flächenart und Dimension des Werkstückes, ja für jede Fläche jedes einzelnen Teiles des Werkstückes eigene Arbeitsmaschinen vorhanden sind. Die Zerlegung der modernen Arbeitsprozesse in Teilprozesse hat Hunderte und Tausende von Spezialmaschinen hervorgezaubert, wie umgekehrt auch die Erfindung gewisser Spezialmaschinen wiederum die Möglichkeit eröffnet hat, viele bis dahin als unzerlegbar geltende Arbeitsprozesse in immer mehr Teilprozesse aufzulösen. Die Arbeitszerlegung geht also historisch und praktisch nicht immer der Maschine voraus, vielfach ist es umgekehrt, ermöglicht und erzwingt die Maschine die potenzierteste Anwendung des Prinzips der Arbeitszerlegung; im gegenseitigen Hand in Hand gehen beider liegt das Wesen des Erfolges!

Ich eile nun zum Schluß und komme zurück auf den eingangs zitierten Gedanken des Aristoteles. Bestände das Sombartsche Maschinenentwicklungsprinzip zu Recht und wäre das Arbeitspensum innerhalb der menschlichen Gesellschaft nicht gewachsen, so hätte der Anteil des Menschen an körperlicher Arbeit stetig abnehmen müssen; wir brauchten beispielsweise heute kaum noch ein Drittel so lange zu arbeiten als vor etwa hundert Jahren, denn die den Menschen unterstützende mechanische Kraftsumme ist in dieser Zeit etwa dreimal so rasch gewachsen als die Bevölkerungsziffer. Das Arbeitspensum ist aber in Wirklichkeit stets gewachsen, denn die Geschichte kennt keine Versteinerung der menschlichen Gesellschaft hinsichtlich der Zahl und Art ihrer Bedürfnisse; letztere haben stets zugenommen und sind mit immer höheren Anforderungen an die Maschine herangetreten. Das durch höhere Bedürfnisse verursachte, von der Maschine zu leistende Arbeitspensum steigt aber nicht in demselben Maße; das Arbeitspensum der Maschine erscheint als Patenz des Bedürfniszuwachses! Zur Erzielung der doppelten Geschwindigkeit eines Dampfschiffes beispielsweise ist nicht die doppelte mechanische Arbeit aufzuwenden, sondern mindestens die achtfache. Die Anstrengung und Schwierigkeit auf technischem und wirtschaftlichem Gebiete nimmt in viel höherem Maße zu als der Zuwachs an Bedürfnissen selbst!

So wird denn der Mensch auch in Zukunft trotz aller Maschinen die Hände nicht müßig in den Schoß legen können und die Zahl der untätigen, bloß verzehrenden und genießenden Menschen wird immer kleiner werden. Die Maschine wird und kann die Arbeit nicht verringern; aber sie will und kann sie dem Menschen erleichtern. Uebermäßige, gesundheitsschädliche und erzwungene körperliche Arbeit werden dem Arbeiter immer mehr abgenommen, an Stelle des früheren Knechtetypus ist schon längst ein technisch, geistig, körperlich und moralisch hochstehender Maschinenarbeitertypus getreten; an Stelle der nur körperlichen Arbeit wird im fortgeschrittenen Maschinenzeitalter immer mehr jene mit scharfer Anspannung aller Sinne ausgeführte körperliche Arbeit treten, wie sie etwa der Steuermann des Schiffes, der Maschinist in der elektrischen Zentrale ausübt und die dem Menschen jene eigenartige Prägung gibt, wie wir sie beispielsweise an den kraftstrotzenden Arbeitergestalten Konstantin Meuniers beobachten.

Der Krieg in der Erdliteratur.

Von Dr. Georg Biedenkapp.

Die Dichter sind die Naturforscher des menschlichen Herzens. Wo es bange schlägt oder freudig pocht, wo die weite Welt es engend und sprengend drückt, oder lockend und rauschend beseligt, da begleiten es die Worte der Dichter mit Sprüchen des Lebens und seiner Wahrheiten. Deshalb sind die großen Dichter auch immer die großen Weisen. Sie haben das Ganze des Lebens mit seinen Höhen und Abgründen und nicht etwa nur einen Winkel vor Augen und besitzen den guten Geschmack, lieber die Sphinx und das Rätsel plastisch vor uns hinzustellen als aus blutlosen Begriffen ein bleiches Gedankengespinst zu weben, das keinem Hauch des Lebens, geschweige einem Sturm Trotz bietet.

Unter diesem Gesichtspunkte mag man gut und gern Hunderte von Systemen der Ethik, unbeschadet ihrer relativen Verdienste, gering achten gegenüber den Dichtungen der Erdliteratur, in denen die Fülle der Daseinsrätsel nachdrücklich zu Worte kommt. Ich wüßte aber nicht, wo die Fülle der rätselhaften Gesichte größer sein könnte als da, wo die Menschen die Menschen zerfleischen, wo für das blühende Leben von Tausenden und aber Tausenden der Tag überschrieben ist mit Tod. Dies ist der Fall in Kriegen und Schlachten; und daher mag es auch kein Zufall sein, wenn zu den gewaltigsten und tiefsten Dichtungen unserer Erdliteratur gerade solche gehören, die Kriege und Schlachten entweder zum Inhalt oder zum bedeutsamen Rahmen haben. Selbst die Dichtungen, die ihre zwei- oder dreitausend Jahre alt sind, haben deshalb nichts an Bedeutung für die Gegenwart verloren. Wenn wir auch heute nicht mit Schwert und Lanze Brust an Brust um den Sieg kämpfen, so geschieht es doch gleich unerbittlich mit anderen Waffen und auf andere Weise, und selbst wo kein sichtbarer Kriegszustand herrscht, ist er doch unsichtbar vorhanden. Der Kampf um die Existenz, um den Vorrang, um den Ruhm, um die gesellschaftliche Stellung, ist nur ein in die Länge gezogener Krieg, und wenn wir unser verfeinertes Empfinden in Betracht ziehen, so brauchen wir die Schicksale der homerischen Helden nicht für härter und schrecklicher zu halten als unsere eigenen. Man sehe doch nur, mit welch durchbohrenden Worten und schneidenden Ausfällen selbst Gelehrte gegeneinander wüten können, während sie vielleicht beide für das Ideal des ewigen Friedens „streiten", ferner wie ein verfeinerter Kannibalismus sich in den verschiedensten öffentlichen Erscheinungen nachweisen läßt. Alsdann wird man zugestehen, daß sich seit zweitausend bis dreitausend Jahren wohl die Formen, aber nicht allzusehr die Stoffe geändert haben. Zieht man, wie billig, die hunderttausend Jahre vorgeschichtlicher Entwicklung des Menschen in Betracht, dann hat Homer gestern, Darwin heute gelebt; die dreitausend Jahre zwischen ihnen sind wie ein Tag.

In gewissem Sinne steht sogar Homer, der Sänger der Kämpfe vor Ilion, über Darwin, dem Lehrer des Kampfes ums Dasein. Beide lehren, daß das Leben auf Kampf gestellt ist, beide lassen durchblicken, wie vieles an diesem Menschen noch Tier ist. Gelöst hat Darwin das Rätsel des Lebens aber so wenig wie Homer. Fragen wir jedoch, wer das Lebensrätsel tiefer und seiner erfaßte und bestimmter den Typus des Daseinsberechtigteren zeichnete, so kann die Antwort nur lauten: der Dichter der Ilias, dieses „heiligen Buches" der Griechen, den selbst ein Sokrates und Plato zitierten. Schon der römische Dichter Horatius sagt, daß Homer besser als ein Schulphilosoph lehre, was gut und böse, was edel und gemein sei, und es ist kümmerlich, wenn man die Geschichte der abendländischen Philosophie mit Thales von Milet beginnen läßt, statt mit dem großen Dichter, dem wir unendlich viel mehr Weisheit verdanken. Ebenso kümmerlich ist das Gerede von der Kindlichkeit und Naivetät Homers. Dieser große Realist, der so tiefergreifend die Tragik des Kindertodes, das Los der Witwen und Waisen, so zart das Verhältnis liebender Gatten, so warnend das Schicksal der Ruhmsucht,

so ironisch den Schnickschnack der Götter schildert, dieser Realist konnte nur von solchen kindlich genannt werden, die ihn als Kinder und Schüler, nicht aber als reife und vom Schicksal schon geprüfte Männer gelesen haben. Homer hat an seine Götter, die er zur Verbrämung und Verknüpfung zeitlich und örtlich verschiedener Handlungen braucht, vermutlich so wenig geglaubt, wie etwa der britische Dichter Shelley an die Feenkönigin Mab, der er seine Weltanschauung in den Mund legt. Dazu hat der antike Dichter viel zu tief das Leben und seine Gegensätze durchschaut, und viel zu drastisch aus dem dunklen Hintergrund mörderischer Feldschlachten die Liebe zu Weib und Kind hervortreten lassen, als daß man diesem tiefen Denker den Glauben an die so menschlich gearteten Götter zuschreiben dürfte. Wie hätte anders auch Schiller in Bezug auf Homer sagen können: „Lang ehe Weise ihren Ausspruch wagen, löst eine Ilias des Schicksals Rätselfrage der jugendlichen Vorwelt auf"?

Der Erste sein und alle überragen; das ist das Ideal der homerischen Helden, Ruhm und Ehre erlangen ihr oberstes Gebot. Wie Achill den Ruhm früherer Helden besingt, so will er auch selber besungen werden. Schönheit, Kraft und Klugheit werden gepriesen, aber auch Barmherzigkeit und Versöhnlichkeit. Auch die Fremden und Bettler stammen ja, homerisch gesprochen, von Gott. Selbst wenn man die Frage stellen wollte, ob Homer von sozialem Geiste erfüllt sei, ließe sich eine befriedigende Antwort finden. Wem Ruhm und Ehre so hoch stehen, wie einem Achill oder Hektor, wer so gewaltig um das Lob der Mitwelt und Nachwelt ringt, der mag ein Narr sein, aber er ist sozial und in gutem Sinn ein Hirte des Volkes. „Wie ein Vater so gütig" war Odysseus zu den Leuten seines Inselreichs, und Hektor empfindet die tiefsten Gewissensbisse über einen unklugen Ratschluß, der vielen Trojanern das Leben kostete, ja gerade deswegen stellt er sich dem grimmen Peliden zum Kampf. Deshalb darf man wohl die Behauptung wagen, daß Homer immer noch modern ist, so modern wie jemals, freilich wird man ihn heute nur noch in Auswahl der schönsten Stellen genießen können.

Noch heute modern, das gilt aber auch von der Bhagavadgita, jener indischen Dichtung, in der angesichts zweier zur Schlacht aufgestellten Heere philosophiert wird. Es ist ein Krieg zwischen Blutsverwandten, und deshalb gerät vor dem Kampf der Führer des einen Heeres in einen schweren Streit mit seinem eigenen Gewissen. Schon will er auf Schlacht und Sieg verzichten, da belehrt ihn aber sein Wagenlenker, der eine Verkörperung des höchsten Weltwesens ist, er müsse nach den Lehren der Samkhya- und Yogaphilosophie unbedingt kämpfen. Diese Lehre erfährt viele Einwände seitens des Heerführers und diese Einwände erfahren Widerlegungen seitens der Gottheit und aus diesen Einwänden und Widerlegungen bestehen die Gesänge der Dichtung. Daß ihr Verfasser ein Philosoph war, bezeugt schon die Einrahmung: vor der Schlacht, angesichts der kampfbereiten Heere eine Erörterung über die Rätsel des Daseins! Die Gottheit, die zunächst nur als Freund und Wagenlenker spricht, offenbart sich einen Augenblick auch in einer Gestalt, die das allumfassende Sein spiegelt und zu der auch Mordgetümmel der Schlacht gehört. Nachdem diese Gestalt als eine mit vielen Armen, unzähligen Brüsten, vielen Augen, als „Allerhalter" und „Weltuntergrund", als unendlich und lichterfüllt geschildert worden ist, heißt es weiter offenbar mit Bezug auf den Krieg:

Es starren deine Zähne mir entgegen
Und deinem Mund entströmt der Weltenbrand.
Die Sinne schwinden mir, mich faßt Entsetzen,
Sei gnädig mir, o großer Herr der Welt!

Die Feinde und die besten Krieger des eigenen Heeres, so heißt es weiter:

Verschwinden all' in deinem fürchterlichen Schlund.
Im Rachen, der von scharfen Zähnen starrt.
Ach! Viele seh' ich mit zermalmten Gliedern
In dieser Zähne Zwischenräume hängen.

Wie die Flüsse ins Meer und die Mücken in die Flammen, so stürzen die Menschen in den Schlachtentod. Und weiter spricht der Heerführer zu dem göttlichen, in Alles spiegelnder Gestalt erscheinenden Wesen:

Verschlingend schlürfst du alle Sterblichen
O Herr! mit deinen Flammenlippen auf;
Dein Licht durchdringt das Weltall und es sengen
Verderbenbringend, Wischnu, deine Strahlen.

Wischnu ist hier die höchste, allumfassende Gottheit. Sie fordert den frommen Heerführer auf, getrosten Mutes zu kämpfen, der Sieg sei ihm bestimmt, und kämpfen müsse er unbedingt als Angehöriger der Kriegerkaste, deren oberstes unverletzbares Gebot die Bewahrung der Ehre und des Ruhmes sei. Es ist merkwürdig, wie der gedankenreiche und tiefsinnige über die Voraussetzung nicht hinwegkommt, daß die Kastenordnung etwas Heiliges und Ewiges sei, mithin auch die Ehre des Kriegerstandes und seine Pflicht, kämpfen zu müssen. Im übrigen läuft die ganze Philosophie der Bhagavadgita darauf hinaus, daß das ganze Welttreiben, Friede und Krieg, Leid und Lust nur ein Vor- und Schattenspiel, ein Traum, aber keine Realität letzter Instanz sei. Die Welt ist ein Gaukelwerk, wir Menschen sind nirgends die eigentlichen Täter unserer Taten, sondern nur gewissermaßen Morionetten, die sich einbilden, zu schieben, wo sie geschoben werden. Wohl dem, der sich aus dem Mummenschanz der Welt auf sich selbst besinnt, Wunsch und Begierde fahren läßt und den Geist nur auf das Ewige und Unvergängliche, über Sein und Nichtsein erhabene Ding an sich richtet, seine Pflichten je nach Zugehörigkeit zu einer Kaste erfüllt, aber stets gleichmütig und gleichgültig gegenüber dem Erfolg bleibt, bestehe er nun in Genüssen oder Versagungen. Es ist im großen und ganzen Kantische Philosophie zweitausend und mehr Jahre vor Kant: unbedingte Pflichterfüllung, Entsagung und Konzentration des Geistes auf den Urgrund alles Seins, auf das Ding an sich, auf das höchste Weltwesen, von dem wir nur wissen, daß es jenseit aller menschlichen Vorstellungen, aber identisch mit unserer vorstellenden Seele ist. So wird angesichts der kampfbereiten Heere und der Greuel der Schlacht die Versöhnung mit dem Dasein durch den Hinweis auf die Nichtigkeit dieses Daseins gewonnen. Stichhaltig und endgültig zufriedenstellend ist die Logik dieser Dichtung und ihrer Philosophie keineswegs, so wenig wie die Metaphysik eines Kant oder Schopenhauer. Trotzdem ist der ganze Geist, den die Bhagavadgita atmet, äußerst philosophisch und erhaben, im einzelnen finden sich verblüffende Vorwegnahmen der modernsten Welt- und Seelenphysik.

Es würde sich lohnen, aber hier den gegebenen Raum überschreiten, die Tragik des Krieges und gewissermaßen die Philosophie des Krieges in Schillers Wallenstein zu untersuchen, das Schicksal von Max und Thekla mit dem Hektors und Andromaches zu vergleichen und die Verse des Reiterliedes:

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann!

sowie:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

mit dem Faustischen Wort zu vergleichen:

Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Jedoch glaube ich, daß nach der Ilias und der Bhagavadgita am würdigsten Byrons „Don Juan" zur Hand genommen würde, der eine entschiedene Kritik und Verwerfung des Krieges enthält, soweit es sich nicht um Kriege für Freiheit und Gerechtigkeit handelt. Gerade gegenwärtig, wo die Russen wieder im Krieg begriffen sind, hat es einen besonderen Reiz, den siebenten und achten Gesang des „Don Juan" zu lesen, in welchem die Erstürmung der türkischen Festung Ismail mit vielen satirischen Seitenhieben geschildert wird.

Byron apostrophiert gelegentlich auch den alten Homer:

Mit dir sich messen wollen, wär so klug
Als wäß ein Bach sich mit des Weltmeers Flut,
Wohl aber tun wir's euch noch gleich an Blut.

Der britische Dichter und Königssproß will nur Kriege für Freiheit und Recht gelten lassen, den ruchlosen Eroberer höhnt er mit folgenden Versen:

Und zieht man einst die Summ' all' seiner Siege
Für Menschenglück, so findet man, er war
Ein großer Schlächter, welche junge Toren
So blendete, daß sie den Kopf verloren.

Byron wird nicht müde, die falsche und hirnlose Ruhmsucht zu verspotten. An verschiedenen Beispielen zeigt er, daß es um das Berühmtwerden sehr schlecht und verkehrt in der Welt bestellt ist. Byron sucht mit den Pfeilen des Spottes ganz dasselbe zu erreichen, was Homer rein durch objektive Darstellung des Schicksals einer Ruhmdürstigen in der Doloneia bewirkt. Bezeichnend für den vielverlästerten britischen Dichter und Freiheitskämpfer ist der Vers:

Das Trocknen einer Trän' ist wahrer Ehre
Näher als das Vergießen blut'ger Meere.

Ich wüßte kaum einen größeren literarischen Genuß, als abwechselnd die schönsten Stellen aus Homer, Bhagavadgita und Don Juan zu lesen, diesen Dichtungen der Erdliteratur, in denen die Bluträtsel des Daseins zur vollendetsten Anschaulichkeit gelangen.

Bücher und Zeitschriften.

Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. Verlag von O. Liebmann, Berlin. Preis 3.50 M.

Eine ausgezeichnete Arbeit. Die Verfasserin, die sich seit Jahren aus der Agitation zurückgezogen hat, und nach ihrem großen Erfolge auf dem sechsten evangelisch-sozialen Kongreß kaum mehr als Rednerin in der Oeffentlichkeit aufgetreten ist, bereichert die Frauenbewegung um ein Werk, welches auf dem knappen Raum von 166 Seiten eine Fülle wertvollen, bis jetzt noch nicht verwendeten statistischen Materials und im Anschluß daran eine gründlich eindringende, von reifster Erkenntnis erfüllte Darstellung der in der Frauenbewegung enthaltenen Weltanschauung bietet.

Frau Gnauck gibt unter anderem tabellarische Zusammenstellungen der in den verschiedenen deutschen Staaten vorkommenden Selbstmorde des weiblichen Geschlechts und suchte die Beziehungen der Zahl dieser Selbstmörderinnen zur Bevölkerungsdichtigkeit, zur Konfession, zu der Zahl der unehelichen Geburten u. s. w. auf. Der Altersaufbau des weiblichen Geschlechts, seine Beteiligung am Ehebruch, am Erwerb, sowie die Konkurrenz der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkte werden uns durch prägnante Gruppierung der Tatsachen vorgeführt. Ein vorzüglicher geschichtlicher Abriß der Ursachen der Frauenbewegung geht dem statistischen Teil des Buches voraus; ein höchst lesenswertes letztes Kapitel bespricht die „Folgerungen", die sich aus all den angeführten Zahlen ergeben. Die Verfasserin ist eine von denen, die bis auf den Grund ihres Herzens durchdrungen sind von der Ueberzeugung, daß das Heil der Frauenbewegung in der Stärkung und Befreiung der weiblichen Eigenart ruht, nicht in der Verähnlichung, sondern in der Differenzierung der Geschlechter. Mann und Weib sind zwei verschiedene Verkörperungen der göttlichen Menschheitsidee; verschieden, damit sie sich ergänzen; zwei Typen, die, miteinander verglichen, aber nicht aneinander gemessen werden können. Alle Rangstreitigkeiten, alle Untersuchungen, welches von beiden Geschlechtern das höhere sei, haben keinen Wert.

Die Auffassung, die sich auf die biblische Legende stützt und davon ausgeht, daß Gott bei der Schaffung des Weibes keinen neuen Menschen, sondern nur mehr einen Abguß des ersten geschaffen habe, „macht Gott zum altgewordenen Künstler, dessen Schaffenskraft versiegt und der sich deshalb aufs Kopieren legt."

Die Sympathie der Verfasserin für den Katholizismus, dem sie seit einigen Jahren angehört, prägt sich in der warmen Verteidigung des klösterlichen Lebens aus. Dort findet nach ihrer Ueberzeugung die alleinstehende Frau in vollkommenster Weise die Befriedigung des tief in jeder Menschenseele schlummernden Bedürfnisses nach „Vollendung in Gemeinschaft".

J. Fr.

Ranken. Gedichte von Adolf Bekk. Mit dem Porträt des Dichters. Dritte, vermehrte Auflage. Wien und Leipzig. A. Hartlebens Verlag.

Inmitten des wechselvollen Experimentierens in der modernen Lyrik begegnet man von Zeit zu Zeit gerne einem Manne wie Adolf Bekk. Unbekümmert um die neuen Pfadfinder schlägt er bekannte Wege ein. Aber seine poetische Begabung ist ursprünglich und reich genug, um seinen Gedichten den Wert individueller, persönlicher Kunst zu sichern. Bekk ist ein echt deutscher Dichter. Dem deutschen Lande mit all seinen Schönheiten in Berg und Tal, dem deutschen Geist, deutscher Kunst, und vor allem der deutschen Frau singt er zu Ruhm und Ehr'; die Macht der Liebe gilt ihm als das Höchste. Seine Gesänge zeigen vielfach Verwandtschaft mit dem deutschen Volkslied. Das kleine Epos „Schön Elsy" ahmt in den Grenzen der modernen Sprache den Ton mittelalterlicher Dichtungen glücklich nach. Gemütstiefe, schwungvolle Begeisterung, gesunde, edle Männlichkeit zeichnen allgemein Bekks formensichere Gedichte aus. Am höchsten erhebt sich der Dichter wohl in dem machtvollen „Flammenurteil". Neben einer solchen wuchtigen Ballade weiß er aber auch ansprechende Lieder voll frischer Anmut zu gestalten. Eine Probe mag dafür sprechen.

Glück.

Schlich im Feld, und Aehren ließ ich
Prüfend gleiten durch die Hand,
Eine blaue, liebe blaue
Blume da mein eigen fand.

Ging am Weg, ein Folter hob sich
Goldig prunkend von dem Sand,
Schwankte, schwebte, faß und bebte,
Wo ein Wunderkleeblatt stand.

Klomm zu Berge, blicken wollt' ich
Wie der Adler übers Land,
Eine Quelle rief so helle,
Schlang zu Tal ihr Silberband.

Schritt im Wald, zu lesen dacht' ich
In dem Buche voll Verstand,
Und ein kleines, süßes kleines
Liedchen schrieb ich an den Rand.

Stehen auch nicht alle Gedichte Bekks auf gleicher Höhe, so bringt ihre Lektüre immerhin reichen Genuß. Die „Ranken" des Salzburger Poeten, denen bei ihrer neuen Auflage eine geschmackvolle Ausstattung zuteil wurde, dürfen einer günstigen Aufnahme bei den Lesern gewiß sein.

Dr. Arnulf Sonntag.

Aus der modernen englischen Literatur. Von Sir John Lubbock, dem Verfasser der vielgelesenen Schriften The Pleasures of Life, The Use of Life und The Beauties of Nature ist soeben bei Tauchnitz eine Sammlung von Essays und Addresses erschienen, in denen der vielseitige Politiker, Gelehrte und Geldmann sich über die modernen politischen, sozialen und religiösen Fragen seines Landes, über Erziehung und über berühmte Leute hören läßt. Man kann viel neue, genaue Einzelheiten da erfahren, man vermißt zuweilen einen zusammenhängenden Gesichtspunkt. Mit großer Wärme aber tritt Lubbock auf in seinen Reden On Bank Holidays und On the Early Closing Bill, beides Kinder seiner besonderen Bemühungen im Parliament. Denn es liegt Lubbock viel daran, daß jedes Mensch Mensch sein und teilnehmen darf an den Schätzen, die für alle ausgebreitet liegen in der Natur und in den Erzeugnissen der Literatur. Daß jedermann daran Freude und Verständnis gewinne und damit sein Leben reich

und inhaltvoll und sich selbst zu etwas mehr als bloße Arbeitsmaschine mache, dieser Gesichtspunkt tritt immer wieder in den Vordergrund in den Reden On Education, On The Study of Nature und noch manchen anderen; besonders auch in den Gedächtnisreden für Huxley, Jefferies und Ruskin, die dem selbst in die Wunder der Natur so wohl Eingeweihten natürlich ganz besonders für seine Ideen zu Hilfe kommen. Man wird vielleicht unter den fünfzehn Aufsätzen und Reden am liebsten zuerst die in Birmingham gehaltene Rede über Ruskin lesen, weil man bei aller gegenseitigen Bewunderung eine gewisse Rivalität zwischen den beiden Naturgelehrten wittert, und diese zeigt sich in der Rede auch. Ruskin sieht eben die Natur mit Künstleraugen an, die fehlen Sir John Lubbock; sonst hätte er wohl in seinem Glückwunsch für die 12 ersten Mitglieder des neu gestifteten Order of Merit den großen und tiefen Maler G. F. Watts etwas besser bedacht. Dagegen begegnen sich Sir John Lubbock und Ruskin in ihrem Wunsche nach einer freieren, tieferen Auffassung der Religion, dem Lubbock sehr schönen Ausdruck verleiht in der letzten Rede der neuen Sammlung: Address to the Churchmen's Union and es gibt wohl beider Grundsatz für jede Seite ihres so reichen Lebens wieder, wenn Lubbock das schöne Wort von Augustin anführt: „Laßt andere sich streiten, ich will staunen!"

-nt.

Bibliographie der deutschen Universitäten. Zu der unlängst von uns gebrachten Besprechung des hier genannten Werkes schickt uns der Herausgeber, Herr Bibliotheksdirektor Dr. W. Erman in Breslau, folgende Berichtigung:

In der in Nr. 105 der Beilage enthaltenen Besprechung des ersten Bandes der „Bibliographie der Deutschen Universitäten" vermißt Hr. Dr. E. Roth ein „Verfasserverzeichnis". Wie bei einem Werke dieser Art doch wohl eigentlich selbstverständlich ist, wie aber Hr. Dr. Roth auch aus einem ausdrücklichen Hinweis auf Seite XX hätte ersehen können, ist ein Registerband in Vorbereitung. Da die Register nicht die einzelnen Bände getrennt, sondern, was doch allein zweckmäßig ist, das ganze Werk gemeinsam umfassen, kann der Registerband erst nach Abschluß des zweiten Hauptteils erscheinen. Er wird nicht nur ein Verfasser- und Titelregister, sondern auch ein Sachregister enthalten.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Wiederherstellung des Erechtheions.

γ. Die schon vor längerer Zeit angekündigte Wiederherstellung des Erechtheions auf der Akropolis von Athen ist nun von dem griechischen Baumeister Balanos zu einem guten Ende geführt worden. Da die Bauteile noch zum größten Teil auf dem Boden verstreut lagen, so hat man nur wenig Ersatzstücke gebraucht. Sehr wertvoll ist es, daß sich sogar die prächtige Kassettendecke wieder herrichten ließ. Und eben diese Wiederherstellung brachte eine wichtige Lehre. Es zeigte sich nämlich, daß eine Kassette fehlte und daß sie auch im Altertum nicht vorhanden gewesen war. Daraus ging hervor, daß hier ein lichter Raum in dem Dache war, der dazu freigelassen war, um etwas, was darunter stand, unter freiem Himmel zu lassen. Es ist bekannt, daß z. B. Stellen, die vom Blitze getroffen waren, nicht überdeckt werden durften. Man erinnerte sich nun sofort daran, daß das Dreizackmal des Poseidon, das beim Streite dieses Gottes und der Athene um die Burg in den Fels gehauen wurde, von vielen ganz in der Nähe dieser Stelle gesucht worden ist. Nun lieferte also die fehlende Kassette ein vorzügliches Merkmal zur Wiederauffindung des richtigen Ortes. Das Gesamtergebnis ist also dieses, daß in der westlichen Hälfte des Erechtheions Poseidon seinen Sitz hatte, während die Osthälfte den beiden Beisitzern der Athene, dem Hephaistos und dem Erechtheus, geweiht war. Die glückliche Erschließung und Wiederherstellung des Gebäudes wird wohl einen der Hauptanziehungspunkte für die Besucher des großen Archäologen-Kongresses bilden, welcher Ostern 1905 in Athen abgehalten werden soll.

*

Der gesundheitliche Wert künstlicher Genußmittel.

In der Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie erörtert Dr. K. Beerwald (Berlin) die Frage, wie weit künstliche Genußmittel zur Ernährung des Menschen beitragen können. Er verweist zunächst auf die Arbeiten anderer Forscher, die den wohltätigen Einfluß von Genußmitteln oder, wie man fast gleichbedeutend sagen kann, von Gewürzen auf den Ernährungsvorgang festgestellt haben. Es kann jetzt als sicher gelten, daß kein Mensch auf die Dauer eine Kost vertragen könnte, die nur aus den eben notwendigen Stoffen (Eiweiß, Fetten, Kohlenwasserstoffen, Salzen, Wasser) bestünde, auch wenn diese in genügender Menge und in richtigem Mischungsverhältnis verabreicht würden. Die Genußmittel müssen hinzukommen zur unmittelbaren oder mittelbaren Anregung der Nerven; erstere geschieht durch die direkte Einwirkung auf die Geruchs-, Geschmacks- und Verdauungsnerven, letztere durch die anreizende Wirkung nach ihrem Uebergang ins Blut. Dr. Beerwald beschäftigt sich dann im besonderen mit dem Fleischextrakt und Präparaten von angeblich ähnlicher Verwendungsfähigkeit, um einige weitverbreitete Irrtümer zu beseitigen. Fleischextrakte wurden schon vor langer Zeit bereitet, haben aber bekanntlich erst durch Liebig ihre große Bedeutung für fast jeden Haushalt gewonnen. Es ist nun aber selbst bei dem besten Fleischextrakt verkehrt, auf seinen Nährwert besondere Stücke zu halten. Es bleibt dabei, daß eine nur aus Fleisch und Wasser bereitete Suppe kaum als ein Nahrungsmittel betrachtet werden kann. Auch Liebig hat sich bereits in diesem Sinne ausgesprochen. Der Hauptnutzen liegt eben in der Kräftigung des Geschmackes, indem der Fleischextrakt die Mund- und Magenschleimhaut stark anregt. Darin wird er auch keinesfalls von einem der Hefepräparate erreicht, die jetzt unter allen möglichen Namen als Ersatzmittel für den ziemlich teueren Fleischextrakt angepriesen werden; gibt es doch sogar schon „pflanzliche Fleischextrakte" in der Reklame. Alle diese können weder für sich allein kräftige Suppen geben, noch als Würze den Fleischextrakt ersetzen. Ein bestimmter Wert ist einigen von ihnen nur als Mittel zur Verbesserung des Geschmackes zuzuerkennen, durchaus nicht aber irgendwelche Nährkraft.

*

Degeneriert unser Nervensystem?

Auf diese aktuelle Frage hat sich Professor Dr. Hermann Munk in Berlin dem Herausgeber der demnächst erscheinenden populär-medizinischen Wochenschrift Medizinische Blätter, Herrn Arthur Kirchhaff, gegenüber eingehend geäußert. Wir entnehmen dem uns zur Verfügung gestellten Aufsatz die folgenden wichtigen Stellen: „Man hat vielfach für die auffallende Abnahme der Widerstandskraft die vermeintliche Ueberhandnahme des Konsums gewisser Genußmittel — Alkohol, Kaffee und Tabak — verantwortlich gemacht; aber diese Genußmittel haben ihre Wirkung früher ebenso entfaltet wie jetzt, im Gegenteil, der Tabakgenuß nimmt sehr ab, ebenso der Konsum des Bohnenkaffees und im großen ganzen wohl auch der Alkoholgenuß; man darf sagen, daß im allgemeinen die Lebenshaltung der breiten Massen gegen früher eine wesentlich bessere geworden ist. Mit Recht hat man gegen die schweren Schädigungen, die der unmäßige Gebrauch dieser Genußmittel, namentlich aber der des Alkohols, zur Folge hat, in entschiedener Weise Front gemacht, mit Unrecht aber verlangt man heute gar vollständige Abstinenz, vollkommene Enthaltsamkeit von all diesen Genußmitteln. Man übertreibt da neuerdings, namentlich in Bezug auf den Alkohol. Freilich wird nicht nur jedes Genußmittel, sondern auch jedes Nahrungsmittel übermäßig genossen für den Körper schädlich, aber eben nur das Uebermaß. Daß Alkohol in jeder Form und in jeder Quantität ein Gift sei, wie neuerdings vielfach behauptet wird, kann man direkt bestreiten; das Schlimme ist nur, daß sich die Menschen verleiten lassen, mehr zu trinken als ihnen bekommt. Und daher kehrt immer dieselbe Erscheinung wieder, die auf allen Gebieten des Lebens die gleiche

ist; wenn irgend etwas erreicht oder durchgesetzt werden soll, muß es übertrieben werden! — Wären die Menschen klug genug, einzusehen, daß Maßhalten in allen Dingen die Quintessenz einer vernünftigen Lebensführung ist und die beste Gewähr für ein körperliches Wohlbefinden, dann würde man nicht nötig haben, ihnen ihre kleinen Freuden ganz zu nehmen. Was den Alkohol und speziell den Biergenuß betrifft, so darf wohl das eine heute als feststehend angesehen werden, daß Alkohol in kleinen Mengen im Körper vollständig verbrannt und wieder ausgeschieden wird, also absolut unschädlich ist, ja daß er im Gegenteil in kleinen Mengen die Verdauung direkt fördert, indem er anregend auf die Absonderung der Nahrungssäfte wirkt. Ob der Alkohol in diesen kleinen Mengen auch noch als Nahrungsmittel dem Körper zugute kommt, oder ob er nur verbrannt wird, ohne daß dadurch dem Körper etwas erspart wird, darüber sind die Meinungen der Physiologen noch geteilt, es ist aber vom praktischen Standpunkte aus auch ohne Belang. Daß aber speziell der Biergenuß auf den Stoffwechsel einen unverkennbaren Einfluß ausübt, das sehen wir an den starken Fettdepots, welche die Süddeutschen sich durch ihren Biergenuß anlegen. Auch ist es ja allgemein bekannt, daß, wenn wir einen Menschen fett machen wollen, wir ihm Bier verabreichen und andrerseits es verbieten, wenn er mager werden soll. Jedenfalls darf man wohl behaupten, daß das Bier in kleinen Quantitäten genossen dem Körper nur nützlich ist, besonders nützlich als Würze."

*

Kleinere Mitteilungen.

dr. Der 1000. Studenl in Jena. Was die Universität Königsberg für dieses Semester mitteilen konnte, die Erhöhung der Besuchsziffer über 1000, meldet nun auch Jena unterm 16. Mai, wo die Immatrikulationen geschlossen sind. Es sind 1026 Studenten, die diesen Sommer die Jenaer Hochschule besuchen, eine Zahl, die sie noch nicht erreicht hatte, mit Hörern sogar 1092, darunter 26 Damen. Der landschaftliche Reiz der Thüringer Universitätsstadt, ihr frischfröhliches Leben und die natürlichen Vorzüge einer kleinen Universität haben das ihrige dazu beigetragen, die Anziehungskraft Jenas auf die studierende Jugend zu erhöhen. Als 1000. Student ist eingeschrieben: stud. jur. Gustav Bösemann aus Hildburghausen, der Sohn einer Lehrerswitwe. Der Universitätsbuchdrucker Dr. Neuenhahn hat demselben eine goldene Uhr mit Gravierung gestiftet.

* Todesfälle. In Lausanne ist Paul Chappuis, Professor der Theologie an der dortigen Universität, in Paris der Mathematiker Emil Sarrau, Professor an der Ecole Polytechnique und Mitglied der Académie des Sciences, gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, hat Prof. Dr. H. Blach den Ruf an die Universität Utrecht auf den Lehrstuhl für neuere Geschichte angenommen.

hc. **Bonn.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. Franz Bücheler ist zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam ernannt worden. Bücheler ist bereits u. a. Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften (seit 1888), des Institut de France, der Kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, der Kais. russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und der Wiener Akademie der Wissenschaften.

* **Berlin.** Der Hilfsbibliothekar an der hiesigen königl. Bibliothek Dr. Bteich ist zum Bibliothekar an der Berliner Universitätsbibliothek ernannt worden.

h.c. **Kiel.** Mit einer Antrittsvorlesung über: „Die Bewegungen der Himmelskörper" hat sich der bisherige Privatdozent für Astronomie an der Universität Lund in Schweden, Dr. Saanle Elis Strömgren in gleicher Eigenschaft in die philosophische Falultät der hiesigen Universität eingeführt.

h.c. **Rostock.** Dem Privatdozenten für Physik an der hiesigen Universität Dr. phil. Gottfried Kümmell ist der Professor-Titel verliehen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Roener: Dietrich Hellwags Sieg. Roman. Stuttgart etc. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 220 S. — Hene Olden: Hermann und Walther Soltau. Roman. Ebenda. 432 S. — Des Bayertsche Gesetz die öffentliche Armen- und Krankenpflege betr. vom 29. April 1869. Handausg. m. Einl. etc. von Julius Henle, Regierungsrat. 2., durchges. u. erg. Aufl. München 1904. C. H. Beck. 157 S. — Das Polizeistrafgesetzbuch f. d. Königreich Bayern. (1.—4. Aufl. bearb. von Dr. Jul. v. Staudinger †.) 5. Aufl., völlig neu bearb. von Hermann Schnitt, kgl. Landgerichtsrat in Amberg. Ebenda 1904. 172 S. — Von Ganghofers Kommentar zum Forstgesetz f. d. Königreich Bayern. M. Einschaltung der Vollzugsvorschriften und einem Anhang, enthaltend das pfälzische Forststrafgesetz. In 4. Auflage vollständig neu bearbeitet von Ernst Weber, kgl. Forstmeister in Stadtsteinach. Ebenda 1904. 511 S. — Aug. Schneider und Louis Dahlhelm: Usancen der Berliner Fondshörse. Ein Handbuch zum praktischen Gebrauch für Börsen-Interessenten. 12. verm. u. verb. Aufl. Berlin 1904. Ferd. Dümmler. 190 S. etc. — P. P. Chrusen: Johanniszauber. Ein Schelmenspiel. (Landschaftstheater.) Berlin 1904. J. Harrwitz Nachf. 77 S. — Hans Lenss: Aus dem Zuchthause. 3. Aufl. Kritik und Gegenkritik. Berlin 1904. Johannes Räde. 29 S. — Karl Schweninger, k. bayer. Oberst a. D.: „Unsere Pioniere." Eine historische und organisatorische Studie für Offiziere aller Waffen. Berlin 1904. A. Bath. 92 S. — Arthur Eloesser: Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich. Berlin 1904. S. Fischer. 300 S. — A. v. P., Oberstleutnant: Der Leutnant als militärischer Kasernen-Vorsteher. Aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Berlin 1904. Liebel. 9 S. — Dr. L. Sander: Zur Lage in Südwestafrika. (Vortrag, gehalten am 8. Februar 1904 in der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.) Berlin 1904. Baensch. 20 S. — Richard Muther: Rembrandt. Ein Künstlerleben. Mit 30 Abbildungen. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 52 S. — Hans Blum: Die Ueberbande. Kriminalroman, frei nach den Akten erzählt. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 274 S. — Erich Kahler: Syrinx. Gedichte. Leipzig-Reudnitz. Jacques Hegner. 30 S. — Franz Clement: Die Grundlagen der deutschen Dichtung. Betrachtungen eines Katholiken über die Bedingungen einer gesunden Literatur-Entwicklung. München 1904. Rudolf Abt. 199 S. — Johannes Schlaf: Der Kleine. Ein Berliner Roman in drei Büchern. Stuttgart 1904. Axel Juncker. 491 S. — Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. In amtlichem Auftrage bearbeitet von Hans Lutsch, Konservator der Kunstdenkmäler des preussischen Staates. Geh. Regierungsrat. Bd. V: Register zu den Bänden I—IV. Breslau 1903. Wilh. Gottl. Korn. 812 S. — Amelia E. Barr: The Black Shilling. London, Paris, Leipzig 1904. T. Fisher Unwin. 350 S. — P. P. v. Kameke, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam: Die Ansichtsskizze im Dienste der Erkundung. Beobachtung und Orientierung nebst einigen Notizen über die Bedeutung der Photographie für Erkundungszwecke. Oldenburg 1904. Gerhard Stalling. 59 S. — Karl Wentv. Römö, k. u. k. Feldmarschall-Leutnant: Ein Soldatenleben. Erinnerungen eines österreichisch-ungarischen Kriegsmannes. Wien und Leipzig 1904. W. Braumüller. 212 S. — Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. IV. Band: Don Carlos. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cottas Nachf. 332 S. — Kara Giorg: Skanderbeg. (Epos in Versen.) Cincinnati 1903. Gus. Mühler. 212 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 18. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Komposition des Belisar. Von Leo Jordan.

Bayerisch-österreichische Malerei im 15. Jahrhundert. Von W. M. Schmid.

II. Bücher und Zeitschriften.

J. Haußleiter: Zwei apostolische Zeugnisse für das Johannes-Evangelium. — Eugen Josef: Lehrbuch des Verfahrens für freiwillige Gerichtsbarkeit.

III. Allgemeine Rundschau.

Zwei jüdische Pentateuch-Polyglotten. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Komposition des Belisar.

Der Vortrag, den Herr Dr. Heisenberg auf der Philologenversammlung in Halle gehalten hat und der in der Beilage v. J. (Belisar und Prokop) an I., Nr. 268, S. 370) erschien, ist sicher nicht nur von Fernerstehenden, sondern auch von Fachleuten mit Interesse gelesen und als ein hervorragender Beitrag zur Epenforschung hingenommen worden. Doch enthält der Aufsatz einen Grundsatz, oder die Approbation eines Grundsatzes, den kein passionierter Epen- und Sagenforscher von Fach gutheißen kann (S. 372): „Ob man noch weiter suchen darf, mag zweifelhaft erscheinen. Ich denke an Albrecht Dieterichs schönes Wort: „echter Sagenbildung kann man nicht ins Innerste sehen“; vermessen scheint es in der Tat, alle Schleier zu lüften, hinter denen die Sagenbildung sich vollzieht.“ — Ist die Sagenbildung nur dann echt, wenn man ihr nicht ins Innere sehen kann? Ist sie es dann nicht mehr, sobald man sie in ihrem Entstehen belauscht hat? Oder was ist unter echt gemeint? Etwas Metaphysisches, Uebernatürliches? — Das letztere kommt aber der Sagenbildung nicht im geringsten zu. Im Gegenteil zeigt ja gerade der oben genannte Aufsatz, wie man fast bei allen Episoden immer am Schlusse an Positivem, Historischem anlangt; und auch die Verbindung von Geschehnissen, die verschiedenen Zeiten angehören, kann bei ruhiger Ueberlegung nicht als etwas Uebernatürliches angesehen werden. Denn wie bereits der Titel des Begriffs ausdrückt: Sage — haben wir es mit Dichtungen zu tun, die sich nur von Mund zu Mund fortpflanzten, unter Leuten, die nicht lesen und schreiben konnten, kurz mit der Poesie vorliterarischer Zeit. Für die vorliterarische Zeit gibt es aber stets nur zwei Perioden: das Selbsterlebte und das von Aelteren Gehörte. In dieser letzteren Periode gibt es natürlich keine Chronologie, kein Nacheinander, weil es kein Knochengerüst historischer Perioden, keinen Geschichtsunterricht gibt. Ob Dinge vor tausend Jahren passiert sind (so lange reicht das Gedächtnis des Volkes natürlich selten), oder ob sie der Großvater als für ihn zeitgenössisch erzählt hat, das ist ziemlich gleich, die Begebnisse gehören einer Zeit an, dem Einst. So lange wir aber neben der Sage oder den Epen (ich habe bereits dafür plädiert, zwischen diesen beiden Formen vorliterarischer Dichtung keinen sachlichen Unterschied mehr zu machen: der Charakter liegt doch nicht im Verse, sondern in der Sache) Chroniken zum Vergleich heranziehen können, so lange werden wir auch die Sage bis in ihre ältesten Stadien zu verfolgen imstande sein, denn, fließen Sage und Geschichte an einem Punkte zusammen, so muß die Entstehung der Sage synchronistisch mit der Tat gewesen sein, da sonst das Andenken an dieselbe geschwunden wäre. So lehrte Gaston Paris. Ich habe diesen Gedanken in dem ihm hier gewidmeten Nekrologe den fruchtbarsten der modernen Epenforschung genannt.

Hiermit ist es freilich noch nicht getan; sondern um die Fragen einer vorliterarischen Entwicklung ergründen zu können, bedarf es auch einer an vielen Beispielen gewonnenen Erfahrung. Diese Erfahrung liefert eine Anzahl typischer Momente, die bei der Sagenbildung immer und immer wieder beobachtet werden können. Zum Beispiel: Daß ein besonders leuchtender Held alle Taten kleinerer Persönlichkeiten absorbiert, wie die Sonne das Licht aller anderen Gestirne. Karl den Großen finden wir in der Sage an die Stelle vieler seiner Vorgänger und Nachfolger gerückt. — Daß sich Interpolationen und Entlehnungen hauptsächlich in der Expositio finden, woraus geschlossen werden kann, daß ursprüngliche Epen hier meist nur eine kurze Andeutung enthielten, geschieht einfach, weil diese Geschehnisse zeitgenössisch, also allen bekannt waren, und das Hauptinteresse an den Ereignissen des Kerns, meist Kriege, Belagerungen, Kämpfe, hing.

Natürlich darf man diese Erscheinungen nicht nur bei einem Volke beobachten, da die verschiedenen vorliterarischen Dichtungen nicht alle für den Forscher gleich günstig sind. Während auf die ältesten vorgeschichtlichen Epen (Ilias, Nibelungen) von vornherein verzichtet werden muß, eben weil sie vorgeschichtlich sind, wird man auch in der späteren deutschen Sage weniger Anhaltspunkte gewinnen können, aus Gründen, die hier nicht diskutiert werden sollen. Immerhin bleiben eine genügende Anzahl echter Epen mit bekannter Quelle: Hugdietrich, Wolfdietrich, Herzog Ernst. Eine Fülle von Sagen, zu denen glaubwürdige Chroniken sichere Parallelen bieten, bringt das altfranzösische Epos: Roland, Ogier, Girart, das Sachsenlied, Raoul von Cambray, und viele, viele andere, denen in der Geschichte ein oder mehrere Urbilder entsprechen.

Noch nicht genügend beachtet, das heißt von uns Nichtrussen, ist die noch in unseren Tagen blühende Sagenbildung in Rußland. Ich habe in diesen Blättern einmal gelesen, wie von einer russischen Napoleonsage berichtet wurde, in der auf Napoleon Schlachten der vorhergehenden Jahrhunderte bezogen wurden. Eine Vermischung von Napoleon mit Karl XII. von Schweden war augenscheinlich vor sich gegangen. Natürlich folgendermaßen: Eine Sage von Karl XII. war, nachdem Napoleon wie ein leuchtendes Gestirn vorübergezogen, auf jenen übertragen worden, durch eine „partielle Modernisierung“, die den Namen des moderneren Helden gewählt, Taten und Geographie der älteren Sage beibehalten hatte. — Die Russen sollen sehr viel und Ausgezeichnetes über ihre Heldensage geschrieben haben, und es ist seit einiger Zeit meine Absicht, mich eingehend mit diesen Studien zu beschäftigen, die bisher den meisten anderen Philologen entgangen sind. Wie viel tiefer kann man dort in die Sagenbildung eindringen, wo die ausführlichsten und sichersten historischen Berichte nebenhergehen.

Digitized by Google

Aus solcher Uebersicht lassen sich nun feste Prinzipien gewinnen, die in ihrer Gesamtheit eine Methode ergeben, mit der man die positiven Ergebnisse von Quellenforschungen zu einer Sage kritisch behandeln und entwicklungshistorisch ordnen kann. Prüfen wir diese Anschauungen am Belisar selbst:

*

Heisenbergs Ansicht über die Komposition des Belisar ist nun die folgende (S. 268): „Die Sage von Belisar ist also jung; wesentliche Bestandteile gehören dem 12. und 13. Jahrhundert an. Aelter ist nur der Kern, daß Belisar von Justinian geblendet worden sei und dann sein Brot gebettelt habe." Dieser Kern erweist sich als eine Episode des Jahres 866, wo Kaiser Michael III. „dem aufrührerischen Feldherrn Symbatios die Augen ausstechen und die rechte Hand abhauen ließ." Der Verfasser beschließt: „Mochte man früher einige Zweifel über die Beziehung dieser Tatsache zur Sage von Belisar hegen, so wird man sie jetzt aufgeben, nachdem auch die späteren Teile der Sage sich als Echo geschichtlicher Ereignisse herausgestellt haben."

Sehr gut. Die Sage über Symbatios entsteht im 9. Jahrhundert, es fließen ihr in späteren Jahrhunderten (der allgemein beobachteten Tendenz vorliterarischer Dichtung zufolge: zu vermehren, zu komplizieren) andere historische Ereignisse in Form von Sagen zu. Wie gesagt, eine vollkommen genügende Erklärung für die Entwicklung des Gedichts. Aber warum heißt da der Held Belisar und nicht Symbatios?! Dafür wird der Verfasser, wenn er bei seiner Ansicht verharrt, die Antwort schuldig bleiben müssen. Nun zeigt der Name Belisar unzweifelhaft, daß zur Zeit des Symbatios oder besser *nach* Symbatios die bei den Byzantinern typische Gestalt eines Feldherrn Belisar war. So daß man bald darauf des Symbatios Bestrafung nicht mehr von ihrem eigentlichen Helden, sondern von dem Typus eines solchen, von Belisar erzählte. Kann aber ein Held ausschließlich auf Grund von Chronikenberichten sagenhaft typisch werden? Nein, denn das Volk liest nicht. Die Fäden laufen unmittelbar vom Geschehnis zur Sage, ohne das Mittel der Chronik. Folglich ist erwiesen, daß, wenn eine heldenhafte Episode im 9. Jahrhundert auf Belisar übertragen wird, damals eine Sage über ihn existierte, selbst wenn sie heute verloren ist.

Nun ist es theoretisch denkbar, daß in einem Epos durch Zufügungen und besonders durch Verschmelzungen die ältesten Teile der Sage vollkommen verschwinden, gleichsam überklebt worden sind, und daß nur noch der Name des Helden unvertilgbar alle Wechselfälle der Sage überdauert hat. So ist der *Girart von Vienne* ein französisches Heldengedicht, das durch Verschmelzung mit zwei Fremdkörpern bis auf den Namen und den Anlaß zu den Kämpfen mit dem Kaiser alles das verloren zu haben scheint, was sein Bruder, der *Girart von Rossillon*, bewahrt hat.

Ein anderes Beispiel: Während der *Ogier* die Geschichte eines rebellischen Großen des fränkischen Reiches darstellt (historisch!), nennen ihn alte poetische Zeugnisse: Dänen Ogier, dänische Geisel Ogier. Man hat diese Beinamen lange für eine spätere Erfindung gehalten; es ist mir nun gelungen, nachzuweisen, daß den Stellen, die ihn als solchen behandeln, nicht nur kulturhistorisch ein hohes Alter zugehört, sondern daß die dänische Geisel am Hofe Karls des Großen ebenfalls eine historische Person gewesen ist, wie aus Einhardt hervorgeht. Sie wurde bei einem Frieden mit Dänemark wieder ausgeliefert und verschwand aus den Augen des Volkes, das die Person, für die es sich einmal interessiert hatte, natürlich auf den dänischen Thron erhob. Daß die Sage einst so gelautet haben muß, zeigt das Zeugnis des Pseudoturpin, der ihn Dänenkönig nennt. Das erhaltene Gedicht hat nichts mehr davon bis auf den Namen „der Däne", bis auf den Anfang, der den späteren fränkischen Großen in störender Weise als dänische Geisel einführt, ist der zu erschließende Feldzug gegen Dänemark, die Wiedereinsetzung in die königlichen Rechte durch andere Kriege bedeckt, vollkommen verwebt.[1])

Kehren wir zum Belisar zurück. Hier finden wir also noch weniger als solch ein paar Reste. Vielleicht haben sie den Gang des Gedichtes ebenso erschwert wie die Gesellschaft den Ogier in den Anfangspartien und sind darum in den literarischen Versionen der Sage (so nennt sie ja auch Heisenberg S. 379) ausgelassen worden. Theoretisch durchaus möglich, praktisch, muß ich allerdings zufügen, meines Wissens beispiellos.

Wie ist es denn aber mit jener einleitenden Episode des Belisar, hat denn hier Heisenberg eine historische Parallele gefunden? Erinnern wir uns kurz der Geschehnisse: „Belisar, ein Mann von niedriger Herkunft, umgibt im Auftrage Justinians die Stadt Konstantinopel mit Mauern. Vom Kaiser hoch geehrt, wird er von den Höflingen hochverräterischer Absichten beschuldigt und in einen Turm eingeschlossen. Nach drei Jahren brechen die Feinde in das Romäerreich ein, verwüsten das Land und plündern die Städte. Der Kaiser rüstet Heer und Flotte und stellt auf Wunsch der Soldaten Belisar an die Spitze. Dieser fährt nach Engelland und erstürmt die Burg der Feinde."

Letztere Episode, die Erstürmung der Burg, wird nun auf Grund von Uebereinstimmungen, die einen Zweifel nicht zulassen, mit der Eroberung von Korfu des Jahres 1149 identifiziert. Ist aber auch der ganze Komplex, den wir eben anführten, mit der Vorgeschichte dieser Eroberung identisch? Eine Belagerung läßt sich so leicht für eine andere einschieben, eine Schlacht für die andere. Ich bin bereit, ein gutes Dutzend Beispiele hierfür anzuführen, in denen Vorgeschichte und Kampf auf verschiedenen Quellen beruhen. Heisenberg sucht nun dennoch auch die Vorgeschichte der Belagerung des englischen Kastells im Gedichte mit den der Belagerung von Korfu vorhergehenden Ereignissen zu identifizieren; er kann allerdings hierzu bloß namhaft machen, daß Johannes Aruchos, der Leiter des Sturmes, wie der Belisar der Dichtung von niedriger Geburt war.

Ich denke, das Motiv: *Verleumdung eines verdienten Heerführers durch Höflinge, Festsetzung desselben, Verlangen der Soldaten nach ihm in der Not, Wiedereinsetzung zum Führer*, ist *zu charakteristisch*, als daß man es ohne historischen Nachweis irgend einer Vorgeschichte zufügen könne. Zudem, ist denn *das* nicht ein historisches Ereignis aus Belisars Leben?

Ueber Justinians Regierung, speziell über Belisar, seine Figur, seine Kriege, sind wir ausgezeichnet unterrichtet. Ist es doch des Feldherrn „rechtskundiger Rat und Sekretär" bei den Kriegsfahrten, *Prokopios*, dem wir die Geschichte der ganzen Zeit verdanken. Hier ist also ein Einfluß der Sagenbildung auf die Chronik, wie er sich so oft bei der Forschung störend bemerkbar macht, von vornherein ausgeschlossen. Nun spielen Umtriebe, Verleumdungen, Ungnade, Wiederberufung im Leben dieses hochbegabten Mannes wirklich eine fortwährende Rolle; weiter nicht verwunderlich, denn nie wird das Leben eines Staatsmannes ohne solche Wechselfälle sein, wenn er den Monarchen überragt, und besonders wenn er von der Volksgunst getragen wird. Im Jahre 535 spricht nun der Biograph bereits von Verleumdungen des Belisar am byzantinischen Hofe. Er wurde zurückgerufen, mit dem Triumph ausgezeichnet, hoch geehrt. Fünf Jahre darauf dieselbe Komödie, er wird auf Grund von Verleumdungen vom italischen Kriegsschauplatz abberufen und gegen die Perser gestellt, gegen die die Unternehmungen bisher nur Mißerfolge aufzuweisen hatten. Kaum daß er hier die Fehler seiner Vorgänger wieder gut gemacht hat, muß er infolge neuer Verleumdungen zurück und wird nun nach Italien geschickt, aber ohne Verstärkungen gelassen. 548 durch Narses ersetzt und in Byzanz kalt gestellt. Bis 559 bleibt er untätig; da bedrohen die Hunnen Byzanz, höchste Gefahr ist im Anzug. Belisar wird vom Kaiser wiederberufen und rettet das Reich vor der drohenden Gefahr. — 563 erneuter

[1]) Die Ausführungen sind im Dezemberheft des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen" gegeben.

Undank: auf Grund von Verleumdungen wird er seiner Güter beraubt und festgesetzt und erst nach sieben Monaten, kurz vor seinem Tode, begnadigt.

Wir finden alle Elemente der Sage wieder: Erste Rolle im Staate, deswegen Neid und Verleumdung, Absetzung, elfjährige Verabschiedung, Wiederberufung in höchster Not. Später auch Freiheitsberaubung, die die einfache Verabschiedung ersetzt. Denn eine Chronologie kennt doch die Sage nicht. Wäre der Name Belisar für diese Ereignisfolge der Sage nicht erhalten geblieben, hätte eine noch leuchtendere Figur seine Erlebnisse für sich usurpiert, wie so häufig, so würden wir daraus schließen: „wahrscheinlich haben wir es mit einer älteren Sage zu tun, da sie als Geschehnis der Geschichte Belisars angehört". Hier aber, wo der Name Belisar alle Jahrhunderte überdauert hat, arbeiten wir weder mit Schlüssen noch mit Wahrscheinlichkeit: Name und Geschehnisse fordern es, daß *diese Ereignisfolge als der Kern der synchronistischen Sage über Belisar angesehen werde; sie stellt die Geschehnisse genau so dar, wie sie den Fernerstehenden erscheinen mußten.* Die Konflikte erscheinen verstärkt, die Demütigung wird größer, damit der Triumph besser hervortritt. Alle Hauptpunkte sind historisch. In den Nebenpunkten fällt folgendes auf:

Das Gedicht läßt Belisar Konstantinopel mit Mauern umgeben, naiver Weise auf Geheiß des Kaisers. Wir erfahren aus der Geschichte nichts darüber. Daß aber das Volk dem Retter von Konstantinopel seine Mauern zuschreibt, ist nicht erstaunlich. Zudem erfahren wir zweimal, daß Belisar Rom vor den Angriffen germanischer Völker verteidigte und zu diesem Zwecke befestigte. Es ist undenkbar, daß der Leiter aller militärischen Dinge nicht auch zur Befestigung der Hauptstadt das Seinige beigetragen habe. Zu seiner niedrigen Herkunft historische Parallelen zu erbringen, werden wir uns nicht bemühen. Die Helden auf irgend eine Weise aus dem Dunkeln auftauchen zu lassen, ist ein typischer Zug der Volkssage.

Diese historische, älteste Episode des Epos wird nun ohne jede Detaillierung vorgetragen, Belisars Festsetzung wird mit ein paar Versen abgemacht (I, Vers 62—67) und gleich zu den Verwüstungen übergegangen, die der einfallende Gegner anrichtet, — nun erwarten wir, das Volk auftreten zu sehen, das nach Belisar ruft, nichts davon: die Gegenrüstungen werden geschildert, der Kaiser frägt seine Ratgeber, wen er der Armada voranstellen solle, die Antwort lautet: Belisar! Kurz, bis auf wenige Grundzüge ist alles Charakteristische dieser Partie abgeweht. Brauchen wir das so oft Gesagte noch einmal zu wiederholen, daß es meist die abgenützten Partien in einer vorliterarischen Dichtung sind, denen das höchste Alter zukommt?

Wir sind übrigens hier in der glücklichen Lage, aus anderen Literaturen Versionen der Belisarsage beibringen zu können, die erstens einmal viel älter sind als die erhaltenen byzantinischen Zeugnisse (15. Jahrhundert) und auch den epischen Ton besser und ursprünglicher gewahrt haben. Ich lasse hier das eine arabische Zeugnis vom verabschiedeten und wieder begnadigten Vezir fort, es ist unsicher. Viele Fäden haben in der Zeit der Kreuzzüge von Byzanz nach Frankreich geführt. Auch das Belisarepos ist in seiner alten Gestalt ohne die Zufügungen des neunten und der folgenden Jahrhunderte gewandert und in Frankreich einer anglischen Dichtung, die wir bereits erwähnten, eingefügt worden, der „Chevalerie Ogier". Diese Chevalerie Ogier kombiniert nun die Taten zweier verschiedener Helden gleichen Namens, eines getreuen und eines ungetreuen (Rebellen). Um nun den Ungetreuen am Schlusse wieder zum Getreuen zu machen, wird er gefangen, in den Turm gesetzt, aber in höchster Not herausgeholt, um Frankreich vor den Heiden zu retten, die — und das beweist, daß wir es im Gefüge ursprünglich mit einem stets Getreuen zu tun haben — auf die Nachricht, Ogier sei im Gefängnis gestorben, eingebrochen waren. Ich schiebe nun hier alle weiteren chronologischen und literarischen Fragen beiseite, um dieselben später in einem Fachorgan ausführlicher zu behandeln, will aber eine detaillierte Inhaltsangabe der Episode folgen lassen, weil einige Züge derselben mir durchaus unfränkisch scheinen, und vielleicht Kenner byzantinischer Literatur und Kultur originale byzantinische Züge in ihr finden könnten.

Ogier ist gefangen worden und in Rheims festgesetzt. Turpin, der Erzbischof von Rheims, bietet sich an, ihn in Gefangenschaft zu halten, ihm jeden Tag nur ein Viertel Brot und etwas Wein zu geben. Kaiser Karl willigt ein (9590). Ogier wird in den Turm der „porte Martre" geführt, erhält aber da von dem guten Turpin Riesenportionen, denn von einem Viertel der großen Brote, die Turpin hat backen lassen, würden sieben Ritter zwei Mahlzeiten halten können.

Die Verwandten Ogiers kommen zum Kaiser und bitten für ihn um Gnade. Da schwört Karl, wenn irgend einer, wer es auch sei, den Namen Ogier noch einmal erwähnen wollte, so würde er ihn umbringen lassen (9690).

Sieben Jahre ist Ogier im Gefängnis. Die Heiden haben gehört, daß er tot sei (9776), da beschließen sie in das Frankenland einzufallen. Brehus (oder Brehier) führt sie, schreckliche Gestalten stehen ihm bei, Riesen und Menschenfresser. Schrecklich verwüsten sie das Land. Brehus bietet dem heranziehenden Karl Zweikampf an: keiner der Franken ist ihm gewachsen. Nur einer kann retten, Ogier. Heimlich murmeln die Leute: „Hätten wir jetzt den Dänen Ogier!" — „Pst! Pst!" die anderen, „daß es der König nicht höre!" (10,080). Da rufen sie Baire,[2]) den Armbrustschützen: „Baire, Ogiers Mann warst du! Steig auf ein schnelles Pferd, rufe nach Ogier vor dem König und mach dann, daß du fortkommst." Baire tut so, entkommt, Karl möchte vor Zorn bersten; nichts geschieht.

Da vereinigen sich dreihundert Soldaten (esquiers, 10,141), begeben sich zum Zelte des Kaisers und rufen mit vereinten Kräften: „Ogier! Ogier! Ogier!" Naimes steht ihnen bei. Da entschließt sich Karl, Ogier holen zu lassen. Denn dreihundert Mann kann er doch nicht auf einmal hinrichten. Sie reiten nach Rheims, nahen dem dunkeln Turm, viel Soldaten und Volk (li vavassor 10,213) ziehen mit und begehren nach Ogier, als ob er ein Heiliger wäre. Vor seinem Gefängnis rufen sie ihn an, bitten um seine Hilfe; Ogier war in einem niedrigen Loche, daß er sich in keiner Richtung ausstrecken konnte. Wie er hört, daß er frei sein solle, streckt er sich, daß die Mauer auseinandergeht und der Turm einzustürzen droht. Nun kommt der König selbst. Aber Ogier läßt sich bitten, willigt schließlich ein und besiegt dann den Gegner.

•

Die Rolle, welche die Soldaten spielen, die vor Karls Zelt treten und ihre Meinung kund geben, erinnert an die Bräuche im römischen Lager, im fränkischen Volksheer ist dies unmöglich. Wo wir sonst im germanischen Epos Zwiespalt zwischen Helden und Fürsten sehen, sind es nur die Großen, die handelnd eingreifen, etwa für ihn bitten. (Huon: die zwölf Pers; Herzog Ernst: die Reichsfürsten.) Einen despotischen, eigensinnigen Karl kennen wir auch sonst aus dem Epos. Stets aber ist dann der Grundzug seines Wesens Schwäche, die auf die Ratschläge der Schlechten statt der Guten hört. Denn hören muß er. So oft er wie hier in derartig selbstherrlicher Weise auftritt, ohne daß seine Räte von ihrem Recht, Gehör zu verlangen, Gebrauch machen, vermuten wir orientalische Quellen. So in der Karlsreise, so hier. Ob der Partie ein älterer Belisar zugrunde liegt, oder ob sie ein ausgeschmückter Reflex ist, das bedarf natürlich noch genauerer Untersuchung.

So besitzen wir hierin ein Zeugnis vom selbständigen Bestehen der historischen Belisarsage, das spätestens im 10. Jahrhundert sein Vaterland verlassen und in die französische Literatur eingedrungen ist, ein Beweis — wenn es eines solchen noch bedurfte —, daß diese Ereignisfolge mit der Belagerung von Korfu nichts zu tun hat. Die

[2]) Ungewöhnlicher Name. Etymologie: Barius oder Barlas. Es wird ihm vorgehalten, er verdanke Ogier sein Weib Marsie. Ebenfalls ungewöhnlich.

Schicksale des Belisar sind also folgende: Seine erzwungene Untätigkeit (548 bis 559), seine Wiederberufung in höchster Not, aus welcher er als echter Held das Vaterland rettete, sind die Elemente der Sage, die den ursprünglichen Kern ausmachten. Selbständig scheint mir der Kern als arabisches Märchen noch fortzuleben. — Ohne die späteren byzantinischen Erweiterungen finden wir sie mit charakteristischem Detail orientalisch-römischen Charakters in der Ogiersage.

Im Jahre 866 gab die Blendung des Symbatios neuen Stoff zur Sage über einen Feldherrn. Diese wurde später auf den typischen Helden, auf Belisar übertragen und als Schluß seiner Sage zugefügt. (Vielleicht bestand bereits ein solcher, der den Ereignissen des Jahres 563 entspricht.)

Die Eroberung von Korfu des Jahres 1147 gab für die Heldenschaft in der Schlacht von seiten des Feldherrn wie von seiten eines Soldatenpaares neue Bilder. Statt der Kämpfe gegen Hunnen und Heiden, wie sie der alten Belisarsage eigen waren (vergl. die französische Version), wird die Eroberung eines Inselkastells supponiert, Belisar behält als Typus die Führerrolle, die beiden Brüder haben ihre historischen Namen.

Einen sekundären Schluß gibt 1261 Alexios Strategopoulos (Feldherrnsohn), der zum Sohn des Helden und zum „neuen Belisar" wird, eine beliebte Figur der Epigonendichtung (vergl. Gallen li Restoré). Wie wir sehen, ein für die Forschung selten günstiger Fall, wo uns zu allen Stadien, auch zur ältesten Form, verbürgte historische Ereignisse und Parallelen zur Verfügung stehen; eine echte, d. h. auf historischer Grundlage beruhende epische Sage, deren Bildung man genau verfolgen kann. Kurz: *Echter Sagenbildung kann man stets ins Innerste sehen, solange einen die Geschichte nicht im Stiche läßt.*

Leo Jordan.

Bayerisch-österreichische Malerei im 15. Jahrhundert.

Da von jeher die Erforschung der vor aller Augen in Galerien und Museen aufgestellten Kunstwerke von mehr — wenigstens äußerlichem — Erfolg begleitet war, so gehört eine gewisse Selbstverleugnung dazu, sich dem Studium der künstlerischen Mittelware, wie sie noch vielfach an ihrem ursprünglichen Standort anzutreffen ist, zu widmen. Aber es lohnt sich reichlich. Mit einem eigenartigen Reiz sprechen da die Meister zweiter und dritter Güte in ihrem provinzialen Dialekt zu uns. Und die Kanäle decken sich auf, in denen die Anregungen zwischen den kleinen Kunstzentren hin und wiederfließen. Und die von ihnen ausgehende Befruchtung des heimatlichen Kulturbodens, aus dem auch das größte künstlerische Genie emporwachsen muß. So spielen die Kleinmeister und Lokalschulen neben den Werken allerersten Ranges in der allgemeinen Kunstentwicklung die gleiche Rolle, wie die Eindrücke der Kindheit und Jugendzeit im Leben des einzelnen Künstlers, die bis ins späte Alter nachwirken und uns oft erst seine Biographie so anziehend zu lesen machen.

Mit einer größeren Studie solcher Art ist eben wieder *Robert Stiaßny*,[1]) der feinfühlige Kritiker, herausgekommen, welche in die Geschichte der spätgotischen Malerei der bayerisch-österreichischen Kunstprovinz neues Licht bringt.

Das Band, welches in fast allen Kunstepochen Südbayern mit Tirol und Oberitalien verknüpft hat, ist schon längst erkannt: ebenso daß die Brennerstraße der Weg für den südlichen Einfluß war. Wo aber diese uralte Handelsstraße, welche auch von der Kunst betreten werden mußte, am Nordrand der Alpen in die Hochebene einmündet, schien sie sich in mehrere kleinere Zweigstraßen aufzulösen, welche direkt auf die einzelnen Kunstzentren zustrebten. Erst in letzter Zeit wird es klarer, daß der Hauptstrom dieser künstlerischen Bewegung nach Salzburg sich erstreckt und daß erst von da aus der Einfluß in einer in gewissem Sinne rückstauenden Bewegung auf die südbayerische Kunst sich geltend mocht. Das gilt sicher für die spätromanische Baukunst. Für die Entwicklung der spätgotischen Steinplastik, speziell der sepulcralen, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß das am meisten verarbeitete Material — der rote Marmor — im Salzburger Land gebrochen wird. Und nicht minder wichtig ist der Zusammenhang der spätgotischen Landshut-Münchener Bautengruppe mit Salzburg und dem Innviertel, wie er sich in dem aus Burghausen stammenden Hans Stettheimer verkörpert. Für die Malerei der gleichen Epoche bringt nunmehr Stiaßny den Nachweis ähnlicher Beziehungen.

Zuerst greift er die schon 1896 ausgesprochene Zuweisung der Kreuzigung von Pfenning aus dem Jahre 1449 (in der Wiener Galerie) an die Salzburger Malschule wieder auf. Thode hat diesen Meister mit dem des Tucherschen Altars in der Nürnberger Frauenkirche identifiziert. Stiaßny aber bringt den Nachweis, daß das Bild ehemals in der fürstbischöflichen Galerie zu Salzburg hing und daß seine gehäufte Komposition — in alten Inventaren sehr bezeichnend oft als „kreuzigung mit eym gedränge" aufgeführt — gerade für die bajuwarische Kunstprovinz von etwa 1450 an charakteriltisch ist. Dafür finden sich Beispiele in Törrwang, St. Leonhard und Oberbergkirchen (Oberbayern) neben Bildern bayerischer Provenienz in Schleißheim und München. Aus Bozen und Brixen sind Tafeln in Innsbruck und Freising, denen sich die Fresken im Kreuzgang zu Brixen und in der Schloßkapelle zu Brughiero anschließen. Weitere Beispiele finden sich in der Pfarrkirche zu Hallstatt, aus Altmünster am Traunsee in Linz, und im Stift St. Florian. In diese Umgebung gestellt, verliert natürlich Pfenning wesentlich die Bedeutung, welche er als Nürnberger Maler gehabt hätte. Wenn er auch — stolz-bescheiden — in der Art des Jan van Eyk seinen Namen mit dem Beisatz „als ich kunn" auf die Tafel setzt, so sind doch die mancherlei Anklänge an flämische Kunst bei ihm nicht auf Rechnung direkter Beziehungen zu setzen. Allerdings treten nach urkundlichen Nachweisen zwischen 1443 und 1479 Maler aus Nürnberg, Würzburg, Augsburg, München, Passau und Aquileja in Salzburg auf und gewiß haben sich fremde künstlerische Einflüsse dort abgelagert. Aber Pfennings Art, seine genremäßige Auffassung, die Lebhaftigkeit der Gebärden und die naturalistischen Versuche sind sowohl in der allgemeinen Haltung der oberdeutschen Malerei der Zeit als auch speziell in der Salzburger Miniaturmalerei begründet. Die einzelnen stilistischen Parallelen, welche Stiaßny mit feinem Blick beibringt, zu wiederholen, ist hier nicht der Ort.

Ihre Hauptstütze findet aber die Reklamierung Pfennings als Salzburger Meisters in einem Bild im Dome zu Graz. Ehemals das Mittelstück des Aufsatzes auf dem 1449 von Kaiser Friedrich III. gestifteten Hochaltar, stellt es eine Kreuzigung dar und ist 1457 datiert. Es schließt sich im „Programm" und der Wiedergabe der prägnantesten Typen so enge an die Kreuzigung Pfennings an, daß man fast sicher annehmen darf, der Maler habe den direkten Auftrag einer Wiederholung derselben gehabt. Doch zeigt die Komposition insofern eine individuelle Aenderung, als die Massen besser gegliedert sind, Licht und Schatten wirkungsvoller verteilt ist. Durch eine Menge feiner Detailzüge gewinnt die ganze Darstellung ein freies Leben und wird durch eine verständnisvollere Auffassung der Körper und ihrer Bewegung gehoben. Auch die rein malerischen Qualitäten zeigen einen Fortschritt. Trotzdem geht durch das ganze Bild ein großer Zug von Monumentalität, mit dem sich eine stille Innerlichkeit glücklich vereint. Das Bild wor ursprünglich wegen seiner Verwandtschaft mit Pfenning diesem zugesprochen. Erst Joh. Graus kam dazu, die zweimal wiederkehrende versteckte Inschrift *Laib* für die Signierung zu nehmen. Konrad Laib war geboren zu Enslingen im heutigen bayerischen Regierungsbezirke

[1]) *Altsalzburger Tafelbilder* im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. XXIV, Heft 2; auch als Separatabdruck erschienen.

Schwaben-Neuburg. Wenn er wohl auch in der Hauptstadt des Ries, in Nördlingen, seinen ersten Unterricht genossen haben mag, so hat er sich doch den eigentümlichen etwas trockenen Charakter der dortigen Schule nicht angeeignet. Seine eigentliche Ausbildung hat er wohl in Bayern und Tirol auf Wanderungen erhalten, welche ihn dann bis nach Oberitalien brachten. Hier — etwa in Verona oder im Venetianischen — wurden unter dem Einfluß der Monumentalmalerei die Grundzüge seiner künstlerischen Individualität bestimmt, wie sie sich in dem Sinn für Massenwirkung und einem reineren Formgefühl ausspricht. 1448 als Bürger zu Salzburg angenommen, kam er möglicherweise in direkte Beziehung zu Pfenning, den er natürlich an Qualität weit übertraf; daß er in der Salzburger Kunstprovinz eine besondere Stellung einnahm, dafür spricht auch der kaiserliche Auftrag. So bildet Laib ein prägnantes Beispiel für die vielen in der Malerei des 15. Jahrhunderts sich kreuzenden Einflüsse, insonderheit auch für die weitreichenden Beziehungen mit Schwaben, das, unabhängig von Flandern, zuerst in Deutschland einem konsequenten Realismus sich hingab, aber auch für die innere Kraft der Meister jener Zeit, die sich doch zu einer deutlich bestimmbaren künstlerischen Individualität durchrangen.

Vielbesprochen sind in der kunsthistorischen Literatur vier Marienbilder von 1499 in der Pfarrkirche zu Großgmain bei Reichenhall, die das Beste, was an gleichzeitiger Malerei im Lande erhalten ist, darstellen, durch ihre Färbung aber und zarte Auffassung aus dem Rahmen der bayerisch-österreichischen Malerei herausfallen. Nachdem sie eine Zeitlang als Arbeiten Zeitbloms gegolten haben, brachte v. Engerth sie mit vier Flügeln mit Szenen aus der Passion und dem Marienleben in Zusammenhang, die mit dem Monogramm R. F. versehen und 1490/1491 datiert, in der Wiener Galerie sich befinden. Diese Zuweisung greift Stiaßny wieder auf und belegt sie durch eine eingehende Stilkritik von Zeichnung und Färbung der beiden Bilderserien im einzelnen. Eine sichere Stütze bildet auch der Umstand, daß die Wiener Bilder bis 1806 in der erzbischöflichen Hofgemäldesammlung zu Salzburg sich befunden haben. Ebenfalls um 1490 anzusetzen ist dann eine kürzlich in Wien aufgetauchte Arbeit des Monogrammisten R. F., ein etwas nüchternes männliches Brustbild, jetzt in der Sammlung Figdor. Aus Salzburg stammen auch ein Triptychon mit dem Tode Mariä und eine Kreuzigung in der Wiener Galerie, welche gleichfalls wenigstens der Schule oder Werkstatt des Meisters R. F. zugezählt werden müssen. Das Triptychon war ehemals im Berchtesgadener Hof in Salzburg; dorthin war es, wie die bisher ungelesenen Wappen bezeugen, als Stiftung des Probstes Ulrich II. Pernauer von Berchtesgaden (1486—1496) gekommen. Drei Bilder von 1490, Teile eines ehemals in der Neukirche bei Reichenhall gestandenen Altares, welche Sighart früher in Freising gesehen und mit den Großgmainer Bildern zusammengestellt hat, sind heute verschwunden. Mit der ganzen Bildergruppe bringt nun Stiaßny die Teile eines Altares, ehemals im Dom, nunmehr in der Sammlung des historischen Vereines zu Regensburg, in Verbindung. Schon Ad. Bayersdorfer hatte diese 14 Tafeln mit Passionsszenen zu den Arbeiten des Meisters von Großgmain, den er mit dem Monogrammisten R. F. identifizierte, in Beziehung gesetzt. Durch die jetzt durchgeführte eingehende Kritik der Eigentümlichkeiten des Malers in Farbengebung, Figurenzeichnung und Gewandstilisierung wird die Zusammengehörigkeit zur Gewißheit erhoben. Nur stellen die Regensburger Bilder eine frühere Epoche des Meisters dar, etwa die um 1480. Erst kürzlich sind im Dechanthof in Laufen 26 Bilder mit Marterszenen eines Heiligen aufgefunden worden, von denen der größere Teil in sehr starker Verwandtschaft zu dem Regensburger Altar steht und wohl auch gleichzeitig ist. Stiaßny ist nunmehr auch imstande, ein kleines Marienbild von 1483 im Rudolfinum in Prag unter die Arbeiten des Meisters aufzunehmen. In die Spätzeit desselben fallen das Bild eines heiligen Abtes, ehemals im Kloster Fürstenzell bei Passau, nun in der Münchener Frauenkirche, und die 1498 datierten Bilder zweier Kirchenväter in Berliner Privatbesitz. Vielleicht gehören der Schule noch an ein Votivbild von 1474 im Chor der Stiftskirche zu Berchtesgaden und drei Votivbilder in der Tillykapelle in Altötting aus der Zeit von 1490—1506. Unter dem Einfluß des Meisters steht dann noch eine heute verschollene Votivtafel von Propst Georg von Herzogenburg (in Oesterreich) von 1492, die im Vordergrund den Bischof Ulrich I. von Passau und mehrere Kanoniker, im Hintergrund eine Ansicht der Stadt Passau von Süden aus zeigt.

Für die ganze Gruppe von Gemälden, welche sich sowohl an die Großgmainer Tafeln als auch an die Bilder des Monogrammisten R. F. anschließen, nimmt nun Stiaßny als gemeinsamen Meister den Maler Rueland Frueauf an und erhebt seine Annahme durch Beibringung von urkundlichem Material zur Bestimmtheit. Die erste (aus Erhards Geschichte der Stadt Passau) übernommene Nachricht von Rueland Frueauf, daß er 1471 die Wandmalereien am Passauer Rathaus vollendet habe, ist in dieser Fassung nicht ganz richtig. Denn die Chroniken sagen nur, daß „1471 das Rathaus durch Ruedrechten Maler angefangen worden zu malen, aber Rueland Maler vollendet". Die Fertigstellung kann also dem Wortlaute nach auch später als das genannte Jahr fallen; doch ist das nicht von besonderer Bedeutung. 1478 erscheint Rueland Frueauf dann als Bürger von Salzburg, ebenda als Testamentsvollstrecker und erhält auch vom Bürgerspital eine Bezahlung für das Fassen von Kerzenstangen; 1480 ist er unter den Mitgliedern der „alten Bürgerbruderschaft" aufgeführt. 1484 ist er Bürger von Passau, wird aber nach Salzburg berufen und in Angelegenheit des Altares der Stadtpfarrkirche zu Rate gezogen, den er wahrscheinlich selbst in Auftrag bekommen hätte, wenn ihm nicht Michael Pacher den Rang abgelaufen hätte. Zu diesen Nachrichten vermag ich einige neue anzufügen, welche erst nach dem Erscheinen der Arbeit von Stiaßny aus Urkunden des kgl. Reichsarchivs in München erhoben wurden: 1498 am Erchtag nach Oculi wird dem Rueland Frueauf dem Alten, dieweil ihm vormals um sein Verschulden das Bürgerrecht aufgesagt gewesen, auf sein Bitten das Bürgerrecht wieder zugesprochen. Aus dem Beisatz „der Alte" ergibt sich, daß ein gleichnamiger Sohn ebenfalls schon im Mannesalter gestanden haben muß. 1503 wird der Alt Rueland von der Gerhab-(Vormund)schaft von Zylhaimers unvogtbares Kind absolviert. 1505 werden der Jung Rueland und zwei andere Bürger als Gerhaber eingesetzt. — 1503 an Montag vor Margareten ist gestorben die erberg Frawn Dorothea (die) Ruelanden Frueauf Hausfrau gewesen ist, wie der kürzlich in Passau wieder aufgefundene Grabstein besagt, der auch die Wappen von Mann — eine Eule (früh auf!) — und Frau — drei Sternblümlein — zeigt. Vielleicht gelingt es, den Grabstein, ein Werk des Passauer Bildhauers Jörg Gärtner, für das städtische oder Diözesanmuseum zu retten; gegenwärtig bildet er die Schwelle eines Pferdestalles! Der Tod der Frau mag vielleicht die Veranlassung gewesen sein, daß Rueland die oben erwähnte Vormundschaft niederlegte. — Wenn Ulrich Rueland und seine Frau Elsbeth, denen 1440 am Freitag vor Lätare der Magistrat Passau ein Leibgeding von 100 Pfund Wiener Pfennigen verkaufte, die Eltern des Rueland Frueauf sind, wofür eine starke Wahrscheinlichkeit spricht, so wäre dieser, nicht wie bisher angenommen, im Salzburgischen geboren, sondern ein Passauer Kind. Erwähnt möge noch sein, daß 1536 ein Veit Frueauf als des Rats zu Passau beurkundet wird. Stellen wir nun mit den gewonnenen Lebensdaten die erhaltenen Werke zusammen: Nach 1471 Wandmalereien am Passauer Rathaus; um 1480 Altar in Regensburg und eventuell Bilder in Laufen; 1483 Marienbild im Rudolfinum in Prag; 1490 verschwundener Altar für die Neukirche bei Reichenhall; 1490 bis 1491 vier Flügel aus der Salzburger Gegend, monogrammiert, in Wien; um 1490 Porträt in Wien, monogrammiert; um 1490 Triptychon des Berchtesgadener Probstes Ulrich II. in Wien; 1498 zwei Kirchenväter in

Digitized by Google

Berlin; 1499 Marienbilder in Großgmain; gegen 1500 Abtsbild für Fürstenzell in München. Daraus ergibt sich vor allem, daß er in der Zeit von 1481, wo er Passauer Bürger war, bis 1498, wo er es wieder wurde, fast ausschließlich für Salzburg und Umgegend malte; er wird in diesen Jahren wohl auch in dieser Stadt ansässig gewesen sein. Er ist also in seinem Leben ein paarmal je nach den Aufträgen wechselnd Bürger von Passau und Salzburg gewesen. Als er sich, wie es scheint, definitiv in Passau niederließ, hat er für das niederbayerische Kloster Fürstenzell, aber auch noch für eine Schloßkapelle im Salzachtal — eben die Großgmainer Bilder — gemalt. Viele seiner Werke sind natürlich verloren gegangen; denn die vorhandenen füllen bei weitem nicht seine Lebenszeit aus, wenn er sich auch nebenbei mit handwerklichen Arbeiten, wie jeder Künstler jener Zeit, beschäftigen mußte. Wie weit in seiner Werkstatt der junge Rueland — sein Sohn, wie aus der urkundlichen Bezeichnung zu schließen ist, und, wie wir sicher annehmen dürfen, ebenfalls Maler — mit beschäftigt war, bedürfte noch einer genaueren Untersuchung, die aber Positives voraussichtlich nicht bringen wird. Vielleicht steht der jüngere Rueland Frueauf aber doch in Beziehung zu dem Monogrammisten R. F. in der Kunstsammlung von Klosterneuburg, den Stiaßny in dem Anhang zu seiner Arbeit kurz berührt.

Des alten Rueland Werk aber läßt deutlich eine Entwicklung erkennen, die, wenn sie auch Einflüsse aus den Niederlanden, aus Schwaben und Tirol aufnimmt, doch ihren eigenen Gang geht und besonders in der gemütvollen Charakterisierung der Figuren zum Schluß einen gewissen Höhepunkt erreicht, der die Bilder von Großgmain unbedenklich neben die Arbeiten von Pleydenwurff und dem älteren Holbein zu stellen erlaubt.

Durch die verdienstvolle Arbeit Stiaßnys ist nicht nur den Meistern Pfenning, Laib und Rueland Frueauf die ihnen zukommende Stellung in der Kunstgeschichte gesichert worden, sondern fast ein Jahrhundert Salzburger Malerei ist in seiner Entwicklung festgelegt worden. Das Vordrängen schwäbischer Einflüsse, zum Teil wieder paralysiert durch solche aus Tirol und Oberitalien, hat der Salzburger Malschule im 15. Jahrhundert einen Charakter aufgeprägt, der sie aus dem bayerisch-österreichischen Provinzialismus der Zeit besonders hervorhebt: eine zarte Innigkeit, welche dem bajuwarischen Geschmack am Derben wenig Konzessionen macht. Daß von ihr Ausstrahlungen noch Osten und Westen ausgegangen sind, ist bei ihrer Bedeutung klar und geschah um so leichter, als sowohl Salzburg wie Passau in jener Zeit der Sitz von Fürstbischöfen war, deren Gebiete sowohl in das heutige Bayern wie nach Oesterreich hinein reichten. Salzach und Inn, die heute die Staatengrenze bilden, haben damals die stammverwandten Einwohner des Landes an ihren beiden Ufern nicht getrennt, sondern im Verkehr eine vermittelnde Rolle gespielt, von der man sich heute nur schwer einen Begriff macht. So ist auch aus der Arbeit Stiaßnys nicht nur für die österreichische, sondern auch für die bayerische Kunstgeschichte ein erheblicher Gewinn erwachsen.

Daß die Ausstattung des Aufsatzes mit 13 Tafeln und 21 Textillustrationen, was Schärfe der Aufnahmen und ihrer Wiedergabe betrifft, alle hochgespannten Anforderungen vollauf befriedigt, darauf brauchte ich bei einem Organ wie dem „Jahrbuch" eigentlich nicht besonders hinzuweisen. Wenn ich es trotzdem tue, so geschieht es, weil gerade diese Arbeit mit ihrer Heranziehung von so viel bayerischem Material wieder zeigt, wie notwendig auch Bayern ein derartiges Jahrbuch hätte, um dessen Herausgabe meines Wissens die Vorstände der verschiedenen staatlichen Sammlungen bereits mehrmals petitioniert haben. Die vielen Fach- und Vereinszeitschriften mit dem für gute Abbildungen meist viel zu kleinen Format können den Staat nicht von seiner Ehrenpflicht entbinden, auch für die würdige Reproduktion der wissenschaftlichen Arbeiten über in öffentlichem Besitz befindliche Kunstwerke Sorge zu tragen.

W. M. Schmid.

Bücher und Zeitschriften.

Zwei apostolische Zeugen für das Johannes-Evangelium. Ein Beitrag zur Lösung der johanneischen Frage von D. Dr. Johannes Haußleiter, ord. Professor der Theologie in Greifswald. München 1904. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. 58 S. M. 1.20.

Schon in einem Artikel über die zweite Auflage von Jülichers Einleitung in das Neue Testament (Theol. Literaturblatt 1903, Nr. 1, 2) wies Haußleiter darauf hin, daß mit der Frage nach dem Verfasser des 21. Kapitels des Johannes-Evangeliums ein wichtiges Problem angegeben sei. Diesem Problem ist er nun in der vorliegenden Schrift nachgegangen und kommt zu dem überraschenden Resultat, die Apostel Andreas und Philippus seien die Verfasser; sie seien es auch, die in dem vorletzten Vers des Kapitels (21, 24) die Autorschaft des Zebedaiden Johannes für das ganze Evangelium bezeugen; sie also sind die „zwei apostolischen Zeugen für das Johannes-Evangelium". Der Gedankengang, auf dem Haußleiter zu diesem Resultat kommt, ist sehr einfach. Wie der Verfasser des Evangeliums selbst derjenige ist, dessen Namen mit Absicht nirgends genannt wird, so ist es auch im Nachtragskapitel: Verfasser sind die beiden Jünger, die allein im zweiten Vers nicht mit Namen genannt werden. Daß diese beiden Jünger Andreas und Philippus seien, ist auch schon von anderen angenommen worden. Neu ist der Gedanke, daß eben diese zwei die Verfasser des Kapitels sind. Unabhängig von Haußleiter ist gleichzeitig Lic. Karl Horn, der soeben eine umfangreiche Untersuchung: „Abfassung, Geschichtlichkeit und Zweck vom Evangelium des Johannes, Kap. 21" (Leipzig 1904) veröffentlicht hat, für einen Teil des Kapitels auf den gleichen Gedanken gekommen. S. 79 sagt er zunächst allgemein, daß die ephesinischen Presbyter das Zeugnis in Vers 24 ausstellen. Aber in einer Anmerkung fragt er, ob vielleicht Andreas und Philippus Verfasser dieses Verses seien. Man muß zugeben, daß Haußleiter seine Hypothese recht wahrscheinlich zu machen verstanden hat. Aber Bedenken bleiben doch bestehen. Das Hauptbedenken ist: Wenn die Apostel Andreas und Philippus ein Zeugnis für Johannes ablegen wollten, warum haben sie dann ihren Namen sorgfältig verschwiegen, statt ihrem Zeugnis durch Nennung ihres Namens Kraft und Bedeutung zu verleihen? Ferner ist durch nichts angedeutet, daß sich die Worte „der dies geschrieben hat" 21, 24 nicht auf das zunächst vorhergehende, sondern nur auf Kap. 1—20 beziehen. Worum hätten die Apostel, die mit vollem Bewußtsein einen Nachtrag zu dem von Johannes abgeschlossenen (vgl. 20, 30 f.) Evangelium lieferten, und nicht für diesen Nachtrag, sondern für den Hauptteil die Urheberschaft des Johannes bezeugen wollten, dies nicht auch ausdrücklich sagen sollen? Statt dessen ahmen sie nicht nur die Sprache des Verfassers von Kap. 1—20 möglichst treu nach, sondern erwecken auch durch die Worte 21, 24 den Schein, als wollten sie das, was sie selbst geschrieben haben, dem Johannes zuschreiben. Kurz, es bleiben Schwierigkeiten auch bei diesem Beitrag zur Lösung. Bleibenden Wert an Haußleiters Schrift hat aber jedenfalls der Nachweis, welch große Bedeutung der Begriff des Zeugnisses im ganzen Johannes-Evangelium hat.

Otto Stählin.

Lehrbuch des Verfahrens der freiwilligen Gerichtsbarkeit im Deutschen Reich und in Preußen. Von Dr. Eugen Josef, Rechtsanwalt und Notar a. D. in Freiburg i. B. Berlin 1902, Franz Vahlen.

Eine systematische Darstellung des Verfahrens der nichtstreitigen — oder, wie man jetzt sagen muß: freiwilligen — Gerichtsbarkeit ist keine kleine Aufgabe. In dem Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit ist viel zusammengefaßt, was sich nicht leicht in ein System bringen läßt. Was für Vormundschaftssachen gilt, ist nicht immer auch in Nachlaßsachen anwendbar; und in gleicher Weise sind die übrigen Materien des Gesetzes selbständig geregelt. Die Regelung ist auch nirgends eine durchgreifende; es sind nur die Hauptsachen sicher gestellt, der weitere Ausbau des Gesetzes aber der Praxis überlassen, die sich in bisher so ziemlich ohne gesetzliche Handhabe zurecht finden mußte. Die Wissenschaft hat sich um dieses Gebiet bis jetzt herzlich wenig gekümmert.

Digitized by Google

Unsere jungen Juristen ziehen mit tadellosen Reifezeugnissen von den Universitäten ab, ohne von der freiwilligen Gerichtsbarkeit auch nur eine blasse Ahnung zu haben. Wer von denen, die das durchgemacht haben, denkt nicht mit peinlichem Gefühl an die vollkommene Hilflosigkeit zurück, mit der er, vielleicht doctor juris und mit allen lobenden akademischen Prädikaten ausgezeichnet, bei seinem Eintritt in die Praxis hier den einfachsten Fragen gegenüberstand? Dazu fehlten bis jetzt auch so ziemlich alle Hilfsmittel, um durch eigene Arbeit sich die notwendige Kenntnis der hier leitenden Grundsätze zu verschaffen. Das Erscheinen eines Buches, wie Josef es bietet, ist sehr zu begrüßen. Es ermöglicht eine gründliche Durcharbeitung der gesamten Materie und wird schon hierdurch der Praxis viel zustatten kommen. Auch im einzelnen Falle wird es sich oft brauchbar erweisen, zumal es die wichtigeren Entscheidungen wie auch die mannigfachen wissenschaftlichen Abhandlungen seit dem Inkrafttreten des Gesetzes bis zur Fertigstellung des Manuskripts — Oktober 1902 — sorgfältig verwertet. Für die wissenschaftliche Ausarbeitung eines Systems des Verfahrens in der freiwilligen Gerichtsbarkeit wird es unter allen Umständen, als der erste Versuch hierzu, Beachtung erheischen dürfen.

*

Allgemeine Rundschau.

Zwei jüdische Pentateuch-Polyglotten.

Ehre dem Ehre gebührt! Die neue Jewish-Encyclopedia sagt in dem Artikel Bible (Bd. III S. 158) im Jahre 1903:

> Die einzige jüdische Polyglotte, welche erschien, war der Pentateuch (Konstantinopel 1547), der neben dem Text das Targum und eine neugriechische und peelische Uebersetzung in hebräischer Schrift enthielt.
>
> The only Jewish polyglot issued was the Pentateuch (Constantinople 1547) which contained, besides the text, the Targum, the Neo-Greek and the Persian translations in Hebrew characters.

Seltsam, daß ein Werk, welches so sehr darauf aus ist, alles hervorzuheben, was zur Ehre des jüdischen Namens dienen mag, wie diese Encyklopädie, ein wirkliches Verdienst völlig verkennt, das von christlicher Seite neidlos anerkannt wird.

Nicht eine, sondern zwei jüdische Pentateuch-Polyglotten erschienen in Konstantinopel in den Jahren 1546 und 1547, von denen die erste neben dem hebräischen Text und dem Targum eine persische und eine arabische, die zweite eine neugriechische und eine spanische Uebersetzung enthält. In der jüdischen Encyklopädie sind diese beiden Ausgaben in eine zusammengeworfen.

Schon im Jahre 1723 hat sie Le Clerc in seinem Discours historique sur les principales editions des Bibles Polyglottes in Kap. IV und V genau beschrieben (S. 39 ff. Le Pentateuque des Juifs en quatre Langues, S. 41 ff. Autre Pentateuque des Juifs en quatre Langues). Im Bibelkatalog des Britischen Museums sind beide aufgeführt (Hebr., Chald., Persian and Arab.; Hebr., Chald., Greek und Span.). Von der ersten sind zwei Exemplare da, das zweite ohne die Haftaroth und Megilloth; von der zweiten fehlt das Titelblatt. Der Drucker von beiden ist E. Poneiew. Der neugriechische Teil der zweiten ist 1897 von D. C. Hesseling in griechischer Umschrift für sich herausgegeben und von Lazarus Belleli beschrieben worden (La version néogrecque du Pentateuche Polyglotte, Paris 1897). Auch der spanische Teil wird für die Romanisten wertvoll und ihnen wohl bekannt sein; um so weniger sollte er in der Jewish Encyclopedia fehlen. Seltsamerweise fehlt eine der beiden Ausgaben auch im Band IV, im Artikel Constantinople, der S. 242 f. in dem Abschnitt Typography eine Liste der zwischen 1503 und 1593 dort ausgeführten jüdischen Drucke gibt. Hier ist umgekehrt nur die Ausgabe von 1546 aufgeführt als „Torat Adoani" (polyglot) und fehlt die von 1547. Eine der beiden hätte wahrhaftig ein Faksimile so gut verdient wie die in Band 3 und 4 nachgebildeten Drucke.

Ich bin gelegentlich auf diesen Fehler der jüdischen Enzyklopädie gestoßen und denke, daß seine Berichtigung für Bücherfreunde wertvoll sein wird. Polyglotten aus Konstantinopel vor der Mitte des 16. Jahrhunderts sind immerhin eine Merkwürdigkeit.

Moulbrann. Eb. Nestle.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Professor Koch hat, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, seine Arbeiten über das Küstenfieber gänzlich und die Untersuchungen über Pferdesterbe in der Hauptsache abgeschlossen. Gegen die Pferdesterbe glaubt Professor Koch ein wirksames gefahrloses Schutzimpfverfahren gefunden zu haben. Während seines Aufenthalts in Kairo erhielt Koch vom dortigen Gesundheitsamt den Auftrag, bakteriologische Untersuchungen über den in Aegypten ungemein verbreiteten Typhus anzustellen. Die dort begonnenen Untersuchungen wird der Gelehrte an dem mitgenommenen Material in Berlin beendigen.

M. Eine neue Zeitschrift für irische Philologie und Literatur und Geschichte, „Erin", wird von den Mitgliedern der „School of Irish Learning", die im Vorjahr in Dublin gegründet worden ist, herausgegeben werden. Professor Kuno Meyer und Prof. Strachan sind die Redakteure. Diese Zeitschrift, welche den ersten Versuch in Irland unternimmt, sich ausschließlich den Interessen der irischen Literatur und Geschichte auf rein wissenschaftliche Weise zu widmen, soll zweimal im Jahre erscheinen. Folgende Aufsätze werden zunächst gebracht werden: eine Textwiedergabe und Uebersetzung verschiedener altirischer Dichtungen durch Kuno Meyer, „Cuchullin and Conleach" Text und Uebersetzung durch O'Keeffe, „Das Buch der Chroniken und Schlachten der Regierung des Brion" durch Best u. a. m. Man hofft, in der „Hochschule für irische Studien" in diesem Sommersemester, für das die genannten Professoren zahlreiche Vorlesungen aus den verschiedenen Gebieten der irischen Philologie angezeigt haben, außer Irländern und Engländern auch eine Anzahl norwegischer Studenten erwarten zu dürfen.

* Der letzte Brief Nelsons an Lady Hamilton wurde am Freitag in London für die enorme Summe von 20,600 M. verkauft. Der Brief ist vier Seiten lang und „Victory, auf der Höhr von Lissabon, 25. September 1805" datiert. Nur ein späterer, aber unvollendeter Brief, der in Nelsons Kabine gefunden wurde, befindet sich im Britischen Museum. Der Inhalt des Briefes ist folgender: „Ich brenne darauf zur Flotte zu kommen, denn es wäre mir sehr schmerzlich, wenn ein anderer ihnen den „Nelsonstoß" geben sollte, von dem man sagte, daß er niemals fehlschlägt. Ihre Briefe, liebe Emma, die ich in Merton bekam, habe ich mit großem Interesse gelesen, aber es müssen noch viele andere unterwegs sein. Ich fühle an mir selbst, was Sie empfunden haben müssen, als Sie vom 29. Januar bis nach dem 18. Mai keine Nachricht von mir bekamen. Ich nehme an, daß Sie von der Admiralität auf Befehl Sir Johns aufgehalten wurden ... Ich erwähne dies alles, damit meine geliebte Emma nicht etwa glaubt, daß ihr Nelson sie auch nur für einen Augenblick vernachlässigt und vergißt. Nein, ich kann wahrlich sagen, daß Sie immer bei mir sind, wohin ich auch gehe. Ich habe diesen Brief fertig gemacht für den Fall, daß mir während der Heimreise von Lissabon etwas zustößt. Gott schütze Sie, meine Liebste, meine einzig Geliebte, und mit den herzlichsten Grüßen für Horatio, seien Sie versichert, daß ich Ihnen für immer und mit größter Treue und Liebe ergeben bin." Augenscheinlich war es ein amerikanischer Sammler, der den Preis so hoch trieb. Noch niemals wurde eine derartige Summe für einen einzigen Brief gezahlt.

* Todesfall. Der berühmte Ingenieur Mr. Charles Storer Storrow ist kürzlich in Boston im 95. Lebensjahre gestorben. Mr. Storrow war einer der ersten Eisenbahnerbauer der Vereinigten Staaten und war in seinen jungen Jahren der Assistent George Stephensons beim Bau der ersten Dampfbahn zwischen Manchester und Liverpool.

* Komitee zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen. Die vierte ärztliche Studienreise beginnt am Maegen des 7. September in Görlitz und endet in Breslau

am 17., resp. 18. September. Der Besuch wird sich auf folgende Kurorte erstrecken: Flinsberg, Warmbrunn, Johannisbad Cudowa, Reinerz, Landeck, Charlottenbrunn und Salzbrunn. Gemäß den vom Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen gegebenen Anregungen hat bereits in diesem Jahre das Programm eine weitgehende Ausgestaltung in der Weise erfahren, daß neben den Bade- und Kurorten auch die sozialhygienischen Einrichtungen Berücksichtigung finden. So werden die Erholungsheime Hohenwiese und Schmiedeberg, sowie die Lungenheilstätten Görbersdorf besucht und der Waldenburgische Hüttenbezirk mit seinen sozial-gewerbehygienischen Einrichtungen einer eingehenden Demonstration und Besichtigung unterzogen. Zum Schlusse der Reise wird das hygienische Institut der kgl. Universität Breslau unter liebenswürdiger Leitung und Demonstration des Geheimrat Professor Dr. Flügge in Augenschein genommen werden. — Der Gesamtpreis für die 11½tägige Reise (freie Fahrt per Eisenbahn und Wagen, 30 kg Freigepäck, freies Quartier und volle Verpflegung exkl. Getränke) einschließlich des vom Komitee herausgegebenen offiziellen Reiseberichts beträgt M. 135.— Auskunft über alle Einzelheiten erteilt der Generalsekretär Hofrat Dr. W. H. Gilbert, Baden-Baden.

*

Hochschulnachrichten.

* **Karlsruhe.** (Ein beachlenswerter Beschluß). Rektor und Senat der hiesigen Technischen Hochschule haben beschlossen, in Anbetracht der übergroßen Zahl von studentischen Körperschaften (35) bis auf weiteres keine neuen Gründungen mehr zu genehmigen.

hc. **Heidelberg.** Der Chemiker, Honorarprofessor Dr. Julius Brühl in Heidelberg ist von der Royal Institution of Great-Britain zum Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Berlin.** Der Musikhistoriker Universitätsprofessor Dr. Fleischer hat einen Ruf an die Harvard-Universität (New Cambridge, Mass.) erhalten.

* In der Charité wurde am Montag die neue chirurgische Universitätsklinik in Gegenwart zahlreicher Mitglieder der medizinischen Fakultät und Vertreter der Behörden eröffnet. Den Hauptteil der Feier bildete die Einweihungsrede des Direktors der chirurgischen Charité-Klinik, Professor Franz König, der zum Thema einen Vergleich des Betriebes und Unterrichtes der Chirurgie jetzt und vor fünfzig Jahren (der Zeit, wo er seine chirurgische Laufbahn begann) gewählt hatte.

* Professor Dr. Hermann Kretzschmar aus Leipzig, dem das neu geschaffene Ordinariat für Musikgeschichte an der hiesigen Universität übertragen ist, wird seine Lehrtätigkeit hier noch in diesem Sommerhalbjahr eröffnen. Am 30. Mai beginnt er eine dreistündige Privatvorlesung Geschichte der Sinfonie, und vom 2. Juni hält er unentgeltlich zweistündige musikalische Uebungen ab.

oem. **Breslau.** Behufs Kodifikation des kanonischen Rechts hat der Fürstbischof von Breslau Kardinal D. Georg Kopp unter dem Vorsitz des ordentlichen Universitätsprofessors Geheimen Regierungsrates Prälaten D. Hugo Lämmer eine Kommission zu den Vorarbeiten eingesetzt. Die Mitglieder der Kommission sind neben Pfarrer D. Berger drei Mitglieder der katholisch-theologischen Fakultät Breslau, nämlich die ordentlichen Professoren D. August Rüngberger und Domkapitular D. Max Sdralek, sowie der Privatdozent D. Dr. Franz Triebs.

hc. **Greifswald.** Dem ordentlichen Professor für römisches Recht, deutsches bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht an der Universität Greifswald, Dr. jur. Gustav Pescatore ist der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen worden.

* **Aus der Schweiz.** Wie die Züricher Post mitteilt, hat die Regierung in Genf die Demission des Professors an der medizinischen Fakultät der dortigen Universität Dr. G. Juillard angenommen und ihn zum Honorarprofessor ernannt.

M. C. **Rom.** Der ord. Professor der Augenheilkunde an der Universität Neapel Dr. de Vincentiis ist am 14. Mai dortselbst gestorben. — Der König hat mit Dekret vom 15. Mai den ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an der Universität Padua Dr. Edoardo Bassini zum Senator des Königreichs Italien ernannt. Bassini, der 1847 geboren ist, studierte in Berlin und Wien. — Das Mitglied des italienischen historischen Instituts Dr. Fedele hat sich als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte in Rom habilitiert. Dr. Fedele ist einer der vom Institut delegierten Gelehrten, die auf Grund der seinerzeit gemeldeten Abmachung gemeinsam mit Mitgliedern des preußischen historischen Instituts die italienischen Archive durchforschten.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Jul. Bolthansen (Solingen): Die Lehrer-Orientfahrten im Jahre 1903. Solingen. Alb. Pfeiffer. 83 S. — Veritas: Wie schützt sich der Kapitalist vor Verlusten an der Börse? Ein unentbehrlicher Ratgeber für Kapitalanlage und Spekulation. 2. Jahrg. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt „Patria". 109 S. — Dr. Jul. Baumann, ord. Professor der Philosophie a. d. Universität Göttingen: Denifles Luther und Luthertum vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. Langensalza 1904. Herm. Beyer u. Söhne. 47 S. — Otto Liebmann: Immanuel Kant. Eine Gedächtnisrede, geh. am 100jährigen Todestage Kants in der Kollegienkirche zu Jena. Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 18 S. — Dr. Georg Houberissor: Wie erlangt man brillante Negative und schöne Abdrücke? Leipzig 1904. Ed. Liesegang. 64 S. — Meisaner, Oberst z. D.: Wie lerne ich eine Karte lesen und wie orientiere ich mich nach derselben im Gelände? Erläutert an der Hand der Generalstabskarte für das Deutsche Reich. Dresden-N. C. Heinrich. 39 S. — Jos. F. Sebreiber: In der alten Heimat. Reiseskizzen eines Deutsch-Amerikaners. Toledo, O. Selbstverl. 92 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schnmacher, München.

Unter dem Protektorate J. K. H. Prinzessin Therese von Bayern, Ehrendoktor der k. Universität und Ehrenmitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu München, erschien soeben das II. Heft von

„Völkerschau"

Herausgegeben von Dr. C. S. Renz-München.

III. Jahrgang 1904.

Inhalt: Bekleidung und Sittlichkeit bei Naturvölkern. Eine Parallele von Dr. K. Clara Renz. — An der Südspitze von Istrien. Von E. von Lannewitz. — Meine Expedition nach Lappland. Von Oberförster Hugo Samzelius-Nederkalix. — Ein Besuch in der Irdita Thelia in Sarajevo. Von Hans Winter-Wien. — Noch einmal etwas aus dem Kohlenland. Von Sophie Döhner-Hamburg. — Menschenfresserei und Menschenopfer in Europa. Von Dr. K. Alberti-Godesberg. — Die Straßen einer deutschen Stadt in und nach dem Mittelalter. Eine kulturgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. O. Puchm-Wismar. — Russische Hochzeitsgebräuche. Von Clara Düsterhoff-Berlin. — Die Kriegswerkzeuge der Völker der alten Welt. Von Fritz Eckardt-Berlin. — Von Sevastopol nach Jalta. Von Viktor Hugo Wickstrom. — Ein Fabrikbesuch in Heeele (Anatolien). Von A. Weisskirch-Konia. — Die Kurische Nehrung. Von Herrmann Monkowski-Danzig. — Erinnerungen aus dem Orient. Von K. Heinicke-Chemnitz. — Eine Pariser Skizze. Von August Gotthard. — Bücherbesprechungen.

Preis des Jahrganges M. 6.— Einzelpreis des Heftes M. 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie den Verlag selbst, Jos. Bernklau, kgl. Hofbuchhandlung in Leutkirch, Württemberg. *(7289)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 19. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.10. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.10, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Volksheilstätten — Fürsorgestellen — Erholungsstätten. Von Hofrat Dr. Ferd. May.

Leonhard Baldners „Vogel-, Fisch- und Tierbuch" aus dem Jahre 1666. Von K. Escherich.

II. Bücher und Zeitschriften.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. — Eugen Josef: Rechtsfälle zum Bürgerlichen Gesetzbuche.

III. Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz. — Ein italienischer Renaissancekünstler in London. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Volksheilstätten — Fürsorgestellen Erholungsstätten.*)

Von Hofrat Dr. Ferd. May.

In der Sitzung des Aerztlichen Vereins vom 13. Januar 1892 wurde im Anschluß an einen Vortrag des Herrn Professor Moritz über Volks-Sanatorien für Lungenkranke auf Antrag Geheimrats v. Ziemssen, dessen warmes Herz und tatkräftiges Eingreifen in allen das Volkswohl betreffenden Fragen unvergessen bleibt, eine Kommission gewählt, welche darüber zu beraten hatte, was in München zu tun sei, um die Beschaffung von Lungenheilstätten zu erringen.

Im Auftrage dieser Kommission hat Hofrat Schmid (Reichenhall) ein Jahr später in einem ebenso umfassenden wie gründlichen Referate die Notwendigkeit festgestellt, daß für unbemittelte Lungenkranke in anderer Weise als bisher gesorgt werden müsse, „denn das was bisher geschehe, entspreche auch billigen Anforderungen nicht und es sei dies um so notwendiger, als namhafte Kliniker und Krankenhausärzte es offen ausgesprochen haben, daß nach ihren Erfahrungen der Aufenthalt in den Krankenhäusern nicht nur keinen sichtbaren Nutzen, sondern oft unzweifelhaften Schaden bringe." Während damals in England schon jährlich 7000 Brustkranke sachgemäße Verpflegung in den Tuberkulosespitälern fanden, gab es in Deutschland 1893 für Unbemittelte eine einzige kleine Anstalt mit 20 Betten.

Dank der Initiative humaner Aerzte und weitsichtiger Sozialpolitiker hat die Volksheilstättenfrage in zehn Jahren einen ganz ungeahnten und kaum je gehofften Aufschwung genommen. Wir sind heute in der Lage, bei einem dreimonatigen Kuraufenthalte 30,000 Lungenkranken jährlich den Vorteil einer Anstaltsbehandlung zuteil werden zu lassen. Im industriereichen Westen Deutschlands dichter beisammen, im ackerbautreibenden Osten vereinzelter, sind über 60 Volksheilstätten im Betriebe, 20 weitere im Bau oder projektiert und außerdem finden wir noch rund 20 Privatanstalten, von denen ein großer Teil auch noch den Unbemittelten und Minderbemittelten seine Pforten öffnet.

Wir haben bei München die Volksheilstätte für männliche Brustkranke bei Planegg, das unvergängliche Denkmal Ziemssens, erbaut vom Oberbayerischen Heilstättenvereine, und das Städtische Sanatorium bei Harlaching, dessen eine Hälfte tuberkulosen Frauen zur Verfügung steht. In ersterem können bei dreimonatlichem Wechsel jährlich 600 Männer, in letzterem bei gleichem Wechsel 500 Frauen Verpflegung finden.

Neben diesen beiden Anstalten besitzen wir noch das Sanatorium für brustkranke Frauen in Schonstett und das große Sanatorium in Kirchseeon; mehr oder minder gehören hierher auch noch die übrigen von unseren Kassen errichteten Anstalten für Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige, die auch alle zu den Schutzmaßregeln gegen die Tuberkulose gerechnet werden müssen.

An eigentlichen Lungenheilstätten sind in Bayern noch drei weitere im Betriebe, und für Minderbemittelte, denen bisher eine Reihe von Separatzimmern in Planegg und Harlaching Unterkunft bietet, wird vom hiesigen Vereine des Herrn Dr. Hohe noch ein eigenes Heim bei Deggendorf geschaffen.

Sind diese Heilstätten wirklich so nutzlos, wie dies in allerjüngster Zeit behauptet wurde, oder entsprechen dieselben den an sie gestellten Erwartungen?

Niemand hat bei der Begründung der Heilstätten goldene Berge in Aussicht gestellt, es hat sich nur darum gehandelt, Besseres als das Bisherige zu schaffen und die Behandlungsmethode, welche den Bemittelten zu Gebote stand, auch auf die Unbemittelten auszudehnen.

Der Begriff Heilung im klinischen Sinne wird von unseren Anstaltsärzten streng — vielleicht allzu streng gehandhabt; dafür können wir ihnen aber nur dankbar sein; es beweist dies, mit welcher Objektivität und Selbstkritik sie arbeiten, und um so mehr werden wir auf ihre Angaben vertrauen können, wenn sie von einer Heilung im wirtschaftlichen Sinn berichten: als solche sind diejenigen Fälle zu bezeichnen, welche ihre Erwerbsfähigkeit in vollem Maße, und zwar voraussichtlich für längere Zeit, wieder erlangen. In dieser Beziehung sind die Resultate ganz auffallend übereinstimmende, ob im Norden oder Süden unseres Vaterlandes, so daß unsere Planegger Zahlen ein ganz allgemein gültiges Bild geben. Daselbst wurden entlassen:

Jahr	arbeitsfähig	vollkommen arbeitsfähig	bedingt arbeitsfähig	nicht arbeitsfäh.
1898/99	75.4 Proz.	47.6 Proz.	27.8 Proz.	24.6 Proz.
1900	77.7 Proz.	31.5 Proz.	46.2 Proz.	22.3 Proz.
1901	83.1 Proz.	32.7 Proz.	50.4 Proz.	16.9 Proz.
1902	84.1 Proz.	29.8 Proz.	54.3 Proz.	15.9 Proz.

Wir haben keinen Grund, mit diesen Zahlen unzufrieden zu sein, sie entsprechen nicht nur denen, die bei Begründung der Heilstätten als aufmunternde bezeichnet wurden, sondern sie übertreffen dieselben um ein Erkleckliches.

Abgesehen von dieser Statistik, auf die ich nicht allzuviel Gewicht legen will, sprechen zwei Momente mächtig für die Heilstättenbehandlung.

Zunächst kann nicht genug das erzieherische Moment betont werden, das in unseren Anstalten ausgeübt wird: die Patienten werden in denselben über die Krankheit auf-

*) Nach einem Vortrag im Münchener Aerztlichen Verein.

Digitized by Google

geklärt und es wird versucht, sie zu einem Leben zu erziehen, das sie selbst und ihre Angehörigen vor weiteren Schädlichkeiten und weiterer Ansteckung schützt. Soll uns der Umstand, daß ein Teil der Entlassenen teils aus Unverständnis, teils durch die Uebermacht der äußeren Verhältnisse gezwungen, auf das vergißt, was sie gelernt haben, von der Heilstätten-Behandlung abhalten? Ein großer Teil der Entlassenen trägt zweifellosen Nutzen aus der Heilstätte mit sich, und es mag als Beweis hierfür dienen, daß sich an manchen Orten — es ist dies auch bei uns der Fall — die aus der Heilstätte Entlassenen zu Vereinen geeinigt haben, in denen sie die empfangenen Lehren unter sich weiterpflegen!

Die in den letzten Jahren stattgehabte Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit ist gewiß nicht das Resultat der Heilstättenbehandlung — niemand aber wird darüber in Zweifel sein, daß die durch die ganze Heilstättenbewegung in Wort und Schrift erfolgte Aufklärung nicht wenig dazu beigetragen hat, die Gelegenheit zur Infektion zu mindern.

Das zweite Moment ist die Humanität. Es entspricht eben der humanen Gesinnung unserer Zeit, daß wir die der besitzenden Klasse zugängliche Behandlungsmethode auch auf alle jene ausdehnen, denen das Schicksal nur Mühe und Arbeit beschieden hat.

Wenn wir bedenken, daß vor wenig mehr als einem Dezennium die Schwindsucht überhaupt als unheilbar gegolten hat, man die Hände in den Schoß legte und große Geldsummen für nutzlose Medikamente verwendet hat, und wenn wie auf der anderen Seite die mitgeteilten Resultate betrachten, selbst wenn sie nur für eine Reihe von Jahren vorhalten sollten — ich glaube, man kann gar nicht im Zweifel sein —, müssen wir an der Heilstättenbehandlung mit allen Kräften festhalten und sollen mit ihr auch zufrieden sein, solange uns nicht eine bessere Heilmethode geboten wird. Es ist aber nicht nur unserer Aufgabe als Arzt entsprechend, wenn wir den Vater durch unsere Behandlungsmethode einige Jahre länger am Leben erhalten und in die Lage versetzen, so lange zu erwerben, bis die Kinder erwachsen sind, sondern es ist dies auch von einer eminent wirtschaftlichen Bedeutung; rechnerisch übertreffen die durch Längererhaltung der Arbeitskräfte ersparten Geldsummen bei weitem diejenigen, die zum Bau der Heimstätten aufgewendet worden sind.

Das aber möchte ich ausdrücklich betonen: die jetzt bei uns bestehende Anzahl von Heilstätten ist eine genügende, der Bedarf an Heilstätten für Erwachsene ist bei uns wenigstens zunächst gedeckt; der Umstand, daß in Planegg die Hälfte des Jahres über Betten frei stehen, beweist dies auf das schlagendste. Es wäre bei weitem wünschenswerter, wenn die Vereinstätigkeit darauf gerichtet würde, in den bestehenden Anstalten Freiplätze an Unversicherte zu gewähren.

Daß bei uns, wie jüngst von maßgebender Seite angeregt wurde, noch speziell für Kinder gesorgt werden muß, ist auch unsere Meinung. Es entspricht dies aber auch dem Wunsche des Deutschen Zentralkomitees für Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke, und niemand Geringerer als die hohe Protektorin desselben, Ihre Majestät die deutsche Kaiserin, hat persönlich angeregt, daß in diesem Sinne vorzugehen sei. Uebrigens haben wir in Bayern, allerdings nur den Sommer über geöffnet, hierin eine Musteranstalt in der von Herrn Hofrat Schmid ins Leben gerufenen Heilstätte für Kinder in Reichenhall. Soviel mir bekannt wurde, soll in allernächster Zeit von anderer Seite die Gründung einer das ganze Jahr geöffneten Heilstätte für Kinder erfolgen.

Das wahrhaft großartige Vorgehen mit dem Bau von Heilstätten war nur auf Grund unserer trefflichen sozialen Gesetzgebung möglich. Die Versicherungsanstalten haben die Heilstätten zum Teil selbst erbaut, zum Teil durch Hingabe von Kapitalien zu niederem Zinsfuße ermöglicht, vor allem aber bildet sie alle Heilstätten die fortlaufende Ueberweisung von Versicherten auf Kosten der Versicherungsanstalten und Krankenkassen den Kernpunkt des gesicherten Betriebes (Pannwitz).

In anderen Ländern mußte man danach trachten, mit geringen Mitteln Einrichtungen zu dem auch dort als notwendig erkannten Kampfe gegen die Tuberkulose zu schaffen. Die in Frankreich und Belgien von Calmette und Malvez ins Leben gerufenen Dispensaires müssen unsere vollste Aufmerksamkeit erregen. Dieselben beabsichtigen nicht, wie Calmette selbst sagt, das Sanatorium zu ersetzen, das nach wie vor der einzig wirksame Aufenthalt bei einer Kur gegen die Tuberkulose ist, vielmehr wollen sie den vielen armen Kranken ärztlichen und materiellen Beistand leisten, ihnen die drückendsten Sorgen abnehmen und endlich belehrend wirken auf die Gefahr, die ihnen droht.

Die Dispensaires befinden sich meist in gemieteten Räumen im Zentrum der Arbeiterviertel. Die ärztliche Tätigkeit beschränkt sich auf die Untersuchung und Anordnung einer hygienischen Lebensweise. Die als tuberkulös Erkannten erhalten Taschenspucknäpfe, Zahnbürste und Zahnpulver, Lysollösung und belehrende Druckschriften. Die Behandlung mit Medikamenten bleibt den Kassen- und Armenärzten überlassen, die meist selbst ihre Kranken den Dispensaires zusenden. Die Bedürftigkeit der Kranken stellt der Ouvriee enquêteur fest, wie der angestellte Beamte, ein Mann aus dem Volke, genannt wird. Derselbe soll der beratende Freund der Familie werden und das verbindende Glied zwischen Arzt und Pflegling bilden. Jede religiöse und politische Beeinflussung wird von vornherein ausgeschlossen. Je nach Bedürftigkeit werden Zuschuß zur Wohnungsmiete, Heizmaterial, Fleisch, Milch, Brot oder Gutscheine für die Volksküchen gewährt. Die größte Hilfe erhalten die, welche am wenigsten leidend sind, da es sich darum handelt, das wirtschaftliche Leben von Männern und Frauen gerade in der Zeit der sozialen Leistungsfähigkeit zu verlängern. Einige Dispensaires besitzen einen eigenen Dampfapparat und besorgen die Wäsche der Familien unentgeltlich, die anderen stellen Lysollösung zur Verfügung. Auf Benachrichtigung durch den Leiter der Dispensaires wird von der Stadt sofort unentgeltliche Desinfektion der Wohnungen ausgeführt.

Eine Kommission des Deutschen Zentralkomitees für Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke hat gelegentlich des Hygienekongresses in Brüssel im vorigen Herbste die Dispensaires in Belgien genau studiert und es hat bei der letzten Zusammenkunft der Tuberkuloseärzte ein lebhafter Meinungsaustausch darüber stattgefunden; man hat dieselben allgemein als notwendige Ergänzungen zu unseren Heilstätten erkannt.

In Charlottenburg ist schon seit Frühjahr 1902 durch den Vaterländischen Frauenverein eine Geschäftsstelle in dem Lokale der Vereinigung der Wohltätigkeitsbestrebungen eingerichtet; an Stelle des Ouveiee enquêteur wirkt eine Rote Kreuz-Schwester. Mit einem Kostenaufwand von 3500 M. ist in 1½ Jahren 185 Familien Hilfe geleistet worden. Der Verein hat an die Aerzte, Kassen und Schwesternstationen ein Rundschreiben gerichtet und sie ersucht, der Geschäftsstelle Tuberkulosefälle, in denen ein Eingreifen des Roten Kreuzes wünschenswert erscheint, möglichst frühzeitig anzuzeigen. Als solche Maßnahmen sind ins Auge gefaßt: 1. Tunlichste Absonderung der Kranken innerhalb der Familien, 2. Fürsorge für erkrankte oder gefährdete Kinder, 3. Beschaffung von Spuckflaschen und anderen zur Krankenpflege und zum Schutze gegen eine Uebertragung der Krankheit notwendigen Gegenständen, 4. Gewährung von Milch und Stärkungsmitteln, 5. rechtzeitige Desinfektion bei Wohnungswechsel oder Todesfall, 6. Nutzbarmachung der verschiedenen Einrichtungen für Lungenkranke, wie Krankenhaus, Heilstätte, Erholungsstätte u. s. w., 7. Belehrung über Tuberkulose-Verhütung und -Bekämpfung.

Von ganz besonderer Bedeutung ist in Charlottenburg, daß die Leitung dieser neuen Stelle in der Hand des Vorsitzenden der Armendirektion ist.

In Berlin ist in diesem Winter eine Fürsorgestelle in der Charité in räumlicher Verbindung mit der ersten medizinischen Poliklinik eingerichtet worden. Der Leiter dieser Stelle ist Professor W. Paul Jacob, der in der Berliner Klinischen Wochenschrift[1]) einen Bericht über die ersten vier Monate der Tätigkeit gegeben hat. Auch hier erhalten die

[1]) 1904 Nr. 10.

Patienten durch eine eigens für die Fürsorge angestellte Schwester das sogenannte Necessaire, bestehend aus Zahnbürste und Zahnpulver, ferner ein Liter zweiprozentige Lysollösung, Spuckflasche und eine hygienische belehrende Druckschrift. Wenn notwendig, erhalten die Kranken bereits beim ersten Besuche 20 Milchmarken, durch deren Abgabe an einen der vielen in Berlin frühmorgens herumfahrenden Bolleschen Milchwagen Milch verabreicht wird.

An einem der nächsten Tage besucht die Schwester den Patienten in seiner Wohnung, um sich über alle Einzelheiten in den Familienverhältnissen zu informieren und Aufklärung zu geben: Vorschriften über passende Ernährung, zweckmäßige Einrichtung der Wohnung, Stellung der Betten u. dgl. Außerdem veranlaßt sie krankheitsverdächtige Mitglieder der Familie, sich auch in die Sprechstunde zu begeben. An der Hand des durch die Schwester ausgefüllten Fragebogens bestimmt der Leiter der Fürsorgestelle, was im einzelnen Falle zu geschehen hat. Als Hilfeleistungen werden eine Reihe von Stärkungsmitteln, insbesondere Speisemarken der Berliner Volks- und Krankenküchen gereicht. Die Unterstützung der Armendirektion oder anderer Vereine anzurufen, ist ein besonderer Zweig der Stelle, denn die unteren Volkskreise haben meist keine Vorstellung davon, welche große Anzahl von humanitären Vereinen besteht. Es wird ferner danach getrachtet, den Kranken oder ihren Angehörigen die notwendigen Kleidungsstücke und Betten zu verschaffen. Wo notwendig, wird die unentgeltliche Desinfektion der Wohnung bezw. der Utensilien der Kranken durch die städtische Desinfektionsanstalt, und zwar unter Vermittelung des Magistrats, ausgeführt. Weitere Aufgabe der Fürsorgestelle ist die eventuelle Unterbringung in einer Heilstätte, einem Krankenhause oder dergleichen.

Was die Kosten betrifft, so hat sich die Fürsorgestelle der materiellen Unterstützung einer der großen Berliner Krankenkassen zu erfreuen, die für ihre Mitglieder nach freiem Ermessen Milch, Lysol, Zahnpulver, Zahnbürsten, Druckschriften, Spuckflaschen und Thermometer zur Verfügung stellt. Die übrigen Maßnahmen, namentlich für die Familienangehörigen, werden aus Privatmitteln bestritten. Eine wesentliche Unterstützung geschieht durch den Verein der Berliner Volksküchen, der in den vier Monaten des Betriebes 132 Monatskarten gratis zur Verfügung stellte. Große Fabriken haben Nährpräparate gratis geliefert, Private durch Gewährung von Freistellen in Heilstätten und durch Lieferung von Kleidungsstücken und Betten unterstützt. Mit den Aerzten der Krankenkassen herrscht bestes Einvernehmen, von 315 bis zum 29. Februar in Fürsorge genommenen Familien sind 134 durch 78 Aerzte der Fürsorgestelle überwiesen worden.

In Kassel, Halle, Hamburg und an einigen anderen Orten sind derartige Anstalten eingerichtet, welche unter dem Namen „Fürsorgestellen" oder „Wohlfahrtsstellen für Lungenkranke" den Dispensaires nachgebildet und den deutschen Verhältnissen angepaßt sind. Im Großherzogtum Baden hat der Vaterländische Frauenverein auf Veranlassung Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin sogenannte Tuberkulose-Ausschüsse gebildet, welche dieselben Aufgaben haben wie die Dispensaires, und in Preußen hat unterm 28. Dezember 1903 der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ein Rundschreiben erlassen, worin er die Bildung derartiger Fürsorgestellen empfiehlt. Es ist außer Zweifel, daß diese Fürsorgestellen eine treffliche und notwendige Ergänzung der Heilstätten sind. Durch sie kann doch endlich auch etwas für diejenigen geschehen, die keiner Heilstättenbehandlung teilhaftig werden; ich habe besonders die armen vorgeschrittenen Fälle im Auge, die den Kernpunkt aller Ansteckungen darstellen; wir Aerzte machen alle täglich die traurigsten Erfahrungen und sehen, wie leichtsinnig gerade die Schwerkranken mit ihrem Auswurf umgehen, auf den Boden spucken und wie daneben die kleinen Kinder umherkriechen, wie diese Leute im engsten lichtlosen Raume womöglich in einem Bette mit den Gesunden kampieren.

Hofrat Professor Dr. Gruber hat jüngst in einem trefflichen Vortrage geschildert, wie dringend notwendig eine Verbesserung der Wohnungshygiene ist. Bei der probeweisen Erhebung der Wohnungsverhältnisse Münchens wurden für 275 Personen 149 Betten gefunden, darunter waren

2 Betten	für 5	Personen,	
4 „	„ 9	„	
1 Bett	„ 3	„	
3 Betten	„ 9	„	
1 Bett	„ 4	„	

Neben der materiellen Unterstützung und der Aufklärung über hygienische Maßnahmen dürfte die Anbahnung einer gründlichen Desinfektion der Tuberkuloseherde beim Wohnungswechsel oder bei Sterbefällen die vornehmste Aufgabe der Fürsorgestellen sein. Wie wenig in dieser Beziehung bei uns geschieht, ist daraus zu ersehen, daß in München im Jahre 1902 rund 1800 (1777) Menschen an Tuberkulose starben, dagegen von der städtischen Desinfektionsanstalt laut Jahresbericht nur 188 Desinfektionen wegen dieser Erkrankung vorgenommen wurden.

Ich glaube es wird nicht schwer fallen, auch bei uns in München eine Fürsorgestelle zu schaffen, um so weniger als der Vorstand der medizinischen Poliklinik Herr Professor Dr. Richard May sich bereit erklärt hat, das neue Liebeswerk noch Kräften zu fördern. Gerade unsere Poliklinik, in der vornehmlich die Lungenkranken zur Behandlung kommen, die keiner Kassenfürsorge sich erfreuen, und in der die jungen Aerzte in die Wohnungen jener ärmsten Siechen gehen, wird am ehesten die Fälle ausfindig machen, wo Hilfe und Desinfektion am nötigsten sind. Bei dieser Gelegenheit wird aber auch bei den jungen Aerzten der Sinn für Humanität und hygienische Maßregeln ganz besonders wachgerufen.

Der so oft bewährte Gemeinsinn unserer Mitbürger wird uns gewiß auch dieses Mal nicht im Stiche lassen, wenn wir an ihn appellieren; Staat und Gemeinde werden zu bewegen sein, tatkräftig insbesondere bei der Desinfektion einzugreifen; der Frauenverein vom Roten Kreuz wird voraussichtlich dieser neuen Friedenstätigkeit gegenüber wärmstes Entgegenkommen zeigen und all die anderen vielen charitativen Vereinigungen werden es freudigst begrüßen, wenn sie in ihren Bestrebungen sachgemäße und planmäßige Anleitung und Unterstützung durch eine fachmännisch geleitete Fürsorgestelle erfahren.

Die Heilstättenbewegung hat den Anstoß zu einer planmäßigen Tuberkulosebekämpfung gegeben und die Heilstätten bilden bei uns in Deutschland gewissermaßen den Kristallisationspunkt, um den sich im Laufe der Jahre eine ganze Reihe weiterer Kampfmittel gegen diese Krankheit anreihen: Anzeigepflicht, Familienfürsorge, ländliche Kolonien, Pflegestätten für Unheilbare u. a. Es fehlt mir der Raum, hierauf näher einzugehen, und ich möchte nur noch auf eine derartige leicht zu schaffende Einrichtung hinweisen, die Walderholungsstätten.

Um den Tuberkulosen, welche in Lungenheilstätten keine Aufnahme finden entweder aus momentanem Platzmangel oder weil sich kein Kostenträger findet oder endlich weil das Leiden ein schon zu weit vorgeschrittenes ist, trotzdem den Genuß von Landluft zu verschaffen, haben zwei Berliner Aerzte, Wolff Becher und Lenhoff, vorgeschlagen, in unmittelbarster Nähe der Stadt mit Tramhahn- oder Vorortverkehr leicht und billig erreichbar eine Waldparzelle zu mieten und darauf Baracken zu errichten. Die Unterhaltung der Küche wurde dem Frauenverein vom Roten Kreuz, die Ueberwachung und Behandlung den Kassenärzten überlassen. Der vor vier Jahren in Berlin gemachte erste Versuch ist so überraschend gut ausgefallen, daß der ersten Erholungsstätte für Männer eine ganze Reihe weiterer auch für Frauen und Kinder gefolgt ist. Der Betrieb der Erholungsstätten bezahlt sich im wesentlichen aus sich selbst. Zumeist rekrutieren sich die Besucher — abgesehen von der Kindererholungsstätte — aus Mitgliedern von Krankenkassen, die ihnen Milch und in der Regel Mittagessen, vielfach auch noch die Fahrt bezahlen. Die Gesamtzahl von Patienten, die in den vier Erholungsstätten für Erwachsene im Laufe des Sommers 1902 Aufnahme und Verpflegung fanden, betrug 1895; in der

Kindererholungsstätte waren 315 Kinder. Man soll das Gute nehmen, wo man es findet; ich glaube wir sollten auch diesem Beispiele, das mit nur geringen Mitteln ins Leben gerufen werden kann, da, wie ich wohl verraten darf, das Deutsche Zentralkomitee uns die Baracken zur Verfügung stellen würde, baldmöglichst folgen.

Wir wollen danach trachten, daß unsere Vaterstadt München im Wettstreite humaner Bestrebungen nicht zurückbleibe, sondern auch weiterhin in dem Kampfe gegen die Tuberkulose mit an erster Stelle marschiere!

Leonhard Baldners „Vogel-, Fisch- und Tierbuch" aus dem Jahre 1666.

Im siebzehnten Jahrhundert lebte in Straßburg ein Fischer, der unter seinen Zunftgenossen weit hervorragte. Leonhard Baldner — so hieß derselbe — begnügte sich nicht einfach damit, möglichst viel Fische zu fangen und auf den Markt zu bringen, sondern für ihn waren die Fische auch noch Gegenstand eines weit höheren Interesses. Er beobachtete und erforschte ihre Lebensweise und überhaupt ihre ganze Naturgeschichte, und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und einer Begeisterung, die beneidenswert erscheint. Aber nicht nur für die Fische, sondern für alles Getier, was ihm bei Ausübung seines Handwerks begegnete, hatte er großes Interesse und ein offenes Auge. Alles was er so geschaut und beobachtet, schrieb er nieder, ließ dazu die behandelten Tiere von einem Künstler illustrieren und schuf so das „Vogel-, Fisch- und Tierbuch". Gering war die Kenntnis, die wir bis jetzt von diesem Werke besaßen, und ich bin sicher, daß die wenigsten der heutigen Zoologen von der Existenz desselben und überhaupt von dem Namen Baldner eine Ahnung hatten. Kein Wunder auch! Das „Vogel-, Fisch- und Tierbuch" existierte ja bis jetzt nur in einigen wenigen Manuskripten und nur ganz selten wird in der zoologischen Literatur auf diese hingewiesen. Es wurde zwar schon mehrfach der Versuch gemacht, das Baldnersche Werk herauszugeben, so zum Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem Straßburger Zoologen J. Hermann und dann im Jahre 1885 von J. Lift, aber leider scheiterten beide Versuche an der Ungunst der Verhältnisse.

Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß es jetzt nun endlich gelungen ist, den alten „Baldner" zu neuem Leben zu erwecken und ihm die Verbreitung zu ermöglichen, die er verdient. Der bekannte Heidelberger Zoologe Prof. R. Lauterborn, der sich die Erforschung der Tierwelt des Rheines zur Lebensaufgabe gemacht, hat dieses Werk vollbracht.[1]) Der alte Baldner liegt in neuem Gewande vor uns, und zwar in einer höchst ansprechenden, dem ehrwürdigen Alter angepaßten und dem Inhalt entsprechenden würdigen Ausstattung! Wir können dem Herausgeber nicht genug dankbar dafür sein, daß er uns mit diesem seltenen Manne und seinem Werke vertraut gemacht hat. Diesen Dank vermag auch der Umstand nicht einzuschränken, daß Lauterborn nur den Text und nicht auch die Tafeln herausgegeben hat; denn schon die Textausgabe allein erforderte persönliche Opfer genug, die nur eine hohe Begeisterung zu bringen vermag; und dann ist ja der Text auch die Hauptsache, wo es darauf ankommt, die Eigenart Baldners kennen zu lernen, zumal die Tafeln zwar nicht von seiner Hand, sondern von einem Künstler angefertigt worden sind.

Immerhin würde es mit Freuden zu begrüßen sein, wenn auch die Tafeln einmal herausgegeben würden! Doch würde eine den Originalen einigermaßen entsprechende Wiedergabe der Abbildungen, wie wir sie auf den 150 Tafeln des Kasseler Manuskriptes bewundern können, mit sehr großen Kosten verbunden sein, die zu tragen man einem Privatmanne nicht zumuten kann und die auch, abgesehen davon, den Preis des Buches ganz unverhältnismäßig verteuern würden. Zu derartigen kostspieligen Unternehmungen sind in erster Linie die Akademien und gelehrten Gesellschaften berufen, und es dürfte auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß von dieser Seite bald Schritte in dieser Richtung unternommen werden, nachdem jetzt die hohe Bedeutung Baldners erkannt und ins rechte Licht gesetzt ist.

Wenn wir den Text der vorliegenden Ausgabe durchstudiert haben, so müssen wir dem Herausgeber darin recht geben, daß er Baldners „Vogel-, Fisch- und Tierbuch" als „eines der merkwürdigsten und interessantesten literarischen Denkmale aus dem Werdegang der Zoologie in Deutschland" preist. — Und wäre es, wie Lauterborn des weiteren mit Recht sagt, „statt am Rhein am Strande der Themse oder sonstwo in England entstanden, so läge es dort schon längst gedruckt und mit Kommentar versehen in einer Reihe von Pracht- und Volksausgaben vor uns und genösse in den Kreisen der englischen Naturfreunde und „field-naturalists" eine ähnliche Popularität wie etwa Gilbert Whites Natural history of Selbourne." —

In der Tat, man muß sich wundern, daß ein solch' hervorragendes Werk wie Baldners Vogel-, Fisch- und Tierbuch so lange vernachlässigt bleiben konnte. Denn es bietet nicht etwa ein rein historisches Interesse dar, sondern es liefert jedem Zoologen, der sich mit der Tierwelt der heimischen Gewässer beschäftigt, eine Menge schätzbaren Materials für seine Studien. So ist es „wohl eine der ersten deutschen Lokalfaunen und als solche, bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers, ein historisch-faunistisches Dokument von hohem Wert: gibt es uns doch authentische Kunde vom Leben so manchen Tieres, das die alles nivellierende Kultur längst am Oberrhein ausgetilgt hat." „Als Baldner fischend und jagend die Umgebung von Straßburg durchstreifte, rollte der Rhein noch ungebändigt seine Wogen durch die weite Ebene. In ein Gewirr von Rinnsalen zerfasert, strömte er dahin, zahllose Inseln, Sand- und Kiesbänke umschließend. Üppige Auwälder, durchzogen von stillen Wassern, an denen der Biber seine Burgen baute, begrünten die Ufer und boten heute längst verdrängten Vögeln wie Nachtreiher und Gänsesäger Gelegenheit zu ungestörtem Brüten."

Baldners Werk bietet aber nicht nur dadurch, daß es uns von der Fauna des damaligen Rheins recht eingehend Kenntnis gibt und so auch das Verständnis der heutigen Rheinfauna wesentlich fördert, dem modernen Faunistiker und Biologen ein äußerst wertvolles Hilfsmittel, ja geradezu die Grundlage für seine Studien dar, sondern es zeichnet sich auch noch durch die Fülle sorgfältigster Beobachtungen über die Biologie der Wassertiere, vor allem der Fische, aus; „was hier unter anderem über Laichzeit und Laichgewohnheiten der letzteren mitgeteilt wird, dürfte zu dem Besten und Zuverlässigsten gehören, was bis auf den heutigen Tag bei den Rheinfischen über diesen Gegenstand bekannt geworden ist." Siebold, einer der wenigen Forscher, welche Baldner eine wirklich kritische und eingehende Würdigung zuteil werden lassen, hat (1863) in seinem berühmten Werk über die Süßwasserfische den Ausspruch getan, daß trotz der vielfachen Bearbeiter, welche die Fischfauna des Rheins zwischen dem Rheinfall und Bingen bereits gefunden, der Straßburger Fischer Baldner wohl den interessantesten Beitrag geliefert hat. Welch außerordentliche Beobachtungsgabe Baldner auszeichnete, geht unter anderem daraus hervor, daß er die höchst merkwürdige Fortpflanzung und Metamorphose des Bachneunauges vollkommen richtig schilderte, indem er die „blinden Neunhaken" als die Jungen der „gesehenden" ansprich, was erst 300 Jahre später gewissermaßen zum zweitenmal und völlig unabhängig davon von August Müller entdeckt wurde.

Baldner hat aber eigentlich gar nicht für Gelehrte geschrieben; „allen Liebhabern des Weydwercks zu Wasser und zu Landt" hat er vielmehr sein Werk gewidmet. Es wendet sich also in erster Linie an die Jäger und Fischer und

[1]) Das Vogel-, Fisch- und Tierbuch des Straßburger Fischers Leonhard Baldner aus dem Jahre 1666. Herausgegeben, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Robert Lauterborn, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Ludwigshafen am Rhein, 1903. Preis M. 4.50.

überhaupt an alle, welche Beruf oder Neigung irgendwie in Berührung bringt mit der Tierwelt unserer heimischen Gewässer." Und in der Tat wird auch „jedem, der selbst einmal am Strom und Boch, in Sumpf und Moor, fischend und jagend den Bewohnern des feuchten Elements nachgegangen ist, die Lektüre Boldners reichen Genuß und sicher auch mannigfache Anregung gewähren."

Wie der ungelehrte Fischer Baldner dazu kam, ein Buch zu schreiben, lassen wir ihn am besten selbst erzählen. „Auch ist," sagt er in der Vorrede, „meine Meinung anfänglich gar nicht gewesen, ein sonderes Buch von Fischen, viel weniger aber von Geflügel, vierfüßigen Thieren, oder Insekten, Käfern und Gewürm zu machen. Aber als ich anno 1646 etlich schöne frembde Wasservögel geschossen, sobald ich solche bekommen, dieselben lassen abmahlen, daher ich von sonderlichen Gedanken und großer Lust dazu bewegt und gleichsam überwunden worden, solchem weiteres nachzusetzen, und also ein sonderes Buch von Gevögel, Fischen, Insekten und Gewürm, so viel ich dessen noch möglichkeit habe bekommen können, darüber aufgerichtet, und alles, wie folgender gestalt zu sehen, ordentlich und eigentlich beschrieben. Hab also im Nomen des Herrn mein Netz ausgeworfen u. so vielerley Gattung zu Land gezogen, gute u. böse, wie ichs gefangen und gefunden, aber durch großen Fleiß, müh und Unkosten hab ich dieses Buch, Gott sey Lob, endlich so weit gebracht."

Baldner hatte also durchaus nicht etwa schon von vornherein die Absicht, ein „Jonder Buch" über Fische u. s. w. zu schreiben, sondern er wurde erst nach und nach dazu gedrängt, nachdem der äußere Anstoß dazu durch die Erlegung einiger „schöner frembder Wasservögel" anno 1646 gegeben worden war. „Lust und Fleiß zum fischen und schießen" mochten aus dem ungelehrten Fischer und Jäger einen Forscher. „Die Erlegung des Wildes, bisher Selbstzweck, trat von nun on in den Dienst einer höheren Idee: nämlich ‚die Notur, Art und Eigenschaft' der Tiere zu ergründen."

Weit entfernt aber, sich für einen Gelehrten zu halten, bewahrte Baldner stets seinen einfachen, schlichten Sinn, und gerade das ist es, was uns so sehr für diesen Mann einnimmt und was ihn so vorteilhaft von den aufgeblasenen Zunftgelehrten seiner Zeit unterscheidet. Er hält sich nicht für unfehlbar und ist sich auch wohl bewußt, daß seine Arbeit nur Stückwerk sein konnte; bittet er doch in der Vorrede den „günstigen Leser", daß er seine „gut weidmännische, schlecht teutsche Arbeit" mit Nachsicht beurteilen möge. „Dann es von keinem Hochgelehrten der Zierlichkeit nach in Worten beschrieben, oder noch vorniger aus anderen Büchern entlehnt u. zusammengetragen worden, sondern von einem Fischer u. Schützen, welcher von seinen Großeltern uff dem Wasser sich genehret."

Letzteres Moment, daß Baldner nur Selbstgeschautes und Selbstgedachtes vorbringt, macht uns sein Werk besonders wertvoll und läßt es geradezu als bahnbrechend erscheinen, da zur damaligen Zeit die beschreibende Noturwissenschaft so noch ganz im Bonne des Altüberlieferten und des toten Bücherglaubens stand. Boldner betrat also gewissermoßen einen gonz neuen Weg und verfolgte eine ganz neue Methode in der Behondlung der Tierkunde. Von den überaus spärlichen literarischen Hilfsmitteln, die für die damalige Zeit in Betracht kamen, war unserem Fischer nur Geßner zugänglich, dessen „Tierbuch" er in deutscher Uebersetzung als Eigentum besaß. Doch dieses hochgelehrte Werk, das in der Hauptsache eine Sammlung alles dessen, was bis zum 16. Jahrhundert über die Tierwelt bekannt geworden ist, konnte mit seinen Tousenden Zitoten griechischer, römischrr und orabischer Autoren unseren ungelehrten einfachen Baldner nur wenig fördern. Weit entfernt, daß er sich von der hohen Autorität, die Geßner damols besaß, beeinflussen oder stork imponieren ließ, „scheute er sich durchaus nicht, „dem Herrn Dr. Gesner" do oder dort einen Irrtum nachzuweisen." Ueberhoupt verhält er sich, wie ous seiner gewissenhaften Notur zu erwarten stand, allen fremden Angaben, sowie dem landläufigen Aberglauben gegenüber im allgemeinen sehr kritisch.

Der Inhalt des Boldnerschen Werkes gliedert sich in drei größere Abschnitte, das Vogel-, Fisch- und Tierbuch. In dem ersten Buch, dem Vogelbuch, werden 72 „Gattungen" von Vögeln besprochen, die sich noch unseren heutigen Begriffen, wie Lauterborn nachweist, ouf 68 Arten verteilen; diese mochen etwo 22 Prozent der heute am deutschen Rhein nachgewiesenen Vögel (circa 310 Arten) aus. „Das scheint etwos wenig, erklort sich aber natürlich sofort dadurch, daß bei der Beschränkung, die sich Baldner auferlegte, das große Heer der gefiederten Bewohner von Feld, Wald und Wiese u. s. w. von vornherein ausscheidet. Anders wird die Soche sofort, wenn wir uns die Zohlen der auf und an dem Wasser lebenden Sumpf- und Schwimmvögel zum Vergleich heranziehen." Von diesen hat Baldner gerode die Hölfte der heute nochgewiesenen Arten beobochtet und unterschieden; und „noch günstiger gestolten sich die Verhältnisse, wenn wir von den Wasservögeln eine Abteilung herausgreifen, die von jeher Gegenstond eifriger Jagd war, nämlich die Anatiden, umfassend die Schwäne, Gänse, Enten und Söger. Von diesen mögen am Oberrhein im ganzen etwa 32 Arten vorkommen, von denen uns Boldner nicht weniger als 2t, also ungefähr 66 Prozent, in Wort und Bild kenntlich darstellt."

Weitous der wichtigste und vollständigste Teil des Werkes ist das „Fischbuch, darinn funff und viertzigerley Gattung Fisch, Krebs, so nach ihrer Art und Eygenschafft beschrieben zu finden." Befindet sich Baldner hier doch so recht in seinem eigentlichen Element und steht ihm außerdem noch die Erfahrung, die sich in der alten Fischerfamilie von Generation zu Generation vererbt hat, zu Gebote. „Darum trogen auch gerade im „Fischbuch" alle Angaben den Stempel größter Genauigkeit und Zuverlässigkeit und imponieren durch die Fülle biologischen Detoils." Geradezu überraschend ist die große Anzahl der Fischarten, die Baldner zu unterscheiden vermochte; ziehen wir die Krebse und dann die als „Gattungen" angeführten Farbenvarietäten ab, so verbleiben „rund 38 Arten, die durch Text und Abbildung meist eine sichere Identifizierung gestatten." Reiber hat 1887 für das Elsoß und speziell für die Umgebung von Straßburg allerdings 46 Arten angegeben; doch da für einige von diesen nach Lauterborn ein sicherer Nochweis noch keineswegs erbracht zu sein scheint, so können wir „ruhig sogen, daß Boldner bereits so ziemlich alle jene Rheinfische gekannt hot, die ihm bei der geographischen Lage seines Wohnorts überhaupt zugönglich sein konnten."

Das dritte Buch endlich, das Tierbuch, ist den beiden ersten durchaus nicht als gleichwertig an die Seite zu stellrn; eine kunterbunte Gesellschaft finden wir do beisammen, indem Baldner eben alle diejenigen Tiere, die nicht zu den Vögeln und Fischen gehören, hier vereinigte. „Zweiundfünfzigerlei Arten von „vierfüßigen Tieren, Käfern, Mucken und Gewürm" werden in diesem „Tierbuch" beschrieben. Am meisten Interesse dürfte darunter wohl die Schilderung über den Biber, der damals noch eine häufige Erscheinung am Oberrhein war, besitzen. Außer diesem werden noch drei Säugetiere beschrieben: der Otter, die Wasserratte und die Wasserspitzmaus. Dann kommen einige Amphibien, Muscheln, Schnecken und eine größere Anzohl Insekten an die Reihe. Unter letzteren finden die Libellen, die jo auch am auffallendsten sind, am meisten Berücksichtigung; es werden deren nicht weniger als vier Arten beschrieben, die als „ein gehler Pfaff", „ein grüner Pfaff", „ein bloher Pfaff" und „ein blohes Pfäfflin" bezeichnet und so namentlich untrschieden werden.

Was nun dir Handschriften des Vogel-, Fisch- und Tierbuches betrifft, so existieren deren mehrere, von welchen sich natürlich der größere Teil in den Straßburger Bibliotheken befindet. Auch das Original von Boldners Handexemplor war einst in deren Besitz, doch leider ging es während der Beschießung von Straßburg in der Nacht des 24. August 1870 beim Bronde der Bibliothek zugrunde. Glücklicherweise wird die Schwere dieses Verlustes dadurch etwos gemildert, daß wir zwei Trutkopien davon besitzen, welche beide aus der Bibliothek des oben schon genannten Straßburger Professors Johann Hermonn stammen. Die eine davon hat dieser durch seinen Sohn nach dem Originolmanuskript anfrtigen lassen und die andere fand er unter dem Rest der Spielmonnschen Bibliothek.

Digitized by Google

Außer diesen Kopien befindet sich in Straßburg (auf der Stadtbibliothek) noch ein Manuskript in Querfolio, von Lauterborn als „das Straßburger Manuskript mit Figuren" bezeichnet. Dasselbe weicht in vielen Beziehungen von dem Original, resp. dessen beiden Kopien ab; schon die Ueberschrift zeigt eine andere Fassung, dann ist der Inhalt weit unvollständiger und die Insekten und das Gewürm fehlen ganz; ferner ist der Stil ein anderer, abgerissener, die Ausdrucksweise noch volkstümlicher als sonst und die Figuren sind sehr roh ausgeführt, unbeholfen, wie „mit zerriebenen Ziegelsteinen" gemalt. Alle diese Momente und noch viele andere Gründe bestimmten Lauterborn zu der Annahme, daß das fragliche Manuskript „keine Kopie, sondern eine ältere, noch mehr oder weniger skizzenhaft angelegte Fassung des „Vogel-, Fisch- und Tierbuches", die wahrscheinlich noch von Baldners eigener Hand herrührt," darstellt. Von anderer Seite war die Vermutung aufgestellt worden, daß „das Straßburger Manuskript mit Figuren" identisch sei mit der Kopie, welche Baldner nach einem Eintrag in sein Handexemplar von seinem 14jährigen Sohn Andreas hatte anfertigen lassen; doch ist dies nach Lauterborns Ausführungen zweifellos unrichtig. Wo diese Kopie des Andreas Baldner sich gegenwärtig befindet und ob sie überhaupt noch existiert, ist allerdings völlig unbekannt, was um so befremdlicher erscheinen muß, als sie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu verfolgen ist. Im Jahre 1865 wurde sie nämlich mit dem Nachlaß des Pfarrers Braunwald versteigert und zwar, wie Reiber nach Einsicht in den Versteigerungskatalog mitteilt, um den Preis von 85 Centimes!

Außer diesen vier Straßburger Exemplaren kommen noch zwei weitere Handschriften in Betracht, von welchen die eine in der Landesbibliothek in Kassel und die andere im British Museum zu London sich befindet. Das „Kasseler Manuskript" ist „unstreitig das schönste und wertvollste, das wir in Deutschland besitzen"; es zeichnet sich ganz besonders „durch die hervorragende Schönheit der Abbildungen, die alle prächtig in Farben ausgeführt, groß angelegt und sehr gut erhalten sind" aus. Sie stellen „nach Auffassung und Ausführung in ihrer Art wahre Kunstwerke dar, denen sich aus Baldners Zeit kaum etwas ähnliches zur Seite stellen läßt." Dieses herrliche Exemplar hat vermutlich Baldner für den Kurfürsten und Pfalzgrafen Karl anfertigen lassen; es kam dann, wie Seelig in der Bayerischen Fischereizeitung 1885 ausführt, durch Erbschaft im Jahre 1686 an dessen Vater, den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel.

„Das Londoner Exemplar endlich ist das früheste Manuskript des Baldnerschen Werkes, das wir kennen"; denn es trägt die Jahreszahl 1653, während alle übrigen van 1666 datiert sind. Demgemäß ist es auch unvollständiger als die späteren. — Es wurde Baldner abgekauft „durch zwei der bedeutendsten Naturforscher Englands, nämlich John Ray (1628—1707) und Francis Willughby (1635—1672), welche von 1663 an eine mehrjährige Reise durch die Niederlande, Deutschland, Schweiz, Italien und Frankreich machten und bei dieser Gelegenheit auch Straßburg berührten." Wie sehr überhaupt die englischen Zeitgenossen Baldner würdigten, geht auch daraus hervor, daß, wie Ray berichtet, der Text zu dem Vogel-, Fisch- und Tierbuch auch ins Englische übertragen wurde, welche Uebersetzung sich ebenfalls im British Museum befindet.

Lauterborn hat seiner Ausgabe in erster Linie die Kopie zugrunde gelegt, welche J. Hermann durch seinen Sohn nach dem Handexemplar hatte anfertigen lassen; denn diese erwies sich als sehr verläßig und korrekt und stand vor allem auch dem Herausgeber zwei Jahre lang zur Verfügung, was bei dem Kasseler Manuskript nicht der Fall war. Letztere Handschrift wurde hauptsächlich zu dem Zweck zu Rate gezogen, um mit Hilfe der vortrefflichen Abbildungen die wissenschaftliche Bestimmung der von Baldner aufgezählten Tiere möglichst sicher zu stellen. Diese ist dem Herausgeber auch bei weitaus den meisten Arten gelungen, nur ganz wenige Insekten konnten nicht mit Sicherheit identifiziert werden. Lauterborn begnügt sich aber nicht mit der nomenklatorischen Identifizierung, sondern er führt bei den meisten Arten auch noch die Hauptzüge aus deren Biologie nach unserem heutigen Wissen an, wodurch auch der weniger Eingeweihte in den Stand gesetzt wird, die Baldnerschen Beobachtungen und Angaben auf ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit hin zu beurteilen.

Was den Text anlangt, so ist derselbe in der vorliegenden Ausgabe wortgetreu wiedergegeben. Nur dadurch kann ja die originelle Sprache des Vogel-, Fisch- und Tierbuches mit all den Eigentümlichkeiten des heimischen Dialektes voll und ganz zur Geltung kommen. Und wenn darin auch zuweilen Worte vorkommen, die „für ein modernes Ohr recht derb klingen und die man heutzutage eigentlich nicht zu drucken pflegt", so treten solche völlig in den Hintergrund gegen „den behaglichen Reiz, der über dem Ganzen ausgebreitet liegt". „Die frische Naivität, die aller Schönrederei abholde treuherzige Wahrheit und Schlichtheit der Darstellung und nicht zum geringsten auch der ungesuchte Humor — sie haben selbst jetzt, nach fast einem Vierteljahrtausend, nichts von ihrer urwüchsigen Frische verloren und werden auch fernerhin auf jeden wirken, dem inmitten einer überfeinerten Kultur das Herz empfänglich blieb für Natur und Natürlichkeit."

Wir können diesen Worten Lauterborns nur unbedingt zustimmen, die uns gleichzeitig auch beweisen, daß Baldner kaum einen besseren Herausgeber hätte finden können als gerade diesen Forscher, der in mehr als einem Punkte eine geistige Verwandtschaft mit Baldner zeigt. Hat er sich doch auch, gleichwie Baldner, keine geringere Aufgabe gestellt als die Erforschung der gesamten Tierwelt des deutschen Rheins.

Möge die in jeder Beziehung treffliche Lauternornsche Textausgabe dazu beitragen, „dem Vater der rheinischen Zoologie jene allgemeine Anerkennung zu verschaffen, die ihm so lange vorenthalten blieb", und möge der alte Baldner denjenigen „Modernen", die für alles Alte nur Geringschätzung kennen, die Augen öffnen! Möge vor allem die Baldnerische flammende Begeisterung und Liebe zur Natur, seine große Gewissenhaftigkeit und selbstlose Hingabe an die Erforschung der Natur allen diesen zum Vorbild dienen! Denn diese Eigenschaften sind es in erster Linie, die den wahren Naturforscher auszeichnen.

K. Escherich.

Bücher und Zeitschriften.

fr. **Rechtsfälle zum Bürgerlichen Gesetzbuch, zum Handelsgesetzbuch, zur Grundbuchordnung, zum Zwangsversteigerungsgesetz, zum Liegenschaftsrecht und zum Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit.** 3 Bändchen. Von Dr. Eugen Josef, Notar a. D. in Freiburg i. B., Berlin 1901 u. 1902. Franz Vahlen.

Rechtsfälle ohne Lösungen zusammenzustellen, scheint kein groß Ding zu sein. Es bewahrheitet sich aber auch hier der alte Satz, daß es manchmal schwerer ist, richtig zu fragen als richtig zu antworten. Nur der wird eine Aufgabe entsprechend zu stellen wissen, der sich klar ist, wie sie gelöst werden muß. Fand es seinerzeit doch selbst Ihering nicht unter seiner Würde, Rechtsfälle aus dem täglichen Leben zusammenzustellen. Besonders das Geschick des akademischen Lehrers zeigt sich an seiner Fähigkeit, durch schlagende Beispiele die Tragweite der Rechtssätze zu erläutern, am deutlichsten. Vorwiegend werden auch die fleißigen Sammlungen, die Josef bietet, ihren Wert bei akademischen Uebungen erproben. Sie sind auch für das Selbststudium wohl zu empfehlen, zumal die einzelnen Fälle sehr anregend gelöst sind und nicht nur zur Veranschaulichung der Rechtssätze, sondern auch zur Würze des eintönigen Stoffes recht gut beizutragen vermögen.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. Siebenter Jahrgang, Zürich 1903.

Dem nunmehr schon zu den vertrautesten und bewährtesten Hilfsmitteln für das Studium der Volkskunde gehörenden „Schweizerischen Archiv" können wir hiermit bereits zum siebenten Male an dieser Stelle Worte des Dankes und

der Anerkennung zollen für die gediegene Arbeit und die Fülle wertvollen Stoffes, die es in seinen Blättern birgt. Auch der jüngste stattliche Band steht auf derselben Höhe wie die früheren, denn wiederum bringt er eine Menge von neuen Beobachtungen und Sammlungen in den größeren Hauptartikeln und den kleineren Miszellen, und ebenso werden auch wieder zahlreiche, der Kenntnis der Gegenwart längst entronnene alte Bräuche und Urkunden der Vergessenheit entrissen. Die Bücheranzeigen berichten über alle für die Schweiz besonders wichtigen Neuerscheinungen, und die kleine Chronik unterrichtet über bemerkenswerte Vorkommnisse innerhalb und außerhalb der schweizerischen Gesellschaft. — Gleichzeitig mit dem letzten Hefte des Archivs wurde auch noch eine andere Veröffentlichung versandt, auf die wir hier noch ganz besonders aufmerksam machen möchten, die 19 Seiten starken „Fragebogen über Volksmedizin in der Schweiz", im Auftrage des Gesellschaftsvorstandes zusammengestellt von E. Hoffmann-Krayer. Sie sind ganz vorzüglich praktisch eingerichtet und dazu bestimmt, Material für eine Gesamtdarstellung der Volksmedizin in der Schweiz zusammen zu bringen. Die beiden ersten Seiten enthalten genaue Angaben zum Ausfüllen der gleich beigefügten Beleggettel aus Schreibpapier, der übrige Teil bietet eine sehr sorgfältige und klar gegliederte Uebersicht über alles, was bei dem weiten Gebiet, das den Sammlern natürlich nicht immer im ganzen Umfange vertraut sein wird, irgend in Betracht kommen kann, und ein alphabetisches Register erleichtert noch weiter das Zurechtfinden. Um alle Zweifel zu beheben, sind auch noch zwei Musterzettel ausgefüllt beigegeben. — Die Versendung von derartig genauen und eingehenden Fragebogen, die das Ausfüllen so bequem wie möglich machen, sollte bei planmäßiger Bearbeitung größerer Sondergebiete von allen volkskundlichen Vereinen nachgeahmt werden. Denn durch solche kurz und bündig gestellten Fragen und deutlichen Hinweise läßt sich sicher viel mehr und zuverlässigerer Stoff einbringen, als durch allgemeiner gehaltene Angaben, wie sie im volkskundlichen Fragebogen bisher meist beliebt waren.

H. Jantzen.

*

Allgemeine Rundschau.

Prähistorisches aus der Pfalz.

(Vergl. Beilage Nr. 73, S. 583.)

m. Die Ausgrabungen auf dem Wollböht im Ordenswalde wurden an 4 Tagen der letzten März-Woche auf Kosten des Staatsmuseums zu München fortgesetzt. (Die Fundstücke gelangen nach ihrer Reinigung an das Staatsmuseum für Anthropologie und Prähistorie zu München.) Es gelang, in derselben Ecke des Ausgrabungsgebietes drei weitere Hütten — im ganzen fünf — freizulegen. Die dritte enthielt außer Tonknollen, die vom Hüttenbewurf herrühren, auch die Eindrücke von mäßig starken Rundhölzern (4—6 cm Durchmesser) verzierte Scherben und zwei Nuclei. — Die vierte Hütte besaß mit der dritten das reichste Inventar. An Gefäßen wurden hier dreierlei Arten festgestellt: 1. schwarzglänzende, dünne, mit Firnis überzogene Scherben, geziert mit Spiralen à la Hemborn, 2. dicke, rotbronne und gelbbraune Scherben, mit Henkeln, Wurzen, Nasen (ansae) versehen und mit ovalen und runden Tupfen geziert, 3. dünne, bronne Scherben ohne Ornament. — Außerdem fand sich hier ein Knochenpriemen von 13.3 cm Länge, sowie ein aus einem Geschiebe hergestellter Steinhammer von 7 cm Länge und 4.8 cm Höhe vor. — Die fünfte Hütte liegt 30 Scheitte von Hütte 2 nach Westen zu. Nach dem fortlaufenden, 5 cm starken, rotgebrannten Estrich zu schließen, hatte sie eine von N.-S. orientierte Länge von 5 m und eine von W.-O. sich erstreckende Breite von 3 m. Sie war aus Rundhölzern mit Lehmbewurf konstruiert und nach den außen liegenden Fundstücken zu schließen nach Süden offen. Auch der Herd lag nach Süden, dem Eingange zu. Auf und neben diesem lagen zahlreiche, zum Teil des Markes halber aufgeschlagene Tierknochen, die nach den Zähnen dem Hirsch und dem Rind angehören. Auch hier fanden sich zahlreiche Gefäßstücke von denselben Arten wie in Hütte 4. Vereinzelt steht ein Gefäß mit horizontal umlaufender, halbrunder Leiste. Auch hier fand sich wieder ein zerbrochenes Feuersteinmesser vor, aus schwarzem (belgischem) Material, das noch 3 cm Länge und 1.8 cm Breite aufweist. Außerdem stieß man auf zerbrochene Reibplatten aus Sandstein von verschiedener Größe und einen abgenützten Schleifstein. Von besonderem Interesse sind die Anfänge eines Schmuckgehänges. Sie bestehen aus fünf am oberen Ende angebohrten Berlocken aus ovalen Kieseln, die zum Teil Rheinkiesel, zum Teil herzförmig gestaltete Geschiebe von weiß-rötlicher Farbe sind. In einer der tiefen Perlen befindet sich noch ein roter Kitt, der zur Befestigung der Sehne gedient hat, an welcher die Berlocke um den Hals befestigt war. Ein weiterer Schmuckgegenstand besteht in einer 3.2 cm langen und 1.4 cm im Durchmesser haltenden Röhre von weißgrauer Farbe. Ob diese einer Serpula-Art angehört, deren knöcherne Röhre in Rheinhessens neolithischen Gruben häufig als Schmuckperle verwendet wurde, steht dahin. Auch zwei Knochenpfeilen sind aus Hütte 5 zu erwähnen, der eine von 8.3 cm, der andere von 5 cm Länge. — In den Fundstücken vom neolithischen Dorfe auf dem Wollböht — denn so müssen wir diese regulare Ansiedelung bezeichnen! — gehören auch Stücke von zwei Breithacken. Das eine ist ein kleines Fragment von 3 cm Länge, das andere ist die vordere Hälfte eines solchen Instrumentes mit 3.5 cm Breite an der Schneide. Beide Stücke bestehen aus einem grauen Schiefer, wie er im Hunsrück sagerhaft vorkommt. — Ziehen wir das Facit aus der bisherigen Untersuchung, so haben wir hier auf einer diluvialen Düne zwischen Speyerbach und Rehbach eine von Wall und Graben — deutliche Spuren sind im Südosten vorhanden — umzogene Ansiedelung der neolithischen Spiralkeramik-Zeit, die eine Länge von ca. 300 m (W.-O.) und eine Breite von ca. 100 m (N.-S.) hatte, d. h. eine Fläche von 3 Hektoren bedeckte. In gewissen Abständen erheben sich auf dieser sandigen Ebene einfache, aus Rundhölzern, Lehmbewurf und Schilfdach bestehende Hütten von länglicher Gestalt, deren jede einen Feuerherd enthielt. Die Waffen und Werkzeuge stellten die Bewohner, die sich von Hackbau, Fischfang und der Jagd ernährten, aus Kies, Flint, Stein und Knochen her. Die Tongefäße stellten zum Teil die Frauen her, zum Teil wurden sie, ebenso wie Feuerstein und andere Minerotien, durch Tauschhandel von benachbarten Stämmen bezogen. Die Bewohner benützten die nahen Flußläufe und Weiher, ebenso die benachbarten Wiesenflächen zur Gewinnung ihres Unterhaltes und hatten in Rücksicht darauf den Platz ihrer Ansiedelung ausgewählt. Diese selbst ging im Laufe der Zeit durch Feuer zugrunde und der Stamm zog von hier fort, was aus dem absoluten Mangel an Spuren späterer, bronzezeitlicher und eisenzeitlicher Besiedelung an der Stelle des Wollböhles hervorgeht. Nur an einer entfernten Stelle stieß der Leiter der Grabungen auf ein frühmittelalterliches Gefäßstück, das hierher durch Zufall gelangte.

*

Ein italienischer Renaissancekünstler in London.

Ueber Benedetto da Rovezzano (1476—1556) schreibt W. Bode in seinem trefflichen Berliner Museumshandbuch „Die italienische Plastik": „In noch höherem Maße tüchtig im Aufbau und in der moreskischen Behandlung der Dekoration ist Benedetto da Rovezzano, dessen Altar in Sta. Trinita, dessen Kamin und Marmornischen im Bargello mit ihrem zierlichen maleeischen Ornament wohl als die feinsten dekorativen Arbeiten der Florentiner Hochrenaissance gelten dürfen u. s. w." Von diesem bedeutenden italienischen Künstler war es wohl bekannt, daß er in Windsor gearbeitet hatte. Für den großen Kardinal Wolsey hatte er zu dessen Lebzeiten die Ausführung eines Grabmals als Auftrag erhalten; als der Kardinal in Ungnade gefallen war, eignete sich Heinrich VIII. dasselbe an und ließ es sogar fertigstellen. Der dazugehörige Marmorsarkophag dient nunmehr als Denkmal Nelsons in der Kathedrale von St. Paul. Dagegen wußte man bis jetzt noch immer nichts von in London ausgeführten Arbeiten des italienischen Meisters, bis ein eben

Digitized by Google

in den Archiven der Westminster-Abtei gefundenes und von Edward J. L. Scott kürzlich im Athenaeum veröffentlichtes Dokument darauf hinwies. Das Dokument lautet: Diese Rechnung, welche am 22. Aug. des 18. Regierungsjahres des Königs Heinrich VIII. (1527) aufgesetzt ist, besagt, daß ich Benedict Darovezano, der Bildhauer, von dem verehrungswürdigen Vater John, dem Abt von Westminster, durch die Vermittlung des Diacons John Fulwell, des Kaplans, 11 Pfund 5 Schill. als zweite Rate für die Herstellung und Errichtung des Altars unserer lieben Frau in der Marienkapelle als Theil der Gesamtsumme von 33 Pfund und 15 Schill. erhalten habe. „Jo Bendetto Darovezano i scholtore o ricevuto agi questa di 22 Agosto duchati cinquanta." Somit ist der bedeutende italienische dekorative Meister als Erbauer von „the Lady's altar in the Lady Chapel" der Londoner Westminster-Abtei sicher gestellt, wovon man bisher nichts geahnt hatte.

M.

Kleinere Mitteilungen.

-drs- Die größte japanische Bibliothek in Europa befindet sich in schwedischem Besitz. Diese auf den ersten Blick vielleicht verwunderlich klingende Tatsache findet durch den Umstand ihre Erklärung, daß der verstorbene Polarforscher N. A. v. Nordenskjöld — nebenbei bemerkt einer der besten Kenner ostasiatischer Kultur und speziell japanischen Geisteslebens — während der Heimkehr der Vega von der Erschließung der Nordostpassage einen längeren Zwischenaufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne dazu benutzte, alle irgend zugänglichen Druckwerke, desgleichen ältere Handschriften und Chroniken aufzukaufen, bezw. durch einen intelligenten „Runner" — einem jungen japanischen Studenten, der „zufällig" in dringenden Geldnöten steckte und die Gelegenheit zu einem kleinen Extraverdienst mit tausend Freuden ergriff — durch Kauf und Tausch erwerben zu lassen. Die auf diese Weise zustande gebrachte Sammlung umfaßt nicht weniger als 6000—7000 Bände und enthält eine Menge unikater Schrift- und Bildwerke, die nach Aussage von Fachkapazitäten auch in Japan zu den Seltenheiten gehören und von den dortigen Büchereien mit Argusaugen behütet werden. Im übrigen umfaßt die Sammlung alle Zweige der neueren und älteren Literatur, vor allem dynastische Historie, Kriegsgeschichte, Kunstbildnerei, Naturwissenschaften, Dramatik ꝛc. Ihrer Entstehung nach zerfallen die Schriften in Publikationen des 16. bis 18. Jahrhunderts, während die Manuskripte bis in die älteste Periode der Shogun-Dynastie zurückreichen. Zur Katalogisierung der umfangreichen Sammlung wurde seinerzeit von der schwedischen Regierung eine Kommission hervorragender ausländischer Sinologen und Japan-Forscher eingesetzt, deren Arbeit einen Zeitraum von mehreren Jahren in Anspruch nahm, ohne gleichwohl bis auf den heutigen Tag in allen Teilen abgeschlossen zu sein.

* Geographisches. Aus London wird gemeldet: Bei der gestrigen Jahresversammlung der Royal Geographical Society überreichte der Präsident, Sir Clements Markham, dem bekannten Afrikaforscher Sir Harry Johnston für seine wichtigen Entdeckungen in einem Zeitraum von 25 Jahren die sogenannte Founders Medaille.

Bü. Archäologische Funde auf griechischem Boden. Bei Orapós in Attika fand man Gräber, in denen Inschrifttafeln enthalten waren. Bei Lechónia (2½ Stunden von Wólos) wurden mehrere Lampen mit obscönen Darstellungen gefunden. Auf lakonischem Gebiet fand man ein steinernes Löwenbild guter Arbeit.

hc. Todesfall. Im Alter von 68 Jahren ist am 16. Mai der Professor an der kgl. Kunstgewerbeschule zu Stuttgart, Heinrich Graß, gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Dem Privatdozenten der Chemie, Dr. Heinrich Ley, wurde auf Ansuchen der Rücktritt von seinen bisherigen Funktionen gestattet.

* **Straßburg.** Professor Dr. Hermann Bloch ist, wie man uns mitteilt, nicht als Professor für neuere Geschichte, sondern auf eine neu begründete Stelle für Mittelalter und geschichtliche Hilfswissenschaften nach Utrecht berufen worden. — Hier hat sich in der medizinischen Fakultät der Assistent am pharmazeutischen Institut, Dr. Leopold Rosenthaler, als Privatdozent habilitiert.

* **Bonn.** Der Hilfsprediger der reformierten Gemeinde zu Elberfeld, C. Hein, wurde am vergangenen Mittwoch von der protestantisch-theologischen Fakultät zum Licentiaten der Theologie promoviert. (Wir stellen dadurch die in Nr. 61 gebrachte Mitteilung, daß Herr Hilfsprediger Hein zum Licentiaten der Theologie von der hiesigen Fakultät ernannt worden sei, richtig.)

hc. **Göttingen.** Der ordentliche Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft, Dr. Jakob Wackernagel, feiert mit Beginn des laufenden Sommersemesters das 25jährige Jubiläum als Universitätsprofessor.

* **Berlin.** Der ordentliche Professor der englischen Philologie, Dr. Alois Brandl, ist von der preußischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied ihrer philosophisch-historischen Klasse gewählt worden.

hc. **Breslau.** Der Kustos am zoologischen Institut, Dr. Karl Zimmer aus Breslau, wird sich am 20. Mai mit einer Antrittsvorlesung: „Ueber die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" als Privatdozent für Zoologie habilitieren. Seine Habilitationsschrift handelt über „die arktischen Schizopoden".

* **Zürich.** Für das Fach der Zoologie hat sich an der hiesigen Hochschule Dr. Konrad Bretscher habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

H. Mangels, kais. deutscher Konsul in Asunción: Wirtschaftliche, naturgeschichtliche und klimatologische Abhandlungen aus Paraguay. München 1904. Fr. P. Datterer u. Co. 364 S. — Dr. Thomas Spacht: Geschichte des kgl. Lyzeums Dillingen (1804—1904). Festschrift zur Feier seines 100jährigen Bestehens. Regensburg 1904. G. J. Manz. 311 S. — P. Odilo Rottmanner O. S. B.: Predigten und Ansprachen. 1. Bd. 2. Aufl. München 1904. J. J. Lentner. 362 S. — Julius v. Gans-Budassy: Der Sonnenstaat. Drama in 5 Akten. Wien u. Leipzig 1904. Wiener Verlag. 150 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Manuskripte
erwirbt aus allen Gebieten der Religionswissenschaft und Philosophie, Literaturgeschichte und Kunstwissenschaft, Geschichte u. Philologie, Biographie u. Pädagogik, Staats- und Sozialwissenschaften, Biologie und Anthropologie streng wissenschaftl. u. gemeinverständl. Art, ferner aus der schönen Literatur. Vorbericht erb. Albert Kohler, Verlag, Berlin NW 7.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236 c
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Tauchnitz Edition.
May 18, 1904.
The Woman with the Fan.
A new Novel.
By
Robert Hichens.
In 2 vols.
(7300)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 20. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilageexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zu Lorenzo Stecchettis „Adjecta“. Von Max Leopold Wagner.

Eine Monographie über Serbien. Von Dr. Hugo Grothe.

Mathias Grünewald im Schongauer-Museum zu Colmar. Von Oberlandesgerichtsrat Volent. Ilemann (Colmar).

II. Bücher und Zeitschriften.

Paul Ernst: Der schmale Weg zum Glück.

III. Allgemeine Rundschau.

Tuberkulose-Konferenz deutscher Städte. — Die vierte Konferenz für internationales Privatrecht. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zu Lorenzo Stecchettis „Adjecta“.

Der Genießer liebt es, den perlenden edlen Wein auch aus einem feingeschliffenen edlen Glase zu schlürfen. Die Harmonie von Inhalt und Form wird ihm zur Quelle des vollen ästhetischen Genusses. Nicht anders der literarische Feinschmecker. Auch ihm ist eine Uebereinstimmung von Inhalt und Ausstattung eines Dichtwerkes eine Bedingung, die er nicht gern entbehrt.

Wir danken es der rührigen Buchhändlerfirma Zanichelli in Bologna, daß sie uns im vergangenen Jahre mit einer Ausgabe der Gedichte eines Lieblings der italienischen Muse, Lorenzo Stecchettis,[1]) beschenkt hat, die bei billigem Preise allen ästhetischen und praktischen Anforderungen entspricht. Zwei beigefügte wohlgelungene Photographien des Autors aus den Jahren 1877 und 1902, ein Geleitgedicht in autographischer Wiedergabe und ein vollkommenes Verzeichnis der Anfangsverse werden allen Freunden des Dichters eine willkommene Beigabe sein.

Lorenzo Stecchetti (Pseudonym für Dr. Olindo Guerrini) ist längst kein Unbekannter mehr in den Kreisen des deutschen Publikums, das überhaupt an literarischen Bewegungen Anteil nimmt. Man hat ihn den italienischen Heine genannt — mit welchem Recht, soll später erörtert werden —, es gibt verschiedene, freilich sehr zerstreute, deutsche Uebersetzungen von Gedichten aus seinen Postuma und Polemica, die wohl geeignet sind, des Dichters Eigenart vorzuführen, und nicht zum wenigsten hat zu Stecchettis Ansehen bei uns beigetragen, daß Altmeister Paul Heyse eine Reihe eigener prächtiger Uebertragungen in seine große italienische Liedersammlung[2]) aufgenommen hat, und daß einer der größten und vielseitigsten Kenner romanischen Dichtens und Denkens, Hugo Schuchardt,[3]) ihm vor Jahren eine inhaltsreiche Würdigung zuteil werden ließ.

Trotz alledem will uns scheinen, daß der italienische Dichter bei uns noch lange nicht Bürgerrecht erlangt hat. Vergleicht man die Verbreitung der Heineschen Muse in Italien mit der des italienischen Heine in Deutschland, so wird man sich bald überzeugen, daß Stecchetti unserem größeren Publikum überhaupt noch fremd ist, während Heine in Italien längst festen Fuß gefaßt hat. Viel mag dazu die Schwierigkeit beitragen, die vielfach wechselnden schillernden romanischen Metra in gleich vollendeten deutschen Versmaßen wiederzugeben. So ist manches unübersetzt geblieben, was eine Uebertragung wohl verdient hätte, eine Gesamtübersetzung fehlt gänzlich, und selbst das — freilich etwas verworrene — Programm, das Stecchetti von den Zwecken seiner Dichtkunst entwirft, der Prolog der Polemica, ein italienischer Atta Troll, ist nur in Bruchstücken in deutscher Sprache zugänglich.

Es bedarf heutzutage keiner Rechtfertigung der sogenannten realistischen Dichtung mehr, wie sie Stecchetti vertritt. Der Streit, den die erste Veröffentlichung von Stecchettis Postuma wachrief, hat ausgetobt, die Zeit der überidealen Dichtung ist vorbei und man hat längst erkannt, daß eine schroffe Trennung zwischen Idealisten und Realisten überhaupt nicht angängig ist, daß manches im Idealisten Manzoni ganz realer Natur ist, ebenso wie manches im Realisten Stecchetti rein ideal ist.

Bei Stecchetti mag uns manchmal die Satire zu herb und zu hart dünken, in farbenprächtigen Bildern tritt oft die Sinnlichkeit zu sehr hervor. Manzonis „Heilige Hymnen“ mögen uns Modernen heute menschlich zu kalt erscheinen. Das soll uns nicht hindern, in beiden Dichtern in erster Linie den Künstler zu suchen und diesem gerecht zu werden.

Und hier wird man bei Stecchetti, ähnlich wie bei Heine, Musset und Byron, den ihm nächst verwandten Geistern, unbehindert vom sonstigen Standpunkte, das Eine frei anerkennen müssen: Wir haben es mit einem großen Lyriker zu tun, mit einem Meister in Form und Sprache.

Die vorliegende neue Ausgabe enthält die längst bekannten Postuma und Polemica; dazu kommen aber noch als ein neuer Bestandteil die „Adjecta“, die bisher nur verstreut in Zeitschriften und Zeitungen gedruckt waren. Hier erscheinen sie zum erstenmale gesammelt und sind so recht geeignet, das Bild von des Dichters Kunst in uns zu vervollständigen und zu ergänzen. Die Adjecta umfassen fast die Hälfte des Buches und zerfallen in drei Abteilungen: das Liber Caiaphas, ein Interludium und die Civilia.

Gar viele Töne sind auch in den Adjecta wieder nach den Postuma gestimmt und zeigen uns den alten Dichter, den die Zustände seines Vaterlandes, die Korrup-

[1]) Le Rime di Lorenzo Stecchetti. Con due ritratti e un facsimile. Bologna. Ditta Nicola Zanichelli 1903. XVIII + 638 pp. 8°. (Geb. L. 6.—)

[2]) Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien. 4. Bd. Lyriker und Volksgesang. Berlin (Wilh. Hertz) 1889. Stecchetti S. 126 bis 137.

[3]) Hugo Schuchardt: Lorenzo Stecchetti, aus der Neuen Freien Presse 1879, abgedruckt in „Romanisches und Keltisches“. Gesammelte Aufsätze. Berlin (Oppenheim) 1886, S. 191 ff. Die in Schuchardts Aufsatze gegebenen klangvollen Uebersetzungsproben sind bei der Aufzählung Stecchettischer Uebersetzungen in Valerie Matthes, Italienische Dichter der Gegenwart, Studien und Uebertragungen, Berlin (Carl Duncker) 1899 (Stecchetti S. 177—233) übersehen worden.

tion des geistlichen Standes, das Elend der niederen Klassen, zur beißenden Satire herausfordern. Solche Geißelhiebe, die bei ihm nie ihr Ziel verfehlen, sind besonders der Inhalt des Buches Caiaphas. Das Motto lautet: „Et misit eum Annas ligatum ad Caiapham pontificem", XVIII, 24 Joh. Auch in diesem Buche ist wie in den Postuma da und dort das rechte Maß überschritten, besonders wenn es Stecchettis besonderem Freunde, dem Monsignore an den Kragen geht; wir würden oft Einschränkung wünschen, wie in dem: „Chi sa perchè?" betitelten Gedichte (S. 330), in dem der Autor erzählt, daß er alle Reliquien gesehen habe:

il via di Cana, l'acqua del costato,
il sudore, il propuzio, il sangue, il pianto,

doch die Geißel, mit der Christus die feilschenden Händler aus dem Tempel vertrieben, habe er vergebens gesucht. Man möchte die Aufzählung dieser delikaten Reliquien, die vielleicht eine Reminiszenz aus Corbin ist, lieber entbehren. Auch sonst streift die Satire oft fast ans Frivole.

Man wird sich nicht wundern, wenn die italienische Geistlichkeit beim ersten Erscheinen der Postuma Mord und Zeter schrie und wenn sie das noch heute tut; die Porträte sind zu ähnlich, als daß sich die Betreffenden nicht selbst betroffen gefühlt hätten.

Wohl erkennt Stecchetti selbst die Wirkung seiner Gedichte. In einem prächtigen Doppelsonette (S. 336.7 Rime) spricht er davon: Es summen mir die Verse im Kopfe wie im Bienenstock die Bienen, die aus Feld und Flur, von überall, den süßen Honig sammeln. Doch wie die Bienen einen Stachel haben, so haben ihn auch die Verse. Wehe dem, der die Biene reizt!

War die Stimmung des ersten Buches eine leidenschaftliche Kampfesstimmung, so ist das zweite, das Interludium, ruhiger Meditation und holden Erinnerungs- und Stimmungsbildern gewidmet, nicht ohne daß an manchen Stellen der Mephistopheles des Liber Caiaphas seinen Bocksfuß und seine Faunenhörnchen zeigte.

Dieser Teil, der der umfangreichste der neuen Abteilung ist, ist auch der wertvollste. Hier erkennen wir wieder den großen Lyriker früherer Tage, und fürwahr, er hat nicht gealtert. Wohl sagt er uns selbst, daß seine Kraft nicht mehr die gleiche sei wie früher, daß ihm die Gedanken nicht mehr folgen wollen; doch gerade dieses Sonett in seiner großen Formvollendung und in seinem hohen poetischen Gehalt, muß den Dichter selber Lügen strafen:

Schnee.

(S. 523.)

In meiner besseren Tage kurzen Reihen,
Als Jugend noch in meinen Adern rann,
Da hob ich oft die Stirne himmelan,
Und trank die Kälte, wie man trinkt den Wein.

Und wenn ich wirbelnd sah das tolle Schneien
Im kalten Winter, kehrt' ich mich nicht d'ran,
Nein, in dem Eis und auf dem Schnee gewann
Ich oft den Reim, der die Idee schließt ein.

Doch mit den Jahren kam auch ich ins Wanken,
Und wenn am Himmel eisig pfeift der Wind,
Flieht mir der Reim und flieh'n mir die Gedanken.

Mich schreckt der Schnee, dem ich einst wohlgesinnt,
Da Liebesglut nicht fürder heilt den Kranken,
Und in dem Todeseis mein Herz gerinnt.

Den Eingang dieser Sammlung bildet das Gedicht: „Il Mio Ritratto" (S. 395), mit dem Stecchetti sich selbst einführt. „Ich kenne Kummer und Leid, man hat mich applaudiert und ausgepfiffen, die Schmerzensstraße hat mein Blut gefärbt, den Freudenpfad hab' ich durchlaufen. Das Leben trank ich Schluck auf Schluck, jetzt setze ich den leeren Becher ab, doch ist mein Frohsinn nicht getrübt; auf dem Grunde des Bechers blieb kein Gewissensbiß zurück."

Eine bunte Reihe von Bildern zieht so an uns vorüber, reich an Kolorit und reich an Leben. Bald ist es eine schauerliche Ballade in der Art der Leonore, wenn der Liebhaber in stiller Kirchhofnacht die Braut zu sich ruft, auf daß sie gemeinsam die Liebe feiern (Veglia Romantica, S. 407), bald eine nicht minder schaurige Episode, wie die folgende:

Abenteuer.

(S. 440.)

Sie hatten sich zu sehr geliebt, die Trennung kam;
Der Trotz ließ sie von ihm, und Eifersucht von ihr ihn gehen
Und bei der Trennung noch ein letztes Lächeln schwamm
In ihren Augen: „Auf der Anatomie auf Wiedersehen!"

Er kehrt zurück zum Frohsinn, zu der Freunde Scherzen,
Zum Studium, den Büchern, zu den Professoren,
Doch wichen nie mehr Schwermut und Gewissensschmerzen
Von seiner Brust, der Friede war verloren.

Und im Seziersaal, auf der Marmorplatte,
Zu der die Armen, die Verzweifelten sie tragen,
Daß nach Zerteilung erst man sie bestatte,

Da sah er sie, vom Leichentuch umschlagen,
Die selbst das Leben sich genommen hatte;
Sie lächelte ihn an wie einst in alten Tagen.

Jetzt umgibt uns eine trübe Winterstimmung, dann ist es das Gemälde eines leuchtenden Tages, wie ihn nur der Süden kennt. Die ganze lyrische Kraft Stecchettis offenbart sich auch in den „zu Rad" geschriebenen Gedichten, wenn der Dichter auf stählernem Rosse durch die blühenden Gefilde dahineilt, dem Sange der Vögel lauscht und den duftenden Salbeigeruch einatmet.

Mit Vergnügen sehen wir ein Seitenstück zu dem berühmt gewordenen Idyll: „Il Guado" in den Postuma (S. 82). Es ist „Meridies" getauft und möge hier folgen, so sehr gerade hier die Uebersetzung hinter dem Originale zurückbleiben muß.

Meridies.

(S. 399.)

Bei Julisonnenbrand, ohn' Unterlaß
Schrill zirpen die Cicaden,
Die dürren Wiesen sind dampfend naß
Mit sinnlich warmem Duft beladen;
In leuchtender Mittagsstille
Weht der Hauch des Madrigals und der Idylle.

Herrliches Mädchen mit blühender Wange,
Horch, hörst du nicht dort
Die alte Stimme auf einsamem Gange,
Die oft dir vertraut der Liebe Wort?
Laß den leeren Krug und eile
Hierher und tose mit mir eine Weile!

Sagt er dir doch: Warum denn später?
Laß uns den Schatten genießen,
Setze dein Füßlein auf Aeste und Blätter,
Die uns neidisch den Weg verschließen.
Fest ist der Pfad; ich liebe dich,
Springe, mit starkem Arme umfange mich!

Sieh, mit begehrender Hand umschließe ich
Deine stolze Hüfte ganz,
Sieh, mit Lust versenke ich mich
Liebebrennend in deiner Augen Glanz,
Während dein Busen mich umschmiegt,
Dein liebender Arm auf meiner Schulter liegt. —

Wie schlägt unter meinem kräftigen Arm
Das Herz dir stark zugleich,
Wie spricht dein Auge liebewarm,
Wie wirst du rot und bleich!
Oeffne der keimenden Liebe Gebot,
Arme und Herz und des Mundes Rot!

Digitized by Google

Sieh, in Treue verbirgt dort der Hain,
Wen er im Schoße empfängt,
Ruft und lockt es dich nicht hinein,
Wo uns trauliches Dunkel umfängt?
Komm, unter schattigen Zweigen
Wartet unser die Liebe in traulichem Schweigen.

Dann wieder versenkt sich sein Geist in die frohen Zeiten des Altertums und bringt den schönen „Göttern Griechenlands“ und Roms seinen Dichtertribut. Das schönste dieser Gedichte befindet sich nicht in dieser Sammlung, sondern bereits in den Postuma; da es aber wenig bekannt und übersetzt ist, möge es hier eine Stätte finden, um ein möglichst vollständiges Bild von unseres Dichters Muse zu gestatten. Es schildert die Stimmung, die wohl jeden umschleicht, der an einem trüben Tage da draußen zwischen verfallenen Grabdenkmälern längst entschwundener Zeiten einsam dahinwandelt, in der Via Appia, wo die milden Linien der Albanerberge, der von Horaz gefeierte Soracte und die Trümmer der Wasserleitungen uns lebhafter und sehnsüchtiger an die dahingegangenen Tage einer schöneren Welt gemahnen, als dies die gewaltigeren Bauten Roms vermögen, die von modernem Leben umbraust sind:

Stimme aus einem Grabe an der Via Appia.
(S. 131.)

Populus Romanus ... moritur et ridet.
Salvian. De Gub. Dei Lib. VII.

Auch ich hab' einst gelebt, die du hörst sprechen,
Der Liebe Glück und Lächeln liebte ich;
Rosen und Rebenlaub pflegt' ich zu brechen
Beim Bacchustanz zum Schmuck des Haars für mich.

Nicht irrte ich, gleich dir, auf stillen Straßen
Hier in der Nacht, die Särge zu befragen,
Nicht pflegt' ich Zweifeln mich zu überlassen,
Geheimnissen, die der Vernunft nichts sagen.

Mit deinem Christus hatt' ich nichts zu schaffen,
Mit Lächeln nahm ich Abschied von dem Leben,
Dich wird der Tod in Tränen von hier raffen.

Die Oede deines Friedhofs macht mich beben,
Sein mattes Immergrün muß Pein mir schaffen,
Doch meinem Grabe Schmuck die Rosen geben.

Die dritte Abteilung unseres Buches ist größtenteils politischen Inhalts; eine bekannte Stelle aus Viktor Hugos „Châtiments“ dient ihr als unzweideutiges Motto:

Et si ceux qui vivent s'endorment,
Ceux qui sont morts s'éveilleront.

Uns Deutsche, denen ein politisch Lied ein häßlich Lied ist, wird dieser Teil vielleicht am wenigsten interessieren; doch zeigt gerade er des Dichters Vaterlandsliebe und Gerechtigkeitssinn in bestem Lichte und sollte daher nicht übergangen werden. Besonders rührend ist der Zyklus: „Affrica“, anknüpfend an den verfehlten italienischen Feldzug in Abessynien, wo sich bittere Ironie zu tiefem Schmerze gesellt.

Eine stark ausgeprägte Individualität hat Stecchetti zum Lyriker geschaffen. Es ist eine starke, unbeugsame Natur, die weder Prozesse noch Gehässigkeiten davon abbringen, für Wahrheit und Recht eine Lanze zu brechen:

Ma l'arte di lustrar le scarpe ai ladri,
Curvando il dorso, mi negò natura.

Darin gleicht er unserem Heine,[4]) nicht minder in dem Umfang seiner lyrischen und satirischen Begabung. Wenn Heine in Prosa manche belehrende Seite über Literatur und Philosophie geschrieben, so gilt auch Stecchetti, gegenwärtig noch Universitätsbibliothekar in Bologna, als gewandter Literarhistoriker und hat durch seine Schriften auch die Wissenschaft gefördert. Heine, zwar „gewohnt, den Kopf stets hoch zu tragen“, hatte doch die rührendsten Verse und die rührendste Anhänglichkeit an seine Mutter. In Stecchetti lernen wir einen überaus zärtlichen Vater kennen, der seiner „povera bimba“ nicht minder durchfühlte Worte nachruft, als Viktor Hugo der seinen in den Feuilles d'Automne, oder der große Lope de Vega seinem Sohne Carlos in einer gefeierten Ode.

Die Aehnlichkeit zwischen Stecchetti und Heine wird erhöht durch die Vorliebe beider für das Gegensätzliche, für Antithesen, die manchmal gesuchten Pointen von ferne gleichen, in Wirklichkeit aber ungezwungen sich einstellende, unaufhaltbare Ausbrüche des wahren satirischen Talents sind. Man findet sie in anderer Art gemäß der verschiedenen Dichtweise bei den alten Satirikern, man findet sie bei Boileau und Quevedo, man findet sie ähnlich bei drei großen Prosasatirikern der neueren Zeit, bei Voltaire, Friedrich dem Großen und Lessing.

Bei Stecchetti sind Gedichte in der Art von Heines „Das Fräulein stand am Meere“ keine Seltenheit. Schuchardt, a. a. O., hat solche Beispiele aus den Postuma angeführt. In den Adjecta schildert Stecchetti z. B. in drei Sonettenstrophen eine Dame aus dem Settecento mit all ihrer Eleganz, mit ihrer silbergleichen Haut und den Spitzen, die die weißen Geheimnisse ihrer Brust verbergen, um dann zu schließen:

Alle erstarrt ihres Blickes starke Kette.
Ihr strenges Auge, göttlicher Ruhe voll, —
Und der Stallknecht wartet ihrer im Bette.

Oder er versetzt sich in die Welt der Toten und schildert ihre Seligkeit, dann aber fügt er bei:

Und doch, o weh, des Glückes Garten,
Den find' ich auch nicht in der Toten Land,
Das Fahrrad ist bei ihnen unbekannt.
Und so gefällt's mir nicht. Ich werde warten.

So sind der Saiten an des Dichters Harfe viele, und wir wollen nicht darauf achten, wenn neben den vielen vollklingenden, wohlgestimmten sich einige schwach mißgestimmte eingeschlichen haben. Der Schlußakkord wird deshalb doch ein reiner, voller, bleiben.

Max Leopold Wagner.

4) Gelegentlich ahmt Stecchetti auch Heinesche Gedichte nach. So erkennt man in dem Gedicht „Il mio Cuore“ (S. 532):

Il mio cuore è uno scrigno di velluto
che con sette sigilli è sigillato.
Molti voller saperne il contenuto,
ma nessuno finor l'ha indovinato, etc.

deutlich den Einfluß von Heines „Mein Herz gleicht ganz dem Meere“.

Eine Monographie über Serbien.*)

Von Dr. Hugo Grothe.

Merkwürdig arm zeigt sich die deutsche Literatur über die Staaten der Balkanhalbinsel. Weder Bulgarien noch Rumänien noch auch der junge Serbenstaat ist bisher mit ernsten und zeitgemäßen Monographien vertreten. Wohl hat die studierende Jugend der Staaten der Balkanhalbinsel, die deutsche Universitäten besuchte, Detailfragen des Staats- und Wirtschaftslebens, der geographischen und ethnographischen Verhältnisse ihrer Heimatländer mit wissenschaftlicher Sorgfalt unter deutscher Anleitung und in deutscher Sprache (meist in Promotionsschriften) behandelt. Da ihnen die Verhältnisse des eigenen Landes vertraut und die sonst schwer zugängliche einheimische Literatur und die statistischen Erhebungen zugänglich waren,

*) Felix Kanitz: Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Erster Band. Land und Bevölkerung. (Monographien der Balkanstaaten, herausgegeben von Dr. Wilhelm Ruland). Leipzig, Verlag von Bernhard Meyer. 653 S., ill.

Digitized by Google

stellen ihre Arbeiten nicht zu unterschätzende Beiträge zu unserem mangelhaften Wissen von der Entwicklung dieser Länder dar. So haben namentlich die Bulgaren in den letzten Jahren beinahe ein Dutzend sehr achtenswerter Schriften zur Kenntnis und Beurteilung Bulgariens geliefert.[1]) Auch die Serben, deren Zahl auf deutschen Hochschulen noch keine besonders hohe ist, sind mit einigen guten Spezialuntersuchungen auf den Plan getreten. Es sind Smiljanić mit seiner wertvollen Studie „Beiträge zur Siedelungskunde Südserbiens" (Wien 1900. R. Lechner), Marković mit seiner Arbeit „Die serbische Hauskommunion (Zadruga) und ihre Bedeutung in der Vergangenheit und Gegenwart" (Bonner Diss. Leipzig 1903. Duncker u. Humblot), Varkovać und Okonowić mit ihren Promotionsschriften „Das serbische Parlament (Skupschtina)" und „Die serbische Volksepik im Dienste der Erziehung".

Die zuletzt in deutscher Sprache erschienenen Werke über Serbien sind das knapp gehaltene und von ziemlich einseitiger Auffassung zeugende Buch „Das Königreich Serbien, geographisch-militärisch dargestellt von Wittinghausen" (Preßburg 1883) und die umfangreiche Publikation des durch seine slavophile Agitation und durch seine zweifelhaften Entdeckungen über die Bevölkerungsverhältnisse der Balkanhalbinsel bekannt gewordenen Spiridion Gopčević (Leipzig 1888). Soviel brauchbare, heute durch neue Tatsachen freilich überholte Aufschlüsse diese Arbeit auch brachte — in geziemender Selbstbescheidenheit bezeichnet der Verfasser sie in der Vorrede als „monumentale" —, sie entbehrt der Geschlossenheit im Aufbau, Einzelheiten überwuchern, eine Einheitlichkeit in der Betrachtung historischer, geographischer, kultureller Gesichtspunkte ist nirgends zu verspüren. So darf man mit lebhaftem Interesse eine tatsächlich groß angelegte Monographie wie die vorliegende von Feliz Kanitz begrüßen, ein Buch, das eine empfindliche Lücke ausfüllt, das Erzeugnis eines Mannes, der ein Menschenalter und mehr seinen Studien über die Balkanhalbinsel widmete, der deutsche Gelehrsamkeit und die Kunst systematisch klarer Darstellung mit einem offenen Blick für Landschaft und Menschen verband. († 5. Januar 1904.)

Die Katastrophe im Belgrader Königsschlosse steht mit ihren grausigen Einzelheiten noch jedem frisch in der Erinnerung. Es wird darum gerade heute ein Bedürfnis sich geltend machen, die Psychologie des Serbenvolkes, wie sie aus seinen Schicksalen sich entwickeln läßt, zu verfolgen, in die politische Geschichte des Landes, in ihre Phasen und Verwickelungen schärfer einzudringen. Wohl dient Kanitz diesem Zug der Aktualität, wenn er bei der Schilderung seiner vier Besuche (1860, 1861, 1888, 1897) der Residenzstadt des noch unfreien Fürstentums, des anmutigen, durch die Wälder der Schumadija geschützten Kragujevac, die Zeit des ersten Obrenović, des topieren, aber nicht minder gegenüber Männern, Mädchen und Frauen seines Volkes gewalttätigen Miloich schildert (S. 296 f.), wenn er zum Teil als Augenzeuge die Mordtat im Park zu Topschider an dem unglücklichen Michael (10. Juni 1868) und die sich anschließenden Ereignisse überliefert (S. 888), wenn er die Eigenschaften eines Ristić, des begabtesten serbischen Staatsmannes, zugleich des Verfassers jenes gediegenen Buches „Die neuere Literatur der Serben", charakterisiert (S. 312) oder die Schreckensnacht vom 11. Juni 1903 und die ersten Regierungstaten des Königs Peter (S. 314 f.) in Erwägung zieht. Nirgends bekundet sich in solcher Skizzierung der Ton der Memoirenliteratur,[2]) in ruhiger und unparteiischer Abwägung spricht der nüchterne Historiker.

Der Name eines Kanitz ist mit der Erforschung der Balkanhalbinsel, insbesondere auf dem Felde der historischen Geographie und Ethnographie, gleich Boué, Viquesnel, Pouqueville, Hahn, Jireček, Tomaschek lebhaft verknüpft. Was er über „Donau-Bulgarien und den Balkan"[3]) veröffentlichte, gehört nächst dem gründlichen Buche von Jireček („Das Fürstentum Bulgarien". Wien 1891) zu dem besten, was wir über jene Gebiete besitzen. Seine umfassenden Arbeiten zur Altertumskunde und Geschichte Serbiens, wie „Serbiens byzantinische Monumente" (Wien 1862), „Römische Studien im Königreich Serbien" (Wien 1892), seine oft persönliche Anteilnahme an den inneren Ereignissen des Landes, befähigen Kanitz, seine Landschafts- und Städteszenen mit einem Reichtum von archäologischen, architektonischen und politischen Einzelheiten auszustatten, der stellenweis allerdings derartig erdrückend wirkt, daß die Lebendigkeit und das Kolorit des Bildes leidet, die Plastik der Sprache beeinträchtigt wird.

Der vorliegende erste Band beschäftigt sich vornehmlich mit dem Norden und dem Zentrum Serbiens. Belgrad, seine ältere Geschichte, seine allmähliche Entwicklung, sein heutiger Eindruck, sowie seine Umgebung, erfährt in den Kapiteln 1 bis 3 eingehende Darstellung; die Kapitel 4 bis 7 sind den aufblühenden Kreisstädten des Donaudistriktes, Smederovo, Požarevac,[4]) Gradište, Cuprija, gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit schenkt in diesen Partien des Buches Kanitz der römischen Reichslimesanlage zwischen Singidunum-Egeta. Die Okkupationsepoche Oesterreichs und die Anfänge nationaler Herrschaft waren es, welche den Donauplätzen, sowie der im Kapitel 8 geschilderten Majdanpeker Mine und den berühmten Klöstern Gornjok, Manasija wie Ravanica (Kapitel 9) zu neuem Gedeihen verhalfen. Das 10. Kapitel bringt die erste durch Pläne und Ansichten erläuterte authentische Darstellung des größten serbischen Rüstplatzes Kragujevac; ferner würdigt es die für die politische Wiedergeburt Serbiens bedeutsamen Orte: das romantische Topola der Karageorgović, dann das verborgene Crunče und das nahe Kloster Vračevšnica der Obrenović, von wo wir mit Berührung der interessanten neolithischen Fundstätte am Jablanicabach nach Belgrad zurückgekehrt, uns nach dem Westen des Königreiches begeben. Ueber Schabac an der Donau und die sagenreichen Burgen des Sava-Gebietes die Drina aufwärts ziehend, schildert Kanitz im 11. Kapitel die in der Umgegend der nun österreichisch-ungarischen Feste Zvornik hausenden sonnitischen moslimischen Bosniaken. Das folgende Kapitel führt durch den reichen Krupanjer Bleigrubenbezirk zur vielgenannten Türkenburg Soko (? Sokol auf der dem Werke von Gopčević beigegebenen Karte), das nächste, 13., Kapitel zur alten Kreisstadt Valjevo. Im 14. Kapitel streifen wir durch den zukunftsvollen nordserbischen Minendistrikt Rudnik, welcher die tüchtigsten Geologen und Hüttenmänner Europas auf das angelegentlichste beschäftigte, nach Srezojevci, ferner von dem vornehmen Bad Kisela voda zu dem historisch gewordenen Takovo, wo Miloich am Ostersonntag 1815 die Erhebung entfachte, und dem Schlachtfeld am Ljubićberg. Das 15. Kapitel schildert die geschichtreiche, in den türkisch-österreichischen Kriegen vielgenannte Kreisstadt Užice, ferner die von Kanitz aufgefundenen bedeutenden Reste der Römerstadt Mal . . . . bei Požega und den benachbarten, bisher ungenau bestimmten Geburtsort des Ahnherrn der Dynastie Obrenović, von dem wir durch das an Klöstern reiche, pittoreske Kablar-Ovčar-Defilé zur Morava nach Čačak ge-

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Der Orient im Spiegel deutscher Literatur 1901—1903" in den „Beiträgen zur Kenntnis des Orients", Bd. I, S. 245 f. (Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft 1902/03.)

[2]) Als gediegenstes Erzeugnis dieser Memoirenliteratur gibt sich die Veröffentlichung von Petrović, des gewesenen Chefs des Pressdepartements im serbischen Ministerium des Aeußern: „Die serbische Jahrhundertfeier und die Bluinacht am 11. Juni 1903". Berlin 1901, Hermann Walther. Weniger ernst zu nehmen sind Falkenegg (Verfasser des entsetzlich fluchtigen Schriftchens „Bulgarien", Berlin 1900), „Bleiben die Königsmörder in Belgrad ungestraft?" (Berlin, R. Boll) und Baron v. XX., „Die Geheimnisse des serbischen Königshofes", „Eine Abenteurerin auf dem serbischen Throne" (Zürich, Cäsar Schmidt).

[3]) Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1875. 2 Bände (Leipzig, 1875, Hermann Fries).

[4]) Ich folge der Transkription von Kanitz, nach welcher im Serbokroatischen c = deutschem z, c = tj, č = tsch, h = ch, v = w, š = sch, s = scharfem s, z = weichem s, j = französischem j entspricht.

Digitized by Google

langen (16. Kapitel). Von dieser ansehnlichen Industrie- und Kreisstadt führen uns lohnende Ausflüge durch das serbisch-bosnische obere Drina-Gebiet bei Bajina Basta in die forstenreiche Tara Planina und die durch Mehemed Ali Pascha, den aus Magdeburg stammenden Karl Detroit, 1876 glänzend verteidigte militärisch hochwichtige Mokra Gora. In den beiden Schlußkapiteln ersteigen wir den viel umkämpften, in das von den Serben erstrebte Wilajet Kossovo blickenden Vasiljin vrh, ziehen durch das hochromantische Gruža, wo der energische russische General Orurk 1804 dem hartbedrängten Karageorg, unsern den architektonisch fesselnden Klöstern Kalenić und Ljubostina, nahe der Morava, gegen die übermächtigen Türken siegreich beistand und den Grundstein zu der engeren Berührung des Zarenstaates mit Serbien legte, welche in späteren Jahren wiederholt und erneut 1902 durch die Reise des Grafen Lamsdorff Ausdruck erhielt.

Friedrich Kanitz sieht bei den Schilderungen der Phasen der Erhebung gegen die Türken, die er zeitweise von nächster Nähe beobachten konnte, durchaus auf den Seiten des Serbenvolkes, was an manchen Stellen im Gegensatz zu der sonst meist nüchternen Stilisierung in übertriebener Weise zum Ausdruck kommt.[5]) Eine Sympathie für den Befreiungskampf dieser Nation findet man auch in dem Werke des ungarischen Staatsmannes Kallay („Geschichte der Serben", übersetzt von Schwicker, Budapest 1878) und in der bekannten „Serbischen Revolution" des deutschen Historikers Ranke. (Hamburg 1829.)

Die Reisen von Kanitz in den serbischen Distrikten erstrecken sich auf die Jahre 1859, 1860, 1861, 1888, 1897. Was seine Darstellung besonders wertvoll macht, sind die Augenblicksbilder, die er von den in den einzelnen Jahren gesehenen Gegenden und Städten entwirft. Seine Beobachtungen lassen uns demgemäß erkennen, wo und wie die Entwicklung des Landes sich vollzog, welche Züge sich verloren und welche neue, namentlich solche von Bevölkerung und Kultur, sich eingeschaltet haben. Wohlgelungen und malerisch mutet seine Schilderung der Stadt Belgrad vom Jahre 1860 und 1861 an (S. 27 ff.), jener Zeit, da an den Stadttoren neben türkischen Wachen serbische Gendarmen standen, da zu gleicher Stunde Kanonenschüsse von der türkischen Festung herab und Lichterguirlanden auf den Galerien der fünfzehn Minarehs den Mohammedanern den Anbruch des Moharremfestes, des Geburtstages des Propheten, anzeigten, während unten in der serbischen Stadt Böllerschüsse und Nationalhymnen ertönten, Erwachsene tanzten und Kinderchöre das Fürstenlied sangen (16. September 1861). Einzelne Kreise hat Kanitz seit seinem ersten Besuche nicht wieder gestreift. Hier können jüngere Reisende feststellen, an der Kanitzschen Textskizze sowohl wie an seinen Photographien, was ziemlich vierzig Jahre für Veränderungen gebracht haben. Mich will es bedünken, daß namentlich im westlichen und zentralen Serbien in dieser Zeitspanne wenig Umwälzungen sich ereigneten. Nicht wie in Bulgarien haben Eisenbahnen heute fast das gesamte Land überspannt. Im Vergleich mit den Bulgaren haben die Serben, die bedeutend früher sich der türkischen Beeinflussung entzogen, es an staatlicher und wirtschaftlicher Energie fehlen lassen. Nur die von der Donau-Handelsstraße und den großen Bahnsträngen Belgrad-Nisch-Vranja und Nisch-Pirot[6]) berührten Gegenden haben erhebliche Fortschritte aufzuweisen. Verdienstlich ist, was den praktischen Wert des Buches bedeutend hebt, daß Kanitz jedem Kapitel eine Skizze des kulturell-wirtschaftlichen Charakters der betreffenden Kreise anschließt. Er hat reiches Material herbeigeschafft. Wer selbst gegen die Schwierigkeiten ankämpfen mußte, um verläßliche und neue Daten über Bevölkerungsbewegung und Wirtschaftsleben zu erhalten,[7]) wird die Emsigkeit eines Kanitz zu schätzen imstande sein.

Auf kleinere Verzeichnungen in dem physikalischen Bilde des Landes — die scharfen Festlegungen Theodald Fischers über den Charakter des serbischen Berg- und Hügellandes im Zusammenhang mit der Gliederung der Balkanhalbinsel[8]) scheinen mir nicht genügend berücksichtigt — oder der Kulturgeographie Serbiens kommen wir zurück, wenn Band II (Fortsetzung von „Land und Bevölkerung") und Band III („Staat und Gesellschaft") vorliegn. Eine Karte, die man als unentbehrliches Hilfsmittel schon beim Studium des I. Bandes vermißt, wird jedenfalls dem Werke später beigegeben werden. Neuere photographische Vorlagen hätten namentlich bei Belgrad und den Donaustädten, ebenso bei den Trachtenbildern Verwendung finden können. Die Art der Reproduktionstechnik war wohl dadurch bedingt, daß manches illustrative Material aus dem früher erschienenen Werke von Kanitz („Serbien" 1868) entnommen ist. Zu loben ist, daß zur Vermeidung irrtümlicher Anschauung diesen älteren Illustrationen das Jahr der Aufnahme beigefügt wurde (also Kragujevac 1860 u. s. w.). Bei Betrachtung der nach Zeichnungen zumeist angefertigten Holzschnitte gewahren wir erst den durch die Momentphotographie in Haltung der Typen, in Arrangement der Gruppen und sonstiger landschaftlicher Staffage hinsichtlich der Naturwahrheit erzielten Fortschritt, der heutigen Publikationen zur Länder- und Völkerkunde so vorzüglich zu statten kommt.

---

[5]) So S. 291 bei Charakterisierung eines Zuges auswandernder Bulgaren. „Die durch Spatzldruck herabgewürdigten, geistig verkümmerten Gesichtszüge der Männer ließen diese schwer als Abkömmlinge des einst gefürchteten Bulgarenvolkes erkennen. Bei den dichter das willenlose Eigentum türkischen Begehrens bildenden Frauen verklärte tiefe Trauer die unschönen Züge".

[6]) Außer diesen bestehen nur die 43 km der 1883 beendeten, aber erst 1886 dem Verkehr übergebenen Flugelbahn aus Smederovo nach Velika Plana, der Station der Belgrad-Konstantinopeler Route. Eine 1899 mit französisch-schweizerischem Kapital begonnene, nur 14 km lange Vizinalbahn aus Smederovo nach Polareovac ist meines Wissens auch heute noch nicht eröffnet. Ferner bestehe noch eine 29 km zählende Militärbahn Lapovo-Kragujevac. Ein Strang, der den Osten Serbiens erschließen und aus Rabujevac an der Donau über Zajecar nach Nisch führen soll, ist leider auch noch nicht über das Stadium der Vorstudien hinaus gerückt. An den so überaus wichtigen Anschluß an das bosnische Bahnnetz nach Serajevo, der zum Adriatischen Meere den Weg bieten würde, hat man infolge mangelnder Mittel noch gar nicht denken können.

[7]) Bei meiner mühseligen Sammlung zeitgemäßer statistischer Angaben zu meiner demnächst erscheinenden Veröffentlichung „Die Staaten der Ballanhalbinsel, ihr Volkstum und ihr Wirtschaftsleben" (in den Heften für „Angewandte Geographie", herausgegeben von Prof. Daae) habe ich mich der außerordentlich liebenswürdigen Unterstützung des Direktors des serbischen statistischen Amtes, Dr. Joannoić, zu erfreuen, eine Bereitwilligkeit, die ich auch bei den bulgarischen Aemtern fand, aber bei den Rumänen gänzlich vermissen mußte.

[8]) Gegeben in der von Alfred Kirchhoff edierten Länderkunde von Europa. 2. Teil, 2. Hälfte. Die südeuropäische Halbinsel.

Mathias Grünewald im Schongauer-Museum zu Colmar.

Von Oberlandesgerichtsrat Valentin Ssemann (Colmar).

Auch den weniger kritisch veranlagten Betrachter eines von der bewundernden Menge umstandenen Bildes beschleicht ein mißtrauisches Unbehagen, wenn er sich erinnert, wie rasch heute die Umwertung auch der festgeprägtesten Urteile vor sich geht, wie blendende Namen und unantastbare Autoritäten über Nacht sich einen Kurssturz gefallen lassen müssen und wie die Tempelnischen moderner Kunstverehrung in raschem Wechsel sich stets mit neuen Göttern füllen, die auf Nimmerwiedersehen die alten ablösen. Mit mitleidigem Lächeln geht man heute an Bildern vorüber, die vor 25 Jahren noch die kunstliebende Welt in taumelndes Entzücken versetzten, und bewundernd drängt man sich vor jene, die damals von den Ausstellungen mit Hohngelächter zurückgewiesen wurden. Man sieht — die Allgemeinheit der Anerkennung ist kein Maßstab für den inneren Wert eines Kunstwerkes, sondern nur für die

Kunstauffassung eines Zeitabschnittes, dessen wechselnde Anschauung gern auch auf rückwärts liegende Perioden übergreift und nur zu häufig auch dort die bisher respektierten Rangklassen ein bißchen durcheinander wirft.

Einen neuen Beweis für diese alte Erfahrung liefert die Benennung des Colmarer Museums, die am deutlichsten die Unsicherheit einer schulmäßigen Bewertung auch solcher Werke illustriert, an denen eine Reihe von Generationen bisher bewundernd oder gleichgültig vorübergegangen ist, die zugleich aber auch die Erfahrung machen muß, wie leicht die überquellende moderne Kunstauffassung, verbunden mit einer strengen kritischen Methode, es vermag, auch die Sprödigkeit einer mehrhundertjährigen Tradition aufzulösen und hinwegzuspülen.

„Man geht nach Colmar," sagte Böcklin, „um Schongauer zu suchen, und findet Grünewald." Ob das Schongauer-Museum einen wirklichen und ganzen Schongauer beherbergt, ist mindestens fraglich — die Madonna im Rosenhaag hängt bekanntlich in der Sakristei der Martinskirche — aber wenn dies auch wäre, „Grünewald im Schongauer-Museum" nimmt sich ungefähr so aus wie der Goethesche Faust in einem Klopstockschen Einbande. Denn eine Welt farbiger Empfindung trennt die zeitlich so nahe bei einander liegenden Werke dieser beiden Maler. Was den Wert dieser Sammlung aber weit über die Bedeutung ähnlicher Provinzialmuseen hinaushebt, das ist nicht die zweifelhafte Berechtigung seines Titels, sondern sein Isenheimer Altar, dessen reiche Fülle großartiger Holzskulpturen, gruppiert um einen prächtigen Antonius — ein delphischer Zeus in nordischer Auffassung — überdeckt wurden von einem doppelten Flügelpaare, dessen Außen- und Innenseiten die Bilder aufweisen, vor denen Böcklin und Bayersdorffer so oft bewundernd gestanden haben und die, wie bei jedem wahren Kunstwerke, dem Betrachter jenen leisen Schauer abzwingen, in dem sich seine Seele mit der des Künstlers begegnet. Auch äußerlich schon geben sich die neun gut erhaltenen Bilder infolge ihrer sehr günstigen Aufstellung so sehr als den Mittelpunkt der Sammlung, daß alles andere vor ihnen zurücktritt. Ganz besonders ist es die Kreuzigung des äußeren Flügelpaares, mit der sich in letzter Zeit die Kritik sowohl in Deutschland wie in Frankreich beschäftigt hat, die diese Aufmerksamkeit aber auch vollauf verdient. Es ist eines der merkwürdigsten Bilder aus jener Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, wo die Persönlichkeit des Künstlers und seine individuelle Lebensauffassung mehr als jemals vorher zu Wort zu kommen suchte. Merkwürdig — nicht wegen des in jener Zeit wurzelnden Hypernaturalismus, der in der abstoßendsten Uebertreibung hier förmlich schwelgt, wohl aber wegen der sich ankündenden Seelentiefe, die die Schwere und Dichtigkeit ihres Stoffes zu durchdringen und zu vergeistigen sucht.

Wenn der Begriff des Todes einer Steigerung fähig wäre, so wäre hier der Superlativ erreicht mit dieser am Kreuze hängenden Leiche, unter deren Schwere sich das roh behauene Querholz biegt. Von den furchtbar verstümmelten Füßen an, über den ganzen Körper hinweg mit seinen zahllosen Wunden, in denen die Dornen der Geißelung haften geblieben sind und die mit ihren schmutzigraten Rändern die beginnende Verwesung andeuten, bis hinauf zu den im Todeskampfe zusammengekrallten Fingern — überall das abstoßende Bild des Todes, der mit einer fast rohen Rücksichtslosigkeit uns entgegenstarrt. Kein Funken von Göttlichkeit in diesem Gesichte, das ebensogut einem Schächer angehören könnte, und es klingt wie Hohn, wenn die in derber Kraft daneben stehende Figur des Täufers die kalte Symbolik der ihm beigegebenen Worte versinnbildlicht: illum oportet crescere, me autem minui. Wie erleichtert flüchtet der Blick zu der Gruppe links, in deren kummerbewegten Gestalten wenigstens noch Leben rinnt. Ohnmächtig vor Schmerz sinkt Maria in die Arme des Jüngers, während die im Vordergrunde kniende Magdalena weinend die Hände ringt.

Störend wirkt hier auf den ersten Blick das perspektivische Mißverhältnis in der Personendarstellung, bei der, offenbar in symbolischer Abstufung der einzelnen Wertgrößen dieses Dramas, der Gekreuzigte übergroß, Magdalena aber zu klein ausgefallen ist. Doch dieser befremdliche Mißton, die naturalistischen Uebertreibungen, die rührend-naive Art, wie das menschliche Herzeleid uns vorgeführt wird, Dinge, die sämtlich nach jener Periode angehören — alles dies erhält seine echt künstlerische Bedeutung erst durch die Stimmung, in die dieses Drama getaucht ist, durch die Sprache, in der der Maler zu jenen erst kommenden Geschlechtern redet, die, mit Recht oder Unrecht, ihr eigenes Ich in die Außenwelt tragen, um sich selbst als einen Teil des großen Ganzen zurück zu empfangen.

Ueber der Leidensstätte, einem niedrigen Hügel, jenseits dessen ein träge fließender Strom von steil abfallenden Ufern umsäumt wird, beginnt gerade das Dunkel sich zu lichten, das diesen Opfertod einhüllte; zögernd wagt sich das Licht hervor — in der Luft ein Hin- und Herfluten —, wir fühlen deutlich, daß in dem Kampfe, der unten mit Tod und Nacht geendet hat, die göttliche Helle aber Siegerin bleiben wird.

Vergeblich werden wir in der deutschen Malerei uns nach einem Vorgänger umsehen, der es versucht hätte, in der Harmonie der persönlichen und unpersönlichen Welt jene künstlerische Einheit zu suchen, die wir Stimmung nennen, und dem es geglückt wäre, diese Wirkung in so großartiger und packender Weise zu erreichen. Mit dieser Vermenschlichung der Außenwelt hat Grünewald den großen Schritt nach vorwärts in das moderne Fühlen getan — kein Wunder, daß seine Zeit verständnislos an ihm vorüberging, daß nicht einmal sein Name mit Sicherheit und von seinem Leben so gut wie gar nichts auf uns kam! Nicht minder hervorragend wie diese Kreuzigung, die, mit dem Karlsruher Bilde verglichen, ein stärkeres Hervortreten der künstlerischen Eigenart in Gutem und Bösem bedeutet, ist die Grablegung der Predella, in der Licht und Landschaft eine unsagbare Weichheit über diesen letzten Akt der Passionstragödie breitet, und in der alles versöhnende Ergebung atmet. Was jenseit der Alpen Bellini mit südlicher Wärme in seinen Bildern erstrebt hatte, die Durchsättigung seines Staffes mit einem einheitlichen Gedanken, das ist hier dem Nordländer in zarter Feinheit gelungen, die eine Welt von Gefühl und Zukunftsahnung zwischen den Meister dieses Bildes und den goldgründigen Schongauer legt. An den letzteren knüpft die auf der Rückseite des einen Flügels befindliche Verkündung an, während die andere Hälfte, die Auferstehung, eines der kühnsten Farbenprobleme — die Vergeistigung der Materie — bietet: der Jubelruf einer lichttrunkenen Seele!

Als den „Schöpfer der modernen Landschaft" aber zeigt sich Grünewald in dem Gespräch des Hieronymus und des Anachareten Paulus, jener farbensatten Belebung der Natur, zu der Böcklin immer von neuem bewundernd zurückkehrte und deren Widerschein man in manchem seiner Bilder wieder zu finden versucht ist. Es würde zu weit führen, die sämtlichen neun Bilder eingehender zu besprechen, nur die Anbetung der Engel sei noch erwähnt, die durch ihre Komposition und die liebevolle Behandlung der inneren Raumausstattung es nur zu erklärlich erscheinen läßt, wenn eine hartnäckig festgehaltene Tradition das Bild Albrecht Dürer zuschrieb. Schade, daß Bayersdorffer sich nicht eingehender mit dieser Frage befaßt hat! Obschon die Literatur sich in letzter Zeit eifrig mit Grünewald beschäftigt, dessen Persönlichkeit durch das Dunkel, das seinen Namen umgibt, noch einen besonderen Reiz erhält, so ist doch die Hauptfrage nur sehr wenig vorgerückt. Eine sehr wertvolle Beihilfe hat nun Andrés Waltz, der allezeit hilfsbereite und verständnisvolle Konservator des Schongauer-Museums, geliefert mit seiner Bibliographie (Colmar, Druckerei J. B. Jung u. Cie. 1903), die in nahezu erschöpfender Weise diese ganze Literatur zusammenstellt und durch eine gedrängte Inhaltsangabe dem Studium Grünewalds und der übrigen Meister altdeutscher Schule eine schätzenswerte Erleichterung geboten hat.

Bücher und Zeitschriften.

Der schmale Weg zum Glück. Ein Roman von Paul Ernst. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Der Titel stimmt nicht zu dem Inhalt. Er läßt uns ganz anderes erwarten, als dieser bietet. Man denkt an große Kämpfe und Pläne, aus denen der Held dann schließlich zu der Erkenntnis kommt, daß es ein hohes Ziel ist, wenn man gelernt hat, sich bescheiden. Aber der Held des Buches kommt nicht eigentlich durch Prüfungen, Kämpfe und Irrungen — obgleich er deren manche durchmacht — zum inneren und äußeren Glück. Es ist mehr ein Zufall, der ihn die Jugendgespielin, die Tochter der Grafenfamilie, in deren Dienst sein Vater einst stand, finden läßt. Die Geschichte beginnt mit der frischen und anschaulichen Schilderung einer Szene aus der frühen Kindheit des Helden. Aber dem vielversprechenden Anfang entspricht der weitere Verlauf nicht. Man kann zuerst denken, das Buch werde ein Erziehungs- und Bildungsroman wie der grüne Heinrich, es kommt aber darin zu keiner rechten Entwicklung, ja es fehlt überhaupt die Handlung. Zuerst begleiten wir den Helden bis zur Universität, ohne daß sich uns die Gelegenheit bietet, für ihn selbst oder irgend eine andere Person besonderen Anteil zu gewinnen. Dann zerfasert die magere Handlung, es erscheinen nach und nach plötzlich eine ganze Reihe von Personen, die nur in losem Zusammenhang zu dem Mittelpunkt stehen und von deren ganzer Vorgeschichte uns immer sehr ausführlich erzählt wird. Das ist aber nicht die richtige Methode, wie uns der Romanschriftsteller seine Personen einführen soll. Die Menschen, die wir in der Wirklichkeit kennen lernen, tragen auch nicht ihre ganze Vergangenheit und Geschichte gleichsam auf dem Präsentierteller. Wir sehen sie so, wie sie in dem betreffenden Augenblick sind und es muß sich dann im weiteren Verlauf der Bekanntschaft ergeben, was sonst an ihnen ist. So sollte auch der Dichter uns seine Personen in einem bestimmten, wesentlichen, fruchtbaren Moment zeigen. Da prägen sie sich uns viel deutlicher ein, als wenn wir seitenlange Beschreibungen von ihnen lesen. Man kann schon ein gut Stück weit gelesen haben, ohne zu ahnen, in welche Zeit der Verfasser seine Handlung versetzt, ja ob er nicht selbst einer vergangenen Zeit angehört. Die altertümelnde Form, die durch den Inhalt gar nicht bedingt ist, könnte zu dieser Meinung verleiten: Zum Beispiel „Die andere Dame, welche Helene genannt wurde, hatte die Begleitung ihres Bruders, und waren die beiden das erste Mal in der Gesellschaft und wurde von ihnen erzählt, daß sie soeben sich von ihren Eltern getrennt hätten und allein lebten." Das ist nicht das fürchterliche inversive „und", sondern eine etwas gesucht altmodische Schreibweise. Wenn wir indessen Seite 133 den „Zigeunerbaron", Seite 154 einen Telephonkasten erwähnt finden, dann sehen wir, daß es sich um eine Geschichte aus der neuen Zeit handelt und das bestätigt sich später, da uns eine Verhaftung auf Grund des Sozialistengesetzes geschildert wird. Diese bildet übrigens eine der besten unter den vielen Episoden der zweiten Hälfte des Buches. Bei der großen Anzahl von Einzelbegebenheiten, die dieses enthält und die nicht organisch mit einander verwachsen sind, kann man an die Methode der Romantiker denken, auch an die Art der Aufeinanderfolge der Erzählungen in Tausend und eine Nacht. Und dennoch hat das Buch, so wenig es uns zu erwärmen vermag, auch seine Vorzüge. Der Verfasser verfügt über eine reiche, blühende Phantasie und einzelne für sich abgeschlossene Szenen sind von großer Wirkung, so die Bittgänge der Grafenfamilie, der Triumph der kleinen Schauspielerin und der unmittelbar darauf folgende Selbstmord, auch der Hochzeitstag des wackeren Jordan und die gütevolle Ueberraschung, die er seiner Frau bereitet. Etwas stark aufgetragen sind die Satiren über die Eheverhältnisse im Zukunftsstaate. Wenn auf irgend ein neues Buch, dann darf auf dieses das abgehetzte Wort „eigenartig" angewandt werden.

S. S.

---

* Berichtigung. In der Mitteilung über „Zwei jüdische Pentateuch-Polyglotten" in Nr. 113 S. 368 ist der Name des Druckers nicht E. Ponciew, sondern E. Soncina zu schreiben.

Allgemeine Rundschau.

Tuberkulose-Konferenz deutscher Städte.

C. Berlin, 18. Mai. Eine Tuberkulose-Konferenz deutscher Städte trat heute Nachmittag 3 Uhr im Bürgersaale des Rathauses zusammen, um die Bedeutung der Seehospize (Heilstätten an der See) für die Behandlung und Heilung der Skrofulose und der örtlichen Tuberkulose der Kinder zu erörtern. An den Beratungen beteiligten sich nächst zahlreichen Abgeordneten deutscher Städte der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Küsten und die Deutsche Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege. Die Versammlung wurde von Generalarzt Schaper (Berlin), dem Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin, mit einer Ansprache eröffnet, in der er der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß man gerade mit den Seehospizen bei uns dasselbe erreichen könne wie in Frankreich, wenn man nur die bestehenden Einrichtungen richtig benutze. Es seien dazu freilich dauernd gesicherte Mittel erforderlich, die durch private Unterstützung nicht zu erlangen seien. Hierzu könnten nur die Kommunen selbst beitragen, wenn sie sich durch regelmäßige, im übrigen gar nicht sehr beträchtliche Mittel beteiligten. (Beifall.)

Das einleitende Referat erstattete Kinderarzt Prof. Baginsky (Berlin). Er unterscheidet drei Gruppen von tuberkulösen Kindern. Einmal die nur leicht skrofulösen Kinder. Diese sind natürlich nicht ohne weiteres in die Seehospize zu bringen. Was die Gruppe der schwer tuberkulösen Kinder betrifft, so können diese leider nicht anders als in den Krankenhäusern behandelt werden. Eine dritte Gruppe umfaßt diejenigen mit örtlichen tuberkulösen Affektionen, hauptsächlich der Knochen und Gelenke. Diese sind es, die heute die Krankenhäuser ganz außerordentlich belasten, weil sie einer sehr großen und langwierigen Pflege bedürfen. Es hat sich nun durch die Erfahrungen in Frankreich und Italien herausgestellt, daß gerade für diese Krankengruppe die See spezifisch heilwirkend ist. Redner hat selbst Fälle gesehen, in denen kurz nach der Operation die See eine geradezu großartige Einwirkung ausübte. Deshalb sollte alles geschehen, um auch bei uns mittels der Seehospize einmal die Krankenhäuser zu entlasten, andererseits den Kindern in zweckmäßigster Weise zu Hilfe zu kommen. Referent empfiehlt entschieden die Anlehnung an die vorhandenen Einrichtungen und warnt vor Zersplitterung durch Schaffung von ungeeigneten Neuschöpfungen.

In der anschließenden Diskussion unterstützt Geheimrat Rösing, Vorsitzender des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Küsten, die Ausführungen des Referenten und stellt einige über die Seehospize in der Oeffentlichkeit verbreitete Irrtümer richtig. Er bedauert die unregelmäßige Belegung des Hospizes Norderney, von dessen sechs Pavillons mit einer Belegschaft von 250 Betten im Winter fünf ganz leer stehen. Generalarzt Schaper wünscht mit dem Referenten, daß die Heilstätte Norderney nur für skrofulöse und örtlich tuberkulöse Kinder reserviert bleibe. Dr. Bühl (Hamburg), Direktor des dortigen Armenhauses, spricht die vollste Sympathie zu den hier gemachten Vorschlägen aus. Hamburg habe im letzten Jahre 1800 Kinder mit einem Kostenaufwande von 55,000 M. hinausgeschickt. Von diesen waren nahezu 50 Prozent skrofulös oder tuberkulös. Hamburg ist durch eine Stiftung von 1½ Millionen Mark jetzt in der glücklichen Lage, ein eigenes Kinderhospiz für 80 Betten in Sahlenburg bei Kuxhaven zu bauen. Nachdem noch von verschiedenen Seiten der günstige Einfluß des Seeklimas auf die Heilwirkung für Tuberkulose bestätigt war, wählte man ein vorbereitendes Komitee für die hier angeschnittenen Fragen. In dasselbe wurden gewählt die Städte Charlottenburg, Bonn, Dresden, Lübeck; weiter vom Seehospizverein die Herren Baurat Herzberg (Berlin), Geheimrat Ewald (Berlin), Geheimer Sanitätsrat Salomon (Berlin) und Geheimrat Baginsky (Berlin); schließlich vom Verein für öffentliche Gesundheitspflege die Herren Schaper, Karewsky und Proskauer. Erwähnt sei noch, daß Berlin sich zunächst abwartend verhalten will, da die Stadt bereits einen namhaften Beitrag für die Seehospize leistet.

Digitized by Google

Die vierte Konferenz für internationales Privatrecht wurde am Montag um 4 Uhr im Trèvessaal im Haag eröffnet. Mit Ausnahme von Serbien, Bulgarien und Rumänien sind, wie wir dem Berichte der Vossischen Zeitung entnehmen, sämtliche europäischen Staaten vertreten, nachdem Dänemark noch in letzter Stunde sich entschlossen hatte, einen Vertreter abzuordnen. Zum erstenmale erschien auch ein Vertreter Japans, dem der Vorsitzende, der niederländische Staatsrat Dr. jur. Asser, besonders dafür dankte, daß er die weite Reise nicht gescheut habe, um an dem Friedenswerke teilzunehmen. Das Arbeitsprogramm der Konferenz enthält fünf Punkte, zu denen wahrscheinlich noch ein sechster kommen wird. Es sind folgende: 1. Abänderungen am Vertrage vom 14. November 1896 (Ergebnis der zweiten Konferenz) hinsichtlich der Zustellung gerichtlicher und außergerichtlicher Aktenstücke, der gerichtlichen Vernehmungen Fremder in einem auswärtigen Staate, der von Fremden zu stellenden Kautionen, des kostenlosen Prozessierens von Unbemittelten und der Schuldhaft von Fremden. 2. Das Erbrecht, wobei es sich um Abänderungen der in der dritten Konferenz (1900) festgesetzten Bestimmungen handelt. 3. Rechtliche Folgen der Eheschließung und Ehescheidung für die beteiligten Personen und ihr Vermögen. 4. Vormundschaft über Minderjährige. 5. Das Fallissementsrecht. Als sechster Punkt ist noch die Befugnis der auswärtigen Gerichte und der Konsuln hinsichtlich des Erbrechts in Aussicht genommen. Das Deutsche Reich ist durch den vortragenden Rat im Reichsjustizamt Geh. Regierungsrat Dr. jur. Dungs und den Geh. Legationsrat Dr. jur. Kriege, vortragenden Rat im Auswärtigen Amt, vertreten, während der Sekretär der deutschen Gesandtschaft im Haag, der Graf v. Mirbach-Haeffs, als einer der Konferenzsekretäre fungiert.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Bearbeitung eines „Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler" wurde nach der Denkmalspflege ein kaiserlicher Zuschuß aus dem Dispositionsfonds von 50,000 Mark bewilligt. Das Unternehmen ist damit sichergestellt und es tritt ein Werk in die Erscheinung, das eine bedeutende Lücke im deutschen Kunstschrifttum auszufüllen bestimmt ist und auf Jahre hinaus die der Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Denkmäler nahestehenden Kreise lebhaft in Anspruch nehmen wird. Prof. Dr. Dehio in Straßburg, der Herausgeber des Handbuchs, hat die Vorarbeiten für Mitteldeutschland so weit gefördert, daß der Stoff dem ersten, bereits für Frühjahr 1905 zu erwartenden Bande wird zugrunde gelegt werden können.

* Der erste allgemeine Tag für „Deutsche Erziehung" wird zu Pfingsten am 23. bis 25. Mai in Weimar stattfinden. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der „Blätter für deutsche Erziehung" in Friedrichshagen-Berlin.

* Medizinisches. Am 28. und 29. Mai wird in Baden-Baden die 28. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte stattfinden. Bis jetzt sind 28 Vorträge angemeldet.

*

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. Br.** Die Zahl der Studierenden an der hiesigen Universität ist in erfreulichem Steigen begriffen; am Mittwoch wurde der 2000. Student immatrikuliert.

* **Göttingen.** Hier hat sich Dr. J. Voigl als Privatdozent für Gynäkologie habilitiert.

* **Berlin.** Die amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften zu Boston hat an Stelle Theodor Mommsens Professor Adolf Haenack zum auswärtigen Ehrenmitglied ernannt.

hc. **Kiel.** Der seit Dezember 1887 als außerordentlicher Professor der Geologie wirkende Dr. Hippolyt Haas ist vom Lehramte zurückgetreten.

M. C. Rom, 18. Mai. Das preußische Historische Institut hat unerwartet einen schweren Verlust erlitten. Gestern ist der Stipendiat Dr. phil. Paul Wittichen nach dreiwöchigem, anfangs normal verlaufendem Krankenlager am Typhus gestorben. In ihm verliert die Geschichtswissenschaft ein starkes Talent, auf das man große und begründete Hoffnungen setzte. Wittichen wurde 1876 in Frankfurt a. M. als Sohn eines Pfarrers geboren, absolvierte das städtische Gymnasium und wandte sich vornehmlich in Berlin und Göttingen dem Studium der neueren Geschichte zu. 1899 promovierte er in Göttingen als Schüler Max Lehmanns mit einer als vorzüglich bezeichneten Dissertation zur Geschichte der polnischen Teilungen. Die nächsten Jahre wandte er sich Studien zur Biographie und Geschichte des Politikers und Publizisten Friedrich v. Gentz zu und bereitete mit Unterstützung der Göttinger Wedekind-Stiftung Oesterreich, England und Schweden zum Zweck archivalischer Forschungen. 1903 veranlaßte der zum Direktor des preußischen Historischen Instituts in Rom ernannte Geheimrat Kehr, der Wittichen von Göttingen her kannte, seine Entsendung mit einem Stipendium für neuere Geschichte nach Rom. Hier erhielt Wittichen den Auftrag, im vatikanischen Archiv die Akten zur Geschichte Friedrichs des Großen derart zu sammeln, daß ihre Verarbeitung das auf das preußische Material gestützte Werk Lehmanns „Preußen und die katholische Kirche" zu ergänzen vermöchte. Auch an den übrigen Arbeiten des Instituts war Wittichen eifrig beteiligt. In dem vor wenigen Wochen an dieser Stelle gewürdigten letzten Heft der „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven" war er mit drei zum Teil sehr wertvollen Beiträgen beteiligt und auch das im Druck befindliche Heft bringt aus seiner Feder die Veröffentlichung von unbekannten Briefen des Kardinal-Staatssekretärs Consalvi. Leider wird dieses Heft nun auch seinen Nekrolog enthalten. Die Leiche wird auf dem protestantischen Friedhof an der Cestiuspyramide beigesetzt.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg starb der Astronom Fedor Bredichin im Alter von 78 Jahren. Er war 30 Jahre lang Professor an der Moskauer Universität und gleichzeitig Direktor der Moskauer Sternwarte. Im Jahre 1890 übernahm er als Nachfolger Struves den Posten des Direktors des astronomischen Observatoriums in Pulkowa. Seine Arbeiten betrafen ausschließlich die Theorie der Kometen und Sternschnuppen.

hc. **Von technischen Hochschulen.** An Stelle des verstorbenen Geheimrats Professor Heinrich Köhler ist der Landbauinspektor Bruno Schulz in Berlin zum etatsmäßigen Professor für Formenlehre der antiken Baukunst und der Renaissance an der Technischen Hochschule in Hannover ernannt worden. — Dr. Paul Gast in Darmstadt erhielt die venia legendi für Geodäsie und astronomische Ortsbestimmung an der dortigen Technischen Hochschule.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(7293)

Krone des Lebens

Nordische Novellen von

Margarete Kossak

Inhalt: Krone des Lebens — Die höher ist als alle Vernunft Wanderer — Der Liebeszauber vom Elchfuß — Jugendland

Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Samstag, 21. Mai. Nummer 116

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Der Pfingstfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere. IV. (Schluß.) Von O. B.

II. Bücher und Zeitschriften.

C. Schuchhardt: Ueber den Ursprung der Stadt Hannover.

III. Allgemeine Rundschau.

Versammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft. — Kongreß der internationalen Vereinigung der Akademien in London. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Eine Frühlingsfahrt im Mittelmeere.

IV. *)

(Schluß.)

Manche wundervolle Anfahrt an die Küste hatten wir auf dieser Reise schon erlebt; manche andere sollte uns im weiteren Verlaufe der ausgedehnten Seefahrt noch beschieden sein; keine von allen aber haben wir mit vollem Behagen stundenlang genießen und im eigentlichen Sinne des Wortes auskosten können wie die an die Riviera von Nizza.

Es liegt ein eigentümlicher Zauber in dem langsamen Auftauchen, Sichaufbauen und Vollständigwerden eines großen landschaftlichen Bildes vor unseren Augen! Nur in den seltensten Fällen wird es bei einer Anfahrt vom Lande her möglich sein, die Entwicklung des Gesamteindrucks, den eine mit den verschiedensten landschaftlichen Reizen reich ausgestattete Gegend in uns hervorruft, von den ersten noch undeutlichen Linien an bis zur vollen Harmonie aller Formen und Farben in ununterbrochener Folge zu beobachten. Allzu viele Kulissen schieben sich häufig dem Landfahrer stets aufs neue in das werdende Bild von allen Seiten her hinein und allzu oft verändert die wechselnde Fahrtrichtung den Standpunkt des Betrachters, als daß ein lückenloser, stetiger Fortschritt in der Verdeutlichung der Landschaft sich ohne weiteres vor seinen Augen vollziehen könnte. Ganz anders bildet sich ein landschaftliches Bild aus seinen einzelnen Elementen dem vom Meere her Kommenden gegenüber aus, besonders wenn er in senkrechter Richtung auf die Küstenlinie zustrebt. Zwischen ihm und dem Objekte drängt sich im ganzen Verlaufe seiner Annäherung kein störendes landschaftliches Zwischenglied mehr ein, denn die freie Fläche des Wassers bildet ja nur einen immer schmäler werdenden Streifen *unter* dem Bilde. Dieses Bild selbst erfährt bei fortgesetzter Annäherung des Schiffes eine stetig zunehmende Verdeutlichung; es ist, als ob das Auge des Herankommenden mit einem Vergrößerungsapparate ausgestattet sei, dessen Stärke stetig wächst. Die einzelnen Linien der Küstenlandschaft treten schärfer und schärfer hervor; Vorgebirge und Landzungen heben sich reliefartig aus der Bildfläche heraus und die Buchten treten zurück; die Farben der Ansiedelungen und Anpflanzungen scheiden sich immer stärker voneinander ab; ein vorher verschwommen daliegendes landschaftliches Gebilde gewinnt Gestaltung und Kolorit. Aber wie unter einem Vergrößerungsapparate, den man immer schärfer einstellt, engt auch das Gesichtsfeld beim näheren Herankommen sich immer mehr und mehr ein; die fernen Küstenlinien zu beiden Seiten fallen ab; Gebirgszüge, die aus der Ferne hinter der Küstenlandschaft aufragten, versinken hinter den niedrigeren Höhen des Ufers; in plastischer Deutlichkeit liegt endlich nur noch ein beschränktes Stück der Küste vor den Augen des Anlandenden. Dieser kleinere Ausschnitt, in der Fülle seiner Farben und der Klarheit seiner Formen, bewahrt jedoch vor der Phantasie des Beschauers noch den großen Zusammenhang, in dem er, fern vom Meere aus gesehen, mit einer weitgestreckten Küstenlandschaft stand.

Wir waren schon mit Aufgang der Sonne auf der Höhe des Meeres vor Nizza angelangt und konnten bei völlig klarem Himmel aus weiter Ferne den ganzen Küstenzug vom Golf de la Napoule, in dessen nordöstlicher Ecke Cannes liegt, bis herauf zum Kap Martin und der Bucht von Mentone überblicken. Noch undeutlich in seinen Einzelheiten freilich und nur mit scharfen Gläsern in seinen allgemeinen Linien bestimmbar. Aber dahinter türmten sich vor unseren Blicken die weißen Häupter der Seealpen über dem grünen Streifen des Gestades empor und gaben dem Ganzen einen geschlossenen, einheitlichen Zug, zu dem sich beim stetigen Näherkommen die fortschreitende Verdeutlichung der Gebirgsketten und der sich an das Ufer herabziehenden Abhänge in überraschendster Weise gesellte. Wie das Bild sich nun immer mehr in seiner Breiten- und Höhenausdehnung zusammenschob und dabei an Schärfe gewann, wie an der Küste allmählich weißleuchtende Ortschaften aus dem bis dahin unbestimmten Grau und Grün hervortraten und die Abhänge sich belebten, wie die Gliederung des Ufers und der Aufbau der Berge immer deutlicher und deutlicher vor unsere Augen traten — das kann in seinem mannigfaltigen Reiz wohl nur von dem ganz nachempfunden werden, der je sich einer südlichen Küste an einem leuchtenden Morgen vom Meere her genähert hat. Unser liebenswürdiger Kapitän hatte den guten Gedanken, uns den Genuß dieses Anblicks durch Verlangsamung der Fahrt so andauernd wie nur irgend möglich zu gestalten und später, als wir etwa auf eine Seemeile uns der Küste genähert, anstatt direkt in den vor uns liegenden Hafen von Villefranche einzubiegen, nochmals rechts abzuschwenken und uns langsam an der Halbinsel St. Jean vorbei, immer dicht am Ufer hin, herauf nach Monaco und bis zum Kap Martin zu führen. So war es uns vergönnt, nachdem wir am frühen Morgen das Schauspiel der ganzen Riviera di Ponente mit den dahinter liegenden Alpenketten aus der Ferne gehabt, in den folgenden Vormittagsstunden nun den glanzvollsten Teil dieser Küstenstrecke in deutlichen und farbenprächtigen Einzelbildern ganz nahe an uns vorübergleiten zu sehen. Wohl selten war in einer Schiffsgesellschaft die Stimmung allerseits so gehoben und vergnügt, wie die unserige während jenes wundervollen Frühlings-

*) S. Nr. 98, 100 und 110 der Beilage d. J.

morgens auf dem Meere vor Nizza. Wir hatten den herrlichen Tag von Ajaccio mit seinem schönen Schlußeffekte eines Sonnenunterganges bei den Blutinseln eben hinter uns; ein Ball on Bord hatte den Abend belebt, dem eine ruhige Nacht gefolgt war; wer hätte da nicht vergnügt sein sollen, wenn er am klaren Morgen in der balsamischen Luft, die von dem einem großen reichen Garten gleichenden Ufer herüberwehte, zwischen Nizza und Kap Martin auf einem bequemen Schiffe in der behaglichsten Weise spazieren gefahren wurde! Kaum wird wohl auf einer Landreise, und wäre sie auch die wohlgelungenste in prächtigster Gegend, eine so rasche Folge der schönsten und reinsten Genüsse zu ermöglichen sein.

Dem schönen Morgen auf dem Meere folgte ein recht interessanter Nachmittag in Monte-Carlo, wohin man ja vom Hafen von Villefranche, in dem wir gegen Mittag festmachten, in einer Viertelstunde Eisenbahnfahrt gelangt. Wir hatten uns das verführerische Nest schon mit recht neugierigen und viele wohl auch mit recht begehrlichen Augen vom Schiffe aus angesehen. Noch brandete das parfümierte Leben dort oben an den Spieltischen im Kasino in all seiner Fülle, obwohl die Saison in Nizza und Cannes schon im Abbröckeln begriffen war; aber man muß doch wohl recht im Gewinnertaumel befangen sein — was unsere Schiffsgesellschaft entschieden nicht war —, um sich länger als einige Stunden von diesem glänzenden, aber angefaulten Treiben fesseln zu lassen; besonders wenn die Freude an der herrlichen Landschaft noch von der Morgenfahrt auf dem Meere her im Blute wohnt. So ließ ich mich denn auch gern von dem treuen Fahrtgenossen Georg Brandes zu einem ruhigen Spaziergange nach dem stillen Monaco hinüber bereden, wo, im Widerspiel zum tollen Treiben in Monte-Carlo, der Frieden auf hohem Felsen thront. Ich kann nicht beurteilen, ob der Gegensatz zwischen den beiden Endpunkten des kleinen Fürstentums stets und allen anderen in so scharfer Weise fühlbar wird: an diesem Nachmittage war es uns beiden einsamen Wanderern zumute, als kämen wir aus einem wilden Meeresstrudel an festes Land. Drüben inmitten all der aufdringlichen Pracht der Paläste und Hotels ein aufgeregtes Treiben, erhitzte Gesichter, ein eiliges Hin- und Herfahren und Auf- und Abgehen zwischen dem Kasino und den überfüllten Restaurants — hüben, auf dem steilen Fels am Meere, ein stilles, burgähnliches Schloß, vor dem auf weitem, menschenleeren Platze altväterische Kanonen in Reihe aufgepflanzt stehen; daneben ein kleines, wohlanständiges Städtchen mit echt kleinbürgerlichen, ruhigen Einwohnern. Einige fürstliche Gendarmen in ihrer theatralischen Flittertracht, die Zöglinge einer Mädchenschule, von Nonnen sittsam geführt, und einige wenige Fremde — das waren die einzigen menschlichen Wesen, die während der halben Stunde unseres Ausruhens auf einer Bank vor dem Schlosse auf dem weiten Platz sichtbar wurden. Welche wonnige Stille auf diesem Fels am Meere! Ein solider Wohlstand zeigt sich dabei in allen öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen, eine prächtige, funkelnagelneue Kathedrale erhebt sich zwischen den sauberen Häusern des Städtchens, und draußen am steilen Abhange des Felsens beginnt aus üppigem Grün heraus der Monumentalbau des Museums für Tiefseeforschung sich in die Lüfte zu recken — man sieht, es fließt ein Strom von Gold herüber aus dem Sodom und Gomorrha drüben und befruchtet wohltätig die felsige Scholle. — Wir hatten eben diesen seltsamen Kontrast besprochen und schickten uns zum Gehen an, da rasselte eine stolze Karosse über den stillen Schloßplatz, die drollig aufgeputzte Wache trat ins Gewehr und ein violett gewandeter Prälat entstieg dem Wagen, um dem Tiefseeforscher im Schlosse seinen Besuch zu machen. Thron und Altar hier vereint auf dem Fels im Meere; drüben aber im Kasino — fast greifbar nahe steht es dem Fürsten und dem Prälaten vor den Augen — das goldprunkende Laster, das mit reichen Händen seine Schätze über das Ländchen streut! Wahrlich, es gibt eine Ironie in der Geschichte.

Noch ein schöner, in der Gesellschaft lieber französischer Freunde verlebter Frühlingstag im eleganten Nizza und in einer der kleinen Villen, die aus dem Blütenmeere der üppigen Gärten zwischen Cannes und Antibes am Golfe Jouan wie weiße Inseln herausleuchten — dann brachen wir, am Morgen des 20. April, zur Fahrt nach Spanien auf. Ein Tag und eine Nacht auf dem Meere lagen wieder vor uns, recht geeignet zum Ausruhen für den jüngeren Teil der Schiffsgesellschaft, der in dem Strudel des festlichen Lebens in Monte-Carlo und Nizza sich mit vollem Behagen bis zum letzten Augenblicke hatte umhertreiben lassen.

Gern benutzten wir einige Stunden dieses Ruhetages, an dem das Schiff den Golf du Lion durchquerte, um aus den heiteren Höhen des Promenaden- und Sonnendecks einmal in die Unterwelt unseres schwimmenden Heimes hinabzutauchen und den bewegenden Kräften nachzugehen, die uns in so kurzer Zeit durch weite Meere führen. Dem Laien macht das Umherwandeln in den einzelnen Abteilungen einer gewaltigen, in voller Tätigkeit sich befindlichen Schiffsmaschine zunächst einen verwirrenden, wenn nicht beängstigenden Eindruck, und erst durch die Erklärungen des Herrschers in diesem düsteren Reiche, des höchst zuvorkommenden ersten Ingenieurs, der Zweck und Anordnung der ruhelos ineinander arbeitenden Teile mit vielem pädagogischen Geschick uns darlegte, gewann das Ganze für uns Sinn und Fügung. Erstaunlich ist es, wie hier menschliche Intelligenz in einem engen Raume eine furchtbare Kraft zu tausend kleinen Dienstleistungen zu zwingen verstanden hat, deren Vereinigung auf Welle und Schraube wirkt und den Schiffskoloß in allen seinen Bewegungen gefügig und leicht dem Winke von der Kommandobrücke gehorchen läßt. Die sinnreiche Anordnung aller einzelnen Teile, das ruhige Ineinanderarbeiten von Willen und Ausführung auch in den kleinsten maschinellen Vorgängen, die Möglichkeit, in jedem Augenblicke das Ganze zu kontrollieren und auf Gang und Widerstandsfähigkeit zu prüfen —, alles dies verleiht dem Laien, wenn er sich einmal das gewaltige Getriebe klar gemacht, ein wohltuendes Gefühl der Sicherheit und erhöht sein Behagen am Schiffsleben.

Aber auch abgesehen von diesem interessantesten und wichtigsten Teile des Schiffsinneren, von den Maschinen- und Heizräumen, in denen Dutzende von rußigen Männern inmitten des Getöses und der Hitze Tag und Nacht emsig ihres Amtes warten, gehört ein Gang durch die Unterwelt eines modernen Dampfers zu den wirklich anregenden Erlebnissen einer Seereise. Dem Blicke tut sich hier, in den Küchen, Proviantkammern, Mannschaftsräumen, eine kleine, in sich geschlossene Welt auf, deren tausendfältig ineinanderlaufende Fäden leichter als etwa in einem großen Hotelbetriebe auf dem Lande überschaut werden können. Jedes Eckchen und Winkelchen ist ausgenützt; überall begegnen wir der sinnreichsten Durchführung des Prinzips der möglichst großen Raum- und Kraftersparnis. Eine Anstalt, in der täglich mehrere Hunderte von Menschen in der reichlichsten Weise gespeist werden müssen, in deren einzelnen Räumen zum Teil der größte Komfort herrscht, die ihren Bewohnern alle Bequemlichkeiten des Landlebens darbieten soll, bedarf in der Tat eines gewaltigen, bis in die kleinsten Einzelheiten klug ausgedachten Apparates, um fern von den Hilfsquellen, die der Verkehr in einer größeren Stadt täglich für die Hotels darbietet, allen an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Deshalb ist ein Einblick in die Wirtschaftsräume eines modernen Dampfers nicht etwa nur für die mitreisenden Hausfrauen höchst lehrreich. Wir sehen hier die großen nationalökonomischen Grundsätze der Arbeitsteilung und des planvollen Zusammenwirkens der einzelnen wirtschaftlichen Faktoren in einem eng umschlossenen Raume bis zum Aeußersten durchgeführt und überblicken eine kleine, in sich fertige Welt in allen ihren Lebensbedingungen. Und daß über dem Ganzen ein einheitlicher, regelnder Wille herrscht, drückt sich wohltuend in der Ruhe und Sicherheit aus, mit denen sich der Betrieb und das Leben im Inneren

des gewaltigen Schiffsbauches abwickeln. Vom Oberkoch herab bis zum Küchenjungen, vom Proviantmeister herab bis zum Scheuermann hat jeder seinen festumschriebenen Arbeitskreis, in dem er ungestört wirkend am Ausbau des täglichen Lebens mithilft. Auch die stets freundlich grinsenden Chinesen, die ihres Amtes in der Waschküche walten und an sonnigen Tagen ihre Wäschewimpel auf dem Vorderdeck flattern lassen, fügen sich diesem auf engem Raume zusammengedrängten Stück europäischen Kulturlebens als homogene Teile ein.

*

In Barcelona betraten wir in den frühen Vormittagsstunden des 21. April zum erstenmal spanischen Boden. Hafen und Stadt lagen bei unserer Ankunft in Nebel verhüllt; nur der festunggekrönte Höhenzug mit dem für Nichtkatalonier unaussprechbaren Namen, der Montjuich, der von Südwesten her den Hafen flankiert, stand im Sonnenglanze über der Nebelschicht. So hatten wir schon nahe dem Embarcadero festgemacht, ehe die prächtige und reiche Stadt mit den nackten Höhen dahinter vor unseren Blicken auftauchte. Aber der Morgennebel war der Vorbote eines schönen und warmen Tages, dessen erste Hälfte wir zum Teil unter dem Platanengrün der prächtigen Rambla und in den Anlagen der Jardines de la Ciudadela dahinschlendernd, zum Teil im düsteren Innern der imposanten Kathedrale und im daranstoßenden, in seinem grünen Schmuck recht anheimelnden Kreuzgange hinbrachten. Dort war es, wo uns in Gestalt schwarzgekleideter, mit der Spitzenmantilla kokett verhüllter Beterinnen der schönere Teil der Bevölkerung sogleich recht vorteilhaft vor die Augen trat; einen anderen, weniger schönen Teil, die echten Vertreter des pueblo, lernten wir nachher in einer Schwurgerichtsverhandlung in der Audiencia der Casa de la Diputacion, in die wir auf der Suche nach der Capilla de San Jorge uns verirrten, ganz unvermutet kennen. Es waren richtige Sancho Pansa-Typen, die dort wegen eines an einer Dirne verübten Raubmordes sich zu verantworten hatten, aber ihr Verteidiger, der mit echt südlicher Leidenschaftlichkeit dem ruhigen und würdevollen Ankläger entgegentrat, trug dafür einen echten schmalen Don Quijote-Kopf mit scharfer Adlernase und funkelnden tiefliegenden Augen auf den Schultern. Wir konnten nicht besser in die Mitte des Volkes und damit zugleich in die Gewöhnung unseres Ohres an die Rauheit des an harten Kehl- und Gaumenlauten so reichen katalanischen Idioms eingeführt werden als durch diese Gerichtsverhandlung, deren einzelne Phasen sich mit ungeheurer Raschheit und Lebhaftigkeit vor uns abspielten; und erst der knurrende Magen trieb uns fort von diesen interessanten Szenen, die denen eines bewegten Dramas aufs Haar ähnlich waren.

Nur durch die Besteigung des Tibidabo, des höchsten, einen prachtvollen Blick auf die Stadt und rückwärts auf die Pyrenäen darbietenden Punktes am nordwestlichen Rande der ungeheuren Muschel, in die die Stadt Barcelona mit ihren weit hinauf sich streckenden Vororten eingebettet liegt, ließen wir uns am Nachmittage in unseren Beobachtungen des lebhaften Volkslebens unterbrechen, das auf der „Rambla" und den sie schneidenden breiten Ringstraßen, den „Rondas", sich regte. Noch stand die Stadt unter dem Eindrucke des Besuchs des Königs und des Attentats, das dabei auf den Premierminister ausgeübt worden war; noch prangten die enthusiastischen Begrüßungsinschriften für den jungen Monarchen an den Häusern und versperrten die Gerüste der ihres Schmuckes schon entkleideten Ehrenpforten die Eingänge der Hauptstraßen. Ob infolge dieser Ereignisse das Volk noch wie elektrisiert erschien? Oder regt und bewegt es sich stets so auf den Straßen dieser Stadt wie in den Abendstunden unseres Ankunfttages? Wir konnten das nicht beurteilen; auf jeden Fall ist es wohl auch heute noch ein rührriges Völkchen, das in dieser Handels- und Seestadt, der einstigen Bundesgenossin Venedigs und Genuas in der großen Handelstrias im Mittelmeer, in ersichtlichem Wohlstande haust. Die provençalische Nachbarschaft und die vielfache Mischung, die das altiberische Blut der Katalonier im Laufe der Zeiten erfahren hat, machen sich in den äußerst verschiedenartigen Gesichtstypen geltend; nur in dem durchdringenden Ausdrucke der lebhaft blitzenden Augen und in der raschen Beweglichkeit der Glieder scheint jung und alt, Männlein und Weiblein, noch einen gemeinsamen Ursprung zu verraten. Uebrigens ist es für den Fremden trotz des äußerst regen Treibens in den Straßen bei weitem angenehmer hier zu lustwandeln als etwa in den Straßen Neapels, da er nur selten Belästigungen durch Bettler oder aufdringliche Händler erfährt; und es war uns deshalb auch am nächsten Vormittage, den wir zur Besichtigung einiger Kirchen und kleinerer Galerien verwendeten, ein wahrer Genuß, nochmals durch die durchweg dem Hügel der Kathedrale zustrebenden engen, aber sauberen Straßen der Altstadt zu wandern und die schwarzäugigen Mantillenträgerinnen oder die katalonischen Vettern des Sancho Pansa und des Don Quijote in buntem Gemisch an uns vorüberstreichen zu sehen.

*

Von Katalonien ging es in einer Fahrt nach Andalusien; mehr als 400 Seemeilen mußte das Schiff, das uns an der ganzen Ostküste der iberischen Halbinsel hintrug, zurücklegen, ehe die ersehnten Gipfel der Sierra Nevada weißschimmernd uns zur Rechten auftauchten. Die kleinen Balearen (Pityusen) hatten wir um die Mittagszeit des 23. April auf dem Wege aus dem Golfe von Valencia heraus um das steile Cabo de la Nao herum fern im blauen Dufte uns zur Linken gesichtet; Alicante und Cartagena erblickten wir dann deutlich drüben an der Küste, ehe der Abend dieses vollen Seefahrtstages hereinbrach und wir, vom Cabo de Gata vor dem Golfe von Almeria an, den Kurs scharf nach Westen hin einschlugen. Am Morgen des 24. April bogen wir in den Hafen von Malaga ein.

Dort leuchteten uns kahle rötliche Berge im Frühlichte entgegen und die an ihrem Fuße breit hingestreckte Stadt mit dem alten Maurenkastell Gibralfaro zur Rechten und ihrer die Häusermasse weit überhöhenden Kathedrale schimmerte in blendendem Weiß in das tiefblaue Meer hinaus. Schon der ganze erste Anblick dieser Hafenstadt machte uns deutlich fühlbar, um welch bedeutendes Stück wir nach Süden vorgedrungen und Afrika näher gekommen waren. Barcelona liegt noch auf demselben Breitegrad wie Rom, Malaga schon auf dem von Algier und Tunis. In eine zirkusartige Vertiefung des kahlen Küstengebirges hineingeschmiegt, das in weitem Halbkreis seine nach dem Meere hin sich erstreckenden Ausläufer überhöht, gleicht Malaga mit seiner grünen Umgebung einem blinkenden Juwele an einem mächtigen einfarbigen Gürtel. Noch nie, selbst in Süditalien und Sizilien nicht, war mir der Kontrast zwischen den scharfen Linien eines kahlen und öden Gebirgshintergrundes und dem weichen grünen Schleier, den eine reiche, fast tropische Vegetation über das Ufergelände breitet, so eindringlich entgegengetreten, wie bei dieser Anfahrt an die Südküste Spaniens. Das üppige Flußdelta des Guadalhorce ist es, welches hier den grünen Ausschnitt inmitten des kahlen Gebirgsrundes bildet: die durch ihre Fruchtbarkeit von Alters her berühmte Vega de Malaga mit ihrer an das Meer vorgebauten weißschimmernden Hauptstadt.

Wir zögerten nicht lange, den Fuß auf diesen reichen Boden zu setzen. Kaum hatte der Dampfer in unmittelbarer Nähe des Molo, an dem vor wenigen Jahren das deutsche Schulschiff Gneisenau zerschellte, festgemacht, so ließen wir uns schon ausbooten, um den einzigen möglichen Zug, der durch die Vega in ihrer ganzen Ausdehnung hindurch hinauf ins Gebirge nach Granada führt, noch zu erreichen. Denn dieser Name vor allem war es ja, der auf der ganzen Fahrt unsere Träume erfüllt hatte.

Was galten uns die Molesten der strengen Zollrevision am Hafen in Malaga und die erschreckliche Langweiligkeit, mit der auf dem Bahnhofe dann ein Zug von acht Wagen mühevoll zusammengeschoben wurde, gegenüber dem Zauber, der von jenem erstrebten Ziele in den Bergen uns schon im voraus in die Seelen strahlte! In wahrhaft

Digitized by Google

festlicher Stimmung bestiegen wir unsere (übrigens recht bequemen und sauberen) Wagen und begannen der alten Maurenstadt entgegenzufahren.

Schon diese Bahnfahrt bot einen besonderen Genuß dar, obwohl sie sieben volle Stunden währte und es an langen Aufenthalten auf den einzelnen Stationen nicht fehlte. Man erlebt auf ihr nicht nur die überraschendsten Uebergänge in mehrere ganz verschiedene Vegetationszonen, sondern vor allem einen so jähen Wechsel der landschaftlichen Szenerien, daß man sich von einer Stunde zur anderen gleichsam in andere Welten versetzt fühlt. Granada liegt 670 Meter über dem Meeresspiegel, ungefähr so hoch also wie München, und diese Höhe wird in der Zeit vom Vormittag bis zum Nachmittag erklommen. Aber welche landschaftlichen Bilder ziehen in dieser kurzen Zeit doch an unseren Blicken vorüber! In der Ebene, während der Fahrt durch die Vega de Malaga, säumen blühende Orangenhaine, Palmen und Anpflanzungen von Zuckerrohr und Baumwollenstauden noch den Bahndamm; an Olivenhängen hin führt uns einige Stunden nachher der Zug, bis er auf Höhen gelangt, wo nur verkrüppelte Pinien und spärliche Eichenpflanzungen gedeihen. Und nur wenig später schweift der Blick des Reisenden auf kahle, rauhe Hochflächen, ehe er in die Vega von Granada, wo wieder eine reiche Vegetation am Fuße des Schneegebirges uns überrascht, herniedersteigt. Die tiefen und wilden Schluchten des Chorro, durch die der Guadalhorce aus dem Kalkgebirge in die Ebene niederbraust, durchschneidet die Bahnlinie in vielen kleinen Tunneln und auf kühnen Brücken und Viadukten; am groteske Felspartien in einsamer Gebirgshöhe windet sie sich herum, bis sie schließlich dem herrlichsten Hochgebirge, das in ein blendendes Schneegewand gehüllt ist, senkrecht entgegenstrebt. Drunten lag noch der tiefblaue Spiegel des Meeres vor den Augen des abfahrenden Reisenden hingebreitet; den am Ziele Angekommenen grüßen ferne Gletscher über einem herrlich grünen Tale.

Auch in den Luftverhältnissen, welch' ein fühlbarer Unterschied! Drunten in der Vega de Malaga war es drückend heiß gewesen, hier oben empfing uns eine Kühle, wie sie etwa im Bayerischen Hochgebirge im Sommer nach einer Reihe von Regentagen herrscht. Ein Gewitter war im Laufe des Nachmittags niedergegangen und Neuschnee bedeckte die Hänge der Sierra Nevada bis tief herab. Aber der Himmel, der bei unserer Einfahrt in Granada noch mit drohenden Wolken behangen war, klärte sich auf und ein Mondscheinabend von unvergleichlicher Pracht zog über Gebirg und Tal herauf.

Unsere kleinere Reisegruppe hatte sich fern von der Mehrzahl der Hohenzollern-Bewohner, die erst einige Stunden später mit Extrazug nachkam, im Hotel Washington Irving, das im schattigen und kühlen Ulmenwalde am Südostabhange der Alhambra liegt, einquartiert und konnte an diesem Mondscheinabend, in den Außenwerken der großen Maurenburg herumwandelnd, sogleich einen fast märchenhaften Eindruck von dieser sagenumwobenen Burg selbst und von der wie träumend an ihrem Fuße hingestreckten Stadt im Tale gewinnen. Und dieser Eindruck vertiefte sich und gewann frisches Leben, Farbe und Gestaltung, als wir schon am frühesten Morgen des folgenden Tages auf die Alcazaba, die nach Westen vorspringende schmale Spitze der Burg, hinaufstiegen und dort von der Bank aus, die an die berühmte Torre de la Vela sich anlehnt, auf das weite Tal und das ferne Schneegebirge hinblicken konnten. Es war einer der Morgen, die man wohl nie wieder vergißt. Schon beim Erwachen begrüßte uns das Rauschen der Bäume und fröhliches Vogelgewitscher — das einzige, welches ich auf der ganzen Reise vernommen —; eine stählende Morgenkühle umfing uns, Gesicht und Brust konnten wir in köstliches, eiskaltes Quellwasser tauchen — auch dies ein lange entbehrter Genuß — und durch noch taufeuchtes frisches Grün wandelten wir dann auf die in der Frühsonne rötlich strahlende Burg hinauf. Wahrlich, da begriffen wir es, warum die Maurenkönige ihr „Hochschloß" auf diese Anhöhe gegenüber dem Schneegebirge gelegt und es zu einem Wunderwerke der Baukunst ausgestaltet haben! Wie mußten sie hier oben, in der erquickenden Frische, aufatmen, wenn sie aus der heißen Niederung heraufkamen; wie mußten in dieser feinen Luft ihr Sinn für die Feinheiten der Künste und Wissenschaften gekräftigt werden!

Ein ungestörter Vormittag war unserem kleinen Freundeskreise auf der Höhe der Alhambra beschieden. Denn das von Stangen geführte Gros der Reisegesellschaft verwendete diese Zeit zum Besuche der Stadt. Stunden des Alleinseins, des beschaulichen Umherwandelns in den mit grünen Anlagen und blühenden Gärten durchsetzten einzelnen Teilen der weithin sich streckenden „Roten Stadt", wie die Araber diese Hochburg nannten, gehören aber auch dazu, um zum vollen Genusse ihres eigentümlichen Reizes zu gelangen. Und vor allem verlangt die eigentliche Alhambra, der „Palast der Sultane", wie sie im dortigen Volksmunde heißt, das in die Mitte der ganzen Anlage eingebettete architektonische Juwel, zu seiner Betrachtung ein völliges Losgelöstsein von jeder störenden Begleitung. Denn es gehört „Stimmung" dazu — wenn man dieses abgenutzte Wort hier überhaupt gebrauchen darf —, um die in wundervoller Einheit und Geschlossenheit der feinen Innenarchitektur fast traumhaft wirkenden Höfe und Säle dieses Palastes in der Phantasie wieder mit der Märchenpracht des maurischen höfischen Lebens, an die wir hier auf Schritt und Tritt erinnert werden, auszustatten. Erst wenn vor unseren geistigen Augen die Träger der stolzen Namen, deren Klang noch an den Mauern haftet, in ihren kostbaren farbenprächtigen Gewändern wieder durch den Myrtenhof, den Saal der Gesandten, den Löwenhof und den Saal der beiden Schwestern schreiten, wenn wir die Abencerragen vor uns sehen, wie sie trotzig ihr Blut in die Schale des Marmorbrunnens unter der prächtigen Stalaktitenwölbung vergießen, wenn der Saal der Gerechtigkeit sich mit den würdigen Richtern und der reizende Erkerbau des Mirador de Daraxa mit den hinter den durchbrochenen celosias hervorlugenden maurischen Schönen bevölkern, erst dann, wenn die feingeäderten Steine, die Arabesken der Wände und die Inschriften an den Säulen zu uns sprechen und von der Herrlichkeit und dem Heldentum der vergangenen Zeiten erzählen — erst dann gewinnt die Alhambra für den Beschauer das richtige Leben. Solches Erwachen der Vergangenheit in all ihrer Pracht vollzieht sich aber nur in der Seele des still und ungestört durch diese Räume Dahinwandelnden.

Wir hatten den geschwätzigen Führer und auch den zur Begleitung verpflichteten Kustoden von uns gescheucht und lebten, in ruhiger Beschaulichkeit auf den Marmorschwellen der sonnendurchleuchteten Höfe sitzend, in unserer Erinnerung die Geschichte dieser Hallen und Säle, wie sie uns aus den Heldengesängen des Cid und aus den begeisterten Erzählungen des Washington Irving gerade vor der Seele stand, noch einmal durch. Draußen schaute das Grün der wundervollen Umgebung durch die Fenster und Säulengänge in die weiße feine Pracht herein, ein wolkenloser Himmel spannte sich wie ein blaues Segel über die Höfe, Vogelgesang tönte aus dem Ulmenwalde herüber — da konnte man wohl für einige Zeit vergessen, daß es doch nur Reste, wenn auch prächtige Reste, einer Kultur der feinsten und reichsten Art sind, die uns hier umgeben.

Am schärfsten wird das Wehgefühl über den Untergang dieser Kultur in uns wach, wenn wir dicht neben dem Palaste der Sultane die unvollendeten Mauern des gewaltigen Renaissance-Palastes erblicken, den Karl V. zum Teil auf den Trümmern der Alhambra zu errichten unternahm. In dem maurischen Schlosse lag einst doch etwas in sich Fertiges vor; die Kraft der Erbauer blieb unerschöpft bis zur Vollendung des Ganzen. Der Renaissance-Bau, den die Zerstörer dieser in sich abgeschlossenen Herrlichkeit planten, ist nie fertig geworden; er ist groß und kühn gedacht und soweit geführt, daß die leeren Mauern noch jetzt das Entzücken aller architektonisch Gebildeten wachrufen; aber die Kraft der Erbauer erlosch, noch ehe der Bau auch nur einigermaßen zu Ende geführt war. Eine selbst schon im Beginne ihres Verfalls stehende Kultur hat hier dem dahinsinkenden Maurenreiche den Todesstoß versetzt und

von seiner Pracht und Herrlichkeit nur Trümmer übrig gelassen. Das Wort Karls V., das er beim Anblick der verwüsteten Alhambra sprach: desgraciado de el que tal perdió, erwies sich als prophetisch, denn die Geschichte gab ihm einen anderen Sinn als den vom Kaiser gemeinten.

Auch die großartige Schöpfung der „Katholischen Könige", der Vernichter des letzten Maurenreiches, die Kathedrale von Granada, ist nie ganz fertig geworden. Sie offenbart in ihrer kühnen Anlage und in den vollendeten Teilen, besonders in der Capilla Mayor und in der Capilla Real, die letzten gewaltigen Kraftäußerungen der katholischen Renaissance in Spanien — dann kam schnell und unaufhaltsam der Verfall des gewaltigen Reiches, der Verfall, von dem in allen Orten Spaniens eine Reihe unvollendeter, groß gedachter Bauwerke trauriges Zeugnis ablegt. Die Stadt Granada selbst bildet in ihrer heutigen Gestalt ein außerordentlich drastisches Beispiel für dieses Herabsinken der gesamten Kultur Spaniens von früherer stolzer Höhe. Einst die glänzendste und reichste Stadt Andalusiens, trägt sie heute nur noch den Charakter einer verwahrlosten Provinzialstadt. Verödet sind die Anhöhen, auf denen früher die Wohnungen der betriebsamen Mauren sich ausbreiteten. Nur auf dem Albaicin hat sich noch eine bettelhafte, kaum fünfhundert Köpfe starke Zigeunerkolonie in den alten Siedelungen erhalten. Und bettelhaft im höchsten Grade ist auch das niedere Volk dieser so arg zusammengeschrumpften Stadt. Das Herniedersteigen in ihre schmutzigen Straßen von der sagenumwobenen Anhöhe der „Roten Stadt", wo eine glänzende Periode der Geschichte noch aus glänzenden Trümmern zu uns spricht, wurde uns am folgenden Tage beinahe zu einer Qual und gerne bestiegen wir am Morgen des dritten Tages den Zug, der uns nach Malaga zurückführte. Nur der noch geraume Zeit vor unseren Blicken stehenden Alhambra galt unser Abschiedsgruß.

*

Der Besuch von Granada war unbedingt der Höhepunkt unserer ganzen Reise; auch rein zeitlich betrachtet begann nun die Periode des allmählichen Ausklingens.

Noch ein Tag in Malaga, zum Teil beim Genuß vortrefflichen Weines verlebt, noch ein Besuch auf einer in der reichen Vega gelegenen hacienda und ein durch die Belästigungen des Bettelvolkes recht mühevoller Gang durch die schmutzige Coracha hinauf zum Gibralfaro — dann lichteten wir die Anker, um die wenigen Meilen nach Gibraltar zurückzulegen. Dort kamen wir mit sinkender Sonne an. Der gewaltige Fels im Meere stand mit scharfer Silhouette zwischen ihr und dem heranfahrenden Schiffe; jede einzelne Linie der Höhenbefestigungen, jede Signalstange der auf dem höchsten Punkte gelegenen Station zeichnete sich deutlich am klaren Himmel ab. Im Hafen glänzten schon die Lichter und Feuer der zahlreichen Schiffe, als wir Anker warfen. Eine unvergleichlich schöne und milde Mondschimmacht lag über der weiten Bucht; drüben am dunklen Fels zeichneten sich die reichbeleuchteten Straßen der Stadt Gibraltar wie feurige Linien ab und von der anderen Seite des Golfes winkten die Lichtpunkte der spanischen Stadt Algeciras herüber. Wir saßen bis gegen Mitternacht auf dem obersten Deck und vermochten uns kaum zu trennen von dem stillen Zauber dieser Nacht.

Der Besuch der Stadt Gibraltar, die schöne Fahrt nach dem Europa Point, von dem aus wir deutlich die andere Säule des Herkules, daneben die Stadt Ceuta und hinter ihr das Kalkgebirge Sierra Bullones an der afrikanischen Küste erblickten, und ein nicht gerade lohnender und bei der großen Hitze recht mühevoller Aufstieg nach den in den Fels gehauenen Galerien füllten den folgenden Tag zum größten Teil aus. Vergebens aber hatten wir dann auf den Genuß eines zweiten schönen Mondscheinabends im Hafen gehofft; ein starker Südwestwind hatte unterdessen ein Heer dunkler Wolken mobil gemacht, die den Golf, die ankernden Schiffe und die nahen Ufer mit Finsternis umhüllten.

*

Dieser Südwestwind stand uns noch scharf entgegen, als wir am Morgen darauf die kurze Strecke nach Tanger hinüberfuhren, und dort wühlte er das Meer so lebhaft auf, daß eigentlich nur die unüberwindliche Lust, den Fuß an diese merkwürdige Stelle der afrikanischen Küste zu setzen, uns zum Ausbooten in den kleinen, wild hin- und hergeschleuderten Kähnen der Eingeborenen bewegen konnte. Wir wagten es also, den weiten Weg von der Reede zum Strand uns von den schwarzen, in die buntesten Fetzen gehüllten Gesellen rudern zu lassen, mußten aber unsere Unternehmungslust mit einer noch weit gefährlicheren und wirklich angstvollen Rückfahrt am Nachmittag bezahlen. Nur dem festen Zugreifen und der großen Gewandtheit der Matrosen von der Hohenzollern verdankten wir es, daß die kleinen Boote beim Anlegen an den Dampfer nicht samt ihren Insassen gegen die Schiffswände geschleudert wurden und wir alle heil, wenn auch zum Teil arg durchnäßt, auf das Fallreep heraufgeholt werden konnten.

Die in der Stadt Tanger verlebten Stunden entschädigten uns freilich reichlich für diese Aus- und Einwootungsängste. Zum erstenmal trat uns ja hier das gänzlich europaferne und von unserer Kultur im großen und ganzen unbeeinflußte Leben einer afrikanischen Stadt greifbar vor die Augen. Die lebhaften und bunten Formen, in denen sich dieses Leben abspielt, rissen uns wie in einem Strome mit sich fort. Schon die gänzlich verschiedenartigen Typen der Bevölkerung: die bettelhaften Kabylen, die vornehm gekleideten und würdevoll einherschreitenden Araber, die mit haßerfüllten Blicken den Fremden betrachtenden eigentlichen Marokkaner, dazwischen die zahlreichen Juden, gestalten das Treiben in den Straßen außerordentlich bunt. Dazu kommt noch, daß Handel und Wandel sich mitten auf der Straße oder in den offenen Gewölben der Basare abwickeln, daß eine zahlreiche Landbevölkerung mit ihren Ackererzeugnissen, ihren Reit- und Lasttieren den weiten Marktplatz belebt, daß ein lebhaftes Schwatzen und Schreien auf Schritt und Tritt uns umtönt, daß allerlei Bettlervolk und Händler sich mit der zähesten Aufdringlichkeit an unsere Fersen hefteten. Ein leuchtender, echt afrikanischer Himmel lag über dem bunten Häusergewirr, durch das wir uns, nur mühsam dem in allen Winkeln angesammelten Unrat ausweichend, gruppenweise hinschoben, zum Altmarkt hinauf, von dort durch Gärten zum Kastell, dem Palast des Gouverneurs, dem Gefängnisse und anderen einen Besuch verlohnenden Orten. Unsere Damen durften auch in die Geheimnisse eines vornehmen Harems eindringen, doch schien ihnen das Ganze eine von den Führern in Szene gesetzte Veranstaltung. Nach vielen Stunden des Umherschlenderns in dem buntfarbigen Treiben dieser afrikanischen Stadt waren wir aber doch alle recht froh, in unserem behaglichen Schiffsheim wieder europäische Kultur zu genießen.

*

Mit marokkanischen Industrieerzeugnissen reich beladen, setzten wir am Nachmittag unsere Fahrt fort. Aus dem uns so freundlich gesinnten Mittelländischen Meere waren wir nun schon hinausgelangt in den grauen Atlantischen Ozean und hatten also den eigentlichen Bezirk unserer Frühlingsfahrt überschritten. Aber auch die Heimreise an der Westküste Spaniens und Frankreichs und der Südküste Englands hin sollte uns noch einige prächtige Frühlingsbilder bringen. Ich rechne dazu vor allem die Landung in Lissabon, das wir von Tanger aus in zwanzigstündiger Fahrt erreichten und wo wir einen anderthalbtägigen Aufenthalt außer zur Besichtigung der stolzen und vornehmen, sich bunt auf den Hügeln am Tejo aufbauenden Stadt und des Klosters Belem noch zu einem Ausfluge nach Cintra und dem Bergschloß Pena bei herrlichstem Wetter benutzten. Auch der Anblick eines Stiergefechtes, wenn auch nur eines „zahmen", wie sie in Portugal üblich sind, konnte in der portugiesischen Hauptstadt den Reisenden kurz vor ihrer Abfahrt ermöglicht werden. — In San Sebastian dagegen, dem spanischen Badeort im Innern des Golfes

von Biscaya, dessen Besuch nebst einem Ausfluge nach Biarritz als letzte Punkte auf dem Reiseprogramm angesetzt waren, wurde uns die Landung durch trübes Wetter und hohen Seegang unmöglich gemacht. Der größte Teil der Fahrtteilnehmer verzichtete wohl leichten Herzens auf diese letzte beabsichtigte Landung, denn die Sehnsucht nach der Heimat war über allen glänzenden Eindrücken der letzten Wochen doch in unseren Herzen aufgekeimt. So steuerte man denn in fröhlichster Stimmung um die Westküste Frankreichs herum auf allmählich wieder ruhiger werdendem Meere dem Aermelkanal und der Nordsee zu.

Noch ein kurzes Halten in Cherbourg zur Uebernahme der Post und Ausschiffung der über Paris nach Hause strebenden Reisenden, noch ein Nachmittag und eine Nacht in Southampton, von wo ein Teil der Passagiere einen kurzen Abstecher nach London unternahm, dann ging es am Morgen des 7. Mai an der im festlichsten Frühlingskleide prangenden Insel Wight vorüber in den Kanal hinein. Schon gegen Abend desselben Tages umfluteten uns die grünen Wellen der Nordsee, die ihren Landsleuten das freundlichste Gesicht zeigte. Ueberhaupt gehört die viertägige Seefahrt, die den Abschluß der ganzen Reise bildete, noch mit zu den angenehmsten Erinnerungen von den vielen schönen, die wir mit nach Hause brachten. Nach den mancherlei Anstrengungen, die besonders der letzte Teil der Reise im Mittelmeere gebracht, konnten wir uns nun noch einmal behaglich ausruhen auf dem uns allen zur lieben Heimat und recht vertraut gewordenen Schiffe, dessen allezeit freundlicher Führer im Verein mit seinem ebenso liebenswürdigen Stabe von Offizieren und Beamten alles getan hatte, um uns das Leben so angenehm wie nur möglich zu machen.

In der Mittagsstunde des 8. Mai bogen wir an dem gelben aus den Fluten hervorragenden Leuchtturm Roter Sand vorbei in die Mündung der Weser ein. Die grünen Ufer des heimischen Stromes kündeten uns an, daß mittlerweile auch in Deutschland der Frühling seinen Einzug gehalten, und der festliche Empfang, den wir an der schmuck und sauber uns entgegenlachenden Landestelle des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven fanden, trug mit dazu bei, die Frühlingsstimmung in uns zu verstärken. Durch die in voller Baumblüte stehende Marschenlandschaft führte uns sogleich nach dem Ausschiffen ein Extrazug des Lloyd nach Bremen, wo abends im Ratskeller ein Abschiedsfest bei funkelndem Weine die Reisegesellschaft zum letztenmal vereint sah. Es war ein fröhliches Abschiednehmen, denn ohne den geringsten Mißton war das gesellige Zusammenleben der Reisenden an Bord, wie bei den Landausflügen verlaufen. Wie viele der herrlichsten Eindrücke wir auch auf unserer fünfwöchigen Fahrt im Süden in uns aufgenommen, wie viele Laute aus den verschiedensten Sprachen auch während dieser Zeit in zehn Ländern an unser Ohr geklungen waren, am schönsten war doch immer wieder das fröhliche Leben und Plaudern an Bord gewesen, wo ein kleines Alldeutschland sich zu trautem und fröhlichem Verkehr zusammengefunden hatte.

O. B.

Bücher und Zeitschriften.

Ueber den Ursprung der Stadt Hannover. Von Dr. C. Schuchhardt. Historische Zeitschrift für Niedersachsen. 1903.

Unter dem obigen Titel ist ein Aufsatz erschienen, dessen Inhalt für die Entstehungsgeschichte deutscher Burgen und Städte von sehr viel größerer Wichtigkeit ist, als es der anspruchslose Titel vermuten läßt. Es ist in dem Aufsatze kurz das zusammengefaßt, was das letzte Jahrzehnt an neuen Resultaten über die Burgenforschung des frühesten Mittelalters in Norddeutschland erbracht hat. Noch an einer anderen Stelle, im Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1904, S. 105 ff., sind diese Ergebnisse in klarer Weise von Schuchhardt erörtert. Wir verstehen nunmehr scharf die deutschen Volksburgen von den sächsischen Vollsburgen der späteren Jahrhunderte zu scheiden. Von den letzteren ist unter anderen in der sächsischen Sidroburg oder Herlingsburg bei Schieder im Fürstentum Lippe-Detmold ein Typus auf uns gekommen. Wir kennen die sächsische Eigenart; aber — und das ist das am meisten sich in den Vordergrund drängende Forschung einschiebende Resultat — wir kennen nunmehr eine große Anzahl der von Karl dem Großen im Sachsenlande neu aufgeführten Befestigungen. Eine curtis, ein befestigter Haupthof mit einer curticula oder pomerium, einem Nebenhofe, bildete den gewöhnlichen Typus dieser Höfe. Eine ganze Liste solcher fränkischer Höfe im Sachsenlande ist bereits von Schuchardt angefertigt; diese Liste wird jedoch schwerlich auf das Sachsenland beschränkt bleiben; auch läßt sich der Zweck der vielfach auftretenden Doppelteilung dieser Befestigungen deutlich erkennen. Während bis jetzt die Forschung sich wesentlich an die schriftliche Ueberlieferung der karolingischen Zeit anschloß, erhalten nunmehr die in der Ueberlieferung niedergelegten Tatsachen ihre klare Deutung durch die Forschungen im Terrain. Es ergibt sich, daß der befestigte Wirtschaftshof der Franken an vielen Stellen der Keim des späteren Siedelungs- und Befestigungswesens ist. — Nachdem Schuchhardt die älteren karolingischen Befestigungen und die durch Heinrich I. neu eingerichteten Befestigungen charakterisiert hat, kommt er zur Entstehung von Hannover, der Siedelung auf dem „hohen Ufer“ = Honovir. Hier werden die späteren Ueberlieferungen über den Besitz, der als herzogliches Besitz erscheint, geprüft. Es ergibt sich durch die sorgsame Zusammenfassung der Ueberlieferung, daß die Herzoge als Erben Heinrichs des Löwen in einen alten Domanialbesitz an den Ufern der Leine eingerückt sind, in dessen Mittelpunkt ein großer Meierhof auf dem „hohen Ufer“ lag. Daß dieser Meierhof bereits in karolingischer Zeit angelegt ist, ist durch urkundliche Nachrichten nicht direkt zu beweisen, aber einem Analogieschlusse zufolge äußerst wahrscheinlich. — Wie der Hof auf dem „hohen Ufer“ später zum Herzogshofe geworden ist, so ist es noch an gar vielen Stellen des Deutschen Reiches ergangen. Hier bietet sich der Forschung ein reiches, erst noch zu bearbeitendes Gebiet, indem die Analogien, die wie viele Stellen des fränkischen Eroberungsgebietes, so auch Hannover bietet, verfolgt werden. Die Resultate einer solchen Forschung dürften hinter denen der Limesforschung kaum zurückbleiben.

R.

Allgemeine Rundschau.

Versammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft.

In Bonn hielt vom 12. bis 15. Mai die Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie ihre 11. Hauptversammlung ab, über deren Verlauf wir einem Bericht der Kölnischen Zeitung folgendes entnehmen: Die physikalische Chemie hat im Verlaufe der letzten 20 Jahre eine immer größere Bedeutung erlangt; wohl auch deshalb, weil ein großer Teil unserer bedeutendsten Chemiker gerade auf diesem Gebiete sich betätigt hat: Landolt, Arrhenius, van t'Hoff, Nernst, Ostwald und Ramsay. Die mathematische Behandlung, welche die physikalische Chemie bei ihren Problemen anzuwenden gestattet, mag wohl einer der Hauptgründe sein, daß dieser Zweig der chemischen Wissenschaft eine immer größere Pflege erfährt.

Der Verein zählt 665 Mitglieder; er hat die Werke Bunsens neu drucken lassen und das dreibändige Werk liegt jetzt vor. Die Gesellschaft ernannte Sir Henry Roscoe in London, Geheimrat Landolt in Berlin und Sir William Ramsay in London zu Ehrenmitgliedern. Für den Bau des Bunsen-Denkmals in Heidelberg sind jetzt 28,000 M. gezeichnet.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Prof. Dr. Bakhuis-Roozeboom aus Amsterdam. Er besprach die Anwendung der Phasenlehre auf die Gemische von Eisen und Kohlenstoff. Ihm folgte Prof. Heyn (Charlottenburg), der die Härtung des Stahles vom physikalisch-

chemischen Standpunkte aus betrachtete. Der Vortrag wurde durch Vorführung einer großen Anzahl von Lichtbildern unterstützt. Diese Lichtbilder waren stark vergrößerte Wiedergaben von Aetzungen von Eisenschliffen. Man kann nämlich in kohlenstoffhaltigem Eisen, das neben Kristallkörnern von reinem Eisen, dem sogenannten Ferrit, solche der Verbindung von Eisen und Kohlenstoff, des sogenannten Cementits, und ein fein lamellares Gemenge beider, den Perlit, enthält, Form, Größe und Anordnung der Körner durch Aetzung sichtbar machen. Die mikroskopische Untersuchung dieser Aetzfiguren bildet eine Methode, die Aenderung der Struktur zu verfolgen, welche durch irgend eine Beanspruchung, z. B. plötzliches Abkühlen und sonstige Druckeinwirkung, hervorgerufen werden. Die Veränderung der Struktur war an den zahlreichen Lichtbildern deutlich zu verfolgen und die Bedeutung dieser Untersuchungsmethode damit erwiesen. Freilich betonte der Vortragende gleichzeitig die große Empfindlichkeit des Verfahrens, die leicht Veranlassung zu Trugschlüssen geben könne. Dr. Löb (Bonn) sprach über pyrogene Reaktionen und Dissoziationsvorgänge; es wurde das Verhalten einer Anzahl organischer Verbindungen bei hohen Temperaturen besprochen. Direktor Rathenau (Berlin) zeigte metallisches Calcium in prächtigen Stücken und großen Quantitäten. Es läßt sich leicht durch elektrolytische Zersetzung von Calciumsalzen bei niedrigen Temperaturen erhalten. Dr. Jordis (Erlangen) entwickelte neue Gesichtspunkte zur Theorie der Kolloide. Die Kolloide bilden eine große Klasse chemischer Substanzen; fast sämtliche Eiweißkörper und Körper des inneren Stoffwechsels gehören zu ihnen, ferner eine Reihe von anorganischen Substanzen, so die lösliche Kieselsäure und andere. Diese Körper sind dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht kristallisieren und in Lösung nicht durch tierische Membranen gehen, sie sind, wie man dies auszudrücken pflegt, nicht dialysierbar. Die Kristalloide dagegen sind Körper, die kristallisierbar und dialysierbar sind. In der letzten Zeit ist es nun gelungen, eine große Anzahl von Metallen, so Gold, Silber, Platin, Kupfer u. s. w., die ja bekanntlich in Wasser als solche völlig unlöslich sind, in kolloidalem Zustande zu erhalten. Diese Metalle sind in kolloidalem Zustande im Wasser löslich und von diesem Umstande macht man Gebrauch, um diese Substanzen, welche im gewöhnlichen Zustande wegen ihrer Unlöslichkeit pharmazeutisch unwirksam sind, in die Formen eines löslichen, wirksamen Medikamentes überzuführen. Es wird unter dem Namen Hyagol und Merkurokalloid kolloidales Quecksilber in den Handel gebracht und unter dem Namen Kollargol und Argentum collaidale Credé ein kolloidales Silber verkauft. — Dr. Wolf-Müller (Mülhausen i. E.) sprach über Passivität der Metalle. Wenn Eisen und Stahl als Anode in einer Lösung von Natriumnitrat oder anderen löslichen Nitraten benützt werden, so werden sie in kurzer Zeit „passiv", d. h. sie werden nicht mehr von den an der Anode abgeschiedenen Produkten, Sauerstoff, Ozon u. s. w. angegriffen, sondern sie verhalten sich wie eine Platinelektrode; der Sauerstoff wird wirkungslos entbunden. Der Vortragende erklärte diese Verhältnisse auf Grund der Elektronentheorie. Diese Tatsache der Passivierung des Eisens findet eine praktische Verwendung. Nach Mitteilungen von Prof. Chas. F. Burgess auf der 4. Hauptversammlung der American Electrochemical Society läßt sich obige Erfahrung dazu verwerten, um Messing, Silber, Blei, Zinn, überhaupt alle Metalle, die elektronegativer sind als Eisen, von einer Eisen- oder Stahloberfläche zu entfernen. Das Verfahren wird bereits in mehreren Fahrradfabriken ausgeführt. Nur für Nickel ist das Verfahren nicht anwendbar. Dr. Sackur (Berlin) berichtete über Untersuchungen, die er im Auftrage von Geheimrat Paul, dem Direktor des Reichsgesundheitsamtes, bei Zinn-Bleilegierungen ausgeführt hat. Dr. Goldschmidt (Essen) sprach über den Ruthenburg-Prozeß. Es ist dies ein neues elektrisches Verfahren zur Gewinnung von Eisen, das von dem Erfinder Ruthenburg in Amerika bisher nur in kleineren Versuchsanlagen angewandt wurde. Als Ausgangsmaterial dient ein Eisenerz, das hauptsächlich aus Eisenoxyduloxyd besteht. Das Erz wird zerstampft, durch Anwendung des Magneten konzentriert und von Schlacken befreit. Dieses Erzpulver ist nicht direkt verhüttbar, weil es aus dem Hochofen durch die Gebläseluft herausgetrieben wird; man hat deshalb versucht, das Pulver zu brikettieren, indem man es mit Wasser anrührte und die Briketts auf 1500 bis 1600 Grad erhitzte. Ruthenburg benutzt dagegen ein anderes Verfahren. Zwei in entgegengesetztem Sinne sich langsam drehende Walzen befinden sich in geringem Abstand von einander. Zwischen beiden in der Mitte fällt von oben das Erzpulver, bildet zwischen den Walzen eine Verbindung und wird durch den elektrischen Strom geschmolzen; es fällt dann in die darunter befindliche Grube. Die Reduktion des geschmolzenen Eisenerzes erfolgt durch reduzierende Gase, die man dem herunterfallenden Eisen entgegenführt. Die Reduktion ist vollkommen; für eine Tonne Erz werden 250 K. W.-Stunden verwendet. Beigemischter Schwefel wird im Laufe der Operationsvorgänge entfernt, dagegen nicht der Phosphor. Es sprachen noch Prof. Dr. Tansmann (Göttingen) über Glasbildung und Entglasung und Prof. Matthesius (Charlottenburg) über die Entstehung der Schlacken in hüttenmännischen Prozessen, die Konstitution der Schlacken und ihre industrielle Verwertung.

Am zweiten Sitzungstage sprach Geh. Hofrat Prof. Dr. Ostwald (Leipzig) über neuere Anwendungen der Phasenlehre, Prof. Elbs (Gießen) behandelte die stereochemische Hinderung bei elektrochemischen Reaktionen, Prof. Bredig (Heidelberg) behandelte die Chanionenkatalyse und Privatdozent Dr. Base (Göttingen) berichtete über die Chemie der Kathodenstrahlen. Dr. Trautz (Freiburg) beendete die Vortragsreihe des Morgens mit einer Besprechung neuer Luminiszenz-Erscheinungen. Seit langer Zeit ist es bekannt, daß bei einer großen Anzahl chemischer und physikalischer Prozesse Lichterscheinungen auftreten. Phosphor leuchtet im Dunkeln; das Element hat bekanntlich von dieser Erscheinung seinen Namen; kristallisiert arsenige Säure und Salzsäure, so treten Leuchterscheinungen auf u. a. Bei vielen Fäulnisprozessen findet eine Lichtentwicklung statt. Wenn auch so viele Fälle von Luminiszenz-Erscheinungen früher bekannt waren, so wußte man doch nicht, daß diese Erscheinungen eine derartige Ausdehnung besitzen, wie dies Herr Trautz nachwies, der bei einer sehr großen Anzahl von Reaktionen diese Erscheinung beobachtet habe. Welche eigentümliche Schönheit unter Umständen ein solches Phänomen zeigen kann, bewiesen die Versuche am Schlusse des Vortrages.

Die Nachmittagssitzung war der Anwendung der physikalischen Chemie auf die Medizin gewidmet. Die beiden ersten Vorträge behandelten die Verwertung der Gesetze über die Gefrierpunktserniedrigung von Lösungen in der Medizin. Privatdozent Dr. med. Schröder (Bonn) sprach über die Ergebnisse der Kryoskopie für die Medizin, Professor Dr. Dreser (Elberfeld) über Gefrierpunkts- und Leitfähigkeitsbestimmung des Harns in einigen pharmakologischen Ergebnissen. Sodann ergriff Professor Arrhenius (Stockholm) das Wort zu einem Vortrage über die chemische Massenwirkung bei den Toxinen. Toxine und Antitoxine verhalten sich zueinander sehr ähnlich wie Säure und Base, sie sättigen sich gegenseitig ab; die sich hier abspielenden Erscheinungen werden nach Arrhenius vom chemischen Massenwirkungsgesetz beherrscht und es handelt sich demgemäß hierbei nach Arrhenius um einen rein chemischen Vorgang. An der Besprechung, die sehr lebhaft einsetzte, beteiligten sich van t'Hoff, Biltz, Ostwald, Nernst und Professor Ehrlich (Frankfurt), sowie Professor Zangger (Zürich). Gegenüber der rein chemischen Auffassung von Arrhenius fand die Auffassung, daß man es hier mit den physikalischen Erscheinungen von Absorption und Agglutination zu tun habe, in Biltz (Göttingen) einen Vertreter, während Ehrlich darauf hinwies, daß die Untersuchung des Verhaltens von Diphtherietoxins gegenüber dem zugehörigen Antitoxin keine genügend genauen Daten zur Ableitung mathematischer Formeln geben könne, da diese Körper viel zu wenig definiert seien und nicht den Anspruch erheben könnten, als einheitliche Substanz zu gelten. Im Anschlusse an den Vortrag von Arrhenius sprach Prof. Dr. W. Nernst (Göttingen) über die Theorie der elektrischen Reizung.

Digitized by Google

Kongreß der internationalen Vereinigung der Akademien in London.

HO. Aus London wird uns geschrieben: In der Royal Society (Burlington House, Piccadilly) wird während der letzten Woche dieses Monats der Kongreß der internationalen Vereinigung der Akademien der Wissenschaften in Europa und Amerika stattfinden. Der Kongreß beginnt seine Sitzungen am Dienstag, den 24. Mai, und beendet sie am Montag, den 30. Mai. Zur Teilnahme an dem diesjährigen Kongresse, der nach dem Beschluß des zuletzt in der Zeit vom 16. bis 20. April 1901 abgehaltenen Pariser Kongresses für dieses Jahr nach London einberufen wurde, sind von auswärtigen Teilnehmern folgende Gelehrte angekündigt: Von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin die Professoren Diels, Waldeyer, v. Bezold und Pischel; aus Leipzig: Professor Flechsig und Credner; aus Göttingen: Professor F. Ehlers, Leo, Kielhorn, Riecke; aus München: Professor Lindemann und Krumbacher; aus Wien: Professor v. Lang, Sigmund Exner, Mojsisovics, Obersteiner, Theodor Gomperz, Karabacek und Leop. von Schröder; aus Budapest: Professor Karoly Than, Ignatius Goldziher; aus Paris: Perrot, Senart, Comte de Lasteyrie, Omont, Collignon, Croiset, Lair, Mascart, Darboux, Poincaré, Moissan, Lapparent und Giard, mehrere Mitglieder der Académie des sciences morales et politiques. Auch aus Rom, St. Petersburg, Kopenhagen, Amsterdam, Madrid, Washington sind Delegierte zu diesem Kongreß angemeldet. Die internationale Vereinigung der Akademien, die während der kurzen Dauer ihres Bestehens sich als den Zwecken internationaler wissenschaftlicher Berührung ungemein förderlich erwies, da sie die Möglichkeit bietet, gewisse nur auf internationalem Wege zu bewältigende wissenschaftliche Forschungen rasch und praktisch in Gang zu setzen, hat für die Londoner Zusammenkunft ein sehr reichhaltiges Programm festgesetzt. Es werden eingehende Berichte über den Stand der Arbeiten in Dingen des internationalen Katalogs der wissenschaftlichen Literatur erstattet und die Mitwirkung verschiedener Fachkörperschaften erbeten werden. Die beiden Pariser Akademien im Vereine der Berliner Akademie werden über die vorbereitete Ausgabe der Werke Leibniz' uns berichten und die Akademien von Wien, Leipzig, Göttingen und München werden durch ihre Delegierten der Versammlung den Plan einer kritischen Ausgabe des indischen Heldengedichtes „Mahabharata" vorlegen. Ein Referat über das internationale Verleihen von wissenschaftlichen Manuskripten wird von den Berliner Delegierten vorgebracht werden. Einen breiten Raum dürften in den Beratungen die Vorschläge zur Regulierung geologischer und seismologischer Beobachtungen einnehmen, wie überhaupt jene Forschungen, bei denen es auf internationale Kooperation ankommt, wenn ihr Nutzwert voll gezogen werden soll. Prof. Obersteiner aus Wien wird einen Vortrag über die Anatomie des Gehirns halten, an den sich eine eingehende Debatte schließen wird. Bemerkenswert ist, daß als Ergebnis dieses Teiles des Programms die im Kongreß vertretenen Akademien ihren Regierungen namens der Vereinigung den Vorschlag unterbreiten werden, eigene Institute oder Departements zum Studium des menschlichen Zentralnervensystems dort zu errichten, wo solche in der gedachten Art noch nicht vorhanden sind. — Die Mitglieder des Kongresses werden sowohl vom König als auch von der Stadt London festlich begrüßt werden. Die Universität London veranstaltet zu Ehren der wissenschaftlichen Gäste ein Bankett. Die Universitäten von Cambridge und Oxford haben den Kongreß gleichfalls zum Besuche eingeladen, der wahrscheinlich am 28. erfolgen dürfte. Das Festbankett im Mansion House wird am 30. Mai stattfinden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Der deutsche Gymnasialverein, dessen erster Vorsitzender zur Zeit Geheimrat Prof. Oskar Jäger in Bonn ist, wird seine Generalversammlung dieses Jahr in Marburg am Pfingstdienstag abhalten. Wie dem eben versandten Programm zu entnehmen ist, gedenkt der Professor der Archäologie an der Marburger Universität Ludwig v. Sybel, der jüngst seine Teilnahme an den die humanistischen Schulen betreffenden Fragen durch die vortreffliche Broschüre „Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache" bezeugt hat, einen Vortrag „über Pflege des Kunstsinns im Gymnasialunterricht" zu halten und wird dann der Direktor des Marburger Gymnasiums Fr. Aley eine Anzahl von Thesen begründen, die sich auf die Stellung beziehen, welche heutzutage Cicero im humanistischen Unterricht einzunehmen hat. An dritter Stelle sind Mitteilungen des Prof. G. Uhlig von Heidelberg über den Stand der vom Verein vertretenen Sache im In- und Auslande in Aussicht genommen, sowie die Diskussion einiger von demselben aufgestellten Thesen über die Verwertung der griechischen Kenntnisse der Gymnasiasten in dem Religions-, dem deutschen und dem sonstigen fremdsprachlichen Unterricht.

*

Hochschulnachrichten.

* Straßburg. Wie die Straßburger Post mitteilt, ist am 17. Mai Professor Dr. E. Grucker, der lange Jahre Professeur à la faculté des lettres in Nancy war, 76 Jahre alt, in Straßburg, seiner Geburtsstadt, gestorben.

* Jena. Prof. Wendt wird auf Einladung der British and Foreign Unitarian Association am 24. Mai d. J. bei der Jahresversammlung dieser Association einen Vortrag halten. Am 27. Mai wird er dann in Oxford im Manchester College eine Vorlesung halten. — Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität erneuerte dem Hofprediger Dr. J. G. Hansen in Coburg zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum das Diplom.

* Halle. Der Mathematiker Professor Dr. phil. Georg Cantor feiert am heutigen Tage das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität.

* Leipzig. Die ordentlichen Professoren der hiesigen philosophischen Fakultät Nationalökonom Dr. Wilhelm Stieda und Germanist Dr. Albert Köster sind von der Königlichen Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu ordentlichen Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse gewählt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erschien von (7320)c

Dr. Peter Goessler:

LEUKAS-ITHAKA, DIE HEIMAT DES ODYSSEUS

Mit 12 Landschaftsbildern in Lichtdruck und 2 Karten

Vornehme Ausstattung. Gr. 8° geheftet mit Umschlag in Reliefdruck. Preis M. 4.—

Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Bei H. Kerler Verlagsconto, Ulm a. D., ist neu erschienen:

Nietzsche und die Religion

von (7822).

Pfarrer Dr. Rittelmeyer.

Vier unter höchstem Beifall in Nürnberg wiederholt gehaltene Vorträge. Frei, vornehm, verständnisvoll. Nietzsche ist für die Religion fruchtbar gemacht. 100 Seiten. Preis 1 M. 80 Pf.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 24. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

An Paul Heyse. (Eine Erinnerung an den 25. Mai 1854.) Von Max Haushofer.

Poetik. Von Chr. D. Pflaum.

Die Farbe der Seen. Von Dr. A. Becker (Kiel).

II. Bücher und Zeitschriften.

Heinrich Morf: Aus Dichtung und Sprache der Romanen.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Kongreßberichte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

An Paul Heyse.

(Zur Erinnerung an den 25. Mai 1854.)

Mein hochverehrter Freund! Mit tiefem Sinnen
Magst Du wohl heut' an Deinem Fenster steh'n,
Und magst, wie Zeit und Wolken eilends rinnen,
Erwägen, und wie rasch Geschichten geh'n!
Denn fünfzig Jahre flogen heut' von hinnen,
Seit München Du zum erstenmal geseh'n!
Nun hat Dich diese Stadt ein halb Jahrhundert
Hindurch gekannt, gelesen und bewundert.

Und Alles, was von jungem Geistesleben
Seit jener Zeit erwuchs um Isarstrand:
Du sah'st es wachsen, sah'st es blüh'n und streben,
Wie es dem rauhen Boden sich entwand!
O, Da bist reich! Dir war es ja gegeben,
Mit großen Zeitgenossen Hand in Hand
Im Aufschwung starker schönheitsfroher Zeiten
Dir Deines Lebens Lorbeer zu erstreiten!

Als König Max in jenen stolzen Jahren
Für Geisteshelden hier den Kampfplatz schuf,
Kam's wie ein Frühlingssturm dahergefahren;
Gedankenfreiheit ward zum Losungsruf;
Die Dichtung zog, mit Lichtglanz in den Haaren,
Auf einem Flügelpferd mit guldnem Huf
In Münchens Gassen; and in diesen alten
Satz man ein reiches Schaffen sich entfalten!

Lang, lang ist's her! Die Zeit ist hingegangen;
Verstummt ist Geibels wohllautreicher Sang;
Und Sybels scharfe Worte, sie verklangen.
Ein unerbittliches Geschick verschlang
Die Welt von damals; neue Geister schwangen
Sich aus des Lebens stetem Werdedrang.
Wer zählt sie wohl in sinnenden Gedanken,
Die Teuren, die nun zu den Schatten sanken?

Nun blüh'n, wie damals, wieder die Syringen;
Die Isar rauscht ihr uralt Frühlingslied;
Die Taten nur kann Niemand wiederbringen.
Was tut es auch? Stets neues Leben zieht
Im Weltleib ein und aus; die Jahre schwingen
Sich fort, ob wenig oder viel geschieht.
Doch wer, wie Du, die seinigen mit Leben
Und Werken füllt, dem ist ein Trost gegeben!

Du weißt, wie man den Erdenlauf überdauert;
Die schwunkt auch über Gräbern holdes Licht;
Du weißt, wie man erinnerungdurchschauert
Mit abgeschied'nen lieben Geistern spricht.
Und die Vergessenheit, die gähnend lauert:
An Dich und Deine Werke rührt sie nicht!
So sei von Menschen- und von Geisterscharen
Gegrüßt nach fünfzig Münchner Dichterjahren!

Max Haushofer.

Poetik.

Der schlechte Ruf, in dem die Aesthetik steht, wird von dem schlechten Ruf der Poetik im besonderen womöglich übertroffen. Die Dichter mögen nichts von ihr wissen, weil sie sich — wie sie zu sagen pflegen — nicht wollen schulmeistern lassen. Der Laie verachtet sie, weil sie doch nichts anderes vollbringe, als den Genuß verkümmern, indem sie mit ihren Kategorien den angeblich sofort und unmittelbar sich einstellenden vollkommenen Kontakt zwischen seiner und des Dichters Psyche stetig unterbricht. Der Philologe und der Literarhistoriker sehen in ihr ein heimatloses Gewächs, das bald hier, bald dort innerhalb des eigenen Gartens auftritt und die vermeintliche Vollkommenheit der Anlagen aufdringlich stört.

Sie alle haben mit ihren Beschwerden nicht ganz unrecht. Kann man auch Begriff und Aufgabe der Poetik so formulieren, daß an ihrem Existenzrecht und dem positiven Werte ihrer Leistungen a priori von keiner Seite gegründete Zweifel sich erheben lassen, so haben doch die bisherigen Ausführungen einer Poetik umsomehr zu berechtigten Einwänden gegen sie Anlaß gegeben. Ernst Elster hat das Verdienst, durch seine „Prinzipien der Literaturwissenschaft“ die Anregung zu Versuchen einer Erneuerung der Poetik als einer eigenen, sich nach Inhalt und Methode in die moderne Systematik der Wissenschaften adäquat einfügenden Disziplin gegeben zu haben. Neuerdings unternimmt nun Hubert Roetteken in einem dreibändigen Werke, von dem bisher der erste Band erschienen ist, teils in Konkurrenz mit Elster, teils in Ausführung der von Elster direkt und indirekt gegebenen Anregungen die

Schöpfung einer vollkommenen Poetik.[1]) Ueberdies deckt sich sein Thema in erheblichem Umfange mit demjenigen Th. A. Meyers, der in seinen „Stilgesetzen der Poesie" höchst wertvolle Ausführungen bietet.

Roetteken rechnet die Poetik zu den Prinzipienwissenschaften der Literaturgeschichte. Welche Prinzipienwissenschaften der Poetik nebengeordnet sind, sagt er nirgends exakt, er begnügt sich vielmehr damit, den Literarhistoriker noch auf die Methodologie der Geschichte, auf die Philologie und mit ganz besonderem Nachdruck auf die Psychologie hinzuweisen.

Während die Literaturgeschichte, sagt Roetteken, die einzelnen vorhandenen Dichtungen in ihrer Eigenart und in ihren Entstehungsbedingungen zu erforschen hat, ist es die Aufgabe der Poetik, die Momente herauszustellen, welche diese Eigenart ausmachen und bedingen. Merkwürdig ist an dieser Determination die Art der Abgrenzung von Literaturgeschichte und Poetik. Beide Disziplinen sollen dieselben Objekte, die „Dichtungen", bearbeiten; beide sind — Roetteken sagt nichts Genaueres hierüber — also, um überhaupt einen Anhalt zu haben, welches Etwas eine Dichtung ist, genötigt, sich lediglich auf die communis opinio, auf den populären Sprachgebrauch zu stützen, was bekanntlich zu großen, zum Teil unlösbaren Schwierigkeiten gegenüber Grenzerscheinungen führt. Nun soll die Literaturgeschichte nach Roetteken die einzelnen vorhandenen Dichtungen „in ihrem historischen Zusammenhang zunächst mit dem Dichter, dann mit der ganzen Zeit" erfassen, die Poetik hingegen alle Dichtungen zusammennehmen und das allen Gemeinsame feststellen, auch die Dichtungen nach ihren Merkmalen in bestimmte Gruppen teilen. Eine Untersuchung der Dichtungen in ihrem Zusammenhange mit dem Dichter kann, wenn sie einigermaßen wissenschaftlichen Charakter hat, nicht umhin, sowohl die Dichtung zu analysieren und ihre Merkmale in Rücksicht auf die nicht dichterischen Lebensäußerungen des Dichters zu bestimmen als auch das individuelle psychophysische Geschehen in seinen Bedingungen, seinen Bestandteilen und deren Beziehungen derart zu beleuchten, daß die Entstehung gerade einer Dichtung und gerade dieser bestimmten Dichtung allgemein verständlich wird; eine Untersuchung der Dichtungen in ihrem „Zusammenhange mit der ganzen Zeit" kann aber, wenn wir von dem Einflusse der fertigen Dichtung auf die Literaturbewegung und das zeitgenössische und spätere Publikum als von für das Verständnis der Dichtung selbst sekundären Momenten absehen, auch nur dazu führen, den Einfluß „der Zeit" auf den Dichter, d. h. wiederum eben dessen Bewußtseinsinhalte zu erkennen. Die Literaturgeschichte ist keineswegs nur auf das Individuelle beschränkt, sie befaßt sich vielmehr, insoweit sie etwas erklären will, notwendig mit dem Allgemeinen sowohl in Betreff der Eigentümlichkeiten der Dichtung wie in Betreff ihrer Bedingtheit. Insofern hat sie also mit der Poetik, wie sie Roetteken begreift, nicht bloß das Objekt, sondern auch das Untersuchungsziel in großem Umfange gemeinsam; da überdies die Poetik sich gleichfalls durchaus auf die tatsächlichen und sogenannten Dichtungen gründen soll, haben beide Disziplinen auch die Untersuchungsmethode gemeinsam, denn man kann das allen Dichtungen Gemeinsame nicht anders als durch die umständlichste Erforschung der einzelnen Dichtungen erkunden. Daß Literaturgeschichte und Poetik nicht ganz zusammenfallen, bewirkt ausschließlich der Umstand, daß von einem bestimmten Punkte der Forschung ab jene die genetische und auf die singuläre Erscheinung gerichtete, diese hingegen die ontologische und auf das abstrakt Typische gerichtete Betrachtungsweise bevorzugt. Es würden sich demnach Poetik und Literaturgeschichte ähnlich zueinander verhalten wie Soziologie und politische Geschichte, wie Mechanik und Physik, wie Physiologie und Entwicklungswissenschaft.

Roetteken bestreitet mit Recht der Dichtung jede außerpsychische Existenz. Alle Dichtungen leben entweder in der Seele des Schaffenden oder in der des Genießenden. Eine Dichtung ist tot, solange sie keiner genießt; eine Dichtung in einer verschollenen Sprache, die niemand mehr versteht und verstehen wird, ist nichts als nur ein Haufen mit Schriftzügen bedeckter Blätter.

Demgemäß gründet sich die Poetik durchweg auf die psychologische Analyse. Das seelische Geschehen ist für sie nicht bloß wichtig insofern, als die Dichtung wie jedes Ereignis, jedes Objekt ein solches nur ist unter Voraussetzung eines empfindungsfähigen Subjekts, sondern überdies in engerem Sinne. Es hat z. B. die Beobachtung der Versmaße nach der formalen Seite für die Poetik Interesse, aber darüber hinaus ist es von Wichtigkeit für sie festzustellen, ob eine gewisse Stellung der Zäsur angenehm oder angenehmer ist als eine andere, für welche Stoffe oder Stimmungen sich die Form des Hexameters oder Pentameters besonders eignet, kurz welche Rolle die Verse als Bestandteile eines komplizierten seelischen Geschehens spielen. Die psychologische Analyse ist unabhängig von ästhetischen Begriffen metaphysischer Natur. Wie jede psychologische Interpretation auch des elementarsten Geschehens auf der Annahme einer Analogie mit dem Erleben des Interpretierenden gegründet ist und um so zuverlässiger sein wird, je mehr dieser zu genauer Selbstbeobachtung befähigt ist, so wird die Poetik, welche es mit verwickelten seelischen Vorgängen zu tun hat, erst recht ihre psychologischen Untersuchungen mit dem Erleben des eine Dichtung Genießenden beginnen müssen. Raetteken begründet sein dem entsprechendes Vorgehen wie folgt: „Was in mir vorgeht, wenn ich eine Dichtung lese, das kenne ich aus eigener Erfahrung, und jederzeit, wenn meine Untersuchung eine Wiederholung jener Vorgänge wünschenswert macht, kann ich sie veranlassen. Die Vorgänge im Dichter dagegen sind mir und allen denen, die nicht selbst Dichter sind, nicht unmittelbar gegeben, sondern ich kann sie mir nur nach den Selbsterzeugnissen der Dichter, durch Rückschlüsse aus den fertigen Werken, mit Zuhilfenahme allgemeiner psychologischer Gesetze konstruieren. Was ich in dieser Weise erst gewinne, kann als Ausgangspunkt der Untersuchung unmöglich den Vorrang vor dem direkt Gegebenen beanspruchen, und ich gehe demnach von der Analyse des Genusses aus und untersuche erst, wenn ich hier die allgemeinsten Bestimmungen getroffen habe, auch das Schaffen des Dichters in seinen Grundzügen: es wird sich zeigen, daß mir für diesen Zweck die dann schon gewonnene genauere Kenntnis von den beim Genuß sich abspielenden Vorgängen von Nutzen sein wird." Aus verwandten Erwägungen kommt Roetteken auch dazu, nicht von den Dichtungen der auf primitiveren Bildungsstufen stehenden Völker auszugehen und alsdann erst die Poesie unserer Zeit und Kulturhöhe zu prüfen, sondern den umgekehrten Weg einzuschlagen, die Deutung des eigenen unmittelbaren Kunstgenusses an die Spitze zu stellen.

Alle Poesie ist zuvörderst Sprache. Um aus der Menge der sprachlichen Lebensäußerungen die Dichtungen aussondern zu können, glaubt Roetteken unterscheiden zu müssen zwischen Dichtungen als Rede des Dichters selbst und Dichtungen als Rede eines anderen, die nur der Dichter vorlegt. Eine Rechtfertigung dieser Unterscheidung bietet er ebensowenig wie eine irgend zureichende Darlegung ihrer Tragweite für das Verständnis der Dichtung als einer besonderen Existenzform der Sprache. Er befaßt sich vielmehr mit der Beziehung zwischen Sprache und „innerem Bild", um zu dem Ergebnis zu gelangen, daß jedes sprachliche Werk für ein Subjekt eine Dichtung sein kann, sobald und solange es sich ihm gegenüber in dem eigentümlichen „wohlbekannten" Zustande der ästhetischen

---

[1]) Poetik von Hubert Roetteken: München 1902. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Erster Teil (XIII und 315 Seiten): Vorbemerkungen, Allgemeine Analyse der psychischen Vorgänge beim Genusse einer Dichtung. — Während der vorliegende erste Band das Fundament zu legen bestimmt ist, sollen die beiden folgenden Bände gemäß der Ankündigung des Verfassers als die spezielle Ausführung Erörterungen über die innere Wahrheit, über Stellung und Umfang des assoziativen Faktors, über das dichterische Schaffen und die Dichtungsarten, die Darstellungsmittel, die Arten der Wirkung, den Stil, den Ursprung der Poesie und die Begriffe Volkspoesie und Kunstpoesie enthalten.

Digitized by Google

Anschauung befindet. Roetteken macht bei dieser Gelegenheit das in Rücksicht auf meine obigen Ausführungen über die Notwendigkeit der Determination des Begriffs „Dichtung“ interessante Geständnis, daß es kein objektives Merkmal gebe, das, in jeder Dichtung auftretend, immer ermöglichte, dieselbe mit Sicherheit als Dichtung zu erkennen.

Den sehr eingehenden, vornehmlich elementar-psychologische Probleme behandelnden Ausführungen Roettekens über Beziehungen zwischen Sprache und Vorstellung, über die Natur und das Werden der ästhetischen Anschauung, über die Vereinigung psychischer Elemente zu Einheiten, über das Gefühl, die einzelnen Gefühlsanlässe und die Bedingungen und Gesetze der Gefühlswirkung weiter zu folgen, ist hier kaum der Ort. Sein Unternehmen, das Fundament der Poetik vornehmlich vermöge gründlichster und exakter Psychologie zu legen, verdient rühmende Anerkennung, selbst wenn gegen die Thesen Einwände sich erheben lassen, Einwände überdies häufig, deren Bedingtheit von dem prinzipiellen Standpunkte des Beurteilers nicht verschleiert werden soll. Die Spezialerörterungen zur Gefühlslehre im besonderen lehnen sich hauptsächlich an Ausführungen von Fechner und Th. Lipps an, sind kritischer und dogmatischer Natur und dürfen teilweise als wertvolle Bereicherungen auch der rein psychologischen Literatur gelten.

Das letzte Kapitel des vorliegenden Bandes führt den nicht ganz eindeutigen Titel „Der Wert der Poesie“. Es handelt vom ästhetischen und vom außerästhetischen Wert, welche beide einer Dichtung zukommen können. Ein Wert ist nach Roetteken das, was in uns unmittelbar oder durch Vermittlungen ein Lustgefühl hervorruft oder ein Unlustgefühl beseitigt. Analog ist der ästhetische Wert der Ueberschuß sämtlicher Lustgefühle, die wir im Zustande der ästhetischen Anschauung erleben, über die in diesem Zustande erlebten Unlustgefühle; außerästhetische Werte sind erstens die Wirkung, die eine Dichtung etwa im Sinne einer Befreiung von Unlustgefühlen auf uns auszuüben vermag, ferner „eine Reihe anderer erfreulicher oder nützlicher Wirkungen, die nicht während des Zustandes der ästhetischen Anschauung sich geltend machen“. Die nun schon ansehnliche Literatur zum Wert- und Wertungsproblem scheint Roetteken völlig fremd geblieben zu sein; jedenfalls fehlt nicht bloß jeder Bezug auf sie, sondern die Erörterung umgeht auch die mancherlei Klippen und Tiefen, die dieses Problem heute charakterisieren und die zweifellos nicht umgangen werden dürfen, wenn wirklich das Fundament einer wissenschaftlichen Aesthetik, beziehungsweise Poetik gelegt bleiben soll.

Im Gegensatz zu bei einigen Autoren anzutreffenden Meinungen betont Roetteken mit Recht die Notwendigkeit, als Grundlage der Analyse unserer Wertung den lebendigen Genuß der Dichtung zu nehmen und alle unter dem dominierenden Einfluß ästhetischer Theorien zustande kommenden ästhetischen Perzeptionen abzulehnen. Der lebendige Genuß ist möglichst durch nach Pausen geschehende Wiederholungen so zu vertiefen, daß anzunehmen ist, es seien nun alle für meine Individualität in Betracht kommenden Gefühlsanlässe wirksam geworden. Dabei sind natürlich alle nur augenblicklichen assoziativen Faktoren, insbesondere Kontrastwirkungen sorgfältig abzusondern. — Das ist im wesentlichen alles, was Roetteken über den ästhetischen Wert als psychologisches Phänomen zu sagen hat; die Unzulänglichkeit dieser Darlegungen, die von sachlich untergeordneten Ausführungen umrahmt werden, läßt sich nur bis zu einer gewissen Grenze damit entschuldigen, daß auch alle voraufgehenden Aeußerungen über elementare Vorstellungs- und Gefühlsprozesse in den Bereich des Wertproblems einbezogen gelten können.

Als außergewöhnliche Werte, die eine Dichtung besitzen kann, nennt Roetteken mehrere, die der Zugehörigkeit meiner Person zu einer Familie, zu Berufs- und Zeitgenossen, zu einem Volke u. s. w. entsprechen. Die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen äußert sich insofern, als ich erstens mit allen Mitgliedern der Gruppe vermöge der gemeinsamen Interessen gewisse, meist stark gefühlsbetonte Vorstellungen gemeinsam und geläufig habe und zweitens auch Grundzüge der ganzen Charakteranlage schon mit ihnen gemein habe. Viel Material und viel haltbare Theorie ist auch hier nicht zu finden, obwohl hier der Forschung noch sehr viel zu tun übrig geblieben ist und es an Anregung, in die Tiefe zu gehen, gewiß nicht fehlt. Ein Weg, der hier für die Forschung zu gehen ist, ist auch Roetteken offenbar geworden, trotzdem er unterlassen hat, auf ihn acht zu geben und ihn zu verfolgen (vielleicht bringt aber der nächste Band doch noch etwas hierüber!); er ist angedeutet in diesen seinen Worten: „. . . bemerken, daß mir die innere Aehnlichkeit der Menschen in einer bestimmten Zeit keine umfassende zu sein scheint. Auch abgesehen von dem immer wieder sich erneuernden Unterschied zwischen den Alten und den Jungen kommen unter den Gleichaltrigen stets Individuen der verschiedensten Art nebeneinander vor, von denen nur jederzeit die Individuen einer bestimmten Art als herrschende Gruppe im Vordergrunde stehen und den Ton der Literatur bestimmen. Neben den überhaupt in ihrer Eigentümlichkeit scharf ausgeprägten Individuen stehen dann jederzeit andere, leicht beeinflußbare, die ohne innere Nötigung in den gerade herrschenden Ton mit einstimmen.“ Leider haben sich, in jüngster Zeit erneut durch die Wirksamkeit Wundts, Begriffe von Volksseelen, von Völkerpsychologie u. s. w. allenthalben und nicht zum wenigsten in der psychologischen Fachliteratur festgesetzt, welche die Binsenwahrheit von der Mannigfaltigkeit der Individuen und der Singularität und ausschließlich individuellen Bedingtheit alles Seelischen überwuchern, so daß es Roetteken nicht sehr zu verübeln ist, wenn auch er, anstatt auf dem geraden Wege zu bleiben, in einige Sackgassen abbiegt. Die Singularität und individuelle Bedingtheit psychischer Tatsachen ist natürlich kein Hindernis, daß es gleichartige, ähnliche psychische Tatsachen gibt und daß in Rücksicht auf die Gleichartigkeit und die besondere Verwandtschaft gewisser dieser Tatsachen Individuen zu Gruppen vereinigt und diese Gruppen ihrerseits Gegenstand der Forschung werden.

So ist auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn sich Roetteken u. a. eine Gruppe konstruiert, „die alle Menschen von hoher allseitiger ästhetischer Empfänglichkeit umfaßt“, um sie als Substrat normativ allgemeingültiger, absoluter Wertungen zur Verfügung zu haben, — den Einwand nicht gerechnet, daß diese Gruppe ein intellektueller Luxus ist. Er sagt hier: „Will der Kritiker den absoluten Wert einer Dichtung feststellen, so muß er zunächst den Mut haben, sich selbst zu der Idealgruppe zu zählen; denn ebenso wie der persönliche Wert nur aus einem vollen Erlebnis heraus festgestellt werden kann, so ist das auch . . . bei dem absoluten Werte nur in dieser Weise möglich. Der Kritiker muß dabei denselben Weg einschlagen, den er auch einschlagen muß, um aus dem momentanen persönlichen Wert einer Dichtung den dauernden persönlichen Wert herauszuanalysieren. Wie er hier alles weglassen muß, wovon ihm klar ist, daß es nur momentane Bedeutung für ihn hat, so muß er dort aus seinem Werterlebnis alles ausscheiden, wovon er sieht, daß es nur Wert hat für ihn persönlich oder für ihn, insofern er in einer anderen als der Idealgruppe steht. Daß auch hier Irrtümer sehr leicht begegnen können, liegt auf der Hand; mehrfache Wiederholung der Untersuchung zu verschiedenen Zeiten und Vergleichung der Resultate mit denen anderer Kritiker kann solche Irrtümer allmählich erkennen lehren.“ Unter den von dem Einzelnen als wirkungsvoll erlebten Eigenschaften einer Dichtung sind nach Roetteken von Bedeutung für den absoluten Wert: die von der Dichtung ausgehende Wirkung vermöge der Wahrnehmbarkeit einer Gesetzmäßigkeit, einer Einheit im Mannigfaltigen ihrer Bestandteile, vermöge des Eindrucks der Klarheit, Plastik, Anschaulichkeit; die ökonomische Verwendung der Mittel, richtige Steigerung „u. s. w.“; schließlich das Vorhandensein einer Menge und Stärke inhaltlicher Gefühlsanlässe, welche die Möglichkeit einer inhaltlichen Lustwirkung schaffen, ohne uns aus der ästhetischen Anschauung herauszubringen. Im großen und ganzen wird man diese Determination des absoluten Wertes einer Dichtung gelten lassen können. Aber im

Hinblick auf sie darf man billig fragen, ob nicht alles Machwerk, das die genannten Merkmale nicht besitzt, den Anspruch auf den Namen „Dichtung" verlieren aber den Namen höchstens in demselben Sinne führen sollte wie negative Größen die Bezeichnung „Größen", und ob es nicht richtiger wäre, anstatt von „absoluten Werten" mit geringfügiger Lebenswirksamkeit zu sprechen, den Begriff der „Dichtung" von Anfang an mit den Merkmalen der wertfähigen Dichtungen auszustatten und ihn nicht der communis opinio preiszugeben.

Die Besprechung des außerästhetischen Wertes eröffnet Roetteken mit einer Kritik der aristotelischen Katharsis, die sich natürlich auf die Feststellung von Jakob Bernays stützt, im übrigen sich an die bezüglichen Erörterungen von Alfr. v. Berger anlehnt. Roetteken behauptet in Betreff der von Aristoteles für die Tragödie gefarderten „Entladung der Affekte": „Jener Affekthunger spielt im Zustande der ästhetischen Anschauung eine Rolle, aber die Lust, die sich aus seiner Befriedigung ergibt, ist als ästhetische Lust anzuerkennen; eine Befreiung von dem Affekthunger wird durch die Tragödie nicht erfolgen"; „die Tragödie und überhaupt die Poesie gibt ihm nur Gelegenheit, in unschädlicher Weise sich immer und immer wieder zu befriedigen, während er sonst vielleicht gefährlichere Formen der Befriedigung annehmen würde." Im übrigen teilt Roetteken die Ansicht Volkelts, daß der Katharsis eine sehr untergeordnete Bedeutung zukammt. In dem Abschnitt über die außerästhetischen Werte der Poesie begegnet man sodann allerlei, jedermann nützlichen und erfreulichen, auch für Sprichwörter gut zu verwertenden Aussprüchen, als wie: „Die Poesie ist nicht nur eine Trösterin im Leide, sie kann auch eine Lehrmeisterin der Freude sein;" „Ebenso wie die Schönheit kann uns der Dichter natürlich auch die Häßlichkeit des Lebens zeigen;" „Auch wa die (tatsächlichen) Verhältnisse dem Leser nicht verschlossen sind, kann die dichterische Darstellung sein Bild van ihnen beeinflussen;" „Es kann überhaupt durch Schilderungen des Dichters, gleichviel nun, ob sie einer vorhandenen Wirklichkeit entsprechen oder nicht, ein schlummerndes Begehren geweckt werden, das dann, nachdem wir seiner einmal bewußt geworden sind, die betreffenden Situationen oder wenigstens Surrogate dafür auch im Leben herbeizuführen antreibt;" „Ein Mittel zur Bekämpfung schlechter Bücher ist die Verbreitung guter;" und dergleichen Weisheiten mehr. Roetteken versteigt sich hier bis zu den Angelegenheiten des Einkaufs und Abonnements singulärer und periodischer literarischer Produkte, und macht die Feststellung, daß die Ausübung der behördlichen Theaterzensur häufig zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben habe, was aber nicht hindert, daß „eine gewisse Aufsicht des Staates über die Bühne" ihm „in der Tat nötig zu sein" scheint. Roetteken schließt diesen Abschnitt und zugleich das Buch mit den folgenden Worten, die ich um so lieber hierherietze, als sie mir eine eigene kritische Aeußerung ersparen: „Ich habe diese außerästhetischen Wirkungen der Poesie hier ausführlich mitbehandelt auf die Gefahr hin, mancherlei Trivialitäten sagen zu müssen, weil es mir zu meinem Thema zu gehören schien. Am Schlusse aber möchte ich betonen, daß der Hauptwert der Poesie immer nur der sein kann, den wir im Zustande der ästhetischen Anschauung erleben: der hohe und nachhaltige Genuß, den sie uns verschafft, ohne den unser Leben so sehr viel ärmer an Freuden wäre."

Man darf den folgenden Bänden seiner „Poetik" große Hoffnung entgegenbringen, da Roetteken trotz mancher minderwertiger Einzelausführungen einen trefflichen Arbeitsplan besitzt und zwingende Proben abgelegt hat von der Gründlichkeit und Umsicht seiner Forscherarbeit und außerordentlicher kritischer Begabung.

Chr. D. Pflaum.

Die Farbe der Seen.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren und sogar von Jahrzehnten haben sich die verschiedensten Forscher die Frage nach der Ursache der Farbe der Seen und Meere vorgelegt, und es schienen ihre mannigfaltigen Beobachtungen schon in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein endgültiges Resultat geliefert zu haben, als nämlich zunächst Bunsen feststellte, daß reines, von allen fremden Bestandteilen befreites Wasser eine blaue Eigenfarbe habe, und als Wittstein im Jahre 1860 auf Grund seiner vielfachen chemischen Analysen bayerischer Gewässer den Satz aussprach, daß die verschiedenen Farben nur von gelöster organischer Materie herrührten. Da trat, hervorgerufen durch die Versuche Tyndalls, ein neuer Gesichtspunkt in die Forschung ein, indem man sich fragte, ob nicht die „Wasserfarbe" als Farbe eines trüben Mediums aufgefaßt werden könnte, wodurch schon Leonarda da Vinci, später Newton und Goethe das Blau des Himmels zu erklären versucht haben und was weiterhin durch die Versuche von Tyndall und die mathematische Begründung Lord Rayleighs sichergestellt wurde. Diese Theorie, wonach auch die Wasserfarbe wenigstens teilweise durch Diffusion des Lichts an feinen suspendierten Teilchen bedingt wäre, sie sei die Diffraktionstheorie genannt, wurde zunächst von Sorel (1869) ausgesprochen und neuerdings besonders von Abegg vertreten. Ihr entgegen stehen die Untersuchungsergebnisse einer ganzen Reihe anderer Beobachter, so nmmentlich von Spring, Schwager und Reindl (1903), welche zum Teil ganz auf dem Standpunkt der chemischen Theorie stehen.

Man ersieht aus Varstehendem, daß die scheinbar so einfache Frage noch bis in die neueste Zeit in sehr verschiedener Weise beantwortet wird. Es hat dies vornehmlich darin seinen Grund, daß in den wenigsten Fällen der Beobachtung versucht wurde, durch spektrophotometrische Analyse der in Rede stehenden Farbennüancen die prozentische Zusammensetzung der Wasserforbe aus den einzelnen Spektralgebieten ausreichend quantitativ festzustellen. Wenn auch eine ganze Zahl von Untersuchungen dieser Methade nähertrat und zu Resultaten über die Größe der Absorption des Wassers für einige Hauptfarben führte, so beziehen sich die Angaben doch meist nur auf reines Wasser, während Beobachtungen in der Natur selbst fehlen.

Aus diesem Grunde hat sich Frhr. von und zu Aufseß in München nochmals die Beantwortung der Frage nach der Ursache der Farbe der Seen zur Aufgabe gemacht und in den Jahren 1901 bis 1903 zu lösen gesucht, indem er nicht nur zahlreiche Versuche im Laboratorium mit reinem Wasser anstellte, sondern auch vornehmlich seine Beabachtungen in der Natur selbst an verschiedenen Seen des bayerischen Hochgebirges, des oberbayerischen Varlandes und des Bayerischen Waldes ausführte. Seine Resultate, die er als Inaugural-Dissertation in München varlegte und in den Annalen der Physik 18, S. 678 bis 711, 1904 veräffentlichte, seien im folgenden näher besprochen.

Van besonderem Werte ist die Arbeit dadurch, daß der Verfasser unter weitgehender Berücksichtigung aller den Gegenstand betreffenden Literatur eine endgültige Entscheidung über die Frage zu geben versuchte, indem er, ohne wesentlich neue Gesichtspunkte hereinzubringen, alle einzelnen nach strittig gebliebenen Punkte experimentell prüfte und auf diese Weise Rechenschaft geben konnte über die Art, wie die verschiedenen Momente: Beleuchtung, Temperaturveränderungen, Trübung oder chemische Beimengungen des Wassers von einander abhängen und wie sie die Wasserfarbe zu beeinflussen vermögen.

Zunächst hat der Verfasser die Absorption des völlig reinen, durch Destillation und Zusatz von Zinkchlorid von chemischen Beimengungen und Staubteilen befreiten Wassers in der Weise untersucht, daß er das Licht einer Nernst-Lampe zum Teil eine 5¼ Meter lange Wasserschicht passieren ließ und die Intensität der Strahlen dann mit einem Teil des direkt ausgestrahlten Lichts verglich. Da das zum Vergleich dienende Spektrophotometer die Messung für ein ziemlich ausgedehntes Spektralgebiet gestattete, konnte die Größe der Absorption für jede einzelne Spektralfarbe festgestellt werden. Es ergab sich, daß im Rot starke Absorption vorhanden ist bis herab zum Orange, die mit wachsender Wellenlänge rasch zunimmt. Zwischen den Wellenlängen 620 und 610 $\mu\mu$ tritt

ein charakteristischer Absorptionsstreifen auf. Dann nimmt die Absorption rasch ab und verliert sich gegen das blaue Ende des Spektrums zu fast ganz.

Für die Beobachtungen in der Natur versenkte der Verfasser eine weiße kreisförmige Scheibe von 1 Meter Durchmesser in den betr. See in verschiedene meßbare Tiefen und maß die Absorption der hierdurch abgegrenzten Wasserschicht, indem er von einem Boot aus einen geschwärzten Konus von 1 Meter Länge mit seiner 25 Zentimeter weiten Oeffnung nach unten ins Wasser steckte, der einen Teil des vom Wasser ausgestrahlten Tageslichts auffing und in das Photometer warf, welches die Intensität der Strahlen mit derjenigen des Tageslichtes verglich. Auf diese Weise konnte die Eigenfarbe der Seen unabhängig von den Einflüssen der Umgebung bestimmt werden, weil so jeder Reflex der Oberfläche eliminiert war. Die sich aus einer großen Reihe von solchen Messungen für eine größere Zahl von Seen ergebenden Resultate zeigen, daß bei allen die Absorption in ähnlicher Weise von der Wellenlänge des Lichtes abhängt wie bei reinem Wasser, indem starke Absorption für Rot vorhanden ist, die allmählich abnimmt, um in der Nähe der C-Linie wieder plötzlich zuzunehmen und gegen Grün wieder abzufallen. Wesentliche Verschiedenheiten ergeben sich erst bei der Absorption der blauen Strahlen, indem bei manchen Seen das Blau kaum, bei anderen stärker oder gar vollständig absorbiert wird.

Um nun festzustellen, ob diese Farbenverschiedenheiten von Trübung herrühren könnten, wurde das Wasser einiger Seen wiederholt sowohl in verschiedenen Tiefen als auch verschiedenen Jahreszeiten untersucht, ohne daß eine Veränderung wahrgenommen worden wäre. Auch wurde Wasser des Kochelsees mit einer Lösung von Zinkchlorid behandelt, wodurch die suspendierten Teilchen zu Boden geschlagen werden; die Farbe blieb aber trotzdem unverändert. Wurde umgekehrt den früher untersuchten reinen Wasser eine Trübung künstlich zugesetzt, so konnte nie eine Absorptionskurve erhalten werden, die mit denen eines natürlichen Wassers hätte verglichen werden können, da die Absorption im Rot ab- und im Blau stark zunahm. Der Verfasser schließt daraus, daß die Wasserfarbe keinesfalls als die Farbe eines trüben Mediums aufgefaßt werden kann.

Wenn so eine Trübung die relative Farbenzusammensetzung des Wassers an sich zwar nicht zu ändern vermag, so hängt doch die Durchsichtigkeit eines Gewässers aufs engste zusammen mit der scheinbaren Farbe, in der dasselbe erscheint, indem z. B. ein klarer See mit durchsichtigem Wasser viel dunkler erscheint als ein solcher mit trübem. Der Verfasser zeigt, daß diese Trübung der Seen im Frühjahr, wohl unter dem Einfluß der den See umgebenden Vegetation, zunimmt und dann zur Zeit der Hauptvegegationsperiode ihr Maximum erreicht. Im Herbst beginnt sich das Wasser wieder zu klären, bis es Ende des Winters seine größte Durchsichtigkeit erlangt hat. Diese Tatsache, wonach alle Seen im Winter dunklere Farbe zeigen als im Sommer, gab früher Veranlassung zu der Vermutung, daß die Temperatur auf die Wasserfarbe einen gewissen Einfluß habe. Demgegenüber zeigen die obigen Beobachtungen, daß diese Erscheinung nur auf eine Veränderung der Intensität der Strahlen durch Trübung zurückzuführen ist. Im selben Sinne ergeben direkte Messungen des Verfassers, daß bei allen von ihm untersuchten Seen die herrschenden Temperaturdifferenzen nie wesentlich die Sichttiefe beeinflußten. Dagegen ist verständlich, daß umgekehrt die thermischen Verhältnisse abhängen werden von der Größe der Absorption und der Sichttiefe.

Es bleibt jetzt zur Erklärung der Abweichungen der Wasserfarbe vom Blau des reinen Wassers nur noch die Annahme, daß chemische Beimengungen des Wassers deren Ursache sein müßten. Als solche sind zunächst die am häufigsten und in größten Mengen vorkommenden Substanzen zu vermuten, Kalk in seinen verschiedenen Arten und organische, humöse Stoffe. Als der Verfasser diese Vermutungen auf ihre Richtigkeit prüfte, indem er reines Wasser einmal mit Kalkwasser, das anderemal mit Gartenerde vermischte, ergaben sich in der Tat Farbenzusammensetzungen, wie sie an einigen Seen beobachtet wurden, und zwar verleiht großer Kalkgehalt dem Wasser einen grünen Ton, während größere Mengen von gelösten organischen Bestandteilen die Farbe über Grün nach Gelb führen. Dieses Resultat hat sich bestätigt, als die chemische Zusammensetzung des Wassers einiger untersuchter Seen ins Auge gefaßt wurde. „Es fand sich, daß die blauen Gewässer am wenigsten gelöste Substanzen enthielten, während z. B. der grüne Kochelsee im Liter Wasser 80.4 Milligramm CaO enthält im Gegensatz zu nur 22.78 Milligramm organischer Substanz.

Demnach läßt sich das Resultat der vorliegenden Beobachtungen dahin zusammenfassen, „daß die Farbe eines jeden Sees eine Eigenfarbe ist, die ihre Ursache hat zunächst in der Eigenfarbe des reinen Wassers, welche dann modifiziert wird durch den chemischen Gehalt, der seinerseits wiederum abhängt von den geologischen Verhältnissen der nächsten und weiteren Umgebung."

Auf Grund dieser Resultate schlägt der Verfasser eine neue Einteilung der Seen bezüglich ihrer Farbe vor und zwar nach dem Merkmal, das als wesentliches Charakteristikum sich ergeben hat, nämlich nach der Größe der Absorption, welche das betreffende Wasser auf die blauen Strahlen ausübt. Danach sind zu unterscheiden: 1. Gruppe: Blau wird nicht absorbiert, Farbe blau (z. B. Achensee); 2. Gruppe: Blau wird schwach absorbiert, Farbe grün (z. B. Walchensee); 3. Gruppe: Blau wird stark absorbiert, Farbe gelblich-grün (z. B. Kochelsee); 4. Gruppe: Blau wird völlig absorbiert, Farbe gelb oder braun (z. B. Staffelsee).

Diese Unterschiede können zum Teil schon mit bloßem Auge, ganz sicher aber dadurch wahrgenommen werden, daß man das vom Wasser eines Sees ausgestrahlte Licht mit Hilfe eines Taschenspektroskops betrachtet, das zur Vermeidung von Fehlern durch Oberflächenreflexion mit einem kleinen geschwärzten Rohr etwas unter den Wasserspiegel zu halten ist.

Kiel. Dr. A. Becker.

Bücher und Zeitschriften.

Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen von Heinrich Morf. Straßburg, K. J. Trübner. 1903. XI. 540 S.

In dem reichhaltigen, in seiner Entstehung bis zum Jahre 1883 zurückgreifenden Sammelbande, der nach des Verfassers eigenen Ausspruch hauptsächlich das „geschichtliche" Verständnis für die romanische Welt fördern soll, sind nur das Katalanische, das Portugiesische und das Rumänische nicht vertreten. Das spanische, das rhätische, das neuprovençalische Gebiet sind je mit einer Studie bedacht, dem italienischen sind zwei Aufsätze (Vom Rolandslied zum Orlando Furioso und Die Bibliothek Petrarcas) entnommen. Die übrigen dreizehn Studien umkreisen (mit Ausnahme von Kaiser Karls Pilgerfahrt, Aus der Geschichte des französischen Dramas und Spielmannsgeschichten) [1]) sämtlich die französische Literatur des 17., des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Den Abschluß des stattlichen Bandes bilden drei dem Inhalt wie der Form nach grundverschieden gesonnte In Memoriam für Ludwig Tobler, Jakob Bächtold und Gaston Paris.

Dem vorliegenden geistigen Schatze in kurzer Besprechung gerecht zu werden, wird selbst dann zur schwierigen Aufgabe, wenn man, wie Referent, sieben Semester in redlichem Studieneifer zu den Füßen des Verfassers gesessen hat. Derartige philologische Feinarbeit muß mit Muße genossen werden, jedoch irrt ihr Urheber, wenn er im schönen Vorwort die Vermutung äußert, daß „der Sturmwind unserer literarischen Produktion" die Einzelveröffentlichungen verweht habe. Schülern wie Freunden ist nur die angereihte Kette handlicher geworden, die losen Perlen hielt jeder bereits fest als persönliches Erinnerungszeichen mit freundlicher Widmung oder als donerhaften Schmuck geschätzter Zeitschriften.

Die chronologische Anordnung des Stoffes schien dem Verfasser ratsam; wem die Persönlichkeit des Verfassers wärmeres Interesse einflößt, der wird mit leichter Mühe im Inhaltsverzeichnis das jeweilige Datum der Entstehung in

1) Schon kurz angezeigt in Nr. 183 (11. August) der Beilage vom Jahre 1900.

Parenthese hinzufügen können. Nach allerdings rein subjektiver Ansicht werden zwei Studien, die vierte (Aus der Geschichte des französischen Dramas) und das „Stück lingaistischer Polemik“ (Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz) als die Perlen par excellence der Sammlung gelten können. Verschiedene der behandelten Themen fordern angelegentlich zum Vergleiche heraus mit der Arbeit aan Fachgenossen anderer Nationen. Für „Die sieben Infanten von Lara“ kommt G. Paris' zuerst (1898) in der „Revue de Paris“ veröffentlichter Artikel: Les sept Infants de Lara in Betracht, für „Kaiser Karls Pilgerfahrt“, „Aus der Geschichte des französischen Dramas“ und „Molière“, die den gleichen Stoff ganz oder teilweise behandelten, wegen ihres holländischen Gewandes immer noch nicht gewürdigten Essays van Hamels, für den Sprachenstreit in der rätischen Schweiz Pia Rajnas lehrreicher Aufsatz Dopo un Soggiorno nel Trentino (La Lettura, Ottobre 1903). Derartige Gegenüberstellungen grundverschiedener Verfasser ergänzen und vertiefen in wechselvoller Verschiebung besonders ästhetische Eindrücke rein subjektiver Art, die jeweilig der lateinischen und der germanischen Rasseneigenart Rechnung tragen müssen.

Im Fluge heben wir nach folgende Einzelheiten heraus. In der kritischen Betrachtung der Verdienste Mistrals ist namentlich „der Dichter der Mirèia“ mit fein erwogenen Einzelzügen bedacht worden, Molières übersichtlich, aber knapp gehaltene Biographie wirkt äußerst spannend; doch kann man sich bei der feinsinnigen Charakterisierung der einzelnen Werke des Eindrucks nicht erwehren, daß gelegentlich ein paar Lichtseiten neben dem „Farceur“ zu kurz gekommen sind. Der Brief, den der vierzigjährige Molière die unerfahrene kindliche Jungfrau Agnes (Ecole des Femmes) schreiben läßt, ist z. B. ein glänzendes Dokument männlicher Seelenzartheit. Söhnen solche blitzschnell auftauchende Lichter nicht mit mancher unser modern verfeinertes Gefühl stark verletzender Nacktheit aus? — Dem 17. Jahrhundert hat Marx außerdem das wahlgelungene Porträt des Salongrammatikers Vaugelas entnommen. Die echt zeitgeschichtlichen Farbentöne dieses Bildes erscheinen mit Hilfe Daunou' sehr glücklich gemischt. „Die drei Vorposten der französischen Aufklärung“ (St. Evremond — Bayle — Fontenelle) wirken wie fein auf Münzen geprägte Profile. Auf Voltaires Universalgenie fällt vierfache Beleuchtung, im Gegensatz zu Shakespeare, zu Bossuet (als Historiker), in seiner herausfordernden Haltung gegen Papst und Kirche, in seiner Antipathie gegen Rousseau. Besonders seelenkundig erweist sich Marx in der Schilderung so grundverschiedener Persönlichkeiten wie Denis Diderot und Madame de Staël. Von den beiden italienischen Studien erscheint die erste als gereifte Frucht aus Pia Rajnas klassischem Werke Le Fonti dell' Orlando furioso gepflückt, die zweite: Die Bibliothek Petrarcas, weist schöne Anklänge an Pasquale Villaris Meistercharakteristik in N. Machiavelli e i suoi tempi auf. — Die Gedächtniswarte für Tobler, Bächtold, G. Paris sind das spontane Produkt grundverschiedener Trauerstimmungen. Referent gestattet sich als Tribut persönlicher Erinnerung für jeden der drei Porträte nur einen bescheidenen Zusatz. Ein der Züricher Universitätszeit nachfolgender Pariser Studienaufenthalt führte öfter am Denkmal Caligny's vorüber, dessen feingemeißelte Züge in frappanter Weise die Erinnerung an Ludwig Tobler wachriefen. Für Bächtold bewahrt das Ohr den eigentümlichen Schall seiner Schritte im Treppenhaus der Alma Mater Zürich, das energische Aufsetzen der Fußspitzen, wie es geübten Bergsteigern der Schweiz eigen zu sein pflegt. Die imposante Erscheinung Gaston Paris hat sein Nachfolger in der französischen Akademie, F. Morsan, am festesten der Nachwelt eingeprägt: Avec sa haute taille, son noble visage qui semblait d'un patricien de la Venise des Dogas, la beauté de son regard intérieur. . . .

M. S. Minckwitz.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Märzsitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte der Klassensekretär Herr Kuhn eine Mitteilung des korrespondierenden Mitgliedes Dr. E. Schlagintweit in Zweibrücken vor: Verzeichnis der tibetischen Handschriften der kgl. württembergischen Landesbibliothek zu Stuttgart. Diese Sammlung, deren Zustandekommen durch die Beziehungen der beiden Höfe zu Stuttgart und St. Petersburg erklärt wird (eines der Stücke trägt den Namenszug der Kaiserin Katharina II. in Golddruck), besteht ohne die Schriftproben und Bruchstücke aus zweiundzwanzig Werken und Abhandlungen, welche eingehend beschrieben werden. Herr Meiser hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Kritische Beiträge zu den Briefen des Rhetors Alkiphron. Im Anschlusse an die neue kritische Ausgabe Alkiphrons von Menno Anton Schepers (Groningen, J. B. Wolters, 1901) spricht er über Wert und Abfassungszeit dieser Briefe, über die Sprache Alkiphrons und seine Beziehung zu Lukian. Er weist nach, daß Lukian als Hilfsmittel der Kritik für Alkiphron beigezogen werden müsse, und sucht auf Grund der neuen kritischen Ausgabe schwierige Textesstellen zunächst des ersten und zweiten Buches der Briefe Alkiphrons zu verbessern. — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte H. v. Seeliger das erste Heft der „Veröffentlichungen des erdmagnetischen Observatoriums“ vor. Dasselbe wird in den Denkschriften der Akademie veröffentlicht. Herr Ferdinand Lindemann sprach „Ueber das d'Alembertsche Prinzip“. Dieses meist axiomatisch an die Spitze der Dynamik gestellte Prinzip wird als rein analytische Folge der Newtonschen Prinzipien gewonnen, indem die Reaktionskräfte eines Systems von Bedingungen so definiert und demnach analytisch ausgedrückt werden, daß die Kräfte, wenn sie allein zur Wirkung kommen, die einmal vorhandene Ruhe nicht stören können. Herr Sebastian Finsterwalder hielt einen Vortrag über „Eine neue Art die Photogrammetrie bei flüchtigen Aufnahmen zu verwenden“. Die früher angegebenen Methoden der Ballonphotogrammetrie lassen eine wesentliche Vereinfachung zu, falls jede Aufnahme genau gegen die Lotrichtung orientiert ist. Man kann dann ohne weitere Messung an den Standpunkten die auf den Bildern dargestellten Gegenstände samt den zugehörigen Aufnahmepunkten bis auf den Maßstab auf rein zeichnerischem Wege ableiten, wobei die mechanische Lösung folgender Aufgabe der ebenen Geometrie benützt wird: „Zwei Vierecke um einen gemeinsamen Eckpunkt so zu drehen, daß die drei Verbindungslinien der übrigen Ecken durch einen Punkt hindurchgehen. — In der historischen Klasse machte Herr Riggauer eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung: Kleine Beiträge zur antiken Münzkunde, worin er eine Bronzemünze von Kremna in Pisidien mit einer Harpokratesdarstellung, ein bis jetzt unbekanntes attisches Tetradrachmon jüngeren Stils mit dem Beizeichen einer dreigestaltigen Hekate, ferner eine Reihe von bisher unbekannten Diobolen von Apollonia Pontica bespricht und schließlich einige wichtige Fundstücke aus der frühgeschichtlichen und römischen Zeit Bayerns bekannt gibt. Herr Doeberl hielt einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag: Bayern und die deutsche Erhebung gegen Napoleon I. Auf Grund der ihm zum erstenmal zugänglich gemachten Münchener Staatsakten schildert er zunächst die Gesamtstimmung der Zeit, die Zwangslage Bayerns insbesondere, aus der heraus sich der Anschluß an Frankreich vollzogen hatte, die äußeren Verteilungen und die inneren Reformen, die eine Zeitlang Napoleon als den Wohltäter Bayerns, Frankreich als das Land des politischen Fortschritts erscheinen ließen. Dann zeigt er, wie diese Sympathien schon vor der russischen Katastrophe sehr ins Wanken gekommen waren. Zur Zeit des Frühjahrfeldzugs 1813 war die Mehrheit des Volkes nicht bloß in Neubayern, sondern auch in Altbayern gegen Napoleon. Die Regierung selbst erfüllte keineswegs, wie Treitschke meint, mit gemachtem Eifer ihre Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbunds, sie war vielmehr schon April auf Mai, trotz des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu Preußen,

Digitized by Google

auf dem Sprung, über Oesterreich ins Lager der Verbündeten hinüber zu schwenken. Zuletzt wird Schritt für Schritt der wirkliche Anschluß Bayerns an die Alliierten während des Herbstfeldzuges geschildert, das kluge Vorgehen der österreichischen Diplomatie, die Haltung des Königs von Bayern, der Anteil der Montgelas und Wrede an dieser bedeutungsvollen Wendung gebührt.

*

Kongresse.

Achte Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke.

H. F. **Berlin**, 20. Mai. Das unter dem Protektorat der Kaiserin stehende Deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke hielt heute Vormittag im Plenarsitzungssaale des Reichstages seine achte Generalversammlung ab. Es hatten sich zahlreiche Vertreter von Lungenheilstätten aus allen Teilen Deutschlands eingefunden. Der Vorsitzende des Deutschen Zentralkomitees, Staatssekretär des Reichsamts des Innern Dr. Graf Posadowsky-Wehner, eröffnete die Generalversammlung. Die Tätigkeit des Zentralkomitees habe reiche Früchte gezeitigt. Es bestehen im Deutschen Reiche 69 Volksheilstätten für Lungenkranke, denen 5800 Betten zur Verfügung stehen. Außerdem gebe es 25 Privat-Heilanstalten, die gegen mäßige Pension Lungenkranke in Behandlung nehmen. 9 Volksheilstätten seien im Bau begriffen und 18 seien projektiert. Im Jahre 1901 habe sich die Zahl der Lungenkranken gegen das Jahr 1900 um 4.40, 1902 gegen das Vorjahr um 1.04 Prozent vermindert. Wir dürfen uns aber auch darüber nicht täuschen, daß mit der wachsenden städtischen und namentlich industriellen Beschäftigung unserer Bevölkerung nicht nur die Gefahr der Berufskrankheiten wächst, sondern sich auch allgemein eine ungünstige Rückwirkung auf den körperlichen Zustand der beteiligten Bevölkerung geltend macht. Es dürfte sich zeigen, daß im Interesse unserer Volksgesundheit auch noch gegen andere Seuchen wie die Tuberkulose der Kampf mit größerer Entschiedenheit wie bisher aufzunehmen sein wird. (Lebhaftes Bravo.)

Der Generalsekretär des Deutschen Zentralkomitees, Professor Dr. v. Pannwitz (Berlin) erstattete danach den Geschäftsbericht. Der Redner wies ebenfalls auf die erfreuliche Abnahme der Erkrankungen und Sterbefälle an Tuberkulose hin. Zu bedauern sei, daß bezüglich der Tuberkulose-Erkrankungen noch nicht die Anzeigepflicht bestehe. Die Mitgliederzahl des Zentralkomitees sei von 1192 am Schlusse des vergangenen Jahres auf 1402 gestiegen. Das Tuberkulose-Museum sei aus der Ausstellung entstanden, welche im Anschluß an die Internationale Konferenz im vorigen Herbst im Abgeordnetenhause veranstaltet wurde. Es wurde ein Internationales Zentralbureau zur Bekämpfung der Tuberkulose gebildet, welchem bisher 19 Länder beigetreten seien. Der für Oktober 1905 in Aussicht genommene Internationale Tuberkulose-Kongreß in Paris stelle sich als der Kongreß der Internationalen Tuberkulose-Zentralstelle dar. — Der Präsident des Reichsversicherungsamtes, Wirkl. Geheimrat Göbel, befürwortete alsdann einen Antrag: die an Heilstätten für Lungenkranke angestellten Aerzte zu versichern. Auf Empfehlung des Staatssekretärs Grafen Posadowsky gelangte dieser Antrag sogleich einstimmig zur Annahme. Beigeordneter Brugger (Köln) sprach danach über die Aufgaben der Gemeinde bei der Tuberkulose-Bekämpfung. Der Redner legte seinen Ausführungen den Gedanken zugrunde: „Die planmäßige Bekämpfung der Lungentuberkulose gehört zu den Aufgaben der Gemeinden." A. Die unmittelbar auf die Erfüllung dieser Aufgabe gerichteten Maßnahmen gehen zweckmäßig von einer Zentralstelle aus und sollen darauf abzielen, daß 1. armenrechtlich hilfsbedürftige Lungenkranke auf Kosten der Gemeinde a) in einer Heilstätte untergebracht werden, wenn eine solche Unterbringung nach ärztlichem Gutachten das einzige einen wesentlichen Heilerfolg verheißende Mittel ist, b) bei vorgeschrittenem Leiden zur Aufnahme in besondere Abteilungen der Krankenhäuser bestimmt und im Falle der Ablehnung innerhalb der Familie durch Hergabe der für Beschaffung eines eigenen Schlafraumes, Bett, Spucklasche, Eß- und Trinkgeschirrs erforderlichen Mittel abgesondert werden, 2. daß gegebenenfalls dieselben Maßregeln für versicherungspflichtige Personen durch Inanspruchnahme der zuständigen Stelle (Krankenkasse, Versicherungsanstalt) erwirkt werden. 3. daß für wenig bemittelte lungenkranke Personen, welche weder armenrechtlich hilfsbedürftig noch versicherungspflichtig sind, in gleicher Weise durch die Heranziehung von Wohltätigkeitsvereinen gesorgt wird. B. Die unmittelbar dem Kampfe gegen die Tuberkulose dienenden Maßregeln bestehen 1. in einer zeitgemäßen Bodenpolitik, Aufstellung von Bebauungsplänen, die den Bau kleiner Wohnungen begünstigen und jeder Art Fürsorge für eine zweckmäßige Gestaltung des Wohnungs- und Bebauungswesens. Professor Dr. Jacob (Berlin) und Stadtrat Samter (Charlottenburg) behandelten alsdann das Thema Fürsorgestellen für Lungenkranke, indem sie die Aufgabe und Funktionen dieser Fürsorgestellen, sowie ihr Verhältnis zu Aerzten und Gemeinden zum Gegenstand mehrerer Thesen machten. Professor Dr. Jacob bezeichnete es als notwendig, die Familien der in Fürsorgeanstalten Aufgenommenen zu unterstützen. — Stadtrat Samter betonte die Notwendigkeit: die unentgeltliche Aufnahme eines an Tuberkulose Erkrankten in eine Heilstätte oder Fürsorgestelle, sowie die Unterstützung der Familien nicht als öffentliche Armenunterstützung anzusehen, damit mit der unentgeltlichen Aufnahme und Familienunterstützung nicht das politische oder Gemeindewahlrecht verloren gehe. — Dr. med. Wolff-Becher (Berlin) wies auf die Fürsorgestelle hin, die seitens des Vereins freigewählter Kassenärzte Berlins errichtet worden sei. Er müsse davor warnen, auf das Reichswohnungsgesetz allzu große Hoffnungen zu setzen; jedenfalls empfehle es sich, betreffs der Errichtung von Fürsorgestellen die Hilfe der Kassenärzte in Anspruch zu nehmen. — Der neue Verwaltungsdirektor der kgl. Charité, Geh. Regierungsrat Pötter (Berlin) befürwortete, allenthalben Geldsammelstellen zwecks Schaffung von Fürsorgestellen einzurichten. — Der Direktor des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Krankenhauses, Professor Dr. Baginsky (Berlin) führte aus, daß eine gute Wohnungshygiene das beste Mittel sei, insbesondere Kinder vor der Tuberkulose-Erkrankung zu bewahren. Es könne aber nicht laut genug die Notwendigkeit betont werden: tuberkulos erkrankte Kinder an Seeheilanstalten zu schicken. Dazu müßten die Gemeinden die erforderlichen Mittel bewilligen. — Es sprachen noch Geh. Medizinalrat Dr. Pauli (Posen), Geh. Medizinalrat Dr. Wolff (Berlin), Krankenhausdirektor Dr. Petruschky (Danzig) und Direktor Dr. Gebhardt (Lübeck). — Schatzrat Dr. v. Campe (Hannover) befürwortete die Bildung von Abteilungen in den Kinderheilstätten. Alsdann schloß der Vorsitzende, Staatssekretär Dr. Graf Posadowsky, die Generalversammlung.

H. **Heidelberg**, 23. Mai. Heute, am Pfingstmontag, hielt der vor 11 Jahren hier begründete „Verein südd e u t s c h e r L a r y n g o l o g e n" seine übliche Jahresversammlung ab. Gestern Abend fanden sich die eintreffenden Teilnehmer mit ihren Damen im Grand Hotel zur Begrüßung ein. Heute Vormittag 8 Uhr eröffnete der Vorsitzende, nach einer kurzen Beratung des Ausschusses, im medizinischen Hörsaal der Universitätsklinik die wissenschaftliche Sitzung. Es fanden folgende 11 Vorträge und Demonstrationen statt: 1. Prof. Dr. Karl Hermann (Frankfurt a. M.): „Die Kunst des richtigen Atmens und seine Bedeutung für die Lautbildung." 2. Dr. Spieß (Frankfurt a. M.): „Die Stimme bei der einseitigen Postikuslähmung." 3. Dr. Winckler (Bremen): „Beiträge zur Therapie der Larynxtuberkulose". 4. Prof. Dr. Seifert (Würzburg): „Ueber Amyloid des Larynx." 5. Prof. Dr. Killian (Freiburg): „Bemerkungen zur Radikaloperation chronischer Kiefer- und Stirnhöhleneiterungen." 6. Prof. Dr. Juraß (Heidelberg): „Zur Radikaloperation chronischer Eiterungen der Oberkieferhöhle." 7. Prof. Dr. Port (Heidelberg): „Demonstration von Prothesen für die Oberkieferhöhle. 8. Dr. A. E. Stein (Wiesbaden): „Ueber Paraffininjektionen in der Rhinologie" (mit Vorführung von Lichtbildern). 9. Dr. Killian (Worms): „Subjektive Kakosmie". 10. Dr. Winckler (Bremen): „Ueber Entfernung von Gaumenmandeln und die Indikation zu diesem Eingriff." 11. Dr.

Digitized by Google

Zarnitz (Hamburg), derzeitiger 1. Vorsitzender: „Cystenbildung an den Nasenknorpeln". Nach Erledigung des wissenschaftlichen Programms nahmen die Teilnehmer mit ihren Damen im Grand Hotel das Festessen ein. Riesel regen machte die für den Nachmittag geplanten Ausflüge unmöglich. Am Abend folgten die Fachgenossen der Einladung des Vorsitzenden des Lokalkomitees, Professors Dr. Juraß, des Vertreters der Laryngologie an unserer Universität.

* **Königsberg.** Zu der vom 23. bis 26. Mai hier tagenden Deutschen Lehrerversammlung sind gegen 4000 Teilnehmer aus ganz Deutschland eingetroffen. Nach verschiedenen im Laufe des gestrigen Tages abgehaltenen Vor- und Nebenversammlungen fand abends die allgemeine Begrüßungsversammlung statt, wobei mehrere Ansprachen gehalten wurden und der Lehrergesangchor eine Reihe von Liedern vortrug. Der Vorsitzende schloß die starkbesuchte Versammlung mit einem Hoch auf das gesamte Deutschland.

* Der Deutsche Verein für Volkshygiene hält seine diesjährige Generalversammlung am 4. Juni in Frankfurt a. M. im Palmengarten ab. Zur Verhandlung kommen: Die Einführung von Sommerferien für die Konsumtion (Referent Dr. E. Fromm, Frankfurt a. M.); Die systematische Durchführung von Schülerausflügen in den Ferien als Ergänzung der Ferienkolonien (Referent Schuldirektor Dr. Beyer, Leipzig); Die Versorgung der Städte mit einwandfreier Säuglingsmilch (Referent Prof. Dr. Ostertag, Berlin). Das genaue Programm wird von der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 30, Motzstr. 7, verschickt.

*

Kleinere Mitteilungen.

R. Ein bisher noch nicht untersuchter Teil der Nekropole von Theben ist bei den unter Leitung von Professor Schiaparelli (Turin) vorgenommenen Ausgrabungen in Aegypten freigelegt worden. Zunächst wurde das Grab der Gemahlin des Ramses-Sesostris gefunden. Es besteht aus fünf Kammern und einem Korridor. Die Wände sind mit prächtigen Inschriften und Malereien bedeckt, die durch Feinheit der Ausführung und durch die frische Erhaltung den Wandschmuck des Grabes Ramses' II. selbst weit übertreffen. Der große Granitsarkophag freilich war von antiker Räuberhand zertrümmert worden, und von den Grabgeräten war nur wenig zu finden. Man legte ferner das Grab des Prinzen Amonhotepfu, eines Sohnes Ramses' III., frei und stieß hier wiederum auf reiche, herrlich erhaltene Wandmalereien. Endlich wurde noch die Mumie der Prinzessin Aameit gefunden, die nach der Grabinschrift eine Tochter des Königs Lekuenza aus der 17. Dynastie gewesen sein soll.

* Das dänische missenschaftliche Grönland-Unternehmen ist in den Siedlungen auf Westgrönland angekommen. Es meldet, daß das Gjoea-Unternehmen sich am 15. August vorigen Jahres bei Dalrymplerock befand; beide Unternehmungen sind wohlbehalten.

hc. Von deutschen Bibliotheken. Die Hilfsbibliothekare Dr. Küster von der Königlichen Bibliothek in Berlin, Dr. Reinhold von der Universitätsbibliothek in Marburg und Dr. Conrad von der Universitätsbibliothek in Münster sind zu Bibliothekaren ernannt worden. Dr. Küster ist zugleich an die Universitätsbibliothek in Münster und Dr. Conrad an die Universitätsbibliothek in Halle versetzt worden. Der Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Marburg Dr. Hortzschansky ist in gleicher Eigenschaft an die Königliche Bibliothek in Berlin versetzt worden.

* Todesfall. Am 21. Mai ist in Stuttgart der frühere Chefredakteur des Neuen Tagblattes Adolf Müller-Palm im Alter von 64 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er war ein ausgezeichneter Journalist und Feuilletonist und hat auch in einer Reihe von vielgelesenen Romanen sich als Schriftsteller bewährt.

*

Hochschulnachrichten.

h. c. **Würzburg.** Der seit November 1899 als Privatdozent für Chemie an der hiesigen Universität wirkende Dr. Heinrich Ley aus Hannover ist auf sein Ansuchen von dieser Stelle enthoben worden.

* **Heidelberg.** Der Professor der Chemie an der hiesigen Universität Dr. J. W. Brühl ist von der Royal Institution of Great Britain in London in deren Sitzung vom 9. Mai zum Ehrenmitglied erwählt worden.

Freiburg i. Br. Der ordentliche Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie und Leiter der Frauenklinik an der hiesigen Universität Alfred Hegar ist auf sein Ansuchen zum 1. Oktober 1904 unter Ernennung zum Geheimen Rat 1. Klasse (Exzellenz) in den Ruhrstand versetzt worden. Hegar steht im 75. Lebensjahre.

h. c. **Berlin.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich am 20. Mai eingeführt: Dr. med. Johannes Herzog mit einer Antrittsvorlesung „Ueber die Beziehungen des Koch-Weeksschen Bazillus zum Trachombazillus und Influenzabazillus" und Dr. med. Georg Lewinsohn mit einer Antrittsvorlesung „Ueber Pupillenveränderung und ihre Bedeutung", beide als Privatdozenten für Laryngologie; Dr. med. Carl Franz mit einer Antrittsvorlesung „Einiges über die Bedeutung des Urethers für den Gynäkologen" als Privatdozent für Frauenheilkunde, und der Assistent am pathologischen Institut der Charité Dr. med. Adolf Bickel mit einer Antrittsvorlesung „Ueber die Entwicklung der pathologischen Physiologie und ihre Stellung zur klinischen Medizin" als Privatdozent für Pathologie. — Die ordentlichen Chemie-Professoren Hans Landolt und Dr. Emil Fischer sowie der o. Honorarprofessor daselbst, Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Dr. Friedrich Kohlrausch wurden zu Ehrenmitgliedern der Royal Institution of Great Britain ernannt.

h. c. **Bonn.** Der erste Assistent am Bonner physikalischen Institut, Dr. phil. Paul Coersheim hat sich mit einer Schrift: „Verhalten von Leitfähigkeit und Dielektrizitätskonstanten einiger Substanzen vor und in dem kritischen Zustand" habilitiert.

h. c. **Halle a. S.** Mit einer Schrift: „Gegenseitige Verträge, Studien zur Systematik des Reichsrechts" und einer Antrittsvorlesung über „Aemilius Papinianus" hat sich der Gerichtsassessor Dr. jur. Horst Krahmer in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für römisches Recht und bürgerliches Recht habilitiert.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Professor für slavische Sprachen und Literatur Dr. Kallenbach hat einen Ruf an die Universität Lemberg erhalten.

h. c. **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen und vom Unterrichtsminister bestätigt: die Wiener Aerzte Dr. med. Guido Holzknecht, Dr. med. Leopold Freund und Dr. med. Robert Kienböck für medizinische Radiologie und Dr. phil. Alfred Grund für Geographie sämtlich an der Wiener Universität, Dr. med. Franz Prochazka für interne Medizin an der Prager böhmischen Universität und Dr. jur. Anton Koban für österreichisches Privatrecht an der Grazer Universität.

* **Aus Holland.** Am 16. Mai wurde das neue chemische Laboratorium der Universität Utrecht festlich eingeweiht zu Ehren des anwesenden und bei dieser Gelegenheit zum der medizinischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannten Professors van 't Hoff in Berlin erhielt die Einrichtung den Namen Van 't Hoff-Laboratorium.

* **Aus Frankreich.** In Paris starb im Alter von Jahren der berühmte Physiolog Etienne Jules Marey, Professor der Naturgeschichte am Collège de France und Dekan der medizinischen Sektion der Akademie der Wissenschaften. Marey, der 1830 zu Beaune geboren wurde, war Frankreich der erste Naturforscher, der ein physiologisches Laboratorium gründete.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 25. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Max Schasler [geb. 1819, gest. 1903]. Von R. Eucken.
Der Erfinder. Von J. Baumann.

II. Bücher und Zeitschriften.
René Bazin: Le Guide de l'Empereur.

III. Allgemeine Rundschau.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Kongreßberichte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Max Schasler

(geb. 1819, gest. 1903).

Von R. Eucken.

Als der Philosoph Max Schasler im Sommer 1903 zu Jena nach Jahren schweren körperlichen Leidens, aber ungebrochen an Geist, sein Auge schloß, hat es nicht an mannigfachen Bezeigungen der Schätzung gefehlt. Aber zusammenhängende Würdigungen seines Lebens und Strebens dürften kaum erschienen sein, und so ist wohl nur wenigen Zeitgenossen zum Bewußtsein gekommen, welch inhaltreiches und bewegtes Leben hier zu Ende ging. So sei an dieser Stelle eine kurze Orientierung über die Schicksale und die Persönlichkeit des Mannes gestattet.

Ueber sein Streben und seine Erlebnisse hat Schasler selbst in einer 1895 (Jena, Bopelius) erschienenen Schrift: „Ueber ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsbilder aus dem Leben eines alten Burschenschafters", berichtet. Dieser Bericht will nach bestem Vermögen objektiv sein, und er läßt es auch an energischer Selbstkritik nicht fehlen. Aber wenn jede solche Selbstschau unvermeidlich ein Ausdruck der subjektiven Art des Verfassers wird, so mußte das besonders bei einer so eigenartigen Natur und einem so starken Temperament der Fall sein, wie es Max Schasler war. So viel jene Erinnerungen an bemerkenswerten Mitteilungen bringen, das Interessanteste ist die Persönlichkeit des Verfassers selbst. Ein Mann von glühendem Lebensdrange und großem Unabhängigkeitssinne, der mit ganzer Hingebung für das eintritt, was ihm nach bester Ueberzeugung Wahrheit dünkt, ein Mann, der zugleich bedeutende geistige Gaben für seine Ziele aufzubieten hat. Aber in aller Tüchtigkeit ein gewisses Ungestüm, eine knorrige und trotzige Art, die Konflikte auch da herbeiführt, wo sie wohl zu vermeiden waren. Auch eine zu summarische Art, eine Neigung, die Dinge rasch auf ein Entweder — Oder zu bringen, alle Vermittlung als Zeichen einer unmännlichen Denkart abzuweisen. Endlich ein Mangel an Weltgewandtheit und Lebensklugheit, ein rücksichtsloses Verfolgen des eigenen Weges. Aber alles dies weit überwogen durch die Energie des gesamten Wesens und die Selbstlosigkeit einer ganz und gar auf hohe Ziele gerichteten Gesinnung. Aber nun viel Ungunst des Schicksals. Zunächst im Verhältnis zur Zeitumgebung: ein Mann der Spekulation inmitten eines Stromes der Abwendung von der Spekulation, ein begeisterter Kunstfreund in einer Ebbe künstlerischen Lebens, ein eifriger Hegelianer in der Zeit des vollen Rückschlages gegen Hegel!

Dann viel Ungunst in persönlichen Erlebnissen, namentlich dadurch, daß vorübergehende politische Betätigungen den ganzen Lebensplan durchkreuzen. Am meisten Schicksal aber in der eigenen Natur, die einen Zwiespalt in sich trug, der sich unmöglich rein überwinden ließ. Wir meinen den Zwiespalt zwischen dem Verlangen nach künstlerischer Induktion und nach logischer Reflexion, zwischen glühender Begeisterung und nüchterner Kritik, zwischen einem starken, beinahe leidenschaftlichen Temperament und einem wissenschaftlichen Beharren beim Intellektualismus. Schasler selbst hat diesen Konflikt deutlich empfunden und sich mit voller Offenheit darüber ausgesprochen. Er sagt in jenen Erinnerungen: „Es verbanden sich bei mir auf der einen Seite starke Leidenschaftlichkeit des Empfindens, enthusiastische Hingabe an eine in meiner Phantasie lebende Idealwelt, daher eine optimistische Vorstellung von Freundschaft und Liebe, auf der anderen Seite mit einer früh entwickelten kühlen Beobachtungsgabe und vorurteilslosen Einsicht in den leeren Inhalt der aus jenem Optimismus hervorgegangenen Illusionen; einer Erkenntnis, die notwendig zu einer pessimistischen Zweifelsucht und zum Mißtrauen gegen mich selbst wie gegen andere führen mußte." (S. 8.) Aehnlich bekennt er S. 89: „die in meiner Natur liegende, scheinbar widerspruchsvolle Verbindung von logischer Schärfe und Klarheit des Denkens mit dem tiefen Bedürfnis einer begeisterungsvollen Intuitivität in der Auffassung des inneren Wesens aller Dinge". Bei solchen Gegensätzen konnte es bei aller Unabhängigkeit der Gesinnung nicht zur vollen Selbständigkeit geistigen Schaffens kommen, verblieb die Arbeit in Abhängigkeit von einem Systeme, das doch nur der einen Seite im Wesen des Mannes entsprach. Aber gerade durch das mannhafte Ringen mit so vielfachen Widerständen gewinnt dieses Lebensbild auch wieder einen eigentümlichen Reiz, man erblickt nicht nur eine kraftvolle und eigentümliche Persönlichkeit, man wird durch den lebhaften Affekt, der hier die ganze Darstellung durchdringt, mitten in Bewegungen und Kämpfe einer Zeit hineinversetzt, die uns äußerlich so nahe und innerlich so fern liegt, und ohne die sich doch die gegenwärtige Lage unmöglich verstehen läßt, man empfängt zugleich eine Fülle anregender Gedanken und feiner Beobachtungen seitens eines Mannes, der gewiß oft recht subjektiv urteilt, der aber den Vorzug hat mit eigenen Augen zu sehen.

Max Schasler wurde am 26. August 1819 in der westpreußischen Kleinstadt Deutsch-Krone geboren; mit der Absolvierung des dortigen Progymnasiums und dem Besuch auswärtiger Lehranstalten beginnen sofort die Kämpfe seines Lebens. An verschiedenen Orten stieß er mit Einrichtungen aber Anschauungen hart zusammen, und erst nach manchen Wechselfällen gelangte er zur Universität. Am Berliner Joachimsthalschen Gymnasium, dessen „Alumnus" er zwei Jahre war, ward ihm die Strenge der bis ins einzelne gehenden Hausordnung unerträglich, in Kulm gab es Konflikte mit dem Direktor, der, katholischer Priester, ihn für den Katholizismus, ja für den Priester-

stand zu gewinnen suchte; in Bromberg hatte er Konflikte mit dem Klassenlehrer, endlich wurde in Thorn, und zwar mit besonderem Glanz, das Abgangsexamen bestanden. In mitten aller Kämpfe fehlte es aber auch nicht an Anregung und Anerkennung; im besonderen wurde in Bromberg der später durch sein Werk „Die Kunst der dramatischen Darstellung" auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Prof. Rötscher auf Schaslers philosophisches Talent aufmerksam und stärkte sein Vertrauen auf seine wissenschaftliche Begabung. Die innerste Neigung des angehenden Studenten war der Philosophie und Sprachforschung zugewandt, trotzdem studierte er auf Wunsch des Vaters und aus äußeren Gründen zunächst Theologie. In Königsberg, wo er sein Studium begann, wurde er Mitglied einer Burschenschaft; von den Dozenten zog ihn namentlich Karl Rosenkranz an, dem er sich sein ganzes Leben hindurch für wertvollste Förderung verpflichtet fühlte, und dem er sein Hauptwerk, die „Kritische Geschichte der Aesthetik", in Dankbarkeit widmete. Dann ging er nach Berlin, wo er äußerlich noch bei der Theologie blieb, hauptsächlich aber sprachphilosophische Arbeiten, sowie vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen trieb; Ende des Wintersemesters 1845 wurde er auf Grund einer Schrift De origine et formatione pronominum personalium et priorum numerorum zum Doktor der Philosophie promoviert. Merkwürdigerweise ist in diesen Studienjahren von Kunst, Kunsttheorie und Kunstgeschichte, die das spätere Leben des Mannes ganz erfüllen sollten, gar keine Rede; nachdem endlich die Theologie ganz fallen gelassen war, wurde der Plan einer Habilitation für Sprachphilosophie und vergleichende Grammatik gefaßt und zu diesem Zwecke eine Schrift über „Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldts" ausgearbeitet. Aber der in kühnem Wagemut unternommene Versuch scheiterte, jene Arbeit wurde von der Berliner Fakultät abgelehnt. Schasler glaubt, vornehmlich sei Trendelenburg daran schuld, dessen wissenschaftliche Art ihm unsympathisch war und zu dem er, der warme Verehrer Hegels, kein persönliches Verhältnis hatte; er selbst hat später erkannt, daß die Sprachwissenschaft seiner innersten Natur nicht entsprach.

In der Verstimmung über jenen Mißerfolg ließ Schasler einige Zeit ernstere Studien ruhen und schloß sich eng einem literarisch-politischen Kreise oppositionell gesinnter jüngerer Leute an, einem Kreise, aus dem später der Kladderadatsch hervorgegangen ist; beim Anschwellen der politischen Bewegung zu Beginn des Jahres 1848 wurde Schasler noch mehr in dieselbe hineingezogen und stärker in den Vordergrund gedrängt, als er selbst wollte; so galt er schließlich als einer der Führer, und war auch bei den vielbesprochenen Vorgängen am 18. März gegenwärtig. Die Erinnerungen bringen eine genaue Darstellung dieser Vorgänge, die jedenfalls den Eindruck eines unmittelbaren Augenzeugen wiedergibt und daher sicherlich Beachtung verdient. Später wurde Schasler ständiger Berichterstatter der Nationalzeitung über die Verhandlungen der Nationalversammlung bis zu ihrer Auflösung.

Solche Beteiligung Schaslers an den politischen Bewegungen hatte natürlich das Auge der Polizei auf ihn gelenkt, und unliebsame Folgen dieser Aufmerksamkeit traten bei beginnender Reaktion bald hervor. Im September 1849 wurde er aus Berlin polizeilich ausgewiesen; er reiste, auch innerlich durch manche verdrießliche Erfahrungen stark abgekühlt, nach Heidelberg, um sich gänzlich vom politischen Leben zurückzuziehen und den Versuch einer Habilitation zu erneuern. Der Erfolg des Gesuches schien, nach Mitteilung der Erinnerungen, schon gesichert, die eingereichten Arbeiten wurden als genügend befunden, das Gesuch dem Ministerium zur Genehmigung empfohlen, der Termin des Kolloquiums und der Probevorlesung schon festgesetzt. Da plötzlich erhielt er wiederum eine polizeiliche Ausweisung, sowie die Mitteilung, daß das Ministerium nach vorheriger Anfrage in Berlin das Habilitationsgesuch abschlägig beschieden habe.

Schasler wandte sich, durch solchen Schlag tief getroffen, nach Leipzig, in der Hoffnung, bei J. J. Weber, dem Besitzer der Illustrierten Zeitung, Beschäftigung zu finden. Diese Hoffnung schlug nicht fehl; in der Arbeit an kunstkritischen Artikeln aber wurde sich Schasler immer klarer darüber, daß nicht in der Sprachphilosophie, sondern in der Geschichte der Kunst und der Kunstkritik der Schwerpunkt seiner Interessen liege; so hatten die schweren äußeren Erlebnisse wenigstens den Vorteil, ihn auf seine eigene Stärke zu führen.

Aber nur ein Jahr lang dauerte die dortige Tätigkeit, dann erfolgte (Anfang 1851) wiederum eine polizeiliche Ausweisung, also die dritte, obschon er sich dort von aller politischen Tätigkeit ferngehalten hatte. Die Entscheidung, wohin sich nun wenden, war nicht leicht, endlich wurde der Versuch gewagt, wieder in Berlin Wohnung zu nehmen. Das gelang denn auch rascher und glatter, als anfänglich befürchtet war: gegen das Versprechen, sich während seines Aufenthaltes in Berlin nicht agitatorisch mit Politik zu befassen, wurde er zum Aufenthalt „bis auf weiteres" zugelassen. Auf Grund einer vom Polizeipräsidium ausgestellten Aufenthaltskarte hat er dann 26 Jahre (1851—1877) in Berlin gelebt, ausschließlich mit kunstwissenschaftlichen Studienarbeiten beschäftigt.

In diesen Berliner Jahren erreicht er die Höhe seines Schaffens, hier liegt der Gipfelpunkt seines Lebens. Aus eigener Kraft, ohne irgendwelche amtliche Funktion, erwarb er sich hier eine sehr angesehene und einflußreiche Stellung, freilich inmitten unablässiger Kämpfe und Zusammenstöße. Er war sowohl Herausgeber der Kunstzeitschrift „Die Dioskuren", wie der eifrigste und hervorragendste Vertreter der Kunstkritik in den gelesensten Berliner Blättern. Seine hohe Fassung der Aufgabe der Kritik ließ ihm die nächste Aufgabe in große Zusammenhänge stellen. Die Kritik, so meinte er, sollte nicht von draußen her und aus subjektiver Stimmung über künstlerische Leistungen reflektieren, um bloß Lob oder Tadel zu urteilen, sondern sie sollte eine sachliche Charakteristik des Kunstwerks nach Inhalt und Form geben, eben damit aber positive Anregungen bringen und in die Bewegung der Kunst selbst eingreifen. Solche Gesinnungen trieben ihn zu einer gründlichen Beschäftigung mit den allgemeinen Kunstzuständen Berlins, sie führten zu nützlichen Werken, wie „Berlins Kunstschätze. Ein praktisches Handbuch zum Gebrauch derselben", sie verwickelten aber auch, bei der Schroffheit, die Schaslers Aeußerungen leicht annahmen, in eine Fülle von Kämpfen bisweilen recht unerquicklicher Art. Wie immer hier über das Einzelne geurteilt werden mag, es hat ein nicht geringes Interesse, sich aus Schaslers Darstellung zu vergegenwärtigen, welche Gegensätze damals das Berliner Kunstleben durchwogten, und diese Gegensätze mit den heutigen zu vergleichen. Schasler stand hier als ein reisiger Streiter in der vordersten Linie des Kampfes, seine Arbeitskraft wie seine Unerschrockenheit konnte er hier besonders bewähren.

Für den Ernst seiner wissenschaftlichen Gesinnung spricht am meisten, daß er inmitten aller Abhaltungen und Aufregungen die Stimmung und die Muße für ein Werk fand, welches das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens werden sollte, für die „Kritische Geschichte der Aesthetik". Ursprünglich sollte diese nur den ersten Band eines größeren Werkes bilden, dessen beide folgenden Bände die Aesthetik selbst bringen sollten; nur der geringe äußere Erfolg des ersten Bandes verschuldete das Unterbleiben solcher Fortsetzung. Doch hat Schasler in kleineren Werken seine ästhetischen Ueberzeugungen wenigstens in den Hauptzügen darlegen können. Auch läßt jene „Kritische Geschichte der Aesthetik" selbst das eigene künstlerische und kunstphilosophische Bekenntnis des Verfassers mit vollster Deutlichkeit ersehen. Schasler wandelt der Hauptrichtung nach in den Bahnen Hegels, dem er von früh an eine innere Sympathie entgegenbrachte, der ihn besonders anzog durch „die Freiheit des Geistes und den Reichtum seiner Wirklichkeit". Sympathisch war ihm ferner der Hegelsche Monismus, weil er ohne eine Flucht in ein Jenseits eine Vergeistigung der Wirklichkeit und eine gründliche Ueberwindung alles bloßen Materialismus zu bringen schien.

Auch Hegels Stellung zur Geschichte wurde für ihn vorbildlich, ebenso die Ueberzeugung, daß „die Methode sich als ein dem Inhalt selbst immanentes Moment, dieser Inhalt aber als der zur organischen Gliederung und Entfaltung drängende geistige Lebensstoff" erweisen müsse. Aber auch dem Meister gegenüber hat Schasler die Selbständigkeit des Denkens, die den Grundzug seines Wesens bildet, gewahrt; schon sein starkes Temperament und seine unablässige Beschäftigung mit der tatsächlichen Arbeit der Kunst ließ ihn auch bei der Geschichte der Aesthetik vieles in eigentümlichem Lichte sehen. Ueber das, was diese Behandlung der Geschichte der Aesthetik an Neuem anstrebt, hat Schasler selbst sich in der Einleitung mit voller Deutlichkeit ausgesprochen. In der Form sucht er namentlich einen im guten Sinne des Wortes populären Stil, nach Seite des Inhalts bezeichnet er vornehmlich folgende Punkte als die eigene Bearbeitung von früheren unterscheidend. Es sind das 1. Das Wesen des Scheins, nach seinem ästhetischen Inhalt überhaupt, wie besonders in seiner Bedeutung für die Kunst im Verhältnis zur Natur und für die Künste rücksichtlich ihrer gegenseitigen Abgrenzung. 2. Das Wesen des Häßlichen sowohl hinsichtlich seiner Bedeutung für die konkrete Entwicklung des Schönheitsbegriffs überhaupt, wie nach der Sondergestaltung seines Begriffs und deren gegensätzlicher Beziehung zum Schönen und dessen Sondergestaltung. 3. Das Wesen des Erhabenen und seines Gegensatzes des Anmutigen, als erster Entwicklungsphase des Schönen. 4. Das wahre Einteilungsprinzip für die systematische Gliederung der Künste. — Auf ein solches Einteilungsprinzip legt Schasler besonderen Wert, meint er doch, daß „die Aufstellung des Einteilungsprinzips der Künste den wahren Prüfstein für die Wahrheit eines ästhetischen Systems" bilde; so hat er diesem Problem später eine besondere Schrift gewidmet. — Die Geschichte der Aesthetik hat sich weit über den Kreis der Schule hinaus durch die Energie ihres Denkens, die Ausdehnung und die Tüchtigkeit der Forschung, die scharfe Beleuchtung der Gedankenmassen Anerkennung erworben. Daß solche Anerkennung bis in die Gegenwart fortdauert, dafür mag das Urteil eines so hervorragenden und unparteiischen Forschers wie Max Heinze angeführt sein, der in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie der Neuzeit sich darüber folgendermaßen äußert: „Schasler bildet vielfach die Hegelsche Lehre in selbständiger und glücklicher Weise um. Seine Geschichte der Aesthetik ist ein gründliches, scharf und sicher urteilendes Werk."

Diesem Hauptwerk hat Schasler verschiedene andere Werke folgen lassen. So das „System der Künste", 1882, so eine „Aesthetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst" (Bd. 55 und 56 des „Wissen der Gegenwart; deutsche Universalbibliothek für Gebildete"), 1886, so eine „Anthropogonie", 1888, die er als sein „philosophisches Glaubensbekenntnis" betrachtet wissen wollte, so (als letztes Werk) eine „Ausgewählte Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen", 1901. Diese Abhandlungen dürften besonders geeignet sein, den Denker dem Leser persönlich näher zu bringen, sie versetzen uns unmittelbar in die Schätzungen, Stimmungen, die Bewegungen der jüngstvergangenen Epoche. Deutlich empfinden wir, wie weit sich unsere Zeit von der damaligen intellektualistischen Kunstauffassung entfernt hat. Die Gestaltung von Ideen durch sinnliche Mittel galt dort als die wesentliche Aufgabe der Kunst, Naturwahrheit und Kunstwahrheit wurden scharf unterschieden, eine Regeneration der Kunst vornehmlich von der „Vertiefung in den geistigen Inhalt der Motivkreise" erwartet. Die auf Grund solcher Ueberzeugungen gefällten Urteile über Künstler und Kunstwerke können daher mit den heutigen wenig stimmen. So spricht Schasler z. B. mit großer Bewunderung von Lessings Historiengemälden, in denen ihm die Geschichte „nicht mehr nach dem Maßstabe malerisch verwertbarer Staatsaktionen, sondern nach dem ihres ethischen, überhaupt ideellen Inhalts" betrachtet scheint; so schienen ihm „unsere großen Landschafter: ein Blechen, ein Lessing, ein Schirmer, ein A. Achenbach" den älteren Meistern wie Poussin, Claude, Ruysdael, Hobbema in Reinheit und poetischer Tiefe der Auffassung", in „Unabhängigkeit von formal-stilistischen, durch den partikularen Zeitgeschmack bedingten Beschränktheiten" überlegen. Charakteristisch ist auch, daß er unter den französischen Künstlern als große Meister des 19. Jahrhunderts Ingres, Leopold Robert, Horace Vernet, Paul Delaroche, Delacroix, Fleury nennt, keinen aber der Männer, die uns jetzt als Begründer neuer Empfindungs- und Darstellungsweisen gelten. Aber so weit wir uns heute von jener Kunstauffassung entfernt haben mögen, der tiefe Ernst und der hohe Sinn, in dem Schasler sie durchführt, verdient volle Anerkennung; im besonderen waltet ein heiliger Zorn über all das Unsachliche oder doch Nebensächliche, das sich an die Kunst heranzudrängen pflegt; auch die Gefahren und Schäden des modernen Kunstvereins- und Ausstellungswesens können nicht eindringlicher geschildert werden, als es von Schasler in einem besonderen Artikel darüber geschieht. Es ist eine vornehme, bei aller Ablehnung einer moralisierenden Tendenz der Kunst streng ethische Gesinnung, welche hier alle Erörterungen durchdringt.

Bei allen Kämpfen, in die Schaslers energisches Wirken ihn in Berlin verwickelte, fehlte es auch nicht an Anerkennung. Die Verbreitung der „Dioskuren" wuchs unablässig, hervorragende Zeitschriften aus ganz Deutschland suchten seine Mitarbeit, die Berliner Philosophische Gesellschaft, die vornehmlich die Hegelsche Tradition hochhielt, erwählte ihn zu ihrem Vorsitzenden. Trotzdem entschloß er sich, namentlich aus Mißmut über das Fehlschlagen der Hoffnung auf eine Fortsetzung der Aesthetik, Berlin zu verlassen und einen Platz zu suchen, wo er seine letzten Lebensjahre in beschaulicher Ruhe und mit neuer Lebensluft genießen könnte. So hat er zuerst in Rudolstadt, dann in Meiningen, endlich in Jena gelebt. Ein Versuch des nunmehr Vierundsechzigjährigen, sich an der dortigen, ihm bis dahin ganz fremden Universität zu habilitieren, scheiterte in den ersten Anfängen; die in den Erinnerungsbildern davon gegebene Darstellung wäre in wesentlichen Punkten zu ergänzen und zu berichtigen, doch gehört das nicht hierher. So lebte er in Jena in stiller Zurückgezogenheit, unablässig mit literarischer Tätigkeit beschäftigt, soweit die Kräfte reichten; auch von dem in Jena besonders regen Vereinsleben zog er sich bald zurück, lediglich der „Tierschutzverein" hatte ihn längere Zeit zum Vorsitzenden und bis zu seinem Ende als Mitglied. Es ist bezeichnend für die innere Weichheit dieser nach außen hin rauhen und stachlichten Natur, daß ihm schon von früheren Zeiten her die Sorge für das schutzlose Tier besonders am Herzen lag.

Eine allmähliche Abnahme der körperlichen Kräfte zwang mehr und mehr zur Untätigkeit, und es kann wahrlich nicht wundernehmen, daß das Gefühl der Vereinsamung und der Rückblick auf so manches Mißlingen oft eine resignierte und melancholische Stimmung hervorrief. Es war ja nicht bloß ein Scheitern mancher individueller Hoffnungen, es war die unverkennbare Wandlung der gesamten Zeit, die völlige Verschiebung der Ideale, die Abwendung der Menschheit von den alten Zielen, die niederdrückend wirkend mußten, und die den alten Vorkämpfer der Vernunft der Wirklichkeit das Unerquickliche der menschlichen Lage besonders stark empfinden ließen. Die innere Unwahrheit des Tagestreibens, namentlich auch auf künstlerischem Gebiete, das Ueberwuchern von hohlem Schein, Eitelkeit, Ehrfurcht standen ihm jetzt mit erschreckender Klarheit vor Augen. Und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß das menschliche Leben, wie es sich einmal in der heutigen Zivilisation gestaltet hat, diesen Schein nicht entbehren kann; es läßt sich, so meinte er, nicht verkennen, „daß die Welt des Scheins und der Illusionen eine Art Naturnotwendigkeit darstellt, der sich die nach Befriedigung des tief in jedem Menschen liegenden Sehnens noch Glück verlangende Menschheit nicht entziehen kann, ohne in Verzweiflung über ihre eigene Bestimmung zu geraten". Ergibt das nicht ein überaus trübes Lebensbild, läßt sich dann noch von einer Vernunft des Daseins reden? Schasler hat

Digitized by Google

jedenfalls trotz aller Zweifel die alten Ideale der Wahrheit und Freiheit tapfer und treu festgehalten. So faßte sich ihm schließlich die Erfahrung des Lebens in das Bekenntnis zusammen:

Immer nach Wahrheit streben;
Für die Freiheit kämpfen und leben;
Verachten, die am Scheine kleben;
Ueber alle Vorurteile sich erheben;
Nicht länger in Zweifeln schweben;
Und schließlich dem Geschick sich ergeben:
Dann mag man getrost aus dem Leben scheiden;
Denn Leben heißt Leiden.

Man wird das Lebensbild, das wir skizzierten, nicht ohne innere Bewegung und menschliche Teilnahme verfolgen und überblicken können. Ein Mann von unbestreitbar redlichstem Wollen, von glühendstem Eifer für das, was er als recht und wahr erkannte, von unermüdlicher Arbeitskraft, von bedeutenden Geistesgaben. Und dieser Mann fast überall mit seinen Hoffnungen scheiternd, zunächst durch widrige Schicksale, aber doch auch nicht ohne eigene Schuld. Denn mit etwas mehr Besonnenheit, etwas mehr Maßhalten, etwas mehr Weltklugheit hätte sich entschieden mehr erreichen lassen. Das ist das Schmerzliche in solchem Leben, daß hervorragende Gaben vorhanden sind und mächtig nach Entfaltung drängen, daß aber ein Mangel an sekundären Eigenschaften diese Entfaltung nicht recht gelingen läßt, sondern auch das mit besten Aussichten Unternommene immer wieder ins Stocken bringt. Nur daß alles Mißgeschick den Mann nicht von seiner Art und von seinem Wege ablenken kann, und daß sich immer wieder aus allen Anfechtungen eine mannhafte Persönlichkeit als überlegen heraushebt, das enthält eine gewisse Versöhnung. Jedenfalls sollte die Wissenschaft die Verdienste des Mannes nicht vergessen und sein Gesamtbild als das eines tapferen und unermüdlichen Kämpfers in Ehren halten.

Der Erfinder.

In der Vorstellung der Mehrzahl seiner Mitmenschen lebt der Erfinder heute noch immer entweder als der Märchenprinz, der vermummt und entstellt wider aller Erwarten durch eine glänzende Tat vor versammeltem Kriegsvolk seine hohe Herkunft aus Genieland dartut und die Königstochter und die Krone und das Land und Gold und Schätze und Ruhm und Ehre mit einem Schlage einheimst, oder als wunderlicher Kauz, der Phantomen nachjagt, sein und der Seinen Gut und Leben verwüstet und in Lumpen oder in Vormundschaft oder in Ketten endigt, oder endlich als verkanntes Genie, das seinerzeit voraus ruhmlos im Dunkel verschwindet, während irgend ein findiger Nachfolger Frucht und Ehre seiner Arbeit erntet.

Das kaiserlich deutsche Patentamt in Berlin teilt diese Vorstellungen, wenigstens was die Seltenheit des Vorkommens der Spezies anlangt, nicht. Es hat vielmehr bis auf den heutigen Tag über 152,000 Erfindungen patentiert und damit seinerseits anerkannt, daß es in Deutschland eine recht erhebliche Anzahl amtlich beglaubigter Erfinder gibt, von den nichtbeglaubigten abgesehen. Wäre demnach die allgemeine Anschauung richtig, so müßte Deutschland in Gold, Kronen und Königstöchern schwimmen, was es bekanntlich nicht tut, oder die Armen-, Irren- und Zuchthäuser müßten um ein Vielfaches größer sein als sie sind. Es ist daher zu vermuten, daß die landläufige Meinung, wie öfters, sich im Irrtum befindet. Gar leicht nämlich lassen sich in jener Auffassung die Vorstellungen wieder erkennen, welche eine längst vergangene Zeit im Anblick der Werke und Schicksale von Schwarzkünstlern aller Art, der Alchimisten, der Goldmacher, der Erfinder des Steins der Weisen, der Schatzgräber, der Indienfahrer den Köpfen eingeprägt hat.

Nicht als ob das Licht der Gegenwart diese Spukgestalten wirklich alle vertrieben hätte, durchaus nicht. Aber unsere Zeit hat einen Typus des Erfinders ausgestellt, der kaum mit dem Klang des Namens an jene Vorstellungen erinnert und durch die Zahl seiner Artgenossen und seine schwer zu überschätzende Bedeutung für das Wirtschaftsleben der ganzen Menschheit heute eine herrschende Stellung einnimmt. Mit dem Erfinder dieser Art hat man es zu tun, wenn man heute das Wort ohne Einschränkung gebraucht sieht.

Er ist kein Weltbeglücker und Berufsphilanthrop, sondern ein durch und durch nüchterner Denker, der alle geistigen Hilfsmittel einer überreichen Kulturwelt in zielbewußter Arbeit zusammenfaßt, um irgend einen technischen Fortschritt auf diesem oder jenem Gebiete menschlicher Tätigkeit zu verwirklichen und zu verwerten. Das heißt: Hat er in angespannter Beschäftigung mit seinem Gegenstande eine neue Idee gefunden und bis zur Anwendbarkeit ausgereift, so wünscht er ein — D. R. P.

Da gilt es vor allem darüber klar zu werden, was Gesetz und patentamtliche Uebung unter einer Erfindung verstehen. Es ist nicht so ganz einfach, dahinter zu kommen. Weder enthält das Patentgesetz eine Begriffsbestimmung, noch haben Patentamt und Rechtsprechung nach jahrzehntelanger Tätigkeit eine solche gegeben. Die wenigen Merkmale, welche das Patentgesetz fordert, sind Neuheit und gewerbliche Verwertbarkeit, das Patentamt fügt gelegentlich hinzu, eine Erfindung sei eine über das gewöhnliche Maß fachmännischer Tätigkeit hinausgehende schöpferische Leistung.

Eine Welt der Interpretationen eröffnet sich. Vor ihr scheiden sich die Wege der Erfinder. Der eine weitaus größere Teil derselben vertraut freiwillig oder notgedrungen seine Sache erfahrenen Kennern jener Welt an, der andere wählt den gefährlicheren, mühsameren, aber auch aussichtsvolleren Weg, sie selbst kennen und beherrschen zu lernen. Begleiten wir den Wanderer dieses Zieles.

Es fragt sich zunächst, ob seine Sache neu, das heißt nicht durch eine innerhalb der letzten hundert Jahre, vom Tage der Anmeldung an gerechnet, erschienene, druckschriftliche Veröffentlichung bekannt geworden ist. Obschon ein genauer Kenner seines Arbeitsgebietes, ist der Fragesteller nur in den allerseltensten Fällen imstande, eine befriedigende Antwort zu geben, denn das Material für die Nachforschung ist heute selbst auf den jüngsten Gebieten viel zu umfangreich und schwer zugänglich, als daß die Mittel des Einzelnen ausreichen könnten. Zum Glück hat in Deutschland das Gesetz selbst die Feststellung der Neuheit einer Erfindung, für welche der Patentschutz gesucht wird, einer Behörde übertragen, welche alle Unzulänglichkeit der Mittel des Erfinders in vollkommenster Weise ergänzt. Das deutsche Patentamt, im Besitze einer lückenlosen Bibliothek, einer ausgezeichneten Organisation und eines unvergleichlichen Beamtenstabes prüft von Amts wegen mit solchem Erfolge auf Neuheit, daß vielfach in Ländern, welche eine amtliche Prüfung derart nicht kennen, selbstverständlich die Neuheit nicht weniger fordern, den Nachweis aber dem Erfinder vor den Gerichten überlassen, ein Patent erst dann für voll angesehen wird, wenn die Neuheit durch Erteilung eines deutschen Patents geradezu außer allen Zweifel gestellt ist. Also der praktische Erfinder hält sich nicht lange auf mit der Frage der Neuheit, sondern meldet seine Sache an, überzeugt, daß er für 20 Reichsmark Anmeldegebühr in dem Prüfungsresultat des Patentamts eine Arbeit geleistet erhält, die er auf anderem Wege überhaupt nicht und um keinen Preis bekommen kann und welche zudem noch die Prüfung hinsichtlich der übrigen gesetzlichen Voraussetzungen der Patenterteilung umfaßt. Unnötig zu sagen, daß die Anmeldung in allen vorgeschriebenen Formen gemacht ist. Nach vier bis sechs Wochen, in hartnäckigeren Fällen auch später, trifft die erste Antwort ein. Da gibt es nun für den Anfänger wenigstens meist eine je nach der Größe der Erwartung und der Höhe der Selbsteinschätzung mehr oder minder schmerzhafte Ueberraschung. Mit Erstaunen bemerkt man, wie außerordentlich viele sinnreiche und originelle Köpfe es schon gegeben hat, wie viele und bessere Formen ein und derselbe Grundgedanke annehmen kann und wie gerade für dies und das Problem gleichzeitig und von allen Seiten die Lösung gesucht und gefunden wird. Nun treten zwei Fälle ein: Entweder behauptet der Herr Vorprüfer des Patentamts, die angemeldet Erfindung sei durch diese oder jene Veröffentlichung ganz oder teilweise vorweggenommen. Trifft die erstere Behauptung zu, so sind Mühe, Arbeit und Auslagen, soweit sie in

dem erwarteten Patent ihren Gegenwert finden sollten, unwiederbringlich verloren. Im zweiten Fall ist — wiederum die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt — zu untersuchen, ob der übrig gebliebene patentfähige Rest der Patentierung überhaupt wert ist. In beiden Fällen aber handelt es sich darum, die patentamtliche Identifikation der angemeldeten Erfindung mit den entgegengehaltenen auf ihre Berechtigung zu prüfen. Das ist oft sehr einfach und hat dann meist zur Folge, daß das Patentamt von der Angelegenheit nichts mehr hört, ist aber manchmal auch äußerst schwierig und führt zu einem geistigen Ringkampf zwischen Erfinder und Vorprüfer, der entweder mit dem Verzicht eines der Kämpfenden endigt oder auf Verlangen des Erfinders vor einer zweiten und letzten höheren Instanz, der Beschwerdeabteilung des Patentamts, fortgeführt, die Erteilung des Patents oder die endgültige Zurückweisung des Patentgesuchs zum Ergebnis hat. Wer solche Kämpfe öfters durchgefochten hat, der ist gerne geneigt, dem göttlichen Plato beizustimmen, wenn er das Identifizieren für die Krone und Blüte aller Denkoperationen erklärt hat.

Sind die Fragen der Neuheit und der gewerblichen Verwertbarkeit — letztere bietet meistens keinen Anstand — zugunsten des Erfinders entschieden, so bleibt noch die Frage nach dem Umfang des zu gewährenden Patentschutzes, der Kampf um die Seele des Patents, um den oder die Patentansprüche.

Da sagt nun ein ungeschriebenes Gesetz: Das Patentamt gewährt an Patentschutz so viel als der Erfinder verlangt, vorausgesetzt, daß der Inhalt der angemeldeten Erfindung das Verlangen rechtfertigt, es gewährt aber auch nur das, was der Erfinder verlangt, auch wenn der Inhalt der Erfindung einen umfangreicheren Schutzanspruch begründen könnte. Hieraus ergibt sich, daß ein verkehrter Patentanspruch den Wert eines Patents auf die größte Erfindung auf Null heruntersetzen kann. Man könnte sich einen Augenblick wundern über die Zurückhaltung des Patentamts, das dem Bedürfnis nach einem geregelten staatlichen Schutz des geistigen, in Erfindungen niedergelegten Eigentums geradezu sein Dasein verdankt. Doch hat das Patentamt noch eine zweite, im Grunde noch wichtigere Aufgabe, die Allgemeinheit vor Einschränkung zu schützen. Diese Aufgabe schließt eine Parteinahme auch für den genialsten, unerfahrenen Erfinder seitens des Patentamts aus, abgesehen davon, daß der bescheidenere Anspruch, ja der verkehrte, nicht bloß der Unerfahrenheit, sondern auch der Absicht entsprungen sein kann.

So bildet die Abfassung von Patentbeschreibung und Patentansprüchen — auf die Beschreibung der Erfindung wird in Zweifelsfällen über den Umfang des Schutzanspruchs in erster Linie zurückgegriffen — eine Kunst, welche oft mehr Arbeit und Scharfsinn erfordert als die Erfindung selbst und aus der unscheinbarsten Sache einen Wertgegenstand ersten Ranges machen kann.

Ist nun auch über die Fassung der Patentansprüche Einigung erzielt, so wird die Anmeldung zwei Monate lang öffentlich ausgelegt, innerhalb welcher Frist gegen die Erteilung des Patents Einspruch erhoben werden kann. War kein Einspruch erfolgt, so wird das Patent erteilt. Der Erfinder liest das freudige Ereignis im Reichsanzeiger und findet nach einiger Zeit Patenturkunde und Patentschrift auf seinem Schreibtisch.

Was ist erreicht? Nicht mehr und nicht weniger als was § 4 des Patentgesetzes sagt: Das Patent hat die Wirkung, daß der Patentinhaber ausschließlich befugt ist, gewerbsmäßig den Gegenstand der Erfindung herzustellen, in Verkehr zu bringen, feilzuhalten oder zu gebrauchen.

Die Errungenschaft ist also zunächst etwas Negatives, der Ausschluß der Nichterfinder, eine Einschränkung der Allgemeinheit und der Wert des Patents beruht darauf, ob und wie schwer die Allgemeinheit jene Einschränkung empfindet und ob und um welchen Preis sie willens ist, sich von derselben zu befreien. Man sieht, daß dieser Wert mit der patentgesetzlichen Forderung der gewerblichen Verwertbarkeit, welche nur eine Möglichkeit verlangt, nichts zu tun hat. Ist jener Wunsch der Befreiung bei der Mitwelt stark und bezieht er sich auf einen Gegenstand ausgedehnten Gebrauchs und weiß der Erfinder seinen Schatz zu wahren, so mag sein Erfolg wohl immer noch an den Märchenprinzen gemahnen. Ist aber jener Wunsch nicht vorhanden und nicht zu erwecken, dann ist jede Mühe und Arbeit verloren. Zwischen den Wenigen der ersten Art und den Vielzuvielen der zweiten aber steht der Erfinder, von dem hier die Rede war, dessen klare stille Arbeit das Angesicht der Erde verändert.

J. Baumann.

Bücher und Zeitschriften.

* **Moderne französische Romane.** Von René Bazin, dem Verfasser der „Terre qui meurt", „Les Oberlé", „Donatienne", ist (bei Calmonn Léoy) eben ein Novellenband erschienen, der sich nach der ersten der Erzählungen „Le Guide de l'Empereur" nennt. Gegen seine Gewohnheit hat der neue Akademiker, der im südwestlichen Loiregebiete heimisch ist, den Schauplatz dieser Novelle nach der Ostgrenze verlegt, nach Toul. Hier lebt der pensionierte Hauptmann Audouin, der bei Reichshofen zum Krüppel geschossen wurde, mit seiner Tochter Véronique, deren Erwerb als Musiklehrerin zur Behaglichkeit des kleinen Haushaltes beiträgt. In einer stürmischen Herbstnacht bringt eine junge Frau ein kleines Kind, mit dem sie sich in die Mosel hatte stürzen wollen. Dann verschwindet sie, um ihrem Manne zu folgen, einem Eisässer, der an den nahen Festungswerken arbeitete, aber als „Ausländer" erkannt und entlassen worden ist. Véranique Audouin will das Kind behalten. Der Alte sträubt sich zuerst, weil er nicht dazu da ist, einen „Prussien" großzuziehen, aber er läßt sich durch die Bitten der Tochter erweichen. So wird der kleine Charles Huber der Pflegling der einen, der Liebling des anderen, welcher nun auf die Revanche sinnt, aus dem Deutschen einen französischen Offizier zu machen. Er unterrichtet den gelehrigen Schüler in den Pflichten eines tüchtigen Soldaten, während Véronique bei dem gut gearteten Knaben die Herzensgüte, den heiteren Sinn ausbildet. Charles Huber ist vierzehn Jahre alt, als Hauptmann Audouin vom Gerichte Anzeige erhält, daß der Vater, Holzhacker in den Vogesen, seinen Sohn zurückverlangt. Er will mit dem Knaben nach Frankreich hinein fliehen. Allein Véranique setzt es tiefbetrübten Herzens durch, daß dieser seine Kindespflicht erfülle und zu den ihm unbekannten Eltern ziehe. Charles muß diesen in den Vogesen bei der Arbeit helfen, und schreibt nur selten nach Toul, kurz, aber stets liebevoll. Im Januar 1899 erhält Audouin einen Brief aus Straßburg: „Lieber Pate, liebe Patin, ich liege krank im Militärhospital, kommt zu mir, Charles Huber." Der Hauptmann fährt allein — die Reise ist für zwei zu teuer — und findet seinen Liebling in guter Pflege, aber schwer krank im Militärlazaret. Ein Stabsarzt erzählt ihm, daß Huber sich am 8. Januar erkältet hat, indem er dem unvermutet in Straßburg eingetroffenen Kaiser, der die Garnison allarmieren ließ, als Führer nach dem Polygon diente. Die Diagnose des Arztes, eines großen blonden, sehr feinen und ernsten Mannes mit goldener Brille lautete: Doppelte Lungenentzündung, bedenklicher Zustand. Das Wiedersehen ist tief ergreifend. Der alte Offizier grollt: „Mein armer Junge, dein Kaiser ist an deinem Uebel schuld." Der junge Soldat rafft seine Kräfte zusammen um zu sagen: „Klagen Sie den Kaiser nicht an, ich dachte an Sie, als ich ihn führte. Ich habe gut dienen wollen, wie Sie mich früher lehrten. Und er ist gütig gewesen, er hat freundlich mit mir gesprochen." Dann fügte der Kranke einige Worte des Gedenkens für seine Patin Véronique hinzu. Wenige Tage später wölbte sich über dem Soldaten Charles Huber ein Grabhügel, und darauf lag ein Kranz aus natürlichen Blumen mit einer schwarz-weiß-roten Schleife, den eine hochgestellte Persönlichkeit durch einen Offizier geschickt hatte; daneben ein Kranz aus schwarzen Perlen mit der Inschrift: Charles Huber — Sein Pate, der auf ihn stolz ist, und ein ganz kleiner aus Immortellen mit dem Namen Véronique.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

* 5. Mai. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. 1. Herr Pischel las über Bruchstücke des Sanskrittexts der Buddhisten aus Idykutsari, Chinesisch-Turkestan. Es wurde nachgewiesen, daß in den Resten eines von Professor Grünwedel aus Chinesisch-Turkestan mitgebrachten Holzblockdruckes sich Bruchstücke des für verloren geltenden Sanskrittexts der Buddhisten befinden. Seine Sprache und sein Verhältnis zum Pâlikanon wurde erörtert. 2. Herr van't Hoff legte eine Mitteilung der Herren R. Luther und F. Weigert über die Verwandlung des Anthrazens in Dianthrazen unter Einfluß des Lichts vor. Die Verfasser finden, daß die polymere Verwandlung des Anthrazens unter Einfluß des Lichts eine umkehrbare Reaktion ist. Dieselbe konnte in einem geeigneten Lösungsmittel bezüglich der obwaltenden Gesetzmäßigkeit untersucht werden, wobei sich im wesentlichen zeigte, daß im Gleichgewichtszustand die Menge des Dianthrazens der in der Zeiteinheit absorbierten Lichtmenge proportional ist. 3. Herr v. Bezold hat in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 14. April eine Abhandlung von Herrn Prof. Dr. K. Haußmann in Aachen vorgelegt: Magnetische Messungen im Ries und dessen Umgebung. Die Aufnahme in den Anhang zu den Abhandlungen des laufenden Jahres wurde heute beschlossen. Die Arbeit bildet eine Ergänzung der von Herrn Branca in den Abhandlungen 1902 veröffentlichten Untersuchungen über die geognostischen Verhältnisse des Rieskessels. Die verschiedenen beigegebenen Karten, insbesondere jene über die störenden Kräfte in dem betreffenden Gebiet, zeigen auffallende Beziehungen der magnetischen Verhältnisse zu dem geognostischen Aufbau. 4. Ueberreicht wurde von Herrn Koser ein Exemplar der von der Historischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegebenen Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken — 2. Abt. 3. Band; von Hrn. Sachau das von ihm herausgegebene Werk Ibn Saad, Biographien Mohammeds u. s. w. Bd. III. T. 1. Biographien der Mekkanischen Kämpfer Mohammeds in der Schlacht bei Bedr. Leiden, E. J. Brill, 1904; von Herrn Engler Berichte über die botanischen Ergebnisse der Nyassa-See- und Kinga-Gebirgs-Expedition der Wentzel-Stiftung. V. VI. VII; von Heren v. Bezold Veröffentlichungen des königlich preußischen Meteorologischen Instituts: A. Sprung und R. Süring, Ergebnisse der Wolkenbeobachtungen in Potsdam in den Jahren 1896 und 1897. Berlin 1903. 5. Weiter wurden vorgelegt Monumenta Germaniae historica. Necrologia Germaniae. Tom. II. Pars 2, nebst dem in den heutigen Bericht aufgenommenen Jahresbericht der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica. 6. Die Akademie hat auf den Vorschlag der vorberatenden Kommission der Bopp-Stiftung den Jahresertrag der Stiftung im Betrage von 1350 M. dem Oberlehrer am Realgymnasium in Döbeln (Sachsen) Herrn Dr. Johannes Hertel zur Fortsetzung seiner Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Fabel- und Märchenliteratur zuerkannt.

Die Wahl des ordentlichen Professors der englischen Philologie an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Dr. Alois Brandl, zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Akademie ist bestätigt worden. — Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Wilhelm His in Leipzig am 1. Mai durch den Tod verloren.

*

Kongreßberichte.

Allgemeiner deutscher Lehrertag.

S. & H. Königsberg i. Pr., 24. Mai. Unter ungeheuerem Zudrange der zur Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung hier eingetroffenen Delegierten wie auch der Königsberger Bürger trat heute Vormittag 10 Uhr die erste Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrertages im großen Festsaale des Königsberger Tiergartens zusammen. Die Zahl der Teilnehmer an der imposanten Festversammlung betrug über 6000. Als Vertreter der Oberpräsidial- und des kgl. Provinzial-Schulkollegiums wohnte Geheimrat Bode, als Vertreter der königlichen Regierung Geh. Ober-Regierungsrat Schnorbert, als Vertreter der Stadt Oberbürgermeister Corte und als Vertreter der Universität Geheimrat Arndt den Verhandlungen bei. Ferner bemerkte man unter den Teilnehmern den Stadtverordneten-Vorsteher von Königsberg, die Reichstagsabgeordneten Kopsch und Kyßling, sowie zahlreiche Lehrerinnen aus allen Teilen des Reiches. Als Vertreter des engeren Ausschusses des Allgemeinen deutschen Lehrervereins eröffnete die Sitzung dessen zweiter Vorsitzender Lehrer Duettner (Friedrichroda) mit einer Begrüßung der Teilnehmer und der Ehrengäste. Die deutsche Lehrerschaft, so führte er aus, sei gern und zahlreich nach Königsberg gekommen, weil sie eingedenk sei der hohen Bedeutung, die die alte Krönungs- und Universitätsstadt für die Deutschen habe. Als Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrervereins wurden Lehrer Klausnitzer (Berlin) zum ersten, der Obmann der hessischen Lehrerschaft, Lehrer Vageet (Darmstadt), zum zweiten und Oberlehrer Rudloff (Königsberg) zum dritten Vorsitzenden gewählt. Lehrer Klausnitzer übernahm den Vorsitz mit dem Wunsche, daß die Verhandlungen, über welche im Osten debattiert werde, vom Pfingstgeist erfüllt sein und in Frieden zu Ende geführt werden möchten. Der Redner gedachte dann des im letzten Jahre verstorbenen Geschäftsführers der Deutschen Lehrerversammlung Moerle (Gera) und teilte mit, daß an der Versammlung 385 gewählte Vertreter der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung teilnehmen und daß mit Ausnahme Elsaß-Lothringens alle deutschen Bundesstaaten bei dieser Tagung vertreten seien. Die Zahl der Delegiertenvertreter von 106,000 deutschen Volksschulen beläuft sich auf 3200, eine bisher noch nie erreichte Ziffer. (Lebhafter Beifall.) Es folgten dann die Begrüßungsansprachen. Die Versammlung sandte hierauf ein Huldigungstelegramm an den Kaiser ab. Zum Schluß begrüßte Lehrer Gutmann (München) namens des Bezirks-Lehrer-Vereins München die Lehrerversammlung. Wenn sich der Bayerische Landes-Lehrerverein nicht früher dem preußischen Lehrerverbande angeschlossen habe, so sei das nicht Partikularismus gewesen, sondern die bayerischen vereinsgesetzlichen Bestimmungen hätten dem Anschluß entgegengestanden. Redner dankt dann für die Wahl Münchens zum nächsten Tagungsort des Allgemeinen deutschen Lehrertages. Hierauf nahm die Versammlung die Vorträge entgegen. An erster Stelle sprach Universitätsprofessor Dr. Bassе (Königsberg) über Kant, indem er die Bedeutung Kants für die Pädagogik hervorhob und die Lehrerschaft zum Festhalten an den Kantischen Lehren ermahnte. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen des ersten Tages bildete die allgemeine Volksschule. Referent war Lehrer Guimann (München). Derselbe unterbreitete der Versammlung folgende Leitsätze: 1. Das vornehmste Ziel für eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres Volkes ist darin zu erblicken, daß es der auf blutiger Wahlstatt errungenen äußeren Einheit die innere zugesellt. Eines der Mittel, die zu diesem Ziele führen, ist die allgemeine Volksschule, in welcher die Kinder des gesamten Volkes mindestens 4 Jahre lang gemeinsam unterrichtet werden." 2. Tragen Organisation, Lehrplan und Unterrichtsverfahren der allgemeinen Volksschule den Anforderungen der Pädagogik Rechnung, so bietet sie nicht nur die zweckmäßigste Vorbereitung für die Oberstufe der Volksschule, sondern auch für alle übrigen weiterführenden Bildungsanstalten. 3. Die Erziehung der Kinder aller Stände leidet in der allgemeinen Volksschule durchaus nicht Not; sie erfährt im Gegenteil mannigfache Förderung, die Schulen nicht zu bieten vermögen, die nur von Kindern bestimmter Bevölkerungsgruppen besucht werden. 4. Die deutsche Lehrerschaft darf in ihrem Kampfe gegen die der allgemeinen Volksschule entgegenstehenden Vorurteile um so weniger erlahmen, als sich dieselbe überall da, wo sie seit längerer Zeit besteht, trefflich bewährt hat. Der Redner führt aus: Die in blutigem Kriege errungene äußere Einheit des Reiches werde erst dann recht wirksam

Digitized by Google

sein, wenn die innere Einheit des Reiches sich ihr zugesellt, die zur Zeit noch durch starke soziale und kulturelle Differenzpunkte gefährdet erscheint. Vor allem sei es das Gebiet der Schule, das eines liebevollen Eingehens bedürfe. Seine Forderung lautet: „Wir müssen die allgemeine Volksschule erhalten, die in erster Linie dazu beitragen wird, die sozialen Klassengegensätze nach Möglichkeit auszugleichen." Der von dem enragiertesten Gegner der allgemeinen Volksschule, Lehrer Ries (Frankfurt a. M.) gemachte Einwurf, daß die deutsche Volksschule infolge der nach vier Jahren doch erfolgenden Trennung der Schüler dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden vermöge, widersprächen Erfahrung und Ueberlegung. Wer da behaupten wolle, daß die wohlhabenden Kinder an den ärmlichen Kleidern der armen Schüler und ihren Umgangsformen Anstoß nehmen würden, verkennt die Kindesgemüter. Er wolle die Standesunterschiede nicht leugnen, doch seien diese nicht zu verwechseln mit ihren Auswüchsen, dem Standesdünkel und dem Klassenhaß, die entschieden bekämpft werden müßten. Die allgemeine Volksschule habe aber nicht nur an den Kindern, sondern auch an den Eltern eine soziale Aufgabe zu erfüllen. Der Redner verweist in dieser Beziehung auf die guten Erfolge, die man in Bayern mit der allgemeinen Volksschule gemacht habe und betonte, daß auch den Gesetzen des Christentums und denen des Staates, die beide von der Gleichheit aller Menschen reden, durch die Einführung der allgemeinen Volksschule durchaus entsprochen werde. Ein weiteres Bedenken gegen die allgemeine Volksschule sei auch die Vermehrung der Privatschulen. Die Erfahrung, die man in Bayern gemacht habe, bewiese jedoch gerade das Gegenteil. In München ständen 54,000 Kinder in der allgemeinen Volksschule 600 Privatschulkindern gegenüber. Nürnberg zähle in einer privaten Vorschule für Knaben im ganzen 28 und in den zahlreicheren Vorschulen für Mädchen 516 Kinder. In Augsburg gäbe es überhaupt keine Privatschulen, nur in zwei klösterlichen Stiften erhielten 100 Mädchen eine private Vorbildung. Für die allgemeine Volksschule aber dürfe ins Feld geführt werden, daß sie das Interesse aller Volksschichten an dem Wohlergehen der Volksschule hervorrufen würde.

In der Debatte nahm zuerst der von dem Referenten als Gegner der allgemeinen Volksschule bezeichnete Lehrer Ries (Frankfurt a. M.) das Wort, um seine Gegnerschaft eingehend zu begründen. Es gibt, so führte er aus, in der ganzen Welt keine Schule, die ein wirkliches sachliches Interesse daran hätte, ihre unteren und Mittelstufen mit Schülern zu füllen, von denen sie im voraus weiß, daß sie der Bildungsstufe in den ersten Klassen doch nicht zustrebe. Diese Schule arbeite vielmehr am sichersten und erfolgreichsten, wenn sie bis zum letzten Schuljahr einen möglichst konstanten Schulbesuch behält. Jede Belastung mit Passanten ist vom Uebel. Es gibt ferner keine Schule, die, ohne sich zu schaden, erklären darf, diejenigen Schüler, die sich durch große Intelligenz auszeichnen, müssen in andere höhere Schulen hineingegeben werden, denn jede Schule muß von sich das Vertrauen haben, daß sie selbst das Tüchtigste leistet. Keine Schule darf einseitig ihre Hoffnungen auf die Komposition ihrer Unterklassen setzen. Die anderen Teilnehmer an der Debatte stimmten im allgemeinen den Thesen Gutmanns zu, nur Dr. Hubert (Leipzig) beantragt eine Abänderung des ersten Teils derselben mit Hinblick auf die sächsischen Verhältnisse. Nach einem kurzen Schlußwort des Referenten Gutmann (München), in welchem dieser an Stelle seiner ersten beiden Thesen die von Hubert (Leipzig) eingebrachte Abänderungsthese in Vorschlag brachte, wurde diese in der Abstimmung einstimmig zusammen mit seinen Thesen 3 und 4 angenommen. Alle übrigen Anträge wurden abgelehnt. Damit endete die erste Hauptversammlung, der sich ein Festessen im Tiergarten anschloß.

---

* **Der Deutsche Gymnasialverein** hielt am 24. Mai unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Rats O. Jäger (Bonn) seine 13. Hauptversammlung in Marburg ab. Zur Vertretung der Interessen des humanistischen Gymnasiums 1890 gegründet, zählt er gegenwärtig nahezu 2200 Mitglieder; unter diesen befinden sich auch eine Anzahl Angehöriger nichtdeutscher Staaten, so von Oesterreich, dessen gegenwärtiger Kultusminister dem Vorstand des Vereins angehört, der Schweiz, der drei skandinavischen Länder, Holland, Nordamerika, Rußland und Griechenland. Die in den letzten Jahren gegründeten Ortsgruppen Frankfurt a. M. und Hamburg und der Niederrheinische Zweigverband veranstalten auch für sich regelmäßig Zusammenkünfte mit Vorträgen und Diskussionen. Die von O. Jäger und G. Uhlig redigierte Vereinszeitschrift „Das Humanistische Gymnasium" erscheint jährlich sechsmal in Heften von je 2½ Bogen.

In den die Verhandlungen der Marburger Versammlung einleitenden Worten weist der Vorsitzende darauf hin, daß die schwierige Lage, in der das humanistische Gymnasium sich befinde, sich in dem letzten Jahre kaum gebessert habe. Er betont die Notwendigkeit, die Verteidigung des Humanismus nicht nur defensiv, sondern auch angriffsweise zu führen, doch unter vollem und ehrlichem Festhalten an den in der „Braunschweiger Erklärung" zum Ausdruck gekommenen Grundsätzen.

Daran schloß sich der Vortrag des Professors der Archäologie an der Universität Marburg v. Sybel über Pflege des Kunstsinnes im Gymnasialunterricht. Er verlangt nicht besondere Stunden für Kunstunterricht, aber Vertiefung der dem Gymnasium obliegenden humanistischen Erziehung nach der ästhetischen Seite durch Verwertung auch der bildenden Kunst. Dabei kommt es nicht so sehr auf Kunstgeschichte an, als auf ästhetische Stimmung; nicht so sehr auf viele Bilder, als auf Versenkung in ein ausgewähltes Kunstwerk. Auch die Zeichenstunde soll der Pflege des Kunstsinns dienen. Klassizismus im engeren Sinne wünscht er vermieden; wer für alte Kunst, für Kunst überhaupt Verständnis sucht, muß auch ein Verhältnis haben zum zeitgenössischen künstlerischen Schaffen.

Sodann sprach Gymnasialdirektor Aly (Marburg) über „Die Bedeutung Ciceros für das humanistische Gymnasium". Er ging von der Bewegung aus, die sich in den 90er Jahren unter der Parole „Cicero redivivus" gegen Drumanns Auffassung gewendet hat und neuerdings von Friedrich Cauer in seinem Buche „Ciceros politisches Denken" bekämpft ist. Der Vortragende nahm eine mittlere Stellung in der Würdigung Ciceros ein, wie solche auch von Eduard Schwartz in seinen „Charakterköpfen" angedeutet ist. Er entwarf nunmehr eine eingehende Charakteristik des großen Sprachmeisters und fand seine Bedeutung vor allem in den Verdiensten um die Anbahnung einer römisch-hellenistischen Bildungsepoche und der auf ihr begründeten Humanitätsgesinnung. Die politische Bedeutung Ciceros ließ er dagegen sehr zurücktreten. Darauf erörterte er die Bedeutung seiner Schriften für das Gymnasium und stellte aus allen in Betracht kommenden Arten seiner literarischen Betätigung einen Kanon für die Schullektüre auf. Unter den angegebenen Gesichtspunkten erklärte der Vortragende auch in Zukunft Cicero für den wichtigsten lateinischen Schulschriftsteller, seine Werke vielfach für Jugendschriftsteller ersten Ranges.

Die umfangreiche und interessante an diesen Vortrag sich anschließende Diskussion ergab im allgemeinen Uebereinstimmung mit den Darlegungen des Redners; namentlich aber wurde hervorgehoben, daß Cicero in erster Linie um des sachlichen Interesses willen Gegenstand der Lektüre sein müsse.

An Stelle des durch Krankheit fern gehaltenen Geheimrats Uhlig erstattete Direktor Paul Cauer (Düsseldorf) Bericht über den gegenwärtigen Stand der schulpolitischen Bewegung. Redner besprach die wichtigeren Vorkommnisse des letzten Jahres, u. a. die Verhandlungen des Kongresses für Schulhygiene in Nürnberg, und verweilte etwas länger bei der für die Sache des Gymnasiums beunruhigenden Tatsache, daß Direktor Dr. Reinhardt von Frankfurt als vortragender Rat ins Kultusministerium berufen worden ist. Er betonte den Widerspruch zwischen dieser Maßregel und den dem alten Gymnasium günstigen Erklärungen, die der Herr Minister noch vor wenigen Wochen im Abgeordnetenhause abgegeben hat, begründete dann aber die Vermutung, daß der tatsächliche Rückschlag, den der Eifer für das Reformgymnasium neuerdings erlitten hat, durch Reinhardts Eintritt in die Regierung eher verstärkt als aufgehalten werden würde.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Das Schiller-Museum in Marbach hat in der jüngsten Zeit durch Geschenke und Ankäufe eine außerordentlich interessante Bereicherung erfahren. Dazu zählt vor allem die Arbeitsliste Schillers — ein Verzeichnis der Dramenstoffe, die er sich zur Bearbeitung ausgewählt hatte, und die er nun teils nur mit einem Namen, der später den Titel des Werkes bildete, teils mit einigen wenigen Worten in fortlaufender Reihenfolge notiert hatte, um später nach Vollendung der Arbeit den Vermerk in der Liste zu streichen, die er während seiner ganzen Schaffenszeit in seiner Schreibtischschublade verwahrte. Freifrau Mathilde v. Schiller hat die letzten in ihrem Besitze befindlichen Reliquien, vier Briefe des Dichters, dem Museum überwiesen. Durch Ankauf gelangte die Marbacher Sammlung in den Besitz des dramatischen Planes, den Schiller zu einem Seestück entworfen hatte, und der in den Ausgaben des Nachlasses unter dem Titel Das Schiff veröffentlicht ist. Ferner wurden die Handschriften von zwei Rätseln aus Turandot dem Museum einverleibt und ebenso das lateinische Gedicht an Delon Zilling, worin Schiller im Jahre 1771 für die Bewilligung der Herbstferien seinen Dank aussprach. Der bisherige Leiter des Schiller-Archivs, Dr. Müller aus Tübingen, dem auch die übersichtliche Ordnung der reichen Schätze des Museums zu danken ist, tritt demnächst von diesem Posten zurück; sein Nachfolger soll in Marbach seinen dauernden Wohnsitz nehmen, während Prof. Otto Günther in Stuttgart der Leiter des Schiller-Museums und der vom Schwäbischen Schiller-Verein zu veranstaltenden Veröffentlichungen ist. Die erste wird das Marbacher Schiller-Buch sein, ursprünglich zur Feier der hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag für den 9. Mai 1905 geplant, aber schon soweit vorbereitet, daß es noch vor Ablauf dieses Jahres wird ausgegeben werden können. Außer Mitteilungen aus dem handschriftlichen Besitz des Schiller-Archivs und einigen auf den Dichter und seine Zeit bezüglichen Abhandlungen wird das Schiller-Buch, das einen stattlichen Quartband bilden soll, auch Nachbildungen von teilweise fast unbekannten Originalbildern und von Handschriften aus der Schiller-Zeit bringen, die sich im Besitze des Museums befinden.

* Der Golfstrom. In New-York einlaufende Dampfer melden laut Kabeltelegramm eine starke Zunahme der Geschwindigkeit des Golfstroms, wodurch die Fahrzeiten der Schiffe stark beeinflußt werden. Die nach Amerika fahrenden Schiffe haben wesentliche Verspätungen, z. B. der Kaiser Wilhelm 10 Stunden, die Bremen 24 Stunden, die Palatia 36 Stunden. Die nach Europa gehenden Schiffe fuhren dagegen unter dem Einfluß der Strömung schneller als sonst.

*

Hochschulnachrichten.

Z. **Würzburg.** An der hiesigen Hochschule wurde Frln. Helene A'Nonu aus Jassy in Rumänien zum Doktor der Philosophie promoviert. Sie ist, nachdem im vorigen Jahre eine Engländerin den philosophischen Doktorhut errang, der zweite weibliche Doktor unserer Hochschule.

hc. **Straßburg.** Mit einer Schrift „Grundzüge der chemischen Pflanzenuntersuchung" habilitierte sich der erste Assistent am pharmazeutischen Institut Dr. Leopold Rosenthaler an der hiesigen Universität als Privatdozent für Pharmazie. — Prof. Dr. Herm. Bloch wird einem Rufe als Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Rostock folgen.

hc. **Berlin.** Der Oberingenieur der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin, Dr. ing. Walter Reichel, ist zum etatsmäßigen Professor in der Abteilung für Maschinen-Ingenieurwesen an der Berliner Technischen Hochschule ernannt worden. Reichel, der am 13. Februar 1903 an der Berliner Technischen Hochschule promovierte, übernimmt mit 1. Juli d. J. die neuerrichtete Professur für Elektrotechnik. — Dem dirigierenden Arzt des Auguste-Viktoria-Krankenhauses in Neu-Weißensee, Dr. med. Hermann Weber, ist der Professor-Titel verliehen worden.

* **Budapest.** In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der Reichstagsabgeordnete Dr. R. Hegedüs als Privatdozent für Finanzlehre eingeführt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Philipp Frey: Der Kampf der Geschlechter. Wien und Leipzig 1904. Wiener Verlag. 104 S. — Paul und Viktor Margueritte: Zwei Freundesleben. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Ebenda 1904. 422 S. — John Antoine Nau: Die feindliche Kraft. Roman. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Ellen Godwyn. Ebda. 366 S. — Hermann Bahr: Unter sich. Ein Arme Leut-Stück. Ebda. 1904. 73 S. — Max Winter: Im dunkelsten Wien. Ebda. 1904. 152 S. — Max Mell: Lateinische Erzählungen. Ebda. 1904. 115 S. — Raoul Auernheimer: Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband. 2. Aufl. Ebda. 1904. 252 S. — Saint-Georges de Boudélier: Lucie, die Geschichte eines gefallenen und zur Verbrecherin gewordenen Mädchens. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Französischen. Ebda. 1904. 354 S. — Hans v. Kahlenberg: Die sieben Geschichten der Prinzessin Kolibri. Ebda. 1904. 269 S. — Claudine Cacchi: Erinnerungen einer Tänzerin. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Italienischen von Otto Eisenschitz. 2. Aufl. Ebda. 1904. 245 S. — Hans Mayer: Die neueren Strahlungen. Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung (Becquerelstrahlen). Vom Standpunkte der modernen Elektronentheorie etc. etc. bearbeitet und im Zusammenhange dargestellt. Mährisch-Ostrau etc. 1904. R. Papauschek. 65 S. — Dr. Friedrich Scholz zu Bremen: Die moralische Anästhesie. Für Aerzte und Juristen. Leipzig 1904. Eduard Heinrich Meyer. 163 S. — Dr. Heinrich Meyer-Benfey in Göttingen: Herder und Kant. Der deutsche Idealismus und seine Bedeutung für die Gegenwart. Halle a. S. 1904. 114 S. — Hans Feber: Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick in das 20. Jahrhundert. Zürich 1904. Schulthess u. Co. 220 S. — Ernst Berger, Maler: Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Maltechnik. Mit Unterstützung des kgl. preuss. Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten herausgegeben. I. u. II.: Die Maltechnik des Altertums. Nach den Quellen. Fundon, chemischen Analysen und eigenen Versuchen. Vollst. umgearb. Auflage der „Erläuterungen zu den Versuchen zur Rekonstruktion der Maltechnik des Altertums". München 1904. G. D. W. Callwey. 313 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Manuskripte

erwirbt aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Philosophie, Literaturgeschichte und Kunstwissenschaft, Geschichte, Philologie, Biographien, Pädagogik, Theologie und Sozialwissenschaften, Biologie und Anthropologie streng wissenschaftl. u. gemeinverständl. Art, ferner aus der schönen Literatur. Vorbericht erb. Albert Kohler, Verlag, Berlin NW 7.

Soeben erschien:

Moralphilosophische Vorträge

von

Dr. Josef Müller in München

Preis M. 1.20, m. Pto. M. 1.30.

Verlag Bellhorn u. Cremer Nachf. Würzburg. (7366)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 26. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Soziologie und Reinkes Dominanten-Theorie. Von Gustav Ratzenhofer.

Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg. Eine Entgegnung. Von Ernst Hauviller.

II. Bücher und Zeitschriften.

Cotta'sche Handbibliothek.

III. Allgemeine Rundschau.

Münchener Orientalische Gesellschaft. — Der „Russische Aerzterat“. — Kongreßbericht. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Soziologie und Reinkes Dominanten-Theorie.

Von Gustav Ratzenhofer.

Jede Lehre von den sozialen Beziehungen der Menschen muß ihr Forschungsgebiet nach zwei unter sich grundsätzlich verschiedenen Richtungen ausdehnen: 1. In der Richtung der praktischen Erfahrungen, wobei alle beschreibenden Wissenschaften über den Menschen, seine Rassen, seine Soziolgebilde, deren ökonomische, politische, sittliche und ästhetische Wirksamkeit, ferner alle Statistik in Betracht kommt. 2. In der Richtung der intellektuellen und experimentellen Erfahrungen, welche durch die Naturwissenschaft überhaupt, durch die Biologie und Psychologie im besonderen gewonnen und durch die Philosophie einer grundlegenden Weltanschauung zugeführt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die erstere Richtung der Forschung bereits heute, wo die Gesellschaftslehre (Soziologie) noch in der Kindheit ledt, für den einzelnen kaum mehr zu bewältigende Massen von Erfahrungen gesammelt hat, ohne daß es gelungen wäre, diesen Schätzen jenen Gewinn zu entnehmen, um den es sich in letzter Linie handelt: die Ermittlung von Lehren, wie die Gesellschaft befriedigende Zustände erreichen kann. Dieser Widerspruch zwischen den Forschungsresultaten auf nationalökonomischem, ethnographischem, demographischem und allgemein historischem Gebiet mit dem wissenschaftlichen Erfolg erregt in uns umsomehr Zweifel, ob es je möglich sein wird, dieser Richtung allein eine Gesellschaftswissenschaft abzugewinnen, als bei dem modernen Spezialisierungsdrang auch eine unabsehbare Vermehrung des Materials und dieser Wissenszweige selbst vorauszusehen ist. Diese wenig ermutigenden Beobachtungen klären sich aber zu einem hoffnungsvollen Zielbewußtsein ab, wenn wir unsere Aufmerksamkeit der anderen Forschungsrichtung zuwenden. Wenn auch die auf diesem Wege gewonnenen soziologischen Früchte nicht befriedigen, so beruht dies zum Teile auf der Neuheit, die Gesetze der Gesellschaft den biologischen und psychologischen Elementen des Menschen entnehmen zu wollen, auf dem Mißtrauen, welchem die Philosophie seit Hegel als Enthüllerin solcher Gesetzlichkeit begegnet, aber auch darauf, daß die Methode, wie die biologischen und psychologischen Erfahrungen für die Gesellschaftswissenschaft zu verwerten sind, wie die Philosophie als zusammenfassende Disziplin zu wirken vermag, im allgemeinen unbekannt ist. Wer aber, ohne die praktischen Erscheinungen aus dem Auge zu verlieren, es nicht versäumte, auch die biologischen, psychologischen und philosophischen Momente der soziologischen Forschung in Betracht zu ziehen, dem dürfte bei richtiger Auffassung der waltenden Wechselbeziehungen klar geworden sein, daß ein Zusammenwirken beider Richtungen die Methode ist, welche die innere Uebereinstimmung zwischen der sozialen und individuellen Gesetzlichkeit offenbart. Es zeigt sich, daß den individuellen Anlagen des Menschen Kräfte und Triebe innewohnen, die den Grundzug seines sozialen Verhaltens bestimmen, so daß die Gesellschaft selbst nur als ein Mittel für die Erreichung subjektiver Zwecke erscheint, die in jenen Anlagen und Trieben begründet sind.

Diese Einsicht ist hinreichend, den soziologischen Denker darüber zu arientieren, was er in den Forschungsmassen der praktischen Erscheinungen zu suchen hat, wodurch sie ihren heute noch erdrückenden und verwirrenden Einfluß verlieren, daher erst das werden, wozu sie herbeigebracht wurden: Mittel, jene Lehren zu klären und zu erhärten, die uns die soziale Wesenheit des Menschen gegeben haben. In diesem Zusammenwirken beider Richtungen der Wissenschaft werden wir durch die praktischen Erfahrungen vor allen Hirngespinsten bewahrt, während uns die durchsichtigeren Lehren der Biologie und ihrer philosophischen Ergänzung die Ideen an die Hand geben, um das ungeheure Material sozialer Tatsachen zu organisieren und die planlose Forschungsgier unserer Zeit in fruchtbare Bahnen zu lenken.

Wenn wir bei Anwendung dieser Methode berechtigt sind, der Psychologie volles Vertrauen entgegenzubringen, so beruht dies in dem Umstande, daß sie, zum Teil selbst Naturwissenschaft geworden, der subjektiven Beobachtung die experimentelle und physiologische Psychologie an die Seite stellt. Wenn wir endlich auch die Philosophie nicht länger mehr als eine Gefahr für die sachliche Behandlung realer Fragen ansehen dürfen, so ist dies in deren Entwicklungsweise von der vernunftgemäßen Dialektik zum Positivismus und zur Naturphilosophie auf Grund der Erfahrung begründet. Durch sie muß es gelingen, eine Weltanschauung zu gewinnen, welche einwurfsfrei aller exakten und empirischen Wissenschaft gegenübersteht und die unumstößliche Grundlage für die Gesetzlichkeit der menschlichen Wechselbeziehungen zu bilden vermag. Denn wir müssen uns eindringlichst vor Augen führen, daß eine soziologische Wissenschaft nie aus irgend einem Spezialwissen und vereinzelten Forschungsgebiet, sei es die Anthropologie oder die Biologie, die Volkswirtschaftslehre, die Geographie oder die Geschichte, heraus zu entwickeln möglich ist; sie kann nur das Produkt des Zusammenwirkens aller Wissenschaft sein, so wie die richtige Philosophie Resultat, aber auch Grundlage aller Erkenntnis ist.

Im Zusammenhange mit den naturphilosophischen Bestrebungen unserer Zeit verdienen daher die Werke des Biologen Professor Reinke unsere vollste Aufmerksamkeit. Ich verweise insbesondere auf eine präzise Darstellung seiner Dominantentheorie, welche in Verfolg eines schrift-

lichen Verkehrs mit Eduard v. Hartmann in den Preußischen Jahrbüchern[1]) erschienen ist. Reinke befreit hier den philosophischen Kern seiner Ideenrichtung von allem Beiwerk, ein Vorgang, hinsichtlich dessen zu wünschen wäre, daß sich seiner alle Philosophen bedienen würden; es gäbe dann sicherlich weniger Philosophien und dafür mehr philosophisches Verständnis. Diese Theorie stellt sich nunmehr als das streng wissenschaftliche Bemühen dar, auf naturphilosophischem Wege zu einer befriedigenden Erkenntnistheorie über das Sein und Werden der Organismen zu gelangen. Reinke sagt indirekt: „So weit bin ich hiebei gelangt", und stellt es in echter Vornehmheit des Forschers noch objektiver Wahrheit seiner Mitwelt frei, die von ihm eingeschlagenen Pfade zur Vertiefung der Erkenntnis weiter zu verfolgen. Bei diesem Sachverhalt muß man es umsomehr bedauern, wenn sich Häckel in seinem „Nachwort zur Schrift über die Welträtsel"[2]) zu folgendem Urteil hinreißen läßt: „Zu welchen Absurditäten und unbegreiflichen Widersprüchen der Vitalismus führt, kann man aus den bekannten Schriften Reinkes sehen; . . . durch seine Hypothese von den Dominanten schleicht sich wieder die Mystik in die Weltanschauung ein." Würde Häckel seine Weltanschauung „von der Substanz, die Empfindung und Bewegung hat" und auf Kraft und Materie beruht, ebenso streng wissenschaftlich und losgelöst von aller Phrase zur Darstellung bringen wie Reinke seine Dominantentheorie, so würde sich zeigen, daß Häckels Weltanschauung nicht nur auf mystischer Grundlage beruht, sondern, daß sie unhaltbar ist, und daß leider der literarische Erfolg „der Welträtsel" im umgekehrten Verhältnis zu ihrem philosophischen Wert steht. Immerhin bleibt jener Erfolg ein Beweis, wie sehr sich die gebildete Welt nach Aufklärung der „letzten Dinge" sehnt, und ein Sporn, diese auf dem Wege zu suchen, welcher sie wirklich bringen kann; und dieser Weg läuft mindestens mit jenem Reinkes in verwandter Richtung. Es ist dies jene Bahn, welche bereits von Descartes mit seiner Maschinentheorie eingeschlagen wurde, und welche Reinke zu der Einsicht führt, daß „beim maschinellen Geschehen zur Energie" (des Lebens) „ein Prinzip der Richtung hinzukommt".[3]) Dieses Prinzip spricht sich in den Maschinenbedingungen aus, welche Reinke als Richtung gebende Kräfte Dominanten nannte. Da aber mit der Anerkennung der Maschinenstruktur bei Organismen wohl die funktionelle, aber nicht die entwickelnde Betätigung erschöpft ist, so nennt Reinke jene lenkenden Dominanten Systemkraft und diese gestaltenden Kräfte schlechtweg Dominanten.

Wir sehen, daß die Theorie denjenigen Teil der organischen Kraft, welche die Schöpfung oder, besser gesagt, Entwicklung vollzieht, gleichsam heraushebt, so daß neben der die naturwissenschaftliche Analyse gestattenden Systemkraft die hypothetischen Dominanten stehen: ein Wort für jene rätselhafte Kraft, welche die Organismen schuf. Reinke kommt daher am Ende seiner Spekulation zu jener unenthüllbaren Tatsache, bei welcher noch jeder ehrliche Philosoph anlangte, ob er sie nun sodann Substanz oder Gott nannte. Wir dürfen es daher als eine über allem Zweifel stehende Erkenntnis ansehen, daß aller Philosophie letztes Wort das Welträtsel, das Unentstandene (ἀγένητον), wie es Aristoteles nennt, ist. Die Mystik der letzten Erkenntnis kann daher keinen Vorwurf bilden, sondern ist mit der Beschränktheit unserer individuellen Fähigkeiten gegeben.

So ungeheuer wichtig für den Menschen diese Erkenntnis bleibt, weil durch sie sein Transzendental- (religiöses) Interesse gegeben ist, so ungeheuer wichtig ist es für seine Realinteressen, daß der Weg, wie man zu jener Erkenntnis gelangt, der richtige sei, daß alle Erscheinungen, welche diesseits des Welträtsels liegen, aufgeklärt seien. Bei diesem Werke sind Hypothesen unvermeidlich, es handelt sich nur darum, solche anzuwenden, welche in keiner Hinsicht mit den Erfahrungen in Widerspruch stehen. — In diesem Sinne sucht auch Reinke über die Natur der Dominantenhypothese sich Aufschluß zu verschaffen. Er findet mancherlei Uebereinstimmung und Analogie zwischen der Maschinenstruktur und der Dominante eines Organismus, indem die Entwicklung gleichsam eine Fortsetzung der Funktion über das Maß der sinnfälligen Struktur ist. Sodann findet er, daß in den Dominanten die höhere Zweckmäßigkeit der Entwicklung also eine Intelligenz der rätselhaften Kraft zur Aeußerung gelangt. Die ganze Schöpfung erscheint als ein dynamisches Prinzip, womit Reinke an die energetische Weltanschauung Ostwalds anschließt, welche auch Kant nicht fremd war. —

Ueberblicken wir die Dominantentheorie, wie sie hier in kürzester Form und hoffentlich richtig dargestellt wurde, so kann der Umstand nicht verschwiegen werden, daß ihr eine Aufklärung über die Fundamentalbegriffe Kraft und Materie zugrunde gelegt werden sollte; denn gerade in einer der wichtigsten Annahmen sind Zweifel möglich, wie sich Reinke zu denselben stellt. Er nennt die organische Struktur „Systemkraft" und „Richtung gebende Kräfte", das Dominantenprinzip aber ein „nicht energetisches", ein Widerspruch mit dem Schluß, es auch ein „dynamisches" zu nennen. Es scheint auch v. Hartmann diesen Widerspruch empfunden zu haben, sonst würde er nicht bemerken, daß die Materie nur energetisch richtunggebend wirken könne.[4]) Dieser Widerspruch ist — wie ich glaube — durch die strenge Anlehnung an den physikolischen Energiebegriff für die in den Organismen tätige Kraft entstanden, während doch derselbe Begriff auch für die Systemkraft angewendet werden mußte. Es geht nicht an, daß wir bei erkenntnistheoretischen Fragen einerseits bei der Energie als letzte Erfahrungstatsache stehen bleiben, während wir anderseits für den hypothetischen Teil der Angelegenheit bis zur Transzendenz der Energie, das ist die Kraft, vordringen. Entweder muß auch für die Systemkraft eine energetische Vorstellung herrschen, wenn wir die Natur durch Energie belebt annehmen, oder es muß auch für diese Energie der Transzendentalbegriff angewendet werden, wenn wir in der Systemkraft Kräfte waltend vermuten. Um diesen logischen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, stehen uns längst gebrauchte Vorstellungen zur Verfügung, nämlich die potentielle Energie als Modalität der aktuellen Energie und die hinter jeder Energie notwendig waltende Kraft, um aus der Ruhe in die Bewegung und aus dieser zur Ruhe gelangen zu können.

Wenden wir diese Vorstellungen auf die Dominantentheorie an, so finden wir sofort eine überraschende Vereinfachung des Problems: in den Organismen waltet die von außen zugeführte aktuelle Energie, und diese wird von der potentiellen Energie der Struktur des Organismus gelenkt. Die andere Modifikation dieses Ausdruckes brauchen wir nicht zu konstruieren, weil wir wissen, daß hinter beiden Energien die transzendentale Kraft waltet und zwar wechselvoll in ihren beiden Energie-Modalitäten. Ich sage: wechselvoll, weil wir wissen, daß die Kraft dem Organismus als potentielle Energie, z. B. als Eiweiß, zugeführt wird, unter den chemischen oder katolytischen Einflüssen der Systemkraft, teils zur aktuellen Energie des bewußten Lebens, teils zur potentiellen Energie neu hinterlegter Systemkraft wird, welche gelegentlich, z. B. in dem Muskelfleisch sich wieder zur aktuellen Energie verwandelt; hierbei betätigt sich das Leben dadurch, daß es im Organismus die Zufuhr von weiteren potentiellen Energievorräten anregt und anderseits die Ausfuhr jener potentiellen Energie veranlaßt, welche bereits aktuell war (z. B. die Ausatmung von Kohlensäure) oder als Rest dieser Energie-Transformation gelten kann (z. B. der Harnstoff).

Wenn wir diese schematische Darstellung der energetischen Leistungen im Organismus näher erwägen, gelangen wir nicht bloß zu einer befriedigenden Aufklärung über die Dominantentheorie, sondern bei Heranziehung aller das Sein und Werden betreffenden philosophischen Gesichtspunkte zu einer widerspruchslosen Erkenntnistheorie, so daß sich die Fruchtbarkeit von Reinkes Methode, dem Welt-

[1]) Dezemberheft, 1902.
[2]) Volksausgabe; Bonn 1903.
[3]) Genanntes Heft, S. 504.
[4]) Dasselbe, S. 504.

rätsel näher zu rücken, vollkommen bewährt. Zunächst erkennen wir, daß die aktuelle Energie nicht, wie Reinke annimmt, etwas der Richtung gebenden Kraft, der organischen Struktur Fremdes, ein Zweites ist, sondern daß beide Kraftmodalitäten d a s s e l b e sind und nur wechselvoll einmal die Aufgabe der belebenden Energie und dann wieder die der Systemkraft haben. Ja, es ist gewiß, daß dieselbe Energie auch als Dominante waltet, welche kurz vorher noch die Struktur bildete, indem sie physiologisch ausgelöst, also aktuell jener Richtung folgt, welche ihr die Systemkraft gibt, um sofort abermals als potentiell gewordene Energie sich an der vergrößernden Entwicklung des Organismus im Sinne seiner Konfigurationsidee zu beteiligen; denn wir wissen ja von der aktuellen Energie, daß sie nicht bloß soweit wirkt, als die Richtung gebende Struktur reicht, sondern durch das Beharrungsvermögen darüber hinaus, bis z. B. eine chemische Kraft sie zwingt, die Bewegung einzustellen, um ein Kristall aber eine Zellenwand zu bilden.

Zwei wichtige Betrachtungen knüpfen sich an diese Erwägungen: die eine, welche sich über die Natur der in diesem Prozesse ausschließlich konstatierten Energie ausspricht, und die andere, welche uns in das Geheimnis jener gestaltenden Idee einführt, welche scheinbar unerklärlich den Dominanten innewohnt.

Es berührt eigentümlich, daß wir den Entwicklungsprozeß des Organismus schematisch darzustellen vermochten, ohne irgendwie das Bedürfnis gehabt zu haben, uns des Materienbegriffes zu bedienen. Wir erkennen, daß derselbe nicht bloß von der potentiellen Energie ersetzt erscheint, sondern daß wir ihn sogar als Vorstellung, selbst wenn wir wollten, nicht brauchen können; denn dieselbe potentielle Energie wird alsbald zur aktuellen und diese wieder zur potentiellen, so daß nirgends jener Begriff in unseren Vorstellungskreis rückt, den wir in der bisherigen Philosophie dem Kraftbegriff zur Seite stellen: die Materie als ruhendes, lebloses, raumerfüllendes Sein. Es gibt eben keine Materie, und das, was uns bisher zu dieser schemenhaften Begriffsfiktipulation verlockt hat, ist die potentielle Energie, welche man vielleicht, um unsere Dialektik zu unterstützen, Stoff nennen kann, welcher Stoff also nur eine Modalität der Kraft ist. Tatsächlich stellt sich jeder Stoff in der Erfahrung als Widerstand dar, das ist als raumhaltende Kraft. Diese raumhaltende Kraft wirkt energetisch durch die Elastizität, so daß z. B. die einen Eisenbahnzug leitenden Schienen im Sinne des Erhaltungsgesetzes entsprechend der Leitungsarbeit heiß werden. Insofern aber dieser Stoff keine richtunggebende Arbeit vollzieht, ist seine Kraft, im Sinne des Gesetzes von Lavoisier, unverwüstlich. Jeder Stoff wird nun gegebenenfalls zur bewegten oder belebten Kraft. So führt z. B. der tierische Organismus Kohlehydrate als Stoff ein, welche vom physiologischen Prozeß zur Wärme-Energie entbunden werden und, wieder zu Stoff geworden, als Kohlensäure und Wasserdampf den Organismus verlassen. In dieser Kraftmodalität werden sie z. B. vom Sonnenlicht als belebende und vom Chlorophyll der Pflanzen als richtunggebende Energie abermals unter Entbindung von Wärme- und Elektrizitäts-Energie in andere Stoffe umgesetzt, welche, wie bekannt, ihren neuerlichen Anteil an der Entwicklung von Lebensenergie und morphologischer Struktur aller Organismen haben, u. s. w. Dies ist der Kreislauf der Energien, potentiell zu den verschiedensten Staffen modifiziert, aus welchen die organische Welt hervorgeht unter steter Rückkehr in und Wiederkehr aus der anorganischen Welt.

Diese Weltauffassung, welche auf Grund der Erfahrung nur energetische Erscheinungen kennt, ist rein dem dynamischen Prinzip unterworfen. Da es unmöglich ist, der Kraft, als Transzendentalbegriff der Energien, Qualität, sondern nur möglich ist, ihr Quantität beizumessen, so ist diese Weltauffassung ferner die einzige wirklich monistische; ihr liegt die eine, universelle Kraft zu Grunde, die wir Urkraft nennen können.[5])

[5]) Häckels Monismus ist weit entfernt dieser Weltauffassung zu entsprechen.

Bei dem fortgesetzten Umsatz der Kraft durch alle Energiemodalitäten und in die verschiedensten Stofferscheinungen ohne Rücksicht auf den Aggregatzustand oder auf das Naturreich, welchem die Erscheinung angehört, geht es nicht an, den Begriff „Leben", wie sprachgebräuchlich, bloß auf die organische Welt beschränkt zu finden. Es ist nämlich die ganze Natur belebt, was sich in den selbsttätig waltenden Energien ausspricht. Beobachten wir nur die Kristallisation eines Salzes, so vermögen wir den Gedanken, daß hier Leben waltet, nicht mehr von uns zu weisen. Der Unterschied zwischen dem Leben in der organischen Welt und jenem in der anorganischen wurzelt darin, daß ersteres durch das Erwachen eines Bewußtseins charakterisiert ist. Und hiermit betreten wir das Gebiet der Dominantentheorie, welches Reinke, obwohl er die psychischen Kräfte anerkennt, der wissenschaftlichen Analyse entrückt annimmt: das Problem der Gestaltungsfähigkeit in den Organismen.

Daß man allen Organismen ein bewußtes Leben beimißt, auch den Pflanzen und Protisten, ist mit mehr oder weniger Bedenken von allen vorgeschrittenen Biologen zugestanden, und auch Reinke tut dies schon allein dadurch, daß er allen Organismen Instinkte zuschreibt.[6]) Was sind die Instinkte? — Instinkte sind die in den Anlagen eines Organismus hinterlegten Erfahrungen seiner Entwicklungsreihe. Mit jedem Geschöpfe wird auch der Trieb zur Selbsterhaltung geschaffen. Dieser Trieb, das angeborene Interesse an der Entwicklung, Anpassung an die Lebensbedingungen und Vervollkommnung, wird im Organismus durch Empfindungen von äußeren Eindrücken bewußt. Diese Empfindungen, an dem primitivsten Geschöpf nachweisbar, sind Erfahrungen, welche das Leben beim Aufbau des Organismus leiten. Dieser entwickelt sich daher 1. nach seinen angeborenen Anlagen, d. i. nach seiner Systemkraft, und 2. nach den Impulsen, welche ihm die Erfahrungen geben. Das Bewußtsein und das angeborene Interesse sind also die Dominanten, welche die Organismen gestaltet haben, während die normale Entwicklung von der mit den Keimen gegebenen Systemkraft aber den Anlagen geleitet wird. Die Instinkte sind zu intellektueller Systemkraft gewordene Anlagen, welche sich auf den Nervenapparat und das Gehirn, bezw. auf die diese Organe bei den niederen Organismen vertretenden Organe ausdehnen. Daß aber diese Instinkte dem Bewußtsein und nicht bloß dem Leben angehören, können wir sogar am Heliotropismus jedes Pflanzenblattes beobachten, wenn wir ihm die instinktive Wendung mit der Fläche senkrecht auf den stärksten, einfallenden Sonnenstrahl verhindern; sein Stengel sucht den Weg, um, wenn möglich, doch das Blatt in die interessengemäße Stellung zu bringen, wofür nicht der Instinkt ausreicht, sondern ein bewußtes Handeln, ja sogar eine primitive Intelligenz notwendig ist. So sehen wir das Bewußtsein durch die Erfahrungen an der Entwicklung der Arten tätig; wir erkennen in ihm den Bildungs- und Vervollkommnungsdrang aller Organismen, welcher sich speziell bei dem Menschen in dem wachsenden Gehirn, entsprechend seinem Wissensumfang, d. i. den Erfahrungen der Rasse ausspricht. Sobald Erfahrungen die Anlagen interessegemäß entwickelt haben, dann wirken sie instinktiv und die Handlungen bleiben, bloß geleitet von den sekundären Ganglien und dergleichen, unterbewußt, um sofort bewußt zu werden, wenn das individuelle Interesse tangiert wird.

Es fehlt hier der Raum, um diese Lehre noch weiter auszuführen; in dieser Hinsicht sei auf meine Werke, besonders „Die Kritik des Intellekts" (Leipzig 1902) verwiesen. Es würde aber auch diese Studie unvollständig sein, wenn ich nicht erklären würde, in welchem Zusammenhange dieses schaffende, leitende, bildende Bewußtsein der Organismen mit dem eigentlichen Inhalt des Seins, das ist der Kraft, steht. — Die Erfahrung lehrt uns, daß dieses Bewußtsein bei einer gewissen Stoffkonstellation eintritt, wie sie den Organismen zukommt; das Bewußtsein

[6]) „Ueber die in den Organismen wirksamen Kräfte." Leipzig, 1901. S. 10.

schwindet, wenn diese Stoffkonstellation alteriert wird (Ohnmacht) oder sich automatisch ändert (Schlaf) oder endlich zerstört wird (subjektiver Tod). Das Bewußtsein tritt daher ebenso in die Erscheinung, wie bei gewissen Stoffkonstellationen der Chemismus, die Elektrizität, das Licht und andere Energien auftreten; es ist daher eine Modalität der Kraft, die vollkommenste Energie-Erscheinung, die wir kennen, in ihrer Wesenheit ebenso rätselhaft wie die Urkraft selbst, der sie gleich allen anderen Energie-Erscheinungen inhärent ist. Wie wir also hinsichtlich aller Erscheinungen, welche das Leben in der Natur überhaupt, also auch alle mechanischen Vorgänge betreffen und welche diesen Vorgängen die Richtung geben, in letzter Linie erfahrungsgemäß auf Energien stoßen, so treffen wir hinhinsichtlich der Bildung und Entwicklung der Organismen als letzte erfahrungsgemäße Ursache auf Empfindungen und ihre notwendige Quelle, das Bewußtsein. Hinter beiden einzigen Gewißheiten, die der Mensch hat — die Energie als einzige objektive und das interessengemäße Bewußtsein als einzige subjektive Gewißheit —, steht der einheitliche, monistische Transzendentalbegriff: die bewußte Urkraft.

Von Hartmann geht im „Archiv für systematische Philosophie“ (IX. Band, 3. Heft) den Spuren der wissenden und gestaltenden Qualität in unübertrefflicher Weise nach und drückt das gelegentlich einer kritischen Behandlung desselben Gegenstandes, nämlich von Reinkes Dominantentheorie, in folgender Weise, Seite 367, aus: „Wir haben kein Recht, von einer vitalen Energiequalität zu sprechen, solange wir nicht die qualitativ abweichende Empfindungsqualität angeben können, die diese hypothetische Energieart in unserem Bewußtsein auslöst.“ Diese Qualität der fraglichen Energieart ist das inhärente Interesse, welches jedes bewußte Geschöpf empfindet, wenn irgend eine innere oder äußere Einwirkung an dasselbe herantritt. Das Leben, durch die Urkraft (von Hartmann als Zentralkräfte aufgefaßt) mechanisch gegeben, wird bei erwachtem Bewußtsein von dem ongeborenen Interesse geleitet. Daher findet die Entwicklung, d. i. Aufbau der Systemkraft, interessegemäß statt, sind Instinkte Wirkungen von den in der Entwicklungsreihe interessegemäß entstandenen Anlagen der unterbewußten Sphären des Intellekts (Bewußtseinsorganismus) und finden alle Willensakte interessegemäß statt. Die jedem bewußten Geschöpf eigentümliche Empfindungsqualität, das individuelle Interesse, ist der Ausdruck seiner Besonderheit in der Umgebung und im All, die ihm so lange zukommt, als es bewußt und physiologisch (unterbewußt) lebt. Das Interesse ist ein Ausdruck für den Willen der waltenden Urkraft, in dem Mikrokosmos eines Organismus das Bewußtsein zu erhalten, solange die hierfür notwendige Stoffkonstellation (Systemkraft) vorhanden ist. Da stehen wir wieder vor dem einheitlichen Prinzip aller Erscheinungen, der bewußtseinsfähigen Urkraft, dem ewigen Rätsel.

Es bedarf keines philosophischen Tiefblickes, um zu erkennen, wie die also vervollständigte Dominantentheorie im kausalen Zusammenhange mit den Hauptfragen jener Erkenntnistheorie steht, welche geeignet ist, den Materialismus mit dem Idealismus zu versöhnen. Wohl aber bedarf es noch des besonderen Hinweises, daß diese monistische, auf widerspruchslose Erfahrungen und Schlußfolgerungen basierte Weltanschauung die einzig mögliche Grundlage einer wissenschaftlichen Gesellschaftslehre ist. Denn ihre Lehre, daß die menschlichen Anlagen das morphologische Produkt der Erfahrungen der ganzen Entwicklungsreihe sind, ist die wissenschaftliche Erklärung des Rassenwertes, und zwar nicht bloß in begrifflicher, sondern auch in quantitativer und qualitativer Hinsicht, weil diese Lehre zeigt, welche relativen Zeiträume für die Festigung, Anpassung und Modifikation jeder Rassenanlage und der menschlichen Dauerformen anzunehmen sind.

Diese Weltanschauung enthüllt uns aber auch das Grundgesetz menschlicher Wechselbeziehungen; denn so wie die Selbsterhaltung des Individuums, seine Entwicklung und Vervollkommnung dessen angeborenes Interesse sind, so auch regiert dieses Interesse in allen sozialen Beziehungen. Dieses individuelle Interesse schafft stümperhaft die Systemkraft, daher wir von einer Zweckmäßigkeit des Naturgeschaffenen nur aus der kurzsichtigen Anschauung des Einzelnen reden können. Alle Zweckmäßigkeit ist begrenzt durch das Anlagevermögen eines Organismus, und alle Gebilde sind nur eine kausale Annäherung an die volle Zweckmäßigkeit. Gäbe es ein teleologisches Prinzip in der Natur, so würde es nur vollkommene Gebilde geben. Die Unvollkommenheit unseres Auges z. B., das viele Lichteffekte nicht sieht, wurzelt in seiner kausalen Entwicklungsweise; wäre diese final vorbedacht, so wäre das Auge vollkommen an sich und wir hätten sie im Kopfe nicht bloß vorne, sondern auch hinten.[1]) Ein Meer von Vorurteilen versinkt vor dem biologischen Gesetz, daß der Mensch nur gemäß seinem in den Anlagen wurzelnden Interesse handelt, und alle sozialen Fragen sind auf die Erforschung der wirtschaftlichen oder politischen Interessen reduziert, welche in einem gegebenen Falle in Betracht kommen. Freilich erfordert die untrügliche Erkenntnis dieser Wahrheiten eine tiefgehende Beschäftigung mit dem Lehrgebäude des monistischen Positivismus und der auf ihm beruhenden Soziologie, dessen Ideenkreis hier nur flüchtig gestreift wurde.

[1]) Siehe hierüber Reinke in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ vom 26. März 1904.

Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg.

Eine Entgegnung.[1])

Herr Professor Dr. A. Michaelis sah sich durch die Schilderung, welche ich in meinem Buche (Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus. Colmar i. E. [Walther Rook] 1904, vgl. S. 23 f. u. S. 45) über die Beziehungen von F. X. Kraus zur philosophischen Fakultät an der Straßburger Universität gebe, veranlaßt, in einem ausführlichen Schreiben an die Straßburger Post eine Darstellung der „wirklichen Vorgänge“ zu geben. Wenn ein so vornehmer Gelehrter wie Herr Professor Michaelis einen derartigen Schritt unternimmt, muß er wohl gute Gründe dafür haben. Ich sagte mir daher gleich, daß ich aus den Ausführungen des Straßburger Archäologen vielfache Belehrungen und wichtige Aufschlüsse über die, meiner Ansicht nach, leidige Angelegenheit erhalten würde.

Ich gestehe nun recht gerne, daß ich wirklich mancherlei Aufklärung in dem interessanten Exposé des Herrn Professor Dr. Michaelis fand. Nur kam mir bei eingehender Prüfung des wichtigen Schreibens unwillkürlich der Gedanke, daß eine gewisse Methode, eine Tendenz zugrunde liege. Und diese Methode ist keineswegs ungefährlich. Sie gleicht einem zweischneidigen Schwerte und, wie dieses, muß sie daher am richtigen Punkte, an einem festen Griffe angefaßt werden, sonst läuft der, welcher sich ihrer bedient, Gefahr, sich selbst zu verwunden. So trefflich nun die Klinge als solche sein mag, welche Herr Professor Michaelis zur Verteidigung der Straßburger Alma Mater ergriff, so unwirksam dürfte im vorliegenden Falle der Hieb sein, der mit ihr geführt wurde. Doch ich möchte dem Urteil des Lesers nicht vorgreifen.

Es sei mir zunächst gestattet, eine kurzes Resumé der von Herrn Professor Dr. Ad. Michaelis gemachten Ausstellungen und seines Erachtens wesentlichen Korrekturen zu geben.

Der Straßburger Archäologe stellt zunächst fest:

1. daß Kraus 1872 „mit dem seltsam formulierten Lehrauftrag für Geschichte und christliche Kunst-

[1]) Vgl. die Beilage Nr. 109, S. 270. Wir gewähren, da wir die Ausführungen des Herrn Professors Michaelis hier veröffentlichten, auch dieser Entgegnung gerne Raum, für deren Inhalt wir natürlich die Verantwortung dem Verfasser überlassen müssen. D. Red.

archäologie bei der Gründung der Universität nach Straßburg berufen wurde.

2. daß die Fakultät nach dem Abgang von Springer Vorschläge für dessen Ersatz machte, welche jahrelang unberücksichtigt blieben; daß dagegen das Kuratorium 1876 im März mitteilte, Kraus würde in Straßburg bleiben, obwohl er anderswo Aussicht auf ein Ordinariat habe, wenn er in Straßburg zum Ordinarius befördert werden würde.

3. daß ein Ordinariat für christliche Archäologie damals etwas Unerhörtes war, daß durch die Schaffung eines solchen die Fakultät Gefahr lief, das Ordinariat für Kunstgeschichte zu verlieren.

4. betont Herr Professor Dr. Michaelis: „Was sonst außer dem 1. Hefte der Kunsttopographie) damals von Kraus vorlag, wog wissenschaftlich nicht schwer. Wissenschaftliche Arbeiten von Bedeutung lagen damals im März 1876 nicht vor. . . . Herr Hauviller begeht den leichtbegreiflichen Fehler, die unleugbare spätere Bedeutung seines Helden auf jene akademischen Anfangsjahre zurückzuprojizieren."

5. Herr Professor Michaelis schreibt ferner: „Was ein wahrheitsliebender Kollege Kraus über Priesterkleid und Katholizismus als Hinderungsgründe berichtet hat, dafür muß diesem die Verantwortung überlassen bleiben. . . . Was auch eine gewisse Parteipresse und Herr Hauviller sagen mögen, die Fakultät hat niemals das Heiligtum des Ordinariats einem Katholiken als solchem verschlossen; er mußte nur in seinem Fache ebenso tüchtig sein wie andere.

6. Herr Professor Dr. Michaelis führt weiter aus: „Wenn endlich die Fakultät, wie Hauviller sich ausdrückt, Kraus trotz seiner prinzipiellen und tatkräftigen Bekämpfung des Ultramontanismus fallen gelassen hat, wäre es sehr ungehörig gewesen, wenn die Fakultät solche kirchenpolitische Gesichtspunkte statt der wissenschaftlichen ihrem Gutachten hätte zugrunde legen wollen." Und Herr Professor Dr. Ad. Michaelis setzt hinzu: „Hier spricht der Parteimann Hauviller."

Diese von Herrn Professor Michaelis festgestellten Punkte geben im wesentlichen die Meinungen und Ansichten dieses Gelehrten wieder, ob sie als eine Schilderung der wirklichen Vorgänge gelten können, überlasse ich dem Urteil aller Unbeteiligten. Zu diesen letzteren kann ich leider Herrn Professor Michaelis nicht rechnen und glaube, diese meine subjektive Meinung durch Argumente objektiv begründen zu können.

Schon jetzt bemerke ich aber, daß die mir wiederholt von Kraus gemachten Mitteilungen mindestens einen ebenso großen dokumentarischen Wert haben als das Rechtfertigungsschreiben des Herrn Professor Michaelis.

Ad. 1. Ueber den „seltsam formulierten Lehrauftrag", mit dem Kraus nach Straßburg berufen wurde, verliere ich kein Wort. Die Geschichte der Lehraufträge und der Berufungen kennt vielleicht noch seltsamere Fälle.

Dagegen möchte ich darauf hinweisen, daß das damalige Kuratorium der Universität von zwei in ihrem Fache hochbedeutenden Gelehrten auf den jungen Trierer Archäologen Kraus aufmerksam gemacht wurde. Es waren dies Sybel und Reusch. Beide haben Kraus' Berufung nach Straßburg befürwortet. Sie werden wohl, auch ohne eine besondere Divinationsgabe besessen zu haben, schon damals gewußt haben, ob das, was von Kraus vorlag, wissenschaftlich schwer oder leicht wog.

Ad 2. In diesem Punkte kommt die Darstellung des Herrn Professor Dr. Ad. Michaelis der meinigen zu Hilfe, indem auch sie mit dem Ergebnis endigt, daß Kraus von 1873 bis 1878 in Straßburg für ein Ordinariat nicht in Betracht kam und von der Fakultät auch niemals vorgeschlagen wurde, obwohl oder vielleicht weil das Kuratorium auf Kraus hingewiesen hatte.

Ad 3. Ob Unerhörtes immer nur dem Unberechtigten gleichkommt und ob die „unerhörte" Creierung eines Ordinariats für christliche Archäologie wirklich für das Ordinariat der Kunstgeschichte verderblich geworden wäre, das zu entscheiden wage ich nicht. Wichtiger erscheint mir der nächstfolgende Punkt.

Ad 4. Ich wage es gewiß nicht, denn ich bin nicht Fachmann in archäologischen Dingen, auf diesem Gebiete die Autorität eines Gelehrten wie Professor Michaelis zu bezweifeln, und doch muß ich gestehen, daß gerade die minderwertige Einschätzung, die Herr Professor Michaelis „meinem Helden" hat angedeihen lassen, mich über die Maßen verblüfft hat. „Wissenschaftliche Arbeiten von Bedeutung lagen damals im März 1876 nicht vor." Diesen Passus habe ich wiederholt gelesen, um mich zu versichern, ob ich hier nicht das Gefühl für den Sinn und die Bedeutung der Worte ganz und gar eingebüßt habe.

Auch verzichte ich auf den Hinweis, daß im Jahre 1876 etwa fünfzig größere und kleinere Schriften von Kraus vorlagen. Man könnte mir ja mit Recht entgegenhalten, was hat die Zahl der Schriften mit dem Abwägen ihres wissenschaftlichen Wertes zu tun.

Es sei mir daher gestattet, aus der großen Zahl der 1876 vorhandenen Schriften hier nur solche anzuführen, die Herr Prof. Michaelis in seiner Abfertigung des Gegners nicht erwähnt hat. Ich frage auch gar nicht nach dem Grunde dieser völligen Ignorierung hochwichtiger wissenschaftlicher und sogar archäologischer Werke von Kraus.

An erster Stelle nenne ich die von Archäologen sehr hoch eingeschätzte, umfangreiche und mustergültige Schrift:

„Beiträge zur Trierschen Archäologie und Geschichte." Trier 1868.

In diesem Zusammenhang seien ferner noch erwähnt:

„Ueber ein angeblich basilidianisches Amulet." 1868.

„Das Spottkruzifix vom Palatin und dessen neueste Deutung." (1870 und 1871.)

„Der Brunnen des Folcardus in St. Maximin bei Trier." (1870.)

„Eine symbolische Darstellung des Geheimnisses der Trinität und der Inkarnation." (1870.)

„Die Literatur der christlichen Archäologie in den letzten Jahren 1865 bis 1868." (1869.)

„Eine Reliquie des hl. Thomas." (1872.)

„Ueber das Studium der Kunstwissenschaft an den deutschen Hochschulen." (1874.)

„Ueber die Bedachung der Vierungskuppel am Münster in Straßburg." (1875.)

„Urkunden zur Baugeschichte des Straßburger Münsters." (1876.)

Abgesehen von diesen archäologischen und kunstgeschichtlichen Schriften hatte aber Kraus bereits 1872 ein anderes, bedeutsames, in seiner Art bahnbrechendes Werk mit nach Straßburg gebracht, das als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges allgemein anerkannt wird, nämlich sein

„Lehrbuch der Kirchengeschichte." (Trier 1872 bis 1873. 1. Auflage.)

Mit welchem Rechte macht mir also Herr Professor Michaelis den Vorwurf, daß ich die unleugbare spätere Bedeutung meines Helden (sic!) auf dessen akademische Anfangsjahre zurückprojiziere? —

Ad 5. So peinlich es mir ist, auch in diesem so heiklen Punkte Herrn Professor Dr. Michaelis zu antworten, so tue ich es, gerade weil ich mich von jedem Parteigeiste frei weiß, und selbst auf die Gefahr hin, von dem Herrn Professor Michaelis mit einer „gewissen Presse" identifiziert zu werden.

Mein Gewährsmann für den hier in Betracht kommenden Bericht ist Kraus und dessen Gewährsmann über die Stimmung und Ansichten innerhalb der philosophischen Fakultät war Ludwig Scherer selbst.

Wenige Monate vor Kraus' Tod und nicht erst nach seinem Tode wurde der ganze Vorgang seiner Zurücksetzung als katholischer Priester in der klerikalen Presse ausführlich behandelt. Ich weiß noch genau, wie Kraus mir damals, Ende November 1902, den Sachverhalt auf meine Frage hin bestätigte und mir sagte: leider verhielten sich die Dinge also, und er habe sich darüber wiederholt ausgelassen. Was Kraus damals an der ganzen Darstellung nicht gefiel, war aber der Umstand, daß Herr Professor Michaelis in dem besagten Artikel heftig angegriffen wurde.

Kraus zitierte mir sogar bei dieser Gelegenheit die etwas drastische Antwort, die er seinem Freunde Ludwig Scherer damals gegeben. Er blieb dabei, daß er lediglich als katholischer Geistlicher nicht hinreichend beachtet wurde und nicht etwa, wie Professor Michaelis es darstellt, weil keine wissenschaftlichen Arbeiten von Bedeutung vorlagen. Der voraufgehende § 4 dürfte Kraus recht geben.

Digitized by Google

Ad 6. Was diesen letzten und in meinen Augen wesentlichen Punkt betrifft, muß ich nun mit großem Bedauern konstatieren, daß Herr Professor Michaelis, wohl nicht mit Absicht, meine Worte unvollkommen zitiert. Herr Professor Michaelis unterdrückt vollkommen den Passus, auf den es mir ankommt, daß Kraus trotz seiner hervorragenden Befähigung nicht berücksichtigt wurde. Darin liegt ja gerade das Wesentliche meiner Argumentation. Herr Professor Dr. Michaelis konnte doch unmöglich glauben, daß Kraus oder ich die Bekämpfung des Ultramontanismus als eine Qualifikation zum Ordinarint betrachteten. Das Anführen eines Teiles des Zitats ohne Rücksicht auf den anderen Teil muß ich als einen um so verderblicheren Lapsus betrachten, als ein so vornehmer Gelehrter wie Herr Professor Dr. Michaelis daraus das Recht ableitet, mich vor der Oeffentlichkeit als Parteimann hinzustellen. Für dieses Urteil muß ich Herrn Professor Dr. Michaelis die volle Verantwortung überlassen. Ich für meine Person weise es mit allem Nachdruck zurück.

Auf das Hereinziehen der Namen von de Rossi, Bäumker und gar von Scheffer-Boichorst habe ich nicht die geringste Veranlassung einzugehen. Mit der Sache selber haben diese Namen alle gar nichts zu tun.

Ernst Hauviller.

Bücher und Zeitschriften.

∞ **Cottasche Hand-Bibliothek.** Ein namhafter Germanist hat kürzlich gesagt: Die rechte Auferstehung feierten unsere Meister erst an dem Tage, da ihre Schöpfungen nach dem Erlöschen der Schutzfrist in Pfennigheften in die Massen dringen. Nun sorgen unsere ersten Verlagshandlungen dafür, solche Ehren auch schon vor diesem Termin lebenden und geschiedenen Autoren zuzuwenden. Allen voran ist die Cottasche Hand-Bibliothek eifrig darauf bedacht, neben den Größen der älteren Zeit, Goethe, Lessing, Schiller, Schopenhauer, Uhland, Grillparzer, die Zierden des neueren Vertegers der Cottaschen Buchhandlung auch den bescheidensten Börsen zugänglich zu machen: Riehl, Hermann Kurz, Gottfried Keller, Schack, Seidel, Wilbrandt, die Droste-Hülshoff u. s. w. sind mit guten Werken in die Hand-Bibliothek eingereiht worden. Von Deutsch-Oesterreichern begegnen uns Anzengruber mit dem Ledigen Hof; Betty Paoli, deren Ausgewählten Gedichten die klassische biographische Einleitung von Marie v. Ebner-Eschenbach vorangeschickt wurde; die Lenau-Biographie von Anastasius Grün; der Krieg um den Wald von Moritz Hartmann; Nissels historisches Lustspiel: Ein Nachtlager Corvins; und die Novelle „Ein Spätgeborener" von Marie v. Ebner-Eschenbach. Solche Ausgaben zu solchen Preisen in solcher Ausstattung sind zur Verbreitung guter Gedanken und Gesinnungen, zur Läuterung des Geschmackes und zur Pflege der echten Kunst mindestens ebenso berufen, wie alle gemeinnützigen Vereine, Volksbibliotheken und (immer doch örtlich beschränkten) Freilesehallen. Hoffentlich blüht und gedeiht die Handbibliothek nach Verdienst, wie bisher, auch weiterhin.

*

Allgemeine Rundschau.

Münchener Orientalische Gesellschaft.

Vortrag des Professor Dr. H. Zimmerer aus Ludwigshafen a. Rh. über „Friedrich List und seine wirtschaftlichen Pläne mit dem Orient". Anknüpfend an die glänzend verlaufene Versammlung in Kufstein zur Errichtung eines List-Denkmals an der Stätte, wo der berühmte Nationalökonom 1846, an seinem Vaterland verzweifelnd, in den Tod gegangen war, entwickelte der Vortragende ein lebensvolles Bild von dem Wirken und Streben, Wandern und Irren des Begründers des deutschen Zollvereins, des deutschen Eisenbahnnetzes, des Gedankens einer deutschen Flotten- und Kolonialpolitik, des Propheten und Märtyrers für die wirtschaftliche und nationale Einigung unseres Volkes. Wie kein anderer vor ihm, hat der große Bürger von Reutlingen schon im Zeitalter der Postkutsche und des Segelschiffes die Erfahrungen seiner großen Reisen in Europa und Amerika in seinem Lebenswerke, dem „Nationalen System der politischen Oekonomie", den Wert der produktiven Kräfte, die höher stehen als Reichtum, das Gleichgewicht zwischen Schutzzoll und Freihandel, die Wichtigkeit nationaler Einigung in wirtschaftlicher Beziehung nachgewiesen und vorausgesagt. Ganz besonders eingehend beschäftigte sich List, der „Vorläufer Bismarcks", mit Deutschlands Aufgaben im Orient. Oesterreichs Mission im Osten, im Bunde mit Ungarn, im Hinblick auf die fern- oder noch bevorstehende Liquidation der Türkei. Bayern möchte List mit der Beaufsichtigung der Donau-Frage betrauen, während Preußen die Oberleitung der überseeischen Verhältnisse im Norden verbliebe, dem auch die Erwerbung von Kolonien gelingen müsse. List sieht das gewaltige Ringen Englands mit Rußland um den Besitz Asiens voraus, blickt auf das wachsende Uebergewicht Amerikas, verkündet die Durchstechung der Landengen von Suez und Panama, die Anlage der anatolischen und der Bagdad-Eisenbahn, die er allerdings in englischen Händen wähnt, er sieht und sagt die Allianz Rußlands mit Frankreich voraus, preist in den höchsten Tönen die Wiedererstehung der Flottenmacht der deutschen Hansa unter einem wirtschaftlich geeinten Deutschen Reiche. List war einer der sprachgewaltigsten Stilisten deutscher Zunge, die je gelebt haben. Was Kant auf philosophischem, Schiller, Lists großer Landsmann, auf dichterischem, das war List auf rhetorischem Gebiete. Trotz aller Realpolitik, trotz seiner Hinneigung zum Wirklichkeits- und Wirtschaftlichkeitsgesichtspunkt war er ein Idealist vom reinsten Wasser, von der edelsten, lautersten, redlichsten und ehrlichsten Gesinnung; ein überzeugter Monarchist von unwandelbarer Treue gegen sein angestammtes Herrscherhaus. Aber sein ungestümes Temperament war sein größter Feind, es riß ihn fort weit über Zeit und Raum, er verlor vielfach den Maßstab der Dinge und Personen seiner Umgebung, er unterschätzte schließlich seine Kraft und überschätzte die seiner wirklichen und vermeintlichen Gegner. Auch in seinen weltbewegenden Ideen, die er in Schrift und Wort verfocht, bleibt er ein Kind seiner Zeit. Von Ungarn z. B. verspricht er sich und anderen zu viel, Rußland aber traut er zu wenig zu, den geistigen, militärischen und wirtschaftlichen Aufschwung Japans hat er nicht geahnt; der Weltfriede, den er an den Ausbau der Eisenbahnen knüpfte, ist noch immer nicht eingetreten. In den Tropen hat sich entgegen seiner Annahme bereits industrielles Leben entwickelt. Auch die Produkte der Landwirtschaft werden, was List noch für unmöglich hielt, über Länder und Meere verfrachtet. List übersah in begreiflichem Optimismus die Ungunst der geographischen Lage Deutschlands, wie die retardierende Macht der religiösen und sozialen Kämpfe. In einem aber bleibt er ewig groß und Vorbild, in seinem felsenfesten Vertrauen auf die einigende Kraft von Familie, Stamm und Staat, in seiner trotz aller Verfolgung und Verleumdung unbesieglichen Vaterlandsliebe. Weithin soll deshalb künftigen Geschlechtern sein Denkmal in Kufstein den Satz verkünden, der das Leitmotiv seines leidensvollen Lebens bildete: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" Reicher Beifall lohnte den Redner für seinen Vortrag, dem auch Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig im Speisesaale des Hotels zum Roten Hahn anwohnte.

Der „Russische Aerztrat".

ct. Durch kaiserlichen Erlaß vom 22. März wurde der Russische Aerztrat eingesetzt als höchste medizinisch-wissenschaftliche Behörde im russischen Reich bezüglich aller Fragen betreffend die Volksgesundheit, die Ausübung der ärztlichen Praxis und aller Untersuchungen auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Die Gründungsurkunde enthält 23 Artikel, worin die Aufgaben der neuen Behörde aufgezählt werden. Unter anderen soll sie eine russische Pharmakopöe, also ein Verzeichnis sämtlicher Arzneien nach dem Muster ähnlicher Werke in anderen Ländern, schaffen, dann alle Arzneien nach ihrem Wert abschätzen und klassifizieren und ihren Verkauf regeln, ferner die Zubereitung und den Verkauf neuer Medi-

Digitized by Google

zinen und die Einfuhr solcher aus dem Ausland beaufsichtigen, außerdem auch die Zensur über medizinische Werke ausüben. Damit sind die Obliegenheiten des Aerztekats aber noch nicht erschöpft. Zu ihnen gehört noch eine Kontrolle über die Aerzte, die ihren Beruf in Rußland auf Grund eines ausländischen Diploms versehen und die künftig wenigstens zum Teil nur nach Ablegung einer Prüfung vor der kaiserlichen militärischen Aerzte-Akademie oder an einer der Universitäten zugelassen werden sollen. Nur Aerzte von gewissem Ruf können die Genehmigung zur Tätigkeit in Rußland nach einer einfachen mündlichen Prüfung vor dem Aerzterat selbst erhalten. Hervorragenden Kapazitäten kann auch diese Schwierigkeit erlassen werden, indem sie nur ein einfacher Beschluß des Aerzterates nötig sein soll, der allerdings vom Minister des Innern bestätigt werden muß. Der Aerzterat setzt sich zusammen aus einem Vorsitzenden, der den Grad eines Doktors der Medizin haben muß, den Mitgliedern **ex officio** und aus beratenden Mitgliedern. Zu der ersteren Gruppe gehören der Vorsteher der öffentlichen Gesundheitspflege, der Vorsteher der militärärztlichen Organisation, der Vorsteher der ärztlichen Abteilung bei der Marine, ein Leiter des kaiserlichen Instituts für experimentelle Medizin, der Vorsitzende einer der Abteilungen der orthodoxen Religion, die Minister der Finanzen, des öffentlichen Unterrichts, der Landwirtschaft, der Justiz, des Verkehrs, der auswärtigen Angelegenheiten, der Chef der Abteilung für die Handelsschiffahrt und die Häfen, der Vorsitzende der Behörde für Tierheilkunde und einige andere Persönlichkeiten, die zu ihren Aemtern sämtlich durch Beschluß des Senats berufen werden. Die beratenden Mitglieder der Behörde sind von wissenschaftlichen Gesellschaften zu wählen und müssen bei mindestens der Hälfte aller Mitglieder eine Zweidrittelmajorität erhalten. Die ganze Einrichtung macht einen echt russischen Eindruck, da ersichtlich dafür gesorgt zu sein scheint, daß die Fachmänner durch eine große Zahl von Staatsbeamten, von denen keinerlei Sachkenntnis in ärztlichen Angelegenheiten zu erwarten ist, in ihren Entscheidungen behindert werden können.

*

Kongreßbericht.

Allgemeiner deutscher Lehrertag.

S. u. H. **Königsberg** i. Pr., 25. Mai. Die heutige zweite Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrertages war wiederum von über 3000 Teilnehmern besucht. Auf der heutigen Tagesordnung steht die Schulaufsichtsfrage und das Thema Universität und Volksschullehrerbildung. In einer unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehaltenen Versammlung des Vorstandes des Preußischen Landes-Lehrervereins wurde in Sachen des konservativ-nationalliberalen Schulkompromiß-Antrages ein von Oberlehrer Backes (Köln) eingebrachter Antrag angenommen, dessen Wortlaut wie bereits im heutigen Morgenblatt mitgeteilt haben.

Nach Eröffnung der Sitzung sprach zunächst Seminar-Oberlehrer Mutheſius (Weimar) über Universität und Volksschullehrerbildung. Der Redner schildert einleitend, wie bereits vor hundert Jahren Kant, Herder, Luther, Herbart und andere über die Aufgaben des Volksschullehrers dachten. Kant hat damals den Satz aufgestellt, daß die Erziehung das größte und schwerste Problem sei, und in diesem Sinne hätten die führenden Geister aller Zeiten an den Lehrer die höchsten Anforderungen in Bezug auf seine Bildung, Geduld und sittliche Qualifikation gestellt. Um aber seine Rolle als Kulturträger mit Erfolg spielen zu können, sei es unbedingt nötig, die Bildung des Volksschullehrers dadurch den an ihn gestellten hohen Anforderungen anzupassen, daß dem Volksschullehrer eine akademische Ausbildung ermöglicht wird. Er verhehle sich hierbei nicht, daß diese Forderung große Widerstände zu überwinden habe. Der Redner schildert dann die Mängel der gegenwärtigen Seminarausbildung und forderte im Anschluß daran die Verlegung der Seminar-Lehrerbildung an die Universitäten. Im Anschluß daran verbreitete er sich über die Schulaufsichtsfrage, die zu den Interessen der Lehrerbildung gehöre und stellt hierzu die Forderung auf, daß den Volksschullehrern, die ihren Studiengang an der Universität beendet und eine entsprechende Prüfung abgelegt haben, die Schulaufsicht und der Seminardienst überlassen werde. Es begann dann eine sehr ausgedehnte Debatte, zu deren Schluß folgende Leitsätze angenommen wurden: 1. „Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrerbildung." 2. „Für die Zukunft erstrebenswert ist daher die Hochschulbildung für alle Lehrer." 3. „Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium erteilt werde."

Es folgte dann der zweite Vortrag des heutigen Tages, über den sich Rektor Juds (Colberg) verbreitet. Er legte seinen Ausführungen folgende Leitsätze zugrunde: 1. „Im Interesse der Schule ist die fachmännische Schulaufsicht einzuführen." 2. „Die Volksschulen sind unmittelbar dem Kreisschulinspektor zu unterstellen; die Lokalschulaufsicht ist zu beseitigen." 3. „Die Kreisschulinspektion im Nebenamte ist aufzuheben und zu ständigen Kreisschulinspektoren sind Schulmänner, die sich im Volksschuldienst bewährt haben, zu berufen." Zu dem Referat über die Schulaufsichtsfrage waren auch zahlreiche Geistliche beider Konfessionen in der Versammlung erschienen. An der Spitze der evangelischen Geistlichkeit erschien der Generalsuperintendent Ostpreußens De. Braun (Königsberg). Der Referent führte aus: Die Schulaufsichtsfrage beschäftige heute nicht zum erstenmale die deutsche Lehrerschaft und die Beschlüsse früherer Tage deckten sich mit den hier aufgestellten Thesen, auch die öffentliche Meinung habe sich über und dafür zu der Frage Stellung genommen, und zwar in sehr markanter Weise, was sich aus der gegenwärtigen politischen Konstellation erkläre. Die geistliche Schulinspektion sei ein rein geschichtliches Produkt, darin unterliegt die Schulaufsicht überhaupt dem Gesetz der Fortentwicklung; sie sei deshalb nicht nur besserungsbedürftig, sondern auch besserungsfähig. Während sich die Universitäten schon im 16. und 17. Jahrhundert, die höheren Schulen schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts von der Bevormundung der Kirche frei gemacht hätten, sei durch das Gesetz vom 11. März 1872 die Volksschule in Preußen als eine Veranstaltung des Staates anerkannt, aber zu Aufsichtsbeamten wurde fast ausschließlich die Geistlichkeit ernannt. Der Redner verbreitet sich dann über „das Wesen der Schulaufsicht" und bedauert dabei, daß die pädagogische Vorbildung der Lehrer eine andere, das Arbeitsfeld ein größeres geworden sei, daß aber die Kontrolle keinen Wandel erfahren habe. Der Lehrer könne verlangen, daß er von Standesgenossen beurteilt werde. Bei dem gegenwärtigen Zustande fehle das rechte Vertrauen zwischen dem Lehrer und seinem nächsten Vorgesetzten, denn selbst die Leistungen tüchtiger Lehrer seien der Gefahr der Verkennung ausgesetzt. Der Redner beruft sich dann auf zahlreiche Stimmen von Theologen, die nach ihrer Erklärung den Tag segnen würden, an dem die geistliche Schulaufsicht falle und die Zahl dieser Geistlichen nehme noch immer zu. Einer von ihnen habe die geistliche Schulaufsicht sogar als das Werk des Teufels bezeichnet. (Heiterkeit.) Wenn der Reichsbote hinter der Forderung der Fachaufsicht die religionslose Schule wittert, so erwidere er dem Reichsboten, daß er sich damit auf dem Holzwege befinde. Der Redner legt dann weiter dar, daß die etwas höheren Kosten einer fachmännischen Schulaufsicht sich sehr bald bezahlt machen würden.

Vor Eintritt in die Debatte teilt der Vorsitzende mit, daß auf das Huldigungstelegramm an den Kaiser folgende Antwort eingegangen sei: „Potsdam, den 25. Mai. Neues Palais: Se. Majestät der Kaiser und König lassen für den Huldigungsgruß des deutschen Lehrertages in Königsberg bestens danken. v. Lucanus, Geheimer Kabinettsrat." (Lebhafter Beifall.) Rektor Heinle (Berlin) gab alsdann namens des preußischen Rektoren-Vereins folgende Erklärung ab: 1. Der preußische Rektorenverein bedauert auf das tiefste den Streit um das Volksschul-Rektorat. 2. Durch diesen Streit im eigenen Hause wird das Lebenswerk der Bosse, Schneider und Kugler, welche den Lehrerstand frei gemacht haben, aufs ärgste gefährdet und in seinem Werk aufs schlimmste geschädigt. (Oho-Rufe.) 3. Die Mitglieder des preußischen Rektorenvereins fühlen sich eins mit der preußischen und deutschen Lehrerschaft. (Beifall.) 4. Ich hoffe, daß es in der Zu-

kunft durch friedliche Arbeit allen Gliedern des Volksschullehrerstandes gelingen werde, die Volksschule weiter zu fördern zum Heile des deutschen Volkes, zum Wohle des Vaterlandes. (Beifall.) Hierauf erhielt der General-Superintendent der Provinz Ostpreußen Dr. Braun (Königsberg) das Wort, der die Ueberzeugung aussprach, daß es ungerecht sei, den Geistlichen allgemein die Befähigung zur Schulaufsicht abzusprechen. Da er jedoch sich überzeugt habe, daß die Lehrer nicht die Religion aus der Schule entfernt haben wollten, so hoffe er, daß eine Verständigung möglich sei.

Angesichts des besonderen Falles, daß ein Gast das Wort genommen hatte, erhielt nunmehr zunächst noch einmal der Referent das Wort. Er wiederholte, daß man nicht gegen den Geistlichen als solchen, sondern gegen das Prinzip kämpfe. Blindmann (Hamburg) erklärte angesichts der vorausgegangenen Kundgebung des preußischen Rektorenvereins, der Verein sollte den versöhnenden Worten nun auch die versöhnende Tat folgen lassen, indem er sich auflöse und der deutschen Lehrerversammlung beitrete. (Heiterkeit und Beifall.) Weiterhin hat der Redner, die vorgelegten Thesen ohne Abänderungen einmütig anzunehmen. Die Hamburger hätten die Fachaufsicht bereits und sie ständen sich gut dabei, desgleichen Staat, Kirche und Schule. Reichstagsabgeordneter Kopsch (Berlin) erklärt seine Uebereinstimmung mit den Thesen des Referenten. Kirche wie Schule seien in ihrer Mehrheit überzeugt, daß die heutige Schulaufsicht nicht genügt, es sei aber unrichtig, wenn behauptet werde, daß die Lehrer ihrerseits überhaupt gegen jede Schulaufsicht seien. Gewisse Kollegen würden sogar sehr dagegen sein, daß eine fachmännische Schulaufsicht eingeführt würde. (Sehr richtig. Beifall.) Wir wollen deshalb die Fachschulaufsicht nicht nur, weil sie besser, sondern auch, weil sie schärfer ist. (Lebhafter Beifall.) Hierauf wurden die Thesen des Referenten fast einstimmig angenommen. Damit war die Tagesordnung erschöpft. Der Vorsitzende Lehrer Klausnitzer (Friedrichsfelde) dankte den Behörden für ihre Teilnahme an den Verhandlungen. Er schloß mit dem Wunsche: „Auf Wiedersehen in München." Danach wurde die Sitzung mit einem Hoch auf den Vorstand des deutschen Lehrervereins geschlossen.

Kleinere Mitteilungen.

* Der Deutsche Verein für Volkshygiene hält, wie schon gemeldet, seine diesjährige Generalversammlung am 4. Juni in Frankfurt a. M. im Palmengarten ab. Zur Verhandlung kommen: Die Einführung von Sommerferien für die Kaufleute, Referent Dr. E. Fromm (Frankfurt a. M.), die systematische Durchführung von Schülerausflügen in den Ferien als Ergänzung der Ferienkolonien, Referent Schuldirektor Dr. Beyer (Leipzig), die Versorgung der Städte mit einwandfreier Säuglingsmilch, Referent Prof. Dr. Ostertag (Berlin). Das genaue Programm wird von der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 30, Motzstraße 7, verschickt.

Bü. Untersuchung des Meeresbodens beim messenischen Neókastron (Navarino). Der griechische Generalmajor Stáïkos hat von seiner Regierung die Erlaubnis erhalten, bei Neókastron (Navarino), dem Küstenort Messeniens, bei dem in einer großen Seeschlacht am 20. Okt. 1827 die vereinigte englisch-französisch-russische Flotte die türkische vernichtete, durch Taucher den Meeresboden untersuchen und die Fundstücke bergen zu lassen. Hier sei daran erinnert, daß im Jahre 1838 der Amerikaner Melley der griechischen Regierung vorschlug, Untersuchungen des Meeresbodens im Sunde von Salamis, am Schauplatz der berühmten Seeschlacht vom Jahre 480 v. Chr., anzustellen. Die Regierung ging nicht darauf ein. Von der Untersuchung des Meeresbodens bei Neókastron verspricht man sich manche Funde. Bemerkt sei, daß der griechische Küstenort Neókastron heißt. Die alte Festung an der Nordeinfahrt in den sehr tiefen und guten Hafen heißt Palió Navarinon, die Reste einer Befestigung südwestlich von Neókastron an der südlichen Hafeneinfahrt bloß Navarino. Um die Insel Sphatterin, die den Hafen im Westen sichert, hat das Meer schon nahe am Festland beträchtliche Tiefen. Schon $1^1/_{10}$ km westlich 122 m.

* Ehrung. Die goldene Medaille, die jährlich von der Linnéischen Gesellschaft in London verliehen wird, ist diesmal dem Prof. A. Günther, dem früheren Leiter der Zoologischen Abteilung des Britischen Museums, zuerkannt werden. Alle Fachgenossen werden die Nachricht von dieser Auszeichnung mit großer Genugtuung aufnehmen, weil Günther nicht nur in seiner eigentlichen Berufsstellung Ausgezeichnetes geleistet, sondern sich im besonderen den Ruf des besten lebenden Kenners der Fischfauna erworben hat.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Tübingen.** In der medizinischen Fakultät hat sich Dr. P. Liaser mit einer Probevorlesung über die physiologischen Grundlagen der Lichttherapie als Privatdozent für Haut- und Geschlechtskrankheiten eingeführt.

* **Heidelberg.** Der Professor der Psychiatrie Bonhöffer erhielt einen Ruf nach Breslau als Nachfolger Geheimrat Wernickes.

hc. **Marburg.** Der Privatdozent für Chirurgie Dr. Rudolf Seggel (früher Privatdozent in München) ist zum leitenden Oberarzt des neuen städtischen Krankenhauses in Geestemünde ernannt worden.

* Aus **Hessen.** Der Oberlehrer an dem Realgymnasium und der Realschule in Mainz, Dr. phil. Wilhelm Schottler ist zum Landesgeologen an der geologischen Landesanstalt in Darmstadt ernannt worden. Schottler ist 1869 zu Mainz geboren.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Bickel (früher in Göttingen) für das Fach der inneren Medizin habilitiert.

hc. **Wien.** Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat den Lieben-Preis im Betrage von 2000 Kronen für die beste Arbeit auf dem Gebiete der Physik dem Direktor der Sternwarte in Kremsmünster P. Franz Schwab für seine Arbeit über „das photochemische Klima von Kremsmünster" verliehen. Der Baumgartnersche Preis (2000 Kronen für das die Physik am meisten fördernde Werk wurde nach der Akademie dem Physiker, außerordentlichen Professor an der Bonner Universität Dr. Walter Kaufmann für seine „Untersuchungen über die Theorie der Elektronen" zuerkannt.

* **Prag.** Als Nachfolger Wiesers wird, wie die Vossische Zeitung erfährt, auf den Lehrstuhl der Nationalökonomie an der deutschen Universität Prag Privatdozent Dr. Weber in Berlin berufen werden.

W. **Oxford.** Die Universität beschloß, dem Professor an der medizinischen Fakultät in Leipzig Dr. Flechsig und dem Professor an der philosophischen Fakultät in Göttingen Dr. Ehlers die Würde eines doctor of science zu verleihen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Theodor Goering: Dreissig Jahre München. Kultur- u. kunstgesch. Betracht. München 1904. C. H. Beck. 254 S. — Dr. Peter Goessler: Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus. Stuttgart 1904. J. B. Metzler. 80 S. — Dr. Walter Köhler, Privatdozent a. d. Univ. Giessen: Ein Wort an Denifles Luther. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 49 S. — Dr. Magnus Hirschfeld: Das Ergebnis der statistischen Untersuchungen über den Prozentsatz der Homosexuellen. Leipzig 1904. M. Spohr. 68 S. — Adelbert Matthaei: Moritz v. Schwind. Rede geh. bei der vom Direktorium des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins in der Aula der Universität zu Kiel am 21. Januar 1904 veranstalteten Feier des 100jährigen Geburtstages des Meisters. Kiel 1904. Lipsius und Tischer. 53 S.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 27. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zum 30jährigen Bestehen des Reichs-Militärgesetzes. Von Kriegsgerichtsrat Dr. Steible (Neu-Ulm).

Neues von Deussle. Von Prof. Haußleiter (Greifswald).

Die Entwicklung des jauischen Kapitäls. Von X (Rom).

Hans Liebe. Von Toni Schwabe (Jena).

II. Bücher und Zeitschriften.

Ossian Aschan: Die Konstitution des Kamphers.

A. S. Jellinek: Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte.

III. Allgemeine Rundschau.

„Binsenwahrheit". — Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker zu Mannheim. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zum 30jährigen Bestehen des Reichs-Militärgesetzes.

Von Kriegsgerichtsrat Dr. Steible (Neu-Ulm).

Kaiser Wilhelm I. gab in der Thronrede vom 26. April 1874 dem durch die Einmütigkeit der verbündeten Regierungen eben im Reichstag angenommenen Reichs-Militärgesetz — das sodann am 2. Mai publiziert wurde — einen vornehmen Geleitsbrief durch folgende Worte:

„Das hervorragendste unter Ihrer Mitwirkung zustande gekommene Gesetz soll, nach den Absichten der verbündeten Regierungen, dem deutschen Heere diejenige Organisation dauernd sichern, in welcher die Gewähr für den Schutz unseres Vaterlandes und für den Frieden Europas beruht."

Weiter wurde es in jener denkwürdigen Thronrede als Zugeständnis der Regierungen bezeichnet, wenn die von ihnen vorgeschlagene und nach ihrer Ueberzeugung notwendige „definitive" gesetzliche Regelung der Friedensstärke des Heeres der Zukunft vorbehalten werde. Dieses Zugeständnis erfolgte einerseits, um die Stetigkeit der Entwicklung unserer damals noch jungen Reichsverfassung sicher zu stellen und um für die Fortbildung unserer neu gewonnenen nationalen Einrichtungen die Grundlage allseitigen Verständnisses zu gewinnen, andrerseits um durch die regelmäßige Beratung des Militäretats und die fortschreitende Entfaltung unsres Verfassungslebens dem Lande und den künftigen Reichstagen die Ueberzeugung zu gewähren, „daß die Sicherstellung der nachhaltigen gleichmäßigen Ausbildung der nationalen Wehrkraft und die Herstellung einer gesetzlichen Unterlage für die jährlichen Budgetberatungen notwendig sei, um dem deutschen Heere eine seiner Bedeutung für das Reich entsprechende Festigkeit der Gestaltung zu sichern". [1])

Der im Reichs-Militärgesetz niedergelegten Heeresorganisation war bekanntlich die preußische Heeresreform des verewigten großen Monarchen von 1860 vorausgegangen, bezüglich deren Bismarck kurz danach das stolze Wort an ihn gerichtet hatte, es müßten die Abgeordneten das möglichst große Gewicht von „Eisen und Blut" in die Hand des Königs von Preußen legen.[2])

Ein Rückblick in die Geschichte, speziell der Jahre 1866, 1870/71 und sodann bis herauf in unsere Tage, und ein Vergleichen von ehedem und heute wird sofort belehren, welches Bindeglied das deutsche Heer bildet für unser junggeeintes Vaterland im Innern und — gerade jetzt nach außen, bis fern über die Meere!

Als historisch interessant sei zunächst hervorgehoben, wie schon die Verfassung des Norddeutschen Bundes infolge eines vom damaligen Abgeordneten Forckenbeck gestellten Antrages die Bestimmung enthielt, mit welcher nachmals unsere Reichsverfassung in Artikel 61 (Schlußsatz) anordnete, daß nach gleichmäßiger Durchführung der Kriegsorganisation des deutschen Heeres „ein umfassendes Reichs-Militärgesetz" dem Reichstag und Bundesrat vorgelegt werden solle. In Preußen, und von da übertragen auf den Norddeutschen Bund, war die Militär-Organisation schon durch Spezialgesetze geregelt; auch die süddeutschen Staaten hatten dank der mit Preußen geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse schon unter sich die Grundsätze einer gemeinsamen Wehrverfassung nach dessen Vorbild vereinbart. Im übrigen mußte die gesamte preußische Militärgesetzgebung — so das Militär-Strafgesetzbuch von 1845, die Verordnungen über Aushebung, Dienstzeit, Servis, Einquartierung, Mobilmachung u. s. w. — nach oben erwähntem Artikel 61 der Verfassung im ganzen Reich eingeführt werden, was natürlich mannigfache Umgestaltungen dieser Gesetze erforderte, um sie den veränderten Bedürfnissen anzupassen.

So hat selbst das Reichs-Militärgesetz zwei Entwürfe erlebt, je mit Motiven begleitet von 1873 und 1874. Die Bezeichnung des Gesetzes wurde gewählt, da es das Grundgesetz der militärischen Organisation des Reiches sein soll, und obwohl die Verbindung, in welche es mit den älteren grundlegenden Bestimmungen — wie dem XI. Abschnitt der Reichsverfassung über das „Reichskriegswesen" und dem Kriegsdienstgesetz von 1867 — steht, zur Folge hat, daß der Zusammenhang seiner einzelnen Teile nicht selten in eben jenen Bestimmungen gesucht werden muß, Kriegsminister v. Kameke leitete die Gesetzesberatungen denn auch unter Hinweis auf diesen prinzipiellen Gesichtspunkt der Motive ein.

Durch jene Komplementärgesetze, und insbesondere durch die Wehrordnung, ist das Reichs-Militärgesetz selbst inzwischen oft derart in den Hintergrund gedrängt worden, daß es da und dort überhaupt der Vergessenheit anheim zu fallen droht. Und doch hat dieses bedeutende Gesetz, herausgewachsen aus einer großen Zeit und bestimmt zur Erfüllung großer nationaler Aufgaben, schon gleich während seines Auf- und Ausbaues und seither während seiner weiteren Entwicklung durch — bis jetzt — nicht weniger als dreizehn Novellen eine hervorragende Geistesarbeit all der zu seinem Werden Mitwirkenden er-

1) Vgl. hierher und zum Folgenden meinen Kommentar zum Reichs-Militärgesetz mit Novellen, unter Berücksichtigung des Kriegsdienstgesetzes, der Reichsverfassung und Wehrordnung 2c. (Würzburg, Stahel 1896), und eine Kritik hierzu im Militär-Wochenblatt 1899, Nr. 44, S. 1181).

2) Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", 1. Band, S. 283 u. 284; siehe auch hierher bezüglich S. 268 und 304.

Digitized by Google

fordert. Männer wie Moltke und Bismarck haben im geistigen Kampfe um seine Existenz gerungen, wie Vonin-Rhetz und Brondenstein, Fries, Faber und Blume, Gneist, Miquel, Hohenlohe-Schillingsfürst, Lasker, Delbrück, Waldahn-Gültz, Bronsart v. Schellendorff, Stauffenberg, Huene, Kleist-Retzow, Vogel v. Falkenstein, Hintze, Caprivi, Verdy du Vernois, v. Haag, Gröber, Schönaich-Carolath, Schott v. Schottenstein, Ballestrem, Bößler, Loebell, Hertling, Lieber, Kardorff, Bassermann und andere. Selbst Richter, Hasen, der stets unter den Opponenten war, kann insofern mit Genugtuung auf eine Bemerkung von Ende 1887 zurückblicken — wie schwer es bei den verschiedenen älteren und neueren Gesetzesbestimmungen über die Wehrpflicht für viele sei, sich über das Maß ihrer Aufgaben klar zu werden, so daß das Fehlen einer „unabhängigen richterlichen Instanz" zur Auslegung der Militärgesetze sich sehr fühlbar mache —, als das Reichs-Militärgericht in Berlin nun seit über drei Jahren reichlich Gelegenheit wahrnimmt, auch solchen Fragen näher zu treten, wenn irgend sich die Möglichkeit hierzu bietet.

Und wer vergäße Bismarcks Wort aus jener Zeit „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt", womit er die durch die Wehrpflicht-Novelle von 1888 zu erwartenden Garantien für den Frieden noch mit besonderem Nachdruck dem Auslande gegenüber stützen wollte.

Von den Novellen haben allein sieben mit Festsetzung der Friedenspräsenzstärke sich befaßt, so daß die bezüglichen beiden ersten Paragraphen des Reichs-Militärgesetzes eigentlich zu einem gesonderten Gesetzeswerk sich allmählich herausgeschält haben, wie z. B. die jüngste Novelle vom 22. Februar d. J. wieder beweist, durch ihre Bezeichnung als Gesetz, „enthaltend die Verlängerung des Gesetzes betr. die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres vom 26. März 1899". Wem wären aber die politischen Kämpfe nicht erinnerlich, die innerhalb der letzten 30 Jahre um Kadressystem und zweijährige Dienstzeit, Septennat, Triennat oder Quinquennat u. s. w. allenthalben ausgefochten wurden? Wenn in dem einen Wahlflugblatt anerkannt wurde, daß „angesichts der zentralen Lage Deutschlands im waffenstarrenden Europa die volle Schlagfertigkeit von Heer und Flotte zu erhalten" sei, so machte ein anderer Reichstagskandidat die Wähler gruseln, indem er den 322 Millionen Mark an Ausgaben von 1872 für Armee und Marine „einschließlich (!) der Ausgaben für die Friedenspensionen und der Zinsen für die für Rüstungszwecke gemachten Schulden" 1000 und mehr Millionen Mark gegenüberstellte, die das steuerzahlende Volk jetzt aufbringen müsse. Bevölkerungszuwachs, Wohlstandshebung, wie letztere sich in den immensen Summen für Genußsucht dokumentiert, die jährlich bei uns gerade von kleinen Leuten ausgegeben werden, fanden und finden dabei nur selten gerechte Abwägung.

Daß gerade zur Friedenspräsenzstärke unser jetziger Kaiser Wilhelm II. schon im Jahre 1891 einen Entwurf „eigenhändig aufgestellt und sogar in Bezug auf die Berechnung der Kosten eingehend bearbeitet" hatte, hob Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff bei den Beratungen zur (zehnten) Novelle von 1896 hervor.

Dank dieser Förderung von Allerhöchster Stelle, die bei den Bundesstaaten jederzeit nachdrückliche Unterstützung findet, indem ja schon die Schlußparagraphen des Reichs-Militärgesetzes die nach der Reichsverfassung erforderlichen Vorbehalte — für Bayern den Versailler Verträgen entsprechend, für Württemberg zufolge der Militärkonvention — festgelegt hatten, konnte das Reichs-Militärgesetz bisher nur steter Entwicklung sich erfreuen.

Außer der Friedenspräsenzstärke und Formation — von 18 Armeekorps ist unser Heer seit 1874 auf 23 vermehrt worden — erfuhren insbesondere die Wehrpflicht im allgemeinen und speziell jene der Geistlichen und Volksschullehrer, sowie die Bestimmungen über Ersatzbehörden und Ersatzverteilung wesentliche Aenderungen.

Immer wieder sollte von den vielen prächtigen Sätzen, die Moltke bei Debattierung des Reichs-Militärgesetzes und seiner meisten und wichtigsten Novellen gesprochen, der an der Spitze stehen: „Keine Nation hat bis jetzt in ihrer Gesamtheit eine Erziehung genossen wie die unserige durch die allgemeine Wehrpflicht." Um so mehr sollten aber auch weitere Kreise sich bessere Kenntnisse verschaffen von unseren militärischen Einrichtungen, zumal da bei deren Eingreifen in fast jede Familie überall von solchen gesprochen, darüber geschrieben und geurteilt wird, vielfach ohne Kenntnis der zu Recht bestehenden Verhältnisse, ja häufig ohne das leichteste Bemühen, sich einen richtigen Einblick zu erwerben und dadurch sich und andere vor folgeschweren Irrtümmern zu bewahren.

Und gerade in den nur fünf Abschnitten des Reichs-Militärgesetzes sind die ganzen Grundzüge niedergelegt, z. B. hinsichtlich Militär- und Gestellungspflicht, Reklamationen, Stammrollenführung, aktiver Dienstzeit, Beurlaubtenstand, Auslandsurlaub, Verehelichung, Soldatentestamente, Steuer- und Wahlpflichten u. s. w.[3])

Das Einjährig-Freiwilligen-Institut war in der Gesetzgebungs-Kommission von 1874 für ein so großes Privileg erklärt worden, daß dessen Voraussetzungen nicht bloß im Wege der Instruktion bestimmt werden könnten, sondern daß darüber eine Vereinbarung durch ein eigenes Gesetz erforderlich sei, was denn auch in § 14 (Absatz 3) vorbehalten wurde. Nachdem jüngst die zweijährige Dienstzeit im Prinzip festgelegt worden ist, hinsichtlich der einjährigen aber immer noch gerade wegen der Voraussetzungen des zu fordernden Bildungsgrades unter den Schulmännern Uneinigkeit herrscht, ist wohl an die Erfüllung jener Verheißung noch nicht so bald zu denken. Die Hauptsache bleibt aber, einen tüchtigen Ersatz an Offizieren des Beurlaubtenstandes aus den Einjährigen zu gewinnen, und im Effekt wird es daher ziemlich einerlei sein, ob Gesetz oder Instruktion jenes Ziel erreichen lassen.

Eine andere Verheißung des Reichs-Militärgesetzes (§ 39) hat durch Publikation der Militärstrafgerichtsordnung vom 4. Dezember 1898, der wir auch das oben erwähnte Reichs-Militärgericht verdanken, ihre Erfüllung gefunden. Abgesehen von der erforderlichen Rücksichtnahme auf unbedingte Wahrung der militärischen Disziplin, schließt sich unser neuer Militärprozeß möglichst enge an die bürgerliche Strafprozeßordnung an, was gewiß einer ihrer besonderen Vorzüge genannt werden muß. Aber da letztere eben einer wesentlichen Reform unterzogen wird, ist in absehbarer Zeit wohl eine solche auch für die Militärstrafgerichtsordnung zu erwarten. Um so erfreulicher ist es deshalb, daß sofort mit ihrer Wirksamkeit ein frischer literarischer Wettstreit entbrannte, an dem sich begrüßenswerterweise zur Vermittelung ihrer Geheimnisse an Heer und Flotte auch verschiedene Offiziere mit schätzenswerten Beiträgen beteiligten.[4]) So kann es nicht fehlen, daß besonders Gerichts- und Richteroffiziere ihre Erfahrungen auch dann geltend machen werden, wenn die Reformfrage einmal brennender wird.

Während aber die Militärstrafgerichtsordnung als neues Bindeglied zwischen Heer und Flotte zu bezeichnen ist, muß schließlich bemerkt werden, daß das Reichs-Militärgesetz an sich auf die Marine keine direkte Anwendung findet. Aber es enthält so viele Bestimmungen, die eine

[3]) Eine ausführlichere Uebersicht vom Inhalt gab ich in der Darmstädter Allgem. Militär-Zeitung von 1899 Nr. 43 mit dem Leitartikel „Zum 25jährigen Jubiläum des Reichs-Militärgesetzes", und was ich über „Soldatentestamente in China" im Militär-Wochenblatt 1901, Nr. 89, S. 2350 f., ausführte, gilt natürlich analog auch für unsere jetzt in Südwestafrika stehenden Armee- und Marine-Angehörigen.

[4]) Einigen solchen suchte ich in meiner Militärstrafgerichtsordnung (Leipzig, Deichert 1901) in vergleichender Kritik gerecht zu werden an Stellen, wo die Meinungen bisher auseinandergehen. Professor Beling (Tübingen) hat gelegentlich einer höchst anerkennenden Besprechung der drei ersten Bände der Entscheidungen des Reichs-Militärgerichts in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft (Band 24, S. 245 f.) es jüngst als auffallend bezeichnet, daß die vorhandene Literatur so wenig in diesen Erkenntnissen herangezogen, sei, ein neuer Ansporn für alle auf diesem Gebiete Tätigen, sich Geltung zu verschaffen.

Brücke schlagen zwischen Land- und Seestreitmacht, z. B. über Ersatzverteilung der seemännischen Bevölkerung, daß es auch aus diesem Grunde als von großer Bedeutung für unsere rasch aufstrebende Marine bezeichnet werden darf. Und in diesem Sinne sei mit Moltkes zur Zeit der Septennatsstürme gesprochenen, jetzt auch für unsere Flottenvermehrung wichtigen Sätzen geendet: „Die Armee ist die vornehmste aller Institutionen in jedem Lande, denn sie allein ermöglicht das Bestehen aller übrigen Einrichtungen; alle politische und bürgerliche Freiheit, alle Schöpfungen der Kultur, die Finanzen, der Staat stehen und fallen mit dem Heer" — und modern gesprochen, mit seiner Marine.

Neues von Denifle.

In seiner neuesten Schrift „Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg" (Mainz 1904) rempelt der streitbare Dominikaner auch den Verfasser der in Nummer 3, 4 und 5 der Beilage d. J. veröffentlichten Artikel an.[1]) Mit Bezug auf seine jetzt halb zugestandene Entgleisung in der „Sau-Affäre" (Nr. 4) nennt er „den Professor zu Greifswald entschieden den größten Krakehler", zieht nun aber seine auf S. 741 seines Buches ausgesprochene „Anklage auf Luthers Cynismus" zurück. (S. 71, 72.) Wer war denn dann der Krakehler? — Doch sofort setzt er sich wieder aufs hohe Roß und verfällt in seinen gewohnten Schulmeisterton, über den man sich nicht mehr wundern kann, wenn man auf S. 3 staunend liest, wie er selbst den lieben Gott meistert und ihm vorschreibt, wie er den Menschen behandeln und sich „dem vernunftbegabten Wesen anbequemen" (1) müsse. „Gott muß . . ., Gott muß . . ., Gott muß . . ." lesen wir fünfmal auf einer Seite. Herr Denifle weiß nicht nur, was Gott tut, sondern was er tun muß. Wer so von Gott zu reden sich erdreistet, dem fließt von selbst die schulmeisterliche Mahnung in die Feder: „Studieren Sie, Herr Professor, sowohl hier als in allen Ihren Bemerkungen besser Ihr Pensum!" Wie so, Herr Denifle? Ich hatte auf S. 29 behauptet, Denifle mißverstehe den sprachlichen Ausdruck Luthers und hatte dies darauf bezogen, daß er den einen Satz Luthers „es ist eitel sicher, sanft Leben mit ihr" (d. h. mit der Sau) willkürlich in die zwei Sätze verwandelte: „sie ist ganz und gar sicher, sanft Leben ist mit ihr". Das ergibt eine andere Nuance des Gedankens. Mein Kritiker aber meint, der Tadel habe sich auf die Umschreibung von „eitel" mit „ganz und gar" bezogen und verweist ganz ernsthaft auf die Wörterbücher von Lexer und Weigand!! Das ist wirklich überflüssige Liebesmühe. Wichtiger ist eine andere Anrempelung. Sie gilt dem Satz auf S. 33 in Nr. 5: „Aus unzweideutiger Quelle erfahren wir, welch zotige Reden selbst an heiliger Stätte zum Lob des Zölibats über Frauen und eheliches Leben (in Wittenberg vor der Reformation) möglich waren." Denifle — gründlich, wie er ist — verschafft sich das von mir herausgegebene Schriftchen „Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers" und druckt daraus die rohe Stelle von der Begehrlichkeit der Frauen aus einer Promotionsrede Scheurls ab; er nennt dessen Zote sehr glimpflich eine „ungeziemende" Rede, mäkelt an dem begründenden Satz herum: (Nostrae feminae similes sunt sacerdotibus.) Sacerdotes enim nostri semper illas in ore preces habent: Da, quaesumus, praesta, quaesamus, concede, quaesumus, und will aus meiner Interpunktion, obwohl doch das Wort preces deutlich dasteht, schließen, ich hätte nicht gewußt, daß es sich um die Anfangsworte liturgischer Gebete handle, gibt dann selbst die Erläuterung, daß, wie die Priester am Altar oder im Breviergebet beten: Da quaesumus etc., so die Frauen ähnliche Worte an ihre Männer betreffs des debitum richten, und fragt dann verwundert, wo denn der Vergleich der Ehe mit dem Cölibat und dessen Lob bleiben. „Sie existieren nur in Haußleiters Phantasie!" Doch nicht, bester Herr Denifle! Wenn Sie nicht nur die Stelle zu Ende, sondern auch das unmittelbar Vorhergehende gelesen hätten, wüßten Sie, daß Scheurl in dem ganzen Abschnitt das Lob des ehelosen Lebens singt, das die zu promovierenden Chorherren erwählt haben; sie haben die Weiber verachtet, und wie wohl sie daran getan haben, das beweist eben die zotige Anekdote von der nimmersatten Begehrlichkeit der Weiber. — Auf meine anderen Ausführungen geht Denifle mit keinem Wort ein. Er hält also an der Kameradschaft mit Pistorius und Weislingen fest, fährt mithin nach Alzogs Urteil fort, die theologische Wissenschaft zu kompromittieren und tut nebenbei, als wenn ich seine Hauptthesen mit keiner Silbe berührt hätte. „Ebenso wie Harnack ließen Seeberg und Haußleiter den wesentlichen Inhalt meines Buches völlig unberührt, meist nur an völlig Nebensächlichem herumnörgelnd und auch da vergeblich." (S. 5.) Also alle die zentralen Fragen, die ich in Nr. 5 bespreche, sind völlig nebensächlich!! Das glaube ihm, wer Lust hat! Es ist mir bei bestem Willen nicht mehr möglich, Denifle als Polemiker ernst zu nehmen.

Greifswald. Prof. Haußleiter.

[1]) Im Verlag von E. F. Steinacker in Leipzig ist ein Separatabdruck der Artikel erschienen: „Luther in römischem Urteil." Eine Studie von Prof. Haußleiter. 32 S. gr. 8°, 60 Pf.

Die Entwicklung des jonischen Kapitäls.

Ein ausübender Künstler, Gottfried Semper, dessen Gebeine auf dem protestantischen Friedhof bei der Cestius-Pyramide in Rom ruhen, ist der Erste gewesen, welcher mit dem Nachdruck tiefinnerster Ueberzeugung auf die Polychromie in der griechischen Skulptur hinwies. Er war auch der Erste, der erkannte, wie vieles in der Ornamentik sich aus dem einfachen Aneinanderreihen von Blättern und Blüten herleitet nach der Art spielender Kinder in Wald und Wiese: eine wunderzarte Symbolik der Menschheit selbst, die aus der Natur die Elemente ihrer Kunst schöpfte, indem sie in frühester Zeit sich selbst und ihre Geräte mit den unmittelbaren Gebilden der Natur schmückt. Erst allmählich entstanden dann die künstlichen Nachahmungen, die endlich zur so selbständig erscheinenden Kunst aufstiegen.

Und abermals ist es einem Künstler vorbehalten geblieben, uns den Weg von der Bekränzung des Menschen mit Blumen und Blättern bis zum Gebilde klassischer Kunst an dem Beispiel des herrlichsten Meisterwerkes griechischer Architektur, der jonischen Säule oder genauer ihrem Kapitäl, aufzuzeigen, indem er damit zugleich ein bisher von Dunkel umgebenes Problem, vielleicht das interessanteste der gesamten archäologische Kulturgeschichte, aufhellt, das des Ursprungs des jonischen Säulenkapitäls. In Professor Moritz Meurer vereinigen sich aufs glücklichste intuitive Phantasie des Künstlers mit genauer Kenntnis des bauenden Altertums und, hierin über Semper hinausragend, der Botanik, deren architektonische Elemente sich seinem Künstlerauge erschließen. Was Professor Meurer auf diesem Wege gefunden hat, wird als sein Lebenswerk in nicht allzu ferner Zeit weiteren Kreisen vorgelegt sein. Einen ungefähren Begriff von der Bedeutung dieser Jahrzehnte archäologischer Forschung und Kunstphilosophie umfassenden Arbeit vermittelte ein mehrstündiger Vortrag, den Professor Meurer unter Verwendung eines erstaunlich reichen Anschauungsmaterials in der letzten Sitzung des Kaiserl. Archäologischen Instituts in Rom hielt.

Behufs leichteren Verständnisses will ich, bevor ich mich dem Gegenstande selbst zuwende, die Bestandteile des jonischen Kapitäls, deren Namen im folgenden gebraucht werden, vorausschicken; manche davon entsprechen der Sache, die sie bezeichnen sollen, nur unvollkommen oder gar nicht, ein Uebelstand, den eine neue Nomenklatur zu beseitigen berufen sein wird. Wir unterscheiden also am jonischen Kapitäl 1. die Deckplatte (abacus, ἄβαξ); 2. die Voluten (valuta), welche verknüpft werden durch 3. das Zwischenband, welches Vitruvius, von dem alle diese Bezeichnungen stammen, seiner ausgehöhlten Form wegen Kanal (canalis) nennt; 4. das Auge (oculus), um das sich die Voluten wickeln; 5. die Rollen oder dessen Wickel (pulvinus), worunter man die Seitenansicht der Voluten versteht; 6. das Kymation (κυμάτιον), ein gewöhn-

Digitized by Google

lich als sogenannter Eierstab ausgebildeter Wulst, und schließlich 7. den Rund- oder Perlstab (astragalus), welcher das Kapitäl mit dem Schaft verknüpft, technisch damit bereits verbunden ist und also eigentlicher zu diesem als zum Kapitöl gehört.

Die Ausgrabungen von Phästas auf Kreta, Knossos u. s. w. lehren uns, daß die Kunst, ehe sie in Griechenland ihre Blüte zur höchsten klassischen Pracht entfaltete, aus einer dunklen, weiter nach Süden gelegenen Heimat im Verlauf früher Jahrhunderte eingewandert ist. Das gilt auch von dem jonischen Säulenkapitöl, dessen Glieder, namentlich seine wichtigsten, Voluten und Kymation, uns nach Aegypten zurückführen. Auf dem ägyptischen Vereinigungswappen erblicken wir schon bei den ersten Dynastien zwei Pflanzenmotive verwertet: den Papyrus als Symbol Unterägyptens und eine für Oberägypten charakteristisch: Pflanze, eine Liliacee, in der Professar Meurer einen Lauch (allium) zu erkennen glaubt. Eine Eigentümlichkeit der Monokotylen besteht in der Dreizahl der ihre Blüte bildenden Blattkreise. Von den hierarchischen Bildern des Gephrenthrons, wo wir dieses Pflanzenmotiv durchaus lilienartig verwendet finden, hat es in der Folgezeit als ornamentales Element das ganze Mittelmeergebiet durchwandert. Hand in Hand mit der Verbreitung ging, und zwar abermals von Aegypten aus, die Weiterentwicklung des Motivs zur Palmette, indem die beiden seitlichen Blätter immer mehr überfallen gelassen und aufgerollt wurden, womit der Uranfang des jonischen Kapitöls gegeben wird. Auf Cypern begegnen wir dieser Form durch abwärts und oberhalb kronenartig angesetzte neue Palmetten reicher verziert. Eine Spange zeigt uns dann bereits den Blütenboden des Papyrus mit dem Lilienmotiv vereinigt als Uebergangsform, während später das Papyrusmotiv fallen gelassen wird. Was bis jetzt vorhanden ist, tritt uns in Aegypten und auf Cypern als Bekrönung von Stelen im Relief, sowie in symmetrischer Form als Spiegelgriff u. dgl. entgegen, vorläufig aber nicht als Kapitäl, und zwar wohl deshalb nicht, weil sich die Dreiform der Lilienblüte mit der Quadratur des Abakus nicht vereinigen ließ. Am frühesten treffen wir es als Pfeilerkapitäl auf Cypern an. Rudimentär erkennen wir nach die Spur der im Schwinden begriffenen Palmetten. Erst in Aeolien tritt zuerst die wirkliche runde Säule auf. Nach Runddildung des Kanals, der ursprünglich nach Analogie des nach außen getriebenen Goldschmucks kannex war, wurden die äußersten Glieder der Palmette weit übergelegt, um die Auflagefläche des Abakus und Gebälks zu verbreitern. Nebea Lesbos und Delos liefert der sogenannte Perserschutt auf der Akropolis Beispiele dieses Kapitäls mit gleichzeitig zum Rudiment gewordenen Palmetten. Aber es blieb immer noch eine Schwierigkeit zu lösen, die den Kardinalpunkt der ganzen Kompasition in sich schließt: die Versöhnung der Säulenrundform mit der Rechteckigkeit des Kapitäls. Wenn man den Durchmesser der Kapitälunterfläche ebenso groß annahm wie den Kreisdurchmesser, dann ergaben sich schwere außerhalb des Säulenschaftes liegende Voluten und ungünstige Unterflächen des Kapitäls; im anderen Falle, d. h. wenn man die Kapitälunterfläche kleiner machte, blieb ein Teil der Schaftoberfläche unbedeckt und die Voluten mußten in den Schaft einschneiden. Und abermals bringt Aegypten die Lösung durch Anwendung des *κυμάτιον*, dessen Herkunft der weibliche Schmuck ist, das Band aus Blättern und Lotosblumen, womit die Aegypterin ihre Schläfen zierte. Ueber's Haupt legte die Schöne eine ganze Lotosblume, in der uns im Bild alle ihre architektonischen Elemente entgegentreten. Perseaund Lotosblütenblätter im Schmuck der Aegypterin als Ursprung des Eierstabes! An Steindauten begegnen wir diesem Schmuck zunächst selten, dagegen inwendig als Fries, ferner als Blattbänder bei Gefäßen am ganzen Mittelmeer, rückwärts aerfolgbar bis nach Mykene, in Aegypten zuerst auch auf Architektur- und Gerätefornen, z. B. Beine von Möbeln, Schäfte von Säulen, übertragen. Während aber in Aegypten dieser Blattschmuck nach gemalt ist, tritt er uns in Assyrien als plastischer Blattkranz entgegen. Die frühe, aus zwei getrennten Voluten bestehende Kapitälform wird in Griechenland durch harizontale Querverbindung der Volutenfüße zu der geschlossenen klassischen Form des eigentlichen jonischen Kapitäls. Aber die verbundene Form ist dennoch ebenfalls keine Erfindung der Griechen, denn auch sie ward bereits Aegyptern und Assyrern angewandt. Prof. Meurer deh verschiedene Uebergangsformen in Vorlage, darunter ein v Dörpfeld gefundenes Kapitäl, wo die Voluten beinahe einanderstaßen und ihre Füße sich nach oben zu richten ginnen. An Beispielen wies Prof. Meurer ferner nach, v der am äolischen Kapitäl mit getrennten Voluten noch Säulenhalse hängende Blattkranz auch Verbindung der Volu zu einer Doppelvolute unmittelbar in das Kapitöl rückt.

Bisher wurde nach Böttticher das Kymation als eigentlich tragende Kunstform innerhalb des Kapitäls a gesaßt. Nach seiner ganzen Entwicklung kann es aber v als ein hängendes Gebilde — Band mit hängenden Blättern betrachtet werden. Die früheste Form des Abakus v ziemlich hoch, kräftig, quadratisch, rechtlinig; später ward niedriger. Auch der Abakus war früher mit Bändern v ziert. Wie das Halsband der Menschen auf das *κυμάτιον* übertragen ward, so geht das menschliche Stirnband als D platte in den Schmuck des Abalus über. Wir gelangen v zu den Rollen. Zuerst erscheint eine glatte Fläche, die nach ausgerundet ward, hauptsächlich um das Kymation sicht zu machen. Die Volute ward nun den Griechen immer angewandt, wo eine Kraftäußerung, Federung, angedeu werden sollte. Die Voluten treffen wir daher gewöhnlich dem Akanthus-Stützblatt verbunden an. Nicht das Kymati sondern die Volute ist also das tragende Glied. Endlich auch der unter dem Kapitäl liegende Rundstab aus Aegyp übernammen. Er führt uns zum ägyptischen Grab mit sein Blumenstrauß, worin wir das Modell der ägyptischen Bün säule erblicken müssen. Und bereits in Aegypten wur die fünf Straußbänder auch auf andere als Bündelsäu angebracht. Dieses Band des Blumenstraußes wird wei geführt in den griechischen Kapitälen als das Band, welc Kapitäl und Säulenschaft verknüpft.

Wir sehen also, so schließt der gelehrte Künstler, wie einzelnen Teile des jonischen Kapitäls das Ergebnis ei langen Entwicklung sind. Mit der Erweiterung des hi historischen Gesichtskreises mehren sich die Beweise dafür, die meisten technischen Kunstformen keine unmittelbaren findungen, sondern Glieder einer Kette sind, welche sie Formen der Vergangenheit verbindet. So sind auch die Ku formen der griechischen Tektonik, so hochentwickelt und eig artig sie sich zeigen, keine unmittelbaren für die Gedan und Bedingungen technischer Aufgaben ersonnenen N bildungen, sondern Umbildungen traditioneller Formeleme welche Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch in ornam taler Uebung waren, ehe sie der Hellene zu klassisch vollende Gebilden ausprägte.

Rom, im April 1904. Z

Pans Liebe.

„Irrtest du je in dunklen Wäldern?
Kennst du Pan?
Ich hab' ihn gefühlt.
Nicht in den dunklen Waldern, wo a
Schweigende ispricht
Der Liebe Pan hab' ich gefühlt."

J. P. Jacobse

Ich weiß nur von zwei Dichtern, die von Pans L reden konnten. Der eine ist Oskar Wilde — der andere K Hamsun.

Von Knut Hamsun kenne ich kein Buch, in dem P Liebe nicht herrscht — von Oskar Wilde ist es die Salome

In diesen Werken ist alles durchdrungen von der heimnisvollen, wilden, jauchzenden, ungerechten Macht Pa In ihren Menschen lebt jene Liebe, die in Wahrheit die ein ist, jene Liebe, die in einem Menschen emporschlägt, ihn g erfüllt, ihn restlos hingegeben dem einen vor die Füße wi während er dem anderen die gewährende oder entziehe Gottheit bleibt, die mit dem Geschenk eines Lächelns begli die grausam ist oder mitleidig — nur nach Willkür ihrer Ho launen.

Digitized by Google

Da ist Salome, die den syrischen Hauptmann mit dem Versprechen eines Blickes in den Tod lockt — Salome, die um einen Kuß auf den Mund des Jochanaan sein und ihr Leben verwirft. Denn was uns der Dichter einen Augenblick lang glauben machen will, daß Salome durch die Schmähungen des Propheten, die sie auf sich beziehen muß, so tief gekränkt ist, daß sie ihn opfert und dann noch eine Laune stillt — das ist nicht wahr. Pans Liebe verachtet alle Schmähungen. Pans Liebe kennt nur sich selbst. Pans Liebe ist stärker als Ehre und Tod.

Nur den Kuß des Jochanaan will Salome — alles andere ist nebensächlich. Pans Liebe kennt nur die eigene Erfüllung. — — — —

Von Knut Hamsun gibt es ein Buch — „Pan". Viele, die es gelesen haben, rühmen seine künstlerische Form, seine vollendete Darstellung der Natur.

Ich muß lächeln, wenn ich das höre — das Buch ist nur durchdrungen von Pans Liebe.

Da ist der Leutnant Thomas Glahn. Ihn nimmt die Liebe zu Edvarda. Er wohnt einsam in einem weiten Wald. Sie kommt zu ihm — in vielen Nächten. Dann bleibt sie aus. Und wie es ihr einmal einfällt wieder zu kommen, hat er nur für sie Dank — überschwänglichen, demutvollen Dank. Und über ihr Fernbleiben und seine Qual des Wartens weiß er nur das kleine sonderbar rührende Wort, daß ein Vogel rief in jeder Stunde der Nacht. Dieses Wort, das bedeutet: in jeder Stunde habe ich gewacht und dich erwartet.

Und irgendwo am Weg findet er ein anderes Mädchen. Das gewinnt er sich mit einem hingeworfenen Wort aus dem Ueberreichtum seiner Liebe zu Edvarda. Er nimmt sie und stößt sie wieder von sich — mitleidig — gleichgültig — brutal. —

Pans Liebe kennt nicht die Treue — sie ist gewalttätig und unerforschlich, wie eines Gottes Güte. —

Was Thomas Glahn unter der einen selbst gelitten, macht er die andere leiden. Nicht in bewußter Absicht — nur nach jenem dunklen Gesetz der Natur.

Pans Liebe ist in ihm. Pans Liebe, vor der keine Ethik oder Aesthetik des Fühlens besteht. Pans Liebe, die sich selbst das Maß der Maße ist. Pans Liebe, für die es nur die eigene jubelnde Gewalt gibt, die alles niederwirft, was Menschengerechtigkeit sich zum Schutz erbaute. —

Ein anderes Buch von Hamsun — „Mysterien". Johann Nagel, einer von den Auserwählten, in denen die Natur schrankenlos herrscht und stark genug ist, daß sich ihr Leben in die tiefe und zweischneidige Weisheit wandelt, wie sie das beste Teil Shakespearescher Narren ist, er wird von Pans Liebe getroffen.

Und sie, die er liebt, sie wird gerade ein wenig mitgezogen von seiner Liebe, die allzu mächtig war. Nur ein wenig. Nur so viel, daß sie ihm ganz zugefallen wäre, hätte er einen Augenblick der Berechnung gegen sie ausgenützt.

Er aber kennt nur seine Liebe. Er wirft sie ihr zu Füßen — in Leidenschaft — in Demut — in Zorn — in Hingebung. Er wird sehr lächerlich vor ihr, da er nur seine Liebe kennt. Und deshalb wird sie nur ein wenig von ihm mitgezogen — nur bis zu einem Erbleichen und einem wirren Wort. Und dies wird sie später verantworten können vor irgend einem jungen, hübschen Marineoffizier, der längere Zeit schon ihr Verlobter ist. —

Das letzte Buch, das ich von Knut Hamsun kenne, ist soeben im Verlag A. Langen erschienen. Ich meine „Munken Vendt".

Munken Vendt — ein verunglückter Predigtamtskandidat. —

Munken Vendt — ein Mensch mit dem zwingenden Blick der Natur, eben jenem „Tierblick", den wir schon an Thomas Glahn kennen lernten. Munken Vendt, in dem das Volk abergläubisch eine geheimnisvolle Gewalt fürchtet, so daß die Knechte sich nicht getrauen ihn zu fesseln. Munken Vendt, den die schöne Herrin Iselin liebt, und der ihre Liebe verachtet und verhöhnt — und ihr nur die Macht der Rache läßt. Munken Vendt, den Pans Liebe zu der blonden Magd Blis zwingt, die ihn einfältig verlacht und verrät, wo er sich in ihre Hände gibt. —

Es ist selbstverständlich, daß alle die, in denen Pans Liebe Gewalt nimmt, auch mit der Natur, die sie in stummem Leben umgibt, verschwistert sind. Es ist nur folgerichtig, daß jene, die Pan so ganz erfüllen konnte, der Erde zugetan sind, die ihnen tragen hilft an ihrer Liebe Gewalt. —

Es wird aber immer Menschen geben, die das Sprüchlein von dem „Reiz intimer Naturschilderungen" hersagen, weil sie nicht begreifen, woher die seltsame Macht jener Dichtungen stammt. —

Jena. Toni Schwabe.

Bücher und Zeitschriften.

Die Konstitution des Kamphers und seiner wichtigsten Derivate von Offian Aschan. Braunschweig 1903, Vieweg.

Von den großen Problemen, mit denen sich die organische Chemie in den letzten Jahrzehnten befaßte, haben wenige so lange der Lösung widerstanden wie das des Kamphers. Als im Jahre 1870 die Forschung die Spekulationen über seinen inneren Bau begann, war sie sich wohl kaum der Schwierigkeiten bewußt, die sich ihr in den Weg stellten und die einen sprechenden Ausdruck finden in den gewaltigen Massen von Einzelbeobachtungen, die der Verlauf ihrer Arbeiten zutage gefördert. Es entspann sich ein förmlicher Wettstreit um die Formel des Kamphers und erst nach über 30 Jahren ist es den vereinten Bemühungen gelungen, dieselbe festzustellen. Die deutsche chemische Wissenschaft darf stolz darauf sein, daß einer der Ihrigen, Professor Bredt in Aachen, den Sieg davongetragen. Beim Studium der Abbauprodukte des Kamphers entdeckte er, daß eines derselben, die bereits 1871 aufgefundene Kampheronsäure, bei der trockenen Destillation in mehrere lange schon bekannte Körper zerfällt und auf Grund dieser Tatsache stellte er zunächst für diese Säure, dann für den Kampher selbst seine berühmte Formel auf. Sie hatte noch manche Anfechtungen zu bestehen, bis Ende vorigen Jahres der finnische Chemiker Komppa die endgültige Synthese veröffentlichte und damit den Schlußstein auf das Gebäude der Kampherchemie setzte. Eine zusammenfassende Darstellung derselben gibt nun Prof. Offian Aschan zu Helsingfors in dem vorliegenden Buche, dessen besonderer Reiz in der durchdringenden und klaren Disposition beruht. Nach einer historischen Einleitung, die früheren Ergebnisse enthaltend, folgt eine Uebersicht aller jener 33 Formeln, die im Laufe der Zeit aufgestellt wurden und wir finden unter ihren Urhebern die besten Namen der modernen Chemie. Freilich hat von allen 33 die meisten schon nach kurzer Zeit das Schicksal ereilt, fallen gelassen zu werden, aber die Bemühungen, denen sie ihre Entstehung verdanken, sind umgeprägt in neue Ansichten und Methoden, die fruchtbare Verwendung auf anderen Gebieten der Chemie finden. Besonderes Interesse verdient dieses Kapitel für eine künftige Psychologie der naturwissenschaftlichen Forschung, zu der vielleicht auch Weininger in seiner Henidentheorie beigetragen hat. Sie wurde dem Referenten unwillkürlich ins Gedächtnis gerufen durch das tastende Fortschreiten zur Gewißheit, das in der Reihe jener Formeln mit seltener Deutlichkeit sich verfolgen läßt. Die für die Konstitutionsbestimmung des Kamphers verwertbaren Resultate sind im nächsten Abschnitt in zehn Sätzen formuliert, auf Grund deren die Bredtsche Formel als die einzige allen genügende festgestellt wird. Die folgenden Kapitel umfassen die Schilderung der wichtigsten Abbauprodukte des Kamphers. Prof. Aschan hat nicht nur dem Spezialforscher, sondern jedem Chemiker einen großen Dienst erwiesen durch diesen Leitfaden, der eine sichere und schnelle Orientierung in dem gewaltig angeschwollenen Gebiete ermöglicht. Das Sachregister seines Buches weist allein 200 neue Verbindungen auf, abgesehen von jenen anderen, die ohne unmittelbare Bedeutung für den Gang der Forschung unerwähnt bleiben durften. Der Chemiker kann am besten ermessen, welch ungeheurer Aufwand an Zeit und Arbeit in dieser Zahl liegt, ihr aber auch ein Gefühl der Befriedigung entnehmen darüber, daß die Chemie auf einer neuen Etappe ihres unaufhaltsamen Fortschreitens ange-

Digitized by Google

langt ist. Es wäre nur zu wünschen, daß in derselben Weise auch andere Probleme, wie z. B. das des Kokains, behandelt würden.

Ernst Spiegel.

-kr-. **Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte.** Herausgegeben von Artur L. Jellinek (Wien). Erster Band. Berlin, A. Duncker, 1903. 76 S.

Das vorliegende Werk, auf das wir um seiner praktischen Bedeutung und Brauchbarkeit willen mit einigen Worten hinweisen möchten, ist eigentlich nicht etwas ganz Neues. Schon seit zwei Jahren hat der auf seinem Gebiet so außerordentlich regsame Herausgeber bibliographische Uebersichten zur Stoff- und Motivgeschichte den von Max Koch geleiteten „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" beigegeben; jetzt hat er diese als selbständiges Unternehmen fortgeführt, das aber auch noch als Beiblatt zu Kochs „Studien" zu beziehen ist. Das Werk wird sicher von vielen willkommen geheißen werden; denn jeder, der auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte und Volkskunde arbeitet, weiß, wie schwer es ist, sich bei dem gerade jetzt so lebhaften Zusammenarbeiten aller Völker die Uebersicht über das Geleistete zu wahren. Vielfach ist das überhaupt — wenn man nämlich nicht am Sitze einer großen Bibliothek wohnt — unmöglich. Hier schafft nun Jellineks fleißige Sammelarbeit Abhilfe. Er ermöglicht uns einen bequemen und ergiebigen Ueberblick und wird oft auch vor vermeintlich neuen Entdeckungen bewahren. Ein weiterer Vorzug seines Unternehmens ist auch der Versuch, im Anschluß an Reinhold Köhlers und Boltes Bezeichnungen eine einheitliche Namengebung für oft gar nicht so einfach zu charakterisierende Stoffe, Motive, Formeln und Typen zu schaffen. Schließt man sich seinem Vorgehen allgemein an, so wäre dies für die Forschung nur ein Vorteil. Der erste Band umfaßt die Literatur etwa von Mitte 1902 bis Mitte 1903. — Der rührige Herausgeber stellt übrigens auch ein schon seit längerer Zeit vorbereitetes, zusammenfassendes Lexikon der Stoffgeschichte in Aussicht, dessen Erscheinen mit Freuden zu begrüßen wäre.

*

Allgemeine Rundschau.

„Binsenwahrheit".

Für den obigen Ausdruck, der — als deutsches Gegenstück zu dem sonst unübersetzbaren englischen Wort „truism" — in der Bedeutung „selbstverständliche Wahrheit" bei uns in neuerer Zeit, vermutlich aus der Studentensprache, weitere Verbreitung erlangt hat, ist bekanntlich in Adolf Kußmauls prächtiger Selbstdiagraphie „Jugenderinnerung eines alten Arztes" eine recht annehmbar scheinende Deutung gegeben worden, die sogar eines gewissen Interesses in philologischer Hinsicht nicht entbehrt. Es lebte nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Heidelberg ein Mensch von kretinhaftem Aussehen, der sich vom Verkauf von Binsen-Fidibussen an die Studenten nährte und eines der lebenden Wahrzeichen der Stadt bildete, genannt „der Binsenbub". Da dieser „Binsenbub" sich im wohlverstandenen geschäftlichen Interesse dem Publikum gegenüber dümmer zu stellen pflegte als er in Wirklichkeit war, mußte er den Studenten zur Zielscheibe zahlloser Hänseleien dienen und galt ihnen daher überhaupt als lebendes Paradigma der bekannten Eigenschaft, mit der selbst Götter vergebens kämpfen; und eine „Binsenwahrheit" soll ihnen daher eine Wahrheit geheißen haben, die in ihrer ausbündigen Selbstverständlichkeit selbst der Binsenbub zu begreifen fähig war. Sonach hätte sich also der Binsenbub nicht nur in der Erinnerung seiner Heidelberger Zeitgenossen, sondern auch in der deutschen Sprache ein Denkmal gesetzt. Dieser hübschen Deutung setzt nun J. E. Wülfing (Bonn) im jüngsten Heft der Zeitschrift für deutsche Wortforschung eine andere entgegen, die mindestens den gleichen Anspruch auf Berechtigung haben dürfte. Er verweist dort nach Sanders auf das lateinische „in scirpa nodum quaerere" (einen Knoten in den Binsen suchen) und im Zusammenhang damit auf eine Stelle bei Wieland: „Es gehörte wirklich eine ganz eigene Liebhaberei, „Knoten in Binsen zu suchen", dazu, die Sache so außerordentlich schwer zu finden und selbst ohne alle Not einen Knoten nach dem anderen in die Binsen zu knüpfen, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder aufzulösen." Das tertium comparationis bei der Binse und der „Binsenwahrheit" wäre danach der Mangel eines Knotens, den es aufzulösen gälte, und das Wort wäre einfach als „die binsenglatte, nackte Wahrheit" zu verstehen. Daß auch sonst die Binse zum Sinnbild des Mühelosen, keine Schwierigkeiten Bereitenden dienen muß, beweist eine eben dort angeführte Stelle aus Schillers Räubern, wo es heißt, „daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind".

*

Kongreßbericht.

Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker zu Mannheim am 25. bis 28. Mai 1904.

Der Verein Deutscher Chemiker veranstaltet alljährlich eine Hauptversammlung, die sich im Laufe der Jahre zu einer Generalversammlung der Chemiker Deutschlands entwickelt hat. In diesem Jahre hatte der Oberrheinische Bezirksverein die Vereinsmitglieder in eine Gegend Deutschlands geladen, welche durch einen besonders hohen Stand der chemischen Industrie ausgezeichnet ist. Zugleich bergen die Mannheim benachbarten wissenschaftlichen Zentren, die Universitäten von Heidelberg, Straßburg und Freiburg, sowie die technischen Hochschulen zu Darmstadt und Karlsruhe eine so große Schar von hervorragenden Gelehrten, daß der Hauptversammlung zu Mannheim von vornherein ein günstiges Prognostikum gestellt wurde. So ist es gekommen, daß sich in Mannheim eine Schar von Chemikern zusammengefunden hat, wie sonst wohl noch niemals in Deutschland. Ueber 600 Teilnehmer zeigte die Liste schon am Vorabend des Festes.

Am Mittwoch Abend (25. d. M.) begrüßte in den Räumen des Rosengartens der Bezirksverein-Vorstand durch seinen Vorsitzenden Herrn Dr. F. Raschig die Festteilnehmer, in seiner Entgegnung sprach der Vorsitzende des Vereins Herr Medizinalrat Dr. E. Merck dem Bezirksverein seine Bewunderung aus für das, was hier in Mannheim dem Verein alles geboten würde. Unter den erschienenen Festteilnehmern seien erwähnt als Männer der Wissenschaft Herr Geheimrat Engler (Karlsruhe), Geheimrat Bunte (Karlsruhe), Geheimrat Beldrück (Berlin), Geheimrat Beckmann (Leipzig), Geheimrat Curtius, Geheimrat Prof. Dr. Kineke, Prof. Dr. Brühl (Heidelberg), Prof. Dr. Conrad (Aschaffenburg), Prof. Ferd. Fischer (Göttingen), Prof. Dr. Lange (Zürich), Professor Freund (Frankfurt), von hervorragenden Technikern führen wir an die Herren Kommerzienrat Brunck (Ludwigshafen), Kommerzienrat Bischer (Ludwigshafen), Kommerzienrat Clemm (Mannheim), Prof. Dr. Duisburg (Elberfeld), Kommerzienrat Glafer (Heidelberg), Hofrat Bernthsen (Ludwigshafen), Hofrat Caro (Mannheim), Dr. Engelhorn (Mannheim), Prof. Precht (Neustaßfurt), Direktor Frey (Wedau), Dr. Karl Goldschmidt (Essen), Oberbergrat Dr. Heintze (Meissen), Dr. Kunheim (Berlin, Kommerzienrat Oehler (Offenbach).

Die Festversammlung am Vormittag des 26. Mai eröffnete Herr Medizinalrat Dr. Merck mit einer Begrüßung der erschienenen Vertreter der politischen Behörden und der Städte, welche den Kongreß beherbergen, ferner der befreundeten Vereine und der Mitglieder des Vereins deutscher Chemiker. In seiner Erwiderung betont Se. Exzellenz der Herr Staatsminister Dr. v. Schenkel die nahen Beziehungen, welche das badische Ministerium des Innern mit der chemischen Industrie und Wissenschaft verbindet. Das Ministerium hat als Gewerbeministerium mit der Neuanlage und Beaufsichtigung von chemischen Fabriken ständig reichliche Arbeit, eine Arbeit, die dank dem Bestreben der chemischen Industrie ihre Abgase und sonstigen Abfälle möglichst selber aufzuarbeiten, immer leichter wird. Der Minister wußte ferner als Landwirtschaftsminister der Chemie Dank für die Erschließung neuer künstlicher Düngstoffe, die den in so alter Kultur stehenden deutschen Aderboden aufs günstigste befruchten, und hoffte, daß die wichtigste Frage der Dünger-

chemie, die Nutzbarmachung des atmosphärischen Stickstoffes, auf der gegenwärtigen Versammlung ihrer Lösung näher gebracht werden möchte. Als Vertreter des Gesundheitsministeriums sprach er der Chemie den Dank für die Erschließung neuer Heil- und Schmerzstillungsmittel aus. Das Finanzministerium sieht mit großem Wohlgefallen das Emporblühen der chemischen Industrie in Baden, da die großen Fabriken mächtige Werte schaffen und Hunderte von Millionen in den Steuersäckel fördern.

Im Anschluß an die Rede des Herrn Ministers sprach daher Geheimrat Bunte (Karlsruhe) die herzlichsten Wünsche von Rektor und Senat der technischen Hochschulen aus. Die Verbindung zwischen Männern der Praxis und Männern der Wissenschaft ist in der deutschen Chemie eine besonders innige und wird am besten durch die Zusammensetzung des Vereins deutscher Chemiker illustriert. Die Verbindung ist ein wesentlicher Grund für das mächtige Emporblühen der chemischen Industrie sowohl, als auch der reinen Chemie in Deutschland.

Der Oberbürgermeister von Mannheim Heer Beck begrüßte im Namen der Stadt Mannheim die Versammlung, indem er eine Parallele zog zwischen der rapiden Entwicklung dieser Stadt, die erst vor 200 Jahren als Stadt gegründet wurde, und der Entwicklung der Chemie und chemischen Industrie, die auch vor zwei Jahrhunderten noch in den Kinderschuhen der Alchemie steckte. Die Chemie spielt jetzt eine so wichtige und unentbehrliche Rolle in jedem Gebiete des menschlichen Lebens, daß unser ganzes modernes Arbeiten von Chemie durchdrungen ist. Es ist zu hoffen, daß die chemische Affinität, die zwischen der Stadt Mannheim und der Chemie vorhanden ist, sich in einen schönen und harmonischen Verlauf der Hauptversammlung dokumentieren wird. Die Mannheimer Handelskammer ließ ihre guten Wünsche durch Herrn Direktor Hoffmann kundgeben, der Verein zur Wahrung der chemischen Industrie von Deutschland durch Herrn Geh. Kommerzienrat Professor Dr. Holz. Der letzte Redner knüpfte an die Worte des Herrn Ministers an und machte darauf aufmerksam, daß es den Bestrebungen des durch ihn vertretenen Vereins gelungen sei, die Abwasserfrage wenigstens für die chemische Industrie im großen und ganzen günstig zu lösen, so daß z. B. die Fische sich mit Vorliebe an den Stellen ansammelten, wo Ausflüsse von chemischen Fabriken in die Flüsse oder Bäche mündeten. Heer Professor Dr. Fresenius (Wiesbaden) brachte die Grüße des Vereins Deutscher Nahrungsmittelchemiker, Heer Dr. Slaby die des Vereins Deutscher Ingenieure. Im Namen der Deutschen Bunsen-Gesellschaft sprach Herr Geheimrat Professor Dr. Engler und betonte den innigen Zusammenhang, welcher zwischen der Bunsen-Gesellschaft und dem Verein Deutscher Chemiker besteht, der sich auch schon darin äußerlich kennzeichnete, daß beide Vereine eine große Anzahl von Mitgliedern gemeinsam habe und daß einer der größten deutschen Chemiker seinem Verein den Namen gegeben habe; zugleich lud er den Verein zu der nächsten Hauptversammlung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft nach Karlsruhe ein. Schließlich sprach Heer Dr. Treumann (Hannover) als Vertreter des Verbandes selbständiger Chemiker Deutschlands und des Vereins analytischer Chemiker Sachsens; er hob besonders die gemeinsamen Standesinteressen der drei Vereine hervor und sprach dem Verein Deutscher Chemiker den besten Dank dafür aus, daß in seiner Geschäftssitzung brennende Standesfragen behandelt würden.

Für alle diese guten Wünsche dankte Herr Medizinalrat Dr. Merck und schloß daran die Huldigung des Vereins an den Kaiser und den ehrwürdigen Fürsten Badens. Leider hatte der Großherzog in letzter Stunde auf den beabsichtigten Besuch der Versammlung verzichten müssen.

Sodann verkündete der Vorsitzende, daß der Vorstand des Vereins beschlossen habe, die in Düsseldorf gestiftete Liebig-Denkmünze Herrn Dr. Knietsch (Ludwigshafen) wegen seiner hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der angewandten Chemie zu verleihen. Heer Dr. Knietsch sprach der Versammlung seinen tiefempfundenen Dank für diese Ehrung aus.

Es hielt sodann Herr Hofrat Caro einen hochinteressanten Vortrag über die Entwicklung der chemischen Industrie in Mannheim-Ludwigshafen, in dem er an der Hand der verschiedenartigsten Disziplinen der chemischen Industrie, welche in Mannheim-Ludwigshafen und der näheren Umgebung entstanden sind, ausführlich schilderte, welchen mächtigen Faktor die chemische Technik in unserem nationalen Wirtschaftsleben bildet und wie nötig es sei, dieser Industrie eine ungestörte Entwicklung zu sichern. Als zweiter Redner sprach Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Engler (Karlsruhe) über „Chemische Aktivität und Radioaktivität". Der Redner faßte in überaus klarer Weise die zerstreuten Forschungen über dieses neueste und interessanteste Gebiet der Chemie zusammen und betonte besonders die überraschenden Perspektiven, welche sich aus diesen Forschungen für die Erweiterung unserer Kenntnisse der Elementaratome und Moleküle ergeben.

In der am Nachmittag stattgefundenen geschäftlichen Sitzung des Vereins Deutscher Chemiker wurde Herr Professor Dr. Ferd. Fischer (Göttingen) zum Ehrenmitgliede erwählt. Den Kern der Verhandlungen bildeten eine Anzahl Standesfragen der Chemiker. Es handelte sich um die Gebühren der chemischen Sachverständigen, um die Stellung und die Beaufsichtigung der öffentlichen Chemiker, die in Zukunft nur durch chemisch gebildete Beamte stattfinden soll. Sodann wurde die Ausländerfrage an deutschen Hochschulen einer Besprechung unterzogen und eine Resolution angenommen, die besagte, daß die Ausländer nur dann zum Studium an deutschen Hochschulen zugelassen werden dürften, wenn sie eine Vorbildung nachweisen können, welche der der deutschen Studenten entspricht und sie befähigt, in ihrem Heimatlande an einer Hochschule zu studieren. Schließlich sollen ihnen Plätze in Laboratorien und anderen praktischen Uebungen nur insoweit zugebilligt werden, als diese Plätze nicht von deutschen Studierenden beansprucht werden.

Am Abend fand eine Festvorstellung im großherzoglichen Hof- und Nationaltheater statt.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Von der literarischen Grönland-Expedition, die, nachdem sie lange Zeit für arg gefährdet, wenn nicht verschollen gegolten hatte, am Mittwoch an Bord ihres Schiffes Godthaab wohlbehalten in Kopenhagen eingetroffen ist, gab der Kapitän Amundsen den vielen neugierigen Fragern einen vorläufigen Bericht, dem wir nach der Vossischen Zeitung folgendes entnehmen: „Die letzten Nachrichten von der Expedition kamen, wie erinnerlich, nach Dänemark durch Vermittlung schottischer Walfänger, die im Sommer 1903 die drei jungen Dänen auf der Saundersinsel angeblich in sehr leidendem Zustande angetroffen haben wollten. Hier hat die Expedition denn auch in der Tat überwintert und zwar unter recht schwierigen Verhältnissen. Der Maler Graf Moltke war krank und hatte noch lange nach der Krankheit eine Schwäche in den Beinen zu ertragen, die indessen nunmehr bald überwunden sein wird. Die Expedition lebte unter den Eskimos am Kap York ganz nach Eskimoweise; sowohl Weihnachten wie Neujahr wurden hier zugebracht. Mitte Januar aber beschloß die Expedition aufzubrechen und zu versuchen, eine Kolonie in Westgrönland zu erreichen. Die Melville-Bucht war mit Eis belegt und mußte zu diesem Zwecke überschritten werden; dazu ist es in jener Gegend zu dieser Jahreszeit fast ganz dunkel; von Tageslicht bemerkt man nicht viel. Es glückte Mylius-Erichsen, sechs Eskimos vom Kap York dazu zu bewegen, mit ihm und seinen Kameraden die Reise über die Melville-Bucht auszuführen, und bei dieser Gelegenheit ist zum erstenmal die Verbindung zwischen den Eskimos auf beiden Seiten der genannten Bucht hergestellt worden; so lange man sich erinnern kann, haben die Eskimos am Kap York und die in den westgrönländischen Kolonien keinen Verkehr unterhalten, bis jetzt Mylius-Erichsen sie zusammenführte. Die 50 bis 60 Meilen lange Reise über die Melville-Bucht ging verhältnismäßig glatt von statten; vom 20. Januar bis zum 8. Februar war man unterwegs, um die Kolonie Upernivik zu erreichen. Den kranken Grafen Moltke hatte man die ganze Reise auf einem Schlitten expedieren müssen. In Upernivik verblieb der Dolmetsch Student Rasmussen mit drei Eskimos, während Mylius-Erichsen mit der Hilfe der drei anderen Eskimos

den Patienten nach Umanak überführte, wo man einen Arzt anzutreffen hoffte, und von wo aus Graf Moltke im Laufe des Sommers die Reise nach der Heimat antreten wird. Allein zog dann Mylius-Erichsen noch weiter südlich, um Holsteinsborg zu erreichen und das Schiff Godthaab anzutreffen, welcher Plan ja vollständig glückte. Nach Abgang des Schiffes am 7. Mai wollte Mylius-Erichsen wieder nach dem Norden aufbrechen, um sich mit seinen Kameraden und den sechs Eskimos zu vereinigen. Allgemein hat der Leiter der Expedition geäußert, daß er mit den Resultaten seiner Reisen außerordentlich zufrieden sei und nach Dänemark zurückkehren werde, sobald der letzte Punkt des Reiseprogramms, eine Bootreise an der Küste Südgrönlands, ausgeführt sei. Der Maler Graf Moltke hat viele Skizzen und der Student Rasmussen besonders grönländische Sagen gesammelt, während Mylius-Erichsen schon mit den Vorarbeiten seines Buches über die Expedition beschäftigt ist. Im Laufe des Herbstes wird man die Expedition in Kopenhagen zurückerwarten können. Von der „Gjöa"-Expedition hat Mylius-Erichsen die besten Nachrichten überliefert. Am 15. August ist er mit ihr bei Dalrymple-Rock einige Stunden zusammen gewesen. Sämtliche Mitglieder auch dieser Expedition befanden sich wohl und traten die Weiterreise mit gutem Mute an.

* Die 45. Hauptversammlung des Vereines deutscher Ingenieure wird vom 6. bis 8. Juni d. J. in Frankfurt a. M. und Darmstadt stattfinden. In den geschäftlichen Verhandlungen an den Vormittagen der Versammlungstage wird verhandelt werden u. a. über: Herausgabe eines umfassenden technischen Wörterbuches (Technolexikon) in den drei Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch; Herausgabe eines Werkes über die Geschichte der Dampfmaschine; Reform des gewerblichen Rechtsschutzes; Bau eines neuen Vereinshauses zu Berlin. Außerdem werden die nachstehenden Vorträge gehalten werden: Geh. Reg.-Rat Prof. v. Borries (Berlin): Schnellbetrieb auf Hauptbahnen. Geh. Hofrat Max v. Eyth (Ulm): Poesie und Technik. Geh. Baurat Prof. Gutermuth (Darmstadt): Dampfturbinen. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Richter (Berlin): Großgasmaschinen. Ingenieur Preiß (Mainz): Der Landungssteg in Lome (Afrika). Die Nachmittage werden dem Besuch von industriellen Anlagen, die Abende Festlichkeiten gewidmet sein.

* Internationaler Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose. In Kopenhagen wurde am Donnerstag in Gegenwart von Mitgliedern der königlichen Familie eine Konferenz von Mitgliedern des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der Tuberkulose von dem Konseilpräsidenten Dr. Deuntzer eröffnet. Zu der Konferenz sind viele ausländische Teilnehmer erschienen, unter ihnen Professor Brouardel, Professor Löffler, Professor Fränkel u. a. Den Vorsitz führt der Oberbürgermeister von Kopenhagen in seiner Eigenschaft als Präsident des dänischen Nationalvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose.

* Todesfälle. In Stuttgart ist Obermedizinalrat Dr. Dietz, der Referent für Irrenpflege beim dortigen Medizinal-Kollegium, im Alter von 45 Jahren gestorben. — Der Professor Karl Bopp in Stuttgart, der lange Jahre am Stuttgarter Polytechnikum als Professor für Physik tätig war, ist am 24. Mai gestorben. — In Para (Brasilien) starb, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, Dr. Max Kaech aus Basel im Alter von 29 Jahren. Dr. Kaech verließ vor ein paar Monaten Basel, um die Stelle eines Chefs der geologischen Anstalt am „Museum Goeldi" in Para anzutreten. Dort erkrankte er am gelben Fieber und ist nun daran gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

hc. Bonn. Der ordentliche Professor für alttestamentliche Exegese und Theologie in der evangelisch-theologischen Fakultät der Bonner Universität, Dr. theol. et phil. Eduard König feiert mit Beginn des Sommersemesters das 25jährige Jubiläum als akademischer Lehrer.

H. Gießen. Anläßlich des festlich begangenen 50. Jahrestages der Neubegründung der evangelischen Gemeinde zu Hirschhorn am Neckar promovierte die theologische Fakultät unserer Hochschule den ersten Geistlichen der Gemeinde, Kirchenrat Katzhenn, jetzt in Burg-Gräfenrode (Kreis Friedberg, Oberhessen), zum Ehrendoktor der Theologie.

* Leipzig. Als Leiter der an der hiesigen Universität ins Leben tretenden Theoretisch-physikalischen Anstalt wird Prof. Dr. Des Coudres (früher in Würzburg) tätig sein. Die neubegründete Assistentenstelle ist Dr. phil. Fredenhagen, seither Assistent an der Physikalisch-chemischen Anstalt, übertragen worden.

hc. Berlin. Der bisherige Privatdozent für Frauenheilkunde in Halle Dr. Karl Franz hat sich mit einer Antrittsvorlesung „Einiges über die Bedeutung des Urethers für den Gynäkologen" in gleicher Eigenschaft in die medizinische Fakultät der Berliner Universität eingeführt.

* Wien. Die Oxforder Universität verlieh den Professoren der Wiener Universität Viktor Edlen v. Lang und Heinrich Obersteiner den Grad eines Doktors der Philosophie. — Der ordentliche Professor der ägyptischen Altertumskunde Hofrat Dr. Simon L. Reinisch ist in den Ruhestand getreten.

* Rom. Der Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom Hofrat Professor Dr. Pastor ist zum Mitglied der polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau gewählt worden.

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

H. G. Opitz: Grundriss e. Seinswissenschaft. II. Bd Weesenslehre. Leipzig 1904. Hermann Haacke. 233 S. — Die Gedichte der Bibel in deutsche Sprache von M. A. Klausner. Mit Buchschmuck von Judith Klausner. 2. und 3. Auflage. I: Prophetenworte. Sprüche Salomonis. 217 S. II: Der Psalter. 305 S. III: Das Hohelied. Das Klagelied. Das Buch Jjob. Das Buch Esther. Das Buch Ruth. Der Prediger. 223 S. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. — Rudolf Huch: Ein Krisis. Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Literatur. München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 103 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Soeben erschien:

Moralphilosophische Vorträge

von

Dr. Josef Mütter in München.

Preis M. 1.20, m. Pto. M. 1.30.

Verlag Ballhorn u. Cramer Nachf., Würzburg. (7366)

Tauchnitz Edition.

May 25, 1904.

Tomaso's Fortune and other Stories.

By

H. S. Merriman.

In 1 vol.

Red Morn.

A new Novel.

By

Max Pemberton

In 1 vol.

(7384)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 28. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.40, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Freiheit der Forschung und Lehrfreiheit. Glossen zur jüngsten Kulturdebatte im bayerischen Landtag. Von Academicus.

Eine Sommerreise in Südspanien. II. Von Dr. Hans Hadwiger.

II. Bücher und Zeitschriften.

Emil Schaeffer: Das Florentiner Bildnis.

III. Allgemeine Rundschau.

Jubiläum der Erfurter Akademie. — Allgemeiner Deutscher Lehrertag. — Tagung des Vereins Deutscher Chemiker. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Freiheit der Forschung und Lehrfreiheit.

Glossen zur jüngsten Kulturdebatte im bayerischen Landtage.

„Eine Wissenschaft, die sich selbst korrigieren muß, ist eben keine Wissenschaft, sondern das ist Irrtum. Wissenschaft ist überhaupt etwas Bestimmtes, Festes. Die Herren verwechseln eben sehr häufig die Wissenschaft mit den Professoren. Wenn sich die Professoren selbst korrigieren, dagegen habe ich gar nichts. Im Gegenteil, sie sollen und müssen sich selbst korrigieren, und zwar deshalb, weil viele von diesen Herren eben etwas solches sagen, was nicht ganz richtig ist.“ Dieses klassische Diktum, das bei den Vertretern der Wissenschaft wohl große Heiterkeit oder wenigstens ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregt haben wird, entfloß am 11. Mai dieses Jahres während der Generaldiskussion über den Kultusetat in der bayerischen Kammer der Abgeordneten dem Munde des Zentrumsredners Dr. Zimmern (siehe stenogr. Bericht Nr. 505, S. 352). Es fügt sich in würdiger Weise den vielen ungereimten Aussprüchen an, die während derselben Generaldiskussion von anderen Zentrumsabgeordneten, vor allem von Dr. Heim, Gerstenberger und Kohl, über die Wissenschaft im allgemeinen wie ihre Vertreter an den Hochschulen im besonderen getan worden sind. Denn eine kleine Treibjagd auf die Professoren zu veranstalten hat wiederum einmal den schwarzen Herren beliebt. Da ihnen ein offener Ansturm gegen die Wissenschaft selbst vorderhand noch inopportun erscheint, halten sie sich zunächst an die Persönlichkeiten ihrer Vertreter. Hier sind gute Angriffspunkte überall vorhanden; hier sind billige Lorbeeren in Fülle zu pflücken. Mit den alten, schon von Schopenhauer und Eugen Dühring zu Tode gehetzten Behauptungen von Inzucht, Nepotismus, Cliquenwesen unter den Hochschullehrern, mit dem Hinweis auf Max Seilings jüngst erschienenes Pamphlet über „Das Professorentum, der Stolz der Nation“ sucht man Stimmung zu machen gegen die Vertreter der Wissenschaft, um die letztere selbst zu diskreditieren. Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Und wenn auch der Abgeordnete Kohl dem liberalen Redner Dr. Klippel salbungsvoll vorhält: „Er wie viele seiner Freunde vermengen immer Universität und die einzelnen Professoren miteinander oder vielmehr die falschen Lehren der Professoren, und zwar einzelner Professoren. Diese sind es, um die sich's bei uns handelt“ (siehe stenogr. Bericht Nr. 506, S. 378), so kann diese Diversion den aufmerksamen Leser aller jener Reden gegen die Professoren doch nicht über das wahre Angriffsziel hinwegtäuschen.

Die „falschen Lehren der Professoren“, die ja vorher schon der Abgeordnete Dr. Schädler in einer bunten Blütenlese vorgeführt hatte, um den üblen Eindruck seiner Salzburger Rede zu verwischen, sind die — übrigens keck aus dem Zusammenhang herausgerissenen — Aeußerungen verdienter und ernsthafter Forscher und Denker über den Charakter unserer religiösen Vorstellungen und über die Bedeutung des Evolutionsbegriffes für das wissenschaftliche Denken. Dieser Begriff ist es in erster Linie, gegen den sich der Ansturm der ultramontanen Geister richtet. Durch ihn sind die Methoden der modernen wissenschaftlichen Forschung bestimmt, nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den sogenannten Geisteswissenschaften, in Geschichte, Sprachforschung, Philosophie, Religionswissenschaft. Der Gedanke der Entwicklung beeinflußt und beherrscht unser gesamtes Denken; ohne ihn ist ein Fortschreiten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht mehr möglich; ohne ihn würde Leben und Bewegung hinwegschwinden aus jedem geistigen Betriebe. Diese Bewegung soll aber auch dahinschwinden nach der Ansicht und dem Wunsche der ultramontanen Kämpfer. Die Wissenschaft soll „etwas Bestimmtes, Festes“ sein, wie Dr. Zimmern sich ausdrückt; ein in Kompendien und approbierten Lehrsätzen niedergelegtes System, an dessen einzelnen Paragraphen zu rütteln ein Staatsverbrechen wäre. Anders kann man doch beim besten Willen jene Aeußerung des ultramontanen Abgeordneten nicht verstehen. Der Spott, mit dem er im Verein mit seinen Kollegen auf „eine Wissenschaft, die sich selbst korrigieren muß“, herabschauen zu können meint, enthüllt ihre Ansichten von dem Wesen der Wissenschaft ganz deutlich. Weil jeder wissenschaftliche Fortschritt ein Ueberwinden von Irrtümern sein muß, weil der Irrtum zu den Voraussetzungen des Suchens, auch des wissenschaftlichen Suchens, gehört, glauben jene Herren, die sich von jedem Irrtum auf dem Gebiete des Denkens und Glaubens frei dünken und deshalb auch das Suchen nicht nötig haben, ein Verdikt über die moderne Wissenschaft aussprechen zu können. Nur die Professoren seien es, die sich, im dünkelhaften Besserwissenwollen, gegenseitig korrigieren. Alles wissenschaftliche Leben, die große Bewegung im gegenseitigen Ausgleiche der Meinungen, der Streit der Geister, der täglich unserer Erkenntnis neue Ausblicke eröffnet — alles soll schließlich nur auf Professorengezänk hinauslaufen, das man ruhig und gelassen mitansehen könne.

Es drückt sich in dieser Verspottung des Kampfes im wissenschaftlichen Leben doch eine unglaublich banausische Anschauung von dem Fortschreiten der Gedankenentwicklung in unserer Zeit und von dem Wesen jeder Forschung überhaupt aus. Durch die gesamte jüngste Generaldiskussion über den Kultusetat zieht sich aber dieser von den Ultramontanen angeschlagene Ton in geringerer oder größerer Stärke — je nach dem Temperament der Redner —, und die nachträgliche Lektüre der stenographischen Berichte von dieser Diskussion gehört deshalb zu den lehr-

Digitized by Google

reichen, wenn auch wenig erbaulichen Informationsmitteln über die Stellung des bayerischen Klerikalismus zur Wissenschaft im allgemeinen. Im Grunde sind es — so klingt es immer wieder aus den Reden der ultramontanen Abgeordneten heraus — doch nur einige besonders laute wissenschaftliche Störenfriede, die gegen die von der Kirche approbierten Lehrgebäude und Systeme ihre Stimme erheben. Diese Störenfriede werden in gebührender Weise auf eine Proskriptionsliste gesetzt, mögen sie nun noch leben oder nicht (so z. B. der treffliche Geheimrat v. Zittel), denn ihre Aeußerungen und wissenschaftlichen Anschauungen sollen ja gegen die Achtung vor der Religion verstoßen. Im übrigen gibt es keinen Fortschritt im wissenschaftlichen Denken der Gegenwart. Die unsere moderne Weltanschauung auf ganz neue Grundlagen stellenden Theorien von einer stetig fortschreitenden Entwicklung im organischen Leben der Welt wie im geistigen Leben der Menschheit sind lediglich „Hypothesen", deren Bedeutung und Einwirkung jetzt schon wieder arg im Verblassen sind. Alles war ja eigentlich nur Hirngespinst einiger autoritätsfeindlicher Köpfe und Professorengezänk. Denn die Descendenztheorie — so meinen diese Verneiner jeden Fortschrittes im wissenschaftlichen Denken unserer Zeit aus den von ihnen gänzlich mißverstandenen neueren Erörterungen über diese große Frage schließen zu können — wird ja selbst von der Mehrheit der Naturforscher nicht mehr als wissenschaftlich gültig anerkannt.

Man könnte ja nun diese seltsame Vogel-Strauß-Politik, die über die ungeheure Tragweite des Evolutionsbegriffs im gesamten modernen wissenschaftlichen Leben sich und die anderen hinwegzutäuschen sucht, getrost ihren Befolgern überlassen, wenn die klerikale Mehrheit im Landtage sie nicht zum Mittel persönlicher Verdächtigung der Vertreter des modernen wissenschaftlichen Gedankens auf den deutschen wie den bayerischen Hochschulen benutzte. Der große Gegensatz der Weltanschauungen, der zwischen dem starren Dogmatismus des römischen Kirchentums und dem in steter Weiterentwicklung begriffenen Gedankenkreis der neueren Wissenschaft besteht, kann nicht überbrückt werden; auf der einen Seite ist Fortschreiten, Bewegung und vorurteilsloses Suchen nach der Erkenntnis unserer selbst und der Welt um uns, auf der anderen strenges Festhalten an überkommenen Lehrsystemen, deren Formulierung früheren Jahrhunderten und einer durchaus von der unserigen verschiedenen Denkrichtung angehört. Da hilft man sich denn dadurch, daß man die Vertreter des modernen wissenschaftlichen Gedankens der Irreligiosität und des Atheismus anklagt, daß man ihrem ehrlichen Forschen nach den Grundlagen unseres Lebensinhaltes die Schuld an der angeblich zunehmenden Sittenverwilderung zuschiebt, daß man nach dem Polizeispieß ruft, um die Verbreitung ihrer Gedanken unter der heranwachsenden Jugend zu verhindern. Man wagt zunächst noch nicht die Freiheit der Forschung anzutasten, obwohl man eine Zensurierung wissenschaftlicher Werke durch den Staat — am liebsten wohl durch die Kammermehrheit — nicht ungern sähe und in gewissem Sinne ja auch bereits versucht hat; aber man verlangt dafür, daß den jungen Leuten vom Katheder der Hochschule nur „feststehende Tatsachen und Lehrsätze" mitgeteilt, daß alle „Hypothesen", auf denen der Inhalt der modernen Auffassung von Welt und Leben beruht, von ihnen ferngehalten werden. Man will also, mit einem Worte, Einschränkung der Lehrfreiheit, da man gegen die Freiheit der Forschung offen doch noch nicht anzustürmen wagt. Die Professoren werden von den ultramontanen Wortführern, zum Teil in der persönlichsten Weise, angegriffen, weil man so der von ihnen vertretenen Wissenschaft am besten beizukommen glaubt. In ihrer Eigenschaft als Staatsdiener sucht man ihnen die Beschränkungen aufzuerlegen, die sie als Diener der freien Wissenschaft auf Grund der Verfassung nicht zu dulden brauchen; ihre Lehrtätigkeit ist der Punkt, an dem die klerikale Kammermehrheit den Hebel anzusetzen versucht, um ihren Zweck, eine Knebelung der Freiheit der Hochschulen, zu erreichen.

Nun hat ja in erfreulicher Weise der neue Kultusminister v. Wehner in dieser Generaldiskussion auch hinsichtlich der Lehrfreiheit den Standpunkt der Staatsregierung dahin präzisiert, daß er ihr nur „gewisse Schranken" gezogen wissen will. „Nicht bloß das Sittengesetz," so lauten seine Worte, „und die staatlichen Gesetze bedingen solche Grenzen, sondern auch die Rücksicht auf die öffentliche Stellung, welche dem Hochschullehrer übertragen ist, die Rücksicht ferner auf die noch in der Bildung und Entwicklung begriffene Jugend, welche dem Hochschullehrer anvertraut ist. Die religiösen Gefühle der Jugend dürfen an den Hochschulen nicht verletzt werden. Der religiöse Glaube, welchen die jungen Leute vom elterlichen Hause und von der Schule mitbringen, darf nicht untergraben werden. Man kann aber nicht so weit gehen, zu verlangen, daß den jungen Leuten vom Katheder der Hochschule nur feststehende Tatsachen mitgeteilt werden, und daß Hypothesen, welche ja die Grundlage der wissenschaftlichen Forschung sind, vom Katheder ferngehalten werden müssen. Aber das kann man wohl verlangen, daß solche Hypothesen und Probleme namentlich dann, wenn sie mit den Grundlehren des Christentums in Gegensatz stehen, nicht als feststehende Tatsachen, als feststehende Lehrsätze, sondern als das vorgetragen werden, was sie sind, als unfertige, in Fluß befindliche Theorien, als subjektive Ergebnisse der Forschung, die eine andere Lösung nicht ausschließen." (Stenogr. Ber. Nr. 505, S. 347.) Selbst der sozialdemokratische Abgeordnete v. Vollmar, der eine Unterscheidung von Freiheit der Forschung und Freiheit der Lehre vom Standpunkte seiner Partei aus auf das entschiedenste bekämpfen muß, konnte seine Befriedigung über den Inhalt dieser ministeriellen Erklärung in der darauffolgenden Sitzung aussprechen. Er fügte ganz richtig folgendes hinzu: „Niemand ist dessen gewisser als gerade die Wissenschaft, daß alles im Fluß ist, auch wenn man's im Augenblick für noch so feststehend und für alle Zeit abgemacht hält, und daß in dem Suchen nach Wahrheit das, was wir heute dafür ansehen, über eine Zeit nicht mehr als solche gelten wird, sondern daß die Zukunft über die Gegenwart ebenso hinauskommen und ihre Anschauungen korrigieren wird, wie wir unsererseits die der Vergangenheit überholt und korrigiert haben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die selbstverständliche Voraussetzung und Einleitung jeder Theorie und Hypothese der Satz: „soweit der gegenwärtige Stand unserer Erkenntnis das zu sagen gestattet und bis auf einer höheren Erkenntnisstufe eine bessere Lösung möglich wird". Meine Herren! Ich glaube nicht, daß es einen Mann der Wissenschaft geben wird, der jemals einen anderen Standpunkt eingenommen hat; würde er doch sonst allen Grundsätzen der Entwicklung der Wissenschaft ins Gesicht schlagen." (Stenogr. Ber. Nr. 506, S. 362.)

Man hätte meinen sollen, daß nach jener ministeriellen Erklärung, an die sich außerdem die Konstatierung anschloß, „daß gar kein Anhaltspunkt vorliegt, daß irgend ein bayerischer Hochschullehrer darauf ausginge, in seinen Vorlesungen den Glauben seiner Hörer irgendwie zu erschüttern", und nach den angeführten eindrucksvollen Worten des sozialdemokratischen „Bundesgenossen" v. Vollmar die ultramontanen Redner sich in ihren Angriffen auf die den Bestand des sittlichen Lebens und unserer Gesellschaft untergrabenden Professoren etwas mäßigen würden. Aber das Gegenteil war der Fall. Gleich der auf den Abgeordneten v. Vollmar folgende ultramontane Redner (Gerstenberger) glaubte feststellen zu müssen, daß es keine „unfehlbareren Päpste" als unter den Gelehrten gebe. „Wenn sie einmal zu einer Anschauung gekommen sind, hatten sie daran fest und verurteilen jeden anderen in Grund und Boden. Darin ist der Kernpunkt unserer Klagen enthalten." (Stenogr. Ber. Nr. 506, S. 370.) Derselbe Redner warnte dann eindringlich vor der Ueberschätzung der Wissenschaft und ihrer Vertreter: „Nun, meine Herren, möchte ich noch darauf hinweisen: Betrachten Sie doch die Frage mit den Universitäten und mit den Universitätsprofessoren etwas nüchterner, von

einem vernünftigeren Standpunkte aus, und kommen Sie einmal ab von dem Götzendienst, der heutzutage tatsächlich mit der Wissenschaft, den Universitäten und den Professoren getrieben wird."

Der ganze tiefgründige Haß, der in der Seele der Klerikalen gegen die Wissenschaft und ihre Vertreter aufgehäuft ist, kommt in diesen eben angeführten Worten des streitbaren fränkischen Pfarrers und Redakteurs zum Ausbruch. Zugleich verraten dieselben deutlich, wie gering eigentlich die Meinung dieser Herren von einer auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Ueberzeugung ist. „Wenn ein Gelehrter einmal zu einer Anschauung gekommen ist, hält er daran fest!" Ja, ist denn das ein Vorwurf? Muß es denn nicht vielmehr so sein? Eine Anschauung bildet sich doch wohl auf Grund wissenschaftlicher Beobachtungen und Erkenntnisse. Sollen diese von gar keinem inneren Werte für unser Gewissen und unsere Ueberzeugung sein? Soll sich der Gelehrte wider sein besseres Wissen und wider seine Ueberzeugung etwa aus Opportunitätsrücksichten oder im Hinblick auf den Wink und den Willen Höherer davon abhalten lassen, seine doch wohl immer auf Grund eingehender Studien und ernsthaften Nachdenkens gewonnenen Anschauungen in der Oeffentlichkeit oder vor seinen Schülern kund zu tun? Hier würde der Gewissenszwang, die Beugung und Vernichtung der persönlichen Ueberzeugung eintreten, die stets der Tod nicht nur jeder Wissenschaftlichkeit, sondern auch jeder Nation gewesen sind.

Gewiß — das geben wir dem ultramontanen Redner zu —, die Gelehrtenzänkerei, die unselige Art, „jeden anderen in Grund und Boden zu verurteilen", die kleinliche Hartnäckigkeit, mit der mittelmäßige Naturen — und an solchen fehlt es ja auch nicht in der Gelehrtenrepublik — an unwesentliche Dinge sich anklammern und in mißverstandener Rechthaberei ihren Lebenszweck suchen — alles das trübt nur allzu häufig das ideale Bild, welches sich Fernerstehende von dem wissenschaftlichen Betriebe machen. Aber nicht hierum handelt es sich bei der in der Kammer geführten Erörterung über Freiheit der Forschung und Lehrfreiheit; es ist nur ein demagogischer Kniff der ultramontanen Redner, durch solche Diversionen und Hinweise auf die Schattenseiten, die natürlich dem wissenschaftlichen Betrieb ebensowenig fehlen wie allen anderen menschlichen Einrichtungen, die Aufmerksamkeit von der Hauptfrage abzulenken. Diese Hauptfrage ist und bleibt immer: ob unsere Wissenschaft sich in Freiheit weiter entwickeln und weiter betätigen soll oder nicht, ob vor allem — neben der Freiheit der Forschung, die man in offener Weise ja noch nicht anzurühren wagt — auch die Freiheit der Lehre unangetastet bleiben soll oder nicht. Und diese Frage bildete den Grundton für die letzte Generaldiskussion des Kultusetats in der bayerischen Abgeordnetenkammer, so sehr auch die ultramontanen Volksvertreter sich durch mancherlei Abschweifungen und besonders durch ihr haltloses Schimpfen auf das Professorentum sich bemühten, die eigentliche Absicht ihres Vorstoßes zu verhüllen.

Solchen Vorstößen gegenüber gilt es, das Recht der Ueberzeugung, auch der wissenschaftlichen Ueberzeugung energisch zu wahren, ebenso wie ja das Recht der religiösen Ueberzeugung unangetastet bleiben soll. Und es ist sicher kein „Götzendienst" — wie der Abgeordnete Gerstenberger sich auszudrücken beliebte —, wenn das Volk den Männern, die in heiligem Ernste und in Ueberzeugungstreue, oft mit der größten persönlichen Aufopferung, sich dem Dienste der Forschung und der wissenschaftlichen Lehrtätigkeit widmen, seine Achtung zollt. Diese Achtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern kann aber in unserem Volke nur wach bleiben, wenn die Forscher wie die Lehrer in voller Freiheit ihres Amtes warten dürfen, wenn beiden kein anderer Zwang als der von den allgemeinen Sittengesetzen und von der Verfassung vorgeschriebene auferlegt wird. Nicht die Wissenschaft und ihre Ergebnisse sind als volks- und jugendverderbend zu fürchten, denn auf dem Boden der echten Wissenschaft, wo täglich tausend neue Ausblicke nach allen Seiten hin sich eröffnen, ist Raum für jede persönliche Anschauung und keine wahre religiöse Ueberzeugung braucht sich durch die fortschreitende Forschung bedroht oder verletzt zu fühlen. Was eine größere Gefahr für unser geistiges Leben und für die Zukunft unseres Volkes bilden würde, ist das Starrwerden der Lehre, das Einzwängen ihres Inhalts in dogmatische Formeln oder, mit einem Worte des Abgeordneten Zimmern, „die Wissenschaft als etwas Bestimmtes, Festes". Nur wo Bewegung ist, kann auch Entwicklung sein, nur wo eine stete geistige Entwicklung stattfindet, rauscht der Jungbrunnen, aus dem ein Volk Kraft und Leben schöpft. Diesen Brunnen aber wollen wir uns nicht verschütten lassen, wenn auch noch so viele ultramontane Abgeordnete in der Kammer gegen die Freiheit der Wissenschaft, gegen die Universitäten und ihre Professoren Sturm laufen.

Academicus.

Eine Sommerreise in Südspanien.

II.*)

Das lustige Völkchen von Villena nimmt den Fremden mit offenen Armen auf. Kaum war ich auf den paseo getreten, an dem die fonda del Alcoyana liegt, klopfte es mir freundlich auf die Schulter, und an dem landesüblichen „holla" erkannte ich einer jener Fremde wieder, die mit mir in der staubigen Postkutsche von Onteniente nach Bocairente die Metamorphose in kreideweiße Müller mitgemacht hatten. „Und wie befinden Sie sich?" — Danke, recht wohl. — „Und Ihre Familie?" — Danke, ebenfalls; und wie geht es Ihnen? — „Danke, gut." — Und Ihrer Familie? — „Danke, ebenfalls. Aber warum kommen Sie denn nicht in unsere Sardine? Unsere Leidensgefährten sitzen gerade beim Kaffee beisammen." — Verzeihen Sie, bin erst eine Stunde hier. — Und wir gingen schleunigen Schrittes, als ob wir das Glück einholen wollten. Am Eingang des Kaffeehauses begrüßte uns der Besitzer, ein kleines schmächtiges Männchen, der sein Köpfchen zwischen den Schultern fast versteckte. „Das ist unsere Sardine," flüsterte mir mein Begleiter mit einem verstohlenen Lächeln zu. Wir nahmen am Tisch unserer Freunde Platz und der Freude wollte kein Ende sein.

„Wie geht es Ihnen?" bestürmten sie mich von allen Seiten. — Danke, gut. — „Und Ihrer Familie?" — Danke, ebenfalls. Und Ihnen, meine Herren? — „Danke, danke, danke — —" und sofort huben sie mit einem andalusischen Lobgesang auf die Herrlichkeiten ihrer Heimatstadt an: die hübsche Lage zwischen den Bergen, an der Hauptverkehrsader von Madrid nach Alicante; das reiche Wasser und die schönen Frauen — eine Dreifaltigkeit, die ein Peru wert ist, bemerkte einer der Herren; „wir Republikaner — —"

Dann machten wir einen Ausflug auf einen Kirchturm, stärkten uns mit einer Brause an einer der Quellen, die in einem Dutzend armdicker Strahlen den Segen des Schloßberges spendet, und verbrachten den Rest des Nachmittags in dem blumenreichen Parke, wo von 4 Uhr an die elegante Welt Villenas ihren Bummel hält; die tadellose Toilette der Männer und die Prachtliebe und königliche Haltung der Frauen gibt dem ersten Blicke zu erkennen, daß man auf spanischem Boden steht. Als ich die böse Absicht hatte, um die Namen einiger südlichen Pflanzen auf den sorgfältig gehegten Beeten zu fragen, fiel dicht neben uns ein Schuß; und bald darauf ein zweiter. Was das wohl bedeute, fragte ich einen meiner neuen Freunde. „Ach, die spielen da moros y cristianos," erwiderte er mir in abfälligem Tone; alle Jahre fände der Skandal statt, um die gute Luft mit Pulvergeruch zu verstänkern, und das

*) S. Beilage vom 24. Dezember 1903.

falle die Wiedereroberung Villenas durch die Christenheit vorstellen. Von hier schleppen sie dann den Wurstel — Mahammed nach Biar, wo der Tanz von neuem losgehe. „Wir Republikaner — — —“ Nach denselben Abend verabschiedete ich mich von der heiteren Gesellschaft, die mir die kurzen Stunden meines zweiten Aufenthaltes in Villena recht angenehm vertrieben hatte.

Es war wunderschönes Reisewetter in jenen ersten Septembertagen, und die Sehnsucht nach dem Süden, nach dem Meere ließ mich nicht einen Tag länger rasten. Die Bahn folgt im allgemeinen dem Laufe des Vinalopó, bald rechts, bald links rücken phantastische Bergrücken an seine Wellen heran, und auf der Gegenseite öffnen sich Fernsichten auf liebliche Täler mit Mandelbaumgeländen und Gehöften. Von Novelda aus wendet sich die Bahnlinie durch die östliche Küstenöde nach Alicante.

Auf der ganzen Strecke fällt einem der oftmalige Wechsel der Sprache auf: ein Ort redet Spanisch, der nächste schon wieder Katalanisch. Nehmen wir die Karte zur Hand, um die verwickelte Sprachgrenze zwischen dem Valencianischen und Murcianischen von Dorf zu Dorf festzustellen. Auf der alten Straße von Benejama nach Villena liegen zwei valencianische Ortschaften, die auf den mangelhaften spanischen Mappen von D. Emilio Valverde y Alvarez nicht verzeichnet sind (und bessere gibt es vorläufig nicht): Campa de Mirra und Cañada, welch' letzteres den äußersten nordwestlichen Vorposten bildet. Darunter südlich auf der Vinalopbahnlinie haben wir noch Biar, dann kommt Villena als die erste spanische Station. Weiter, der Küste zu: Saz, spanisch; Petrell, valencianisch; Monóvar, valencianisch; El Pinoso, valencianisch; Elda, spanisch; Novelda, valencianisch; Manforte, spanisch; Clevillente, valencianisch; Elche, valencianisch und Santa Pola, valencianisch, womit wir am Meer angelangt sind. Die Sprachgrenze springt also von einem Ufer des Vinalopó auf das andere, bleibt aber überall scharf abgerissen, wie die Sprachinseln in beiden Gebieten bezeugen. Ein Uebergangsdialekt, wie solcher zwischen Schwestermundarten vorkommt, fehlt hier vollständig, und auch die partielle Sprachverwirrung, die insbesondere in den spanischen Grenzarten herrscht, aber das Leben der Laute und Formen nicht alteriert, lehrt uns, daß man mit Erklärungen katalanischer Sprachgebilde auf Grund spanischer Einflüsse wird höchste Vorsicht walten lassen müssen.

Doch wir sind auf der Reise. In Novelda verließ ich, tief gerührt, die Bahn, um sie gegen den Rumpelkasten zu vertauschen, der nach Alpe führt. Nach kurzem Aufenthalt ging es auf der schmalen und schlechten Straße weiter. All die großen und kleinen Leiden der Fahrt sind aber im Nu versunken und vergessen, sobald man über den letzten Hügel hinweg das Meer erblickt. Dann taucht die Küste empor, und aus der alicantinischen Wüste die Oase des gewaltigen Palmenwaldes von Elche, das wie in ein grünes Schmuckkästchen gebettet daraus hervorleuchtet. Also sehe ich dich doch noch einmal, schönes Elche! Ist das nicht ein Name von berückendem Klang? Elche! Es klingt wie der Name eines Zauberers. Und alte Erinnerungen kamen mit ihm herauf. Nach Besitzergreifung von meinem netten Zimmerchen in der fonda del comercio hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als auf die Bahnstation hinauszuschlendern, wo ich vor mehr als zwei Jahren während des Viertelstündchens Rast, welches der Zug hielt, das indische Panorama bewunderte. „Mindestens 20 Meter hoch sind diese Palmen,“ bemerkte ich damals zu dem Herrn Professor, in dessen Gesellschaft zu reisen ich das Vergnügen hatte. „Aber was glauben Sie denn?“ versetzte mir derselbe. Ohne auf seine Stimme und Miene zu achten, fügte ich in der Meinung, ich hätte zu tief gegriffen, verbessernd hinzu: „vielleicht sogar 25!“ „Aber — aber,“ warf mir der Herr Professor krittelnd in meine hyperbolische Stimmung, „höchstens 12 bis 15 Meter!“ Und heute, nach zweieinhalb Jahren, kommen mir die Palmen wieder so hoch vor wie das erste Mal. Entweder habe ich nun recht oder habe ich mich noch immer nicht gebessert. Es ist aber kein Wunder, wenn eine empfängliche Pupille vor solch außergewöhnlichen, überwältigenden Eindrücken das erste Mal allen Maßstab verliert. O, Elche ist schön und verdient einen Besuch von weit, weit her. Wie eine Märchenphantasie steht hier die Wirklichkeit vor dem staunenden Auge. Tagtäglich wiederhalte ich auch meinen Spaziergang durch den Palmenwald, zumeist in Begleitung des Herrn Ibarra. Er ist Maler und führte mich mit feinem Verständnis in die geheimsten Geheimnisse seines geliebten Palmenwaldes ein: hier eine von Riesenfächern überdeckte Allee, dort das Wunder der palmera del capellá, deren Hauptstamm sich in acht Arme wie zu einem mächtigen Kronleuchter verzweigt, über den sich ein Strauß der schönsten Fächer neigt; dann zum Bett des Vinalopó mit seiner Mühle und den Palmen, die aus der Uferwandung in kühner Biegung über die Wellen ragen; dann zurück in die hohe Tempelhalle, die sich mit ihrer Flucht von Säulen zu einer mezquita weitet; wir blieben stehen und schwiegen — regungslose Stille herrschte im Palmenwalde, seine Wipfel träumten von Nirvana — — —. Alles ist dort angetan, um das Auge mit Farben zu sättigen und die Brust mit Stimmungen zu füllen. Natürlich muß man auch einen so prächtigen Gesellschafter haben wie Herrn Ibarra. Neben der Malerei hat er noch viele andere Steckenpferde: er ist auch Geschichtschreiber, Markensammler, Archäologe, Archivarius, und seine Wohnung ist eine wahre Arche von ausgewählten Sächelchen. Seine hojas de oro sind eine Sammlung von valencianischen Dokumenten, deren ältestes bis in das 13. Jahrhundert hinaufreicht. Wir unterhielten uns köstlich und ritten oft lange Weilen auf iberischen Krügen und Tapfscherben herum. Meine besondere Aufmerksamkeit fesselte die „Büste von Elche“, die vor Jahren hier in der Nähe gefunden und für den Pariser Louvre erworben wurde; ein iberischer Kopf, durch dessen Mund wahrscheinlich die Priester ihre Orakelweisheit dem Volke verkündeten. „Wollen Sie nicht auch Verfasser eines Wörterbuches werden?“ fragte ich eines Tages. „Die romanische Philologie würde sich gewiß freuen, die interessante Mundart von Elche mit seiner moreria und seiner Palmenkultur in einer Sammlung von fünf- bis zehntausend Exemplaren vor sich zu haben!“

Mit diesem Versprechen reiste ich fröhlich nach Alicante, das mir diesmal aber gar nicht gefiel. Ein Almoravidennest, dachte ich bei mir selber. Das Schönste ist die esplanada mit ihrer doppelten Palmenallee, und der Hafen. Das Wasser ist rein und eine Viertelstunde weit von gleichmäßiger Tiefe. Der feine Sand scheint für Prinzessinnenfüßchen wie geschaffen. Wir standen noch in der ersten Septemberhälfte, aber der größte Teil der Badegäste war schon heimgereist; nur hier und da sah man noch einen umherschlendern. Um die herrliche Aussicht auf die Küste zu genießen, stieg ich wieder auf den Schloßberg, auf den ein verfallener, von Mahrenfeigen überwucherter Weg emporführt. Das Castilla de Santa Barbara, heute verödet, hat viele Belagerungen erlitten; aber die größten Wunden trug es aus dem spanischen Erbfolgekrieg davon.

Die Alicantiner standen auf Seiten der Anjou, und beim Ausbruch des Krieges verlieh ihnen Filip eine tüchtige französische Besatzung unter dem Befehl des Marschalls Mahoni. Als am 7. Juli 1706 der englische Admiral Petersbourg an der Spitze eines Geschwaders von 54 Schiffen im Hafen erschien und zur Uebergabe aufforderte, erwiderte jener: Saget Mylord, daß ich ihn in den Mauern erwarte. Die feindliche Flotte blockierte den Hafen und zu Land belagerten die Truppen des Erzherzogs von Oesterreich die Stadt. Weitere 30 Schiffe trafen zur Verstärkung ein, und der Angriff begann am 1. August zu Wasser und zu Land. 8 Schiffe brachten die Batterien der Belagerten zum Schweigen, die Oesterreicher rückten zu Land ebenfalls vor, und trotz der heldenhaften Verteidigung der Barbonen und der begeisterten Hilfe der Bürgerschaft war ein längerer Widerstand ausgeschlossen. Am 8. August öffnete der Feind zwei Breschen in die Festungsmauern, und als sich am folgenden Tag die Nachricht verbreitete, der Feind sei durch die puerta nueva eingedrungen, griff Mutlosigkeit um sich. Ein Teil der französischen Besatzung

floh aus der Stadt, die feindliche Linie durchbrechend; Marschall Mahoni verschanzte sich mit dem Reste im Schlosse. Damals erlitt Alicante eine vandalische Plünderung, der sich die Sieger mit einer eines Kulturvolkes unwürdigen Grausamkeit hingaben. Mahoni leistete einen Monat lang Widerstand und übergab sich schließlich in ehrenvoller Kapitulation. Mehr als zwei Jahre lagen die Truppen des Erzherzogs in Alicante, ohne aber die Sympathie der Bevölkerung zu gewinnen. Diese begrüßte mit Freuden das Herannahen eines Heeres von 15,000 Mann, unter dem Oberbefehl des hartherzigen und kühnen Generals Asfeld. Mit solchem Feuer griff er die Feste an, daß sein Gouverneur Richord nach drei Tagen die Stadt aufgab und sich in das Felsennest zurückzog. Der Vorhonengeneral eröffnete die Belagerung, erkannte aber, daß das Kastell langen Widerstand Iristen würde, und beschloß, ein schnelles, wenn auch gewaltsames Ende zu machen: Er ließ auf der Südseite eine Mine legen, um den Kern der ausgedehnten Festung in die Luft zu sprengen. Das war nicht schwierig, aber beim Sprengen mußten die Felsen auf Alicante stürzen. Doch Asfeld hielt deswegen nicht inne. Unter großen Gefahren begann das Graben der Mine; denn die Belagerten schossen auf die Arbeiter herab und machten Ausfälle gegen dieselben. Am 28. Februar war die Mine fertig und mit Pulver gefüllt. Der französische General avisierte den Kommandanten der Festung, daß er dieselbe in die Luft sprenge, wenn sie sich nicht binnen 24 Stunden ergebe. In seinem Heldenmute, der des Liedes würdig ist, lud Richard seine Kameraden zu einem Gelage in derselben Bastei ein, unter der die Mine lag. Am Tag darauf, zur angesagten Stunde, ward die Zündschnur in Brand gesteckt; es war ein Augenblick voll Angst und Erwartung. Die Bürger von Alicante hatten nach vorausgegangener Verständigung die Stadt verlassen; nur Asfeld mit seinem Stabe hielt sein Auge auf die Anhöhe geheftet. In derrn Innern vernahm man ein dumpfes Geräusch, nicht aber den fürchterlichen Knall, den man sich erwartete. Im nächsten Augenblick bemerkte man, daß der Felsen sich weithin spaltete, und nun erdröhnte ein lautes Krachen: Mauern und Wälle jener Schloßseite stürzten zusammen und rollten mit den losgelösten Felsblöcken auf die Vorstadt hernieder, die noch heute das Minenviertel heißt. 400 Häuser wurden zerstört und unter den Ruinen 80 Einheimische begraben, die sich töricht an die Sprengstelle herangewagt. In der Schloßbesatzung gab es 150 Opfer, unter ihnen Richard selbst, der Kommandant des Platzes. Aber jene Hekatombr schüchtrrte die Ueberlebenden nicht ein. Sie leisteten noch zwei Monate Widerstand und wähnten sich gerettrt, als der englische Admiral Baker mit 24 großen Schiffen und Landungstruppen zu ihrer Hilfe herbeikam. Doch die Hilfe blieb nutzlos. Die Hafengeschütze wiesen die feindlichrn Schiffe ab; auch erhob sich plötzlich ein Sturm, der das Geschwader in Unordnung brachte, und es mußte sich zurückziehen. Am folgenden Tage kam es wieder, aber in der Absicht, die Uebergabe des Schlosses vorzuschlagen. Am 20. April zogen in allen Kriegsehren die 600 Mannen ab, die von der Heldenbesatzung übrig waren, und Alicante blieb endgültig für Filip V., der die Stadt mit dem Titel der „ewig treuen" belohnte. —

Doch wir sind auf der Reise. Mit Alicante beginnt wieder die eisenbahnlose, die schreckliche Zeit. Wer die Tour der marina entlang nach Dénia ohne Unterdrechung in der diligencia abradeln muß, braucht mehr als 16 Stunden; ich glaubr das Sterben geht leichter. Als erste Haltestelle hatte ich mir Villajoyosa ausersehen, wo ich nach 4 Uhr (seit Mittag stak ich in der berlina) anlangte. Das Merkwürdigste in diesem Neste ist der Mangel an Unterkunft. Denn was die Leute mit diesem Namen schmücken, ist ganz etwas anderes, etwas Unbeschreibliches. So klein die vila aber ist, haben die Leute keine einheitliche Mundart; das Meerviertel unterhalb der Straße wandelt nämlich br zu bl: somblero; worin es mit Finestrat geht. Den folgenden Tag wartetr ich voll Verlangen auf die Postkutsche; wrnn man zwischen zwei Uebeln die Wahl hat, freut es das Menschenherz, dem einen zu entrinnen, wenngleich es damit dem anderen anheimfällt; vielleicht wirkt die Aenderung der Situation zerstreuend und der dazu erforderliche Willensakt ausgleichend auf die Nerven.

Nun wird aber die Gegend schöner. Nach fünfstündiger Fahrt über Benidorm traf ich gegen 10 Uhr nachts in Callosa ein. Ich nahm das dürftige Mahl ein; ein paar costillas, Brot, Wein und eine Schnitte Melone, und stieg dann „vorsichtig" in meine Schlafkammer. Vor der Türe lagen die Kinder der posada auf einer Streu, und drinnen ein Stuhl und rin Feldbett, auf dessen unterem Ende das Dach beinahe auflag; ich war aber so müde, daß ich auch auf einem Messerrücken geschlafen hätte. Der Ort hat eine schöne Lage. Von drei Seiten umschließen ihn die serra de almédia, das zerklüftrte Ulabdar-Gebirge und die zackige Bernia-Kette und lassen nur die Aussicht auf Altea und das Meer offen. Vormittags ging ich über den Hauptplatz, auf dem die Obstlerinnen lärmten wie auf dem Wiener Naschmarkt. Da trat plötzliches Schweigen ein. Das begonnene Wort blirb unausgesprochen auf der Zunge, die Lrute blieben in der Stellung, wie sie eben standen, ohne sich zu rühren — in ihrer momentanen Versteinerung kamen sie mir wie verhext vor; und wieder ertönte die Glocke auf dem verfallenden Kirchturm; es fand die „Wandlung" statt.

Zwei Reitstunden hinter Callosa, im Gebirge drinnen, liegt das Dorf Tárbena, das sich mir als eine mallorquinische Kolonie mitten im valencianischen Sprachgebiete entpuppte. Infolge der Unruhe der Reisen hatte ich noch keine Zeit, die Siedelungsgeschichtr genau zu durchsuchen; aber selbst wenn es nirgends geschrieben stünde, so lassen die in der Mundart Tárbenas erhaltenen Reste meine Annahme gesichert erscheinrn: Artikel, Demonstrativpronomen, die ich-Endung des Indicativus Praesentis der ersten Konjugation, das dunkle Auslaut-a und insbesondere das Wörterbuch weisen deutlich darauf hin. Llorente in seinem Werke „Valencia", II, 867, sagt nur, daß „hasta la expulsión de 1609 poblaban todos estos valles lugarejas de moriscos." Nimmt man nun an, daß die Wiederbevölkerung der nach Vertreibung der Moriscos verlassenen Orte in den unmittelbar folgenden Jahrzehnten stattfand, so dürfte die mallorquinische Kolonie im ersten Viertel oder Drittel drs 17. Jahrhunderts in Tárbena eingewandert sein, hat also durch beinahe drei Jahrhunderte die mitgebrachte Mundart teilweise zu erhalten vermocht.

Zu Fuß besuchte ich noch die Orte Polop und La Nucia, die zwischen Callosa und Benidorm liegen, und schiffte mich nachts in der Postkutsche nach Altea ein, wo es wieder ein desseres Lager gibt. Auch hier war meine Mission bald erfüllt und der schöne Septembertag mit seiner Klarheit und Stille lud mich zum Wandern rin. Die Straße führt durch die huerta an reizenden Landhäusrrn der Küste entlang bis zur Berniakette und steigt dann langsam, ihren Hängen und Kerben folgend, zum Sattel empor. Das Rauschen des Meeres wird allmählich zum Raunen, immer feiner und sriner, sich endlich zu süßem Sirenrngesang verwandelnd. Die Straße verschwindet nun in einem Tunnel, und jrnsrit — unwillkürlich zögert der Fuß vor dem nächsten Schritt auf die Brücke, die sich in mächtigem Bogen über den Abgrund wölbt und drüben in einer Höhle mündet. Aus schwindelnden Höhen stürzen zwei steile Felswände in die Schlucht himunter; wie dunkle Gespensteraugen starren die Höhlen aus den roten Wänden, Schlupfwinkel für Schlangen und Drachen bergend; und in der Tiefe bleichen die Leichen der Titanenblöcke, die in zerrissenem Bett der zornige Sturzbach weißwusch. Von jerner her, wo seine und des Meeres Wellen mit drm rieselnden Ufersande spielen, klingt das bestrickende Lied der Sirenen hrrauf. — Das Bild ist von dantesker Großzügigkrit und Schönheit und des Pinsels eines Böcklin würdig, der das Goetheschr Gedicht (in der Schack-Galerie zu München) so wunderbar illustrierte. Gern hätte ich noch rin Stündchen auf der Mascarat-Brücke verträumt, die in einer Höhe von ungefähr 60 Meter und mit einer Lichtung von etwa 20 Meter das Bett drs „barrnnc" überspannt; aber es halj nichts als wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Jenseit vom zweiten Tumel ist nichts mehr zu sehen von dem großartigen Bilde: die Zacken des Berniagebirges reiten darüber hinweg ins Meer hinunter. Vom Rande der Hochfläche erblickt man, auf dem Ufer aufgetürmt, das Dorf Calpe und den Ifak-Felsen draußen in silberschäumender Brandung. Als ob ein schwarzes Meerungetüm seinen Riesenhöcker aus den Fluten auftrecke! Im grellsten Gegensatz zu der es umgebenden Natur steht das Volk. In Calpe eine Nacht zu überstehen, ist unmöglich. Ich ging wieder zur „venta" auf der Landstraße, um in das nächste Dorf zu gelangen. In der Posada, vor der die Postkutsche in Benissa anhielt, brüllten die Maultiere und Esel zum Ohrenerweichen — ich fuhr weiter bis nach Bergél, wo ich morgens 3 Uhr den Zug nach Valencia nahm, um nur wieder einmal Menschen um mich zu haben.

Nach ein paar Tagen mußte ich allerdings wieder zurück, um die übersprungenen Nester doch zu besuchen. Ich fuhr nach Dénia, das lange nicht so schön ist wie sein Ruf. Es war an einem Samstag in der Weinlese. Eine Unmenge von Weibern, die die berühmten „pausas" (Rosinen) ausarbeiteten, erwarteten den Zug mit einem Heidenlärm. Ich begab mich schleunigst in das Hotel, das mich zum Teil wieder versöhnte, und schlief mit dem besten Vorsatze, meine Reiselust nicht zu verlieren, ein. Von den Höhen Dénias erblickt man am fernen Horizont die Umrisse der Balearen, und von ganzem Herzen sehnte ich mich, auf den Flügeln meiner Wünsche, schneller als der Sonnenstrahl, nach Mallorca zu eilen. Das grausame Schicksal wollte es aber, daß ich von Dénia zu Fuß über die Ausläufer des mongó, über Stock und Stein, ohne Weg und Steg, nach Jávea hinüber mußte. In Eilmärschen und mit allen möglichen Verkehrsmitteln, zu Wagen, zu Fuß und in Carros suchte ich die öden Nester auf: Benitachel, Teulada, Benissa, Gata, Pedreguer, Ondara, Pego und wie sie alle — unseligen Angedenkens — heißen; eines elender als das andere für den Reisenden, bis nach Gandia, wo ich wieder die Bahnstrecke fand.

Doch bevor ich in die Welt zurückkehren durfte, mußte ich noch einen Tag in Tabérnes überleben. Anläßlich eines hohen Festes sollte nachmittags ein Stierkampf stattfinden, und vor dem Mittagessen wurde zur Hebung des Fasttagsappetites eine „corrida de vacas para los aficionados" (ein Kuhrennen für Liebhaber) abgehalten. Der öffentliche Platz war mit ganz gemeinen Brettern und Balken abgesperrt und drinnen tollte die Jugend des Dorfes, mit Stöcken und Tüchern eine gelbe Kuh neckend und hetzend, bis sie müde war. Die Wüte des Dorfes ward aber nicht müde: sie brauchte eine zweite, eine dritte Kuh, die schließlich unter allgemeinem Jubelgeschrei mit Stockschlägen auf die freie Weide hinaus begleitet wurde. Ein roheres, ekelhafteres Volksschauspiel darzustellen, dürfte schwer fallen.

Carcagente liegt bereits in dem unermeßlichen Orangengarten, der für den Wanderer von Madrid herunter schon in Játiva beginnt und sich an der Küste bis über Castellón de la Plana hinaus erstreckt. Jeder kennt ihn, der einmal in Spanien war. Die reichste Stadt dieses Gartens dürfte Alcira sein und den zweiten Rang Sueca mit seinen Reisfeldern einnehmen. Von hier führt die Zweigbahn, die von Cullera kommt, auf die Hauptlinie; 12 bis 15 Kilometerchen pro Stunde — das macht aber nichts; mit der Zeit gelangt man schon ans Ziel, und während der Fahrt unterhält uns die Albufera mit ihrer Sumpfpoesie. Da schwirrt ein „Grünhals" durch das raschelnde Rohr, dem bald die ganze Kette folgt; dort auf der Spitze einer Landzunge steht ein prächtiger Stier, der bis zum Tode in der plaza de toros hier in der Freiheit der Albufera seine Herde hütet. Wams und Pinsel triefen noch vom Bade, und unter dem Gewichte seines Rumpfes sind die Hufe in den dichten Riedteppich eingesunken. Ab und zu schüttelt er seinen Schädel, und eine Wolke von Insekten stiebt von Augen und Nüstern weg; im Augenblick, wo er wieder in die Ruhe des Wiederkauers zurückgesunken, haben auch all seine Quälgeister ihre Plätze schon wieder bezogen; wiedee schüttelt er seinen Schädel, und von neuem fliegt der blutgierige Schwarm seiner Bedränger für eine Weile wolkengleich um seine Hörner. Die Abendglut — — — das Bild verschwindet; der Zug fährt in eine Gasse von klafterhohem Schilf ein, und in wenigen Minuten halten wir in Silla, wo auf der Hauptlinie Madrid—Valencia die Maschine schon auf uns wartet. Nun geht es etwas schneller vorwärts, wenn auch nicht viel. Das miquelete des Domes von Valencia tritt in den Gesichtskreis, von der Dämmerung leise verschleiert. Als ich den nächsten Morgen erwachte, hatte die milde Oktobersonne bereits ihre Lichtflut über die Stadt gegossen, deren Dächer sich von dem tiefblauen Himmel in scharfen Linien abhaben. Die Spaziergänge in der immergrünen glorieta und dem jenseitigen Ufer des Túria entlang, der aus Liebe zu Valencia hierher seinen Lauf genommen, um die schöne Tochter der Sonne zu umarmen und zu küssen; die frischen Früchte, Trauben und Melonen, die sich auf dem Markte zu Bergen aufschichten; die Stimmung des süßen Nichtstuns, die hier in der Luft liegt und auch den Gast bald angenehm umfängt — zu Anfang des Herbstes ist es wirklich schön in Valencia.

Palma de Mallorca. Dr. Hans Hadwiger.

Bücher und Zeitschriften.

Das Florentiner Bildnis. Von Emil Schaeffer, Verlag von F. Bruckmann A.-G., München.

In Jakob Burckhardts posthumen Beiträgen zur italienischen Kunstgeschichte findet sich auch eine Abhandlung über das Porträt: die Beobachtungen eines alten Kenners der italienischen Geschichte und der menschlichen Natur. Die inhaltreiche Abhandlung ist nicht illustriert; wer nicht sehr viel Anschauung mitbringt, wird darum beim Lesen leicht ermüden. Burckhardt hat sein Buch nicht anders gewollt. Er war der Meinung, das Bild erdrücke die Darstellung und um so mehr, je besser es sei. Nur bei einer systematisch analysirenden Arbeit sei es am Platz. Schaeffers Buch, das von Bruckmann „zusammengestellt" worden ist, hat von solchen Bedenken sich nicht berühren lassen. Es ist so voll und prächtig illustriert, daß der Text oft arm erscheint neben dem Bild. Freilich ist es außerordentlich schwer, ein Wort hinzuzusetzen, das neben der satten Sachlichkeit eines guten Quattrocentoporträts nicht leer oder gesucht wirkt. Auf eine erschöpfende formale Analyse hat sich der Verfasser nicht eingelassen, sie liegt ihm nicht; aber warum gibt er nicht mehr psychologisches Detail, nicht mehr historische Anekdote? In der literarischen Ueberlieferung stecken noch viele ungehobene Schätze. Was läßt sich nicht damit für ein originelles und interessantes Buch über den florentinischen Menschen machen! Und Schaeffer scheint ja durchaus Fühlung mit der Materie zu besitzen. Hier ist er mehr darauf bedacht, seinem Publikum die allgemeinen Begriffe an die Hand zu geben, mit denen die verschiedenen Epochen der Florentiner Porträtkunst gefaßt werden können. Er schreibt leicht und gefällig und vermeidet, durch gelehrtes Wesen lästig zu sein, dagegen kommt es vor, daß er durch Wiederholungen ermüdet, und seine Einteilung zwingt ihn, die (sehr allgemeinen) Jahrhundertcharakteristiken mehrmals vorzutragen. Er fängt an mit dem Bildnis im erzählenden Fresko, behandelt dann das Andachtsbild und an dritter Stelle das selbständige Porträt. Die Darstellung geht aber nicht über Bronzino hinaus. Das ist ein willkürlicher Abschnitt, auf den man durch den Titel des Buches nicht vorbereitet ist; freilich hätte die Kurve der Entwicklung dann nicht die schöne geschlossene Form behalten, die sie jetzt hat. — Die Plastik ist von vornherein ausgeschlossen geblieben. — Für den Fachmann enthält das Buch nichts wesentlich Neues, aber es ist durchaus geeignet, ein weiteres Publikum zu interessieren, und gegenüber dem früheren Werke des Verfassers über die venezianische Frau möchte ein löblicher Fortschritt zu konstatieren sein.

Berlin. H. Wölfflin.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Jubiläum der Erfurter Akademie.

n. Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt begeht am 1. und 2. Juli ds. Js. das Fest ihres 150jährigen Bestehens. Sie hat zu dem Zweck eine vortrefflich ausgestattete Festschrift herausgegeben (Erfurt, Karl Villaret), welche neben sonstigen schätzbaren Beiträgen von Mitgliedern der Akademie namentlich eine mit großer Sorgfalt ausgearbeitete und stets mit Urkunden belegte Geschichte der Akademie bringt. Die ausgedehnte und mühsame Arbeit ist in der Weise verteilt, daß Gymnasialdirektor Dr. Thiele, der gegenwärtige Vizepräsident der Akademie, über die Gründung der Akademie und ihre Schicksale bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776) berichtet, daß Pastor D. Oergel die weitere Entwicklung bis zur endgültigen Anerkennung der Akademie durch die Krone Preußen verfolgt (1776—1816), und daß endlich Prof. Dr. Heinzelmann, der gegenwärtige Sekretär der Akademie, die Geschichte und Statistik der Akademie im neunzehnten Jahrhundert behandelt. Das Ganze ist ein sehr wertvoller Beitrag zur deutschen Gelehrten- und Kulturgeschichte, der über Verhältnisse wie Persönlichkeiten die mannigfachste Aufklärung bringt, namentlich aber geeignet ist, richtige Vorstellungen von der Erfurter Akademie selbst zu geben und landläufige Irrungen darüber zu zerstreuen. Die Erfurter Akademie hatte von Anfang an keineswegs die Aufgabe, die Ergebnisse der Wissenschaften zu paputarisieren, sie war vielmehr eine der vielen damals entstandenen gelehrten Gesellschaften, welche die reine Wissenschaft pflegen wollten; wenn die Akademie von anfang herein den Namen Akademie nützlicher Wissenschaften trug, so verstand man unter solchen die in Frankreich als scieaces bezeichneten Wissenschaften, vornehmlich Mathematik, Physik und Mechanik, die jenem Jahrhundert der Aufklärung unmittelbar auch als „nützlich" galten. Mit jener Gründung ging die einer gelehrten Zeitung, der „Erfurtischen Gelehrten Nachrichten", Hand in Hand. In diesem reinwissenschaftlichen Sinne hat die Akademie selbst ihre Aufgabe erfaßt und in ihm zu wirken hat sie nie ganz aufgegeben. Die utilitaristische Richtung gelangte erst zum Siege beim Uebergange der Akademie an Preußen, in den neuen, 1819 bestätigten Statuten heißt diese eine Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, und als gemeinnützige Wissenschaften werden jetzt diejenigen „Fächer der menschlichen Kenntnisse" erklärt, „welche unmittelbaren Einfluß auf das bürgerliche Leben haben." Diese Verschiebung erfolgte vornehmlich unter dem Einfluß Bertuchs; man hoffte damit der Erfurter Akademie eine günstigere Stellung zu erringen; daß sie in Wahrheit selbst in den äußeren Verhältnissen der Akademie nur geschadet hat, das wird in jener Geschichte überzeugend dargelegt. Diese Geschichte läßt weiter ersehen, wie trotz der Ungunst äußerer Umstände und mit höchst bescheidenen Mitteln die Akademie das Streben festhielt, an einem altberühmten Mittelpunkte wissenschaftlichen Lebens wissenschaftliche Arbeit zu pflegen, zerstreute Kräfte zu sammeln und möglichst auch ins Weite zu wirken. So kann man der Akademie an ihrem Jubiläumstage nur ein aufrichtiges Vivat, floreat, crescat! wünschen. — Die bevorstehende Feier ist in der Weise geplant, daß am Freitag, den 1. Juli, abends 8 Uhr, eine Begrüßung der Festteilnehmer in den Festräumen der Gesellschaft „Ressource" (Klostergang) stattfinden wird; am Sonnabend, den 2. Juli, um 11 Uhr ist Festsitzung im großen Festsaale des Rathauses, um 2½ Uhr Festmahl (Gedeck 4 M.) im Festsaale der „Ressource".

*

Kongreßberichte.

Allgemeiner deutscher Lehrertag.

S. & H. Königsberg i. Pr., 25. Mai. Der heutige Tag war den Nebenversammlungen gewidmet, die sehr zahlreich einberufen worden waren. Der Prüfungsausschuß für Jugendschriften, welcher sich mit verschiedenen Anträgen der Lehrervereine in Berlin, Breslau, Kiel, München, Hamburg, Dresden und Kaiserslautern zu befassen hatte, beschloß, „Die Tendenz in der Dichtung" und „Das Geschlechtliche in der Jugendschrift" zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung in der Fachpresse zu machen. — In der Hauptversammlung des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde sprach Dr. Abromeit (Königsberg) über „Die Dünenflora der ostpreußischen Nehrung" und Rektor Brückmann über „Die geologische Beschaffenheit Ostpreußens". Die Freie Vereinigung für philosophische Pädagogik nahm einen sehr interessanten Vortrag des Lehrers Fett (Königsberg) über Dinter und Haman als Vertreter des Nationalismus und des Pietismus auf pädagogischem Gebiete entgegen. In der Versammlung für die Verbreitung von Volksbildung sprach der bekannte Lehrer Tews (Berlin) über „Freiwillige Bildungsarbeit". — In der Versammlung des Verbandes deutscher Militärkommissionen erstattete Lehrer Reishauer (Leipzig) einen Bericht über „Die Organisation der deutschen Militärkommissionen und ihren weiteren Ausbau". Die Organisation habe jetzt 38 Zentralen und etwa 400 Einzelkommissionen. Aus den statistischen Mitteilungen des Referenten heben wir hervor, daß zwei Drittel der zum Militärdienst zugelassenen als Einjährig-Freiwillige dienenden Lehrer zu Offiziersaspiranten ernannt und als solche entlassen wurden. Es sei aber zur Festigung der Organisation noch sehr viel zu tun. — Eines starken Besuches hatte sich auch die Versammlung der Kolonialfreunde in der deutschen Lehrerschaft zu erfreuen, in der einleitend Lehrer Günther (Kassel) über: „Unsere Kolonien, ein Neu-Deutschland nationalen Willens, nationaler Tatkraft und Entschlossenheit" sprach. Den zweiten Vortrag hielt Rektor Seidel (Berlin) über „Deutsch-Mikronesien". An dritter Stelle verbreitete sich Rektor Pistor (Elberfeld) über das Thema: „Soll und kann es zu den Aufgaben der deutschen Lehrerschaft gehören, in den breiten Schichten unserer Volksschule den Sinn für das große nationale Werk der Kolonialsache zu wecken und zu pflegen?" — Alle Vorträge fanden reichsten Beifall. Es wurde beschlossen, die Versammlung der Kolonialfreunde unter der deutschen Lehrerschaft zu einer ständigen Einrichtung zu gestalten und die Hauptversammlung mit dem allgemeinen deutschen Lehrertage zugleich abzuhalten.

Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker zu Mannheim vom 25. bis 28. Mai 1904.

In der Vormittagssitzung vom 27. Mai hielt Professor Dr. Fischer (Göttingen) einen Vortrag über „Die Kraftquellen der Industrie", indem er hervorhob, wie sehr in rein mechanischer Beziehung die Maschinenarbeit der Menschenarbeit überlegen ist. Die Bestrebungen der Industrie müssen dahin gehen, die menschlichen Hilfsarbeiter wesentlich in geistiger Beziehung zur Arbeitsleistung heranzuziehen.

Als zweiter Redner sprach Herr Professor Dr. Lunge (Zürich) über „Beitrag zur katalytischen Darstellung des Schwefeltrioxyds" und brachte eine wissenschaftliche Durcharbeitung des Verfahrens des Vereins Chemischer Fabriken in Mannheim.

Sodann hielt Professor Dr. Neumann (Darmstadt) einen Vortrag über „Die Edelmetallgewinnung am Oberrhein in früherer Zeit". Bis in die neunziger Jahre wurde aus dem Rheinsand Gold gewaschen, jetzt ist dieses letzte Ueberbleibsel der Metallgewinnung am Oberrhein aufgegeben worden. Die Chemie im Dienste der Weinhandlung und Weinbeurteilung ist das Thema des nächsten Redners, Dr. Müslinger (Neustadt a. H.). Mit dem Eindringen wirtschaftlicher Auffassungen in das Gewerbe hat die Chemie, in diesem Falle die chemische Analyse, auch auf dem Gebiet der Weinbehandlung einen wichtigen Platz erobert, für die Weinbeurteilung ist es noch von weit größerer Bedeutung. Redner wiederholt die vielfach aufgetauchten entgegenstehenden, aber irrigen Ansichten in Bezug auf die Unentbehrlichkeit der Ana-

Digitized by Google

lyse für die Weinbeurteilung. Insbesondere mit Rücksicht auf die Weingesetze hält Redner es für ausgeschlossen, daß man ihr den eingenommenen Platz mit Erfolg streitig machen könne. Es folgte eine lebhafte Diskussion, an welcher Dr. Hesse, Geheimrat Beckmann, Geheimrat Delbrück, Kommerzienrat Holz und der Vortragende teilnahmen.

Herr Dr. ing. Weiskopf (Hannover) sprach über die Stellung der deutschen Eisenindustrie auf dem Weltmarkte. An Hand von ausgestellten Tabellen, welche die wichtigste Zahl der Produktion der einzelnen Länder enthielt, besprach der Vortragende die Entwicklung der deutschen Eisenindustrie und beleuchtete die Gründe, welche die Ursachen der gewaltigen Ausdehnung des Eisengewerbes in Deutschland geworden sind. Deutschland hat England in seiner Roheisen- und Stahlproduktion überflügelt und steht an zweiter Stelle sämtlicher eisenerzeugenden und verarbeitenden Länder. Die Fortschritte des Eisenhüttenwesens sind zurückzuführen auf die günstigen politischen Verhältnisse, auf die Intelligenz des Volkes und auf die Einflüsse der Wissenschaft, die in hohem Grade fördernd eingewirkt haben.

Nachmittags fand eine Festfahrt auf dem Rhein statt, mit welcher die Besichtigung der vorbildlichen Anlagen dieses größten Binnenhafens verbunden war. Einen prächtigen, in der Erinnerung aller bleibenden Abschluß des Tages bildete der von der Badischen Anilin- und Sodafabrik in ihrem monumentalen Gesellschaftshause gegebene Empfangsabend, wo die größte chemische Fabrik zeigte, daß sie nicht nur auf dem Gebiete der Technik, sondern auch auf dem Gebiete der Gastfreundschaft Glänzendes zu leisten vermag.

*

Kleinere Mitteilungen.

W. Vom internationalen Tuberkulose-Kongreß. Zu Ehren der Mitglieder der internationalen Tuberkulose-Konferenz in Kopenhagen fand am Donnerstag Abend im Rathause ein Begrüßungsabend statt, wobei der Oberpräsident von Kopenhagen, Oldenburg, die Anwesenden bewillkommnete. Professor Brouardel (Paris) dankte namens der 112 Teilnehmer. 24 der letzteren sind aus Deutschland.

* Das Nobel-Institut hat vom 15. Mai d. J. an neue „Konsulenten" erhalten, und zwar in Völkerrecht den Dozenten Gjelsvik, in Staatsökonomie den Bankdirektor Herzberg und in politischer Geschichte Stipendiat Holsdan Kohl, alle aus Christiania. Die Konsulenten erhalten ein jährliches Gehalt von 1200 Kronen, doch sie verpflichtet, in ihren Fächern Studien zu treiben, sich über die jedesmalige Verteilung der Friedensprämie auszusprechen und die Entwicklung der Bibliothek zu überwachen.

::

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** Der Assistent an der kgl. Universitäts-Frauenklinik Dr. med. Johannes Herzog hat sich mit einer Schrift: „Experimentelle Untersuchungen zur Physiologie der retinalen Bewegungsorgane mit Berücksichtigung der elektromagnetischen Theorie des Lichtes" und einer Probevorlesung „Ueber den jetzigen Stand der Lehre von der sympathischen Ophthalmie" an der Berliner Universität als Privatdozent für Augenheilkunde habilitiert.

hc. **Greifswald.** Der Kunsthistoriker Professor Dr. Theodor Pyl feiert am 29. Mai das 25jährige Jubiläum als Universitätsprofessor.

* **Königsberg i. Pr.** Dem tausendsten Studenten der Albertina, Ortwin Rebitzki aus Danzig, ist nunmehr die ihm am Tage der Vereidigung feierlich überreichte Rechtsencyklopädie nachträglich gebunden worden. Die Ausstattung dieses Einbandes ist überaus splendid. Der Band zeigt u. a. das Universitätswappen, die Siegel der Fakultäten und ist mit einer eigenhändigen Widmung des derzeitigen Rektors versehen. Uebrigens ist der tausendste Student der Albertina auch der dem Lebensalter nach jüngste akademische Bürger unserer Stadt.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Handels-, Kammer- und Börsen-Syndikus Dr. jur. et phil. Paul Rode in Hannover hat sich an der dortigen Technischen Hochschule als Privatdozent für Rechts- und Verwaltungskunde niedergelassen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden: (7403)s

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1903—1904. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik; Chemie und chemische Technologie; Astronomie und mathematische Geographie; Mineralogie und physikalische Geographie; Zoologie; Botanik; Mineralogie und Geologie; Forst- und Landwirtschaft; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; angewandte Mechanik; Industrie und industrielle Technik.

Neunzehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Max Wildermann.** Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 518) M. 6.—; gebunden in Leinwand M. 7.—

Frühere Jahrgänge des „Jahrbuchs der Naturwissenschaften" (mit Ausnahme des ersten, der vergriffen ist) können zum Preise von je M. 6.—, geb. M. 7.—, nachbezogen werden.

Über Liebe und Ehe

Essays von Ellen Key

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit — Die Evolution der Liebe — Die Freiheit der Liebe — Die Auswahl der Liebe — Das Recht auf Mutterschaft — Die Befreiung von der Mutterschaft — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft — Freie Scheidung — Ein neues Ehegesetz.

Umfang 518 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

In diesem neuen Essayband setzt Ellen Key ihren Kampf für die Zukunft der Menschheit fort. Immer weiter ist ihr Blick geworden, immer tiefer die Empfindung, immer klarer der Ausdruck. Ihr Standpunkt ist durchaus original. Sie hat zu ihrer einzigen Lehrmeisterin die Natur gemacht. Der ewige Quell der Menschwerdung, die Liebe und die Mutterschaft, ist ihr der Quell der Wahrheit und Weisheit. Ihre Ideale gründen sich auf der Erkenntnis des menschlichen Wesens, das immer dasselbe ist und sich doch immer erneut. Darum schaut sie nicht bloss in die Zukunft, sondern verbürgt auch Zukunft. Ihr Wunsch von heute wird die Erfüllung von morgen sein.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt von S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57. zu beziehen.

(5815)

Soeben erschien:

Moralphilosophische Vorträge

von

Dr. Josef Müller in München.

Preis M. 1.20, m. Pto. M. 1.30.

Verlag Bullhorn u. Cramer Nachf., Würzburg. (7366)s

Manuskripte

erwirbt aus allen Gebieten der Religionswissenschaft und Philosophie, Literaturgeschichte und Kunstwissenschaft, Geschichte u. Philologie, Biographie u. Pädagogik, Staats- und Sozialwissenschaften, Biologie und Anthropologie streng wissenschaftl. u. gemeinverständl. Art; ferner aus der schönen Literatur. Vorbericht erb. **Albert Kohler, Verlag, Berlin NW 7.**

Jahrgang 1904. München, Montag, 30. Mai. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Verfassungsleben und Verfassungskonflikte. Von Eugen v. Jagemann.

Eine Gefahr der Krankheits-Uebertragung. Von Dr. Fürst (Berlin).

II. Bücher und Zeitschriften.

Walter Lané: Gedanken zu Goethes Faust.

A. Forel: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein J. J. Rousseau-Archiv in Genf. — Internationale Kriminalistische Vereinigung. — Tagung des Vereins Deutscher Chemiker. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Verfassungsleben und Verfassungskonflikte.*)

Von Eugen v. Jagemann.

Wir haben nun die Betrachtung aller einzelnen Artikel vollzogen und gelangen zur letzten Uebersicht über das Ganze:

Aeußerlich genommen, hat sich ergeben, daß die Verfassung im Lauf der Zeit an außerordentlich vielen Stellen teils ausdrücklich, teils stillschweigend abgeändert ward, zum Teil auch einzelnes lediglich veraltete. Aber die Grundlagen derselben blieben in der Hauptsache ganz unverändert: die Institutionen des Kaisertums, des Bundesrats, des Reichstags, der gliedstaatliche Aufbau —, alles das hat sich als durchaus wetterfest erwiesen. Die Veränderungen ergriffen lauter bereits betrachtete Einzelheiten, und ich will dabei nicht verweilen.

Dagegen möchte ich den inneren Gehalt unseres Verfassungslebens selbst noch würdigen, wie es sich unter der Herrschaft der Reichskonstitution entwickelt hat, und zwar nicht nach der Seite der Politik, sondern nach der Seite des Rechts. Würde ich es von ersterer aus betrachten, so müßte ich eingehen auf die Gruppierung und Betätigung der Parteien und auf die religiösen, wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze, welche aufgetreten sind. Obwohl alles Staatsleben sich schließlich auch zu Rechtsnormen verdichtet, so handelt es bei dem Ringen der Parteien sich dennoch weniger um Rechtsprinzipien als um andere Dinge. Das Parteileben ist ein Kampf um die Macht verschiedener Lebens- und Weltanschauungen und auseinandergehender Besitzes- und Erwerbsinteressen. Dies gehört nicht in den Bereich meiner akademischen Erörterung, und ich bleibe diesem Gebiet um so lieber fern, als ich auf manchen Schatten hinweisen müßte, der sich über unsere Verhältnisse gelagert hat. Allein gleichwohl geht jeder pessimistischen Anwandlung gegenüber mein Rat dahin, nicht an widrigen Einzelerscheinungen, für deren Auslösung das konstitutionelle System das gegebene Sicherheitsventil bildet, zu haften, sondern den Blick auf das Ganze zu richten. Da fällt ins Auge, daß wir in den 34 Jahren seit Bestehen des Reiches und seiner Verfassung zweifellos uns als ein aufstrebendes Volk erwiesen haben, welches an Macht, an ökonomischer Entfaltung und auch in manchen ethischen Hinsichten seine Existenz vielfach gefördert und erhoben hat.

Meine Betrachtung des Verfassungslebens fall nur auf Gesichtspunkte des Rechts gehen und sich wesentlich dahin wenden: Wie hat sich die Verfassung als juristisches Werkzeug im ganzen erwiesen und welche Eigenschaften läßt dieses Werkzeug erkennen?

Ich glaube, bei der ganzen Durchwanderung, die wir miteinander gemacht, mußte zu allermeist ins Auge fallen, daß die getrennte Betrachtung von Reich und Land nur eine theoretische Abstraktion ist. Denn in unserem ganzen Verfassungs- und Rechtsleben begegnen sich auf Schritt und Tritt diese beiden Organismen. Formal ist es bald ein Trennen, bald ein Zusammengehen, aber alle Legislative und wichtigste Tätigkeiten der Exekutive geschehen im Reich seitens der Einzelstaaten selbst, indem sie als Bundesglieder handeln. Ihr Denken und Handeln läßt sich nicht nach einer Zweiseelentheorie zerspalten. Jeder Einzelstaat ist zugleich Selbstexistenz und Teilhaber der Reichsgemeinschaft in innerlich untrennbarer Zusammenwirkung seiner Interessen. Wohl begegneten wir vielfach einer Teilung der Gewalt zwischen Reich und Land. Die Trilung selbst zeigt aber einen tiefgehenden Eklektizismus. Die Wahl wird bald nach historischer Lage der Dinge, bald nach der Zweckbestimmung jeder einzelnen Materie getroffen, bald in scheinbar reinlicher Scheidung, bald in der Aufstellung zweier Uhrenräder, die sich ständig begegnen müssen. Es besteht keinerlei allgemein durchgreifendes Prinzip der Abgrenzung. Im Gegenteil, wie ich die These seinerzeit aufstellte bezüglich des Rechtscharakters des Reichs, daß das Reich identisch ist mit seinen Gliedstaaten und man diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen sollte, so ergab sich auch fast in jedem meiner Vorträge über die Sachgebiete die Bestätigung dafür, daß auch in den reichsseitig geordneten Tätigkeiten ein ständiges Zusammenwirken und Ineinandergreifen von Reich und Land stattfindet und den Grundzug des Bildes abgibt. So besagen es auch die Worte des Fürsten Bismarck: „Die deutsche und die preußische Regierung, die deutsche und die bayerische Regierung, die deutsche und die sächsische Regierung u. s. w. sind gar nicht zu trennen“.[1]) Mehrfach hat namentlich auch die preußische Regierung diese Zusammengehörigkeit durch Opfer betätigt, welche sie, um Reichsgeschäfte mit dem Reichstag glatt zu machen, in ihrem einzelstaatlichen Gebiet geleistet hat. Ich erinnere an die lex Huene. Wer hinter die Kulissen gesehen hat, könnte gewiß eine große Zahl Beispiele anführen. Die Opfer für die Gemeinsamkeit liegen also keineswegs

*) Die von Eugen v. Jagemann, dem früheren badischen Gesandten in Berlin und jetzigen ordentlichen Honorarprofessor an der Universität Heidelberg, soeben unter dem Titel „Die deutsche Reichsverfassung“ (im Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg) herausgegebenen Vorträge haben zu einigen lebhaften Erörterungen in der Presse geführt. Wir glauben deshalb unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir den letzten (18.) dieser Vorträge, in dem der Verfasser die Grundgedanken seiner Darstellung zusammenfaßt und die Schlußfolgerungen aus ihnen zieht, mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung hier im vollen Wortlaute mitteilen. (D. Red. d. Beil.)

1) Vgl. Penzler a. a. O. VI S. 85.

so vorwiegend nur bei den anderen Staaten, wie manchmal geglaubt wird. Die Vereinigung von Bundespräsidium und Vormacht in einer Hand bedeutet ein nobile officium mit starken Lasten.

Es ist nicht zu verkennen, daß das ständige Zusammenwirken zweier Regierungsorganismen, eines ganz zentralen und eines territorial-zentralen, also der Reichsämter und der Ministerien der Einzelstaaten, und ebenso die gleichzeitige Kontrolle und Kritik über denselben Gegenstand durch zwei verschieden geartete parlamentarische Faktoren, nämlich den Reichstag und die Einzellandtage, unserem öffentlichen Leben den Stempel einer Kompliziertheit aufgedrückt hat, wie sie in gleichem Maße wohl nirgends besteht. Diese Eigenschaft erhellt noch als gesteigert, wenn man statt der Generaldirektiven ganzer Stoffgebiete ein einzelnes Gesetz vornimmt und sieht, welche Summe von Möglichkeiten in der Stellung der Räder und Rädchen des Uhrwerkes gegenüber der ersten Reichsnorm als Urquell eintritt. Da kann es vorkommen, daß in einem Reichsgesetz gewisse Dinge der kaiserlichen, andere der bundesrätlichen Verordnungsgewalt überwiesen werden, daneben aber ein Feld der Landesgesetzgebung und des Landesverordnungsrechts bestimmt wird —, dies alles nur für die Feststellung der Normen.

Für den Vollzug ist es Regel: Drei Beamtenapparate arbeiten gleichzeitig nebeneinander. Außer den beiden leitenden nämlich, welche ihn anordnen und überwachen, der ausführende, welcher ganz durchgängig ein Landesapparat ist. Denn im wesentlichen besorgt das Reich die Ausführung nur für die auswärtige Vertretung, die Schutzgebiete, die Marine und die Post mit selbsteigener Hand. Auch die Verwaltung des Reichslandes Elsaß-Lothringen ist im wesentlichen eine Landessache.

Durch diese Verhältnisse hat die Reichsgesetzgebung, anfangs einfach und knapp, allmählich eine immer breitere Gestalt erhalten, wobei auch noch andere Umstände übrigens mitwirkten, auf die ich nicht eingehen kann. Die Gesetzeskenntnis ist bei uns eine wirkliche Kunst, und die Anwendung des Gesetzes in der Sicherheit, gewiß keine Rechtspartikel zu übersehen, manchmal recht schwer. Ebenso erheischt diese Lage der Verhältnisse viel Personal und der Bedarf hieran wird noch dadurch gesteigert, daß der Geist der Zeit eine außerordentliche Neigung hat, die Instanzen zu häufen. Denn unsere Zeit scheint die Wertschätzung einer Sache für die Allgemeinheit ganz zurückzustellen gegenüber der Wertschätzung, welche sie für den Einzelnen hat und sucht in der Zahl schützender Stellen mehr fast als in der Qualität die Garantien. Der zuvor schon vorhanden gewesene Charakter der deutschen Länder, Beamtenstaaten zu sein, mußte sich durch all diese Tendenzen der Rechtsbildung steigern und auf das Reich übertragen. Auch manche im Sozialversicherungswesen auf Selbstverwaltung angelegte Organisationen entwickelten sich tatsächlich zu großen Beamtenschaften. So ist der anfangs höchst bescheidene Reichsapparat in den Jahren des Bestehens der neuen Gemeinschaft umfangreich geworden, ohne daß der Landesapparat hätte entsprechend vereinfacht werden können. Der Personalaufwand der Reichsämter bringt dies im Reichshaushaltsetat zur Erscheinung.[1])

Sehen wir indes ab von diesen Einzelheiten! Sie haben andrerseits die Entwicklung nicht gehemmt. Die Verfassung als Ganzes erwies sich nirgends beengend für die Entfaltung der nationalen Kräfte. Wenn man sieht, in welchem Maße die Reichstätigkeit über den ursprünglichen Rahmen hinaus auf die verschiedensten Gebiete ausgedehnt worden ist, so können wir mit Stolz sagen, daß wir ein einig Volk von Brüdern in einem weit höheren Maße geworden sind als demjenigen, das die selbstverständlichen Grundlagen einer Volkseinheit darbietet. Das August-Bündnis war einst auf solche elementare Notwendigkeiten beschränkt, nämlich auf die Konzentrierung der Wehrkräfte, des Verkehrs und der auswärtigen Vertretung. Heute durchdringt der Einheitsgedanke bei uns eine Fülle von Sachgebieten in schöpferischer Weise und ein Vergleich mit der nordamerikanischen Union oder mit der Schweiz kann uns nur erfreuen. Die Verfassungen dieser Republiken werden, da sie auch Bundesstaaten sind, häufig mit der unserigen verglichen. Dabei zeigt sich, daß der Umfang der Gemeinsamkeitsaufgaben bei uns ein viel größerer ist. Die öffentliche Meinung stößt sich wohl hier und da an den Sonderrechten, die übrigens nie einen wirklichen Schaden gebracht haben; auch ist richtig, daß der große Einheitszug, welcher in Zeiten der Gefahr und des Kampfes sich einstellt, nicht immer vorhanden ist. Aber auch wo die Sonderrechte eingreifen, pflegt in wichtigeren Dingen landesrechtlich das Gleiche verfügt zu werden, was in der Reichsgemeinschaft sonst verordnet wird. So durchbrechen sie die Gemeinschaftlichkeit nicht in der Sache, sondern nur in der Form. Ob auf diese Form immer Gewicht gelegt werden wird, ist eine Frage, welche schon der Schöpfer der Verfassung sich gestellt und mit folgender Würdigung der Reservate beantwortet hat: sie seien als geltende Rechte zu respektieren — erwachsen aus Gewohnheiten, Bedürfnissen, Anschauungen und Stammeseigentümlichkeiten einer Zeit, und ein späteres Geschlecht, wenn es andere Bedürfnisse habe, werde sich einzurichten wissen.

Ich komme damit auf den Wandel der Zeit. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Vergleichbar dem Bergmann, welcher Schächte erweitert, andere verläßt und neue gräbt, ist die Zeit ein außerordentlich stetiger Arbeiter zur Veränderung aller Verhältnisse. Wer Anfangs- und Endpunkte langer Zeitspannen vergleichen kann, erkennt dies am deutlichsten. Es bedarf in manchem nicht einmal äußerer Ereignisse. Jeder längere Zeitablauf zeitigt einen gewissen Wechsel in der Anschauung des öffentlichen Rechts und ist deswegen für jedes Verfassungsleben schließlich selbst rechtsbildender Natur. Dies äußert sich nicht immer lege expressa, auch nicht lege implicita, nein ganz sine lege. Jede Verfassung ist ein Rechtsgefäß, in das, soweit es Umfang und Form erlaubt, jedes Zeitalter seinen Inhalt hineingibt. So beruhen z. B. alle einzelstaatlichen Verfassungen im vorigen Jahrhundert auf dem Prinzip, daß die Landstände durchaus nicht mehr Rechte hatten, als ihnen ausdrücklich eingeräumt seien. Heutzutage kann, ohne daß ein Buchstabe geändert sein mag, man als Regel ansehen, daß die Landstände meist mit Erfolg in Anspruch nehmen, was als eine logische Folge des konstitutionellen Prinzips dargelegt werden kann. In solchen Beziehungen hat die Rechtswissenschaft als Interpretator legis zweifellos eine große schöpferische Kraft, und die Zukunft gehört manchmal den Begriffslogikern, welche sich das Recht aus den Sternen holen und in den Schrein oben darauf legen, als ob es immer darin gewesen wäre. Geschichte und Pragmatik kommen dabei manchmal zu kurz; doch hat diese Richtung, wenn Gefahr besteht, daß Vernunft zum Unsinn, Wohltat zur Plage werde, gewiß auch eine innere Rechtfertigung. Ich hebe meine Erkenntnis dieses Gewichts an der Uhr der Zeiten um so mehr hervor, als ich andrerseits in meinen Vorträgen bestrebt war, eine andere Grundrichtung einzuhalten. Ich wollte Ihnen vor allem den Willen der Verbündeten und den Willen der Gesetzgeber zeigen und in den Vordergrund stellen. Ich finde, daß unsere Zeitverhältnisse keinen Grund zum Vorwärtsdrängen auf theoretische Ideale abgeben. Im Gegenteil, die Betonung theoretischer Standpunkte, welche Ansprüche hüben oder drüben in Abweichung vom ursprünglichen Stand erwecken, erschwert es manchmal, die mittlere Linie zu sichern, auf der sich im Verfassungsleben die verschiedenen Richtungen zusammenfinden können, welche von langher in der Volksseele der deutschen Nation liegen. Das geltende Recht ist jeder ehrliche Mann, wenn er sich von demselben überzeugt, auch zu respektieren geneigt. Darum scheint mir, was an sich der Rechtsauslegung einer bestimmten Urkunde auch allein entspricht, zugleich am meisten der Wohlfahrt dienlich, nämlich Punkt für Punkt sich

[1]) So erheischt beispielsweise der bloße Personalaufwand jährlich für das Patentamt 2, für das Reichsversicherungsamt 1½, für das statistische Amt des Reichs 1, für das Reichsaufsichtsamt über die Privatversicherung ¼ Mill. M.

auf den festen Boden unserer Staatsrechtsgeschichte zu stellen und die Bedeutung der Bestimmungen nicht aus Theoremen, an welche ihre Schöpfer nicht gedacht, abzuleiten. Man war sich in der Zeit unseres großen Werdegangs allseits bewußt, ein rein realpolitisches Werk zu schaffen, welches in keine gelehrte Schublade recht hereinpasse.

Ich habe von Gegensätzen in der Volksseele gesprochen. Damit meine ich für unser Verfassungsleben wichtige Gruppen von sich entgegengesetzten Tendenzen für die Rechtsauffassung wie für die Fortbildung der Verfassung, und zwar in zwei Richtungen:

Es ist einmal der Gegensatz der zentripetalen und zentrifugalen Elemente, welche, wie wir gesehen haben, an sich ganz heterogen, in der Verfassung dennoch manchmal zusammengeschweißt sind, als wären es Dinge, die zusammengehören; in der Tat haben sie auch mannigfach durch die lange Praxis des Bundeslebens sich amalgamiert. Gleichwohl sieht man auf der einen Seite das Drängen nach stärkerer Zentralgewalt, welche im Regierungsfaktor jedoch nirgends begehrt wird, auf der andern den partikularistischen Atavismus, der unbekümmert um die praktischen Bedürfnisse vor allem jedem Fortschritt an Einheit sich entgegenstemmt.

Sodann ist ein zweiter Gegensatz stets vorhanden, bald offen, bald latent. Es ist nämlich der Kampf der Geister, einerseits um Erhaltung des monarchischen Prinzips, andrerseits um Herstellung der Volkssouveränität, oder nach der nächsten Etappe der letzteren Bestrebung ausgedrückt, der Gedanke, das konstitutionelle Prinzip allmählich in das parlamentarische umzuwandeln.

Was die erste Kategorie der Gegensätze angeht, so bleibt immer lesenswert, was Fürst Bismarck 1895 ausgesprochen hat:[3]) Die Dynastien seien im Lauf der Geschichte schwer verletzt worden. Mit den jetzigen Bundesgenossen habe man die schwersten Realinjurien gewechselt, nämlich sich Kanonenkugeln an die Köpfe geschossen, aber trotzdem reichten sich die Fürsten und ihre Regierungen bald wieder die Hand; denn bei unseren Fürstengeschlechtern stehe das nationale Interesse im Vordergrund, und so könnten wir jederzeit Herr werden über die Verwirrungen, welche der Fraktionskampf im Innern etwa anrichten würde. Das Einverständnis der Bundesgenossen für eine zugleich nationale und bundesfreundliche Politik garantiert uns in der Tat, daß jene Gegensätze nicht zu einem erheblichen Machtfaktor auswachsen können, und sie sind auch nie dazu geworden. Würde die Vormacht den Unitarismus pflegen oder würden Gliedstaaten den Partikularismus in den Sattel heben, so stände Deutschland um dieser Gegensätze willen in hellem und hitzigem Kampf. Uebrigens wird ein monarchisch gesinnter Unitarier auch nicht verkennen, namentlich nicht im Hinblick auf die Geschichte unseres Nachbarn im Westen, daß ein Staatswesen, welches zusammengemauert ist aus einer Reihe von Einzelexistenzen, zweifellos einen festeren Zusammenhang bietet als ein reiner Einheitsstaat.

Ein Gegensatz der Auffassungen sodann zwischen dem Regierungs- und dem parlamentarischen Faktor ist im Lauf des Verfassungslebens oftmals dagewesen, aber nie bis zu dem Extrem aufgeschossen, einen Verfassungskonflikt darzustellen. Wohl ist es vorgekommen, daß der Reichstag Mehrausgaben in den Etat hineinsetzte, wozu er kein Recht hat, oder daß er materienfremde Bestandteile in ein Gesetz hineinamendierte, was ebenso unzulässig ist. Aber man fand bis jetzt immer schließlich einen vereinigenden mittleren Punkt oder es lösten durch Entgegenkommen da oder dort sich Schwierigkeiten. Auch eine der härtesten Proben, welchen ein Verfassungsleben ausgesetzt sein kann, die Obstruktion, im Sinn des offenen Krieges gegen die Zwecke der Geschäftsordnung, erwies sich als unüberwindlich.[4])

[3]) Vgl. Penzler a. a. O. VI S. 85.
[4]) Vgl. oben S. 97 und S. 137.

Gleichwohl würde es in der Darstellung der Verfassung eine Lücke sein, wenn ich nicht über Verfassungskonflikte ein Wort sagte. Denn sie sind im modernen Staatsleben sonst schon mehrfach vorgekommen und schwebten als möglich, nach den Erfahrungen der preußischen Konfliktzeit, bei den Artikeln 60 und 62 der Verfassung vor. Diese Bestimmungen sprechen allerdings nicht direkt von einer solchen Eventualität, geben aber die Grundlage zur Lösung von Konflikten. Das Gleiche gilt von den Bestimmungen des Etatsrechts in Artikel 69 ff.

Unter den Begriff des Verfassungskonflikts fällt es nicht, wenn eine einzelne Norm, ein beliebiges einzelnes Gesetz, eine einzelne Einnahme oder Ausgabe vom parlamentarischen Körper verweigert wird. Von Verfassungskonflikten kann nur da die Rede sein, wo einer der beiden Faktoren, einerlei ob Regierung oder Parlament, ein Recht in Anspruch nimmt, das der andere als diesem nicht zuständig erachtet und ihm nicht zulassen will, oder wenn ein Widerstreit entsteht, weil der eine verfassungsmäßige Pflichten verletzt oder dessen gezogen wird, oder endlich wenn auch ohne Pflichtverletzung verfassungsmäßig durchaus nötige Akte eben nicht zustande kommen, weil sie eine Vereinbarung voraussetzen, die schlechterdings nicht fertiggebracht wird.

Die theoretische Erörterung über Verfassungskonflikte schließt an zwei Einrichtungen an, denen man hauptsächlich zutraut, die Unterlage zu Konflikten abzugeben. Nach Artikel 60 muß nämlich zeitweise die Feststellung der Friedenspräsenzstärke des Heeres und nach Artikel 69 die jährliche Feststellung des Haushaltsetats erfolgen. Was ist nun, wenn ein solches Gesetz nicht zustande kommt? Die tatsächliche Lage wird immer die sein, daß ein Teil den anderen an dem Nichtzustandekommen für schuldig erklärt. Aber darauf kommt es rechtlich gar nicht an. Es fragt sich nur, welches sind die Rechtsfolgen des Gesetzesvakuums. Darüber ist folgendes zu sagen:

1. Wenn ein Gesetz über Friedenspräsenzstärke ohne Ersatz erloschen ist und auf solchen nicht beiderseits verzichtet wird — dies wäre eine Verfassungsänderung —, so fehlt es von da ab rechtswidrigerweise dann an einer gesetzlichen Norm über den Durchschnittsstand des Heeres und die zulässige Maximalausgabe für dasselbe. Aber damit ist nicht viel gesagt. Denn die anderen organischen Bestimmungen des Abschnittes XI bleiben in Kraft, also namentlich die allgemeine Wehrpflicht und das kaiserliche Recht der Bestimmung des Präsenzstandes. Das Heer kann nicht aufhören, die Offiziere können nicht entlassen werden. Selbst wenn eine Verweigerung der Militärausgaben mit dem Nichtzustandekommen der Friedenspräsenzstärke zusammenträfe, wäre noch Artikel 62 Absatz 2 zu beachten, welcher eben damit wieder seine ursprüngliche Wirksamkeit äußern würde. Dannch ist, auch ohne gesetzliche Feststellung sonst, jeder Gliedstaat verpflichtet, dem Kaiser 225 Taler jährlich für jeden Mann des Heeres zur Verfügung zu stellen. Diese Bestimmung ist nämlich nie aufgehaben worden, sondern nur jahrweise durch andere Normierung im Etat ersetzt. Für diesen Punkt hat man also einige gesetzliche Bestimmungen, welche zur Not ausreichen. Schwieriger liegt

2. der Fall, wenn das Reichshaushaltsgesetz nicht zustande kommt, insofern wenigstens, als darauf eingerichtete Einzelbestimmungen nicht vorhanden sind.[5]) Fehlt es nur an der Rechtzeitigkeit der Feststellung des Etats, so ist das kein Konflikt. Dann hilft man sich in der Praxis durch Verlängerung des bestehenden Etats um einen oder mehrere Monate: allein es ist denkbar, daß der Reichstag den Etat in einer Weise gestaltet, daß der Bundesrat erklärt, ihm nicht zustimmen zu können. Würde der Reichstag z. B. Ausgaben für reichsgesetzlich geschaffene Institutionen versagen, so brauchte der Bundesrat dies nicht hinzunehmen. Oder der Reichstag erklärte etwa ganz offen: Wir bewilligen das Budget nicht, weil wir mit demjenigen

[5]) Literatur siehe bei Laband, Staatsrecht Band IV S. 507 ff., 582 ff., dessen Grundgedanken ich völlig beitrete.

Digitized by Google

Kanzler, welcher am Ruder steht, nicht zufrieden sind. Was ist denn Rechtens? Wer das Wesen des Budgets in den Eigenschaften erkennt, die wir im Vortrag XVI festgestellt haben, gelangt zu einer annehmbaren Lösung:

Das Budget enthält teils nur formelle Feststellungen für Dinge, welche, gesetzlich begründet, von selbst ihren Lauf nehmen, teils materielle Ermächtigungen. Die formellen Feststellungen sind meist bloß Schätzungen; ob eine Schätzung richtig ist oder auch nur zustande kommt, ist schließlich gleichgültig, weil keine Rechtsfolgen daran hängen. Es kann sich bezüglich rechtlicher Folgen immer nur um den Bereich handeln, für welchen wirkliche Bewilligungsrechte in Betracht kommen.

Die vertragsmäßig oder gesetzlich begründeten Ausgaben muß die Regierung leisten, wenn auch der Reichstag sie nicht bewilligen würde. Der Staat muß die Verträge des Staates respektieren und ebenso die gesetzlichen Obliegenheiten sonst erfüllen: kein Gesetz wird unter der Resolutivbedingung erlassen, daß es hinfällig werde, wenn einmal in einem Jahresetat die dadurch geschaffenen Ausgaben nicht bewilligt seien.

Von den Einnahmen beruhen die meisten auch auf dauernden Gesetzen und etatsrechtlich nur auf einer Schätzung, nicht auf einer Bewilligung. In gewissem Sinne besteht eine solche bei den Matrikularbeiträgen; allein soll man nun wirklich annehmen, die Einzelstaaten wären jeder Verpflichtung enthoben, Matrikularbeiträge zu zahlen, wenn der Etat nicht zustande kommt? Ich glaube, bei Bejahung der Frage hinge man sich an die äußere Erscheinung der Feststellung oder ihres Mangels und fehlerhafterweise verlöre man dabei den tieferen Grund, der in der fortdauernden Verpflichtung der Einzelstaaten besteht, die Reichserfordernisse zu decken. Allerdings sind nach Artikel 70 dieselben nur bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages auszuschreiben, aber die Bewilligung ist, wie früher ausgeführt wurde, nicht rechtsbegründender, sondern nur deklarativer Natur. Den Fall, daß das Budget nicht zustande kommt, faßt der Artikel nicht ins Auge, und die Rechtspflicht an sich besteht schon ohne die Etatisierung. Allein, will man die daraus vertretbare Konsequenz nicht ziehen, daß die Matrikularbeiträge auch ohne Bewilligung doch, soweit der Bundesstaat die Zahlungspflicht erkannt hat, zu zahlen seien, so kann doch darüber kein Streit bestehen, daß die Einzelstaaten freiwillig ihre Beiträge leisten können.

All diese Sätze lassen sich aus Rechtsregeln ableiten, und es ist der Gedanke abzuweisen, durch eine Notverordnung ein Budget aufzustellen, weil die rechtliche Ordnung im nötigsten schon besteht. Jenes ist auch aus anderen Gründen nicht tunlich. Das Budget ist kein materielles, sondern nur ein formelles Gesetz. Es enthält keine zwingende Rechtsnorm, sondern nur einen Verwaltungsakt, welcher sich von anderen eben bloß durch die Form unterscheidet. Es kann, weil es sich in der Form erschöpft, auch nicht durch eine andere Form ersetzt werden. Das zeigt sich auch nach der Seite der Decharge. Es dient dazu, zum voraus die Verwaltung insoweit verantwortungsfrei zu machen, als sie budgetmäßig verfährt, und zwar verantwortungsfrei Bundesrat und Reichstag gegenüber. Der erstere kann nicht die Prüfung, welche dem letzteren zusteht, durch seine Genehmigung vorwegnehmen; denn für alle finanziellen Handlungen, welche nicht durch ein Budget gedeckt sind, ja nach der — offenbar zu weit gehenden — Fassung des Artikels 72 für die Verwendung aller Einnahmen, auch innerhalb budgetmäßig genehmigter Zwecke und Beträge, ist die Entlastung ein lediglich nachgehender Akt, nachdem das Rechnungsjahr längst verflossen ist.

(Schluß folgt.)

Eine Gefahr der Krankheits-Uebertragung.

Wiederholt ist von ärztlicher Seite (erst jüngst durch Dr. Mitulescu in Koch-Flügges Zeitschrift für Hygiene) die Wahrscheinlichkeit der Uebertragung von Bazillen durch Bücher und Zeitschriften, die von Haus zu Haus, von Familie zu Familie wandern, als sehr ernst bezeichnet worden. Namhafte Hygieniker haben darauf hingewiesen, daß Leihbibliotheken und Lesezirkel in dieser Beziehung eine erhebliche Gefahr mit sich bringen. Diese viel zu wenig beachtete Warnung hält Verfasser für ungemein wichtig. Es erscheint ihm deshalb, nach seinen Erfahrungen, im Interesse des allgemeinen Wohls und der Gesundheitspflege als eine Pflicht, sie zu wiederholen.

Es ist bekannt, daß Mitulescu in mehr als 30 Prozent der untersuchten Drucksachen Tuberkulose-Bazillen fand. Ferner, daß der Vorstand des Instituts für Infektionskrankheiten, Geheimrat Professor Dr. Dönitz, etwaige den Büchern anhaftende Infektionskeime nicht für unschädlich hält, und daß er den Kuratorien der städtischen Bibliotheken Vorschläge zur Abhilfe unterbreitet hat. Dies bestärkt den Verfasser in der Ueberzeugung, daß zirkulierende Lektüre unter Umständen doch als eine Zwischenträgerin von Infektionskeimen anzusehen ist. Es ist das auch besonders für Schulbibliotheken sehr wichtig. Was speziell die Tuberkulose anbetrifft, so hat Geheimrat Professor Dr. Flügge (Breslau) schon seit Jahren auf die Gefahr der Tröpfchen-Infektion hingewiesen. Man versteht darunter die kleinen bazillenhaltigen Schleimpartikelchen, die Lungenkranke bei jedem Hustenstoß, falls sie nicht ein Tuch vor den Mund halten, in ihre Umgebung verstreuen. Diese Tröpfchen hat man früher, weil man seine Aufmerksamkeit nur dem Auswurf zuwendete, dessen Bakterien sich beim Vertrocknen dem Staube beimischen und mit der Luft eingeatmet werden, wenig beachtet. Flügge zeigte, daß die Hustentröpfchen noch größere Gefahr bilden. Der Auswurf wird durch Reinlichkeit des Patienten und der Familie unschädlich gemacht. An die winzigen, aber rasch vertrocknenden Tröpfchen, die der Brustkranke versprüht, und die sich nun auf Bett, Kleidung, Wäsche, Teppichen, ganz besonders aber auch an den unmittelbar vor das Gesicht gehaltenen Drucksachen festsetzen, denkt man in der Regel nicht.

So kommt es, daß diese Blätter oder Bücher nur zu leicht den an ihnen lose haftenden Tuberkulose-Bazillus, der von den Hustentröpfchen eines Phthisikers herrührt, auf Gesunde, die nachher dieselben Blätter oder Bücher zur Lektüre in die Hand bekommen, übertragen. Man hat diese Form der Uebertragung als „Librogene Infektion" bezeichnet. (v. Behring). Hat ein Leihbibliotheksbuch oder eine Lesezirkel-Zeitschrift auf dem Bett eines Brustkranken gelegen, hat er sie vor sich gehalten, auch wenn er außerhalb des Bettes sitzt, so ist der folgende Leser, der dieselben Blätter mit befeuchtetem Finger umschlägt, von denselben immer wieder den Finger an die Lippen führt, die Bazillen beim Umblättern der Atmungsluft mitteilt, vielleicht auch mit derselben, bereits infizierten Hand Speise und Trank zum Munde führt, meines Erachtens gefährdet. Gerade jüngere Individuen und, speziell Kinder, die sich „die Bilder besehen", sind schon dadurch der Tuberkulose-Infektion ausgesetzt. Wir wissen, daß diese gar nicht zuerst die Lunge zu ergreifen braucht. Die Mundschleimhaut, die Gaumen- und Rachenmandeln u. s. w. nehmen zunächst solche Bazillen beim Einatmen auf, beherbergen sie in ihren Buchten und lassen sie von dort in die Unterkiefer-, Hals-, Rachen-, sowie Bronchialdrüsen gelangen, je nachdem sie die Lymphgefäße weiter verbreiten. Manche in ihrem Entstehen dunkle Drüsen-Skrophulose, manche Lungen-Tuberkulose mag wohl dieser Invasion von Bazillen zuzuschreiben sein.

Wie oft ist die Epitheldecke der Schleimhaut in den oberen Atmungsorganen durch Katarrhe oder sonstige Krankheiten gelockert! Wie oft bilden sich daselbst kleine Lücken! Durch solche unscheinbare Eintrittspforten dringen die dem bloßen Auge unsichtbaren Bazillen leicht in die Tiefe, und wenn sie einmal in die Lymphesträmung gelangt, einmal in Drüsen deponiert sind, können sie leicht ihr Zerstörungswerk am Körper ausführen. Ist dessen Widerstandsfähigkeit einmal geschwächt, dann erliegt er.

Digitized by Google

Was hier von den Krankheitskeimen der Tuberkulose gesagt ist, gilt ebenso von denen der Diphtherie, des Scharlach, der Masern, des Keuchhustens, der infektiösen Mandelentzündung. So lange ein Kind an diesen Krankheiten leidet und sich noch im schwersten Stadium befindet, wird es sich ja nicht mit illustrierten Zeitschriften beschäftigen. Sobald es aber in der Genesung ist, greift es zu denselben, um sich die Langeweile zu vertreiben. So geht es auch mit Erwachsenen, die sich in der Rekonvaleszenz nach Typhus oder nach Influenza befinden. Auch sie lesen, wie man sich als Arzt häufig überzeugen kann, die geliehenen Bücher im Bett, so lange sie noch nicht imstande sind, sich ernsteren Berufsarbeiten zu widmen. Da die spezifischen Bazillen dieser Krankheiten eine mehr oder weniger lange Lebens- und Entwicklungsfähigkeit besitzen, auch gewiß an den oft recht schmierigen Blättern und Einbänden sehr lange haften, überdies die Luft des Krankenzimmers mit den so stark infektiösen Keimen erfüllt ist, so darf man sich nicht wundern, wenn solche Lektüre ein Mittel der Krankheitsübertragung ist, das aber noch viel zu wenig beachtet wird.

Arzt und Familie können oft nicht ergründen, wie ein Kind oder ein Erwachsener bei bisher so tadelloser Gesundheit mit einem Male zu einer Infektionskrankheit kommt. Wie ein Blitz aus heiterer Luft trifft manchmal solch ein Fall Personen, die anscheinend gar nicht mit Kranken ähnlicher Art in Berührung gekommen sind. Es wird hin und her geraten, bis sich die Sache sehr einfach auf die geschilderte Weise erklärt. Nachzuweisen ist es freilich nicht immer leicht, weil man die vorangegangenen Leser und deren Gesundheitszustand nicht kennt. Aber es liegt auf der Hand, daß eine Verschleppung von Krankheitskeimen mehr als wahrscheinlich ist, gerade weil gelesene Bücher und Zeitschriften solche direkt von Hand zu Hand, von Mund zu Mund verbreiten.

Jeder würde nur ungern Kleider und Wäsche von anderen tragen, die ihm ganz unbekannt sind, von denen er nicht einmal weiß, ob sie an übertragbaren Krankheiten gelitten haben. Niemand wird Wäscherinnen beneiden, welche Krankenwäsche reinigen müssen. Vor schmierigen Maskenkostümen hat man mit Recht Ekel. Gebäck, das von anderen betastet wurde, weist man zurück. Ja selbst von dem gemeinsamen Abendmahlskelch befürchten ängstliche Gemüter neuerdings eine Krankheitsübertragung. Aber das viel näher Liegende und viel Bedenklichere vergißt man.

Ich will hier gar nicht von der ethischen Seite reden, ich meine von der Freude am eigenen Besitz eines Buches, das man mit Muße lesen kann, nicht von dem heute so ungemein billigen Preise guter Lektüre in neuem Zustande. Ich will auch nicht von der Anstandspflicht sprechen, die man gegen Autoren hat, deren Werke zu kaufen, anstatt sie sich — was leider auch die reichsten Leute tun —, auf ein bis zwei Wochen zu leihen. Hier soll nur die hygienische Seite berührt werden. Nicht Desinfektion ist das erste Gebot der Gesundheitspflege, sondern peinliche Sauberkeit des Körpers und jedes Gegenstandes, der mit ihm in Berührung kommt. Nur Reinlichkeit verbürgt auch Keimfreiheit. Längst ist die Chirurgie zur Verhütung aller Keimbildung übergegangen, mit peinlichster Sorgfalt die Asepsis (Keimfreiheit) als Vorbedingung jeder Operation betrachtend.

Es wäre zu wünschen, daß die Gesundheitsbehörde auch der geschilderten, zu wenig beachteten Uebertragungsform von Krankheiten ihre Aufmerksamkeit widmen würde. Hier gilt es noch eine Lücke in der öffentlichen Gesundheitspflege auszufüllen.

Alle Gesetze aber, welche in dieser Beziehung erlassen werden könnten, haben nur einen geringen Nutzen, wenn das Publikum nicht selbst energisch eingreift. Dies geschieht am besten, wenn unsauberen Lesezirkel-Journalen und Leihbibliothekbänden der Eingang verwehrt wird.

Gesund erhält man sich und seine Familie nur, wenn man Ansteckungsstoffen nicht die Türe öffnet.

Berlin. Dr. Fürst.

Bücher und Zeitschriften.

Gedanken zu Goethes Faust. Schiller und die Farbenlehre. Von Walter Lauë. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1904. Preis 3 Mark.

Schon viele gezwungene und kuriose Erklärungen hat Goethes Faust sich gefallen lassen müssen, so manche phantastische und erkünstelte Deutung mußte ja insbesondere der zweite Teil über sich ergehen lassen, aber so toll und seltsam, wie diesmal, ist ihm doch wohl nur selten mitgespielt worden. Es werden da so gänzlich verworrene und dunkle, angebliche Gedanken ohne weiteres in den Faust hineininterpretiert, und sie werden noch dazu in einer so unerträglichen Ordnungslosigkeit und Sprunghaftigkeit, in einem so wirren und sinnlosen, chaotischen Durcheinander vorgetragen, daß einem bei der Lektüre ganz wirr und wüst im Kopfe wird. Glücklicherweise hat der Verfasser manches — wie er selber mitteilt — aus Mangel an Zeit unausgeführt lassen müssen. — Es ist erstaunlich, was man nicht alles dem Publikum anzubieten wagen kann, und sehr zu bedauern ist es, daß es gerade die herrlichsten Bäume sind, die die wunderlichsten Geschöpfe anziehen und einen Tummelplatz für ihre verdrehten Gebarungen abgeben müssen.

B. L. W.

Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Von A. Forel. Stuttgart. E. H. Moritz, ohne Jahresangabe. 3 Mark.

Eine richtige Hygiene der Nerven und des Geistes fußt auf einer klaren Psychologie, Anatomie und Physiologie des Nervensystems. Nachdem Forel dieselben in allgemein verständlicher Form geschildert hat, kommt er auf die krankhaften Störungen und deren Ursachen zu sprechen und bringt im Schlußkapitel seine Ansichten über die Prophylaxe und Heilung der Nervenstörungen. Dies ist die gegebene Einteilung des Themas, die wir auch in anderen, demselben Zwecke dienenden Werken finden. — Was Forels Buch besonderen Wert verleiht, ist seine persönliche Stellungnahme, die ja in Fachkreisen wohlbekannt ist. Er verlangt zweckmäßige Versorgung bezw. dauernde Unschädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher, Vaganten und unheilbaren Alkoholiker, Förderung der Abstinenz und energische Bekämpfung der bei uns noch üblichen Trinksitten, Errichtung von Arbeitsinnatorien, Reform der Wohnungshygiene. Alles, was seit langem die Herzen der Psychiater und Neurologen bewegt, alle Postulate weitschauender Sozialpolitiker und Hygieniker bringt Forel am Schlusse seiner Ausführungen, die, von hohem sittlichen Ernst getragen, eine laute und deutliche Sprache reden.

m.

Allgemeine Rundschau.

Ein J. J. Rousseau-Archiv in Genf

W. H. Seit Jahren geht man in Genf mit dem Gedanken um, ein Zentrum für den J. J. Rousseau-Kultus zu schaffen; die Möglichkeit, diesen Gedanken praktisch zu verwirklichen, war aber bisher noch nicht vorhanden. Es ist nun das Verdienst einer Anzahl von Genfern, an deren Spitze Herr Professor Bernard Bouvier steht, die ersten Schritte getan zu haben, um eine J. J. Rousseau-Gesellschaft zu bilden, deren Zweck es ist, ein Rousseau-Archiv zu gründen und als Mittelpunkt für die Rousseau-Forschung zu dienen. — Im Dezember des vorigen Jahres versammelte sich eine Anzahl von Verehrern des Genfer Philosophen, um an den Verwaltungsrat der Stadt ein Schreiben zu richten, in dem sie um Unterstützung für ein in Genf zu gründendes, internationales Zentrum für die Rousseau-Forschung und für die Errichtung eines Rousseau-Archivs plädierten. Alles, was über J. J. Rousseau geschrieben und gedruckt ist, alle Andenken, Medaillons, Porträte u. s. w., die sich auf ihn und seine Werke beziehen, sollen in diesem Archiv gesammelt und aufbewahrt werden. Als Organ und Bindeglied für alle, die sich mit Forschungen über diesen Genfer Schriftsteller beschäftigen,

soll ein Bulletin herausgegeben werden. Man beabsichtigt, eine Gesellschaft zu bilden, um in einem eigenen Saal der Genfer öffentlichen Bibliothek, mit Hilfe und Unterstützung des Genfer Verwaltungsrats, durch Geschenke, Beiträge u. s. w. ein J. J. Rousseau-Archiv zu gründen, das nicht nur alle Werke des berühmten Genfer Bürgers, sondern auch alle in der Stadt vorhandenen, auf sein Leben und seine schriftstellerische Tätigkeit bezüglichen Gegenstände aufbewahren soll. In erster Linie will die zu begründende Gesellschaft eine kritische Ausgabe von J. J. Rousseaus Werken veranstalten; auch für die Erhaltung von Denkmälern, Bauten und malerischen Winkeln des Landes, die an Jean Jacques erinnern, will sich diese Gesellschaft interessieren. — Auf diese Eröffnungen gab der Genfer Verwaltungsrat nicht nur eine beifällige Antwort, sondern er brachte dem Ansuchen auch eine große Bereitwilligkeit entgegen. Daraufhin wurden vom Initiativkomitee die eifrigsten Schritte getan, um in Genf und im Auslande Anhänger zu werben, Geschenke zu veranlassen, Statuten zu entwerfen und um eine konstituierende Versammlung der Rousseau-Gesellschaft zu veranstalten. Alle Genfer und die Mehrzahl der auswärtigen Rousseauisten versprachen ihre Mitwirkung und Unterstützung. Es wurden bereits einige Hundert zum Teil sehr interessante und wertvolle Gegenstände dargebracht, die als Grundstock des künftigen Rousseau-Archivs dienen können. Von allen Seiten kommen Anfragen, und die vereinzelten Verehrer des Genfer Philosophen vereinigen sich zu gemeinschaftlicher, eifriger Mitarbeit. — Die definitive Gründung der Gesellschaft soll am Montag, den 6. Juni dieses Jahres, durch eine in der Aula der Genfer Universität abzuhaltende Generalversammlung stattfinden. Für den Erfolg des Unternehmens ist es wesentlich, daß der Einladung des Komitees von einer möglichst großen Anzahl intelligenter und patriotischer Einwohner Genfs Folge geleistet wird. Um Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, genügt es, einen jährlichen Beitrag von zwölf Franken oder eine einmalige Zahlung von hundert Franken zu leisten. Mitteilungen und Beiträge sind an Herrn M. Trembey, Genf, Petit Saconnai, zu richten.

*

Kongreßberichte.

Internationale Kriminalistische Vereinigung. Landesgruppe Deutsches Reich. X. Landesversammlung in Stuttgart.

-y- **Stuttgart, 26. Mai.** Heute ist die zehnte Landesversammlung der deutschen Gruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung eröffnet worden. Der Vorsitzende des Vorstandes der Gruppe, Unterstaatssekretär z. D. Professor v. Mayr, wies zunächst in einigen kurzen Eröffnungsworten darauf hin, daß die Anhänger der Vereinigung keineswegs Materialisten seien, als welche man sie wohl gelegentlich hinstelle, sondern daß die Vereinigung auch die ideale Aufgabe der Verwirklichung der Gerechtigkeit im großen wie im kleinen sich gestellt habe, und zwar der Gerechtigkeit einerseits gegen die Missetäter und die übrigen Widerhaarigen, andrerseits gegenüber der Gesellschaft der ordentlichen Leute. Gerade das Programm der diesmaligen Beratungen spiegle zutreffend die Bestrebungen der Vereinigung. In dem Problem der Reform des Verwaltungsstrafrechts walte der Grundgedanke einer unvermeidlichen Reinigung des übermäßig angeschwollenen kriminellen Gebietes vor; im übrigen handle es sich dabei um angemessene Regelung der Gerechtigkeit im kleinen. Bei der weiteren Frage, der Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen, komme die richtige Ausgestaltung gerechten und rechten Verhaltens sowohl gegenüber den Missetätern als der Gesellschaft in Betracht. Bei dem dritten Verhandlungsgegenstand, der Reform des Vorverfahrens, handle es sich insbesondere um Ausgestaltung der Gerechtigkeit gegenüber den Missetätern, allerdings unter Voraussetzung der Wahrung der Würde der Staatsgewalt und der Interessen der ordentlichen Leute. — Danach begrüßte Herr v. Mayr zunächst den in Vertretung des am Erscheinen verhinderten Ministerpräsidenten und Justizministers Dr. v. Breitling anwesenden Ministerialdirektor v. Cronmüller, sowie die von den Ministerien der Justiz, des Innern und des Krieges abgesendeten Ministerialräte, zugleich mit dem Ausdruck lebhaftesten Dankes für das von dem Herrn Ministerpräsidenten und dem Minister des Innern, Herrn Dr. Pischek, bekundete persönliche Interesse an der Landesversammlung. Der regelmäßig erscheinende Vertreter des Reichsjustizamtes, Geh. Oberregierungsrat v. Tischenbarf, war diesmal geschäftlich am Erscheinen verhindert, hatte aber brieflich die Mitteilung an die Versammlung zum Ausdruck gebracht, daß das Reichsjustizamt die Unmöglichkeit der Abordnung eines Vertreters sehr bedauere, den Verhandlungen aber größtes Interesse entgegenbringe. Weiter wurden begrüßt der Vertreter des Reichsmarineamts, Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch, der Vertreter des badischen Justiz-, Kultus- und Unterrichtsministeriums, Herr Ministerialrat Reichardt, der Vertreter der Stadt Stuttgart, Syndikus Dr. Mattes, und der juristischen Fakultät Tübingen, Professor Heck.

Nachdem sodann durch den Vertreter der württembergischen Staatsregierung das besondere Interesse des Königs an den Verhandlungen ausgesprochen worden war, übertrug die Versammlung auf Vorschlag v. Mayrs dem Herrn Ministerpräsidenten v. Breitling das Ehrenpräsidium. Bei der sich anschließenden Wahl des Bureaus wurden gewählt als Vorsitzender v. Mayr (München), als stellvertretender Vorsitzender v. Schwab und Dr. Köhler (Stuttgart), als Schriftführer Heimberger (Bonn), Mattes (Stuttgart), Rosenfeld (Berlin).

Hierauf trat die Versammlung in die Beratung der Frage des Verwaltungsstrafrechts ein. In dem Band der Mitteilungen der Vereinigung, in dem die beiden anderen Beratungsgegenstände durch umfassende Referate und Darstellungen literarisch sehr eingehend vorbereitet waren, hatten zu dieser Frage nur knappe Leitsätze von Gerichtsassessor James Goldschmidt (Berlin) Aufnahme gefunden. Der andere Referent, Professor Frank (Tübingen) brachte wesentlich von anderen Gesichtspunkten ausgehende Leitsätze erst heute zur Erörterung. Eröffnet wurde die Verhandlung mit einer eingehenden Darlegung Franks, in der er zunächst eine Uebersicht der bisherigen Behandlung dieser Fragen sowohl auf den internationalen Kongressen der Vereinigung, als auf den Landesversammlungen der deutschen Gruppe gab. Insbesondere hob er hervor, wie entgegen einer vorher mehr im Sinne der heutigen Bestrebungen hervorgetretenen Entwicklungstendenz speziell durch das preußische Strafgesetzbuch von 1851 und abschließend durch das Reichsstrafgesetzbuch den Uebertretungen zu Unrecht die volle Ebenbürtigkeit mit dem kriminellen Unrecht eingeräumt worden sei. Weiterhin erörterte Frank eingehend den Inhalt seiner Leitsätze. Als Uebertretungen, die einer gesonderten Behandlung bedürfen, sollen diejenigen Delikte von geringerer Bedeutung gelten, durch welche im allgemeinen eine unmoralische Gesinnung nicht betätigt wird, insbesondere die Polizeiübertretungen, d. h. „die Störungen der guten Ordnung des Gemeinwesens". Die Abhebung der Uebertretungen von den übrigen Delikten soll in erster Linie durch das Strafsystem erfolgen (Freiheitsstrafe nur bei wiederholtem Rückfall und bewußtem Widerstand gegen das Gesetz, als besondere Uebertretungsstrafen insbesondere Verweis und Hausarrest, bedingte Verurteilung, Arbeitsleistung statt Geldstrafe, keine Umwandlung der Geldstrafe in Freiheitsstrafe). Von den weiteren Vorschlägen seien insbesondere diejenigen prozessualen Charakters hervorgehoben: Milderung der Legalitätsmaxime, Beschränkung der eidlichen Vernehmungen, Beschränkung des Grundsatzes der Unmittelbarkeit der Beweiserhebungen, Verweisung der Uebertretungen in erster Instanz vor Einzelrichter; Ablehnung des Vorschlags einer Bestrafung der Polizeiübertretungen durch Verwaltungsgerichte. Im übrigen befürwortet Frank schließlich Vereinfachung und Klärung des Rechtszustandes in Bezug auf Uebertretungen in Deutschland, insbesondere Kodifikation des bezüglichen Reichs- und Landesrechts, wie auch sorgfältige Redaktion der Gesetze und Verordnungen, unter Mitwirkung der Gerichte beim Erlaß der letzteren; außerdem soll auch auf dem Gebiet der Uebertretungen Rechtseinheit in Deutschland angestrebt werden.

Digitized by Google

In sehr eingehender Weise befürwortete alsdann der zweite Referent Dr. James Goldschmidt (Berlin) seine in der Hauptsache mehr theoretisierenden Thesen. Ihm ist das Verwaltungsstrafrecht „die Deliktsobligation des Verwaltungsrechts"; es gehört daher dem Verwaltungsrecht an, und zwar, unbeschadet seiner Normierung als objektives Strafrecht im geltenden Recht, schon de lege lata, mag auch sein völliger Ausbau als subjektives Verwaltungsrecht erst de lege ferenda zu erwarten sein. De lege ferenda befürwortete Goldschmidt den Beschluß des 26. Deutschen Juristentages über die Ausscheidung des Polizeistrafrechts, mit der Maßgabe, daß dazu auch eine Kodifikation des entsprechenden nicht deliktischen Verwaltungsrechts gehöre und daß reichsgesetzliche Kodifikation nur bei den auch sonst reichsgesetzlich geregelten Materien denkbar sei. Schließlich befürwortete er „als ersten Schritt zur Unterstützung von Wissenschaft und Praxis, sowie zur Vorberatung gesetzgeberischer Maßnahmen" ein Unternehmen, das eine Sammlung und fortlaufende Nachtragung sämtlicher reichs- und landesrechtlicher Quellen des Verwaltungsrechts, insbesondere des Verwaltungsstrafrechts zu bewirken hätte.

Eine ziemlich starke Minderheit schien zu materieller Beschlußfassung mittelst Annahme der Frankschen Vorschläge über das Strafensystem, sowie in der Hauptsache (abgesehen von der einzelrechtlichen Instanz) seiner prozessualen Anregungen und unter Hinzufügung des Schlußantrages von Goldschmidt über Materialsammlung geneigt. Schließlich überwog aber doch die Empfindung, daß die Sache noch nicht spruchreif sei, und wurde deshalb auf Antrag Professor v. Lilienthals (Heidelberg) beschlossen, den Vorstand der Gruppe zu ersuchen, die weitere geschäftliche Behandlung der Angelegenheit in die Hand zu nehmen, insbesondere auch die Neubildung und Erweiterung der mit der ferneren Vorbereitung der Schlußentscheidung betrauten Kommission. Als Direktive hierzu wurde am Schlusse der heutigen Nachmittagssitzung, was hier vorausgenommen werden darf, zu der vorliegenden Angelegenheit nachträglich auf Antrag v. Liszts von der Landesversammlung noch folgendes beschlossen:

Die (zu verstärkende) Kommission wird ersucht, sowohl ein abgeschlossenes Gebiet der Reichsgesetzgebung (etwa das Gewerbestrafrecht), sowie das Gesamtgebiet der Polizeistrafgesetzgebung eines Bundesstaates (etwa Württemberg), durchzuarbeiten, um festzustellen:

1. ob daraus eine begriffliche Scheidung des kriminellen Unrechts von den Polizeiübertretungen zu gewinnen sei,

2. ob die Frankschen Vorschläge bezüglich des Strafensystems u. s. w., sowie des Verfahrens anwendbar sind.

Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker zu Mannheim vom 25. bis 28. Mai 1904.

Der dritte Tag begann mit der gleichzeitigen Besichtigung zweier Fabriken, der Deutschen Steinzeugwarenfabrik Friedrichsfeld und der Portland-Cementfabrik zu Leimen bei Heidelberg. Bei ersterer Besichtigung hielt Dr. Buchner einen Vortrag über eine neue keramische Masse. Es sprachen Begrüßungs- und Dankreden die Herren Bankier Bent, Regierungsbaurat Blum und Dr. Rosch ig. Im Anschluß an die Besichtigung in Leimen sprachen die Herren Prof. Lunge und Direktor Schott. Nachmittags trafen sich sämtliche Teilnehmer in Heidelberg, wo folgende Vorträge gehalten wurden: Herr Geheimrat Curtius hielt einen hochinteressanten Vortrag über das Wesen des Stickstoffes, eines Elements, das als Muttersubstanz unentbehrlicher Düngerstoffe für die Landwirtschaft von größter Bedeutung ist und dessen Erforschung wir dem Vortragenden in ganz hervorragendem Maße danken. Der Vortrag wurde durch eine große Anzahl eleganter Experimente illustriert. Als zweiter Redner sprach Prof. Kossel über neuere Fortschritte der Eiweiß-Chemie und führte aus, daß auf diesem Gebiete durch die neueren Forschungen eine bedeutende Klarheit eingedrungen sei. Zum Schluß hielt Dr. Rosch ig einen interessanten experimentellen Vortrag über die Theorie des Bleikammerprozesses, im Laufe dessen er verschiedene neue Gesichtspunkte zur Erklärung dieses Verfahrens aufdeckte.

An die Vorträge schloß sich ein gemeinsames Essen in der Stadthalle an. Nach Schluß desselben wurde bei nunmehr aufgeheitertem Himmel ein Ausflug nach der Stiftsmühle unternommen; eine prachtvolle Beleuchtung des Schlosses und der Schloßanlagen bildete den würdigen Abschluß zu einem ereignisvollen Tage.

x

Kleinere Mitteilungen.

C. K. Ueber den Brand der Bibliothek in Turin, der so viele wertvolle Manuskripte vernichtete, hat G. Bourgin, Mitglied der französischen Schule in Rom, einen umfassenden Bericht erstattet. Die Bibliothek besaß 4183 Manuskripte, und gerade in dieser Abteilung hat das Feuer arge Verwüstungen angerichtet. Man hat etwa den fünften Teil der Sammlung retten können. Die Flammen haben u. a. vier Manuskripte des „Roman de la Rose" aus dem 14. Jahrhundert, die Reden von Bessarion, das einzige Manuskript des „Chevalier errant" von Morgnis von Saluzzo, ein Manuskript der „Scriptores historiae augustae" aus dem 15. Jahrhundert und zwei Bände „Miscellanea" über Bobbio vernichtet. Von den Druckschriften wurde ein numeriertes Verzeichnis der verschwundenen Bände aufgestellt. Gleich nach dem Brande hat man einer unmittelbar drohenden Gefahr vorbeugen müssen, der Fäulnis der Manuskripte, die sich als eine Folge der Gährung des durchnäßten Pergamentes einstellt. Die Akademie der Wissenschaften in Turin hat daher den Unterrichtsminister um den nötigen Kredit gebeten, um photographische Reproduktionen der wichtigsten geretteten Manuskripte anfertigen zu lassen.

* Dysenteriebazillen. Ein in Colombo tätiger Arzt, Dr. Aldo Castellani, hat dort, wo die Dysenterie bekanntlich endemisch ist, den Dysenteriebazillus entdeckt haben. Wie der Neuen Freien Presse dazu von sachmännischer Seite berichtet wird, ist die Nachricht von dem neuen Bazillenfunde dahin zu berichtigen, daß Dr. Castellani wahrscheinlich einen Dysenteriebazillus gefunden hat; denn Erreger der Dysenterie sind bereits seit mehreren Jahren bekannt. Professor Kruse in Bonn hat zum erstenmal Bakterien der Dysenterie nachgewiesen; der japanische Arzt Shigo hat diesen Befund bestätigt. Dr. Müller in Graz, Regimentsarzt Dr. Dörr im Bruder Lager und in Wien Dr. Bleier haben denselben Bazillus bei Dysenteriekranken gefunden. Die Untersuchung lehrte, daß es mehrere Erreger der Dysenterie gibt, den von Kruse und Shiga nachgewiesenen Bazillus, ferner einen von Dr. Flexner zuerst beschriebenen. Der Krusesche Bazillus hat bereits das Material zu einem heilkräftigen Serum gegen Dysenterie, zu deutsch: rote Ruhr, geliefert.

* Eine Studienreise nach Island unternimmt, wie wir der Nationalzeitung entnehmen, Prof. Dr. Paul Herrmann vom Gymnasium in Torgau auf Anregung und mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums. Als Führer dient voraussichtlich der Oberlehrer am Gymnasium zu Reykjavik, Thorgrimur Gudmundson. Das Ziel der Reise, deren Ende auf den 1. September festgesetzt ist, bildet Akureyri. Der wissenschaftliche Zweck ist: Land und Leute, insbesondere den Schauplatz der nordischen „Sagas", kennen zu lernen.

* Todesfall. Zu Dresden ist vor kurzem Dr. ing. Friedrich Siemens, der jüngste der drei berühmten Brüder dieses Namens, im Alter von 77 Jahren gestorben. Er hat sich vor allem durch die Erfindung des Regenerativofens zur Erzeugung höchster Hitzegrade (in einem solchen Ofen wurde 1874 versuchsweise die erste Menschenleiche verbrannt), des Wannenofens zur Glaserzeugung und des Regenerativbrenners zur Herstellung stark leuchtender Flammen und durch Erfindung der chemischen Regeneration für Oefen verdient gemacht.

x

Hochschulnachrichten.

H. **München.** Der Privatdozent für Psychiatrie und erste Assistenzarzt an der Irrenklinik der Universität Heidelberg, Dr. Goupp, wird sicherem Vernehmen nach demnächst als Assistent Professor Kräpelins an die hiesige Universität übersiedeln.

* **Tübingen.** Als Nachfolger des demnächst von seinem Lehramte zurücktretenden Professors der Gynäkologie Dr. Hegar in Freiburg ist gutem Vernehmen nach an erster Stelle Professor Dr. Döderlein von der hiesigen Universität in Aussicht genommen. Ferner soll, wie der Schwäbische Merkur berichtet, der Direktor der Klinik für innere Medizin Dr. Krehl als Nachfolger Professor Naunyns in Straßburg vorgeschlagen worden sein.

H. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor Dr. Walther Petersen hat seine Stelle als Assistenzarzt für die Kinische Ambulanz an der Chirurgischen Universitätsklinik niedergelegt. Zu seinem Nachfolger ist Privatdozent Dr. Otto Simon ernannt worden, ein Sohn Gustav Simons, des Vorgängers von Czerny in der Leitung dieses Instituts (1867—1875). — Der Ordinarius für Physik an unserer Universität Geh. Rat Professor Dr. Georg Quincke hat, als Mitglied des Kuratoriums der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, vom Kaiser Einladung erhalten, auf der kaiserlichen Jacht Meteor vom 2. bis 15. Juni eine Nordlandreise mitzumachen, und angenommen.

A. **Marburg.** Der Privatdozent Dr. Rupp wurde zum Abteilungsvorsteher am phormazeutisch-chemischen Institut der hiesigen Universität ernannt.

* **Gießen.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat aus Anlaß des Jubiläums des Seminars der evangelischen Brüdergemeinde zu Gnadenfeld den dortigen Dozenten der Philosophie Theophil Steinmann zum Lizentiaten der Theologie honoris causa ernannt.

dr. **Jena.** Es ist in letzter Zeit im Anschluß an Reden des sächsischen Ministers v. Seydewitz und des hessischen Geheimrats Dr. Eisenhut erörtert worden, daß an den Universitäten Leipzig und Gießen die Volksschullehrer zum Universitätsstudium zugelassen werden. Es verdient daher Erwähnung, daß die Universität Jena auch schon seit längerer Zeit Volksschullehrer zur Immatrikulation zuläßt auf Grund ihrer Staatsprüfung ohne Rücksicht auf Zensurgrade. Das Großherzogtum Sachsen-Weimar hat ferner, wie uns aus Jena geschrieben wird, für Lehrer, welche im Seminar-Abgangszeugnis und im Staatsexamen die erste Zensur sich erworben hatten, eine „Pädagogische Prüfung" eingerichtet auf Grund eines zwei- bis dreijährigen Universitätsstudiums. Da dies als ein großer Fortschritt bezeichnet werden darf, so ist zu wünschen, daß die anderen Bundesstaaten sich alsbald dem Beispiele Sachsens, Sachsen-Weimars und Hessens anschließen mögen.

* **Halle.** Der Privatdozent der Agrikulturchemie Professor Dr. Cluß hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die land- und forstwissenschaftliche Hochschule in Wien angenommen.

* **Breslau.** Der Lehrer am Berliner Orientalischen Seminar und Privatdozent an der Universität Berlin Professor Dr. Bruno Meißner ist als außerordentlicher Professor für semitische Sprachen und Assyriologie an die hiesige Universität berufen worden und wird diesem Rufe im Herbst Folge leisten. Der Lehrstuhl war durch Berufung des Professors Brockelmann nach Königsberg schon mehrere Jahre lang unbesetzt geblieben.

* **Basel.** Dr. E. Blättler, dem unlängst die venia legendi für Neurologie und Neuropathologie an der hiesigen Universität erteilt worden ist, hat sich nun für diese Fächer habilitiert.

H. **Genf.** Prof. Dr. Girard von der Berner Hochschule hat den Ruf als Nachfolger des demissionierenden Professors Dr. Julliard im hiesigen Ordinariat für Chirurgie endgültig angenommen.

H. **Neuenburg.** Am 21. d. M. starb hier Professor Charles Rooert, der seit 1881, als Nachfolger Jacottets, den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät der Église indépendante bekleidete. Sein Hauptwerk ist die 1898 erschienene Gründung der Neuenburgischen unabhängigen Kirche.

hc. **Aus Oesterreich.** Der Pharmakologe der Wiener Universität Hofrat Dr. August Emil Ritter Vogl von Fernheim tritt zu Ende des laufenden Sommersemesters nach Absolvierung seines „Ehrenjahres" in den Ruhestand. — Der Privatdozent für semitische Philologie in Wien Dr. Nikolaus Rhodokanakis ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der Grazer Universität übergesiedelt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Wilhelm Weigand: Michael Schönherrs Liebesfrühling u. and. Nov. München u. Leipz. 1904. Georg Müller. 306 S. — Dr med. Viet. Kuyriem: Ethische Fordor. im Geschlechtsleben. Der männlichen Jugend gewidmet. Frankfurt a. M. 1903. Johannes Alt. 69 S. — Adelheid Wober: Vorfrühling. (Union-Sammlung moderner Romane.) Stuttgart etc. Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft 212 S. — Johannes Ziekursch: Sachsen und Preussen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges. Breslau 1904. M. u. H. Marcus. 228 S. — Dr. P. Beck: Die Nachahmung und ihre Bedeutung für Psychologie und Völkerkunde. Leipzig 1904. Herm. Haacke. 171 S. — Wir drei! Ein Gedichtbuch von J. Kneip, W. L. Vershofen, Alfred J. Winckler. Bonn 1904. Röhrscheid u. Ebbecke. 106 S. — Die Aora Manteuffel: Federzeichnungen aus Elsass-Lothringen. Von Alberta v. Puttkamer unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 185 S. — Dr. C. Schuchardt: Ueber den Ursprung der Stadt Hannover. (S.-A. a. d. Zeitschr. des Hist. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1903.) Hannover 1903. Gebr. Jänecke. 46 S. — Dr. Alois Dreyer: Franz v. Kobell. Sein Leben und seine Dichtungen. (Oberbayer. Archiv für vaterl. Geschichte. 52. Bd., 1. Heft.) München 1904. G. Franz l. Komm. 132 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

GOETHE HUMBOLDT
DARWIN HAECKEL

Vier Vorträge von

Dr. WALTHER MAY

Privatdozent an der Techn. Hochschule Karlsruhe.

255 Seiten u. 16 ganzseitige Abbildungen. Kartoniert M. 5.—

Goethe — Humboldt — Darwin — Haeckel werden uns in diesem Buche als die Begründer der Descendenztheorie in vergleichender Darstellung vorgeführt. Das Buch bietet eine vollständige Uebersicht über die Geschichte der Entwicklungslehre und ihres gegenwärtigen Standes. Was Goethe ahnte und an der Hand des von ihm gefundenen Zwischenkieferknochens nachzuweisen suchte, das wurde von Darwin der Welt als eine neue Weltanschauung beschert, die erst Haeckel — nach Darwins Ausspruch — wissenschaftlich verarbeitete, begründete und ausbaute. Der Abschnitt Haeckel — Virchow beleuchtet den wissenschaftlichen Gegensatz beider Forscher eingehend. (7417)

VERLAG ENNO QUEHL BERLIN-STEGLITZ

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 31. Mai. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Henriette Karoline vom Stein und Lavater. Von Heinrich Funck.

Verfassungsleben und Verfassungskapitel. Von Eugen v. Jagemann. (Schluß.)

II. Bücher und Zeitschriften.

Eugen Zabel: Auf der sibirischen Bahn nach China.

III. Allgemeine Rundschau.

Internationale kriminalistische Vereinigung. — Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. — Kongreß der Volksuniversitäten Frankreichs. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Henriette Karoline vom Stein und Lavater.

Von Heinrich Funck.*)

In der neuen Stein-Biographie, die der bekannte Göttinger Historiker Max Lehmann dem geschichtsliebenden Deutschland zu schenken unternommen hat, tritt uns die Mutter des großen Staatsmannes als eine der bedeutendsten Frauen unseres Volkes entgegen. Lehmann bedauert, daß nur wenige ihrer Briefe auf uns gekommen sind. Um so willkommener dürfte es sein, auf den folgenden Blättern in ihren brieflichen Verkehr mit dem schweizerischen Prediger und Patrioten Lavater einen Einblick zu erhalten.

Lavater aus Zürich trat der Frau vom Stein zum erstenmal näher in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“, jenem Werke, das seinen Schriftstellerruhm begründet, ihm die Freundschaft eines Herder und Hamann eingetragen, ihm die fromme Leiterin von Goethes Jugend, Susanna Katharina v. Klettenberg, als Korrespondentin zugeführt, Goethe zu einer Rezension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen angeregt hatte. In den Jahren 1771 und 1773 war darauf, zuerst anonym, das „Geheime Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst“ erschienen, das Lavater vorzüglich einen populären Namen machte, das durch die darin herrschende unerbittliche sittliche Energie, durch die hohe Auffassung des Lebens, dieser „Saat des ewigen Glücks“, bei den Zeitgenossen den tiefsten Eindruck hinterließ. Persönlich lernte Frau vom Stein den gefeierten Züricher Geistlichen kennen, als er auf seiner für ihn zu einem Triumphzuge durch Deutschland sich gestaltenden Emser Badereise mit dem jungen Goethe, der ihm, dem religiösen christlichen Genius der Genieperiode, aus einer fremden Welt die Bruderhand reichte, am 29. Juni 1774 zu einem kurzen Besuch bei ihr in Nassau einkehrte. Goethe hat die Geniereise aus einer nahezu vierzigjährigen Rückerinnerung im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ auf das anziehendste geschildert. Lavater hingegen vertraute seine damaligen Erlebnisse, Gespräche und Eindrücke den Blättern seines Tagebuchs an.

Am Morgen des 30. Juni ließ Goethe — Lavaters Reisejournal zufolge — den Züricher Freund mit dem Manuskript des ersten Teiles von Werthers Leiden in Ems zurück. Sonntag, den 3. Juli, fuhr Frau vom Stein von Nassau herüber, um Lavater in Ems predigen zu hören. Vom Abend des 7. bis zum Nachmittag des 9. Juli weilte der schweizerische Gottesmann als Gast der Steinischen Familie in Nassau.

„Ich langte“ — notiert er im Tagebuch — „vor 8 Uhr an. Herrliche Aussicht auf die Lahn und das zerstörte Schloß. Ich ward aufs herrlichste empfangen. Aber fast durfte ich nicht auf den heiligwichsten quadrirten Boden treten. Schon das Tischgen gedeckt, und wenigstens 15 Becher mit duftenden Rosen und Blumen in der Mitte. Wir sprachen vertraut von meiner Frau, meiner Familie. — O daß ich sie mitgebracht hätte, kein, kein Compliment; wenn sie alle die übrigen übers Jahr herbringen wollen, so lange sie wollen, können sie bei uns ganz ungenirt bleiben. Von der Aufrichtigkeit, vom Christentum, von seiner unbegreiflich erhabnen, seiner populären und einfältigen Seite.“

Den Hausherrn schildert unser Tagebuchschreiber als einen liebenswürdigen, geraden Mann, einen Mann, dessen Redlichkeit auffallend, dessen bonsens unbestechlich ist. Frau vom Stein kam ihm wie „eine kleine Königin“ vor. Von den vier Söhnen und drei Töchtern der Familie sah und sprach Lavater nur die jüngste, „van einem Fall in der Jugend krumme“ Tochter, „eine Person voll Genie und Geschmack“, und das Schmerzenskind Ludwig Gottlieb. Die älteste Tochter, Frau v. Werthern, die Schönheit der Familie, sah er im Bilde. Karl, der nachmalige berühmte Minister, hatte im Herbst 1773 die Universität Göttingen bezogen. — Lavater sprach von seinem ersten Herzensfreund, dem Theologen Konrad Pfenninger in Zürich, und dessen Bemühungen an jungen Leuten. Frau vom Stein: „Pfenninger solle ihr seine Abhandlungen im Manuskript schicken; es könnte seyn, daß einmal ihr Sohn Gottlieb seinetwegen auf Zürich kommen müßte.“ Das Gespräch kam auf Lavaters Vaterstadt, unter deren nüchternen, schwer in Begeisterung zu versetzenden Bürgern er sich oft wie ein Fremdling vorkam, auf seine dickhirnschaligen Wissenschaftsgenossen, wie Goethe sie nannte, auf die ungünstige Rezension des „Geheimen Tagebuchs“ im Mercure suisse (Février 1774, S. 15—28). Frau vom Stein meinte: „Sa ungleiche Urtheile übers Tagebuch gefällt worden seyen, diese Recension habe ihm dennoch außer seinem Vaterlande nichts geschadet; er solle sicher seyn, sie habe die Menge Briefe, die ihn gegen alle Verläumdung und Bosheiten neidischer Landesleuthe in Sicherheit stellten.“ Ein weiteres Thema bildete das große physiognomische Werk, das Lavater in Vorbereitung hatte, dessen Einleitung durch Zimmermann schon früher in das Publikum gelangt war. Lavater bestellte durch Frau vom Stein etwa für 16 Dukaten merkwürdige Köpfe bei dem Zeichner und Bildhauer Philipp Daniel Lippert in Dresden. — Er bekam Briefe von dem Fräulein v. Klettenberg, die er seiner Wirtin zu lesen gab. Da er die Leiden des jungen Werthers im Manuskript gelesen, ward von dem jungen

*) Unsere Publikation beruht auf Tagebuchnotizen Lavaters und auf ungedruckten Briefen von Henriette Karoline vom Stein geb. Langwerth v. Simmern, an Lavater, sowie auf Kopien von Briefen Lavaters an Frau vom Stein; diese Quellen liegen alle in Lavaters handschriftlichem Nachlaß in Zürich.

Jerusalem, von Goethe, vom Selbstmord geredet, und Lavater mußte der Frau vom Stein die Handschrift versprechen.

Lavaters zweite Predigt in Ems besuchte Gottlieb mit seinem Hofmeister Rosenstiel und einem anderen Genossen des Steinischen Hauses, dem Sekretär Christlieb,[1]) von dem Lavater versichert, „eine liebenswürdigere, forschendere Seele kaum gesehen zu haben". „Der junge Baron vom Stein" — heißt es in dem Tagebuch weiter — „machte treffliche Anmerkungen und citirte die Bibel sehr schicklich." Den 12. Juli kam Basedow nach Ems; Lavater wanderte mit ihm nach Nassau. „Frau vom Stein war im Bette; doch ward ihr Basedow präsentirt." Den 15. Juli traf Goethe wieder in Ems ein, mit dem Manuskript des zweiten Teiles von Werthers Leiden. Es folgte die Lahn- und Rheinreise; „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten". Als Lavater Ende Juli endgültig Ems verließ, besuchte er noch einmal, diesmal mit Basedow und Goethe gemeinsam, Frau vom Stein. Damals lernte er im Steinischen Hause Frau von La Roche kennen. Letztere hat von diesem Besuch, dessen auch Goethe im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" gedenkt, ihrer Freundin Julie v. Bondeli eine anziehende Schilderung entworfen.

Am 16. August kehrte Lavater von der Emser Reise zu den Seinigen zurück. Von allen Bekanntschaften, welche er auf seiner Badereise gemacht hatte, war Frau vom Stein die erste, an die er nach seiner Heimkehr schrieb. Ihr Antwort schreiben beginnt:

Wie erfreuet bin ich zu vernehmen, daß mein theurer Freund Lavater die Beschwehrlichkeiten der Reise glücklich überstanten, die seinigen gesund angetroffen und sich meiner bey dieser Gelegenheit erinert. Nun setze der Herr noch ferner dazu, daß der Endzweck der Kur erreicht und genugsame Kräften zu der Arbeit sich finden. Diese müßen aber nicht verschwendet oder all zu stark angespant werden; wir sind ja über alle Gaben nur Haushalter und müßen genau damit wirtschafften. Ich bitte Sie versichert zu seyn, daß weder ich noch mein ganzes Haus Sie jemals vergeße. Anstat dieses Gedanken, vor welchem ich erröthen würde, empfinden wir aufrichtige Liebe für Sie, mein Freund, auch Dank für das Gute, so wir von Ihnen gehört, gesehen und noch täglich letzen. Was wird Ihnen dafür werden? Der Lohn eines treuen Arbeiters in dem Weinberg des Herrn. Er ist nicht bestimt, aber gewis übertrift er die Erwartung.

Da Lavater in einem seiner nächsten Schreiben seine vornehme Korrespondentin „Gnädige Frau" anredete und „Euer Gnaden" titulierte, schrieb ihm die von Standeshochmut freie Frau zurück:

Warum sind so viel Titel und Komplimenten in Ihrem letzten Schreiben? Meine Aufrichtigkeit, die stolz genug ist, sich der Schweizerische gleich zu schätzen, erlaubet nicht, daß dieses mit Stillschweigen vorüber gehe. In Zürch sollen Sie auch wißen, was hier in meinem Herzen vorgehet. Warum muß ich gnädige Frau von Ihnen genant werden, finden Sie keinen andern Austruck in Ihrem Herzen für mich? Der ist gewis so frostig als das dermalige Wetter. Gesetzt es wäre auch keine Harmonie in unserer Denkungsarth und Sie mich nicht zur Freundin begehren, dann diese Neigung laßt sich nicht zwingen, so sind wir doch alle in Christo Brüder und Schwestern. Nicht wolte ich rathen, bey alle und jede die lehre Titel zu verbannen. Kleinigkeiten, Schimeeren dultet der Vernünftige, ich aber verzehhe (sic!) auf die Dinge, welche keine realtaet in sich haben. Solten Sie aber finden, daß ich mir schmeichle und wirklich nicht so über dieses hin naus bin, als wie ich vermuthe, so sagen Sie es, Freund. Ich liebe die Wahrheit und kann sie ertragen. Setzen Sie mich auf die Probe.

Im September 1774 war in den Göttingischen gelehrten Anzeigen eine Rezension des ersten Bandes von Lavaters Vermischten Schriften erschienen. Ihn kränkte besonders die Art und Weise, wie darin seine „eigentliche Meinung von der Schriftlehre in Ansehung der Kraft des Glaubens, des Gebets und der Gaben des heiligen Geistes" bekämpft wurde. Frau vom Stein suchte ihren geistlichen Freund mit folgenden Erklärungen zu trösten:

Ich versichre Sie, daß die Sie kennen, bey der Rezension den Neid an allen Ecken hervor sieht leuchten. Wie ist das anderst möglich. Liebe und Zutrauen, die Sie sich von Inheimische und Fremde erworben, kan von falschen Brüdern nicht mit kaltem Blut angesehen werden. So war es zu Zeiten unseres Heylandes, der Apostel, und so wird es bleiben, bis der Herr komt, der den Weltkreiß richten wird. Fülen, was man sagd, und nur wißen, was man austruckt, ist sehr verschieden. Erster strengt alle Kräften an andern beyzubringen, was er empfindet, und jener befriediget sich, mit feuchte Worte seine Meinung an Tag zu legen, das ist dann freylich eine verschiedene Sprache, worüber mehr Streit entstehet als über die Sache selbst, die man behandelt. Es ist ein rechter Gewißenszwang, nicht erlaubt zu seyn nach seinem Gefühl zu reden. So sind aber die Menschen, es will immer einer des andern Herr seyn.

Als aber im Frühjahr 1775 der Züricher Prophet in dem „Sendschreiben" des Theologen Hottinger als Phantast und Wundertäter heftig und gehässig angegriffen wurde, da nahm Frau vom Stein, wiewohl sie das Pamphlet mißbilligte, doch die Gelegenheit wahr, ein ernstes Wort mit Lavater zu reden, „dem es" — mit dem ihm geistesverwandten Hamann zu sprechen — „ebenso heilsam wie dem Apostel Paulus war, bisweilen gestäubt zu werden;" sie schrieb:

Wer mag der Autor dieses elendes Geschmies seyn? Die Erinerung Pauli, seid klug wie die Schlangen, ist für uns alle. Die Tauben Einfalt, die ich über alles hochschätze, ist nicht hinlänglich zu den Handlungen eines Mannes, auf den die Welt die Augen richtet, und der einem jeden alles muß werden. Theurer Freund, ich spreche mit Ihnen, als wie mit einem Sohn. Ich gestehe, daß es kühn ist, einem Lavater so aufrichtig seine Meinung zu sagen, die fast das Ansehen eines Raths hat. Sie werden denken, Weib was habe ich mit dir zu schafen? Ich erlaube Ihn dieses; aber dann vergeßen Sie auch nicht, daß Sie mir nahe an dem Herzen liegen und es mir eine große Angelegenheit ist, daß Sie das Zutrauen des Publikum erhalten, ferner viel gutes stiften und helfen würken, folglich alles, was den Schein der Schwärmerey, der sie ohne hin so Feind sind und die Ihnen schon so viel Verdrus zugezogen, sorgfältig suchen zu entgehen und ganz meiden.

In dieser Zeit verfolgte Lavater mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Exorzismen des katholischen Pfarrers Johann Joseph Gaßner, weil diese Heilungen durch Gebet, Handauflegung, Dämonenbeschwörung seine Ueberzeugung von der noch nicht erloschenen Wunderkraft des Glaubens und vom erkennbaren Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt unwiderleglich zu bestätigen versprachen. Er schrieb den 8. April 1775 an Frau vom Stein: „Die Nachrichten, die ich von den zuverläßigsten Händen von Gaßner erhalten, locken mich mächtig, den Mann selbst zu besuchen." Frau vom Stein erwiderte alsbald:

Gaßner verdienet nicht, daß Sie einen Schritt thun Ihn zu sehen. Vermuthlich haben Sie sein armseliges Geschmiee gelesen, sonsten würde ich es hier beyschließen. Hier folgt ein Schreiben und etliche Anecdoten, woraus wenig Trost zu schöpfen ist. Die Meinung dieses Mannes kan redlich seyn, nur müßte man sie läutern, welches bey Aberglauben so keine leichte Sache ist. Ich bin überzeugt, daß Gott täglich Wunder thut, viele bleiben verborgen, und andere bemerken wir nicht. Warum soll aber der Teufel so viele Gewalt über den Körper haben? Wir haben freylich Exempel davon in der Schrift, doch sind auch viele Kranke geheilet worden, zu denen der Heyland gesagd, gehet hin, sündiget forthin nicht mehr. Suche man die Sündeseuche zu heilen, nus zu rottrn, dann werden des Teufels Waffen stumpf. Die beste Gabe, und die der

1) Christlieb wurde im Oktober 1774 Salzmanns Nachfolger als Hofmeister des in Göttingen studierenden Karl vom Stein. — Frau vom Stein an Lavater 28. Oktober und 11. November 1774.

Digitized by Google

Kraft Berge zu versetzen vorzuziehen, das lehrt uns Paulus. Nach derselbe laßt uns streben, dann wird Alles gut werden. Mir würde es sehr leid seyn, wenn Sie, bester Freund, bey der dermalige Epocke sich mit Gaßner einließen.

Und zwei Monate später hatte Frau vom Stein Veranlassung, in derselben Angelegenheit an den christlichen Denker in Zürich zu schreiben:

Ich will Ihrem Exempel folgen, wegen Gaßner abwarthen; doch kan ich mich nicht überreden, daß er Ihre Erwartung erfüllen wird. Fünfzig und mehr Jahren bringen Erfahrung und ersetzen einigermaßen, was an den Verstandkräften fangt abzugehen. Man hat mehr Dinge gesehen, die Verwundrung verursachet, aber kein Bestand gehalten. Ist es aus Gott, so laßt es sich nicht dämpfen.

Es ist interessant zu sehen, wie unsere Lavater-Freundin schon damals — zu einer Zeit, wo Goethe ihn noch vergötterte — Lavaters religiösen Phantastereien entgegentritt, dem dem Unerreichbaren atemlos nachjagenden Gottesmann als Warnerin erscheint. Dagegen ist es ganz aus Lavaters Seele gesprochen, wenn Frau vom Stein im Frühjahr 1775 ihm schreibt:

Durch Widerspruch bringt man die Freydenker und Religionsspötter nicht zur Erkäntnus. Exempel, thätiges Christenthum sind für unsere Welt die beste Waffen, die Lehre Jesu zu vertheidigen.

Lavater wollte von einem Christentum der Begriffe nichts wissen, ihm war es um eine Religion des Lebens und der Tat zu tun. Er war ein Held der alles umfassenden, erbarmenden, rettenden Liebe. Diesen verehrte und liebte Frau vom Stein in Lavater. Aber ihr nüchterner Verstand bewahrte sie davor, ihrem christlichen Freunde auch da zu folgen, wo sein Glaube in Wahn sich verirrte, und gar gern hätte sie den aufrichtig geliebten Gottesmann, den Heros des Glaubens und der darin wurzelnden sittlichen Tat, von den Irrwegen abgebracht, auf die sein glühender Durst nach sinnlicher Erfassung des Ueberirdischen ihn verlockte.

Ihre heitere, gottergebene Frömmigkeit spricht aus folgenden Zeilen, die sie nach der Rückkehr von einer Reise am 19. September 1775 an Lavater richtet:

Ich bin erstlich seit etliche Tage wieder hier in meine Berge und befinde mich nach meinen Umständten wohl. Doch empfinde ich merklich, daß ich dießen Monath meinen 54ten Geburtstage zurückgelegt habe. Bis hier her hat der Herr geholfen! Solte Er es nicht ferner thun? Daran zweifele ich nicht; sondern ganz davon überzeugt. Meine Hofnung ruhet in dem Herscher Himmels und der Erden, folglich darf sie ohne Grenzen seyn. Willen und Macht zu helfen sind da.

Ueber die „Predigten über das Buch Jonas", die Lavater in der Waisenhauskirche zu Zürich gehalten, für die Goethes Mutter ihm während seines Frankfurter Aufenthaltes ganz besonders dankte, fällt Frau vom Stein folgendes Urteil:

Lange habe nichts gelesen, daß so sehr an das Herz bringt als die Predigen über den Jonas. Dergleichen Arbeit bringt Nutzen, bessert.

Von Lavaters „religiösem Drama Abraham und Isaak" schreibt sie:

Abraham und Isaac wird sehr goutirt. Es sind unnachamliche Stelle darinen. Aber wie oft habe ich mich unter dem Lesen gefragt: Warum mußte der Glaubens Held eine so ganz unnatürliche Versuchung erfahren? Gott kente ja sein Herz, seinen Gehorsam, Glauben, Zuversicht. Ich antwortete mir selbst, dieses alles durch ein Exempel für andere zu bestättigen.

Wiederholt kommt Frau vom Stein in ihren Briefen an Lavater auf die Führer der deutschen Literatur zu sprechen. Von Klopstock sagt sie den 5. Oktober 1774:

Loben Sie nicht den Herrn Margrafen von Durlach, daß er sich den treflichen Klopstock zum Gesellschafter gewählt? Gehet der Mann klug zu Werk, wie ich nicht daran zweifele, wie viel gutes kan er nicht stiften.

und den 22. Mai 1775:

Unter uns gesagd, theurer Freund, Klopstock hat viel von der Hochachtung verlohren, die man bisher für ihn gehabt, auch selbst in Karlsruhe. Mir ist es leid, seine Verdienste sind alle mal groß.

Von Basedow den 28. Oktober 1774:

Gott gebe, daß Basedow von seinem Vorurtheil abgehet. Wie würde ich mich freuen, wann Sie ausersehen wären, dießen irrenten auf den rechten Weg Jesu zu führen. Ich denke sehr oft an den Mann. Unter uns gesagd, in hießiger Gegend hat er sich nicht die Achtung erworben, die man vermuthen solte.

und den 11. November 1774:

Leyd solte es mir für ihn seyn, wenn er auf die Gedanken kömme sich der Solitude zu widmen. Wer Ehr liebt, kan mit dem Herzog von Wirtemberg nichts zu thun haben. Ich dedaure seine arme Unterthanen von so einem Tiran beherscht zu werden.

Von Wieland den 30. November 1774:

Man hat versichern wollen, Wieland wäre von Weimar weg, nun ist es wieder still. Der Neid erdichtet viel. Tragt nicht allein ein schwarzes Kleid, sondern auch ein vielfärbiges, zu Zeiten auch ein weißes, die Hülle der Unschuld, aber seine Zähne, die spitz scharf sind, gleich der Tiger ihrer, daran erkent man ihn bald.

Bei der Nachricht vom Tode des Fräuleins v. Klettenberg bricht sie in die Worte aus: „Für Herr Göde halte es für ein Unglück. Nichts ist dem zu gleichen, einen Freund zu haben, der sich beschäftiget, uns den Weg der Tugent zu zeigen." Wer wird bei diesem Ausspruch der Frau vom Stein nicht daran erinnert, daß der greise Dichterfürst einst im vertrauten Gespräch dem Enkel seiner Schwester Cornelia erzählte, wie er es für eine Pflicht erachtet habe, den Einfluß öffentlich zu bekennen, den Fräulein v. Klettenberg auf seine moralische Herzensbildung ausgeübt, und daß ihn öfter im Leben der Gedanke beschlichen habe, ob er wohl recht daran getan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geiste und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohltätig erschien. Den Stempel der Werther-Zeit trägt folgende Briefstelle:

Ohnfehlbahr ist Ihnen bekand, daß in hießiger Gegend zwey reformirte Prediger, einer in dem Schaumburgischen, der ander aus dem Ditzischen, sich erschoßen haben. Dieße und die Schrepferische Geschicht in Leipzig sind besonders. Wann ich nicht vermuthete, daß alle Umstände Ihnen davon bewust, würde ich Sie hier beyfügen. Ganz kürzlich hat sich auch eine Frau in Coblenz in den Rhein gestürzt und ein Bedienter von einem guten Freund von mir in sein Zimmer an das Bette aufgehängt. Warum nimt der Selbstmord so überhand? Und warum wird er so sehr vertheidiget?

Als Goethe in Weimar seinen Einzug gehalten, fragt sie den 12. November 1775:

Was macht Göde bey Wieland? Wollen die beyde nach allem möglichen Uebel, so Gelehrten sich mit der Feder haben thun können, nun mehro versönnen?

und den 5. März 1776:

Wird Wielands Briefwechsel, so wie der Semlerische, gedruckt werden? Wer hätte glauben sollen, daß erstere ein Herzens Freund von Göthe würde. Dießer hat nun Herder versorgt. Götde ist der Liebling des Herzogs von Weimar. Ich hofe, er soll einen guten Gebrauch von der Gunst dießes jungen Fürsten machen. Erhalten Sie noch öfters Nachricht von ihm?

Lavaters Antwort auf diese Fragen lautet:

O nein — Wieland und ich wechseln immerfort vertrauliche Briefe, an denen das Publikum keinen Antheil nehmen soll. — Goethe und Wieland vertragen sich gut. Goethe hat doch würklich ein großes Herz. Er schreibt mir dann und wann — und ich hab ihm viel zu danken.

Der Briefwechsel zwischen Lavater und Frau vom Stein umfaßt die Jahre 1774 bis 1777. Während dieser vier Jahre arbeitete Lavater unabläßig an demjenigen seiner Werke, welches das größte Aufsehen erregte, den „Physiognomischen Fragmenten, zur Beförderung der Menschenkenntniß und

Menschenliebe", an denen Goethe den regsten Anteil nahm, die ihren Ruhm behalten werden, so lange die Genieperiode die Menschen zum Forschen und Nacheifern einladen wird. Frau vom Stein sah ihren Freund gern in seine Physiognomik vertieft, weil er dadurch von jenen schwärmerischen Spekulationen abgezogen wurde, die nach ihrer Ueberzeugung „dem Guten, das er wirken konnte, schadeten". Es war ihr eine Herzensangelegenheit, daß er bei der Riesenarbeit nicht ermattete. Sie begab sich unter die Subskribenten des kostspieligen, großartig angelegten Werkes, das in den Jahren 1775 bis 1778 in vier Bänden erschien, und lieferte dem Physiognomiker eine Anzahl Silhouetten; darunter befanden sich Schattenrisse der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, des Statthalters von Talberg zu Erfurt, des Göttinger Professors Meiners, Wielands, Gleims, Bertuchs u. s. w. Ihr eigenes Bild brachte der dritte Band. Hier ist auf Seite 317 unter „Vier Profilporträten von Frauen" nach Lavaters Urteil die dritte „die poetischste, verschwebteste, geschmackvollste", die vierte „die klügste, anstelligste, praktisch verständigste". Jene ist Frau von La Roche, diese Frau vom Stein. Ueber beide Bilder schrieb Zimmermann den 26. Mai 1777 an Lavater: „Madame la Roche und Frau vom Stein aus Nassau, zwei sehr unangenehme Gesichter für mich; doch gefällt mir die letztere als Geschäftsfrau, oder vielmehr Thatfrau, zum Theil." Lavater hatte sich in einem Schreiben vom 14. März 1777 bei Frau vom Stein entschuldigt, daß ihr Bild ganz unvollkommen im dritten „Versuch" erscheine und er gewiß zu wenig und zu viel davon sage.

Endlich fehlt den Briefen der Frau vom Stein auch nicht der Klatsch. Während Lavater im Sommer 1774 in Ems weilte, war in Karlsruhe die Vermählung des badischen Erbprinzen mit der schönen Tochter Ludwigs IX. von Hessen, Amalie, gefeiert worden. Auf der Hinreise ins Bad hatte Lavater in der markgräflichen Residenz den Erbprinzen, auf dem Rückwege daselbst auch die Erbprinzessin kennen lernen. Von letzterer schrieb ihm Frau vom Stein den 19. September 1775:

Aber ein anderes, daß mir leid ist, und Ihnen seyn wird, wenn Sie es erfahren, ist daß der Erbprinz von Durlach, gar nicht glücklich ist mit seiner Gemahlin; Sie hat eine ganz besondere Abneigung und will keinen Umgang, in welchem Sinne es auch seyn mag, mit ihm haben. Solte Ihnen das noch nicht bekant seyn, so bitte an Niemand zu sagen, daß Sie es von mir erfahren haben. Dieser Prinzes solte man durch vernünftige Vorstellungen beweißen, was eigentlich die Bestimmung unseres Geschlechtes. Sie gehet weiter que pour s'amuser.

Bekanntlich entsproßten der erbprinzlichen Ehe, die von den Geschichtschreibern als eine sehr glückliche gepriesen wird, sechs Töchter und zwei Söhne.

Im ganzen haben sich zwanzig Originalschreiben der Frau vom Stein an Lavater in dessen brieflichem Nachlaß in Zürich erhalten. Sie bilden eine zusammenhängende Reihe. Lebendig tritt uns in ihnen das Bild ihrer Verfasserin entgegen. Wir glauben die fromme, kluge, praktisch verständige, vorurteilsfreie, tatkräftige, seltene Frau zu sehen und sprechen zu hören.

Verfassungsleben und Verfassungskonflikte.

Von Eugen v. Jagemann.

(Schluß.)

Eine Schwierigkeit besteht nur bezüglich derjenigen Ausgaben, die gesetzlich nicht notwendig, aber sachlich absolut dringend sind. Solche Ausgaben haben, wenn ein Reichshaushaltsgesetz nicht zustande kommt, keine Norm für sich, welche sie zuläßt. Ebensowenig sind unbewilligte Anleihen oder Garantien irgendwo zugelassen. Aber trotzdem fragt es sich vom Standpunkt der Ministerverantwortlichkeit aus immer noch: welche Verantwortlichkeit ist größer? Durch einen gesetzlich nirgends zugelassenen Schritt zu verhüten, daß ein schwerer Schaden eintrete für das Reich, oder durch Unterlassung der Ausgabe den Schaden auf dasselbe kommen zu lassen. Ich glaube, bei wirklich zwingenden Umständen ist die Verantwortung für die Unterlassung größer als für die Vornahme. Bei außerordentlicher Not wird sich überall der alte Rechtssatz der römischen Republik durchringen: „Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica." Jede mit freiem Willen geschehende Budgetüberschreitung beruht ja ganz auf demselben Grund. Wenn sachlich gerechtfertigt, wird die Entlastung stets erteilt. Ueberschreitungen sind auch wie nirgends im Gesetz zugelassen, so doch auch nirgends darin verboten. Ebenso ermangelt jegliche Bestimmung, wie denn die Finanzverwaltung geführt werden soll, wenn ein Haushaltsgesetz nicht zustande kommt. Ist man deshalb auf allgemeine Grundsätze hingelenkt, so erscheint es auch als eine Verschiebung, in notwendigen Vorgängen, welchen sich eine vernünftige Regierung schließlich im äußersten Fall nicht entziehen kann, eine Rechtsverletzung zu finden, Wo eine Pflicht zu handeln besteht, muß dieses auch, wenn es moteriell richtig geschah, als gerechtfertigt durch Entlastung anerkannt werden.

Die hier vorgetragene Lehre hat jedoch nur unter einer Voraussetzung Bestand, nämlich, daß man auf dem Boden des konstitutionellen Prinzips steht, nicht des parlamentarischen. Hier sind wir an einem Scheidepunkt angelangt, dieser beiden sich entgegengesetzten Grundauffassungen des öffentlichen Rechts, welche aus dem Gegensatz der monarchischen Souveränität und der Volkssouveränität entfließen. Unter dem parlamentarischen Prinzip ist der Herrscher nur des Staates oberster Maschinist und hat nach den Entschließungen der aus dem Volk jeweils Erwählten den Apparat zu stellen; er ist nur in der Form, aber nicht in der Sache der Träger der obersten Staatsgewalt. In der wirklichen Monarchie, sei sie absolut oder konstitutionell, trägt er diese Gewalt in sich. Im ersteren Falle unbeschränkt; im letzteren mit der Erscheinung, daß er selbst aber seine Vorgänger im Recht ein aus dem Volke in steter Erneuerung hervorgehendes Organ sich beigesellt haben, damit es an besonders wichtigen Entscheidungen, soweit sie ihm zur Mitbestimmung zugewiesen sind, teilnehme. Die Beschränkung, welche hierin für den Herrscher liegt, ist also eine Selbstbeschränkung; er hat von der Fülle seines Rechts an das Parlament zugeordnetem Gebrauche Zuständnisse abgegeben, nicht schlechthin etwa abgetreten. Findet dieser Gebrauch nicht statt — einerlei, ob in schuldhafter Weise oder ohne Verschulden das mit solchem Recht ausgestattete Organ die Funktionen unterläßt, welche ihm das Landesrecht des näheren zumißt und auferlegt —, so kann das Staatsganze deshalb nicht zum Stillstand verurteilt sein. Vielmehr tritt ein, was Regel ist in Fällen, wo eine Voraussetzung Wesensbedingung ist und nicht erfüllt wird. Der Monarch handelt, da die Voraussetzung seiner Selbstbeschränkung, der Rechtsgebrauch des anderen Teiles, unterbleibt, insolange unbeschränkt und allein. Das Budgetrecht ist zu dem Zweck geschaffen, eine geregelte, sachentsprechende, tunlichst sparsame, zum voraus veranschlagte Staatswirtschaft sicherzustellen. Der geordnete Gebrauch schließt also die Ablehnung einzelner Posten aus sachlichen Gründen in sich, nicht aber die Ablehnung des Voranschlags selbst oder die Nichtherstellung eines solchen.

Die Frage, um welche es sich handelt, läßt sich demnach in die andere auf: Hat das in den Einzelstaaten übernommene konstitutionelle Prinzip Geltung auch für das Reich? Dies ist zweifellos zu bejahen. Die äußere Einrichtung des deutschen Verfassungslebens auf dem Grunde einer geteilten Gesetzgebungsarbeit, welche aus Artikel 5 erhellte, wäre zwar auch mit der parlamentarischen Maxime vereinbar. Aber das geschichtliche Fundament schließt diese völlig aus. Keiner der Staaten, welche sich zum Reich verbündeten,

war und ist in seinem inneren Staatsrecht auf der Volkssouveränität aufgebaut. Sämtliche Gliedstaaten mit fürstlicher Spitze nicht und selbst die drei städtischen Republiken nicht; nach den positiven Bestimmungen ihrer Verfassungen kommt die Souveränität dort gemeinsam den beiden Korporationen des Senats und der Bürgerschaft zu, auch erscheinen die Senate allein als Verbündete beim Abschluß des Norddeutschen Bundes. Die dem Reichstag eingeräumten Rechte stellen nicht eine Umwandlung der Hauptgrundlage des öffentlichen Rechts in Deutschland, sondern eine Fortbildung des gleichen Systems dar; schon der Hinblick auf die Schutzbestimmungen der Artikel 60 und 62 zeigt dies. Jene Rechte sind Selbstbeschränkungen, welche die Verbündeten sich für ihre Regierungen zugunsten des Reichstags für dessen geordneten Gebrauch auferlegt haben, und die Artikel 69 ff. sagen ganz deutlich, worin derselbe für das Budgetwesen zu bestehen habe, nämlich für die Herstellung des Voranschlags, nicht für die Unterlassung oder Versagung desselben.

Der Anspruch auf ein *parlamentarisches System*, welcher, mehr oder minder verhüllt, hin und wieder sich regt, besitzt also weder historisch noch pragmatisch irgend welchen Boden. Gleichwohl ist es interessant, zu sehen, wie sich im Gesichtskreis dieser Idee das Reichsfinanzwesen gestaltet. Die Vertreter des parlamentarischen Prinzips und auch einzelne Gelehrte, die es vielleicht nicht zu sein glauben, erachten den Etat als eine unentbehrliche Voraussetzung zur Bewirkung von Reichseinnahmen und -ausgaben. Hänel sagt sogar: Sämtliche *Reichseinnahmen sind ein Dispositionsfonds des Reichstags*[6]) mit der einzigen Ausnahme derer, welche, entgegen dem Grundsatz der Generalität des Budgets, für bestimmte Ausgaben gesetzlich asserviert sind. Er lehrt weiter: Erst durch Einstellung in den Etat werden die Einnahmen dem Reich „appropriiert" und damit verwendbar gemacht. Es bestehe auch ein *allgemeines Ausgabenverweigerungsrecht*. Zwar könne der Reichstag durch Verweigerung des Budgets die Rechtspflicht des Staates zu den Ausgaben, welche dieser schuldet, nicht aufheben, aber das Parlament verfüge durch seine Weigerung, daß dem bestimmten Ministerium, welches ihm gegenübersteht, die Befugnis zur Honorierung dieser Schuldigkeiten nicht ferner zukomme.

Was liegt also in diesem System? Ich meine, mit anderen Worten lautet es also: Das *objektive* Verhältnis, daß ein Reichshaushaltsetat in Einnahmen und Ausgaben nach sachlichen Gründen aufgestellt, untersucht, beschränkt oder für gerechtfertigt erklärt und demnach im Bereich der Mittel bewilligt werde, wandelt man um in das *subjektive* der Bewilligung oder Versagung zulieb und leid für einen bestimmten Kanzler. Der in Artikel 69 festgestellte *Zweck des Etatgesetzes*, eine Voranschlagung als Grundlage des Haushalts zu gewinnen, wendelt sich um in das *Machtmittel*, durch Nichtbewilligung eine einzelne Persönlichkeit im Amt für dasselbe unfähig zu machen. Das Prinzip der parlamentarischen *Kontrolle* wandelt man dahin um, *die Krone* ad faciendum *zu zwingen*, nämlich zur Entlassung eines Kanzlers. Die Norm des Artikels 5, daß *Bundesrat und Reichstag zusammen* die bestimmende positive Gewalt üben, wandelt sich dahin um, daß das *negative Verhalten des einen Faktors*, wo er gesetzlich zum Handeln verpflichtet ist, gleich einem Gesetze Moratorien selbst für privatrechtliche Verbindlichkeiten schafft. Dem freien *kaiserlichen Ernennungsrecht* in Bezug auf den obersten Reichsbeamten wird effektiv ein *parlamentarisches Absetzungsrecht* zur Seite gestellt, für welches Artikel 15 gewiß keine Handhabe gibt. Meine Kritik gegenüber diesem parlamentarischen System will ich nicht weiter ausdehnen. Denn es ist kein Zweifel, daß solche Umwandlungen des inneren Wesens des Reichs gegenüber den Auffassungen und Absichten der Schöpfer der Verfassung und gegenüber positiven Bestimmungen in derselben von selbst als Luftgebilde erscheinen. Ich mußte indes die Kontroverse vortragen, weil sie im Zusammenhang mit einzelnen Grundbestimmungen der Verfassung steht, in der Theorie eine große Rolle spielt und die höchsten Gipfelungen des Verfassungslebens betrifft; aber ich kann erfreulicherweise beifügen, Verfassungskonflikte in dem Sinne, daß ganze Budgets verweigert würden, liegen der Richtung unserer heutigen Zeit fern. Die Konflikte, welche mit wesentlicher Wirkung bezüglich des Finanzpunktes bisher eintraten, bestanden meist in der Verwerfung von Steuerprojekten — und mußten dann die Einzelstaaten, zufolge ihrer Pflicht zu Matrikularbeiträgen, den Schaden tragen — oder in der Ablehnung militärischer Verstärkungen, wogegen durch Auflösung und Neubildung des Reichstags geholfen wurde. Zu Verfassungskonflikten schwellen diese Differenzen also nicht an.

Dies war bisher auch nicht der Fall bezüglich *parlamentarischer Zumutungen an den Regierungsfaktor, welche Steigerungen des Staatsaufwandes bezielten*. In dem Auftreten dieser Erscheinung an sich schon kommt aber eine Eigentümlichkeit des modernen Staatslebens zur Anschauung. Die alte ständische Idee geht dahin, vor allem auf Sparsamkeit im Haushalt des Gemeinwesens zu halten und keine Ausgaben aufkommen zu lassen, zu welchen eine positive Rechtspflicht nicht vorliegt. Hierin haben sich die Zeiten völlig geändert. Ueberall sehen wir, wie die Repräsentativkörper auf Ausgaben hindrängen, welche für populär erachtet werden; ja es geschieht dies hin und wieder, ohne sich um die Deckung viel zu kümmern, welche da oder dort zur *cura posterior* herabgestuft wird. In diesem Verhältnisse liegt ein Keim möglicher Konflikte. Denn der Regierungsstandpunkt muß die Wahrung des finanziellen Gleichgewichts als eine dringliche Pflicht erachten lassen; schlechte Finanzen beschränken die Aktionsfähigkeit und belasten die Zukunft.

Der tiefere Grund der Erscheinung liegt darin, *daß es keine Rechtsbegrenzung des Staatszwecks gibt*, weder für das Reich, noch für die Gliedstaaten. Der Umfang der Staatsaufgabe ist ein Problem, welches jede Zeit in anderer Weise löst. Wenn Isokrates einst sagte, „*ἡ παιδιὰ τὰ τέκνα*", so wollte er damit nicht den Staat für alimentationspflichtig gegen seine Bürger erklären, sondern diesen die Mahnung geben, wie Kinder für die gemeinsame Mutter einzustehen: „*Alles für den Staat*". Wenn man dagegen in einem neuzeitlichen Programm das Begehren liest: „Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung einschließlich der Geburtshilfe und der Heilmittel, und Unentgeltlichkeit der Totenbestattung", so kehrt sich das Motto nahezu um in den Satz „*Alles vom Staat*".

Zwischen diesen beiden Polen liegt eine reiche und wechselnde Geschichte. Das 18. Jahrhundert bezeichnet in Deutschland, wo den Untertanen zuvor außerordentlich wenig staatlich geleistet ward, den Uebergang zum *Wohlfahrtsstaat*, in dem Sinne, daß der aufgeklärte Despotismus der Territorialherren den Landeskindern einerseits in vielem half, andrerseits mit polizeilicher Bevormundung ihnen vorschrieb, was sie zu tun und zu lassen hätten, bis zur Frage des Kaffeetrinkens herab. Als eine Reaktion hiergegen erscheint der *Rechtsstaat* — ein Gedankenkreis, der im vorigen Jahrhundert langhin herrschend war. Ja, bis in unsere Tage hinein findet die Ansicht ihre Vertretung, daß die eigentliche staatliche Tätigkeit sich lediglich in der Ausübung von umgrenzten Herrschaftsrechten äußere, dabei aber die Freiheit der Bewegung des Individuums und deren Schutz durch Rechtsgarantien ein oberster Zweck sei; nicht positive Fürsorge, sondern nur die Aufhebung beengender Schranken sei gegenüber den Einzelinteressen veranlaßt. Es leuchtet ein, daß so verschiedene Auffassungen auch verschiedene Ergebnisse in den Erzeugnissen des positiven Rechts liefern und die Tendenz des

[6]) Der Bundesrat wird dabei als quantité négligeable einfach außer Betracht gelassen, obwohl doch die Verfassung ihn und den Reichstag gleichmäßig zu Faktoren der Gesetzgebung erklärt.

ganzen Verfassungslebens beherrschen müssen. Denn im einen Fall ist die Einmischung, im andern die Nichteinmischung in das Einzelleben Regel.

Der Ideenkreis, welcher die heutige Zeit vorwiegend beherrscht, ist ein dritter, derjenige vom sozialen Staat; er erweitert die Aufgaben des Gemeinwesens außerordentlich und ist damit der Grund des sogenannten Gesetzes der stetig wachsenden Ausdehnung der Staatsausgaben geworden. In jenem Gedankenkreise liegt der Grundsatz beschlossen, das Reich habe — neben Erfüllung seiner Macht- und Rechtszwecke — für Befriedigung der begründeten Bedürfnisse seiner Angehörigen insoweit zu sorgen, als deren eigene Wirtschaft, sowie Vergesellschaftungen und Selbstverwaltungskörper es nicht genügend vermöchten. Auf der rechtserzeugenden Kraft dieser Anschauungsweise beruhen insbesondere das Sozialversicherungsrecht des Reichs und seine vielen Reglements, durch welche der Arbeiterstand gesundheitlich und moralisch geschützt werden soll gegenüber dem Arbeitgeber und auch gegenüber sich selbst. Es leuchtet ein, daß jener Grundsatz — ganz abgesehen von dem jeweils ändernden Einfluß der Verschiebungen in den Erwerbs- und Lebensverhältnissen — eine irgend greifbare Grenzbestimmung nicht enthält. Dem Subjektivismus der Standpunkte ist durch die Allgemeinheit des Grundsatzes Tür und Tar geöffnet.[7]) Es ergibt sich damit für das konstitutionelle Leben des Reichs als eine stets schwierige Aufgabe die häufige rechtliche Abgrenzung zwischen Staats- und Privatwirtschaft. Nicht bloß für die Arbeiterfragen ist dies der Fall, sondern auch für Zoll- und Steuerbegünstigungen und andere Fürsorgen in bezug auf Landwirtschaft und Industrie. Hier überall verständige Grenzen einzuhalten, insbesondere auch die finanziellen Mittel dabei nicht vorzeitig und übermäßig anzuspannen, ist manchmal gegenüber dem Ansturm der treibenden Kräfte recht schwer. Vom juristischen Standpunkt aus betrachtet, ist der Prozeß dahin zu charakterisieren: es werden ständig naturrechtliche Postulate des sozialen Staates in positives Recht umgewandelt.

In diesem Prozeß sind das Einkammersystem und das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht, zwei Grundlagen von zweifellos demokratischer Herkunft und Entwicklungstendenz, wichtig, weil beide zweifellos die Anerkennung begründeter sozialer Pflichten besonders fördern. Ja, diese Einrichtungen können, wenn man die Extreme ausdenkt, zu welchen sie als juristische Werkzeuge verwendbar sind, Gefahren aufweisen. Der Ausgangspunkt des sozialen Staats ist wohl, bloß die Schwachen zu schützen und zu heben. Allein in der denkbaren Gipfelung der wirtschaftlichen Ansprüche der Massen können jene, die politische Herrschaft gerade der Massen begünstigenden Rechtseinrichtungen zu einer solchen Mehrheitsbildung führen, bei welcher die einen beschließen, was vorwiegend nur die anderen zu bezahlen haben. So war es umgekehrt im alten ständischen Staat vor der französischen Revolution. Diejenigen Stände, welche nicht bezahlten, Adel und Geistlichkeit, beschlossen, was der misera contribuens plebs aufzuerlegen sei. Die Wendung nach der modernen Seite, welche möglicherweise zum gegenteiligen Extrem mit übermäßiger Belastung des fundierten Besitzes überhaupt führt, hat — nicht ohne Uebertreibungen — ein badischer Schriftsteller schon in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts verkündet.[8])

Die Güte einer konstitutionellen Einrichtung, ihre Brauchbarkeit als Säule einer zugleich nationalen und bundesmäßigen Entwicklung, als Eingangstor des Fortschritts und als Damm gegen Ueberflutung einseitiger Strömungen, hängt von mancherlei Momenten ab, und sind wir im Lauf meiner Vorträge auf viele Gesichtspunkte hierfür aufmerksam geworden. Immer wird es dabei auch ein zu prüfender Probepunkt sein, ob das den einzelnen Volksgruppen verschaffte Maß an politischen Rechten im Einklang zu den Leistungen steht. Ich will auf eine Kritik unseres Wahlsystems zum Reichstag jedoch nicht eingehen; ich gab schon früher den Grund an: sie wäre nicht in der Isolierung auf das juristische Gebiet ausführbar, sondern müßte tief in die Politik hineinführen.

Ob indes ein Wahlsystem als Gleichung von Leistung und Recht geformt sei, kann gleichwohl bei der Beurteilung der Tauglichkeit nicht schlechthin entscheidend in die Wagschale fallen. Es kommt vielmehr bei den Wahlsystemen darauf an, ob sie im Zusammenhalt mit den tatsächlichen Lebensverhältnissen als solche Gleichungen nach wirken können. Sie müssen den billigen Anspruch auf angemessene Vertretung aller Stände und Lebensinteressen im Volke verwirklichen. Dies vermögen jene beiden in ihrem rechtlichen Aufbau demokratischen Einrichtungen nur unter einer Voraussetzung: Nämlich wenn und insolange es — obschon mit Mühen — gelingt, die höhere Bildung und den größeren Besitz durch das Ansehen, den Gemeinsinn und die Rührigkeit ihrer Träger mit entsprechendem Einfluß im öffentlichen Leben, insbesondere auch mit einer ausreichenden Vertretung im parlamentarischen Faktor auszustatten. So kann das mühelose Uebergewicht, welches ältere und zum Teil nicht unanfechtbare konstitutionelle Einrichtungen dem Besitz und der Bildung gewährt haben, in anderer Form gleichwohl erreichbar sein. Aber freilich nur zufolge opfervoller, eifriger Tätigkeit.

Damit komme ich auf den Schlußpunkt. Substanz und Richtung alles Verfassungslebens hängt neben gegebenen Verhältnissen und neben Wirksamkeit der verfassungsmäßigen Reichsorgane, ganz wesentlich auch ab von der ständigen Vorarbeit der ganzen Bevölkerung. Wir haben zwar die Verfassungseinrichtung der Wahlpflicht nicht, aber ein kategorischer Imperativ moralischer Pflicht lautet: jeder wackere Deutsche wirke zum Besten! Es ist das Bestreben jeder Partei, nicht etwa dem Volk sich zu fügen, sondern das Volk nach ihren Ideen zu beherrschen.[9]) Einen Volkswillen gibt es bei der Verschiedenheit der Auffassung nur für wenig Fragen. Der Parteiwille verbindet oft, er trennt aber auch über das Maß. Die richtige Diagonale der wirklich in der Volksgemeinschaft vorhandenen Auffassungen und Kräfte kann sich nur ergeben durch die stetige Arbeit aller. In diesem Zusammenhang sage ich in weiterem Sinn: Jeder Deutsche ist ein Organ des Reiches.

In dieser letzten Schlußfolgerung, welche ich ziehe, bewährt sich eine alte Erfahrung, die von allen Organen des öffentlichen Lebens — den gesetzlich aufgerichteten und den freien — in besonders starkem Maße gilt, von der höchsten Spitze bis zum einfachsten Reichsangehörigen: Es ist die Bedeutung der Persönlichkeit und ihrer Betätigung, welche jeweils die Wirkung der Verfassungseinrichtungen wesentlich mitbestimmen. Schon Seneca sagt[10]): „Plurimum momenti solet persona adferre in rebus."

---

[7]) Sehr lesenswert über die Frage ist Buchenberger, Finanzpolitik und Staatshaushalt (Heidelberg 1902. Winter), S. 42 bis 49.

[8]) Vgl. Heinrich a. Andlaw, Aufruhr in Baden (Abteilung 1) S. 45—58.

[9]) Vgl. Ofner, Die Gefahr des Parlamentarismus für das Recht, im Archiv für öffentl. Recht 1903, Band 18 S. 219.

[10]) Epistolae 81, 16.

Bücher und Zeitschriften.

1. Auf der sibirischen Bahn nach China. Von Eugen Zabel. Mit 36 Illustrationen und einer Karte. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Die vorliegende Schrift ist in kurzer Zeit in 3. Auflage erschienen. Sie schildert uns die Geschichte der sibirischen Bahn und die Reise im sibirischen Luxuszug, von Moskau bis Irkutsk, auf dem Baikalsee und durch die Mandschurei an die beiden Endpunkte der Bahn Dalny und Port Arthur sehr anschaulich und unterhaltend, durch gute Illustrationen unterstützt. Von Port Arthur aus wird ein Ausflug nach der europäischen Niederlassung Tschifu am Eingang des Golfs

von Petschili, sodann die Fahrt auf dem stillen Ozean nach Tsingtau und Schonghoi und von hier die Reise nach der meteorologischen Station Sitawei unternommen. Die chinesische Schauspielkunst und Literatur erfährt ebenfalls ihre Berücksichtigung, und zum Schlusse wird uns die ungemeine Wichtigkeit der sibirischen Eisenbahn im Frieden, wie im Kriege näher ausgeführt: übertrifft sie doch alle bisher gebauten Strecken schon an Ausdehnung bei weitem. Die canadische Pacific-Bahn umfaßt 4677, die Union-Pacific-Bahn, die von San Francisco über Chicago nach New-York führt, 5337 km. Dagegen zieht sich diese Bahn von Tschetjabinsk nach Wladiwostok 7588 km und nach Port Arthur noch über 180 km länger hin. Nehmen wir ihre westliche Fortsetzung von Tscheljabinsk über Moskau und Warschau bis zur preußischen Grenze bei Alexandrowo hin, so erreichen wir eine Gesamtlänge des Schienenstrangs von über 10,000 km. Verbindet diese Bahn einerseits Europa mit Asien in einer Weise, die alle früher ausgesprochenen Erwartungen schon jetzt weit hinter sich läßt, so ist sie China und dem ostasiatischen Küstengebiet gegenüber zu einer Waffe und einem Kulturwerkzeug ersten Ranges geworden. Ein Register und eine Karte dienen zur Veranschaulichung des Ganzen. Wir können diese für die Gegenwart hochinteressante Schrift wohl empfehlen, sie liest sich leicht und angenehm.

*

Allgemeine Rundschau.

Kongreßberichte.

Internationale Kriminalistische Vereinigung. Landesgruppe Deutsches Reich. X. Landesversammlung in Stuttgart.

(2. Bericht.)

—y— **Stuttgart, 26. Mai.** In der heutigen Nachmittagssitzung wurde die Frage der Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen erörtert. Die Verhandlung über diese wichtige strafrechtliche Frage war in allen Einzelheiten teefflich vorbereitet durch einen von Geh. Justizrat Professor Dr. v. Liszt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes betr. die Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker und vermindert Zurechnungsfähiger. Bei der heutigen Verhandlung ergriff zunächst v. Liszt das Wort, um darzutegen, daß sein Gesetzentwurf nicht Grundlage der Beratung und Abstimmung sein solle, sondern daß er nur ein Bild der legislativen Verwirklichung der nach seiner Ansicht entscheidenden Grundgedanken habe geben wollen. Die Aufnahme einer Definition der „verminderten Zurechnungsfähigkeit" erscheine nicht geboten, dagegen müsse der Grundsatz verwirklicht werden, daß der vermindert Zurechnungsfähige milder zu bestrafen sei, nach welchen Normen, ob nach jenen für den Versuch, oder für Jugendliche, das stehe jetzt noch nicht zur Entscheidung. Ferner erscheine geboten, daß die Sicherung der Gesellschaft eintrete sowohl gegen einen freigesprochenen Nichtzurechnungsfähigen wie gegen einen milder bestraften minder Zurechnungsfähigen, falls dieser gemeingefährlich sei. Schwieriger sei die Entscheidung in zwei weiteren Fragen. Solle man wirklich mit den Maßregeln der Sicherung zuwarten, bis ein Verbrechen begangen sei? v. Liszt verneint diese Frage, befürwortet demgemäß auch in diesem Falle die Sicherungsmaßnahmen, wobei allerdings entsprechende Aenderung des Bürgerlichen Gesetzbuches vorausgesetzt ist. Für die schwierigste Frage hält v. Liszt jene, die sich darauf bezieht, wer über die Sicherungsmaßregeln definitiv zu entscheiden hat. Die endgültige Entscheidung durch den Strafrichter hält er schon wegen der allzugroßen Zerfahrenheit der Strafgerichtsorganisation für bedenklich, er will dorum nur vorläufige Verwahrung durch den Strafrichter und definitive Entscheidung durch den Zivilrichter unter Wahrung angemessener Kautelen. Die Entscheidung des Strafrichters würde zwar nicht ab irato, aber doch immerhin beeinflußt durch den kontreten Straffall erfolgen. Die Entscheidung durch die Landespolizeibehörde würde noch Ausgestoltung der gesamten Empfindung des Volkes noch als bedenklicher anzusehen sein. Wolle man nicht von „Entmündigung" sprechen, so könne man allenfalls den Ausdruck „Bevormundung" oder einen ähnlichen wählen.

Der Geh. Oberregierungsrat Dr. Krohne sprach sich mit großer Entschiedenheit dafür aus, daß man nicht von „vermindert Zurechnungsfähigen", sondern von „geistig Minderwertigen" sprechen möge, wovon er sich insbesondere für die Praxis die Vermeidung mißbräuchlicher Anwendung dieses neuen Begriffes verspricht. Weiter warnt er vor einer Ausgestaltung der bezüglichen Reichsgesetzgebung, die zu Uebergriffen in die Rechte der Bundesstaaten führen könnte; er will überhaupt keine Beschränkung der Einzelstaaten in der Einrichtung ihrer Anstalten und auch keine Konstruierung einer neuen Instanz zur Entscheidung der hier einschlägigen Fälle.

Mit großer Entschiedenheit wurde weiter von ärztlicher Seite — Medizinalrat Dr. Leppmonn, Prof. Aschaffenburg, Professor Sommer — die Notwendigkeit betont, bei der Ausgestoltung des Strafvollzuges gegen geistig minderwertige Gefangene jeder Art dem Arzt ei..e entscheidende Stimme einzuräumen, sowohl in Bezug auf disziplinäre wie auf sonstige Behandlung. Dr. Leppmann nahm insbesondere auch Anlaß, sich gegen die Errichtung besonderer Strafirrenanstalten auszusprechen. Aschaffenburg sprach sich gegen die Fassung „geistige Minderwertigkeit" aus und befürwortet „krankhafte Minderwertigkeit", während Sommer den Ausdruck „psychische Schwäche" für richtig hält.

Das Ergebnis der Beratungen war, daß für die Ausgestaltung des materiellen Strafrechtes, bezw. der weiter gehenden, im Interesse der Gesellschaft gebotenen Schutzmaßnahmen, von der Mehrheit der Versammlung die Begriffsfeststellung „verminderte Zurechnungsfähigkeit" festgehalten, für die Frage der Behandlung der Gefangenen aber der Begriff der „geistigen Minderwertigkeit" zugelassen und auch den von ärztlicher Seite ausgesprochenen Wünschen noch maßgebender Einflußnahme der ärztlichen Autorität entgegengekommen wurde. Hiernach gestaltete sich die nach eingehender, lehrreicher Debatte erfolgte Beschlußnahme der Versammlung zu dieser Frage folgendermaßen:

I. 1. Vermindert Zurechnungsfähige sind milder zu bestrafen. 2. Gegenüber den wegen ausgeschlossener Zurechnungsfähigkeit Freigesprochenen oder wegen verminderter Zurechnungsfähigkeit milder Bestraften sind, soweit sie gemeingefährlich sind, die geeigneten Sicherungsmittel zur Anwendung zu bringen. 3. Solche Sicherungsmaßregeln sind auch denjenigen noch nicht verbrecherisch gewordenen Personen gegenüber notwendig, die infolge von ausgeschlossener, aber verminderter Zurechnungsfähigkeit gemeingefährlich sind. 4. Die endgültige Verhängung dieser Sicherungsmaßregeln erfolgt in einem besonderen Verfahren, das dem Entmündigungsverfahren analog zu gestalten ist.

II. Der Vorstand der deutschen Landesgruppe wird beauftragt, den gesetzgebenden Faktoren des Reichs die Bitte zu unterbreiten, daß ein Gesetz auf Grund der obigen Grundsätze ausgearbeitet werde.

III. Geistig minderwertige Gefangene sind im Strafvollzug mit Rücksicht auf diesen Zustand zu behandeln. Sie sind unter besondere Aufsicht des Arztes zu stellen.

Bei diesen Gefangenen hat der Arzt eine entscheidende Stimme: a) in Bezug auf disziplinäre und sonstige Behandlung, b) in Bezug auf die Beantragung der Ausscheidung aus dem Strafvollzug.

---

* Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft, die am Samstag in Weimar eröffnet wurde, war stark besucht. In Vertretung des Großherzogs war Kabinettssekretär Frhr. v. Egloffstein erschienen. Er überbrachte die Grüße des großherzoglichen Paares, das sein Bedauern darüber ausgesprochen habe, wegen des jüngsten Trauerfalles in seinem Hause verhindert zu sein, der Versammlung beizuwohnen. Außerdem war Staatsminister Dr. Rothe anwesend. Der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft, Geheimer Hofrat Dr. Ruland, eröffnete die Versammlung mit einer Begrüßungsansprache. Dann gedachte Professor Erich Schmidt (Berlin) in warmen Worten der verstorbenen Erbgroßherzogin, die vom ersten Tage der Begründung der Gesellschaft an deren Förderin gewesen. Sie war eine

weitherzige Freundin der Literatur; tiefe Religiosität und frische Natürlichkeit war ihr eigen. Auch die Frauenbewegung hat sie gefördert. Zu Ehren ihres Andenkens erhoben sich die Anwesenden von den Sitzen. Kuno Fischer wurde hierauf zum Ehrenmitgliede ernannt. Sodann wurde mitgeteilt, daß das Denkmal für Carona Schroeter im Herbst in Guben enthüllt werden wird. Frhr. Alfred v. Berger (Hamburg) hielt den Festvortrag über „Goethe und die Schauspielkunst", der großen Beifall fand. Er schilderte Goethes Bestreben, die Schauspielkunst aus dem Dilettantismus zu wirklicher Kunst zu machen. Frhr. v. Berger wandte sich im Verlauf seines Vortrages gegen die moderne Schauspielkunst und sprach den Wunsch aus, daß diese wieder eine idealistische Richtung einschlagen und daß ein neuer Weimarer Stil sich ausbilden möge.

---

* Der erste Kongreß der Volksuniversitäten Frankreichs wurde letzte Woche on zwei Tagen in Paris abgehalten. Die ältesten Gründungen dieser Art waren in Paris im Jahre 1899 unternammen warden. Sie litten van Anfang an unter der doppelten Tendenz der Volksbildung in bürgerlichem Sinne und der sozialistischen Propoganda. Im Laufe der Zeit hat sich das bürgerliche Element mehr und mehr zurückgezagen, während die Arbeiter die Volksuniversitäten in eigenem Interesse weiterführten. Schan im Jahre 1901 definierte Charles Gmeyssie die Volksuniaersität nur nach als „einen Arbeiterverein, der den passendstea Unterricht für freie Arbeiter einzueichten sucht". Der Kongreß begann daher mit der Debatte über den Punkt, ob die Volksuniversitäten die Fusion der Klassen aber den Kampf der Klassen zum Zwecke haben. Eine Entscheidung erfolgte nicht; aber es wurde klar, daß der sozialistische Klassenkampf stärker aertreten war als die andere Doktrin. Eine lange Diskussion wurde darüber geführt, ob zwanglose Einzelaartrage oder zusammenhängende Serien über den gleichen Gegenstand aarzuziehen seien. Auch hier wurde kein Beschluß gefaßt. Erst in den zwei letzten Stunden des Kongresses wurde dieser beschlußfähig, aber was entschieden wurde, das waren bloß fromme Wünsche politischen Charakters. Man brandmarkte den Kapitolismus, den Zarismus, den Krieg, den Alkohal, man forderte die Trennung von Kirche und Staat, den Achtstundentag, die Ermäßigung der Fleischpreise u. s. w. Eine große Störkung haben die Volksuniversitäten, deren Existenz meist auf schwachen Füßen steht, aus diesem Kongresse jedenfalls nicht geschöpft.

*

Kleinere Mitteilungen.

-rt- Elf neue Planeten. Die Zahl jener kleinen Himmelskörper, welche zwischen Mars und Jupiter die Sonne in elliptischen Bahnen umkreisen, scheint einstweilen noch lange nicht erschöpft zu sein. Vergeht doch fast kein klarer Abend, an dem auf der neuen Heidelberger Sternwarte, deren astrophysikalische Abteilung unter Prof. Wolfs Leitung sich diesem Zweig der Astronamie mit ebensa aiel Ausdauer wie Glück widmet, nicht einer oder mehrere dieser Himmelskörperchen durch photographische Daueraufnahmen neuentdeckt werden. Auf sieben in den letzten Wachen auf dem Königstuhl exponierten Plattenpaaren fand Prof. Wolf die Spuren von zehn neuen Planetoiden (1904, NR bis NT und NV bis OB), ein elfter, gleichfalls neuer Planet (1902, NU) fand sich nachträglich noch auf drei im Frühjahr 1902 ausgesetzten Plattenpaaren. Mit Ausnahme des Planeten 1904, NY, dessen Helligkeit der 9. Sterngröße entspricht, sind sämmtliche neue Objekte überaus lichtschwach, nämlich etwa 13. Größe. — Nach einer aam Prof. Bauschinger im Berliner Astronamischen Jahrbuch für 1906 mitgeteilten Statistik betrug zu Anfang des Jahres 1904 die Anzahl der bekannten kleinen Planeten 518.

* Todesfall. In England starb der Professor der Mineralogie am Royal College af Science, Mr. Frank Rutley, ein namentlich um die mikroskopische Petrographie verdienter Gelehrter, der seine erste Ausbildung auf der Bonner Hochschule genossen hatte.

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Bei der internationalen wissenschaftlichen Konkurrenz um den Warren-Preis in Boston wurde dem Professar der pathalagischen Anatamie Dr. Max Borst der Preis zuerkannt.

hc. **Tübingen.** Der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. Karl Blauel wird sich am 31. Mai mit einer Probevorlesung über die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Chirurgie in der medizinischen Fakultät als Privatdozent einführen.

h. c. **Halle.** Der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Berlin, Dr. Adalf Galdschmidt, ist an Stelle Dr. Ludwig Justis zum ordentlichen Professar der Kunstgeschichte an der hiesigen Uniaersität ernannt warden.

Aus der Schweiz. Der frühere Professor für Chemie an der Uniaersität Zürich, Dr. V. Merz, ist im Alter aon 65 Jahren in Lausonne, wahin er sich nach seinem Rücktritt aam Lehramte zurückgezogen hatte, gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Thomas Mann

Tristan, Sechs Novellen

Vierte Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Es liegt eminent viel Kultur in diesen Novellen. Nur ein hervorragender Künstler kann so innerliche, so tiefsinnige Probleme mit solcher Virtuosität behandeln. Hält man den Tristan-Band mit den „Buddenbrooks" zusammen, so hat man eine Verheissung für die Zukunft, deren sich unser Volk wohl freuen kann. (Hannoverscher Courier)

Buddenbrooks

Dreiundzwanzigste Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

... Eines jener Kunstwerke, die wirklich über den Tag und das Zeitalter erhaben sind. (Berliner Tageblatt.)

Niemals wirkt die Lektüre dieses Werkes ermüdend, auf jedem Blatt enthüllen sich dem Leser vielmehr neue Reize, zu deren schönsten der zarte Unterton einer feinen überlegenen Ironie gehört, durch die der Dichter oftmals prächtige humoristische Wirkungen erzielt. (Breslauer Morgen-Zeitung)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 1. Juni. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Fronleichnamfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag Nachmittag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol. Von F. Biehringer.

Degeneriert unser Nervensystem? Von Dr. Pfaff, Arzt.

Martin Boettz. Von Otto Klimmer.

II. Bücher und Zeitschriften.

Ada Negri: Maternità.

III. Allgemeine Rundschau.

Noch einmal J. J. Kraus und die philosophische Fakultät in Straßburg. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol.

Von F. Biehringer.

Einer der Landstriche, in welchen sich Spuren germanischer Götter- und Heldensage am lebendigsten erhalten haben, ist das heutige Südtirol. Vorzüglich die Umgegend von Meran, das Eisack- und Etschtal mit ihren Nebentälern bis hinunter nach Trient sind überreich an Nachklängen einer längst entschwundenen, vom Volke nicht mehr verstandenen Vergangenheit. Noch saust hier in stürmischen Nächten der wilde Jäger über Berg und Tal, dem Unglück bringend, der ihn unversehens belauscht; am Dreikönigsabend hält Frau Berchta mit ihren sieben „Hundeln" den Umzug und späht in die Hütten, ob das Weibervolk sein Werg abgesponnen, das Garn abgewunden, das Geschirr gescheuert. Wehe der Dirne, welche nicht alles gut in Ordnung gebracht hat; Frau Berchta schleppt sie hinweg und sie kommt nie wieder zum Vorschein. Auf den steilen Felsenwänden der Berge hausen die Riesen, auf lieblicher Anhöhe die „saligen" Fräulein, welche, freundlich und liebreich gesinnt, den Menschen in seiner harten Tagesarbeit unterstützen. In der Berge Schoß hämmern die Zwerge, wohnen die Drachen, liegen tief vergraben unerschöpfliche Schätze, die von Zeit zu Zeit blühend an die Oberfläche treten, damit ein Glücklicher zur günstigen Stunde sie habe. Als drei verwunschene Fräulein, welche in einer Höhle hoch oben an der Bergwand, in schwarze Gewänder gehüllt, spinnen und Seile drehen, als drei unheilbringende Hexen oder gar als drei heilige, inbrünstig verehrte Jungfrauen leben da oder dort die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, unverstanden noch fort im Munde des Volkes. Wodan, der „Walter der Asen", der Vater der Götter und Menschen, ist zum heiligen Martin oder gar zu einem christlichen König „Oswald" von Eschlond geworden, unter dessen Herrschaft es, wie einst in der Götter goldenen Tagen, weder Teuerung noch Not, weder Krieg noch verheerende Pest, sondern nur Gerechtigkeit, Friede und Freude im Lande gegeben. Böse Heiden hätten, wie die Sage weiter erzählt, dieser glücklichen Regierung ein jähes Ende bereitet, indem sie den König aus seinem Reiche vertrieben. Da sei er, nur von seinem Raben begleitet, auf den Ifinger, einen Berg bei Meran, entflohen, wo er heute noch als gewaltiger Wetterherr haust, der Regen und Hagel über die Fluren sendet, wenn das Landvolk ihn nicht nach Gebühr verehrt.

Was aber die Täler der Etsch und des Eisacks im Lichte der Mythen- und Sagenforschung doppelt interessant und anziehend erscheinen läßt, ist der Umstand, daß ein großer Teil von den Liedern, welche die Taten und Abenteuer des großen Theoderich verherrlichen, gerade in diesen Gegenden spielen; ja in manchen der in Frage kommenden Gesänge sind die Oertlichkeiten so genau beschrieben, so fein charakterisiert, daß sie sich heute noch nachweisen lassen.

Fragwürdig erscheint nur, ob diese weitgehende Lokalisierung der einzelnen Sagen ihrer ursprünglichen Fassung entspricht, oder ob sie nicht vielmehr dem 12. oder 13. Jahrhundert, mithin einer Zeit angehört, wo die betreffenden Heldenlieder ihre uns heute vorliegende Form erhalten haben. Verdankt doch auch ein Teil des „Ortnit" und des „Wolfdietrich", in welchen die Handlung nach Syrien, Konstantinopel und Salonichi verlegt wird, den Kreuzzügen und der dabei gewonnenen Kenntnis einer bis dahin unbekannten Welt, der Lust an Abenteuern und allerlei Wunderglauben seine Entstehung. Allerdings dürfte wenigstens die Bezugnahme auf „Kostenopel" schon der älteren Sage eigen gewesen sein und sich aus jenen Tagen herleiten, wo bei dem gewaltigen geistigen Uebergewicht von Byzanz selbst ein Theoderich es nicht wagte, sich den weströmischen Kaisertitel beizulegen, sondern sich mit dem Namen Flavius, dem Familiennamen Vespasians, begnügte. In der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts aber, als Konstantinopel und das ganze Morgenland die erhitzte Phantasie abendländischer Hörer erregte, mochten diese früheren Hinweise auf Byzanz die Beliebtheit jener alten Lieder nicht nur gesteigert, sondern auch wesentlich mit zu deren Erneuerung und Erweiterung beigetragen haben. Wie sehr die ursprünglichen Spuren in den Heldengesängen durch solche Ueberarbeitungen verwischt worden sind, verrät deutlich das der Form nach älteste, dem Inhalte nach aber jüngste der Heldengedichte, der etwa 1170 entstandene „König Rother". Die den longobardischen Liedern gemeinsame Erzählung von eines Königs gefahrvoller Brautfahrt und der echt gotische Sagenzug von dem seinem jugendlichen Gebieter in Drongal und Not treu ergebenen Erzieher und dessen zwölf Söhnen sind hier so innig mit Zusätzen aus späterer Zeit verschmolzen, daß es schwer halten dürfte, überall den Kern der alten Erzählung herauszuschälen. Allerdings wo der Dichter sich als Kind seiner Zeit verrät, z. B. wenn er genau das mittelalterliche Konstantinopel beschreibt oder in Kaiser Konstantin, Rothers unfreiwilligem Schwiegervater, das feige und hinterlistige Gebaren der byzantinischen Herrscher des 13. Jahrhunderts geißelt, oder wenn er Episoden, wie die Tötung des Lieblingslöwen von Kaiser Alexius I. durch die Kreuzfahrer als eine Tat des Riesen Asprian mit in die Handlung verflicht, lassen sich mit Bestimmtheit den Kreuzzügen entstammende, neue Momente nachweisen.

Ein weiterer Umstand, der verändernd auf den Inhalt der alten Lieder einwirkte, muß in dem unter der glänzen-

den Hohenstaufenzeit wieder stärker hervortretenden Nationalbewußtsein der deutschen Stämme gesucht werden; ein Nationalbewußtsein, welches sich nicht nur in der Freude und dem Verständnis für die seit Jahrhunderten fast vergessenen Heldengedichte äußerte, sondern es auch gelten ließ, wenn vornehme Familien begannen, Abstammung und Geschlecht von den Recken germanischer Vorzeit herzuleiten. Erwiesen ist z. B., daß Wolfdietrichs Erzieher, der treue Berchtung von Meran, in Beziehung steht zu dem 1140 in Urkunden genannten Berthold III., Grafen von Andechs und Meran, worunter jedoch nicht das heutige Meran, sondern nach Uhland Marana an der venetianischen Küste in der Nähe von Aquileja zu verstehen ist. Es mochte dem mächtigen Geschlecht der Grafen von Andechs, welches unter seinem Scepter damals einen Teil von Tirol, Dalmatien und Istrien, also Gebiete ehemaliger Gotenherrschaft vereinigte, schmeicheln, sich von dem fahrenden Volk der Sänger und Spielleute, welches an seinem Hof zu Schloß Ambras die gastlichste Aufnahme fand, in enge Beziehung zu den Amelungen gebracht, oder gar als Nachfolger des großen Theoderich gepriesen zu sehen. Führt doch Dietrich von Bern in manchen der ihn verherrlichenden Gesänge das Andechser Wappen, den Löwen und den Adler, im Schilde!

Der Gedanke liegt nahe, daß die damaligen Bearbeiter der alten Sagen auch den Schauplatz ihrer Lieder willkürlich erst in jene Lande, wie Oesterreich, Tirol und Steiermark verlegten, deren Fürsten sich durch die Erhaltung und Fortbildung germanischer Heldengedichte ein so großes Verdienst erworben und denen sie selbst zu Danke verpflichtet waren. Bei später entstandenen Liedern, wie bei „Biterolf und Dietleib von Steier" lassen sich solche Züge direkt nachweisen. Sowohl das Lob Steiermarks, dessen Ueberfluß in beredten Worten gepriesen wird, wie auch die feindselige Art, mit der die Helden aus Bayern als raublustig, wild und grausam dargestellt werden, sind sicher auf persönliche Ansichten und Erfahrungen des Verfassers zurückzuführen. Bei denjenigen Gedichten jedoch, welche eine geschichtliche Grundlage verraten oder welche alte, über ihre Entstehungszeit hinausreichende Momente enthalten, dürfte die Betonung der Oertlichkeit doch eine tiefere Bedeutung haben. Aufgabe der folgenden Zeilen soll es sein, zu untersuchen, inwiefern die dem Amelungenkreis angehörenden, nach Tirol weisenden Lieder auf solch alter, in dem Lande heimischer Ueberlieferung beruhen.

Es erscheint an sich klar, daß in einem Lande wie Südtirol, welches ein so wichtiges Gebiet des Ostgotenreiches ausmachte, das Andenken des großen Theoderich sich länger als anderswo erhalten und zu unerschöpflicher Sagenbildung und Verschmelzung mit anderen, dem Lande eigentümlichen Mythen Veranlassung geben mochte. Denn obgleich Theoderichs Reich sich von Sizilien bis an die Ufer der Donau erstreckte, so muß doch seine Herrschergewalt in den nördlichen Gauen nur eine scheinbare gewesen sein. Cassiodor, der Minister und vertraute Ratgeber des Königs, erzählt in seinen Variae (VII, 4) von der Errichtung eines rätischen Grenzherzogtums, in welchem man Goten angesiedelt habe, um Italien vor den Einfällen wilder Barbaren zu schützen. Besonders in dem von nördlichen Feinden am meisten bedrohten Etschland, vor allem in der Nähe Trients, in welcher Stadt noch Reste des alten Mauerwerkes aus jener Zeit herrühren sollen, sind damals zahlreiche Burgen entstanden. Wiederholt werden die dort ansässigen Goten zur Verteidigung „der ungestümen Athesis" von Theaderich aufgefordert. Der ganze Bericht ist insofern für uns von Bedeutung, als daraus hervorgeht, daß schon damals Goten in größerer Anzahl das Etschtal bewohnt haben müssen. Und als dreißig Jahre nach dem Hingang des großen Herrschers der letzte Ostgotenkönig Tejas im Entscheidungskampf am Vesuv nach verzweifeltem Ringen unter den byzantinischen Speeren zusammenbrach und mit seinem Tode der Untergang von Theoderichs gewaltiger Schöpfung besiegelt war, da hat nachweislich sich ein Teil des einst Völkern gebietenden Stammes in die schwer zugänglichen Täler südlicher Alpenketten geflüchtet, um den stolzen Nacken nicht unter das verhaßte Römerjoch zu beugen. Wie überwiegend hier der Einfluß dieser Goten noch lange gewesen sein muß, beweist, daß die von Italien her in Südtirol einfallenden Longobarden, der Volksstamm, welcher sich die Kraft und Fülle eines Naturvolkes am zähesten und längsten bewahrt hat, einen Teil der gotischen Sagen in seinen Sagenkreis aufgenommen, ja daß Züge dieser Gesänge, allerdings oft fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch heute in den an Märchen so reichen Südtirol wiederklingen.

Deutsche Gelehrte wie Felix Dahn, Ludwig Steub und vor allem der um die Sammlung Tiroler Sagen so hochverdiente Ignaz Zingerle haben an der Hand von vergleichenden Sprachstudien überzeugend nachgewiesen, daß die Einwohner des heutigen Burggrafenamtes bei Meran, jene blondhaarigen, hochgewachsenen, schönen Gestalten, welche sich so vorteilhaft von dem kleinen, untersetzten dunklen Südtiroler unterscheiden, als Nachkommen des alten Gotenvolkes zu betrachten sind. Bis in das 12. Jahrhundert hinein scheint man von dieser Abstammung noch gewußt zu haben, da ein Schriftsteller in jener Zeit die Meraner noch Goten nennt. Auch Gossensaß mit seinen Resten uralter Befestigungsmauern, zwischen denen man vor einigen Jahrzehnten noch römische Münzen des 5. und 6. Jahrhunderts, Waffentrümmer und Pfeilspitzen fand, wird auf gotischen Ursprung zurückgeführt, ja von Steub geradezu als das alte Gloggensachsen bezeichnet, wo Wieland der Schmied nach der Wilkinasage bei zwei heimtückischen Zwergen seine unvergleichliche Geschicklichkeit im Schmiedehandwerk sich erwarb.

Charakteristisch ist es ferner, daß die Sagen aus dem Kreise der Amelungen, welche in Tirol spielen, mit Vorliebe Riesen-, Drachen- und Zwergenkämpfe behandeln. Man darf darin nicht nur ein Zugeständnis an den Geschmack des 13. Jahrhunderts erblicken, nach dessen Meinung, wie schon die Vorrede des großen Heldenbuches (v. d. Hagen 1 CXII, Leipzig 1853) ausdrücklich betont, Gott die Recken nur dazu erschaffen hat, die Zwerge vor den Bedrückungen der Riesen zu schützen und wilde Tiere und Würmer zu bekämpfen. In Tirol sind vielmehr Sagen von Riesen, Drachen und Zwergen außerordentlich verbreitet und wahrscheinlich schon lange vor dem Eindringen der Dietrichsage heimisch gewesen, da ihnen alte, im Volke teilweise heute noch geltende Vorstellungen zu Grunde liegen. Riesen und Drachen sind hier als die Personifikation wilder ungebändigter Naturkräfte, wie sie oft in den Tälern der Alpen wüten, als verheerend auftretende Wildwasser oder als alles verwüstende Bergstürze aufzufassen. Wie landläufig diese Symbolisierung, die auf eine graue Vorzeit deutet, gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß sich noch heute Spuren davon in der Volkssprache erhalten haben. Wenn im Frühjahr oder bei starken, Tage anhaltenden Regengüssen die Bergwasser, ihre beengenden Dämme brechend, Bäume und Felsblöcke mit fortreißen, Auen und Dörfer überfluten, dann sagt der Tiroler: „Da ist ein Drache ausgefahren". In vielen oberdeutschen Sagen haust ferner der Lindwurm gerade in jenen Bergen oder Seen, welche von jeher durch die aus ihnen hervorbrechenden Wildwasser gefürchtet waren. Daß auch der Entstehung der Riesen, wenn sie nicht geradezu schroffe oder waldbedeckte Steinwände und Berggipfel bedeuten, die gleichen Vorstellungen zu Grunde liegen, verrät deutlich die im Eckenlied genannte Rütze oder Runse, Eckes Muhme, das wilde, wüste Weib von schrecklichem Aussehen, welches über „stöcke und ronen" (Baumstümpfe) springend, Dietrich von Bern mit einem entwurzelten Baum anfällt. In den Tiroler Volksmärchen hat sie sich in der Gestalt einer Riesin oder Unholdin, welche Schlammlawinen zu Tal treibt, bis jetzt erhalten. Auch werden mit dem Namen „Runse" im Alpenland noch heutigentags Geröll und Gestein mit sich führende Bergbäche bezeichnet.

Doch liegen andrerseits den Drachenkämpfen in Tirol auch allgemein indogermanische mythische Vorstellungen zu Grunde. Hierher gehört die Sage von König Ortnit, welcher von dem in einer Felsenwand oberhalb Trients hausenden Drachen im Schlafe getötet wird, und seinem Freund und Rächer Wolfdietrich, der erst nach schwerem

Digitized by Google

Ringen den furchtbaren Lindwurm erlegt. Dieser siegreiche Drachenkampf „Wolfdietrichs“ klingt noch in einer am Renner oder Schmalberg bei Lessers haftenden Sage von einem solchen Ungeheuer nach, von welchem der Bauer Johann „Wölflhof“ aus Deutschnoven, ein riesiger, starker „Wölfl“, der mehr als zehn Männerkräfte besaß, die Gegend befreit hat. Auch die nordische Thidrecksage kennt unseren Drachenkampf. Nicht ohne Bedeutung erscheint es, daß in dieser Dietrich von Bern mit Uebergehung des Wolfdietrich den Drachen besiegt, der Ortnit — hier Hertnit geheißen — in seine Höhle geschleppt und getötet hat. Es wird dadurch die Vermutung unterstützt, daß Wolfdietrich und Dietrich von Bern ursprünglich ein und dieselbe Person gewesen sein müssen; darauf deutet nicht nur die Aehnlichkeit des Namens, sondern auch das gleiche Schildzeichen beider, der Löwe und der Adler, und die Eigenschaft des feurigen Atems, die ihnen von allen Helden allein gemeinsam ist. Im Kanton Bern wird Ortnits und Wolfdietrichs Drachenkampf in wenig veränderter Form von einem Brüderpaar, Sintram und Baltram, erzählt, welches ausgezogen war, den an der Burgdorfer Emme hausenden, die Gegend ringsum verheerenden Lindwurm zu erlegen. Während bei diesem Abenteuer der eine der Brüder, Sintram, von dem Ungeheuer ergriffen und verschlungen wird, gelingt es dem anderen, mit einem Schwerthieb das Haupt des Untieres zu spalten und den noch atmenden Bruder aus dem Drachenschlund zu befreien. Die Thidrecksage hat auch diese der Schweiz entstammende Fassung des Lindwurmkampfes aufgenommen, läßt aber, wie oben bei Hertnit, die rettende Tat an Sintram wieder durch Dietrich von Bern, diesmal in Gemeinschaft mit Fasold, geschehen. Doch muß auch in süddeutschen Gauen — die Thidrecksage hat bekanntlich aus norddeutschen Quellen geschöpft — der Berner häufig an Baltrams Statt als Befreier des Sintram gegolten haben. Darauf deutet, daß auf dem berühmten Steinbild an einem der Säulenkapitelle des Baseler Münsterchores der Ritter, welcher einen anderen aus dem Schlunde des Lindwurms erlöst, gleich dem Dietrich der Thidrecksage mit dem Löwenschilde geschmückt ist.

Die Sage von Ortnits und Wolfdietrichs Drachenkampf findet sich somit in mehr oder weniger gleichartiger Form in ganz Deutschland verbreitet. Sehen wir auch davon ab, daß man in „Sintram und Baltram“ einen schon von Tacitus erwähnten vandalischen Frühlingsmythus erkennen will, so liegen doch solchen bei den verschiedensten deutschen Stämmen und auch bei anderen Völkern wiederkehrenden Sagen von dem Drachenkampf eines zuerst unterliegenden und dann siegreichen Helden immer mythische Vorstellungen von einem Kampf des Lichtes mit der Finsternis zu Grunde. Held Ortnit ist unschwer als der seiner Stärke beraubte, vom Winter oder der Finsternis bezwungene Sonnenheld zu erkennen, dem erst mit dem Wachsen des Lichtes in Wolfdietrich oder Dietrich von Bern der Rächer ersteht. Daß auch dieser zuerst von dem Drachen verschlungen wird und sich aus dem Leibe des Tieres herushauen muß, entspricht den gleichen Anschauungen eines anfangs unglücklichen, dann aber siegreich zu Ende geführten Kampfes des Sonnenhelden gegen die Mächte der Finsternis. Die Ansicht, daß sowohl Ortnit wie Wolfdietrich oder Dietrich von Bern hier die Stelle einer germanischen Gottheit, etwa des Wodan oder Freyer in ihrer Eigenschaft als des Gottes der Jahreszeiten vertreten, gewinnt noch mehr an Wahrscheinlichkeit durch die von Zingerle aufgestellte Vermutung, daß die Höhle jenes Drachen, der Ortnit bezwang, der Beschreibung des Heldenbuches entsprechend, an einer Felswand oberhalb des Kirchleins zum heiligen Gotthard bei Deutschnetz zu suchen sei. Von dieser Höhle geht noch heute im Volksmund die Sage, daß in ihr vor unvordenklichen Zeiten ein furchtbarer Drache gehaust hat, der Felder und Fluren verheerte, den Bauern das Vieh davonschleppte, und dessen Gifthauch ganze Wälder verbrannte. Da sei der heilige Gotthard in die Gegend gekommen und habe der allgemeinen Not sich erbarmt. Mit einem großen eisernen Kreuz, das dem Schwert eines Riesen glich, sei er die Höhe hinangestiegen, habe den Giftwurm durch Vorhalten des heiligen Zeichens erst gelähmt und dann durch einen Stoß mit diesem das Teufelstier vollends bezwungen. Zu Ehren des Heiligen und seines Erlösungswerkes habe man dann die Einsiedelei dort oben errichtet. Oder es wird die Heldentat einem Ritter der Grafen Firmian zugeschrieben, welcher vom Kopf bis zum Fuß in Eisen gehüllt, mehr durch List als Gewalt den Drachen bekämpfte, bei dem Abenteuer aber elend zu Grunde ging, weil ein Tropfen vom Blut des sterbenden Wurmes ihn traf und ihm durch das Eisen hindurch an den Körper gedrungen war.

In dem Ritter und seinem traurigen Ende erkennt man noch die Aehnlichkeit mit dem Schicksal Ortnits. Daß aber auch ein Heiliger im Volksmund an die Stelle des Königs von Lampartenland getreten, weist darauf hin, daß dieser ursprünglich ein göttlicher Held gewesen sein muß. Es ist ja bekannt, daß man in den ersten Zeiten des Christentums, um der neuen Lehre leichter Eingang in die trotzigen Gemüter zu verschaffen, altherkömmliche, heidnische Anschauungen mit den christlichen vermischte und Heilige an die Stelle der alten Gottheiten setzte. Selbst Kirchen und Kapellen wurden mit Vorliebe an heidnischen Opferstätten errichtet. Sollte also nicht auch der heilige Gotthard, dessen Name schon auf göttliche Verwandtschaft deutet, und seine Einsiedelei sich auf einen solchen Ursprung zurückführen lassen?

Ebenso wie Ortnits und Wolfdietrichs Drachenkampf somit eine weit über das Heldengedicht hinausragende Vergangenheit verraten, müssen wir auch den in die Anelungenlieder verwobenen Zwergsagen ein hohes, bis tief in die heidnische Vorzeit reichendes Alter zuerkennen. Die Vorstellung kleiner neckischer Wesen, welche, den Göttern verwandt, aber nicht so machtvoll wie sie, den Menschen bald freundlich, bald feindlich gesinnt sind, findet sich seit alter Zeit in ganz Deutschland, hat aber gerade in Tirol reichere Blüten als irgendwo sonst getrieben. Nicht nur die Alpenwelt an sich mit ihren wild zerrissenen Bergformen, den Schluchten, Riten, Klüften und Höhlen, welche der Phantasie gar oft wie ein Eingang zu unterirdischen Reichen erscheinen, sondern auch der an vielen Bergen aus früheren Tagen haftende Glaube von unendlichen, in der Tiefe verborgenen Schätzen mußte sich der Entwicklung einer Sage von Weirn günstig erweisen, welche man sich schon in heidnischer Zeit ins Erdinnere, Waffen schmiedend und Schätze sammelnd, versetzt dachte. Und da der Mensch die Geschöpfe seiner Phantasie sowohl in Abhängigkeit von der ihn umgebenden Natur als auch in den von ihm selbst geschaffenen, völkerrechtlichen Zuständen und Einrichtungen bildet, so entstand gewiß schon früh die Vorstellung von einem Zwergkönigreich. Die Herrscher in diesem unterirdischen Land, Laurin und Goldemar, welche goldstrahlende Paläste bewohnen, sind gewiß längst heimisch in Tirol gewesen, ehe sie mit den Dietrichsliedern verbunden wurden. Da aber die Bruchstücke des Gedichts von Goldemar, die wir kennen, nur wie eine Nachbildung des Laurinliedes erscheinen, so werden wir uns auf das letztere beschränken dürfen, zumal sich auch Laurin von jeher der größeren Volkstümlichkeit erfreut hat. Und selbst heute noch übt dies Lied vom „kleinen Rosengarten“ auf ein empfänglich Gemüt seine Zauberkraft aus, weil es mit der ihm unter allen anderen Gedichten damaliger Zeit eigenen Anmut und Wärme von den Wundern der Hochgebirgswelt erzählt.

Wie oft in den Bergen nach mühsamem Steigen über Stein und Geröll plötzlich vor dem entzückten Auge ein blühendes, fruchtbares Wirsental sich eröffnet, so erscheint hier Dietrich und seinen Gesellen nach tagelanger Wanderung unter Laurins Führung inmitten Felsengeklüftes der Eingang zum Zwergkönigreich als ein lachendes Gelände voll duftender Rosen, schwer lastender Fruchtbäume, auf denen liebliche Vögel sich wiegen und zwischen denen friedlich dir Tiere des Waldes umherstreichen.

Allerdings ist gerade in diesem Liede von der ernsten, sinnenden Herrschergestalt der kalten, vornehmen, fast antiken Natur des großen Theoderich kaum etwas übrig geblieben. Dieser Jüngling, welcher nur des Abenteuers

halber gegen den König der Zwerge auszieht und es geschehen läßt, daß sein Begleiter Wittich die Goldborten des zierlich geschmückten Gartens und die darin blühenden Rosen niedertritt, hat eigentlich von seinem Urbild nur noch den Namen. Auch ist aus dem duldsamen Arianer, welchen die katholische Kirche noch nach dem Tode mit ihrem Haß verfolgte und ihn darum in den Stromboli verschwinden läßt — die feuerspeienden Berge sind nach dem Glauben früherer Zeit die Kamine der Hölle — ein strenggläubiger Haudegen gemacht worden. Zwingt er doch Laurin, welcher ihm noch Bern folgen muß, so lange der rohen Menge als Gaukelspiel zu dienen, bis das „wilde Gezwerg" bereit sich zeigt, zum Christentum überzutreten.

(Schluß folgt.)

Degeneriert unser Nervensystem?

In einer Notiz der Nummer 112 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Mai werden unter obiger Ueberschrift einige Sätze aus einem Aufsatz Prof Dr. Munks in Berlin über die Wirkung des Alkohols u. s. w. reproduziert. Dieselben können nicht unwidersprochen bleiben, da sie mit der Autorität des Professorats Behauptungen aufstellen, welche der heutigen Kenntnis der Alkoholwirkung diametral gegenüberstehen.

Wenn es heißt, der Alkohol hat früher ebenso seine Wirkung entfaltet wie jetzt, so ist das selbstverständlich; denn der Alkohol ist auch heute nichts anderes, als er in irgend einer früheren Zeit war. Es besteht aber der kleine Unterschied, daß heute das ganze Volk, sogar Kinder und Frauen t ä g l i c h Alkohol genießen, während in früheren Zeiten letztere vor allem größtenteils abstinent lebten und deshalb die Degeneration nicht so rasch manifest wurde und außerdem große Volksmassen abstinent oder fast abstinent lebten, teils weil sie zu arm waren, teils, weil sie die Wirkung des Alkohols fürchteten, teils, weil die alkoholischen Getränke in manche Gegenden nicht oder nur in geringen Quantitäten kamen wegen der Schwierigkeit des Transportes. Diejenigen, welche Alkohol mäßig oder unmäßig t ä g l i c h genossen, degenerierten im Mittelalter und früher wie heute entsprechend der Größe des Genusses. Die große Masse der Bevölkerung lebte aber damals fast abstinent oder trank nur gelegentlich und selten alkoholische Getränke und bildete so einen Jungbrunnen, welcher für die wohlhabenden und führenden Geschlechter, die durch Alkoholismus u. s. w. zu Grund gingen, Ersatz brachte durch Emporkommen der Tüchtigsten. Wo ist heute solch ein Jungbrunnen? Heute ist das ganze Volk versenkt und das Alkoholelend hat einen Umfang angenommen, der jedem Einsichtigen die furchtbare Gefahr zeigt, welche dem arglosen deutschen Volke auf dem Wege zum Abgrund droht.

Im Mittelalter trat die degenerative Wirkung des Alkohols besonders in den Städten hervor, welche von jeher die trostlosen Bilder des Alkoholsiechtums darboten. Noch Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte der größte Teil der Bevölkerung Deutschlands auf dem Lande, wo meist noch strenge Sitte herrschte und Trunksucht und Trunkenheit als Schande galt. Erst mit den Eisenbahnen und der Entwicklung der Brauereitechnik, dann mit der Mäßigkeitsbewegung, welche als Ersatzmittel für den Schnaps das Bier empfahl, und mit der Aufstellung der Theorie von den Kalorien und der Hypothese von der kräftigenden Wirkung des Alkohols, welcher Nahrungsmittel sein oder wenigstens sie sollte ersetzen können, stieg der Bierkonsum, während der Schnapsverbrauch nur wenig zurückging; daher haben wir die furchtbare Verallgemeinerung der Alkoholwirkung erst seit den 60er Jahren in steigendem Maße. Hat sich doch der Bierverbrauch in Deutschland noch vom Jahre 1880 bis 1900 von 82.8 Liter auf 125 Liter pro Kopf und Jahr gesteigert und Verhältnisse geschaffen, welche ein ernstes und dringendes videant consules! unseren Staatsmännern zurufen und der ernsten Presse die Verpflichtung auferlegen, ohne Rücksicht auf das Alkoholkapital das Volk aufzuklären, wenn es nicht allmählich und vollständig degenerieren soll. Wenn in den letzten zwei bis drei Jahren etwas weniger getrunken wurde, so liegt das wohl zum größten Teil an der wirtschaftlichen Depression, zum Teil aber auch an der Wirkung der Abstinenzpropaganda.

Wenn nun die Behauptung aufgestellt wird, daß jedes Uebermaß schädigt, so ist das ein Axiom, das in dem Munde eines Anwaltes der Trinksitten keinerlei Beweiskraft hat: Vergleiche man doch die Wirkung großen Alkoholgenusses mit derjenigen übermäßiger Nahrungsaufnahme und man wird leicht erkennen, daß diese beiden nicht auf derselben Stufe stehen. Reine, d. h. durch Trinken nicht komplizierte übermäßige Nahrungsaufnahme führt zu Ueberernährung, zu Ueberanstrengung und Erweiterung des Magens und dahen auch eventuell zu Magenleiden und kommt wohl nur bei schlecht erzogenen oder von Natur rohen Menschen vor, während größerer Alkoholgenuß gelegentlich auch bei den gebildetsten und best erzogenen Männern vorkommt und sofort Magenkatarrh und dazu noch akute und chronische psychische Alteration und körperliche Degeneration (Kater, Alkoholsiechtum, degenerierte Nachkommenschaft) verursacht.

Der Zweifel daran, daß Alkohol in jeder praktisch in Betracht kommenden, d. h. dem Einzelnen genügenden Minimalquantität ein Gift ist, liegt begründet in der Verkennung der Bedeutung, welche der Verbrennung des Alkohols im Blute zukomat. Der Alkohol verbrennt im Blute stürmisch. Durch diese Verbrennung in erster Linie wirkt der Alkohol giftig. Denn er nimmt dem Blute den Sauerstoff, der in stets gleicher Menge automatisch aufgenommen wird, welche nicht vermehrt werden kann, auch nicht bei Aufenthalt unter höherem Druck oder in reinem Sauerstoff. Diese Sauerstoffmenge, ohne die die Verbrennung der Nahrungsstoffe im Blut und der Lebensprozeß der Zellen und damit des Menschen nicht vor sich gehen kann, wird infolge der großen Affinität des Alkohols zu Sauerstoff dem Blute und den Zellen in größeren oder kleinerem Maße, je nach der Alkoholmenge, entzogen und zur Verbrennung des Alkohols verwendet. Es fragt sich nun, ob infolge dieses Verbrennungsprozesses dem Körper dieselben Vorteile entstehen, wie durch die Verbrennung der Nahrungsstoffe. Der Alkohol zerfällt durch die Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser. Von diesen ist erstere ein Gift, das der Organismus auch beim Nahrungsstoffwechsel produziert und stets ausscheidet, weil es bei seiner Anhäufung im Körper auf das Gehirn giftig wirkt; Wasser aber mit einem Umweg und in so teurer Form dem Körper einzuverleiben, ist ein Beginnen, das ein vernünftiger Mensch wohl nicht rechtfertigen kann. Diese Ueberlegung allein schon zeigt uns, daß Alkohol einen positiven Wert für den Menschen nicht haben kann. Dazu kommt, daß, abgesehen von der abstumpfenden Wirkung auf die Geschmacksnerven, der Zunge und der kongestiven Wirkung auf den Magen, die Verbrennung der Nahrungsstoffe, während der Alkohol im Blute kreist und verbrennt, beschränkt oder — bei größeren Alkoholmengen — aufgehoben ist und die Zellen durch die Behinderung der Ernährung und sonstige direkte und indirekte Schädigung ihrer Lebensvorgänge widerstandsunfähig werden oder ganz zugrunde gehen (Leber, Arterien, Gehirn!!). Diese Wirkung haben wir vom ersten Tropfen an, die Lähmung des Gefäßzentrums — Rötung des Gesichts nach einigen Schluck Wein bei nicht an Alkohol Gewöhnten zeigt die frühe Alkoholwirkung — und sie steigert sich mit jedem Glas, so daß der Alkohol nicht wie die Nahrung von Anfang an etwas Vorteilhaftes für den Körper ist und erst mit Beginn des Uebermaßes schädlich wirkt, sondern von Anfang an seine Wirkung entfaltet und sie steigert mit jeder neuen Zufuhr. Wir sehen daher, was es mit sich hat, wenn Prof. Munk behauptet, daß der Alkohol in kleinen Mengen im Körper verbrennt und dadurch unschädlich wird.

Daß der Alkohol unter solchen Umständen kein Nahrungsmittel sein kann, daß insbesondere die Fettleibigkeit der Biertrinker nur eine pathologische Erscheinung ist, das brauchen wir uns daher nicht erst durch die geringe Widerstandsfähigkeit derselben gegen Strapazen und Krankheiten und die Atemnot und sonstige Beschwerden beweisen zu lassen.

Die schwere Schädigung der Zellen durch unveränderten Alkohol brauche ich hier nur anzudeuten.

Wenn wir dann schließlich noch überlegen, daß das fortgesetzte Trinken trotz der öfteren großen körperlichen Beschwerden und der seelischen Verstimmungen, die im Anschluß

an vorübergehenden oder anhaltenden Abusus durch den Alkohol sich geltend machen, nicht gemindert wird, sondern, wie die Statistik und die Einzelerfahrung lehrt, stets mit der Gewöhnung zunimmt, wenn wir sehen, wie nur wenige, geistig oder sittlich hochstehende Menschen wirklich mäßig trinken, und auch diese gelegentlich in Feststimmung u. s. w. durch die Trinker mit fortgerissen und durch den Alkohol mehr als sonst bedroht werden, so gewinnt der Nachweis Prof. Gaules, daß die Sehnsucht nach Erneuerung des Narkotikums eine bleibende Giftwirkung ist, die sich summiert und schließlich ihren groben Ausdruck in der furchtbaren anatomischen Veränderung in den Geweben des Trinkers findet, an weitgehender Bedeutung; der Vorwurf der Uebertreibung durch die Abstinenten aber, welche angeblich dem Volke seine kleinen Freuden nehmen wollen, weil es nicht klug genug sei, einzusehen, daß Maßhalten in allen Dingen die Quintessenz einer vernünftigen Lebensführung sei und die beste Gewähr für ein körperliches Wohlbefinden, verrät, daß die wissenschaftliche Grundlage der Abstinenzforderung für den Vorwerfenden eine unbekannte Größe ist und daß die furchtbare Gefahr, welche der Alkohol für den Einzelnen sowohl wie für das ganze Volk bedeutet, jedem Alkohol Genießenden verborgen ist. Und das ist ja auch das Gefährliche, daß der Alkohol mit dem Genuß schon dafür sorgt, daß er die Tragweite seiner Wirkung verschleiert und seine Opfer unfähig macht, sich seinem Einfluß zu entziehen.

Dr. Pfaff, Arzt.

Martin Boelitz.

Von Otto Klimmer.

Bei Martin Boelitz zeigt es sich wieder deutlich, welchen Einfluß die Heimat eines Dichters auf seine Weltanschauung und seine Werke hat. Boelitz ist Rheinländer. Die Rheinländer sind keine tragischen Menschen. Warum auch? Was soll Tragik, Trauer, Weltschmerz am „goldenen" Rhein, bei den „goldenen" Reben, in einer „goldenen" Welt? Beim Rüdesheimer Wein und Kölner Karneval heißt die Devise: Leben und leben lassen! Und reiten doch einmal, wenn die Geigen still und die Becher leer sind, die ernsten Gedanken auf schwarzen Pferden heran, so wehrt man ihnen nicht! Denn man weiß, ihr Zug ist nicht lang. Bald recken die Schimmel wieder ihre Hälse vor.

Frühlenz.

Heut hört ich schon die Amsel schlagen
Vorm Gartentor im wilden Wein.
Komm nun, mein Glück, und laß dich tragen
Weit in die blühende Welt hinein.
Vorbei an weißen Meilensteinen
Durch roten Klee und tiefen Grund —
Ich möchte lachen und wieder weinen
Und wandern mir die Füße wund.

Ein Singen, halb wie Schmerz und Sehnen,
Zieht durch des Morgens stilles Reich.
An alten Kettenbrunnen lehnen
Verträumte Mädchen, schön und bleich.
Der Wachthund sonnt sich auf den Fliesen,
Brautleute gehen Arm in Arm
Und über hellgetönte Wiesen
Flattert ein weißer Taubenschwarm.

Das ist der Ton der zwei ersten Liederbücher des Dichters: „Aus Traum und Leben"[1]) und „Lieder des Lebens".[2]) Die Bücher duften nach Wein, Rosen und Liebe; sie klingen wider von feinen Gläsern und Ernteglocken; ihr Sänger ist ein Jünger Horazens. R. M. Rilke vergleicht dieses Gedicht „Frühlenz" einem Bilde Ludwig v. Hoffmanns, „so lebendig, so morgenfrisch und farbenkeusch". Wenn auch etwas zu pathetisch, so charakterisieren diese Epitheta die Boelitzsche Lyrik doch auf das Beste.

Horazische Dichter sind selten psychologische Dichter wie etwa Dehmel, Mombert, Benz. Auch für Boelitz geben mehr die äußeren Ereignisse des Lebens die Stoffe her als die Probleme der Welt und der Psyche. Er besingt die Natur, die Jahreszeiten, einen Gang durch die Heide, ein galantes Abenteuer, die Wanderlust. Er wandert gerne, und der Sehnsucht nach den Wundern der Ferne hat er manch gutes Lied gedichtet. Aber sein Wandertrieb ist ein anderer als bei Lenau oder Georg Busse-Palma. Die wandern der Nacht und dem Tode entgegen. Boelitz weiß, daß er heimkommt. Als Aesthetiker ist Boelitz konservativ. Er liebt die kleinen Städtchen mit den engen Gassen und den Giebelhäusern, so wie sie Wilhelm Schulz im Simplizissimus zeichnet und wie man sie am Rhein und Main so häufig findet. Er haßt die Großstadt. Ihre Bogenlampen und Schornsteinwälder sagen ihm nichts. Er lächelt über diese neue Aesthetik.

Nach den zwei ersten Büchern setzt bei dem Dichter eine neue Entwicklung ein. Die Unruhe und die Sehnsucht haben ihn nach London verschlagen. Da blühen keine Rosen. Da duftet kein Wein und keine Heide. Aber da stöhnt es in der Nacht aus hunderttausend kranken Seelen und ballt der Hunger und die Not ihre heimlichen Fäuste. Da geht der Tod durch die Gassen und hält seine Ernte, während an den Palästen der Reichen die hellen Fenster wie höhnisch auf all das Elend sehen. Das packt den Dichter, der bis jetzt immer vom goldenen Leben sang. Das entfacht in ihm einen heiligen Haß und in tiefer Erschütterung schreibt er seine Bekenntnisse nieder. Der Jünger Horazens — ein Revolutionär!

Verkündigung:[3])

Wir sind das Volk der Armen,
Wir sind das Volk der Not.
Erbarmen, Erbarmen.
Wir wollen Brot, nur Brot.
— — — — — —
— — — — — —
Ob du dahingemodert,
Was tut's — ein Herz verdorrt,
Getrost, dein Hassen lodert
In seinen Augen fort!
Getrost, er hebt zum Schwur die Hand:
Zur Rache, zur Rache,
Ruft er sein Volk und Land!
— — — — — —
— — — — — —

Was haben wir für soziale Dichter? M. R. v. Stern, Karl Henckell, Friedrich Benz! Boelitz darf sich neben diese Dichter stellen, wenn er sie auch nicht ganz erreicht, wenn er insbesondere die elementare Leidenschaft und die große Bildkraft Henckells und die weite Perspektive und originale Neuheit Benzscher Dichtungen nicht besitzt.

Boelitz ist zu sehr aus Gelegenheit sozialer Dichter geworden. Er ist es nicht aus persönlicher Notwendigkeit. Er ist sozialer Dichter, weil er ein horazischer Dichter, weil er ein Rheinländer ist. Das Leben soll ein Fest sein! Sein gutes Herz will es nicht dulden, daß die einen in seidenen Betten liegen, während die anderen in dumpfen Kellern bei den Ratten schlafen. Darum ist der Grundton seiner ganzen sozialen Dichtung der Haß! Und die Rache! Nie die Tragik des Bewußtseins, daß es soziales Elend geben m u ß! Darum ist er Optimist, darum hofft er, will er bessern und retten und glaubt er an die Zukunft. Aber aus demselben Grunde flammt und zündet dieses Buch und reißt es fort wie selten eines. Darum hatte es auch den für Gedichte seltenen Erfolg.

Die Erkenntnis des sozialen Elendes hat den Dichter stiller und tiefer gemacht. Er ist einsamer geworden. Er singt nicht mehr so viel von Wein, Liebe, Rosen und Wanderfahrten. Er senkt die Lote tiefer; er sieht Probleme; durch das große Fest des Lebens huschen auch ihm schwarze Larven. In der Liedersammlung: „Wir sind die Sehnsucht" von Karl Ernst Knodt finden sich einige Gedichte von Boelitz, die alles übertreffen, was er bis jetzt geschrieben hat. So insbesondere das großempfundene Gedicht: „Der Künstler". In den letzten Versen spricht die Muse:

Nimm diesen silbernen Pokal.
Drin schläft die Qual!

[1]) 2. Auflage. Rheinische Verlagsanstalt. Krefeld 1902.
[2]) Pierson. Dresden 1900.
[3]) London. Soziale Gedichte. 3. Auflage. Rheinische Verlagsanstalt. Krefeld.

Und immer, wenn die Sterne sinken,
Hebst du ihn stöhnend an den Mund,
Du wirst ihn leeren, mußt ihn trinken
Bis in den Tod, bis auf den Grund.
Ich aber durch dein Menschenleid
Lebe von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Auch die Sammlung: „Wir Rheinländer“[4]) enthält einige sehr feine und abgeklärte Lieder des Dichters, die weite Ausblicke bieten. Mit Recht dürfen wir große Erwartungen auf das nächste Buch von Martin Boelitz setzen, der mit zu den tüchtigsten Könnern des lyrischen Nachwuchses zählt, wenn er auch an Eigenart und Stimmungskraft noch von manchem übertroffen wird.

4) Rheinische Verlagsanstalt. Krefeld.

Bücher und Zeitschriften.

Maternità. Von Ada Negri. Mailand, Fratelli Treves 1904. Zweites Tausend.

Seit 1896, dem Jahre, in dem die Tempeste erschienen, haben wir von Ada Negri nichts mehr gehört. Nachdem ihre ersten Dichtungen, die Fatalità (1894), der jugendlichen Dichterin großen Ruhm und großes, wenn auch nicht einstimmiges Lob eingetragen hatten, hatte die zweite Sammlung, die „Stürme“, manchen Tadel laut werden lassen, und selbst Paul Heyse (Deutsche Rundschau, Mai 1896) hatte bei aller Anerkennung der lyrischen Kraft, über welche Ada Negri verfügt, doch ihr Hervordrängen der eigenen Person, ihr übertriebenes Selbstvertrauen und ihre ins Unwahrscheinliche und Unmögliche gesteigerte pessimistische Schilderung gerügt. Nun liegt ein dritter Band der Dichterin vor uns, von ähnlichem Umfange wie die vorhergehenden und in der gleichen eleganten Ausstattung der Biblioteca „Bijou“. Wie bekannt ist, hat sich Ada Negri seit dem Erscheinen der Tempeste verheiratet. In dem ersten Teile des vorliegenden Bandes schildert sie nun, dem Titel entsprechend, die Leiden und Freuden, Hoffnungen und Befürchtungen der Mutterschaft. Mit edlem Takte und sicherem Formgefühl behandelt sie dies einer Frau und Mutter würdige Thema. Der gewohnte pessimistische Ton läßt sich freilich auch hier nicht verleugnen, nicht immer zu gunsten der Dichterin. Doch sehen wir es gerne, daß sie sich ohne zu große Bitterkeit an die schweren Tage ihrer Jugend erinnert, daß sie die alten Plätze, wo ihre Kindheit sich abgespielt, mit Hingabe und großer lyrischer Kraft schildert. Die Piazza di San Francesco a Lodi (p. 243) — in Lodi ist Ada Negri 1870 geboren — reiht sich würdig an den Tempio Antico der Tempeste (p. 43) an, worin sie die Erinnerung an die S. Franziskuskirche in Lodi auffrischt, wo

Sorridean le Madonne del Trecento,
Miti ed ingenue, sui giallastri muri.

Der zweite Teil der Maternità, „Dolcezze“ betitelt, ist verschiedenen lyrischen Eindrücken gewidmet, ebenso der dritte, „Acquefortì“ überschriebene. In diesem kehren freilich die alten demagogischen Uebertreibungen wieder, die es scheinen lassen, als gebe es nur „donne sedute coi bimbi rachitici al seno“ unter dem arbeitenden Volke, und was andere Hyperbeln mehr sind. — Eines wird man auch diesem Bande nicht absprechen dürfen: Echte Gefühle, wahre poetische Begabung, Schwung und Kraft; und daraus erklärt sich auch der bisherige Erfolg von Ada Negris Gedichten, den wir ebenso dem gegenwärtigen Bande wünschen, dem: „Se c' è poesia sentita da tutti è questa di Ada Negri, essenzialmente moderna e democratica“, wie Sofia Bisi Albini sich darüber äußert. — Die Form ihrer Gedichte wurde schon öfter getadelt. Und wenn man auch hierin gewiß übertrieben hat, so muß man doch hervorheben, daß die ungleichen Verszeilen oft stören. Der urwüchsigen Natürlichkeit kommen sie aber zugute, indem sie die in poetischer Sprache ausgedrückten Gedanken und Stimmungen dem Niveau näher bringen, dem sie entnommen, den Leiden und Freuden des Volkes, der Alltagswelt.

Ein Stück aus den Mutterschaftsgedichten möge hier in Uebersetzung folgen, wobei ich den Wunsch anschließe, die Maternità möge wiederum so gut unserem Publikum verdeutscht werden, wie es den beiden vorhergehenden Bänden von Seiten Hedwig Jahns, auch einer Dichterfrau, widerfahren ist.

Zwiegespräch.

Er ist's. — Aus düsterem Schlaf, der lange währte,
Erwacht er, spricht, beginnt zu klagen:
„Durchs fahle Unbekannte wurde glücklich ich getragen ...
Was willst du mich auf deiner Erde? ....

Traurig ist deine Welt. — Ich weiß es durch der Toten Lose,
Sie sagten mir's, die nimmer zu ihr wiederkehren,
O Mutter, nach Leben stand nicht mein Begehren,
Weshalb doch trägst du mich in deinem Schoße?

Fürchtest du nicht, daß einst mit überzeugungsvollem Klagen
Ich dir ins Antlitz inge: Alles ist nur Lüge!,
Daß an dein Herz mein ernster Vorwurf schlüge:
Das Kreuz des Lebens ist zu schwer zu tragen? ...“

„Mein Sohn, die Veilchen blühen lieblich auf den Auen,
Und durch die Lüfte naht der Falter Schar heran,
Und schön ist's, von einsamer Straße Bahn
Fest in der Sonne Licht zu schauen.“

„Mutter, ich fürchte mich. Im Kampf menschlicher Wut hier auf Erden
Ist der Gefallenen Zahl zu groß;
Stumm auf zertretenem Rasen finden ihr Los
Die Armen; beim letzten dumpfen Röcheln fließt ihr Blut
Durch Gnadenstoß.“ — „Mein Söhnelein,
Schwert und Panzer will ich dir stählen,
Helden muß die heilige Schlacht sich erwählen,
Du wirst vielleicht fallen, doch nimmer allein!

Meine Stimme enthüllt deines Herzens schwachem Schlagen
Eines einzigen Glaubens glühende Kunde:
Das Kleid zerrissen, am Fuß die Wunde
Werd' ich dein Kreuz dir helfen zu tragen.“

„O Mutter, im Schlaf, vom Halbschatten umschwommen,
Den gar seltsame Blüten umsäumen,
Laß für immer denjenigen träumen,
Der nicht zu euren Stürmen will kommen ....“

„O Sohn, nie feierlichen Rufes Triebe
Widersteht der Mensch. Wenn Liebe dich führt, widerstrebe nicht,
Blühe on deiner Sonne, stürz' dich ins Licht,
Lebe, glühe, lächle mir zu, du bist meine Liebe.“

München. Max Leopold Wagner.

*

Allgemeine Rundschau.

Noch einmal Franz Xaver Kraus und die philosophische Fakultät der Universität Straßburg.

Gegen die in Nr. 119 der Beilage veröffentlichte Erwiderung Dr. Hauvillers in der wegen der Nichtberufung von Franz Xaver Kraus zum Ordinarius an der Straßburger Universität und ihrer vermuteten Ursachen entstandenen Polemik veröffentlicht Professor Michaelis eine letzte Erklärung, der wir mit Weglassung einiger minder wesentlicher Stellen die folgenden Angaben entnehmen, um damit diesen wenig erbaulichen Zwist für unsere Beilage zu beschließen:

„Herr Hauviller findet in meinen Ausführungen „eine gewisse Methode, eine Tendenz“. Meine Tendenz war, gegenüber falschen oder schiefen Auffassungen der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, meine Methode, zu diesem Behufe auf die zuverlässigsten Quellen zurückzugehen. Dies sind im vorliegenden Falle die Akten der Universität und der Fakultät. Diese habe ich meinen Darlegungen, zum Teil wörtlich, zu Grunde gelegt. Wenn Herr Hauviller den ihm „wiederholt von Kraus gemachten Mitteilungen mindestens einen ebenso großen dokumentarischen Wert“ beilegt, so sind wir allerdings sehr verschiedener Ansicht über die Einschätzung historischer Quellen. Kraus stand den Beratungen der Fakul-

tät fern und kann also über die Verhandlungen der Fakultät und Kommission, der außer mir Baumgarten und Scherer angehörten, nicht wie ich aus aktenmäßiger und persönlicher Kenntnis, sondern nur aus dritter Hand unterrichtet gewesen sein. Wie wir jetzt erfahren, war sein — wie es scheint, mündlicher — Berichterstatter Wilh. Scherer. Da dieser längst tot ist, bleibt nur übrig, was Kraus, also die eine Partei, über Scherers Mitteilungen erzählt hat. Natürlich läßt sich nicht mehr feststellen, ob Scherer von (angeblichen) Tatsachen gesprochen oder ob er nur seine Vermutungen oder Ueberzeugungen von den Motiven seiner Fakultätsgenossen zum Ausdruck gebracht hat. Hat er letzteres getan, so wird wohl jeder, der den lebhaften und leicht erregbaren Mann gekannt hat, das bei seiner Feeundschaft mit Kraus begreiflich finden, aber niemand wird bloße Ansichten und Mutmaßungen über Motive für Tatsachen gelten lassen. Sollte Scherer dagegen Kraus' Priesterstellung als einen tatsächlich aber gar ausgesprochenermaßen für die Fakultät bestimmenden Grund für die Ablehnung des Ordinariates bezeichnet haben, so müßte ich diesen Flecken auf dem Andenken meines Freundes, dem ich bis zu seinem Tode nahe gestanden habe, tief beklagen; einen dokumentarischen Wert könnte ich aber einer unrichtigen Behauptung nicht zuerkennen.

„Da ich, wie ich längst weiß, für Kraus in der ganzen Angelegenheit die bête noire war, so liegt die Vermutung nahe, daß Scherers Aeußerung zunächst auf mich zielte. Dem darf ich dann also die bestimmte Erklärung entgegensetzen, daß die langen und zum Teil sehr erregten Kommissionsverhandlungen Scherer zu einem solchen Argwohn keinen Anlaß gegeben haben, sondern daß die in der Tat von mir vorgebrachten, sodann von Scherer selbst anerkannten und von der Fakultät angenommenen Erwägungen völlig genügten, um das Ordinariat für christliche Archäologie zur Zeit abzulehnen."

„Unkenntnis der Universitätsverhältnisse überhaupt verrät sich auch in dem Versuch, durch eine lange Liste von Schriften und Artikeln meist kleineren Umfangs und von nicht durchweg unbestrittenem wissenschaftlichen Wert den Nachweis zu führen, daß genug wissenschaftliche Leistungen vorgelegen hätten, um Kraus für ein Ordinariat für christliche Archäologie befähigt erscheinen zu lassen. Die meisten dieser Schriften oder Aufsätze fallen vor 1872 und waren bei der Verleihung des Extraordinariats an Kraus in Betracht gekommen. Galt es nun dem Aufrücken in ein Ordinariat, galt es vollends der Neuschaffung eines bis auf den heutigen Tag in keiner philosophischen Fakultät Deutschlands vorhandenen Ordinariats, so bedurfte es für den Bewerber nach allgemeinem und wohlbegründetem akademischen Brauch neuen wissenschaftlichen Ausweises. Daß die in Buchform erschienenen neuen Arbeiten von Kraus der Fakultät diesen Nachweis nicht zu erbringen schienen, habe ich neulich gesagt. Das von Herrn Hauviller weiter angeführte Schriftchen „über das Studium der Kunstgeschichte an den deutschen Hochschulen" (1874) habe ich nicht mitgenannt, weil es in seinen tatsächlichen Angaben überaus flüchtig war und für Kraus' Zuverlässigkeit kein günstiges Zeugnis ablegte; ebenso ward eben damals Kraus' Lesung und Erklärung handschriftlicher Zeugnisse scharfer Kritik unterzogen. Das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" endlich (über das ich mir kein Urteil anmaße; sachkundige Kollegen urteilten damals über diesen ersten Entwurf minder günstig als Herr Hauviller) ist in den Kommissionsbesprechungen auch von Scherer nicht ins Feld geführt worden, vermutlich aus dem einfachen Grunde, daß es sich bei dem Ordinariat nicht um Kirchengeschichte, sondern um christliche Archäologie handelte."

Kleinere Mitteilungen.

* Der Hansische Geschichtsverein und der Beceinfüeniedeedeutsche Sprachforschung hielten untee guter Beteiligung aus allen Gegenden Deutschlands gemeinsam ihre 38. Jahresveesammlung in Kiel ab. Der Vorsitzende, Senator Fehling (Lübeck), betonte, daß der Hansische Verein bestrebt sei, seine Wirksamkeit auf alle ehemals mit der Hanse verwandten deutschen Städte, namentlich des Rheins, und auf eine Anzahl niederländische Städte, vor allem Brügge, auszudehnen. Nach der Begrüßung durch Stadt und Universität sprach Prof. Matthaei (Kiel) über die frühmittelalterliche Baukunst in Schleswig-Holstein und wies an dee Hand von Zeichnungen und Bauriſſen nach, daß die allgemeine Annahme, die Baukunst des frühen Mittelalters im deutschen Norden sei dem romanischen Stil entnommen, durchaus irrig sei. Die Aehnlichkeit unserer Kirchenbauten mit den altgermanischen Tempeln, die gesteigte Eigenart des Stiles beweise mit Sicherheit, daß die Baukunst nicht dem Süden entstamme. Peofessoe Dietr. Schäfer (Berlin) zeigte in seinem Vortrage über hansisch-englische Geschichte, daß die Macht der Hansa nicht durch Verteidigungsunfähigkeit gefallen, sondern durch natürliche Folge-Erscheinungen auf das gesamte Deutschland übergegangen sei. Uebee die deutsche Hanse in Bergen sprach Dr. Bruns (Lübeck) und gab einen Ueberblid über jene deutsche Niederlassung im höchsten Norden, deren Privilegien vor 500 Jahren bestätigt wurden. Professor Dr. Daeneil hielt einen Vortrag über die hansische Schiffsahrt. Er hob hervor, daß in der Hansezeit ein Schiff höchstens 100 Last = 250 Reg.-Tonnen laden durfte, da die Häfen nur eine geringe Tiefe zeigten. Baggerungen kannte man nicht. Ein Schiff von 100 Last hatte eine Besatzung, wie sie heute ein 3000-Tonnen-Dampfer besitzt. Im 13. und 14. Jahrhundert herrschte die Kogge vor, die im 15. Jahrhundert die Hulk verdrängte; bei der Hulk fielen die Ausbauten der Kogge am Vorder- und Hinterschiff fort. Ein Segeln dee Schiffe bei Gegenwind war in der Hansezeit ganz unbekannt. Zum nächsten Versammlungsort wurde Halberstadt gewählt.

* Von der Internationalen Vereinigung der Akademien. Am Samstag besuchte ein Teil der Vertreter der Internationalen Vereinigung der Akademien die Universitäten Oxford und Cambridge, teils um die doetigen akademischen Anstalten zu besichtigen, teils um die von diesen Universitäten verliehenen Ehrengrade (über die wir zum Teil schon berichtet haben) entgegenzunehmen. In Oxford wurde der Ehrengrad eines Doctor litterarum verliehen den Professoren J. L. Heiberg von der Universität Kopenhagen, M. Bautroux von der Académie des Sciences Morales et Politiques zu Paris, und dem ausgezeichneten Archäologen der Pariser Académie des Inscriptions et Belles Lettres Professor Collignon. Die Verleihung wurde in feierlicher Sitzung durch Professor Bywater vorgenommen. Der Grad eines Doctor of Science wurde hierauf durch Professor Love an die Professoren Flechsig von der Universität Leipzig, Ehlers von der Universität Göttingen, M. A. Giard von der Académie des Sciences zu Paris, Viktor v. Lang und H. Obersteiner von der Universität Wien und H. Mahn von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiania verliehen. Außerdem war beabsichtigt, den Grad eines Doktors des Bürgerlichen Rechts den Herren Chevalier Descamps von der Universität Löwen und den eines Doctor litterarum dem Heeen Emile Senart von der Académie des Inscriptions et Belles Lettres zu Pavis zu verleihen, indessen waren diese Herren nicht anwesend.

In Cambridge erhielten den Grad eines Doctor of Science Dr. E. F. Gathuysen, Professor der Astronomie zu Leiden und Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam, dee Professor der Botanik Famintsyn in St. Petersburg, dee Paläontolog Dr. Edmund Mojsisavies Edler v. Mojsvar in Wien, der Anatom und Anthropolog Professor Gustav Retzius in Stodholm, der Physiker Rieke in Göttingen, sowie der Anatom Waldeyer in Berlin. Der Grad eines Doctor litterarum wurde zu Cambridge verliehen dem französischen Geschichtschreiber Grafen v. Franqueville, dem Professor dee semitischen Philologie an der Universität Budapest Dr. Goldziher, dem emeritierten Professor der klassischen Philologie an der Universität Wien Hofrat Theador Gomperz, dem Professor der mittel- und neugriechischen Sprache an der Universität München

De. Reumbacher, dem bekannten französischen Nationalökonomen Paul Leroy-Beaulieu vom Institut de France und dem gleichfalls diesem Institut angehörigen Direktor der Ecole Normale zu Paris, M. Georges Perrot.

* Archäologisches. Zu Deutsch-Altenburg an der niederösterreichisch-ungarischen Grenze, dem Carnuntum der Römer und einem der Hauptfundorte für römische Altertümer auf österreichischem Boden, wurde am Freitag in Gegenwart des Kaisers und einer großen Anzahl von Vertretern von Behörden und gelehrten Körperschaften ein „Museum Carnuntinum" feierlich eröffnet.

::

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Am 12. Juni findet hier, unter dem Vorsitz des Direktors der hiesigen Kinderklinik, Hofrat Prof. Dr. Vierordt, eine Versammlung von Kinderärzten Südwestdeutschlands und der deutschen Schweiz statt. Aus dem Vortragsprogramm heben wir hervor: „Ueber die Verbindung von Säuglingsstation, Säuglingsambulanz und Milchküche", Hofrat Prof. Dr. Vierordt; „Darmerkrankungen bei Neugeborenen", Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Rosthoen; „Heilung von Bronchiectasien", Vierordt; „Kongenitale Pylorusstenose", Assistenzarzt Dr. Ibrahim; „Phosphaturie", Assistenzarzt Dr. Tobler; „Lebercirrhose im Kindesalter", Assistenzarzt Dr. Hoffmann. Am Tage zuvor, 11. Juni, wird in Anwesenheit der Frau Großherzogin der Neubau der Säuglingsabteilung und Milchküche der Luisenheilanstalt eingeweiht.

K. Rostock. Am Sonntag ist nach kurzem Krankenlager im 69. Lebensjahre der ordentliche Professor der Theologie D. Dr. Wilhelm Volck, kaiserl. russischer Wirkl. Staatsrat a. D., gestorben. Professor Dr. Volck ward 1835 in Nürnberg geboren. Nachdem er dort das kgl. Gymnasium absolviert hatte, studierte er an den Universitäten Erlangen und Leipzig Theologie. Im Mai 1859 errang Professor Volck die Würde eines Doctor philosophiae, im Jahre 1861 ward er Licentiat der Theologie. Am 1. April 1861 habilitierte er sich als Privatdozent, 1863 erhielt er einen Ruf als Extraordinarius nach Dorpat. 1865 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität in Dorpat ernannt. 1898 leistete er einem Rufe als ordentlicher Honorarprofessor an die Universität Greifswald Folge; im Jahre 1900 erhielt er einen Ruf an die großh. Landesuniversität Rostock, wo er sein Lehramt unter dem 13. Mai desselben Jahres antrat. Die Universität Erlangen ernannte Professor Volck, der Ritter des St. Stanislaus-Ordens 2. Klasse und anderer russischer Orden und Ehrenzeichen war, im Jahre 1869 zum Doctor theologiae honoris causa.

hc. Wien. Der mit dem Titel eines außerordentlichen Professors bekleidete Privatdozent Dr. Maximilian Bittner wurde zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt.

* Prag. Der ordentliche Professor des Hochbaues an der deutschen technischen Hochschule in Prag Zdenko Ritter Schubert v. Soldern wurde zum ordentlichen Professor der Baukunst an der genannten Hochschule ernannt.

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 17. Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1. Teil. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 349 S. — Ellen Key: Ueber Liebe und Ehe. Essays. Autoris. Uebertragung von Francis Maro. 2. Aufl. Berlin 1904. S. Fischer. 496 S. — Liebot Dill: Oberleutnant Grote. Ein Roman. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 231 S. — Richard Graf Du Moulin-Eckart, o. Prof. der Geschichte a. d. kgl. Techn. Hochschule zu München: Deutschland und Rom. Ein historischer Rückblick. München 1904. J. F. Lehmann. 215 S. — Carl Kade: Der deutsche Richter. Ein Wort zur Abwehr und zur Förderung. Berlin 1904. Carl Heymann. 142 S. — Dr. Hans Landsberg: Arthur Schnitzler. Berlin 1904. Gose & Tetzleff. 41 S. — Paul Müller: Hugo Wolf. Ebenda 1904. 51 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München

Über Liebe und Ehe

Essays von Ellen Key

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit — Die Evolution der Liebe — Die Freiheit der Liebe — Die Auswahl der Liebe — Das Recht auf Mutterschaft — Die Befreiung von der Mutterschaft — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft — Freie Scheidung — Ein neues Ehegesetz.

Umfang 510 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

In diesem neuen Essayband setzt Ellen Key ihren Kampf für die Zukunft der Menschheit fort. Immer weiter ist ihr Blick geworden, immer tiefer die Empfindung, immer klarer der Ausdruck. Ihr Standpunkt ist durchaus original. Sie hat zu ihrer einzigen Lehrmeisterin die Natur gemacht. Der ewige Quell der Menschwerdung, die Liebe und die Mutterschaft, ist ihr der Quell der Wahrheit und Weisheit. Ihre Ideale gründen sich auf der Erkenntnis des menschlichen Wesens, das immer dasselbe ist und sich doch immer erneut. Darum schaut sie nicht blass in die Zukunft, sondern verbürgt auch Zukunft. Ihr Wunsch von heute wird die Erfüllung von morgen sein.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt von S. Fischer, Verlag, Berlin W. 57. zu beziehen

(5218)

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen!

Soziologie.

Von

Dr. A. Eleutheropulos

Privatdozent in Zürich.

Preis: 3 Mk. 25 Pf., geb. 4 Mk. 25 Pf.

Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen.

Anthropologisch-ethnologische Studien.

Von

Curt Michaelis

in München. (5798c)

Preis: 3 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf.

Kostbare alte Bücher und Stiche

kauft fortwährend

Ludwig Rosenthals Antiquariat,

München, Hildegardstrasse 16. (5324)c

Jahrgang 1904. München, Freitag, 3. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Marokko verloren? Von P.

Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol. (Schluß.) Von F. Biehringer.

Zur Komposition des Belisar. (Nachtrag.) Von Leo Jordan.

II. Bücher und Zeitschriften.

Wattenbachs Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (7. Aufl. 1. Bd.).

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Wissenschaft und Buchhandel. — Menschen- und Rindertuberkulose. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Marokko verloren?

Diesen Titel trägt die letzte, von Rechtsanwalt Claß in Mainz verfaßte, Flugschrift des Alldeutschen Verbandes, die als „ein Mahnruf in letzter Stunde" bezeichnet und als eine in feierlichster Form erhobene Anklage gegen die Politik des Grafen Bülow anzusehen ist. Ihm macht der Verfasser, wie er es schon in seinem Vortrag „Die Bilanz des neuen Kurses" getan hat, bezüglich seiner auswärtigen Politik die schwersten Vorwürfe, namentlich wegen des „unseligen" Delagoa-Vertrages, der doch Deutschland nur schaden kann, wenn man an der Fiktion festhält, das Deutsche Reich habe die Buren vor der Unterdrückung durch England retten können, sie aber durch den erwähnten Geheimvertrag preisgegeben. Auch in anderen Richtungen wird ihm ein großes Sündenregister vorgehalten, z. B. bemerkt, das sei eine elende Staatskunst, die nur zweierlei kenne: „Krieg oder Nichts". Im wesentlichen handelt es sich nur um eine einzige Frage. Die Flugschrift soll die bekannte Eingabe unterstützen, die der geschäftsführende Ausschuß des Alldeutschen Verbandes wegen Marokko an den Reichskanzler gerichtet hat. Sie geht aber weit über diese Eingabe hinaus. Diese betont zwar, das deutsche Volk habe ein Interesse an der Erwerbung der atlantischen Küste von Marokko einschließlich des dazu gehörigen Hinterlandes, richtet aber an den Reichskanzler nur „die Bitte, alles aufzubieten, daß bei der Verfügung der Großmächte über die Zukunft Marokkos auch das Deutsche Reich den ihm zustehenden Anteil erhält". Sie hat sich nur über die Ziele ausgesprochen, die sich Deutschland nach ihrer Auffassung stecken solle. Dazu hat der Ausschuß ein volles Recht. Claß erklärt dagegen kategorisch die deutsche Staatsleitung „für verpflichtet", sofort die marokkanische Frage dadurch für uns zur Erledigung zu bringen, daß sie alles südwestlich der Wasserscheide liegende Land für das Deutsche Reich in Besitz nimmt; ferner stellt er „um den Franzosen zu zeigen, daß wir auch noch da sind und daß man uns nicht ungestraft auf der Nase herumtanzen darf", die weitere Forderung, daß durch Erklärung von deutscher Seite der Art. 11 des Frankfurter Friedens außer Kraft gesetzt wird, durch den wir Frankreich die Meistbegünstigung zugestehen". Der Zusammenhang zwischen diesen Forderungen wird erst durch die wiederholte Erklärung deutlich, Deutschland sei bei der englisch-französischen Vereinbarung wie Spanien behandelt und dadurch in seiner Ehre verletzt worden. Diese Ehre soll durch den Bruch des Frankfurter Friedens wieder hergestellt werden.

Daß Frankreich dadurch ohne weiteres das Recht erhielte, sich gleichfalls vom Frankfurter Frieden loszusagen, kümmert Claß ebensowenig wie die Frage, ob das Deutsche Reich durch den Verlust des Meistbegünstigungsrechts, der die Folge der vorgeschlagenen Erklärung wäre, nicht mehr geschädigt würde als Frankreich. Die weitere Frage, ob wir ein Recht haben, ohne weiteres den für uns wünschenswerten Teil eines unabhängigen, wenn auch auf niedriger Stufe stehenden, Staates militärisch zu besetzen, erregt bei Claß keinerlei Bedenken. Er meint, wir müßten den Südwesten Marokkos verlangen „kraft des sittlichen Rechtes der Notwendigkeit, die am letzten Ende allein der richtige Maßstab im Völkerleben ist und bleiben wird". Dazu stimmt die Auffassung, wir müßten, wenn wir Marokko nicht bekämen, um für unsere allzusehr wachsende Bevölkerung Neuland zu gewinnen, notwendig einen anderen Eroberungskrieg führen. Wohin es führen würde, wenn dieser Grundsatz allgemeine Geltung erhielte und das Interesse an einem Erwerb ohne weiteres ein Recht auf die gewaltsame Wegnahme jedes beliebigen Landgebietes gewährte, soll hier nicht untersucht werden. Auffallend ist es, daß Claß annimmt, England habe gegen die Buren einen „unsittlichen Raubkrieg" geführt. Zwischen den Buren und den Marokkanern besteht natürlich ein großer Unterschied. Aber daß England ein dringendes Interesse daran hatte, in Transvaal eine beherrschende Stellung zu erlangen, läßt sich doch kaum bestreiten. Wenn das bloße Interesse die Besetzung eines fremden Landes oder einen Eroberungskrieg ohne weiteres rechtfertigt, dann darf man auch das Verhalten Englands nicht als unsittlich bezeichnen.

Die wichtigste Erwägung bei der Frage, ob Deutschland die Erwerbung eines Teiles von Marokko etwa für spätere Zeiten, z. B. für den Fall, daß das Land von Frankreich besetzt wird und seine Selbständigkeit verliert, ins Auge fassen soll, besteht offenbar darin, ob durch den Besitz dieses Landes die mit der Erwerbung verbundenen Opfer und Gefahren aufgewogen würden. Wenn diese Frage zu bejahen ist, kommt dann weiter in Betracht, ob und auf welche Weise das Ziel erreicht werden kann, denn die Kunst, das Erreichbare vom Unerreichbaren zu unterscheiden und sich auf das erstere zu beschränken, ist, wie Bismarck oft hervorgehoben hat, eine der wichtigsten Eigenschaften für den Staatsmann. Dem Wagen, das dem Reichskanzler vielfach empfohlen und dessen Mangel ihm von Claß als „feiger Sinn" angerechnet wird, muß ein gründliches Wägen vorhergehen.

Bei den Ausführungen über den Wert, den der Besitz des südwestlichen Teiles von Marokko für Deutschland haben würde, insbesondere bei der Schilderung seines guten Klimas, seiner reichen Erzlager, der Möglichkeit eines ausgedehnten Baumwollenbaues und einer europäischen Massenbesiedelung, wurden wohl

viele unsichere Faktoren mit in Rechnung gestellt. Sie wird Leuten, die an eine kühle, nüchterne Berechnung gewöhnt sind, kaum als genügender Nachweis dafür dienen, daß die Besitzergreifung von Westmarokko „politisch notwendig und tatsächlich durchführbar ist". Aber immerhin hatten diese Ausführungen einen gewissen Wert, wenn nicht die Forderung einer sofortigen Besetzung des Landes damit verbunden wäre. Soviel ist ja schon aus anderen Quellen zu entnehmen, daß der Besitz dieses Landes viele Vorteile gewähren würde. Deshalb ist es ganz gut, daß die Frage, über die neulich schon Professor Claußz in Ulm einen in den Alldeutschen Blättern (Nr. 20) mitgeteilten Vortrag gehalten hat, von sachkundigen Männern eingehender erörtert wird, wie es voraussichtlich auch in den allgemeinen Versammlungen des Alldeutschen Verbandes und der Deutschen Kolonialgesellschaft geschehen wird. Mit der wichtigen Frage nach den Mitteln zum Erwerb, nach den Opfern, die er fordern würde, und nach den Gefahren, die damit verbunden sind, hat es sich aber Claß gar zu leicht gemacht. Daß die militärische Besetzung von Westmarokko, auch wenn sie ohne Krieg mit anderen Mächten durchzuführen wäre, die Aufwendung einer ganz erheblichen Heeresmacht und ungeheurer Geldsummen erfordern würde, liegt auf der Hand. Der Sultan würde sich gegen einen solchen Angriff natürlich mit aller seiner Macht wehren oder abgesetzt werden. Die ganze kriegerische Bevölkerung, auch soweit sie jetzt dem Sultan feindlich gegenübersteht, würde sich den verhaßten Christen, zumal wenn die Geistlichkeit zum heiligen Kriege gegen sie aufforderte, mit allen Mitteln widersetzen. Welche Mittel zu einer Eroberung und dauernden Besetzung des Landes erforderlich wären, kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man sich erinnert, welche Opfer Frankreich die Eroberung von Algier kostete. Mit 50,000 bis 60,000 Mann wäre die Unternehmung kaum durchzuführen. Würde nun der jetzige oder ein anderer Reichstag die dazu erforderlichen Mittel bewilligen, ja nur der Bundesrat für eine derartige Unternehmung zu gewinnen sein? Würde das deutsche Volk, von dem Claß behauptet, es werde den Reichskanzler nicht im Stiche lassen, Verständnis für eine derartige Zukunftspolitik haben und, abgesehen von den Opfern an Menschenleben, bei der jetzigen Finanzlage noch die großen Geldopfer auf sich nehmen, wie sie unbedingt erforderlich wären? Das werden außer Herrn Claß und seinen alldeutschen Freunden, deren Unterstützung dem Reichskanzler in Aussicht gestellt wird, nur wenige Politiker in Deutschland annehmen. Gefährlich wäre das Unternehmen, auch wenn es einen Krieg mit Frankreich nicht unmittelbar nach sich zöge, auch insofern, als der in Marokko stehende Heeresteil, wenn plötzlich ein Krieg mit Frankreich ausbräche, bei der jetzigen Stärke unserer Kriegsflotte wohl ganz von der Heimat abgeschnitten würde und schwer zu retten wäre. Aber Claß ist auch übermäßig optimistisch, wenn er es als sicher ansieht, Frankreich werde bei der jetzigen Weltlage „froh sein, wenn ihm von uns überlassen wird, was wir nicht brauchen." Es ist ja möglich, wenn auch höchst unwahrscheinlich, daß die französische Regierung, wie Claußz meint, auf eine gemeinsame Besetzung und Teilung von Marokko einginge. Aber wenn Deutschland, wie Claß es fordert, ohne vorausgegangene Verständigung unter gleichzeitiger Lossagung vom Frankfurter Frieden Miene machte, Marokko zu besetzen, würde wohl jede französische Regierung durch die Volksstimmung zum Krieg genötigt werden. Ein solcher Krieg würde von den Franzosen als ein Verteidigungskrieg mit Begeisterung geführt werden. Claß meint zwar, Frankreich könne es auf einen solchen Krieg mit uns nicht ankommen lassen, zumal England dabei nicht auf seiner Seite stehen werde. Aber abgesehen davon, daß die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes gewiß nichts von einem solchen Kriege wissen will, der lediglich die Eroberung von Westmarokko zum Zweck hätte, ist es doch recht zweifelhaft, ob England sich nicht Frankreich anschließen würde. Gerade von alldeutscher Seite ist schon öfter behauptet worden, England warte nur auf eine gute Gelegenheit, um über Deutschland herzufallen und diesen verhaßten Nebenbuhler zu vernichten. Könnte es eine bequemere Gelegenheit hierzu finden, als wenn es der Unterstützung von Frankreich sicher ist? Die entfernte Möglichkeit, in die Kämpfe in Ostasien hineingezogen zu werden, würde England und Frankreich wohl nicht vom Kriege gegen Deutschland abhalten; denn beide Mächte wollen offenbar nicht mit einander kämpfen und ein Krieg mit Deutschland würde jedem von ihnen eine erwünschte Veranlassung geben, seinen Verbündeten im Stich zu lassen. Welche Aussichten hätten wir nun aber zur Zeit bei einem Seekrieg, der gegen England und Frankreich zu führen wäre? Das braucht man nicht auszumalen. Claß behauptet nun allerdings, die Ehre Deutschlands sei gefährdet, für sie müsse man unter allen Umständen kämpfen; auch biete der jetzige Augenblick die einzige, ja die beste Gelegenheit, sich Marokkos zu bemächtigen. Beide Behauptungen sind aber unhaltbar. In dem englisch-französischen Abkommen haben sich die beiden Regierungen nur bezüglich ihrer beiderseitigen Interessen auseinandergesetzt. Dabei hat die englische Regierung erklärt, daß sie ihrerseits Frankreich nichts in den Weg legen werde, wenn es seine Interessen in Marokko wahren werde. Darin liegt keine Verfügung über Marokko. Es ist auch nicht einzusehen, wie Deutschland zu einem solchen Abkommen hätte beigezogen werden können und wie durch die Nichtbeiziehung die Ehre Deutschlands beeinträchtigt worden sein soll. Das ganze Abkommen steht Deutschland, wie Claußz zutreffend bemerkt hat, wenn man jetzt oder später an eine Erwerbung von Westmarokko denken sollte, in keiner Weise im Wege. Daß für diese jetzt der günstigste oder gar der einzige mögliche Zeitpunkt wäre, erscheint ebenfalls als unrichtig. Günstiger wäre z. B. der Zeitpunkt, wenn England und Frankreich wirklich in den Krieg zwischen Rußland und Japan hineingezogen werden sollten oder Deutschland der Neutralität von England sicher wäre, oder endlich der Zeitpunkt nach der erfolgreichen Beendigung eines aus anderer Veranlassung entstandenen Krieges mit Frankreich. Ja, wenn man es wegen Westmarokko auf einen Krieg mit diesem Lande ankommen lassen wollte, wäre es wohl am besten, damit abzuwarten, bis Frankreich von Marokko Besitz ergriffen hat. Dann könnte man sich im Falle des Sieges einen Teil davon im Frieden abtreten lassen und die militärische Besetzung würde sehr viel einfacher verlaufen. Doch das ist alles Zukunftspolitik.

Der Inhalt der besprochenen Schrift läßt es in vielen Beziehungen, besonders was die Anrufung des besser zu unterrichtenden, vorher aber als ganz unfähig dargestellten Reichskanzlers und die Absicht anbelangt, die Entscheidung des Kaisers anzurufen, als schwer erklärlich erscheinen, wie ein ernsthafter Politiker zu einer solchen Auffassung kommen kann. Dem Kaiser soll — anscheinend von einer Abordnung des Alldeutschen Verbandes — dargestellt werden, daß die Räte seiner Krone „uns der Nichtachtung des Auslandes zugeführt, daß sie an ernsten Wendepunkten durch schlimmen Rat das Volk und die Krone geschädigt haben". Claß hat wohl nicht an den Satz gedacht: „Niemand hört dir geduldig zu, wenn du beginnst: Ich bin klüger als du", ja er hat, wie es scheint, angenommen, einem besseren Unterricht werde durch möglichst schwere Beleidigungen wirksam vorgearbeitet. Ob er aber wirklich glaubt, daß das, was er vorgebracht hat, dem Reichskanzler unbekannt ist, und daß der Kaiser den Reichskanzler regieren läßt, ohne sich um dessen Maßnahmen und um deren Richtigkeit zu kümmern? Am unbegreiflichsten ist es, daß die Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes eine derartige Schrift, deren Inhalt ihren Gegnern die besten Waffen zue Bekämpfung des Verbandes liefern wird, als Flugblatt verbreiten läßt. Die Ausführungen von Claß reichen wohl nur zur Ueberzeugung von solchen Parteigenossen hin, die von der Voraussetzung ausgehen, daß unsere Staatsmänner unfähig oder feige sind. Sie werden manchen zur Auffassung bringen, daß Mommsen nicht ganz unrecht hatte, als er sich sehr scharf über die politische Befähigung der Alldeutschen aussprach.

P.

Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol.

Von F. Bießringer.

(Schluß.)

Welch großer Volkstümlichkeit übrigens König Laurin in ganz Deutschland sich erfreute, beweist, daß noch die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts es nicht wagen, an seiner geschichtlichen Existenz zu zweifeln. So nennt Aventin in seiner bayerischen Chronik (1580) den Lareyn einen Sohn jenes sagenhaften Königs Adelgar, der im 6. Jahrhundert an der Spitze seiner Bajuwaren Tirol überflutet und am Haselbrunnen bei Brixen den römischen Kaiser Severus oder nach Aventin Dietrich von Bern selbst aufs Haupt geschlagen haben soll. „Darnach," so erzählt er, „ist in das regiment getretten sein sohn Lareyn, was in ehren vnd gewalt einundfünfftzig jar, von welchem wir noch vil singen vnd sagen. — Die von Tyrol am Oschland zeigen noch den harnisch könig Lareyns (in Schloß Tirol) vnd der gemein mann solts jhnen gleich glauben, daß ers sey." Noch deutlicher verrät sich die ursprüngliche Natur dieses sagenhaften Tiroler Herrschers in der „Chronik der vornehmsten weiber von Boccaz" (1544) von Steinhöwel, wo es heißt: Graf Laurenz von Tyrol, den man den starken Laurin nennt umb sein grozze reichtum und macht, die sein leut aus den bergen graben, danach sie auch erdmännlein geheizzen haben."

Lareyn wird also als Herrscher zu Schloß Tirol residierend gedacht. Hierin möchte eine Bestätigung für Zingerles Ansicht liegen, daß der Rosengarten des Zwergkönigs nicht, wie so oft angenommen wird, auf dem durch seine zackigen Dolomitspitzen bekannten Gebirgsstock des Rosengartens in der Nähe von Bozen, sondern im Burggrafenamte bei Meran, oberhalb Plarsch oder bei Gratsch, am Fuße des Schlosses Tirol, wo noch heute ein Teil der Umgebung der „Rosengarten" heißt, zu suchen sei.

Die Bezeichnung „Rosengarten" für ein fruchtbares Gefilde ist übrigens der Meraner Gegend nicht allein eigen. Sie kehrt auch anderwärts, am häufigsten in der Schweiz und am Rhein, so zu Mainz, Germersheim und Worms, wo noch im vorigen Jahrhundert ein Werder am Rhein der „große Rosengarten" genannt wurde, und in einigen Städten des nördlichen Deutschlands wieder. Unter einem „Rosengarten" verstanden unsere Vorfahren ursprünglich geweihte, durch Haselstäbe und Schnur umhegte Tempelplätze oder altheilige Grabstätten. In späterer Zeit, wo diese Bedeutung verloren gegangen ist, haftet der Name „Rosengarten" bei weitem am häufigsten an fetten, mit Gebüsch durchwachsenen Wiesengründen, auf denen, wenigstens am Rhein, die Wettspiele bei Maifeiten stattfanden. Mit dem Begriff „Rosengarten" ist also immer eine mehr oder weniger ebene Fläche verbunden. Es erscheint somit auch aus diesem Grunde ausgeschlossen, daß Laurins Rosengarten auf steiler Bergeshöhe zu suchen ist.

Zeigt sich in der Dichtung von König Laurin die Sage von Dietrich von Bern mit alten, in Tirol heimischen Vorstellungen aufs innigste verknüpft, so nimmt doch das in alemannischer Mundart verfaßte, der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstammende „Eckenlied" unter all den Gesängen, welche Dietrichs Jugendabenteuer in den Tiroler Bergen verherrlichen, bei unserer Betrachtung die erste, wichtigste Stelle ein.

Allerdings hat Simrock in seiner poetischen Bearbeitung der Amelungensage im Anschluß an die nordische Fassung den Schauplatz des Eckenliedes an den Rhein versetzt und zugleich die Gründe dargelegt, welche ihn veranlaßten, die ganze Sage als eine ursprünglich dem Rheine angehörende zu betrachten. Es steht aber fest, daß die Dietrichsage nicht von Norden nach Süden, sondern in umgekehrter Folge ihre Wanderung durch Deutschland begann. Zudem ist in dem Gedicht der Tiroler Schauplatz zu scharf und zu einheitlich betont, als daß die dem Ganzen nur lose vorgesetzte Eingangsstrophe, in welcher die Stadt Köln am Rhein genannt wird, den ursprünglichen, von dem späteren Dichter gedankenlos benützten Anfang darstellte. Verrät doch selbst die nordische Thidrecksage, welche, wie erwähnt, den Streit Dietrichs mit Ecke an den Rhein verlegt, der Erzählung südlichen Ursprung, wenn sie von dem nahen Reich Ortnits von Lampartenland und sogar im Laufe der Darstellung von einem Oelbaum redet.

Der Kampf der beiden Helden findet in unserem Liede an dem Nonsberg in Südtirol statt. Mag auch diese genaue Lokalisierung, vor allem die Wanderung Eckes von Bern aus, wo er Dietrich nicht angetroffen hat und von Hildebrand ins Gebirge gewiesen wird, durch das Lägertal aufwärts nach Trient und in das Nonstal als späterer Zusatz zu gelten haben, so spricht doch der Herrschersitz der drei Königinnen, welche Ecke zu dem bevorstehenden Zweikampf mit Ortnits goldener Rüstung schmückten, das Hochgrimm, für eine aus früheren Tagen stammende Ueberlieferung. Dieser Berg, der zwischen Pirchabruck und Aldein, also nahe dem „Eggental" bei Bozen, sich erhebt, ist auch heute noch der sagenreichste in der ganzen Umgebung. Ueber ihn zog man in alter Zeit, als das Tal unten noch voll Sümpfe war, mit Saumrossen nach Welschland. Erst nachdem die Straße der Etsch entlang gebaut ward, verfiel der über die Höhe wegführende Pfad und mit ihm die Stadt, welche sich damals auf des Berges Hochebene erhob. An der verlassenen Stätte sollen sich in der Folge drei Wetterhexen angesiedelt haben. Diese Sage von den drei Hexen oder drei verwunschenen Jungfrauen kehrt, wie schon in den einleitenden Worten erwähnt, auch an anderen Bergen Tirols wieder; gehüllt in schwarze Gewänder und versehen mit den Attributen des Garnes und Seiles, verraten sie noch deutlich ihre Abstammung von den drei Schicksalsschwestern, deren Dienst bei dem bayerischen Volksstamm — die Tiroler sind bekanntlich zum großen Teil Abkömmlinge der alten Bajuwaren — in besonders hohem Ansehen stand. Eine innere Beziehung jener drei Königinnen im Eckenlied zu diesen drei Hexen, und somit in letzter Linie zu den drei Nornen, ist um so wahrscheinlicher, als gerade das Eckenlied auch sonst in hervorragender Weise Reste uralter Göttermythen aufweist.

Verbirgt sich doch hinter Dietrich, seinem Kampf mit Ecke und dessen Angehörigen niemand anders als der alte, germanische Donnergott Thor in seinem unaufhörlichen Ringen mit den Elementen, welche in ihrer ungebändigten Kraft als Riesen aufgefaßt werden! Ecke selbst ist nach J. Grimm gleichbedeutend mit Oegir, dem Meeresgott altnordischer Götterlehre, während Fasold schon durch Hermann von Linowe als Sturmriese bezeugt ist. Außerdem führt J. Grimm im Anhang zu seiner Mythologie CXXXII „die formel des wettersegens" aus einer Münchener Handschrift an, wo Fasold aufgefordert wird, ein aufsteigendes Unwetter durch Wind zu vertreiben: „ich beut dir, Fasolt, daß du das wetter verfirrst mir und meinen nachpauern an schaden." Im Eckenlied ist er an Wodans Stelle als Sturmriese getreten, wenn er ein „wildes Fräulein" verfolgt, wie der wilde Jäger die Holzweiblein. Am deutlichsten aber tritt seine ursprüngliche Sturmnatur bei dem Kampfe mit Dietrich hervor, wo er zuerst nicht nach dem Schwerte, sondern nach den Aesten in den Wipfeln der Bäume greift und sie auf den überraschten Gegner schleudert. So gewaltig rüttelt dabei seine gewaltige Faust an den mächtigen Stämmen, daß sie bersten, und man das Krachen der fallenden Aeste meilenweit hören kann. Auch die ungleichartige, treulose Art, wie er in der Folge seinem Ueberwinder begegnet, hat etwas von der wetterwendischen Natur des Sturmwindes an sich. Auf die Bedeutung von Eckes Vaterschwester Rütze, welcher auch die seiner Mutter Virkhild und seiner Schwester Uodelgart entspricht, haben wir schon hingewiesen.

Noch mehr tritt am Schlusse des alten Druckes Dietrichs Aehnlichkeit mit Thor hervor, wenn er gleich ihm als Beschützer des Landvolks erscheint. Da sehen wir den Berner, wund und ermüdet von all den Kämpfen, welche aus Eckes Gegnerschaft ihm erwachsen, bei einem Bauern einkehren, der den totgeglaubten Herrn mit Freudentränen erkennt und ihm die rührendste Pflege zuteil werden läßt. Zum Dank dafür verleiht der König ihm Haus und Hof.

Digitized by Google

welche der Landmann nur als Lehen innehatte. W. Grimm weist in seiner „Deutschen Heldensage" auf die Verwandtschaft dieser Stelle mit dem Mythos von Thor hin, welcher auf seiner Fahrt nach Jötunheim bei einem Bauern vorspricht und dessen Kinder Thialfi und Röskwa sich zu steten Begleitern erwählt. Ferner mag hier die Erinnerung an die milde, gerechte Herrschaft des geschichtlichen Theoderich, der auch sonst in der Sage — so im großen Rosengartenliede — als Freund und Beschützer der Bauern auftritt, zu der Fortbildung des alten Mythos Veranlassung gegeben haben. Wird doch schon im Anhang zu Ammianus Marcellinus römischer Geschichte ausdrücklich betont, wie streng der große Ostgotenkönig auf öffentliche Ordnung und Sicherheit hielt. „Unter seiner Regierung seien die Stadttore niemals geschlossen worden, jeder habe beruhigt mit Gold und Silber beladen durch des Königs Land ziehen können. Da hatte der Landmann gute Zeiten; sechzig Modien Weizen kosteten nur einen Solidus (etwa 10 Mark) und um denselben Preis konnte man dreißig Amphoren Wein haben." Die ganze Stelle, in welcher Uhland eine Anspielung auf „Frodis Frieden" erkennt, und welche in wenig veränderter Form in der oben erwähnten Tiroler Oswaldlegende wiederkehrt, ist ein Beweis, wie bald schon die Sage ihr Gewebe um Theoderichs Gestalt zu schlingen begann. Auch in der Weigerung, sich in den Kampf mit dem ungestümen Ecke einzulassen und in der langen Schonung des unterliegenden Gegners könnte man einen Anklang an die weise Besonnenheit und Friedensliebe des gewaltigsten der Amaler erkennen, der seine Erfolge mehr der Politik als den Waffen verdanken wollte.

Das Gedicht hat sich, wie wir aus den gleichzeitigen Schriftstellern ersehen, bis tief in das 16. Jahrhundert hinein einer außerordentlichen Beliebtheit in ganz Deutschland erfreut; ja, in einigen der Fresken aus dem berühmten Zyklus des Schlosses Runkelstein bei Bozen will man sogar Darstellungen aus dem Liede, und zwar Ecke und seine Sippe erkennen. Die drei Riesenweiber, unter welchen die Aufschrift zu lesen ist: „under allen ungeheurn . . . . . mag man sü sir die ungeheurigisten schreiben" erklärt Zingerle für Birkhild, Uodelgart und Rütze, Eckes Mutter, Schwester und Muhme. In den drei Riesen daneben, von denen der eine der Beschreibung Fasolds im Eckenliede entsprechend (er truoc ouch hâr alsam ein wîp), mit langen Haaren dargestellt ist, während der zweite, um des goldenen Panzers willen, den er trägt, lange für Ortnit galt, will man ebenso die drei Riesenbrüder Fasold, Ecke und Ebenrot erkennen. Die Vermutung, daß ursprünglich Ecke und nicht Ortnit unter dem Recken mit der goldenen Rüstung gemeint sei, ist insofern berechtigt, als ja Ecke im Kampfe mit Dietrich die ihm von der „Königin Seeburg auf Jochgrimm" verliehene Brünne des Königs von Lampartenland trug.

Auch in den Gedichten, welche einer älteren Grundlage entbehren, wie der Sigenot, der lose mit dem Eckenliede verbunden ist, oder gar wie die „Königin Virginal", die nur in einem äußerlichen, romanhaften Zusammenhang mit der eigentlichen Dietrichsage steht, ist der Schauplatz der Abenteuer nach Tirol verlegt. Schon dieser Umstand beweist, daß Tirol der günstigste Boden gewesen sein muß, auf dem die von alter Zeit her heimische Dietrichsage sich üppiger als anderswo entfalten konnte. Es muß im Mittelalter überhaupt allgemein als das Stammland der Dietrichsage gegolten haben. Wie käme sonst die nordische Thidrekssage dazu, Salurn im Etschtale, wo jetzt noch Trümmer einer alten Feste emporragen, als Geburtsstätte Dietrichs, ja sogar als die Stammburg seiner Väter zu bezeichnen! Denn aus ihr hat einst Dietrichs Ahnherr, der gewaltige Samson, als er nach Dienstmann des mächtigen Jarl Rüdiger war, dessen schöne Tochter Hildeswid entführt, bis er später, nachdem er den Jarl und seinen Bruder Brunstein erschlagen, die Burg und mit ihr das Reich Rüdigers selbst gewann. Auch Hildebrands Feste, welche später zu „Garten" am Gardasee gedacht wurde, ist von Arnoldus Lubec (etwa 1171—1209) in dem Schloß an der Klause oberhalb Trients gesucht worden.

Auffallend ist es, daß die tirolische, ja die ganze süddeutsche Sage nichts über Dietrichs „trauriges Ende" erhält, während man doch in dem nahen Verona von Dietrichs Höllenritt erzählte und noch heute an dem Hauptportal von San Zeno ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes Relief zeigt, welches diese Begebenheit darstellt. Die dazu gehörenden, in Stein gegrabenen lateinischen Verse sprechen von einem „thörigen König, dem der Teufel Roß, Falken und Hunde sendet, um ihn zur Hölle zu führen".

Daß diese Sage vom Verschwinden Dietrichs auf einem schwarzen Roß germanischen Ursprungs ist, d. h. daß der Gatenkönig hier an Wodans Stelle als Anführer des wilden Heeres trat, ist zweifellos. Berücksichtigen wir ferner, daß es kaum eine Gegend in Deutschland gibt, wo der wilde Jäger noch heute so lebendig im Munde des Volkes fortlebt, als gerade in Südtirol, und sollte es sich bestätigen, daß der im Valfuganatal jagende, wilde Beatrix mit Dietrich von Bern ursprünglich ein und dieselbe Person gewesen, so dürfte der Einfluß Tirols bei der Entstehung der ganzen Sage nicht von der Hand zu weisen sein. Daß aber dieses heidnische, von der Kirche ungebetete Ende des Heldenkönigs aus dem süddeutschen Sagenkreise verschwand und sich nur in Welschland erhielt, mag aus der allgemeinen Verehrung, welche der Berner bis ins 16. Jahrhundert hinein besonders in Süddeutschland genoß, erklärt werden. Einen Helden, über den nachweisbar im 15. Jahrhundert in Schwaben noch gepredigt wurde, zur Hölle fahren zu lassen, war dem Volke undenkbar. Dagegen hat sich die Sage von dem rätselhaften Verschwinden des völkerbeglückenden Königs in einer anderen, mildere aber immerhin mythischen, an die Zwergensage Tirols sich anschließenden Form erhalten. Das Heldenbuch erzählt darüber: „Do kam eyn kleiner Zwerg und sprach zu ihm: Berner, Berner, du sallt mit mir gan. Do sprach der Berner: Wo soll ich hin gan, do sprach der Zwerg: do sollt mit mir gan, dein Reich ist nit me in dieser Welt. Also ging der Berner hinwege und niemant weiß wohin er kommen ist ob er noch im Leben ist aber tot sei, weiß nyemant warlichen darvon zu reden."

Zur Komposition des Belisar.

(Nachtrag.)

Durch die Ungunst der Verhältnisse ist die kritische Behandlung der Frage, ob die Ogiersage dem Belisa die in meinem Aufsatz erwähnte Episode (S. Nr. 11 S. 299) entlehnt hat, vor ihrer Ankündigung erschienen. Durch eine weitere Ungunst, ein Mißverständnis in der Adresse, habe ich von meinem Aufsatz keine Korrekturen zugestellt bekommen, und so müssen nun die Nachträge gesandt hinterherhinken.

Zuerst sei bemerkt, daß zu gleicher Zeit mit mir Herr Professor Settegast (Leipzig) die dargestellte Ueberei stimmung zwischen Belisar und Ogier gefunden ha und, wie er mir mitteilte, in einem im Druck befindlich Werke über die Gallaromanische Epik vortrag wird. Muß ich also die Hälfte der Entdeckerehre abgeben. kann andrerseits die Frage durch die doppelte Vaterschaft n gewinnen.

Eine genaue Prüfung beider Gedichte hat nun folgen Resultate ergeben: Vorab besteht Identität im Hauptgan beider Darstellungen. Das haben wir auch hier feststell können. Im Detail stimmen eine ganze Anzahl Züge z einander: In beiden wird der Held in einen Turm gesetzt, r er eingeengt und im Dunkeln verweilt. In beiden ist er a ein bestimmtes Maß Brot und Wasser gesetzt:

Belisar B. 103:

> Er wurde beraubt des Lichtes und des üppigen Tische
> Sollte Brot nur zugewogen bekommen und Wasser n
> nach Maß.

[1]) Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Litteraturen. Bd. CXII. S. 135.

Ogier:

Er solle täglich ein Brot und ein Maß Wasser und Wein gemischt erhalten.

Wie die Feinde einfallen, ist in beiden Versionen die Umgebung des Herrschers zu feige, nach dem Helden zu verlangen, in beiden sind es niedere Leute, die dies tun:
Belisae A 104:

Der Kaiser frägt seine Offiziere, wee Heerführer sein solle. Die Offiziere geben keine Antwort und wagen es nicht, Belisar zu nennen. Da ruft die Menge, wie sie die Unentschlossenheit der Führer sieht: „Belisar wollen wir, o König; denn erstens vertrauen wir auf Gott, zweitens auf den König, drittens auf Belisar!"

Ogier:

Die Pers stecken sich hinter Armbrustschützen und Soldaten, um den Beistand Ogiers vom Kaiser zu erlangen. Dreihundert Knappen schreien, sich an der Hand fassend, gemeinsam: „Ogier, Ogier, Ogier!"

Für das fränkisch-französische Gedicht ist das Schweigen der Pers mit den Rechten fränkischer Großen unvereinbar und sichert Entlehnung für diesen Zug. — Weiterhin: im Ogier zweifelt der König, ob der Held noch am Leben sei, im Belisar dankt Justinian, daß er noch lebt, hat ihn also auch für tot gehalten. An einen Zusammenhang zwischen den 800 Veteranen, mit denen Belisar die Feinde schlägt, und den 800 Knappen, die nach Ogier rufen, ließe sich schließlich auch noch denken.

Interessant ist folgende Beobachtung: Die ursprüngliche Tat Belkhars war eine Defensive gegen hunnische Schaeen. Eine spätere Begebenheit, die Offensive gegen Korfu, hat dies verwischt, im Widerspruch mit der Not des byzantinischen Reiches bei Einfall der Feinde und der Ueberleitung zu dieser Partie: „Was aber geschah mit Konstantinopel?" — Der Ogier hat hier nicht nur die historische Defensive bewahrt, sondern der in Frankreich (= die gewohnte Anpassung der Oertlichkeit) eindringende Gegner sieht der Schilderung nach den Hunnen durchaus noch ähnlich:

Ogiee 9829:

Brehus reitet einher, der treulose.
Ganz Allemanien haben sie in Not gebracht,
Keinen Turm, kein Schloß haben sie ungerstört gelassen;
In vier Scharen reiten ihre Horden daher:
Von Aele, der weißen, bis Ais,
Von Lothringen bis Besançon,
Von der Normandie bis zum Mont St.-Michel,
Kein Fort, kein Schloß,
Kein Hof, kein Schlupfwinkel, keine Stadt, kein Haus,
Kein Kloster, keine Abtei,
Die sie nicht eingeäschert hätten.
Nun sind sie schon in der Ile-de-France,
Töten Frauen und Kinder. . . .

Einer ihrer Führer wird beschrieben:

Ogier 9811:

Er läßt den Kapaunbroten liegen, um Kinderfleisch zu fressen,
Er tötet sie und hängt sie an den Sattelbogen,
Kein Wildbret steht ihm gleich hoch als solche Speise.

•

Seither hat sich noch ein anderes Mittel finden lassen, innerhalb des Ogier zu scheiden, was dem uralten Sachsenkrieg entnommen werden konnte (in Brehus, aller Brehier, kann man wohl den Thüringer Berthaeius sehen, wie Sucher vermutete) und was auf die byzantinische Quelle zurückzuführen ist: Die Rolle des Brehiertöters schien nämlich so beneidenswert, daß sie nicht nur von ihrem Urbild: Clothar, nicht nur von Ogier erzählt wurde, sondern wir sie auch drittens auf den Arnulfing Anseis (Anségisel) im Sachsenlied des Jean Bodel übertragen finden. Dort aber nichts von Einsperren in den Turm, Verbot der Namennennung, Verlangen des Heeres nach dem Helden in höchster Not. Statt der orientalisch-slavischen Erniedrigung eine echt germanische: Anseis ist Bastard des Königs von einer Hirtentochter. Bastard, wie Karl Martell (halbhistorisch), Karl der Große (sagenhaft). Wie so viele andere Helden unserer Sagen und Märchen, tritt er aus dem Dunkel seiner niederen Stellung, um als Töter des riesigen Sachsen Brehier der Retter seines Vaterlandes zu werden. Alles spricht dafür, daß der Verfasser der entsprechenden Partie im Ogier die Sage in dieser Gestalt kannte, und es scheidet sich sauber ab, was er bei Verquickung mit einer fremden, dem Belisar, seiner Dichtung zufügte.

•

Ueber die Wanderung der Bellsarsage habe ich natürlich Genaueres nicht ermitteln können. Sie hat wohl vor dem 9. Jahehundert Byzanz verlassen, da die französische Version eine Blendung des Helden noch nicht kennt. Die Tatsache an sich ist nicht verwunderlich, denn Byzanz spielte im frühen Mittelalter, bereits unter den Merowingern, die zentrale Rolle, wie sie Paris später gehabt hat. Reisen nach Byzanz, Heiratsverbindungen mit Byzantinerinnen sind in Geschichte und Sage außerordentlich beliebt. Vielleicht daß ein Mädchen, das ein vornehmer Franke sich aus Konstantinopel geholt, die Belisarsage als Heiratsgut mitbrachte. Sicherlich ist diese Uebertragung volkstümlich und nicht, wie die der anderen byzantinischen Stoffe in unseren Literaturen, eine literarische gewesen. Und das erhöht natürlich den Wert der Beziehung um ein Bedeutendes.

Lea Jordan.

Bücher und Zeitschriften.

-ve. **Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter** bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, von W. Wattenbach. I. Band. Siebente, von Ernst Dümmler umgearbeitete Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger 1904.

Ein halbes Jahehundert ist seit dem Ursprung dieses berühmten Buchs vergangen. Im Herbst 1855 stellte die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften die Aufgabe einer kritischen Geschichte der Historiographie bei den Deutschen bis zum Ausgang des staufischen Kaisertums. Ein Jahr später sah sich der damals 37jährige Provinzialarchivar in Breslau, Wilhelm Wattenbach mit dem Preise gekrönt; die zu einem Oktavband von 477 Seiten ausgearbeitete Schrift erschien öffentlich 1858, allgemein begrüßt als ein ebenso anregendes wie brauchbares Werk vom glücklichsten originellen Wurfe. Hatte doch der Verfasser weit mehr gegeben, als eigentlich verlangt worden war: um die Entwicklung der Geschichtschreibung selbst von den spät antiken und früh germanischen Tagen an gruppierte sich bei ihm ein gut Stück geistiger Kulturgeschichte des mittelalterlichen Deutschlands und seiner Nachbargebiete überhaupt, zuverlässig erforscht, wohlgegliedert, lebendig dargestellt. War hier die Summe gezogen aus dem, was die erste Generation der Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae und die älteste Reihe der Schüler Rankes auf diesem literarhistorischen Felde erstrebt und geleistet, so knüpfte der gelehrte Nachwuchs der Folgezeit mit seinen bald üppig ins Kraut schießenden kritischen Einzelstudien nun in der Regel an solche Grundlage an; „der Wattenbach", wie man schlechtweg sagte, wurde zu einem der meist benutzten, einflußreichsten Handbücher in unserer gesamten wissenschaftlichen Literatur. Für das Buch lag darin, wie so oft, ein tragisches Verhängnis: jede neue Auflage schwoll im Bemühen, alle Neuigkeiten der Forschung aufzunehmen, weiter an, aus dem einen Bande wurden ihrer zwei; die innere Form aber ging mit ihrem ursprünglichen Reiz darüber verloren. Leider darf man den Autor nun eigener Mitschuld an diesem Ergebnis nicht freisprechen: mit anderen Arbeiten beschäftigt, begnügte sich Wattenbach hier bald mit dem bequemen Ziel der bloßen Vervollständigung und verzichtete auf die um so notwendigere Tätigkeit einer streng beherrschenden Gedankenordnung. Un-

Digitized by Google

unentbehrlich blieb und bleibt das Werk schon als Fundgrube von Notizen allerdings auch so, obwohl sich die produktive Neigung unserer historischen Studien längst überwiegend anderen Zeiten, Richtungen und Fragen zugewandt hat. Mit Verlangen sahen wir daher seit 1893/94, wo die sechste Auflage erschienen war, einer neuen Bearbeitung entgegen, über deren Vorbereitung 1897 Wattenbach selbst, bald darauf der frühere Verleger Wilhelm Hertz, endlich 1902 auch Dümmler hingestorben ist, dem der nun in siebenter Auflage vorliegende erste Band, auf 513 Seiten bis zum Ausgang der Ottonen reichend, im wesentlichen seine neue Gestalt verdankt. Dümmler, als naher Freund und Fachgenosse Wattenbachs mit allen früheren Phasen des Werkes vertraut, hat sich tief eingreifender Umformung mancher Bedenken ungeachtet pietätvoll enthalten; es erscheint somit abermals meist nur durch Nachträge ergänzt, höchstens hier und da geschickter geordnet, richtiger gefaßt oder sonstwie schonend umgeändert. Dabei rühren die vornehmsten einzelnen Bereicherungen und Verbesserungen von dem Virtuosen unserer mittelalterlichen Philologie Ludwig Traube her, der von Dümmler schon für die ersten drei Viertel des Bandes zum Beirat herangezogen wurde, während er das letzte nach dessen Hingang für den Druck fertiggestellt hat. Ihm waren für diesmal, von kleinen Heilungen abgesehen, persönlich die Hände gebunden; dagegen spricht er für die Zukunft das Bedürfnis nach einer gründlichen Umwandlung im Vorwort offen aus. Man wird ihm gerne beistimmen, wenn er da statt des einen, sazusagen aus Rand und Band gegangenen Wattenbach vielmehr zweierlei wünscht: auf der einen Seite ein rein wissenschaftliches Nachschlagebuch, zu technisch philologischer Auskunft über alle unsere monumentalen Quellenschriften bestimmt; auf der anderen eine frei einherschreitende literorgeschichtliche Würdigung der deutschen Historiographie im Mittelalter. Von wem sonst dürften wir wohl eine gleich vollkommene Lösung der ersten Aufgabe erhoffen wie von Traube selber? Für die der zweiten bedarf es nach der reichlichen Vorarbeit eigentlich nur eines formalen Talents, wie es Wattenbach von Haus aus besaß, aber später verkümmern ließ. Mittlerweile mögen wir uns mit dem jetzt Gebotenen noch lange dankbar zufrieden geben und nur beiläufig bedauern, daß Dümmler nicht mit größerer Energie z. B. in das Chaos des Wattenbachschen Berichts über die moderne Zergliederung der karolingischen Annalistik hineingefahren ist, oder etwa ein so veraltetes Mißverständnis unterdrückt hat wie jenes, daß der Gotengeschichtschreiber Jordanis ein Verwandter des Königshauses der Amaler gewesen sei, während er sich doch in der Tat bloß als ehemaligen Notar in Diensten eines Amalers bezeichnet. Für den zweiten Band, der die Zeiten der Salier und Staufer umfaßt, ist in Holder-Egger, dem besten Kenner dieser jüngeren Quellenliteratur, der gegebene, hoffentlich rücksichtsloser auftretende Reformator gewonnen worden.

*

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Maisitzungen. In der Philosophisch-philologischen Klasse legte der Klassensekretär eine Mitteilung des Sekretärs an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek Dr. Gustav Herdig vor: Vorarbeiten zum Corpus inscriptionum etruscarum. Ein Reisebericht. Diese Mitteilung, in welcher der Verfasser die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner im Frühjahr 1903 mit Unterstützung der Klasse ausgeführten Reise in Italien übersichtlich zusammenstellt, wird in den Sitzungsberichten gedruckt werden. Herr Wecklein legt vor eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Professor Dr. Adolf Roemer in Erlangen: Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben. Im ersten Teile sucht die Abhandlung an einigen ehrreichen Beispielen Umfang und Bedeutung von Aristarchs Homerkommentar nachzuweisen. Der kurze Abschnitt über Euripides nimmt einige verurteilte Verse und Lesarten in Schutz. Der größte Teil der Abhandlung ist Aristophanes gewidmet. Er bietet einige Konjekturen und behandelt dann eine Reihe von Stellen auf Grund der antiken Quellen exegetisch, wobei verschiedene Bemerkungen der alten Exegeten in ihr Recht eingesetzt werden. Durch eben dieselben alten Erklärer auf die mythologisch-parodische Komödie der Griechen geführt, sucht der Verfasser einige besonders charakteristische Eigentümlichkeiten dieser Gattung zu bestimmen. Den Schluß der Abhandlung bilden Konjekturen und Emendationen zu dem Texte der Scholien des Sophokles und Aristophanes. Herr v. Amira berichtet in Abwesenheit des Verfassers über eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des Herrn Sanoberger: Ueber eine Messe in C-moll, angeblich von Wolfgang Amadeus Mozart. Diese seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannte, in den Handschriften sowie von Drobisch und Gathy dem W. A. Mozart beigelegte, von O. Jahn ihm abgesprochene Komposition wird aus inneren und äußeren Gründen als apokryph nachgewiesen. Insbesondere wird dargetan, daß die zu München befindliche Partitur einerseits das Autogramm des Komponisten, andrerseits aber nicht von der Hand Mozarts ist.

In der Mathematisch-physikalischen Klasse machte Herr Siegmund Günther eine Mitteilung: „Das Pothenotsche Problem auf der Kugelfläche." Die Aufgabe, das Pothenotsche Problem — Rückwärtseinschneiden in der Geodäsie — auf die Kugelfläche zu übertragen, kommt sowohl in der Photogrammetrie wie auch in der Lehre von der geographischen Ortsbestimmung vor. Eine explizite Lösung derselben ist noch nicht gegeben worden. Es wird die Gleichung achten Grades aufgestellt, welche die gesuchte Größe liefert; da nur gerade Potenzen der letzteren auftreten, so hat es bei der Auflösung einer biquadratischen Gleichung sein Bewenden. Herr Ferd. Lindemann legt eine Abhandlung des Herrn Siegm. Hilbert: „Ueber das Prinzip der kleinsten Wirkung" vor. Herr Aurel Voß legt eine Arbeit: „Beiträge zur Theorie der unendlich kleinen Deformationen einer Fläche" vor. Diese Untersuchungen betreffen im Anschluß an die vom Verfasser bereits 1895 auf der Naturforscherversammlung in Lübeck angedeuteten Resultate die allgemeinste Deformation dieser Art und ihrer Beziehungen zu den endlichen und unendlich kleinen Biegungen der Flächen. Herr Wilhelm Muthmann teilte, unter Vorzeigung von Präparaten, die Resultate einer Untersuchung mit, die er in Gemeinschaft mit seinem Schüler Fraunberger „Ueber die Passivität der Metalle" ausgeführt hat. Dieselben werden anderweit zur Veröffentlichung gelangen. Außer dem Eisen und dem Chrom zeigen besonders die seltenen Metalle Vanadin und Niob die Eigenschaft der Passivierbarkeit, das heißt die Fähigkeit, einen Zustand anzunehmen, in der die betreffenden Metalle von Säuren, Luftfeuchtigkeit und ähnlichen Agentien nicht angegriffen werden. Als Ursache für diesen merkwürdigen Zustand, in dem die genannten Metalle edler als Silber, fast so unangreifbar wie Gold und Platin sind, erkannte der Vortragende eine dünne Oberflächenschicht, welche aus einer Lösung von Sauerstoff im Metall besteht und die sich bei vielen Metallen schon beim Liegen an der Luft ausbildet. Als Maß für den Grad der Passivität diente die elektromotorische Kraft, welche eine Kombination der betreffenden Elemente mit der Normal-Quecksilberelektrode zeigt.

In der Historischen Klasse legte der Klassensekretär vor eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des Herrn v. Rockinger: Von der Zeit der Abfassung des kaiserlichen Land- und Lehenrechts. In der ersten Hälfte der Untersuchung „Deutschenspiegel, sogenannter Schwabenspiegel, Bertolds von Regensburg deutsche Predigten in ihrem Verhältnis zu einander" hat sich herausgestellt, daß Bertold den Schwabenspiegel vielfach verwertet hat, daß dieser demnach vor dem Schlusse des Jahres 1272 in Umlauf gewesen ist. Das Ergebnis der zweiten Hälfte, hauptsächlich aus inneren Gründen, war die Unmöglichkeit der Annahme einer späteren Entstehung, insbesondere vermeintlich erst 1274 oder 1275. Es liegt hiermit die nähere Zeitbestimmung zwischen der Anfangsgrenze, die bei der Kenntnis des Verfassers von den Königswahlen von 1257 und von Vorkommnissen aus dem Schlusse des folgenden Jahres nicht vorher fallen kann, und der nunmehrigen äußersten Endgrenze von 1272 noch nicht vor. Ihre Feststellung innerhalb dieser 14 Jahre bezweckt diese

Auseinandersetzung. Herr Quidde sprach über die Frage „Wann wurde Kaiser Siegmund geboren." Nach allgemein herrschender Annahme wurde Kaiser Siegmund am 14. oder 15. Februar 1368 geboren, nach einer eigenen Aeußerung des Kaisers hingegen, die sich in einem Schreiben an Siena vom Jahre 1432 findet (Reichstagsakten X. Nr. 205) wäre die Geburt zwischen 22. September und 25. Oktober 1369 anzusetzen. Eine etwa 18 Jahre früher, im Sommer 1414 gemachte Bemerkung eines päpstlichen Kurialen scheint die Existenz einer mit Siegmunds Aeußerung übereinstimmenden Tradition zu beweisen. Andrerseits sind die Zeugnisse für die bisherige Annahme sehr stark, die Schwierigkeiten für Siegmunds Behauptung sehr erheblich. Am meisten spricht dagegen, daß die Kaiserin bereits am 22. Juni 1370 wieder einen Knaben gebar und daß der Prager Chronist Beneš von Weitmul, der die Ereignisse in der kaiserlichen Familie sorgsam verzeichnet, wohl die Rückkehr der Kaiserin nach Prag am 20. August 1367, nicht aber die nur einige Wochen später anzusetzende Geburt erwähnt. Ausdrückliche Angaben fehlen. Siegmunds Grabdenkmal wurde in den Türkenkriegen zerstört. Der Vortragende, der im Vorwort zum 10. Bande der Reichstagsakten auf die Frage zurückkommen wird, glaubt einstweilen ein „non liquet" aussprechen zu sollen. Vielleicht bringt die Beobachtung gelegentlicher Angaben, denen nachzugehen bisher kein Anlaß vorlag, Gewißheit.

*

Wissenschaft und Buchhandel.

Bekanntlich ist am Schluß der in Berlin vom 11. bis 13. April 1904 stattgehabten kontradiktorischen Verhandlungen eine Kommission eingesetzt worden, mit der Aufgabe, die zwischen dem Akademischen Schutzverein und dem deutschen Buchhandel entstandenen Meinungsverschiedenheiten friedlich beizulegen. Diese Kommission ist am 31. Mai im Buchhandlerhaus in Leipzig zusammengetreten. Sie bestand unter dem Vorsitz des Herrn Reichstagsabgeordneten, Reichsgerichtsrat Dr. Spahn (Leipzig) aus folgenden Herren: von seiten des akademischen Schutzvereins: Geheimer Rat, Prof. Dr. Wach (Leipzig), Geheimer Hofrat, Prof. Dr. Bücher (Leipzig), Geheimer Rat, Prof. Dr. Friedberg (Leipzig), Professor Dr. Schulz, Oberbibliothekar des Reichsgerichts Leipzig, Geheimer Rat, Prof. Dr. Binding (Leipzig), Oberbibliothekar Dr. Schnorr von Carolsfeld (München), Prof. Dr. Pietschmann (Göttingen), Baudirektor Dr. v. Bach (Stuttgart), Prof. Dr. Schumacher, Direktor der Handelshochschule Köln, Dr. Schwenke, Direktor der kgl. Bibliothek Berlin. — Von seiten des Buchhandels: Albert Brockhaus (Leipzig), Dr. Ernst Vollert (Berlin), Dr. Wilhelm Ruprecht (Göttingen), Alexander Francke (Bern), Bernhard Hartmann (Elberfeld), sämtliche Mitglieder des Vorstandes des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig; ferner Karl Engelhorn, Kommerzienrat (Stuttgart), Hermann Seippel (Hamburg), Arthur Sellier (München), Karl Siegismund (Berlin), Ferdinand Springer (Berlin), Robert Voigtländer (Leipzig).

Die Verhandlungen wurden schon beim ersten Punkt, der Frage des Laden- und Bibliothekenrabattes, durch die Vertreter des akademischen Schutzvereins abgebrochen, da die Vertreter des Buchhandels dem Schutzverein nicht soweit entgegenkommen konnten, als dessen Vertreter es forderten. Dagegen fanden nachmittags Verhandlungen statt zwischen den Herren Bibliothekaren Dr. Schwenke, Dr. Schulz, Dr. Schnorr von Carolsfeld, sämtlich Mitglieder des Vorstandes des Vereins deutscher Bibliothekare, ferner den Herren Prof. Dr. Pietschmann, Prof. Dr. Schumacher und den vorstehend genannten Vertretern des Buchhandels. In diesen Verhandlungen wurde erfreulicherweise eine Verständigung erzielt, welche nur noch der Zustimmung der beteiligten Bibliotheksverwaltungen und der buchhändlerischen Orts- und Kreisvereine bedarf.

*

Menschen- und Rindertuberkulose.

Als Professor Koch seinerzeit mit seiner bekannten Theorie hervortrat, daß die Tuberkulose, die bei dem Rindvieh vorkommt, nicht ohne weiteres auf Menschen übertragbar sei, sondern daß diese eine ganz andere Krankheit sei als die Lungenschwindsucht des Menschen, stieß er damit in London auf großen Unglauben, und es wurde seinerzeit sofort eine Kommission ernannt, die auf eigene Faust diese Fragen untersuchen sollte. Die Arbeiten dieser Kommission sind jetzt so weit gediehen, daß die Herren, die zu derselben gehören, sich veranlaßt gesehen haben, einen vorläufigen Bericht zu veröffentlichen, der der Theorie des deutschen Gelehrten vollkommen entgegengesetzt ist. Die hervorragenden Aerzte, die zu der Kommission gehören, haben sehr weitgehende Versuche angestellt, die ihrer Ueberzeugung nach nachgewiesen haben, daß die Krankheit durchaus dieselbe ist, und daß sie sich infolgedessen leicht von Mensch auf Tier und umgekehrt übertragen lassen muß. Man hat absichtlich die Tuberkeln von schwindsüchtigen Menschen auf Kühe übertragen und gefunden, daß die Krankheit, die dadurch entstand, genau dieselbe war, die durch Tuberkeln erregt wurde, die von anderen Tieren auf gesunde Tiere übertragen wurden. Die Kommissäre führen an, daß ihre Beweise so unzweifelhafter Natur seien, daß sie sich veranlaßt sahen, diesen Interimsbericht sofort zu veröffentlichen, damit man sofort die nötigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen könne. Die Gefahr sei eine außerordentlich große, und es könne keinem Zweifel unterliegen, daß z. B. durch die Milch von einer mit Tuberkeln behafteten Kuh die Krankheit auf Menschen übertragen werden könne. Lord Lister war bekanntlich einer der ersten, der sich gegen die Theorie Dr. Kochs richtete, und der immer wieder betonte, daß die Krankheit unbedingt genau dieselbe sei. Die einzelnen Fälle, die die Kommission zu dieser Ueberzeugung führten, sollen erst später veröffentlicht werden, wenn sie ausführlich ausgearbeitet sein werden, aber es wird in dem Interimsreport bereits erwähnt, daß in allen Fällen, wo den Kühen der Auswurf von schwindsüchtigen Personen eingeimpft wurde, die Krankheit schnell in aller ihrer Schärfe auftrat. Zu der Kommission gehören Sir Michael Foster, Professor Sims Woodhead, Professor S. Martin, Professor McFadyan und Professor Boyr. Zum Schlusse heißt es in dem Bericht, Professor Koch habe behauptet, daß die Milch von tuberkulösen Kühen für Menschen nicht gefährlich sein könne, aber die ganze medizinische Welt sei anderer Ansicht, und die Kommission könne sich nur dieser letzteren Ansicht mit aller Bestimmtheit anschließen.

*

Kleinere Mitteilungen.

*Volksbibliothekwesen. Eine Tagung deutscher Volksbibliothekare (Bücherhallen, Stadt- und Volksbibliotheken) unter Teilnahme der Direktoren verschiedener Landesbibliotheken fand im Anschluß an die V. Jahresversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare am 24. Mai. dieses Jahres in Stuttgart statt. Der seit längerer Zeit wünschenswerte engere Zusammenschluß der für die Sache fähigen Kreise wurde in die Wege geleitet und führte zur Bildung eines Ausschusses von fünf Mitgliedern zur endgültigen Ausführung der im Laufe der Verhandlungen gestellten Anträge. [Stadtbibl. Dr. Fritz (Charlottenburg), Stadtbibl. Dr. Jaeschke (Elberfeld), Stadtbibl. Dr. Nörrenberg (Düsseldorf), Dr. Ernst Schultze (Hamburg), Professor Dr. Wolstieg, Bibliothekar des Abgeordnetenhauses (Berlin).] Dr. Jaeschke, der den Vorsitz führte, gab verschiedene wertvolle, auf eine zweckmäßige Organisation der Bücherhallen bezügliche Anregungen. Die von Dr. Ernst Schultze seit Jahren geforderte und hier wieder beantragte Bearbeitung eines Musterkatalogs (1—2000 Bände) ist nach lebhafter Erörterung beschlossen worden, desgleichen die von Dr. G. Fritz empfohlene Schaffung einer Musterbücherei, die dazu bestimmt ist, auf der nächsten deutschen Städteausstellung ein Bild von der Entwicklung der Bücherhallenbewegung zu geben. Die weiteren Verhandlungen bezogen sich auf die Vereinheitlichung der Bücherhallenstatistik, die Entsendung eines oder zweier Vertreter der Bücherhallen nach der Weltausstellung in

Digitized by Google

St. Louis durch die Regierung und eine Reihe ähnlicher Fragen. Es wurde ferner beschlossen, auf der nächsten Jahresversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare die angeregten Gegenstände weiter zu verfolgen. Der Verlauf der ersten Tagung deutscher Bildungsbibliothekare läßt für die Weiterentwicklung der Sache das Beste erhoffen.

* Bibliotheken und Archive. Dr. phil. Hermann Reuter aus Siegen in Preußen ist als Volontär in die Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br. aufgenommen worden. — Der Archivassistent Dr. Martin Meyer in Koblenz ist beim Staatsarchiv daselbst als Archivar angestellt worden.

* Internationale Ballonfahrt. Am heutigen Tage fand in den Morgenstunden eine internationale, wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es stiegen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf in: Scotland, Crimau, Trappes, Ittéville, Paris, Rom, Pavia, Zürich, Guadalajara, Straßburg i. E., Barmen, München, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Torbino, Kasan, Blue Hill (U. S. A.) u. s. w. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält wie herkömmlich, eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Instrumente u. s. w. wird besonders aufmerksam gemacht.

*

Hochschulnachrichten.

Z. Würzburg. Die Verleihung des Bostoner Warren-Preises an den Professor der pathologischen Anatomie Borst in, wie wir erfahren, zur Anerkennung seiner Tätigkeit auf dem Gebiet der Geschwulstforschung erfolgt.

hc. Berlin. Der frühere Professor an der Berliner Universität Geh. Regierungsrat Dr. Stephan Waetzoldt ist am 1. Juni im Alter von 55 Jahren gestorben. Ein Schlesier (geb. 1849 zu Hennersdorf), wirkte Waetzoldt nach Abfolvierung seiner Studien als Erzieher des Herzogs Georg Ludwig von Oldenburg (1874—1878), dann von 1878 bis 1888 als Oberlehrer der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars am Johanniskloster zu Hamburg; nach 1888 war er Direktor der kgl. Elisabethschule in Berlin, später Regierungs- und Schulrat in Magdeburg und dann in Breslau. Seit 1890 war er Professor der französischen Sprache und Literatur an der Berliner Universität. 1899 wurde er als Hilfsarbeiter ins preußische Kultusministerium berufen. 1900 erfolgte seine Ernennung zum vortragenden Rat daselbst.

hc. Münster i. W. Der Privatdozent in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität Gerichtsassessor Dr. Arnold Langen ist vom Kultusminister mit der Abhaltung von Vorlesungen an der Universität Greifswald beauftragt worden.

dr. Jena. Der Pädagoge Professor Dr. W. Rein von der Universität Jena wird, wie uns von dort geschrieben wird, einer Einladung zu einer Vortragstour nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika Folge leisten. Die Abreise soll im ersten Drittel des August erfolgen.

H. Zürich. Das Eidgenössische Polytechnikum begeht im kommenden Jahre das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. Um die Abhaltung einer größeren Feier vorzubereiten, konstituierte sich ein Organisationskomitee aus Ausschüssen der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker, des schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins und des schweizerischen Schulrats, welches sich durch eine Delegation der gegenwärtigen Studentenschaft verstärkte.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Artur Ustbal: Maxim Gorki. Berlin 1904. G. u. Tetzlaff. 34 S. Paul Wiegler: Frenzösische Rebel Abriss einer Geschichte des Enthusiesmus in Frankre Ebenda 1904. 98 S. — 31. Jahresberiebt d Historischen Vorelns für die Gesebiet Dortmunds und der Grafschaft Merk f des Jahr 1903. Dortmund 1904. Hermann Meyer. — Alois Wohlmuth: Forien-Trönme. Mit Umschl Zeichnung von Franz Raneb und zwei Vignetten von Fr Stuck. München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 71 S Dersolbe: Die kleine Residenz. Komödie in 3 Ak Ebenda 1904. 97 S. — Viktor Wall: Morgendäm rung. Ein Romen. Ebenda 1904. 324 S. — Wilbe Fischer in Graz: Unter altem Himmel. Erzählun 2. Aufl. Ebenda 1904. 183 S. — Kerl Federn: Ess zur vergleichenden Literaturgeschichte. Ebda. 1904. 18 — Fritz Abel Reyberlein: Des Reformboor c Auf nach Seden! Ein Ueborromen eus der Mitte des Jahrhunderts. Kessel 1904. Georg Dufayel. 102 S. Robert v. Mohl: Kissingen vor 60 Jahren. Badebr einos deutschen Professors. Mit Anmerknngen herausg. Dr. Korler. Bad Kissingen. Friedr. Weinberger. 60 S Bibliothek von Biedermenn. Verzeichnis der dem Geh. Rat Dr. Gustev Woldemer Frhro. v. Biederm hinterlassenen Büchersammlung nebst einigen Landkar Kunstblättern nnd Handschriften. Leipzig 1904. F. W. Biedermann. 254 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, Münch

J. G. Cotto'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und B

Soeben erschienen! (7412)

Die gemischten Werke im deutschen Großeisengewer

Ein Beitrag zur Frage der Konzentration der Industri

von

Hans Gideon Heymann

(Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben v Lujo Brentano und Walther Lotz. 65. Stück)

Geheftet 7 Mark

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

June 1, 1904.

Peggy of the Bartons.

A new Novel.

By

B. M. Croker.

In 2 vols.

(7446)

Sold by all booksellers — no ordres of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 4. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

In Poggfred. (Epilog zu Detlev v. Liliencrons 60. Geburtstag.) Von O. B.

Technische Hochschulen oder Technische Fakultäten? Von Prof. C. Kammerer (Charlottenburg).

II. Bücher und Zeitschriften.

H. Diels und W. Schubart: Berliner Klassikertexte. — A. Seeligmüller: Kopfschmerz.

III. Allgemeine Rundschau.

Der Ursprung des Schmuckes. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

In Poggfred.

Epilog zu Detlev v. Liliencrons 60. Geburtstag.

Mit Vieren lang fährt dort der Grandseigneur.
Fern staubt der Weg; von Weidenbüschen schlagen
Die Zweige an die Räder hin; ich schwör',
Es gibt — wie unter ihm die Braunen jagen!
Wie er sie peitscht! — es gibt noch ein Malheur,
Und schon seh ich zerschellen Roß und Wagen. —
Doch nein! ein festes Fassen in die Zügel
Und sicher geht's vorbei an Hang und Hügel.

Nun um die Ecke! Drunten liegt das Schloß,
Das er aus seinen Dichterreveniien
Am Meer sich hingebaut, im Mutterschoß
Der freien Heide. Rings ein festlich Blühen
Taufrischer Frühlingsblumen, klein und groß.
Der Lenz zeigt heut' gar emsiges Bemühen:
Der Herr kehrt heim aus südlich fernen Gauen,
Da soll er seine Burg in Wonnen schauen!

Bertouch, der Alte, steht am Waldesrand,
Hält einen Strauß von frühentsproßten Rosen,
Maiglöckchen drunter, in der dürren Hand.
„Weg, Alter, weg mit allen diesen Chosen,
Wir sind einander besser doch bekannt!
Gibt's denn im Keller für den Heimatlosen
Nicht einen frischen Trunk beim Wiederkommen?
Der soll mir heute, mein' ich, besser frommen.“

Und in den Wagen fliegt der Strauß. Es eilen
Die Hufe donnernd über Brück' und Stege,
Entlang des Parkes grünumsäumten Zeilen
Zum Altan hin — da harren schon am Wege
Klein-Wulff und Adel; mit der Mutter teilen
Sie sich in das Willkommen. Froh und rege
Begrüßen, Detlev, Dich die kleinen Hände.
O, wenn doch jeder solche Heimkehr fände!

Doch drüben — ha! Die Pferde schrecken, schnauben
— Das ist zu viel für ihren Roßverstand! —
Wer durfte solchen Unfug sich erlauben
In Deinem schönen Dichterheimatland?
Sind's wilde Horden, die hier sengen, rauben,
Ist's eine Hölle, die hier Zuflucht fand?
Wenn Hölle, so ist's eine, die selbst Dante
In seinen tollsten Träumen niemals kannte.

Welch Schreien, Lärmen! Jeder scheint besessen!
Sie drängen her zu Dir im wilden Zug:
Aus ihren Kehlen, wie aus tausend Essen,
Nimmt Weihrauchsqualm zum Himmel auf den Flug,
Und Ruhmespsalmen siehst Du sie erpressen
Der öden Brust, die sonst nicht Früchte trug. —
Ich merk, Du schärfst das Auge, spannst die Brauen,
Dir näher diesen Taumel anzuschauen.

Die Zügel fort; mit einem kühnen Satze,
Der keine sechzig schweren Jahre kennt,
Springst Du vom Bock — bald stehst Du dort am Platze,
Wo wirr das Völkchen umeinander rennt.
Ein Jubelgreis mit einer großen Glatze
Dir sein Begrüßungslied entgegenflennt.
Du hörst ihn kaum, denn schon bist Du verloren
Im Wogenschwall, der Dir umbraust die Ohren.

Nun, Detlev — warst doch stets ein wackrer Schwimmer
Im Lebensmeer — jetzt heißt's, die Muskeln spannen!
Denn schlimmre Stürme gab es für Dich nimmer,
Als diesen Sturm. Und reißt er Dich von dannen,
Ade dann Heimat, Heide, Sternenschimmer,
Ade ihr Träume, die sich stolz entspannen
In Deines Dichterschlosses stillem Frieden!
Der Einsamkeit nur waren sie beschieden.

Wehr' ab die Menge, die Dich heut' umbrandet,
Dir Jubelsänge in die Ohren schreit,
Weil Du bei Numero Sechzig nun gelandet,
Schau nur umher, Du siehst es deutlich breit:
Ein Lärmen ist's, das allzu rasch verrandet.
Vorbei das Fest, ist aus die Herrlichkeit! —
Die Schatten zu beschwören, die erschienen,
Greif ich, wie Du so oft, nun zu Terzinen:

Was wollt Ihr hier mit dem Trompetenblasen
Vor Poggfreds grünumwobenem Dichterschloß?
— Wie wenige sind es, die ihn jemals lasen,

Und seht, wie groß der Jubelredner Troß! —
Was er sich hingebaut in seinen Träumen,
Worein sein stürmisch Sehnen sich ergoß,

Was Heideduft und Liebesluft umsäumen,
Das wollt Ihr heute hier dem Jubilar
Mit einem Schwall von Worten überschäumen!

Und nur darum, weil es just sechzig Jahr,
Daß er zum Licht geöffnet dort im Norden
Sein blaues lustia-klares Augenpaar!

Digitized by Google

Ist heute denn uns Kunde erst geworden
Von Detlevs Wesen, seinem kühnen Sang?
Wollt Ihr durch lautes Lärmen wieder morden

Den süßen Ton, der unser Herz durchdrang?
Mit Leitartikeln einen Dichter ehren?
Mit hohler Dithyramben Ueberschwang

Den Weg zum Ohr des Volkes ihm verwehren? —
Schreibt nicht von ihm! Gebt ihm doch selbst das Wort,
Laßt tausendfach das Echo wiederkehren

Der Lieder, die er sang! Von Ort zu Ort,
Von Blatt zu Blatt laßt seine Sänge tönen
Und gebt sie weiter, immer weiter fort!

Laßt Eure Leser sich an ihn gewöhnen,
Verbreitet, was sein Dichterherz gebar,
Und laßt ihn nicht in Not und Sorgen stöhnen!

Wie Ihr ihn heut' umlärmt, das ist fürwahr
Kein festlich Treiben; eine tolle Mode
Elektrisiert die Jubilantenschar. —

Schreibt Einer heute eine gute Ode,
Gleich stürzt sich auf sie ein Skribentenheer
Und schwätzt den Autor und den Sang zu Tode.

Verleger winken: „Seht, dort zeigt sich wer!"
Und abertausend mütige Federn eilen
Mit vielen tausend Worten, leicht und schwer,

Ihm ihre heil'ge Salbung zu erteilen.
Und feiert gar der Autor dann ein Fest,
So regnet's auf ihn Millionen Zeilen.

Er aber sitzt in einem fernen Nest,
Will seinem Volk sein Allerbestes geben,
Wenn Sorge ihn aus ihren Banden läßt.

Er lauscht umhee, hört, wie sie ihn erheben,
Zum Dichter krönen auf dem Kapitol,
Doch ihm fehlt grad das Nötigste zum Leben.

Dafür berauschen sie sich auf sein Wohl,
Berauschen sich an ihren eignen Worten
Und bauen emsig ihren eignen Kohl. —

So ist es stets gegangen, allerorten!
So geht's auch heut' an Detlevs Jubeltag! —
Umdrängt von Lobesrednern aller Sorten

Steht er vorm Dichterschloß im grünen Hag.

*

Des Eifrers Predigt hat er wohl vernommen,
Er lacht zu der Terzinen Peitschenknall.
Drauf läßt er all die Korybanten kommen —
Und ladet sie zu einem lust'gen Ball
Im Freien ein. „Was soll das Zürnen frommen?
Laissez les faire! Das war ja stets mein Fall!
Spektakelt nur und lärmt zu meinen Ehren,
Der Herr zu Poggfred wird es Euch nicht wehren!

Für alle Gäste, alle Hintersassen
In meinem schönen, grünen Dichterland
Gilt: Lieben, leben und auch leben lassen,
Seit mir der Träume feste Burg erstand.
Aus Poggfreds weiten Hallen ist das Hassen
Und auch das Schelten immerdar verbannt.
Die Weihrauchfässer nur laßt mir bei Seiten,
Sonst mögt Ihr froh zu Euren Tänzen schreiten!"

So ruft er und läßt ruhig um sich toben
Der Korybanten festliches Gebraus.

Den Blick zum weiten Himmel aufgehoben,
Geht er aus ihrer Mitte frei hinaus,
Und als sie dann ihn suchen, unten, oben,
Im Park, im Busch, im weiten Hof und Haus,
Da hat er schon sein stolz Gespann bestiegen —
Seht, wie er hinstürmt, wie die Rosse fliegen!

O. B.

Technische Hochschulen oder Technische Fakultäten?*)

Von Professor C. Kammerer (Charlottenburg).

Amerika kennt keinen Unterschied zwischen Universitäten und Technischen Hochschulen. Beide bestehen dort teils getrennt, teils verbunden; Organisation und grundlegende Anschauungen sind nicht wesentlich verschieden. Diese Gemeinsamkeit ist naturgemäß: denn alle Hochschulen Amerikas sind Erzeugnisse der Gegenwart, in keiner Richtung mit Traditionen und überlieferten Anschauungen belastet.

Nachdem wir gelernt haben, alles Werdende im Licht der Entwicklungslehre zu betrachten, wissen wir recht gut, daß Ergebnisse einer fremden Entwicklung nicht ohne weiteres auf unsere Entwicklung aufgepropft werden dürfen. Es gäbe nichts Verkehrteres, als amerikanische Einrichtungen unverändert auf unser Land übertragen zu wollen, ohne Berücksichtigung der vorausgegangenen Entwicklung, die sich mit Naturnotwendigkeit bei uns vollzogen hat.

Die geplanten und begonnenen Neugründungen von Hochschulen in Bayern und Preußen werden Lebensfähigkeit nur dann erringen, wenn sie eine gesunde Weiterentwicklung des in langer, mühevoller Arbeit Gewordenen darstellen. Es wird daher gerechtfertigt erscheinen, einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Technischen Hochschulen zu werfen.

Die Anfänge der deutschen Technischen Hochschulen fallen in eine seltsame Zeit; als das erste Drittel des 19. Jahrhunderts seinem Ende zuging, konnte es auf eine Zeit höchster Blüte literarisch-ästhetischer Betätigung zurückblicken und gleichzeitig auf eine Zeit äußersten wirtschaftlichen Tiefstandes in Deutschland. Es gab damals wohl einen in mehrhundertjähriger, langsamer Entwicklung herangewachsenen Bergbau und gewerbliche Mühlenbetriebe einfachster Art; aber diese Gewerbe waren isoliert von der Außenwelt, wurden in handwerksmäßiger Ueberlieferung betrieben, beschäftigten nur einen verschwindend kleinen Teil der Bewohner und konnten auf das Wirtschaftsleben des Landes keinen nennenswerten Einfluß ausüben. Anders im Auslande. Während Deutschland in philosophischen Spekulationen sich erging, konstruierten Watt und Stephenson Dampfmaschinen und Eisenbahnen, bauten die französischen Ingenieure ein planmäßiges Netz von Wasserstraßen. Einsichtige Männer in Deutschland erkannten, daß eine wettbewerbsfähige Industrie nur durch Verbreitung technischer Intelligenz gegründet werden könne. Die auf ihre Veranlassung damals ins Leben gerufenen Technischen Schulen waren sehr bescheidene Anfänge. Der Unterricht setzte sich zusammen aus mathematischen Lehrfächern, die von der Universität herübergenommen waren und aus handwerksmäßig betriebener Technologie, die der damaligen empirischen Praxis entnommen war. Außer einigen Männern wie Beuth, die in England gewesen waren und das Wesen der dortigen Technik kennen gelernt hatten, glaubte in Deutschland niemand recht an die Zukunft der Technischen Schulen. Mit den bescheidensten Mitteln ausgestattet, mußten die Schulen aus eigener Kraft sich weiterhelfen. Durch hervorragende Lehrer wurde indessen bald eine selbständige technische Wissenschaft geschaffen, die alles roh Empirische abstreifte und doch nicht außer Acht ließ,

*) Nach einem im fränkisch-oberpfälzischen Bezirksverein deutscher Ingenieure zu Nürnberg gehaltenen Vortrage.

daß die Wurzeln ihrer Kraft einzig und allein in der Anwendung ihrer Ergebnisse auf die Industrie lagen.

*

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war die Selbständigkeit der Technischen Schulen so weit entwickelt, daß ihre Umwandlung in Technische Hochschulen erfolgen konnte. Diese Umwandlung vollzog sich in den drei Jahrzehnten zwischen 1850 und 1880, und zwar zuerst in Dresden und bei den süddeutschen Hochschulen. Eine eigentümliche Entwicklung zeigt die Berliner Hochschule, die aus zwei Wurzeln erwuchs: aus der Bau-Akademie, die schon 1799 gegründet wurde und zwar von vornherein mit Hochschulorganisation, und aus der Gewerbe-Akademie, die als Gewerbeschule 1821 entstand; die Vereinigung beider zur Technischen Hochschule erfolgte erst im Jahre 1879.

Die Umwandlung in Hochschulen entfachte einen regen wissenschaftlichen Eifer, der vorübergehend zu einer etwas einseitigen Betätigung führte. In dem Bestreben, alles Empirische sorgfältig zu vermeiden, ließ man sich dazu verführen, der Deduktion und Abstraktion einen allzu großen Spielraum zu lassen. Die Folge davon war die Aufstellung von Theorien, die nicht auf dem Experiment aber der Erfahrung ruhten und die Anwendung außer Acht ließen. Dies führte naturgemäß vorübergehend zu einer Entfremdung von der Praxis. Das Bedürfnis der Industrie nach Ingenieuren, die nicht einseitig ausgebildet waren, trat aber alsbald als natürliches Gegengewicht gegen diese doktrinäre Strömung auf. Hochschullehrer, die selbst in engem Zusammenhang mit der Industrie tätig waren, traten als Reformatoren auf und nach einigem Widerstreben der Nur-Theoretiker gelang es, die Anpassung der Technischen Hochschulen an die Bedürfnisse der Industrie in vollem Maß wieder herzustellen und durch Vertiefung des konstruktiven Unterrichts, Gründung der Maschinenlaboratorien und Heranziehung von wissenschaftlich und praktisch gleich erfahrenen Lehrkräften Ingenieure so auszubilden, daß sie den scharfen Wettbewerb mit dem Auslande mit Erfolg aufnehmen konnten.

Dieser Rückblick auf die Entwicklung der Technischen Hochschulen läßt deutlich erkennen, daß ihre Lebensfähigkeit einzig und allein auf ihrer Anpassung an das praktische Leben beruht. Sobald sie diese Anpassungsfähigkeit verlieren würden, wäre ihr Schicksal besiegelt. Wie Antäos aus der Erde, saugen sie aus dem praktischen Leben die Kraft zu ihrer Entwicklung und Weiterbildung. Diese Erkenntnis des inneren Wesens der Technischen Hochschulen muß bei jeder Neugründung das Leitmotiv bilden, an dessen Hand alle Maßnahmen zu beurteilen und zu gestalten sind.

Wiederholt waren im Lauf des 19. Jahrhunderts Versuche gemacht worden, technische Lehrfächer dem Universitätsunterricht einzufügen. Diese Versuche konnten aber naturgemäß zu einem weiteren Vordringen technischen Unterrichts in das Universitätsgebiet nicht führen, weil ihre Bestrebungen dem Grundsatz der Universitäten zuwiderliefen, daß die Wissenschaft nicht der Anwendung wegen, sondern um ihrer selbst willen gepflegt werden muß. Zu diesem Grundsatz — der Ausstrahlung des Humanismus — liegt eine gewaltige Kraft. Er hat viele Wissenschaften zur Blüte gebracht, die ohne ihn verkümmert wären und er hat manchen Forscher dazu getrieben, seine Lebensaufgabe an eine Arbeit zu setzen, die nicht ihm, sondern der Nachwelt Früchte reifen ließ. Wie aber bei allem Licht Schatten ist, so hat dieser Grundsatz andrerseits die Entfaltung der technischen Wissenschaften an den Universitäten gehindert. Es hat an den Technischen Hochschulen eine Periode gegeben, wo man ebenfalls glaubte, daß die Anwendung als etwas Sekundäres zu betrachten sei, und daß die technische Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt werden müsse. Die Uebertragung dieses Satzes auf die technischen Wissenschaften bedeutet einen großen Irrtum: bei ihnen muß die Anwendung das unverrückbare Ziel sein. Alles, was nicht unmittelbar zu diesem Ziel führt, darf nur als Hilfsmittel, nicht als Selbstzweck betrachtet werden.

*

Solange der Selbstzweck der Wissenschaften als allein berechtigter Grundsatz auf den Universitäten herrscht, wird es unmöglich sein, daß technische Bildung dort Geltung findet. Würde man zwei Organismen zusammen zwingen, die in ihren Grundlagen einander fremdartig sind, dann würde die Vereinigung im besten Fall eine rein äußerliche sein. Wahrscheinlicher ist es, daß eine derartige, nicht aus natürlicher Entwicklung, sondern künstlich erzwungene Vereinigung zu einer Verkümmerung des jüngeren Teils führt. Verhältnismäßig günstig würde die Sachlage noch dann sein, wenn beide Teile neu gegründet würden, so daß zwei junge Organismen zusammenwachsen könnten. Bei den bisherigen Vorschlägen und Möglichkeiten war die gegebene Sachlage aber immer die, daß eine seit Jahrhunderten bestehende Universität mit einer neu zu gründenden Technischen Hochschule zusammengeschweißt werden sollte: es würde dann immer die Gefahr bestehen, daß die technische Fakultät in die Stellung gedrängt würde, der die Technischen Hochschulen glücklich entgangen sind, nämlich unter die Vormundschaft von Nur-Theoretikern, welche den Rechner als den Herrn und den erfindenden und gestaltenden Konstrukteur als den Diener betrachtet wissen möchten.

Die Vorherrschaft der literarisch-ästhetischen Bildung, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch bestanden hat und im Gymnasium, auf der Universität und in der Staatsverwaltung heute noch unumschränkte Geltung hat, wird unter dem Drang des öffentlichen Lebens voraussichtlich in nicht allzu ferner Zeit einer naturwissenschaftlich-künstlerischen Bildung weichen müssen. Dann erst wird es an der Zeit sein, unsere Hochschulen zu einer universitas literarum et artium zu vereinigen. Eine Generation wird aber wohl erst noch kommen und gehen müssen, ehe dieses Ziel in sichtbare Nähe rückt.

*

Der wesentlichste sachliche Grund, der für eine Vereinigung von Universität und Technischer Hochschule ins Feld geführt wird, wird in ungenügender Ausstattung der Technischen Hochschulen mit Lehrfächern für Allgemeinbildung gefunden. Im Besonderen wird auf die ungenügende Zusammensetzung der an den Technischen Hochschulen bestehenden allgemeinen Abteilungen hingewiesen. Die allgemeinen Abteilungen verfolgen einen doppelten Zweck: sie sollen die Hilfswissenschaften — Mathematik, Physik, Mechanik, Volkswirtschaftslehre — lehren und außerdem Allgemeinbildung vermitteln. Ursprünglich war geplant, das Studium in zwei Perioden zu zerlegen, von denen die erste der Allgemeinbildung und den Hilfswissenschaften, die zweite dem Fachstudium gewidmet sein sollte.

Wie indessen bei dem medizinischen Studium der Umfang sich so erweitert hat, daß das Fachstudium von allen Studienjahren Besitz ergriffen hat, so ist auch bei dem technischen Studium der ursprüngliche Plan längst durchbrochen worden. Die Hilfswissenschaften sind natürlich geblieben, aber die allgemein bildenden Fächer haben — soweit sie nicht dem technischen Studium verwandt sind — dem letzteren weichen müssen. Solche verwandte Fächer, deren Pflege an Technischen Hochschulen durchaus zu fordern ist, sind: Kunstgeschichte, Kulturgeschichte und Volkswirtschaft. Kunstgeschichte ist ein bedeutungsvolles Element der Architektur an allen Technischen Hochschulen und wird dort unter besonderer Betonung des künstlerisch Konstruktiven unter umfangreicher Verwendung von Anschauungsmaterial gelehrt, während manche kleinere Universität überhaupt keinen Ordinarius für Kunstgeschichte hat und manche größere Universität nicht einmal einen Projektionsapparat für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen besitzt. Dringend erwünscht wäre die Pflege der Kulturgeschichte,

Digitized by Google

für sie gibt es aber an den wenigsten Universitäten eine Lehrkanzel. Kulturgeschichte wird zudem auf technischem Boden natürlicher gedeihen als auf literarisch-historischem. Volkswirtschaftslehre wird an fast allen Technischen Hochschulen gelehrt, es ist ein längst empfundenes Bedürfnis, für dieses Fach mit großen Mitteln Lehrkräfte zu gewinnen, die aus eigener Erfahrung und verantwortlicher Tätigkeit das wirtschaftliche Leben kennen gelernt haben und daher befähigt sind, Volkswirtschaft nicht einseitig theoretisch, sondern wissenschaftlich und praktisch den Hörern Technischer Hochschulen so vorzutragen, wie sie es für die verantwortungsvolle Ausübung des Ingenieurberufes brauchen. In den genannten drei allgemein bildenden Fächern würde eine Angliederung der Technischen Hochschulen an die Universitäten für die ersteren kaum etwas bedeuten, hier müssen sie aus eigener Kraft sich helfen.

Ein anderes wäre es bei denjenigen allgemeinbildenden Fächern, welche sich mit Philosophie und Literatur befassen. Aber hier wird es bei dem Techniker so gut wie bei dem Mediziner heißen müssen: Ultra posse nemo obligatur. Für die übergroße Mehrheit, welche nur vier Jahre an ihr Studium wenden kann, ist ein solches Ideal allgemeiner Bildung unerreichbar, sie sind durch Hilfswissenschaften und Fachwissenschaften ohnehin überlastet. Die ganz kleine Zahl von Studierenden aber, denen ein fünftes Studienjahr erlaubt ist, möge dieses Jahr der Universität widmen und aus dem Reichtum ihrer philosophischen Fakultät schöpfen, was ihren Wissensdurst befriedigt.

Wirkliche Allgemeinbildung wird übrigens wohl zum geringsten Teil während des Studiums, zum größten Teil aber erst im Leben erworben: nur der Philister schließt das Lernen mit dem Verlassen der Hochschule ab.

•

Als weiterer sachlicher Beweggrund für die Angliederung der Technischen Hochschulen an die Universitäten wird die gemeinsame Verwendung der Hilfswissenschaften — Mathematik, Mechanik und Physik — hervorgehoben. Dieser Grund ist nur vom finanziellen Standpunkte aus und nur scheinbar ein schwerwiegender, in Wirklichkeit aber ein unberechtigter. Ursprünglich wurden diese Wissenschaften in gleichartiger Fassung an Universitäten und Technischen Hochschulen vorgetragen, dies hat sich aber seit langem geändert, abgesehen von einigen wenigen Technischen Hochschulen mit besonderer Organisation.

Aus diesen Ueberlegungen geht hervor, daß ein Rückschritt eintreten würde, wenn man die sehr weit vorgeschrittene Anpassung der Hilfswissenschaften an die Fachwissenschaften dadurch zum Stillstand bringen würde, daß man die Vorlesungen der philosophischen Fakultät, die doch im wesentlichen für Lehramtskandidaten berechnet sind, für den Ingenieurunterricht verwenden würde. Die auf solche Weise erzielte Ersparnis von einigen Lehrkräften würde voraussichtlich durch eine starke Verminderung der Leistung und der Besucherzahl erkauft werden.

Die Unterrichtserfolge der Technischen Hochschulen sind hauptsächlich darin begründet, daß der Unterricht zum geringsten Teil an eine versammelte Hörerschaft, zum größten Teil an den einzelnen erteilt wird. Die Vorlesungen sind das Nebensächliche, der Konstruktions- und Laboratoriumsunterricht das eigentliche Ziel.

Zieht man aus dieser Eigenart des technischen Unterrichts die Folgerungen, so ergibt sich als wesentliches Bedürfnis: umfangreiche Konstruktionssäle und Laboratorien. Erstere sind naturgemäß an bestehenden Universitäten nicht vorhanden, wohl aber Laboratorien. Es wird nun vielfach als sachlicher Grund für die Angliederung an Universitäten die Ersparnis der Ausgaben für Laboratorien geltend gemacht, da die vorhandenen Laboratorien der Universitäten für den technischen Unterricht ausgestattet werden könnten.

Bei genauerem Zusehen zeigt sich indessen, daß auch diese Ersparnis eine scheinbare ist. Die Laboratorien, welche den Unterricht der Technischen Hochschulen in den letzten Jahren so erfolgreich gefördert haben, ziehen den Maschinenbetrieb, die Elektrotechnik, die Festigkeitslehre und den Wasserbau in den Bereich ihrer Untersuchung. Im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Laboratorien der Universitäten arbeiten sie mit Versuchseinrichtungen in großen Abmessungen, um der Wirklichkeit des Maschinenbetriebes möglichst nahe zu kommen. Sie müssen daher an bestehenden Universitäten ebenso gut neu geschaffen werden, wie an neu zu gründenden Hochschulen. Von dem Vorhandenen würden einzig und allein die Laboratorien für Chemie und Physik verwendbar sein. Aber auch diese müßten völlig umgestaltet werden: sie müßten eine weit größere Zahl von Arbeitsplätzen erhalten und sie müßten die technische Anwendung in ihren Bereich ziehen. Vorhandene chemische Institute könnten nur für den Unterricht im ersten Studienjahr verwendet werden, nicht aber für die technische Chemie. Diese erfordert Laboratorien mit Maschinenausrüstung, sowie photochemische, elektrotechnische und metallurgische Laboratorien. Die für solche Umgestaltung und Ergänzung erforderlichen Summen würden kaum hinter den für Neuanlagen erforderlichen zurückstehen, wenn nicht völlig ungenügendes Flickwerk entstehen soll.

Nicht viel anders verhält es sich bei der Bibliothek. Das, was für den technischen Unterricht an Zeitschriften und Einzelwerken erforderlich ist, muß in jedem Fall neu beschafft werden; von dem Vorhandenen kommen nur Werke aus dem Gebiete der Mathematik, der Physik und Chemie, sowie der Geologie und Mineralogie in Betracht.

Die Eigenart des technischen Unterrichts, die ganz besonders in dem letzten Jahrzehnt zum Durchbruch gekommen ist, verlangt Unterrichtsmittel, die mit denjenigen des Universitätsunterrichts nur wenig Gemeinsames haben. Es wäre daher ein verhängnisvoller Irrweg, wenn man die Angliederung des technischen Unterrichts an bestehende Universitäten nicht aus ideellen Gründen, sondern nur darum vornehmen wollte, um einige Ersparnisse zu erzielen. Diese vermeintlichen Ersparnisse würden in Wirklichkeit auf die laufenden Ausgaben für einige doch unzureichende Professuren mit den zugehörigen sachlichen Ausgaben zusammenschrumpfen. Entscheidungen von so zukunftsschweren Folgen für die Wohlfahrt des Landes dürfen überhaupt nicht von engherzigen Finanzrücksichten aus getroffen werden: die Erfahrung eines halben Jahrhunderts hat unwiderleglich gezeigt, daß die auf die Technischen Hochschulen Deutschlands verwendeten Summen ein Kapital waren, das dem Land tausendfache Rente gebracht hat. Wenn es hierzu überhaupt einer Aeußerung bedarf, so möge ein Urteil angeführt werden, welches vor einem Jahre in einem Lande gefällt wurde, das wirtschaftlichen Dingen volles Verständnis entgegenbringt. Lord Rosebery übermittelte dem Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsrates in einem Schreiben den Plan zur Errichtung einer Technischen Hochschule in London mit einem Aufwand von 10 Millionen Mark nach Art der Charlottenburger Hochschule. Rosebery sagte darin, es sei beinahe schimpflich, daß fähige ehrgeizige junge Engländer, die bestrebt seien, sich die vollendete technische Schulung anzueignen, gezwungen seien, Hochschulen der Vereinigten Staaten oder Deutschlands aufzusuchen. Verschiedene englische Industrien hätten gelitten und litten noch darunter, daß England es unterlassen habe, für einen fortgeschrittenen Unterricht in den technischen Wissenschaften und für Erleichterung selbständiger Forschungen zu sorgen. Das vollendetste Muster solcher Vorsorge seien die Technischen Hochschulen Deutschlands, welchen der bemerkenswerte Erfolg der großen Industrie in Deutschland zu beträchtlichem Teil zu verdanken sei.

*

Die Denkschrift der Universität Erlangen enthält den Satz: „Zur Zeit müssen von den Studierenden der theologischen und juristischen Fakultät Vorlesungen aus dem Gebiete der philosophischen gehört werden; ihnen wären solche aus dem Gebiete der Technik gleich zu rechnen und dahin zu wirken, daß einer oder mehrere der Dozenten eine entsprechende Vorlesung hielten.“ Es ist hocherfreulich, daß durch diese Kundgebung gerade von seiten derjenigen Fa-

kultäten ein Anschluß an die Technik und damit an das praktische Leben gesucht wird, die diesen bisher am fernsten standen. Versuche mit solchen Vorlesungen sind auch bereits in Göttingen und Berlin gemacht worden: der Besuch dieser Vorlesung von Studierenden aus der theologischen und der juristischen Fakultät ist aber so verschwindend gering, daß von einem Erfolg bislang nicht gesprochen werden kann. Wenn man bedenkt, daß der technische Unterricht seine Erfolge ausschließlich auf seine konstruktiven und experimentellen Uebungen gründet, so wird man ohne weiteres erkennen, daß eine Vorlesung ohne Uebungen nicht einmal den Techniker, geschweige denn den Juristen oder Theologen ernstlich fördern kann; sie wird die letzteren in das Wesen der Technik so wenig einführen können, als etwa das Anhören einer populär-medizinischen Vorlesung den Hörer zu einem Urteil in medizinischen Dingen befähigen wird. Solcher Elementarunterricht führt nur allzu leicht zur Oberflächlichkeit und zu der Meinung, Dinge beurteilen zu können, die nur der gründliche Sachkenner beherrschen kann.

Wenn man den zukünftigen Verwaltungsbeamten mit dem praktischen Leben in Zusammenhang bringen will, dann trenne man seinen Studiengang von dem rein juristischen und mache ihn mit praktischer Volkswirtschaft so vertraut, daß er ein oder zwei Jahre im Dienste der Industrie oder des Handels tätig sein kann: die Kenntnis des wirklichen Lebens wird sich dann von selbst einstellen. Womöglich gebe man ihm Gelegenheit, seine praktische Tätigkeit im Auslande auszuüben; freilich müßte dann die Mittelschule ihm eine bessere Beherrschung moderner Sprachen auf den Weg geben, als die jetzige es tut, die fast die Hälfte ihrer Unterrichtszeit auf die toten Sprachen verwendet, von der künstlerischen Kultur der Antike aber sowohl wie der späteren Zeit so gut wie nichts übermittelt.

Ein bisher nicht genannter Grund für die Angliederung könnte etwa darin gefunden werden, daß eine vereinigte Hochschule durch entsprechende Aenderung in der Verteilung des Raumes und der Mittel auf die Fakultäten den Schwankungen in dem Bedürfnis der einzelnen Berufe sich besser anpassen könnte, als getrennte Hochschulen. Im besonderen wird von hochstehenden Ingenieuren der Praxis die gegenwärtige Ueberproduktion von Technikern geltend gemacht, die für die nächste Zeit zu einer Verringerung der Frequenz der Technischen Hochschulen führen müsse.

Derartige Bedenken treten unter dem Eindruck der Tagesereignisse naturgemäß in jeder Periode des Tiefstandes auf, obwohl in den Zeiten des Hochstandes erfahrungsmäßig stets ein Mangel an technischen Kräften bemerkbar wird. Ein dauernder Stillstand in der Technik wird in den nächsten Jahrzehnten aber schon darum nicht eintreten, weil fast alle Gebiete in starker Entwicklung begriffen sind.

Wenn man aber selbst voraussetzt, daß alle diese Entwicklungen den Bedarf an Konstrukteuren und den an Betriebsingenieuren nur mäßig steigern werden, so erschließt sich doch ein bisher fast unbearbeitetes Gebiet, nämlich das der technischen Verwaltung. Die Vereinigung einzelner Werke zu Werkverbänden erfordert dringend verwaltungstechnisch ausgebildete Ingenieure, die neben der rein technischen Ausbildung über ausreichende Kenntnis der Volkswirtschaft, der Staats- und Handelswissenschaften verfügen. Ein weiteres Bedürfnis nach Verwaltungsingenieuren wird in den großen Städten auftreten, deren Etat mehr und mehr aus Ausgaben für technische Anlagen sich zusammensetzt. Selbst solche Gebiete, die scheinbar der Technik fernliegen, wie Steuerveranlagung, Stadterweiterung und kommunale Finanzpolitik können mit weit größerer Voraussicht bearbeitet werden, wenn technisch gebildete Verwaltungsbeamte zur Verfügung stehen. Freilich, der einseitige Techniker, der sich auf ein enges Sondergebiet beschränkt, eignet sich nicht, sondern nur der besonders für seinen Beruf ausgebildete Verwaltungsingenieur. Eine Unterrichtsorganisation dieser Art gibt es vorerst nur in Charlottenburg; es ist aber zu erwarten, daß andere Hochschulen nachfolgen werden, wenn die Kenntnis dieser Organisation in weitere Kreise des praktischen Lebens vorgedrungen sein wird.

Die Technischen Hochschulen werden also keineswegs nur den Nachwuchs an leitenden Ingenieuren zu liefern haben, sie müssen sich vielmehr darauf vorbereiten, Kräfte für das öffentliche Leben auszubilden.

•

Daß die technischen Wissenschaften zu wenig nach der theoretischen Seite hin entwickelt seien, wird heute kaum behauptet werden. Weit eher wird man den akademisch gebildeten Ingenieuren den Vorwurf machen können, daß sie zu wenig nach der wirtschaftlichen Seite hin ausgebildet sind. Es liegt daher das Bedürfnis vor, die Hochschulen noch enger mit dem rastlosen praktischen Leben in Berührung zu bringen, aus dem sie von jeher ihre Kraft gesogen haben. Als bestes Mittel hierfür hat sich Heranziehung von Lehrkräften aus leitenden Stellungen großer Werke erwiesen und außerdem Ausübung einer konstruktiven und experimentellen Praxis von seiten der Lehrer in stetem Zusammenarbeiten mit der Industrie.

Als besonderer Wunsch für die Zukunft muß es bezeichnet werden, daß hervorragende Ingenieure neben ihrer praktischen Arbeit eine Lehrtätigkeit honoris causa ausüben möchten, um den Studierenden den reichen Schatz ihrer Lebenserfahrungen zugänglich zu machen und sie in die Weltwirtschaft einzuführen. Solches „Borgsystem", wie es von anderer Seite genannt wurde, würde dem technischen Unterricht eine erwünschte Förderung bedeuten.

Es ist mehrfach behauptet worden, daß es unwesentlich sei, ob eine Technische Hochschule in einer Industriegegend gelegen sei oder nicht; es ist auch versucht worden, durch Frequenzzahlen den Nachweis hierfür zu führen. Es ist dabei aber zu bedenken, daß die Frequenz von sehr vielen anderen Einflüssen abhängig ist und daher nicht ohne weiteres als Maßstab aufgestellt werden darf. Beispielsweise wird in Aachen der günstige Einfluß der industriellen Lage ausgeglichen durch die ungünstigen Einflüsse der Lage dicht an der Grenze und durch teure Lebenshaltung. Darmstadt und Karlsruhe liegen zwar nicht unmittelbar in Industriegegenden, haben solche aber in leicht erreichbarer Nachbarschaft und erfreuen sich als einzige Hochschulen der betreffenden Bundesstaaten naturgemäß eines großen Besuches von Landesangehörigen. Es wäre aber auch eine irrige Voraussetzung, wenn man den Vorteil der Industrielage lediglich in der Erleichterung der Exkursionen suchen würde. Weit wertvoller sind die persönlichen Beziehungen, die sich zwischen den Studierenden und den jungen Ingenieuren anknüpfen, welche ehemalige Angehörige der Hochschule waren.

Die wünschenswerte Ausübung einer Praxis von seiten der Lehrer wird ohne Zweifel viel leichter angebahnt und erhalten, wenn die Lehrer häufig Gelegenheit haben, mit ihren Fachgenossen in wissenschaftlichen Vereinen und anderwärts zusammenzutreffen. Und nicht zum mindesten ist der wohltätige Einfluß zu nennen, den das Vorbild der unermüdlich tätigen Industrie auf den Studierenden ausübt und der ihn zu der Erkenntnis bringt, daß es innere Freiheit nur für den gibt, der sie durch die Tat erringt.

Nur eine stetige, nicht eine sprunghafte Entwicklung kann einen gesunden Verlauf nehmen.

Würde man jetzt — in schroffem Gegensatz zu aller bisherigen Entwicklung — plötzlich eine technische Fakultät an eine seit langem bestehende Universität angliedern, dann würde dieser Sprung sicherlich zu einem Mißerfolg führen schon darum, weil er die Stetigkeit der Entwicklung zerreißt. Noch sind die Gegensätze im inneren Gefüge der beiden Organismen zu groß, um durch Vereinigung allein ausgeglichen werden zu können.

Richtiger erscheint es darum, alles Sprunghafte zu vermeiden und für eine spätere Vereinigung vorerst die Bahn frei zu machen. Dies könnte dadurch geschehen, daß man eine gewisse Freizügigkeit für Studierende zwischen Universität und Technischer Hochschule herstellt.

Der erste Schritt hierzu könnte dadurch gemacht werden, daß man besondere naturwissenschaftliche Sektionen sowohl an den Universitäten, wie an den Technischen Hoch-

Digitized by Google

schulen einrichtet, zu dem Zweck der Ausbildung von Lehrern der Mittelschulen.

Die Lehramtskandidaten könnten dann einen Teil ihrer Studien an der Universität, den anderen an der Technischen Hochschule verbringen und würden auf der ersteren mit der Biologie, auf der letzteren mit der technischen Anwendung sich vertraut machen. Durch das Hin- und Herströmen von Studierenden und Lehrern würde dann bald ein gegenseitiges Verstehen und ein innerer Ausgleich zwanglos herbeigeführt werden. Ueber die Bedeutung solcher vielseitigen Ausbildung der Lehrer wird sich jeder klar sein, der die Ueberzeugung hegt, daß unsere zukünftige Mittelschule in der Naturwissenschaft ihr festestes Fundament finden wird.

Einen weiteren Schritt würde die Einrichtung einer besonderen Verwaltungssektion an beiden Hochschulen bilden, wobei an der Universität das staats- und volkswirtschaftliche Fachstudium auf eine rechtswissenschaftliche, bei der Technischen Hochschule auf eine technisch-wissenschaftliche Grundlage aufgebaut werden könnte. Würde auch hier weitgehende Freizügigkeit geschaffen werden, so könnten aus den Studierenden solcher Sektionen Männer erwachsen, welche die jetzt allenthalben im öffentlichen Leben mangelnde Sachkenntnis besitzen und Entscheidungen nicht auf Grund irgend welcher parteipolitischen Prinzipien, sondern aus rein sachlichen Motiven treffen würden. Das Gefüge von Universitäten und Technischen Hochschulen aber würde bei solchem Vorgehen unvermerkt und stetig ein so gleichartiges werden, daß die schließliche Vereinigung den einfachen Abschluß einer stetigen Entwicklung darstellen würde.

Bis dahin aber liegt noch ein weiter und steiler Weg vor uns, versperrt durch die Schranken überlieferter Traditionen und Vorurteile. Solange die Bahn nicht frei gegeben ist, lasse man den Technischen Hochschulen ihre Freiheit. Sie sind wahrhaftig nicht im Treibhaus, sondern unbeschützt und unbehütet in Wind und Wetter herangewachsen und sind darum stark und wetterfest geworden. Für die schwere Arbeit, die noch vor ihnen liegt, brauchen sie erst recht Freiheit, damit ihre Eigenart echt und unvermischt zum Durchbruch komme zu Nutz und Ehren unseres deutschen Vaterlandes.

Bücher und Zeitschriften.

Berliner Klassikertexte, herausgegeben von der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin. Heft I. Didymos, Kommentar zu Demosthenes (Papyrus 9780), nebst Wörterbuch zu Demosthenes' Aristokratea (Papyrus 5008), bearbeitet von H. Diels und W. Schubart, mit zwei Lichtdrucktafeln. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904.

Nachdem bisher die schönsten, dem ägyptischen Boden abgewonnenen litterarischen Papyri nach Frankreich und England gekommen sind, tritt nun in der neuesten Zeit Deutschland, das sich so lange mit nüchternen Urkunden begnügen mußte, durch seine wichtigen Erwerbungen in den Vordergrund. Die in Abusir gefundene Timotheos-Rolle, die uns ein schönes Beispiel einer bis dahin fehlenden altgriechischen Literaturgattung zurückgab, machte den Anfang. Heute, nach anderthalb Jahren, haben wir von dem Didymos-Papyrus zu berichten, und schon wird angekündigt, daß in nicht langer Zeit die umfänglichen Reste des von Stoiker Hierokles verfaßten Leitfadens der Moral und ein langer anonymer Kommentar zum Theaitetos des Platon folgen werden. Die vorliegende Ausgabe nun enthält den größten Teil einer kleinen Rolle, 15 Kolumnen. Die Erhaltung ist durchschnittlich gut, oft liest man lange Strecken ohne Lücke. Der Anfang der Rolle ist verloren, am Schlusse aber steht die Unterschrift, die ins Deutsche übersetzt also lautet: „Didymos. Ueber die 28 (politischen Reden) des Demosthenes, Philippische Reden, 3. Band." Didymos, der letzte der großen alexandrinischen Philologen, hatte eine umfängliche Demosthenes-Erklärung verfaßt, die indessen keine fortlaufende Auslegung darstellte, sondern nur an den wichtigeren und merkwürdigeren Stellen Halt machte, indem zuerst der Text des Demosthenes, dann die Exegese gegeben wurde. Dieses große Erläuterungswerk, von dem man früher kaum zwei Dutzend kurzer Bruchstücke besaß, war nach den Gruppen der Reden des Demosthenes in viele Abteilungen und Unterabteilungen zerlegt. Die erste Abteilung umfaßte, wie H. Diels einleuchtend ausführt, die 28 politischen Reden; die erste Unterabteilung bildeten die 12 Philippischen Reden und diese wiederum zerfiel in drei Bände, von denen der dritte in seinem größeren Teil in dem Berliner Papyrus vorliegt, die Erklärungen zur 9. bis 12. Philippika enthaltend. Der neue Text bringt uns vor allem die überraschende Belehrung, daß Didymos, den man nach den früheren Resten mehr für einen grammatischen Wortgelehrten hielt, sich im Gegenteil mit Vorliebe mit der sachlichen Auslegung befaßte, indem er die reichen Sammlungen der früheren alexandrinischen Gelehrten zu Grunde legte. So bietet denn sein Papyrus eine große Anzahl von unbekannten Stellen griechischer Geschichtschreiber, wobei meist der volle Wortlaut mitgeteilt wird, neue Komikerverse treten auf, hier und da wird auch ein älterer alexandrinischer Dichter angeführt, eine sprichwörtliche Redensart findet eine lange, lehrreiche Erklärung, kurz, griechische Geschichte und Literatur des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. wird um manchen Zug erweitert. Es bildet darum dieser Fund ein zwar lange nicht gleichwertiges, aber dennoch vollkommenes Gegenstück zu dem Papyrus, der die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener enthält. Er ist nun in vortrefflicher, vorbildlicher Weise herausgegeben worden. Wir danken der Berliner Generalverwaltung, daß sie von nun an ihre literarischen Papyri in solch vornehmer, gewissenhaft angefertigter Sammlung vorlegt, und wünschen, daß die Ausgaben sich rasch folgen mögen und daß noch manche schöne Erwerbung in Aegypten gemacht werde.

γ.

Kopfschmerz. Von A. Seeligmüller. Med. Volksbibliothek. II. Berlin. 1903. Oskar Coblentz.

Eine Monographie des Kopfschmerzes für Laien zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Dem Verfasser ist es gelungen, das schwierige Kapitel in populärer Weise zu besprechen. Er bespricht die zahllosen Arten und Entstehungsursachen des Kopfschmerzes und schließt mit den Worten, daß ein Universalmittel nicht existiert, daß der Arzt, und nur dieser, heilen kann, wenn er die Ursachen ermittelt hat. Derselben sind viele: unregelmäßige Lebensweise, Heredität, Ueberanstrengung der Augen, Exzesse im Gebrauche der Genußmittel, unrichtige (zu enge) Kleidung, Krankheiten des Ohres und der Nase et tutti quanti.

m.

*

Allgemeine Rundschau.

Der Ursprung des Schmuckes.

M. Der zu früh verstorbene Münchener Gelehrte, Professor Emil Selenka, hat in seiner ausgezeichneten Schrift „Der Schmuck des Menschen" (Berlin 1900) den Schmuck als eine Kundgebung mittelst Zierates, eine Art bildlicher Mitteilung, als eine Bildersprache charakterisiert. Warum schmückt sich also der Mensch? Der Schmuck bedeutet eine Forderung für den Geschmückten und eine im gleichen Sinne wirkende symbolische Darstellung für den Beobachter. Ist der Schmuck dem Körper richtig angepaßt, so ist er in erster Linie Körpersymbol, d. h. ein Sinnbild körperlicher Vorzüge. Selenkas Erklärung des Ursprungs des Schmuckes ist also eine symbolisch-ästhetische. Zu ganz anderen Schlüssen kommt in einem vor kurzem in dem Londoner Anthropologischen Institut gehaltenen Vortrage der bekannte englische Archäologe Professor William Ridgeway, über dessen gelehrtes und originelles, aber vielfach bekämpftes Buch „The early age of Greece" ich an dieser Stelle (Beilage vom 9. November 1901) ausführlich berichtet habe. Ich gebe im folgenden nur das dem „Athenaeum" entnommene Referat über Ridgeways hoch-

interessanten Vortrag und überlasse Aesthetikern, Anthropologen und Ethnographen von Fach, sich darüber zu äußern. Im Gegensatz zu den bekannten Theorien über den Ursprung des Schmuckes — das englische Wort „Jewellery" ist ein engerer Begriff als unser weiteres Wort Schmuck; Ridgeway spricht von Schmuck im engeren Sinne = Kostbarkeit zum Anhängen — schließt der englische Gelehrte die Aesthetik als ursprüngliche Ursache aus. Die Magie ist nach ihm das älteste bewegende Moment, der Schmuck war zuerst ein Amulet, um Uebel abzulenken. Selbstverständlich ist in sehr früher Zeit das ästhetische hinzugekommen. Der primitivste Schmuck bestand in Steinen, Wurzeln, Muscheln, Zähnen, Knochen, später erst in Kristallen und Metallen. Wurzeln, auch Samenkörner und Muscheln sind in allen Erdteilen getragen worden, während Knochen in Afrika so wertvoll sind, daß die Eingeborenen Imitationen kaufen, wenn die wirklichen Knochen fehlen. Die Eingeborenen sind des Glaubens, daß wenn sie einen Teil eines tapferen Tieres tragen, seine Tapferkeit auf sie übergeht. In gleicher Weise hat bekanntlich Sal. Reinach die prähistorischen Tiergraffiti in den französisch-spanischen Höhlen erklärt: das Tier wurde verzehrt, damit seine Eigenschaften auf den Esser übergehen; es wurde in den zu magischem Dienst bestimmten Höhlen abgebildet, damit es sich zum Nutzen des Menschen vermehre. Aus diesen Gründen tragen die eingeborenen Indier die Barthaare der erlegten Tiger mit Vorliebe. (Was jetzt bewußt Jagdtrophäe ist, wurde früher aus magischen Gründen getragen: die Adlerfeder, das Gehörn des flinken Bergwildes; noch jetzt trägt der Jäger gern etwas von Tieren, deren Stärke, Mut, Raschheit oder Klugheit er bewundert; von einer Schlangenhaut läßt er sich höchstens eine Brieftasche machen.) — In Afrika und Australien wird der Kristall als Regenmacher getragen, nicht ursprünglich zum Schmuck, und in Griechenland diente er zum Anzünden des Opferfeuers. Die babylonischen Zylinder, die mykenäischen Gemmen und die ägyptischen Scarabäen wurzeln ebenfalls in der sympathetischen Magie, als Siegel wurden sie erst später benützt. Zuerst wurden sie als Amulette getragen, und ihre Zeichnung oder Aufschrift muß oftmals die magischen Eigenschaften steigern. Der „Abraxas" findet sich auf gnostischen Gemmen, und auf Amethysten, einem Stein, der schon an und für sich gegen Trunkenheit schützen soll, ist oft Dionysos abgebildet. Von den Metallen waren magnetisches Eisen und Hämatit besonders geschätzt, da ihre Anziehungskraft den natürlichen Glauben erregte, daß Geister ihnen innewohnten (die russischen Soldaten glauben, daß die Japaner solche Amulette besitzen, siehe Feuilleton der Allgemeinen Zeitung vom 21. Mai). Bernstein war ursprünglich auch deswegen, nicht wegen seiner Schönheit, geschätzt. Als man zuerst Gold fand, galten nur die Klümpchen etwas, die wie Steine aneinander gereiht und als schützende Halsbänder getragen werden konnten. Die Koralle war und ist ein Amulett für den Seefahrer und zu Pulver geriebener Korallenstaub ein mächtiges Schutzmittel gegen Kornrost. Professor Ridgeway ist der festen Ueberzeugung, daß Schmuck ursprünglich nur zu magischen Zwecken getragen wurde und daß die Träger erst in späteren Zeiten von ästhetischen Gründen sich beeinflussen ließen. Sein Vortrag war durch reiches Anschauungsmaterial unterstützt.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein neuer Schwindsuchts-Bazillus? Wie das Berliner Tageblatt meldet, hat der bekannte deutsche Gelehrte Otto v. Schrön, Professor an der Universität Neapel, einen Bazillus der Lungenschwindsucht entdeckt, der von demjenigen der Tuberkulose durchaus verschieden sein soll. (Man wird berechtigt sein, der Nachricht in dieser Fassung mit Zurückhaltung zu begegnen.)

C. K. Ueber die Ergebnisse der schottischen Südpolar-Expedition spricht sich ein soeben eingetroffener Brief von dem Führer der Expedition, W. S. Bruce, folgendermaßen aus: „Wir haben die äußerste Südostecke des Weddell-Meeres erreicht und entdeckten dort eine gewaltige Eisbarriere, die zum antarktischen Kontinent gehört. Wir sind 215 englische Meilen weiter nach Süden vorgedrungen als im vorigen Jahre, und 180 Meilen weiter als Roß in diesem Teil der Antarktis. Wir wurden hier bei 74 Grad südlicher Breite und 73 Grad westlicher Länge eingeschlossen und waren vom 7. bis zum 13. März eingefroren; als wir zufällig frei wurden, hielt ich es daher für das Klügste, keinen Versuch zu machen, weiter nach Süden und Westen vorzudringen, sondern während des schlechten Wetters programmgemäß nach Nordosten weiter zu fahren. Wir stellten von hier bis zur Gough-Insel und von der Gough-Insel zum Kap Lotungen an, was eine wesentliche Aenderung der Karte des Südatlantischen Ozeans zur Folge haben wird; denn dort, wo man besonders tiefes Wasser erwartet, fanden wir verhältnismäßig seichte Stellen."

* Akademisches Vereinswesen. Vom 20. bis 24. Mai fand in Weimar der 7. Kartelltag des „Weimarer Kartellverbandes Neuphilologischer Vereine Deutscher Hochschulen" statt. Er gestaltete sich besonders festlich dadurch, daß mit ihm die Feier des 25jährigen Bestehens des am 28. Juli 1879 gegründeten Verbandes verknüpft wurde. Vertreten waren die akademisch-neuphilologischen Vereine Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Greifswald, Frankonia-Halle, Leipzig, Marburg, München, Guestphalia-Münster. Die Leitung lag in Händen des derzeitigen Vorortes Halle. Nachdem am 21. Mai die Beratungen begonnen hatten, fand am Abend der Festkommers statt. Wegen der Landestrauer in Weimar mußte er nach Erfurt verlegt werden, wo er unter zahlreicher Beteiligung von alten Herren sowie von Aktiven des benachbarten Vereine einen feuchtfröhlichen Verlauf nahm. Am folgenden Morgen unternahmen die Vertreter eine Wagenauffahrt in Wichs durch Weimar, an die sich ein Festessen im „Sächsischen Hof" anschloß. Während des Essens wurde die zum Stiftungsfest erschienene Festschrift „Der Weimarer Kartellverband" verteilt. Sie enthält einen kurzen Abriß der Geschichte des deutschen Studententums, einen Ueberblick über die Entwicklung der neueren Philologie, die Geschichte des Kartellverbandes und die Chroniken der einzelnen Vereine. Am 23. Mai wurde ein Ausflug nach Jena gemacht; am folgenden Tage erreichte mit dem Schluß der Beratungen auch der Kartelltag sein Ende.

* Der Termin für die Abhaltung des Juristentages in Innsbruck wurde definitiv auf die Zeit vom 10. bis einschließlich 13. September festgesetzt. Am 9. September gibt der Ortsausschuß einen Begrüßungsabend in den Stadtsälen. Anmeldungen zum Besuche des Juristentages sind unter Einsendung des Betrages von 10 Kr. 65 H. = 9 Mark an den Ortsausschuß des 27. Deutschen Juristentages in Innsbruck zu richten.

Hochschulnachrichten.

C. H. München. Das Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten beabsichtigt zu Beginn der diesjährigen Hauptferien in München einen archäalagischen Ferienkurs für Gymnasiallehrer zu veranstalten. Dieser wird unter Leitung von Professor Dr. Furtwängler sowie unter Mitwirkung des Direktors der Zentralgemäldegalerie Geheimen Rates Dr. v. Reber, des Gymnasialrektors Dr. Ohlenschlager, des Konservators des Münzkabinetts Dr. Riggauer, des Privatdozenten Dr. Frhrn. v. Bissing und des Assistenten am Antiquarium Dr. Curtius in den Tagen vom 15. bis 21. Juli d. J. abgehalten werden. An dem Kurse kann eine größere Anzahl von Lehrern bayerischer Unterrichtsanstalten teilnehmen; Gesuche um Zulassung sind bis spätestens 20. Juni beim Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten einzureichen. Einer beschränkten Anzahl auswärtiger Teilnehmer kann die Gewährung mäßiger Zuschüsse aus Staatsfonds zur Deckung der Reise- und Aufenthaltskosten in Aussicht gestellt werden; es ist im Zulassungsgesuch ausdrücklich zu bemerken, ob um die Zulassung auch ohne Stipendium nachgesucht wird.

* **Bonn.** Seinen 70. Geburtstag feierte am 3. Juni der hiesige Professor der Dermatologie und Leiter der hiesigen Universitätsklinik für Frauenkrankheiten Dr. J. Doutrelepont. Doutrelepont ist zu Malmedy geboren und gehört seit 1863, dem Jahre seiner Habilitation als Privatdozent, dem Lehrkörper der Rheinischen Hochschule an. Seine Tätigkeit war insbesondere dem Studium der Tuberkulose, der Syphilis und des Krebses gewidmet.

* **Halle.** Der verdienstvolle Leiter des Chemischen Instituts und Vertreter der allgemeinen Chemie an der hiesigen Universität Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Jakob Volhard, Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, feiert am 4. Juni seinen 70. Geburtstag. Professor Volhard wirkt seit vier Jahrzehnten als akademischer Lehrer. Geboren wurde er am 4. Juni 1834 zu Darmstadt.

* **Berlin.** Heute feiert der bekannte Botaniker der hiesigen Universität Professor Dr. P. Aschersón den 70. Geburtstag. Professor Aschersón hat sich besonders durch Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzengeographie einen geachteten Namen gemacht.

* **Breslau.** Die katholisch-theologische Fakultät hiesiger Universität hat dem Weihbischof Heinrich Marx den theologischen Doktorgrad honoris causa verliehen.

hc. Der Assistenzarzt von Professor v. Strümpell in der medizinischen Klinik, Dr. med. Eduard Müller, hat sich in der medizinischen Fakultät als Privatdozent niedergelassen. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Zur Kenntnis der multiplen Sklerose des Gehirns und Rückenmarks".

* **Zürich.** Am eidgenössischen Polytechnikum hat sich Dr. Alfred Schär als Privatdozent für deutsche Literatur habilitiert.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Richard E. Fuecko: Die historischen Grundlagen des Christentums. Die Evangelien-Dichtungen. Die Irrtümer und Widersprüche des Apostels Paulus und des Hebräerbriefes. Jesus kein „Davidsohn". Untersuchungen und Ergebnisse der Laienwelt dargeboten. Leipzig. Paul Schimmelwitz. 282 S. — Graf Paul von Hoensbroech: „Der Zweck heiligt die Mittel." Eine ethisch-historische Untersuchung nebst Epilogus galeatus. 3. gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 112 S. — Prof. Dr. Karl Rabl: Ueber die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Rektoratsrede gehalten in der Aula der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag am 18. November 1903. Leipzig 1904. Wilh. Engelmann. 44 S. — Wilhelm Hertz: Gesamm. Dichtungen. 2. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 467 S. — Dr. Emil König: Die Entstehung des Lebens auf der Erde. Berlin 1904. Franz Wunder. 334 S. — Ottomar Bota: Die Dame aus dem Elsass. Roman. Berlin. Otto Janke. 402 S. — Julius Rauh: Zwei von der Armee. Roman. Ebda. 293 S. — Hermann Heijermans: Ora et Labora. Ein friesisches Bild in drei Aufzügen. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 69 S. — C. Beckenhaupt: Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechtes. Leben, Nahrung, Produktion und Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen, im Rahmen der Weltentwicklung. Mit Vorschlägen zur Lösung des Rätsels des Stoffs und der Kraft. Heidelberg 1904. Karl Winter. 286 S. — Fran Musika. Eine Sammlung ausgewählter neuer Kompositionen für Konzert und Tanz unserer populärsten Komponisten. Herausgegeben von Jean Gilbert. Berlin. Julius Jäger. — Karl Bonhoff, Pastor an der ev.-ref. Gemeinde in Leipzig: Predigten. 2. Sammlung. Leipzig 1904. Otto Wigand. 186 S. — Dr. med. et phil. G. v. Bunge, Professor an der Universität Basel: Alkoholvergiftung und Degeneration. Ein Vortrag, gehalten auf Ersuchen des Zentralausschusses der Abstinenzvereine am 17. Januar 1904 in der französischen Kirche zu Bern. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. 20 S. — Hans Pförtner: Gedichte. Dresden 1904. E. Pierson. 54 S. — Spanisches Liederbuch von Emanuel Geibel und Paul Heyse. 3. Aufl. Mit einer Zeichnung von Adolf Menzel. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 289 S. — Ludwig Fulda: Sinngedichte. 3. Aufl. Ebenda 1904. 174 S. — Paul Heyse: Mythen und Mysterien. Ebenda 1904. 278 S. — Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Herausg. von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. Dritte Folge. III. Band. Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. 313 S. — Bodo Ebhardt: Die Burgen des Elsass. Vortrag, gehalten vor Sr. Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II. in der Versammlung der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen am 26. Februar 1904. Berlin. Franz Ebhardt u. Co. 22 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag von Bruno Cassirer in Berlin.

Rubens

Ein Büchlein für unzünftige Kunstfreunde

von

Robert Vischer

o. ö. Professor in Göttingen

Flexibel gebunden Mark 4.20.

Mit einer Heliogravüre u. mit Vignetten von Karl Walser.

Robert Vischer, dessen „Studien zur Kunstgeschichte" vor einer Reihe von Jahren berechtigtes Aufsehen erregten, tritt mit seinem lange und sorgsam vorbereiteten Rubens-Buch vor ein größeres Publikum. Denn sein Rubens wendet sich nicht nur an die Kunsthistoriker; indem Vischer, den die charaktervolle, eindringliche und eigenartige Anschauungsweise und Darstellungsart in die erste Reihe der über Kunst Schreibenden gestellt haben, ein Bild von der Persönlichkeit von Rubens, von der Art seiner Kunst gibt, entrollt er ein auch dem Laien-Publikum verständliches Gemälde.

Es ist die gründliche Arbeit eines geistreichen und feinsinnigen Kenners. (7440)n

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(7413)

G. E. Lessing

als Reformator der deutschen Literatur

dargestellt von

Kuno Fischer

Erster Theil: Lessings reformatorische Bedeutung
Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti

Zweite Auflage

Geheftet M. 4.50. In Leinenband M. 5.50

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Jahrgang 1904. München, Montag, 6. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Der Schutz des neutralen Seehandels im Kriege. Von E. Fitger (Bremen).

Zur Geschichte der Gegenreformation in Deutschland. Von G. Mentz (Jena).

Heimatkarten. Von S. Günther.

II. Bücher und Zeitschriften.

C. Güttler: Wissen und Glauben.

III. Allgemeine Rundschau.

Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung. — Elektrische Forschungen. — Oeffentliche Gesundheitspflege in Japan.

IV. Hochschulnachrichten.

Der Schutz des neutralen Seehandels im Kriege.

Mit lebhafter Befriedigung hat man es in unseren seestädtischen Kreisen aufgenommen, daß der Leiter der österreichisch-ungarischen Politik in seiner Anrede an die Delegationen die Notwendigkeit neuer völkerrechtlicher Bestimmungen zum Schutze des Seehandels der Neutralen betont hat. Der Krieg Englands gegen die Burenrepubliken führte zu einigen neuen Reibungen. Die Engländer machten von dem seit jeher geduldeten Durchsuchungsrecht gegen deutsche Dampfer Gebrauch, was die öffentliche Meinung Deutschlands sehr erregte. Da sie aber keine Kriegskontrebande fanden, die Schiffe alsbald wieder freiließen und pflichtgemäß entschädigten, so kam die Sache wieder in Vergessenheit. Die beteiligten Kreise hofften, daß die Streitpunkte nach dem Kriege durch eine neue Seerechtskonferenz geordnet werden sollten. Leider ist gar nichts darin geschehen, und jetzt befindet sich die Welt wieder mitten in einer Kriegsepoche, ohne daß so manche Frage über Rechte und Pflichten der Neutralen auch nur um einen Schritt gefördert wäre.

Damals vertrat die deutsche Reichsregierung im Einklang mit der öffentlichen Meinung den Grundsatz, daß auf Schiffe unter neutraler Flagge von einem neutralen Hafen nach einem neutralen Hafen sich das Durchsuchungsrecht und das Recht der Wegnahme von wirklicher oder sogenannter Kriegskontrebande nicht erstrecke. Es ist in der Tat gar nicht abzusehen, woher der Kriegführende den Anspruch ableiten kann, sich in einen derartigen, völlig legalen Verkehr der Neutralen einzumischen. Er benimmt sich, als ob ihm die offene See gehöre; die See außerhalb des bekannten Gürtels drei Seemeilen von der Küste ist aber völkerrechtlich anerkannte regio nullius; der Kriegführende ist nicht ihr Besitzer. Das Schiff auf dem offenen Meere ist ein Teil des Landes, dessen Flagge es zu Recht trägt. Erst wenn es in einen fremden Hafen oder in die Dreimeilen-Zone kommt, gerät es unter die Obrigkeit des Fremden. Diesen völlig klaren und logischen Anspruch hat die Reichsregierung damals nicht durchsetzen können. England berief sich auf das allgemein anerkannte Herkommen und kam damit durch. Aber war nicht früher die Kaperei (d. h. die Wegnahme von feindlichem Privateigentum durch mit Kaperbriefen ausgerüstete Handelsschiffe) auch allgemein anerkanntes Herkommen, und ist sie nicht doch durch die Pariser Seerechts-Deklaration von 1856 unter allen beitretenden Staaten für abgeschafft erklärt worden? Es ist höchste Zeit, daß die Regierungen die Sache wieder in die Hand nehmen, um das Seekriegsrecht weiter zu bilden. Daß Oesterreich-Ungarn damit vorangeht, ist aufs lebhafteste zu begrüßen.

Vier Punkte sind es vor allem, die jetzt dringend der Regelung bedürfen:

1. Was ist Kriegskontrebande?
2. Wo darf das Durchsuchungs- und Beschlagnahmerecht der Kriegführenden ausgeübt werden?
3. Die Einsetzung internationaler Prisengerichte.
4. Die Abwehr des Anspruchs, die Schonung feindlichen Privateigentums am Lande sei einer Seekriegsmacht nicht geboten.

Der Begriff der Kriegskontrebande wird von den Kriegführenden immer mehr erweitert. Ursprünglich bezogen sich nur auf wirkliches Kriegsmaterial, also Waffen, Munition, Pulver (auch Schwefel und Salpeter, die früher sparsam waren) und Blei; ebenso unter Umständen Pferde. Dann schritt Frankreich in seinem Kriege mit China 1885 dazu, Reis für Kriegskontrebande zu erklären, wobei es unglücklicherweise die Unterstützung Bismarcks fand, der dem damaligen französischen Ministerium Jules Simon einen Gefallen erweisen wollte. Damals protestierte England erfolgreich gegen das französische Vorgehen. Es bestreite, daß ein Kriegführender einseitig das Recht habe, den Umfang des Begriffes der Kriegskontrebande zu bestimmen. Keinesfalls werde es dulden, daß englisches Eigentum auf Grund keines besseren Rechtsanspruches aufgebracht werde, als weil es aus Reis bestehe. Lebensmittel seien nicht ohne weiteres Kriegskontrebande. Frankreich wagte denn auch nicht, sich an englischen Reisschiffen zu vergreifen.

Obwohl sich England damit selbst die Hände gebunden hatte, zauderte es 1900 nicht, im südafrikanischen Kriege Mehl für Kriegskontrebande zu erklären. Dagegen ist nur von amerikanischer Seite ein Einspruch erfolgt, und nur insofern, als die Vereinigten Staaten den Nachweis verlangten, daß das Mehl für die Streitkräfte des Feindes, nicht für die friedliche Bevölkerung in Feindesland bestimmt sei. Das war ein sehr wohlerwogener Unterschied, denn was man feindlichen Streitkräften liefern will, ist billigerweise vogelfrei, ebenso der für einen blockierten Hafen oder eine belagerte Festung bestimmte Proviant.

Nun ist aber Japan abermals viel weiter gegangen. Es hat außer dem bekannten wirklichen Kriegsmaterial auch Zement, Lebensmittel, Pferdegeschirr, Futter, Wagen, Kohlen, Holz, Münzen, ungemünztes Gold und Silber für Kriegskontrebande erklärt; außerdem Materialien für Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahnbauten, falls sie nach feindlichen Plätzen unterwegs sind, sowie zu Kriegszwecken verwendet werden können. Da sind also Lebensmittel generell genannt. Es ist nicht bekannt geworden, ob die Großmächte hiergegen Einsprache erhoben haben. In der Praxis hat sich allerdings Japan sehr zurückgehalten, so daß Konflikte noch nicht zu verzeichnen sind. Rußland

hat es ähnlich gemacht, jedoch zum Schrecken der Engländer noch Baumwolle hinzugefügt. Als der britische Minister erklären konnte, daß nur zur Fabrikation von Sprengstoffen geeignete Baumwolle von der russischen Regierung gemeint sei, beruhigte man sich; aber welche Baumwolle, wenn sie nur von guter Beschaffenheit ist, könnte nicht diesem Zwecke dienen?

Von gleicher Unbestimmtheit ist die Antwort auf die Frage: Wo haben Kriegführende das Recht, neutrales Eigentum als Kriegskontrebande wegzunehmen? Der Sinn des Wegnahmerechts ist, daß die Versorgung des Feindes verhindert werden soll. Also könnte doch nur in der Nähe des Kriegsschauplatzes die Wegnahme erlaubt sein. Daran kehren sich aber die Kriegführenden nicht. England untersuchte 1900 einen nach Delagoa-Bai bestimmten deutschen Dampfer im Roten Meere und Rußland macht es jetzt noch ärger: es hat einen englischen Postdampfer im Roten Meere angehalten und nach Port gesandt, die für Japan bestimmt war; es hat sie allerdings nicht gefunden. Japan könnte mit noch besserem Recht Kreuzer in die Nord- und Ostsee senden und nach Riga oder Kronstadt bestimmte neutrale Schiffe anhalten. Letzteres wäre sogar möglich, wenn das Wegnahmerecht auf die Nähe feindlicher Küsten oder auf die Nähe des Kriegsschauplatzes eingeschränkt würde, denn mit dem Erscheinen japanischer Kreuzer in der Nord- oder Ostsee wäre ja auch der Krieg dorthin übertragen. Materiell steht den Kriegführenden augenblicklich das ganze Weltmeer zur Verfügung, um hier neutrale Schiffe mit angeblicher Kriegskontrebande wegzufangen.

Wenn nun ein feindliches Handelsschiff oder ein neutrales Schiff mit neutralem Eigentum, das als Kriegskontrebande zu bezeichnen beliebt worden ist, aufgebracht wird, so muß der Nehmer es nach einem Hafen seiner, des Nehmers, Heimat bringen. Und zwar muß dort ein Prisengericht eingesetzt sein, das über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme entscheidet. Diese Prisengerichte sind eine der größten Farcen unserer Zeit. Sie stellen den Schein eines gerichtlichen Verfahrens vor, bieten aber für Unparteilichkeit auch nicht die kleinste Bürgschaft. Denn der Räuber selbst ist es, der das Gericht einsetzt und die Richter entnimmt er ausschließlich seinen eigenen Leuten. Niemand schreibt ihm vor, was für Leute er erwählen muß. Bestenfalls beruft er einige Rechtsgelehrte, im übrigen sind Kaufleute, alte Kapitäne, Lokalgrößen die Richter. Präjudiz sind alle befangen zum Nachteil des aufgebrachten Privateigentums.

In allen diesen drei Fragen wäre es eine Aufgabe des internationalen Schiedsgerichtshofes im Haag, allgemeine Grundsätze vorzubereiten. Dieser hohe Areopag wäre sehr wohl imstande, sei es generell, sei es im Einzelfall, festzustellen, was Kriegskontrebande sein soll und wo überhaupt von Kriegskontrebande die Rede sein kann. Er wäre die geeignete Instanz, um die Entscheidung über die Frage der Prisengerichte zu regeln. Als einfachstes Auskunftsmittel ergäbe sich, daß die Konsuln neutraler Staaten die erste Instanz bildeten und daß eine Appellation an den Haager Gerichtshof zugelassen würde. Man wird eine solche Organisation nicht vollkommen nennen können. Gegenüber dem jetzigen trostlosen Zustande wäre sie ein großer Gewinn.

Auf einem etwas anderen Gebiete liegt der Anspruch der maritimen Kriegführung, feindliches Privateigentum am Lande wegnehmen oder vernichten zu dürfen. Er gründet sich darauf, daß zwar nicht Kaperschiffe, wohl aber Kriegsschiffe unbestrittenermaßen schwimmendes Privateigentum feindlicher Untertanen wegnehmen dürfen, es sei denn, daß es unter neutraler Flagge segle. Warum sollte denn das Privateigentum am Lande besser gestellt sein? Der französische Admiral Aube ist der Führer einer Schule, die da sagt: nehmt, plündert, brandschatzt, vernichtet feindliches Eigentum, wo ihr könnt, denn ihr schwächt dadurch die Widerstandskraft des Feindes; kehrt euch nicht an die Einrede, daß unverteidigte Ortschaften nicht beschossen, also auch nicht gebrandschatzt werden dürfen, sondern übt Gewalt, wo ihr könnt. Demgegenüber wird geltend gemacht: das Privateigentum im Landkriege hat längst aufgehört, vogelfrei zu sein. Bombardements unverteidigter Städte und Plünderungen sind längst verpönt und kommen nicht mehr vor; es macht keinen Unterschied, ob die Kanonen auf Rädern oder an Schiffsbord liegen. Die Humanität ist ohne alle Frage auf Seiten dieser letzteren Auffassung. Für Deutschland ist die Sache von geringerer Wichtigkeit, da alle seine Nordseehäfen tief landeinwärts liegen und dem Feinde die Annäherung durch Sand- und Schlickbänke erschwert wird; an der Ostsee gibt es einige wenige exponierte Punkte, z. B. Stralsund, Kolberg; aber auf den Gang eines Krieges hat deren Schicksal keinen Einfluß. Für Italien gibt es kaum eine wichtigere Frage. Wenn es anerkannt wird, daß offene Häfen und Städte nicht beschossen werden dürfen, so wird Italien in Neapel, Livorno, Venedig, Palermo schleunigst die Befestigungen entfernen, die dem Feinde absolut keinen Schaden tun, jetzt aber die Einrede beseitigen, daß der Hafen unverteidigt sei.

Zu alledem hat sich in allerletzter Zeit die Frage gesellt, die durch das Aussenden russischer Seeminen in die offene See entstanden ist. Im freien Meere verkehren zahllose friedliche Handelsschiffe aller Völker. Mag am Ende ein Kriegführender gegen seinen Gegner zu barbarischen Zerstörungsmitteln greifen, aber was berechtigt ihn, neutrales Eigentum außerhalb seiner Dreimeilenzone einfach zu vernichten? Diese schwimmenden Minen können von Ebbe und Flut, von Meeresströmungen weit vertrieben werden und den harmlosesten Handelsschiffen Verderben bringen. England würde gar in der Lage sein, von seinen zahlreichen Küsten aus die gesamte Seeschiffahrt so zu gefährden, daß sie de facto eingestellt werden müßte. Noch ist kein Handelsschiff auf diese Weise zerstört worden. Sollte es aber geschehen, so würde ein Schrei der Entrüstung durch alle Völker gehen.

Möchten doch die Staatsregierungen solchen Katastrophen zuvorkommen und sich an die Spitze der Humanitätsbewegung stellen! Eine internationale Seerechtskonferenz hätte in den meisten Dingen reife Früchte zu pflücken.

Bremen. E. Fitger.

Zur Geschichte der Gegenreformation in Deutschland.*)

Es war von vornherein zu erwarten, daß die Erschließung des vatikanischen Geheimarchives vor allem auch der Geschichte der Gegenreformation zugute kommen würde. Besonders über die Politik der Kurie in dieser Zeit konnten erst ihre eigenen Akten volle Aufklärung bringen. Ihre Aufgabe in Deutschland war eine doppelte. Es galt einerseits, den Boden, den man noch besaß, zu behaupten und zu sichern, es galt andrerseits, verlorene Gebiete wieder zu gewinnen, doch mußte, wie die Verhältnisse lagen, zunächst die zweite dieser Aufgaben hinter der ersten stark zurücktreten. Für deren Ausführung war zwar schon in den Beschlüssen des Tridentiner Konzils eine Grundlage, in der Gesellschaft Jesu ein stets bereites Werkzeug geschaffen, aber eine wirklich systematische Tätigkeit bedurfte doch noch weiterer Maßregeln. Sie beginnt eigentlich erst unter dem Pontifikat Gregors XIII. (1572—1585). Wie bedeutend seine Regierung in dieser Beziehung gewesen ist, wird nun jetzt erst aus den authentischen Akten, deren Erschließung in erster Linie dem preußischen Historischen Institute bei der Arbeitsverteilung der römischen Institute als eine lohnende Aufgabe zugefallen ist, so recht deutlich.

*) Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. Dritte Abt. 1572—1585. Vierter Band: Die süddeutsche Nuntiatur des Grafen Bartholomäus von Portia (zweites Jahr 1574/75). Im Auftrage des Kgl. Preuß. histor. Instituts in Rom bearbeitet von Karl Schellhaß. Berlin, Bath 1903. CXII u. 528 S. 25 M.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte der Papst in der wiederbelebten und neu organisierten Congregatio Germanica aus den über deutsche Angelegenheiten unterrichteten Kardinälen eine Behörde geschaffen, die dem Uebelstande abhelfen sollte, daß die Verbindung zwischen Rom und den deutschen Katholiken so außerordentlich locker geworden war. Eine große Anzahl von Gutachten[1]) über die deutschen Verhältnisse standen ihr bei ihren Beratungen 1573 zur Verfügung, und wenigstens einige dieser Gutachten werden schon vorgelegen haben, als im April 1573 entscheidende Beschlüsse über die in Deutschland zu befolgende Politik gefaßt wurden. Wenn wir auch über den Gang der damaligen Verhandlungen nicht genau unterrichtet sind, so läßt sich doch wohl so viel mit Sicherheit annehmen, daß für notwendig erachtet wurde, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in Hinsicht auf die sittliche Hebung der Geistlichen, die Anlegung von Seminaren, die Förderung katholischer Universitäten, die Schaffung einer katholischen Agende u. dgl., kurz in Bezug auf die innere Reform der katholischen Kirche, endlich in Deutschland zur Ausführung zu bringen. Man war sich klar darüber, daß man auf die Unterstützung der deutschen Geistlichkeit dabei nur in sehr geringem Grade rechnen konnte. Nach dem Tode des Kardinals von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, war eigentlich nur auf Johann Jakob von Salzburg einigermaßen Verlaß. Dagegen zeigten einige weltliche Fürsten, in erster Linie Albrecht V. von Bayern, dann die Erzherzöge Ferdinand von Tirol und Karl von Steiermark einen lobenswerten Eifer. Ihnen allein konnte man die Durchführung der Reformen aber doch nicht gut überlassen. Es schien ratsam, spezielle Bevollmächtigte der Kurie mit der Ausführung ihrer Wünsche zu betrauen, und so wurden denn im Sommer 1573 neben dem ständigen Nuntius für Deutschland, der in Wien seinen Sitz hatte, drei Männer als Vertreter des Papstes nach Deutschland gesandt: der Dominikaner Felician Ninguarda, der bis dahin im Salzburgischen eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet hatte, bereiste und visitierte in den Jahren 1572 bis 1577 im Auftrage seiner Oberen und zugleich des Papstes die Bettelordenklöster der Diözesen Salzburg und Freising und der Gebiete der Erzherzoge Karl und Ferdinand, ferner die Predigerklöster Oesterreichs, Böhmens und Mährens. Seine jetzt gedruckt vorliegenden Berichte[2]) gewähren außerordentlich interessante, oft auch erschreckende Einblicke in die Verwahrlosung und Verkommenheit eines großen Teiles der Klöster dieser Gebiete. Sie zeigen so recht, wie große Aufgaben hier zu lösen waren. — Um dieselbe Zeit begab sich Kaspar Gropper in die Rheinlande, um auch dort reformierend tätig zu sein. Allerdings erwies sich bald, daß es in diesen Gegenden zunächst in erster Linie darauf ankam, die noch katholischen Gebiete durch politische Maßnahmen gegen den vordringenden Protestantismus zu verteidigen.[3]) — Drittens endlich wurde eine förmliche süddeutsche Nuntiatur gegründet und dem Grafen Bartholomäus Portia übertragen.

An den Höfen von Innsbruck und Graz, von Salzburg und München vor allem mußte ja die Aktion der Kurie einsetzen, wenn sie erfolgreich sein wollte. Schon im Jahre 1569 hatte eine Salzburger Provinzialsynode die Beschlüsse des Tridentiner Konzils angenommen, allerdings erst nachdem sie sie den besonderen Interessen der Provinz angepaßt hatte. Aber auch dieser Beschluß stand noch immer nur auf dem Papier. Teils war die Verzögerung zwar dadurch verschuldet worden, daß Ninguarda, der die Genehmigung des Papstes einholen sollte, durch allerhand Zwischenfälle in Rom festgehalten worden war, teils aber machte sich doch auch im Salzburger Klerus ein gewisser Widerstand geltend. Daher erschien es denn ratsam, durch Entsendung eines päpstlichen Nuntius von hohem Rang einen Druck auszuüben. Diese Salzburger Angelegenheiten stehen im Mittelpunkt der Tätigkeit Portias während des ersten Jahres seiner Nuntiatur, daneben sind es Verhandlungen mit den beiden österreichischen Erzherzogen und mit Herzog Albrecht, die ihn in Anspruch nehmen. Bei allen diesen Fürstlichkeiten fand er zwar viel Neigung für die Reform, aber die Differenzen zwischen ihren Machtansprüchen und denen der geistlichen Gewalten zu Trient, Aquileja und Salzburg erschwerten sehr ein wirklich ersprießliches Vorgehen, so daß die Ausgleichung dieser Gegensätze eine zweite Hauptaufgabe des Nuntius wurde. Die Akten aus diesem ersten Jahre seiner Tätigkeit füllen den ersten Band der Publikation des Professor Schellhaß.[4])

Im zweiten Jahre, das uns hier beschäftigen soll, ist es vor allem eine Angelegenheit von zunächst mehr lokalem Interesse, der der Nuntius seine Kraft zu widmen hatte: die Frage der Errichtung eines Jesuitenkollegs in Augsburg. Bei der Gleichgültigkeit, der sittlichen Verwahrlosung und konfessionellen Unsicherheit des deutschen Klerus bot sich in der Gesellschaft Jesu der Kurie bei ihren Bestrebungen für die Stärkung des Katholizismus eine willkommene Hilfstruppe dar, die sich gerade bei Gregor XIII. großer Beliebtheit erfreute. Von den Mitgliedern des Ordens war nicht nur die Gewinnung von Protestanten, sondern vor allem auch die Erziehung eines gut katholischen Nachwuchses und eine heilsame Aufsicht über die sinnige Geistlichkeit zu erwarten. Schon war die Gründung zahlreicher Kollegien, ja von Universitäten des Ordens in Deutschland gelungen, auch Dillingen, die Residenz des Bischofs von Augsburg, besaß eine solche, aber es bestand der Wunsch, auch in der Stadt der Augsburgischen Konfession, deren Bürgerschaft zu einem so großen Teile protestantisch war, in einem Jesuitenkolleg ein Zentrum der Gegenreformation zu schaffen. Diesem Bestreben setzte nun nicht etwa der deutsche Protestantismus, auch nicht so sehr der in seiner Majorität protestantische Stadtrat, als vielmehr das Domkapitel einen äußerst hartnäckigen Widerstand entgegen. Die Jesuiten und einige Augsburgische Patrizier aus den Familien Fugger und Ilsung, die ihre Bestrebungen aufs eifrigste unterstützten, hatten das Kreuzkloster als einen geeigneten Platz für die geplante Gründung ins Auge gefaßt, die bisherigen Insassen sollten nach St. Georgen verpflanzt werden. Aber die Domherren verweigerten ihre Zustimmung. Wenn sie erklärten, daß auch sonst kein Platz vorhanden sei, so war das wohl schwerlich mehr als ein Vorwand: sie wollten die Gründung eines Kollegs verhindern. Während sie gegen den Aufenthalt einzelner Jesuiten in Augsburg als Prediger und Lehrer nichts einzuwenden hatten — war doch Canisius selbst lange dort tätig gewesen —, fürchteten sie von der Errichtung eines Kollegiums eine lästige Beaufsichtigung[5]) und Erregung von Unfrieden, der der katholischen Kirche eher schaden als nützen werde,[6]) und alle Bemühungen des Nuntius, ihren Widerstand zu überwinden, erwiesen sich als vergeblich.

---

[1]) cf. W. E. Schwarz: Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland (1573/76) nebst dem Protokolle der deutschen Kongregation 1573—78 in „Briefe und Akten zur Geschichte Maximilians II." Bd. 2. Paderborn 1891.

[2]) Akten zur Reformtätigkeit Felicians Ninguardas, insbesondere in Bayern und Oesterreich, während der Jahre 1571—1577. Hrsg. von K. Schellhaß in den „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, hrsg. vom Kgl. Preuß. histor. Institut in Rom". Bd. I—V. Rom 1898—1903. Auch separat erschienen, 1904.

[3]) Seine Berichte bei W. E. Schwarz, die Nuntiatur-Korrespondenz Kaspar Groppers nebst verwandten Aktenstücken 1573 bis 1576. (Quellen und Forschungen a. d. Gebiete der Geschichte, hrsg. v. d. Görres-Gesellschaft. Bd. V.) Paderborn 1898.

[4]) Berlin 1896.

[5]) stimando di dover' havere tanti censori delle sue attioni, quanti saranno i soggetti. (S. 82, ähnlich S. 90, 112.)

[6]) seien nichts desto weniger die herren Jesuiter bei uns albie, so vil wir deren bedörfen, so wol in conductitia nostra alss ipsorum propria domo unvertriben und der christlich catholisch glaub so wol und vil mehr albie in seinem vigore, dann da mit täglichen dissensionen zwischen uns und der societet grosse ergernussen erwöckt, gehört und von den neuglaubigen mit grossem irem frolocken angesehen werden müesten. (S. 119. Sehr charakteristisch auch S. 193 f.)

Es ist nicht möglich, hier die Wandlungen der Verhandlungen ins einzelne zu verfolgen. Gesagt sei nur, daß als Helfer der päpstlich-jesuitischen Wünsche und als Vermittler Herzog Albrecht von Bayern, ohne den die Kurie in Deutschland überhaupt kaum etwas zu unternehmen wagte, vielfach in die Verhandlungen hineingezogen wurde, daß Kaiser Maximilian II. eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtete, daß der Bischof Johann Egolf von Augsburg zwar eine allmähliche Annäherung an den kurialen Standpunkt vollzog, aber durch seine Wahlkapitulation (S. 262 ff.) allzu sehr gebunden war, und endlich, daß die Kurie schließlich auf die Ausführung ihres Planes wenigstens vorläufig verzichten mußte.

Die Bereitwilligkeit des Herzogs Albrecht, die Pläne der Kurie zu unterstützen, war nicht ganz uneigennützig. Diese mußte ihm dafür in seiner Hauspolitik ihren Arm leihen. Sein Sohn Ernst, Administrator von Freising, sollte dazu dienen, die Wittelsbacher in Norddeutschland Fuß fassen zu lassen und damit allerdings zugleich auch den Katholizismus dort auszubreiten und zu kräftigen. Damals war es das Bistum Halberstadt, das man für ihn ins Auge gefaßt hatte, und die Frage, ob dort durch eine Neuwohl der Braunschweiger Heinrich Julius verdrängt werden sollte, war die zweite wichtige Angelegenheit, die den Nuntius im zweiten Jahre seiner Tätigkeit beschäftigte. Nach Norddeutschland wiesen ihn auch die Hoffnungen auf eine Konversion des Kurfürsten August von Sachsen, auf Rekatholisierung Thüringens von Erfurt aus (S. 466 f.) und die Beziehungen zu den Herzogen von Cleve und Holstein, während die Türkengefahr und der Wunsch der Kurie, einen großen Bund gegen die Türken zustande zu bringen, ihn in die große Politik hineinführten. Daneben hatte er dann noch immer mit der Salzburger Reform und mit den Angelegenheiten der Erzherzogtümer zu tun, die ihn schon im vorigen Jahre beschäftigt hatten. Endlich ließ er es nicht an Fortsetzung der reformatorischen Bestrebungen zur Hebung des katholischen Klerus fehlen, korrespondierte mit der Kurie über die zweckmäßig zu ergreifenden Maßregeln, sandte Vorschläge und Berichte, aus denen wir besonders über Augsburger (Nr. 56) und Würzburger Verhältnisse unterrichtet werden. Gerade bei Erörterung dieser Fragen tritt seine Selbständigkeit zutage, es zeigt sich, daß er nicht bloß ein Werkzeug zur Ausführung der aus Rom an ihn ergehenden Befehle war, wie sich denn auch feststellen läßt, daß gerade seine Berichte vielfach die Entschlüsse der Kurie bestimmt haben.[7])

Es ist im allgemeinen nicht die Aufgabe der Publikationen des preußischen Instituts, zur Erläuterung der Fragen, über die sie auf Grund der römischen Akten unterrichten, auch noch das etwa in Deutschland vorhandene Material heranzuziehen. Man bestrebt sich nur, die Lücken, die die vatikanischen Bestände etwa aufweisen, zu ergänzen. Für die Nuntiatur Portias hatte das vor allem durch Archivalien zu geschehen, die sich in Verona und in dem Schloßarchive des Marchese Paolo di Cotoredo-Mels bei Udine befinden; denn nur die Berichte des Nuntius liegen im Vatikan, die Weisungen des Kardinalstaatssekretärs von Como an ihn an jener Stelle. In gewissen Fällen wird sich aber doch die Ergänzung auch durch deutsche Archivalien empfehlen, wenn nämlich erst sie zu wirklicher Klarheit über den Gang der Ereignisse verhelfen und wenn es sich um eine beschränkte Gruppe von Akten handelt. Das ist für die Hauptfrage, die in diesem Bande behandelt wird, der Fall gewesen, indem die Portia-Akten in erwünschtester Weise durch einige Faszikel Augsburger Provenienz im Münchener Reichsarchive ergänzt wurden, die uns die Tätigkeit des Nuntius in deutscher Beleuchtung zeigen und uns über die Gegenaktion unterrichten, die das Augsburger Kapitel durch seinen Gesandten Riparolo in Rom entwickelte, während Portia in Augsburg tätig war. Erst durch dieses Material werden wir über alle Nuancen der Verhandlungen, über die Motive einzelner Beteiligten, besonders auch über die Haltung der Kurie und einzelner Kardinäle unterrichtet, und man wird dem Herausgeber dankbar dafür sein dürfen, daß er dieses bisher kaum gekannte Material und noch einige andere Münchener und Augsburger Bestände mit herangezogen hat. Zunächst wird ja allerdings der Benützer des Bandes über die vor allem dadurch hervorgerufene Fülle und Ausdehnung der Anmerkungen erschrecken. Eine Lektüre des Buches mag ihm unmöglich erscheinen. Er wird trotzdem leicht seinen Weg hindurchfinden, wenn er, den Absichten des Herausgebers folgend, den Wegweiser benützt, den dieser ihm in der ausführlichen Einführung bietet. Wenn er, den dort gegebenen Verweisungen nachgehend, sich sozusagen von Zeile zu Zeile des Aktenmaterials führen läßt, wird er bald Interesse für den Gegenstand gewinnen. Des Studiums allerdings bedarf es und einer gewissen Freude an der Kleinarbeit. Für manche spezielleren Zwecke wird auch das Register als Führer dienen können; daß es genau gearbeitet ist, bedarf bei der bekannten Akribie des Herausgebers keiner besonderen Hervorhebung, ebenso sollen über die äußere Einrichtung der Ausgabe hier keine Worte weiter verloren werden. Nur das eine sei bemerkt, daß der Herausgeber in den Randnoten der Einleitung wohl des Guten etwas zu viel getan hat, sie werden zuweilen fast zu einer Wiederholung des Textes (siehe etwa S. XXXII ff.). Weniger wäre hier mehr gewesen.

Der dritte Band der süddeutschen Nuntiatur, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht steht, wird uns Portia vor allem mit westdeutschen Angelegenheiten beschäftigt zeigen, und gewiß weitere wertvolle Aufschlüsse über eine gerade für die Gestaltung der süd- und westdeutschen Verhältnisse so wichtige Geschichtsperiode bringen.

Jena. G. Mentz.

7) Die von Schwarz a. o. O. veröffentlichten Protokolle der Sitzungen der deutschen Kongregation lassen uns oft die Wirkung der Berichte Portios erkennen.

Heimatkarten.

Die geographische Pädagogik, noch weit entfernt von vollkommener Uebereinstimmung der zahlreichen Schriftsteller, welche sich in ihren Dienst gestellt haben, hat doch gewisse grundlegende Thesen aufgestellt, betreffs deren kaum noch eine erkennbare Meinungsverschiedenheit obwaltet. Dahin gehört vor allem die Forderung, daß der Unterricht in der Erdkunde sich auf einen solchen in der Heimatkunde zu stützen, daß sich der Schüler zuvörderst mit der Umgebung seines Wohnorts bekannt zu machen habe, ehe man den jugendlichen Geist zur Wanderung in weite Fernen nötigt. Der Gedanke, daß ein solches Vorgehen den ersten didaktischen Grundsätzen besser entspreche als die beliebte Aufpropfung der „geographischen Grundbegriffe", deren gedächtnismäßige Aneignung später dem Lehrer der mathematischen Geographie viele zwecklose Arbeit aufbürdet, ist kein neuer; man kann ihn in aller wünschenswerten Klarheit bereits beim alten Comenius ausgesprochen finden. Allein noch immer stellen sich seiner Verwirklichung Hindernisse gegenüber, unter denen insbesondere der Mangel geeigneter Veranschaulichungsmittel zu bemerken ist. Nach dieser Seite hat schon wiederholt der frühere Erlanger Stadtschulrat, jetzige kgl. Reallehrer Steinel in Kaiserslautern, seine mahnende Stimme erhoben; in verschiedenen Artikeln trat er für die planmäßige Herstellung von Schulheimatkarten ein, und zuletzt geschah dies in einem Vortrage, den er zu Pfingsten 1903 auf dem Kölner Geographentage hielt.[1]) Die Versammlung veranlaßte, daß diese Anregung der im Jahre 1901 zu Breslau begründeten Kommission für Schulgeographie zur Prüfung und weiteren Behandlung übergeben wurde, und man darf sonach wohl darauf rechnen, daß die Frage, deren Wichtigkeit den Lehrern aller Unterrichtsstufen nicht verborgen bleiben kann, nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird. Jedenfalls erscheint es aber auch angezeigt, eine öffentliche Diskussion in die Wege zu leiten, und diesem Zweck soll eben auch unsere kurze Darlegung entsprechen.

1) Die Herstellung von Schulheimatkarten für das Deutsche Reich nach einheitlichen Gesichtspunkten, Verhandlungen des XIV. Deutschen Geographentages in Cöln a. Rh., Berlin 1903. S. 172 ff. (Separat bei Dietrich Reimer, Berlin 1903).

Mit geographischen Spezialkarten eines kleinen Teiles der Erdoberfläche ist in unserm Falle wenig anzufangen; der Schüler versteht eine solche nicht, denn das Kartenlesen will gelernt sein, und es gibt sehr viele gebildete Erwachsene, denen es um so schwerer fällt, sich auf einer Karte auszukennen, je größer der Maßstab, je mannigfaltiger die Berücksichtigung des Details ist. Darstellungen jedoch, welche sich dem kindlichen Auffassungsvermögen anpassen, sind nur in beschränkter Zahl vorhanden und gewiß noch niemals systematisch für ein Land oder eine Provinz angefertigt worden. Wo etwas Aehnliches angestrebt ward, wie z. B. bei dem von dem unermüdlichen Kürschner ins Leben gerufenen, bei Hillger in Berlin verlegten Kartenwerke, da stehen doch ganz andere Ziele im Vordergrunde. Mit Recht meint Steinel, daß ein Lehrer, der seine Klasse im Besitze einer guten Heimatkarte weiß, von diesem Lehrmittel auch nach anderen Seiten Nutzen zu ziehen imstande ist, wie er denn z. B. an ihm einfache geometrische Begriffe erläutern und ihm Themen für den deutschen Aufsatz entnehmen kann (vergl. das bei C. Buchner in Bamberg herausgekommene „Schülerbuch"). Darüber, daß Schulspaziergänge mit weit besserem Erfolge gemacht werden können, wenn sich die Jugend in der Lage sieht, den Marsch auf einem in der Hand eines jeden befindlichen Kärtchens verfolgen zu können, dürfte wohl kein Zweifel obwalten. Bei uns in Bayern werden solche Exkursionen von der Schulbehörde mit gutem Grunde gefördert, und in Preußen hat insbesondere die militärische Leitung der Kadettenanstalten sich zugunsten derselben vernehmen lassen. Es mag gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß der Geist des Aufklärungs- und des philanthropischen Zeitalters ebenfalls dem „Unterricht im Freien" günstig war, und daß hier die Aera des Neuhumanismus mit ihrer scharfen Betonung des Buchwissens einen unverkennbaren Rückschritt eingeleitet hat.

Warum, so wird man aber fragen, gibt es bei solcher Sachlage, wenn die Lehrerwelt über die Bedeutung der Heimatkarte durchaus einig ist, so wenig brauchbare Exemplare dieser Lehrmittel. Sehr einfach deshalb, weil sich die Erzeugung derselben nicht bezahlt macht. Unsere Industrie, die auch auf dem Gebiete der Schule Großes leistet, ist auf die Hervorbringung von Massenartikeln angewiesen; eine Wandkarte, ein Globus, ein Gebirgsmodell wird, wenn für die Brauchbarkeit garantiert werden kann, überall gekauft, wo die gleiche Landessprache herrscht. Wie beschränkt ist demgegenüber der Absatzbezirk einer Lokalkarte! Wenn hundert Stück einer solchen hergestellt sind, so ist dem Bedürfnis für geraume Zeit abgeholfen, da bekanntlich Bücher und Karten, einerlei, wie sie nach längerer Benützung aussehen, unverändert von einer Schülergeneration zur anderen überzugehen pflegen. Das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage wäre den Lernenden schon recht, wird aber von den Eltern häufig als schwere Beeinträchtigung der Eigentumsverhältnisse perhorresziert. Und so scheitert die Anbahnung eines gesunden pädagogischen Fortschrittes einstweilen, wie nicht selten, an der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel.

Hier nun setzen die Steinelschen Vorschläge ein, indem er auf einige Präzedenzfälle in Oesterreich und in der Schweiz hinweist. In diesen beiden Ländern sind es die militärischen Behörden gewesen, welche den Anstoß gaben, geleitet durch den Wunsch, dem Soldaten eine gewisse Terrainkenntnis zu vermitteln. Heute stellt man an die Selbständigkeit des einzelnen Mannes, der sich im zerstreuten Gefechte, beim Feldd[ienste] und als Ordonnanz recht oft allein behelfen muß, höhere Ansprüche, und unter diesem Gesichtspunkte wird man die Ansicht des schweizerischen Bundesrats, wie sie eine Schrift des Berner Mathematikers J. H. Graf (Die neue schweizerische Schulwandkarte. Bern. Wyß), ausspricht, mit Interesse kennen lernen. Derselbe will auf Grundlage des berühmten Dufour-Atlas eine größere Anzahl derartiger Einzelkarten ausführen lassen. Es soll jedoch eine Karte dieser Art nicht bloß im Schulzimmer aufgehängt sein, sondern jeder Schüler muß einen Abdruck derselben im eigenen Besitze haben. Nach Herrn Steinel wäre die Organisation eines Betriebes, der Heimatkarten dem Bedarf entsprechend zu liefern hätte, Sache des Reiches; angesichts der Tatsache, daß dieses alle Unterrichtsangelegenheiten — vom Studium der Medizin abgesehen — den Einzelstaaten verfassungsmäßig vorbehalten hat, wird man indessen doch eher die letzteren ins Auge zu fassen haben. Sachlich besteht ja kein Unterschied; der Staat wäre eben anzugehen, die Konstruktion solcher Karten nach einem vorher festzusetzenden Prinzipe durch eigens dafür zu bestellende Organe herstellen zu lassen. Denn die Privatindustrie wird, wie schon angedeutet, eine geringen Gewinn abwerfende Aufgabe niemals zu lösen Lust haben, wobei freilich nicht ausgeschlossen erscheint, daß sich etwa die Regierung mit einer leistungsfähigen Firma in Verbindung setzt und ihr gegen Gewähr eines bestimmten Geldbetrages die kartographische Arbeit in eigener Regie überträgt. Die Schule allein hat ja nicht die Macht, ihren Wünschen zur Geltung zu verhelfen; wenn aber, wie es den Anschein hat, die Heeresleitung, die das, was sie will, auch durchzusetzen versteht, nicht minder für die Heimatkarten eintritt, dann ist eher Hoffnung vorhanden, zu einem guten Ende zu gelangen.

Es war Herrn Steinel möglich, eine ganze Reihe gutachtlicher Aeußerungen von Gelehrten, Schulmännern und amtlichen Stellen beizubringen, welche sich zu seinen Plänen zustimmend verhalten; genannt sei vor allem der Nestor der deutschen Geographie, Geheimrat G. v. Neumayer. Beachtenswert ist die Stellungnahme einsichtiger Landwirtschaftslehrer, welche die Aptierung der Lokalkarten für ihre Absichten (Karten für Bodenkunde) als weiteres unterstützendes Moment hervorheben. So steht denn zu hoffen, daß das Projekt, dessen Chorolter vorstehend eine kurze Erörterung gefunden hat, nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden und allmählich in die Tat umgesetzt werde. Der Staat ist im Besitze der Kräfte, von deren richtiger Anwendung diese Verwirklichung abhängt, und wenn erst die Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um eine akademische Frage, sondern um eine recht volkstümliche Förderung des Unterrichts handelt, noch mehr durchgedrungen ist, wird auch die Schulheimatskarte, für ein ganzes Land nach einheitlicher Norm hergestellt, aus der Reihe der Desiderata ausscheiden und ein wertvoller Bestandteil des elementaren Lehrapparats werden.

S. Günther.

Bücher und Zeitschriften.

Wissen und Glauben. 16 Vorträge von Dr. C. Güttler. Zweite, neubearbeitete Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

In wohltuendem Gegensatz zu der konfessionalistisch voreingenommenen und daher eindruckstosen Methode der Apologetik unternimmt es Professor Güttler, von „voraussetzungslosem" Standpunkt das Problem von „Glauben und Wissen" zu untersuchen. Die unklare Auffassung und böswillige Entstellung von „Voraussetzungslosigkeit" gibt dem Verfasser Anlaß, in den drei ersten Vorträgen diesen Begriff festzulegen. „Voraussetzungslosigkeit ist der völlige, aber nur methodische Umsturz aller auf Autorität oder Ueberlieferung sich aufbauenden Schulmeinungen". „Allein allem Wissen geht voran die Voraussetzung, daß wir wissen können. . . . Logik, Noetik, Psychologie, die für jeden Wissenszweig bestimmte Methode, müssen gleichfalls vorausgesetzt werden." Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet führt Güttler seine Hörer zu dem wichtigen Problem der Entstehung der Religion und der wissenschaftlichen Gotteserkenntnis. Die Religion ist aus der Anerkennung der Abhängigkeit von höheren Mächten entstanden, und wurzelt zwar vornehmlich im Gefühl (vergl. Blondel L'Action) jedoch so, daß die anderen zwei Nebenkräfte sich ebenfalls betätigen müssen. Die natürliche Gotteserkenntnis ist objektiv betrachtet nicht eine zwingende, vielmehr haben die Gottesbeweise nur relativ-individuellen Wert. In den folgenden Vorlesungen, welche die Schöpfung und Entwicklung des Kosmos, das organische Leben und die Entstehung der Arten behandeln, stimmen die genaue Kenntnis und tiefe Erfassung der naturwissenschaftlichen Forschung für die Darlegung des Verfassers sehr günstig, daß der theistische Standpunkt der Bibel durchaus nicht verlassen werden muß. Die Beweisführung, wie die Evolutionstheorie, die Entstehung der Arten durchaus nicht mit der Bibel in Widerspruch stehe — eine Frage, welche letzthin sogar in den bayerischen Landtag gedrungen ist —, kann geradezu mustergültig genannt werden. Nur hätten wir gewünscht, daß der Begriff der Inspiration etwas eingehender dargestellt worden wäre. Die letzten Vorträge beschäftigen sich mit dem Menschen. Die

Stärke der Philosophie siegt hier über den gröberen wie feineren Materialismus. Gegenüber dem unsichhaltigen Beweis aus dem Glückseligkeitstrieb, den u. a. neulich wieder Braig für die Unsterblichkeitsidee auffrischen wollte, sucht Güttler in überzeugender Weise deren Begründung in der Konstanz des Bewußtseins, namentlich aber in der Konstanz der Ideale. — Der Standpunkt Güttlers in dieser Schrift ist der theistische Dualismus, ja man kann sagen, der biblische. Ihn hat Güttler mit seinen vorliegenden Vorträgen mit großem Glück verfochten. Selbst wer nicht auf des Verfassers Standpunkt steht, wird vieles Beherzigenswerte in ihnen finden und vielleicht durch sie zu erneuter Prüfung seines eigenen veranlaßt werden. Leider hat Güttler so wenig Gesinnungsverwandte unter den „katholischen" Apologeten. Der engherzige Konfessionalismus, so man fallte es kaum glauben, der politische Standpunkt, haben bereits dafür gesorgt, daß sich die Werke eines großen Teils der Apologeten unserer Tage, ich erinnere an einen P. Weiß, Braig u. s. w., in Ton und Beweisführung dem Niveau der Zentrumspresse in bedenklichem Grade nähern, nicht zum Nutzen der katholischen Theologie.

f.

*

Allgemeine Rundschau.

Kongreßberichte.

Internationale Kriminalistische Vereinigung. Landesgruppe Deutsches Reich. X. Landesversammlung in Stuttgart.

III. (Schluß.)*)

—y— **Stuttgart, 27. Mai.** Den dritten und letzten Verhandlungsgegenstand, mit dem man sich eingehend in der Vormittags- und Nachmittagssitzung des heutigen Tages beschäftigte, bildete die Frage der Reform des Vorverfahrens. Von der Arbeit einer in Bremen niedergesetzten Kommission glaubte man die Vorbereitung einer solchen Beschlußfassung erwarten zu dürfen. Die Mehrheit dieser Kommission erachtete es für richtig, eine durchgreifende Reform zu befürworten, insbesondere Beseitigung des Untersuchungsrichters und ausschließliche Bewirkung des Vorverfahrens durch den Staatsanwalt. Die Kommission befürwortete weiter, daß in der Hauptverhandlung Protokolle über die frühere formelle Vernehmung des Angeklagten, eines Zeugen oder Sachverständigen, der anwesend sei aber geladen werden könne, nicht verlesen werden dürfen, und daß auch die Umgehung dieses Verbotes durch Vorhalte aus dem Protokoll oder Vernehmungen von Personen, die der früheren Vernehmung beiwohnten, unstatthaft seien. Schließlich empfahl die Kommission noch eine Reihe von Einzelbestimmungen über die möglichste Beschränkung der Kollusionshaft und der Verhaftung wegen Fluchtverdachtes, sowie über die Erweiterung der Fälle notwendiger Verteidigung.

Die Minorität der Kommission verhielt sich ablehnend gegen den Gedanken der Abschaffung der Voruntersuchung, befürwortete vielmehr deren Beibehaltung und angemessene Verbesserung. In sehr ausgesprochener Weise trat der Gegensatz der Auffassung in den Darlegungen des Landgerichtsrats Kulemann hervor. Dieser wollte in das ganze Verfahren nur den Untersuchungsrichter eingreifen lassen und ihm allein die Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens und auch die Vertretung der Anklage in der Hauptverhandlung überlassen. Einen vermittelnden Standpunkt nahm der Landgerichtsdirektor Weingart (Bautzen) ein. Er wollte eine Voruntersuchung nur ausnahmsweise und in besonders gearteten Fällen, im übrigen Konzentrierung des Vorverfahrens in der Hand des Staatsanwaltes.

Zu Beginn der heutigen Verhandlung legte Hofrat Prof. v. Lilienthal (Heidelberg) namens der Mehrheit der Kommission und Landgerichtsrat Kulemann (Braunschweig) im eigenen Namen eine Anzahl von Leitsätzen vor, welche der Landesversammlung Gelegenheit zur Stellungnahme betreffs der wichtigsten Einzelgrundsätze der in Aussicht genommenen Reform bieten sollten.

*) S. Nr. 122 u. 123 der Beilage d. J.

Eingeleitet wurden die Verhandlungen durch ein eingehendes Referat v. Lilienthals. Der Redner betonte zunächst, daß auch in diesem Fall die Ausarbeitung eines formulierten Gesetzentwurfes nur ein Beispiel der legislativen Verwirklichung der Reformvorschläge darstelle, daß aber eine Verhandlung und Beschlußfassung über die Einzelheiten dieser Formulierung nicht in Frage kommen könne. Zur Sache selbst bekannte Lilienthal sich zu der Auffassung, daß in der heute bestehenden Voruntersuchung tatsächlich ein „Brocken des alten Inquisitionsprozesses" enthalten sei. Es sei eine klare Regelung der Stellung des Beschuldigten wie des Anklägers und Gerichts nötig. Der Beschuldigte bedürfe voller Bewegungs- und Verteidigungsfreiheit, die Fälle notwendiger Verteidigung seien möglichst zahlreich zu gestalten und Untersuchungshaft solle nur in den notwendigsten Fällen platzgreifen. Auch der Ankläger solle volle Freiheit der Bewegung erlangen. Der Richter sei zwar im Vorverfahren nicht ganz zu entbehren, aber ausschließlich auf richterliche Tätigkeit zu beschränken. Ein Fehler der heutigen Struktur sei, daß der Staatsanwalt mit der ganzen Sache nicht genügend vertraut sei. Nur dann, wenn eidliche Vernehmung, Augenschein u. s. w., also antizipierter Beweis in Frage sei, erscheine ein richterlicher Beamter nötig; doch sei auch in diesem Falle die Möglichkeit der gegnerischen Prüfung zu eräffnen. Schon jetzt sei übrigens bei mehr als 70 Prozent aller Fälle nur der Staatsanwalt, nicht der Untersuchungsrichter, tätig.

Eine zweite Gruppe von Leitsätzen der Kommissionsmehrheit bezog sich speziell auf die Kollusionshaft und die Haft wegen Fluchtverdachts, welche wesentliche Einschränkungen solcher Haftmaßnahmen und ihrer Zeitdauer, sowie die Eröffnung der Verteidigungsmöglichkeit für den zu Verhaftenden bezwecken. Eine dritte Gruppe der Kommissions-Leitsätze bezog sich auf den Ausbau der Verteidigung, insbesondere der notwendigen Verteidigung und das Zugeständnis unbeschränkter Alleineinsicht und freien mündlichen Verkehrs des Verteidigers mit dem Verhafteten ohne Aufsicht.

v. Lilienthal schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung, daß in den Leitsätzen nichts anderes erstrebt werde, als Ausführung des Grundsatzes: Wüchtige Stellung der Anklage und des Beschuldigten und „Wahrheitserforschung".

Danach vertrat zunächst der Landgerichtsdirektor Weingart seinen vermittelnden Standpunkt. Die Majorität wolle aufräumen mit der Voruntersuchung, dem Eröffnungsbeschluß und den Protokollen des Vorverfahrens; sie scheine ihm aber dabei zu weit zu gehen. Die Volksmeinung stehe einmal fest, daß der Staatsanwalt ein Gegner des Beschuldigten, der Untersuchungsrichter aber doch ein Richter sei. Eine allgemeine Beibehaltung des Eröffnungsbeschlusses scheine nicht geboten; es müsse aber dem Beschuldigten vorbehalten bleiben, die richterliche Vorprüfung seinerseits zu verlangen. Was schließlich die Protokolle anlangt, so ist Weingart mit dem Verbot der Vorhalte aus solchen einverstanden.

Als dritter Referent ergreift Landgerichtsrat Kulemann das Wort. Einleitend wendet er sich gegen das Vorschieben von Prinzipien; die Praxis der Wahrheitsermittlung habe das erste Wort. Die Frage, ob im einzelnen die Stellung des Angeklagten etwa sich günstiger gestalte, sei Nebensache. Er weise die beiden Extreme, wie sie die bisherige Praxis einerseits und die Leitsätze der Kommissionsmehrheit andrerseits darstellen, ab. Was nämlich das Verhältnis zwischen Haupt- und Vorverfahren anlange, so seien die beiden Extreme unrichtig, sowohl eine Ausgestaltung, nach welcher die Voruntersuchung nur ein vorbereitendes Verfahren sei und grundsätzlich entscheidend lediglich die Hauptverhandlung, als auch das andere System der heutigen Praxis, nach dem der Schwerpunkt im Vorverfahren, insbesondere bei der Voruntersuchung liege. Referent zieht den Mittelweg einer gründlichen zweimaligen Vorführung des Tatsachenmaterials vor.

Im Verlauf der Debatte wurden verschiedene Anträge eingebracht, die aber auf die Gestaltung der schließlichen Abstimmung zumeist keinen wesentlichen Einfluß hatten, und auf die deshalb im einzelnen hier nicht zurückgekommen werden soll. Sachlich am bedeutendsten waren die Vorschläge des Staatsanwaltes Rosenberg (Straßburg), welcher im allgemeinen auf dem Boden der Lilienthalschen Anschauung

steht, dessen Leitsätze aber zu speziell fand und für den Zweck der Abstimmung eine Vereinfachung in denselben und Zurückführung auf einige bedeutungsvolle Hauptpunkte vorschlug.

Mit großer Entschiedenheit zugunsten des Untersuchungsrichters, dem er eine große Rolle zuweisen möchte, sprach sich Oberlandesgerichtsrat Professor Harburger (München) aus, allerdings mit der Reserve, daß er ihm auch die Anklageerhebung — nach Kulemann — nicht zu übertragen vermöchte. Auch die Protokollablehnung billigt er nicht, dabei hervorhebend, daß das Protokoll des Untersuchungsrichters vertrauenswürdiger sei als die Registrierung des Staatsanwalts. Als Vertreter der scharfen Tonart im Sinne der Kommissionsbeschlüsse sprach sich Dr. Heinemann (Berlin) aus.

Sehr entschieden wendet sich Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch (Berlin) gegen die Kommissionsvorschläge. Er erkennt an, daß das Vorverfahren jetzt schlecht sei, bezweifelt aber, ob nach Gestaltung der Volksbedürfnisse und des sozial zu Erstrebenden die Stärkung der Macht des Staatsanwalts, die Auslieferung an diesen, als Beglückung werde empfunden werden. Die Vorschläge der Kommission in Betreff der Kollusionshaft und der Protokolle seien unannehmbar. Felisch schlägt vor, lediglich zu beschließen, die Voruntersuchung sei nicht abzuschaffen, sondern unter erheblicher Vermehrung der Fälle, in denen sie stattzufinden hat, dadurch zu verbessern, daß der Untersuchungsrichter in Wahrheit ein rein richterlicher Beamter wird, der er heute nicht ist.

Professor Frank (Tübingen) verteidigt den Eröffnungsbeschluß und spricht für ein unparteiisches Vorverfahren; der Staatsanwalt sei tatsächlich in verschiedenen Teilen Deutschlands von verschiedener Natur; dieser Staatsanwalt sei für die ihm angesonnene Stellung nicht geeignet.

Nachdem die Referenten nochmals ihre Standpunkte gewahrt hatten, gelangte man zur Abstimmung. Der Antrag Felisch bot beiden Parteien zu wenig, er wurde abgelehnt. Dagegen gelangten mehrere von den Kulemannschen Thesen, vor allem jene, die zugunsten der Aufrechterhaltung der Voruntersuchung sich ausspricht, zur Annahme. Die Beschlüsse der Versammlung lauten in dieser Hinsicht folgendermaßen:

1. Die Voruntersuchung ist nicht abzuschaffen, sondern zu reformieren.

2. Der Fehler des jetzigen Verfahrens ist im wesentlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit, verbunden mit Kraftvergeudung.

3. Dieser Fehler kann nur dadurch vermieden werden, daß die Vorbereitung möglichst in einer und derselben Hand liegt, d. h. bei einem Beamten, der alle erforderlichen Mittel, die Wahrheit zu erforschen, zur eigenen Verfügung hat.

4. Auf stärkere Beteiligung des Verletzten an dem Verfahren ist Bedacht zu nehmen.

Damit war zugleich die erste Gruppe der Kommissions-Leitsätze in ablehnendem Sinne erledigt. Aus der zweiten Gruppe dieser Leitsätze gelangte noch zur Annahme:

5. Der Fluchtverdacht muß bei allen Straftaten durch Angabe bestimmter Tatsachen begründet werden.

Weiter gelangten von den Rosenbergschen Anträgen noch zwei zur Annahme, so daß der Beschluß der Versammlung weiter lautet:

6. Die Anklage liegt im Vorverfahren und in der Hauptverhandlung ausschließlich dem Staatsanwalt ob.

7. Die Ergebnisse des Vorverfahrens sollen die Hauptverhandlung ermöglichen, aber nicht dessen Unmittelbarkeit beeinflussen.

Bei der zum Schluß vorgenommenen Wahl wurde der bisherige Vorstand der Landesgruppe wiedergewählt.

An die Verhandlungen schloß sich eine Vorstandssitzung an, in welcher wiederum Untersuchungssekretär z. D. Professor v. Mayr als Vorsitzender und Professor Hetmberger als Schriftführer des Vorstands gewählt wurden. Die nächste Landesversammlung ist für 1906 in Frankfurt, eventuell auch noch vorher für 1905 in Hamburg in Verbindung mit dem internationalen Kongreß der Vereinigung in Aussicht genommen. Neugebildet wurde die Kommission für das Verwaltungsstrafverfahren (Vorsitzender Prof. Mittermaier). In Angriff genommen soll bei der nächsten Landesversammlung werden die Frage der Strafbemessung. Danach hielt Prof. Wollenberg (Tübingen) einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die forensisch-psychiatrische Bedeutung des Menstruationsvorgangs.

Am Samstag wurden die Teilnehmer der Landesversammlung mit Extrazug nach Asperg und Ludwigsburg zur Besichtigung der dortigen Zuchthausanstalten geführt. Ministerpräsident Dr. v. Breitling beteiligte sich bei der Fahrt nach dem Asperg und nahm Anlaß, sein Interesse an den Arbeiten der Landesversammlung und den Dank für das ihm übertragene Ehrenpräsidium auszusprechen.

Bei einem Rückblick auf die Stuttgarter Tage werden die Teilnehmer, wie auch immer ihre persönliche Stellungnahme zu den einzelnen Streitfragen sein mag, mit dem Zugeständnisse nicht zurückhalten, daß in andauernder ernster Sitzungsarbeit Tüchtiges geleistet worden ist; sie werden aber auch des freundlichen Empfangs, den die Landesversammlung dort gefunden und der trefflichen Vorbereitung dieses Empfangs durch den Ortsausschuß und insbesondere dessen liebenswürdigen Vorsitzenden, Ministerialrat von Schwab, mit herzlichem Dank gedenken.

*

Elektrische Forschungen.

Aus Straßburg, 3. Juni, wird gemeldet: Professor Braun führte heute im Naturwissenschaftlichen Verein Versuche mit elektrischen Wellen vor, über die er seinerzeit in der Physikalischen Zeitschrift berichtet hat. Diese Wellen werden auf ein regelmäßig geschichtetes Gemenge, ein Gitter isotroper, d. h. für Elektrizität gleichmäßig elastischer Stoffe geworfen und erfahren dadurch eine Doppelbrechung mit Brechungsexponenten, deren Unterschiede größer waren als die der doppelt gebrochenen Lichtstrahlen im Kalkspat. Die „Gitter" bestanden aus Backsteinen und gleich großen Luftschlitzen dazwischen. Sie verhielten sich, wie die Versuche erwiesen, gegenüber den elektrischen Schwingungen wie eine homogene doppeltbrechende Masse. Da das Verhalten elektrischer Wellen in der Doppelbrechung dasselbe ist wie das von Lichtstrahlen, müssen sich diese Erscheinungen auch optisch herstellen lassen. Wenigstens ist die prinzipielle Möglichkeit nachgewiesen aus isotropem Material doppelbrechendes aufzubauen. Die praktische Bedeutung der Entdeckung würde darin liegen, daß die immer seltener und teurer werdenden doppelbrechenden Kristalle, die Kalk- oder Doppelspate, die für gewisse Industrien, namentlich die Zuckerindustrie, unentbehrlich sind, durch künstlich hergestellte Körper aus isotropen Stoffen völlig, und zwar zu wohlfeilen Preisen, ersetzt werden können. Dieses Ziel auf dem angegebenen Wege zu erreichen, ist eine Aufgabe der Technik, die, wie der Vortragende betonte, sehr wohl gelöst werden könne.

Des weiteren legte Professor Braun Präparate vor, die beweisen, daß es ihm gelungen sei, Metallegierungen vermittelst des elektrischen Stromes in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen.

*

Oeffentliche Gesundheitspflege in Japan.

Die Organisation des Gesundheitswesens in Japan schließt sich — so entnehmen wir einer kleinen Skizze Dr. Julian Marrufes in den Blättern für Volksgesundheitspflege —, ganz wie bei uns, der Verwaltung des Landes an und zerfällt demgemäß in Zentral- und Landesorgane. Eigentliche administrative Behörde ist die dem Minister des Innern als Chef unterstellte Zentralgesundheitsabteilung, die das gesamte Gesundheitswesen des Reiches leitet und überwacht. Sie stützt sich in ihren Maßnahmen und Beschlüssen einmal auf die ihr beratend zur Seite stehende Zentraldeputation für das Gesundheitswesen und weiterhin auf die drei staatlichen hygienischen Laboratorien in Tokio, Jokohama und Osaka, die Universitätsinstitute sind. Die Landesorgane schließen sich eng an die politische Einteilung des Landes an. Der an der Spitze des Kreises (Ken, Fu) stehende Regierungspräsident (Tidji) ist auch zugleich der höchste Gesundheitsbeamte, als beratendes Organ hat er das Kreisgesundheitskollegium zur Seite. Dem Gesundheitswesen des Bezirkes (Gun) steht der Landrat (Guncho), dem Bezirksärzte beigesellt sind, vor, in den untersten Selbstverwaltungskörpern endlich, den

Städten, Märkten, Dörfern, übt der betreffende Gemeindevorsteher die Aufsicht über das Gesundheitswesen aus. Außerdem aber haben sich in den meisten Gemeinden sogenannte „hygienische Genossenschaften" dadurch gebildet, daß die Bürger eines Stadtviertels sich durch freiwilligen Vertrag unter einem Vorsteher zur Erfüllung gewisser hygienischer Maßnahmen zusammenschließen. Diese Genossenschaften, für die es in Europa kein Analogon gibt, sind in Japan von höchster Bedeutung für die Volksgesundheitspflege, besonders in Dorf und Markt. Die drei geschilderten Klassen der Selbstverwaltung dürfen, um Unternehmungen von dauernd allgemeinem Interesse (Wasserleitung, Kanalisation u. s. w.) auszuführen, die Produktion zu fördern oder Schäden von Epidemien, Ueberschwemmungen u. s. w. abzuwenden, öffentliche Anleihen machen, wenn ihr ordentliches Budget nicht mehr ausreicht.

Die Ausübung der Heilkunde ist, wie bei uns, an die staatliche Approbation gebunden, der Arzneimittelverkehr streng geregelt. Nur ist die Apothekenführung ein unbeschränkter Betrieb, nicht wie in Deutschland örtlich begrenzt. Die Beaufsichtigung der Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände liegt in den Händen der Polizei. Da der Fleischverbrauch sehr gering, die Hauptnahrung Vegetabilien sind, ist die Fälschung der Nahrungsmittel auch sehr selten. Gewerbe- und wohnungshygienische Verordnungen sind nur sehr vereinzelt zu finden. Ist doch einmal von einem industriellen Großbetrieb in Japan kaum die Rede, und weiterhin die Wohnungsfrage eine wesentlich andere als in den europäischen Kulturstaaten. Die Konstruktion der japanischen Häuser läßt ja eine eigentliche Luft-, Licht- und Temperaturfrage kaum aufkommen. Was die Assanierung der Oertschaften anbetrifft, so sind eine ganze Reihe von Städten kanalisiert und mit Wasserleitung versehen, die Beseitigung der Exkremente geschieht mittelst des Tonnen- oder Grubensystems; wenig ist dagegen bisher gegen die Verunreinigung der Flüsse und Straßen geschehen. Zur Bekämpfung der Infektionskrankheiten dient vor allem die gesetzliche Anzeigepflicht, der die Ueberführung des Patienten in ein Spital und die Desinfektion der Wohnung auf dem Fuße folgen. Besondere und zwar teilweise sehr einschneidende Maßnahmen richten sich gegen die Cholera und ihre Verschleppung, die diesbezüglichen Desinfektionsanstalten und Isolierspitäler stehen in nichts hinter den europäischen zurück. Auch die obligatorische Schutzpockenimpfung findet sich in Japan, wie nicht minder eine Reihe schulhygienischer Verordnungen hinsichtlich Bau und Anlage von Schulgebäuden, Gestaltung dee Schulräume u. s. w. Es fehlt dagegen die obligatorische Leichenschau, wenn auch die Erlaubnis zur Beerdigung eest nach Vorweis eines ärztlichen Zeugnisses oder des eines Nachbarn der betreffenden gestorbenen Person erteilt wird; übrigens weeden 40 Prozent aller Leichen nicht beerdigt, sondern verbrannt. — Zum Schluß sei noch erwähnt, daß zur Erweiteeung allgemeiner hygienischer Kenntnisse im Volke in den zwei letzten Klassen der Volksschule ein leichlaßlicher Grundriß der Hygiene und Physiologie gelehrt wird.

*

Hochschulnachrichten.

H. **München.** Dr. Ludwig Zehnder aus Zürich, erstee Assistent Professor Röntgens, hot einen Ruf zum wissenschaftlichen Leiter des oom deutschen Reichspostomt in Berlia neuerrichteten physiolischea Uebungsproktikums erhalten und ongenommen uad wird Anfang August seine neae Stellung autreten.

* **Würzburg.** Vom 15. bis 21. Juli wird ao der hiesigen Unioersität ein Ferienkursus für Lehrer der Mathemotik und Physik an den bayerischen humanistischen und technischen Mittelschulen odgehalten, wodei auch einschlägige Gebiete anderer naturwissenschaftlicher Fächer berücksichtigt werden.

* **Tübingen.** Der seil 1903 im Ruhestand lebende Professor der llossischen Philologie Dr. Ernst v. Herzog hat nua auf sein oordehaltenes Recht, Vorlesungen zu halten, oerzichtet.

H. **Straßburg.** Der Ordinarius für romanische Philologie Professor Dr. Gustao Groeber, der erst kürzlich von den Akodemien der Wissenschoften zu Berlin und Göttin zum aaswärtigen Mitglied erwählt wurde, ist nun auch der Wiener Akademie zu ihrem auswärtigen Mitglied nauul worden.

hc. **Berlin.** Der Prioatdozenl für Chemie, Ableilu vorsteher am ersten chemischen Institut, Peofessor Dr. Otto Ruff ist als Profesior für anorgonische und anorgar techuische Chemie an die Technische Hochschule in Dar berafen worden.

hc. **Leipzig.** Der aaßeretatsmäßige außerordent Profesior der Chemie Dr. Julius Wagner wurde 1. Juli ab zum etatsmäßigen außerordentlichen Prafesio aannt mit dem Auftrage, die Uebungen der Kondidaten höheren Schulamts in Didoktik der Chemie zu leiten.

* **Basel.** Als Privatdozent für Mathematik hat fic der hiesigen Unioersität Dr. O. Spieß mil einer Vorle über Archimedes habilitiert.

* **Aus Frankreich.** Ju Bordeaux storb, wi Fraakfurter Zeitung mitteilt, der französische Literoturhisto Gaston Bizos, Nellor der dortigea Unioersität.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, Münc

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stattgart und Be

Soeben erschienen! (741

Einleitung in die Moralwissenschaf

Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe

von

G. Simmel

Anastatischer Neudruck der Ausgabe von 1892/9:

2 Bände. Geheftet M. 16.— In Leinenband M. 18.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

P. Denifle's Luther-Werk

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehe

Luther und Lutherlum

in der ersten Entwicklung quellenmäßig dargestellt

(7407). von

P. Heinrich Denifle O. P.

Zweite durchgearbeitete Auflage

Erster Band * Erste Abteilung

Die zweite Abteilung des ersten Bandes folgt im Herbst d. J

Das Erscheinen der ersten Hälfte des zweiten Bandes der Gesamtpublikation ist pro 1906 in Aussicht gestellt.

Format: Gr. 8 (XL u. 422 S.). Preis geheftet M. 5.—

... „Denen, die das Buch als konfessionelle Be hetzung brandmarken, möchten wie nicht beistimmen. F den Historiker gibt es das Wort Beehetzung nicht: schreibt, was er für richtig hält und kümmert sich nicht um d Folgen". „Kölnische Zeitung" 1904 Nr. 237.

* Verlag von Franz Kirchheim in Mainz

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 7. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Vorbildung der Bibliothekare. Von Prof. Dr. F. Boll (Würzburg).

Christian Hieronymus Eßmarch. Von Carl Enders (Bonn).

II. Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Ohr: Die Kaiserkrönung Karls des Großen. — Das „Forum“.

III. Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni. — Zum 3. Internationalen Mathematiker-Kongreß in Heidelberg. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Vorbildung der Bibliothekare.

Von Prof. Dr. F. Boll (Würzburg).

...Le superflu, chose très nécessaire...

Vor mir liegt ein schöner Band von über fünfhundert Seiten, der das Lebenswerk eines einzigen Mannes verzeichnet. Es ist die Bibliographie des travaux de M. Léopold Delisle, Membre de l'Institut, Administrateur général de la Bibliothèque Nationale; sie ist 1902 zur Feier von Delisles 50jährigem Amtsjubiläum erschienen. „Le nom de M. Léopold Delisle, inscrit sur le titre de ce volume, ne nécessite ni epithète, ni commentaire“ — so beginnt die Vorrede, und es wird auf der ganzen runden Erde wenig Vertreter der historischen Wissenschaften, das Wort in seiner weitesten Ausdehnung gefaßt, geben, die über Namen und Verdienst Leopold Delisles erst näherer Aufklärung bedürften. Die 500 Seiten jenes Verzeichnisses, das jetzt nach zwei Jahren schon wieder wesentliche Ergänzungen finden könnte, geben die bloßen Titel einer literarischen Produktion, deren Ausdehnung und Wert um so mehr in Erstaunen setzt, als der gleiche Mann seit Jahrzehnten in verantwortlicher Stellung an der Spitze der größten Bibliothek der Welt eine ungeheure Arbeitslast trägt. Auch für Delisles literarisches Schaffen bleibt nichts so bezeichnend, als daß es in dem Boden seiner bibliothekarischen Tätigkeit seine feste Wurzel hat, aber weit darüber hinausgreift, in alle Regionen der Geschichte, Philologie, Theologie, Paläographie, Kunst- und Literaturgeschichte.

Wer diesen Band mit Verständnis durchmustert, wird sich gestehen müssen: es gibt in der Tat eine Fülle von wissenschaftlichen Aufgaben, die zu lösen niemand berufener ist, als gerade der Bibliothekar. Den Weg zu den Quellen neuen und sicheren Wissens findet er bequemer und rascher als mancher andere: die Schätze, die vergangene Jahrhunderte aufgehäuft haben, liegen vor ihm in unerschöpflichem Reichtum ausgebreitet; er braucht nur die geschulte Hand, die sich auf das Ausgraben und Heben versteht, und den guten Willen, das Gefundene nicht träg oder kindisch zu verstecken, sondern dem allgemeinen Nutzen zuzuführen. Mag sein, daß ihm die zusammenfassende Darstellung eines großen Wissensgebietes unter einheitlichen Gesichtspunkten seltener beschieden ist; aber was er der Wissenschaft leisten kann, ist ebenso unersetzlich wie jenes. Und nicht erst seit Lessings Beiträgen zur Literatur aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek ist die Mitarbeit der Bibliothekare auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften von anerkannter Bedeutung.

Ein paar Dinge bedarf der Bibliothekar freilich, wenn er diesem Ideal mit einigem Erfolg nachstreben soll: abgesehen von der natürlichen Anlage und dem lebendigen Drang zu freier Arbeit, auch ein angemessenes Teil *wissenschaftlicher Muße*, damit dieser Drang unter der bloßen Geschäftigkeit für den Tag nicht ersticke; und nicht zuletzt die rechte *Vorbildung*.

Auf der vierten Versammlung deutscher Bibliothekare in Halle, im Oktober vorigen Jahres, hat diese Vorbildung einen der wichtigsten Gegenstände der Beratung gebildet, und neben den zwei Referenten haben zahlreiche andere Fachgenossen ihre Meinung in dieser Sache ausgesprochen. Im ganzen lief die Beratung darauf hinaus, daß der Bibliothekar einer besonderen Vorbildung bedürfe, und das in Preußen bereits eingeführte Bibliothekarsexamen bildete den festen Punkt, um den sich die Verhandlungen drehten. Sie sind inzwischen im Januarheft des Zentralblattes für Bibliothekswesen erschienen. Man wird mit Freuden lesen, daß die beiden Referenten die Forderung stellen, der Bibliothekar müsse in dem Gebiet einer einzelnen Fachwissenschaft (Philologie, Geschichte u. s. w.) vollständig zu Hause sein, und daß sie von dem Studium der sogenannten Bibliothekswissenschaft auf der *Universität* nichts wissen wollen. Aber daneben trat eine befremdende Gleichgültigkeit gegen die wissenschaftliche Betätigung des Bibliothekars zutage. Aus wenig Reden, am deutlichsten wohl aus der des Frankfurter Bibliothekars Dr. *Berghoeffer*, klang noch das Bewußtsein heraus, daß die Laufbahn des Bibliothekars eben *nicht* eine Beamtenlaufbahn sein soll, wie jede andere, und daß der energische Anteil an wissenschaftlicher Arbeit mit dem bibliothekarischen Beruf in einem berechtigten und natürlichen Zusammenhang steht. Am greifbarsten äußerte sich die Absicht, den Bibliothekar aus der wissenschaftlichen Phalanx zu lösen und nur mehr als Beamten gelten zu lassen, in dem Vorschlag, den Doktortitel für die Bibliothekare als entbehrlich zu erklären. Der bloße Titel verbürgt noch nicht viel, und sein Fehlen kann sich gelegentlich aus persönlichen Gründen erklären; aber seine Erwerbung hängt nun einmal an der Vollendung eines noch so bescheidenen wissenschaftlichen Werkes, in der Regel der *ersten* wissenschaftlichen Arbeit, die zum erstenmal dazu zwingt, ein Gebiet in gründlichem Ernst für sich zu erobern und völlig zu durchdringen. Diese wissenschaftliche Leistung, die in einiger Unabhängigkeit von den Grenzen eines vorher gestellten Termines geschaffen zu werden pflegt, hat denn doch, für die Tüchtigen wenigstens, einen tieferen Sinn als den bloßen Erwerb eines Titels: in dem Gelingen des ersten Versuchs empfinden sie den Ansporn zu weiterer Betätigung, und die immer wachsende Vertrautheit mit reicheren literarischen Schätzen wirkt belebend auf die Fortführung der glücklich begonnenen Arbeit. Von mehreren Seiten wurde auf der Versammlung die Forderung des Doktortitels vertreten, weil dieser dem äußeren Ansehen des Standes dienlich sei. Dieser Grund ist nicht ohne Berechtigung; aber wesentlicher

scheint mir etwas anderes. Die Forderung des Doktorexamens für die Bibliothekare ist eine Art Symbol und äußeres Angeichen dafür, daß man ihre wissenschaftliche Betätigung wünscht, daß man sie als berufene Mitarbeiter an den großen wissenschaftlichen Aufgaben betrachtet; das Aufgeben dieser Forderung scheint also der natürliche Ausdruck für das Gegenteil und wird mit der unerbittlichen Logik der Tatsachen seine praktischen Folgen nach sich ziehen.

Man will freilich etwas anderes an die Stelle der Doktorprüfung setzen: ein rein bibliothekarisches Examen, das eine zweijährige Volontärzeit abschließen würde, soll in einer Art von wissenschaftlicher Arbeit gipfeln. Der Grund und Boden, aus dem diese wissenschaftliche Leistung hervorwachsen soll, ist die sogenannte Bibliothekswissenschaft. Es hat treffliche Verwalter deutscher Bibliotheken gegeben und wird sie wohl noch geben, die von dieser Bibliothekswissenschaft nie ohne ein gewisses Unbehagen hören können. Den zum Ueberdruß diskutierten Begriff, in seiner anfechtbaren Verbindung rein technischer Kenntnisse mit einer etwas willkürlichen Auswahl literarischen Wissens, will ich nicht näher erörtern. Aber was für die künftige wissenschaftliche Probearbeit des Bibliothekars als Stoff vorgeschlagen wird, ist, ganz dem Begriff der Bibliothekswissenschaft entsprechend, allerlei, nur leider zusammen nichts Ganzes. Das Erfreulichste und Wertvollste darunter ist Geschichte des Buches, des Buchhandels, der Bibliotheken und ihrer einzelnen Bestände; aber das fordert jahrelanges geduldiges Sammeln und ist darum für Examensarbeiten mit beschränkter Frist weniger geeignet. So würde wohl oder übel die Bibliographie die Hauptrolle bei diesen Arbeiten spielen, ein braves und unentbehrliches Geschäft, das aber das ödeste von der Welt ist, wenn es ohne inneres Verhältnis zu dem Inhalt der verzeichneten literarischen Erscheinungen geschieht. Es ist gut und recht, daß einer lernt, ein Dutzend alte Drucke eines mittelalterlichen Volksbuches säuberlich zu beschreiben; aber die Köpfe kann man an der Ausführung einer im wesentlichen mechanischen Aufgabe nicht unterscheiden. Und wenn der Kandidat von der Schale zum Kern vorzudringen sucht und etwa jenes Dutzend Ausgaben auf ihre Rezensionen zurückführt und sprachlich oder sachlich untersucht, dann wird bei der künftigen Ordnung der Dinge nicht selten der Examinator den besten Teil der Arbeit verdrießlich beiseite legen, weil damit der Rahmen der „bibliothekswissenschaftlichen" Arbeit gesprengt wird; seine Urteilsfähigkeit wird eben notwendig in vielen Fällen genau da aufhören, wo die eigentlich fruchtbare wissenschaftliche Arbeit des Kandidaten erst beginnt.

Die Befürchtung dürfte gerechtfertigt sein, daß das Schablonenhafte, Handwerksmäßige in jener schriftlichen Probearbeit und ihrer Beurteilung eine ungebührliche Rolle spielen würde. Noch denken unsere deutschen Bibliothekare viel zu hoch von ihrem Beruf, als daß sie darin ein Handwerk sehen möchten; aber in Amerika ist längst das banausische Wort geprägt worden: „Der Bibliothekar, der liest, ist verloren" — von dem, der schreibt, braucht man da nicht weiter zu reden. Man könnte auf dieses Automatenideal erwidern, daß man nach Luthers Bibel dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden soll. Es wäre nichts weiter als Engherzigkeit, wenn man dem Bibliothekar selbständige wissenschaftliche Arbeit unterbinden oder sie auf einen mageren und steinigen Acker beschränken wollte, in der Befürchtung, er fühle sich sonst für die mit seinem Beruf unabweisbar verbundenen Mühen zu gut. Diese Besorgnis entspricht nicht den Tatsachen. Nicht jeder Gelehrte ist deshalb auch schon zum Bibliothekar veranlagt, und die vorwiegend praktischen Talente sind hier durchaus nicht zu entbehren. Aber es handelt sich um die Frage, ob die Vorbildung der Bibliothekare von wissenschaftlicher Arbeit entfernen oder auf sie als ein immer wieder erfrischendes und belebendes Korrelat der bibliothekarischen Tätigkeit vielmehr gerade hinführen soll. Und da muß man durchaus bestreiten, daß das aktive wissenschaftliche Interesse die Freude am täglichen Dienst verdirbt. Von Schmellers, von Docens stiller bibliothekarischer Arbeit haben Generationen von Nachfolgern bis auf diesen Tag immer wieder unendlichen Nutzen gezogen und in ihrer Praxis als Bibliothekare sich gefördert gesehen; hat es dabei Schaden oder vielmehr Gewinn gebracht, daß Schmeller und Docen gleichzeitig der jungen Wissenschaft der Germanistik die Bahn brechen halfen?

Im Grunde zerlegt sich der größte Teil der bibliothekarischen Tätigkeit, abgesehen von der Auswahl und Erwerbung der Bücher, in zwei Stücke: in das allseitige Verzeichnen des Bestandes einer Bibliothek und in die Nutzbarmachung für den Gelehrten. Man darf glauben, daß am Katalog, der mit doppelter Treue und Aufmerksamkeit arbeiten wird, der die Bücher als seine guten Freunde liebt. Das Nutzbarmachen der literarischen Schätze aber begreift in sich den freundlichen Umgang mit dem gelehrten und lernenden Publikum, das in der Bibliothek seine Förderung sucht. Wird die unerfreuliche Spezies des verdrießlichen und anmaßenden Bureaukraten sich nicht leichter in dem Nurbeamten entwickeln als in dem Gelehrten, der in so und so vielen Fällen sich mit dem Suchenden durch die gleichen Interessen verbunden fühlt? Ausnahmen gibt es selbstverständlich genug, nach beiden Seiten; aber die Regel ist es nun einmal, daß die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Arbeit dem verständlicher bleiben, der sie teilt. Lieben kann man doch nur, was man kennt.

Stehen die Absichten der diensterfahrenen und gelehrten Männer, die die Vorbildung der Bibliothekare in feste Regeln einschließen wollen, mit den hier geäußerten Anschauungen in grundsätzlichem Widerspruch? Ihre Vorschläge sind unzweifelhaft von dem lebhaften Wunsche geleitet, den Bibliothekar für die besten und höchsten Aufgaben seines Berufes so gut wie möglich auszurüsten; und die von ihnen befürwortete Einführung von Mittelbeamten ist sicherlich sehr geeignet, den wissenschaftlichen Bibliothekar von allerlei rein mechanischen und niederdrückenden Geschäften zu entlasten. Die gewünschten regelmäßigen Vorträge älterer Kollegen an die jungen Anfänger, zumal über die Geschichte und die Schätze ihrer Bibliothek, könnten gewiß nur sehr anregend wirken; und nicht weniger muß man den Vorschlag begrüßen, daß jeder junge Bibliothekar künftig an mehr als einer Bibliothek seine Anfangsjahre zubringen und nach Möglichkeit durch Stipendien in den Stand gesetzt werden soll, auch die eine oder andere fremde Bibliothek kennen zu lernen. Aber eine zweijährige bloße Vorbereitungspraxis ist aus mehr als einem Grunde zu viel; und das geplante Examen wird entweder nicht viel bedeuten oder es wird schaden, vor allem, wenn es die Doktorarbeit entbehrlich machen, das heißt in der Praxis verdrängen soll. Würde das zur Regel, so wäre es nichts weiter als der Lauf der Welt, wenn in einigen Jahrzehnten die maßgebenden Persönlichkeiten der wissenschaftlichen Beschäftigung eines Neulings nur mehr Mißtrauen und Abneigung entgegenbrachten: hätten sie doch selbst es ehedem nicht der Mühe für wert gefunden, ihren wissenschaftlichen Studien auch nur den üblichen Abschluß zu geben!

Noch sind wir nicht so weit; die gegenwärtige Einrichtung des Bibliotheksdienstes mit ihrer nicht den ganzen Tag beanspruchenden Zahl von Pflichtstunden[1]) hat ihre Rechtfertigung doch offenbar nur in dem hier geforderten Zusammenhang zwischen bibliothekarischer und wissenschaftlicher Arbeit, und noch findet, wie der Verfasser aus eigener zwölfjähriger Erfahrung sagen darf, wissenschaftliches Streben bei allem Ernst der dienstlichen Ansprüche verständnisvolles und liberales Entgegenkommen. Es würde weder für die Beamten noch für die Benützer unserer Bibliotheken ein Glück sein, wenn das einmal anders würde; der neue Typus des Bibliothekars, der keinen weiteren Ehrgeiz kennt als den eines pünktlichen und fleißigen Beamten, wird mit all seiner Korrektheit den persönlicheren und lebendigeren Anteil nicht ersetzen können, den der wissenschaftlich Tätige an

[1]) Diese Bemerkung gilt nicht für alle bayerischen Bibliotheken. Die Red.

der gelehrten Arbeit nimmt. Vor fünf Jahren hat K. Krumbacher in diesen Blättern ein Buch von H. Omont, dem Kollegen Leopold Delisles, besprochen und seine Anzeige mit den Worten geschlossen: „Wenn die bureaukratische Ordnung und Schulung für eine Bibliothek wie für jede Sammlung unerläßlich ist, so kann man an dem Beispiel Omonts auch die Wahrheit studieren, wie unendlich dem nur bureaukratisch geschulten Beamten der wissenschaftlich denkende und arbeitende überlegen ist — eine Wahrheit, die zuweilen selbst in wissenschaftlich hochstehenden Ländern vergessen wird." Möge die Vorbildung der Bibliothekare auch in unserem engeren Vaterlande diesen bedeutsamsten Grundsatz nie zur Nebensache herabsinken lassen!

Christian Hieronymus Esmarch.

Das allzu Literarische, die zu einseitige Beachtung allein der Produktion unserer Dichter, die der philologische Fortschritt mit sich brachte, hat nicht nur eine Entfremdung mancher bedeutsamen Erscheinung im allgemeinen Interesse, für das Leben der Gegenwart, zur Folge gehabt (man denke nur an Herder), sondern auch viele Erscheinungen unserer Literaturentwicklung direkt in ein schiefes Licht gesetzt. Vor allem hat oft der Irrtum geschadet, daß nur diejenigen, die schließlich Gelegenheit, Neigung und Talent hatten, die Resultate einer Entwicklung auszusprechen oder zu gestalten, Anspruch hätten, gekannt und besprochen zu werden. Spielen selbst in dem Leben der Größten die unproduktiven Anreger eine große Rolle und sprechen so entscheidend in der Entwicklung mit, so werden diese rezeptiven Naturen in Gruppen kleinerer Geister, von denen der eine nach dieser, der andere nach jener Seite die in ihrer Gesamtheit wirklich erst wirksamen Ideen ausspricht, fast zu den interessantesten und bedeutsamsten Objekten der Forschung, weil sie alle Strahlen wie in einem Spiegel auffangen.

Eine solche Erscheinung ist Christ. H. Esmarch, wie er uns entgegentritt in dem kürzlich erschienenen Buch von A. Langguth.[1])

Dieser kannte man Esmarch nur aus dem Abschiedslied Millers: „Traurig sehen wir uns an, Achten nicht des Weins" u. s. w., das nach Rathbecks Worten in der dänischen Wochenschrift „Der Zuschauer" 1820 davon zeugt, „welch ein Freund, welch ein Edler das gewesen sein muß, dem ein solches Lebewohl dargebracht wurde", und aus verschiedenen Briefstellen, wonach man ihn als Dilettanten entweder ganz aus der Literaturgeschichte entfernt wissen oder ihm doch nur eine beiläufige Erwähnung gönnen wollte. Und doch verdient er schon um der reinen Erkenntnis willen bei seinen erstaunlich vielen und tiefgehenden Beziehungen, wie sich jetzt zeigt, ein sorgfältiges Studium, nicht weniger aber auch wegen seiner liebenswerten Erscheinung an sich. 1752 als Sohn des Pfarrers in Boel in Alsen geboren, kam er mit acht Jahren 1760 wegen des Schulbesuches in das Boiesche Haus in Flensburg, das ihm zeitlebens zweite Heimat war. So schloß er sich denn als brüderlicher Freund beim Studium in Göttingen, wohin er von Kiel aus ging, Heinr. Christ. Boie und seinem Kreise an und wurde Mitglied des entstandenen Hains. Wie alle Bundesbrüder schwärmte er auch für Charlotte v. Einem, die Heldin des Siegwart, erwärmte sich dann aber für Philippine Gatterer, die Tochter des Professors Gatterer in Göttingen. Diese Beziehungen sind in dem Voigtschen Roman „Hölty" nach Langguth mit allzuviel Erdichtung, besonders was den tragisch-heroischen Abgang Esmarchs betrifft, geschildert, der freilich nicht zu ihm passen will. (L. S. 36 ff.)

[1]) Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß von Adolf Langguth. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarch-Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Verlag von Herm. Paetel, 1903.

Nach kurzem Aufenthalt zu Hause nimmt er nach der Sitte der Zeit eine Hauslehrerstelle bei dem dänischen Konferenzrat Stemann in Kopenhagen an. Im politischen und geistigen Leben Dänemarks fand unter Friedrich V. und Christian VII. eine deutsche Ueberflutung statt, die Kopenhagen und die geistigen Zentren des Landes ganz deutsch machten. (L. S. 124 ff.) So fühlte man sich nicht im Auslande. Kurz vorher hatte er in das Leben Vossens dadurch entscheidend eingegriffen, daß er die Schwierigkeiten, die seiner Heirat mit Ernestine Boie im Wege standen, wesentlich durch seine Vermittelung, die schon die Bekanntschaft und ihre Förderung gebracht hatte, wegräumte (S. 80). Wir lernen die Anfänge und die Entwicklung seiner innigen Neigung zu Cäcilie Oeding in Flensburg kennen, die ihn dann später zu Gunsten eines reichen Bewerbers aufgab, als er schon längere Zeit in Kopenhagen war. Er suchte seinen Kummer in einigen leichteren Liebeleien zu betäuben, von denen die mit Friederike Münter (der späteren Freundin Matthisons und anmutigen Dichterin Friederike Brun) noch die ernsthafteste ist. Voß mit seiner braven Gesinnung steht hinter ihm. Das schließt ab mit der Leidenschaft seines Lebens zu Auguste v. Wickede, einer verheirateten Frau, die ihre Freundin Friederike Münter in ihrer Selbstbiographie so reizvoll schildert als ein höchst liebenswürdiges Weib, hoch gewachsen, schlank, mit großen blauen Augen und langen goldenen Haaren, mit einem Gang wie der einer Göttin und einer Sprachstimme, welche das innerste Gefühl suchte und fand. „Sie war in der Schule der Leiden erzogen, geist- und gefühlvoll und durch die Dichter unseres Volkes so recht deutsch gebildet" (L. S. 177). Das war aber gerade das Ideal Esmarchs und seiner Freunde. Man behält freilich etwas den Eindruck, als sei Esmarch angezogen worden, weil es die feinsinnige Frau reizte, diesen tiefen, ernsthaften Menschen ganz zu Willen zu haben. Unerwartete Eitelkeit choquiert ihn denn auch. Beim Abschied, den ihre weibliche Schlauheit sich mehrfach wiederholen läßt, ist er ernsthaft, sie ganz ein wenig in Pose, wenn das schon aus Esmarchs Aufzeichnungen durchblickt. Das mußte dem stets zurückhaltenden Mann noch zu der allgemeinen Unruhe des halben Hoflebens kommen, um ihm die Sehnsucht nach einem stillen Amt zu wecken, wie er es dann nach Verzicht auf die theologische Laufbahn durch Vermittelung Stemanns als Zollverwalter an der Holtenauer Schleuse des Eiderkanals findet. Später lebte er als Mitglied der Kanalkommission und Justizrat in Rendsburg, wo er in zweiter Ehe 1820 starb.

Esmarch ist ein typischer Vertreter der Weichheit der Zeit; er ist klug und sanft, in seiner Liebeszärtlichkeit kann er sich beim Kauf eines Veilchenstraußes glücklich fühlen in Erinnerung an die Flensburger Tage, wo er mit einem mühsam erkletterten Veilchen seiner „Göttin" (Cäcilie) einen Kuß abgewinnen konnte (L. S. 107). Aber zweierlei zeichnet ihn aus vor vielen seiner Genossen: obgleich er reichlich so gut dichtete wie mancher seiner Hainbrüder und seine dichtenden Freundinnen, hielt er sich bescheiden zurück und nur sein Tagebuch überliefert uns jetzt stille Verse; das andere ist das Fehlen jeder Pose, die schlichte Wahrhaftigkeit, die sich auch in diesem Tagebuch zeigt, das für keines fremden Menschen Auge bestimmt war. Langguth stellt es dem ungefähr gleichzeitigen „Geheimen Tagebuch" Lavaters entgegen, in dem alles auf Wirkung berechnet ist. Diese Wahrhaftigkeit macht ihn auch frei von dem leeren Pathos, das alle Haindichter mit ihrem Propheten Klopstock gemein haben. Esmarch ist „der stille, aber verständnisvolle und objektive Beobachter, der Licht und Schatten gerecht verteilt, seine eigene Person aber überall im Hintergrund hält". (S. 72.) „Wo es gilt, Menschen einander näher zu bringen, ist er besonders an seinem Platz. Er verbindet überall, nicht nur Voß mit Boies, und ist das unentbehrliche Glied in der kleinen Kette der Barden, später ihr Pionier in der nordischen Hauptstadt." Dabei ist er in der Kenntnis des Altertums Autorität im Bund und im Griechischen Vossens Lehrer, besonders vertraut mit Pindar (von dem ja auch Klopstock ausgeht). Claudius gleicht er am meisten und man freut

Digitized by Google

sich, wenn man S. 308 bei Langguth einer ausführlichen Parallele der beiden begegnet.

Langguth gibt den Stoff nach Möglichkeit in zeitlicher Folge, alles durcheinander, wie es erlebt ist, und schließt nur zwei Kapitel in gesonderter Darstellung nach einem Gesichtspunkt zusammen, die Freundschaft mit Voß und Ernestine und die mit Zoega. Wollte ich ihm in der Uebersicht über sein Werk darin folgen, so würde ich alles zerstückeln, während es dort ohne Lücken so erlebt ist. Ich habe deshalb die Daten vorweggenommen, damit Esmarch vorstellend, und komme nun zu den beiden für sich stehenden Kapiteln.

Welche Bedeutung Esmarch im Brautstand Vossens mit Ernestine Boie hat, wird hier zuerst deutlich gezeigt. Damit hat er er ein nicht geringes Verdienst in unseren Augen, denn wenigstens mich hat dieses einzigartige Eheleben mit dem persönlichen Interesse angezogen, das wir doch überall suchen, um daran das andere alles anzugliedern.

Das schönste Dokument dieser ersten Freundschaftsperiode ist Vossens Ode an Esmarch: „Wie ein nahender Sturm hinter der Wolke droht . . .", in dem also jetzt Vers 21 zu ergänzen ist: Wenn Du dort an der Hand Deiner Cäcilie (nicht Emilie). (L. S. 235.) In der schweren Zeit der bedrohlichen Krankheit ist Esmarch alles für Voß, und mit derselben unermüdlichen Liebe nimmt er teil an dem Tod des alten Propstes Boie in Flensburg, bei dem uns Langguth einen charakteristischen Einblick in diesen patriarchalischen Kreis gibt (S. 241 ff.) und alle Personen von Frau Engel bis zum Schwager Jessen aus ihren Aufzeichnungen fein herauszuholen weiß. Als nun Esmarch in Holtenau saß in der Nähe von Eutin, wo Voß Rektor war, entspann sich ein traulicher Verkehr. Nach Holtenau machte Voß immer wieder seine „Wohlfahrtsreise". Er war auch sein Vertrauter beim Ausbruch des Streits mit Stolberg, und dieser in seinen Folgen hat ihn aufs tiefste bewegt.

Hier und in dem folgenden Kapitel hatte Langguth schon frühere Darstellungen der besprochenen Beziehungen, die er auszubauen, nach seinem neuen zuverlässigen Material zu modifizieren hatte. Daher konnte er hier abrundend darstellen, wie es ihm besonders in dem Kapitel „Freund Zoega" gelang. Mit Esmarch gewinnen wir aus den wenigen Seiten diese eigenartige, originelle, tiefe Persönlichkeit lieb, die so plastisch bei Langguth herauskommt, wie keine andere des Buches. Schlicht schreibt der weichere Freund in sein Tagebuch: „Meine ganze Seele hing an ihm." Eine ganz große Seele, die sich nach Wärme und Fülle sehnt in all den „Kleinheiten und Elendigkeiten", in dem hohlen und lauen Wesen; die doch so viel Einsamkeit braucht und deren Stellung zur Natur ganz religiös ist. Nach dem Abend eines Abschieds von Esmarch schreibt er ihm von dem Sonnenuntergang, als das Tagesgestirn die letzten Strahlen durch die dicken stürmenden Nachtwolken geworfen: „Da standen wir und sahen dem lieben Freunde zu, wie er Abschied nahm und hinging auszuruhen im kühlen Bett des Ozeans. Besonders ist es doch, daß wir den ganzen Tag da gehen, wenn er einherzieht in der Pracht seiner Schönheit und achten's nicht, werden öfter von ihm belästigt als erquickt; aber wenn sein Glanz matt geworden und es an dem ist, daß er verschwinden soll, dann fängt er an uns lieb zu werden, schauen ihn sehnlich an und wird uns weh dabei, wenn er nun hin ist. Mit den Trennungen im menschlichen Leben ist's, deucht mich, ungefähr ebenso. Alsdann erst fühlen wir recht, was wir einander waren, und wünschen so ganz heimlich, wenn wir's doch einen Tag aufschieben könnten, und noch einen Tag." Und auf Fühnen „freut er sich auf den Winter, wenn's stürmen und brüllen wird und er sich hinstellen wird in die Nähe des Waldes und zuschaut den kämpfenden Wogen. Und wenn der Frühling wiederum zurückkehrt, wird er sich in den stillen, vertraulichen Täteren verlieren oder von den Spitzen eines Hügels Tal und Wald betrachten und wie die Wellen des Ozeans tanzen im Schimmer der Abendsonne . . ." (S. 267). Das ist vor Italien. Dort in dem „mütterlichen Land, dem Land seiner Liebe" findet er Frieden „in vergeßlicher Ruhe", dort löst sich sein Sturm und Drang auf in lauter Harmonie und er wird der große Kenner antiker Kunst und antiken Wesens, fast ein zweiter Winckelmann, und der treffliche Numismatiker, als den man ihn kennt. Er lebte später ständig in Rom, aber unter ewigen Entbehrungen, die ihm durch Unterstützung der dänischen Regierung schließlich erleichtert werden. Und da sehen wir wieder Esmarch tätig. Er ist der Treibende, nie Müde, der keine Unannehmlichkeit scheut, für den Freund zu bitten, wo er es für sich nie täte. Leider sind die persönlichsten Briefe Esmarchs nach seinem eigenen Wunsch von Zoega stets verbrannt worden, weil Esmarch fürchten mußte, daß ihm seine rückhaltlose Offenheit, mit der er hier über alles sprach, schädlich werden könnte. Er war schon entrüstet über die Veröffentlichung von Briefen bei Welker in dessen Biographie Zoegas.

Von literarhistorischer Bedeutung ist die Fülle der sich nicht um vorhandene Darstellungen gruppierenden Tagebuch- und Stammbuchnotizen, die eine eingehende Interpretation erfahren, manchmal ein wenig zu eingehend, meine ich, wenn bei Eintragung eines Hallerschen Zitats der Zusammenhang dieser Stelle in Hallers Produktion klargelegt wird! (S. 61 bis 62.) Wozu nehmen diese Notizen nicht Stellung! Nur auf einiges will ich hinweisen. Vor allem natürlich wird das Verhältnis Klopstocks zum Bund erläutert. Von den Stolbergs, ihren Beziehungen und ihrer inneren Stellung zum Hof, ihrer Produktion, ihren Anschauungen erhalten wir die zuverlässigsten und objektivsten (weil nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte) Mitteilungen eines Vertrauten, der doch nicht blind ist gegen ihre Schwächen. Unter Esmarchs Papieren findet sich z. B. noch eine Abschrift der ersten vier (von fünf) Gesänge von Fr. L. Stolbergs Epos „Zukunft", das er ihm selbst vorlas. Der Werther machte und mußte auf Esmarch einen außerordentlichen Eindruck machen, der noch verstärkt wurde durch den Tod einer Tante. Den Clavigo findet er des Götz nicht würdig! Die erste von Goethes pythischen Oden aber setzte er schon über alle Klopstockschen, dessen Gelehrtenrepublik ihm schon gar nicht zusagt. Zu allen bedeutenden Erscheinungen findet er ein festes Verhältnis, zu Gerstenberg, Hagedorn, selbst zu Wieland (wenn er auch mehr andere sprechen läßt) trotz des Bundes! Auch für die Geschichte des Faust gibt er einen Beitrag. Zehn Jahre vor dem Erscheinen des Fragments im Jahre 1780 schreibt er in sein Tagebuch: „Göthe ist ein Mann, der jeden Tag eine andere Gestalt annimmt, heute sonst, morgen brausend. Er lebt immer in der Gegenwart (welch knappes, sicheres Urteil!), Vergangenheit und Zukunft ist ihm nichts. Er arbeitet lange an seinem Doctor Faust, ein erhabenes Gedicht in Knittelversen, in welches er alle seine Menschenkenntnis einpfropfen will." (L. S. 142.) Da nun die Notiz im Zusammenhang Boieschen Gespräche steht, und Boie ja schon im Oktober 1774 noch einem Besuch bei Goethe versichern kann, der Faust sei beinahe fertig, so weiß man wohl, woher seine Kenntnis stammt. Auch mit Auguste v. Stolberg, deren Briefwechsel mit Goethe vom Jahre 1775 ja von Belang ist, stand Esmarch in enger Verbindung.

Die Anfänge Esmarchs fallen zusammen mit den Anfängen des Hains und er bleibt bei dem „treusten" Anhänger des Bundes eigentlich immer von Bedeutung, so daß sich eine Geschichte desselben mit seinem Leben verbinden muß und passend das Anfangs- und Schlußkapitel sich zu einer Monographie dieser eigenartigen Gruppe ausgewachsen hat. Und diese Monographie muß beachtet werden, da sie neue Gesichtspunkte in die Betrachtung hineinträgt. Wenn eine Persönlichkeit wie die hier geschilderte recht im Mittelpunkt des Bundes stehen konnte, trotzdem sie nicht „literarisch" war, so konnte auch der Bund nicht vorwiegend literarisch sein, lange wenigstens nicht in dem Maße, wie wir das traditionell übernommen haben. So kommt Langguth zu Untersuchungen über seine Entstehung, die den Nachweis durchaus erbringen, daß der Bund zunächst aus einer örtlichen Reaktion gegen das wilde unsittliche Studentenleben der Landsmannschaften entstand, denn die Haltung der Bürger-

mädchen durchaus entsprach, wie sie charakteristisch genug Millers Briefe dreier akademischer Freunde zeichnet. Und man könnte die Tugend. Man wollte edlere Unterhaltung und Förderung und ging überall auf Vertiefung. So wird mit Recht die starke Reaktion gegen das Professorenunwesen betont (das in gleicher Weise ja den jungen Goethe zu der satirischen Schüler-Szene zum mindesten doch angeregt hat, die sich im Urfaust im Gewand des 18. Jahrhunderts gesondert abhebt). Noch in Kopenhagen schimpft Esmarch auf die „Packesel", wie er die Professoren nennt, und ergötzlich genug sind die Märchen zu lesen, die diese in ihrem Aerger von den Ausschweifungen der Barden zu erzählen wissen. Spezifischer literarisch wird der Bund durch Klopstocks Teilnahme und die Begabung der einzelnen Mitglieder. Aber nicht diese war dem Bund entscheidend, sondern die moralische Befähigung und die Reinheit des Herzens. Bürger war für sie nicht reif und Cramer war zu hochmütig, so daß man ihn zeitweilig nicht gern im Bund sah: „Der gute Cramer, . . . für den Bund ist er wahrlich zu klein! Nun er drinnen ist, muß er sich noch sehr bilden, um es zu verdienen, der kleinste sein zu dürfen." (L. S. 9.) — Wertvoll ist Langguths Untersuchung über die Bedeutung des Bundes. Nach einer Darstellung des poetisch-nationalen Dranges kommt er zu dem (von E. Schmidt für Klopstock schon gewonnenen) Resultat: „Dieser Tatendrang wußte nicht, was er sollte und wollte. Das Deutschtum, ohnehin gespreizt, hatte keine reale Unterlage, verfolgte kein klares, vaterländisches Ziel, weil es einen klaren Vaterlandsbegriff überhaupt nicht gab." Der schwächlich-elegische Zug (dessen besonderer Vertreter Hölty war) wird klar herausgearbeitet und die Tatforderung als pathetische Phrase mit Recht gekennzeichnet. Der Vergleich mit der ersten Burschenschaft wird daher abgelehnt, statt Vollkraft der Jugend finden wir hier Klage, Jammer und Tränen, wo's zur Trennung geht, wo dort keine andere war, als eine äußerliche. So wird die Notwendigkeit des Zerfalls aus inneren Gründen gezeigt. Aus Freunden waren sogar Feinde geworden und Klopstock stand nicht mehr mit Voß gut. Aber die äußeren Gründe hätte Langguth vielleicht auch mehr betonen sollen. Denn das trug doch schließlich ganz wesentlich zur gänzlichen Auflösung bei, daß das Interesse von außen für den Bund und alle ähnlichen Bestrebungen verloren ging, weil sie auf Klopstocks Autorität, die dahinschwand, zu sehr gegründet waren.

Was die Anlage[2]) des Langguthschen Buches angeht, so muß sie im ganzen als trefflich bezeichnet werden. Um die Schwierigkeit zu ermessen, muß man bedenken, was für sprödes Material vorlag. Nichts als einzelne Notizen und Stammbuchverse und eine Fülle von Auszügen und Abschriften; liebevollste Vertiefung war nötig, Esmarchs Eigenes und Fremdes zu sondern, hinter alle die toten Verse und Zitate Persönlichkeiten zu stellen und zu zeigen, wie sie sich in ihnen aussprechen und charakterisieren, und dann das Ganze zu vereinen zu einem großen Bild. Er hat seinen Stoff lebendig zu machen gewußt. Wissen und sicheres Gefühl für das Wesentliche hat ihn geleitet. Daß an einigen Stellen die Vorarbeiten etwas sichtbar geblieben sind, fällt dagegen nicht ins Gewicht. Es finden sich einige störende Wiederholungen und die Anmerkungen werden manchmal nicht zu rechter Zeit gegeben (vgl. Anm. S. 161 und S. 169 u. a.). Ich glaube, daß der vollständige Abdruck des Tagebuchs für zwei volle Jahre ein Fehler ist und in der Gesamtanlage entschieden stört; auch der detaillierte Bericht von Campes Besuch in Kopenhagen 1781, S. 197 ff., hätte nach meiner Meinung nur in extenso gegeben werden dürfen. — Ganz leicht zu lesen ist der Stil Langguths nicht immer. Erschiebt gern Sätze ineinander und seine Perioden spannen manchmal ein wenig (S. 50: das Büchlein . . . Prädikat und Objekt folgt nach lauter Appositionen und einem eingeschobenen Satz in der 9. und 10. Zeile: trägt . . . den Namenszug Chr. Esmarch).

[2]) Die Ausstattung ist sehr ansprechend der Zeit des zugrunde liegenden Tagebuches angepaßt und die Fülle der beigegebenen Schattenrisse aus der Esmarchschen Sammlung macht das Buch für betrachtsame Leser noch wertvoller.

Aber das sind Einzelheiten. Das Buch gibt einen höchst wertvollen Ausschnitt aus dem geistigen Leben des ausgehenden 18. Jahrhunderts, ein typisches Bild des literarischen Lebens, und vor allem, es hat die feine und reiche Persönlichkeit eines Mannes endlich mit entschiedener Sicherheit vor uns hingestellt, von dem er die zwei schönen Worte sagen konnte: „Esmarch war kein Dichter . . . aber er sieht die Welt mit den Augen des Dichters" (S. 307) und: „Er zählt durch das, was er war, mehr, als durch das, was er geleistet." (S. 18.)

Bonn. Carl Enders.

Bücher und Zeitschriften.

-ve. **Die Kaiserkrönung Karls des Großen;** eine kritische Studie von Dr. Wilhelm Ohr. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1904.

Die weltgeschichtliche Improvisation der Kaiserkrönung Karls des Großen durch Papst Leo III. hat von jeher historisches Nachdenken erweckt, und auch Döllingers vor 40 Jahren diesem Gegenstande gewidmete großartige Abhandlung hat nicht alle Fragen, die sich an ihn knüpfen, wissenschaftlich erledigt. In die neuerdings namentlich durch Wilhelm Sickels Untersuchung der staatsrechtlichen Seite der Begebenheit wieder lebhaft in Gang gebrachte Diskussion greift die vorliegende Schrift im ganzen verständig ein. Der Autor, dessen eigene Auffassung in wesentlichen Punkten mit den von Ranke vorgetragenen Ansichten übereinstimmt, weist eine Reihe irriger Annahmen und Aufstellungen glücklich ab, um sich positiv dahin zu entscheiden: Papst Leo, durch Karl von den Anklagen und Anfeindungen römischer Gegner erlöst, habe aus Dankbarkeit und in dem Wunsche nach fernerem Schutz, ohne vorhergehenden Wahlakt wie ohne eigentliche Verständigung mit dem Frankenkönige, lediglich eine feierlich überraschende persönliche Ehrung seines großen Wohltäters beabsichtigt und in Szene gesetzt. Neu ist an diesem, rein für sich betrachtet, richtigen Ergebnis übrigens streng genommen nur die ansprechende Aufklärung gewisser Aeußerlichkeiten; so die Darlegung, daß der berühmte, Karl als Kaiser begrüßende Zuruf der Getreuen Leos eine Einlage in die gottesdienstliche Litanei gebildet habe, und daß die Ueberraschung des Königs leicht gelingen konnte, weil das dabei produzierte Diadem ursprünglich zur vorabredeten festlichen Krönung seines ältesten Sohnes bestimmt gewesen sei. Wird so mit Recht dem vereinzelt ins Auge gefaßten Vorgang am Weihnachtstage des Jahres 800 ein überwiegend theatralischer Charakter beigelegt, so versteht sich doch von selbst, daß eine solche isolierende Betrachtung vom höheren historischen Standpunkt aus künstlich und unzulänglich erscheinen muß. Wenn dagegen der Verfasser das Ereignis geradezu als einen Zufall bezeichnet, wenn er geflissentlich davon absieht, daß die Improvisation überhaupt allein im Zusammenhang mit der bisherigen geschichtlichen Entwicklung möglich war, daß nur so auch die weiteren gewaltigen Folgen der Begebenheit, so wenig sie der Papst voraussehen mochte, historisch begreiflich werden, so deutet das auf einen Mangel an wissenschaftlicher Reife. Auch in formaler Hinsicht muß man diese der vorliegenden Arbeit leider absprechen. So unterhält Dr. Ohr den Leser ebenso weitläufig wie selbstbewußt wiederholt von der besonders empfehlenswerten Art seines methodischen Verfahrens, anstatt dieses einfach durch seine innerlich zwingende Kraft sich stillschweigend praktisch rechtfertigen zu lassen. Ferner sinkt sein meist klar und angemessen gefaßter Ausdruck bisweilen in trübe Tiefen gemeinen Tagesgeredes hinab. Er erzählt uns, Karl den Großen habe „der ganze Klimbim" — er meint damit die vom Papst angeordnete feierliche Szene — geärgert; er erklärt es an anderer Stelle für verkehrt, mit den Kategorien unserer Zeit im Mittelalter „herumzufuhrwerken". Glaubt man da nicht, einen zuversichtlichen Handlungsreisenden in der Nähe der Reichshauptstadt im Coupé seine Meinung über „die Kaiserkrönung Karls des Großen" vortragen zu hören?

n. Das „Forum“. Unter den Zeitschriften, welche in die inneren Bewegungen des amerikanischen Lebens einzuführen geeignet sind, nimmt das Forum (New-York, the Forum publishing company) einen hervorragenden Rang ein. Es erscheint seit einiger Zeit nur vierteljährlich, bringt nun aber regelmäßig genaue Berichte über alle Hauptgebiete des Lebens, natürlich mit vorwiegender Beachtung Amerikas. So enthält das letzterschienene Heft (April-June 1904) Berichte über amerikanische Politik wie über auswärtige Angelegenheiten, über Finanzwesen wie über technische Fortschritte, über Literatur wie über Musik. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Unterrichtswesen gewidmet; man wird sich über das, was dabei in Amerika vorgeht und im Werke ist, kaum besser orientieren können als aus dem Forum. Der Herausgeber der Zeitschrift, Dr. Riee, hat selbst eine Society of Educational Research gegründet, welche vielen Anklang findet und energisch zur Förderung echter Bildung zu wirken verspricht. — Neben jenen regelmäßigen Berichten (Reviews) bringt jede Nummer des Forum einige spezielle Artikel; unter denen der letzten Nummer dürften namentlich „persönliche Erinnerungen an Herbert Spencer“ von Grant Allen interessieren. Grant Allen starb 1899, also mehrere Jahre vor Spencer, aber er schrieb den Artikel schon 1894 mit der Bestimmung, daß er erst nach dem Tode Spencers veröffentlicht werde. Grant Allen trat zu Spencer in Beziehung 1874. Damals Lehrer an einem kleinen Kollege in Jamaica, dichtete er, früh begeistert für Spencers kosmische Denkart, eine Ode an ihn und sandte sie ihm. Der Philosoph nahm das freundlich auf, und als Grant Allen 1876 nach England zurückkehrte, entwickelte sich zwischen beiden ein freundschaftlicher Verkehr, der sich durch die ganze Reihe von Jahren erhielt und steigerte. So kann Allen von Spencer manche intime Züge mitteilen. Einen großen Reiz hatte seine „klare und silberne“ Stimme, namentlich in jüngeren Jahren; in der Unterhaltung war er mit eigentümlicher Energie darauf bedacht, zu generalisieren, den einzelnen Fall als Beispiel eines allgemeinen Satzes zu verstehen. Gemütserregungen lagen ihm fern, am meisten erregt und zu persönlicher Mitteilung geneigt fand Allen ihn unter dem Eindruck des Todes von George Eliot. Spencer war, nach Allens Urteil, wie nicht ohne intellektuelle Fehler, so auch nicht ohne moralische Schwächen. Aber „als Ganzes genommen, war Spencers Leben ein Leben von einzigartiger Hingebung an eine edle Aufgabe. Er opferte seinem Werk Gesundheit und Kraft, Zeit und Behagen. Er lebte ganz und allein für das eine, was er zu tun hatte.“

*

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom südöstlichen zum nördlichen Horizont; sie steigt am östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Horizont sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge im Untergang begriffen; Kastor und Pollux, die hellsten Sterne im letztgenannten Sternbild, sind noch in geringer Höhe über dem Horizont sichtbar. Im Westen neigen sich ferner dem Untergange zu die Sternbilder des Raben, des Bechers und der Wasserschlange, während das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus dort noch einen etwas höheren Stand einnimmt. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch immer hoch am Himmel, ist aber nunmehr vom Scheitelpunkt weg- und schon beträchtlich nach Nordwesten vorgerückt. Unterhalb vom Großen Bären bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig die Sternbilder des Bootes mit dem hellen, rötlich glänzenden Stern Arkturus, die Jagdhunde mit einem schönen Spiralnebel (nahe bei dem Stern η Ursae majoris) und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erstee Größe Spika (Kornähre). Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild dee nördlichen Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminiert das Sternbild der Schlange und in noch geringerer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Wage.

Eine Reihe der glänzendsten Konstellationen belebt den östlichen und südöstlichen Teil des Himmels. Im Osten, innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße, steht das Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und dem bekannten, in dunklen Nächten schon in mittleren Fernrohren gut sichtbaren Ringnebel, dann das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und das des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair schon ziemlich hoch; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkliges Dreieck mit dem am tiefsten stehenden Atair als Spitze. Nur wenig östlich von der Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten, dem Meridian schon ziemlich nahe, steht das Sternbild des Skorpions mit dem rotfunkelnden Stern erster Größe Antares, etwas weitee östlich bemerken wir das Sternbild des Schlangenträgers und jenseits der Milchstraße die Sternbilder des Schützen, des Steinbocks und des Wassermanns.

Im Nordosten und Norden gewahren wir noch das lange, vielfach gewundene Sternbild des Drachen, den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und — nahe oder innerhalb der Milchstraße — die Sternbilder des Delphins, der Eidechse, der Kassiopeia, des Perseus, des Cepheus und des Fuhrmanns mit der hellen Capella.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator am 21. Juni, abends 10 Uhr, mit 23° 27'; gleichzeitig tritt sie (nach älterer Bezeichnungsweise) in das Tierkreiszeichen des Krebses ein. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Deklination erlangt, entspricht bekanntlich dem Eintritt des Sommersolstitiums (der Sommersonnenwende) oder, nach astronomischer Zählung, dem Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst noch bis zum Schluß des Monats, sie nimmt im Laufe des letzteren im ganzen um 50,000 Meilen zu; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31' 32.3" auf 31' 27.7".

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang		Untergang	
1.	4h 21m	früh	8h 1m	abends
8.	4 17	„	8 7	„
15.	4 16	„	8 12	„
22.	4 16	„	8 14	„
30.	4 20	„	8 14	„

Der 21. Juni ist der längste Tage des Jahres. An diesem Tage steht die Sonne bei einer Kulminationshöhe von 65.3° (Maximum für München) während der Dauer von 15 Stunden 58 Minuten über dem Horizont, am Schluß des Monats nur noch 15 Stunden 54 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni je 1 Stunde, so daß also die gesamte Tageslänge am 22. Juni fast genau 18 Stunden beträgt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

5. Juni	12h	mittags	Erdferne (54,460 Meilen)
6. „	7	vorm.	Letztes Viertel
13. „	10	nachts	Neumond
17. „	1	nachm.	Erdnähe (49,480 Meilen)
20. „	4	nachm.	Erstes Viertel
27. „	9	abends	Vollmond

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang		Untergang	
1.	10h 32m	nachts	7h 14m	vorm.
8.	1 30	nachts	2 12	nachm.
15.	6 5	früh	9 24	abends
22.	2 26	nachm.	1 1	nachts
30.	9 43	abends	6 57	vorm.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich etwas günstiger.

Merkur erreicht am 8. Juni seine größte westliche Elongation von der Sonne mit rund 24 Grad. Er geht infolgedessen durchschnittlich 1 Stunde vor der Sonne auf und ist während des ganzen Monats als Morgenstern am östlichen Himmel sichtbar. Am 11. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Venus geht am 19. Juni durch den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn, am gleichen Tage kommt sie in Konjunktion mit dem Planeten Mars zu stehen. Ihre Scheibe ist jetzt so gut wie voll beleuchtet, da Venus aber im Monatsdurchschnitt nur eine halbe Stunde vor der Sonne aufgeht, bleibt sie vorläufig dem freien Auge unsichtbar.

Mars geht durchschnittlich eine halbe Stunde vor der Sonne auf, er steht der letzteren also ebenfalls noch zu nahe, um mit freiem Auge wahrgenommen werden zu können.

Jupiter erreicht am 2. Juni die Sonnennähe seiner Bahn. Im Monatsdurchschnitt geht er 1¼ Stunden nach Mitternacht auf, so daß er erst während der zweiten Hälfte der Nacht beobachtet werden kann. Am 9. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn geht im Juni durchschnittlich schon um 11¼ Uhr auf und bleibt dann (im Sternbild des Steinbocks) bis in die Morgendämmerung hinein sichtbar. Am 4. Juni steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Uranus tritt am 19. Juni in Opposition zur Sonne und damit in die für seine Beobachtung günstigste Stellung. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 8¼ Uhr auf und ist somit während der ganzen Nacht (im Sternbild des Schützen) als Sternchen 6. Größe — dem bloßen Auge also eben noch sichtbar — am Himmel wahrzunehmen.

Neptun kommt am 27. Juni in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und bleibt daher — auch für größere Fernrohre — während des ganzen Monats unsichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte in den Sternbildern des Cepheus (Cepheliden) und des Schwans (Cygniden) liegen.

-rt-

---

* Zum 3. Internationalen Mathematiker-Kongreß in Heidelberg 1904 sind bis jetzt über 400 Anmeldungen eingelaufen. Das soeben ausgegebene Programm der geplanten Veranstaltung besagt: In der ersten allgemeinen Sitzung wird Herr Königsberger (Heidelberg) eine Gedächtnisrede auf Jacobi halten. Diese wird besonders gedruckt und noch vor Schluß des Kongresses allen Kongreßteilnehmern als Festgabe überreicht werden. Außerdem wird Herr Königsberger dem Kongreß eine umfassende Jacobi-Biographie vorlegen, welche bei B. G. Teubner in Leipzig erscheint und von den Kongreßteilnehmern zu einem bedeutend ermäßigten Preise (von ungefähr ein Drittel des Ladenpreises) bezogen werden kann. — In zwei weiteren allgemeinen Sitzungen werden Vorträge der Herren Darboux (Paris), Greenhill (London), Segre (Turin) und Wirtinger (Wien) stattfinden. Alle anderen Vorträge finden in den Sektionssitzungen statt. Es werden sechs Sektionen gebildet: 1. Arithmetik und Algebra; Einführende die Herren Kneser (Berlin) und Lüroth (Freiburg). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: Dickson, Furtwängler, Gordan, König, Löwy, Minkowski, Stickelberger, Wiman, Voronoi. 2. Analysis: Einführende die Herren Hilbert (Göttingen) und Schwarz (Berlin). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: Bernstein, Borel, Fricke, Hilbert, Hurwitz, Mittag-Leffler, Stekloff. 3. Geometrie: Einführende die Herren Brill (Tübingen), Meyer (Königsberg) und Schur (Karlsruhe). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: Enriques, Gulchard, Knoblauch, Macaulay, F. Meyer, Rohn, Scheffers, Schoenflies, Study, Veronese, Wälsch, Zindler. 4. Angewandte Mathematik: Einführende die Herren Hauck (Berlin), Klein (Göttingen) und Runge (Hannover). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: Barlhausen, Börsch, Finsterwalder, Hadomard, Lamb, Prandtl, Sommerfeld, Volterra, Weingarten. 5. Geschichte der Mathematik: Einführende die Herren Cantor (Heidelberg) und Stäckel (Kiel). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: v. Braunmühl, Dickstein, Eneström, Favaro, Günther, Lebon, Loria, Simon, P. Tannery, Zeuthen. 6. Pädagogik: Einführende die Herren Schubert (Hamburg) und Treutlein (Karlsruhe). Es stehen Vorträge in Aussicht von den Herren: Fricke, Greenhill, Gutzmer, Loria, F. Meyer, Pietzker, Schotten, Simon, Stäckel, J. Tannery, Thieme. Mit dem Kongreß ist, wie bereits von uns gemeldet, eine Ausstellung mathemotischer Modelle und mathematischer Literatur verbunden. — Alle Vorträge werden in der Sprache, in der sie gehalten worden sind, in die Verhandlungen des Kongresses aufgenommen, und es ergeht schon jetzt an alle Vortragenden die Bitte, ihr Manuskript möglichst bald nach Schluß des Kongresses dem Schriftführer zum Zwecke der Drucklegung zur Verfügung zu stellen. Die Teilnehmer des Koagresses bezahlen gegen Aushändigung einer Hauptkarte den Beitrag von 20 M.; jedem Teilnehmer stehen sodann für seine Angehörigen Nebenkarten zum Preise von 10 M. zur Verfügung. Der Wohnungsausschuß erbietet sich nach Wunsch Wohnung in einem Gasthof oder in einem Privathause zu besorgen. Alle Zuschriften in Angelegenheiten des Kongresses sind an Professor Dr. A. Krazer Karlsruhe, Westendstraße 27, zu richten.

*

Kleinere Mitteilungen

M. Der vierte Band der Oxyrhynchos Papyri, den Grenfell und Hunt nach der Rückkunft von ihrer diesjährigen wiederum mit Erfolg gekrönten Ausgrabungskampagne fertig gestellt haben, ist unmittelbar vor dem Erscheinen. Dieser Band enthält die neugefundene Logia Jesu, über welche ich an dieser Stelle schon berichtet habe, das *Παράδεισος* des Pindar, die neue Livius-Epitome 2c. Gleichzeitig sollen die Logia und das Fragment eines verlorenen Evangeliums in einer Separatausgabe bei Henry Frowde (Oxford University Press) herausgegeben werden. — Ferner meldet das Athenaeum, daß die von Breccia geleiteten Ausgrabungen der Italiener zu Hermopolis in Aegyptea sehr erfolgreich waren. Außer einer Anzahl von Papyri mit Regierungsdokumenten wurde ein Fragment eines unbekannten Epos und auch sonst noch literarische Texte von Interesse gefunden.

* Eine Aufführung des Euripideischen „Hippolytos" in der vortrefflichen englischen Uebersetzung und Bearbeitung von Dr. Gilbert Murray hat in einer Aufführung durch das New Century Theatre in London außerordentliche Wirkung ausgeübt. Die ganze Poesie und die dramatische Wucht des Dramas konnten auf das Publikum Eindruck machen, ohne daß Ausstattung und Herrichtung über das Einfachste hinausging, so daß der Mangel an Farben sogar getadelt wird.

* Eine wichtige chemische Entdeckung, nämlich die direkte Isolierung und Nutzbarmachung des atmosphärischen Stickstoffes für landwirtschaftliche Zwecke ist nach Mitteilungen aus Kopenhagen dem dortigen Professor Birkeland gelungen. Ueber die dabei von ihm angewandte Methode verlautet noch nichts Näheres; wahrscheinlich aber dürfte es sich um nichts anderes handeln als um die prattische Ausführung der alten Idee, den Stickstoff der Luft mit Hilfe des elektrischen Funkens entweder direkt an den Sauerstoff der Luft zu binden oder, nach Berthelot, durch Behandlung mit Azetylen und Cyanwasserstoff nutzbar zu machen.

p. Der Bazillus der Lungenschwindsucht. Ueber den von Prof. v. Scheven in Neapel angeblich entdeckten Bazillus der Lungenschwindsucht berichtet jetzt ein Korrespondent des Giornale d'Italia auf Grund eigener Angaben v. Schraens, daß der Bazillus in der käsigen Substanz der kranken Lungen, die bisher als nekrotische Gewebe angesehen wurde, durch eine besondere Färbungsmethode von dem deutschen, in Neapel lebenden Gelehrten entdeckt worden sei. Er soll vom Kochschen Tuberkelbazillus sich unterscheiden und sich in parasitärer Form in den durch diesen Bazillus

infizierten Geweben bilden und fortpflanzen. Prof. v. Schroen schreibt der Existenz dieses aon ihm gefundenen Parasiten die Unwirksamkeit des Kochschen Tuberkulins bei wirklicher Erkrankung an der Lungenschwindsucht zu und unterscheidet scharf zwischen Tuberkulose und Phthisis. Gegen die letztgenannte Krankheit würde nur eine auf den neugefundenen Bazillen aufgebaute Serotherapie Hilfe bringen können.

p. **Vom Neapeler Museum.** Großes Aufsehen in den weitesten Kreisen Italiens erregt die soeben durch königliches Dekret aerfügte **Amtsentsetzung** des Direktors des Nationalmuseums in **Neapel**, Professor **Ettore Pais**, wegen vieler, jetzt durch eine dazu berufene Kommission festgestellter Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der genannten Anstalt. Schon seit geraumer Zeit waren Angriffe gegen die Geschäftsführung des Direktors wie auch gegen die aon ihm in vieler Hinsicht wohl etwas zu hastig und sprunghaft aorgenommene Neuordnung des Museums laut geworden, doch wurde Pais diesen Angriffen gegenüber bisher durch seinen persönlichen Freund, den früheren Unterrichtsminister Nasi, gedeckt. Die eingehende Untersuchung über die höchst willkürliche und unregelmäßige Amtsführung Nasis hat auch die Ernennung einer besonderen Revisionskommission für das Museum in Neapel zur Folge gehabt. Ein vorläufiger Bericht dieser Kommission hat mißbräuchliche Verwendung staatlicher Gelder konstatiert, die vielleicht auch, wie im Falle Nasi, das Einschreiten des Untersuchungsrichters notwendig machen wird.

* **Todesfall.** Am 26. Mai starb, wie uns nachträglich mitgeteilt wird, zu Bielefeld im 74. Lebensjahr der Gymnasialprofessor a. D. Dr. **Claas Humbert**, ein durch seine zahlreichen Arbeiten und Forschungen zu Molière in neuphilologischen Kreisen bekannter Gelehrter. Seine Hauptwerke sind: Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik (1866). Englands Urteil über Molière (1878). Deutschlands Urteil über Molière (1883). Humbert fühlte sich schon durch seine Abkunft zum Vermittler zwischen deutschem und französischem Geistesleben berufen, indem er als Sohn eines Franzosen, der als Zollbeamter unter Napoleon nach Ostfriesland gekommen war, und einer deutschen Mutter geboren wurde.

::

Hochschulnachrichten.

* **München.** Während der diesjährigen Hauptferien, und zwar in der Zeit aom 16. bis 22. Juli, ist beabsichtigt, in München einen **Ferienkurs für Lehrer der Geographie** an den humanistischen und technischen Mittelschulen zu aeranstalten. Als mitwirkende Lehrkräfte sind in Aussicht genommen: Prof. Dr. **Günther** an der Technischen Hochschule, Universitätsprofessor Dr. **Pechuël-Loesche** aon Erlangen, Professor an der Technischen Hochschule und an den Militärbildungsanstalten Dr. **Gaetz** und der Konservator des Ethnographischen Museums Professor Dr. **Buchner**. Außer Vorträgen und ethnographischen Demonstrationen finden auch Exkursionen in der Umgebung Münchens statt. Gesuche um Zulassung sind bis spätestens 20. Juni beim Kultusministerium einzureichen. Einer beschränkten Anzahl auswärtiger Teilnehmer kann auf Antrag die Gewährung mäßiger Zuschüsse aus Staatsfonds zur Deckung der Reise- u. s. w. Kosten in Aussicht gestellt werden.

H. **Tübingen.** An der hiesigen Universität hat sich am heutigen Tage der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. **Max a. Brunn** mit einer Antrittsvorlesung über „die Entstehung der allgemeinen injektiösen Bauchfellentzündung" habilitiert.

hc. **Bonn.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. L. **Heffter** ist zum Mitdirektor des mathematischen Seminars an der hiesigen Universität ernannt worden. — Dem Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Donteelepont** wurde aus Anlaß seines 70. Geburtstages aon der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität eine Glückwunschadresse überreicht, in der mit Worten rühmender Anerkennung seiner Verdienste um das aon ihm geleitete Institut und um die Förderung, die die dermatologische Wissenschaft seinen Arbeiten aerdankt, gedacht wird.

H. **Aus der Schweiz.** Professor Dr. v. **Speyr** Direktor der Waldau bei Bern, hat die Berufung als Nachfolger Professor Welles im Ordinariat für Psychiatrie an de Universität **Basel** und Direktorium der dortigen Irrenanstalt abgelehnt. — Pfarrer Paul **Laufer** in Genf wurde als Professor für neutestamentliche Exegese an Stelle des verstorbenen ord. Professors Paul Chapuis an die theologisch Fakultät der Universität **Lausanne** berufen.

* **Aus Holland.** Die medizinische Fakultät der Universität **Utrecht** hat den Professor J. H. **aan 't Hoff** l Berlin anläßlich der Eröffnung des chemischen Laboratorium der Utrechter Universität, das seinen Namen trägt, zum Ehrendoktor ernannt.

* **Von technischen Hochschulen.** Dem Professo der Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstepha Dr. Max **Bücheler**, der unlängst einen ehrenvollen Ruf a die landwirtschaftliche Hochschule in **Hohenheim** abgelehnt hat, wurde der Titel und Rang eines ordentlichen Hochschulprofessors aerliehen.

::

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgend Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Wilhelm Hertz: Gesammelte Dichtunge 2. Auflage. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cott Nachf. 467 Seiten. — **Plötzensee**. Bilder aa dem Berliner Zentralgefängnis. Von . . . Berlin. Ullstei u. Co. — Dr. **Hermann Friedmann**: Die Konvet genz der Organismen. Eine empirisch begründete Theori als Ersatz für die Abstammungslehre. Berlin 1904. Geb Paetel. 242 S. — **Hans Frhr. v. Bechtalsheim** Dreikönigsabend. Komödie in 5 Akten. Würzburg. Stahe sche Vorlags-Anstalt. 140 S. — **August Seberl**: Nach trag zu meinem Prämien-Sparsystem. Noch ein Wort a die preussischen Sparkassen. Berlin 1904. Aug. Seber 66 S. — **Trifby**: Petites Oies Blanches. Paris 190 Garnier Frères. 250 S. — **Karl Jacob**: Von Lützn nach Nördlingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreissig jährigen Krieges in Süddeutschland in den Jahren 1633 b 1634. Strassburg i. E. 1904. Ed. van Hanten. 152 S. — J. E. **Poritzky**: Die da müde sind . . . Münchei Dr. J. Marcblewski u. Co. 187 S. — **Badische Biographien**. V. Teil: 1891—1901. Im Auftrag der Bad schen Historischen Kommission herausg. von Fr. v. Weec und A. Krieger. 3. Heft. Heidelberg 1904. Karl Winte — **Die Eisenbahntarife in ihrer Bedeutung zur Handelspolitik**. Von Dr. **Ernst Seic ler**, Privatdozent an der Universität Wien, und **Erns Freund**, kais. Rat. Leipzig 1904. Duncker u. Humblo 189 S. — Dr. **Max Salomon**, Sanitätsrat in Berlin Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfun durch Verhütungsmassnahmen. Ein Mahnruf an das deu sche Volk. Von der Berliner „Hofelandischen Gesel schaft" preisgekrönte Schrift. Berlin 1904. S. Karge 59 S. — **Russland und Indien**. Auf Grund russische und englischer Quellen bearb. von J. Sch. (S.-A. au „Streffleurs Oesterr. Milit. Zeitschrift". 1904. I. Ban 3. bis 5. Heft.) Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. 104 — **Lebende Worte und Werke**. Eine Sammlun von Auswahlbänden. IV. Band: John Ruskin: Menschen untereinander. Auswahl und Uebersetzung von Mar Kühn. V. Band: Deutsche Volkslieder „von rosen e krentzelein". Herausg. von Hubert Stierling. Düsseldor Karl Robert Langewiesche. — F. E. **Bilz**: Der Zukunft staat. Staatseinrichtung im Jahre 2000. Neue Wel anschauung. Jedermann wird ein glückliches und sorgei freies Dasein gesichert. Leipzig. F. E. Bilz. 896 S. — Dr. **Ernst Friedrich**, Privatdozent an der Universit Leipzig: Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographi Leipzig 1904. G. J. Göschen. 370 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 8. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Vier Briefe von Klopstock. Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays.

Die 11. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes in Köln am Rhein. Von Dr. Goldschmidt (Kattowitz).

II. Bücher und Zeitschriften.

Georg Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

III. Allgemeine Rundschau.

Hellfarbige Neger. — Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Frankfurt. — Jahresbericht des preuß. histor. Instituts in Rom. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Vier Briefe von Klopstock.

Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays.

Die hundertste Wiederkehr des feierlichen Tages, an welchem einem Könige gleich Klopstock auf dem Friedhof zu Ottensee beigesetzt ward, ist nicht imstande gewesen, die heute seinen Werken gegenüber sich offenbarende, längst schon außer aller Frage stehende ästhetische Gleichgültigkeit umzuwandeln. Der bunte Schwarm des an seinem Todestage, dem 14. März 1903, zu seinen Ehren von der Tagespresse mit Hilfe bekannter Namen veranstalteten Feuerwerks hat seine Schuldigkeit getan. In erfreulicher Kürze ließ es das Publikum das Leben des Messiassängers schauen. Die in dankbarer Gesinnung von einem hohen Senat veranlaßte Niederlegung eines Kranzes führte eine größere Schar von Neugierigen an die berühmte Grabstätte. Wird dies nach weiteren hundert Jahren wieder der Fall sein?

Näherliegend als diese skeptische Frage an die Zukunft erscheint die Erwägung, ob die Beschäftigung mit Klopstocks Werken denn wirklich nur aus historischen Gründen sich verlohne. Ob eine Zeit, die an literarischen Kunststückeleien im Stil des 17. Jahrhunderts plötzlich Gefallen hat, nicht einmal einem Dichter, dessen lyrisches Gefühl in der Form von Oden und Elegien seinen Ausdruck findet, zu Füßen fallen kann und daran anschließend sich wieder an einer Poesie erhebt, die, wenngleich historisch, doch auf die nämliche Note gestimmt ist. Sollen wir die übertriebene Propaganda für die Verherrlichung Gottscheds, die wohlwollende Neuaufnahme Günthers als Vorahnungen ansehen für eine künftige über die Fachkreise hinausgehende Teilnahme an Klopstock? Gerade die erwähnte Feier mußte die Berufenen zu einer ernstlichen Prüfung dieser letztgenannten Möglichkeit anregen. Des fand sich aber nirgends ein Zeichen. In der Tat setzt ein solches kritisches Bemühen ein hohes Maß von Arbeitskraft voraus, eine absolute Sicherheit des Urteils, die bei allem Selbstverleugnen und Bewundernwollen an den heute gültigen Kunstansichten und Kunstgesetzen mit der nötigen Strenge und Rücksicht festhält. Die Forderung wird freilich schuld sein, daß eine Wiederaufnahme des Verfahrens die endgültige Ablehnung der Ansprüche noch sich ziehen muß, welche Klopstocks Dichtung etwa zu erheben beabsichtigte. Selbst die umfangreiche, von Franz Muncker verfaßte Biographie gibt sich in dieser Hinsicht keinerlei Hoffnungen hin. Und die Zumutung, aus dem Messias und den Oden die wenigen erträglichen Bruchstücke in einem kleinen Bändchen zu sammeln, und erst auf Grund dieser Auswahl die Entscheidung zu fällen, widerspricht der schuldigen Achtung und Bewunderung, die mit Rücksicht auf seine erhabene Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur der Dichter des Messias und der Frühlingsfeier für alle Zeiten zu beanspruchen das Recht hat.

*

Und doch ist es nicht nur wissenschaftliches Pflichtgefühl oder Freude an literarischer Totengräberei, welche die Mitteilung der nachfolgenden, bisher unbekannten Briefe und Uebersetzungen Klopstocks veranlaßten. Denn für das Interesse der Nachwelt weit anregender und erfreulicher als die Durchnahme seiner Werke erscheint das genaue Eingehen auf die Eigenart seiner Persönlichkeit und ihres Wirkungskreises. Die Beobachtung des Lichtes, welches, von seinem Hause ausgehend, sich auf alle wichtigen Fragen der Wissenschaft, die hervorragenden Werke und Menschen jener klassischen Zeit richtet, und dessen Widerschein sich deutlich in der mit den alten Freunden geführten, von dem Dichter selbst recht nachlässig betriebenen Korrespondenz spiegelt.[1]) Aber während dieser Widerschein anfangs ruhig und gleichmäßig sich erhält, flackert er unruhig und verwirrend in den Briefen des Alters. Alfred de Vigny sagt einmal, daß der Brief nicht nur ein Bild des Schreibers, sondern zugleich des Empfängers sei (weil wir auch ohne unseren Willen den Stil nach dem Charakter und den Ansprüchen des Empfängers an uns bilden).[2]) Dies kann man von den Episteln nicht behaupten, die der siebzigjährige Klopstock pathetisch erließ. Mit seltener Kunst versteht er es, hier die eigene Person so in den Mittelpunkt zu stellen, daß neben ihr nichts anderes aufkommen kann. Mit autokratischer Willkür erlaubt er sich, über alles zu urteilen, vornehmlich alles zu verurteilen, was seinen veralteten Ansichten widerspricht. Saß er doch auch an der Elbe herrlich zu Hamburgs Ruhm.[3]) Ein großer Kreis vergötternder Freunde, die jedes seiner Worte wie ein Evangelium auf-

[1]) Wir haben drei größere Briefsammlungen: 1. Klopstock und seine Freunde. Herausgegeben von Klamer Schmidt. 2 Bde. Halberstadt 1810. 2. Der von Back und Spindler herausgegebene 18. Band der sämtlichen Werke. Leipzig 1830. 3. Briefe von und an Klopstock. Herausgegeben von Lappenberg. Braunschweig 1867. Klopstock nennt sich selbst einen „Erzunbriefschreiber“. (An Göschen, 17. Juli 1797).

[2]) Journal d'un poète. Paris 1885. S. 180.

[3]) Eine sehr ansprechende Schilderung von Klopstock und seinem Leben in den letzten Jahren findet sich in „Aus Klopstocks letzten Jahren. Aufzeichnungen eines Italieners“. Deutsche Rundschau. 1894. S. 55 ff. Vergl. auch die letzten Seiten von Erich Schmidts trefflicher Charakteristik. (In „Charakteristiken“. Berlin 1886. S. 119 ff.)

Digitized by Google

nahmen, hielt zu ihm in unverdrüchlicher Treue. Und diese über alles Maß hinausgehende Verhimmelung, welcher namentlich Gleim sich andächtig hingab, höchst verderblich schon für Klopstocks Jugendzeit,[4]) trübte seinen Blick im Alter und machte ihn unzugänglich selbst für das leiseste Wort freundschaftlicher Kritik. Gekränkte Eitelkeit hatte die Verbindung mit Goethe unterbrochen, kleinliche Vorurteile schufen eine Verkennung der Dichtungen Schillers, auf storrem Eigensinn beruhten die wirkungslosen Angriffe gegen den „Zermalmer“[5]) Kant. Die Kunde von der nach und nach sich steigernden Lächerlichkeit, welcher Klopstock sich aussetzte, drang durch den dichten Wall der Verehrer nicht an sein Ohr. Ruhig sah er dem Tode ins Antlitz, in der selbstgefälligen Ueberzeugung, als Deutschlands größter Dichter betrauert zu werden.

Dieser wenig sympathische Zug seines Charakters, verschlimmert durch eine übertriebene Pedanterie, tritt uns bei weitem am meisten aus denjenigen seiner Briefe entgegen, die anläßlich der Drucklegung der gesammelten Werke mit dem Verleger Göschen gewechselt wurden.[6]) Dieselben beginnen mit dem 4. Januar 1796. Der Leser, welcher die lange Reihe der nüchternen Schriftstücke durchmustert, schüttelt verwundert den Kopf bei den zahlreichen Aeußerungen von Kleinlichkeit, die sogar die Zubereitung der Druckerschwärze beachtet, oder lächerlicher Angst, die Ausstattung und Druckfehler mit offenkundiger Aufregung überwacht. Und dabei tat der Verleger, was in seinen Kräften stand.[7]) Seume fungierte als Korrektor, und in die Abfassung der nötigen Anmerkungen sollte Karl August Böttiger mit dem alten Freunde Cramer sich teilen. Böttiger hatte schon 1795 bei einem Besuche in Hamburg, über den er später ausführlich berichtete,[8]) Klopstock aufgesucht. Vielgewandt und vielgeschäftig, ein würdiger Vorgänger Joseph Kürschners, mußte der weltkluge Weimarer Rektor, Wielands Genosse in der Leitung des „Deutschen Merkur“, der Schwächen des neugewonnenen Freundes rasch inne werden. Er war so schlau, sich mit ihnen abzufinden, oder er erkannte ihnen vielleicht eine gewisse Berechtigung zu, jedenfalls gelang es ihm, Klopstocks unbegrenztes Vertrauen zu erwerben. Einen schönen Beweis hierfür bieten die fünfzehn Briefe, die uns von Klopstocks Hand erhalten sind. Elf derselben sind bereits bekannt und gedruckt, vier weitere hielt der Zufall bisher im Archiv des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg verborgen. Während der weitaus größte Teil der Böttigerschen Papiere nach seinem Tode (1835) der Dresdener Bibliothek zufiel, blieb ein kleines Bruchstück im Besitze von Böttigers Sohne, dem Universitätsprofessor Karl Wilhelm Böttiger in Erlangen. Bei diesem verband sich mit der nicht ausgeführten Absicht, die wertvollsten Dokumente der Korrespondenz als Nachtrag zu der von ihm verfaßten Biographie und den „literarischen Zuständen“[9]) herauszugeben, das Interesse des eifrigen Autographensammlers. Hieraus erklärt es sich vielleicht, daß im gleichen Umschlag mit den unbekannten Briefen die Handschriften zweier Oden (An die rheinischen Republikaner und An die Dichter unserer Zeit) ein Fragment der grammatischen Gespräche und einige Uebersetzungsproben[10]) sich vorfanden. Als Karl Wilhelm 1862 starb, wurde seine Sammlung vom Direktorium des Germanischen Nationalmuseums angekauft. Seitdem ruht sie in erstaunlicher Vergessenheit.

Die vier Briefe Klopstocks an Böttiger, welche im nachfolgenden vorgelegt werden, bilden eine hocherfreuliche Ergänzung zu den zehn im dritten Bande des Archives für Literaturgeschichte (S. 261—268, 393—415) veröffentlichten Schriftstücken. Zur Vervollständigung der Liste müssen hier die zwei schon früher gedruckten Briefe genannt werden.[11]) Das erste überhaupt vorhandene Blatt trägt das Datum des 8. Februars 1797, das letzte das des 24. Februar 1800.[12]) Auffällig erscheinen die häufigen langen Pausen der späteren Jahre im Gegensatz zu 1797. Es wurde aber schon bemerkt, daß Klopstock, wie er sich selbst nennt, ein berüchtigter Nichtschreiber war. Beispielsweise ergibt der Briefwechsel deutlich, daß er vom 21. September 1799 bis zum 24. Februar 1800 nichts von sich hören ließ. Geschäftliche Gründe zu schreiben lagen ja auch für Klopstock nach der Herausgabe der Oden im Frühjahr 1798 nicht mehr vor.

Es ist eine Freude, die Schriftzüge des Messiassängers zu betrachten. Sorgfältig reiht sich ein Buchstabe an den nächsten. Klar und regelmäßig, wie gestochen, in sicher berechnetem Abstande laufen die Linien untereinander hin. Die peinliche Genauigkeit, welche der Dichter von anderen verlangte, forderte er auch von sich selbst. Nur aus dem häufigen Fehlen der Verbindungsstriche kann man schließen, daß die Hand eines alten Mannes die Feder geführt hat. Wohldurchdacht und abgewogen ist die Anordnung der einzelnen Sätze, welche oft im entschiedensten Gegensatz zu der sonstigen Vorliebe des Schreibers für umständliche Konstruktionen und geschraubte Wendungen kurz und knapp demessen seinen Willen energisch zum Ausdruck bringen. Inhaltlich und formell stehen die Briefe an Böttiger weit über denjenigen an Göschen. Der scharfe und schneidende Wind eigensinniger Kritik fährt über das schöne Feld der zeitgenössischen Dichtung. Freilich ohne Schaden anzurichten. Die Stellen, welche die beiden Schlegel mitnehmen, die Schillers lehrhaften Zug belächeln und vor allem Goethes Dichtung glossieren — der Satz des letzten Briefes über die Achilleis ist besonders auffällig —, verdienen Aufmerksamkeit, auch über die Kreise der Fachgelehrten hinaus.

•

Nach diesen allgemeinen Worten wird es möglich sein, die vier Briefe ohne weitgehende Erläuterung anzuschließen. Eine solche ist nunmehr lediglich zum Verständnis des Zusammenhangs mit bereits Gedrucktem oder zur Erklärung von Einzelheiten nötig.

Mit absoluter Sicherheit läßt sich nicht feststellen, ob der Brief vom 22. Mai 1797 der erste der Sammlung ist. Längere Zeit hatte Göschen zwischen Klopstock und Böttiger die Mittelsperson gespielt. Am 28. Januar 1797 schreibt Klopstock an seinen Verleger: „Böttiger hat Unrecht, wenn er glaubt, daß er mir hätte schreiben müssen. Ich berüchtigter Nichtschreiber häufe meine Schuld nicht durch die unbillige Forderung, daß man mir Briefe schreiben soll, so gern ich auch Briefe lese, besonders wenn sie von Männern kommen wie Böttiger. Ueberschicken Sie ihm beigelegte

4) Vergl. Herders Worte: „Hätte Klopstock gleich im Anfange statt eines posaunenden Lobredners einen kritischen Freund gefunden, hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen, vielleicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht (dem Messias) noch vortrefflicher sein.“ (Fragmente, II, 240, bei Suphan I, 275.) Vergl. Lyon: Goethes Verhältnis zu Klopstock (Leipzig 1882). S. 118.

5) So nennt ihn Gleim Klopstock gegenüber in seinem Brief vom 11. Juni 1800.

6) Mitgeteilt von R. Boxberger im Archiv für Literaturgeschichte. Bd. II, 340 ff.

7) Vgl. Muncker: F. G. Klopstock. Stuttgart 1888. S. 543 ff.

8) Minerva 1814. S. 313 ff.

9) K. W. Böttiger: Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze. Leipzig 1837. — Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Erstes und zweites Bändchen. Leipzig 1838.

10) Die Varianten der Oden-Handschriften sowie das eingedruckte Fragment werden von mir demnächst in einem fachwissenschaftlichen Blatte mitgeteilt werden. Die Uebersetzungen folgen hier, soweit sie nicht bekannt sind. Als solche fallen fort die im 17. Band der sämtlichen Werke (Leipzig 1830) S. 14, 20, 25 gedruckten Stellen aus Horaz, Vergil und Homer.

11) Einer (vom 8. Mai 1797, falsch für 9. November) befindet sich teilweise schon im 18. Bond der gesammelten Werke, Leipzig, 1830, S. 273, der zweite (23. Mai 1798) mit den Briefen an Göschen im Archiv für Literaturgeschichte. Bd. II. S. 365.

12) Chronologische Uebersicht. 1797: 22. Mai, 25. Juni (neu), 22. Juli, Brief ohne Datum (neu), 23. September, 7. Oktober, 4. November, 9. November, 18. November, 6. Dezember. 1798: 6. Januar, 5. Mai (neu), 23. Mai. 1799: 21. September (neu). 1800: 24. Februar.

Ueberſetzung. . . ."[12]) Und noch am 8. April heißt es: „Böttigers Bemerkungen würden mir ſehr angenehm ſein. . . ."[14]) Nunmehr ſcheint Böttiger ein kurzes Schreiben an Klopſtock gerichtet und ein längeres in Ausſicht geſtellt zu haben. Klopſtocks erſter vorhandener Brief trägt die Ueberſchrift, „auf dem Garten, wo wir uns geſehn haben", und enthält die Bemerkung: „Ich ſehe Ihrem längeren Briefe über die neue Ausgabe meiner Schriften mit Freuden entgegen." Dieſen letzteren Brief Böttigers hat Klopſtock ebenfalls ausführlich beantwortet.

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Sie und Cramer ſind doch recht ſchlimme Leute. Sie machen mich zum Alten und ſagen mich dadurch todt; denn bekantlich ſind die Alten geſtorben. Sie machen dadurch unter andern auch meiner Freundin der Gröfin Luiſe Stollberg[15]) einen böſen Leumund als gehe Sie mit Luge um, wenn ſie mich den ewigen Jüngling nenne. Nun Sie mögens dann verantworten, was Sie da thun. — Fahren Sie indeß fort durch gute Leſer veranlaßte Anmerkungen über d. O.[16]) zu machen, nur das odi profanum . . . . . müſſen Sie nie wieder bey dieſer Gelegenheit ausſprechen. Hain hat in der angeführten Stelle[17]) nicht die ſtarke Bedeutung, daß man Volt.[18]) auch als den Spötter alles Heiligen denken müſſe. Unterdeß kan man gegen einen lebhaften Leſer nichts zu erinnern haben, der es thut. Ohne Beziehung auf das Wort Hain, ſage ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit, daß ich überhaupt ſehr aufmerkſam auf die veränderte Schattirung geweſen bin, welche die Worte oft durch die Stelle bekommen, wo ſie ſtehen. Ich ſagte dichtriſcher Quell und nicht liriſcher. Alſo war vom liriſchen die Rede nicht und daher auch nicht von irgend einer Abſprechung des liriſchen Schwungs. (Le Brun[19]) war damals noch nicht bekant.) In die neue Ausgabe der Gelehrtenrepublik wird auch folgendes neue Epigramm kommen:

Diſſertationen verfaßen in ſingenden Strophen
Hat von der Ode Ton auch nicht den leiſeſten Laut.
Flakkus hat, Rouſſeau dich vergebens gelehrt, denn du ſahſt nicht,
Welchen Weg ſein Entwurf nahm auf der liriſchen Bahn.[20])

Ihre Bemerkungen über den engliſchen Hexameter hatte ich ſchon gel. ich wuſte nur nicht, daß ſie von Ihnen waren.[21]) Wie gerne ſpräche ich dörr dieſem allen mit Ihnen, aber davon ſchreiben, welche Unabſehlichkeit! (Ich lege Ihnen hier zuf. bey, die mit zur Sache gehören) Daß unſre Sprache eine Proſodie habe, hat beſonders auch Voß durch ſeine Gedichte gezeigt. Ich mag wol, daß ein Mann, wie Sie ſind, mich widerlege. U. ſo widerlegen Sie denn, was in den „Fragm. über Spr. und Dichtkunſt"[22]) von der nicht ganz ſelten wandelbaren Norm der griech. Proſa geſagt habe. Leſen Sie Herdern die beygelegte Ode „Der Wein und das W."[23]) vor und bitten Sie Ihn, auch im Namen dieſer Ode, daß er, in Anſehung ſeiner neuen literariſchen Unternehmung[24]) nicht auch gegen mich das Geheimniß beobachte. Oder laſſen Sie Ihm (ich ſetze hierdurch kein Mistraun in Ihre Vorleſung) die O. durch ſeine Frau (warum hab' ich ſie nicht geſehn?) leſen. Sie ſehn, wie ſehr mirs am Herzen liegt, das Geh. zu wiſſen. Was Timoleon-Bonaparte betrift — die Anklage der Venezianer, daß ſie den jungen Raſenden nicht leben laſſen, der ihren Hafen mit einem Schifchen mitten im Frieden beſtürmen wolte, hätte ich aus ſeinem Manifeſte doch weggewünſcht.[25]) Laurenz Rohrdommel[26]) weiſſagt wieder in der neuen Ausgabe der Gelehrtenrep. Unter andern läßt er ſich ſo verlauten:

Bonapart iſt auch Kato. Als der in der Rhodier Eiland
Auf gut römiſch geraubt, gab er es Alles dem Staat.

Von meiner Cordai (ich weiß, wie kühn ich mich ausdrücke) jetzt nur das Wort, daß ich ein getroffenes Gemälde von ihr beſitze.

Hamburg den 25. Jun. 97.

Die Geſchichte von der Verbrennung von Wiel. Werken[27]) müſſen wir denn glauben, weil Sie ſie berichten. Wiſſen Sie nicht irgend etwas Umſtändliches davon? — Iſt Ihnen C. F. Benkowiz bekant? Er hat vor kurzem über den Meſſ. geſchrieben.[28]) Er ſcheint auch eine Beurt. der einzelnen Geſ. herausgebn zu wollen.

Den Auftrag, die Ode an Herder zu übergeben, konnte Böttiger nicht ausführen, da dieſer erkrankt war. Doch ſchickte er ſie an Goethe und Schiller und teilte ſie Wieland zum Abdruck im Merkur mit, benachrichtigte Klopſtock davon. Hierüber äußert ſich der letztere im Brief vom 22. Juli. Zugleich wird ein Gedanke ausgeſprochen, der Klopſtock eingehend beſchäftigt hat, und den er auch in anderen Briefen — ſo an Herder am 21. März 1797 — äußerte. Seine Abſicht geht dahin, die Engländer zu einem literariſchen Wettſtreit aufzufordern, der durch Ueberſetzungen gleicher Stellen der antiken Literatur ausgetragen werden ſoll. Wielands Meinung wird hierzu erbeten. Böttiger wird hierauf nicht eingegangen ſein, da ihm Klopſtock in einem weiteren Schreiben — ohne Datum, aber unzweifelhaft hier einzuſetzen — Vorwürfe macht. Vorher wird nochmals die Frage der Kommentierung geſtreift.

Hr. Klopſtock an Hr. Böttiger.

Sie ſcheinen mich für einen Feind der Scholien, oder zu Deutſch. der Anmerkungen zu halten; u. das bin ich doch nicht: aber ich bin es ſehr von denen, die ich ſelbſt machen muß. U. das iſt gleichwol jetzo mein Fall. Denn ſo ſehr mir auch die Ihrigen gefallen haben, u. ſo ſehr ich Ihnen daher dafür danke, ſo darf ich ſie doch nicht brauchen. Denn ich würde Cramern, der mein Freund iſt, beleidigen, wenn ich von den ſeinigen nicht auch mit abdrucken lieſſe. Fahren Sie fort mir die Stellen anzuzeigen, wozu Sie, ſo gut veranlaßt, Anmerkungen fordern; und ich werde Ihre Winke nicht miskennen. — Hat es Ihnen Freude gemacht in Berlin geweſen zu ſeyn? Können Sie mir vielleicht folgende Frage beantworten: Man hat mir erzählt, daß man dort mit den Bemerkungen nicht zufrieden geweſen ſey, die ich über die Kunſtwörter Kants, und Anderer, in das Archiv habe ein-

15) Archiv a. a. O. Bd. II. S. 345. Unter den Böttigerſchen Papieren befindet ſich in Originalhandſchrift die Klopſtockſche Ueberſetzung aus Vergil, Aeneis IV. 246—250 (Werke a. a. O., Bd. 17, S. 19) mit dem Vermerk (Böttigers Hand): „Göthe tadelte ergoſſener Schnee. Dieß erinnere an Thauwetter. Auch ſey dieß Fragment getrennt zu gar nichts nütze. 5 Verſe könne jeder ſchön machen. Aber auch 500. (Darunter:) An mich geſchickt 8. Febr. 1797."

14) A. a. O. S. 848.

15) Die Schweſter des Dichterpaares, bekannt durch ihren Briefwechſel mit Goethe.

16) Die Oden

17) Die Anmerkungen betreffen die Ode „An Gleim" von 1752. Die Stelle lautet:

Floß der dichtriſche Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaſchen die Schlacht. Aber er wandte ſich,
Strömt in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird.

18) Voltaire.

19) Der franzöſiſche Lyriker Ponce-Denis L. 1729—1807.

20) Etwas verändert abgedruckt als 60. Epigramm. Sämtliche Werke. Leipzig 1823. Bd. 7, S. 352.

21) Im Deutſchen Merkur. Jahrgang 1796, Oktoberheft.

22) Fragmente über Sprache und Dichtkunſt. Hamburg 1779.

23) Das Gedicht. Gedruckt im Deutſchen Merkur 1797 mit einer Anmerkung Wielands, worin er Klopſtock „den größten Dichter unſerer Nazion" nennt. Klopſtock war hocherfreut, während Goethe und Schiller ſich beluſtigten.

24) Wohl die Abraſten.

25) Der franzöſiſche Leutnant Lauzier war in den Hafen von Venedig mit einem kleinen Kriegsſchiff eingedrungen. Dabei fand er den Tod. Napoleon benutzte dieſes Ereignis, um ſeinen Angriff auf Venedig zu rechtfertigen. Vgl. ſein Manifeſt von Palma-Nova, 2. Mai 1797. Artikel 15. Oeuvres de Napoléon Bonaparte. Tome I. Paris 1822, p. 369.

26) Ein Name aus der Gelehrtenrepublik.

27) Hiervon wird nirgends ſonſt berichtet.

28) Erſchienen Breslau 1797.

rücken lassen.[29]) (Ich hatte ernsthafte Ursachen dazu.) Verhält sich das so? — Haben Sie Herder nicht, da seine Kränklichkeit nun vorüber war, gesprochen? U. hat es meine kleine Ode bey ihm nicht dahin gebracht, daß er mir durch Sie etwas von seiner neuen Unternehmung anvertrauen lassen will? Ich hatte ihm über den Kampf mit den Engländern geschrieben. Ich habe noch keine Antwort von ihm. Will mir Wieland in der Sache auch nicht beystehn? Ich hatte Ihnen davon geschrieben. Sie sagen mir nichts davon. Ich weiß nicht, wie es mit der Sache beschaffen ist, aber es kommt mir vor, daß Ihr doch ein wenig zurückhallend gegen Euch seyd. Das ist hier nicht so; wir reden unter uns gerade heraus. Wenn ich Briefschreiber wäre (mit Ihnen bin ichs gleichwohl jetzt), so würden Sie hievon viel mehr wissen. Ich denke, Sie haben das edle nördlichere Gerade heraus auch. Schreiben Sie nur Alles, was Sie mögen. Mir können Sie Alles sagen. Denn ich stinke wie Euripides von verschwiegenen Geheimnissen aus dem Halse. Ich hörte vor Kurzem von einem Reisenden, daß eine von Goethes neun Musen sagt: Die Schinken, die schweren.[30]) Mein sehr lieber Voß hat unsre Sprache, die am Ende doch nicht mit sich spielen läßt (ich kenne ihre Geschichte recht gut) halb zur Griechischen machen wollen: und das gehet sa gewiß nicht, als es mir, bey meinen genauen Abmessungen (sa maß ich schon im zwanzigsten Jahre) auf einigen Nachtritten in ihren Wegen und Stegen gelungen ist. Ich darf dieß liebe Wort wohl aussprechen: denn ich kenne auch die Geschichte unsrer Sprache von unsrer Zeit an, u. ich verdiene es einigermaßen jenes Wort auszusprechen. Sie wissen nicht, wie ich wog und maß, u. wie ich zitterte, wenn ich mir zu kühn vorkam. — Verzeihen Sie, liebster Böttiger. Wir alten Männer schwatzen nun einmal ein wenig, seit Nestors Zeiten.

Die hier so lebhaft gewünschte Teilnahme Herders und Wielands wird aber bald abgelehnt und Böttiger in aller Form ersucht, eine Veräffentlichung der Uebersetzungen Klopstocks mit beigedruckten Originalstellen zu bewerkstelligen. Der Titel des Buches soll lauten: Brevitas linguae Germanicae monstrata versis quibusdam locis veterum. Dedicatum opusculum hoc scriptoribus Anglorum Gallorumque eo consilio, ut versis iisdem locis docesnt Germanas suas linguas simili brevitate uti (Brief vom 23. September 1797).[31]) Böttiger geht hierauf ein. In den folgenden Briefen ist mehrfach hiervon die Rede. Aber nach der Ausgabe der Oden gerät die Korrespondenz ins Stocken, so daß später Cramer mit der gleichen Bitte angegangen werden muß. Auch dieser hat des Dichters Wunsch nicht erfüllt. Möglicherweise hat Böttiger die zuerst gegebene Zusage zurückgenommen. Auch trat, wie aus dem letzten Brief Klopstocks erhellt, zwischen ihnen eine bedenkliche Verstimmung ein, die nicht weichen wollte. Von dieser Verstimmung ist in den beiden Briefen vom 5. Mai 1798 und dem 21. September 1799 — dazwischen sandte Klopstock nur einmal einen belanglosen Zettel — nichts zu spüren. Sie tragen den Stempel wahrer Herzlichkeit.

Hamb. den 5. May 98.

Ich gehe erst heute, wegen etwas Fieberhaftigkeit, auf den Garten.[32]) Dieß würde mich betrübt haben, wenn ich nicht Knospe u. Blatt vor meinem Fenster gesehen hätte. Ich freue mich mit Ihnen, liebster Böttiger, daß Sie den schönen May (ich muß ja wol leider schöneren sagen) in Leipzig genießen. — Unser Göschen hat Gleimen u. dadurch auch mir keine kleine Freude gemacht, daß er die Ueberschickung der Oden an ihn beschleunigt hat. Wenn dieß G. allein abgehalten hat, sie auch mir zu schicken, sa habe ich nichts dawider; auch dann nichts dawider, wenn Sie auf die beyden Probeblätter vom Mess. warten mußten. — Gleim hat mi bey dieser Gelegenheit einen Brief geschrieben, der in die alt Zeit gehört. Er lautet so: „Heut ist Festtag, M. Denn di Oden sind angekommen."[33]) Es ist der ganze Brief. Ich hüt mich, sadiel ich nur immer kann, vor den Fehlern der Alten u bin also auch nicht laudator temporis acti Me juveme Aber bisweilen wandelts einen denn doch an, sa ein Fehler chen zu begehen, wie das eben mein Fall war, da ich vo Gleims Briefe sprach. — Wieland hat van den Nichtmenschen (Unmenschen ist durch den Gebrauch beynah schwach gewor den) so gesprochen,[34]) wie es Recht und Gerechtigkeit erfor derten, aber in seinem Briefe an Reinhald[35]) spricht er no herzlicher u. übertrifft sich. Zu dem Hader, den ich mi ihm anfangen möchte, ist die Ursache leider nur vom Zaun gebrochen. Hier ist das Zweiglein: Er spricht nicht mi Würde genung van Xenophons Prosa, in dem Er „So pro saisch wie Xenaphon" sagt.[36]) — Sie kennen meine schreckliche Treue benm Uebersezen, gleichwol würde ich, wenn ic X. den Sokrates übersezte, das oft wiederkommende φησι da durch vermeiden, daß ich die Namen der Redenden sezte. Die sage ich nur Ihnen und nicht B. Denn ich habe mich i meinem ganzen Leben davor gehütet, Vorschläge zu thun. — Daß Apolla zu Lazedämon vier Ohren hatte, habe ich in Scaligers Poetik[37]) gefunden. Ich kann es in meiner Ausgak nicht wiederfinden; aber sie hat auch nur ein Register fü die ersten Abtheilungen. Wenn Sie die Stelle nicht kenne so nehmen Sie Cladius[38]) zu Hilfe. Aber auch ahne all Beziehung auf irgend etwas Aufzusuchendes müssen Sie C kennen lernen, wenn Sie ihn noch nicht kennen. Ich lieb Ihn, wie er verdient. — Das Wetter bleibt schön; und i werde nun in wenigen Stunden auf dem Garten seyn. Ic bedaure unsern armen Göschen, daß ihn die lieblichen Mes geschäfte unter die Buchblätter verbannen; und ihm den An blick der Buchenblätter (ich liebe auch diesen Baum) ent ziehen. Ihr Klopst.

(Schluß folgt.)

29) Das „Berlinische Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" Jahrgang 1795, 5. und 6. Stück.

30) „Hermann und Dorothea," II, 77.

31) Die Kürze der deutschen Sprache, gezeigt an einigen gereimten Stellen der Alten. Dies Werk wird den englischen und französischen Schriftstellern mit dem Rat gewidmet, die Deutschen durch gereimte Uebertragung der gleichen Stellen zu lehren, ihre Sprachen könnten mit der gleichen Kürze sich ausdrücken.

32) Klopstock wohnte im Sommer vor der Stadt, vgl. Muncker: Klopstock, S. 541.

33) Mitgeteilt bei Klomer Schmidt: Klopstock und seine Freund Bd. II, Halberstadt 1810, S. 306. Der Brief hat noch den Satz „Klopstock! Du bist nicht Horaz, nicht Pindar, bist Eloa."

34) In den „Gesprächen unter vier Augen" im Deutsche Merkur 1798: „Die Unmenschen sind die Franzosen.

35) Vom 5. und 6. April 1798, vgl. Keil: Wieland und Reinhold. Leipzig und Berlin 1885, S. 214.

36) „Gespräche unter vier Augen" a. a. O. II.: „Die schlichtes Prosa, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenophons ...

37) Vgl. die Ode „Klage eines Gedichts":

Auch dem dritten Ohre des lazedämonischen Phöbus
Flieht' ich umsonst, und ach selbee dem vierten umsonst!

38) Christian August Heinrich Clodius, seit 1795 Dozent a der Universität Leipzig, an welcher er sich durch die Abhandlun „De poeseos generibus" habilitiert hatte.

Die 11. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes in Köln am Rhein.

Vom 25. bis 27. Mai fand in der alten rheinische Hauptstadt der 11. Deutsche Neuphilologentag statt. M größerer Befriedigung als je zuvor können die Neuphilologe auf den Verlauf dieses Tages zurückblicken. Mehr als wurden wissenschaftliche Fragen behandelt, und einiger als bi her war man in den Anschauungen über die Art und Weis wie der neusprachliche Unterricht zu betreiben sei. Noch auf d 8. Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes, die Ende März dieses Jahres i München stattfand, konnte eine Forderung des Reallehrers Dr. Uhlemayr (Nürnberg), die Uebersetzung i die Fremdsprache als Unterrichtsziel und Prüfungsmittel ab zuschaffen, keine Mehrheit gewinnen, da genau die Hälfte de Anwesenden dagegen war. Wir sind überzeugt, daß derselb Antrag auf dem nächsten Allgemeinen Deutschen Neuphilologen tag, der zu Pfingsten 1906 zu München stattfinden wird mit erdrückender Mehrheit angenommen werden wird. A dem Kölner Neuphilologentage war gar nicht mehr die Re

von einer Ueberſetzung in die Fremdſprache; ſelbſt der Wert einer Ueberſetzung in die Mutterſprache, wenigſtens als regelmäßiger Uebung, wurde bezweifelt.

Wie bei der Lektüre in den Oberklaſſen die Mutterſprache, möglichſt auszuſchalten ſei, zeigte Direktor Walter (Frankfurt a. M.). Er trägt ſeinen Schülern den Stoff frei vor oder lieſt ihn auch möglichſt im Tone der Umgangsſprache vor. Danach haben die Schüler feſtzuſtellen, was ihnen unbekannt iſt. Dieſe von den Schülern angegebenen Wörter werden in der fremden Sprache erklärt. Das neue Wort muß dem Schüler im Satzzuſammenhang geläufig werden. Iſt der Stoff leicht und durchſichtig, ſo wird die Aufgabe darin beſtehen, daß der Schüler ſofort das Vorgetragene wiedererzähle. Iſt er ſchwieriger, ſo muß der Lehrer zunächſt erſt durch Fragen den Inhalt nochmals feſtſtellen. Eine weitere Aufgabe iſt es, das eben Gelernte ſchriftlich darzuſtellen. Der Schüler ſoll nichts ſchreiben, was er nicht ſprechen kann. Während ein Schüler vor der Klaſſe den Vortrag des Lehrers mündlich wiederholt, ſchreibt ein anderer Schüler ihn an die Tafel. Die übrigen Schüler haben genau auf die Fehler zu achten, die dabei gemacht werden. Allerlei Umformungen des Textes werden vorgenommen, kleine Aufgaben geſtellt, ſo z. B. Erörterung etymologiſcher oder grammatiſcher Fragen.

Natürlich wird ſich in den Oberklaſſen der Schüler auch direkt ohne Mithilfe des Lehrers auf die Lektüre eines fremdſprachlichen Textes vorbereiten müſſen. Er muß dies mit einem einſprachigen Wörterbuch (z. B. Larouſſe, Armandale) tun. Neu auftretende Wörter muß der Schüler im Textzuſammenhang angeben können. Iſt ein größerer Abſchnitt erledigt, ſo wird er in der fremden Sprache zuſammengefaßt; nur wenn der Stoff zu abſtrakt iſt, ſo bedient man ſich der Mutterſprache. Von Zeit zu Zeit werden beſonders charakteriſtiſche Stellen gründlich und von verſchiedenſten Geſichtspunkten ins Deutſche überſetzt; auch ſonſt müſſen die Schüler auf eine ſolche Ueberſetzung gerüſtet ſein.

Die Hauptſache aber bleibt, daß die Schüler das Gehörte wiedergeben können. Sie werden dauernd daran gewöhnt, zuzuhören; denn ſie müſſen ſofort über das Gehörte und Geleſene Rechenſchaft ablegen können. Das iſt eine Schulung, die ihrer allgemeinen geiſtigen Bildung zu gute kommt. Auch eine Wiedergabe in deutſcher Sprache wird weſentlich beſſer ausfallen als eine Ueberſetzung, bei der der Schüler meiſt gar nicht auf den Inhalt achtet.

Walters Ausführungen riefen eine lebhafte Debatte hervor. Herr Schweitzer (Paris), der Abgeſandte des franzöſiſchen Unterrichtsminiſteriums, meinte, daß man auch abſtrakte Begriffe in der betreffenden Fremdſprache erklären müſſe, wie man ja auch dem Kinde die ihm unbekannten abſtrakten Begriffe in ſeiner Mutterſprache verdeutliche, nicht etwa durch eine Fremdſprache. Bedeutungsvoll war eine Erklärung des Oberſchulrats Prof. Dr. Waag (Karlsruhe), der in der erſten allgemeinen Sitzung die Frage erörtert hatte, wie die neuſprachlichen Schulen gegenüber den altſprachlichen eine gleichwertige Allgemeinbildung übermitteln könnten, und hierbei die Behauptung aufgeſtellt hatte, daß die neuſprachlichen Schulen den Fortfall der altklaſſiſchen Sprachen und Literaturen nur durch ſtärkere Betonung des Deutſchen und der Mathematik, ſowie durch eine ſorgſame Pflege der Kunſt des Ueberſetzens in die Mutterſprache ausgleichen könnten. Wenn ſich auch Waag für den Anfangsunterricht durchaus auf die Seite der Reformer ſtellte, ſo klang doch aus ſeinen Worten die Anſicht heraus, daß er für die Oberklaſſen weſentlich andere Wege für richtig halte als die der Reformer. Aber nach Walters Vortrag erklärte er ausdrücklich ſeine Uebereinſtimmung mit deſſen Verfahren, und ſo konnte Geh. Rat Münch, der als offiziöſer Vertreter des preußiſchen Kultusminiſteriums erſchienen war, feſtſtellen, daß man erfreulicherweiſe den Methodenſtreit jetzt immer mehr fallen laſſe; man könne nunmehr zu der weit wichtigeren Frage übergehen, was zu geſchehen habe, um die neuſprachlichen Lehrer für die ſchwierigen Aufgaben zu befähigen, die ihnen geſtellt würden. In dieſem Sinne wurde folgende Reſolution Walter und Genoſſen eingebracht und angenommen:

„In dem Bewußtſein, durch vielſeitigen neuen Austauſch von Meinungen und Erfahrungen die Bedeutung des neuſprachlichen Unterrichts an höheren Schulen um ſo beſtimmter erfaßt und für eine gedeihliche Entwicklung desſelben gewiſſere Wege vereinbart zu haben, glaubt der 11. Allgemeine Deutſche Neuphilologentag, die in den Verhandlungen des zehnten Tages beſonders betonten äußeren Bedürfniſſe dieſes Unterrichts von neuem hervorheben und wiederum auf die Notwendigkeit hinweiſen zu müſſen, daß die mit der Verwaltung und Fürſorge betrauten ſtaatlichen und kommunalen Behörden ihre bisherige dankenswerte Hilfe in dem Sinne der zu öfteren feſtgeſtellten Forderungen und Wünſche erweitern möchten. Dahin gehört:

1. Vervollkommnung der Einrichtungen für praktiſche Ausbildung der Studierenden der neueren Sprachen an den Univerſitäten und Hochſchulen durch Vervollſtändigung des Syſtems der Lektoren und allgemeine Einführung von ausreichenden Uebungskurſen u. ſ. w.

2. Erleichterung des Aufenthalts im Auslande durch Stipendien an angeſtellte oder der Anſtellung entgegengehende Lehrer, wobei beſonders auf die Anerkennung des Anſpruchs auf halbjährigen Urlaub in beſtimmten (etwa fünfjährigen) Zeitperiode dankbar zu begrüßen wäre, und wozu die Begünſtigung des von gewiſſen Seiten des Auslandes bereits angeregten und begonnenen zeitweiligen Austauſches jüngerer Lehrkräfte ein weiteres Mittel ſein würden."

Der beſſeren Ausbildung des jungen neuphilologiſchen Nachwuchſes galten zwei Anträge, deren weitere Beratung der Münchener Tagung obliegen wird; der des Prof. Vietor (Marburg), einen beſtimmten Studienplan für die Studierenden der neueren Philologie zu empfehlen, und der des Direktors Dörr (Frankfurt a. M.), das Seminarjahr an die Univerſität zu verlegen. Beide Herren wieſen darauf hin, daß die bis jetzt beſtehenden Einrichtungen eine gedeihliche Vor- und Ausbildung nicht durchweg garantierten.

Gedeihlich kann aber der Neuphilologe auch in ſeinem Amte nur wirken, wenn ihm nicht eine ſeine Kräfte überſteigende Arbeitsleiſtung aufgebürdet wird. Man hat wohl vorgeſchlagen, die Stundenzahl der Neuphilologen herabzuſetzen oder auch gar zu umfangreiche Klaſſen für die neuphilologiſchen Stunden zu teilen. Aber, ſo bemerkte in Köln der ſchultechniſche Mitarbeiter bei dem kgl. Provinzial-Schulkollegium in Berlin, Dr. H. Vorbeln, dagegen würden ſich die Patronatsbehörden wegen der damit verbundenen größeren Koſten ſträuben; und ſo ſchlug er ſeinerſeits vor, daß ſich die Neuphilologen nur mit einer Fremdſprache eingehend befaſſen ſollten, da die Beherrſchung zweier Fremdſprachen in dem für den Unterricht in oberen Klaſſen wünſchenswerten Umfange unmöglich ſei. Es ſolle den Studierenden die volle Freiheit gewährt werden, ſich neben der einen Fremdſprache aus dem Geſamtgebiet des gelehrten Unterrichts ein ſeiner Begabung und Neigung entſprechendes Fach auszuwählen (alſo auch eventuell Mathematik oder Naturwiſſenſchaften).

Sicherlich wird ſolche Beſchränkung auf eine Fremdſprache die Arbeit des Neuphilologen mindern, und doch wird man auch folgenden Antrag des Oberlehrers Dr. Reichel (Breslau) daneben noch immer berückſichtigen dürfen:

„In Anbetracht der hohen Arbeitslaſt, welche auf dem Lehrer der neueren Sprachen ruht, erklärt der 11. Neuphilologentag es als dringend wünſchenswert, daß bei Aufſtellung des Stundenverteilungsplanes die den Neuphilologen zufallende Korrekturlaſt beſonders in ſtarken Klaſſen und auf der Oberſtufe gebührende Berückſichtigung findet in ſinngemäßer Auslegung eines einſchlägigen Erlaſſes des preußiſchen Unterrichtsminiſteriums."

Auch über die Auswahl der Lektüre kam man in Köln zu erfreulichen Ergebniſſen. Wie die literariſche, politiſche und wirtſchaftliche Kultur Frankreichs in unſerer franzöſiſchen Klaſſenlektüre zum Verſtändnis gebracht werden könne, zeigte Oberlehrer Dr. Löwiſch (Eiſenach); einen Bericht über die Aufſtellung eines organiſch zuſammenhängenden, ſtufenweiſe geordneten Lektüreplanes nach den Beſchlüſſen des 10. Neuphilologentages erſtattete Oberrealſchuldirektor Unruh (Breslau) (ſ. Neuere Sprachen XII, Heft 1) und den üblichen Bericht über die Tätigkeit des Ausſchuſſes für den Lektüre-Kanon verlas Profeſſor Dr. Kron (Kiel).

Von allgemeinſtem Intereſſe war der Vortrag des Prof. Luick (Graz) über „Bühnendeutſch und Schuldeutſch". Er ſtellte die Forderung auf, daß man wenigſtens in der Schul- und Vortragsſprache auf gewiſſe landſchaftliche Eigentümlichkeiten verzichten müſſe, die leicht abzuſtellen ſeien, um ſo dem Ideal einer deutſchen Einheitsſprache näher zu kommen. Das

Bühnendeutsch, bei dem noch andere Rücksichten maßgebend seien, könne nicht durchweg für das Schuldeutsch bestimmend sein.

Wie sich das Deutsche im Munde der Deutschen im Auslande, insbesondere in England und Amerika, gestaltet, davon gab Karl Breul (Cambridge) recht ergötzliche oder vielmehr — traurige Proben. Es ist nicht zu leugnen, daß gerade die Deutschen dem fremden Einflusse leichter erliegen als die Franzosen und Engländer; und so ist denn das Deutsch unserer nach Amerika ausgewanderten Landsleute gar bald mit allerlei englischen Brocken vermischt, abgesehen davon, daß sie sich auch im Tonfall recht schnell akklimatisieren.

Literarische Themata wurden namentlich von Universitätsprofessoren behandelt. Eines der ältesten Denkmäler unserer altgermanischen Literatur, den altsächsischen Heliand, suchte Professor Trautmann (Bonn) als Uebersetzung aus dem Altenglischen zu erweisen, wie er bereits früher als eine solche das althochdeutsche Hildebrandslied erklärt hatte. „Ueber Kritik des Shakespeare-Textes" sprach Dr. Eichhaff (Charlottenburg), „Neuere Beiträge zur Byron-Biographie" lieferte Professor Wetz (Freiburg i. B.) und „Goethes Beziehungen zur englischen Sprache und Literatur" behandelte der noch immer jugendfrische Professor Kael Sachs (Brandenburg). Aus dem Gebiete der französischen Literatur waren nur zwei Vorträge entnommen. Den einen hielt der bayerische Universitätsprofessor Dr. Schneegans (Würzburg) über „Molières Subjektivismus", wobei er zeigte, wie Molières Dramen unter dem Einflusse seiner persönlichen inneren und äußeren Erlebnisse stehen. Außerdem sprach Professor Schemann (Freiburg i. B.) über „Gobineau, insbesondere seine Werke über das neuere Persien", wobei er den Wunsch äußerte, daß dieser in Deutschland mehr als in Frankreich geschätzte Schriftsteller auch in unseren Schulen Eingang finde.

Ein rein philologisches Thema behandelte Dr. Heck (Berlin): Quantität und Accentuation im Modernenglischen; und wie man die rein wissenschaftliche Forschung für die Praxis nutzbar machen könne, zeigte durch seinen Vortrag über die „Tempora historica im Französischen" Professor Dr. Marx (Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Frankfurt a. M.). Das war hoffentlich nur ein Ausschnitt aus der historischen Syntax des Französischen, für die wir bisher zwar sehr wertvolle „Vermischte Beiträge", aber leider noch kein zusammenfassendes Handbuch besitzen.

„Die Fortbildung in den neuern Sprachen nach Absolvierung einer Real-Handelsschule" behandelte Professor Dr. Glauser (Handelsakademie, Wien). Er regte die Einrichtung von Zentralstellen zur Förderung junger Kaufleute in den größten Handelszentren der verschiedenen Länder an. Hierauf despech Professor Hoffmann (Gent) in seiner Muttersprache: Les principes fondamentaux des humanités modernes. Er schilderte den Wert der neueren Sprachen für die allgemeine Bildung.

Zum Schluß — last, not least — sei eines Vortrags gedacht, der in seiner Art in den bisherigen Neuphilologentagen noch nicht vorgekommen ist, nämlich des Vortrages einer Frau, der Gemahlin des Universitätsprofessors Gothein (Bonn). Sie hatte sich ein Thema erwählt, das weitab von den Gebieten philologischer Forschung zu liegen schien: „Der englische Landschaftsgarten in der Literatur", bewies aber durch ihre Ausführungen, daß dieses Thema sehr wohl vor dem Urteil der zünftigen Gelehrten bestehen kann. Zeigte sie doch, daß die Entwicklung des englischen Landschaftsgartens mit der Entwicklung gewisser ästhetischer Strömungen, namentlich in der englischen Literatur, zusammenfällt. Aus dem Vortrage war zu ersehen, wie sehr die Mitarbeit der Frauen unsere gelehrte Forschung zu fördern vermag, zumal wenn sie sich auf Gebiete erstreckt, an denen die männlichen Forscher bisher achtlos vorbeigegangen sind.

Mehr als bisher waren an den Verhandlungen in Köln auch Ausländer beteiligt, so daß der Wunsch rege wurde, den deutschen Neuphilologentag zu einem internationalen zu erweitern. Den Anfang dazu bildete die Einsetzung eines internationalen Komitees für Fragen des höheren Unterrichts, die auf der jüngsten Tagung beschlossen wurde.

Kattowitz. Dr. Goldschmidt.

Bücher und Zeitschriften.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von Georg Witkowski. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 51.) Leipzig 1904, B. G. Teubner. 1 Porträt, 2 Bl., 172 S.

Das Buch ist aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen und verleugnet diesen Ursprung nicht. Es will die Umrisse der Entwicklung unseres Dramas möglichst knapp zeichnen, die Richt- und Zielpunkte scharf herausheben, nur das Wichtigste betonen in stetem Hinblick auf die Gegenwart und unseren heutigen Spielplan, unter bewußtem Verzicht auf nähere Untersuchung ja mancher dramatischen Erscheinungen, die literar-historisch bedeutsam doch für die Bühne nicht lebendig geworden sind. Mit großer Energie hat Witkowski die Massen des Stoffes gruppiert, mit sicherer Hand die wichtigsten Richtungen und Strömungen charakterisiert, in Ausnahmefällen auch einzelne Erscheinungen (Hebbel) eingehender gewürdigt und somit ein ebenso klares wie reiches Bild der deutschen Bühnenentwicklung des 19. Jahrhunderts entrollt. Wir wollen uns daher mancher Bedenken gegen einzelne übertriebene Schärfen, wie sie die notgedrungene Knappheit mit sich bringt, entschlagen. Auch wenn Witkowski Seite 34 bemerkt, Laubes Dramen seien mit Ausnahme der „Karlsschüler" „so gut wie vergessen", während Seite 157 auf statistischer Grundlage auch der „Graf Essex" als noch heute oft aufgeführt nachgewiesen wird, oder wenn er Seite 93 angibt, Friedrich Kind habe den Freischütz-Text „nach einer böhmischen Sage" gedichtet, während doch die Novelle von Joh. Aug. Apel seine Vorlage war, aber wenn zwar Jos. Ruederer, aber kein Ludwig Thoma oder Wilhelm Weigand in dem Buche genannt ist, so tun dergleichen kleine Versehen dem Verdienste des Buches keinen Abbruch und vermindern seinen Wert nicht. Zu bedauern aber scheint mir die Art, wie in dem Schlußkapitel „das Ergebnis des Jahrhunderts" festgestellt werden soll durch die Statistik der Aufführungen. Zahlen sind freilich, besonders einem unwissenschaftlichen Publikum gegenüber, am einleuchtendsten; aber sie dürfen uns nie Hebbels bekannten Ausspruch vergessen lassen, daß der Wert und die Bedeutung eines Dramas unmöglich von dem durch hundert und tausend Zufälligkeiten bedingten Umstand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, abhängen können. Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig bedeuten in der Geschichte unseres Dramas unendlich viel mehr, als ihre Aufführungsziffern dartun, und Witkowski selbst findet das Zahlenresultat hier „beschämend". Wenn es aber wirklich beschämend ist, so ist es eben nicht beweiskräftig, „um den gesamten Zuwachs an neuen Werken festzustellen, den das 19. Jahrhundert dem deutschen Drama gebracht hat", wie Witkowski sagt, sondern nur für den Gewinn unserer Theater an zugkräftigen Stücken, was an mancher Stelle Witkowski selbst wohl unterscheidet. Diese Unterscheidung aber ist unumgänglich nötig und würde, überall durchgeführt, manches Urteil des Buches einschränken oder berichtigen. Aber auch in seiner Anwendung der Statistik ist Witkowski nicht ganz glücklich. Er verzeichnet diejenigen vor 1880 entstandenen Dramen als „heute noch lebenskräftig", die in den letzten vier Jahren (1899—1903) je mindestens zehn Aufführungen erlebt haben. Dieser Anforderung entsprechen Hebbels „Nibelungen" nicht, wiewohl sie in den vier Jahren zusammen genommen der I. und II. Teil 65, der III. Teil 47, im Durchschnitt also doch über zehnmal aufgeführt wurden. Mit Recht führt sie Witkowski trotzdem an; aber dieselbe Billigkeit hätte er z. B. auch Heyse gegenüber erweisen sollen, dessen „Colberg" 45, dessen „Hans Lange" 47 Aufführungen in dem gleichen Zeitraum aufzuweisen hat — ganz abgesehen von der Frage, wie weit die Aufführungsziffern nicht nur eines Stückes, sondern auch eines Autors von Belang sein dürften. Jedenfalls ist diese Statistik, so wichtig sie für die Theatergeschichte ist, für eine tiefere Erkenntnis des Werdeganges unserer dramatischen Poesie so wenig ergiebig, ja gerade für den minder kritischen Leser so gefährlich, daß wir ihr nicht die Stellung eines abschließenden Kriteriums einräumen können und sie in einer neuen Auflage, die dem gehaltvollen und anregenden Buche Witkowskis wohl nicht lange fehlen wird, gerne nur an bescheidenerer Stelle und in weniger leicht mißzuverstehender Anwendung wiederfinden möchten. Erich Petzet.

Allgemeine Rundschau.

Hellfarbige Neger.

Ueber einen hellfarbigen Typus unter den Bantunegern berichtet, wie wir der naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, S. P. Verner im American Anthropologist. Diese Afrikaner unterscheiden sich nicht nur durch ihre Hautfarbe, ein helles Kupferbraun, das an die nordamerikanischen Indianer erinnert, sondern durch ihre ganze Erscheinung von den typischen Negern. Sie leben nicht in Stämmen beisammen, sondern sind unter den verschiedenen Bantustämmen zerstreut. Das geographische Verbreitungsgebiet dieser hellen Rasse reicht vom Sudan bis zur Kapkolonie; Verner nimmt an, daß etwa 15 Prozent der Bevölkerung Zentralafrikas derselben angehören. Die Anzahl der hellfarbigen Personen ist relativ am größten unter der Bevölkerung hochgelegener Landschaften. Sie scheinen in keiner Weise eine bestimmte soziale Gruppe zu bilden, obwohl sie körperlich und geistig besser entwickelt sind als ihre dunklen Stammesgenossen. Der typische hellkupferfarbige Afrikaner ist von hoher Gestalt, schlank, und hat hellbraune Augen; die Nase ist mit hohem Rücken, ist niemals so flach, wie bei anderen Negern. Hände und Füße sind verhältnismäßig klein. Die hellfarbigen Neger weisen auch hinsichtlich der Schädelbildung im Vergleich mit den dunkelfarbigen weitgehende Unterschiede auf. Sie sind in der Regel dolichokephal, doch werden auch häufig brachykephale Individuen angetroffen. Die ganze Erscheinung dieses Negertypus hat einen mehr semitischen Charakter, obwohl auch gegenüber den Semiten auffallende Unterschiede wahrzunehmen sind. Kulturell stehen die Angehörigen dieser hellen Rasse höher als die dunklen Neger. Ehen zwischen den hell- und den dunkelfarbigen Stammesangehörigen kommen nur selten vor; die Tendenz zur Erhaltung des hellen Typus durch natürliche Auslese ist eine sehr starke.

Die Frage nach der Herkunft dieser hellen Rasse gehört zu den schwierigsten Problemen der afrikanischen Anthropologie. Es ist unwahrscheinlich, daß spontane Evolution oder lokale Variation die auffallenden Unterschiede herbeigeführt hätten; auch das Eindringen nordafrikanischer (oder mediterraner) Volkselemente ist nach Verner aus verschiedenen Gründen nicht anzunehmen, um das Entstehen der hellen Rasse zu erklären; derselbe meint hingegen, daß diese die Reste einer Einwanderung asiatischer Völker darstellt, welche zeitlich von dem Eindringen der Bantuvölker in ihre gegenwärtigen Wohnplätze durch eine mehrhundertjährige Periode getrennt ist. Trotz ihrer numerischen Ueberzahl haben es die dunkelfarbigen Neger nicht vermocht, im Laufe der Jahrhunderte die späteren Ankömmlinge vollständig zu assimilieren, was in der körperlichen und geistigen Superiorität der letzteren begründet sei.

•

45. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure zu Frankfurt a. M.-Darmstadt 1904.

Montag, 6. Juni. Nachdem die Festteilnehmer, die bereits am gestrigen Sonntag in einer Anzahl von etwa 1000 aus allen Teilen des Reiches in Frankfurt eingetroffen und am Abend dieses Tages von dem Frankfurter Bezirksverein Deutscher Ingenieure im „Saalbau" mit einem Festtrunk willkommen geheißen waren, fand heute die erste Sitzung der Hauptversammlung statt. Der Vorsitzende des Vereins, Prof. Dr. C. v. Linde (München), begrüßte zunächst die Ehrengäste, Vertreter der Staats- und städtischen Behörden, der Technischen Hochschule Darmstadt, der Akademie für soziale und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M., sowie befreundete Fachvereine, und ließ sich in längerer Ansprache über ältere und neuere Ziele und Bestrebungen des Vereins aus. Der kgl. preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr v. Budde, hatte mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß er am Erscheinen verhindert sei, eine telegraphische Begrüßung gesandt. Aus den Verhandlungen sei erwähnt, daß die Grashof-Denkmünze, die Auszeichnung des Vereins für bedeutende wissenschaftliche und praktische technische Leistungen, an die Ingenieure Parsons in Glasgow und de Laval in Stockholm verliehen wurde, deren grundlegenden, von einander unabhängigen Erfindungen und Arbeiten die heutige große Entwicklung der Dampfturbine, dieser Dampfmaschine der Zukunft, zu verdanken ist. Nachdem der Direktor des Vereins, Baurat Dr. Peters, den Geschäftsbericht des 18,500 Mitglieder zählenden Vereins für das abgelaufene Jahr vorgetragen hatte, folgten die beiden Vorträge des Tages, ein fachwissenschaftlicher Vortrag von v. Borries über „Schnellbetrieb auf Hauptbahnen" und ein über das engere Gebiet der Technik hinüberreichender des durch seine literarische Tätigkeit aufs beste bekannten Ingenieurs Mnzv. Eyth über „Poesie und Technik".

Dienstag, den 7. Juni 1904. Am gestrigen Nachmittag fand unter zahlreicher Beteiligung das Festessen im Palmengarten zu Frankfurt statt, dem Herr Regierungspräsident Dr. Hengstenberg, Oberbürgermeister Adickes und andere Ehrengäste beiwohnten. In der heutigen zweiten Sitzung, die in der Aula der Technischen Hochschule Darmstadt tagte, wurden die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt. Bei dieser Gelegenheit wurde mitgeteilt, daß die Technische Hochschule Darmstadt den Herren Maschinenfabrikant Ehrhard in Schleifmühle bei Saarbrücken, Oberbaurat Professor Ernst in Stuttgart und Geh. Regierungsrat Professor Riedler in Berlin die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber zugesprochen habe. Im Anschluß an die Geschäftssitzung hielt Herr Geh. Baurat Professor Gutermuth von der Technischen Hochschule Darmstadt einen Vortrag über die Dampfturbine, den größten Erfolg des heutigen Maschinenbaues.

• Der Vorstand des preußischen Historischen Instituts in Rom Geh. Rat Professor Dr. Kehr hat soeben den Jahresbericht für das Arbeitsjahr 1903/04 herausgegeben. Derselbe besagt in der Hauptsache folgendes:

Das Kuratorium des Historischen Instituts war während des Jahres 1903/04 zusammengesetzt aus den Herren Prof. Dr. Kaser, Generaldirektor der Staatsarchive, als Vorsitzendem und Vertreter des Ministerpräsidenten, Geheimer Oberregierungsrat Dr. Schmidt als Vertreter des Kultusministers und Professor Dr. Frhr. v. Hertling als Vertreter des Ministers des Auswärtigen. Der wissenschaftliche Beirat, bestehend aus den Professoren Harnack, Dittrich, Lenz, Tangl und Kehr, trat am 18. Juli in Berlin, unter dem Vorsitze von Professor Harnack und in Anwesenheit des Direktors Professor Schulte, zu einer Sitzung zusammen, in der der Arbeitsplan des Instituts für 1903 beraten wurde. Die Leitung des Instituts lag bis zum 1. Oktober 1903 in den Händen des Direktors Professors Dr. Schulte, der bis Anfang Mai sich in Rom persönlich dem Institut widmete und dasselbe auch auf dem internationalen Historikerkongreß vertrat. Von Anfang Mai ab führte er die Geschäfte von Bonn aus. Am 1. Oktober 1903 wurde Professor Dr. Kehr in Göttingen mit der kommissarischen Leitung beauftragt. Ja der Zwischenzeit vertrat in Rom der zweite Sekretär Professor Dr. Schellhaß den Direktor.

Seit dem 1. April 1903 ist nicht nur der Etat erheblich erhöht, sondern sind auch die Beamtenstellen vermehrt worden. An etatsmäßigen Beamten verfügt es jetzt über zwei Sekretäre und zwei Assistenten. Aus den vermehrten sachlichen Mitteln konnte ferner ein Hilfsarbeiter für die Nuntiaturberichte besoldet und konnten Zuschüsse für den Stipendiaten und den Bibliothekar geleistet werden. Es ist eine überaus dankenswerte Neuerung, daß der Minister sein Interesse an den Forschungen dadurch bekundete, daß er einem zur Teilnahme an den Arbeiten des Instituts nach Rom gesandten jüngeren Gelehrten ein Stipendium verlieh, und zur Ordnung und Verwaltung der Bibliothek einen geschulten Bibliothekar nach Rom beurlaubte. — Mit der Wahrnehmung der ersten Assistentenstelle war bis zum 1. Oktober 1903 Professor Lic. Beß betraut. Sein Nachfolger wurde Dr. J. Schwalm, zwar Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica. Die zweite, neugeschaffene Assistentenstelle verwaltete bis zum 1. Oktober Dr. Salzer, dann Dr. E. Göller. Als Hilfsarbeiter bei den Nuntiaturberichten wurde im April 1903 Dr. A. O. Meyer angestellt. Vom 15. Oktober 1903 ab trat als Stipendiat Dr. P. Wittichen hinzu, der in Rom am 17. Mai 1904 starb. Vom 15. Februar 1904 ab wurde

der Hilfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek in Berlin Dr. J. Prieſack zur Fortführung der Ordnung der Bibliothek dem Inſtitut zugewieſen. An Publikationen wurden während des Berichtsjahres ausgegeben: „Nuntiaturberichte aus Deutſchland. Dritte Abteilung 1572—1585. Band IV, bearbeitet von Karl Schellhaß" und „Quellen und Forſchungen aus italieniſchen Archiven Band VI."

*

Kleinere Mitteilungen.

* Aufruf zu Beiträgen für das Liſt-Denkmal in Kufſtein. In Kufſtein fand bekanntlich am 29. März eine Verſammlung von Verehrern des genannten Vaters der deutſchen Volkswirtſchaft ſtatt, in der durch einſtimmigen Beſchluß die Errichtung eines Denkmals nahe an der Stätte ſeines Todes beſchloſſen wurde. Für das Denkmal, das aus edlem Material hergeſtellt werden ſoll, iſt ein Entwurf von Norbert Pfretzſchner, einem gebotenen Kufſteiner, in Ausſicht genommen, der ſeine Kunſt für dieſen Zweck uneigennützig zur Verfügung geſtellt hat. Die Koſten des Denkmals ſind auf 50,000 bis 60,000 Mark angeſchlagen, die bis jetzt nur zum kleinſten Teil gedeckt ſind. In der Hoffnung, daß am 60. Todestage Liſts, im Jahre 1906, das Denkmal trotz dieſer Schwierigkeit enthüllt werden kann, wendet ſich daher der Denkmal-Ausſchuß, beſtehend aus den Herren Profeſſor Eheberg (Erlangen), Profeſſor Dr. Zimmerer (Ludwigshafen a. Rh.) und Bürgermeiſter Dr. Prazmarer (Kufſtein) mit der Bitte um Beiträge für den genannten Zweck an die nationalen und volkswirtſchaftlichen deutſchen Kreiſe. Solche Beiträge nimmt außer den Genannten der Ortsausſchuß in Kufſtein entgegen.

* Volksgeſundheitspflege. Das Kaiſerliche Geſundheitsamt hat ſoeben im Verlage von Julius Springer zu Berlin N. ein „Bandwurm- und Trichinen-Merkblatt" herausgegeben. Darin ſind in gemeinfaßlicher Weiſe die Gefahren beſchrieben, welche von jenen Schmarotzern der menſchlichen Geſundheit drohen; außerdem ſind entſprechende Schutzmaßregeln angegeben. Anhangsweiſe iſt die den Haarſchwund befördernde, vielfach auch von Menſch auf Menſch übertragene Glatzflechte oder ſcherende Flechte, ſowie die ebenfalls vom Tier auf den Menſchen und vom Menſchen auf den Menſchen übertragbare Räude oder Krätze beſprochen. Das Blatt iſt mit fünf Abbildungen verſehen und koſtet einzeln 5 Pfennig, bei Abnahme von 100 Exemplaren 3 Mark, von 1000 Exemplaren 25 Mark.

* Der 3. internationale Tuberkuloſekongreß, der vom 24. September bis 1. Oktober dieſes Jahres in Paris hätte ſtattfinden ſollen, iſt auf das Jahr 1905 verſchoben worden, weil während der Ausſtellung in St. Louis ein internationaler Tuberkuloſekongreß dort ſtattfinden ſoll.

W. Todesfall. Geſtern Nacht iſt, 80 Jahre alt, Oberbibliothekar Geheimer Hofrat Profeſſor v. Heinemann in Wolfenbüttel geſtorben.

*

Hochſchulnachrichten.

* Tübingen. Der Direktor der hieſigen Klinik für innere Medizin Profeſſor Dr. Krehl hat die Berufung nach Straßburg als Nachfolger Naunyns angenommen.

* Heidelberg. Geheimrat Czerny beabſichtigt, noch vor Schluß des laufenden Sommerſemeſters einen längeren Erholungsurlaub zu nehmen. Als ſein Vertreter während dieſer Zeit ſoll Privatdozent Dr. Nehrkorn in Ausſicht genommen ſein. — Anläßlich des 80. Geburtstages Kuno Fiſchers (am 23. Juli) beabſichtigt eine Anzahl Verehrer des Jubilars, dieſem eine künſtleriſch ausgeführte Glückwunſchadreſſe zu überreichen. Beiträge dafür ſind bis ſpäteſtens Ende Juni an Dr. Lockmann in Leipzig, Czermakgarten 14/I zu richten.

* Bonn. Der Phyſiologe der hieſigen Univerſität G Medizinalrat Prof. Dr. Pflüger feierte geſtern ſei 75. Geburtstag.

* Halle. Der 70. Geburtstag des Geh. Regierungs Profeſſor Volhard, des Direktors des chemiſchen Labo toriums unſerer Univerſität, wurde am Samstag feſtlich gangen. Abgeſehen von Beglückwünſchungen durch den K verſitätskurator, den Rektor Juſtizrat Dr. Stammler andere Mitglieder des akademiſchen Lehrkörpers, wurde Jubilar von einer Abordnung ſeiner Schüler und Freu eine von Profeſſor Seffner in Leipzig modellierte Port büſte überreicht, wobei Profeſſor Dr. Thiele, Direktor des chemiſchen Inſtituts der Univerſität Straßb die Verdienſte Volhards feierte.

hc. Leipzig. Der Aſſiſtent von Profeſſor Beckmann Laboratorium für angewandte Chemie, Dr. Karl Beck, ſich mit einer Schrift: „Beiträge zur Beſtimmung der r tiven inneren Reibung von Flüſſigkeiten, im beſonderen menſchlichen Blutes, und einer Probevorleſung: „Opt Inaktivität durch extramolekulare Kompenſation" als Pri dozent habilitiert.

hc. Roſtock. Der Hiſtoriker, ordentlicher Profeſſor der hieſigen Univerſität und Oberbibliothekar, Dr. Frie Schirrmacher, iſt von der kgl. ſpaniſchen Akademie Geſchichte (Real Academia de la Historia) in Ma zum korreſpondierenden Mitglied ernannt worden.

hc. Wien. Als Privatdozent für innere Medizin w an der hieſigen Univerſität Dr. med. Joſeph Sorgo gelaſſen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung ſind folg Bücher und Zeitſchriften eingelaufen:

Johannes Böttner, Chefredakt. d. Prakt. gebers in Obſt- u. Gartenbau: Balkongärtnerei u. Vo Frankfurt a. d. Oder 1904. Trowitzſch u. Sohn. 106 S Diedeich Biſchoff: Die Logenarbeit und das „B Gottes". Betrachtungen über die religiös-ſittliche E hungsaufgabe der Freimaurerlogen. Leipzig 1904. Heſſe. 116 S. — Dr. Berthold Schulze: Stadien über Heinrich v. Kleiſt. Heidelberg 1904. Winter. 91 S. — Albert Watder: Sie müſſen n Ein offenes Wort aus der chriſtlichen Geſellſchaf Herrn Pfarrer Kutter, den Verfaſſer des „Sie müs Zürich 1904. Orell Füſſli. 40 S.

Für den Inſeratenteil verantwortlich: R. Schumacher, Mün

Tauchnitz Edition.
June 8, 1904.
Rebecca of Sunnybrook Farm.
A new Novel.
By
Kate Douglas Wiggin,
Author of „Timothy's Quest", „Penelope's Irish Experiences" etc.
In 1 vol.
(7800)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

An unſere Leſer
Wir bitten höflich, bei Aufragen oder Beſtellun welche auf Grund der in Beilage zur Allgemeinen Ze
angekündigten, beſprochenen oder zitiert
Bücher und Verlagsw
erfolgen, ſich gefl. auf die lage der Allgemeinen Zeitu beziehen zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zei

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 ₰

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 9. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Berechtigung zur Tötung. Von Dr. med. C. Röder (Darmstadt).

Vier Briefe von Klopstock. (Schluß.) Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays.

Oesterreichische Dichter. Von Dr. Arnulf Sonntag.

II. Bücher und Zeitschriften.

A. Wolkan: Die Lieder der Wiedertäufer. — Edouard Rod: Un Vainqueur.

III. Allgemeine Rundschau.

Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Berechtigung zur Tötung.

Von Dr. med. C. Röder (Darmstadt).

Die Frage, ob dem Arzt in manchen Fällen die Befugnis zur Tötung eines unheilbaren, schwer leidenden Kranken auf dessen eigenen Wunsch und den seiner Familienangehörigen zustehen falle, ist eine oft aufgeworfene und die Antwort darauf keineswegs stets eine verneinende gewesen.

Nach unserer heutigen Gesetzgebung wird die vorsätzliche Tötung eines Menschen, außer in drei später zu erwähnenden Ausnahmen, schwer bestraft.

Wenden wir unsere Blicke rückwärts, der fernen Vergangenheit zu, so sehen wir, daß hauptsächlich die Entstehung und Weiterverbreitung des Christentums zur Aufstellung bestimmter, strikter Gesetzesvorschriften Veranlassung gegeben hat. Diese Gesetze beruhten auf dem religiösen Grundsatze, daß über das Leben oder Sterben des Menschen nur Gottes Wille verfügen dürfe.

Bei den alten Spartanern war es bekanntlich üblich, schwächlich geborene oder mit störenden Naturfehlern behaftete Kinder in den Taygetus zu werfen und so ins Jenseits zu befördern. Bei vielen Naturvölkern und selbst bei Kulturvölkern, wie bei den Chinesen, haben noch heutzutage die Eltern das Recht, über ihre Kinder nach Belieben zu verfügen, dieselben, wenn sie ihnen unbequem sind, aus der Welt zu schaffen — mag diese Sitte nun aus dem Bestreben entstanden sein, den großen Mühseligkeiten aus dem Wege zu gehen, die aus dem Aufbringen schwächlicher Kinder, ohne Aussicht auf Erfolg, den Eltern stets erwachsen, oder mag diese Gepflogenheit auf wissenschaftlicher vordarwinianischer Zuchtwahl begründet gewesen sein und, wie wahrscheinlich bei den Chinesen, ein willkommenes Mittel, die Zahl der Familienköpfe auf ein bestimmtes Maß zu beschränken.

Wie uns das Christentum lehrt, ist jedem Menschen ohne Unterschied der Geist Gottes eingehaucht; jeder Mensch ist also ein Teil der Gesamtheit. Vernichten wir einen solchen Teil, so versündigen wir uns gegen Gott, wir greifen seinem Beschluß und seinem Willen vor, indem wir über Tod oder Leben zu entscheiden uns anmaßen. Außerdem begehen wir eine Selbstverstümmelung, indem wir ein Glied unserer Gesamtheit vernichten.

Ueber diese Bedenken hat sich mit kühnem Sprunge von altersher die Gerichtsbarkeit hinweggesetzt. Menschen, die dem Staatswesen unbequem waren oder gefährlich schienen, wurden auf mehr oder weniger grausame Weise (damit sie wissen, wie es tut) gefoltert, verbrannt, in Oel gesotten, gerädert, gehängt u. s. w., und erst später, in sogenannter humanerer Weise, geköpft oder auf modernste Art durch den elektrischen Strom getötet.

Dies ist die erste der drei Ausnahmen, wo eine unter den Augen des Staates vor sich gehende Vernichtung eines Menschenlebens straflos ist.

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beschäftigte man sich mehr mit der Frage, was die Strafe denn eigentlich bezwecken solle: „an poena malum sit“, ob die Strafe nur etwas für den Delinquenten Uebles, eine Vergeltung sein solle, ob man sich nur eine abschreckende Wirkung von ihr verspreche, oder ob man auch einen andern Zweck damit verfolgen solle, nämlich den der Besserung oder Heilung. Man legte sich die Frage vor, ob man nicht versuchen solle, auf das abnorme, kranke Gemüt des Verbrechers heilend und veredelnd einzuwirken und denselben zur Erkenntnis zu bringen, daß nur in gegenseitiger Rücksichtnahme auf die Rechte jedes einzelnen ein ehrliches, glückliches und zufriedenes Zusammenleben in einem Gemeinwesen möglich sei. Es entstanden die Bestrebungen im Sinne der Besserungsstrafe, an deren Durchführung auch der Vater des Verfassers bis zu seinem im Jahre 1879 in Heidelberg erfolgten Tode arbeitete. Man kam allmählich auf den Gedanken, daß der Verbrecher sich von dem Nichtverbrecher doch nicht bloß dadurch unterscheidet, daß der erstere einen Diebstahl oder Totschlag begangen hat und der letztere nicht; sondern man suchte dem Seelenvorgang auf die Spur zu kommen, der bei dem Verbrecher allmählich den Reiz bis zur erfolgten Tat in seinem Gehirn hervorgebracht hat. Man kam auf die Mängel der Erziehung, auf das Fehlen einer moralischen, sittlichen Grundlage und schließlich auf die Heredität. Von ärztlicher Seite wurde festgestellt, daß bestimmte anatomische Abweichungen im Gehirn mit bestimmten Anomalien des Geistes und Gemütes häufig zusammentrafen. Man hatte bei schweren Verletzungen bestimmter Gehirnpartien oder bei krankhaften Veränderungen derselben ganz auffallende Aenderungen des Temperaments oder bestimmter geistiger oder gemütlicher Funktionen in deren Gefolge beobachtet. Man ist aufmerksam darauf geworden, daß mehrere Generationen hindurch in derselben Familie immer wieder Individuen zum Vorschein kamen, denen eine Neigung zu bestimmten Vergehen oder Verbrechen angeboren schien. Diese Tatsache brachte eine große Umwälzung in der Anschauung der Richter über Zurechnung und Zumessung hervor, da hierdurch mit einem Male die wichtige Frage aufgerollt wurde, ob dem eines Vergehens Ueberführten auch wohl die volle Verantwortlichkeit für seine Tat zugeschrieben werden könne? Bis dahin hatte man bloß offenbare Geisteskrankheit, hochgradigen Affekt oder Alkoholismus als Grund für mangelhafte Verantwortlichkeit geltend gemacht. Nun

Digitized by Google

hatte man plötzlich ein abnorm funktionierendes Gehirn als Beweggrund böser Taten mit in Berechnung zu ziehen.

Der Kreis, innerhalb dessen die Justiz sich für berechtigt hielt, das Leben eines Verbrechers gewaltsam zu beendigen, war durch das Hineinspielen des krankhaften und sehr häufig hereditären Moments wesentlich enger gezogen. Er beschränkte sich nur noch auf diejenigen Fälle, wo nach ärztlichem Gutachten keinerlei greifbare oder bemerkbare Abweichungen vom gesunden Menschen festzustellen waren. Es finden infolgedessen bei uns zu Lande nur noch selten Hinrichtungen statt, und auch diese könnten unseres Erachtens gänzlich unterbleiben. Denn erstens können die Verbrecher ja unschädlich gemacht werden, ohne daß man ihre Existenz vernichtet, die immer noch in der einen oder anderen Weise für die Welt nützlich gemacht werden könnte, und zweitens beruht unseres Erachtens jedes Verbrechen, wenn auch nicht auf einer Erkrankung des Geistes, so doch auf einer abnormen dauernden oder vorübergehenden Verfassung des Gemüts, die gerade, wenn sie noch nicht eingewurzelt ist, die besten Aussichten auf eine dauernde Besserung oder Heilung bietet.

Von der Vergeltungs- oder Abschreckungstheorie nehmen wir an, daß dieselbe in der heutigen Gerichtspflege, in bezug auf die Todesstrafe, nur noch wenige Anhänger unter den wissenschaftlich gebildeten Richtern haben dürfte.

Die zweite der drei Ausnahmen, weder in das juristische noch medizinische Fach einschlagend, in welcher die Vernichtung eines Menschenlebens nicht nur erlaubt und straflos ist, sondern sogar befohlen wird, ist der Krieg mit allen seinen Greueln, worauf wir indes hier nicht weiter eingehen können.

Was nun die dritte der drei Ausnahmen betrifft, so geht dieselbe die medizinische Wissenschaft an. Es gab in dieser nur einen Fall, in dem der Arzt trotz wissentlicher, vorsätzlicher Vernichtung eines Lebens mit dem Strafgesetz nicht in Konflikt kam. Es ist dies der Fall, wo das Leben der ungebarenen Leibesfrucht geopfert werden mußte, um die Mutter zu retten. Die Errungenschaften der Chirurgie in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts haben aber auch hierin eine große Verschiebung hervorgebracht. Die heutige auf hoher Stufe stehende, antiseptische Operationstechnik hat die früher üblichen, grausamen und rohen operativen Eingriffe nahezu gänzlich verdrängt. Das erhaltende Prinzip hat hierin große Triumphe gefeiert und Tausende von Müttern und Kindern werden durch die geschickte Hand der Chirurgen und die gut durchdachte Einrichtung der Brütapparate heutzutage dem Leben erhalten.

Um indes zu zeigen, auf welchen, dem Menschlichkeitsgefühl direkt widersprechenden Standpunkt das erhaltende Prinzip geraten kann, sei es nun aus Religiosität, sei es aus Gewohnheit, sei es aus Unverstand, oder sei es aus Vogelstraußpolitik, so führen wir hier ein sehr instruktives Beispiel an, das wir einem Artikel über den „Aussatz in Spanien" in der Frankfurter Zeitung vom 3. September 1893 entnehmen. Der Berichterstatter beschreibt unter anderem den Besuch im Hause eines Aussätzigen:

In einem reich möblierten Zimmer, dessen heruntergelassene Fensterjalousien nur spärliches Licht eindringen ließen, lag auf einem Pfühle der unglückliche Gutsbesitzer, gräßlich abgemagert, mit verschlossenen Augen und kupferfarbenem Gesicht. Der Aermste war so schwach, daß er kaum unseren Gruß erwidern konnte. Der Anblick des Kranken war furchtbar! Die Tuberkeln hatten die Augen buchstäblich abgedrückt; die Nase fehlte; Ohren und Lippen waren wie weggenagt. Von den Armen blieben nur mehr die Knochen und die Haut, letztere bedeckt mit schwärzlichen, blutrünstigen Geschwürsbildungen. Die Fingerglieder waren zum Teile abgefallen. Der Unglückliche, fast eine Leiche, hatte sozusagen jede Fühlung mit der Außenwelt verloren und lebte nur dank der unablässigen Pflege seiner Angehörigen und der Hilfeleistung der Wissenschaft. Gesellen Sie nun noch zu diesem abstoßenden Bilde das Elend, verpestete Hütten, schlechte Nahrung, vollständige Verwahrlosung, und Sie werden einen Begriff haben von den Verhältnissen, in welchen zahlreiche Familien auf den ägäischen Küsten sich bewegen.

Wenn es nun für die Gerichtsbarkeit seit nahezu 2000 Jahren der christlichen Zeitrechnung keine Bedenken gab, sich über den, eingangs dieser Besprechung erwähnten, göttlichen Willen hinauszusetzen oder vielmehr es Gott nicht allein zu überlassen, über Leben und Tod zu entscheiden, sondern in dessen Sinn, soweit ihr solcher verständlich erschien, mitzuwirken; wenn es seit Urzeiten bis auf den heutigen Tag, trotz aller Glaubensbekenntnisse, den höchsten irdischen Machthabern nicht darauf ankam, zum Zweck der Vergrößerung ihres Machtgebietes Tausende gesunder Menschen dem Moloch des Krieges zu opfern, so glauben wir, daß es im Gegensatz hierzu eine Tat edelster Menschlichkeit sei, bei einem solchen, nur noch vegetierenden, verstümmelten menschlichen Körper der Natur zu Hilfe zu kommen und die Auflösung dieses unglückseligen Menschen zu beschleunigen.

Häufig genug bitten solche Kranke ihre Angehörigen und den Arzt flehentlich, ihrem unsagbaren Leiden ein Ende zu machen, aber eine Befolgung dieses Wunsches war bis jetzt noch nicht ermöglicht, da noch keine gesetzliche Regelung die Straflosigkeit in solchem Falle zusicherte.

Abgesehen von den körperlichen Qualen eines solchen Kranken, peinigen auch, so lange die geistige Tätigkeit noch nicht erloschen ist, schwere innere Vorwürfe denselben, weil er, bekannt mit der großen Gefahr der Ansteckung, sich sagen muß, daß mit annähernder Gewißheit er seinen treupflegenden Angehörigen das gleiche Los bereitet, das ihn selbst ereilt hat. Fürwahr, ein furchtbarer Lohn für edle Nächstenliebe!

Wir möchten nun anschließend an unsere Ausführungen folgenden Vorschlag machen, den wir sowohl den Aerzten und Juristen, als auch der ganzen übrigen gebildeten Welt zur gewissenhaften Prüfung unterbreiten:

1. Die Erfüllung des Wunsches hoffnungslos erkrankter, schwer Leidender, von ihrem Leiden durch vorzeitig herbeigeführten Tod erlöst zu werden, sollte von seiten des Staates ermöglicht werden.

2. Der Wunsch nach dieser Erlösung muß entweder, falls der Kranke noch in der Lage ist, einen Wunsch zu äußern, vor amtlichen Zeugen protokolliert werden, oder er kann vorher, ehe man an Krankheit denkt, als eine Art Testament verfaßt werden, das bei eintretendem bezüglichem Krankheitsfall zu eröffnen wäre.

3. Dem Wunsch kann nur willfahrt werden, wenn keinerlei, die längere Erhaltung des Lebens erheischenden vermögens- oder familienrechtlichen Bedenken dabei in Frage kommen.

4. Der Wunsch der Angehörigen, den Kranken sein Leiden bis zu einem natürlichen Ende durchkosten zu lassen, muß hinter dem geäußerten Wunsch des Leidenden zurückstehen.

5. Die Entscheidung, ob dem Wunsch des Leidenden von ärztlicher Seite mit gutem Gewissen zu willfahren sei, ist von einem, ähnlich den Assisen, zusammengesetzten ärztlichen Kollegium zu treffen.

6. Bei der Entscheidung des ärztlichen Kollegiums muß Einstimmigkeit darüber herrschen, daß die Erkrankung unheilbar ist, daß sie für den Kranken eine qualvolle ist, eventuell auch, daß sie eine große Gefahr für die mit der Pflege betrauten Gesunden in sich schließt.

7. Ein juristisches Kollegium hat gleichzeitig darüber zu entscheiden, ob vermögens- oder familienrechtliche Bedenken einem Auslöschen des letzten Lebensfunkens entgegenstehen.

8. Wenn Einstimmigkeit des ärztlichen und richterlichen Kollegiums darüber herrscht, daß nichts im Wege steht, den Wunsch des Leidenden zu erfüllen, dann kann dem letzteren auf völlig schmerzlose Weise der Uebergang ins Jenseits erleichtert werden.

Wohl wissen wir, daß diese ganze Frage lange Zeit ein „Noli me tangere" für den Arzt wie für den Juristen war, aber angesichts so entsetzlicher Krankheitsfälle, wie

de keineswegs zu den seltenen Ausnahmen gehören, sträubt ich unser ganzes menschliches Gefühl dagegen, solche Unglückliche mitleidslos ihrer qualvollen Scheinexistenz zu überlassen und ihrem sehnlichsten Wunsche, aus nichtigen hergebrachten Vorurteilen und irregeleiteten egoistischen Sentimentalitätsrücksichten, eine in Wahrheit gefühllose Negation entgegenzusetzen.

Wir geben hiermit unseren Vorschlag der sorgsamen vorurteilslosen Erwägung der ganzen gebildeten Welt anheim und hoffen, daß derselbe in der angeregten Richtung Früchte tragen und dazu beitragen möge, die entsetzlichen Leiden zahlloser gänzlich hoffnungsloser Kranken abzukürzen, die heutzutage noch durch eine Lücke in der Gesetzgebung bis zur Hefe ausgekostet werden müssen.

Vier Briefe von Klopstock.

Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays.

(Schluß.)

Der letzte Brief — der vorletzte überhaupt vorhandene — lautet folgendermaßen:

Hamb. d. 21. Sept. 99.

Klopstock an Böttiger.

Ich kann leider Ihren Brief nicht finden, aber ich denke ihn doch beantworten zu können. — Ich habe nun auch einen Brief von Naumann über seine Komposizion.[39]) Wie wünschte ich sie zu hören! Ihr überschicktes Blatt war mir sehr angenehm. Wenn Wieland den Schlegeln irgend einen Einfluß auf sein Urtheil von sich selbst erlaubt, so habe ich keine Lust es Ihm zu verzeihn.[40]) Wie viel von der Art hat er schon überlebt. Es ist sonst schamlos sich nicht zu nennen, wenn man meistert, aber die Nennung der Schl. ist noch schamloser. Wir lachen hier bald über sie, und bald verachten wir sie; und nur selten, daß wir eum risu miramur. — Sie reden von meinen Aenderungen am Mess. Sie wollen mich verführen, von mir selbst zu sprechen. Wie ungern thue ich das. Aber es soll Ihnen mit der Verführung auch nur wenig gelingen. Man kent meine Aenderungen nicht genung, wenn man nicht immer Rücksicht auf das Ganze nimt. Ihren beyden Damen haben Sie recht geantwortet; aber (wie soll ich Ihnen das anbringen? Doch das beste Anbringen ist gerade heraus zu reden) die Stelle von Eliasmas Freunde steht schon in der Ausgabe von 1780.[41]) — In zwey von meinen Oden komt etwas vor, das Ihnen u. Ihren beyden Damen bey folgenden Stellen aus dem Mess. einfallen konte:

B. 3. S. 241.

Ruhig[42]) brach Saphira von ihrem Grobe des Frühlings
Erste Blumen und gab sie dem erndtesinnenden Manne.

B. 4. S. 4.

Die Blume blühet, mit welcher
Einiger Gräber Getiebte nun bald bestreuen; und dennoch
Sprach nicht los das Gericht den Todten im blumigen Grabe.[43])

Doch es komt mir nicht sowohl darauf an, ob Ihnen bey diesen Stellen etwas aus den Oden eingefallen ist, sondern vielmehr darauf, ob Sie drey ähnliche Stellen im Mess. kennen.

Doch nun habe ich doch wirklich auch genug von mir geredet. Eine Ihrer Fragen beantwortet die beygelegte Vorrede. Ich bitte, sie Göschen mit nächster Post zu schicken, der auch wissen will, was nun folgen soll, und ihm dabey zu sagen, daß der Abbé Delille,[44]) dem ich die Ausgabe zeigte, einmal über das andre ausgerufen habe: O wie schön ist das! Das übertrift Didot![45])

Den 24. Sept.

Dieser Brief ist durch ein Versehen des Bedienten liegen geblieben. Es fällt mir aus dem Ihrigen noch ein, daß Goethe die Ilias bis zum Tode Achilles fortsezen will.[46]) Also Homer nachahmen. Dieß wird eine wahre Lecker-Speise für mich seyn. Homers Nachahmung ist denn wohl ein Haar breit schwerer als die des Euripides. Auch die Iphigenia hat gleichwol nicht wenig Steifes. Und was ist wol weiter aus einander als der Ton der Griechen und Steifheit. — Ich fürchte, daß Aranjo[47]) dies erste noch nicht kommen wird. Ihr müßt Ihn ja auf den Händen tragen. Schreiben Sie mir nächstens ein baar Worte von der Berlepsch.[48])

Spöter hat Klopstock nur noch einmal an Böttiger geschrieben, am 24. Februar 1800. Dieser Brief beginnt: „Wie konnten Sie mich so verkennen, und meinen zutraulichen Scherz über Ihr Bischen Unbelesenheit so tragisch nehmen?“ — Leider scheint hiermit das alte Verhältnis nicht wieder hergestellt worden zu sein. Der „schmeichelnde Zauberer“, wie ihn Klopstock selbst nennt, der „πολυπραγματικώτατος aller Gelehrten“ — so bezeichnet ihn Herder — blieb unversöhnt, und diesem Umstand haben wir es zuzuschreiben, daß uns nicht auch aus den letzten drei Jahren, die Klopstock beschieden waren, wichtige und wertvolle Briefe an Böttiger erhalten sind.

* * *

Die drei ungedruckten Uebersetzungsstellen, welche den Briefen beilagen, sind die Verse IV. 690 ff. (Klopstock schreibt versehentlich 669) und VI. 434 ff. der Aeneis Vergils, sowie der vierten Ode des vierten Buches des Horaz, Vers 13 ff. Der erste Teil dieser Ode ist gedruckt in Band XIV der Schriften (Leipzig 1830), S. 45. Besonders schön ist die Stelle aus dem VI. Gesang. Auf zwei Quartblättern steht wie folgt: IV 669 (richtig 690):

Drehmal erhebet sie sich, und ruht auf dem stützenden Arme,
Drehmal sinkt sie zurück, sucht irrenden Auges am hohen
Himmel den Tag und seufzt nach gefundnem . . .
VI. 434.
Nah hier weilen der Traurenden, die nicht schuldig sich selber
Tödteten, und dem Tage gram sich des Lebens entluden.
O wie gern erträgen sie droben unter dem Himmel
Dürftigkeit nun, u. der Arbeit Last. Das Schicksal verbeuts, sie
Hälte der bange, widrige Sumpf, u. sie kerkert der neunmal
Zwischenströmende Pflegeton ein.

Auf „Begier nach Mahl und Kampf“ folgt:

Den Löwen,
Jetzo verjagt von der braunen Mutter
Brust, floh der Gaisbock, da er den frohen Schmaus
Hielt auf der Weide; aber entrinnen wird

39) Der Kapellmeister Naumann in Dresden, zu seiner Zeit sehr gefeiert, hat „Die frühen Gräber“ in Musik gesetzt. (Erschienen 1800.)

40) Diese scharfe Aeußerung bezieht sich auf die von den Schlegeln erlassene citatio edictalis im 2. Band der Zeitschrift Athenaeum. Berlin 1799. S. 340.

41) Messias XVI. 261 ff. Es ist die Erzählung, wie Eliasmas Hund dem toten Herrn die Hand leckt und stirbt. — Der Vorwurf, diese Stelle nicht zu kennen, war für Böttiger der Grund der oben erwähnten Verstimmung.

42) So! In den Texten steht „Ruhend“.

43) Messias XV. 582, 583. — XVI. 34—36. Die erwähnten Anklange sind vielleicht die Stellen in den Oden „Der Erlöser“ und „Rothschilds Gräber“, wo der schönen Sitte, im Frühjahr die Gräber mit Blumen zu bestreuen, gedacht wird.

44) Jacques Delille (1738—1813), französ. Dichter und Uebersetzer, lebte von 1794—1801 im Ausland und besuchte auf seinen Reisen auch Klopstock.

45) Der berühmte Pariser Buchdrucker.

46) Goethes „Achilleis“. Leider hat Goethe das Epos nur angefangen.

47) Aranjo, Antonio de, portugiesischer Gesandter in Paris und für Berlin bestimmt. Er war Klopstocks besonderer Freund. Er ist gerade in den Tagen, in welchen Klopstock schreibt, in Weimar gewesen. Goethe verzeichnet seinen Besuch im Tagebuch am 30. September.

48) Die exzentrische Gattin des hannoverschen Hofrichters, die als besondere Freundin Herders oft in Weimar sich aufhielt. Vgl. Haym: Herder. Bd. II. Berlin 1885. S. 50.

Digitized by Google

Er nicht dem jungen Zahn. So haben
Drusus, den Krieger, gesehn die Rater
Am Fuß der Alpen, und die Vindeliker.

Im Anschluß an diese Zeugnisse der Klopstockschen Uebersetzungskunst darf man vielleicht die Worte in Erwähnung bringen, die August Wilhelm Schlegel, der hochberühmte Uebersetzer und einst so scharfe Kritiker der „Grammatischen Gespräche" dem neuen Abdruck seiner Besprechung (im 1. Band der kritischen Schriften) beifügte: „Klopstock hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Uebersetzung verkürzt. Wiewohl er selbst hierdurch das Ziel dichterischer Nachbildungen verrückte, so verdienen doch die seinigen sehr beachtet zu werden. Sie sind frisch und lebendig und haben eine gewisse Anmuth."

Oesterreichische Dichter.

Der Gedanke, eine literarisch bedeutende Persönlichkeit durch eine literarische Gabe zu ehren, ist nicht neu. Er liegt ja auch nahe. Die schönste und höchste Verehrung für einen Dichter muß es bleiben, wenn ihm Fachgenossen Geschenke ihrer Muse als Zeichen ihrer Wertschätzung und Bewunderung zur Huldigung darbringen. Der natürliche Widerstreit der Meinungen und Anschauungen aber in jedem wie ganz besonders im künstlerischen Leben bringt es mit sich, daß solche Ehrungen meist nur von einem Kreise spezieller Anhänger ausgehen. Selten wird ein Dichter eine so ruhmvolle Auszeichnung erfahren wie Detlev v. Liliencron, dem eine imponierende Anzahl hervorragender österreichischer Schriftsteller der verschiedensten künstlerischen Richtungen ein gemeinsames Geburtstagsgeschenk überreichten.[1]) Es ist kaum anzunehmen, daß alle diese Schriftsteller ein engeres Verhältnis zu der Dichterindividualität Liliencrons gewonnen haben. Um so höher darf Liliencron die einmütige Ehrung anschlagen. Nur einem Großen wird so etwas widerfahren; nur ihm entrichtet auch der Andersdenkende frei den Tribut der Achtung und Liebe, den man einem hoheitsvollen Genius schuldet.

Für die Allgemeinheit gewinnt das Buch der „Oesterreichischen Dichter" über die Bedeutung seines besonderen Zweckes hinaus ein tiefes Interesse wegen seines hervorragenden literarischen Wertes. Sind auch nicht die österreichischen Dichter in dem Werke versammelt, wie Adolf Donath in seiner Widmung sagen zu dürfen glaubt — dazu fehlt trotz der 88 Autoren eine Reihe tüchtiger Schriftsteller Oesterreichs —, so kann man doch aus dem Buche eine Art Ueberblick über das gegenwärtige Schaffen in Oesterreich gewinnen.

Zunächst ist schon die Erscheinung bemerkenswert, daß die österreichischen Dichter sich als eine von den Dichtern in Deutschland geschiedene, besondere Gruppe fühlen. Der Stempel österreichischer Herkunft ist in der Tat auch vielen Werken aufgedrückt. Vornehmlich fällt das Bestreben bei den dramatischen Beiträgen wie bei den Erzählungen auf, das Wiener Milieu deutlich herauszuarbeiten. Wie fremd nimmt sich der Name der Stadt Potsdam aus, die Balduin Groller zum Schauplatz seiner „Ehrenaffäre" gewählt hat.

Im übrigen ist es bei der Verschiedenartigkeit der Beiträge schwer möglich, das Buch einheitlich zu charakterisieren. Modernes ist mit Altem, Gedichte sind mit Prosa- und dramatischen Arbeiten bunt untermischt; dabei grenzen oft einander entgegengesetzte Welten der Gedanken und Empfindungen zusammen. Heiteres tritt Ernstem gegenüber; märchenhafte Phantastik wird von nackter Wirklichkeitsmalerei abgelöst; andachtsvolle Weihestimmung erhält ihr Gegenspiel in kecker Satire. Zieht man noch die Unterschiede in der formal-technischen Gestaltung in Rechnung, ist nicht zu leugnen, daß die wechselvolle Mannigfaltigkeit bei dem Buche den Eindruck von Zerrissenheit hervor Ich glaube, daß der Herausgeber, wenn er die Beit nicht zu willkürlich durcheinandergewürfelt hätte, ruhigere Gesamtwirkung hätte erzielen können. Oder mied er das absichtlich? Wollte er vielleicht durch sein gewandtes Mischsystem dem Leser deutlich zum Bewußtsein bringen, wie zahlreich und verschiedenartig die Zweige rarischer Produktion in Oesterreich sind? Hatte er d Zweck im Auge, so hat er sein Ziel erreicht.

Freilich ist das Buch deshalb noch nicht dazu geeig ein Urteil über die Eigenart der einzelnen Persönlichk des literarischen Oesterreich zu ermöglichen. Die Di sind nur mit je einem, bisweilen ganz kleinen Beitrage treten. Die Bewertungsresultate der einzelnen Beit können daher in erster Linie nur diesen an sich gelten dürfen nicht ohne weiteres als Urteilsgrundlagen zur rakterisierung des Gesamtschaffens eines Schriftstellers nommen werden.

Der Zahl nach stehen die Gedichte an erster St Von einigen wenig gelungenen Poesien abgesehen, w die Gedichte alle nach irgend einer Richtung hin zu be digen. Hervorzuheben sind die poetischen Beiträge Stephan Zweig, Anton Renk, Karl Bienenstein; auch Gedichte von Hugo Salus, Gräfin Stubenberg, M. E. Grazie, Franz Karl Ginzkey, Maria Stona, Paul helm, Otto Fuchs-Talab, Hans Müller und Hermann l hinterlassen einen guten Eindruck. Das Beste von alle unstreitig das kurze Gedicht von Peter Rosegger:

Mahnungen.

Der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter streut,
Der Frühling macht's dem Winter nach — es schneit.
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid . . .
Der Buchenwald in roten Rosen glüht,
Der Spätherbst tut's dem Frühling nach — er blüht.
So weht der Traum von Glück in herber Zeit.

Hier herrscht bei schönstem Ausdruck strenge Kon tration des Gedankens, der trotz aller Klarheit nicht zarten Schleier duftiger Stimmung über der lyri Blüte zerstört.

Die Landsmännin Roseggers, Anna Werchota, ste das einzige Dialektgedicht der Sammlung bei, ein nettes steirisches Liedchen. Auch eine Ueberbrettldich fand Aufnahme. Julius Bauer besingt die Geschichte Ueberflohs; sein „Seelenwanderer" entbehrt nicht gulen Humors und Witzes.

Die Prosobeiträge wissen mit wenigen Ausnah lebhaftes Interesse zu erwecken. Die formelle Behand zeigt hier durchgehend eine größere Gewandtheit, als im allgemeinen bei der gebundenen Rede der Fall Dort sieht man die Dichter nicht selten mühsam um e Ausdruck ringen. Reim, Rhythmus und Strophe erschw bei manchen Gedichten mehr erzwungen als frei gest Der größere Spielraum ungehemmter Bewegung be zählender oder schildernder Prosa läßt den Mangel poetischem Verdichtungsvermögen nicht so deutlich wer Witzige Einfälle, Seitensprünge in Gedanken und Em dung, wie sie der moderne Geist liebt, stören hier nicht, bei einem lyrischen Gedichte, dessen Wirkung durch e einzigen unharmonischen Ton empfindlich gestört we kann, dienen vielmehr bei einigermaßen geschickter Ein dung zu reizvoller Würze.

Als erste kommt Marie v. Ebner-Eschenbach mit gedankentiefen Skizze „Die Begleiterin" zu Worte. Schönherr hat mit seiner Tiroler Erzählung „Die S nung der Mutter" keine besonders glückliche Wahl getro „Das Gehirn" von Gustav Meyrink mit seinen patho schen Schilderungen und seiner so stark kaum gerechtfe ten Satire auf die Irrenärzte wird weniger sympat sein. v. Schullerns „Samoriter" sind gut geschrie ihre Moral allerdings ist sehr gewagt. Felix Salten in seinem „Feiertag" sicher beobachtete Momentbilder dem Wiener Leben wieder, doch dürfte die Aneinan

[1]) Oesterreichische Dichter. Zum 60. Geburtstage Detlev v. Liliencrons. Herausgegeben von Adolph Donath, mit Buchschmuck von Heinrich Lefler. Verlag Karl Konegen, Wien.

reihung weniger abgerissen sein. Ein feines psychologisches Problem hat sich Rudolf Hawel gestellt; nur ist die Lösung nicht restlos gelungen. Die Figur des Geistlichen, der einem Selbstmörder das kirchliche Begräbnis versagt, hinterher aber von Gewissensunruhe befallen wird und schließlich von Wahnvorstellungen geängstigt ohnmächtig über dem Grabe des Unglücklichen zusammenbricht, ist nicht genug vertieft, um den Eintritt des letzten Ereignisses völlig motiviert erscheinen zu lassen, so viel echte Dichterkraft auch Hawels Erzählung im ganzen auszeichnet. Durchaus literarisch wertvoll sind die Beiträge von Friedrich Oesteren, Gustav Schwarzkopf, F. St. Guntther, Rudolf Strauß, auch von Sil Vara, Karl Hans Strobl und Paul v. Schönthan. Gut geglückt ist die Skizze „Die Diamanten" von Rudolf Greinz. Das Bruchstück aus einem Roman von Eugen Guglia besitzt als solches keinen Wert. Eine Seltenheit ist ein so köstlicher Humor, wie ihn Max Burckhard besitzt. Seine beiden „wahren Geschichten aus dem Sabinergebirge" sind als Erzählungen voll echten, dickbackigen, gemütlichen Humors des höchsten Lobes würdig. Nicht allzu weit von ihm steht Vinzenz Chiavacci mit seiner Wiener Geschichte „'s is halt a Kreuz!" ab. Demgegenüber ist „Das warme Nachtmahl" von Eduard Plötzl langweilig und witzlos; auch die derben Uebertreibungen Emil Recherts verfehlen die gewünschte Wirkung auf die Lachmuskeln. Weit mehr Witz hätte gleichfalls Ludw. Hevesis „Zeitungsartikel aus dem Jahre 1999" nötig. Zu trocken und nüchtern weist Hevesi an der Schwelle des 21. Jahrhunderts nach, daß alle Prophezeiungen am Ende des 19. Jahrhunderts für das 20. nichtig waren, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die Zukunft den Menschen dicht verschleiert sei. Noch weiter in die Ferne als Hevesi führt uns Otto Hauser, der gar eine „Erzählung aus der Endzeit" bringt. In stimmungskräftiger Schilderung zeigt er uns, wie die beiden letzten Menschen auf der völlig erkalteten Erde noch dem Tode ihres erfrorenen Knaben dem Ziele ihrer Sehnsucht, der Sonne, zuschreiten, wo bei dem großen Geiste Imi die Seelen ihrer Vorfahren versammelt sind.

Mehr zur dramatischen als erzählenden Form neigt der Dialog Grollers zu. Ein Oberst, dessen Frau sich mit seinem Adjutanten vergangen hat, hat diesen zu einer Unterredung gebeten. Aus Scheu vor einem öffentlichen Skandal, den die übliche Schießerei im Gefolge haben würde, macht er den Vorschlag, er wolle sich von seiner Frau scheiden lassen, der Adjutant solle sie sodann heiraten. Dieser aber zieht das Schießen, bei dem er sein Leben aufs Spiel setzen muß, der Heirat vor. Die Pointe ist gut herausgebracht.

Der Zwischenakt „Die Kinder des Volkes" von Franz Adamus weist mit der phantastischen Erzählung von Paul Michaely „Der Dichter und der Teufel" und dem „Prügelknaben" von Emil Marriat stoffliche Berührung auf. Allen dreien ist der Dichter der mißhandelte Prügelknabe des Geschickes, der dem Publikum und der Kritik hilflos gegenübersteht, dessen edle Hoffnungen an der Ränkesucht, Falschheit und Borniertheit der Menschen scheitern. Ist auch Adamus' Zwischenakt geschickt gemacht, so fehlt doch den Personen und Vorgängen die innere Wahrheit.

Nichts Neues sagt uns Julius v. Ludassy in seiner Szene „Der gnädige Herr". Diese Hinterhausgeschichte von dem verführten Mädchen, dem jungen reichen Herrn und dem alten eingebildeten Vater, der die Handlungsweise seines Sohnes mit ganz anderen Augen betrachtet als die des armen Mädchens, hat man zu oft schon gehört. Zudem ist die Charakterzeichnung der beiden sprechenden Personen, des alten gnädigen Herrn und der Mutter des Mädchens, zu lückenhaft, als daß die ganze Szene tieferen Wert erhielte.

Der Gedanke, den Hermann Bahr seiner Pantomime „Das schöne Mädchen" zugrunde legt, ist ebenfalls ein bekannter. In wievielerlei Variationen ist uns nicht schon von der Macht der weiblichen Schönheit erzählt worden, die alt und jung, arm und reich berückt? Bei einer Aufführung von Bahrs Pantomime mögen sich freilich manche amüsante Situationen ergeben. Nur das eine kann ich mir nicht vorstellen, wie es dem Komponisten gelingen soll, der Bahrschen Vorschrift gerecht zu werden, „Eine Melodie drückt die Torheit der Pubertät aus"!

Rudolf Holzer macht in der mitgeteilten Szene aus dem 4. Akt seines „Deutschen Trauerspiels", „Hans Kohlhase" den interessanten Versuch, die altertümliche Sprache des 16. Jahrhunderts für die moderne Bühne zu verwenden. Eine größere historische Treue wird dadurch ja sicherlich erreicht, eine lebendige Wirkung auf das moderne Gefühl wird aber schwerlich zu erzielen sein. In den beiden Charakteren des Dr. Martinus und des Kohlhase hat Holzer, soweit das Fragment ein Urteil zuläßt, zwei echt deutsche knorrige Männergestalten geschaffen.

Ueberragend treten unter den dramatischen Arbeiten die Beiträge von Raoul Auernheimer und Arthur Schnitzler hervor. Des ersteren Szene „Hochzeitsreise" ist von einem außerordentlichen Reize der Charakterschilderung. Die Gegenüberstellung des glücklich vertiedten Paares, das auf verbotenen Wegen sich drei Bahnstationen weit von Wien wegstichlt, mit dem eleganten Hochzeitspaar, das halb Europa gelangweilt und freudelos durchreist, ist mit künstlerischer Vollendung geglückt. Das Gespräch, das sich zwischen dem ihrer Liebe folgenden Mädchen und der einer Zwangsheirat zum Opfer gefallenen Frau entspinnt, ist mit feinstem psychologischen Verständnis entwickelt.

Arthur Schnitzler hat in seiner Studie „Der Puppenspieler" in der Person des Titelhelden eine ungemein tiefe Gestalt gezeichnet. Georg Merklin, ein Mann, der in dem Glauben lebt, alle Menschen zu verstehen, sie wie Puppen leiten zu können vermeint, in Wirklichkeit auch durch seinen Scharfblick und seine Menschenkenntnis manches Gute wirkt, selbst aber nie den Weg zum Glück findet, ist eine wahrhaft tragische Figur. Der „Puppenspieler" reiht sich dem Besten, was Schnitzler schrieb, würdig an.

Mit der Herausgabe der „Oesterreichischen Dichter" hat sich Adolf Donath ein großes Verdienst erworben. Eine Fülle von Anregung und Genuß weiß das Buch allen Lesern zu bieten, dessen Wert durch eine vornehme künstlerische Ausstattung noch erhöht wird. Man gewinnt aus dem Buche die Ueberzeugung, daß die deutsche Literatur in Oesterreich eine rege, würdige, erfolgreiche Pflege genießt.

Dr. Arnulf Sonntag.

Bücher und Zeitschriften.

Die Lieder der Wiedertäufer. Ein Beitrag zur deutschen und niederländischen Literatur- und Kirchengeschichte von Dr. R. Wolkan. Berlin, B. Behrs Verlag 1903. 295 S.

Die Lustige, an Heldengröße wie an engherziger Grausamkeit gleich reiche Geschichte der Wiedertäufer, namentlich die furchtbare Tragödie von Münster, ist der weltlichen und kirchlichen Forschung wenigstens in den Hauptzügen hinlänglich bekannt, wennschon diese ganze Bewegung seit ihrem Ursprunge in ein gewisses geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist. Eine Art der geistigen Betätigung der Sektierer aber, die schon den Zeitgenossen fast unbekannt war, ist der modernen Wissenschaft so gut wie ganz entgangen, bis der Verfasser des vorliegenden Buches den glücklichen Gedanken hatte, dieses Gebiet einmal gründlich zu durchforschen. Es ist die Liederdichtung der Wiedertäufer, die über alles Vermuten reich an den verschiedenartigsten Erzeugnissen ist. Selbst die bedeutendsten Geschichtschreiber des Kirchenliedes enthalten bis auf das große Werk von E. E. Koch nur ziemlich verwarrene und unrichtige Angaben darüber. Wolkan hat zum erstenmal ganz genau die zahlreichen, vielfach nur handschriftlich erhaltenen Quellen für die wiedertäuferische Liederdichtung gesammelt, gesichtet und nach allen Richtungen hin untersucht. Dabei gelingt ihm denn eine scharfe, bisher für die Literatur noch kaum beachtete Sonderung zwischen den drei großen Gruppen der Wiedertäufer, den Mennoniten, den schweizeri-

schen Brüdern und den Huterern oder mährischen Brüdern; zugleich kann er die Tatsache feststellen, daß die Lieder der beiden ersten Gruppen vielfach auf niederländische Vorbilder zurückgehen. In einem Rückblick über die wichtigsten historischen Geschicke der Wiedertäufer berichtet der Verfasser, daß die Liederdichtung der fanatischen Sektierer bedeutungslos und ohne Einfluß war, daß dagegen die stillen Brüder, eben die Anhänger jener drei großen Gemeinschaften, eine überraschend reiche Tätigkeit auf diesem Gebiet entfaltet haben, und zwar nach zwei Richtungen hin: Die Lieder sind zum Teil dogmatischen Inhalts, zum anderen Teil sind sie rein geschichtlich, erfüllt von den Leiden der vielen glaubensstarken Märtyrer; ästhetisch wertvoll sind sie freilich alle nicht. Die Untersuchung, auf deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, behandelt dann die ältesten der überhaupt bekannten Lieder der Täufer, darauf eine frühere Gruppe von schweizerischen Liedern, die niederländischen, die mennonitischen in Deutschland, die spätere Gruppe der Schweizer Lieder und endlich die der Huterer. Eine ungemein große Fülle neuen und anziehenden Stoffes ist in diesen Kapiteln verarbeitet. Mit bienenartigem Fleiße ist der Verfasser allen Verzweigungen, allen biographischen Einzelheiten nachgegangen, und der schöne Erfolg seiner Bemühungen ist, daß er zahlreiche, ansehnliche Ergebnisse feststellen und viele Persönlichkeiten als Dichter bestimmter Lieder erweisen kann. Unter anderem ist auch die Tatsache beachtenswert, daß er die bisher fast ausschließlich benutzte Hauptsammlung der schweizerischen Lieder, den „Außbund Etlicher schöner Christlichen Gesang" von 1583 kritisch und quellenmäßig untersucht und in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt. Das, was über die Dichtung der Huterer vorgebracht wird, ist fast ausschließlich neu, da hierfür nur handschriftliches Material in Betracht kommt; einundzwanzig Manuskripte sind für diesen wichtigen Abschnitt benutzt worden. Hier wie auch sonst finden sich zahlreiche Hinweise auf die Zusammenhänge der wiedertäuferischen Liederdichtung mit anderen Gebieten, so mit der evangelischen und katholischen Kirchenliedliteratur, die nur wenige Anregungen zu geben vermochte, und mit dem Volksliede, dessen Einfluß in Stil und Form sehr bedeutend ist.

Das Buch ist von hohem Werte nicht nur als ein tüchtiger Beitrag zur Erforschung des behandelten Sondergebietes, sondern auch zur näheren Kenntnis der Volks- und Kirchenliedddichtung des 16. Jahrhunderts überhaupt; es liefert bei der Fülle historischer Lieder auch viele wichtige tatsächliche Angaben und Aufschlüsse, und wird so dem Geschichtsforscher und Theologen nicht minder wertvoll und willkommen sein wie dem Literarhistoriker. So gebührt denn dem Verfasser vielseitiger Dank für seine mühsame und schwierige, aber auch schöne und ergebnisreiche Arbeit, und ebenso der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", deren Unterstützung ihm die Herausgabe seiner Arbeit ermöglichte.

H. Jantzen.

---

* **Moderne französische Literatur.** Der neue Roman von Edouard Rod, „Un Vainqueur", ist zugleich eine sehr dramatische Familiengeschichte und ein interessanter Beitrag zur sozialen Frage. Der Held wird nur aus Ironie im Titel als Sieger bezeichnet. Er bleibt zwar äußerlich der allmächtige Herrscher in einer von ihm selbst gegründeten, stark beschäftigten Glasbrennerei in der Umgegend von Paris, aber sowohl in seiner Familie als in seinem Berufe erfährt er die herbsten Enttäuschungen, weil es ihm nicht möglich ist, die Menschen anders anzusehen denn als Werkzeuge, die ihm für die Hebung seiner Fabrik dienlich sein können. Er kommt sogar mit dem Gesetze in Konflikt, weil er sich von einem eigenen italienischen Sklavenhändler Knaben für den Fabrikdienst zuführen läßt, die nicht das gehörige Alter haben, aber durch gefälschte Papiere um mehrere Jahre älter gemacht werden. Der Fabrikherr prüft diese Papiere absichtlich nicht, weil jene italienischen Kinder eine bedeutende Ersparnis an Betriebskosten darstellen. Nur mit Mühe entgehen er und sein erster Inspektor der gerichtlichen Verurteilung. Auch in der Familie gehorcht der Fabrikherr Délémant nur den engsten praktischen Rücksichten. Er sucht seine älteste Tochter zu zwingen, jenen Inspektor zu heiraten, weil er die Fabrik am besten fortführen kann. Das junge Mädchen erfährt jedoch, daß der Inspektor, für den sie nichts empfindet, um ihretwillen eine verführte Arbeiterin verlaßt und verweigert nun ihre Hand. Ihre jüngere Schwester denkt anders. Sie ist wie ihr Vater hart und egoistisch, und da ihr der Inspektor persönlich gefällt, so heiratet sie ihn trotz seiner Vergeschichte. Am Tage der Hochzeit schießt die verlassene Arbeiterin auf den Inspektor, aber die Kugel geht fehl und trifft die ältere Schwester. Darüber verliert die Stiefmutter der Kinder, die der Fabrikant nur wegen ihres Geldes geheiratet hat, den Verstand, und diese beiden Katastrophen bringen ihn endlich auf den Gedanken, daß er immer eine falsche Lebensauffassung verfolgt habe. Als wirksamer Kontrast steht dem Fabrikherrn sein Schwager, ein bescheidener Schutmann, gegenüber, der nach der anderen Richtung zu viel tut, indem er sich in unbestimmten, aber wortreichen Schwärmereien über demokratische und sozialistische Theorien ergeht. Der Roman wird eine Folge haben, worin die Kinder und Neffen des Fabrikanten die sozialen Gegensätze weiterführen werden.

*

Allgemeine Rundschau.

3. Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene.

Hg. **Frankfurt a. M.**, 4. Juni. Im Saale des „Palmengarten" nahm heute früh unter starker Beteiligung die dritte Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene ihren Anfang. Als Vertreter der Reichsregierung war Geh. Regierungsrat Ohlmüller (Berlin) vom Reichsgesundheitsamt erschienen. Die Versammlung wurde von dem ersten Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. Rubner (Berlin) mit einem Rückblick über die hygienischen Bestrebungen der Neuzeit eröffnet. Oberbürgermeister Adickes dankte für die Anerkennung der hygienischen Bestrebungen der Stadt Frankfurt. Wenn durch die neuzeitlichen Maßnahmen zur Assanierung der Städte die Sterblichkeitsziffern erheblich herabgedrückt seien und wenn der Typhus fast ganz verschwunden sei, so habe sich neuerdings wieder gezeigt, daß neue Gefahren durch die neuen Verkehrsmittel und Verkehrsgelegenheiten der Gesundheit drohen. So zeige der Kampf gegen die Krankheiten immer neue Aufgaben und er begrüße den Verein für Volkshygiene freudig als neuen Mitarbeiter, namentlich da er es so energisch verstanden habe, die Frauen zur Mitarbeit heranzuziehen. Nach einer Reihe weiterer Ansprachen wurde beschlossen, an den Ehrenpräsidenten Prinz Friedrich Heinrich von Preußen ein Begrüßungs-Telegramm zu richten.

Es folgten dann eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen.

Ueber die Erziehung zum hygienischen Denken sprach Professor Dr. Neisser (Frankfurt a. M.): Es gebe eine Reihe hygienischer Schlagworte und man bezeichne vielfach Bestrebungen als hygienisch, die mit Hygiene an sich nichts zu tun haben. So sei die Feuerbestattung keine hygienische Frage, ja bei größeren Epidemien könne diese sogar gefährlich sein. Als ein wichtiges Postulat der Hygiene gelte gemeinhin die Ventilation der Wohnräume. Vom Standpunkt des Hygienikers müsse man aber erklären, daß die Einrichtung von Ventilationen ein Luxusartikel sei, der zurückstehen müsse zugunsten anderer wichtiger Maßnahmen, z. B. wenn gesunde Arbeiterwohnungen durch Ventilations-Einrichtungen verteuert und infolgedessen verhindert werden würden. Die Erziehung zu hygienischem Denken müsse in erster Reihe einsetzen bei Ingenieuren, Technikern, Rektoren, Lehrern, Verwaltungsbeamten und bei der Presse. Wie gering sei selbst unter den Gebildeten z. B. das Verständnis für Desinfektionsmittel. Allgemein wisse man nur, daß ein Desinfektionsmittel ein Ding sei, das schrecklich rieche. (Heiterkeit.) Nötig werde der Verein in seiner Propaganda aber auch einen gewissen Kampf haben, z. B. gegen die immer größer werdende Zahl der Impfgegner. Ein weiterer energischer Kampf müsse

den Bestrebungen gegen die Serumbehandlung gelten. Jetzt bei Beginn des Sommers drohe wieder die Säuglingssterblichkeit. Da müssen Flugblätter und Merkblättlein über die Milchbehandlung herausgegeben werden: täglich frische Milch, tägliches Abkochen, aber auch gleichzeitig Kühlen der Milch. Durch die Verbreitung dieser Erfahrungstatsachen können Hunderte von Kindern mehr am Leben erhalten bleiben. Der Verein werde schließlich auch an ein Programm zu denken haben, wie die hygienische Propaganda in den Vorstädten, diesen größten Feinden der Großstädte, und in den Hafenstädten systematisch zu betreiben sei.

Den nächsten Vortrag hielt Schuldirektor Dr. Beyer (Leipzig) über: Wandern als Mittel der Jugendbildung. Der Vortragende kommt am Schlusse seines beifällig aufgenommenen lehrreichen Vortrages zu folgenden Schlußfolgerungen: 1. Das Wandern sollte in Zukunft bei der Erziehung unserer Jugend eine weit größere Rolle spielen, nicht zum wenigsten mit Rücksicht auf seine Bedeutung für eine gesunde Entwicklung des Körpers. 2. Die Wanderungen der Jugend hätten zunächst mit der Heimat zu beginnen und deren Bildungsmittel für das Kind möglichst auszunutzen. 3. Es ist erwünscht, daß der Deutsche Verein für Volkshygiene zu solchen Wanderungen anregt, durch eigene Veranstaltungen mustergültige Vorbilder schafft und die fortdauernde Förderung aller damit in Verbindung stehenden Bestrebungen durch die Zentralstelle in geeigneter Weise ins Auge faßt. — Diese Leitsätze wurden nach einer lebhaften Debatte einstimmig angenommen. Außerdem wurde angeregt, ein gemeinsames Vorgehen mit verwandten Vereinen auf diesem Gebiet ins Auge zu fassen.

An dritter Stelle sprach Dr. Fromm (Frankfurt a. M.) über: Volksgesundheit und Ferien für jeden Beruf. Redner stellte folgende Leitsätze auf: 1. Zur Erhaltung der Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit ist es notwendig, daß in Städten den Angestellten in solchen Berufen, mit deren Ausübung ein langdauernder Aufenthalt in geschlossenen Räumen (Stuben, Werkstätten) verbunden ist, abgesehen von der Sonntagsruhe die Möglichkeit einer alljährlich einmaligen Unterbrechung ihrer regelmäßigen Tätigkeit durch einen Erholungsurlaub gewährt wird. 2. Es ist zu erstreben, daß während des Urlaubes die Gehalts- und Lohnbezüge fortdauern und daß die Bewerbung und Gewährung des Urlaubes mit keinerlei Nachteilen für die Erholungsbedürftigen verbunden ist. 3. Es ist ferner wünschenswert, daß durch den Deutschen Verein für Volkshygiene Einrichtungen getroffen und Vermittlungsstellen geschaffen werden, um gute und billige Erholungsorte den Suchenden nachweisen zu können. Präsident Dr. Boedicker bemerkte zu diesem Antrag und seiner Begründung: Bei seiner Stellung im öffentlichen Leben brauche er nicht wohl zu betonen, daß er für den Arbeiter zu erreichen suche, was irgend möglich sei. Es müsse aber erwähnt werden, daß es kleine ländliche Städte gebe, in denen der Urlaub sich nicht einführen lasse, wo auch gar kein Bedürfnis vorhanden sei. Er empfehle daher an Stelle der Forderung „es ist notwendig" zu setzen: „es ist wünschenswert". Die Thesen des Referenten wurden darauf mit der von Dr. Boedicker angeregten Aenderung, sowie mit folgendem von der Ortsgruppe Stettin geforderten Zusatz hinter Angestellten: „und kleinen Gewerbetreibenden (Heimarbeitern)" angenommen.

Nach einer kurzen Pause erhielt der bekannte Bakteriologe Professor Dr. Ostertag von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin das Wort zu dem letzten und wichtigsten Vortrag der Tagesordnung: Die Versorgung der Städte mit einwandsfreier Säuglingsmilch. Seine interessanten Ausführungen faßte der Vortragende in folgende Leitsätze zusammen:

„1. Als „Säuglingsmilch" darf nur Milch in den Verkehr gebracht werden, die nachfolgenden Anforderungen entspricht:

a) Die Milch muß von Tieren stammen, die gesund sind, mit erlaubten Futtermitteln ernährt und reinlich gehalten werden.

b) Die Milch muß sauber gewonnen, nach dem Melken sofort in zweckentsprechender Weise geseiht, abgekühlt und hierauf in reinen Gefäßen kühl aufbewahrt werden.

c) Die Milch darf keine Erscheinungen einer Zersetzung zeigen.

Die Art des Melkens der Kühe, des Seihens und Abkühlens der Milch, sowie die Art der Reinigung der Milchgeräte ist genau vorzuschreiben. Desgleichen sind die Futtermittel zu bezeichnen, die an Säuglingsmilchkühe nicht verabreicht werden dürfen. Um die Säuglingsmilch zu möglichst billigen Preisen beschaffen zu können, empfiehlt es sich, nur diejenigen Futtermittel von der Verwendung auszuschließen, von denen nach wissenschaftlichen und Erfahrungsgrundsätzen feststeht, daß sie die Milch schädlich machen.

2. Zur Versorgung der Städte mit einwandsfreier Säuglingsmilch ist die polizeiliche Regelung des Verkehrs mit Säuglingsmilch anzustreben.

Dort, wo die Gewinnung und Inverkehrgabe der Säuglingsmilch überhaupt nicht oder nicht in ausreichender Weise überwacht wird, sind seitens des Deutschen Vereins für Volkshygiene Kommissionen zu bilden, die nach Verständigung mit einer ausreichenden Zahl zuverlässiger Milchproduzenten auf dem Vertragswege die Ueberwachung der Gewinnung und Inverkehrgabe der Säuglingsmilch herbeiführen."

Diese Thesen wurden einstimmig angenommen.

Es schloß sich dann noch eine kurze Geschäftssitzung an. Die nächste Generalversammlung soll im Juli 1905 in Stettin abgehalten werden. Mit einem Festessen im Palmengartensaal schloß die Tagung ab.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

19. Mai. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Burdach las über die älteste Gestalt von Goethes Westöstlichem Divan. Die älteste urkundliche Form, aus dem Jahre 1814, enthält, im wesentlichen chronologisch geordnet, eine Sammlung von 50 Gedichten, der zu Ende des Jahres ein Prolog und zwei epilogartige Gedichte hinzugefügt wurden, um das Ganze zu einem Cyklus abzurunden. Ein Teil der Gedichte bildete ein poetisches Reisetagebuch mit fortlaufender Beziehung auf den Divan des Hafis, und daran anknüpfend erhielt die Sammlung die Einkleidung in die Form einer fingierten Reise in den Orient. Im einzelnen wird nachgewiesen, daß auch schon vor dem Abschluß Ansätze zu einer cyklischen Anordnung gemacht sind unter Preisgabe des streng chronologischen Prinzips. 2. Hr. Harnack las über ein neues Fragment aus den Hypotyposen des Clemens Alexandrinus, sowie über den Brief des britischen Königs Lucius an den Papst Eleutherus. Er zeigte, daß das neue, von Mercati entdeckte Clemens-Fragment wahrscheinlich dem Werke des Papias entnommen ist und des alten Bibeltextes wegen eine besondere Aufmerksamkeit verdient. — Von der viethehandelten Nachricht des Papstbuches, ein britischer König Lucius habe an den Papst Eleutherus geschrieben, wurde nachgewiesen, daß hier höchstwahrscheinlich eine Verwechslung mit Lucius Abgar von Edessa vorliegt. 3. Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff überreichte das Manuskript der in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 14. April vorgelegten Abhandlung „Ein Gesetz von Samos über die Beschaffung von Brotkorn aus öffentlichen Mitteln". 4. Hr. Conze legte vor ein zum Auflagedruck fertiges Exemplar der im Auftrage der Akademie von Hrn. Hauptmann Otto Berlet aufgenommenen, gezeichneten und herausgegebenen Karte von Pergamon und Umgebung. Das Blatt wird einzeln und im ersten Bande der „Altertümer von Pergamon" erscheinen. 5. Vorgelegt wurde: Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Eusebius. Bd. III. Leipzig 1904; und Monumenta Germaniae historica. Scriptorum Tom. XXXI. Pars II und Legum Sectio IV. Tom. III. Pars I.

19. Mai. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Warburg las über die Ursache des Voltaeffekts; nach Versuchen von H. Greinacher. Zwei durch ein Gas getrennte Metallplatten, von denen die eine mit Mackwaldschem Radiotellur belegt ist, verhalten sich wie die Pole eines galvanischen Elements. Durch Erhitzen auf 180 Grad in

geschlossenem Raum in Gegenwart von Phosphorpentaoxyd wurde die elektromotorische Kraft bei Zink und Magnesium gegen Kupfer-Radiotellur beinahe zum Verschwinden gebracht und nahm in feuchter Luft wieder beinahe den ursprünglichen Wert an. Daraus folgt in Uebereinstimmung mit den Versuchen von J. Brown, daß der Voltaeffekt von kondensierten Wasserschichten herrührt. 2. Derselbe las ferner über die chemische Wirkung kurzwelliger Strahlung auf gasförmige Körper; nach Versuchen von E. Regener. Folgende von der stillen Entladung bewirkte Reaktionen werden auch durch ultraviolette Bestrahlung hervorgebracht: Desozonisierung bei hohem Ozongehalt des Sauerstoffs, Zerlegung des Ammoniaks und Stickoxyduls unter Volumvermehrung, Zerlegung des Stickoxyds unter Volumverminderung.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Unveröffentlichte Briefe Friedrich Schlegels. Die Bibliothek des Benediktinerstiftes St. Bonifaz in München verwahrt eine rund zweihundert Nummern zählende Sammlung von noch unverwerteten Briefen, welche Friedrich Schlegel in den Jahren 1820—1828 an eine ihm schwesterlich befreundete, hervorragend sensitive Dame adeligen Standes richtete, die 1862 in hohem Alter zu München starb. Diese Briefe gewähren in die Ideen und Bestrebungen, von denen Friedrich Schlegel in seinen letzten Lebensjahren erfüllt war, sowie in die Verhältnisse, in denen er damals lebte, einen um so tieferen und zuverlässigeren Einblick, als sich der Verfasser bei der Korrespondenz mit einer vertrauten „Seelenschwester" oder „Schwesterseele", wie er sich ausdrückt, keinerlei Zwang aufzuerlegen, nichts zu verschweigen und nichts zu verschleiern brauchte. Von besonderem Interesse ist es hierbei zu erfahren, daß Friedrich Schlegel seit dem Jahre 1820 eine tiefe und überzeugte, übrigens streng geheim gehaltene Tätigkeit als Magnetiseur und „Seelenführer" vorzugsweise bei ekstatischen Damen ausübte, eine Tätigkeit, von der selbst Karoline Pichler, in deren Hause er seit dem Herbste des Jahres 1824 wohnte, nichts geahnt oder gewußt zu haben scheint, wie sich wenigstens aus ihren 1844 erschienenen „Denkwürdigkeiten" schließen läßt. Somit dürften die eingangs erwähnten Schriftstücke, zu deren Herausgabe die Vorbereitungen beinahe schon zum Abschlusse gediehen sind, nicht bloß für Literar- und Kulturhistoriker, sondern auch für Psychologen und Mediziner von Wichtigkeit sein, für letztere vielleicht schon aus dem Grunde, weil eine bekannte Kapazität auf neuropsychischem Gebiete die wissenschaftliche Würdigung des magnetisch-hypnotischen Inhalts der Schlegelschen Briefe übernehmen wird.

* Literarischer Fund. Dem Goethe-Schiller-Archiv ist eine Reihe bisher unbekannter Briefe von Fr. Hebbel, E. M. Arndt, Nikolaus Lenau, Bodenstedt, Dingelstedt, Gutzkow, Wilh. Jordan u. a. an den 1864 verstorbenen Dr. Hermann Marggraff aus dessen Nachlaß zur fachmännischen Prüfung überlassen worden.

* Anthropologisches. In Chalainée (französischer Jura) wurde, wie der Vossischen Zeitung berichtet wird, ein Pfahlbau aus der letzten Eiszeit entdeckt und zwischen den Pfahlrosten ein 9.35 Meter langer unversehrter Einbaum aus einem gehöhlten Eichenstamm gehoben, der nach dem Museum von Lons-le-Saulnier geschafft werden konnte.

* 45. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure zu Frankfurt a. M.-Darmstadt 1904. Mittwoch, den 8. Juni 1904. Da am gestrigen Tage die geschäftlichen Verhandlungen zu Ende geführt waren, so war die heutige dritte Sitzung nur Vorträgen gewidmet. Es sprach zunächst Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Riedler (Berlin) über Großgasmaschinen, dann Herr Ingenieur Preiß (Mainz) über den Landungssteg in Lome (Afrika). Die Hauptversammlung wurde alsdann geschlossen. Am heutigen Abend wird noch eine Festvorstellung im Schauspielhause stattfinden und der morgige Tag wird die Teilnehmer in gemeinsamer Fahrt ins Rheingau führen.

* Todesfall. Gestern früh starb in Braunschweig der Chemiker Geheimer Hofrat Professor Dr. Knapp im 91. Lebensjahre.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor Dr. Ofann, der von der Chemieschule in Mülhousen zu diesem Semester einer Berufung als zweiter Dozent für Mineralogie an unsere Universität gefolgt ist, hält am 9. d. M. in der Aula hiesiger Hochschule seine Antrittsrede über das Thema: „Der Nephrit und seine prähistorische Bedeutung."

H. **Gießen.** Die hessische Forstverwaltung hat angeregt, in den Lehrplan der hiesigen Universität die Forstästhetik einzuführen.

* **Halle.** Der Senior der hiesigen medizinischen Fakultät, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Weber begeht am 12. d. M. sein goldenes Doktorjubiläum.

* **Aus Schweden.** Der bekannte amerikanische Millionär Carnegie schenkte der Hochschule Göthebarg 10,000 Pfd. St. zur Errichtung eines Lehrstuhls der englischen Sprache.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Theodur Luhmeyer, Prof.: Dispositions- u. Aufsatzregeln i. Anschluss a. Dispos.- u. Aufsatzvorbilder. (S.-A. a. d. 5. Aufl. d. „Kleines deutsch. Sprach- u. Aufsatzlehre" des Verfassers.) Hannover 1904. Helwing. 47 S. — Helene Stöcker: Zur Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts. Von Winckelmann bis zu Wackenroder. (Palaestra-Untersuchungen und Texte a. d. deutschen und englischen Philologie. Herausg. von Alois Brandl und Erich Schmidt. 26.) Berlin 1904. Mayer u. Müller. 122 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Neuigkeiten aus dem Verlage Georg Reimer, Berlin W. 35.

Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wissenschaften. Band III. (Erste Abteilung „Werke" Bd. III). Geheftet Mk. 11.—, gebunden Mk. 13.—. = Bis jetzt erschienen Band I, III, IV (Werke), Band X, XI, XII (Briefwechsel). =

Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Direktor A. Schulte-Tigges. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 3.80.

Griechische Philosophie im alten Testament. Eine Einleitung in die Psalmen- und Weisheitsliteratur von M. Friedländer. Geheftet Mk. 5.40.

Predigten in der neuen Kirche zu Berlin gehalten von Pfarrer D. Dr. P. Kirmss. Band I. Zweite Auflage. Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 5.80. = Band II erschien im Jahre 1903 zu gleichem Preise. =

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Foerster. Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—.

Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Männer von Dr. Fr. W. Foerster. Gebunden Mk. 3.—.

David Garrick als Shakespeare-Darsteller und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst von Dr. Chr. Goehde. Geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 5.50. = Zugleich Band II der Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. = *(6154eII)

Jahrgang 1904. München, Freitag, 10. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Erinnerungen an August Schneegans. Von P.

Die Mostra d'arte in Siena 1904. Von Dr. Ludwig v. Bürkel (Fiesole).

Vom minoischen Palaste bei Knossos in Kreta. Von N.

II. Bücher und Zeitschriften.

Karl Dove: Südwestafrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie. — *Jean Capart:* Les débuts de l'art en Egypte. — O. Berwinkel: Die Gicht, ihre Ursachen und Bekämpfung. — *L. Errera:* Sur la limite du putrescible des organismes.

III. Allgemeine Rundschau.

Rettung der amerikanischen Nordpolexpedition. — Salpeterfunde in der Sahara. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Erinnerungen an August Schneegans.*)

Dieses Buch erregt in mehreren Richtungen unser Interesse. Einmal gibt es das Bild eines Mannes, dessen Leben und Tätigkeit kennen zu lernen jedem Freude machen und nützlich sein wird, der an sich gern die Entwicklung begabter Männer beobachtet. Sodann ist es, wie auch der Herausgeber in seinem Vorworte betont, eine sehr wertvolle Quelle für die Geschichte des Reichslandes Elsaß-Lothringen unter der deutschen Herrschaft. Es trägt endlich dazu bei, die Bevölkerung dieses Landes, sowie die darauf bezüglichen Verhältnisse besser kennen zu lernen, und ist insofern für alle Politiker von Bedeutung, die sich damit beschäftigen.

August Schneegans ist am 8. März 1835 in Straßburg als Sohn eines dort lebenden Kaufmanns geboren und hat in dieser Stadt seine Jugend verlebt. Nachdem er das protestantische Gymnasium, an dem er recht gründlichen französischen und deutschen Unterricht erhielt, besucht hatte, studierte er in Straßburg klassische Philologie, hatte aber nie die Absicht, als Lehrer tätig zu werden, wollte sich vielmehr von vornherein auf eine schriftstellerische Tätigkeit vorbereiten. Kurze Zeit, nachdem er die Prüfung bestanden hatte, nahm er die ihm mit Rücksicht auf seine Eigenschaft als Elsässer angebotene Stelle eines Sekretärs der europäischen Donaukommission an, der eine genauere Kenntnis der deutschen und der französischen Sprache haben sollte. In dieser Eigenschaft hielt er sich während eines Jahres in Galatz auf, das er als ein „entsetzliches Loch“ bezeichnet, wo er aber lernte, die einzelnen Nationalitäten zu würdigen, insbesondere die Eigentümlichkeiten der Deutschen und der Franzosen zu vergleichen. Weil er sich nach einem größeren Wirkungskreise sehnte, siedelte Schneegans Ende 1858 nach Paris über, wo er bis zum Mai 1862 blieb. Die ersten zwei Jahre bezeichnet er als eine Zeit „des Tastens und Suchens“. Seine schriftstellerischen Versuche, zu denen auch Gedichte in deutscher und französischer Sprache gehörten, verschafften ihm längere Zeit keinen festen Boden für seine Existenz; aber schließlich fand er eine Stellung bei verschiedenen Zeitungen, besonders bei der Revue Nationale, die von Charpentier herausgegeben wurde und für die auch Laboulaye Artikel schrieb. Er wurde „in dessen Art liberal und las Benjamin Constant, Tocqueville u. s. w., deren Ansichten er sich aneignete“. Schon damals war Schneegans ein entschiedener Feind des Ultramontanismus. Er schrieb später (S. 26) darüber: „Die katholische Kirche mit ihrer Sucht, die Geister beherrschen zu wollen, erschien mir als der Erbfeind der Gewissensfreiheit, der jeden geistigen Fortschritt hemmte. Das war meine Ansicht damals und ist es noch heute.“ Außer politischen Artikeln verfaßte er literarische Essays. Auch war er in der Revue Contemporaine tätig und trat in Beziehungen zum Temps, dessen damaliger Leiter, Neffzer, gleichfalls ein Elsässer war. Weil er sich (mit der Tochter des bekannten Professars Bruch, des ersten Rektors der deutschen Universität in Straßburg) verlobt hatte und bald heiraten wollte, nahm Schneegans im Jahre 1862 eine Stellung als Redakteur bei der in Straßburg erscheinenden liberalen Zeitung Courrier du Bas Rhin an, in der er sich noch befand, als der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, und in der er auch während der Belagerung von Straßburg verblieb.

War sein Leben bisher ziemlich einfach und still verlaufen, so wurde dies auf einmal anders. Schneegans veränderte in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Stellung zu Frankreich und Deutschland und hatte später an den Folgen dieses Verhaltens schwer zu tragen. Obgleich er eigentlich der Ansicht war, es sei seine Pflicht als Elsässer, in seiner Heimat zu bleiben und für deren Interessen zu kämpfen, diese Ansicht auch in sein Tagebuch eintrug, ließ er sich, wie er sagt, durch den wachsenden, von Frankreich her genährten, Chauvinismus einschüchtern und durch den Gedanken, er könne als Verräter an seinem Vaterlande (d. h. an Frankreich) gelten, noch während des Krieges bestimmen, das Elsaß zu verlassen und zuerst in der Schweiz (Bern), dann in Lyon die Redaktion einer Zeitung zu übernehmen. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz wurde er in Straßburg als Abgeordneter zur Nationalversammlung in Bordeaux gewählt und nahm an deren Verhandlungen, sowie an der Protesterklärung gegen die Abtretung von Elsaß-Lothringen teil, die von den Abgeordneten aus diesen Provinzen, zu denen auch Gambetta gehörte, abgegeben wurde. In Lyon konnte es Schneegans nicht aushalten, weil nicht bloß die Aktionäre der Gesellschaft, der das Journal de Lyon gehörte, sondern auch die Vorstandsmitglieder in klerikale Bahnen einlenken wollten und er immer mehr an der französischen Nation verzweifelte. Er dachte an seine Söhne, die er nicht einem, nach seiner damaligen Ansicht, dem Klerikalismus oder dem Radikalismus verfallenen Volke überlassen wollte. So kam er zur Ueberzeugung, seine Auswanderung nach Frankreich sei ein Fehler gewesen und die Rückkehr nach der Heimat geboten, der er glaubte nützen zu können. Nach einigen Monaten innerer Kämpfe entschloß er sich, den wiederholten Aufforderungen von Straßburger Freunden,

*) August Schneegans. (1835—1898.) Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 479 S.

er möge zurückkehren, besonders derjenigen von Klein, zu folgen und die Leitung des neugegründeten Elsässer Journals zu übernehmen, das die Ansicht der Autonomisten vertreten sollte. Er schrieb einen Absagebrief an Frankreich und entwickelte nun im Elsässer Journal wie in anderen Zeitungen, z. B. in der Allgemeinen Zeitung, in der seine bekannten „Briefe aus dem Elsaß" oder „Nil nimis-Briefe" erschienen, eine lebhafte Tätigkeit. Auch durch Reisen nach Süddeutschland und nach Berlin, wo er mit den Führern der nationalliberalen Partei in Verbindung trat, suchte er die Sache der Autonomisten zu fördern.

Eine besonders wirksame Tätigkeit entwickelte er aber als Abgeordneter zum Reichstage, in den er in den Jahren 1877 und 1878 im Wahlkreise Zabern zweimal gewählt wurde. In dieser Zeit hatte er öfters Unterredungen mit Bismarck, der nach und nach für den Plan der Autonomisten, die Regierung von Elsaß-Lothringen in das Land selbst zu verlegen, gewonnen wurde. Es war viel von der durch Personalunion zu verwirklichenden Schaffung eines „Kaiserlandes", sowie von dem Plan, den jeweiligen Kronprinzen von Preußen zum Inhaber der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen zu machen, die Rede. Das „Kronprinzenland", dem Bismarck vor dem „Kaiserlande" den Vorzug gab, schien im Frühling des Jahres 1878 vollständig gesichert zu sein. Da erfolgten die Attentate von Hödel und Nobiling gegen Kaiser Wilhelm und bald darauf wurde der Reichstag aufgelöst. Nun traten die elsaß-lothringischen Angelegenheiten in den Hintergrund und der Plan, ein Kronprinzenland zu schaffen, mußte aufgegeben werden, weil sich der Kaiser nicht mehr von seinem Sohne trennen wollte. Da die Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen, insbesondere in Straßburg, wo der zu den Protestlern übergegangene Kablé, ein früherer Freund von Schneegans, gewählt wurde, schlecht ausfielen, hatte es eine Zeit lang den Anschein, als solle die elsaß-lothringische Verfassungsfrage vertagt werden. Schneegans ließ jedoch den Mut nicht sinken. Er wendete sich u. a. an den Kronprinzen, und Bismarck kam ihm nun sehr entgegen. Er beschied ihn zu sich und erklärte, Schneegans dürfe ihn als Verbündeten betrachten; nur müsse man jetzt, da der Kaiser auf das Kronprinzenprojekt nicht mehr eingehen wolle, an eine andere Lösung, nämlich an die Einsetzung eines Statthalters, denken. Nachdem die vier Autonomisten Lorette, North, Nack und Schneegans nochmals vom Reichskanzler empfangen worden waren, wurde die ganze Angelegenheit in der bekannten Weise rasch und ohne Hindernisse erledigt. Die Autonomisten stellten, unterstützt durch die hervorragendsten Mitglieder der ihnen befreundeten Parteien, im Reichstage einen auf die Verlegung der Regierung nach Straßburg gerichteten Antrag, der, nachdem sich Bismarck dafür und für die Einsetzung eines Statthalters mit einem verantwortlichen Ministerium ausgesprochen hatte, fast einstimmig angenommen wurde. Auch das von der Regierung später beantragte Verfassungsgesetz kam ohne Schwierigkeiten zustande. So hatten die Autonomisten einen großen Sieg errungen, den sie hauptsächlich der Tätigkeit von Schneegans verdankten.

Sein Wunsch, auch fernerhin in der Heimat für die vollständige Selbständigkeit von Elsaß-Lothringen kämpfen zu können, ging aber nicht in Erfüllung. Bismarck hatte ihm geraten, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen und ihm zu diesem Zwecke ein Konsulat angeboten, ihm aber die Wahl zwischen einem solchen und einer Ministerialratsstelle gelassen, mit der später die Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat verbunden werden sollte. Schneegans entschied sich, weil er in der Heimat bleiben wollte, für die letztere Stelle. Nicht bloß von Bismarck und Herzog, sondern auch von seinen autonomistischen Freunden war ihm aber geraten worden, das Konsulat anzunehmen, sich nicht den Angriffen der Protestler und Klerikalen auszusetzen, die seine Vergangenheit, insbesondere die Rolle, die er in Bordeaux und Lyon gespielt, gegen ihn und gegen die Autonomisten ausbeuten würden. Der Umstand, daß Klein die ihm angebotene Stelle als Unterstaatssekretär ablehnte,[1]) sonach Schneegans der einzige Elsässer im Ministerium war, auch an eine Vertretung des Reichslandes im Bundesrate vorerst nicht gedacht wurde, mußte Schneegans, der in eine etwas schiefe Stellung geraten war, den Entschluß nahelegen, sich nachträglich noch für das ihm angebotene Konsulat zu entscheiden, von dem ihm Bismarck gesagt hatte, er könne es jederzeit erhalten. Entscheidend war aber für diesen dann gefaßten Entschluß, wie er sagt, der Umstand, daß nicht bloß der Statthalter den Klerikalen ein Zugeständnis nach dem anderen machte, sondern auch die Autonomisten sich diesen im Landesausschuß näherten und die katholische Strömung immer mächtiger wurde. Er wurde dann zum Konsul in Messina ernannt und erhielt später die Stelle eines Generalkonsuls in Genua, wo er am 1. März 1898 starb.

Schneegans, der in den glücklichsten Familienverhältnissen lebte, widmete sich nun seinem Amt und entwickelte daneben eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, über die sein Sohn im Anhange, der auch eine Anzahl seiner Gedichte enthält, des näheren berichtet. Aber es war doch ein tragisches Geschick, daß er, nachdem seine im Interesse des Heimatlandes gemachten Anstrengungen vom Erfolge gekrönt worden waren, sich von diesem trennen mußte. Daß es dahin kam, hatte sicher in den inneren Wandlungen seinen Grund, die er in den Jahren 1870 bis 1873 durchmachte. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß er, wie auch sein Sohn hervorhebt, dabei von idealen Beweggründen geleitet wurde und daß er, wenn er auch irrte, seine Persönlichkeit stets ohne Hintergedanken für das einsetzte, was er als das Wohl seiner engeren Heimat ansah.

Dieser kurze Abriß des Lebens und der Tätigkeit von August Schneegans läßt schon einigermaßen den Inhalt seiner Memoiren erkennen. Er kann aber das Lesen des Buches, das der Herausgeber mit großem Geschick aus den im Nachlaß vorhandenen, noch ziemlich ungeordneten, fast durchweg in französischer Sprache abgefaßten Aufzeichnungen zusammengestellt hat, natürlich nicht ersetzen. Vielmehr soll er dazu anregen, die Lebenserinnerungen anzuschaffen und zu lesen. Wer dies tut, wird davon Vorteil und Genuß haben. Schon die ersten, „von der Kindheit und Jugend", sowie von den „Lehrjahren in Paris und Straßburg" handelnden Kapitel sind interessant, besonders, soweit sie von der Stimmung im Elsaß während des Krieges von 1866 und von 1870 handeln. In höherem Grade gilt dies von den teilweise schon in der Deutschen Rundschau (Januar- und Märzheft von 1903) veröffentlichten Kapiteln 3, 4, 5 und 6, in denen Schneegans seine während der Belagerung von Straßburg, ferner in der Schweiz und in Bordeaux gemachten Erfahrungen mitgeteilt hat. Von diesen hat diejenige über die verhältnismäßige Gleichgültigkeit, mit der die meisten Mitglieder der Nationalversammlung die Abtretung von Elsaß-Lothringen hinnahmen, seinerzeit Aufsehen erregt; auch die Mitteilungen über Gambetta sind interessant. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die Kapitel 10—18, in denen von der Rückkehr in die Heimat und den dort erhaltenen Eindrücken, von den Anfängen der Autonomistenbewegung, der Kundschaftereise nach Berlin und von den Kämpfen um eine selbständige Stellung des Reichslandes die Rede ist, deren erfolgreiche Durchführung ohne die Tätigkeit von Schneegans wohl kaum so rasch gelungen wäre. Aus seinen Unterredungen mit dem Kronprinzen, mit dem Fürsten Bismarck und mit anderen Staatsmännern, sowie aus seinem Briefwechsel mit Klein ergeben sich eine Menge von interessanten, für die bisherige und künftige Entwicklung von Elsaß-Lothringen wichtigen Tatsachen, die noch gar nicht oder doch nur wenigen Personen bekannt waren. Dem Herausgeber muß man für seine mühsame, aber auch durchaus gelungene Arbeit dankbar sein. P.

[1]) Nach den Mitteilungen von Schneegans wollte Klein diese Ablehnung zurückziehen; seine Erklärung kam aber zu spät, weil die Ablehnung bereits an Bismarck telegraphiert worden war.

Die Mostra d'arte in Siena 1904.

Von Dr. Ludw. v. Bürkel (Fiesole).

Der altehrwürdige Palazzo Publica Sienas hat seine Tore geöffnet, um eine Ausstellung Sieneser Kunst aufzunehmen. Die Urteile über die Ausstellung sind sehr verschieden; die absprechenden sind meist auf Grund falscher Erwartungen entstanden. Wer nur Trecento-Bilder sucht, wird wirklich schwer auf seine Rechnung kommen; in diesem Punkt wird sicherlich die Ausstellung der Burlington-Gesellschaft in London, die im Anschluß an Sienas Mostra stattfindet, mehr bieten. Das Verdienst der Sieneser Ausstellung liegt in der Vielseitigkeit. Von allem zu geben, gleichviel ob große Kunst, ob Kunstgewerbe, war der Zweck, der voll erreicht ist. Und wer ein offenes Herz hat für das Schöne in allen Zeiten und auf allen Gebieten, der mag meinen Ausführungen folgen, die vom Besten in allen Zweigen berichten und dabei auf die Provenienz der Werke hinweisen wollen, damit Italienreisende späterer Jahre die Objekte auch wieder finden können.

Auf der Treppe haben verschiedene Steinplastiken früherer Zeit ihre Aufstellung gefunden; wir betreten die Innenräume des Hauses in jenem Saal, an dessen Wänden Ambrogio Lorenzetti in wahrhaft großzügigem Stil die Segnungen des Friedens geschildert hat. In Vitrinen sind Kunstgewerbliche Gegenstände sienesischer Arbeit aus allen Zeiten aufgestellt. Auffallend schön ist eine kleine Kollektion von Meßkelchen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Werke des Goro di Ser Neraccio. Glückliche Besitzer sind der Arciwescovo, das Ospedale und S. Antanio zu Siena. Die entzückende vergoldete Bronzescheibe mit dem Wappen der Stadt in altertümlicher Art und zwei Wappenschildern in Schmelzarbeit, aus der Comune Besitz, ist durch Nachbildungen wahlbekannt. Bronzekreuze und Räucherfässer bis ins 13. Jahrhundert zurückgehend, finden wir in trefflicher Auswahl. Wer sich durch die settecentische Odeliskenform des Reliquiars aus des Ospedales Besitz nicht schrecken läßt, wird im Innern der an zwei Stellen geöffneten Form zwei edle Stücke finden, eine griechische Arbeit des 9. Jahrhunderts, Filigran mit Steinen und eine sehr bedeutende Goldplakette des Seicenta. Darunter liegt eine Kette von Smalti, deren Teile je ein Trecento-Wappen enthalten, die „Arme della Campagnia di Città", Werke von feinstem Reiz. In dieser Technik hat das sienesische Quattrocento wahrhaft Entzückendes geleistet, man braucht nur zu erinnern an die Smaltibänder am Taufbrunnen in San Giovanni und an das allerliebste Weihwasserbecken am Eingang zur Sakristei des Domes.

In der anstoßenden Sala del Consiglio finden wir neben einer reichen und schönen Staffausstellung, auf die einzugehen uns unmöglich ist, eine weitere Auswahl erlesenster kunstgewerblicher Arbeiten. Die Comune von Lucignano hat ihre Schätze gesandt: einen Stammbaum Christi, 2½ Meter hoch, in Gold, mit Schmelzeinlagen und Korallen, die als Aeste des Stammes verwendet sind, datiert und signiert 1350 Gabriella di Lorenzo da Siena; weiter ein Prozessionskreuz aus dem frühen Quattrocento, gleichfalls ein hochbedeutendes Stück. Die zwei der Stadt Siena von ihren Päpsten geschenkten Tugendrasen werden gleichfalls Interesse erregen. Die frühere, Pius' II. Geschenk, besitzt noch ihre Frührenaissance-Halter in bewundernswerter Arbeit und den Ametisttropfen, der von einem Zweiglein hängt. Der zweiten, Alexanders VII. aus dem Sieneser Hause Chigi Geschenk, hat eine geldbedürftige Zeit den Berg, der Chigi Wappenbild, der die Unterloge bildete, geraubt. Um dieses letzten Sieneser Papstes Stifterstinn für seine Heimatstadt richtig zu beurteilen, muß man sich erinnern, daß jene Capella ex vato des Domes, erbaut aus edelstem Marmor, Lapis Lazuli und Gold, geschmückt mit Statuen von Berninis Hand, seine Schenkung ist. Für diese Capella war das vollständige Altarzeug bestimmt, das wir in der Vitrine vor uns erblicken: edelster geschliffener Bergkristall, reichste Goldarbeit mit Einlagen in Email translucide, in der Form sich an die besten Werke des Cinquecento anlehnend. Die Capella ist 1661 gestiftet, das Altarzeug römische Arbeit.

In die an die Sala anschließende kleine Kapelle mit Taddeo di Bartolos Fresken hat man eine Vitrine gestellt, aus der uns, von elektrischem Licht bestrahlt, sechs Werke von unermeßlichem Wert entgegenleuchten; wären alle Werke der großen Sieneser des Trecento verloren gegangen, ein Werk wie das Reliquiar des Domes von Orvieto würde erzählen von all dem Großen, was verloren ging; faßt doch dieses Kleinod der Goldschmiedekunst in gewissem Sinn die Leistungen aller Kunstgattungen zusammen. Die herrlichen Smalti an der Unterlage, die auf den Rücken von sechs Löwen ruht, erzählen von altsienesischer Farbenpracht; das Figürchen der Madonna mit Kind, das auf der Kuppel steht, in deren Innerem man die Testa des San Savino gebettet hat, atmet Ambrogio Lorenzettis hohen Stil; die sechs schlanken Säulchen, die sich rundum gruppieren, um einen gotischen Turmbau zu tragen, voll von Krabben und Wasserspeiern, mit Fensterchen und Türmchen, erinnern wohl an die stolze Stadt, in der die edelste und gewaltigste gotische Kathedrale entstehen sollte. Und die Leichtigkeit und Zügigkeit, die wir an der Bogenführung des unvollendeten Langhauses bewundern, ist auch hier in unserem Reliquiar zu finden. Frei und tuftig baut sich das Werk auf, klar und schön in den Verhältnissen, vorzüglich das künstlerisch Unschöne des Zweckes maskierend. Ugatina di Vieri und Viva di Lando sind die Schöpfer, ersterer wohlbekannt als Meister des 1338 entstandenen Silberaltars in Orvieto.

1466 hat Francesco d'Antonio die Urne für den Arm des S. Giovanni Battista geschossen, ein Werk voll des heiteren Geistes der Frührenaissance mit in Silber getriebenen Szenen aus dem Leben des Täufers.

Völlig verschieden in der Art ist seine Urna per la cappa di S. Bernardina, vollendet 1459, der Chiesa dell' Osservanza gehörig. Werke, höchster Bewunderung wert, hat das Monastero del Santuccia gesandt, das Reliquiario della testa di San Galgana, von Lando di Pietro, reich vorzüglich an prächtiger Filigranarbeit, und die fascia del San Galgana, ein Kunstwerk von höchster Schönheit, das wohl den vielberühmten Meister der Sieneser Schmelze Ugatino di Vieri zum Schöpfer hat. In einem der nächsten Säle wird der Freund von Miniaturen auserlesene Stücke finden, die schwer zugänglich sonst in der Bibliotheca Communale und im Archivio di Stata ruhen. Aber auch von auswärts kam Treffliches und Wertvolles. Eine Biblia Sacra des 12. Jahrhunderts mit Miniaturen, deren Stil an frühfranzösische Plastik erinnert, schickte die Comune von Montalcino. Datierte frühsienesische Stücke lassen wünschen, daß sich ein Sano di Pietro darauf beschränkt hätte, diese wahrhaft entzückenden Miniaturen zu malen. Auch in dieser Kleinkunst verdankt Siena viel Schönes seinen Päpsten. Für Pius II. sind Abschriften der römischen Klassiker von Giovachino di Giovanni Sambala besorgt worden, Wunder feinster Rankendekaration der Frührenaissance. Sogar Privilegien und Urkunden mit prächtigen Zierteisten schuf die reiche Zeit.

In den nächsten Sälen ist neben schönen Truhen, Kassetten und anderem Ziermöbel all das zusammengetragen, was Siena in Holzplastik bis auf unsere Tage gerettet hat. Man hat diesen Teil als den verdienstlichsten der Mostra gepriesen. Ich glaube mit Unrecht; denn weder für die Erkenntnis von Quercias Entwicklung wurde Neues gebracht, da nichts herbeigeschafft werden konnte, was über die Zeit dieses Meisters zurückginge, noch trägt eine von den Figuren, in denen Quercias Form lebt, mit Recht die Bezeichnung als eigenhändiges Werk. Denn wer den belebenden Funken in den Marmor zu tragen verstand, hätte wohl auch das Holz zu beleben vermocht. So glaube ich, daß die Aehnlichkeit der Form allein die Taufe auf Quercia nicht rechtfertigt. Als Werke seiner Schule werden dann auch anzusehen sein das liebliche Brustbild einer Madonna (Stucco bemalt, den Brüdern Mioti gehörig), die zwei durch weißen Anstrich entstellten Heiligenfiguren ebenso

Digitized by Google

wie die Maria mit vier Heiligen der Kirche San Martino zu Siena.

Von späteren Werken möchte ich eine liebliche Verkündigung Neroccios, durch starke Vergoldung entstellt, den sehnsüchtigen edlen San Giovanni Evangelista Cozarellis aus der Opera del Duomo und die zarte büßende Magdalena Neroccias erwähnen.

Es folgen einige Säle, in denen wir Abgüsse von Quercias Werken und der anderer Sieneser Meister zu sehen bekommen; fehlt auch die Vollständigkeit, so muß es doch erfreuen, Quercias herrliche Madonna der Lunette von San Petronio ebenso wie die anderen dortigen Portalskulpturen so nahe vor Augen zu bekommen. Sie laden denn auch zur Vergleichung von Quercias Hauptwerk in Siena, der Fonte Gaia, ein, die in der Loggia oben ihre Wiederauferstehung nach unwürdigem Schlummer in der Dom-Opera engen Wänden gefeiert hat.

Hier können wir vom Hauptverdienst der Mostra sprechen; denn wandert alles wieder zurück in das Dunkel der Kirchenchöre, hinter die eisernen Türen der Schatzkammern, so wird das, was der Zahn der Zeit an Quercios edler Schöpfung geschont hat, nun in würdiger Aufstellung an herrlicher Stelle erhalten bleiben. Dies durchgesetzt zu haben, ist wieder eine von den für den Kenner der Verhältnisse wahrhaft bewundernswerten Kraftleistungen Carrado Riccis; die Rekonstruktion der Fonte Gaia war seine Bedingung für die Uebernahme des Gesamtarrangements. Und wie in Ravenna bei seinen Restaurationen, hat er auch hier mit Zement nur die äußeren Formen ergänzt und läßt die Trümmer ihre beredte Sprache reden. Und wie sie wieder erwachen, Quercias Gestalten! Bewundernd verfolgte ich die Kraft der Engelshand, die Adam, selbst einen Riesen an Kraft, derart schiebt, daß seine Athletenschulter weit aus der Flöche varquillt; recht viel mehr ist nicht erhalten — im Geiste lebt mir das ganze, vollendete Werk fort, so sehr verlangt der Teil das Ganze. Und steht man vor der Rhea Sylvia und der Acca Laurentia, den beiden Freistguren der Fonte, erscheint einem das Entstehungsjahr 1419 eine Unmöglichkeit. Ständen die beiden Figuren in einem feinen fränkischen Rokokogarten, wir würden sie für die reizendsten Schöpfungen der heiteren Kunst des Rokoka erklären, schmückten sie eine römische barocke Anlage, sie könnten als wohlgemäßigte Leistung einer feinen Barockkunst gelten; was jugendlich frisch ist in der Frührenaissance, lebt in ihnen, und bei allem eine gewisse Strenge und Herbe, die in der Antike ihren Ursprung hat. Daß diese Schöpfungen aus der Gotik kamen, möge jedem zu denken geben, der italienische und deutsche Gotik zu vergleichen sich anschickt.

Die Loggia, in der nun für die Zukunft die Reste des Brunnens bleiben sollen, nimmt den südlichen Teil des zweiten Stockwerks ein und ist, von der alten Balkendecke überwölbt, ein prächtiger, weiter Raum, zu dem eine Stiege von unten herauf und Türen aus dem Inneren führen. In der Tiefe vor uns liegt der Marktplatz, umgeben von alten, edlen Palästen und Häusern; an seinem Ende setzt sich die Stadt zu beiden Seiten fort, sich an zwei Höhenzüge klebend, mit der Kirche Servi di Morio hier, S. Agostino dort als Endpunkten, in der Mitte eine Mulde des üppigsten Gartenlandes freilassend. Und über die Mauern der Stadt weg schweift der Blick über Meilen heiteren Hügellandes, betont durch feste Städtchen oder kleine Kastelle — ein würdiger Platz für der Fonte alte Tage.

Das Innere wieder betretend, halten wir uns nicht in den zwei Zimmern auf, die mit mittelmäßigem Parzellan und Steingut angefüllt sind; weiter beginnt nun die Bildersammlung, von der uns im Verhältnis nicht viele Werke interessieren konnten. Die Namen der großen sienesischen Meister begegnen selten. Mit dem ganzen Reiz einer feinen Arbeit auf Goldgrund ist das kleine Bildchen Duccios aus der Sammlung des Grafen Greg. Stroganow in Rom ausgestattet; eine Madonna mit Kind, zu der die Maria, die Verkündigung empfangend, ein kleines Bildchen derselben Sammlung, das Simone Martinis Namen trägt, ein würdiges Gegenstück bildet. Mit Recht dürfte ferner Duccios Namen eine Madonna in trona fra i santi Bartolomeo e S. Giovanni Battista, der Duchessa Melzi d'Eril in Mailand gehörig, tragen, ein erfreuliches, gut erhaltenes Bild. Unter der Masse der Bilder jener Sieneser Mater, die ihre Großen nicht verstanden und selbst nichts geben konnten, meist schlechter Erhaltung, übermalten Zustandes, sticht ein Bild herous, das, wenn auch nicht das Werk eines bedeutenden Malers, doch wahrhaft erfreut. Mir ist kein Bild der altsienesischen Schule von so eminent guter Erhattung bekannt wie Giovanni di Paolos Madonna in trono, aus der Prepositura di Castelnuovo Besitz; und dies Bild in seiner ungeheuer reichen Ausführung, seinem glühenden Goldgrund, über und über bedeckt mit Punzarbeit, seinen Engetsköpfchen mit Kränzchen im Haar, ist ein Beweis, wie reizvoll einst auch das Mittelgut des sienesischen Trecento und Quattrocento gewesen ist. Ein feines, auch kostümgeschichtlich unterhaltendes Bildchen ist die Anbetung der Könige von Sassetta, dem Conte Fabio Chigi-Saracini gehörig; nebenan erfreut eine Cassone-Wand, den Triumph des Darius darstellend, von einer Hand des 15. Jahrhunderts, die uns aus einer ähnlichen Cassone-Wand der Sieneser Akademie bekannt ist und wohl mit Unrecht für florentinisch erklärt wird. Auch Matteo di Giovannis, dessen eine Fassung des Kindermordes aus der Kirche S. Agostino in die Ausstellung gebracht wurde, wollen wir gedenken; geht auch sein Können nicht gleichen Schritt mit seinem Temperament, so unterdricht er doch angenehm das ewige Einerlei durch etwas größere Freiheit; und so brutal er einen Herodes oder einen Henker schaffen will, so liebreizend kann er die erhabene Sicherheit eines Engels oder den rührenden Schmerz einer verfolgten Mutter schildern. Aber man versage sich zu bedenken, wie zwei Jahrhunderte früher Giovanni Pisano denselben Stoff bewältigt hat; wie bei ihm die Mütter kämpfen, wie die Kinder die Gefahr ahnen, die ihnen droht, und wie sich die Mütter in wilder Verzweiflung über ihr ermordetes Liebstes werfen, die Wunden betasten und durch Küsse wieder zum Leben wecken wollen.

Siena brauchte neue Kraft; war sie im Lande nicht zu finden, mußte sie von auswärts kommen. Sadoma, aus Lionardos Kreis stammend, brachte neues Leben. Eine prächtige heilige Familie mit kleinem Johannes, einer Sieneser frommen Gesellschaft gehörig, gibt einen großen Begriff von seiner künstlerischen Persönlichkeit. Baldasare Peruzzis hohen Stil offenbart die Madonna mit Kind des Sodalizio di S. Ansano a Dofana, die Madonna mit edelgeschnittenen Zügen. Beccafumi ist durch ein vorzügliches „jüngstes Gericht" vertreten, ein Bild, das ebenso Zeugnis des großen Könnens wie des Manierismus dieses Meisters ist. Das Bild stammt aus der Kirche Carmine, die, eben in Restauration befindlich, in einer als Rumpelkammer verwendeten Seitenkapelle die dazu gehörige Predella besitzt mit der Anbetung, Flucht und Oelbergszene, die Beccafumi von seiner allerbesten, gemäßigten Seite zeigt. Nebenbei gesagt, sind in dieser Kirche Fresken und eine Stuckumrahmung der Frührenaissance in diesen Wochen gefunden worden. Von Francesco Vanni, der nach seinem prachtvollen Fresko in San Dominico so viel verspricht, bekommen wir sehr wenig zu sehen, aus seiner bedeutenden Zeit nur eine Tabernakelumrahmung, gleichfalls aus der Carmine. Von den Späteren ist nichts von größerer Bedeutung vorhanden.

Wollen wir vor dem Scheiden noch der wundervollen Altartücher gedenken, die in allen Bildersälen verteilt, unser Auge aufs höchste erfreut haben! Wir werden sie im Ospedale, im Arcevescovato und in der Opera del Duomo wiederfinden, soweit sie nicht von auswärts, wie von Cusona und San Gimignano gekommen sind. Eine eigene Kunstgattung endlich, die Sienos Ruhm zu Zeiten in alle Länder trug, die Holzschnitzerei ist insbesondere durch einen vorzüglich schönen Barilerahmen vertreten, der in den Ecken Köpfe trägt, wie jener berühmte Rahmen von desselben Meisters Hand, von Michelangelos Tondo in der Florentiner Tribuna.

Wir treten wieder heraus in die Helle des großen Platzes; wie zu den Zeiten des alten Glanzes schauen heute noch die zinnengekrönten Paläste auf Sienas stolze, freie Fläche nieder, auf der in unseren Tagen noch die Kämpfe um das Palio gefeiert werden. Noch tragen die Contraden ihre Wappen, ihre Farben. Im Herzen der Sienesen lebt noch der alte Stolz auf ihre Stadt, der alte Haß, gegen die Rivalin Florenz. Wie durch einen Zauberschlag blieb alles stehen, die Stadt blieb wie sie war, die Menschen selbst blieben die gleichen. Fernab auf Bergeshöhen hat Siena sich seine Eigenart bewahrt. Zäh halten die Bürger fest an ihren alten Gewohnheiten, unbekümmert um die Aenderungen der neuen Zeit. Die Tradition, die Sienas Kunst bestimmt hat, führt heute noch seine Bürger.

Vom minoischen Palaste bei Knossos in Kreta.

N. Dr. Arthur J. Evans, der wirklich unermüdliche Forscher und Ausgräber des von ihm bei Knossos entdeckten minoischen Palastes, veröffentlicht soeben in dem „Annual of the british school at Athens", Nr. IX, den vierten Bericht über seine vorjährigen, wieder vom Glück begünstigten Arbeiten bei Knossos und fügt demselben mehrere Pläne und zahlreiche Abbildungen, darunter zwei farbige, bei.

Wenn wir Dr. Evans als wirklich unermüdlichen Forscher bezeichnen, so hat das seine volle Berechtigung; denn seit langer Zeit — sogar während der Aufstände — weilte er jedes Jahr mehrere Monate in Kreta und durchforschte die Insel. Seiner Umsicht, Energie und Ausdauer gelang es auch, nachdem wieder Ruhe und Frieden auf der Insel zurückgekehrt waren, den Platz bei Knossos zu erwerben, den er, nach gründlichen Untersuchungen, für seine Ausgrabungen ausgewählt hatte. Was Schliemann während der türkischen Herrschaft vergeblich anstrebte, gelang dem mit allen Verhältnissen vollständig vertrauten Direktor des Ashmolean-Museums in Oxford. Und als ein großes Glück müssen wir dies bezeichnen; denn gerade Evans ist mit all den Fähigkeiten ausgestattet, die nötig sind, um eine derartige große Arbeit systematisch durchzuführen, und die dabei gewonnenen Resultate in mustergültigen Berichten der Wissenschaft vorzulegen. Erwähnt muß auch werden, daß Evans, die von ihm bei den Ausgrabungen gemachten Fundgegenstände dem neugegründeten Museum in Kandia überwiesen hat und überweist, und ferner, daß ihm stets ein Stab von Helfern — Architekten, Zeichner und junge Archäologen — zur Seite steht.

Von besonderer Wichtigkeit der vorjährigen Arbeiten ist der Bericht über die Entdeckung und Ausgrabung der „königlichen Villa", die zu dem großen Palaste gehört und in ihrem Boden Depots von bedeutendem Interesse enthielt. Unter den hier gemachten Funden ragen die Fayencefiguren von Schlangengöttinnen, die Weihegeschenke und eine Anzahl verschiedener Fayenceüberreste hervor. Sie geben in überraschender Weise Auskunft über die Religion und Kunst aus der Zeit des späteren Palastes, der der glänzenden Epache der minoischen Kultur angehört.

Von den gefundenen weiblichen Fayencefiguren ist eine fast vollständig erhalten, während bei einer zweiten der Kopf fehlt. Die Größe der ersteren beträgt 34.2 Zentimeter. Auf dem Kopfe hat dieselbe eine 7 Zentimeter hohe rotbraune Tiara mit weißem Rande, um welche sich von unten eine Schlange windet, deren Kopf oben, nach vorn, etwas hervorragt. Ueber der Stirn liegt das Haar in kurzen Fransen und fällt ziemlich breit und lang nach hinten. Augen und Augenbrauen sind schwarz; die Ohren von außergewöhnlicher Größe, was möglicherweise auf eine bestimmte Absicht zurückzuführen ist. Bekleidet ist die Göttin mit einer enganliegenden Jacke mit kurzen Aermeln, die die Brüste freiläßt, und einem krinolinartigen Rocke mit Volants, über dem ein vorn und hinten halbovaler schurzähnlicher Ueberwurf liegt. Die Grundfarbe des Ganzen ist milchweiß, während die Verzierungen des Kleides purpurrot, braunrot und schwarz sind.

Beide nackte Arme sind nach vorn und unten ausgestreckt; die rechte Hand hält den Kopf einer grünen, rotbraun gefleckten Schlange, die sich über den nackten Arm, den Rücken und den linken Arm windet. Zwei andere Schlangen liegen über den Hüften und bilden eine Art Gürtel.

Die zweite Figur, von 20 Zentimeter Größe, deren Kopf gewiß auch mit einer Tiara bedeckt war, ist wie die vorige gekleidet; doch sind hier die Volants des krinolinartigen Rockes im Relief angegeben. Bei dieser Göttin fällt das Haar lang und gewellt über den ganzen Rücken herab. Von den nach oben erhobenen nackten Armen ist nur der rechte mit der Hand, die eine sich windende Schlange hält, vorhanden. Die Fleischteile sind weiß, die Jacke und der Rock dunkelorange und braunrot.

Die dritten und vierten, leider recht defekten Figuren verdienen aber wegen der reichen Verzierungen der Kleider angeführt zu werden: sie bestehen aus bukettartig angeordneten Krokosblüten und -blättern, die unten bei der einen Figur mit einem dreifachen Horizontalbande, bei der anderen mit einem breiten, mit Krokosblüten belebten Saume abgeschlossen sind, während oben ein gewelltes eiförmiges Band den Abschluß bildet. Diese Krokosmotio scheint in Kreta besonders beliebt gewesen zu sein, denn wir treffen es auf gleichzeitigen dekorativen Fresken und auf Vasen, was auf die konventionellen Lotosgruppen der ägyptischen religiösen Kunst hinweist. Wir haben hier demnach ein sicheres Beispiel von der Uebernahme eines in Aegypten gebräuchlichen Ornamentmotivs in die minoische Kunst.

Wie bei der ersten Figur die um die Hüfte gewundenen Schlangen einen Gürtel bilden, so findet sich derselbe bei den anderen drei Figuren als wirklicher Gürtel, und bei den zwei letztgenannten als eine Art Doppelwulst wieder. Nun ist es interessant, daß mit den Figuren kleine verzierte Fayencenachbildungen von derartigen Doppelwulstgürteln gefunden worden sind, die auf jeden Fall eine rituelle Bedeutung gehabt haben. Weiter kann angenommen werden, daß die Originalgürtel, nach denen jene kleinen Fayencen hergestellt worden sind, Nachahmungen von mumifizierten Schlangen waren.

Der Kultus der Schlangengottheit war auf Kreta heimisch. So fand Miß Harriet Boyd in der minoischen Siedelung von Gournià die Ueberreste eines kleinen Schreines, der rohe weibliche Gottheiten enthielt, die auf einer zylindrischen Basis stehen, um welche sich Schlangen winden. Aehnliche Figuren mit Schlangen hat auch Professor Halbherr in dem Friedhofe von Prinias bei Gortyna gefunden.

Der auf der Tiara der ersten Figur liegende Schlangenkopf erinnert an den Uräus der ägyptischen Gottheiten und Könige. Eine geflügelte Schlange bezeichnete die Nethebet, die die Griechen Eileithyia nannten. Die Verbindungen dieser Darstellungen mit der ägyptischen Göttermutter Hathor erscheint insofern von Wichtigkeit, als der Stab der Hathor, um den sich zwei Schlangen winden, das Prototyp für die Strahlensäulen mit ähnlichen Schlangen ist, wie solche auf cyprisch-mykenischen Siegeln in Verbindung mit einer von Löwen und Tauben begleiteten Göttin vorkommen.

Auch hier ist also der Einfluß ägyptisch-religiöser Kunst auf die minoische in Kreta zweifellos.

Von den weiteren Funden seien noch folgende interessante und wichtige angeführt. Unter den in den beiden großen Steinrepositorien des Heiligtums des Zentralpalastes gefundenen Gegenständen nehmen die Fayencen eine besondere Stelle ein, und von diesen wieder die fliegenden Fische und die Reliefgruppen von Kühen und Kälbern oder von wilden Ziegen mit ihren Jungen, von welch letzteren eine farbige Reproduktion beigefügt ist, so daß man sich davon überzeugen kann, daß Evans recht hat, wenn er diese Erzeugnisse minoischen Kunstgewerbes, was lebensvolle Auffassung und vorzügliche Modellierung anbetrifft, über ägyptische, phönikische und sogar über klassisch-griechische stellt.

Auf gleicher Höhe stehen einige verzierte Bronzevasen und Schalen mit angenieteten Henkeln von hervorragender Schönheit, sowohl hinsichtlich der Form wie auch der Verzierung. Sie zeugen von einem hochentwickelten Kunstsinne und von einem feinen Gefühle, so daß wir nicht umhin können, diese vortrefflichen Bronzearbeiten, von denen hoffentlich bald gute galvanoplastische Nachbildungen zur allgemeinen Kenntnis gelangen werden, dem Studium dringend zu empfehlen, um so mehr, als sie sicher für das Kunstgewerbe befruchtend wirken werden.

Endlich sei noch das große, schöne Henkelgefäß aus der „königlichen Villa" erwähnt, das reich und sehr geschmackvoll

mit erhabenen, bemalten Papyros-Pflanzen (Blüten und Blättern) und dazwischen angeordneten erhabenen, bemalten konzentrischen Kreisen u. s. w. verziert ist.

Alle diese Gegenstände geben ein rühmliches Zeugnis von der hohen Stufe, auf welcher während der minoischen Periode die Kunst in Kreta gestanden ist, bestätigen aber auch, daß die mächtigen Herrscher von Knossos nicht nur pracht-, sondern auch schönheitliebend gewesen sind. Welch lange Zeit muß es jedoch gedauert haben, bis die Kunst diese wunderbare Blüte erreicht hat!

Durch die Ausgrabungen Dr. Evans' kommt also immer mehr Licht in jene längst entschwundene große Zeit, deren Schleier unser unvergeßlicher Schliemann in rastloser Tätigkeit zuerst gelüftet hat.

Bücher und Zeitschriften.

Südwestafrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie. Von Karl Dove. (175 Seiten, mit 8 Illustrationen und 1 Karte.) Verlag von H. Pactel in Berlin.

Als zehntes Bändchen der von Karl Lorenz und Hans Vollmer begründeten Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend bringt der Herausgeber eine Auslese aus den Tagebüchern des wohl besten Kenners von Südwestafrika, Prof. Dr. Karl Dove, über seinen dortigen Aufenthalt während der Jahre 1893 und 1894 und fügt hieran dann einen kurzen Ueberblick über die Ereignisse der folgenden Jahre. Die anmutigen und anschaulichen Schilderungen Doves, die zugleich eine vorzügliche Orientierung über Land und Leute vermitteln, behandeln die Zeit kurz vor und während der Kämpfe gegen Witboi und sind gegenwärtig, wo ein noch ernsterer Kampf ausgefochten wird, besonders interessant. Mit Wehmut begegnet man manchem bewährten Namen, der auf den jüngsten Verlustlisten zu lesen war; aber mit Genugtuung erfüllt die höchst respektable Entwicklung, die das Schutzgebiet trotz aller Unbilden seither genommen hat. — Die Illustrationen tragen zur Verdeutlichung des Gesagten in wünschenswerter Weise bei; die primitive Karte genügt den Zwecken des sehr wohlfeilen Büchleins.

H.

Les débuts de l'art en Egypte. Par *Jean Capart.* Bruxelles, Vromant & Co., 1904 (mit 191 Abb.).

Der verdienstvolle Leiter und Vermehrer der Altertumssammlungen des prächtigen Musée du Cinquantenaire in Brüssel, J. Capart, dem die ägyptologische Wissenschaft schon eine Reihe wertvoller, durch ihre feinen Abbildungen sich auszeichnender Werke und Abhandlungen verdankt, behandelt in dem vorliegenden Buche eine sehr schwierige Frage. Die Anfänge der ägyptischen Kunst hat man vor 20 Jahren noch kaum gekannt. Aber die neuesten Ausgrabungen vorzüglich des Engländers W. M. Flinders Petrie, dem auch das vorliegende Werk gewidmet ist, brachten eine Unmenge lehrreichsten Stoffes herbei und noch immer strömt Neues hinzu. Da zeigt es sich denn deutlich, wie schorf sich die Kunstdenkmäler der vorgeschichtlichen ägyptischen Zeit von den Erzeugnissen der Pharaonenkunst scheiden. Capart geht alle Kunstgattungen durch, Tongefäße, Gegenstände aus Stein, Holz, Elfenbein ꝛc., Zeichnungen und Kritzeleien, und beobachtet mit aufmerksamem Auge die Darstellungen der Menschen und Tiere, des Krieges und der Jagd, der Gegenstände des täglichen Lebens und der Begräbnisgebräuche. Allenthalben zeigt die älteste Kunst, die von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum Beginn der vierten Dynastie gerechnet wird, eine tüchtige Beobachtungsgabe und ein deutliches Streben nach naturwahrer Darstellung, wie man es besonders an den oft in klassischer Vollkommenheit erscheinenden Tierbildern sieht. Die zahlreichen Berührungen, die sich mit anderen Gegenden, z. B. mit der griechischen Inselkunst zeigen, beweisen, daß in den frühesten Zeiten Aegypten mit den anderen Mittelmeerländern eine gleiche Kunstentwicklung hatte; erst die Pharaonenzeit macht diesem Zusammenhang ein Ende. Der belgische Archäologe, der überhaupt eine Reihe von neuen Gedanken aufbringt, gewinnt daraus, daß die Pharaonenkultur einmal viele Zusammenhänge mit Babylon und Assyrien zeigt, daß sie zum andern als eine fertige Kultur in Sprache, Schrift, Götterverehrung und Totengebräuchen auftritt und daß sie endlich in den Hieroglyphen unzweideutig ägyptische Pflanzen und Tiere wiedergibt, die Vermutung, daß die semitischen Einwanderer, ehe sie in das Nilland kamen, längere Zeit auf der Mitte des Weges auf afrikanischem Boden Halt gemacht haben, hier ihre Kultur vollendeten und dann nach Aegypten weiter nordrangen. Die Heimat der Einwanderer denkt sich Capart etwa in Yemen, den Haltepunkt aber in dem Lande Punt, das für das klassische Aegypten der Heimatsort der ältesten Götter war und das, obwohl es nicht zu Aegypten gehörte, dennoch in den Staatsurkunden nicht zum Ausland gerechnet wurde. — Mögen nun diese und andere Vermutungen noch so sehr angefochten werden, durch die geschickte Zusammenstellung, durch die Heranziehung vielen, noch unbenutzten Stoffes und durch die vortrefflichen bildlichen Beigaben sichert sich das vorliegende Buch einen bleibenden Wert und es wird fortan in gleicher Weise benutzt werden wie das treffliche Werk Spiegelbergs über die ägyptische Kunst. Gerade dieser Vergleich legt den Wunsch nahe, es möchte einmal von jenem Buche eine deutsche Uebersetzung hergestellt werden. Der Preis (10 M.) ist in Anbetracht des umfangreichen Inhalts und der vorzüglichen Ausstattung gering.

γ.

Die Gicht, ihre Ursachen und Bekämpfung. Von O. Berwinkel. München 1904.

Eine populäre Darstellung der verbreiteten Krankheit (im Verlage von Otto Gmelin). Bei den vielen Geheimmitteln gegen die Gicht, welche teilweise sehr gefährlich sind, ist eine gemeinverständliche Schilderung der für Gichtiker zu empfehlenden Lebensweise, auch während des Anfalles von Wert, obgleich wir im allgemeinen populäre Darstellungen (auch wenn sie so ernst gehalten sind wie die vorliegende) verhorreszieren. Für den Fachmann sind sie überflüssig und für den Laien — erst recht.

m.

Die kleinsten Lebewesen. Man macht sich mehrfach Hoffnung, daß es mit der Vervollkommnung der Mikroskope gelingen wird, noch wesentlich kleinere Organismen zu finden als die minimalsten der jetzt bekannten. Diese Hoffnung ist gewissermaßen eine Zuflucht für jene Gedankengänge, welche uns zur Annahme einer Urzeugung drängen. Es bleibt dadurch noch immer der Ausweg offen, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß auf einer für uns noch unzugänglichen Stufe der Formationen der Uebergang zwischen unbelebter und lebender Substanz stattfindet. Deshalb wenden sich immer wieder die Forscher mit Interesse jener Grenze zu, unterhalb derer für uns die Form verschwindet. Es gibt da noch zahlreiche Mikroorganismen, deren Dimensionen gerade zusammenfallen mit denen, die überhaupt noch erkannt werden können. Der berühmte Botaniker der Universität Brüssel, Prof. Errera, stellte sich nun jüngst (*L. Errera*, Sur la limite de petitesse des organismes. Recueil de l'Institut Botanique de Bruxelles. T. 6, p. 73.) die Frage, ob diese Organismen wirklich die kleinsten aller möglichen sind, oder ob es eine ultramikroskopische Flora und Fauna gibt, der gegenüber Bakterien noch Riesen darstellen würden? Er zog zur Beurteilung die Anschauungen der theoretischen Chemie über Molekulargewicht und Volumen heran und findet dementsprechend, daß eines der kleinsten aller bekannten Lebewesen, der Micrococcus progredieon, welcher nur 0.015 mm im Durchmesser hat, noch immer Platz für etwa 30,000 Albuminoidmolekeln bietet. Es würde demnach ein Wesen, das ein Drittel so groß ist, nur mehr für 1000 Molekeln Raum bieten, eines von 0.001 mm Durchmesser gar nur mehr für 10, also für so wenig, daß in einem solchen Organismus der Chemismus der Lebensprozesse gar nicht mehr stattfinden könnte. Errera zieht hieraus den Schluß, daß es Lebewesen, welche wesentlich kleiner als die jetzt bekannten Organismen sind, gar nicht geben kann.

R. F.

Allgemeine Rundschau.

Rettung der amerikanischen Nordpolexpedition.

Das Reutersche Bureau ist in der Lage mitzuteilen, daß eine Expedition ausgerüstet wird zur Rettung der amerikanischen Ziegler-Nordpolarexpedition, die vor ungefähr einem Jahre abging. Die jetzige Expedition soll unter der Führung des Herrn Champ, der von New-York angekommen ist, am 1. Juli von Tromsö abfahren. Im Laufe der Unterhaltung mit einem Vertreter des Reuterschen Bureaus sagte Mr. Champ, daß die Expedition bestehen solle aus den Doktoren M. F. Maunt und A. L. Verner, sowie ihm selbst und 18 Norwegern. Sie werden mit dem norwegischen Walfischfahrer Frithjof fahren. Die Expedition will direkt nach Kap Flora, Franz-Josephsland, dampfen, das in etwa zwei Wochen erreicht werden soll, wenn das Eis sich nicht zu stark erweist. Ueberhaupt ist es nicht gut möglich, ganz bestimmte Daten anzugeben, da alles von der Stärke des Eises abhängig ist. Wir nehmen auch, sagte Mr. Champ, Kohlen mit uns für die „Amerika" — der Name des Schiffes der Ziegler-Expedition —, das am 11. Juni vorigen Jahres nach dem Nordpol abging. Seit jenem Tage ist nichts mehr von dieser Expedition gehört worden, außer einem Briefe, der durch ein Segelschiff überbracht wurde, in dem mitgeteilt wurde, daß die Amerika von schwerem Packeis betroffen wurde. Sobald wir Kap Flora erreichen, hoffen wir eine Nachricht von Mr. Fiala vorzufinden, der den Oberbefehl der Expedition hatte, über das Winterquartier der Amerika. Unser weiteres Vorgehen ist natürlich abhängig von den Nachrichten, die wir in Kap Flora vorfinden, aber unsere Absicht ist es, bis zum Winterquartier der Amerika vorzugehen, um mit den Mitgliedern jener Expedition zurückzukehren. Mr. Fialas Plan war, daß die Amerika bis zum Hauptquartier des Herzogs der Abruzzen vordringen sollte, woselbst reichliche Vorräte an Nahrungsmitteln, etwa 80,000 Pfund Konserven, liegen und dann zu Schlitten weiter nach dem Nordpol vorzugehen. Ich weiß nicht, wie lange die Rettungsexpedition abwesend sein wird. Es ist nicht unsere Absicht, in der Eisregion zu überwintern, und wir hoffen, im September zurück zu sein; aber wenn unvorhergesehene Umstände uns im Eise zurückhalten sollten, werden wir reichlich Nahrung vorfinden an den Lagerplätzen, die dort errichtet worden sind. Im ganzen waren 35 Mann an Bord der Amerika.

*

Salpeterfunde in der Sahara.

In den letzten Jahren sind durch französische Gelehrte und französische Offiziere sehr wesentliche Fortschritte in der Erforschung der Sahara gemacht worden, die sich ganz besonders auf die Gegenden der vor zwei Jahren von der Republik in Besitz genommenen sogenannten Südoasen Tuat, Gueara und Tidikelt beziehen. Zunächst glückte es nämlich dem Kommandanten Laquière, der als Chef des affaires indigènes der Kolonne des Generals Servières angehörte und der mit dieser im Jahre 1901 im Tidikelt und Tuat stand, wichtige Salpeterlager bei der kleinen, auf dem Wege von Adrar über Deldoul nach Timimun gelegenen Oase Gueerara aufzufinden. Nach den vom Chemiker Trapet in Algier angestellten Untersuchungen der eingeschickten Proben soll es sich um abbauwürdige Lager handeln, wie denn dieselben auch schon seither von den Eingeborenen zur Salpetergewinnung für die Schießpulverfabrikation ausgenutzt wurden. Bis zum Auffinden dieser Lager kannte man nach den Berichten des obengenannten Chemikers nur kleinere Fundstätten von Salpeter in Algerien, nämlich bei Ksar el Baroud in der Nähe von Messad und bei Oulad en Nahe in der Nachbarschaft von Sebdou.

Neuerdings nun hat der Kommandant Deleuze von den saharischen Tirailleuren, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift berichtet, weitere Stellen, an denen Salpeter gewonnen wird, gefunden und es unterliegt keinem Zweifel, daß die hauptsächlichsten derselben, die bei der ostsüdöstlich von Timimun gelegenen Oase Feggaguira — dem Foggorel-Out von Gerhard Rohlfs — bemerkt wurden, mit der Fundstätte des Kommandanten Laquière zusammen den von Südwesten nach Nordosten gerichteten Verlauf eines großen Lagers kennzeichnen, dessen volle Ausdehnung durch Sondierungen noch festzustellen bleibt. Mit den bezüglichen Arbeiten ist der Professor der Geologie Flamand, bekannt als wissenschaftlicher Begleiter des Hauptmanns Pein auf der Expedition nach Insakah, zur Zeit beschäftigt, wie der genannte Gelehrte auch der Frage näher getreten ist, welche Beziehungen zwischen den im Nordwesten der Sebkha von Timimun bei Oulad Said aufgefundenen Salpeterlagern und den der Steinkohlenformation angehörenden Schichten bei Igli und an der Zousfana bestehen. Die höchst wichtigen Funde sind übrigens durchaus nicht unerwartet, denn schon durch frühere Reisende, so durch Overweg, de Bary, Duveyrier, Oskar Lenz, Roche und Flatters ist auf die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens ausgedehnter nitrathaltiger Schichten in jenen Teilen der Sahara aufmerksam gemacht worden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Otto v. Heinemann †. Der am Montag im Alter von 80 Jahren verstorbene Leiter der Wolfenbütteler Bibliothek hat sich in der Gelehrtenwelt durch eine reiche Tätigkeit auf geschichtlichem und literarischem Gebiet einen geachteten Namen erworben. So hat er ein achtbändiges Werk über „Die Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel", sowie eine weitere, bereits in zweiter Auflage vorliegende Schrift über die „Guelfenbytana" verfaßt. Auch seinem Amtsvorgänger Gotthold Ephraim Lessing hat er ein begreifliches Interesse gewidmet, als dessen Frucht er 1870 ein Buch „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing" herausgab, das eine große Zahl von bis dahin zum größten Teil noch gar nicht oder ungenau veröffentlichten Briefen, Aktenstücken und sonstigen Fragmenten in Bezug auf Lessings amtliche und literarische Tätigkeit, insbesondere das ganze Schriftenmaterial über Lessings Herausgabe der „Fragmente eines Ungenannten" enthält. Ebenso hat er mehrere größere Werke zur Geschichte des welfischen Hauses und der welfischen Territorien veröffentlicht. Eine in Fachkreisen bekannte Eigenheit seiner bibliothekarischen Amtsführung war das geringe Entgegenkommen, das er sowohl im unmittelbaren als auch im Ausleihverkehr dem Bemühen fremder Gelehrter, die Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek zu benützen, entgegenzubringen pflegte.

* Naturhistorische Museen in den Vereinigten Staaten. Das New-Yorker Staatsmuseum hat eben eine Publikation herausgegeben (Natural History Museums in the United States and Canada. New York State Museum Bulletin Nr. 62. Albany, 1903. 233 Seiten), in welcher alle in den Vereinigten Staaten und Canada bestehenden naturhistorischen Museen verzeichnet sind. Es wird hierin Auskunft gegeben über den Sitz und die leitenden Persönlichkeiten dieser Institute, die Art und den Umfang der wissenschaftlichen Arbeiten, sowie der Sammlungen u. s. w. Ende Juli 1903 bestanden danach in den Vereinigten Staaten insgesamt 243 naturhistorische Museen, in Canada, einschließlich Neufundland, deren 22. Die größte Anzahl davon weist der Staat New-York auf (27), weiters folgen Pennsylvanien (17), Illinois (13) und Massachusetts (12). Viele dieser Museen sind den verschiedenen Staats- und Privatuniversitäten und anderen Hochschulen angeschlossen. Von den bedeutendsten Instituten sind zu nennen: das American Museum of Natural History in New-York, das Vereinigte Staaten Nationalmuseum in Washington, das Field Columbian Museum in Chicago, das Harvard-Universitätsmuseum in Cambridge (Massachusetts).

* Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer. Die zur Ausstellung des Berechtigungszeugnisses für den Einjährigendienst berechtigte deutsche Realschule der evangelischen Kirchengemeinde in Bukarest sucht zum 1. September einen Oberlehrer für neuere Sprachen und Naturwissenschaften. Seminarjahr Bedingung. Probejahr auch an der Anstalt; die dort

verbrachten Dienstjahre werden staatlich angerechnet. Ferner sucht dieselbe Anstalt einen Mittelschullehrer für Französisch und einen Elementarschullehrer. Die Gehälter für die drei Stellen betragen 4800, 3180, 2400 Fr.; Steigerung 120, bezw. 180 Fr. alle ein bezw. drei Jahre. Reiseentschädigungen von 200, 175 und 150 Fr. Nach drei Jahren eventuell freie Rückreise. Pflichtstunden 24, 26, 28. Die Schule zählt 15 Klassen, 688 Schüler, 24 Lehrer. Meldungen mit beglaubigten Zeugnisabschriften und Photographie sind bis zum 20. Juni zu richten an Herrn Direktor Dr. Schmidt, Bukarest, Strada Luterana 10. Die mit Internat verbundene evangelisch-deutsche Mädchenschule der evangelischen Kirchengemeinde zu Bukarest sucht zum 14. September zwei tüchtige Lehrerinnen, und zwar eine Volksschul- und eine Töchterschullehrerin, Gehalt bei völlig freier Station 90 bezw. 110 Fr. monatlich, freie Hinreise und nach drei Jahren eventuell freie Rückreise. Meldungen mit Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind einzusenden an Hrn. H. O. Schlawe, Präsident der evangelischen Kirchengemeinde zu Bukarest, Strada Luterana 10.

×

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Die Mitteilung, Geh. Rat Czerny werde noch vor Ablauf des Semesters einen längeren Erholungsurlaub antreten und Privatdozent Dr. Nehrlorn seine Vertretung übernehmen, ist nach zuverlässiger Information unbegründet.

* **Marburg.** Die diesjährigen Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, französischer und englischer Sprache finden vom 10. bis 29. Juli und vom 4. bis 24. August statt, und werden aus zwei Teilen von je dreiwöchiger Dauer bestehen. Methodische Uebungen in mündlicher Unterhaltung in den drei Sprachen unter Leitung von Lehrern und Lehrerinnen finden in den Abendstunden statt. Das Honorar für einen dreiwöchigen Kurs beträgt 40 M., für beide zusammen 60 M. Gemeinschaftliche Exkursionen in die Umgebung Marburgs finden jeden Mittwoch und Samstag statt. Ausführliche Programme sind gratis durch das Sekretariat der Marburger Ferienkurse, Herrn A. C. Cocker, Villa Cranston, Marburg a. d. Lahn, zu beziehen.

* **Göttingen.** Der bekannte Statistiker Prof. Dr. W. Lexis, Mitdirektor des Seminars für Versicherungswissenschaft, ist von der Royal Statistical Society in London zum Ehrenmitglied erwählt worden.

* **Berlin.** Das Seminar für orientalische Sprachen wird mit Beginn des Winterhalbjahres nach der Ecke der Dorotheen- und Universitätsstraße verlegt. Dieses neue Eckhaus ist vom Staat für rund 870,000 M. erworben und wird jetzt innen und außen für die neuen Zwecke umgestaltet. An den beiden niedrigen Seitenflügeln wird noch ein Stockwerk aufgesetzt, was nach der Verbreiterung der Universitätsstraße geschehen kann. Auch das von Lenz und Dietrich Schäfer geleitete historische Seminar erhält in dem neuen, zur Universität gehörigen Hause einige Räume; es wird zu diesem Behufe von der Dorotheenstraße 5 aus, wo sich das historische Seminar befindet, ein Durchbruch vorgenommen.

* **Aus Frankreich.** Das Institut Pasteur wählte an Stelle des verstorbenen Duclaux den bisherigen zweiten Vorsteher Roux zum ersten Vorsteher; an Roux' bisherige Stelle tritt Metschnikoff.

* Von technischen Hochschulen. Der Dozent für Architektur an der Technischen Hochschule in Charlottenburg und Direktorialassistent am Kunstgewerbemuseum in Berlin Professor Richard Borrmann ist zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg-Berlin ernannt worden. — Stadtbaurat Genzmer in Halle erhielt einen Ruf als Professor an die neue Technische Hochschule in Danzig. — An die Technische Hochschule in Aachen hat sich Dr. F. W. Hinrichsen für physikalische Chemie und Elektrochemie habilitiert.

hc. Die außerordentlichen Professoren an der kgl. sächsischen Bergakademie zu Freiberg Dr. J. Th. Döring (qualitativ-analytische Chemie; chemische Technologie) und Bergamtsrat Dr. A. O. Krug (Bergrecht und allgemeine Rechtskunde) sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben erschienen:

Dr. phil. Allfeld, o. Professor der Rechte in Erlangen: **Kommentar zu den Reichsgesetzen über das gewerbliche Urheberrecht** (Patentgesetz, Ges. betr. das U. R. an Mustern und Modellen, Gebrauchsmustergesetz, Warenbezeichnungsgesetz), sowie zu den **internationalen Verträgen zum Schutz des gewerbl. Urheberrechts.** 52¼ Bg. geb. M. 12.—

Hölder-Schollmeyer: Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. IV. Buch: Familienrecht von Professor Dr. Arthur B. Schmidt (Gießen) und Geh. Justizrat Dr. Herm. Pasicht (Berlin). 2. Lieferung (Bog. 23—36) M. 4.50.

Dr. August Köhler, Privatdozent in München: **Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum.** 8 Bog. gr. 8°. Geh. M. 4.—.

Th. v. der Pfordten, Amtsrichter in München: **Kommentar zu dem Gesetze über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung.**
1. u. 2. Lieferung. (Bog. 1—24.) Geh. à 3 M. 60 Pf.
Vollständig in 5 Lieferungen à ca. M. 3.60 bis Herbst 1904.

Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Professor d. Rechte in München: **Kommentar zur Civilprozeßordnung. 9. neubearbeitete Auflage.**
1.—3. Lieferung (Bog. 1—30) à M. 3.40.
Vollständig in 9—10 Lieferungen à ca. M. 3.40.
Die 8. Auflage, 1902/3 erschienen, war bald nach ihrem Abschluß vergriffen.
Die 9. Auflage ist wiederum sorgfältig überarbeitet. (5067b)f

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen: (5087b)s

Gustav Class, o. Professor der Philosophie: **Die Realität der Gottesidee.** 6 Bog. gr. 8°. Geh. M. 2.—.

Richard Fester, a. ö. Professor der Geschichte in Erlangen: **Religionskrieg und Geschichtswissenschaft.** Ein Mahnwort an das Deutsche Volk aus Anlaß von Denifle's „Luther". 3½ Bog. 8°. Geh. M. 1.—.

C. v. Orelli, o. Professor der Theologie in Basel: **Der Prophet Jesaja** ausgelegt. 3. neubearbeitete Auflage. 14½ Bog. gr. 8°. Geh. M. 8.50; in Leinenband M. 4.50. (Strack-Zöckler's Kommentar. Altes Testament, 4. Abteilg., 1. Hälfte.)

Neuerschienene Antiquariats-Kataloge von C. Troemers Universitäts-Buchhandlung (Ernst Harms) Freiburg im Breisgau.

Nr. 23. Geschichte und Geographie, Militaria. 2206 Nr.
Nr. 25. Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Volkswirtschaft. 923 Nr.
Nr. 26. Orientalia. Altklassische Philologie. 1477 Nr. (7584).

Die Kataloge werden auf Wunsch an Interessenten unentgeltlich postfrei versandt.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 11. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Die Epochen des europäischen Geld- und Münzwesens. Von G. Schmoller.

Hermann Rolletts Erinnerungen. Von Moritz Necker (Wien).

II. Bücher und Zeitschriften.

Henry Poincaré: Wissenschaft und Hypothese.

III. Allgemeine Rundschau.

Der Selbstmord der Greise von Keos. — „Ein neuer Mezzofanti.“ — Eine norwegische Akademie der Wissenschaften. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die Epochen des europäischen Geld- und Münzwesens.*)

Von G. Schmoller.

Die älteste Epoche des Verkehrs, die des Naturalgeldes, ist die Zeit, da eine Reihe von Gütern nebeneinander als Tauschmittel dient, und nur etwa die Metalle unter den neben ihnen stehenden Tauschgütern nach und nach in verschiedener Form an die erste Stelle rücken; es ist eine Zeit mit geringem Verkehr und stabilen Wertvorstellungen, eine Zeit, welche man als die Epoche der mehrfachen Waren- oder Güterwährung bezeichnen könnte, wenn wir unter Währung die Erklärung eines Tauschmittels durch Gewohnheit oder Gesetz zum allgemein anerkannten Zahl- und Tauschmittel verstehen.

a) Eine neue Epoche beginnt, wenn die Metallstücke als Münze geprägt werden, d. h. die geprägten Münzen von den Metallstücken, die als Geräte und Schmuck dienen, sich definitiv geschieden haben, beide Arten der Metallformung sich als etwas Selbständiges gegenüber treten. Wie diese Scheidung sich bei den Völkern vollzogen hat, die zuerst Münze prägten, wissen wir nicht näher. Für alle späteren Barbaren- und Kulturvölker hat sich die Scheidung in der Weise gemacht, daß sie zunächst die geprägten Münzen der Völker mit früherer Wirtschaftsentwicklung im Wege des Söldnerdienstes, des Hausier- und Grenzverkehrs, des Verkehrs von Vieh und Sklaven, von einzelnen Naturprodukten erhielten. Die rohen Stämme sahen, daß man mit solcher Münze alles kaufen könne, sie begehrten sie zunächst mehr als Schmuck- und Schatz- wie als Zahlmittel. Meist entstand mit dem Eindringen der Bronze-, Silber- und Goldmünze eine leidenschaftliche Sucht nach solchem Besitz, eine naiv-kindische Freude an denselben, wie wir das aus der deutschen Heldensage erfahren; jeder wird hochgepriesen, der durch Tapferkeit, List oder Gewalt sich solche Schätze in die Truhe sammelte. Mehr die wertvolle schwere Münze als die kleine wird zuerst begehrt; manche Völker des Ostens und Afrikas haben heute noch Maria-Theresia-Taler als ihr großes, alle möglichen Waren als ihr kleines Zahlmittel. Die fremde Münze wird als ein Produkt der höheren Kultur angestaunt, hochgeschätzt und weit überschätzt. Sie wird als geheimnisvolles Kunstwerk, ihre Herstellung als ein Vorrecht der mächtigen Kulturvölker betrachtet, von denen sie stammt. Höchstens durch besondere Verleihung glaubten die Germanenvölker in den Besitz des römischen Münzrechts kommen zu können und schlugen dann ihre ersten Münzen ganz in der Form wie die römischen.

Griechische, römische, arabische, in der neueren Geschichte die Münzen aller großen Handelsvölker haben so in weit ausstrahlender Weise bei allen möglichen Stämmen und Völkern die Anfänge eines Geld- und Münzverkehrs begründet. Auch in aller späteren Entwicklung des Geldwesens spielt das periodisch massenhaft eindringende Geld der handelsmächtigeren Völker in die Gebiete anderer, welche eines guten, eines Geldes in größeren Stücken, eines Handelsgeldes entbehren, noch eine große Rolle. Manche Regierungen haben lange Zeiträume hindurch ein gewinnbringendes Geschäft daraus gemacht, für wirtschaftlich niedriger stehende Länder, die ihr Geld überschätzten und zu hoch annahmen, zu münzen. Ein geordnetes, befriedigendes Geldwesen ergab sich durch dieses Eindringen fremder Münze kaum irgendwo auf die Dauer. Vorübergehend wurden dadurch freilich gewisse Fortschritte begründet, die aber zur Handelsabhängigkeit führten, wenn die einführenden Völker nicht selbst bald die Münze nachschlugen. Jahrhundertelang können so fremde Münzen in großem Umfange bei Barbarenvölkern zirkulieren, ohne daß eine Geldwirtschaft im neueren Sinn entsteht.

b) Aber auch wenn die Völker in primitiver Weise beginnen, selbst zu prägen, wie es die germanischen unter den Merowingern und Karolingern, den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern, sowie die meisten europäischen Staaten bis ins 12. und 13. Jahrhundert taten, wird der Zustand nicht sehr viel anders, d. h. das Münz- und Geldwesen bleibt eine Einrichtung, die sich auf wenige Orte und Kreise beschränkt, die noch keineswegs die ganze Wirtschaftsweise umgestaltet, die Naturalwirtschaft nur in einzelnen wenigen Punkten verdrängt und modifiziert. Freilich gestaltet sich diese Periode des Geldwesens verschieden, je nachdem Münzeinrichtungen und Münzrecht, Verkehr und Technik der älteren Kulturvölker in reinerer oder getrübterer Weise den Betreffenden überliefert und von ihnen aufgenommen wurden, je nachdem es sich um größere oder kleinere, zentralisierte oder lose auseinanderfallende Staatsgebiete handelt, je nachdem sie an Länder höherer Kultur direkt grenzen, mit ihnen leichten Wasserverkehr haben oder mehr isoliert sind und große Ackerbauflächen umfassen. Im ganzen zeigt aber das Münz- und Geldwesen dieser Stufe der Entwicklung doch gewisse übereinstimmende Grundzüge. Wir suchen sie zu erfassen in dem mitteleuropäischen Geldwesen des 8. bis 13. Jahrhunderts. In fast allen europäischen Staaten treffen wir nach der Völkerwanderung und bis ins 8. und 9. Jahr-

*) In diesen Tagen wird der zweite Band von G. Schmollers „Grundriß der Volkswirtschaftslehre“ veröffentlicht. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags (Duncker u. Humblot, Leipzig) geben wir aus den Aushängebogen jetzt bereits das obige Kapitel.

Die Red. der Beilage.

hundert die Nachwirkung des antiken, in der Hauptsache des römischen Münzwesens. Die römischen Münzeinrichtungen erhalten sich im fränkischen Reiche; das ausschließliche Recht der Staatsgewalt auf die Münzprägung, das Verbot jeder privaten Prägung, die Bestrafung des Falschmünzens dauern in alter Weise fort. Dem derben Realismus der Fürsten jener Tage erscheint die Münzhoheit aber vor allem als eine Einnahmequelle: das Münzregal soll den fiskalischen Münzgewinn liefern. Die Tendenz hierauf blieb der vorherrschende Zug im ganzen Mittelalter. Ohne dieses Reizmittel des fiskalischen Gewinnes würden die damaligen Gewalten nicht leicht zur Münzprägung gekommen sein. Großer politischer oder wirtschaftlicher Pflichten in bezug auf das Münzwesen waren sie sich nur ausnahmsweise bewußt. Bis ins 17. Jahrhundert blieb es allen Regierungen unbegreiflich, daß man, etwa um gutes Geld zu haben, die Kosten der Prägung aus allgemeinen Mitteln bestreiten könne. Schon der Verzicht auf einen über die Kosten hinausgehenden Gewinn ist ein Gedanke, der in seinen Anfängen erst der Renaissancezeit angehört.

Ruhte so also auch das Münzwesen der europäischen Staaten des Mittelalters auf dem wichtigsten Prinzip der staatlichen Münzhoheit, so war das Ergebnis doch meist kein erfreuliches, weil die Absicht, Münzgewinne zu erzielen, doch bald und meist überwog, und weil das Münzhoheitsrecht frühe an Große, an Städte und Korporationen aller Art weggegeben, die Münzprägung in Form der Münzpacht an Private kam und ohne rechte Kontrolle nur noch vom Standpunkt des Gewinns ausgeübt wurde, endlich auch, weil die unvollkommene Münztechnik gute Münze herzustellen kaum oder nur mit zu viel Kosten gestattete.

Immerhin ist es wunderbar, daß den Karolingern nicht nur eine für ihre Zeit erstaunliche Zentralisation des Münzwesens in den Händen der Königsgewalt gelang, sondern daß sie auch verstanden, die Münzgesetzgebung und -verwaltung so zu ordnen, daß für lange Zeiten ein relativ guter Zustand des Münzwesens eintrat, ein viel besserer als später, hauptsächlich von 1150—1300 ab. Mit den Karolingern beginnt die Zeit, da in ganz Mitteleuropa wesentlich nur Pfennige oder Denare, später auch Halb- und Vierteldenare aus Silber geprägt werden. Es ist erstaunlich, daß der Denar, welcher 800 ca. 1.7 Gramm Silber enthielt, 950 im Durchschnitt noch 1.5, 1150 noch 1.4 Gramm hatte; erst im 14. Jahrhundert stellte er sich auf ca. 0.5 Gramm und darunter. Wenn man, wie gewöhnlich, die Verschlechterung des Pfennigs auf die Münzrechtsverleihungen an Bischöfe und andere Große, auf das Selbständigwerden der Grafen in ihren Münzmanipulationen zurückführt, so hat zwar natürlich die Schwächung der zentralen Gewalt und die Lockerung der Kontrolle von oben viel dazu beigetragen; aber allein erklärt dieser Umstand die Erscheinung nicht. Er war auch 950—1250 vorhanden; warum wirkte er erst später in so starker Weise? Erst von da an, teilweise noch später, beginnt die rasche Verschlechterung der Denare und wirkt an den verschiedenen Orten so verschiedenartig. Zu Ende der Hohenstaufenzeit wiegt der Pfennig zwischen 1.4 und 0.36 Gramm und enthält zwischen 975 und 415 Tausendteilen Feinsilber.

Es will mir scheinen, man müsse zur Erklärung eine Tatsache heranziehen, die von größter Tragweite war. Alle Pfennigprägung in Mitteleuropa war von 800 bis gegen 1150 überhaupt eine ganz beschränkte. Man brauchte Pfennige gar lange eigentlich nur auf dem Jahrmarkt, später auf dem Wochenmarkt in den Städten; die Technik der Prägung war eine so unvollkommene, daß alle Pfennige in kürzester Zeit abgenutzt waren und dann nicht mehr gern genommen wurden; Pfennige anderer Orte und Märkte wollte niemand annehmen, schon weil man, isoliert lebend, das Gepräge der anderen Orte nicht kannte. So entstand zuerst im Anschluß an die Jahrmärkte die Uebung, daß man für jeden Jahrmarkt eine neue Münze prägte; in Schlesien ist noch im 13. Jahrhundert die Uebung, daß ad tria fara, dreimal jährlich, geprägt wird. Anderwärts wurde es Sitte, zweimal jährlich, dann alle Jahre neue Pfennige mit anderem Bild zu prägen. Es entstand die Gewohnheit, die bald allgemein zur Rechtssitte wurde, daß an jedem Orte, allgemein oder für bestimmte Zahlungen, besonders die wichtigen, nur die neuen Pfennige des Ortes galten. Wer fremde oder alte Pfennige brachte oder hatte, mußte sie auf der Münze gegen neue wechseln. Meist mußte man 13 alte für 12 neue Pfennige geben; an sein Silber sollten alte und neue gleich viel halten. Den Reingewinn, den der Münzherr so machte, hieß man den Schlagschatz; er betrug 8.3 Prozent; forderte man aber gar 16 alte für 12 neue, so stieg er auf 25 Prozent, wie es im 14. Jahrhundert in der Mark Brandenburg üblich war. Die Prägekosten mögen damals wohl 4—6 Prozent des Silberwertes durchschnittlich betragen haben; der Gewinn am Schlagschatz war also ursprünglich nicht übermäßig hoch; in dem Kapitular Pipins aus dem ersten Jahr nach seiner Krönung ist er freilich nur auf den 22. Solidus, also auf etwa 4.5 Prozent bestimmt.

Verfuhren also die Münzherren im übrigen redlich, hielten die neuen Denare dasselbe Silber wie die alten, so war das Recht, die Münzen jährlich zu verrufen und an ihre Stelle neue zu setzen, nicht notwendig von Uebel. Es war eine jährliche Besteuerung der Besitzer von Münzen, die es den Münzherren ermöglichte, ohne finanzielle Schädigung, ja mit Gewinn zu prägen, eine Einrichtung, die stets wieder alle alten schlechten Münzen beseitigte. Aber es war offenbar eine Institution, die nur bei dem geringsten Geldverkehr und bei einigermaßen ehrlicher Handlung erträglich blieb. Das mochte im großen und ganzen bis 1150 und 1200 der Fall sein. Die Geldzahlungen waren wenigstens nördlich der Alpen noch minimale; die Münzprägung und Ueberwachung war einfach; man hatte nur eine einzige Münze, den Pfennig. Die jährliche Verrufung und Umwechselung in neue Pfennige war da noch durchzuführen.

Als nun aber die Zahlungen und der Münzbedarf wuchsen, als größere Zahlungen im Handelsverkehr von Ort zu Ort nötig wurden und dafür Denare in sehr großer Zahl begehrt wurden, auch im weiteren Umkreis als bisher zirkulierten, da wurde die jährliche Neuprägung und Verrufung teuer und lästig, da wollten die Besitzer von Münzen die jährliche Umwechselungssteuer von 8—25 Prozent nicht mehr tragen. Man half sich mit der vom 12.—14. Jahrhundert in Deutschland weit verbreiteten Silberbarrenzahlung, zumal für den Großhandel; in Italien entstand die Großmünze neben den Pfennigen, die im 14. Jahrhundert auch über die Alpen drang. In bezug aber auf den Pfennig entsteht die allgemeine Losung, die jährliche Verrufung müsse aufhören: der denarius perpetuus wird stürmisch gefordert und durchgesetzt; früher im Westen als im Osten; doch kommen in Frankreich noch im 14. Jahrhundert, als grob fiskalische Mißbräuche, mehrmalige Verrufungen im Jahre vor. Die Städte und Stände bedingen sich ihren Bischöfen und Fürsten gegenüber eine Verrufung nur alle vier Jahre oder beim Regierungswechsel oder mit ihrer Zustimmung aus; die Städte erwerben ein Kontrollrecht über die Münze oder kaufen sie ganz zum Zwecke von deren Beseitigung. In Schlesien, Brandenburg, Dänemark dauert die alte Sitte aber bis ins 14. Jahrhundert; Braunschweig erhält erst 1412 den ewigen Pfennig.

Für die Geldbesitzer war damit ein Mißstand beseitigt; für die Münze ergab sich sofort ein neuer: der Verkehr wurde jetzt nicht mehr von der alten, abgenutzten Münze befreit; die umlaufenden Pfennige verschlechterten sich rasch maßlos; neue gute hielten sich nicht daneben. Der Münzherr verlor seine Münzeinnahme; schon um auf seine Prägekosten zu kommen, prägte er die Denare jetzt leichter als die Münzordnung besagte; wo gute Stadtverwaltungen die Münze erworben hatten, widerstanden sie wohl dieser Versuchung mehr, hatten dann aber erhebliche Kosten. Zugleich fingen die zahlreichen geprägten Pfennige damals an, über die Städte hinauszudringen; aus der Umgebung floß jetzt viel leichter als früher die schlechtere Münze der Nachbarn ein, trotz aller Verbote und Valvationen. Das erniedrigte auch den Wert des örtlichen Geldes. So ist es

wohl zu erklären, daß der Sieg des ewigen Pfennigs von 1150—1400 zugleich die Epoche der stärksten Verschlechterung seines Gehaltes ist. Er ist in Köln 1380 auf 0.076 Gramm angelangt, also auf etwa $^1/_{32}$ des karolingischen; 1280—1380 wurde das Kölner Geld, einst wohl das beste deutsche, jährlich um 2.81 Prozent schlechter (Kruse).

Die ganze Denarenepoche ist eine Zeit, in welcher Barren, Pfennige und andere Zahlmittel noch nebeneinander stehen, in der aber nur, solange der Umlauf ein ganz beschränkter war, die Denare ihren Dienst tun; als mit dem wachsenden Verkehr und der stärkeren Silberproduktion mehr geprägt werden soll, versteht man es nicht, die Kosten des Münzschlags mit den Interessen reichlicher und gleichmäßiger Prägung in Einklang zu bringen. Die in den Städten 1150—1400 siegende Geldwirtschaft bringt mit ihrer namenlosen Münzverschlechterung solche Münzwirren, Krisen, Münzrevolten und -aufstände, daß ein neuerer Schriftsteller, K. Helfferich, das Paradoxon aufstellen konnte, das gemünzte Metallgeld habe in gewisser Beziehung einen Rückschritt gegen das ungemünzte Barrengeld bedeutet. —

Ob man das heutige chinesische Geldwesen mit dem europäischen des 13. bis 14. oder des 16. bis 18. Jahrhunderts parallelisieren soll, wird man bezweifeln können; jedenfalls sehr vollkommen ist es nicht und zeigt viele Züge des älteren europäischen. Es existiert dort die alte, seit 3500 Jahren bestehende durchlochte Kupfermünze, der Cash; Gewicht und Legierung schwanken sehr; um 3 Mark zu zahlen, braucht man etwa 5 Kilogramm falscher Münzen. Im Inland werden aber die meisten Zahlungen mit ihm abgemacht. Seit 1873 prägt man in Kanton die im Fremdenhandel beliebten Dollars, seit zehn Jahren prägen einige Provinzialregierungen daneben kleinere Silbermünzen und Eindollarstücke; es existieren jetzt schon über ein halbes Dutzend verschiedene Dollars. Der Großhandel bedient sich seit lange mehr der Silberbarren von 1—100 Unzen, mit Stempeln der Prüfungsbehörde und des ausgebenden Bankiers; eine Unze reines Silber heißt ein Tael; auch deren gibt es sehr verschiedene; der wichtigste ist der Haikuan-Tael, nach dem die Seezollämter rechnen. Es ist ein Chaos von einheimischen und fremden Münzarten, das mit der Zeit verschwinden muß.

c) Die nächste klar sich abgrenzende Epoche des Münz- und Geldwesens reicht in der neueren Geschichte im ganzen vom 14. bis ins 17.—18. Jahrhundert. Es ist die Epoche der Kämpfe und tastenden Versuche, welche die Ausbildung eines vollkommenen Münz- und Geldwesens begleiten mußte. Der Geldverkehr siegt in den Städten, dringt aber daneben auch mehr aufs platte Land vor; das Rechnen in Geldpreisen wird allgemeiner, ohne doch schon die Mehrheit zu beherrschen. Die Kunst der Münzprägung macht einige Fortschritte, ist aber in ihrer Technik doch im ganzen noch unbefriedigend. Man versteht die kleinen Münzen noch nirgends ganz gleichmäßig und nirgends billiger herzustellen. Eine übergroße Zahl kleiner unvollkommener Münzstätten erhält sich, trotz der beginnenden und nach und nach siegenden Verstaatlichung und Zentralisierung des Münzrechts und der Münzprägung.

Die wichtigste Aenderung gegen früher war, daß man neben den Pfennigen und Halbpfennigen größere Münzen zu schlagen begann, zunächst das Zwölfpfennigstück (Florenz 1182—1192, Venedig 1150—1194, Frankreich 1200 bis 1300, Deutschland-Böhmen 14. Jahrhundert), die Schillinge oder Groschen; in Lübeck zuerst 1325 Doppelpfennige, 1365 Schillinge; in Straßburg 1397 die ersten Groschen. In Italien kam frühe der Doppelschilling, grosso, zu 24, bald ein solcher zu 36 und 48 Pfennigen auf; Venedig schlug zuerst die Großsilbermünze von 240 Pfennigen 1472, die das Vorbild des tirolischen und böhmisch-deutschen Guldengroschen oder Talers wurde. Der Groschen hielt ursprünglich 4.5 Gramm fein Silber (der heutige Franc 4.175), er ging freilich frühe auf ein Gewicht von 3 und 2.5 (im 14. Jahrhundert) und 1559 auf etwa 1 Gramm fein herab; sein Feingehalt sank 1300—1600 von 16 auf 8 Lot (100 auf 50 Teile). Eben deshalb wurde als eigentliche Groß- und Handelsmünze zuerst von Florenz (1252), dann von Venedig (1284), im 14. Jahrhundert von sehr vielen Münzherren der Goldgulden geprägt, der viel leichter gut zu prägen und in gleichem Gewicht und in gleicher Feinheit zu erhalten war. Ursprünglich 3.53 Gramm fein Gold, blieb er bis 1400 auch im Norden auf 3.4, war am Rhein freilich 1500 2.5; dabei blieb er; der venezianische Goldgulden oder Dukaten (Zechine) blieb 1282—1797 auf etwa 3.55 bis 3.49. Der Goldgulden war ursprünglich als ein Aequivalent von ein Pfund Pfennigen (240, oder 20 Schillingen) für den größeren Handel geschaffen worden; sein Stellvertreter in Silber, seit 1484 in Tirol, später allgemein in Deutschland als Guldengroschen oder Taler geschlagen, erhielt sich auch als Spezies- und Konventions-, als Krontaler lange gut, sank nur von 27.4 auf 23 bis 25.5 Gramm fein herab, um freilich dann im preußischen Taler 1750 auf 16.7 Gramm fein Silber zu gehen. Der amerikanische Dollar mit 24, der russische Rubel mit 18 Gramm fein Silber sind ebenfalls Ableger des Spezies- oder Konventionstalers.

Seit so die Groß- und die Kleinmünze nebeneinander bestanden, suchte der Großhandel mehr und mehr in der besseren, billiger zu prägenden, weniger abgenutzten Großmünze seinen Verkehr abzumachen. Es war damit für diese Geschäfte eine solide Basis gewonnen, wo die Großmünze in genügender Menge vorhanden war. Es lag darin ein großer Fortschritt. Die Städte und Gebiete mit relativ früher und reichlicher Prägung von Großmünzen waren die, welche mit durch diese Einrichtung wirtschaftlich am schnellsten vorankamen. Die Großmünze, von gewissen Handelszentren aus sich verbreitend und erst lange nach ihrer Verbreitung von den lokalen Münzgewalten nachgeprägt, hatte so von Anfang an einen interlokalen und internationalen Charakter. Der Goldgulden ist im 14. bis 15. Jahrhundert fast eine europäische Münze.

Lag in der längeren Erhaltung von Gewicht und Feinheit der Großmünze und in der besseren Sicherung aller Zahlungen durch sie, sowie in der Erleichterung des großen Handels der Fortschritt des europäischen Münzwesens vom 13. bis 17. Jahrhundert, so war die Kehrseite doch nicht minder ins Gewicht fallend; ja, wir werden sagen können, daß sie in der Mehrzahl der Gebiete und Zeiträume überwog. Das Problem war ein unendlich viel schwierigeres dadurch geworden, daß nun Groß-, Mittel- und Kleinmünze, Gold- und Silbermünze nebeneinander zirkulieren sollten und zwar so, daß diese verschiedenen Münzen ein System ausmachten, daß der Goldgulden einen festen Wert in Groschen und Pfennigen habe, daß bei der bis ins 16. Jahrhundert fortdauernden Rechnung in Pfennigen die Silber- und die Goldgroßmünze, die ja ursprünglich als 12- und 240-Pfennigstück gedacht, aber schnell im Wert der Pfennige gestiegen war, doch auch später in irgend welcher festen und sichern Relation zu den Pfennigen bleibe. Das wurde nur unter besonders günstigen Verhältnissen und vorübergehend erreicht. Die Verschlechterung des Pfennigs dauerte überall fort. Er war 1400 etwa $^1/_{800}$, 1524 $^1/_{2016}$, 1551 $^1/_{2772}$ der feinen Mark. Die silberne und goldene Großmünze, aus der Fremde stammend, konnte ihre Handelsfunktion nur erfüllen, wenn man fortfuhr, sie so gut zu prägen wie in ihrer Heimat. Nun sollte sie aber mit der kleinen Ortsmünze in feste Relation gebracht werden; das war nur möglich entweder durch eine Verbesserung dieser, die wegen der vorherrschenden Preise und der Nachbarn ausgeschlossen war, oder durch eine Verschlechterung jener, zu der man nach und nach auch schritt, wie man den rheinischen Gulden absichtlich leichter prägte, erleichterte, um ihn dauernd im 15. Jahrhundert auf 24 Albus oder Großsilberstücke zu halten. Aus diesem Kampf zweier entgegengesetzter gleichberechtigter Interessen kam man nicht heraus. Und dazu kamen weitere Schwierigkeiten. Je größer das Bedürfnis an Münzen wurden, desto schwieriger war für alle Münzherren ohne Bergwerke die Edelmetallbeschaffung. Bis ins 18. Jahrhundert haben stets wieder die meisten Münzherren ein, fünf, zehn und mehr Jahre lang den Münzhammer aus diesem Grunde ganz oder fast ganz ruhen lassen müssen.

Die Normierung des Münz- und Geldwesens durch Instruktionen und Ordnungen wurde in dem Maße schwieriger, als es sich nicht mehr um die örtliche Angelegenheit eines städtischen Marktes, sondern um die ganzer Gebiete und Staaten mit verschiedenen Zuständen und Interessen handelte, und als man mehr und mehr durch die Münz- und Geldzustände der Nachbarn mit berührt wurde. Die Zersplitterung des Münzrechts wurde jetzt erst ein Uebel ohne Gleichen; sie zu beseitigen gelang nur langsam an einzelnen Punkten. Und dabei dauerte die alte Finanzvorstellung, daß die Münze einen fiskalischen Gewinn geben solle, nicht nur fort; sie erhielt durch die größeren Prägungen einerseits, die wachsenden Finanznöte der Fürsten andrerseits vom 14. Jahrhundert an noch einen Antrieb stärkster Art zur Geltendmachung; man sah jetzt, daß man durch schlechteres Geld, dem man den Stempel des alten, bessern ließ, Tausende, ja bereits Millianen im Moment schaffen könne; und die Versuchung hierzu war um so größer, je schlimmer die Finanznot und je stärker die Regierungsgewalt war. Die heute noch nicht verschwundene theoretische Vorstellung, daß der fürstliche Stempel dem Edelmetall seinen Münzwert gebe, war damals noch viel verbreiteter, und sie wurde stets erst Lügen gestraft nach Monaten und Jahren, nicht im Augenblick. Nimmt man alle diese Momente zusammen, so bereift man, wie unendlich schwierig es gerade vom 14. bis 18. Jahrhundert war, zu einem gesunden Münzwesen zu kommen, wie so mit der Großmünze zunächst eher eine Zunahme als Abnahme der Münzwirren und -krisen eintrat.

In Italien halten Florenz und Venedig in ihrer Blütezeit wohl ein gutes Geldwesen; aber im übrigen und vollends im 16. bis 18. Jahrhundert waren die italienischen Münzzustände geradezu haarsträubend. In Frankreich hatte die Krone das Münzwesen früh zentralisiert, dafür waren aber auch die fiskalischen Mißbräuche im 14. Jahrhundert und auch später oft wieder sehr schlimm. In England hatte die starke Königsgewalt und ihre frühe Ausbildung dem Lande bis etwa 1353 ein gutes gleichmäßiges Silbergeld erhalten; dann folgten auch schlimme Münzfußerleichterungen, am brutalsten 1549 bis 1552; von da an hat England sich durch ein im ganzen gutes Geldwesen ausgezeichnet, wenn es auch noch manche Anstöße und Münzwirren erlebte. In Deutschland haben einzelne Erzbischöfe und Städte, wie Köln, Straßburg, Lübeck, Erfurt, Nürnberg, für einige Generationen wohl im Laufe des 13. bis 16. Jahrhunderts sich ein leidliches Geldwesen im engsten Kreise erhalten, aber sie scheiterten immer wieder durch die Berührung mit dem Münzwesen ihrer Nachbarn; ein Heer von Münzverträgen und Münzvereinen sollte Besserung bringen, hat auch im einzelnen viel gebessert, im ganzen aber die mangelnde einheitliche Staatsgewalt und Münzhoheit nicht ersetzen können. Von 1350 bis 1450 waren alle deutschen Stadtgebiete schon viel zu klein für eine selbständige Münzpolitik geworden. Die Fürsten suchen von 1400 an das Münzwesen in den größeren Territorien rechtlich und faktisch zu zentralisieren. Nur wenigen Ländern mit guter Verwaltung, hauptsächlich denjenigen mit Silberbergwerken, gelingt es, für ein paar Jahrzehnte wieder mal Ordnung zu schaffen. Das Reich sucht durch die Münzordnungen von 1524, 1551 und 1559 einzugreifen, und besonders die letztere und die kreismäßige Kontrolle, die in dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die einzelnen Münzstätten zu beaufsichtigen beginnt, schuf gewisse Fortschritte, freilich um dann wieder 1617 bis 1625 ganz zu versagen. Und von 1650 bis 1800 ist es nur in wenigen großen deutschen Staaten, hauptsächlich in Sachsen, Hannover, Oesterreich und Preußen, daneben in Bremen und Hamburg gelungen, zu erträglichen Geld- und Münzzuständen zu kommen. In den kleinen deutschen Staaten hörte man von 1500 bis 1800 teilweise und zeitweise ganz zu prägen auf, und es drang dann massenweise schlechtes fremdes Geld, hauptsächlich holländisches und französisches, ein; schweres gutes Geld prägte man wenig; übermäßig leichtes da und dort bis 1837.

(Schluß folgt.)

Hermann Rolletts Erinnerungen.*)

Der vor kurzem dahingegangene Hermann Rollett der Nestor unter den deutsch-österreichischen Poeten. Er bei seinem Tode im 85. Lebensjahre. Dem vierjäh Knaben hatte noch Kaiser Franz bei einer zufälligen B mung in Baden, dem nahe bei Wien gelegenen Badear Rollett geboren wurde und starb, den blonden Krauslor strichen. Rollett hatte noch Beethoven mit eigenen A gesehen, mit Helmina v. Chézy und Karoline Pichler Andreas Streicher, dem Freund und Fluchtgenossen Sch und mit dem berühmten Altwiener Porträtmaler Lamp sprochen und verkehrt.

Wenn ein so alter Mann seine Erinnerungen n teilen anfängt, dann horchen wir Jungen, die wir nicht mal mehr Grillparzer selbst gesehen haben, pietätvoll auch wenn er Geringfügiges erzählt. Das lebendige Geschichte hat doch seinen besonderen Reiz! Und Roll ein großes Stück solcher Geschichte, denn er hat wirklic gesehen und miterlebt. In Baden, das vor einem halben J hundert zwar weniger „Weltkurort" als heutzutage dafür aber mit seiner anmutigeren Einsamkeit bede Persönlichkeiten mehr als heutzutage heranzog — Beet und später Grillparzer verbrachten wiederholt lange Son wochen daselbst —, fand der heranwachsende junge D öfter Gelegenheit, berühmte Männer kennen zu lernen, schon sein Vater Heroenkultus pflegte. Der Vater R war ein angesehener und vielbeschäftigter Arzt in Bade eine große Lust am Sammeln naturwissenschaftlicher, k und kunsthistorischer Denk- und Sehenswürdigkeiten hatt den Grundstock zu jenem heute schon recht stattlichen M legte, das sein Sohn Hermann weiter ausgebaut un Stadt Baden geschenkt hat. Als Arzt und als Muse inhaber kam der alte Rollett mit berühmten Persönlich in Beziehung, von denen er sich oft auch Autographen sonst ein sinnliches Denkzeichen ihres Besuches erbat, diesen Sammeleifer und Menschenkultus vererbte der auf den Sohn. Hermann Rollett studierte Ende der Jahre Naturwissenschaften und Philosophie an der W Universität, und da er frühzeitig mit flotten, sang lyrischen Gedichten herausrückt, geriet er schon in Studentenjahren in die Wiener Literarische Gesell wurde Besucher jenes in der Wiener Literaturgeschicht Vormärz oft genannten „silbernen Kaffeehauses" auf Neuen Markt, wo Lenau so fleißig Billard spielte, Anas Grün und Bauernfeld sich gern trafen, so daß er auch bescheidener Weise — ihre persönliche Bekanntschaft m 1842 veröffentlichte er seine erste Sammlung lyrische dichte „Frühlingsboten aus Oesterreich", die ihm das rarische Bürgerrecht sicherte, aber auch zum „Zensurs ling" machte. Es war die Zeit kurz vor Ausbruch des mes im Jahre 1848, in der so viele jungösterreichische S steller das „vermetternichte" Oesterreich verließen, u draußen für die Freiheit in Oesterreich zu kämpfen, man innerhalb der schwarzgelben Pfähle nicht sagen drucken lassen durfte, schrieb und druckte man in Leipzig, aber Hamburg, und die flüchtigen Broschüren oder auch als zwanzigbogigen Pamphlete wurden in Massen nach Ö reich hineingeschmuggelt, die Polizei war ohnmächtig da 1845 verließ Rollett die Heimat, kam zunächst nach Je damals der hochbegabte, aber innerlich nicht ganz feste P Publizist Franz Schufelka lebte und schrieb, und führ nun ab zwanzig Jahre lang ein freies Schriftstellerlebe ihn nach Leipzig, Hamburg, München, Hildburghausen, F furt a. M., Stuttgart, Zürich und weiß Gott nach überall führte. Ein liebenswürdiges, bescheidenes N mit dem echten, frischen, leichten Künstlerblut des S reichers, anschmiegsam, leicht produktiv, mit offenen A und (wie es scheint) durch die guten Verhältnisse Vaters auch in der fernen Fremde jedenfalls vor bitter geschützt, machte Rollett auf dieser langen Wanderscha Menge interessanter Bekanntschaften, die bald mehr

*) Begegnungen. Erinnerungsblätter (1819—189 Hermann Rollett. Wien 1905. Verlag C. W. Stern handlung L. Rosner).

Digitized by Google

weniger intim waren, und davon berichten nun die fünfzig Kapitel seiner „Begegnungen".

Wenn man nur die Liste der Persönlichkeiten liest, die er Aug in Auge kennen lernte, wird man schon als Freund deutscher Literaturgeschichte neugierig. Einige Namen wurden schon genannt. Aber Rollett hat schon von Wien aus für Gutzkows „Telegraphen" korrespondiert, und als er ihn 1846 in Frankfurt a. M. öfters besuchte, war er gerade an dem Abend dabei, wo dieser seine in Paris vollendete Tragödie „Uriel Acosta" zum erstenmal seiner Familie vorlas. In derselben Stadt saß er mit Schopenhauer häufig an derselben Table d'hote im Gasthof zum Schwan und konnte sehen, wie die Philister den altmodisch gekleideten, einsilbigen Philosophen ironisch betrachteten, wie aber auch dieser sich über die Dutzendmenschheit belustigte. 1841 machte er in Baden die Bekanntschaft Dingelstedts, der zu jener Zeit seine sensationellen Briefe über die Wiener Zustände für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" schrieb; später sah Rollett Dingelstedt in Stuttgart wieder, wo er auf seine höfische Stellung nicht wenig stolz geworden war. 1811 las Ernst v. Feuchtersleben, einer der wenigen bedeutenden Aesthetiker des Wiener Vormärz, Rolletts erste Gedichtsammlung im Manuskript und schrieb ihm darüber einen sehr verständigen Brief, der heute noch jungen Lyrikern lehrreich sein kann, und der hier zum ersten Druck gelangt. 1844 war Rollett zufällig in Stuttgart gerade dabei, als Lenau im Hause der Hofrätin Reinbeck beim Ausbruch seines Wahnsinns einen Selbstmordversuch machte und die gute Emilie selbst den unglücklichen Freund von der Schnur befreite, die er um den Hals hatte. Acht Jahre vorher (1836) hatte er der von seinem Vater vorgenommenen Obduktion der Leiche Ferdinand Raimunds nach seinem Selbstmorde in Gutenstein beigewohnt; er gibt darüber interessante Mitteilungen. Im selben Jahre, 1844, besuchte er Kaulbach in München, der gerade an der „Zerstörung Jerusalems" arbeitete und dem jungen Oesterreicher, der ihm gut gefiel, die Zeichnungen zum „Reineke Fuchs" auf den Weg nach Stuttgart mitgab, da er sie nicht der Post anvertrauen wollte. Hier lernte er auch den damals literarisch allmächtigen Wolfgang Menzel kennen, der seine „Frühlingsboten" sehr ausführlich und charmant im „Morgenblatt" besprochen hatte. Der Goethe-Feind und Franzosenfresser machte mit seiner behäbigen Persönlichkeit einen sehr freundlichen Eindruck auf den jungen dankbaren Poeten. In Weinsberg besuchte Rollett den liebenswürdigen Geisterseher Justinus Kerner, mit dem er schon von Wien aus in Briefwechsel stand und der ihn mit überströmender Wärme einige Tage bei sich behielt. Kerner vermittelte die Bekanntschaft mit David Friedrich Strauß in Heilbronn, der damals noch in glücklicher Ehe mit Agnes Schebest lebte und ihm in sein Gedenkbuch das Autograph spendete: „Die Geschichte Jesu ist eine heilig schöne Dichtung des Menschengeschlechts." 1866 schrieb ihm Strauß noch einen lesenswerten Brief über seinen Versuch, das „Hohe Lied" der Bibel neu zu bearbeiten; Strauß äußert hier das Bekenntnis, daß er gerade diesem Teile der biblischen Dichtung nie habe „rechten Geschmack abgewinnen können". Durch seinen Freund Schufelka, der schon in den publizistischen Anfängen sich für die religiöse Bewegung interessierte, geriet Rollett in Beziehung zum Begründer des Deutschkatholizismus Johannes Ronge; doch nahm er selbst an dieser Bewegung nicht Anteil. In Weimar machte Rollett 1846 die Bekanntschaft des persönlich ebenso wie seine Märchen entzückend naiven Dichters Andersen, ferner Franz Liszts, der damals als Liebling der Großherzogin und Kapellmeister dort lebte, zugleich im Verkehr mit der Fürstin Wittgenstein. Der spätere Abbé Liszt führte damals ein genialisches Künstlerleben, von dessen heiterem Uebermut Rollett ein lustiges Stücklein erzählt. Auch mit Richard Wagner kam er 1852 in Zürich in recht nahen Verkehr. Der Komponist war hier dauernder Gast der reichen Frau Escher und arbeitete an seiner Nibelungen-Tetralogie. Auf den Morgenspaziergängen trafen sich Wagner und Rollett, und dieser war wohl einer der ersten Menschen, dem er das schöne Frühlingslied aus der „Walküre": „Winterstürme wichen dem Wonnemond" ... unmittelbar nach der Konzeption mitteilte. Rollett versuchte gegen die Verse der Nibelungen kritische Bedenken zu erheben, aber Wagner hörte darüber hinweg. Mit noch einem anderen berühmten Komponisten kam Rollett in Berührung: mit Robert Schumann. Seine Frau Klara hatte einen Zyklus von Rolletts Gedichten komponiert, die seither viel bekannt worden sind; Robert wollte eine Ballade von ihm haben. Aber der „Schwedische Reiter" — ein packendes Nachtstück — den Rollett eigens zu dem Zwecke schrieb, erschien dem Musiker zu gräßlich, und er lehnte die Komposition in einem geradezu leidenschaftlich erregten Briefe ab, der dem Memoirenschreiber leider abhanden gekommen ist. Kurz nach diesem Briefe, Ende Februar 1854, erhielt er die Nachricht, daß Schumann sich in einem Wahnsinnsanfalle in den Rhein stürzte und — gerettet — in eine Heilanstalt übergeführt werden mußte. ...

Man sieht: des Interessanten genug, noch ohne daß wir alle fünfzig „Begegnungen" erschöpft hätten, was gar nicht unsere Absicht sein kann. Die einzelnen Kapitel sind weder im Inhalt noch in der Form gleichwertig. Die zwei Seiten über Johann Peter Eckermann z. B. sind ein wahres Kabinettstück schlichter und präziser Charakteristik; Kapitel wie das über Ada Christen hätten füglich wegbleiben können. Eine in ihrer diskreten Ironie meisterhafte Zeichnung ist die vom Kaiser Franz; unausgearbeitet, bloß eine Aneinanderreihung von Briefen, ist der Abschnitt über Schufelka. Man sieht's den einzelnen Stücken an, daß sie zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, und Rollett schrieb in jüngeren Jahren eine feinere Prosa als im hohen Alter, wo er sich im Gestrüppe verwickeltster Partizipialkonstruktionen oft bis zur Atemlosigkeit verwirrt. Das muß man eben, da er sonst doch so viel Anziehendes bietet, mitnehmen. Ebenso das verzeihliche Bestreben des als Dichter nicht zur gewünschten reichen Anerkennung gelangten Memoirenschreibers, seine gelegentlich entstandenen Gedichte auf die ihm befreundeten Persönlichkeiten neu zur Geltung zu bringen. Viele darunter sind in der Tat schön oder doch charakteristisch; oder die Grillparzers geliebte Person gewidmeten Gedichte sind just am schwächsten geraten, weil sie schon im vorgeschrittenen Alter Rolletts entstanden. Im ganzen aber muß man auf die „Begegnungen" das Urteil anwenden, das der berühmte Biograph Beethovens, A. W. Thayer, über Rolletts Büchlein „Beethoven in Baden" in einem Briefe an den Verfasser fällte, den er jetzt publiziert. Thayer schrieb: „Es freut mich auch besonders, daß Sie die kleinen Tatsachen gesammelt haben und herausgaben, so anspruchslos und ohne alles „Poetisieren". In den Händen eines anderen, welcher alles aufgeputzt hätte, hätte die Arbeit keinen Wert; wie Sie es gemacht haben, ist es nicht nur interessant, sondern auch wertvoll."

Wien. Moritz Necker.

Bücher und Zeitschriften.

Wissenschaft und Hypothese. Von Henri Poincaré. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. u. L. Lindemann. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. XVI und 342 S.

Das Buch des bekannten französischen Mathematikers beschäftigt sich in sehr umfassender Weise mit der Frage nach dem Wert und der Tragweite der naturwissenschaftlichen Hypothesen. Das Wort „Hypothese" muß dabei freilich in einem weiteren Sinn als üblich genommen werden, insofern Poincaré auch oder vielmehr gerade in erster Linie die elementaren Grundvoraussetzungen jeder mathematisch-physikalischen Theorie behandelt. Ich charakterisiere kurz die Fragestellung der einzelnen Kapitel. In der Arithmetik stellen wir Gesetze über mathematische Größen auf. Ist die Schlußweise, die uns von einem dieser Sätze zum anderen führt, die der gewöhnlichen Deduktion, oder müssen wir von einer — von der physikalischen verschiedenen, aber ebenso fruchtbaren — mathematischen Induktion reden? Von der reinen Arithmetik führt der Weg zur Geometrie: Die Euclidische Geometrie setzt gewisse Axiome voraus; dürfen wir auf Grund irgend welcher Tatsachen behaupten, daß diese Axiome die richtigen und die auf sie gebaute Geometrie (im Gegensatz zu den „nichteuclidischen" Geometrien von Lobatschefsky, Riemann u. s. w.) die wahre sei? Weiter: Wie stehen die Grundgesetze der klassischen Mechanik — das Trägheitsgesetz, das Prinzip der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung und im Anschluß daran: Wie steht das Gesetz von der Erhaltung der Energie zur Erfahrung und zum Experiment? Endlich: Welches Ziel verfolgt die mathematische Theorie der physikalischen Erscheinungen

überhaupt und in welchem Sinne können die physikalischen Hypothesen im engeren Sinn, die Annahme von Wellenbewegungen des Aethers oder die kinetische Gastheorie etwa, zur Erreichung dieses Zieles dienen? — Alles das sind Probleme, denen man gerade heute ein besonderes und immer steigendes Interesse entgegenbringt, und zwar nicht nur bei solchen, für die die Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen Fragen Berufssache, sondern ganz besonders bei Naturwissenschaftlern und naturwissenschaftlich gebildeten Laien. Umsomehr ist es bemerkenswert, daß hier ein Gelehrter sich der eingehenden Behandlung dieser Fragen unterzieht, dem wir schon eine Anzahl wichtiger Arbeiten auf dem Gebiet der theoretischen Physik verdanken, und dem infolgedessen auch eine Fülle von Beispielen aus allen Teilen der physikalischen Wissenschaft zu Gebote steht. Gerade diese Beispiele — meist sind sie der Optik und Elektrodynamik entnommen — erhöhen die Klarheit der Ausführungen sehr. — Was die Resultate angeht, so sei kurz hervorgehoben, daß Poincaré die Grundsätze der Mechanik als Definitionen ansieht, die zwar zuerst an der Hand der Erfahrung gefunden, dann aber absolut gesetzt und so zum festen, definitorisch festgelegten Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Betrachtung geworden seien. Aehnlich werden die Axiome der Geometrie als Definitionen charakterisiert, die uns nicht die allein richtige, sondern nur die einfachste und bequemste Geometrie gewährleisten. Der Zweck der Naturwissenschaft ist es, die Tatsachen unter Gesetze zu bringen, ihre Hypothesen sollen nur Wert besitzen, soweit sie als Hilfsmittel zu diesem Zweck in Betracht kommen. — Auch wer diesen Resultaten nicht beizustimmen vermag, wird durch die klaren und sicheren Darstellungen Poincarés Belehrung und Anregung gewinnen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß wir von dem 1902 erschienenen Original in diesem Jahr eine vorzügliche Uebersetzung von berufener Seite erhalten haben. Sie stammt von dem bekannten Münchener Mathematiker Prof. F. Lindemann her, der das Buch zugleich mit einer großen Anzahl von Anmerkungen und Literaturnachweisen, die namentlich für den deutschen Leser von Interesse sind, versehen hat. Nicht unerwähnt soll endlich bleiben, daß die deutsche Ausgabe eine vortreffliche Ausstattung erhalten hat und für einen erstaunlich geringen Preis zu haben ist. v. A.

Allgemeine Rundschau.

Der Selbstmord der Greise von Keos.

In der „Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Freiburg i. Br.“, aus der schon eine größere Anzahl interessanter und belehrender Vorträge durch den Druck weiteren Kreisen zugeführt worden ist, hielt vor einiger Zeit der bekannte Freiburger Altphilologe und Vater der wissenschaftlichen griechischen Folklaristik Bernhard Schmidt einen sehr beachtenswerten Vortrag über den Selbstmord der Greise von Keos, der nunmehr in einem der letzten Hefte der „Neuen Jahrbücher f. d. klass. Altertum ꝛc.“ erschienen ist. Wie die Leser der Beilage aus den Aufsätzen von Winternitz (Beil. vom 6. Nov. S. 252) ersehen haben, sind die Gründe, warum viele Naturvölker ihre alten Leute, sowie Kranke und Schwache im Stiche lassen oder gar töten, Hunger und Elend. Auf die durch Quellenreichtum, herrliches Klima und große Fruchtbarkeit und berühmte Dichter und Denker ausgezeichnete kleine Insel Keos kann dieser Grund nicht passen; Schmidt weist nach, daß diese Sitte von den alten lakrischen Einwanderern herrühren muß und daß mit der fortschreitenden Kultur die gewaltsame und unfreiwillige Tötung der Greise sich in eine freiwillige verwandelte, die bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert fortdauerte. Ein Ueberrest einer früheren und niedrigeren Kulturstufe bleibt als Ueberrest innerhalb einer höheren Kultur, in die er durch Gewohnheit hinübergetragen worden, welche ihn, als ihr zuwiderlaufend, niemals aus sich selbst hervorgebracht haben würde. Aber ein solcher Brauch kann trotz seines barbarischen Ursprungs ein Stück der Volksmoral werden und tiefe Wurzel fassen. So verstehen wir, wie der berühmte, aus Keos stammende Mediziner Erasistratos, fern von der Heimat der Sitte der Väter gedenkend, als er im Alter von einem bösartigen Geschwür am Fuße befallen wurde, mit dem Ausruf: „Gut, daß ich meiner Heimat mich erinnere,“ sein Leben durch einen Schierlingstrank endete. Arier und Nichtarier übten den Gebrauch der Greisetötung, und im äußersten Nordosten Sibiriens bei den sogenannten Renntier-Tschuktschen, im Stromgebiete des Anadyr, ist es noch gegenwärtig Sitte, die Greise und Kranken zu töten, um ihnen lange Leiden und schweren Todeskampf zu ersparen. Ein solcher Tod gilt einem Jeden dieses Stammes als das natürlichste Ende seines Daseins und er sieht seine Tötung, über die er selbst das Nähere mit vollkommener Ruhe anordnet, als den letzten und größten Liebesdienst an, den seine Verwandten und Freunde ihm erweisen können. — Im Gegensatz zu Winternitz bezieht Schmidt die Redensart „sexagenarii de ponte“ und „depontani senes“ sicher auf die Tötung der Greise; „sie läßt keine andere Deutung zu, und der wahre Sachverhalt, auf den noch Cicero in einer seiner früheren Reden mit voller Deutlichkeit Bezug nimmt, ist nur dadurch verdunkelt worden, daß man nachmals aus Scham über einen so barbarischen Gebrauch der Altvorderen, wie die Ertränkung der Sechzigjährigen im Tiberstrom ist, eine andere Erklärung für jene Ausdrücke aufstellte, oder das gar nicht dahingehörige viel spätere Argeeropfer damit in Berührung brachte.“ — Indem ich auf die Schmidtsche Abhandlung und ihre reichen Quellenangaben aufmerksam mache, will ich selbst noch einen Hinweis anführen, der vielleicht noch nicht dazu herangezogen worden ist: Wenn man an diese Sitten und ihre weite Verbreitung denkt, so wird das peinigende Gefühl gemildert, das den modernen Menschen überschleicht, wenn er in der Euripideischen Alkestis hört, wie nicht nur Apollon und das Opfer Alkestis, sondern auch der eigene Sohn Admet die alten Eltern mit Vorwürfen überschüttet, daß sie sich dem Thanatos nicht als Ersatz für Admet stellten.

M.

„Ein neuer Mezzofanti.“

Eine ganz besondere Ueberraschung brachte die letzte Festsitzung der angesehensten wissenschaftlichen Körperschaft Italiens, der Accademia dei Lincei in Rom, für die gesamte gelehrte Welt. Der Königspreis auf dem Gebiete der Sprachforschung im Betrage von 10,000 Francs wurde einem bisher selbst in den philologischen Kreisen seines engeren Vaterlandes gänzlich unbekannten Gymnasiallehrer, dem Professor des Griechischen an dem Lyzeum in Cuneo, Alfredo Trombetti, für eine sprachvergleichende Arbeit, die von der größten Bedeutung zu sein scheint, einstimmig verliehen. Diese, vier große Manuskriptbände umfassende Arbeit behandelt die genealogischen Zusammenhänge zwischen den Sprachen der alten Welt (Nessi genealogici fra le lingue del mondo antico) und führt, nach dem Urteile der Preisrichter, auf Grund einer sicheren sprachvergleichenden Methode und mit genialem Scharfblicke ein Problem, an dem sich bisher schon die größten Glottologen und Philologen vergebens versucht haben, nämlich die ursprüngliche Einheit der indo-europäischen, hamitischen und semitischen Sprachzweige, seiner Lösung entgegen. Der Verfasser beherrscht nicht nur die klassischen Sprachen des Altertums aus dem Fundament, sondern zieht auch die indischen, iranischen, semitischen, uramerikanischen und urafrikanischen Idiome mit dem weitesten Ueberblick über ihre Bestände zu seiner vergleichenden Kritik heran. Der hervorragende italienische Sprachforscher Graziadio Ascoli, dem die Arbeit des auch ihm vorher unbekannten Gymnasiallehrers zur Beurteilung vorlag, erkannte sogleich ihre große Bedeutung und unterbreitete sie, um auch von anderer autoritativer Seite eine Bekräftigung seiner Ansicht in den Händen zu haben, dem bekannten deutschen Meister auf dem Gebiete der Sprachvergleichung, Hugo Schuchardt in Graz. Das Urteil Schuchardts, das in der die Preisverteilung erledigenden Kommissionssitzung der Akademie bei Lincei verlesen wurde, bestätigte durchaus die Meinung Ascolis von der philologischen Meisterschaft, die sich in der vorgelegten Arbeit offenbare, und sprach sich im besonderen voll Bewunderung darüber aus, daß Trombetti auch das verwickelte Gebiet der kaukasischen Idiome, auf dem bekanntlich der Grazer Sprachforscher grundlegende Studien gemacht hat, mit vollkommener Klarheit be-

herrliche. — Alfredo Trombetti, dessen Namen durch dieses preisgekrönte Werk mit einem Male aus dem Dunkel aufgetaucht ist, steht jetzt im 39. Lebensjahre. Er stammt aus einer sehr armen Handwerkerfamilie in Bologna und war bis in sein 16. Jahr Barbierlehrling. Durch Selbststudium hatte er sich schon als Knabe die Kenntnis nicht nur der modernen europäischen Sprachen, sondern auch des Persischen erworben und dadurch die Aufmerksamkeit einiger Bologneser Professoren, darunter auch Carducci und Gandino, auf sich gezogen. Diese ermöglichten es ihm, das Gymnasium und die Universität zu besuchen und das Lehrerdiplom zu erwerben. Unter den größten Entbehrungen vollendete er seine Studien und begann dann eine dornenreiche, schlecht bezahlte Laufbahn als Gymnasiallehrer in den verschiedensten Provinzen seines Vaterlandes. Dem bekannten Gräcisten Cavazza, der als Schulinspektor auf ihn aufmerksam geworden war, verdankte er vor einigen Jahren seine Beförderung zum Professor des Griechischen am Lyzeum in Cuneo. Dort arbeitete er in den freien Stunden, die ihm sein Amt und eine zahlreiche Familie ließen, das große Werk aus, das jetzt die Augen der philologischen Welt auf ihn gezogen und ihm, aus dem Munde des Berichterstatters in jener Festsitzung der Lincei, Ernesto Monaci, den Beinamen „eines zweiten Mezzofanti" eingetragen hat. Schon hat sich die Universität seiner Vaterstadt Bologna bei dem Unterrichtsminister darum bemüht, daß für ihn eine Professur für vergleichende Sprachen dort errichtet werde.

*

Eine norwegische Akademie der Wissenschaften.

-bra- Auf Vorschlag des bekannten Geologen Prof. Brögger wird demnächst aon norwegischen Gelehrten eine freie Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen werden. Der Organisationsplan schließt sich im allgemeinen demjenigen der „Soenska Vetenskaps-Akademie" in Stockholm an, die zu Ausgang des 18. Jahrhunderts aon Linné, Rudbeck und Altströmer errichtet wurde. Es werden einstweilen vier oder fünf Akademieplätze eingerichtet werden, deren jeder mit einem fixen Gehalt von 7000 Mark dotiert werden soll. Man rechnet darauf, daß ein Teil der Verwaltungskosten durch regelmäßige Staatszuschüsse gedeckt werden wird, während die übrigen Ausgaben, darunter auch die stipulierten Gehaltsbezüge, aus den Erträgen des sogenannten Nansenfonds bestritten werden. Der im Jahre 1896 mit ziemlich bescheidenen Mitteln etablierte Nansenfonds hat in den letzten Jahren mehrfache bedeutende Zuwendungen aon privater Seite (auch aon Schweden aus) erhalten, so daß bei der jüngsten Rechenschaftslegung nur noch annähernd 38,000 Mark an einer Million fehlten. Auch dieser Restbetrag ist inzwischen mittelst privater Sammlungen beschafft worden, und in akademischen Kreisen glaubt man nunmehr den Zeitpunkt gekommen, daß mit der Nutzbarmachung der reichen Ernteerträge im Sinne der Stiftungsvorschriften praktisch aorgegangen werde. Ein besonderes Augenmerk ist bei der Aufstellung des akademischen Arbeitsplanes auf die Bestrebungen der internationalen Nobelstiftung gerichtet worden, aor allem auf den auf Norwegen entfallenden Teil des schwedischen Vermächtnisses, welcher der Förderung der Friedensbewegung gewidmet ist. Es werden zu diesem Ende besondere Fächer im Völkerrecht, internationalen Privatrecht, Soziologie, allgemeine Rechtsgeschichte und Aehnlichem etabliert werden. Bei Besetzung der betreffenden Dozenturen dürfte in Uebereinstimmung mit den Satzungen des Nobeltestaments in erster Reihe auf den internationalen Charakter des Instituts Rücksicht genommen werden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ein geophysikalisches Observatorium ist, wie die Meteorologische Zeitschrift meldet, auf Anregung des Italienischen Alpenvereins mit Unterstützung der Königin Margherita, des Herzogs der Abruzzen und des italienischen Ackerbauministeriums in 4560 Meter Meereshöhe auf dem Monte Rosa vollendet worden. Es ist nächst dem von Vallot auf dem Montblanc errichteten das höchste Bergobservatorium Europas; seine Tätigkeit wird in diesem Sommer beginnen. Ein Assistent, der im Sommer beständig, im Winter, wenn das Wetter es erlaubt, auf dem Observatorium wohnen wird, soll nicht nur die meteorologischen, sondern auch die physikalischen Beobachtungen ausführen. Das Observatorium und die dazu gehörige Asylhütte werden nicht nur italienischen, sondern auch fremden Forschern zugänglich sein, die dort geophysikalische Untersuchungen vorzunehmen wünschen. Italien besitzt nunmehr drei Bergobservatorien, nämlich außer dem in Rede stehenden noch das auf dem Aetna in 2942 Meter und dasjenige auf dem Monte Cimone, 2162 Meter über dem Meeresspiegel, an welchen aber nur zeitweilig Beobachtungen angestellt werden.

* Ein interessanter Versuch. Aus Metz wird berichtet: Der Kaiser hat befohlen, daß der Vorstand der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde am 16. Juni die im Auftrage der Gesellschaft von Major Schramm gebauten römischen Geschütze auf der Saalburg gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers vorführe. Es handele sich um drei Geschütze, ein sog. Euthytonon, ein Palintonon und einen Onager. Alle drei Geschütze sind zum erstenmal in natürlicher Größe genau nach den Nachrichten von Hieron und Philon gebaut, und es ist gelungen, mit den Maschinen die volle Schußwirkung, die von den alten Geschützen überliefert ist, zu erreichen.

hc. Von deutschen Bibliotheken. Geh. Hofrat Professor Dr. E. Förstemann, der frühere Bibliothekar an der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden, feiert heute das 60jährige Doktorjubiläum. Förstemann ist am 18. September 1822 zu Danzig geboren.

* Todesfall. Der bekannte württembergische Schriftsteller und derzeitige Rektor der Technischen Hochschule in Stuttgart, Karl Weitbrecht, ist gestern nach längerem Leiden im Alter von 56 Jahren dortselbst gestorben. Weitbrecht ist der Verfasser zahlreicher lyrischer, novellistischer und ästhetisch-literargeschichtlicher Werke, die namentlich die deutsche Klassikerzeit und die literarischen Größen seiner engeren Heimat behandeln; so die Bücher „Schiller in seinen Dramen" und „Schiller und die Gegenwart", oder die Sammlung „Schwäbisches Dichterbuch". Allgemeinere literarische Themen behandeln die Werke „Das deutsche Drama, Grundzüge seiner Aesthetik", „Die Nibelungen im modernen Drama", „Diesseits von Weimar" u. a. m. Seine zahlreichen lyrischen und novellistischen Dichtungen haben namentlich in seiner württembergischen Heimat viele Leser gefunden. Weitbrecht hatte ursprünglich Theologie und Literatur studiert, wurde 1887 Rektor der höheren Mädchenschule in Stuttgart und 1893 Professor der Aesthetik und deutschen Literatur an der Stuttgarter Technischen Hochschule.

*

Hochschulnachrichten.

S. W. K. Freiburg i. Br. Professor J. Pfannenstiel in Gießen hat einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des berühmten Gynäkologen Geh. Rat Hegar, der kürzlich in den Ruhestand getreten ist, erhalten und angenommen.

S. W. K. Straßburg. Der Oberstabsarzt Dr. Krause hat sich bei der hiesigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät als Privatdozent für Botanik habilitiert und wird im Wintersemester mit seinen Vorlesungen beginnen.

hc. Münster i. W. Der Hilfsassistent am Kabinett für mittelalterliche und neuere Kunst Dr. Ferdinand Koch hat sich mit einer Antrittsvorlesung: „Die Kunst am Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg zu Düsseldorf" als Privatdozent für Kunstgeschichte eingeführt.

hc. Leipzig. Der Privatdozent für innere Medizin, Dr. med. Hans Paeßler, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

oem. Breslau. Der Lektor der französischen Sprache Professor André Pillet ist zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beurlaubt worden. Die angekündigten Vor-

lejungen wird sein Sohn Dr. Alfred Pillet, Privatdozent für romanische Philologie, fortsetzen.

* **Wien.** Am nächsten Montag begeht der Altmeister der Wiener Chirurgen Hofrat Professor Dr. Joseph Weinlechner das Fest des goldenen Doktorjubiläums. Dem Jubilar wird aus diesem Anlaß von der Wiener medizinischen Fakultät das Doktordiplom erneuert werden.

H. **Aus der Schweiz.** Die Universität Genf feierte am 4. d. M. den ersten Dies academicus seit ihrem 30jährigen Bestehen. Ein solcher Festtag wird nunmehr, auf Beschluß der akademischen und staatlichen Behörden, regelmäßig alle zwei Jahre um die Zeit des 5. Juni begangen werden, zur Erinnerung an die am 5. Juni 1559 durch Calvin erfolgte Gründung der Schola Genevensis, aus der die Akademie und dann Universität hervorgegangen sind. Professor Charles Borgeaud hielt am letzten Samstag die Festrede über jene Gründung der ersten Genfer Hochschule. — Der um den chemischen und physikalischen Unterricht an der Universität Genf hochverdiente Professor Albert Rilliet ist am 7. d. M. gestorben. — Der als Taine-Biograph bekannte Professor der neueren französischen Literatur an der Universität Freiburg Victor Giraud wird einem Rufe als Redaktionssekretär der Revue des deux Mondes nach Paris folgen.

hc. Handelshochschulwesen. Herr Dr. Graser, bisher kaiserlicher Generalkonsul in Helsingfors, der als Dozent für Konsularwesen an Stelle des verstorbenen Herrn Dr. v. Möllendorff an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. wirken wird, hat seine Lehrtätigkeit begonnen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

. Entweder-Oder. Ein Lebensfragment. Herausg. von Viktor Eremita (Sören Kierkegaard). A. d. Dänischen von O. Gleiss. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig. Fr. Richters Verlag (ohne Jahreszahl). 606 S. — Emil Schlegel, Arzt in Tubingen: Reform der Heilkunde durch die Homöopathie Hahnemanns. Brugg (Schweiz) 1903. Verlag-Effingerhof A.-G. 112 S. — Dr. Ernst Seydl, Professor an der Wiener k. k. Universität: Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. 23, Heft 8.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 31 S. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Herausg. vom Landesausschuss. N. F., 32. Bd., 2. Heft. Hermannstadt 1904. Franz Michaelis. S. 205—476. — Derls Freiin v. Spättgen: Sein Erbe. Roman. Berlin. Alfred Schall. 308 S. — Arthur Zapp: Eine Künstlerehe. Roman. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent (Theo Gutmann). 205 S. — Albert Lévy, Professeur agrégé d'allemand au lycée de Toulouse: La philosophie de Feuerbach et son influence sur la littérature allemande. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) Paris 1904. Félix Alcan. 544 S. — Le Cte. de Comminges: Les races de chevaux de selle en France. Comment et où en achète un cheval de selle. Paris 1904. Plon-Nourrit & Cie. 483 S. — Yrjö Hirn, Privatdozent der Aesthetik und der neueren Literatur an der Univ. zu Helsingfors: Der Ursprung der Kunst. Eine Untersuchung ihrer psychischen und sozialen Ursachen. A. d. Englischen übersetzt von M. Barth. Durchgesehen und durch Vorwort eingeleitet von Dr. Paul Barth, a. o. Prof. a. d. Univ. zu Leipzig. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. 338 S. — Dr. Heinrich Geidel, kgl. Reallehrer in Bamberg: Alfred der Grosse als Geograph. (Münchener Geographische Studien. Hrsg. von Sigmund Günther. 15. Stück.) München 1904. Theodor Ackermann. 105 S. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 28. Jahrgang. Herausg. von Gustav Schmoller. 2. Heft. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 389 S. — Dr. Theodor Lohmeyer, Professor: Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. Unter besonderer Berücksichtigung der Schülerfehler und Schwankungen des Sprachgebrauches. Für höhere Lehranstalten (zunächst für VII bis II B, namentlich auch für Realgymnasien und Realschulen). 5. erw. Aufl. Hannover 1904. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 196 S. — Evangelisch-Sozial. Mitteilungen des evang.-sozialen Kongresses. 13. Folge. Im Auftrage des Aktionskomitees herausg. von Lic. W. Schneemelcher. 1904, No. ½. Berlin. Alexander Duncker. 31 S. — J. Pünjer, Rektor in Altona und H. Heine, Oberlehrer in Dresden: Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Grosse Ausgabe (A). Mit einem Anhang. 2. bed. verm. und verb. Auflage. Hannover u. Berlin 1904. Carl Meyer (Gustav Prior). 340 S. — Dieselben: Lehr- und Lernbuch der englischen Sprache für Handelsschulen. Grosse Ausg. (A). Mit einem Anhang. 2 verm. u. verb. Aufl. Ebenda. 314 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

(5265 e)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben erschienen:

Dr. Philipp Allfeld, o. Professor der Rechte in Erlangen:
Kommentar zu den Reichsgesetzen über das gewerbliche Urheberrecht (Patentgesetz, Ges. betr. das U. R. an Mustern und Modellen, Gebrauchsmustergesetz, Warenbezeichnungsgesetz), sowie zu den **internationalen Verträgen zum Schutz des gewerbl. Urheberrechts.** 52¼ Bg. geb. M. 12.—

Hölder-Schollmeyer: Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. IV. Buch: Familienrecht von Professor Dr. Arthur B. Schmidt (Gießen) und Geh. Justizrat Dr. Herm. Pfaff (Berlin). 2. Lieferung (Bog. 25—36) M. 4.50.

Dr. August Köhler, Privatdozent in München: **Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum.** 8 Bog. gr. 8°. Geh. M. 4.—.

Th. v. der Pfordten, Amtsrichter in München: **Kommentar zu dem Gesetze über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung.**
1. u. 2. Lieferung. (Bog. 1—12.) Geh. à 5 M. 60 Pf.
Vollständig in 3 Lieferungen à ca. M. 5.60 bis Herbst 1904.

Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Professor d. Rechte in München:
Kommentar zur Civilprozeßordnung. 9. neubearbeitete Auflage.
1. und 2. Lieferung (Bog. 1—20) à M. 3.40.
Vollständig in 9—10 Lieferungen à ca. M. 3.40.
Die 8. Auflage, 1902/3 erschienen, war bald nach ihrem Abschluß vergriffen.
Die 9. Auflage ist wiederum sorgfältig überarbeitet. (5087b)f

Jahrgang 1904. München, Montag, 13. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Denkmäler der Tonkunst in Bayern. Von Dr. Theodur Kroyer.

Die Epochen des europäischen Geld- und Münzwesens. (Schluß.) Von G. Schmoller.

II. Bücher und Zeitschriften.

Ernst Gnad: Im österreichischen Italien.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine Forschungsreise durch Alaska. — Versammlung südwestdeutscher Kinderärzte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Denkmäler der Tonkunst in Bayern.

Die anekdotenreiche Musikgeschichte älterer Ordnung weiß aus dem 17. Jahrhundert u. a. folgendes zu erzählen: „Es war in München Anno 1673, als der kurfürstliche Rat und Hofkapellmeister Johann Kaspar Kerll mit seinen deutschen und insonderheit italienischen Untergebenen, die ihm schon lange aus Neid und Mißgunst das Leben verbitterten, eines Tages so arg sich überwarf, daß er den Entschluß faßte, die Stadt zu verlassen. Bevor er aber diesen Entschluß ausführte, sann er auf Rache. Er komponierte eine Messe in lauter Hemiolien und falschen durch Schwärzung perfizierten Notenwerten, die noch aus der alten Mensuralmusik stammten und den Sängern nicht mehr geläufig waren. Als diese nun auf dem Chor das ihnen vorgelegte Pensum a vista absingen sollten, kamen sie schon nach den ersten Takten auseinander und mußten zuletzt mit Schimpf und Schande mitten im Stück abbrechen. Auf diese Weise waren die Feindseligen am empfindlichsten gestraft; der Kapellmeister aber, der nach Wien abgezogen war, freute sich der gelungenen Rache. . .“ — Auch in neuerer Zeit hat man gelegentlich nicht gezaudert, dieses Vorkommnis, sobald es sich um einen ähnlichen Fall handelte, wie etwa den bekannten Wettstreit zwischen Beethoven und dem hochmütigen Chorsänger Heller, nachzuerzählen und nebenbei von allem eher zu plaudern, als demjenigen, den die Sache eigentlich am nächsten anging, dem Kapellmeister selbst. Indessen, der Leser irrt, wenn er meinen sollte, diese Geschichte habe sich so zugetragen, wie sie überliefert wird. Sie hat einen wahren Kern, im übrigen ist sie erdichtet, wie so viele andere Erzählungen aus der musikalischen Vorzeit, nur mit dem Unterschied, bis heute anstandslos geglaubt worden zu sein; bildete sie doch das einzige allgemeiner bekannte Ueberbleibsel einer namhaften Epoche der bayerischen Musikgeschichte. Was ihr jedoch eine tiefere Bedeutung verleiht, ist ihr Hinweis eben auf einen jener kernigen deutschen Meister, die in „Deutschlands italiänischer Zeit“ gegen das Welschtum kämpften und in diesem Kampfe unterlagen, wenn sie gleich als Künstler an Eigenart und Tüchtigkeit hinter den Italienern nicht zurückstanden. So gleicht diese Anekdote wohl einem halb verwitterten Denkstein; sie mahnt, wie solch ein Wahrzeichen wieder zu Ehren zu bringen, was unverdient vergessen liegt; und darum sollte sie billig den nachfolgenden Ausführungen über den Musiker, von dem sie berichtet, vorangestellt sein.

Johann Kaspar Kerll teilte nämlich das Schicksal so vieler deutscher Tonsetzer des 17. Jahrhunderts, die man fast nur dem Namen nach kennt. Ein einziges größeres Tonstück, bei Commer neugedruckt, ein paar unglücklich ausgewählte Klaviersätze in der Pauerschen Sammlung, das ist alles, was die Welt bisher von diesem Künstler zur Beurteilung in Händen hatte. Und doch war er, wie aus verschiedenen Nachrichten erhellt, in seiner Kunst ein Meister, der, von den Zeitgenossen mit hoher Achtung genannt, auch den Dank der Lebenden verdient.

Um so freudiger begrüßen wir es, daß man der Ehrenpflicht gegen den Vergessenen nun an berufenster Stelle sich erinnert hat. Die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern, deren segensreicher Tätigkeit wir bereits die Bekanntschaft anderer, bisher vergessener Musiker verdanken: des genialen Dall'Abaco und des trefflichen Bach-Vorläufers Pachelbel, eröffnet in ihrem dritten Band [1]) die Ausgabe der besten Schöpfungen Johann Kaspar Kerlls mit einer biographisch-kritischen Einleitung Adalf Sandbergers, die den Leser in umfassendster Weise mit den so merkwürdigen Kunstverhältnissen der Zeit vertraut macht und zum Studium dieses Meisters anregt.

Die Lebensschicksale liegen nun im wesentlichen klar vor unseren Augen. Johann Kaspar Kerll war geboren am 9. April 1627 zu Adorf an der Elster im sächsischen Vogtland, als Sohn eines Organisten. Er scheint früh seine musikalische Begabung an den Tag gelegt zu haben; auf Kosten des Erzherzogs Leopold Wilhelm wurde er von dem Wiener Hofkapellmeister Valentini in den Anfangsgründen der Komposition und Singkunst unterwiesen. Damit hätte er es jedoch nicht weit gebracht, wenn er nicht auch der damals wichtigsten Vorbedingung zu einem großen Musiker Genüge geleistet haben würde: nach Italien zu gehen; wir stehen im Zeitalter der unbedingten „maestra“-Verehrung, die Kuhnau in seinem famosen „Musikalischen Quacksalber“ später so scharf und gerecht gegeißelt hat. Kerll kam also nach Rom, dem kirchenmusikalischen Brennpunkt neben dem musikdramatischen Venedig. Carissimi, der Schöpfer des modernen Oratoriums, und der berühmte Orgelmeister Frescobaldi wurden dort seine Lehrer; aber auch der hochgebildete P. S. J. Athanasius Kircher fand Gefallen an dem jungen Deutschen. Und so übte der Aufenthalt in der ewigen Stadt auf Kerll einen zweifachen Einfluß aus: einen künstlerischen, insofern der junge Musiker den italienischen Musikstil und besonders wieder den geistlichen mit allen Fasern in sich auffog — daher seine dauernde Hinneigung

[1]) Denkmäler deutscher Tonkunst. Zweite Folge: Denkmäler der Tonkunst in Bayern, veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonk. in Bayern. II. Jahrgang, 2. Band. Ausgewählte Werke des kurfürstlich bayer. Hofkapellmeisters Johann Kaspar Kerll (1627—1693). Erster Teil. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Sandberger. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1901. Folio. 94 Seiten Text; 188 Seiten Noten. Mit einer Photogravüre (Kerlls Porträt).

zum Italianismus —, und einen religiösen: unser Künstler trat zum Katholizismus über, wie er denn zeitlebens zu den Jesuiten, Minoriten und Franziskanern gute Beziehungen hatte.

Die Zeit zwischen seinem Römer Aufenthalt und dem Eintreffen in München ist dunkel. Wir wissen, daß er sich in Diensten seines Gönners Leopold Wilhelm in Brüssel befand und von da weg nach der Auflösung des Brüsseler Hofes 1656, am 27. Februar, als provisorischer Vizekapellmeister nach München berufen wurde. Er hatte bedeutende künstlerische Aufgaben in seiner Kapelle zu lösen, als er am 12. März 1658 zum Vizekapellmeister und wenige Monate später, am 20. September nach Porros Ableben, zum „wirklichen" Kapellmeister ernannt wurde. — Aufgaben, die in der Ausbreitung einer neuen Kunstform ihren Ursprung hatten.

Die spezifische Kunstgattung der musikolischen Spätrenaissance in Italien, das „dramma per musica", hatte nach ihren Triumphzügen durch Deutschland endlich auch in München festen Fuß gefaßt. Es begann die Großzeit der italienischen Oper auf bayerischem Boden. Der Musikbetrieb am Münchener Hofe erfuhr eine wesentliche Vergrößerung und teilweise Umwandlung dadurch, daß allmählich der Schwerpunkt aus der Kirche ins Theater verlegt und im selben Maße die Instrumentalmusik dem absoluten Gesang koordiniert wurde. Die Opernaufführungen erheischten neue Einrichtungen und besondere Kräfte, Bühnensänger, Textdichter, Musikdramatiker und ein erlesenes Instrumentalorchester. Für das alles mußte der neue Hofkapellmeister neben seinen Verpflichtungen zur Kirchen- und Kammermusik sorgen; es war seine Aufgabe, die Grundlagen einer neuen Entwicklung nach Kräften zu fördern. Nur ein universeller Geist konnte es wagen, damit fertig zu werden; das war Kerll im ganzen Sinne des Wortes. Wenn man bedenkt, daß er Dirigent, Verwaltungsbeamter, Lehrer, Instrumentalvirtuos und Komponist zu sein hatte, daß er nicht nur alle musikalischen Sparten mit Musik versorgen, sondern auch noch die Chorknaben verpflegen, die Kapellmitglieder beaufsichtigen, die Instrumente in gutem Stand halten und daneben sogar mit der Approbation von Büchern sich beschäftigen mußte, so kann man sich von der Arbeitslast dieses Mannes einen Begriff machen.[1]) Ueberdies war Gärungsstoff innerhalb der aus Welschen und Deutschen gemischten Kapelle genug vorhanden. Es scheint auch, daß Kerll seine Autorität gegen die Untergebenen in verschiedenen Differenzen nicht behaupten konnte, denn in einem amtlichen Dekret werden die Kapellmitglieder zu gehorsamerem Verhalten gegen ihren Vorgesetzten ermahnt. Andrerseits aber haben mancherlei Rancunen den Meister aufs äußerste erbittert. War doch sogar sein begabtester Schüler, Agostino Steffani, pietätlos genug, um eine Schuldforderung gegen den alten Lehrer einfach durch Gehaltssperre eintreiben zu lassen. Kurz, es kam zum Bruch und Kerll gab seinen bisherigen soliden Wirkungskreis plötzlich auf, obwohl er mit Weib und Kind dadurch sich der unsichersten Existenz aussetzte, was bei den Zeitgenossen nicht geringes Aufsehen erregte. So erklärt sich die eingangs erzählte Anekdote: man forschte nach einem stichhaltigen Grund für den aparten Fall und fand diesen Grund richtig in dem Zwist Kerlls mit seinen Untergebenen, verdrehte aber im Laufe der Jahre — wie sich nun herausstellt[2]) — Ursache und Wirkung. Nach einer Aeußerung Johann Kriegers, eines Zeitgenossen, gab den Hauptanstoß zum Bruch eine Kerllsche Komposition in solch ungewöhnlichen Intervallschritten und Lizenzen gegen die Satzregeln, daß die Sänger der Wiedergabe nicht gerecht werden konnten. Bei dem darüber entstandenen Wortwechsel mag dann auch jener „unleiderliche Torto" gefallen sein, der sozusagen dem Faß den Boden ausschlug.

Dem Hof kam Kerlls Abreise unerwartet. Aber man hat dem bei allen Schrullen vortrefflichen Meister die frühere Gunst doch nicht entzogen. Ferdinand Maria entließ ihn mit einem Ehrengeschenk und sorgte, daß man mit ihm auch in Zukunft in Fühlung blieb. In Wien ging es dem Meister allerdings herzlich schlecht. Als Organist am Stefansdom bezog er nicht soviel, daß seine zahlreiche Familie auskommen konnte; seine wiederholten Eingaben an den Kaiser geben ein betrübliches Bild häuslichen Elends. Erst die Ernennung zum Hoforganisten 1677 und die Nebeneinnahmen durch Unterrichtsstunden stellten das materielle Gleichgewicht einigermaßen wieder her. Es schien indessen, als ob Kerll seit dem Münchener Zwist sein Glück dauernd verspielt hätte. In Wien kam Unglück auf Unglück. Kaum war die äußerste Not überwunden, da brach die furchtbare Pest herein. Im Herbst 1679 wütete die verheerende Seuche in ihrer ganzen Heftigkeit. Wien war ein Bild des Schreckens. Täglich starben über 200 Menschen, an 1300 lagen krank; Bader und Barbiere wurden, in Fesseln geschlossen, ins Lazarett gebracht, weil sie sich sträubten, die Kranken zu besuchen; ja selbst die Totengräber mußten zu ihrer Hantierung gezwungen werden. Ob Kerll unter seinen Lieben Verluste zu beklagen hatte, wissen wir nicht. Aber es ist verbürgt, daß seine Gattin in Wien starb. Als echter Künstler fand er seinen Trost in der Musik. Die schöne Orgelkomposition über das Magnifikat auf den acht Tönen „Modulatio organica" ist in diesen Leidenstagen entstanden. Die Pest währte bis 1682. Noch hatten sich die Wiener nicht erholt, als im Osten die Türkennot heraufzog. Auch sie mußte der Meister mit den Seinen auskosten. 60 Tage wurde die Stadt vom Feinde belagert und während dieser Zeit furchtbar zugerichtet. Kerll schrieb damals die Messe „In fletu solatium", die er so betitelte, weil sie unter dem Eindruck des allgemeinen Jammers entstanden war.

Ueber die letzten Lebensjahre ist nicht alles aufgeklärt. Unzweifelhaft hat Kerll nach 1683 die meiste Zeit in München zugebracht, und zwar teils schaffend, teils unterrichtend. Anfangs ging es ihm daselbst wieder sehr schlimm. Bezüge, die ihm aus Wien zustanden, blieben aus, Schuldforderungen, die er an das bayerische Hofzahlamt zu richten hatte, wurden erst nach langem Warten gewürdigt. So sah er sich sogar zu einem Bittgesuch an den Nachfolger Ferdinand Marias, Max Emanuel, genötigt. Die Gewährung der Unterstützung ist ein Beweis der Achtung des jungen Kurfürsten für den Meister, dessen schlechte Finanzlage durch solche Zuwendungen allerdings wohl nur vorübergehend gebessert worden sein mag. Kerll starb am 13. Februar 1693 zu München. Bei seinem Tod war so gut wie nichts mehr von allem da, was er besessen hatte, und seine beiden am Leben gebliebenen Kinder Maria Anna und Johann Christoph gerieten in die bitterste Not. Der Sohn, der später Hoforganist wurde, und Mühe hatte, die Ausstände seines Vaters zusammenzubringen, hinterließ bei seinem Tod eine gänzlich verarmte Schwester, die als „Tagwerkerin" ihre Tage beschloß. So endete das Geschlecht, das Anwartschaft gehabt hatte, zu den berühmten des Landes gezählt zu werden.

Wenn dem Meister auch ein sorgenfreier Lebensabend versagt blieb, an Ehren und Anerkennung hat es ihm nie gemangelt. Die bayerische Musikgeschichte kennt nicht viele Tonkünstler, die mit so reichen Auszeichnungen bedacht wurden, wie er. Der alte Kurfürst war ihm gewogen. Er schenkte ihm ein Haus an der Fürstenfeldergasse, ein Ritterlehen auf 6000 fl., bedachte ihn mit Gnadenketten und vielen Zuwendungen, verlieh ihm den Titel eines kurfürstlichen Rates, und hatte, wie die große Nachsicht gegen seine Schulden beweist, für seine Bitten stets ein offenes Ohr. Auch auswärtige Fürsten bezeugten dem Meister ihre Hochachtung. Der Kurfürst von Sachsen verehrte ihm sein Bild, und Kaiser Leopold erhob ihn in den erblichen Adelstand. Auf dem 1688 von Amling gestochenen Porträt des Meisters ist das Wappen zu sehen,[3]) flankiert von zwei Distichen, die die Hauptzüge seines Lebens geschickt zusammenfassen und ihn als den „Orpheus aetatis" preisen. Endlich sei noch erwähnt, daß man seine sterbliche Hülle bei den Augustinern in feierlicher Prozession zu

[1]) A. a. O. S. XXIV f.
[2]) Siehe S. XXXIV f.

[3]) Siehe a. a. O. die photographische Reproduktion des Stichs, die dem Band vorangestellt ist.

Grabe trug — man wollte den Konvertiten besonders ehren, man mußte aber auch, daß man einen großen Künstler verloren hatte. So war dem Meister der äußere Glanz bis ans Ende treu geblieben, als habe er ihn für den Mangel an Glücksgütern entschädigen wollen.

Das Ansehen, dessen sich Kerll erfreute, dankt er wohl zunächst seiner Virtuosität im Orgelspiel. In Wien und München galt er als einer der gewandtesten Improvisatoren. Oft genug mußte er bei festlichen Anlässen vor dem Hof seine Kunst im Durchführen eines Subjektes, im Variieren und Extemporieren zeigen. Da war denn, wie uns Zeitgenossen berichten, des Staunens kein Ende. Damals galt diese Fertigkeit als Prüfstein eines jeden Musikers; sie muß also bei Kerll hochentwickelt gewesen sein. In seinen Werken für Orgel deutet ein starker Niederschlag virtuoser Elemente noch auf den Improvisator. Das führt uns zu dem Komponisten.

Johann Kaspar Kerll war, wie es seine Stellung mit sich brachte, ein vielseitiger Tonsetzer. Ein gut Teil seiner Werke ist freilich verschollen. Von den Klavier-Orgelkompositionen ist noch das Meiste da; dagegen scheinen die vielen Musiken, die er den Jesuiten zu den lateinischen Dramen geliefert hatte,[5]) und alle seine Opernpartituren für immer verloren zu sein. Wir können demnach den Dramatiker Kerll nur annähernd beurteilen, d. h. soweit er eben verwandte Formen (Rezitativ, Arie) behandelt. Von seinen kirchlichen Gesangskompositionen existieren 13 Messen, ebensoviele Stücke für eine oder mehrere Stimmen mit Begleitung, sowie eine Sammlung kleiner geistlicher Konzerte: **Delectus sacrarum, 1669**, 25 Sologesangssätze und ein Chorstück mit **Basso continuo**. Als Instrumentalkomponisten kennen wir Kerll noch aus drei Sonaten für zwei Violinen und **Viola di gamba** mit bezifferten Baß. Sonach hat der Meister fast alle musikalischen Formengebiete seiner Zeit bebaut.

In den **geistlichen Konzerten**, von denen der vorliegende Band neun ausgewählte Stücke enthält, haben wir den Tonkünstler in seiner ganzen Eigenart vor uns. Das ist der lebhafte und klare Geist, der es liebt, in konkreten Formen zwar, innerhalb der selbst gezogenen Grenzen, aber doch mit Phantasie und Kunst sich zu ergehen; man hat bei diesen planvoll angelegten Gebilden, wie bei plastischen Meisterwerken, den Eindruck reifer, restloser Erfülltheit. Kerll ist auch eine entzündliche Natur, aber er weiß sich zu zähmen. Dieser in natürlicher Wärme und heller Besonnenheit sich äußernden Tugend ist es wohl zuzuschreiben, daß er gelegentlich, wie in den Messen auf den Palestrina-Styl,[6]) sogar auf das Idiom einer vergangenen Epoche zurückgreift. Die scharf ausgeprägte italienische Ausdrucksweise ist natürlich ein Spezifikum des 17. Jahrhunderts. Es wurde schon bei der biographischen Inhaltsangabe darauf hingewiesen, daß Kerll in seiner Jugend den ausgebildeten **Stilo rappresentativo** an der Quelle studieren konnte. Die Eindrücke, die er unter Carissimis Leitung empfing, sind in der Tat sehr nachhaltig gewesen. Der Schüler folgt in den geistlichen Konzerten unverkennbar dem Lehrer, wenn er auch kanzonant die Formen erweiterte und den Ausdruck modernisierte. So wird man beispielsweise die Stücke „**O amor Jesu**“ und „**O quam suavis**“ direkt in den Kantaten Carissimis vorgezeichnet, aber im melodischen Schwung größer, in der Deklamation der Rezitation beweglicher finden. Dazu gesellt sich als deutsches Element die Freude am Kontrapunktieren; die Durchführung der Duette beruht fast ausschließlich auf dem Gesetz der Imitation. In diesen Stücken macht sich der Einfluß des größten deutschen Tonsetzers im 17. Jahrhundert, Heinrich Schütz, am stärksten bemerkbar. Die dem 16. Jahrhundert entstammende Vorliebe für Wortmalerei, lange Koloraturen auf „**Angelos**“, „**amantes**“, „**dilectio**“, abwärtssteigende Figuren auf „**descendit**“ oder chromatische Baßschritte auf „**cadentem**“, solche Ausschmückungen sind übrigens ein Kriterium der Zeit und begegnen uns bei Schütz, Kindermann, Staden u. a. ebenso regelmäßig wie bei den italienischen Operkomponisten, namentlich den Venetianern Monteverdi, Cavalli, Cesti. Wenn wir also annehmen müssen, daß Kerll in seinen Opern nach dem italienischen Vorbild arbeitete, so dürfen wir auch nicht bezweifeln, daß er in den den geistlichen Konzerten formverwandten dramatischen Gebilden ebenfalls das Tonmalerische stärker betonte.

Als **Instrumental-Komponist** verleugnet Kerll den Frescobaldi-Schüler nicht. Wir haben bei ihm dieselbe Spielfreudigkeit, denselben ornamentalen Reichtum auf solidester Grundlage, denselben kräftigen Zug ins Große und Plastische; ja, was für Frescobaldis Stil so typisch ist, die innige Verschmelzung der virtuosen Gestaltungsweise eines Gabrieli und Merula mit der motivischen Feinarbeit der Engländer und Niederländer (Bull, Dowland, Sweelinck). Die Magnifikat-Versetten der „**Modulatio organica**“ zeugen von bedeutender Kombinationsgabe und bieten in ihrer Durchmischung von Geist und Gediegenheit ungemein viel Reiz. „Alles Interesse“, sagt Sandberger,[7]) „verdient die Kunst, mit welcher Kerll hier im kleinsten Rahmen nicht bloß eine reiche Fülle kombinatorischer Meisterstückchen, sondern auch zugleich mit der Abwandlung seiner vielseitig schönen Themen oft ein tief ausdrucksvolles Tonbild geschaffen hat“. In den Toccaten, Canzonen, Capriccios für Klavier und Orgel, von denen unser Band 19 Stücke enthält, geht der Komponist häufig über sein Vorbild Frescobaldi hinaus, und zwar sowohl in der Verfeinerung der Faktur wie auch in der harmonischen Farbengebung. Das ist am klarsten aus den Toccaten zu ersehen. Aeußerlich zwar knüpft er an die großzügigen Toccaten des Italieners an; aber in der Durchführung legt er nicht Gewicht auf die Fugatos, sondern auf das rollende, weitausholende Laufwerk. Ein echt Kerllscher Zug ist das dialektische Kunststück, einem Motiv gleich seine symmetrische Umkehrung als Antwort beizugesellen. Dieser Fortschritt vom Einfachen zum Komplizierten tritt, wie Sandberger nachweist, auch in der seltsamen **Toccata cromatica** zutage, in der Kerll die von Frescobaldi noch getrennt behandelten Probleme der Chromatik, Retardation und thematischen Verknüpfung zu einem noch heute eigenartigen und reizvollen Charakterstück meisterhaft zusammenfaßt. Auch den Capriccias „**Cucu**“, „**Der steyrische Hirt**“ und „**Battaglia**“, jenen weitverbreiteten Themen der älteren Programmusik, über deren Provenienz Sandberger einen höchst lesenswerten, von der modernen Literatur meist ohne Quellenangabe bereits mehrfach benutzten Exkurs gibt,[8]) prägt Kerll seine Persönlichkeit auf; im ersteren ist der Aufwand an motivischer Arbeit weit größer als bei Frescobaldi. „In den verschiedenen Beleuchtungen wird das Thema gezeigt: kontrapunktisch mit anderem Stoff umkleidet, im zerlegten Akkord, über ruhenden Stimmen, umflossen von gewaltigen Passagen, in engerer Imitation zu einem reizenden Scherzando verdichtet. . . . Der Fortschritt des Ganzen gegenüber Frescobaldi nach Seite der Freiheit, Belebung und des Humors ist enorm.“[9]) Wohl am auffälligsten zeigt sich der Klärungs- und Vervollkommnungsprozeß in den Kanzonen, die gemeinhin durchsichtiger und zarter gewoben erscheinen. Wer Kerlls Kunst der thematischen Durchführung kennen lernen will, der sehe sich die Stücke 1, 4 und 5 an; sie machen die Berühmtheit der Kerllschen Orgelwerke begreiflich und zeigen zudem eine auffallende Verwandtschaft mit Händelschen Fugen u. s. w. (zum Beispiel der 2., 6., und der 2. Fughette im 3. Band der unlängst bei Breitkopf u. Härtel veröffentlichten Schulausgabe der Klavierwerke). Diese Verwandtschaft ist aber keineswegs, wie man glauben möchte, eine zufällige. Händel hat die Kerllschen Orgelkompositionen bewundert und nach seiner Gepflogenheit sogar einzelne Motive daraus gelegentlich verarbeitet. In den übrigen Stücken, den Ricercaten, Ciacannen und Passacaglien, bewegt sich der Meister nicht freier als Frescobaldi, ja er ahmt ihn nach;

5) Erhalten ist nur die Musik zu dem Stück „Pia et fortis mulier“. Vgl. Seite I.

6) Die Messen werden von der bayer. Gesellschaft in einem späteren Band publiziert.

7) Seite LVII.

8) Seite LXV f.

9) Ebda. Seite LXV.

es sind eben Jugendwerke, in denen er sich noch nicht zur Selbständigkeit durchgerungen hatte. Kerll hat außerdem auch vier Suiten komponiert, die aber bis auf zwei neuerdings aufgefundene Sarabanden (abgedruckt Seite LX) verschollen sind. Nach den letzteren zu schließen, scheinen jene Suiten nicht unbedeutend gewesen zu sein; ohne zu übertreiben, kann man die beiden noch vorhandenen Stücke mit zu den Ahnen jener edlen Sarabanden in den Bachschen Suiten rechnen. Zu denen der ersten zwei englischen Suiten ist sogar eine nähere Verwandtschaft da.

Unser Band enthält endlich noch eine der Sonaten für zwei Violinen und Gambe mit Cembalo-Baß. Sie besteht aus drei Sätzen mit der üblichen Adagio-Einleitung zum ersten, und unterscheidet sich in der formellen Anlage von der zweiten, „Canzone" betitelten Sonate.[10]) Während die letztere mit einem fugierten Presto beginnt und mit einem dreiteiligen, repetierten Adagio schließt, hat die (richtige) Sonate nach den strenger gearbeiteten Hauptsätzen, Adagio-Allegro, ein freier durchgeführtes Allegro und einen ebensolchen, aber langsameren Schluß, die beide mit den Hauptsätzen thematisch anklingen. Kerll steht also mitten in der Bewegung seiner Zeit, die, durch Neri und Legrenzi belebt, nach neuen selbständigen Formen für die Kammermusik suchte. Es ist einer der letzten Canzonenkomponisten und einer der ersten deutschen Sonatisten. Seine Sonate gehört zu den wertvollsten Kammermusiken der früheren Epoche. Sie klingt voll und bewegt sich besonders in der Gambenstimme mit bemerkenswerter Biegsamkeit.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so hat mithin Kerll wie Dall'Abaco, Pachelbel, Steffani, Carissimi, wie Schütz, Kindermann, Wurschhauser und so viele andere Meister des 17. Jahrhunderts in der Tat ein Anrecht auf den Dank der Lebenden. Er ist ein musikalischer Charakterkopf, in dem sich die geistigen Reflexe der Nuove Musiche nicht spurlos spiegelten. Kennen wir auch nichts von seinen Opern, so kennen wir doch seine Kantaten und die Musik zu einem Jesuitendrama. Aus den Berichten der Zeitgenossen, wie aus diesen Schöpfungen schließen wir auf die Schönheit der ariosen Melodik und auf die Prägnanz seiner Tonsprache in den Opern, die sich jedenfalls nur textlich von den Oratorien unterschieden. Nehmen wir noch dazu aus seinen Instrumentalkompositionen die Neigung zur Tonmalerei, die ja im Drama naturgemäß nach weit mehr Nahrung finden mußte, so haben wir das Bild des Opernkomponisten, so haben wir die Gewißheit, daß er nach Schütz einer der ersten deutschen Musikdramatiker von Bedeutung war. Kerll steht demnach trotz aller fremden Einflüsse doch über den Strömungen seiner Zeit; er bekundet in jedem reifen Werk, daß er die italienischen Eindrücke in sich verarbeitet hat, namentlich in seinen geistlichen Konzerten, Orgel- und Klaviersätzen und in seinen Messen, denen das Gepräge seiner Persönlichkeit nachdrücklichste Wirkung und bleibenden Wert sichert. Freilich, so schließt Sandberger seine Ausführungen, „was seiner Musik den so sympathischen und uns heute noch ergreifenden drangvollen Zug verlieh, dem Menschen erschwerte es gemeinsam mit der starken Ueberzeugung von der eigenen Bedeutung und der geringen Einschätzung mancher Mitstrebenden zweifelsohne bis in die letzten Tage hinein das Dasein. In seiner Gesamterscheinung aber ist unser alter bayerischer Hofkapellmeister ebenso der Repräsentant eines interessanten Kapitels in der Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts, wie er in sich ein charakteristisches Stück allgemeiner deutscher Kunstgeschichte aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg verkörpert."[11])

Ich habe nicht ohne Absicht den dritten Band der Bayerischen Tondenkmäler ausführlicher besprochen. Es dürfte klar geworden sein, ohne daß ich es überall in den Vordergrund schob, daß die Biographie Johann Kaspar Kerlls, wie diejenige Dall' Abacos, Licht verbreitet über eine große Strecke jenes historisch wichtigen Gebietes, das selbst der modernen Forschung noch als dunkel und schwierig gilt. Die künstlerischen Verhältnisse, in denen Kerlls Persönlichkeit wurzelt, die Stilelemente seiner Schöpfungen, seine Bedeutung für die Zeit und die Nachwelt — diese Probleme, die bis in die Gegenwart ungelöst geblieben waren, gaben Sandberger auch zur Beantwortung genereller Fragen Anlaß; um nur auf die wertvollen Berichtigungen Rudhartscher Angaben über die Vorgeschichte der Oper am Münchener Hofe hinzuweisen: es wird festgestellt, daß der Komponist der drei Repräsentationen von 1654 Zambonini ist, daß „L'arpa festante" die erste Schöpfung des neuen musikdramatischen Stils in München ist, daß die „Pompe di Cipro" 1654 vom Hoforganisten Wendler komponiert wurde, daß man 1656 nicht eine Komödie, sondern ein Ballett und Ritterspiel, 1658 „Orantes" nicht in Wien, sondern beim Aufenthalt des Kaisers in München gab, kurz, man braucht nur eine Seite in Sandbergers Biographie aufzuschlagen, um sich von der Wichtigkeit dieser Arbeit für eine künftige Geschichte der Münchener Oper zu überzeugen. Ganz besonders gilt dies auch von den Personalangaben (S. XXI ff.), die die eigentümlichen Wandlungen in der bayerischen Hofkapelle zum erstenmal klar stellen. Dazu vergegenwärtige man sich die Jungfräulichkeit des Bodens und die, wie aus den Quellenangaben zu ersehen ist, nicht zu unterschätzende Entlegenheit der Archivalien. Und wie anschaulich und lebensvoll ist trotz des oft recht spröden Stoffes das Bild, das uns die gewandte Feder des Biographen entwirft!

Die Edition der Tonsätze erfolgte nach dem Grundsatz, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Praxis zu genügen. Dementsprechend sind den Gesangsstücken, sowie der Sonate, die sich in authentischer Lesart präsentieren, sorgfältige Continuobearbeitungen von der Hand unseres feinsinnigen Kammermusikers Franz Bennat beigefügt, während der Anhang eine Auswahl der besten Orgelsätze in moderner Einrichtung von E. Lerch bietet.

Sonach ist auch in dieser dritten Publikation der bayerischen Gesellschaft ein Meister unserer Kunst wirklich zu neuem Leben erweckt. Johann Kaspar Kerll wird in der Musikgeschichte fürderhin nicht mehr übergangen werden. Sorgen wir nun, daß ihm auch in der Praxis sein Recht werde.

Dr. Theodor Kroyer.

[10]) Seite LXVII.

[11]) Seite LXVIII.

Die Epochen des europäischen Geld- und Münzwesens.

Von G. Schmoller.

(Schluß.)

Der eigentliche Kern des Uebels war die Unklarheit über die Art der Aufbringung der hohen Prägungskosten, die sich zwar bei der Goldmünze damals schon auf nur 0.6 Prozent, bei der silbernen Großmünze aber auf 1.5 bis 3 Prozent, bei den kleinen Münzen aber auf 8 bis 25 Prozent des Wertes der geprägten Münze stellte. Sie aufzubringen war am einfachsten, wenn man alle Münzen, entgegen der Münzordnung und dem Preis des Barrengeldes, entsprechend leichter prägte. Selbst der heftigste Eiferer gegen die Münzmißbräuche der französischen Könige, der Bischof Oresmius, gibt zu, daß der Ersatz der Prägekosten und ein mäßiger Gewinn erlaubt sein müsse. Die Münzherren konnten auch damals noch zur Prägung nur durch den Münzgewinn gelockt werden. Es war ja auch theoretisch nicht falsch, wenn man sagte, die geprägte Münze müsse um die Prägekosten wertvoller sein. Sehr oft hatte die Münze auch einen solchen Seltenheitswert gegen Barren, daß ihre höhere Ausgabe gelang. Schlimm war nur immer, daß die Grenze dieses Gewinnes zunächst verschleiert werden konnte, indem man nicht auf der Münze bemerkte oder bekannt machte, um wie viel leichter und weniger fein man sie geprägt hatte. Unendlich viel komplizierter als früher war die Frage jetzt dadurch geworden, daß man so verschiedener Münzen mit so verschiedenen hohen Prägekosten bedurfte,

Und diese Münzen sollten ein System bilden; der Groschen sollte 12 Pfennige, der Goldgulden 240 Pfennige wert sein. Wie war das zu erreichen, wenn man die Sorten verschieden leicht, entsprechend den Kosten prägte. Wie konnte man feststellen, welche Summen großer, mittlerer und kleiner Münzen der Verkehr ohne Entwertung bei leichterer Prägung aufnahm. Die Münzordnungen und Anweisungen für die Münzbeamten und Münzwardeine enthalten seit Ende des 14. Jahrhunderts eingehende Bestimmungen, sie gehen auch meist von der richtigen Tatsache aus, daß man damals Großgeld bis zu 0.6 bis 3 Prozent, Kleingeld nur zu viel höheren Kosten herstellen könne; aber sie bestimmten nicht, wo das Groß-, wo das Kleingeld Gültigkeit habe; sie hatten über die Frage, ob und was die Regierung allein oder in Konkurrenz mit Privaten prägen sollte, wann und wo Private in den fürstlichen Münzen prägen dürften, wie man die Münzpächter genau kontrollieren müsse, noch keine oder keine ausreichenden Vorstellungen. Sie wußten noch kein Mittel, wie der Schlagsatz mit einer guten, soliden Prägung in Einklang zu beingen sei. Und so dauerten fast überall die zu großen Gewinne in der Münzprägung fort. An einzelnen Punkten bildete sich ein förmliches fiskalisches Raubsystem aus; wo die Regierungen sich nichts zuschulden kommen ließen, taten es vielfach die Münzmeister und Münzpächter. Trotz der besten Gesetze wurde immer wieder zu leicht geprägt, zumal die kleine Münze, die nicht so zu kontrollieren war. Und es entstand nun fast überall ein Agio, ein Mehrwert der großen Münze berechnet in der kleineren; ja es bildeten sich häufig selbst in den Gebieten mit besserem Münzwesen drei und mehr verschiedene Zahlungsweisen oder Währungen, je nach dem verschiedenen Kurswert der verschiedenen Münzgattungen. So z. B. auch in Venedig und Florenz. Die eine Münze wird nicht mehr für die andere genommen; in den Verträgen wird häufig die Münzsorte ausgemacht; immer neue amtliche Valvationen versuchen, das Schwankende in den Relationen zu beseitigen; nach wenigen Jahren passen sie nicht mehr. Nachdem die deutsche Münzordnung von 1559 mit fast barbarischer Strenge die Prägekosten und den Schlagsatz bis zur Münze von $^1/_{12}$ fl. herab auf 2.04 Prozent, für die kleine Münze auf 3 bis 6.25 Prozent fixiert hatte, war das notwendige Ergebnis, daß einzelne ehrlich danach Verfahrende, wie Kursachsen, fast nur noch grobes Geld schlugen (das kleine war ja nicht unter 17 bis 25 Proz. Prägekosten herzustellen), alle anderen Münzberechtigten aber, um auf die Kosten zu kommen, um so viel leichtere und überwiegend Kleinmünzen prägten. Und dieses leichtere Geld verdrängte immer mehr das gute; in diesem leichten Gelde stieg die Barrenmark rein Silber, die man zu etwas über 8 Guldengroschen ausprägen sollte, rasch auf 9, 10 und mehr Gulden. Es war nur die Wahl, entweder nicht zu prägen oder schlecht zu prägen. Aus diesem Dilemma kamen alle deutschen Münzstätten bis ins 17. und 18. Jahrhundert nicht heraus.

Es gab nur zwei Auswege: den einen belrat England 1666, indem es alle Prägungskosten auf den Fiskus übernahm; wo das geschah, konnte man in der Hauptsache redliche, gute Münze nach dem Münzgesetz herstellen; freilich fragte es sich, ob die Regierung immer genügend für gutes Kleingeld sorgte; auch die englische tat es lange nicht. Den anderen Ausweg hat man zuerst in Florenz und Venedig, viel später, aber langsam und nie vollkommen in Deutschland und anderwärts eingeschlagen: man bestimmte, daß für gewisse größere Zahlungen im Handel, im Zoll u. s. w., von einer gewissen Grenze an nur die besseren Gold- oder Silbersorten zuzulassen seien, so daß die unterwertige Kleinmünze nur für den Detailverkehr und für Teilzahlungen rechtlich in Anwendung komme. Das war aber nur durchzusetzen, wenn a) die Privaten nie solch kleine Münzen prägen durften, b) die Regierung selbst sich Schranken in der Menge des geprägten Kleingeldes auferlegte und c) niemand Kleinmünze außer für die kleinen Zahlungen zu nehmen brauchte. Seit dem 14. Jahrhundert beginnen die Anläufe in dieser Richtung.

Die deutsche Reichsmünzordnung von 1559 bestimmte, daß niemand bei großen Zahlungen mehr als 25 Gulden kleine Münze zu nehmen brauche, daß kein Münzstand mehr solcher Münze als für den täglichen Bedarf prägen dürfe. Die letztere Klausel war nicht klar und scharf genug; die Durchführung war überhaupt aus finanziellen und technischen Gründen sehr schwer. Erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts bildete sich der feste Rechtsbegriff der Scheidemünze in dem soeben unter a bis e fixierten Sinne aus. Nur sehr langsam kamen die bestverwalteten Staaten zu einer beschränkten Prägung des Kleingeldes und zu dem Rechtssatz, daß es bei großen Zahlungen abgelehnt werden könne. Preußen prägte endlich 1764 bis 1786 auf vier Fünftel Groß- nur noch ein Fünftel Scheidemünzen und ließ im Landrecht bei den Zahlungen unter 30 bis 10 Taler die Hälfte in Scheidemünze, bei den unter 10 lauter Scheidemünze zu. Erst in diese Epoche des Sieges richtiger Scheidemünzgrundsätze fällt auch die allgemeine Ermäßigung der Prägungskosten auf 2 bis ½ Prozent; infolge vorangeschrittener Technik war so die Herstellung geordneter Geldzustände sehr erleichtert. Die seit 1559 in Tirol begonnene Prägung mit der Walze statt der mit Hammerschlag war ein großer Fortschritt, aber sie gelang doch erst langsam, hat im 16. Jahrhundert sicher noch keine Verbilligung der Prägung herbeigeführt. Erst der Balancierer oder die Spindelpresse, auch Stoßwerk genannt, welche den Prägestock durch eine Schraube bewegte (1650 bis 1800), und die Ringprägung schufen ein vollendetes mechanisches Prägen der Münzen und eine gute Randherstellung. Die großen fabrikartigen Münzen mit Dampfkraft, mit Walzwerk zum Herstellen der Zaine, mit automatischer Justierwage und dem mechanisch bewegten Hebelwerk zum Prägen (statt der Schraubenbewegung des Balancierers) gehören erst dem 19. Jahrhundert an. Man prägt jetzt mit solcher Einrichtung das 20-Markstück zu 0.287, das 10-Markstück zu 0.430, das 1-Markstück zu 1.75, die 10-Pfennigstücke zu 2 Prozent ihres Nominalwertes.

In dieser ganzen Epoche von 1300 bis 1800 wurde durch das Schwanken und die Unsicherheit des Gehaltes und des Wertes der Münzen zwar nicht immer, aber doch sehr häufig und für lange Zeit eine Unsicherheit alles Vermögensbesitzes und alles Einkommens herbeigeführt; die älteren Münzverrufungen und die späteren sich immer noch oft wiederholenden amtlichen Herabsetzungen des Münzwertes schädigten stets große Teile der Bevölkerung. Meist hatten die kleinen Leute, die Armen und weniger Sachkundigen dadurch zu leiden, daß sie alle Münzen zu hoch annehmen mußten und nur mit Verlust wieder anbrechten. Die Reichen und Sachkundigen hatten in der schlechten Münze ein nie versagendes Instrument der Ausbeutung der Schwachen. Wenn wir schon aus dem Altertum von Münzaufständen wissen, bei denen Tausende umkamen, so steigerte sich auch im Mittelalter die Unzufriedenheit und die Erbitterung über falsche und ungerechte Münzmaßregeln oftmals bis zu stürmischen Auftritten und revolutionären Bewegungen. Das milderte sich wohl von 1500 bis 1700, aber verschwand nicht. Nicht umsonst erwächst gleichsam die ganze nationalökonomische Literatur aus den Münzschriften vom 14. bis 18. Jahrhundert. Aber nur langsam reifte die bessere Einsicht, noch langsamer folgte ihr das praktische Handeln gerechter und vernünftiger Regierungen.

Die ganze Epoche, für den größeren Teil Europas die Zeit von 1250 bis 1300 bis ins 18. Jahrhundert umfassend, ist ein Beweis für die unendliche Schwierigkeit der Aufgabe; es war eine Zeit der Versuche, der verfehlten Anläufe und daneben doch eine Zeit der vordringenden Geldwirtschaft mit all' ihren segensreichen Folgen. Das Münzhoheitsrecht erlangt durch die Mißbräuche hindurch seine rechtliche und verwaltungsmäßige Ausbildung und Umgrenzung; die Münztechnik vervollkommnet sich; die Münzprägung nimmt stetig zu. Von einer festen Währungspolitik aber ist noch nicht die Rede.

d) Das Geld- und Münzwesen der großen wohlhabenden Kulturstaaten des 19. Jahrhunderts bildet die letzte, für uns die wichtigste Epoche der Entwicklung. Es ist die Zeit des vollen

Sieges der Geldwirtschaft. Die Staaten, welche eine große eigene Edelmetallproduktion haben oder durch günstige Handelsbeziehungen in den Besitz des nötigen Metalls kommen, prägen nun in ganz anderem Umfang als früher; in jedem Staate werden die Verkehrskanäle nach und nach mit einheitlicher einheimischer guter Münze erfüllt. Wenn auch jetzt noch zeitweise gewisse Münzwirren nicht fehlen, hier die Ausgabe von Papiergeld, dort Währungsschwankungen oder der Abfluß der Münze ins Ausland durch Handelsbilanzeinflüsse Schwierigkeiten schaffen, im ganzen haben die besseren Regierungen der europäischen Staaten und der Kolonien mit europäischer Bevölkerung doch in den letzten 100 bis 150 Jahren endlich wieder ein solches Geldwesen geschaffen, wie es Athen von Solon bis zum Tode Alexanders oder das römische Reich in den zwei ersten Jahrhunderten des Prinzipats besessen hatten. Die hoch entwickelte nationale Volkswirtschaft der Großstaaten drängte auf das Ziel und gab in gut geordneten Finanzen die Mittel dazu, wie andrerseits die Ausbildung dieser Volkswirtschaft und eine gute Finanzwirtschaft nur mit einem richtig geordneten Geldwesen möglich war. Glückliche und normale Handelsbeziehungen nach außen, eine feste, starke, weitsichtige Regierung nach innen waren die Vorbedingungen des Gelingens. Das zu erreichende Ziel war stets: eine Münze herzustellen, die wertbeständig sei, welche für alle Verträge und alle Zahlungsverpflichtungen eines großen Staatsgebietes und einer kürzeren oder längeren Zeitdauer die Garantie nicht sowohl gleichen Wertes, als gleicher Edelmetallstücke in sich trage. Die Garantie gleichen Wertes ist insofern unerreichbar, als das Edelmetall, wie wir später sehen werden, selbst im Wert gegen andere Güter Schwankungen unterliegt; aber wenigstens die gleiche Silber- oder Goldmenge muß ganz sicher jeder Bürger an jedem Ort und für Jahrzehnte erhalten, der über 100 Mark kontrahiert hat. Das Problem war in den großen Staaten an sich nicht leichter, sondern schwieriger geworden als früher, aber die Einsicht und Mittel zu seiner Bewältigung waren endlich vorhanden. Wir gehen auf das einzelne im folgenden Paragraphen ein, suchen hier nur nach kurz zu formulieren, was wir heute unter Geld und Geldwesen verstehen.

Wenn heute von Geld schlechtweg die Rede ist, denkt jedermann an ein vom Staate gemünztes Edelmetallgeld, das durch den Warenwert des Edelmetalls seine primäre wirtschaftliche, durch den staatlichen Stempel und alle daran sich knüpfenden Rechtsfolgen seine sekundäre wirtschaftliche und rechtliche Funktion und Brauchbarkeit erhält. Erklärt der Staat ein Stück Blech oder Leder oder Papier durch einen Stempel als Geld, und nimmt es als Zahlung an oder wechselt dafür gar stets Edelmetallgeld ein, so ist das eine kreditmäßige Anweisung auf Geld, es kann an Geldesstatt zirkulieren, aber es ist kein Geld im überwiegenden Sinne des praktischen und wissenschaftlichen Sprachgebrauches. Weitet man den Geldbegriff so aus, daß man alle Naturalgelder älterer Zeit und barbarischer Völker, alle möglichen Kreditpapiere, die als Zahlmittel da und dort dienen, einbegreift, so wirft man zu Verschiedenartiges zusammen und tut dem Sprachgebrauch Zwang an. Theoretiker, die das Geld individualistisch aus Sitte und Verkehr allein ohne Mitwirkung der staatlichen Ordnung hervorgehen lassen, neigen dazu.

Das Geldwesen ist eine zugleich volkswirtschaftliche und staatliche Institution. Aus dem Verkehr heraus haben sich die hierzu passendsten Güter zum allgemein beliebten Tauschmittel ausgebildet; den beliebtesten und passendsten hat der Staat durch ausschließliche Uebernahme des Prägungsrechtes und der Prägepflicht eine erhöhte Bedeutung und durch eine bestimmte Ausbildung von wichtigen Rechtssätzen eine privilegierte Stellung gegeben. Der Staat sorgt kraft seines Münzhoheitsrechtes und mittels seiner Münzverwaltung und Münzprägung dafür, und zwar nicht bloß im Interesse des Verkehrs, sondern auch in dem der Sicherheit aller Verträge und aller Zahlungen, daß das aus dem wertvollen Edelmetall bestehende gemünzte Geld — die Münze — in genügender Menge vorhanden sei und zirkuliere, und daß es so zum großen legitimierten, mit publica fides umgebenen allgemeinen Tausch- und Zahlungsmittel, zum Wert- und Tauschmaßstab, zum Wertstellvertreter für alle Verträge, wenn das sonst Bedungene nicht geleistet werden kann, zum Vermittler des Kapitalverkehrs und zum besten Mittel der Wertaufbewahrung und der Werttransportierung werde.

Alles Geld hat ein natürliches Substrat und eine konventionell rechtlich geordnete Form. Es ist nicht bloß Tauschmittel bei Kauf und Verkauf, sondern zugleich Zahlmittel für Steuern, Besoldungen, Ausstattungen, Ablösungen, Schenkungen. Das Geld wird zum Repräsentationsmittel aller wirtschaftlichen Werte und zum Mittel der Rechnung, Fixierung, numerischen Präzisierung aller wirtschaftlichen Vorgänge. Diese verschiedenen Funktionen des Geldes haben sich historisch nach und nach entwickelt. Im modernen geldwirtschaftlichen Staate sind sie alle voll und ganz vorhanden. Die staatliche Ordnung des Geldwesens, die sich an die des Maß- und Gewichtswesens anschließt, ist mit dieser die älteste und tiefstgreifende Verstaatlichungsmaßregel auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Wenn der manchesterliche Radikalismus (z. B. in Endemann) sich zu der Phrase verstiegen konnte, die Entwicklung des Geldbegriffs lasse sich als ein siegreicher Kampf gegen das Monopol der Staatsgewalt bezeichnen, so zeigt er nur seine vollständige historische Unkenntnis. Allerdings ist richtig, daß das Handelsinteresse immer wieder und oft stärker als die Staatsgewalt auf die Herstellung und Erhaltung guter Münze, besonders der Großmünze, hindrängte, aber nie konnte es allein ein gutes Münz- und Geldwesen herbeiführen. Das staatliche Monopol, eine gute staatliche Münzverwaltung mußte siegen. Heute würde die Aufhebung dieses Monopols die allgemeine Falschmünzerei und Betrügerei im Großen bedeuten. Das Münzmonopol mit der staatlichen Münzpolitik und Münzpolizei ist die Voraussetzung einer gewissen im Gesamtinteresse erfolgenden Bindung, Formalisierung und Ordnung alles Verkehrs.

Bücher und Zeitschriften.

Im österreichischen Italien (1856—1867). Erlebnisse aus meinen Lehrjahren von Dr. Ernst Gnad. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung 1904.

Als die Patina am Erz des Lebens hat einmal der unvergeßliche Karl Stieler die Erinnerung bezeichnet. Nicht jedes Leben ist damit gleich bedacht: wie bei dem edlen Metalle, so sind auch hier innerer Gehalt und günstige äußere Umstände in ihren Wechselbeziehungen ausschlaggebend. Wo beide so reich vorhanden sind, wie bei dem Verfasser des vorliegenden Buches, da wird auch der Edelrost des Lebens in starkem und schönem Niederschlage sich zeigen. Ernst Gnad, der sich in jungen Jahren nicht ohne Glück als Dichter versucht und später durch mehrere Bändchen feiner literarischer Essays sich einen Namen gemacht hat, ward vom Schicksal zur beschaulichen Laufbahn eines Gymnasiallehrers bestimmt, aber er, der Deutschböhme, durfte das erste Jahrzehnt seiner Dienstzeit in Venetien in den Städten Udine, Venedig und Padua verbringen und daselbst Zeuge jener Ereignisse werden, die den Untergang der österreichischen Herrschaft in Oberitalien vorbereiteten und begleiteten. So fehlte es seinem Leben gerade in den bedeutungsvollsten Jahren nicht an einem großen geschichtlichen Hintergrunde. Wie vortrefflich er es verstanden hat, aus dem Rahmen jenes eigenen kleinen Geschickes heraus die Eindrücke der ihn umflutenden weltgeschichtlichen Begebenheiten in sich aufzunehmen und, sobald sein Lebensschifflein in ihre Brandung geriet, ihnen männlich zu begegnen, das spiegelt sein Buch „Im österreichischen Italien“ in anspruchsloser, aber gefälliger und gelegentlich mit feinem Humor gewürzter Darstellung treulich wieder. Nicht minder legt es Zeugnis ab für seine treffende Beobachtungsgabe, sein strenges, auch dem nationalen Gegner gegenüber nicht versagendes Gerechtigkeitsgefühl und seine Vaterlandsliebe, die ihn nach der Uebergabe Venetiens ein

Digitized by Google

ehrenvolles Anerbieten der italienischen Regierung ohne Bedenken abschlagen ließ. Für die Kulturgeschichte des „österreichischen Italiens" bedeuten Gnads Erinnerungen einen bleibenden Gewinn.

K. W. G.

Allgemeine Rundschau.

Eine Forschungsreise durch Alaska.

C. K. Eine ergebnisreiche Forschungsreise durch Zentral-Alaska zwischen dem Yukonbecken und dem nördlichen Eismeer ist kürzlich von den amerikanischen Forschern Schrader und Peters mit ihren Assistenten ausgeführt worden. Im äußersten Osten und Westen war Alaska bereits von Süden nach Norden durchquert; aber man wußte nichts über den nördlichen zentralen Teil des Landes. Jetzt sind nur noch der Nordosten und der Nordwesten Alaskas ganz unerforscht. Den John River, der nur bis dahin bekannt war, wo er sich mit dem Kajukuk vereinigt, verfolgten Schrader und Peters in seinem ganzen Laufe; er ist ein breiter, ruhiger Strom, selbst am Fuße der majestätischen Berge, die hoch über ihm emporragen. Das eine Ufer zeigt Strecken von Unterholz und verkrüppelten Fichten, das andere ist mit Felstrümmern bedeckt. Die Berge weisen keine Gletscher auf; wohl aber füllt Schnee die schmalen Spalten auf den steilen Abhängen. Augenscheinlich gibt es keine ebenen Oberflächen von genügender Ausdehnung, daß sich genug Schnee zur Speisung bedeutender Gletscher ansammeln könnte. Die Gesellschaft stieg den Kojukuk bis zur Mündung des John River hinauf, wo reichliche Vorräte für sie aufgestapelt lagen. Hier liegt die große Bergwerksgegend, in der die Grubenarbeiter jährlich für über 2,800,000 Mark Goldstaub auswaschen. Im April machte Peters auf dem zugefrorenen John River eine Rekognoszierungsreise. Mehrere Tage lang folgte seine Gesellschaft der Spur einer einzelnen Person; man kam an vieren ihrer Lager vorbei. Schließlich wurde die Person eingeholt und man fand, daß es eine eingeborene Indianerin war, die allein reiste und sich von Kaninchen nährte, die sie in primitiven Fallen fing. Man sah auf der Reise dreißig Eingeborene. Im Winter wandern sie gewöhnlich den John River und andere Nebenflüsse des Kojukuk hinauf, um zu jagen. Sie finden genug Karibus, die sie mit Nahrung versorgen; und da sie niemals die Höhengrenze der Nutzholzbäume überschreiten, können sie Feuerstätten zum Kochen ihrer Nahrung und Erwärmen ihrer Lager errichten. Sie sammeln Häute und Pelze, und wenn die Flüsse vom Eise befreit sind, fahren sie auf selbstgebauten Flößen den Kojukuk nach Bergman herab, wo sie die Felle gegen Decken und andere Waren eintauschen. Erst im Juli begann die Kanoefahrt auf dem John River. Die Forscher kamen durch drei deutlich von einander unterschiedene Gegenden. Die südlichste beim Kojukuk ist reich an Gold, ein wellenförmiges oder hügeliges Land, dessen einzelne Höhen sich 1000 bis 3000 Fuß über dem Meere erheben, während die Talsohle annähernd 600 Fuß hoch liegt. Darauf folgt die Bergprovinz, die als die nordwestliche Fortsetzung der Rocky Mountains angesehen wird. Nördlich vom Polarkreis wendet sich dieses gewaltige Gebirge plötzlich nach Westen und erstreckt sich fast westwärts quer über das nördliche Alaska. Die Forscher zogen durch das Gebirge von Süden nach Norden. Die Breite des Berggürtels beträgt etwa 100 Fuß, die Durchschnittserhebung etwa 6000 Fuß. Die Seiten zeigen Spuren von Gletschern der Eiszeit. Nachdem das Bergland überwunden war, wurden die Kanoes über eine kurze Strecke zu einem See getragen, aus dem der Anaktuvuk, ein Nebenfluß des Colville, entspringt. Jetzt befanden sie sich in der arktischen Küstenprovinz. Die beiden Flüsse führten sie nach Norden; sie fuhren stromab, während sie auf dem John River gegen den Strom hatten rudern müssen. Ein sanft wellenförmiges Plateau erstreckt sich achtzig Meilen breit nördlich von den Bergen; nach Norden flacht es sich ab, und zwar von 2500 bis zu 800 Fuß. Darauf folgt die fast ebene Tundra oder Küstenebene, die sich etwa 80 Meilen nordwärts erstreckt und so sanft zum Meere abfällt, daß es für das bloße Auge fast unmerklich ist. Die Ebene zeigt hier und da seichte Teiche und kleine Seen, die meist keinen Abfluß haben. An der Küste nahmen die Forscher das Delta des Colville kartographisch auf und machten in Booten, die von Eskimos gerudert wurden, am Meeresufer entlang eine Fahrt nach der Barrowspitze. Am John River fand man Kohlengeröll, das das Vorkommen von ökonomisch wertvoller Kohle wahrscheinlich macht; es ist gut bituminös. Kohle wurde auch am Anaktuvuk und Colville gefunden. Andere Mineralien von Bedeutung wurden dagegen nicht entdeckt.

Versammlung südwestdeutscher Kinderärzte.

H. Heidelberg, 12. Juni. Nachdem gestern in Gegenwart der Großherzogin die Einweihung der neuen Universitätskinderklinik (Luisenheilanstalt) stattgefunden hatte, wurde heute Vormittag in den Räumen der Anstalt eine zahlreich besuchte Versammlung von Kinderärzten Südwestdeutschlands und der deutschen Schweiz abgehalten. Hofrat Professor Dr. Oswald Vierordt, Direktor unserer Kinderklinik, eröffnete die Tagung mit einem Vortrag über „Die Verbindung von Säuglingsspital, Säuglingsambulanz und Milchküche als beste Form der ärztlichen und sozialen Säuglingsfürsorge". Daran schloß sich eine Besichtigung der Neubauten. In der Nachmittagssitzung sprach Professor Dr. Vierordt über Heilung bezw. Besserung von Bronchiektasien durch Rippenresektion, ferner der Direktor der hiesigen Frauenklinik Geh. Hofrat Professor Dr. v. Rosthorn über das Auftreten einer epidemischen Darmerkrankung bei Neugeborenen. Professor Dr. Hagenbach-Burckardt (Basel) über die Muskulatur der Rhachitis. Professor Dr. Wyß (Zürich) über akute Leukämie. Dr. Lugenbühl (Wiesbaden) über angeborene Hydronephrose. Dr. Cahen-Brach (Frankfurt a. M.) über Abkühlung und Kühlhaltung der Milch. Dr. Mettenheimer (Frankfurt a. M.) über Rektum-Polypen. Vorträge hielten ferner — ebenfalls mit Demonstrationen — die Assistenzärzte der hiesigen Kinderklinik Dr. Ibrahim (Demonstration von geheilten Fällen von kongenitaler Pylorusstenose, sowie von anatomischen Präparaten und von zerebralen Diplegien), Dr. Tabler (über Phosphaturie) und Dr. Hoffmann (Demonstration von Lebercirrhose und von Röntgenbildern).

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Schiller-Museum in Marbach. Der Handschriftensammlung sind an Geschenken zugegangen von dem König eine Anzahl von Briefen und Handschriften schwäbischer Dichter, von Hrn. Hugo Wittmann in Wien zwei Briefe Schillers an Ludowika Simanowitz, die von dieser gemalten, jetzt im Schiller-Museum befindlichen Originalgemälde Schillers und seiner Frau betreffend, u. a. Ferner sind in letzter Zeit in den Besitz des Schiller-Vereins übergegangen eine wertvolle Sammlung von 14 Briefen von Schubarts Frau an den Dichter Johann Martin Miller in Ulm, ein Brief Schubarts vom Hohenasperg an Miller und einer aus Ulm, ein ungedruckter Brief Schillers an Bertuch von 29. Juni 1793, sowie zwei Briefe an Schiller von Reichardt und Zeller, ein auf den Tod Schillers bezüglicher Brief von dessen Schwiegermutter Frau v. Lengefeld, ein ungedrucktes Gedicht von Hölderlin, ferner Briefe von Bertuch, Einsiedel, Fischenich, Baggesen, Ludwig Ferdinand Huber, Reinhart, Hegel, Wekherlin, Friedrich Haug, Varnhagen, Wolfgang Menzel, Friedrich Vischer (13 Briefe und 2 größere Manuskripte), J. Scherr, W. Hertz u. a. — Die Bildnissammlung hat ebenfalls wertvolle Bereicherungen erfahren durch eine Anzahl von Schiller-Bildern; Prof. Robert Vischer in Göttingen stiftete ein Bild Gollhold Ständlins nach einem Gemälde von Seele, Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm in Stuttgart eine schöne Plaquette von Eduard Zeller.

* Bücherverkehr. Aus Leipzig, 9. Juni, wird geschrieben: Die jetzt vollendete Versteigerung der Bibliothek Professor Joseph Kürschners durch die Firma C. G. Boerner gestaltete sich zu einem buchhändlerischen und literargeschichtlichen Ereignis. Sie begann am 30. Mai vor einem auserlesenen Kreis von Bibliothekvor-

ständen, Sammlern und Händlern, darunter bekannte Namen aus Berlin, Wien, Dresden, Weimar, Stuttgart, Frankfurt am Main u. s. w., auch die Vereinigten Staaten waren vertreten. Zunächst kamen die Zeitschriften des 18. Jahrhunderts an die Reihe, die zum Teil noch nicht dagewesene Preise erzielten. Das Hauptinteresse des folgenden Tages richtete sich auf die handschriftlichen Nachlässe von Maler Müller und Joh. Nik. Goeh, von denen den ersteren das Hochstift in Frankfurt a. M., den letzteren die Familie Goetz erwarb. Eine Ueberraschung brachte die Versteigerung des Goethe-Porträts von Kügelgen, das nach hartem Kampf dem Dresdner Kunstantiquar Franz Meyer für den außerordentlich hohen Preis von 9210 Mark zugeschlagen wurde. Die deutsche Literatur, welche die beiden folgenden Tage ausfüllte, erzielte besonders in den Abteilungen Goethe, Voß, Schiller, Lessing und Romantiker hohe Preise. Bei der eigentlichen Sammelspezialität Küchners, der Theatergeschichte, wurde die Auktion außerordentlich lebhaft — die Zeitschriften wurden durchweg weit über ihren gewöhnlichen Preis bezahlt. Den Höhepunkt der Auktion aber bildete die Abteilung Iffland, bei der sich besonders um dessen Briefwechsel und Tagebuch ein scharfer Kampf entspann. Beide wurden einem Sammler für zusammen 4000 Mark zugeschlagen. An den folgenden Tagen erfuhr jede der einzelnen seltenen Schriften der Theatergeschichte eine Wertsteigerung, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Meist blieb A. Weigels Antiquariat in Leipzig Sieger. Die Karikaturensammlung erzielte 720 Mark.

Bü. Antiquitätenfälscher in Athen. Kürzlich hat die griechische Regierung sich das „Antiquitätenlager" des K. Kukiótis aus Menidi (Acharnai) etwas näher besehen. Man fand bei dem edlen Achorner in Athen eine große Menge Nachahmungen antiker Tongefäße, die er wohl mit Rücksicht auf die kommende Saison angefertigt hatte. Nach dem Urteil des Generalephoros der Altertümer Kawwadias sind übrigens diese Nachahmungen recht plump und wenig vertrauenerweckend ausgefallen.

* Geheimrat Robert Koch ist von seiner fast anderthalbjährigen Forschungsreise nach Südwestafrika in die Heimat zurückgekehrt und befindet sich zu seiner Erholung seit einer Woche in Bad Ems.

* Tag für Denkmalpflege. Die diesjährige Versammlung wird voraussichtlich Ende September in Mainz stattfinden. Die Tagesordnung ist vorläufig wie folgt festgestellt: 1. Verhandlung über Aufnahme, Sammlung und Erhaltung der Kleinbürgerhäuser mittelalterlicher Städte. Berichterstatter Stadtbauinspektor Stiehl, Berlin. 2. Verhandlung über die städtischen Bauordnungen im Dienste der Denkmalpflege. Berichterstatter Prof. Frentzen, Aachen, und Oberbaurat Dr. Jng. Stübben. 3. Verhandlung über die Vorbildung zur Denkmalpflege. Berichterstatter Baurat Tornow, Metz, und Hofrat v. Oechelhaeuser, Karlsruhe. 4. Erhaltung des Berliner Opernhauses. Berichterstatter Professor Wallé, Berlin. 5. Vortrag über die Saalburg von Hofrat v. Oechelhaeuser, Karlsruhe.

x

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Der Engere Senat genehmigte die Statuten der Organisation der hiesigen Studentinnen. — Am gestrigen Sonntag (12. d. M.) fand in Baden-Baden die alle Jahre übliche Vereinigung von Dozenten der oberrheinischen Hochschulen (der Universitäten Freiburg, Heidelberg und Straßburg und der Karlsruher Technischen Hochschule) statt.

* Bonn. Der Rektor der Handelshochschule in Köln Dr. Schumacher hat gutem Vernehmen nach einen Ruf als Professor der Nationalökonomie an die durch Gotheins Weggang nach Heidelberg erledigte Stelle erhalten und angenommen.

K. Göttingen. Der wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches in weiten Kreisen bekannte Senior der hiesigen Juristenfakultät Wirkl. Geh. Rat Dr. Gottlieb v. Bland begeht am morgigen Dienstag den 80. Geburtstag.

hc. Gießen. Der Assistenzarzt an der Frauenklinik Paul Kroemer hat sich mit einer Schrift „Die Lyorgane der weiblichen Genitalien und ihre Veränderu bei malignen Erkrankungen des Uterus" als Privatd für Geburtshilfe und Gynäkologie niedergelassen.

* Halle. Zum Nachfolger Professor Friedbergs, bekanntlich seine Professor niedergelegt hat, um sich gan Politik zu widmen, ist der Nationalökonom der Unive Münster, Professor Dr. H. Waentig, in Aussich nommen.

* Wien. Die feierliche Grundsteinlegung zu den n Universitätskliniken wird, wie nunmehr sicher feststeht, Donnerstag, den 16. d. M., in Gegenwart des Kaisers f finden.

* Prag. Der außerordentliche Professor des Kir rechtes Dr. K. Htlgenreiner wurde zum ordentl Professor der Moraltheologie und Dr. J. Jatsch außerordentlichen Professor der Pastoral-Theologie an deutschen Universität Prag ernannt.

hc. Von deutschen Akademien. An E des verstorbenen Geheimrats Prof. Dr. Wilhelm Hit der ordentliche Professor der Mineralogie in Leipzig, heimrat Dr. Ferdinand Zirkel, zum Sekretär für mathematisch-physikalische Klasse der kgl. sächsischen G schaft der Wissenschaften ernannt worden. — Der Prof der Geologie an der Universität Göttingen, Geh. Bergrat Adolf v. Koenen, ist von der preußischen Akademie Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied gen worden.

* Von technischen Hochschulen. Der Prof der Mathematik an der Technischen Hochschule in Aachen, Regierungsrat Dr. Hans v. Mangoldt erhielt e ehrenvollen Ruf an die im Herbst dieses Jahres zu eröffn kgl. Technische Hochschule in Danzig. Er soll daselbst gleicher Eigenschaft wirken und außerdem das Amt eines tors genannter Hochschule für die nächsten drei Jahre leiden.

x

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folge Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Planegg. Ein Denk aus dem Walde von Wilt Langewiesche. Mit Buchschmuck von Rudolf Schi München. C. H. Beck. 72 S. — Dr. phil. Fr. Rittmeyer, Pfarrer in Nürnberg: Friedrich Nietzsche die Religion. Vier Vorträge. Ulm 1904. Heinrich Ke 94 S. — Dr. W. Ostwald, Professor der physikalisc Chemie an der Universität Leipzig: Die Weltspra Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung. 15 S. — Berthold Auerbach: Edelweiss. Eine Erzählung. (Co sche Handbibliothek Nr. 83.) Stuttgart u. Berlin. J. Cotte Nachf. 254 S. — Rudolf Baumbach: Wasser des Vergesseos und andere Erzählungen. (Co sche Handbibliothek Nr. 84.) Ebenda. 62 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, Münch

Der Böcklin-Band
der Künstler-Monographien
(Velhagen & Klasing)
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Preis 4 Mark.
(7540)

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 14. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Wie die Griechen ihre Statuen aufstellten. Von Professor Dr. H. Bulle (Erlangen).

Ein neuer Roman von Clara Viebig. Von Sigmund Schott.

II. Bücher und Zeitschriften.

August Köhler: Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum. — J. Kneip, W. L. Bershofen, A. J. Winckler: Wir drei.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine neue Theorie der Polarlichter. — 2. Internationaler Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Wie die Griechen ihre Statuen aufstellten.*)

Von Professor Dr. H. Bulle (Erlangen).

Es ist eine der psychologisch zartesten Szenen in Goethes Faust, wie Faust mit Mephistopheles das Zimmer Gretchens betritt und von dem Zauber des Ortes aufs seltsamste ergriffen wird.

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

Gibt es ein feineres und unauffälligeres Kunstmittel, das Wesen eines Menschen zu offenbaren, als den Einblick in seine nächste Umgebung? Die äußere Sphäre, die sich um ihn webt, halb mit, halb ohne sein Zutun, sie ist ein Teil von ihm, ein Stück seiner Persönlichkeit, und ohne sie bleiben uns die intimsten Schattierungen seines Wesens unbekannt. Wie viel mehr als vom Menschen gilt das von Kunstwerken! Was sind bei uns im Norden die griechischen Statuen anders als die armen, heimatlos gewordenen Kinder eines lichteren Landes, einer glücklicheren Zeit? Sie sind herausgerissen aus dem lebendigen Zusammenhang, für den sie geschaffen wurden, und auch sie verstehen wir darum nur halb. Die unmittelbarste Kraft ihrer Wirkung, die zartesten Züge ihrer Schönheit müssen verloren gehen in den gleichgültig kalten Kerkern, die wir Museen nennen.

Freilich ist die künstlerische Kraft der Antike so gewaltig, daß sie auch durch alle Verstümmelung und Verzettelung hindurch sich siegreich neben jeder neueren Kunst behauptet hat. Aber indem man sich an das Trümmerhafte gewöhnte, hat man lange Zeit hindurch vergessen, zu fragen, wo und wie denn diese Statuen einst gestanden haben und ob nicht ihre einstige Umgebung in wesentlichen Dingen bestimmend auf ihre Gestaltung eingewirkt hat.

*) Vortrag, gehalten am 7. Januar 1904 im Künstlerverein zu Bremen.

Eine Antwort wäre früher nicht leicht gewesen, und man darf es der Archäologie nicht zu sehr anrechnen, daß sie relativ spät diese Probleme aufwirft. Denn erst durch die Spatenarbeit der letzten Jahrzehnte haben wir auf den großen Ausgrabungsfeldern Griechenlands auch das Material zur Beantwortung gefunden. In Athen und Delphi, in Olympia, Priene und an vielen anderen Orten liegen die heiligen Bezirke der Götter, die Märkte und Straßen der Städte wieder vor uns. Wir wandeln wieder auf demselben Boden wie die Zeitgenossen des Phidias, und die Archäologen sind eifrig an der oft entsagungsvollen Einzelarbeit, aus den jämmerlichen Steinhaufen und Trümmern die Bilder der Vergangenheit im Geiste wieder auferstehen zu lassen. Aber es ist der Mühe wert! Denn für so manches, ja für das meiste in der alten Kunst, das wir schon gut zu kennen glaubten, geht uns erst durch die Erkenntnis der lebendigen Zusammenhänge das tiefere Verständnis auf. Wir erkennen, daß auch jene Bezirke, Märkte und Straßen, die mit Statuen erfüllt waren, als Gesamtheit organische Kunstwerke waren, mochten sie auch ganz allmählich durch die Arbeit von Generationen und Jahrhunderten entstanden sein. Das künstlerische Gefühl, von dem das Griechentum bis in seine kleinsten Aeußerungen, bis zum simpelsten Hausgerät herab, erfüllt ist, es dokumentiert sich am großartigsten in diesen Gesamtschöpfungen aufeinanderfolgender Geschlechter.

Aus diesen großen Kunstkomplexen heraus lernen wir die Arbeitsweise auch des einzelnen Künstlers, die besonderen Bedingungen seines Schaffens beurteilen. Tritt man heute zu einem Bildhauer ins Atelier, so sieht man ihn in der Regel sein Tonmodell in einseitigem Nordlicht nach allen Seiten drehen, bis er es genügend von vorn und seitwärts und rückwärts durchgearbeitet zu haben glaubt. Ob das fertige Werk im gebrochenen Lichte eines Wohnraumes, im Freilicht eines Parkes oder in dem dunklen Winkel eines Museums landen wird, in neunzig von hundert Fällen weiß es sein Schöpfer nicht voraus zu sagen. Der antike Künstler dagegen — auch wenn er nicht auf Bestellung arbeitete, was auch im Altertum nicht die Regel war — kannte von vornherein die räumlichen Bedingungen, in die sein Werk überhaupt kommen konnte; denn ob am Markt, im Heiligtum oder im Hofe des Hauses, immer verfuhr man bei der Aufstellung nach einheitlichen, im Grunde ganz einfachen Prinzipien. Und ein zweites Moment kam hinzu: der antike Künstler bestimmte selbst die Form und die Höhe des Sockels, und erst an das aufgerichtete Postament meißelte er mit eigener Hand seinen Namen.

Das Studium der Sockelformen bildet daher den Ausgangspunkt für die Behandlung unseres Problems. Man findet da einen ganz unerwarteten Reichtum von Formen, eine Mannigfaltigkeit, in der doch nichts Willkürliches ist. Denn auch in diesen scheinbaren Nebendingen bewähren sich die beiden Grundeigenschaften des griechischen Kunstschaffens: jede reichere Form aus einer einfacheren zu entwickeln und die einzelne Schmuckform stets in der Gesamtwirkung aufgehen zu lassen.

In den Anfängen der Monumentalplastik, im 7. Jahrhundert vor Christus, begegnen wir der auffallenden Tatsache, daß jeglicher Sockel fehlt. Die ältesten lebensgroßen Steinstatuen und vermutlich auch die Holzbilder staken mit einem unteren Fortsatze einfach in der Erde oder im Felsen.

Digitized by Google

Uns erscheint ein Emporheben des Kunstwerkes über den Boden durch ein isolierendes Zwischenglied als ästhetische Notwendigkeit. Aber dieses Gefühl ist keineswegs ursprünglich. Die Sockelbildung ist vielmehr entstanden aus dem einfachen praktischen Bedürfnisse, dem Bildwerk einen festen Stand zu geben, und die ältesten Sockel sind einfache rohe Steine gewesen.

Die erste tektonische Form der Basis entsteht unmittelbar aus diesen primitiven Versuchen. Sie ist nichts weiter als eine rechteckige Platte von etwa einem Fuß Höhe, und die lebensgroße menschliche Statue steht auch jetzt noch mitten unter den Beschauern, fast wie ihresgleichen. Diese Urform der Aufstellung hat sich in vereinzelten Fällen, namentlich bei Kultbildern altertümlichen Charakters, bis in die Blütezeit der Kunst gehalten, in ländlichen Heiligtümern sogar bis in das spätere Altertum.

Sobald sich das Bedürfnis nach Erhöhung der Aufstellung regte, verfuhr man auf das einfachste, indem man eine zweite kleinere Platte auf die erste legte, gelegentlich auch eine dritte, sodaß ein nach oben treppenförmig abgestufter Aufbau entstand. Dieser Typus der zweistufigen, seltener dreistufigen Basis, die in der Regel eine Höhe von etwa 60 Zentimetern (= 2 Fuß) hat, ist die eigentliche Normalform der älteren Zeit geworden. Sie war im 5. Jahrhundert und bis weit ins 4. Jahrhundert hinein die vorherrschende, wenn es sich um lebensgroße Standbilder handelte, und die Mehrzahl jener berühmten Bildwerke aus der Epoche des Phidias, die unsere Kunstgeschichten bevölkern, sind für diese geringe Aufstellungshöhe gedacht. Wir tun ihnen Unrecht, wenn wir sie nach der Weise der späteren Zeit in Hüfthöhe oder Brusthöhe des Beschauers aufstellen. Praktische Versuche mit niedriger Aufstellung haben in mehreren Fällen zu überraschenden Wirkungen geführt.

Erst seit der Epoche Alexanders des Großen und dann bei den Römern ist diejenige Sockelform üblich, die uns heute als die normale erscheint, ein Postament, das aus einem schlanken Mittelstück mit ausladenden Profilen oben und unten besteht, und das in der Regel 1.20 bis 1.40 Meter hoch ist. Es hebt die Statue beträchtlich über den Standpunkt des Beschauers empor, er muß weiter zurücktreten, um sie ganz zu überschauen. Diese einschneidende Aenderung in der Aufstellungsweise hängt eng zusammen mit den allgemeinen Entwicklungstendenzen der griechischen Plastik. Denn die jüngere Zeit hat eine ausgesprochene Vorliebe für schlankere, gestrecktere Verhältnisse, was sich bekanntlich aufs deutlichste am Ideal des männlichen Körpers erkennen läßt, wenn man etwa die gedrungenen Formen des Polykletischen Doryphoros mit dem schlanken Apoxyomenos Lysipps vergleicht. Die Form des profilierten Postaments mit seinen stark sprechenden *senkrechten* Linien regt die Bewegung unserer Augen — und alles plastische Sehen ist ja ein Abtasten mit den Augen — stärker in vertikaler als in horizontaler Richtung an; das überträgt sich unwillkürlich nach aufwärts und die Verhältnisse der aufgestellten Figur wirken infolgedessen schlanker und gestreckter. Daß das keine theoretisierende Konstruktion ist, läßt sich an Versuchen leicht zeigen. Betrachtet man einen Abguß der Venus von Mila niedrig aufgestellt, so wirkt die Gestalt ganz sonderbar untersetzt und kurzbeinig; auf einer Basis der geschilderten Art und Höhe ist sie von wunderbarer Schlankheit und Grazie der Linien. Die Basisform ist also ein ganz wesentlicher und unentbehrlicher Faktor der künstlerischen Wirkung.

Die beiden genannten Typen sind aber nur die hauptsächlichsten unter einer Menge anderer. Es sei hier nur noch der großen Klasse der pfeiler- und säulenförmigen Postamente gedacht. Für kleinere Bildwerke, Bronzestatuetten und dergleichen, mußte sich schon früh das Bedürfnis nach einem Untersatz geltend machen, der das Werk dem Auge nahe brachte, ohne selbst zu viel Platz zu beanspruchen. Dazu waren die in der Architektur entstandenen Formen von Säule und Pfeiler besonders geeignet, jedoch nicht ohne mannigfache Umbildungen und Anpassungen für den veränderten Zweck, so daß eine Fülle neuer reizvoller Formen entstand. Auch lebensgroße Figuren stellte man bald auf Säulen auf, zunächst vielleicht nur solche, die es ihrem Wesen nach verlangten, wie etwa die durch die Luft schwebende Nike, dann jedoch auch beliebige andere. In der jüngeren griechischen Zeit geschah es mit Vorliebe auch mit Porträtstatuen, was dann von den Römern übernommen und, wie so manches andere, teils ins Großartige getrieben, teils bis zum Unkünstlerischen übertrieben wurde. Für letzteres sind die bekanntesten Beispiele die Trajans- und Marcussäule in Rom, die zwar durch ihre Dimensionen wirken, bei denen man aber weder die Reliefs noch die aufgestellten Porträtstatuen erkennen kann.

Wie stark die Rückwirkung der Basishöhe auf Proportionierung, Linienführung und Einzelformen ist, erkennt man am deutlichsten bei dem extremen Fall sehr hoher Aufstellung. Daß die alten Künstler sich auch theoretisch der Wichtigkeit dieses Umstandes bewußt waren, erzählt uns eine Anekdote, die zwar nur aus spätantiker Quelle bekannt ist, aber das Schwergewicht innerer Wahrscheinlichkeit für sich hat. Phidias und sein Schüler Alkamenes hatten einst im Wettstreit zwei Athenabilder geschaffen, die auf hohen Säulen stehen sollten. Als die Statuen in der Werkstatt ausgestellt wurden, überhäuften die Kenner den Phidias mit Vorwürfen und gaben dem Werke des Schülers den Vorzug. Sobald aber die Figuren oben standen, erkannte man beschämt, daß das Werk des Meisters das bessere war, weil seine größere Erfahrung ihn die Wirkung aus der Höhe richtiger hatte beurteilen lassen.

In welcher Weise solche Vorausberechnung waltet, sei an zwei Beispielen erläutert. Bei stehenden Figuren, die aus der Tiefe, aber nur in geringem Abstand gesehen werden — wenn sie also etwa an dem Wege eines heiligen Bezirks auf einen hohen Pfeiler kommen sollten —, werden die Unterschenkel verkürzt, die oberen Teile des Rumpfes dagegen verlängert. Damit wird der wirklichen optischen Verkürzung soweit entgegen gearbeitet, daß die Verhältnisse in der Aufsicht von unten normal erscheinen. Noch deutlicher läßt sich bei sitzenden Gestalten ihre ehemalige Aufstellung erkennen. Der wundervolle Typus einer sitzenden Frau, der, im fünften Jahrhundert entstanden, von den Römern gern zu Porträtstatuen benutzt wird und in der besten Ausführung in einer Statue des Museo Torlonia erhalten ist (Winter, Kunstgeschichte in Bildern I, Taf. 67, 8), verlangt in Seitenansicht und mäßig hoch aufgestellt zu werden, so daß das Auge den wunderbar großartigen Rhythmen der Umrisse bequem folgen kann; die Proportionen, sowie Sitz und Haltung entsprechen hier vollkommen den natürlichen Verhältnissen. Wollte man diese bei einer hoch aufgestellten Figur unverändert belassen, so würden die Umrisse der Seitenansicht ausdruckslos werden, weil man nicht zugleich die Breite des Körpers mehr mitempfände, vor allem aber würden in der Vorderansicht die Oberschenkel, ja der Rumpf ganz verschwinden und der Kopf würde direkt aus den Knien herauszuwachsen scheinen. Es gibt moderne Giebelfiguren, wo das tatsächlich der Fall ist. Die Alten haben dem durch folgendes vorgebeugt. Sie haben den Sitz so erhöht, daß die Oberschenkel schräg abwärts zu stehen kommen: sodann werden die Oberschenkel auf fast zwei Drittel ihrer natürlichen Länge verkürzt. Dadurch wird der Blick auf den, außerdem noch etwas verlängerten, Oberkörper frei, und auf die Oberschenkel erhält man gerade noch einen hinreichenden Streiflick, um sie in dem Gesamtbilde mit zu empfinden. Diese Kunstmittel sind besonders deutlich zu beobachten bei mehreren lebensgroßen Kaiserstatuen in Villa Albani in Rom, die bei der jetzigen niedrigen Aufstellung mit ihrem verkümmerten Beiwerk und ihrem höchst unbequemen Sitz geradezu komisch wirken.

Ein dritter Gesichtspunkt unseres Themas ist: wie stand die Statue im Raum. Dabei kann für heute jene große und relativ zahlreich erhaltene Gattung von Skulpturwerken außer Betracht bleiben, die zu einem Gebäude

in unmittelbarer Beziehung gestanden haben, also die Statuengruppen der Tempelgiebel, die Reliefs an Metopen und Fries, und alles Aehnliche. Auch sie zwar sind für die praktische ästhetische Betrachtung ungemein lehrreich, weil sie zeigen, daß der Grieche auch hier das Einzelne dem Ganzen unterordnet; daß die Statue, so herrlich sie an sich und in der Nähe sein mag, doch nur ein Stück der dekorativen Gesamtheit, ein Akkord in der ganzen Melodie, sein will. Die hier herrschenden Gesetze liegen jedoch mehr auf der Hand und sind schon häufiger besprochen worden. Was das Studium der Ausgrabungsplätze neues lehrt, das ist, daß die Einzelfigur, sei sie Ehrenstatue oder Weihgeschenk an die Gottheit oder Siegerbild oder was immer, ebenfalls im höchsten Sinne „dekorativ" aufgestellt wurde, d. h. als schmückendes Glied eines Raumganzen. Immer steht die Statue in einer fest bestimmten Beziehung zur Oertlichkeit.

Wo es irgend geht, wird sie an eine Architektur angelehnt, und diese Lösung ist die relativ einfachste. Zwischen oder vor den Säulen der Tempel und Hallen, auf Treppenwangen, auf den Ecken von Stütz- und Einfriedigungsmauern, überall, wo durch die Architektur ein markierter Punkt entsteht, kann eine Statue ihren Platz finden. Sie erfüllt dabei den doppelten Zweck, daß sie die Funktion des Architekturgliedes verstärkt, gewissermaßen unterstreicht, und doch gleichzeitig die architektonische Strenge in ein leichteres schmückendes Linienspiel auflöst. Hinwiederum ist für die Statue selbst der Kontrast mit strengeren Linien ein Gewinn. Denn vor den Senkrechten eines kannelierten Säulenschafts oder in unmittelbarer Nachbarschaft anderer Architekturlinien werden die weichen fließenden Umrisse eines menschlichen Körpers doppelt lebendig empfunden.

Eine weitere Möglichkeit ist die Aufstellung an Straßen und offenen Plätzen. Handelt es sich um die Gräberstraßen, die vor den Toren der Stadt reichlich mit Denkmälern aller Art besetzt sind, so ist ein einfaches Nebeneinanderreihen von selbst gegeben. Anders wird es, sobald wir die heiligen Bezirke der Götter ins Auge fassen, große offene Plätze, die sich erst im Laufe der Zeit mit Statuen bevölkerten. Wie leicht hier Unding entstehen können, lehren einige Götterbezirke auf Cypern, dieser Grenzprovinz griechischer Kunst, in denen die Statuen wild und regellos wie die Bäume im Walde durcheinander stehen, als Zeugen einer vollkommenen künstlerischen Hilflosigkeit.

Die Griechen selbst hatten schon in der archaischen Zeit eine Grundbedingung für die Wirkung des plastischen Kunstwerkes klar empfunden und erkannt: daß eine Statue stets in unzweifelhafter Beziehung zu einer räumlichen Achse stehen muß, am besten zu der Hauptachse, welche die ganze Oertlichkeit gliedert. Auf diese Achse hin muß das Bildwerk so orientiert sein, daß es, ähnlich wie bei der Verbindung mit Architektur, als ein notwendiger Faktor der Raumteilung, als ein integrierender Bestandteil der örtlichen Konstellation erscheint und wirkt. Auf jenen offenen Plätzen stehen daher die Statuen nicht willkürlich hier und dort verteilt — wie man sie bei uns in den Skulpturenhallen großer Ausstellungen bisweilen sieht —, sondern es wird durch richtig gelegte Wege zunächst der Ort in ganz bestimmtem Rhythmus gegliedert, sodann werden die Denkmäler reihenweis nebeneinander mit ihrer Vorderseite diesen Straßen zugekehrt. Mag der Beschauer sie nun im Vorbeiwandeln mit flüchtigem Blick streifen, mag er zu längerer Betrachtung verweilen, immer steht er von selbst der Hauptansicht gegenüber, für die der Künstler sein Werk geschaffen hat. In dieser Hauptansicht aber — und das ist eines der großen Geheimnisse der griechischen Kunst, das theoretisch so leicht zu erkennen und für den schaffenden Künstler so unendlich schwer zu verwirklichen ist — in dieser Hauptansicht liegt alles beschlossen, was der Künstler an wirksamen Gesichtsvorstellungen, an sprechenden Formen in seinem Werke vereinigt hat. Von einem einzigen Standpunkt aus kann sich der Genuß des Ganzen völlig erschöpfen. Keine Linie, die nur halb sichtbar wäre, keine unklare Verkürzung oder Verschiebung der Formen lockt uns zur Seite, und so wenig es räumlich möglich wäre, die Statue zu umwandeln, so wenig fühlt man sich ästhetisch dazu angeregt oder gar genötigt. Darum aber überträgt sich auf den Beschauer jenes Gefühl von geschlossener Harmonie, von tiefster, wunschloser Ruhe bei wundervollster innerer Erregung, das das eigentliche Wesen der griechischen Bildwerke ausmacht. Daß die alten Künstler durch die groben äußerlichen Bedingungen der Aufstellung immer wieder ohne weitere Reflexion auf die Durchbildung der einen Hauptansicht hingewiesen und unerbittlich dabei festgehalten wurden — was uns nun durch das Studium der Ausgrabungsplätze zum vollen Bewußtsein kommt —, das war vielleicht eine der größten Wohltaten, die der Entwicklung der griechischen Plastik zuflossen aus der bis ins Tiefste künstlerisch gestimmten Gesamtkultur der Epoche.

Aufs höchste lehrreich sind nun die wenigen Skulpturen, bei denen bewußt von der Einansichtigkeit abgewichen ist. Wie weit die innere künstlerische Entwicklung zu einer mehransichtigen Durchbildung der Einzelstatue führen konnte, kann hier nicht erörtert werden. Tatsache ist, daß wir an einem, und keinem geringen, Beispiele nachweisen können, daß die Durchbildung von zwei Hauptansichten in erster Linie aus den besonderen örtlichen Verhältnissen zu erklären ist. Das wundervolle Bild der Nike, die auf einem Schiffsbug stehend die Siegesfanfare bläst, ein Weihgeschenk des Demetrios Poliorketes für seinen Seesieg vom Jahre 306 v. Chr. — heute eines der stolzesten Besitztümer des Louvre —, stand in dem heiligen Bezirk der großen Götter auf Samothrake am Ende einer langen Terrasse, an deren Rückseite sich eine Halle entlang zog. Die Terrasse war durch einen Einschnitt getrennt von dem gegenüberliegenden größeren Teile des Bezirks, wo der Haupttempel stand, so daß die Nike ihre linke Seite der Halle, ihre Vorderseite dem Tempel zuwandte. Die linke Seite ist daher in Anlage wie Ausführung die wichtigste und reichste, da man hier auch bis in unmittelbare Nähe herantreten konnte. Jedoch ist auch die Vorderseite zu vollkommener Geschlossenheit der Wirkung, als zweite gleichwertige Hauptansicht, durchgebildet. Die dritte (rechte) Seite endlich, ebenso wie die Rückseite, sind so auffallend vernachlässigt, daß sie verdeckt gewesen sein müssen, die Rückseite durch die Stützmauer am Bergabhang, die rechte Seite vermutlich durch Bäume oder Gebüsch, wodurch gleichzeitig ein wirksamer dunkler Hintergrund für die linke Hauptansicht entstand. Nur selten sind wir in der Lage, aus den räumlichen Bedingungen eines Kunstwerks seine Komposition und Durchführung so verstehen zu lernen wie hier. Der Fall ist um so schätzbarer, weil er uns zugleich berechtigt, überall wo wir auf Unverständliches oder Absonderliches in der antiken Plastik stoßen, die Erklärung zunächst in den speziellen Verhältnissen der Oertlichkeit zu suchen.

Geschlossene Plätze innerhalb der Stadt bieten eine dritte und überaus häufige Möglichkeit für die Aufstellung von Statuen. Hier nähern sich die antiken Verhältnisse am meisten den modernen, hier erkennen wir aber auch mit betrübender Deutlichkeit, wie sehr die neuere Zeit an Raumgefühl und unmittelbarer künstlerischer Empfindung hinter dem Altertum zurückbleibt. Erst durch Camillo Sittes Weckruf in seinem Buche „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" (Wien 1889) ist die Empfindung für die ästhetische Raumwirkung eines Platzes wieder erwacht, und es ist dringend zu hoffen, daß Sittes Ideen allmählich unser ganzes Städtebauwesen durchsäuern möchten. Sitte hat uns gelehrt, daß ein Platz, um künstlerisch zu wirken, ringsum für das Auge geschlossen sein muß, daß also die einmündenden Straßen möglichst versteckt in die Ecken zu legen sind; und daß es ferner durchaus unrichtig ist, ein Denkmal gerade in die Mitte eines Platzes zu stellen. Das ist aber bei uns bisher die Regel gewesen; es gibt kaum einen bedeutenderen Platz in einer modernen Großstadt, auf dem nicht in der Mitte das bekannte Reiterdenkmal steht, an dem jedermann vorbeirennt, außer dem Fremden, der die Existenz desselben aus dem Baedeker festgestellt. Daß die Gleichgültigkeit gegen solche Bildwerke keineswegs von deren größeren oder geringeren Qualitäten abhängt, lehrt ein

Beispiel, das die modernen Florentiner geliefert haben. Sie haben einen Bronzeabguß von Michelangelos David inmitten des riesigen Piazzale Michelangelo unterhalb von San Miniato aufgerichtet. Und dieselbe Statue, die an ihrem ursprünglichen Platze vor dem Palazzo Vecchio und selbst in ihrer jetzigen Museumshaft als eines der mächtigsten Bildwerke der ganzen neueren Kunst wirkt, sie ist dort nichts weiter als ein Pfahl auf einer großen Scheibe; ein Obelisk oder eine Säule würden den gleichen Zweck besser erfüllen. Wir ziehen daraus die Lehre: Denkmäler wirken in der Mitte großer Plätze deshalb nicht, weil man sie von zu weit her übersieht, weil man nicht in einer bestimmten Achse ihnen gegenüber geführt wird und weil kein Maßstab zur Abschätzung ihrer Größe in der Nähe ist. Es fehlen samt alle diejenigen Faktoren, welche das Interesse an einem Denkmal als einem Formen- und Raumwert überhaupt in Bewegung setzen.

Die Griechen haben niemals die Mitte ihrer Märkte und Plätze mit Statuen verstellt, sondern haben sie stets an den Rändern angeordnet. Das bekannteste Beispiel ist das Forum von Pompeji, neuerdings ist namentlich der Markt von Priene lehrreich geworden. Stets bleibt die Mitte frei, die Bildwerke stehen einzeln oder reihenweis vor den Säulen der umgebenden Hallen. Die Statuen wiederholen gewissermaßen die Einfriedigung, sie hegen den Raum wie durch ein leichteres schmückendes Band ein zweites Mal ein und, statt das Gefühl für das Ganze des Raumes zu stören, erhöhen sie es vielmehr. Gleichzeitig gewinnen die Statuen einen Hintergrund und Maßstab und erhalten durch die engen Bezüge zur architektonischen Raumgliederung eine innere Notwendigkeit ihres Daseins. So werden die antiken Märkte, obwohl sie Dinge zum täglichen Gebrauch sind, zu großen Gesamtkunstwerken. Man hat sie treffend große Säle unter freiem Himmel genannt, welche zugleich Versammlungsraum, Festsaal und Museum waren.

Ein letzter Fall ist es, wenn die Statue für die freie Landschaft bestimmt war. Hier lehren uns keine Denkmäler, wohl aber mancherlei Darstellungen auf Wandgemälden. Und selbst hier bestätigt sich die Beobachtung, daß eine Statue niemals für sich allein steht, so daß sie beliebig verschoben gedacht werden könnte. Das einfachste Mittel, sie für Auge und Phantasie gewissermaßen festzuhalten, bietet ein Baum, ein Gebüsch und dergleichen, die dahinter gesetzt werden. Aber das wird häufig nicht als genügend empfunden. Man gibt ihr dann einen eigenartigen tektonischen Rahmen, der aus zwei Pfeilern mit übergelegtem Gebälk besteht, ein Aufbau, der auf hellenistischen Landschaftsbildern häufig ist und vielleicht den Ursprung des römischen Triumphbogens bildet.

Fassen wir die Grundideen der Antike bei Anordnung der Statuen im Raum zusammen, so sind es sehr einfache: der Platz eines Bildwerkes muß stets durch einen Faktor der allgemeinen Raumgliederung bestimmt werden, sei es ein Architekturglied, eine Straßenachse, eine Baumgruppe; niemals steht eine Statue einzeln in der Mitte der ungegliederten Fläche eines Platzes; stets wird der Beschauer durch die örtlichen Verhältnisse in bestimmte Beziehung zum Kunstwerke gesetzt, so daß er einen günstigen Augenpunkt nicht erst zu suchen braucht, sondern unmerklich vor die Hauptansicht oder eine der Hauptansichten geführt wird; das Verhältnis zur Umgebung ist nicht ein zufälliges, sondern das Bildwerk paßt sich ihr bewußt an und empfängt umgekehrt von ihr eine Steigerung seiner eigenen Wirkung durch die Gegensätze in Linien, Farben und Massen; endlich gibt die Umgebung dem Beschauer erst den Maßstab für die Größenempfindung.

So laufen unsere Beobachtungen schließlich in ganz allgemeine Sätze aus, die mit wenigen Aenderungen auch auf das Kunstgebaren der Renaissance zutreffen würden, was zu verfolgen nicht dieses Ortes ist.

Wir stehen heute mitten in einer allgemeinen, nicht auf die Künstlerkreise beschränkten Bewegung, welche loskommen will von der allzu begrifflichen und stofflichen Auffassung der Kunst, wie sie das metaphysisch-philosophische Deutschland des 19. Jahrhunderts gehegt und ausgebildet hat. Kunst ist nicht Gedanke und Begriff, Kunst ist Raumgefühl, Formgefühl. Indem unsere Monumentalbildhauerei den Weg zu dieser Art von Kunst zurückzufinden sucht, bietet sich ihr die Antike als Führerin an. Aber in ganz anderem Sinne als zu den Zeiten Winckelmanns! Nicht was die Antike gemacht hat, soll nachgeahmt werden; wie sie es gemacht hat, das kann Lehre und Wegweiser sein.

Ein neuer Roman von Clara Viebig.*)

„Im blendenden Mittagszauber der Aehren war plötzlich eine Gestalt aufgetaucht, hell der Hut, hell das Gesicht und die Flechten wie reifer Weizen". Das ist Helene, die liebliche, kluge und tapfere Frau des Gutsbesitzers Hanns Martin von Doleschal auf Niemczyn in der Provinz Posen. Sie bringt den Ansiedlern, die vom Rhein kommen und schon auf dem Weg zur neuen Heimat von Sehnsucht nach der alten erfüllt sind, den ersten herzerfrischenden deutschen Gruß. Und der Sommer vergeht, es wird Winter und wieder Sommer. Peter Bräuer ist unter dem polnischen Volke nicht heimisch geworden. Schweren Herzens verläßt er mit den Seinen das Land, wo er seinen braven ältesten Sohn verloren, nachdem dieser ihm durch die schlaue und verführerische Palin entfremdet worden war. Wieder erscheint, wie im Jahre zuvor, aus dem wogenden Kornfeld kommend die hohe Gestalt der Frau Helene, die den Scheidenden noch einmal die Hand drückt. Wie für die Familie Bräuers, so ist auch für Helene die kurze Spanne Zeit, die seit jener ersten Begegnung verflossen, eine unendlich wehevolle geworden. Sie hat mit wachsendem Angstgefühl wahrgenommen, daß irgend etwas Unheimliches gegen ihren Mann in der Luft liege, aber sie hat nirgends erfahren können, was es war, das ihn so peinigte, drückte, verstörte, so daß er oft wie geistesabwesend umherging.

Hanns Martin, der leidende Held des Buches, ist eine vornehme, adelige Natur, ein Mann von reinstem Wollen beseelt, der nur das Mißgeschick hat, sich oft in der Wahl seiner Mittel zu vergreifen. Seine nationale Gesinnung ist die stärkste Triebfeder seines Handelns, unablässig strebt er dahin, die Seelen dem Deutschtum zu gewinnen, den Boden deutsch zu machen. Dabei stößt er überall auf offene und heimliche Feinde, er wird zur Zielscheibe des Hasses der polnischen Bevölkerung und findet bei den eigenen Landsleuten nur laue Unterstützung. Der Grundsatz: „Was dich nicht brennt, das blase nicht", ist ein sehr kalter und egoistischer, aber überall ordnen und helfen zu wollen, dazu gehört feste Hand und sicherer Takt. Diese aber läßt er gar manchmal vermissen. Auf dem heißen Boden, der vom Kampf zwischen Deutschen und Polen unterwühlt ist, heißt es besonders behutsam vorgehen.

Wie Doleschal die fremdsprachliche Bevölkerung für Deutschland erobern will, indem er in einer Art von rücksichtslosem Draufgängertum nur das Ziel im Auge hat, ohne die Hindernisse zu sehen, das ist nicht der richtige Weg! Seine Anzeige des Lehrers Ruda beim Landrat, weil jener beim Unterricht polnisch gesprochen, zieht ihm den unversöhnlichen Haß Rudas zu. War doch dessen Lage ohnehin schon eine so schwierige. Von der Regierung wurde er zum Unterricht in deutscher Sprache angehalten, bei dem ganzen Volke, das von der Geistlichkeit bearbeitet worden, setzt er sich Verfolgungen und Anfeindungen aus, wenn er nicht treu zur Polensache steht. Ist es da zu verwundern, wenn der arme Mensch einen sucht, dem er die ganze Verantwortung für seine schwere Lage aufbürden kann, und diesen in Doleschal findet? Zwar ist es nicht bestimmt gesagt, aber die Vermutung wird wohl nicht irre gehen, daß Ruda es war, der die Drohbriefe gegen Doleschal geschrieben.

Fast einen Stich ins Komische bekommt Doleschal bei dem Besuch, den er zum Gutsnachbarn Kestner auf Przndorawo macht, um diesen auf die Ausfahrten seiner Tochter mit dem polnischen Inspektor Szule aufmerksam zu machen. Er hatte

*) Das schlafende Heer. Roman von C. Viebig. Berlin, Egon, Fleischel u. Co., 1904.

es so gut gemeint, aber wieder einmal recht ungeschickt angefaßt. Es war ein wahrer Don Quixote-Streich. Und dennoch wird das Bild des edlen, allzeit hilfsbereiten Menschen dadurch in unseren Augen nicht getrübt. Es fehlt ihm eben der kühle, ruhig überlegende Verstand, der das warme übereifrige Herz zu lenken und zu zügeln vermöchte. Doleschal bleibt immer ein großes Kind und braucht eine Frau wie die kluge und tapfere Helene. Sein tief tragisches Geschick, das unser volles Mitgefühl erregt, wächst aus seiner Natur und aus den Verhältnissen heraus, in die er sich nicht fügen kann. Den Höhepunkt bildet der nächtliche Ueberfall, dem er zum Opfer fällt, bei dem er zu Boden geschlagen und zerprügelt wird.

Diese Szene wirkt auf uns durchaus nicht grotesk, sondern geradezu schauerlich. Wir verstehen es, was in der Seele des hochsinnigen Mannes, des stolzen Aristokraten vorgeht, wie er den Menschen scheu und ängstlich ausweicht, weil er meint, jeder müsse seine Schmach kennen. Ob der Selbstmord eines Landrats im Posenschen, der die soziale Aechtung nicht länger hatte ertragen können, das Modell für den Fall Doleschal bildete, ob die Verfasserin jene Persönlichkeit nachgebildet oder nur einzelne Züge von ihr genommen, wissen wir nicht und halten es auch für ganz gleichgültig. Mit Doleschal fühlen wir wie mit einem Menschen, den wir seit lange kennen und liebhaben und manchmal möchten wir förmlich die Faust ballen, wenn er wieder so unklug und unpraktisch handelt. Und ganz ähnlich empfinden wir mit Valentin, dem wackeren Sohne Bräuers, dem wir förmlich helfen möchten, ihn vor den Netzen Stasias zu retten. Diese verlogene und bis in die Knochen verdorbene Person ist ein Kabinettsstück der feinen und lebendigen Charakteristik.

Ueberhaupt, wie Frau Viebig ihre Menschen vor uns hinzustellen weiß, wie sie ohne die Hilfsmittel der Beschreibung sie uns voll Leben und Individualität zeigt, darin steht sie unter allen zeitgenössischen Erzählern mit oben an, und es ist lehrreich, ihre Bücher von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die drei Gutsbesitzersfamilien, Doleschals auf Niemczyn (Deutschau), Kestners auf Przyborowo und Garczynskis auf Chwaliborzyce, sie repräsentieren die verschiedenen Richtungen der Gutsherren, den eifrigen deutschen Patrioten, der den Boden ganz für das geliebte Vaterland erringen will, den Gleichgültigen, der nur sein eigenes Interesse kennt und gesonnen ist, dem Lande den Rücken zu kehren, wenn er nur vorteilhaft verkauft hat, und den eifrigen Polen, der aber auch nicht an dem Boden der Heimat hängt. Vielleicht hat das elegante Paar Garczynski etwas romanhaften Anstrich. Gute Charakterköpfe sind der Förster Frelikowski, der alte Inspektor Hoppe, der phantastische und spukhafte Schäfer Dudek, der Prophet und Hort der Polensache, der bäuerische Propst und der feine, leidenschaftliche Vikar, dieser freilich etwas konventionell, die Säuferin Ciotka, eine wahre Teniersfigur, auch die alte Nepomucena, die die schöne Frau Jadwiga auf Chwaliborzyce kratzen muß und das so vorzüglich besorgt.

Ganz prachtvoll ist Dudeks Enkelin Michalina gezeichnet, die mit so rührender Treue, so selbstloser Hingebung an Valentin Bräuer hängt, wie ein Hund über ihn wacht. Auch die kleine Hühnermagd Marynka gewinnen wir lieb und die kleine Episode ihres Seelenkampfes, da sie das liebe Hühnchen nicht schlachten will, ist ein reizvolles Genrebild.

Es ist ein hartes, grausames Buch, der Roman „Das schlafende Heer", hart und grausam wie das Leben. Das Buch enthält nur wenig Lichtpunkte, die Guten gehen darin zugrunde, aber es entläßt uns doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft. Helene hat fünf heranblühende Söhne und mit diesen bleibt sie im Lande, sie werden vielleicht erreichen, was der Vater vergebens erstrebte.

Der Titel knüpft an eine in Polen verbreitete Sage an. Ueber diese Sage vom „schlafenden Heer" hat im Jahre 1896 die Ostdeutsche Rundschau, die unter der Rubrik: „Unsere Heimat in Sage und Brauch" die Ueberlieferungen der Ostmarken sammelt, die folgende Erzählung und Auslegung gebracht, die uns die Liebenswürdigkeit des Chefredakteurs E. Giuschel übermittelt hat:

„Längere Zeit auf einem Gute in der Nähe Montwys bei Inowrazlaw zu Besuch, hatte ich Gelegenheit, oft und weit in der Umgegend die Sage „vom schlafenden Heere" zu hören. So märchenhaft dieselbe auch klingt, das Volk hält sie für wahr. Mir wurde sie in folgender Form mitgeteilt: Links an der Chaussee, die von Montwy nach Kruschwitz führt, ist ein Berg, worin das „schlafende Heer" liegt und ruht, bewacht von seiner Schutzpatronin, der heiligen Jadwiga. Leute, die zur Nachtzeit dort vorübergingen, und besonders Hirten, die in früherer Zeit auf den Wiesen, die jetzt entwässert und zu Pflugland umgestaltet worden sind, um den Berg herum hüteten, erzählen mit vollster Ueberzeugung, oft Waffengeklirr und taktmäßiges Marschieren und Exerzieren, dumpf aus der Erde heraufklingend, vernommen zu haben. Als eines Tages ein Bauer mit einer Fuhre zur Stadt fuhr, wurde er von einem Soldaten, der allein vor dem Berge stand, angehalten und ersucht, ihm den Hafer zu verkaufen. Der Mann ging aber nicht darauf ein, weil er hoffte, in der Stadt einen höheren Preis zu erzielen. Er traf jedoch mit dem Soldaten eine Vereinbarung, wonach er den Hafer wieder zurückbringen wollte, wenn er in der Stadt kein höheres oder gar ein niedrigeres Preisgebot erhalte. Und das geschah denn auch. Nun mußte der Mann das Korn abladen und in den Berg hineintragen, wo mit einem Male eine Oeffnung, einem Tore entsprechend, da war. Innen sah er dann, so geht die Sage, zu beiden Seiten des Ganges ein großes, sich weit ausdehnendes Lager schlafender Soldaten, mit sonderbaren, seltsamen Uniformen und Waffen angetan, samt ihren Pferden daliegen. Als er einen derselben im Vorbeigehen berührte, dehnte sich dieser wie ein vom langen Schlafe matt Gewordener und wollte aufspringen. Doch wehrte ihm der wachende Soldat mit den Worten: „jeszize nie czas!" (zu Deutsch ungefähr: „Noch ist die Zeit nicht da!"), worauf ersterer wieder in seinen Schlaf zurücksank. Fertig mit seiner Arbeit und ausbezahlt, sah der Bauersmann dann nur noch den geschlossenen Berg; die Stelle aber, die vorhin offen und wo er hineingegangen war, zeigte eine kleine Vertiefung, die vollständig einem Tore glich (was angeblich in der Tat heute noch — ein natürlicher Zufall — zu sehen sein soll).

Durch die Erzählung des Mannes, der sie als wirkliches Erlebnis darstellte — was ungefähr 60 Jahre her sein soll — wurden mehrere Besitzer des Berges aufmerksam und ließen dort (mehrmals) nachgraben. Aber durch die bei tieferem Eindringen sich darbietenden unüberwindlichen Schwierigkeiten an der Arbeit gehemmt, mußten die Leute immer wieder ergebnislos aufhören.

In der Umgegend von Montwy, besonders im polnischen Volke, wird, wie gesagt, Vorstehendes als wahre Begebenheit erzählt."[1])

An diesen Artikel knüpfte die Redaktion später die folgenden Darlegungen:

„Unter Bezugnahme auf den Beitrag von Fr. Dr. in W. in Nr. 38 des Hausfreundes, betitelt „Das schlafende Heer", welcher eine kujawische Sage behandelt, sind uns eine Anzahl Zuschriften zugegangen, in welchen versucht wird, jene polnische Sage zu deuten. Wir vermögen uns indessen keiner der uns unterbreiteten Auslegungen anzuschließen. Wir sind der Ansicht, daß jene Sage vom schlafenden Heer die nationalen Zukunftsträume der Polen versinnbildlichen soll. Das schlafende Heer bedeutet die Macht des nationalen Empfindens, das schläft, bis „seine Zeit gekommen" ist. Es ist in einen Berg eingeschlossen und seine Lagerstätte ist keinem Unkundigen bekannt — so sollen auch die Zukunftsträume der Polen still im Herzen verwahrt werden, damit die „Unterdrücker" nichts davon merken. Wie dem schlafenden Heer, obwohl es in todesähnlichem Schlummer ruht, heimlich Lebensmittel zugeführt werden, womit angedeutet werden soll, daß es eben nur schläft und dem Leben nicht entrissen ist, so ist auch das nationale Empfinden — der Traum vom zukünftigen Polenreiche — obwohl es zu schlummern scheint, lebendig im Herzen des polnischen Volkes. Daß die heilige Jadwiga die Schutzpatronin des „schlafenden Heeres" ist, ist in diesem Sinne auch nicht bedeutungslos, und daß der Ort, an welchen die Sage anknüpft, in Kujawien liegt, ist für den, der sich etwas mit der polnischen Geschichte befaßt hat, ohne weiteres erklärlich und selbstverständlich."[2])

Der Kampf für und gegen die polnische Sprache bildet also den großen Hintergrund des Romans, ja seinen eigentlichen Hauptinhalt. Mit wahrer Meisterschaft ist es der Verfasserin gelungen, uns in das Land und seine politische Zerklüftung zu versetzen, ohne daß sie selbst irgendwie aus-

[1]) Aus der „Ostdeutschen Rundschau" Nr. 38 Jahrgang 1898.
[2]) Aus der „Ostdeutschen Rundschau" Nr. 51 Jahrgang 1896.

gesprochen Partei nimmt. Wir verstehen die polnische Bevölkerung, die sich ihre Sprache nicht entwinden lassen will und erbittert gegen die Eroberer kämpft, wie verstehen aber auch die Deutschen, die das Land germanisieren wollen. Die Verfasserin steht über den Parteien, sie weiß sich in Denken, Wollen und Fühlen der verschiedenen Personen zu versetzen und jedem sein Recht werden zu lassen. Auch diese strenge Objektivität gehört zu den Vorzügen des Buches.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Die Strafbarkeit bei Rechtsirrtum. Von Dr. August Köhler. München 1904, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. 123 S.

Die Lehre vom Rechtsirrtum, eine der schwierigsten Materien der juristischen Wissenschaft, spielt wohl in alle Rechtsgebiete hinein; aber nirgends bietet sie so wichtige und schwer zu lösende Probleme wie im Strafrecht. Unser positives Recht gibt, rein äußerlich betrachtet, dem Theoretiker außerordentlich wenige Anhaltspunkte für die Entscheidung der wichtigen Frage, in welchen Fällen der Rechtsirrtum den Vorsatz, bezw. die Strafbarkeit ausschließt oder nicht; soweit äußere Merkmale im Gesetz vorhanden zu sein scheinen, wirken sie oft eher verwirrend als belehrend. Die Wissenschaft und die Praxis haben nun versucht, für unser geltendes Recht allgemeingültige Leitsätze über die Relevanz des Rechtsirrtums aufzustellen: Die einen erklären jeden Rechtsirrtum für belanglos; andere nur den Irrtum über Strafrechtssätze, während der außerstrafrechtliche Rechtsirrtum den Vorsatz ausschließe; eine dritte Meinung hält das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit nur da für notwendig, wo das Erfordernis der Rechtswidrigkeit ausdrücklich in den gesetzlichen Tatbestand aufgenommen ist. Eine weitere Theorie erklärt das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit (Normwidrigkeit) immer für erforderlich, eine fünfte das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit, eine sechste endlich sogar das Bewußtsein der Strafbarkeit. Köhler, welcher alle diese Theorien ausführlich und mit überzeugenden Gründen widerlegt, kommt zu dem Resultate, daß ein schematisches Prinzip für die Beurteilung des Rechtsirrtums im Sinne der bisherigen Theorien überhaupt nicht aufgestellt werden kann, daß vielmehr bei jedem einzelnen Strafgesetz die Frage geprüft werden muß, ob trotz des Rechtsirrtums noch ein vorsätzlicher Angriff auf dasjenige Schutzobjekt angenommen werden kann, das der Gesetzgeber durch die betreffende Strafandrohung schützen wollte. In dieser Erkenntnis, welche mit einer unfruchtbaren Schematisierung gründlich aufräumt, liegt die hauptsächlichste Bedeutung der Köhlerschen Schrift. Der Verfasser zeigt nun, wie seine Untersuchung im wesentlichen zu denjenigen Resultaten führt, welche auch die oberstrichterliche Praxis — so weit derselben beizupflichten ist — bisher auf anderem Wege gefunden hat; doch führten eben diese anderen Wege vielfach über Trugschlüsse und gewaltsame Begriffsverdrehungen, welche die Unhaltbarkeit des scheinbaren Prinzips nur allzu deutlich erkennen ließen. Für die Erforschung des gesetzgeberischen Willens im oben bezeichneten Sinne gibt Köhler eine Anzahl von Merkmalen: so läßt sich oft aus der herkömmlichen Bedeutung des Deliktsbegriffes (Diebstahl, Defraudation u. s. w.) die Bedeutung des Rechtsirrtums entnehmen; ferner aus der Strafverschärfung bei Vorliegen eines bestimmten Rechtsverhältnisses (Beleidigung fürstlicher Personen). Ein wichtiges Moment für die Bejahung der Relevanz des Rechtsirrtums liegt auch in der Verschiedenheit des Umfangs einiger Rechtsbegriffe in den einzelnen Bundesstaaten (Jagdbarkeit von Tieren), ferner bei den Blankettstrafgesetzen in dem räumlichen Geltungsgebiet polizeiliche Vorschriften, deren Kenntnis man bei vorliegend lokaler Geltung nicht voraussetzen kann, es sei denn, daß sie sich speziell an solche Personen richten, welchen man nach Wohnsitz oder Gewerbe diese Kenntnis wohl zumuten darf. Ich habe hier nur einige Beispiele von den allgemeinen Merkmalen, welche Köhler für die Durchführung seiner Theorie gibt, angeführt, um zu zeigen, daß er nicht etwa lediglich das Vorhandene umstößt und die Prinzipiosigkeit predigt, daß er vielmehr fleißig aufgebaut und alles bis in einzelne genau durchdacht hat. Vielleicht gibt uns der Verfasser in einem späteren Werke eine Darstellung seiner Irrtumslehre in ihrer Anwendung auf alle einzelnen Narmen des speziellen Strafrechts. Die Möglichkeit eines solchen, für die Wissenschaft höchst fruchtbaren Unternehmens hat Köhler durch seine Schrift bereits bewiesen. Dieselbe enthält übrigens auch gründliche historische und rechtsvergleichende Ausführungen, schließlich beachtenswerte Vorschläge de lege ferenda. Köhler will allgemein das Erfordernis des Verbotenseins einführen: Der Täter muß also wissen, daß seine Handlung, sei es vom Recht, sei es sonst, verboten sei. Nur der positive Glaube, daß die moralisch verbotene Handlung rechtlich erlaubt sei, soll auch hier den Vorsatz ausschließen. Sehr interessant ist der Vorschlag, das Bewußtsein der Strafbarkeit, bezw. die Kenntnis der positiven Strafnorm durch Abgrenzung des Strafmaßes in Betracht zu ziehen. Es ist in der Tat unbillig, daß derjenige wie ein gemeiner Dieb bestraft wird, welcher in der Meinung eine Feldpolizeiübertretung zu begehen, in einem Bundesstaate, in welchem es solche Uebertretungen nicht gibt, verbotenerweise eine Blume pflückt.

Dr. Max Friedlaender.

Wir Drei! Ein Gedichtbuch von J. Kneip, W. L. Vershofen, Alfred J. Winckler. Bonn 1904, Röhrscheid u. Ebbeck.

„Wir Drei!" — Der Titel klingt stolz und selbstbewußt. Man ist gespannt auf die Offenbarungen der Drei. Wird man Neues, Großes erleben? Wird sich jugendliche Ueberhebung herausstellen? — Beides tritt nicht ein. Aber man kann mit Freuden bemerken, daß man es mit guten Talenten zu tun hat, die sich ihrer Veranlegung nach allerdings stark voneinander unterscheiden. J. Kneip, der zuerst zu Worte kommt, ist eine weich geartete Persönlichkeit, die sich gern friedlichen, zarten Naturstimmungen träumerisch hingiebt. Seine Gedichte sind selten mehr als kleine Naturbilder. Betrachtungen und Reflexionen vermeidet er; er deutet nur an, läßt seine Gefühle nur durchschimmern. Gerade dadurch weiß er aber seine Reize duftiger Stimmungen zu erwecken. Es steht nur, soviel nach den mitgeteilten Gedichten zu urteilen ist, zu befürchten, daß das Talent Kneips zu eng begrenzt ist, als daß es einer größeren Entwicklung fähig wäre. Mehr Töne als Kneip hat W. L. Vershofer zur Verfügung. Aber seine Stimme bedarf noch fleißiger Schulung. Von einem Grundcharakter in seinen Gedichten kann man nicht sprechen. Schmerzlich-stille Leidenstöne werden von Freudelauten, siegesstolzen Sängen abgelöst. Am wenigsten sagen mir seine Gedichte zu, in denen er sich als Pessimist zeigt, z. B. im Gedichte „Ecce poeta". Vershofen möge sich seinen kraftvollen „Columbus" zum Vorbild nehmen, dann wird auch er tapfer neues Land gewinnen. — Der Ungezügeltste der Drei ist Alfred J. Winckler. Er wirft sich gern titanenhaft in die Brust. Sicherlich steckt in ihm auch eine kräftige Natur. Aber auch der Kühnste muß sich zu beherrschen wissen. Der Mangel an Selbstzucht zeigt sich bei ihm besonders in dem Gedichte „Die Litfas-Säule", die für ihn „ein Riesensymbol des brausenden Lebens" ist. Die überlange, seitengroße Aufzählung z. B. all dessen, was auf einer solchen Säule nebeneinander stehen kann, ist unkünstlerisch und ohne Geschmack. Auch das Gedicht „Der Bismarck-Turm" ist zu lang und zu formlos. Es wirkt ermüdend, so viele prächtige Gedanken in dem Hymnus auch enthalten sind. Maß zu halten, besser zu formen muß Winckler noch lernen. Das aber, was man nicht lernen kann, scheint er zu besitzen: inneren Reichtum und Temperament. — Ich glaube, man darf von den „Dreien", die ihr Buch Detlev v. Liliencron zum 60. Geburtstag dargebracht haben, noch Tüchtiges erhoffen.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Eine neue Theorie der Polarlichter.

Von den vielen Hypothesen, die über die Natur der Polarlichter aufgestellt worden, hat bisher noch keine — auch nicht die neuesten von Arrhenius und von Birkeland — alle beobachteten Erscheinungen und die statistisch festgestellten Tatsachen zu erklären vermocht. Hr. Ch. Nordmann mochte nun, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift mitteilt, im Journal de Physique den Versuch, dies durch eine neue Hypothese zu erzielen, durch die Annahme, daß die Sonne Hertzsche Strahlen aussende, welche in den höheren Schichten der Luft absorbiert werden und hier die bekannten Lichtphänomene der Polarlichter erzeugen. Er gibt zunächst eine kurze, knappe Zusammenstellung der wichtigsten Beobachtungstatsachen bezüglich der Gestalt und Orientierung der Nordlichter, ihrer geographischen Verbreitung, ihrer Häufigkeit, ihrer Höhe, des Spektrums, das sie geben, ihrer täglichen, jährlichen und elfjährigen Periodizität und der Beziehung der Nordlichter zu den magnetischen Störungen; sodann diskutiert er eingehender die neuesten Theorien der Polarlichter, beweist ihre Unzulänglichkeit für die Erklärung der Beobachtungen und stellt schließlich seine eigene Hypothese auf, welche in den Hertzschen Wellen des Sonnenkörpers die bedingende Ursache des Polarlichtphänomens in all seinen räumlichen und zeitlichen Variationen erblickt. Hr. Nordmann zeigt, wie man unter Heranziehung der experimentell nachgewiesenen Eigenschaften der Hertzschen elektrischen Strahlen allen Beobachtungstatsachen gerecht werden kann. Besonders interessant sind die Nachweise, wie die räumliche Verteilung und die zeitliche Variation sich aus der Hypothese ableiten lassen; auch die Beziehungen zu den magnetischen Störungen finden ihre plausible Deutung, so daß von den beobachteten Tatsachen keine der aufgestellten Hypothese ernste Hindernisse bereitet. Freilich ist es bisher noch nicht gelungen, die von der Sonne ausgehenden Hertzschen Strahlen auf der Erdoberfläche, auch nicht in großen Höhen, wo sie Hr. Nordmann selbst aufgesucht, nachzuweisen. Dies spricht jedoch nicht gegen ihre Existenz, so daß der Versuch des Hrn. Nordmann ein beachtenswerter bleibt.

*

II. Internationaler Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte.

Das Organisationskomitee dieses Kongresses, auf den wir in unserer Beilage schon mehrfach hingewiesen haben, versendet folgende Mitteilung:

Der Kongreß wird vom 30. August bis 2. September 1904 in Basel tagen. Seine Verhandlungen verteilen sich auf Generalversammlungen, in denen Vorträge von allgemeinerem Interesse (ohne nachfolgende Diskussion) gehalten werden, und auf Sitzungen der einzelnen Sektionen, in denen spezieller Themata zur Behandlung und Diskussion gelangen sollen. Folgende Sektionen sind vorläufig vorgesehen: 1. Religionen der sogenannten „Naturvölker" mit Einschluß der Peruaner und der Mexikaner. 2. Religionen der Chinesen und der Japaner. 3. Religion der Aegypter. 4. Religionen der Semiten. 5. Religionen Indiens und Irans. 6. Religionen der Griechen und der Römer. 7. Religionen der Germanen, Kelten, Slaven und der Ungarn. 8. Christliche Religion. — Die Herren Redner werden höflichst gebeten, die Vorträge für die Generalversammlungen nicht über 30, die Sektionsvorträge nicht über 20 Minuten auszudehnen. Auch so noch muß sich bei der gebotenen Beschränkung der Zeit die Leitung des Kongresses die Entscheidung darüber vorbehalten, welche Referate zum Vortrag kommen können. Zu diesem Zweck ist für jede einzelne Sektion ein Obmann, bezw. ein Ausschuß bestellt worden. Es sind das für Sektion 1: Herr Dr. Paul Sarasin, für Sektion 2: Vakat, für Sektion 3: Herr Professor Ed. Naville (Genf), für Sektion 4: HH. Professoren v. Orelli, Merx und Bertholet, für Sektion 5: Herr Prof. Kägi (Zürich), für Sektion 6: HH. Professoren Körte und Münzer, für Sektion 7: HH. Professoren John Meier und Hoffmann-Krayer, für Sektion 8: HH. Professoren Böhringer, Riggenbach, Bischer, Wernle, Dr. G. Finsler und Dr. E. A. Stückelberg.

Das Programm des Kongresses ist vorläufig wie folgt festgestellt worden: Dienstag, 30. August. Morgens 10½ Uhr: Offizielle Eröffnungssitzung. Nachmittags 3 bis 6 Uhr: Konstituierung der Sektionen und Beginn ihrer Verhandlungen. Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Sommerkasino. Mittwoch, 31. August. Morgens 10 Uhr: Plenarsitzung. Nachmittags 3—6 Uhr: Sektionssitzungen. Donnerstag, 1. September. Morgens 8½—10½ Uhr: Sektionssitzungen; 11 Uhr: Plenarsitzung. Nachmittags: Ausflug. Freitag, 2. September. Morgens 9—12 Uhr: Sektionssitzungen. Nachmittags 3 Uhr: Allgemeine Schlußsitzung. Abends Bankett.

Herr Dr. E. A. Stückelberg (Basel) bereitet für die Herren Kongreßteilnehmer eine besondere hagiographische Ausstellung vor.

Sämtliche Anmeldungen zu Vorträgen wie zur Mitgliedschaft sind zu richten an Hrn. Prof. Alfred Bertholet (Leonhardstraße 8). Dagegen sind alle Geldsendungen an das Bankhaus A. Sarasin u. Cie. (Freie Straße 107) zu adressieren. Der Mitgliederbeitrag ist auf 20 Fr. festgesetzt. — Als offizielle Sprachen gelten Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch.

*

Kleinere Mitteilungen.

G. Ein neuer Wohlgemuth. Das kgl. Kreisarchiv Nürnberg verwahrt in den Rechnungsbüchern des mittelfränkischen, angeblich von Karl dem Großen gegründeten, 1563 säkularisierten Stiftes Feuchtwangen einige, bisher nicht bekannt gewordene Einträge, aus welchen hervorgeht, daß Michel Wohlgemuth im Jahre 1483 einen Altar für den Chor der Stiftskirche malte. Der Meister erhielt dafür 110 Gulden. Der wichtigste der darauf bezüglichen Rechnungsposten (vom Jahre 1483) lautet: 2 flor[enos] propinaverunt domini [sc. conventus] *pictori de Nurenberga* vltra conventum precium in die Brigide, qui lacavit tabulam novam ad chorum, que constitit 1° et 10 flor[enis]. Aus weiteren Rechnungseinträgen geht hervor, daß Wohlgemuth gemeint ist; er wird darin einmal „meister Michel von Nurenberg", ein zweites Mal „malster Michel mbler von Nurenberg" genannt. Ein glücklicher Zufall will, daß der heute noch vorhandene Altar (mit Darstellungen aus dem Marienleben) in eben diesen Tagen, nachdem Hr. königl. Konservator A. Mayer in Augsburg dessen Restaurierung mit bewährter Hand durchgeführt hat, in der alten Stiftskirche zu Feuchtwangen, um deren Erneuerung sich insbesondere Hr. Dekan Schaudig daselbst Verdienste erworben hat, zur Wiederaufstellung kommt. Sämtliche hierher gehörige Notizen werden in Bälde im „Repertorium für Kunstwissenschaft" zur Veröffentlichung gelangen.

Z. Zur Serumtherapie. Wie aus Marburg berichtet wird, haben die seit einiger Zeit schwebenden Verhandlungen mit Geh. Rat v. Behring zur Bildung einer G. m. b. H. unter dem Namen Behringberg geführt. Die neue Gesellschaft wird demnächst die Herstellung des Behringschen Diphtherie-Heilserums in ihren Geschäftsbetrieb aufnehmen und es zu einem verhältnismäßig billigeren Preise als er bisher in Deutschland üblich war, zum Verkaufe bringen.

K. Schliemann-Feier. In Fürstenberg (Mecklenburg-Strelitz) ist am Samstag an dem Hause, wo Heinrich Schliemann in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts das kaufmännische Gewerbe erlernt hatte, eine Gedenktafel enthüllt worden. Diese Tafel ist von dem Archäologischen Verein in Berlin gestiftet worden. Die Ansprache bei dem feierlichen Akt hielt Professor Dr. Lissauer aus Berlin, der die Gedenktafel dem Magistrat der Stadt Fürstenberg übergab. Letzterer war durch Bürgermeister Frick und durch zwei Senatoren vertreten. Abends fand im Hotel Tiburtius ein Festmahl statt. — Schliemanns Geburtshaus in Neubuckow, das alte 1754 erbaute Pfarrhaus, existiert nicht mehr. Es wurde 1883 niedergelegt, um einem Neubau Platz zu machen.

Digitized by Google

Auf dem Friedhofe in Neubuckow befindet sich die Grabstätte eines älteren Bruders Schliemanns.

* **Kunsthistorisches.** Die Witwe des berühmten italienischen Kunsthistorikers Cavalcaselle hat der Bibliothek von San Marco in Venedig all die Manuskripte ihres verstorbenen Gatten überlassen, welche Notizen und Skizzen für seine in Gemeinschaft mit Crowe verfaßte Geschichte der Malerei in Italien enthalten.

* Zu dem Artikel: „Der Ursprung des Schmuckes" in Nr. 126 dieser Beilage ist noch anzuführen, daß die sogenannten „Inselsteine" (mykenäische Gemmen) jetzt noch von den Frauen in Kreta als Amulette getragen werden. Man nennt sie „Galopetras".

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent für Forstwissenschaft Forstamtsassessor Dr. L. Schüpfer erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Gießen.

* **Jena.** Am 18. Juli, dem Tage der Enthüllung des Schliemann-Denkmals im botanischen Garten der hiesigen Universität, findet in der hiesigen Kollegienkirche eine öffentliche Schliemann-Gedächtnisfeier, verbunden mit akademischer Preisverteilung, statt.

* **Hamburg.** Die wissenschaftlichen Anstalten der Stadt Hamburg werden in kurzem voraussichtlich eine nennenswerte Bereicherung erfahren. Der Senat der Stadt beantragt nämlich, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, bei der Bürgerschaft den Bau eines neuen Museums für Völkerkunde und Anstellung eines eigenen Direktors zum 1. Juli ab.

* **Prag.** Der Adjunkt für Chemie an der Technischen Hochschule zu Prag, Otto Gras, wurde zum außerordentlichen Professor dieses Faches ernannt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Friedrich Hebbel: Judith. Eine Tragödie in 5 Aufzügen. Mit einer Einleitung von Richard Specht. (Cottasche Handbibliothek Nr. 86.) Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. 74 S. — Betty Paoli: Ausgewählte Gedichte. Mit einer Einleitung von Marie von Ebner-Eschenbach. (Cottasche Handbibliothek Nr. 91.) Ebenda. 86 S. — Friedrich Jodl: Ludwig Feuerbach. Mit Bildnis. (Frommanns Klassiker der Philosophie. 17.) Stuttgart 1904. Fr. Frommann. 130 S. — Richard Wagner an Mathilde Wesendonck. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871. 1. Aufl. Berlin 1904. Alexander Duncker. 366 S. — G. Humbert: Sheridans Lästerschule. Eine Uebertragung ins Deutsche. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 104 S. — Detlev von Liliencron im Urteil seiner Schweizer Dichter. Dem Dichter der „Adjutantenritte" und des „Pogufred" zum 3. Juni 1904 überreicht von Dr. Fritz Böckel. Berlin und Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 144 S. — Absetzquellen für Schriftsteller. Herausg. von der Redaktion der Feder. (Schriftstellerbibliothek No. 2.) Berlin. Federverlag (Dr. Max Hirschfeld). 144 S. — C. Heddiun: Die Harmlosen. Erzählung. Seifhennersdorf (Sachsen). Max Grossmann. 155 S. — Baron Alfred v. Berger: Semmelweis und andere Geschichten. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 170 S. — Eugen von Jagemann: Die deutsche Reichsverfassung. Vorträge. Heidelberg 1904. Carl Winter. 258 S. — Armee-Dragoner. Ein russisches Reiterbild. Von „." Verfasser von: Die Völker Russlands in Waffen. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 227 S. — Fritz Wüst: Die Umwertung aller Werte. 1. Bd.: Eine Philosophie des modernen Lebens. Berlin 1904. J. Harrwitz Nachf. 105 S.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie

einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von Dr. med. **Alfred Ploetz** in Verbindung mit Dr. jur. **A. Nordenholz** in Jena und Prof. Dr. phil. **L. Plate** in Berlin — Redigiert von Dr. A. Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, Viktoriastrasse 41.

Inhalt des 1. Heftes:

Dr. **A. Ploetz.** Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen. — Dr. **C. Correns,** Prof. d. Botanik Leipzig. Experimentelle Untersuchungen über die Entstehung der Arten. — Dr. med. **Wilh. Schallmayer.** Selektionstheorie, Hygiene und Artungsfrage. — Dr. **Rob. v. Lendenfeld,** Prof. d. Zool. in Prag. Karl Pearsons Untersuchungen über verwandtschaftliche Aehnlichkeit und Vererbung geistiger Eigenschaften. — **Otto Ammon.** Die Bewohner der Halligen, sowie Erörterung einiger Fragen der Volksk... — Dr. med **E. Rüdin.** Zur Rolle der Homosexuellen im Le... prozess der Rasse. — Dr. jur. **A. Nordenholz.** Ueber den Mechanismus der Gesellschaft. — Dr. jur. **R. Thurnwald.** Zur rassenbiologischen Bedeutung von Hammurabis Familien-Gesetzgebung.

Kritische Besprechungen, Referate u. Notizen von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **E. Rüdin** und Dr. **A. Ploetz.**

Inhalt des 2. Heftes:

Prof. **L. Plate.** Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie. — Dr. **Chr. v. Ehrenfels,** Prof. d. Philos. in Prag. Der Selektionswert kleiner Variationen. — Prof. **L. Plate.** Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz. — Dr. **Rud. Michaelis,** Geh. San.-Rat in Rehburg. Die erbliche Belastung bei der menschlichen Tuberkulose. — Dr. **Ferd. Hueppe,** Prof. d. Hyg. in Prag. Die Entstehung von Infektionskrankheiten. — Dr. **Ben. Friedlaender,** Bemerkungen zu Artikel des Dr. Rüdin über die Homosexuellen. — Dr. med **E. Rüdin.** Erwiderung. — Dr. **Alfred Ploetz.** Die Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwicklung der Rasse. — Dr. **Conr. Bornhak,** Professor Staatsrecht in Berlin. Der Einfluss der Rassen auf die Staatsbildung. — Dr. jur. **E. Hartmeyer.** Die Entwicklung der Industrie zum Fabrikwesen. — Notiz von Dr. **W. Claassen:** Zur Vitalstatistik des russischen und japanischen Volkes.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **W. Claassen,** Dr. **B. Wandolleck,** Dr. **E. Rüdin,** Dr. **E. Abderhalden** und **C. Michaelis.**

Inhalt des 3. Heftes:

Haecker, Dr. Val., Prof. d. Zool. an d. Polyt. Stuttgart. Über die neueren Ergebnisse der Bastardlehre und ihre Bedeutung für die praktische Tierzucht. — **Ehrenfels,** Dr. Chr. v., Prof. d. Philos. der Univ. Prag. Nochmals: Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. — **Hoffmann,** Dr. Walt. v., pr. Arzt in Altendorf. Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. — **Ballowitz,** Emil, Prof. d. Anat. an d. Univ. Greifswald. Ueber hyperdaktylie mihen und die Vererbung der Vielfingrigkeit. — **Hueppe,** Dr. ... Prof. d. Hyg. an d. Univ. Prag. Hygiene und Serumforschung. **Ratzel,** Dr. Friedr., Prof. d. Geogr. an d. Univ. Leipzig. Die graphische Methode in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen. — **Nordenholz,** Dr. A. Zur Theorie des Kapitals. I. Das Kapital Kostenfaktor. — **Annelis,** Prof. Dr. Th. in Bremen. Ethik und ... zendenztheorie. — **Dahl,** Dr. Friedr., Prof. f. Zool. an d. Univ. Berlin. Deszendenztheorie und Schule. — **Plate,** Prof. Dr. L. Professor ... und die Abstammungslehre in der Schule.

Kritische Besprechungen, Referate und Notizen von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. von Buttel-Reepen, Prof. Dr. **H. E. Ziegler,** Dr. **Agnes Bluhm,** Dr. **E. Rüdin, C. Michaelis,** Dr. **J. Harburger,** Dr. **A. Nordenholz** und Dr. **A. Ploetz** über: Naturwissenschaft und Psychologie; Ettlinger, Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie; Stölzle, Köllikers Stellung zur Deszendenztheorie; Schneider, Ueber den heutigen Stand der Deszendenztheorie; Krisis des Darwinismus. Vorträge und Besprechungen von Kassowitz, Wettstein, Hatschek, Ehrenfels, Breuer, Rabl, Ueber die züchtende ... kung funktioneller Reize; Rosa, Die progressive Reduktion der ... bilität und ihre Beziehungen zum Aussterben und zur Entstehung ... Arten; Ziegler, Der Begriff des Instinkts einst und jetzt. Forel, ... Polymorphismus und Varietäten bei den Ameisen; Lustig, Ist die ... Gifte erworbenes Immunität übertragbar von Eltern auf die Nachkommen? Zur Vererbung erworbener Eigenschaften: Hegar, Korrelation der ... drüsen und Geschlechtsbestimmung; Pittard, Les Skoptzy; Plehn, ... akuten Infektionskrankheiten bei den Negern der äquatorialen ... Westafrikas; Kraemer, Weltall und Menschheit; Metschnikoff, ... über die Natur des Menschen; Ruppin, Darwinismus und Sozialwissenschaft; Bachmann, eine Gebrechenstatistik für das Deutsche ... Breitung, Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene; Wolff-Th... Philosophie der Gesellschaft. Notizen: Der Fortgang deutscher Ans... lungen in Westpreussen und Posen; Jüdische Auswanderung aus Ga... Die Juden in den Vereinigten Staaten von Amerika; Rassenpolitik ... australischen Arbeiter.

Das Archiv erscheint in jährlich 6 Heften, jedes im Umfang von etwa 8—10 Bogen gr. Okt. Das erste Heft erschien im Januar, das zweite im März 1904. Der Abonnementspreis beträgt für das Jahr 20 Mark, für das Halbjahr die Hälfte, der Preis eines Einzelheftes 4 Mark. Zu beziehen **durch jede Buchhandlung** oder gegen Zusendung bezw. Nachnahme des Abonnementsbetrages vom **Verlag Archiv-Gesellschaft, Berlin SW. 11, Bernburgerstr.**

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schuncker, Münch...

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 15. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Versandexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur Frage der Strafrechtspflege über Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten. Von Dr. Aug. Köhler.

Das Römerkastell bei Weißenburg. Von Kommerzienrat Julius Trölsch (Weißenburg i. B.).

Taines Plan einer deutschen Literaturgeschichte.

II. Bücher und Zeitschriften.

Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. — W. Knögel: Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle.

III. Allgemeine Rundschau.

Die neue Technische Hochschule zu Danzig. — Gletschermessungen in der Schweiz. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur Frage der Strafrechtspflege über Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten.*)

Von Dr. Aug. Köhler.

Die Frage nach dem Strafrecht für Eingeborene in den Kolonialgebieten verdient aus verschiedenen Gründen allgemeineres Interesse. Ist es schon vom allgemein menschlichen Standpunkt aus, insbesondere für die Zwecke der Rechtsvergleichung, wertvoll zu erfahren, in welcher Weise der Rechtszwang der öffentlichen Gewalt sich tatsächlich betätigt, so gewinnt bei unseren Schutzgebieten eine solche Erkenntnis für uns auch eine hervorragend praktische Seite. Denn wenn das Deutsche Reich die deutsche Herrschaft schützen und befestigen, seinem Handel Bezugs- und Absatzgebiete eröffnen will und darauf bedacht ist, den Eingeborenen Religion, Gesittung und physische Wohlfahrt zu bringen, so ist für alle diese Bestrebungen die Art der den Eingeborenen widerfahrenden Behandlung ein wesentlicher Faktor. Für die deutschen Interessen ist dabei die Art der Behandlung, welcher sie durch die deutsche Herrschaft unterworfen werden, wichtiger als der Zwang, dem sie nach ihrem eigenen Rechte unterliegen. Wir haben es in erster Linie mit dem Strafrecht für Eingeborene, nicht mit dem Strafrecht der Eingeborenen zu tun.

Es kann daher nur dankend begrüßt werden, daß Dr. jur. Paul Bauer in München im neuesten (19.) Bande des Archivs für Oeffentliches Recht von Laband, O. Mayer und Stoerk uns eine auf sorgfältigen Studien beruhende Abhandlung, betitelt „Die Strafrechtspflege über die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete", bringt. Wie der Verfasser mitteilt, bildet sie den Ausschnitt aus einer von ihm vorbereiteten größeren Monographie über die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten.

Die uns vorliegende Abhandlung gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil gibt eine knappe Darstellung des geltenden Rechts deutschen Ursprungs, der zweite eine Uebersicht über die Regelung des Eingeborenenstrafrechts seitens Englands, Frankreichs, Hollands, Portugals; der dritte Teil beschäftigt sich mit der wünschenswerten Neugestaltung des deutschen Strafrechts für Eingeborene.

Während die Angehörigen der weißen Rasse in den deutschen Schutzgebieten dem Strafrechte für das Deutsche Reich unterstehen und der Kaiser, sowie der Reichskanzler, beziehungsweise dessen Delegatare, nur eine beschränkte Strafverordnungsgewalt über sie besitzen, hat der Kaiser über die Eingeborenen unbeschränkte Verordnungsgewalt. Vgl. Schutzgebietsgesetz vom 10. September 1900 §§ 1 bis 4, 6, 15; ferner Karl Frhr. v. Stengel, die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, 1901, S. 62. Auf Grund einer in § 4 des Schutzgebietsgesetzes erteilten Ermächtigung zur nähren Umgrenzung des Eingeborenenbegriffs bestimmt eine kaiserliche Verordnung vom 9. November 1900 in § 2, daß zu den Eingeborenen auch die nicht eingeborenen Angehörigen farbiger Stämme zu rechnen sind, soweit nicht der Gouverneur (Landeshauptmann) mit Genehmigung des Reichskanzlers Ausnahmen bestimmt, daß dagegen Japaner nicht zu den Eingeborenen gehören.

Bauer führt nun im Anschluß an diese allgemeiner bekannten Tatsachen aus, daß mit der Ausübung des Verordnungsrechts über Eingeborene auf dem Gebiete des materiellen Strafrechts und des Strafprozeßrechts der Reichskanzler und von diesem unter gewissen Einschränkungen die Gouverneure (bezw. Landeshauptmänner) betraut wurden. Man vergleiche hierzu auch eine Aeußerung v. Stengels, Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, Seite 52, welche den recht beherzigenswerten Wunsch ausspricht, daß eine Uebertragung des Rechtsverordnungsrechts auf die Beamten der Schutzgebiete nur ganz ausnahmsweise stattfinde, da sonst die Gefahr bestehe, daß übereifrige Beamte von ihrem Verordnungsrechte einen zu ausgedehnten Gebrauch machen.

Infolge der mehrfachen Zuständigkeiten zum Erlaß der Verordnungen herrscht auch hinsichtlich dessen, was Recht ist, keine Uebereinstimmung in den verschiedenen Schutzgebieten. Die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen wird meist von Verwaltungsbeamten ausgeübt, soweit sie nicht auf Grund von Schutzverträgen des Reiches mit Häuptlingen diesen überlassen ist. Justiz und Verwaltung sind also nicht getrennt. Bei Strafverhandlungen ist für die Mehrzahl der Schutzgebiete die Zuziehung eines Wali (Dorfältesten) als Regel vorgeschrieben. Stimmrecht hat der Zugezogene nicht. Hinsichtlich der Verfolgung der strafbaren Handlungen besteht das Opportunitätsprinzip, d. h. es liegt im Ermessen des Beamten, ob er einschreiten will, er hat nicht die Pflicht, in allen Fällen genügenden Verdachts einzuschreiten. Bauer verteidigt diese mit dem Grundsatz der Rechtsgleichheit für alle in gleicher Schuld Befindlichen schlecht zu vereinigende Ordnung zutreffend damit, daß die deutsche Herrschaft noch nicht über die organisierte Macht verfügt, in allen Fällen einzuschreiten, zumal, da mächtige Häuptlinge gewisse Exemtionen in Anspruch nehmen. — Unter den mitgeteilten materiell-rechtlichen Bestimmungen sei hervorgehoben, daß in den meisten Schutzgebieten durch eine Verfügung des

*) Vergl. dazu P. Bauer: Die Strafrechtspflege über die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete, Arch. f. Oeffentl. Recht. Bd. 19 S. 52—86.

Reichskanzlers vom 22. April 1896 unter den zulässigen Strafmitteln außer einigen Strafarten, die auch in Deutschland eingeführt sind, auch Prügel- und Rutenstrafe, ferner Kettenhaft vorgesehen ist. Die Prügelstrafe darf fünfzig Schläge (in Kiautschou hundert Schläge) nicht übersteigen und ist noch an verschiedene einschränkende Bedingungen geknüpft (z. B. nur Rutenstrafe für Jugendliche, keinerlei körperliche Züchtigung gegen Frauen). Vgl. auch v. Stengel a. a. O., S. 234. Charakteristisch für die Schutzgebiete ist eine Strafdrohung wegen falscher uneidlicher Aussage vor Gericht, da die deutsche Regierung mit Recht Bedenken trug, bei den heidnischen Volksstämmen Eide zu verlangen, und dann mit Meineidsstrafen vorzugehen.

Für Kiautschou existiert auf Grund der Verordnung des Gouverneurs vom 15. April 1899 § 7 eine gewissermaßen das Gegenstück der berüchtigten lex quisquis von Arcadius und Honorius (l. 5, C. 9, 8) darstellende Bestimmung, daß Angehörige für Delikte Jugendlicher, die ihrer Obhut anvertraut sind, strafrechtlich haftbar gemacht werden können, ohne daß diese Haftung von dem Nachweis eines Verschuldens an der Tat abhängig gemacht worden wäre. Von der Zivilverantwortlichkeit Angehöriger für Geldstrafen gegen Jugendliche, die sich in einzelstaatlichen deutschen Forstgesetzen findet, ist dieser Fall scharf zu unterscheiden.

Ganz richtig erwähnt der Verfasser, daß das deutsche Gesetz betr. die Bestrafung des Sklavenraubs und Sklavenhandels vom 28. Juli 1895 auf die Eingeborenen (außer in Kiautschou!) nicht Anwendung findet. Der Grund liegt darin, daß zufolge § 4 des Schutzgebietsgesetzes die Eingeborenen von den Gesetzen für das Deutsche Reich zunächst generell eximiert sind. Es bedurfte daher, wie der Verfasser konstatiert, erst einer Strafverordnung des Gouverneurs, um analoge Strafbestimmungen für sie zu schaffen.

Zu den Strafbestimmungen gegen Eingeborene gehört auch die Bedrohung der erheblicheren Verletzungen eines Arbeitsvertrags, z. B. fortgesetzte Trägheit, Widersetzlichkeit, unbefugtes Verlassen des Dienstes. Als Strafe ist angedroht körperliche Züchtigung, Kettenhaft bis zu vierzehn Tagen. Verordnung des Reichskanzlers vom 22. April 1896, § 17 (Riebow-Zimmermann, Die deutsche Kolonialgesetzgebung, Bd. 2, S. 217). Interessant ist die von Bauer berichtete Tatsache, daß in allen Kolonien besitzenden Kulturländern der gleiche Tatbestand unter Strafe gestellt ist. —

Gegenüber der bekannten Tatsache, daß manche koloniale Erfolge der Engländer auf Rechnung ihres Prinzips zu setzen sind, Sitten und Gebräuche der einheimischen Bevölkerung so viel wie möglich zu schonen, darf man vermuten, daß England dieses Prinzip auch auf strafrechtlichem Gebiet anwendet, was der Verfasser bestätigt. Er führt aber einige Rechtsgüter auf, deren Verletzung das englische Recht durchweg für strafbar erklärt. Die Rechtsprechung obliegt teils den englischen Behörden, teils den Oberen der Eingeborenen. — Ueber die französischen Zustände erfahren wir, daß dort die Tendenz besteht, die Eingeborenen als Franzosen zu behandeln und sie demgemäß wie zivilisierte Menschen verantwortlich zu machen. Es habe dies manche Unzuträglichkeiten zur Folge. — In Holländisch-Indien finden wir Eingeborenenjurisdiktion und für gewisse schwerere Delikte weiße Richter. Die Eingeborenengerichte sind von den Holländern organisiert, wozu diese leichter imstande waren, da sie ihre Kolonie bereits länger und vollständiger beherrschen. Die Prügelstrafe ist unter den Kriminalstrafen nicht aufgenommen. — Portugal versuchte, wie Bauer mitteilt, die Eingeborenen schlechthin als Portugiesen zu behandeln. Dies ließ sich nicht durchführen und man mußte sich in materiellrechtlicher wie in prozessualer Hinsicht zu Modifikationen verstehen. —

Für die künftige Ausgestaltung unseres Strafrechts für Eingeborene wünscht Bauer die Beibehaltung der Verbindung von Rechtsprechung und Verwaltung, sowie die regelmäßige Beiziehung von Eingeborenen (jedoch ohne entscheidende Stimme) bei der Rechtspflege. In beiden Punkten wird ihm zuzustimmen sein. Unter den obwaltenden Umständen ist die Trennung der Justiz über die Eingeborenen von der Verwaltung ein kostspieliger, durch die Befürchtung einer Parteilichkeit nicht gerechtfertigter Luxus, zumal, da hier eine ungünstige Beeinflussung von oben nicht zu befürchten ist. Sie würde außerdem, was Bauer richtig bemerkt, gegenüber den Eingeborenen die Autorität und die organisatorische Tätigkeit der Verwaltung schwer beeinträchtigen. Was in Deutschland mit Recht zu einem allgemeinen Grundsatz geworden ist, wäre hier bei den Kolonien eine verfehlte Doktrin. Sehr lebhaft tritt der Verfasser dafür ein, daß das Verfahren gegen die Eingeborenen zwar öffentlich und mündlich, aber nicht so umständlich sei, wie nach der deutschen Strafprozeßordnung. Er erklärt sich auch gegen die Einführung einer Berufung, die Vollziehung schwererer Strafen solle aber wie bisher oder noch häufiger wie bisher der Bestätigung durch den Gouverneur bedürfen. Auch dabei scheint im wesentlichen das Richtige getroffen zu sein. Auf dem Gebiete des materiellen Strafrechts wendet sich der Verfasser mit Geschick gegen die gelegentliche Auffassung von Kolonialbeamten, daß in Anbetracht der lokal verschiedenen Sitten, Gebräuche und Machtverhältnisse die reichsrechtliche Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen überhaupt bedenklich sei. Unbedingt zu regeln seien die Angriffe gegen allgemein anerkannte Rechtsgüter (z. B. Leben und Leib, Eigentum, Staatsgewalt), deren wirksamer Schutz Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung der Kolonien ist. Aber das Reichsstrafgesetzbuch könne nicht unmittelbar für anwendbar erklärt werden. In der Tat müssen die Eingeborenen erst zu unseren Anschauungen erzogen werden, und unsere Strafdrohungen sind für sie zum Teil in ihrem Mindestmaße bereits zu hoch, zum Teil aber auch in ihrem Maximum zu wenig eindringlich.

Auch zur Bedrohung von Handlungen der Eingeborenen, welche „allgemeine deutsche Interessen nicht verletzen, aber in Widerspruch mit unserem Rechtsgefühl stehen und nach deutschem Recht strafbar wären", hält der Verfasser den Zeitpunkt für gekommen. Wenn hierzu unter anderem Giftproben und Menschenopfer gezählt werden, so dürften diese Fälle bereits unter die bei der ersten Gruppe genannten geschützten Rechtsgüter zu rechnen sein. Soweit es sich um andere Delikte handelt (man kann zum Beispiel an ungefährlichere heidnische Gebräuche, an Ehebruch, Bigamie denken), trifft die Warnung des Verfassers vor gesetzlicher Privilegierung der Häuptlinge zu. Er nimmt an, es sei besser, im Prinzip die Norm und Strafsatzung aufzustellen, aber dann kraft des Opportunitätsprinzips da, wo bestehende Verträge über Häuptlings-Gerichtsbarkeit oder -Autonomie oder unzureichende Machtmittel der sofortigen Durchführung der Norm entgegenstehen, einstweilen ein Auge zuzudrücken.

Der Verfasser fordert schließlich zur Diskussion über seine Vorschläge auf, da er gern vor Veröffentlichung des von ihm ausgearbeiteten Entwurfs einer Strafverordnung für die Eingeborenen die Anschauungen juristischer und kolonialfreundlicher Kreise zu Rate ziehen möchte.

Die ganze Abhandlung beweist, daß der Verfasser bei seinen Vorschlägen nicht etwa doktrinär vorgegangen ist, sondern unter Benützung reicher, zum Teil ungedruckter Materialien des Auswärtigen Amtes überall den Bedürfnissen einer praktischen Politik nachzugehen bestrebt war. In teilweiser Ergänzung seiner Ausführungen seien noch einige Bemerkungen gestattet. Da die Eingeborenen mit den deutschen Rechtsanschauungen noch unbekannt sind, wird darauf zu dringen sein, daß alle Strafverordnungen den Eingeborenen, in ihre Sprache übersetzt, an möglichst vielen Orten in ortsüblicher Form (nicht etwa bloß im deutschen Amtsblatt) kundgetan werden, bevor sie in Geltung treten. Bei der Aufstellung von Deliktstatbeständen wird es sich empfehlen, dem englischen Muster zu folgen und vorläufig große Selbstenthaltung walten zu lassen. Aber bereits jetzt können jedenfalls die der ersten Gruppe zufallenden Delikte bedroht werden. Die Bedrohung anderer Delikte sollte gleichen Schritt halten mit der Festigung der deutschen Herrschaft und Ordnung. Auf zahlreichen Gebieten

sind die Eingebarenen vorläufig bei ihren Anschauungen und Gebräuchen zu belassen. Man muß bedenken, daß es bisher ja noch nicht einmal gelungen ist, die Sklaverei überall in unseren Schutzgebieten aufzuheben. (Vgl. über das Maß ihres Fortbestandes insbes. Gareis, Kolonialrecht, 1902, S. 30 f.) Die Jurisdiktion über die Eingeborenen durch Weiße wird man bei allen mit der deutschen Herrschaft unverträglichen Delikten in Anspruch nehmen müssen (also nicht nur bei Angriffen gegen diese Herrschaft oder gegen Weiße, sondern auch bei bestimmten bestialischen Delikten, z. B. Menschenopfern). Eine weitergehende Jurisdiktion durch Weiße wird zweckmäßig wohl nur da zu organisieren sein, wo die Deutschen in größerer Anzahl sich angesiedelt haben; an anderen Orten erscheint ihre Uebernahme bereits im gegenwärtigen Zeitpunkt als eine unnötige und sich schlecht lohnende Mühe. — Hinsichtlich der Strafmittel wäre eine reifliche Erwägung zu veranstalten, ob man nicht noch dem Beispiel der Holländer ohne Prügelstrafe auskommen kann, oder sie wenigstens nur für Ausnahmefälle und Ausnahmezustände als Kriminalstrafe beizubehalten hat. Gewiß kommen wir mit den Strafmitteln für Deutschland in den Kolonien zur Zeit nicht aus. Aber die Prügelstrafe hat fast überall, wo sie außerhalb eines engeren, in persönlichen Beziehungen stehenden Kreises (z. B. Familie, Schule, Lehrlingsverhältnis) im Schwange war, überwiegende Nachteile gezeitigt. In Bezug auf physisches Empfinden, sittliche Deprabation und die Auslösung von Zorn- und Rachegefühlen, sind die Farbigen — dies dürfen wir nicht übersehen — mehr den Erwachsenen wie den Kindern gleichzustellen. Wenn es beispielsweise auch notwendig bleibt, in Schutzgebieten auf den Bruch des Arbeitsvertrags Strafe zu setzen, so wird es gerade hier fraglich, ob „fortgesetzte Trägheit oder Pflichtverletzung" (sehr dehnbare Begriffe) die körperliche Züchtigung rechtfertigen, gleichviel, ob man dieselbe „richterliches Disziplinarmittel" oder Strafe nennt. Vielleicht kommt man mit der Kettenstrafe oder mit öffentlich auferlegter Zwangsarbeit besser zum Ziel. Es ist sehr erfreulich, daß auch von seiten des Auswärtigen Amtes auf tunlichste Einschränkung des Prügelns hingewirkt wird. So erklärt ein Erlaß der Kolonialabteilung vom 12. Januar 1900 (Riebow-Zimmermann, Bd. 6, S. 233; diplomatisch genauer veröffentlicht Bd. 5, S. 15), daß die Zahl der gegen Eingeborene verhängten Prügelstrafen in einem Mißverhältnis zu der Kopfzahl der Bevölkerung stehe. Es wird unter dem Hinweis, daß die Tauglichkeit eines Beamten auch danach beurteilt werde, wie selten er den Strafregistern zufolge von der Prügelstrafe Gebrauch gemacht habe, empfohlen, die Prügelstrafe nur da zur Anwendung zu bringen, wo die sonstigen Mittel zur sittlichen Hebung der Eingeborenen nach den gemachten Erfahrungen versagen. Dieser gesunde Gedanke dürfte wohl schärferer Präzisierung fähig sein und behufs Verstärkung seines Nachdrucks in die allgemeine Strafverordnung aufzunehmen sein. Vielleicht ist der Verfasser geneigt, dieser Anregung Berücksichtigung zu gewähren. Jedenfalls verdient sein Unternehmen, durch eine fleißige Arbeit die gestreiften Fragen in Fluß gebracht zu haben, volle Anerkennung.

Das Römerkastell bei Weißenburg.*)

Von Kommerzienrat Julius Trölsch (Weißenburg i. B.).

Der östliche Flügel des rätischen Limes überquert in seinem Zuge von Hienheim an der Donau bis zu seinem Scheitelpunkt bei Gunzenhausen das Tal der Schwäbischen Rezat, welches in südlicher Richtung bei dem durch die „Fossa Carolina" bekannt gewordenen Dorfe Graben jenes der Altmühl schneidet. Hinter ihm liegen die Kastelle Gnotzheim, Theilenhofen, das Zwischenkastell Ellingen und auf einem das Rezattal beherrschenden Hochplateau — etwa 6 Kilometer vom römischen Grenzwall entfernt —, und zwar in unmittelbarer Nähe Weißenburgs, auch unser Kastell, das auf der Peutinger-Tafel den Namen Biricianis trägt.

Schon 22 Jahre vor der Auffindung dieses Kastells sagte Geheimrat Dr. v. Christ, „daß aller Wahrscheinlichkeit nach in der Gegend von Weißenburg und dem benachbarten Emetzheim, wo gleichfalls viele Reste der römischen Ansiedelung gefunden wurden, das Biriciana der tabula Peutingeriana gestanden habe; denn es läßt sich die große Heerstraße, welche von Regina (Regensburg) bis nach Augusta Rauracorum (Augst bei Basel) führte, von ihrem Uebergang über die Donau bei Arusina (jetzt Irnsing), fast 9 Meilen lang bis Pföring, und von da nach Kösching, Pfünz, Oberhochstadt bis in die Nähe von Weißenburg noch heutzutage genau verfolgen; und da die Hauptorte Pföring (Oelensum), Kösching (Germanicum), Pfünz (Vetoniana), Weißenburg-Emetzheim (Biricianis) sichere und bedeutende Spuren römischer Kolonisation hinterlassen haben und die in der tabula Peutingeriana angegebenen Entfernungen genau zutreffen, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß die große Heerstraße durch die Feldmark von Weißenburg gegangen sei."

Auch Hauptmann Arnold weist die Uebereinstimmung der dort angegebenen Entfernungen zwischen den einzelnen Niederlassungen mit jenen der nunmehr aufgefundenen Kastelle nach und begründet die Identität dieser Orte der Peutinger Tafel mit den modernen durch den nachgewiesenen Zug der Teufelsmauer und der großen, die beiden Provinzen Gallien und Pannonien verbindenden Heerstraße zwischen Popfingen (Opie) und Regensburg. — Hinsichtlich des Namens Biricianis schaltet Arnold ein, daß wir dessen Bedeutung nicht kennen, aber aus dem Klang seinen keltischen Ursprung entnehmen und ihn von einem Personennamen Biricianis ableiten dürfen, welch letzterer selbst wieder aus Biricius gebildet ist. Das sei dasselbe Verhältnis, wie bei den deutschen Ortsnamen, welche der Mehrzahl nach ebenfalls den Namen einer Person, des Gründers, als Stammwort enthalten; die Form jene des Dativ —, ebenso wie unsere Ortsnamen im gleichen Kasus stehen und München ja auch „zu den Mönchen" heißt.

Das eingangs erwähnte, sich etwa 15 Meter über die schwäbische Rezat erhebende Plateau hat eine strategisch ungemein günstige Lage. Von ihm aus erblickt man eine Anzahl hochgelegener Beobachtungspunkte, welche ohne Zweifel mit Signalvorrichtungen ausgestattet waren. Auch die Niederungen der Rezat von ihrem Ursprung bei Dettenheim bis Ellingen und die blühende Ebene, welche sich in westlicher Richtung zu den Ufern der Altmühl erstreckt, liegen vor den Augen des Beobachters. Es lassen sich ferner die Züge der beiden sich hier kreuzenden Heerstraßen verfolgen, von denen die eine aus dem Norden, dem Lande der Hermunduren und Nariker, kommend, durch das Rezattal in das Reich der römischen Herrschaft führt, die andere, von Ost nach West ziehend, die Kastelle des rätischen Limes untereinander verbindet.

Diese Stelle war somit von hoher Wichtigkeit; kein Wunder, daß sie militärisch wohl behütet und bewacht war, gesichert durch eine bedeutende fortifikatorische Sperre, das Kastell Biricianis.

Lange wußte man, daß in der Nähe Weißenburgs ein römisches Lager gelegen sein mußte, und man hielt bis vor 13 Jahren die Ruinen auf der gegenüber der Wülzburg südlich gelegenen und mit ihr fast gleich hohen sogenannten alten Burg dafür. Doch der Drang nach wissenschaftlicher Durchforschung des Limes und seiner Stützpunkte, welcher schließlich die Bildung der Reichslimeskommission zur Folge hatte, führte unter anderen maßgebenden Persönlichkeiten auch Professor Dr. Ohlenschlager nach Weißenburg, welcher die alte Burg als nicht römisch bezeichnete und erklärte, daß das Kastell in unmittelbarer Nähe der Stadt zu finden sei.

Inzwischen wurde der Weißenburger Altertumsverein unter dem Vorsitz des leider zu früh verstorbenen, um die Limesforschung hochverdienten Apothekenbesitzers W. Kohl gegründet, dem die Aufgabe zufiel, das Kastell aufzusuchen. Es war das keine allzu schwierige Arbeit, denn viele Anzeichen führten uns nach dem sogenannten Steinleinsfurth auf das vorerwähnte Plateau. Zahlreiche Ziegelreste und Scherben bedeckten seine Ackerfurchen und schon in früheren Zeiten wurden

*) Aus einem im April in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag.

dort beim Bestellen der Felder römische Münzen zutage gefördert, während im Jahre 1878 in einer dort befindlichen Sandgrube, im Jahre 1889 etwa 400 Meter hiervon in westlicher Richtung entfernt, von dem damaligen Studienlehrer Schuller Reste römischer Bauwerke aufgedeckt wurden, welche — wie wir heute wissen — der bürgerlichen Niederlassung unseres Kastells angehörten.

Den bedeutendsten Fund an diesem Platze machte man jedoch schon im Jahre 1867 beim Bau der Eisenbahnstrecke Pleinfeld-Treuchtlingen in einer der wichtigsten Urkunden aus der Zeit der römischen Herrschaft in unserem Lande. Das ist das in der Gelehrtenwelt wohlbekannte, jetzt im kgl. Antiquarium zu München verwahrte Weißenburger Militärdiplom. Dasselbe besteht aus zwei mit Draht zusammengehefteten, innen und außen beschriebenen Bronzetäfelchen von 16 Zentimeter Länge und 13 Zentimeter Breite. Den Inhalt dieses im Jahre 107 n. Chr. ausgefertigten Diploms, welches Geheimrat Dr. v. Christ in einem Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften (Jahrg. 1868, Bd. II) genau beschreibt, bildet der beglaubigte Auszug, den sich der Reiter Mogetissa von der in Rom befindlichen Originalurkunde, durch die der Kaiser Traian den verabschiedeten Soldaten der Auxiliartruppen Rätiens das Bürgerrecht und das Connubium verliehen hatte, machen ließ. Von der Haupturkunde ist zuerst der einleitende Teil, worin die Erteilung der Privilegien ausgesprochen ist, in wortgetreuer Vollständigkeit aufgenommen; dann folgen unter Angabe der ala, in der Mogetissa gedient hatte, die Namen derjenigen, für deren Legitimierung der Auszug gemacht war; dieselben sind der ausgediente Reiter Mogetissa, dessen Frau Verecunda und dessen Tochter Matrulla. Es enthält ferner noch die Aufzählung aller römischen Truppen in der Provinz Rätien, den vollständigen Titel des Imperators „Caesar Traianus, des vergötterten Nervä Sohn, Augustus, Germanicus, Dacicus, Pontifex Maximus, zum 11. Male im Besitze der tribunicischen Gewalt, zum 6. Male Imperator und zum 5. Male Konsul und Vater des Vaterlandes"; endlich noch die Namen der üblichen sieben Zeugen.

So wurde denn im Herbste des Jahres 1890 auf einem ca. 300 Meter in westlicher Richtung vom Bahnhof entfernten Acker im „Kesselfeld" der erste Spatenstich vollzogen, das Prätorium aufgedeckt und dann, nach Anweisung und unter Mitwirkung des von Kohl berufenen Herrn Hauptmanns Arnold, alsbald auch die Umfassung der porta principalis sinistra, des linken Flankentores des Kastells, und ein Stück Wallmauer gefunden. Seit dieser Zeit wurden die Ausgrabungen unter sachverständiger Leitung der inzwischen ins Leben getretenen Reichslimeskommission und ihres Mitgliedes des Herrn Generalmajors a. D. Ritter v. Popp eifrig fortgesetzt, bis die aufgefundenen Mauerzüge ein übersichtliches Bild der Anlage des Ganzen erkennen ließen.

Ich bemerke im voraus, daß die Umfassungsmauer mit den Toren und Türmen zum größten Teil wieder eingefüllt werden mußten, da die betreffenden Grundstücke in Privathänden liegen.

Ueber das Wenige, was wir von der Geschichte des Kastells wissen, gestatte ich mir das Folgende mitzuteilen.

Obgleich durch Drusus die Römer schon um das Jahr 11 v. Chr. festen Fuß in Mainz faßten und sich nach Unterwerfung der Mattiaken gegen Norden und Osten ausbreiteten, so gelangten sie damals im Süden doch nicht weiter, als bis zu den Ufern der Donau.

Geheimrat Dr. v. Christ sagt in seiner Beschreibung des Weißenburger Militärdiploms, „daß nicht gleich im Jahre 15 v. Chr. bei Unterwerfung der Räter und Vindelicier die Grenzen der Provinz bis über die Donau vorgeschoben wurden. Auch führte die große via Claudia, welche nach Unterwerfung der Alpenvölker Drusus anlegte und Kaiser Claudius vollendete, nur bis zur Donau. Die Gegend um Weißenburg und überhaupt die nördlich der Donau gelegene Landstrecke ward wahrscheinlich erst von Domitian zur alten Provinz Rätien geschlagen.

Frontinus, ein Zeitgenosse des Tacitus, bestätigt diese Annahme. Er erzählt, daß unter Domitian der Grenzwall von der Donau bis Lorch und von da bis zum Main geführt wurde und daß dadurch die Bewohner der dekumatischen Landstriche zur Unterwerfung gebracht worden seien.

Wir dürfen also annehmen, daß das Kastell Biricianis unter Domitian errichtet wurde, wenn auch nur als Erdwerk, dem dann Kaiser Traian eine festere Gestalt gab; denn aus verschiedenen Geschichtsquellen erfahren wir, daß Traian schon im Jahre 98 n. Chr., also im ersten Jahre seiner Regierung, mit dem Bau der Befestigungswerke begann und an ihrer Ausführung Tag und Nacht arbeiten ließ.

In der Tat lassen auch unsere Münzfunde die Richtigkeit dieser Annahme vermuten. Wir erhielten bis jetzt mehrere Münzen des Kaisers Domitian und von da aufwärts in großer Anzahl solche von Trajan, Hadrian und so fort bis zu Decius und Constantius I. und II.

Wenn auch der rätische Limes in den Jahren 174, 213, 235 und 260 durch die Gewalt der unruhig gewordenen germanischen Stämme durchbrochen wurde und die Kastelle fielen, zum größten Teil auch zerstört wurden (Fabricius, Die Entstehung der R.-L.-Anlagen i. D.), so hatte doch Probus noch siebenzehnjährigem Verluste die Reichslande am Limes und an der oberen Donau (278 n. Chr.) wieder gewonnen und — wie Eopiscus berichtet — das alte Ansehen und die alten Grenzwehren wieder hergestellt. (Cohausen, Geschichte der Saalburg.) Schreiner dagegen sagt in seiner Geschichte Einings, daß die von Probus nach Britannien geschickten, gefangenen Alemannen, Burgunder und Vandalen durch Constantius Chlorus (293—306) wieder in ihre Heimat, an den Rhein- und Donau-Limes kamen und daß diese es gewesen seien, welche die zerstörten Linien am Limes wieder herstellten.

Jedenfalls brachte das Jahr 297 den lang entbehrten Frieden. Doch nicht lange sollte er währen, denn die Eifersucht der Regenten und die Kröfligung der rasch wieder emporgewachsenen Germanen gaben Anlaß zu neuen Kämpfen, bis Rom endlich den längst unsicher gewordenen Besitz des Gebietes nördlich der Alpen für immer verlor.

Wie lange das Kastell Biricianis noch standgehalten hat, läßt sich bis heute noch nicht feststellen. Friedlich hat sich der letzte Abzug der Besatzung jedenfalls nicht vollzogen, das beweisen neben dem Brandschutt, den verkohlten Torbalken, der großen Masse verbrannten Getreides, die Skelette erschlagener Kämpfer, von denen bis jetzt eines im rechtseitigen Flankenturm und zwei im Brunnen des Prätorialgebäudes gefunden wurden.

Die Ruinen unseres Kastells mögen noch bis um das 13. Jahrhundert sichtbar gewesen sein, denn die Sage meldet (Weißenb. Chronik), daß jenes Städtlein, welches der Bayernherzog Ludwig der Strenge (1262) überfiel und bis zum Grunde zerstörte, auf den Gefilden westlich vom jetzigen Bahnhof gestanden habe und der Aufbau der neuen Stadt nicht mehr auf dem alten Platze, sondern auf der Stätte des gegenwärtigen Gemeinwesens erfolgt sei.

Die Ausgrabungen haben jedoch in keiner Weise Anhaltspunkte für die Existenz einer mittelalterlichen Niederlassung an dieser Stelle gegeben; zweifellos richtig ist es aber, daß zum Wiederaufbau der zerstörten Stadt die Trümmer des Kastells verwendet worden sind, welche beim Abbruch alter Gebäude hin und wieder heute noch zum Vorschein kommen. Hinter dem Hochaltar der St. Andreaskirche befand sich ein Altar, an welchem früher diejenigen getraut wurden, bei welchen die Braut das Recht zur Tragung des jungfräulichen Ehrenkranzes verscherzt hatte, wobei eine römische Ara als Baumaterial mit folgender Inschrift verwendet wurde: „In honorem deorum dearumque, Jovi optimo maximo." Zu deutsch: „Zur Ehre aller Götter und Göttinnen, besonders Jupiter, dem größten und besten." Zwei weitere Votiv-Steine der Fortuna und des Victor wurden in derselben Kirche und ein vierter, dem Merkur geweihter, beim Abbruch eines alten Schrannengebäudes gefunden, dessen Aufschrift lautet: „Mercurio aram Decurio Tullius Priscinus ex voto suspecto solvit libentissime merito", zu deutsch: Diesen Altar setzte der Dekurio Tullius Priscinus dem Gott Merkur infolge eines getanen Gelübdes.

Mit dem gänzlichen Abbruch dieser Ruinen verschwand die weiße Burg auf dem Kesselfeld, Gras wuchs auf dem geebneten Boden und alsbald ging auch der Pflug über die einstige Stätte römischer Kultur.

Taines Plan einer deutschen Literaturgeschichte.

∞ Der zweite, kürzlich veröffentlichte Band von Taines Leben in seinen Briefen (H. Taine. Sa vie et sa correspondance. Tome II. Le critique et le philosophe. 1853—1870. Paris, Hachette. 1004) gibt an stofflichem Gehalt und geistigem Reiz dem ersten, in der Beilage gewürdigten Band desselben Quellenwerkes nichts nach. Die Leidens- und Hungerjahre des großen, von der napoleonischen Unterrichtsverwaltung gemaßregelten Gymnasialtheers, die Drangsalierung des Neuerers durch die während der 50er Jahre allmächtige Tyrannis von Victor Cousin und seinen Leuten in der Académie Française, wird der unbefangenste Leser in diesen urkundlichen Zeugnissen nicht ohne Bewegung verfolgen. Mit elend bezahlten Privatstunden, bestenfalls vom Chef des Hauses Hachette mit der Ausarbeitung eines Reisehandbuches für die Pyrenäen betraut (ein Auftrag, dem wir Taines, nachmals von Doré illustriertes Werk Voyage aux Pyrénées zu danken haben), von Krankheiten gequält, bei allen akademischen Preisausschreibungen trotz der mächtigen Fürsprache Guizots hintangesetzt, brachte es Taine doch fertig, allgemach durch seine berühmte Streitschrift Les philosophes classiques du XIXe siècle en France, durch seine Essays in den Débats und zumal durch seine Geschichte der englischen Literatur den Anteil und die Freundschaft von Sainte-Beuve, Flaubert, Renan, die Aufmerksamkeit des geistigen Adels, die noch wirksamere laute Gegnerschaft der Ultramontanen und endlich europäische Geltung zu gewinnen. Die mildere Praxis des napoleonischen Regiments in den 60er Jahren und vermutlich auch der Schutz der Prinzessin Mathilde machten es möglich, daß der als Materialist verrufene Autor des Buches De l'intelligence endlich ein paar offizielle Stellen belam: das Inspektorat der Militärschulen für Deutsch und Geschichte und eine Lehrkanzel der Kunstgeschichte an der Ecole des beaux arts: das letzte Amt der äußere Anlaß zu Taines Philosophie de l'Art. Im Alter von 40 Jahren verheiratete sich Taine mit der Tochter eines Künstlers Alexander Denuelle, die er im Hause des aus Deutschland nach Paris gekommenen, seit Jahrzehnten in Frankreich naturalisierten Malers Henri Lehmann (1814 bis 1882) kennen gelernt hatte.

Im Winter 1869/70 trug sich Taine mit dem Gedanken, seiner Geschichte der englischen Literatur ein Gegenstück in einer Charakteristik der deutschen Literatur von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf seine Zeit zu geben. Im Sommer des Schicksalsjahres 1870 machte sich Taine auf, um eine mehrmonatige Reise durch Deutschland anzutreten. Im Juni 1870 begab er sich zunächst nach Frankfurt a. M. und von dort nach Weimar und Dresden. Ueberall, wo er Empfehlungsbriefe abgab, wurde er auf das liebenswürdigste willkommen geheißen. Die Kriegsgerüchte nahm Taine — noch in einem am 9. Juli 1870 an seine Mutter gerichteten Briefe — nicht ernst; nur die Zeitungen seien schwarzfärberisch; im Privatverkehr seien alle von ausnehmender Höflichkeit; Ernst Curtius wolle im September nach Paris kommen. Taine gedachte von Dresden zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Berlin zu gehen. Da rief ihn der plötzliche Tod seiner Schwiegermutter am 12. Juli 1870 nach Paris zurück. In die folgenden sieben Tage fiel die Emser Depesche und die Kriegserklärung. Die Ereignisse der kommenden Zeit, von der Invasion bis zum Frankfurter Frieden, bestimmten ihn auf sein Vorhaben endgültig zu verzichten: nous ne pouvons plus être impartiaux, erklärte er. Sein nächstes Lebenswerk galt der Erforschung der Anfänge des zeitgenössischen Frankreichs.

Wie angelegentlich Taine sich bis dahin mit deutscher Dichtung und Wissenschaft beschäftigt hatte, wie tief der Einfluß Hegels, die kritische Methode von David Strauß und Theodor Mommsen auf den Werdenden gewesen, mag — wer das noch nicht aus seinen Schriften wissen sollte — aus seinen Briefen erfahren. Einer der lehrreichsten Belege in dieser Beziehung ist Taines, an den ihm damals persönlich unbekannten Gabriel Monod gerichtete, Zuschrift, in der er auf auf die Frage des 1864 in der Ecole normale Studierenden, wo und wie er seine wissenschaftliche Ausbildung fortsetzen solle, rundweg erwiderl: „Wenn es sich darum handelt, zu beurteilen, ob ein intelligenter, in der besten französischen Schule aufgewachsener junger Mann gut daran tut, seine Erziehung in Deutschland zu vollenden, so kann ich ohne Besinnen nur Ja sagen." Die meisten großen historischen Forschungen hätten heute ihren Mittelpunkt und ihren Ursprung in Deutschland. Das sei unbestreitbar für das Studium des Indischen und Persischen, für die ganze Bibel-Exegese, für Griechisch und Lateinisch. Das gelte nicht in gleichem Ausmaß für die moderne Geschichte, da jede Nation, England, Frankreich u. s. w., ihre eigene Geschichtschreibung habe, aber selbst auf fremdem Boden, in der italienischen, provenzalischen und spanischen Geschichte leisten die Deutschen ebenso viel wie die Einheimischen. Diese Ueberlegenheit habe zwei Gründe: erstens seien sie Philologen, die allerwärts strenge Kritik an den Urlegten üben; zweitens hätten sie philosophische Bildung.

Minder günstig lauten Taines Bemerkungen über die deutsche Dichtung und Dichtungs-Geschichte. Wer die zum Schluß von Band II abgedruckten Notes sur l'Allemagne prüft, wird gut tun, sich daran zu erinnern, daß Taine Goethes Faust und Iphigenie in seinen Briefen und in seinen Essays in Tönen höchster Begeisterung preist. Der Niederschlag von Taines Unterhaltungen mit Karl Hillebrand und Gaston Paris ist weniger erquicklich: der Deutsche der sechziger Jahre — so heißt es da — verliere die alte Größe weltbürgerlicher Auffassung; er tue sich auf die Erneuerung Europas im 4. und 16. Jahrhundert, die zweimalige Befreiung von dem römischen Weltjoch, zu viel zugute. Prachtvoll ist das Eindringen in den Geist selbstloser Hingebung des deutschen Fachgelehrten in dem Dialog mit Gaston Paris: ein Abwägen der Gegensätze und Vorzüge, das so bündig und zutreffend nicht leicht ein Zweiter zuwege bringen wird.

In seinen künstlerischen Einbrücken wird Taine desto größeres Befremden erregen. Den Deutschen fehle das kraftvolle Zugreifen, die scharfe Charakteristik der Romanfiguren, der geistreiche, packende Stil: ein Beweisthema, das in dem verblüffenden Satz gipfelt: par exemple la prose de Goethe est ennuyeuse. Sehr eigentümliche Glossen knüpft Taine an die Launen des deutschen Satzbaues; eine seiner gefährlichen Verallgemeinerungen kaulel u. a.: L'allemand a une rigidité de construction qui ponsse à la philosophie, à la science abstraete, systemntique, rien de plus; in vie mangne. Nach Taine sind Kleists Erzählungen „Michael Kohlhaas" und „Die Marquise von O." nichts weniger als Meisterwerke; die Deutschen verständen nicht zu komponieren; die indirekte Rede sei bis zum Ueberdruß mißbraucht; so hätte man in Frankreich etwa zur Zeit Florians geschrieben. Und nun ein starkes Stückchen: „Nach meiner Ansicht sind Schillers Dreißigjähriger Krieg, Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meister, Die Wahlverwandtschaften schlecht oder eigentlich gar nicht geschrieben; überall steckt ein Rest von akademischer Phrase; sie kennen nicht den Wert der Worte und Wendungen; zwanzig kleine Geschichten in der Vie parisienne sind besser (supérieurs) und alle unsere großen Schriftsteller Merimée, Stendhal, Balzac, Georges Sand stehen turmhoch über ihnen (les dépassent de cent pieds)." Nach solchen Ketzereien fällt Taines Ablehnung von Hettners Literaturgeschichte kaum ins Gewicht. Den Grundfehler der deutschen Art und Kunst glaubt er in der Ueberspannung des Willens zu suchen: „Alles ist erarbeitet und gewollt bei einem Deutschen. Man denke an die Anstrengungen von Lessing und Winkelmann, um zuerst eine Theorie und als deren Gegenwirkung eine Praxis zu schaffen, jener für das Theater, dieser für die bildende Kunst. Man denke an die Anakreontiker und Gottschedianer, selbst an Goethe und Schiller. „Il y a quelque chose de parfaitement ridicule dans l'histoire de toute celte littérature, einen beständigen Widersinn: die Schöpfung einer Kunst auf Grund einer vorgefaßten Kunstlehre." „Ein derartiges vorausgenommenes Studium der Methode ist Dummheit. Es ist eine Poetik vor der Poesie, wie die Vorreden von Victor Hugo. Pratiquez et de votre pratique extrayez des règles."

Die letzte Bauernregel der Kunst deckt sich mit Goethes zum Gemeinplatz gewordenen Rat: Bilde, Künstler, rede nicht. Im übrigen berühren Anklagen wegen übermäßiger Gedankenspinnerei und Systemsucht nicht leicht wundersicher als im Munde Taines, dem seine wärmsten Lobredner, von

Sainte-Beuve bis auf Albert Sorel den fast pathologischen Zug zu dogmatischen, den unendlichen Reichtum des Lebens, die unversiegliche Fülle von Kunstepochen und Geschlechterfolgen auf wenige elementare Bedingungen zurückführenden Naturgesetzen warnend vorgehalten haben. Ob und wie weit Taine, falls er diese ersten Andeutungen seiner Kritik deutschen Geisteslebens ausgeführt hätte, seinem Ur-Entwurf treu geblieben wäre, wird uns vielleicht der Schlußband seines Briefwechsels zeigen. Einstweilen stellen wir seine Gedanken über die deutsche Dichtung in eine Reihe mit Friedrichs des Großen Schrift: De la littérature allemande.

Bücher und Zeitschriften.

Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. 17. Band, 1. Heft.

Dieses Heft der von Dr. v. Danckelman herausgegebenen wissenschaftlichen Beihefte zum Deutschen Kolonialblatt enthält zwei Aufsätze, welche auf allgemeines Interesse Anspruch erheben. Einmal eine Darlegung der Ergebnisse der in den Jahren 1898—1903 erfolgten Vermessung der deutsch-englischen Grenze von Deutsch-Südwestafrika, nebst einer Karte des Dreiecknetzes dieser Grenzvermessung, welche den Zweck hatte, die Lage der im deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 festgesetzten Grenze an Ort und Stelle zu fixieren und namentlich auch zu entscheiden, ob einige bisher strittige wichtige Wasserplätze in deutschem oder englischem Gebiet liegen, welche jedoch auf deutscher Seite zugleich beträchtliches Material für die Landesvermessung selbst lieferte. Die Arbeiten, an denen von unseren Landsleuten vor allem Oberleutnant Doering höchst verdienstlichen Anteil nahm, hatten unter außerordentlichen Schwierigkeiten zu leiden, die nicht nur die Beschaffenheit des Landes (Felswüste, Sandwüste, Dornbusch, Wassermangel), sondern auch außergewöhnliche Ereignisse (Rinderpest, Burenkrieg) verursachten. Es konnten daher an einem beträchtlichen Teil des Grenzverlaufes die dazu mitgenommenen Grenzzeichen nicht gesetzt werden. Außergewöhnliches Interesse bietet dann weiter der Aufsatz von Hauptmann a. D. Herrmann (stud. min.) über „Das Vulkangebiet des zentralafrikanischen Grabens", der mit Bildern, Profilen und einer Kartenskizze vorzüglich ausgestattet ist. Ueber die Gruppe von teilweise noch tätigen Vulkanen, die sich nördlich des Kivu-Sees vom West- zum Ostrand des zentralafrikanischen Grabens erstreckt, hat seinerzeit zuerst Graf Goetzen in einem (auch in München gehaltenen) Vortrag Grnaueres berichtet. Nun berichtet Hauptmann Herrmann über die insbesondere geologischen Aufschlüsse, die die Vermessungsarbeiten an der deutsch-kongolesischen Grenze hierüber geboten haben. Neben eingehenden Angaben über die Ausdehnung, Richtung und Aufeinanderfolge der vulkanischen Tätigkeit jener zwischen einer Höhe von 3000 und 4500 Meter schwankenden Bergkegel erfährt man auch viel Neues über die gerade dort recht verwickelten hydrographischen Verhältnisse. Zum Schluß folgt ein eingehendes Sachverständigen-Gutachten über die aus dem Gebiet von Heermann mitgebrachten Gesteinsproben.

H.

Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Von W. Knögel. (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Ostern 1904. 45 S. 8°.)

Voß' „Luise" galt ihrer Zeit für eine literarische Großtat, für eine Neuerung von hervorragender Bedeutung. Und das war sie auch; denn sie bezeichnet den Bruch mit der althergebrachten Idyllendichtung, die bisher nur die übertrieben sentimentalen und unnatürlich schwärmenden Hirten und Hirtinnen mit wohlklingenden griechischen, manchmal auch germanischen Namen kannte und diese in rhythmischer Prosa ihre Liebesseufzer herstammeln ließ. Voß hat von da den gewichtigen Schritt zur lebendigen Wirklichkeit und zur festgefügten poetischen Form getan. Seine Idyllen gefielen ob ihrer Lebenswahrheit und ihrer getreuen Kleinmalerei. Daß diese etwas nüchtern und philisterhaft, ja oft genug kleinlich ist, empfand man damals nicht; hielt man doch Goethes „Hermann und Dorothea" — übrigens die beste Folge, die die „Luise" je gehabt hat — für eine mißglückte, schwächliche Nachahmung dieses Werkes! Heutzutage hat sich ja das Blatt gewandt, und wir können Vossens Dichtung nur noch historischen Wert zuerkennen; aber dieser muß ihr auch immer bleiben. Ihn klar hervorzuheben und überhaupt die Stellung der Dichtung einfach und übersichtlich gekennzeichnet zu haben, ist dem Verfasser der vorliegenden tüchtigen Programmarbeit sehr gut gelungen. Es ist ihm die Lösung der nicht immer leichten Aufgabe geglückt, einen sichern, verständigen Weg zwischen gelehrter Untersuchung und allgemein verständlicher, auch für den reiferen Schüler faßlicher Darstellung zu finden, ohne in Oberflächlichkeit zu verfallen. Von der „Luise" führt er uns dann über „Hermann und Dorothea" und einige spätere, wenig bedeutende Versuche in dieser Gattung weiter bis zu Hebbels „Mutter und Kind", einer Dichtung, die wiederum einen Abschnitt bezeichnet, weil sie unter Beibehaltung der hergebrachten Form inhaltlich neue Bahnen eröffnet: Die Personen und die Handlung sind nicht mehr typisch, sie sind individuell geworden; oder mit anderen Worten, sie sind nicht mehr antik, sondern modern. Und das rührt daher, daß Voß ein vorzüglicher Verstechniker und geschickter, fein empfindender Nachahmer, Hebbel aber ein echter, selbständiger Dichter ist. Der letzte Sproß endlich, der aus dem Boden dieser Art Idyllendichtung hervorgewachsen ist, ist Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen", die Großstadtidylle, die auch das alte Gewand ablegt und sich der Prosa bedient. Die Ausführungen des Verfassers sind überall zutreffend und anziehend, so daß man ihm gern folgt, insbesondere auch bei den allgemeinen Darlegungen am Schlusse, die etwa das Verhältnis des Humoristen zum Idyllendichter besprechen und allerhand ästhetische und kulturgeschichtliche Fragen streifen. Die Studie ist gut an sich, namentlich ist sie aber in ihrer Eigenschaft als Programmarbeit zu loben. Man kann nur wünschen, daß derartige Beigaben zu Schulberichten immer so geeignete Themen behandelten und sich so geschickter Darstellung erfreuten. Dann werden sie gewiß auch von den Schülern gelesen werden, was man, obwohl sie ja eigentlich dazu in erster Linie bestimmt sind, leider nur von wenigen ihrer Art behaupten kann.

H. Jantzen.

*

Allgemeine Rundschau.

Die neue Technische Hochschule zu Danzig.

Im Oktober d. J. ist die Eröffnung der neuen Technischen Hochschule zu Danzig mit Bestimmtheit zu erwarten. Die erforderlichen Gebäude und Laboratorien sind in den letzten fünf Jahren auf einem seitens der Stadt Danzig geschenkten Gelände bei Langfuhr nach den Entwürfen des Baurates Carsten mit einem Aufwande von über fünf Millionen Mark erbaut worden und gehen jetzt ihrer Vollendung entgegen. Ueber die Berufung hervorragender Lehrkräfte wird schon lange verhandelt und bis zum Herbst dürfte auch der Lehrkörper der Hochschule komplett sein.

Die Organisation der Danziger Hochschule schließt sich den bewährten Einrichtungen der älteren technischen Hochschulen an und erhält wie die Charlottenburger Hochschule noch eine Abteilung für Schiffbau. Demnach wird sich die Danziger Hochschule in folgende sechs Abteilungen gliedern: 1. für Architektur mit vier Professoren, 2. für Bauingenieurwesen mit sechs Professoren, 3. für Maschineningenieurwesen einschließlich Elektrotechnik mit sechs Professoren, 4. für Schiff- und Schiffsmaschinenbau mit drei Professoren, 5. für Chemie und technische Chemie mit vier Professoren, 6. für allgemeine Wissenschaften (Mathematik, Physik, Botanik, Rechtskunde, Volkswirtschaft, Hygiene, Sprachen) mit sechs Professoren. Außer diesen 29 Professuren sind noch 10 Dozenten- und 24 Assistentenstellen vorgesehen, doch werden diese nicht gleich vollständig, sondern nach Maßgabe des hervortretenden Bedürfnisses besetzt werden. Für die wichtigsten Fächer sind bereits eine ganze Reihe von Berufungen erfolgt, und zwar: 1. in der Abteilung für Architektur: der frühere Stadtbaurat von Halle und jetzige

Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Baurat Felix Genzmer, sowie der Erbauer der Danziger Hochschule Baurat Cursten (Danzig). 2. Für Bauingenieurwesen: Professor Reinhold Krohn, Ingenieur und Direktor der Brückenbauabteilung der Gutehoffnungshütte in Sterkrade (Brückenbau); Regierungsbaumeister Ober-Berlin (Eisenbahnbau). 3. Für Maschineningenieurwesen: Professor Dr. Felix Rößler von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg (Elektrotechnik). 4. Für Schiffbau: Oberingenieur Schütt vom Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven. 5. Für Chemie: Professor Dr. Otto Ruff, Abteilungsvorsteher am ersten chemischen Universitätsinstitut zu Berlin (anorganische und anorganisch-technische Chemie); Privatdozent Professar Dr. Alfred Wohl in Berlin (organische und organisch-technische Chemie); Professar Dr. Paul Behrend von der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim (Gärungs- und Agrikulturchemie). 6. Für allgemeine Wissenschaften: Professar Dr. Hans v. Mangoldt von der Technischen Hochschule zu Aachen (Mathematik); außerordentlicher Professor Dr. Friedrich Schilling-Göttingen (Mathematik); außerordentlicher Professar Dr. Hans Lorenz-Göttingen (Mechanik). Als Vertreter der Physik wurden berufen Professor Dr. Max Wien-Aachen und der Oberingenieur von Siemens u. Halske. Privatdozent Dr. Friedrich Dolezalek-Charlottenburg. Für Botanik Dr. Paul Kumm, Kustos am Provinzialmuseum zu Danzig; für Hygiene Dr. Petruschky, Direktor der hygienischen Untersuchungsanstalt in Danzig; für Nationalökonomie Dr. Karl Thieß von der Hamburg—Amerika-Linie, ein Schüler Schmollers, der auch durch seine ausgezeichneten Vorträge in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildungskurse bekannt geworden ist.

Zum Rektar der neuen Hochschule ist Professar v. Mangoldt-Aachen in Aussicht genommen, doch bedarf seine Wahl der königlichen Genehmigung. Wie die mitgeteilte Liste ergibt, hat man sichtlich Wert darauf gelegt, neben bewährten Lehrkräften von anderen Hochschulen auch hervorragende Männer aus Industrie und Praxis für die Danziger Hochschule zu gewinnen, und es ist auch gelungen, für die wichtigsten Fächer vorzügliche Vertretungen zu sichern. Andere Besetzungen stehen noch aus, indessen sind auch hierfür die Berufungsverhandlungen bereits eingeleitet, so daß in kurzer Zeit der Lehrkörper vollzählig sein dürfte.

Gletschermessungen in der Schweiz.

-d. Seit einer längeren Reihe von Jahren werden durch die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft und den Schweizer Alpenklub genaue und umfassende Erhebungen über den Stand der schweizerischen Gletscher gemacht. Diese Erhebungen haben sich im letzten Jahre auf 58 Gletscher erstreckt. Nach den Resultaten dieser Untersuchungen, die jeweils in den Jahrbüchern des Schweizer Alpenklubs veröffentlicht wurden, ist man zu der Auffassung gekommen, daß sich die Gletscher im schweizerischen Hochgebirge in fortwährendem Rückgange befinden und daß Jahr für Jahr ein Stück von unserer schönen Firnenwelt abschmilzt. Dieser allgemeine Satz, der bis vor zwei oder drei Jahren als feststehend und unbestritten galt, ist in letzter Zeit etwas ins Wanken gekommen. Seit dem Jahre 1901 ist nämlich in dem früher so regelmäßigen und allgemeinen Rückgang der Gletscher insofern eine Aenderung eingetreten, als bei vielen Gletschern eine Zunahme, bei einigen anderen ein Stillstand und bei weiteren wenigstens ein geringerer Rückgang als in früheren Jahren konstatiert worden ist. Es darf also heute behauptet werden, daß die Jahre 1902 und 1903 die schweizerische Gletscherwelt eher wieder „konsalidiert" haben. Am sorgfältigsten werden die Messungen am Rhonegletscher betrieben; er ist im Jahre 1903 um 11½ Meter zurückgegangen und durch diesen Rückgang sind 4900 Quadratmeter eisfreier Boden abgedeckt worden. Seit dem Jahre 1892 ist der Rhonegletscher um 118 m zurückgegangen. Im Jahre 1902 ist die Rhone aus einer prachtvollen Eispforte mit doppelter Wölbung aus dem Gletscher hervorgekommen; jetzt ist diese Pforte bedeutend kleiner geworden. Im Berner Oberland befindet sich der obere Grindelwald-Gletscher seit 1895 in beständiger Zunahme; im Jahre 1903 ist er um 18 m gewachsen. Der untere Grindelwald-Gletscher dagegen ist in rascher Abnahme begriffen; er ist in den Jahren 1895—1903 um 221 m zurückgegangen. Im Kanton Graubünden sind im Jahre 1903 von sieben Gletschern fünf gewachsen; auch in den Zentralalpen und in den Tessiner Alpen weisen verschiedene Gletscher eine Zunahme auf. Gestützt auf alle diese Tatsachen kommt der Bericht über die Gletschermessungen im Jahre 1903 zu dem Schlusse, daß zwar die Abnahme der Firnfelder im schweizerischen Hochgebirge immer noch vorherrschende Erscheinung ist, daß aber eine Aenderung der Dinge im Anzuge zu sein scheint, da seit zwei Jahren die Zahl der Gletscher mit wachsender Tendenz sich augenscheinlich vermehrt hat. Ob wir es bei diesem Wachstum bloß mit einer vorübergehenden oder aber mit einer länger andauernden Erscheinung zu thun haben, das werden die Untersuchungen der nächsten Jahre zeigen müssen.

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Thesaurus linguae latinae. Am Montag tagte in München im Gebäude der alten Akademie unter dem Vorsitze des österreichischen Unterrichtsministers Exzellenz W. v. Hartel aus Wien die akademische Kommission für den Thesaurus linguae latinae. Mit dem Vorsitzenden berieten die Vertreter der deutschen Akademien Geheimräte Dr. Brugmann (Leipzig), Bücheler (Bonn), Diels (Berlin), Leo (Göttingen), v. Wölfflin (München) unter Zuziehung des Generalredaktors Professor Dr. Vollmer (München) über die Weiterführung des Werkes. Der Stand der Arbeiten ist jetzt der folgende: Nach einer Verlangsamung des Druckes im vorigen Jahre, verursacht hauptsächlich durch die Anfertigung der Zitierliste, eines Verzeichnisses aller herangezogenen Schriftsteller und Inschriften mit ihren Werken und Ausgaben, kann nunmehr die Arbeit wieder schneller fortschreiten, so daß der Abschluß der beiden ersten Bände (A—B) um die Jahreswende zu erhoffen steht. Außer den grundlegenden Beiträgen der fünf deutschen Akademien mit Einschluß der Wiener haben auch in den beiden letzten Jahren die Regierungen von Hamburg, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen in dankenswerter Weise Beisteuern geliefert. Ueberdies sind von Bayern, Oesterreich und Preußen Gymnasiallehrer zur Mitarbeit auf dem Thesaurus-Bureau beurlaubt worden.

C. K. Neue Papyrosfunde. B. P. Grenfell und A. S. Hunt haben durch ihre Ausgrabungen zu Oxyrhynchus neue, höchst wichtige Papyrusfunde zutage gefördert, die sie nun nach ihrer Rückkehr aus Aegypten in ihrem großen Werk über die „Oxyrhynchus-Papyri" in dem abschließenden vierten Teile veröffentlichen werden. Dieser letzte Band, der neue „Worte Jesu", einen Pindarischen Hymnus auf die Parthenien, den neu aufgefundenen Auszug aus Livius u. a. enthält, wird nach einem Bericht des „Athenaeum" Mitte Juni erscheinen. Eine populäre Ausgabe der „Worte Jesu" und der Bruchstücke eines verlorenen Evangeliums wird auch als besonderes Buch von Henry Frowde besorgt werden. Die Papyri selbst werden auf der üblichen Ausstellung der ägyptischen Funde im Juli zu sehen sein. Einen weiteren Papyrusfund haben die Ausgrabungen gezeitigt, die die Italiener in Aegypten bei Hermopolis unternommen haben. Außer einer Anzahl öffentlicher Dokumente befindet sich ein Teil eines unbekannten Epos darunter, sowie zwei oder drei andere interessante literarische Fragmente.

* Ein Herbarium der russischen Flora (Herbarium florae rossicae) wird vom Botanischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben und zwar unter Redaktion des gelehrten Konservators des Museums, D. J. Litwinow. Die ersten 24 Lieferungen dieses Werkes sind bereits erschienen und jetzt werden acht weitere Lieferungen vorbereitet. Die Herausgabe dieses Werkes wurde von der botanischen Abteilung der St. Petersburger Gesellschaft von Naturforschern begonnen, wurde aber

alsdann von dem verstorbenen Akademiker Korshinski dem Museum der Akademie der Wissenschaften übergeben. Die Herausgabe des Werkes wird in nachstehender Weise besorgt: Es ist Reflektanten in Vorschlag gebracht, Pflanzen in 50 Exemplaren unter jeder Art zu sammeln; wer dem Museum vier Arten von Pflanzen in je 50 Exemplaren vorstellt, bekommt eine Lieferung des Herbariums gratis; zuweilen jedoch bezahlt das Museum die Lieferung von Pflanzen mit Geld. Da in das Herbarium nicht nur Blätter und Blüten, sondern auch Früchte und Wurzeln aufgenommen werden, so muß das Sammeln der Pflanzen zweimal vorgenommen werden, und zwar im Frühjahr und im Herbst. Jede Pflanze des Herbariums wird mit einer Karte versehen, auf welcher in russischer und lateinischer Sprache der Name der Pflanze und die Angabe wann, wo und von wem die Pflanze gepflückt und wo sie beschrieben ist, verzeichnet stehen. Jede Lieferung des Herbariums enthält 50 Pflanzenarten und erscheint in 50 Exemplaren. Das Herbarium der russischen Flora gelangt nicht zum Verkauf, sondern wird zum Teil gratis an Universitäten, botanische Museen, Gärten und ausländische Akademien versandt. In den herausgegebenen 24 Lieferungen des Herbariums sind 1200 Arten verschiedener Pflanzen enthalten. Im Zusammenhang mit dem „Herbarium der russischen Flora" werden „Schedae ad Herbarium florae rossicae" herausgegeben.

* **Ein literarischer Fund.** Ein Nachdruck der von Cotta veranstalteten ersten Goethe-Ausgabe ist, wie der Vossischen Zeitung mitgeteilt wird, in der Northwestern-Universität in Chicago in einem Winkel vergraben aufgefunden worden. Bisher wurde angenommen, daß von dem Nachdruck kein Exemplar mehr vorhanden sei.

* **Eine theologische Gedenkfeier.** Am 24. und 25. Mai feierte das theologische Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld, Oberschlesien, sein 150jähriges Bestehen. Persönlich vertreten waren bei der Feier staatliche und kirchliche Behörden, sowie die evangelisch-theologischen Fakultäten der Universitäten Breslau, Halle, Jena und Tübingen. Begrüßungsschreiben hatten u. a. gesandt die Fakultäten Gießen, Marburg, Straßburg und das deutsche archäologische Institut in Jerusalem. Die Tübinger theologische Fakultät promovierte den früheren Dozenten am Seminar Joseph Müller, der sich um die Erforschung der Geschichte der böhmischen Brüder Verdienste erworben, eine Schrift des Comenius entdeckt und herausgegeben und Studien zur Geschichte der neueren Brüderkirche veröffentlicht, zum Dr. theol. h. c., die Breslauer theologische Fakultät den Dozenten für das Alte Testament Roy, die Gießener den Vertreter der philosophischen Fächer Steinmann zu Ehrenlizentiaten.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Die hiesige Studentenschaft gab durch eine Adresse ihres „Weiteren Ausschusses" zu Anfang dieses Semesters dem Rektor und der Studentenschaft der Universität Prag anläßlich der Angriffe des tschechischen Pöbels ihrer Sympathie Ausdruck. Auf diese Sympathiekundgebung ist jetzt ein Dankschreiben des Ausschusses der „Germania" (Lese- und Redeverein der deutschen Hochschule in Prag) hier eingelaufen.

hc. **Straßburg.** Der ordentliche Professor für römisches und bürgerliches Recht Dr. Otto Lenel hat einen Ruf als Professor für römisches Recht an der Wiener Universität als Nachfolger von Hofrat Prof. Dr. Karl Miller von Czyluarz abgelehnt.

* **Bonn.** Der Direktor der psychiatrischen Klinik in Kiel, Prof. Dr. Siemerling, hat einen Ruf auf den Lehrstuhl der Psychiatrie an der hiesigen Universität als Nachfolger des zum Schluß dieses Sommersemesters in den Ruhestand tretenden Professors Petman erhalten.

* **Gießen.** Der Gynäkologe Prof. Dr. J. Pfannenstiel hat, nach der Frankfurter Zeitung, den Ruf nach Freiburg i. B. als Nachfolger Prof. Hegars abgelehnt.

* **Breslau.** Der Privatdozent der Orientalistik an der Universität und Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin, Dr. Bruno Meißner, ist zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. **Königsberg.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Hermann Streit als Privatdozent für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten habilitiert.

* **Wien.** Der Herausgeber der „Wiener medizinischen Presse", Dr. Anton Bum, hat sich als Privatdozent für Chirurgie (insbesondere Unfall-Heilkunde und Mechanotherapie) habilitiert.

H. **Aus der Schweiz.** Die Züricher Erziehungsdirektion schreibt die vom Regierungsrat an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich neu geschaffene und auf Beginn des nächsten Wintersemesters zu besetzende Professur für schweizerisches Privatrecht zur Bewerbung (mit Frist bis zum 18. Juni) aus.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Pour l'Arménie et la Macédoine. Préface de Victor Bérard. Introduction de Pierre Quillard. Rapport de Francis de Pressensé. Paris 1904. Société nouvelle de librairie d'édition. 318 S. — Dr. Hugo Winkler, Professor an der Universität Berlin: Geschichte der Stadt Babylon. (Der alte Orient. Jahrgang 6, Heft 1.) Leipzig 1904. J. C. Hinrichs. 47 S. — Dr. Johann Weyde: Neues deutsches Rechtschreibwörterbuch. Mit Rechtschreibregeln, kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und sprachlichen Wirren aller Art. Auf Grund der neuen, gemeindeutschen Rechtschreibung nach der Einheitsschreibung des Buchdrucker-Duden bearb. 2. verb. Aufl. Leipzig (Wien) 1904. G. Freytag (F. Tempsky). 249 S. — Maurice C. Hime, M. A.: Fanny Haire her dream: or a plea for cheerfulness. London etc. 1904. Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. 35 S. — Darsetbe: The Unlucky Golfer his handbook. Ebenda 1904. 31 S. — Die Dichtung. Hrsg. von Paul Remer. Bd. 1: Henrik Ibsen von Paul Ernst. Bd. 2: Anzengruber von J. J. David. Bd. 3: Viktor Hugo von Hugo v. Hofmannsthal. Bd. 4: Lilieneron von Paul Remer. Bd. 5: Leo Tolstoj von Julius Hart. Bd. 6: Hölderlin von Hans Bethge. Bd. 7: Boccaccio von Hermann Hesse. Bd. 8: Cervantes von Paul Scheerbart. Bd. 9: Gottfried Keller von Ricarda Huch. Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schnmacher, München.

Tauchnitz Edition.
June 15, 1904.
Dorothea
A Story of the Pure in Heart
by
Maarten Maartens
in 2 vols.
(7503)
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 16. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Vierteljährlich für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zur germanischen Urgeschichte. Von O. Brenner (Würzburg).

Eine Biographie Millets. Von B. Oldenberg (Kiel).

Nochmals die Rolandsbilder Deutschlands. Von Rl. Lößler (Göttingen).

II. Bücher und Zeitschriften.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Ausgrabungen des Tempels des didymäischen Apoll. — Die Entstehung der japanischen Zwerggewächse. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Programm der Salzburger Hochschul-Ferialkurse. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zur germanischen Urgeschichte.

Eine der wichtigsten Fragen der germanischen Urgeschichte ist die nach dem Zeitpunkt der Trennung von Nord- und Südgermanen. Die vereinzelt aufgetretene Meinung, daß Skandinavien der Urſitz der Germanen, die deutschen Stämme also von dort südwärts gewandert seien, stört jetzt die Forschung wohl nirgends mehr. Dagegen hat die von dem schwedischen Archäologen Montelius begründete Chronologie, wonach die germanischen Besiedler Skandinaviens schon um 3000 v. Chr. sich von ihren festländischen Verwandten losgelöst hätten, allen Philologen schweres Kopfzerbrechen gemacht. Man vergegenwärtigt sich die rasche, gründliche Veränderung, die z. B. das Angelsächsische binnen drei Jahrhunderten so weit von ihren nächsten Verwandten in Niederdeutschland entfernt hat, die Umwälzungen, die auch sonst örtliche Trennung vor dem Gebrauch der Schrift hervorgerufen hat, vergleicht damit die nahe Verwandtschaft, die das Gotische mit den nördlichen Sprachen noch um 500 n. Chr., also 3½tausend Jahre nach der angeblichen Spaltung zeigt, und kommt zu der Ueberzeugung: eine solche Anomalie ist nicht denkbar. Ganz unglaublich wäre die weitgehende Uebereinstimmung der nordischen Runensprache und des Gotischen, wenn die Annahme der beiden großen norwegischen Historiker A. Munch und Chr. Keyser richtig ist, daß die Skandinavier im Osten des Bottnischen Meerbusens nordwärts, also von Lappland aus nach Schweden und Norwegen herüber gewandert seien, die Dänen und Gauten von Süden her. Freilich hat schon 1873 der dritte klassische Historiker der Norweger, U. Sars, diese nördliche Einwanderung für schlechthin undenkbar erklärt und andere mit ihm, so auch Montelius, lange ehe er seine neue Chronologie vortrug. Sars hat auch schon, ohne damit eine so weit zurückgreifende Datierung stützen zu wollen, hervorgehoben, daß bis in die jüngere Eisenzeit ein ununterbrochener Verkehr zwischen den Völkern des Festlandes und den Bewohnern Dänemarks, Südschwedens und Norwegens stattgefunden hat.

Auf breitester Grundlage ist die Untersuchung nun in allerjüngster Zeit durch den Norweger Andr. M. Hansen gestellt worden.[1]) Seine Ergebnisse sind so überraschend, dabei so bedeutsam für die Urgeschichte der Germanen überhaupt, daß ein ausführlicher Bericht an dieser Stelle geboten scheint. Dies um so mehr, als das Buch in norwegischer Sprache geschrieben ist, die bei uns vorerst die Bekanntschaft mit dem Buche selbst für die Meisten ausschließt. Der Verfasser hat den Vorteil, an umfassende wertvolle Arbeiten nach verschiedener Richtung anknüpfen zu können. Die norwegische Wissenschaft ist in viel höherem Grade national als die deutsche, nicht zu ihrem Schaden! Ganz besonders gilt das von der Philologie und Landeskunde. Die norwegische Regierung hat z. B. durch eine Kommission hervorragender Gelehrten die sämtlichen Ortsnamen sammeln, an Ort und Stelle nach Form und Bedeutung von historischen, philologischen, topographischen Gesichtspunkten aus würdigen lassen. Ein Teil der Sammlung ist im Druck erschienen, der Rest war Hansen im norwegischen Reichsarchiv zugänglich. An die Ortsnamen knüpft er nun auch seine Untersuchungen an und führt sie in einer Weise durch, daß man von dem Buche im ganzen den Eindruck eines Kunstwerkes erhält. Stein auf Stein fügt sich zu einem eigenartigen harmonischen Bau, manche von ihnen sind ihm fertig überliefert, viele mußte er selbst brechen und behauen.

Die Ortsnamen sind als Wegweiser der Besiedlungsgeschichte auch in Deutschland mit Erfolg benützt worden; ich erinnere an die Arbeiten von Wilh. Arnold. Wer sich auf einer Karte von Südostdeutschland die Namen auf —ing anstreicht, übersieht mit einem Blick die Wanderung und Siedlung der Bayern, ihren Uebergang über die Donau, ihr erstes Eindringen in die Alpentäler. In Norwegen gibt uns Hansen das älteste Siedlungsbild durch Einzeichnung der Orte auf —vin und —heim in die Landkarte, die auf —heim reichen weiter als die auf —vin, sind also etwas jünger, teilweise aber gleichzeitig, jünger als beide sind —stad, —land, —rud, —set. Die Namengebung mit —stad hat etwa um 800 n. Chr. begonnen, die Bewohnerzahl wird bis dahin gegen 50,000 betragen haben. Die Orte auf —vin liegen nun so, daß sie nur von Ackerbauern, die noch die freie Wahl unter den besten Plätzen hatten, angelegt sein können; sie liegen so regelmäßig verteilt, daß sie nur als feste Niederlassungen verständlich sind, nicht als Nomadensitze. Die auf —heim gehören gleichfalls der ersten Besiedlungszeit an; sie werden aber länger herab fortgesetzt, sie liegen nicht bloß zwischen denen auf —vin, sondern umgeben sie gürtelförmig landein- und -aufwärts. Die ganze älteste Schicht lagert an zwei getrennten Teilen des Landes: vom Fjord von Kristiania als eigentlichem Schwerpunkt durch Gudbrandsdalen über Dovrefjeld nach Drontheim und ein Stück nordwärts, und an der Westküste und den Fjordböden bis zum Anschluß an den Drontheimer Flügel. Einzelne Täler (so Oesterdalen) und die Hochfläche sind ganz frei davon: westlich Dörfer, östlich und im Drontheimschen Einzelhöfe. Von Drontheim geht dann weiterhin ein kleiner Ableger ins mittlere Schweden hinüber.

In Dänemark haben wir, wie Hansen zeigt, eine anders geartete älteste Schicht, nämlich Namen mit —leif,

[1]) Dr. Andr. M. Hansen: Landnám i Norge. En utsigt over Bosætningens Historie. Kristiania, bei W. C. Fabritius u. Söhne 1904 (in 400 Exemplaren gedruckt).

—löse, —inge, ähnlich einander ergänzend wie vin und heim in Norwegen; in Jütland kommen dazu noch —heim und —sted; in Schweden haben wir die ganze Reihe leif, löse, inge, heim, vin, sted, rud, die späteren immer weiter von den zugänglichsten besten Siedlungsstellen entfernt; die letzten im gerodeten Wald.

Im zweiten Abschnitt verläßt der Verfasser anscheinend den Gegenstand und handelt vom Einwanderungsweg der Pflanzen. Hier hat er sich durch Polemik den Weg mühsam zu säubern; er wird aber zuletzt wirklich ganz rein. Zuerst stellt er fest, daß die Waldgrenze nach der Eiszeit höher war als jetzt; daß sich die auffallende Verteilung der arktischen Flora im wesentlichen auf die Stellen beschränkt, die auch in der warmen Zwischenperiode waldfrei waren, daß sonst aber die arktische Flora erstickt wurde, daß aber nicht, wie der Botaniker Blytt zu erweisen suchte, diese Reliktflora Rest einer ehedem allgemeinen arktischen Flora sei, deren Standplätze durch besondere klimatische Begünstigung bedingt wäre. Ebenso ist nun auch die „atlantische" Flora Skandinaviens, die Ilex-Formation, wie sie Blytt nennt, nicht durch natürliche Begünstigungen aus einer viel weiteren Ausdehnung gerettet, sondern ihre Standplätze sind die primären. Ganz besonders läßt sich das an einer anderen südlichen Gruppe, der „borealen" beobachten. Hansen hat genau die Verbreitung von 40 Pflanzen, die er nach dem Hauptvertreter Origanum-Gruppe nennt, verfolgt und kartographisch dargestellt — genau das Bild der Ortsnamen auf —vin und —heim! Die dichte Ansammlung am Kristianiafjord, die Lücke am Südrand, die Linie durch Gudbrandsdalen nach Drontheim und von da nordwärts und ostwärts, an der Westküste. Dagegen sind leer die Hochfläche von Telemarken nach Süden, das obere Oesterdal und Zentralschweden, alles Land nordöstlich der Drontheimer Einsenkung. Einschrumpfung auf gerade dieses Gebiet läßt sich schlechterdings nicht wahrscheinlich machen. Daß südliche Einwanderer diese ganze geschlossene Flora und ihre Verwandten (auch für Büsche und Bäume gilt das Artenbild) mitgebracht hätten, hält Hansen aus pflanzengeographischen Gründen für ausgeschlossen. So bleibt nur die andere Annahme, daß die Eingewanderten gerade der Origanum-Gruppe nachgezogen seien — eine Annahme, die alles Auffällige verliert, wenn man sieht, daß gerade diese Gruppe als charakteristische Flora der mitteleuropäischen Kulturländer z. B. auch in Deutschland und Dänemark erscheint, oder wie Hansen sich ausdrückt:[1]) „Der Zusammenhang zwischen der Origanum-Formation und den Naturbedingungen für die primitive Landwirtschaft der alten Besiedelungszeit muß zweifellos mehr direkt sein. Unsere repräsentative Auswahl von Pflanzen muß eine primäre Pflanzenformation darstellen, an welche diese Landwirtschaft geradezu geknüpft ist." Es ist die Pflanzendecke der offenen sonnigen Plätze und der Waldlichtungen, die auch heute der Landmann, zumal der Viehzüchter, bei uns nicht entbehren wollte. Wie in Deutschland, hat auch in Skandinavien die erste feste Ackerbesiedelung an dem Rand der breiten Nadelwaldzone Halt gemacht. Spuren einer älteren germanischen Namengruppe, ja überhaupt von festen Niederlassungen von Ackerbauern außerhalb der —vin und —heim sind in Norwegen nicht zu finden. Aber auch im Süden, in Deutschland rheinaufwärts bis in die Schweizer Hochebene, an die fränkische Saale hinauf, längs Oder und Elbe bis Böhmen und Mähren, über Ungarn weg nach Südrußland und der nördlichen Balkanhalbinsel, scheint die Origanum-Formation der älteste Nährboden der Landwirtschaft gewesen zu sein, ja hier sucht Hansen geradezu die Wiege der arischen Urkultur.

Hansens weitere pflanzengeographische Ausführungen über die Bäume der Origanum-Landschaften, über Spuren der Wanderungswege im einzelnen muß ich übergehen.

Sind die Begründer der Orte auf —vin und heim die ältesten seßhaften Ackerbauer Norwegens, so müssen die ältesten Bodenfunde, die auf solche Seßhaftigkeit hindeuten, ihnen zugewiesen werden. „Die ältesten Gräber entsprechen der ältesten Schicht von Siedelungsnamen." Wenn wir nun sehen, daß die primitivsten Gräber, die rohen Steinkammern (dysser und ganggrifter), von Dänemark und Schonen zu nach Norden schnell abnehmen, spätere Formen aber im Süden immer seltener werden, ihren Schwerpunkt nach dem Norden verlegen, so ergibt sich, daß die älteste Kultur überhaupt nicht weit nach Norden reichte, daß eine spätere aber im Norden festgehalten und weiter ausgebildet wurde, als der Süden schon eine neue Stufe erreicht hatte; mit anderen Worten, daß die Kultur und ihre Formen vom Süden nordwärts drangen.

Da zeigen nun Hansens Parallelreihen, daß das Bereich der großen Steingräber aus der Steinzeit wesentlich mit den Ortshaufen auf —leif, —löse, —inge sich deckt — in Dänemark und Südschweden. Schon am Vänersee reichen die alten Steingräber in die Zeit der —heim und —vin hinein, machen aber hier bald der Bronzekultur Platz. Wenn nun der Anfang dieser letzteren zwischen 1200 und 2000 gesetzt wird (er kann sicher nicht viel jünger sein), so sind also in Südschweden Ortsnamen mit —heim gebildet worden, mithin Indogermanen seßhaft geworden mindestens 1200 Jahre vor unserer Zeitrechnung, in Dänemark Ortsnamen mit —leif von Germanen festgelegt worden mehrere hundert Jahre früher (nach Montelius spätestens 2500 v. Chr., nach Soph. Müller spätestens 1700 v. Chr.). Hansen sagt nun nicht wie Montelius: die —leif-Leute seien Skandinavier oder auch nur Germanen gewesen. Er nennt sie Arier und meint, ihre Sprache müsse noch nichts spezifisch Germanisches gehabt haben. Aber als die Vorfahren der Nordgermanen sieht auch er sie an, die aber ihre Abschließung von den übrigen Germanen, ja von den übrigen Ariern, noch nicht vollzogen hatten. Als später die Bildung einer germanischen Sondergruppe eintrat, mag ihr stern wohl in dem hochentwickelten Dänemark gewohnt haben.

Nach dem Steinalter kommt das Bronzealter.[2]) Es trat in Dänemark ein, als die älteste Form der Ortsnamen abgeschlossen war, als man angefangen hatte, neue Orte mit —heim zu benennen; die Bronzefunde sind mit solchen verbunden. In Südschweden war auch —vin jetzt in Gebrauch, in Norwegen liegen die ältesten Orte, eben die mit —vin und —heim ganz im Bronzefundgebiet; die ältesten arischen Besiedler bringen die Bronze nach Norwegen schon mit! Natürlich hatten sie nicht alle Steinwerkzeuge über Bord geworfen. Wie nun in Schweden die Bronzefunde gerade da aufhören, wo nach Norden hin die —vin und —heim verschwinden, so decken sich auch in Norwegen —vin und —heim, Origanumflora und Bronzefunde! Erst durch diesen Nachweis werden die archäologischen Befunde recht verständlich und nutzbar. Die arische (ururgermanische) Bevölkerung nimmt das ihr zusagende Vegetationsgebiet ein, füllt es so gut wie aus, setzt jahrhundertelang die mitgebrachte Bronzekultur in allmählich gesteigerter Zivilisation fort. Eine zweite Ausdehnungsperiode beginnt erst, als — mehrere Jahrhunderte später die Eisenkultur aus dem Süden nachgerückt war. Die Anfänge der Bronzezeit in Norwegen werden um 1200 v. Chr. gesetzt: um diese Zeit ist also die arisch-germanische Bevölkerung in Norwegen eingezogen! Zwischen 1000 und 700 setzt Hansen den Ausbau der —vin-Siedlung, 700 bis 400 den der —heim. Ein neuer Vorstoß in die Gegenden mit Namen auf —stad kann erst nach einer Ruhepause gemacht worden sein, denn in ihnen ist nur noch das ältere Eisenalter in den Funden vertreten; jetzt wird z. B. auch Oesterdalen bevölkert und die Seeküste bis Tromsö, die in der Bronzezeit keine germanischen Bewohner zeigt. Um das Jahr 1000 n. Chr. kommt der Vorstoß der —stad-Siedler zur Ruhe, damit sind wir in geschichtlich helle Zeit gelangt.

[1]) Es sind meist recht gute Bekannte: Agrimonia, Campanula rervicaria, Carex muricata, Ranunculus, Verbascum, Aquileja u. s. w.

[2]) Natürlich glaubt auch Hansen nicht an eine scharfe Scheidung der beiden.

Digitized by Google

Die Bronzefunde in Norwegen decken sich mit der ältesten Ortsnamenschichte. Aber es gibt in Norwegen auch reine Steinfunde, deren Verbreitungsgebiet ein anderes ist, ganz anders begründet scheint, die selbst einen ganz besonderen Typus zeigen (z. B. Stein, zumal Schiefer, statt Flint, Aexte ohne Loch), den die Norweger nach einer Hauptfundstelle Nöstvet-Typus nennen. Er verrät Zusammenhang mit dänischen Funden, aber nur mit solchen vorarischen Charakters (ältere Steinzeit), als deren (zeitlich also herabgerückte) Fortsetzung er zu betrachten ist. Mit anderen Worten: als in Dänemark die ältere Steinkultur durch die arische Einwanderung überwunden war, lebte jene noch in Norwegen in vervollkommneten Formen weiter. Die Lücke zwischen der dänischen und norwegischen Entwicklung sehen wir auf Bornholm, in Südschweden völlig ausgefüllt. Hansen nennt diese Steinkultur, der keine germanischen Ortsnamen parallel gehen, anarische. Sie ist durch die entwickeltere (also wohl jüngere) arische in Norwegen nicht wie in Dänemark erstickt, wohl aber beeinflußt worden: es finden sich Schiefermesser, die deutlich nach Bronzevorbildern gearbeitet sind. Die anarische Bevölkerung ist also nicht vernichtet worden, lebte also noch fort, zum Teil in Höhlen, gerade in solchen finden sich Nöstvet-Reste. Diese Leute waren keine Ackerbauer oder Hirten, das zeigen die Wohnsitze und die Höhlenfunde, sondern Jäger und Fischer. Die Kelten sind aus der nordischen Vorgeschichte ausgeschaltet, sind so diese Steinleute Lappen, Vorfahren der Bewohner der heutigen Lappmark gewesen?

Die historischen Berichte — und die zahlreichen Ortsnamen mit Fin — erlauben uns, sie Finnen zu heißen und den Seritefinnen des Prokop und anderer gleichzustellen. In geschichtlich durchsichtiger Zeit finden wir Finnen den Norwegern zum Teil als Hörige untergeben, zum Teil als weit ins Land hereinreichende feindliche Nachbarn. Was wir von ihren Wohnsitzen, ihren Sitten, ihren Körperformen wissen, verbietet, sie mit den Lappen in Verbindung zu bringen, die, wie die sprachlichen Beziehungen zeigen, erst spät vom Nordosten her eingewandert als Hirtenvolk mit Rentieren, nicht als Fischer und Seefahrer. Alle Worte für Meerfischerei haben sie aus dem Norwegischen des späteren Mittelalters entlehnt! Spuren der alten Nöstvet-Finnen liegen dagegen vielleicht in einzelnen völlig unklaren Ortsnamen vor. Arier mit einer uns verwandten Sprache sind sie ebenso wenig gewesen wie die Lappen. Dies beweist der anthropologische Befund.

In Norwegen sind — von den Lappen ganz abgesehen — in der Norwegisch sprechenden Bevölkerung heute noch zwei Typen zu unterscheiden: ein heller, hochgewachsener langschädliger und ein dunklerer, mittelgroßer, kurzschädliger. Die rohen statistischen Materialien mußte Hansen sehr sorgsam prüfen*) und neu ordnen. Die methodologischen Erörterungen über Festlegung der Zahlenverhältnisse, über Fehler- und Irrtumsquellen, wobei deutsche, zumal badische Verhältnisse vielfach beigezogen werden, haben selbständige Bedeutung und scheinen auch mir Laien überzeugend. Der dunkle Typus ist derselbe wie in Mitteleuropa längs den Gebirgen (alpine Kurzschädel); nicht gleich dem lappischen! Für Schweden kann man nun wohl die Schwarzhaarigen und Kurzschädel zum Teil auf lappische, finnländische und sonstige neuere Beimischung (Kreuzung) zurückführen, doch nicht ohne Rest. Beziehungen der Kurzschädel zu den Steinkulturfunden und zu den Bodenverhältnissen sind wenigstens sehr wahrscheinlich, damit aber die Herkunft von den Anariern der Nöstvet-Gruppe. In Dänemark sind die Beziehungen klarer: der großen Menge älterer Steinfunde entspricht der hohe Prozentsatz der modernen Kurzschädel; umgekehrt ist das südwestliche Jütland ganz arm an Resten der älteren Steinzeit — hier zugleich der höchste Prozentsatz von Langschädeln.

In Norwegen läßt sich im einzelnen wenigstens an vielen Stellen Reichtum an arktischen Steinwerkzeugen mit stärkster Beimischung von Kurzschädeln nachweisen, ebenso plötzliches Aufhören beider (an der Südgrenze) und plötzliches starkes Vordringen beider, endlich werden die Kurzschädler dichter in den Gegenden, die nachweislich erst spät von den germanischen Norwegern aufgesucht worden sind, das sind die Waldstriche. Hansen hat früher die Häufigkeit der Kurzschädel in den jungen Orten auf —rud ausschließlich daher erklären wollen, daß die Gründung dieser Orte in die Zeit fällt, da die Hörigen in Norwegen freigegeben wurden. Aber selbst diese Erklärung wäre der Gleichung Kurzschädel = anarische Ureinwohner günstig; denn die Hörigen waren ja zum Teil, wohl ihrem Grundstock nach, „Finnen".

Ueber die Wahrscheinlichkeit hinaus wird nun aber jene Gleichung erhoben durch Hohlenfunde am Varanger-Fjord. Sie können nach allen charakteristischen Merkmalen nur einem Jäger- und Fischervolk eigenartiger Kultur entstammen, nicht den Lappen, nicht den Germanen; beide sind auch ausgeschlossen durch die gefundenen Skelette, die schon längst als nichtlappisch erkannt worden sind. Hansen gibt neue Beweise dafür; dagegen stimmen die Skelette aufs beste zu denen ausgesprochener Kurzschädel aus dem heutigen Norwegen. So werden wir also die Reste der Varanger-Höhlen auf alte Nöstvet-Finnen zurückführen, diese aber als Vorfahren der norwegischen Kurzschädel betrachten müssen.

Die Norweger sind also ein Mischvolk, aber nicht Lappen sind in ihnen aufgegangen, sondern ein höher stehendes Volk. Die Mischung hat aber keine geistig homogene Nation erzeugt, sondern es sind vielmehr die Norweger ein Volk mit zwei Seelen. Der Unterschied zwischen Lang- und Kurzschädeln wirkt bis in politische Stellung und die Wahlergebnisse hinein, gerade wie es für Baden bei uns festgestellt scheint. Hansen hat dies schon früher in einem Buche über Norwegische Volkspsychologie ins einzelne dargelegt. Als Analogie sind seine Beobachtungen auch für Deutschland von Bedeutung.

Wie lange sind nun die Kurzschädel in Norwegen? Hansen gibt seiner Beantwortung dieser Frage eine geologische Begründung. Ich kann ihm in diesem seinem Hauptarbeitsgebiet nicht folgen. Sind seine Darlegungen nicht anzufechten, so wäre in Norwegen die Bewohnbarkeit des Landes viel weiter zurückzuverlegen als man gewöhnlich tut, nämlich nicht in die postglaciale Periode, sondern in die interglaciale, unmittelbar nach der großen Eiszeit; bewohnbar war damals nach Hansen ein breiter Streifen Vorland der jetzigen Westküste entlang.

Hat so Topographie, Archäologie, Pflanzengeographie und Geologie den Ortsnamen einen klaren Hintergrund gegeben, so werden schließlich auch die letzteren herangezogen, der Geologie Dienste zu tun. Hier muß auch der Philologe an die geologischen Probleme herantreten. Geologie und Ortsnamen können in Verbindung gebracht werden, nur wenn es sich um lange Zeiträume handelt. Schon die Archäologie bringt in Fühlung mit Aenderungen der Erdoberfläche: die Hellristningar (Felsenbilder) in Schweden zeigen, daß in der Bronzezeit die Strandlinie höher lag als in der Eisenzeit, die Ortsnamen im Bronzegebiet bestätigen dies: die Namen auf —ö (älter —ey) = Insel liegen jetzt zum Teil mitten auf festem trockenem Land, werden aber verständlich, wenn wir das Land uns z. B. bei Kristiania um etwa 20 Meter gesenkt denken, ebenso Namen auf —anger (= Fjord), —ror (= Urfahr, Fährestelle, Landungsplatz) u. a. Beachtenswert ist dann weiter, daß keiner der Orte mit —vin tiefer als 40 Meter über der heutigen Strandlinie liegt, wenn auch noch so passende Landstrecken heute davor liegen! Jüngere Namen (von —stad an) finden sich in dem (heute) tieferen Vorland in Menge.

Die Lücke in den ältesten Namen im Süden der Halbinsel stimmt zu dem geologisch geforderten Fjord westlich von Skien und so fort der ganzen Westküste entlang — Namen, die auf die See hinweisen im jetzigen Binnenland, keine alten Namen jenseit der alten Strandlinie. Liegen solche Küstennamen in dichter Umgebung von —vin und —heim, so werden sie je nach dem topographischen Befund als ebenso alt wie diese gelten dürfen und es werden so eine Reihe von Namen der Urzeit zu-

*) Z. B. das Nachdunkeln der Blonden, das Nachwachsen der Rekruten.

Digitized by Google

gewiesen werden müssen. Sie können, allerdings mit sorglicher Vermeidung eines circulus vitiosus, zur Verstärkung der Argumente aus —din und —heim beigezogen werden.

Hat nun die geologische Betrachtung den Hellerist-ningern ihren Platz vor Ablauf der geologischen Hebungsperiode, also im Bronzealter nachgewiesen, zeigt sich eine typische Verschiedenheit zweier Gruppen jener Felsbilder, wovon die naturalistischen nach ihrem Fundort nicht arisch erscheinen: so rundet sich der Schluß (s. oben), daß die Kurzschädel in der Bronzezeit fortgelebt, sich fortentwickelt haben. Wie weit reicht aber ihre Niederlassung rücknärts? Auch hierauf antwortet der Geologe: die reichsten, typischen Nöstwet-Funde erweisen sich nach ihrem Inhalt und den Muschellagern in ihrer Nähe als Strandfunde; sie liegen aber 60—65 Meter über dem heutigen Strand. Die Niederlassungen gehören also einer Zeit tieferer Senkung als die ersten arischen an, sind also älter; gehören letztere in die Zeit der tapes-Muschelbanken, so die ersteren in die der ostraea. Schwedische Untersuchungen bestätigen auch für den Südosten Skandinaviens die von Hansen angenommenen Beziehungen. Als „Schwerpunkt" der Kurzschädelkultur nimmt Hansen die Zeit zwischen 2500 und 1500 vor Christus an.

Das sind Zahlen, die auch der Philologe und Historiker würdigen kann. Aber der Geologe geht weiter in schwindelnde Entfernungen und der Archäologe muß ihm folgen. Der Flintfund von Mulerud, der für sich eine tausendjährige Kulturperiode vertritt, liegt weit hinter der Nöstwet-Kultur zurück; er ist Strandfund, obwohl er jetzt 150 Meter über Meereshöhe liegt. Die Differenz gibt für Hansen einen Zeitraum von 6000—8000 Jahren, der uns bis an die zweite Eiszeit heranbringt. Der Fund von Narveröd endlich, altertümlichste Flintsachen bergend, liegt am heutigen Strand, der doch die ganze Nöstwet-Zeit hindurch unter dem Meeresniveau versenkt war. Die Archäologie hat schon früher diesen Fund als Wohnstättenfund bezeichnet: dann muß er in der Zeit der vorletzten Hebung seinen Ursprung haben — vor 50,000 Jahren. Die mit ihm in Verbindung stehenden menschlichen Bewohner Norwegens können nach Hansen wohl Vorfahren der Nöstwet-Kurzschädel sein, da die zweite Eiszeit nicht die ganze Halbinsel bedeckte; nahe Verwandte der Menschen von Madeleine und Solutré.

Von diesen fernsten Fernen der Vergangenheit des norwegischen Volkes weg werden wir von Hansens Buch in die jüngste Entwicklung der Nationalität gerufen, nicht in einem Schlußkapitel, sondern durch alle Blätter hindurch, wenn wir das Buch nach seiner sprachlichen Seite beachten. Es ist in der jüngsten Schriftsprache Europas verfaßt: in der norwegischen. Den Norwegern fehlte zur nationalen Befriedigung noch eine eigene Sprache statt der adoptierten dänischen. Sie ist im Werden, scheut sich aber nicht, in dem embryonalen Zustand sich der gelehrten Welt zu präsentieren. Sie wächst ja wohl in der Oeffentlichkeit besser und schneller. Aber der fremde Leser wird beim Lesen nicht dieselbe Befriedigung empfinden wie der patriotische Norweger. Ich habe oben das Buch im ganzen als Kunstwerk bezeichnet, im einzelnen ist es das nicht. Die Sprache ist der lebendigen Umgangssprache gefolgt, ohne deren Gliederungsmittel, Tempo, Pause, Betonung zu haben und zwingt den Leser zum Konstruieren. Besonders störend ist der überaus häufige Gebrauch unverbundener Relativsätze (ohne Pronomen oder Konjunktion). Soll ich am Inhaltlichen Kritik üben, so möchte ich nur bedauern, daß die beigegebenen Karten im Maßstab zu klein und zu gering an Zahl sind. Der Geologe würde es wohl als Naivität bezeichnen, wenn ich eine Karte der Landwege in den verschiedenen Senkungs- und Hebungsperioden vermisse, der Anthropologe, wenn ich nach den Strilen frage. So sei das Fragen unterlassen und nur der Wunsch ausgesprochen, daß diese Zeilen mit dazu beitragen möchten, das Verlangen noch einer deutschen Uebersetzung des bahnbrechenden Buches zu steigern.

Würzburg. O. Brenner.

Eine Biographie Millets.*)

„Man muß das Erhabene in das Triviale zu legen wissen": dieses Wort Millets charakterisiert sein Schaffen. Wem stehen nicht beim Hören des Namens Millet jene tiefen Eindrücke vor der Seele, die heutzutage jedes Kind aus Reproduktionen mit sich nimmt, des Angelus, des Sämanns, der Aehrenleserinnen! Aber nicht viele werden sich über die ganze Bedeutung dieses Künstlers, nicht nur für sich allein, sondern als Pfadfinder auf bis dahin unbetretenem Boden für die gesamte Kunst der letzten 50 Jahre klar sein. Aus einer überlebensgroßen Persönlichkeit, eng verknüpft mit ihren Existenzbedingungen, ist sein Schaffen mit zwingender Notwendigkeit hervorgewachsen. Außer dem längst vergriffenen Werk seines Freundes Sensier und einer verkürzten englischen Uebersetzung gab es bis jetzt keine eingehende Biographie Millets. Bei jenem Buch, dessen unschätzbarer Wert darin besteht, daß alles auf persönlichem, intimstem Gedankenaustausch der beiden Freunde beruht, treten naturgemäß andere Verbindungen weniger in den Vordergrund. Die Verfasserin des vorliegenden Werkes hat nun augenscheinlich mit größter Gewissenhaftigkeit alles, was in Briefen, Erinnerungen, Kritiken über ihn niedergelegt ist, geprüft und daraus das Bild, das sie uns gibt, zusammengestellt. Sensier ist natürlich auch ihre wichtigste Quelle, unter anderem aber nehmen die Erinnerungen verschiedener Amerikaner, die Millets ganze Bedeutung viel früher erfaßten, als seine eigenen Landsleute, Hunt, Wheelwright und Eaton, einen breiten Raum bei ihr ein, und jeder vertieft den Eindruck. Vor allem aber besaß Millet selbst eine Fähigkeit, das, was er empfand und dachte, auszusprechen, wie sie nur aus jenem intensiven Denken und Empfinden, das ihm eigen war, hervorgehen konnte. Die Hingebung, mit der er sich von Jugend auf in große literarische Erscheinungen versenkte — Virgil, Dante, Shakespeare, waren ihm auf das Tiefste vertraut —, wird diese Begabung noch entwickelt haben. Seine Bekenntnisse sind dadurch bei aller Zurückhaltung mit so unvergleichlicher Kraft und Wärme in seinen Briefen enthalten, daß er selbst das Beste zu der großen Plastik dieses Bildes gibt.

„Le grand Rustique" hat er sich genannt, und in dem Wort haben wir seine Herkunft, sein Leben, seine Kunst. Seine Heimat, die Normandie, mit dem Anblick des Meeres und der vernichtenden Macht der Stürme, der eintönigen Ebene, — war er doch der erste, der sie als malerisches Problem erfaßte —, gab ihm die Richtung, der er durchs Leben treu blieb, und jenen Zug ins Große, Düstere. Nach schweren, entbehrungsreichen Jahren in Paris war Barbizon, wo er die Scholle wieder vor sich hatte, die Stätte seines mächtigsten, leider erst im Alter sieggekrönten Schaffens.

Was er sieht, führt er auf einfache, große Linien zurück; jede Kleinlichkeit verschwindet; durch eine Art erhabenen Rhythmus, der seinen Gestalten oft etwas Biblisches gibt, werden sie typisch, der Vergänglichkeit entzogen. Und das alles auf dem Gebiet der Bauernarbeit, wie sie der fernsten Vorzeit ebenso wie der Gegenwart angehört, — das ist das unerhört Neue, das er der Kunst gab! Es ist im Grunde nur eine Tonart, die wir in seinen Bildern vor uns haben, und dieselbe eine in den von ihm uns überkommenen Gedanken; wir werden ihrer dennoch nicht müde. „Die Kraft schwindet, sobald man sich von der Natur abwendet": dies oft von ihm wiederholte Wort — auch in jenem Zitat aus Montaigne „anstatt die Kunst natürlicher zu machen, verkünsteln sie die Natur" — erklärt uns den sich ewig frisch erhaltenden Zug in ihm. „Keine Wohnstubenkunst", „die große Poesie" der Arbeit, der Natur — lassen wir sie noch aus seinen eigenen Worten zu uns sprechen:

„Die Menschen behaupten, ich sehe in der Natur keine Schönheiten. Ich sehe mehr als Schönheiten, ich sehe unendliche Wunder. — — Ich sehe sowohl den Heiligenschein um den Löwenzahn, wie den Glanz der Sonne auf den Wolken, über entfernte Welten gebreitet. Aber ich sehe auch auf der Erde, wie dampfende Pferde den Pflug ziehen, und wie der erschöpfte Arbeiter, dessen Ruf den ganzen Tag zu hören war,

*) Julia Caetwright (Mrs. Henry Ady): Jean François Millet. Sein Leben und seine Briefe. Aus dem Englischen übersetzt von Clara Schröder. Leipzig (H. Seemann Nachf.) 1903.

einen Augenblick ruht, um neue Kräfte zu sammeln. Das Drama ist mit Glanz umgeben. — — Wenn du doch sehen könntest, wie schön der Wald ist! — jedesmal komme ich überwältigt zurück. Diese Ruhe und Größe ist erschütternd; manchmal wird sie mir geradezu beängstigend. — — O du weiter Horizont, der mein kindliches Gemüt oft mit Träumen erfüllte, werde ich jemals andere diese Gewalt fühlen machen?" — Und an anderer Stelle: „Die heitere Seite zeigt sich mir niemals — das Heiterste, was ich kenne, ist die Ruhe, das Schweigen, das so köstlich ist."

Sollte es sich nicht aus dieser Grundlage seines Wesens erklären, daß Millet in seiner Farbengebung so trübe, fast schmutzig ist, „Maurerarbeit", wie es der Kritiker Gautier nannte, so daß Muther mit Recht von ihm sagt, in seinen Zeichnungen und Pastellen läge die Quintessenz seines Schaffens? Aber wem wird nicht die Seele sich dehnen, wer wird nicht, wie selten von einem Bilde, von denen Millets hineingezogen werden in das Mitempfinden dieser Musik, des harmonischen Zusammenklanges der Farben, des fernen Lichts, des weiten Horizonts, der einsamen Gestalten mitten in der Natur!

Wer nach diesem kurzen Abriß einen ganzen Eindruck von dieser Künstlererscheinung haben will, den können wir nur auf das Buch selbst verweisen. Freilich würden wir uns manches darin anders wünschen, durchgängiger von größeren Gesichtspunkten aus erfaßt. Alles, was die äußeren Erlebnisse, Häuslichkeit, Entbehrungen, Bilderpreise betrifft, sollte einen kleineren Raum einnehmen. Wenn oft ein paar Worte solch eines Mannes mehr Leben atmen als der beste Biograph in seine Darstellung hineintragen kann, gibt das unvermeidliche Aneinanderreihen von Briefen, Kritiken u. s. w. einem solchen Werk leicht etwas Mosaikartiges. Der Künstler Millet ist historisch geworden. Das Interesse für Einzelheiten, ja auch Leiden seines Lebens tritt vor Größerem zurück; hat er uns doch selbst gelehrt, Details fortzulassen um des Ganzen willen. Klare, zusammenfassende Ueberblicke und Urteile der Verfasserin selbst fehlen darum keineswegs und sind von großer innerer Wärme und künstlerischer Einfachheit. Einige weitere Ausblicke auf die Kunst, nicht nur wie er sie vorfand, sondern weiter zurück und vorwärts sehend, würden seine Stellung in der Kunstgeschichte noch mehr hervortreten lassen. Schade ist es, daß dies luxuriös ausgestattete Buch außer einem Selbstporträt Millets ganz der Reproduktionen entbehrt; ist es doch nicht Vielen, wenigstens unter den Deutschen, vergönnt, Originale dieses Meisters, die sich großenteils in Amerika befinden, zu sehen.

Die frische und lebendige Uebersetzung liest sich, das Beste, was man davon sagen kann, wie ein deutsch geschriebenes Buch.

Kiel. B. Oldenberg.

Nochmals die Rolandsbilder Deutschlands.

Karl Heldmann hat in seinem tüchtigen, von Hugo Brunner in Nr. 45 dieser Blätter (24. Februar 1904) gewürdigten Buche all die zahlreichen scharfsinnigen Kombinationen und kühnen Phantasien der politischen und Rechtshistoriker, der Sagenforscher und Mythologen, der Philologen und Archäologen über den Ursprung unserer Rolandsbilder zunichte gemacht durch den Nachweis, daß die Rolande ursprünglich nichts anderes waren als ganz harmlose hölzerne Spielfiguren und daß sie erst durch einen ganzen Apparat raffinierter Fälschungen dazu gekommen sind, als Palladien politischer Rechte und Freiheiten angesehen zu werden.

Daß dieser Nachweis Stich halten wird, dafür ist es ein gutes Vorzeichen, daß gleichzeitig mit Heldmann und unabhängig von ihm ein bewährter Forscher, der sich schon an der Lösung mancher anderen dunklen Fragen mit Glück beteiligt hat, teilweise zu demselben Ergebnis gelangt ist. Professor Franz Jostes behandelt nämlich in einem im ersten Heft der neuen „Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde" erschienenen Aufsatze den „Roland im Schimpf[1]) und Ernst". Da er in einem wichtigen Punkt weit über Heldmann hinaus vordringt, so dürfte den Lesern dieser Nachtrag zu Brunners Artikel um so willkommener sein, als die Arbeit an vorläufig schwerer zugänglicher und leicht zu übersehender Stelle erschienen ist.

Zunächst der Roland im Schimpf, d. h. als Spielfigur! Heldmann ist über den Charakter des Spiels nicht zu voller Klarheit gekommen, ja er hat das, worauf es eigentlich ankommt, wie es scheint, für burleske Zutat gehalten. Jostes weist nach, daß es in Frankreich seine Heimat hat und eine Art der Quintaine[2]) ist, nämlich folgende: Der Ritter reitet gegen ein gewappnetes Phantom, das sich auf einem Pfahl dreht und dem Ritter, wenn er nicht richtig trifft, mit der Lanze oder Stange, die es unter dem Arme trägt, einen gewaltigen Schlag versetzt. Eine einfachere Form kennt man aus England und Italien. Ein über einem Pfahl drehbarer Querbalken mit einem Widderkopf ist mit Lanze oder Schwert zu treffen. Sieger ist, wer das so geschickt kann, daß er von dem Widder keinen Stoß bekommt. „Der Name eines solchen Instruments ist rota, dimmutiv rolla, rulla, das Verbum dazu rotulare, rultare. Substantiv sowohl wie Verbum sind ins Deutsche übergegangen. Die Rolle des Quintainespiels konnte also rollans heißen und mußte sogar so heißen, als an die Stelle des einfachen Balkens die menschliche Figur trat. Von da zu Roland ist es nicht mehr weit, und, wie Jostes zeigt, ist tatsächlich auf romanischem Boden die Identifizierung des Namens Rotand mit rollans vorgenommen.

Damit ist eine der größten Schwierigkeiten der Roland-Forschung gelöst. Wie der sagenhafte Paladin Karls des Großen gerade in Niederdeutschland zu solcher Beliebtheit gekommen sein sollte, konnte bis jetzt niemand, auch Heldmann nicht, erklären. Die Rolands-Dichtungen sind entstanden in Bayern, Oesterreich und am Niederrhein. Dort haben sie auf das Volkstreben gar nicht gewirkt, und in Niedersachsen, wo sich keine Spur ihrer Kenntnis zeigt, sollten sie solch wunderbaren Einfluß geübt haben!

„Nein, mit dem Namen des karolingischen Helden hat der der Quintainefigur nur das gemeinsam, daß jener von dem lateinischen rotulare mit Unrecht abgeleitet wurde, dieser aber wirklich davon stammt."

Die alten Roland-Figuren waren ihrer Bestimmung gemäß drehbar und aus Holz. Das Spiel hat sich in Holstein bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Eine Abbildung des jüngsten, 1840 angefertigten Roland ist dem Aufsatz beigegeben. Auch die Arten des Quintainespiels sind durch Abbildungen veranschaulicht.

Im zweiten Abschnitt: „Der Roland im Ernst" betrachtet Jostes die bremischen Fälschungen und die Errichtung des steinernen Rolands, anders als Heldmann, vor allem unter dem Gesichtspunkt der bremischen Bürgerkämpfe des 14. Jahrhunderts: Der plutokratische Rat wollte den Bürgern gegenüber seine Rittermäßigkeit durchdrücken. Daher das angebliche Privileg, Gold und Buntwerk zu tragen, daher das „Zeichen dieser Freiheit", der Kaiserschild des bremischen Rolands.

Mit einem Exkurs über die Chronik des Fälschers Hemeling schließt Jostes seinen durch scharfsinnige Beweisführung und geschmackvolle Darstellung ausgezeichneten Aufsatz.

Göttingen. Kl. Löffler.

[1]) „Schimpf" in der älteren, in dieser Verbindung erhalten gebliebenen Bedeutung „Scherz".

[2]) Das Wort leitet er, anders als Heldmann, von quintana (sc. via), dem Wege, der im Lager die fünfte Manipel und fünfte Turma von der sechsten trennte, ab. Hier war der Pfahl errichtet, gegen den sich die Rekruten im Hauen, Stechen und Werfen übten.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. Vom **Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft** hat Karl Glossy soeben den vierzehnten Jahrgang (Verlag von Carl Konegen, Wien 1904) erscheinen lassen. Er ist ein besonders wohlgeratenes Jahrgang. Der verdienstvolle Herausgeber des Grillparzer-Jahrbuchs, das zu einem vornehmen Sammelpunkt deutsch-österreichischer Literaturgeschichte geworden ist, hat diesmal drei Beiträge beigesteuert: einen

Digitized by Google

Aufsatz über Schreyvogels Aufenthalt in Jena mit interessanten Briefen desselben an seinen Bruder Georg, dann die Aufzeichnungen eines österreichischen Beamten über Kaiser Franz' Reise nach Italien im Jahre 1819 und endlich die Mitteilung einer Denkschrift der Wiener Buchhändler aus dem Jahre 1845. Aber auch Grillparzer selbst tieftet mit diesem späten Jahrgang noch manche Ausbeute: Ludwig Wyplel zieht in seinem Aufsatz „Byron und Grillparzer" eine Parallele zwischen der Braut von Abydos und der Ahnfrau; Marie v. Najmájer gibt hübsche Erinnerungen „Bei den Schwestern Fröhlich" zum besten und der Grillparzer-Editor Aagost Sauer erfreut uns mit Emil Wickerhausers Erinnerungen an den Namenspatron des Buches. In den interessantesten und wertvollsten Beiträgen desselben gehört der Aufsatz Rudolf Holzers über Hermann von Gilm mit einigen neuen Briefen und einer sehr gerechten Würdigung des Tiroler Poeten sowie seines Verhältnisses zu Adolf Pichler. Es wäre sehr zu wünschen, wenn endlich die Korrespondenz Gilms zugänglich würde. Das Grillparzer-Jahrbuch wäre vorerst der beste Publikationsort für den bedeutungsvollen Schatz, bis er zu den Gedichten Gilms eine vollständige Parallele bilden könnte. Ein Artikel Dr. Max Ortners über Kant in Oesterreich, ein solcher über Aug. Gottlieb Hornbostel von Dr. Egon v. Komorzynski, ein Beitrag zur österreichischen Theatergeschichte (Joachim Perinet) von Gustav Gugitz und der herkömmliche, von Dr. Emil Reich über die letzte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft erstattete Jahresbericht vervollständigen und beschließen den heurigen Jahrgang, der mehr als manscher von ihm ein über die Grenzpfähle seines Vaterlandes hinausreichendes Interesse beanspruchen darf.

×

Allgemeine Rundschau.

Die Ausgrabung des Tempels des didymäischen Apoll.

O.K. Ueber die Ergebnisse der Ausgrabungen, die die französischen Archäologen Haussoullier und Pontremoli seit dem Jahre 1895 an der Stätte des alten und hochberühmten Heiligtums des Apollon in Didyma vorgenommen haben, erstattet Paul Monceaux in der Revue bleue einen eingehenden Bericht. Das alte Didyma, heute Hieronda genannt, liegt in der Nähe von Milet, an der Mündung des Meander, vier Meilen vom Meer entfernt. Zu dem heiligen Apollotempel kam man weither zu Schiff gefahren und zog dann die geweihte Straße von Panormos nach Didymo, wo am Wegesrande die ungeheueren Bildnisse der Branchiden, der ehrwürdigen alten Priestergeschlechter, thronten. Diese etwas plumpen und ungefügen Statuen weisen in ihrer unbewegten Starrheit noch völlig auf die Sitzfiguren der ägyptischen Kunst hin und sind das weitzurückreichende Dokument einer früheften orchanischen Kunst. Die Stätte, an der solche Kostbarkeiten einer ersten Kultur gefunden waren, lockte zu weiteren Forschungen und Grobungen, und nun hat man auch die Kultstätte, das weithin bekannte Didymeion, wieder freigelegt, das wie die Statuen des heiligen Weges im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut wurde. Der alte Tempel wurde nach der Eroberung von Milet 494 von den Persern geplündert und verbrannt. Die Statue des Apollo, ein Wunderwerk der Kanachos, führte Daeius mit sich fort, und bei den Ausgrabungen zu Susa hat man noch Weihgeschenke gefunden, die dem didymäischen Apoll gewidmet und von ihrer Weihestätte fort nach der persischen Hauptstadt geschleppt worden waren. Das vielbesuchte Heiligtum tag verödet, das in allen Nöten befragte Orakel war verstummt, ein und ein halbes Jahrhundert lang, bis in den Zeiten Alexanders des Großen ein zweites Didymeion auf demselben Grund und Boden erbaut ward. Noch im 15. Jahrhundert sah der Reisende Cyriacus von Ancona den riesigen Tempel in unversehrter Größe, dann scheint ein Erdbeben seine Grundfesten erschüttert zu haben, denn heute sieht man nur die gewaltigen Trümmer. Nachdem bereits verschiedene Male Ausgrabungen von Engländern und Franzosen vorgenommen waren, wurde im Jahre 1895 die systematische Freilegung der darunter liegenden älteren Heiligtümer durch Haussoullier und Pontremoli in Angriff genommen; wenngleich die Ausgrabungen noch lange nicht beendet sind, ist doch eine genaue Vorstellung von Plan und Anlage des alten Gebäudes schon jetzt ermöglicht. Vor allem fallen die ganz kolossalen Größenverhältnisse auf, in denen der Tempel angelegt ist. Er mißt etwa 108,50 Meter in der Länge und 56 Meter in der Breite. Eine solch gewaltige Ausdehnung findet man nur bei ganz wenigen Heiligtümern des Altertums, wie beim Artemisium in Ephesus, beim Heraion zu Samos und dem Olympiatempel in Athen. Das Didymeion ist ein jonischer Tempel, der sich auf einem hohen Unterbau von sieben Stufen erhebt und von einer doppelten Säulenhalle umgeben ist. Zwei Reihen von 10 Säulen stehen an jeder der Breitseiten und zwei Reihen von 21 Säulen an jeder der Langseiten. Sehr ungewöhnlich ist die Hauptfassade nach Osten angeordnet. Auf jeder Seite vor der dritten Säule sind die Stufen des Unterbaus durch einen großen Pylon unterbrochen; zwischen beiden Pylonen erhebt sich eine Treppe von dreizehn Stufen. Die Anordnungen im Innern sind sehr merkwürdig und erklären sich aus der Bestimmung des Heiligtums, das vor allem als Orakel hochberühmt war. Es gibt keine hintere Halle, auch keine Vorhalle nach Osten. Das Didymeion besteht aus drei rechtwinkligen Sälen; zuerst eine große Eingangshalle, dann ein Vorraum, Prodomos genannt, und von diesem stieg man auf breiter Treppe durch ein mächtiges Tor in das Chresmographion, den Saal der Orakelverkündigung, hinauf. Rechts und links führten Türen zu einem Treppenhaus, dessen Treppen zu einem höheren Stockwerk emporführten, in dem auf der einen Seite der Schatz der Götter, auf der anderen Seite die Archive des Tempels und die Zimmer der Priester lagen. In das Chresmographion wallten die Gläubigen, um die Geheimnisse ihrer Schicksale zu erfahren. Durch eine kleine Tür, die sich der des Vorraums gegenüber befand, konnten sie in der Tiefe das eigentliche Allerheiligste erblicken, den Raum mit dem Bildnis des Gottes, und die Priesterin auf ihrem Dreifuß. Wenn die Prophezeiung beendet, so gab ein Beamter den Wartenden eine Kopie des Orakelspruches. Ueberhaupt kann man nirgends so klare Aufschlüsse über die Einrichtung eines Orakeltempels erhalten wie in Didyma. Inschriften und schriftliche Aufzeichnungen bekräftigen diese Deutung der Gebäudeeinrichtung. Schatzinventare, Priesterlisten liefern für die Kenntnis des Kults, der Zeremonie und Feierlichkeiten reiche Beiträge. Auch für die Baugeschichte des neuen Tempels bieten schriftliche Aufzeichnungen reiche Aufklärung. Wie bei den gotischen Domen unseres Mittelalters hatte man so gewaltige und unerhörte Pläne entworfen, daß der Bau sich durch Jahrhunderte hinzog und nie völlig beendet worden ist. 332 v. Chr. beschloß die Stadt Milet den Wiederaufbau des Heiligtums. Nur mühsam und mit Hilfe der indischen Könige wurden die Mittel aufgebracht, erlauchte Besucher steuerten Gaben bei; in den Jahren 80 bis 70 v. Chr. wurde der noch nicht beendete Bau von Piraten beschädigt, dann ward weiter daran gearbeitet und im Jahre 22 n. Chr. erkannte der römische Senat dem Tempel das Recht zu, Verbrechern Zuflucht zu gewähren. Caligula wollte dann den Tempel vollenden lassen, doch auch diese Arbeiten stockten, und 300 Jahre später war das Heiligtum des Apollo eine Verehrungsstätte von Märtyrern und ein christlicher Begräbnisplatz.

•

Die Entstehung der japanischen Zwerggewächse.

Die niedlichen Zwergformen japanischer Sträucher und Bäume, die auch bei uns so viel Bewunderung finden, entstehen bekanntlich nicht durch eine gefällige „Mimicry" der Natur, um etwa den zierlichen Japanern nicht allzusehr durch einen riesenhaften Pflanzenwuchs die Kleinheit der eigenen Leibesgestalt zum Bewußtsein kommen zu lassen, sondern sind das Ergebnis einer systematischen Behandlung der betreffenden Gewächse zum Zweck der Wachstumsbeeinträchtigung. Der hervorragende Botaniker O. Drude gibt darüber in der Berliner „Gartenflora" folgende Auskunft:

Das Verfahren der Japaner zur Erzielung einer solchen Verkrüppelung — die Franzosen nennen es „Nanisation" — ist kurz folgendes: Die Hauptsache ist die Kultur in äußerst geringen Mengen von Erde. Die jungen Pflanzen schon werden in so kleinen Töpfen erzogen, daß ihre Wur-

Digitalisiert von Google

zela bald das ganze Erdreich erfüllen, und, noch weiterer Nahrung suchend, oberflächlich austreten; dann erhalten die Pflanzen etwas größere Töpfe, in welchen sich aber alsbald dasselbe Bild des Nahrungsmangels wiederholt und so fort ihr ganzes Leben hindurch. In diesem geringen Quantum Erdreich gibt man den Pflanzen außerdem gerade nur so viel Wasser, als sie zum Bestehen durchaus nötig haben. Dabei verkümmert zugleich die Pfahlwurzel, und auch die Seitenwurzeln entwickeln sich weder genügend schnell noch genügend zahlreich für ein kräftiges Wachstum der Pflanze, so daß das ganze Leben sehr verlangsamt wird; oerschnitten werden übrigens die Wurzeln nicht. Duech das Heroorbrechen derselben nach oben wird der dicke und unförmlich kurze Stamm allmählich in die Höhe gehoben und erscheint wie auf Luftwurzeln gestützt. Die andere Seite der Kultur liegt im Verändern des natürlichen Wuchses der Zweiguaterbrückung. Die Japoner verknüpfen frühzeitig die Aeste unter sich oder mit dem Stamm in einer möglichst oerkrümmten und zickzackförmigen Weise und bedienen sich dabei zum Anbinden der Bondusfasern. Dadurch wird eine das Wachstum in sich selbst unterdrückende Form erzielt, so daß der Stamm nach 50 bis 100 Jahren erst 4—7 cm Durchmesser und die zehnfache Höhe besitzt. Wo ein oerkrümmter Ast abstirbt, wird er abgeschnitten und durch einen unterhalb des Schnittes heroorsprießenden neuen Ast ersetzt; dadurch wird oft der Anschein eines künstlichen Zuschnittes heroorgerufen.

Die Koniferen ertragen dies Naaisationsoerfahren viel leichter als die Dicotyledonen, welche durch ihre anverwüstliche Kraft, Seitenknospen anzulegen und austreiben zu lassen, die ganze Geduld selbst eines japanischen Gärtners herausfordern; denn alle jungen Zweige müssen in gleicher Weise oerkrümmt und angebunden werden. Dabei bringt man den Hauptstamm öfter durch Anbringen an Stammstücke von einem Baumfarn (Cyathea) oder an Stücke eines tuffartigen Gesteins oder Korallenstücke dahin, sich um diese herum in kurzen Bogen zu winden oder an ihnen entlang zu krümmen. Sterben alle oerkrümmten Aeste ab, so werden neue auf den Stamm aufgepropft, so bei den Ranbiaa-Exemploren.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

2. Juni. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Wohlen. 1. Hr. van t'Hoff los eine weitere Mitteilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsoerhältnisse dee ozeanischen Salzablagerungen, XXXVII. Koliampeatatolziumsulfat und eine dem Kolidorit oerwandte Doppelverbindung. Gemeinschaftlich mit Hrn. Geiger wurde ein neues Doppelsulfat von der Zusammensetzung $K_2Ca_5(SO_4)_6H_2O$, welches zwischen Anhydrit und Syngenit liegt, untersucht; gemeinschaftlich mit Hrn. Lichtenstein ein Doppelborat $Mg_2K_4B_{32}O_{37}.20H_2O$, dessen Zusammensetzung mit derjenigen des Kaliborits in Beziehung steht. Die betreffenden Verbindungen warden bisher nicht als Naturprodukte aufgefunden, wiewohl besonders das Auftreten der ersteren als solches wahrscheinlich ist. 2. Hr. Buebach sprach „Ueber dea Ursprung des mittelalteelichen höfischen Minnesongs, Liebesromans und Frouenbienstes." Die Stellung des lyrischen Hofdichters und der konoentionelle Liebesbegriff in der höfischen Literatur des 12. Jahrhunderts sind ein Noonm, bos, obwohl in dee Form eines festen literarischen Schemas auftretend, sich weder aas der früheren Poesie Frankreichs und Deutschlands, noch etwa aus antiker Tradition ableiten läßt. Es wied die Möglichkeit dargelegt, daß die benachbarle arabische Hofdichtung mit ihrer erotisch gefärbteo Paaegyrik zu Ehren regierender oder hochgestellter Frauen im Verein mit dem orientalischen romonlischen Liebesroman befruchtend eingewirkt hat. 3. Hr. Woldeyer überreichte das oon der Akademie unterstützte Werk oon Prof. Dr. O. Lehmann: „Flüssige Kristalle, sowie Plastizität oon Kristallen im allgemeinen, molekulare Umlogerungen und Aggregalzustandsänderungen. Leipzig 1904." 4. Die Akademie hot Hrn. Dr. Hugo Bretl in Straßburg i. E. zur Beschaffung des handschriftlichen Materials für eine Ausgabe der botanischen Werke des Theophrast 2400 Mark dewilligt.

Seine Majestät der Kaiser und König hoben durch Allerhöchsten Erlaß oom 29. Mai d. J. die Wahl des korrespondierenden Mitgliedes der physikolisch-mathematischen Klasse Sir Joseph Dalton Hooker in Sunningdale zum auswärtigen Mitglied derselben Klasse zu bestätigen geruht. Die Akademie hat in der Sitzung am 5. Mai den Professor on der Unioersität Göttingen Geheimen Bergrat Dr. Adolf o. Könen zum korrespondierenden Mitglied der physikalisch-mathematischea Klasse gewählt. — Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikolisch-mathemotischen Klasse Hrn. Alexander William Williamson in High Pitsolb, Haslemere, am 6. Moi durch den Tod oerloren.

---

* Vorläufiges Programm der vom 4. bis 17. September 1904 stattfindeaden Salzburger Hochschul-Ferialkurse.

Philosophisch-historische Fachgruppe: Prof. Alfred Birk (Prag, techn. Hochschule): Die Triebkräfte in der Entwicklung der Verkehrswege der Neuzeit, 5—6 Stunden, mit Exkursion zum Baue der Tauernbahn (s. unten). 1. Woche. Prof. Dr. Johannes Haller (Marburg): Das Papsttum im Mittelalter, 10 Stunden. Prof. Dr. Georg Kaufmann (Breslau): Die revolutionäre Bewegung in Deutschland 1848—1849, 8 Stunden. Prof. Dr. Rudolf Much (Wien): Die vor- und frühgeschichtlichen Völker der Alpenländer, 5 Stunden, mit Exkursion (s. unten). Prof. Dr. Theobald Ziegler (Straßburg): Die Philosophie des 19. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen der Zeit, 9 Stunden.

Juridische Fachgruppe: Prof. Dr. Georg v. Below (Tübingen): Probleme der Wirtschaftsgeschichte, 5 Stunden, 1. Woche. Prof. Dr. Felix Dohn (Breslau): Die ältesten Rechts- und Kulturzustände der Germanen, 4 Stunden, am 5. und 6. September. Prof. Dr. Arnold v. Luschin-Ebengreuth (Graz): Die Münze als historisches Denkmal, ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben, 5—6 Stunden. Prof. Dr. Ernst Mayer (Würzburg): Geschichte des westeuropäischen Beamtentums, 8 Stunden. Prof. Dr. Johannes Merkel (Göttingen): Ueber neue Funde und Forschungen im Gebiete der antiken Rechtsgeschichte (besonders: das Gesetzbuch des Hammurabi), 5 Stunden. Prof. Dr. Walthee Schücking (Marburg): Der Traumstaat. Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte des Staatsromans, 6 Stunden, 2. Woche.

Naturwissenschaftliche Fachgruppe: Prof. Dr. Karl Fritsch (Graz): Die pflonzengeographischen Verhältnisse im Lande Salzbueg mit Exkursion (s. unten). Prof. Dr. Ferdinand Löwl (Czernowitz): s. unter „Exkursionen". Prof. Dr. G. Steinmann (Freiburg): Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch, 6 Stunden, mit skioptischen Vorführungen, 1. Woche. Prof. Dr. Richard v. Wettstein-Westersheim (Wien): Dee heutige Stand der Deseendenzlehre, 5 Stunden.

Linguistisch-literarische Fachgruppe: Prof. Dr. Ernst Elster (Marburg): Goethes Lebensanschauungen und die Gegenwart, 6 Stunden. Prof. Dr. Karl Luick (Graz): Einführung in die allgemeine Phonetik und in die deutsche Aussprachelehre, 5 Stunden. Prof. Dr. Heinrich Morf (Frankfurt o. M., Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften): Die französische Aufklärungsliteratue (besonders: Voltaire, Diderot, Rousseau), 10 Stunden. Dr. Robert Petsch (Würzburg): Die Weltonschauung und das Kunstwerk Richard Wagners, 6 bis 8 Stunden. Prof. Dr. Jakob Schipper (Wien): Ueber Shakespeare oder einen anderen engl. Autor, 8—10 Stunden.

Exkursionen. Es sind in Aussicht genommen: Eine technische Exkursion zum Baue der Tauernbahn, unter Führung des Herrn Professors Alfred Birk (Prag); eine botanische Exkursion (8. September) nach Thalgau, Fuschl, St. Gilgen, unter Führung des Herrn Prof. Dr. Karl Fritsch (Graz); eine geologische Exkursion in die hohen Tauern (Venedigergruppe oder bei mindee günstiger Witterung Krimmler Achental) unter Führung des Herrn Prof. Dr. Ferdinand Löwl (Czernowitz); Exkursionsdauer

8—5 Tage; die Teilnehmerzahl ist im Hinblick auf die Unterkunftsverhältnisse beschränkt; die Herren, welche an dieser Exkursion teilzunehmen gedenken, wollen sich schon jetzt mit dem Herrn Exkursionsleiter (Czernowitz, Universität) in Verbindung setzen; eine prähistorische Exkursion, unter Führung des Herrn Prof. Dr. Rudolf Much (Wien); eventuell eine siedelungskundliche Exkursion, unter Führung des Herrn Archivdirektors Dr. Richard Schuster (Salzburg); beschränkte Teilnehmerzahl. — Die Regelung aller Wohnungsangelegenheiten hat der Verein für Fremdenverkehr in Salzburg übernommen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Dichterischer Nachlaß von Conrad Ferdinand Meyer.** Der Nachlaß C. F. Meyers wird bei Wiegandt u. Grieben in Berlin in Buchform herausgegeben werden. Er enthält u. a. unveröffentlichte Gedichte aus dem Lebensabend des Dichters; dramatische Skizzen zur „Angela Borgia"; ein Novellenfragment, das die „Richterin" in das Zeitalter Friedrichs II. verlegt. Herausgeber ist Dr. Dr. August Langmesser. Diesem ist von der Witwe Meyers der ganze Nachlaß übergeben worden.

* **Freie Lehrstellen im Auslande.** Die deutsche St. Martinischule zu Kopstadt sucht sobald wie möglich einen jungen, lebensfrohen evangelischen Volksschullehrer. Gehalt monatlich 240 Mark, freie Hinreise zweiter Klasse und nach drei Jahren ebenfalls freie Rückreise. — Die deutsche Schule in Kopenhagen sucht zum 15. August 1904 einen jüngeren evangelischen Volksschullehrer. Verpflichtung auf zwei bis drei Jahre; freie Reise. Gehalt 1200 Kronen. — Die deutsche Schule zu Palermo sucht zum 1. Oktober 1904 einen jüngeren Volksschullehrer. Gehalt 2000 Lire jährlich (= etwa 133.50 Mark monatlich). Verpflichtung auf drei Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit 300 Lire Reisevergütung. Bis zu zehn Privatstunden wöchentlich sind gestattet. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder, unbescholtener Lehrkräfte sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W, Landgrafenstraße 7.

*

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Die Royal Asiatic Society in London hat den o. öffentlichen Professor des Sanskrit an der hiesigen Universität J. Jolly bei ihrer letzten Sitzung einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt für seine Verdienste um die Kenntnis der indischen Jurisprudenz und indischen Medizin.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Chirurgie Dr. Bernhard Honsell hat infolge Krankheit seine Assistenzarztstelle an der hiesigen chirurgischen Klinik aufgegeben und sich als Dozent beurlauben lassen. Zu seinem Nachfolger wurde der seitherige Assistent der chirurgischen Klinik Dr. Pfeiffer ernannt.

* **Bonn.** Professor Dr. Hermann Schumacher, der Studiendirektor der Kölner Handelshochschule, hat, wie gemeldet, einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des Nationalökonomen Gothein angenommen. Professor Schumacher hat jedoch diese Professur nur unter der Bedingung angenommen, daß er zugleich weiter in Köln das Lehramt ausüben kann und Mitglied des Lehrerkollegiums, des Kuratoriums und der Prüfungskommission der Handelshochschule bleibt. — Der Geograph der hiesigen Universität Professor Dr. A. Philippson ist für das Sommersemester beurlaubt, um seine Forschungsreisen in Kleinasien im Auftrage der Wenkel-Heckmann-Stiftung der Berliner Akademie fortzusetzen.

* **Göttingen.** Der Senior unserer Juristenfakultät, Geheimrat Professor Dr. Bland, beging nicht, wie wir in Nr. 133 meldeten, am vergangenen Dienstag den 50 Jubiläumstag, sondern wird diesen erst am 24. d. M. zu haben.

* **Königsberg.** Für Chirurgie und Orthopädie h dahier der erste Assistenzarzt der chirurgischen Klini Alfred Stieda, habilitiert.

* **Wien.** Die Russische Geographische Gesellsch St. Petersburg hat in ihrer letzten Jahresversammlur berühmten Meteorologen unserer Universität Hofrat Pr Dr. Julius Hann zu ihrem Ehrenmitgliede gewählt

H. **Aus der Schweiz.** Der Staatsrat berief enl zum Professor der Chirurgie an der Genfer Universit Professor Dr. Charles Girard, zur Zeit Ordinarius Berner Hochschule.

* Die Bevölkerung des Kantons Neuenburg ha mon der Frankfurter Zeitung schreibt, das Schutzgesetz, welches die Akademie zu einer Universität ausgestoltet sollte, mit 9235 gegen 3668 Stimmen verworfen.

* Von technischen Hochschulen. Geh Professor Riedler von der Technischen Hochschule zu lottenburg ist neuerdings von der Technischen Hochsch Darmstadt zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber er worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind fol Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Tscherkoff: Wereschtschagin. (Moderne E Heft 31.) Berlin 1904. Gose o. Totzleff. 31 Julius Bed: Anzengruber. (Moderne E Heft 37/38.) Ebenda 1904. 60 S. — Dr. Ernst von Nadmer: Vom Mittelmeer zum Pontus. Berlin Allg. Verein für deutsche Literatur. 324 S. — C lotte Niese: Die Kladunkerstrasse. Roman. L 1904. Fr. Wild. Grunow. 404 S. — Helurich Lan sack: Medusa. Aus den Papieren eines Mönches. gart 1904. Axel Juncker. 56 S. — Agnes Henn sen: Polens Töchter. Roman. Ebende 1904. 294 Carl Btietz: Leben. Gedichte. Dresden o. L 1903. E. Pierson. 39 S. — J. Schwätzer: Es s sich nicht. Lustspiel in einem Akt. Ebenda 1904. — E. Hasslinks: Gedichte. Ebenda 1904. 76 Hermann Jacobsen: William Shakespeare Kätchen Minote. Ebenda 1904. 103 S. — Edu Koutze: Kert Dorn. Eine Erzählung aus Thür Ebenda 1904. 201 S. — Freiherr v. Schliedt Gardestern. Humoristischer Roman. Stuttgart u. L 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 274 S. — Tizian Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer graphischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel. (Kla der Kunst in Gesamtausgaben. Dritter Band.) Ebda 212 S. — Felix Weingartner: Carl Spittele künstlerisches Erlebnis. (Münchner Broschüren. Ha von Georg Müller. Heft 2.) München u. Leipzig Georg Müller. 65 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, Mi

Bekanntmachung.

An der Kgl. Kupferstich- und Handzeichnungen-S lung in München ist eine Assistentenstelle zu besetz Stelle ist eine etatsmäßige nach Maßgabe der Allerhöchsten nung vom 26. Juni 1894; der Anfangsgehalt beträgt 1500 120 M. Gehaltszulage. Hiezu kommen die Dienstalterszulag Maßgabe des Gehaltsregulativs vom Jahre 1894.

Bewerber müssen auf einer deutschen Universität in Kunst promoviert haben. Bevorzugt werden solche, die schon an einer glei ähnlichen Sammlung längere Zeit tätig waren. Bewerbungsgesu unter Vorlage des Doktordiploms und der Zeugnisse, sowie mit Angabe der Personalien und des Lebenslaufes bis zum 15. Ju bei der Direktion der Kgl. Kupferstich- und Ha nungen-Sammlung in München einzureichen.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 17. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Vorarbeiten für die Strafrechtsreform. Von Franz Riß.

Die Ausstellung der Porträtmalerei im Haag. Von Karl Voll.

II. Bücher und Zeitschriften.

Kuno Fischer: Goethes Faust (3. und 4. Teil).

III. Allgemeine Rundschau.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Geruchs. — Luftbrander im Festungskriege. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Vorarbeiten für die Strafrechtsreform.

Als vor bald zwei Jahren das Reichsjustizamt eine Kommission zur Beratung der Reform des Strafprozesses berief, erregte das in den weitesten Kreisen lebhafte Befriedigung. Es findet sich ja wohl innerhalb wie außerhalb des Deutschen Reiches niemand, der ernstlich zu bestreiten wagte, daß unser gesamtes Strafrecht einer weitgehenden Umgestaltung dringend bedürftig ist. Darüber, wie weit die Umgestaltung gehen soll, besteht allerdings ein immer noch ungelöster Streit. Man kann hauptsächlich zwei Richtungen unterscheiden. Die eine will die Axt an die Wurzel legen; sie geht davon aus, daß unser Strafrecht auf völlig falschen Grundgedanken beruhe. Mit besonderem Nachdruck wird diese Auffassung von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung betont, deren deutsche Landesgruppe kürzlich in Stuttgart ihre Tagung hielt und hierbei, was nachfolgend des näheren gewürdigt werden soll, über einzelne Fragen der Reform beachtenswerte Gedanken zum Ausdruck kommen ließ. Die andere Richtung lehnt es ab, dieser durchgreifenden Forderung beizutreten. Sie möchte von dem Bestehenden erhalten, was nicht zweifellos beseitigt zu werden verdient, und lediglich die Verbesserungen einfügen, nach denen im Laufe der Zeit ein Bedürfnis hervorgetreten ist. Man hat die erste Richtung als die moderne, die andere als die klassische bezeichnet. Ob die Epitheta zutreffen, mag hier unerörtert bleiben; man hätte vielleicht besser von einer radikalen und einer konservativen Richtung gesprochen. Der Anschaulichkeit halber soll jedoch die übliche Bezeichnung hier beibehalten sein.

Die klassische Richtung hat viel für sich. Wir leben in einer Zeit der konservativen Gesetzgebung. Gesetze, die das Bestehende zur Seite schoben und etwas völlig Neues an seine Stelle brachten, konnten zur Zeit Napoleons, vielleicht auch noch unmittelbar nach den Stürmen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlassen werden. Sie setzten entweder eine unbeschränkte und rücksichtslose Herrschergewalt oder eine für kühne Gedanken empfängliche und um die praktischen Folgen unbesorgte Volksvertretung voraus. Weder die eine noch die andere Voraussetzung ist bei uns gegeben oder zu erwarten. An unserem Bürgerlichen Gesetzbuch hat sich das deutlich bewährt. Wie vorsichtig ist hier darauf Bedacht genommen, daß den Landesrechten nirgends zu nahe getreten wird, wie vielfach ist dem Rechte, das vor dem Bürgerlichen Gesetzbuch bestand, auch jetzt noch Einwirkung vergönnt, und wie sehr trat gleichwohl im Reichstag die Neigung hervor, den neuen Bestimmungen zu widersprechen, wo man nur irgend glaubte, daß die lieben Eigeninteressen durch das bestehende Recht besser bedacht waren! Es läßt sich kaum bezweifeln, daß all das sich bei der Umgestaltung des Strafrechts in erhöhtem Maße wiederholen wird. Die Rücksichtnahme auf die besondere Entwicklung des Rechts in den verschiedenen Rechtsgebieten scheidet hier allerdings aus, da ja das Strafrecht in seinen wesentlichsten Bestandteilen — der Strafvollzug allerdings nur in beschränktem Maße — für das ganze Reich einheitlich ausgebaut ist. Dafür werden, von den prinzipiellen Fragen ganz abgesehen, zweifellos eine Reihe von Vorschriften einen heftigen Kampf entfesseln, gleichviel, ob ihre Beibehaltung oder Streichung vorgeschlagen wird. Es sei nur auf die Vorschriften über Gotteslästerung, Majestätsbeleidigung, Zweikampf, Päderastie, Gewerbsunzucht hingewiesen; auch die Frage der Todesstrafe wird sehr wahrscheinlich wieder aufgerollt werden. Nimmt man dazu die scharfen Meinungsgegensätze auf dem Gebiete der Strafgerichtsverfassung (Juristengerichte oder Laiengerichte? Schwurgerichte oder Schöffengerichte?) und des Strafprozesses (Vorverfahren, Untersuchungshaft, Verteidigung, Rechtsmittel), so möchte man schon auf Grund dieses ganz oberflächlichen Ueberblicks zu dem betrüblichen Ergebnis kommen, daß es ein vermessenes und aussichtsloses Unterfangen ist, heutzutage eine gründliche Reform des Strafrechts in Angriff zu nehmen. Demgemäß muß es dann als richtig erscheinen, den bestehenden Zustand im wesentlichen zu belassen, im einzelnen aber da, wo unbestreitbare Mißstände sich gezeigt haben, die besserende Hand anzulegen.

Hier kommt der Grundsatz zur Anwendung, daß man nur erstreben soll, was erreichbar ist. Das ist ein praktischer Grundsatz für bedächtige Leute von beschränkten Mitteln; sie werden, wenn sie an ihm festhalten, ziemlich ungefährdet durch das Leben kommen, vielleicht sogar einiges für die Allgemeinheit leisten. Ausnahmslos darf man aber den Grundsatz nicht gelten lassen; alles wirklich Große, was je geschaffen worden ist, schien stets in dem Augenblicke, da es in Angriff genommen wurde, unerreichbar. Und zweifellos ist es für jeden sittlich fühlenden Menschen ein kategorischer Imperativ, an dem, was er für richtig hält, festzuhalten und es, wo es nur immer sein kann, zu vertreten, selbst wenn die Hoffnung, ihm Geltung zu verschaffen, nur gering ist. Man braucht darum noch kein Phantast zu sein; freilich wird man es in den Kauf nehmen müssen, daß man als solcher vom Gegner bezeichnet wird. Das ist noch jedem so gegangen, der einen neuen Gedanken verfocht. Gewiß gibt es unter den Anhängern der modernen Richtung manche Phantasten; sie sind die notwendige Beigabe jeder Bewegung, die kühn auf Neuerungen abzielt. Nach ihnen darf man aber, selbst wenn sie (und das trifft in der Regel zu) sich besonders bemerkbar machen, nicht das Ganze werten. Die Internationale Kriminalistische Vereinigung, deren Mitglieder ja fast alle der modernen Richtung angehören, kann darauf hinweisen, daß in ihren Tagungen keineswegs blind die neuen Auf-

fassungen zur Annahme kommen. Gerade das noch zu besprechende Ergebnis der letzten Tagung zeigt deutlich, daß die einzelnen Thesen eingehend und vorsichtig geprüft werden, wenn auch, sobald ihre Berechtigung außer Zweifel gestellt ist, die Annahme nicht durch ängstliche Erwägungen über die Durchführbarkeit ausgeschlossen wird. Dieses Vorrecht muß eine Vereinigung, die in erster Linie eine wissenschaftliche sein will, sich mit Entschiedenheit wahren. Für den Gesetzgeber liegt die Sache anders. Alle Gesetze von heute sind Kompromisse, Resultanten der sich entgegenarbeitenden Strömungen. Die Wissenschaft darf sich auf Kompromisse nicht einlassen; sie zöge, wenn sie das täte, sich selbst den Boden unter den Füßen weg.

Aus diesem Grund ist auf eine Aussöhnung zwischen den beiden Richtungen nicht zu hoffen. Sie wurde vor zwei Jahren durch die namhaftesten Vertreter der modernen Richtung warm befürwortet. Die Vertreter der klassischen Richtung verhielten sich ablehnend. Mit Recht. Hier handelt es sich um festgelegte Anschauungen, von denen die eine so gut wie die andere sich verteidigen und keine sich zwingend widerlegen läßt. Die Entscheidung wird nur durch die stärkere Werbekraft der einen oder der anderen Richtung herbeigeführt werden. Gerade deshalb soll jede ihre Auffassung mit vollem Nachdruck festhalten. Ein wissenschaftlicher Kampf, ehrlich und ohne Leidenschaft durchgeführt, kann nur Vorteile bringen, indem er dazu anregt, die einzelnen Fragen möglichst gründlich zu erörtern und dadurch die Meinungen zu klären. Dadurch wird keineswegs ausgeschlossen, daß die getrennten Wege sich manchmal nähern und vielleicht auch, wenngleich nur vorübergehend, ineinander einmünden. Nur darf man nicht hieraus den Schluß ziehen, daß sie stets beieinander bleiben sollten. Das wäre nur durch Zugeständnisse von hüben oder drüben möglich und das Ergebnis wären Halbheiten und Unklarheiten.

Der Gegensatz der beiden Richtungen ist im vollsten Sinne des Wortes prinzipieller Natur. Sie streiten um die Prinzipien, auf die das Strafrecht und der Strafprozeß begründet werden sollen. Daraus erklärt es sich auch, warum die Rufer im Streit auf beiden Seiten fast ausschließlich Theoretiker sind. Die Praktiker halten nicht viel auf Prinzipien. Sie haben nur eine prinzipielle Forderung: Gerechtigkeit und Wahrheit. Daß dieses Ziel nur auf einem Wege zu erreichen sei, erkennen sie nicht an. Sie finden sich meist mit unserem Strafrecht und unserem Strafprozeß, an denen die Theoretiker so sehr auszusetzen haben, daß sie nicht auf bestimmte Prinzipien aufgebaut sind, im ganzen leidlich ab und wünschen nur einzelne Verbesserungen. Darum sagt ihnen auch vorwiegend die klassische Richtung besser zu. Die moderne Richtung zählt unter ihnen nicht allzuviel Anhänger. Am meisten Anziehungskraft übt sie noch auf die Beamten des Strafvollzugs, da sie diesem — sehr mit Recht — erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet. Die Richter, die sich ihr angeschlossen haben, bedeuten, wie das die letzte Tagung der deutschen Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung offen zeigte, auch in ihr das konservative Element; sie halten das Erprobte fest, auch wenn es theoretisch anfechtbar ist. Darin liegt ein Nachteil und ein Vorteil: der rein wissenschaftliche Ausbau der einzelnen Leitsätze wird gehemmt und die letzten Folgen treten weniger klar zutage; andrerseits aber wird ein Verirren ins Uferlose, wozu gerade bei Vertretern der modernen Richtung schon bedenkliche Neigung hervorgetreten ist, hintangehalten. Es fällt in die Augen, daß der Vorteil den Nachteil überwiegt, besonders wenn man daran denkt, daß ja doch die nächste Aufgabe ist, Einfluß auf die Neugestaltung des Strafrechts zu gewinnen. Das ist nicht möglich, wenn man mit überspannten Forderungen auftritt.

Man kann den Gegensatz der beiden Richtungen sehr kurz zusammenfassen. Die klassische Richtung bezeichnet als den Zweck der Strafe die gerechte Vergeltung. Daraus ergeben sich eine Reihe von Folgerungen. Es ist unter Strafe zu stellen, was als Verletzung oder Gefährdung eines Rechtsguts anzusehen ist; im einzelnen Fall muß die entsprechende Strafe ohne irgend welche Rücksicht verhängt und vollstreckt werden; die Strafe muß so gewählt werden, daß volle Sühne für die Tat geschaffen wird, darf aber über diese Grenze nicht hinübergehen. Die Auffassung des Strafrechts ist hier eine fast rein juristische. Es handelt sich um die Feststellung, ob eine bestimmte Tat unter das Strafgesetz fällt und wenn das der Fall ist, um die Verhängung der angemessen erscheinenden Strafe innerhalb des gesetzlichen Rahmens. Wie die Strafe auf den Verurteilten wirkt, kommt nur nebensächlich in Betracht; mit der Fällung des Urteils ist im wesentlichen das Interesse an der Tat und am Täter erschöpft. Hiergegen wendet sich die moderne Richtung sehr entschieden. Das Prinzip der Vergeltung bezeichnet sie als gänzlich unhaltbar. Hier ist nicht der Ort, alles zu wiederholen, was zur Begründung dieses Urteils aufgestellt worden ist. Es mag richtig sein, daß das Vergeltungsprinzip in seinen Anfängen auf den Rachegedanken zurückführt und in seinen letzten Folgen auf das Gesetz der Talion hinausläuft! Aug um Aug, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Blut um Blut, Leben um Leben. Das schließt nicht aus, daß das Prinzip in rechten Grenzen doch eine geeignete Grundlage des Strafrechts bilden kann. Gewichtiger sind die Vorwürfe, daß jeder Maßstab dafür fehlt, was im einzelnen Fall als die entsprechende Strafe anzusehen ist. Wie soll man Verletzungen des Lebens, des Körpers, der Ehre, der Sittlichkeit in Geld oder Gefängnis richtig umsetzen können? Die Vertreter der klassischen Schule berufen sich auf die hergebrachten und durch langjährige Uebung gesicherten Werturteile. Das mag den überzeugen, der noch nicht in der Strafrechtspflege tätig geworden ist. Wer tiefer zu blicken Gelegenheit gehabt hat, der weiß, daß hier alles im Fluß ist und immer bleiben wird. Die Besetzung, ja die Stimmung des Gerichts ist von größtem Einfluß. Und selbst wenn eine bestimmte Uebung sich gebildet hat, was bürgt dafür, daß sie richtig ist und nicht vielleicht gerade dadurch, daß sie als unabänderlich angesehen wird, die richtige Beurteilung des einzelnen Falles verhindert? Es ist schon — vielleicht nicht mit Unrecht — behauptet worden, daß die Gewöhnung, für Einbruchdiebstahl selbst in den leichtesten Fällen eine Gefängnisstrafe von drei Monaten auszusprechen, sich bei uns so festgesetzt hat, daß auch bei der Beseitigung dieses gesetzlichen Mindestmaßes die Praxis noch lange daran festhalten würde. So besteht auch bei vielen Gerichten die Tradition, für bestimmte Taten bestimmte Strafgrenzen, besonders nach unten, einzuhalten. Das führt naturgemäß zu sehr verschiedenen Bestrafungen ähnlicher Taten vor verschiedenen Gerichten. Aus diesem Grunde verlangen viele Vertreter der klassischen Richtung — allerdings nur Theoretiker — möglichst enge Fassung der Strafrahmen, möglichste Beschränkung der richterlichen Freiheit. Damit begegnen sie dem erhobenen Vorwurf nur zum Schein. Kein Gesetzgeber der Welt ist imstande, die Strafen für die einzelnen Taten so festzusetzen, daß seine Vorschriften für jeden Fall das Rechte treffen, und so würde ein Gesetzbuch mit möglichst engen Strafrahmen den Richter nur hindern, die Strafe auszusprechen, die ihm jeweils als gerechte Vergeltung erschiene. An die Stelle der Gerechtigkeit würde die rein formale Gesetzmäßigkeit treten.

Die moderne Richtung sieht demgegenüber den Zweck des Strafrechts in der Verhütung strafbarer Handlungen durch geeignete Einwirkung auf die Verbrecher. Sie faßt den Täter, nicht die Tat zuerst ins Auge; das Strafrecht soll nicht nur vom juristischen, sondern auch vom anthropologischen und soziologischen Standpunkt aus betrachtet werden. Vom anthropologischen Standpunkt aus wird besonders die Berücksichtigung des Geisteszustandes der Personen, denen Verbrechen zur Last gelegt werden, gefordert. Diese Forderung ist auch der klassischen Richtung nicht fremd; auch sie verlangt Freilassung des unzurechnungsfähigen Menschen von jeder Strafe, mildere Behandlung des gemindert zurechnungsfähigen Menschen, entsprechend ihrem Grundgedanken, daß Schuld und Strafe in richtigem Verhältnisse zueinander stehen sollen. Damit ist aber ihre

Befassung mit dem Gegenstand erledigt; der Frage, wie Menschen dieser Art behandelt werden sollen, um von der Wiederholung der Handlungen, ob deren sie in strafrechtliche Untersuchung geraten sind, abgehalten zu werden, tritt sie nicht näher. Die moderne Richtung hat auch dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Sie steht zwar, und das muß einer weitverbreiteten falschen Meinung gegenüber ausdrücklich hervorgehoben werden, nicht auf dem Standpunkte der kriminal-anthropologischen Schule, die vor dreißig Jahren durch Lombroso ins Leben gerufen wurde, durch die Kühnheit ihrer Behauptungen damals allgemeines Aufsehen erregte, bald aber sich zu Einschränkungen genötigt sah und heute wenigstens in ihrem wichtigsten Grundsatze, daß jedes Verbrechen auf eine natürliche Veranlagung des Täters zurückzuführen sei, als überwunden bezeichnet werden darf. Der „geborene Verbrecher" Lombrosos wird sich stets in zahlreichen Formen vorfinden; neben ihm wird aber stets eine noch viel größere Zahl von Verbrechern vorhanden sein, die durch keine Naturanlage auf ihre schiefe Bahn getrieben wurden. Das Schlagwort: „Krankenhäuser, nicht Zuchthäuser" hat seinen Klang verloren; es scheint uns heute schon kaum glaublich, daß zu der Zeit, da es zum erstenmal ausgesprochen wurde, die gänzliche Abschaffung des Strafrechts ernstliche Befürwortung fand. Der Arzt, der damals den Richter verdrängen zu wollen schien, hat sich wieder in den Berater des Richters umgewandelt. Die moderne Richtung räumt ihm allerdings eine viel bedeutsamere Stellung ein, als er bis jetzt inne hat. Er soll nicht nur sein Gutachten darüber abgeben, ob der Angeklagte zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig, sondern auch, ob er besserungsfähig oder nicht besserungsfähig ist und welche Mittel zu seiner Besserung, oder, wenn eine solche ausgeschlossen erscheint, zur Sicherung der Gesellschaft vor ihm angezeigt sind. Dadurch ist sein Wirkungskreis und sein Einfluß sehr erweitert. Kein Wunder, daß die Aerzte, soweit sie zu den Problemen des Strafrechts Stellung nehmen, fast ohne Ausnahme sich der modernen Richtung anschließen und zu ihrer Förderung eifrig mitwirken.[1]) Immerhin ist es nicht richtig zu behaupten, daß sie den eigentlichen Ton angeben. Nicht auf das anthropologische, sondern auf das soziologische Moment fällt das Schwergewicht. Liszt, einer der Führer der Bewegung — es liegt nicht fern, ihn als den eigentlichen Führer zu bezeichnen —, betrachtet das Verbrechen als das Ergebnis des Zusammenwirkens zweier Gruppen von Bedingungen: der Eigenart des Täters, die teils angeboren, teils erworben ist, und der ihn umgebenden sozialen Verhältnisse. Je nachdem der ausschlaggebende Einfluß der einen oder der anderen Bedingung zukommt, hat man es mit einem Zustandsverbrecher oder einem Gelegenheitsverbrecher zu tun. Zwischen beiden wird eine strenge Scheidung verlangt, die allerdings im einzelnen Falle nicht immer einfach ist; es kann jemand, den das Strafgericht zum erstenmal ereilt, aus angeborenem Hange gehandelt haben, der schon mehrfach bestrafte Verbrecher dagegen unter dem Druck äußerer Verhältnisse rückfällig geworden sein. Grundsätzlich wird nur bei nachweisbar eingewurzelter Neigung zur Begehung von Straftaten angenommen werden dürfen, daß man es mit einem Zustandsverbrecher zu tun hat. Auf diese nicht allzu häufigen Fälle beschränkt, verlieren die Vorschläge Lisztz, deren scheinbare Maßlosigkeit von seinen Gegnern schon oft benützt wurde, um die Unrichtigkeit seiner Auffassung darzutun, erheblich an Schärfe. Liszt verlangt, daß bei den Zustandsverbrechern, die besserungsfähig erscheinen, die Ausrottung der verbrecherischen Neigung durch andauernde Strafe versucht werden soll, während die Unverbesserlichen unschädlich zu machen sind. Die andauernde Strafe denkt er sich so, daß das Gericht bei der Aburteilung kein bestimmtes Zeitmaß setzt; wie lange die Strafe fortzusetzen ist, richtet sich nach dem weiteren Verhalten des Verurteilten. Sobald durch eine hierfür zu bestellende Kommission, in der naturgemäß den Beamten des Strafvollzugs eine gewichtige Stimme zukommt, festgestellt wird, daß der Verurteilte als gebessert zu erachten ist, erfolgt seine Entlassung, vielleicht zunächst nur in widerruflicher Weise. Bei den unverbesserlichen Verbrechern dauert die Strafe bis an ihr Lebensende. Wenn man bedenkt, daß die Unverbesserlichkeit sich auch in kleinen Straftaten bekunden kann — gewöhnlich wird auf den gewohnheitsmäßigen Bettler oder gar auf den gewohnheitsmäßigen Uebertreter der Polizeistunde verwiesen —, so erscheint das allerdings auf den ersten Blick als schlechthin unannehmbar. Man darf aber nicht vergessen, daß die moderne Richtung eine besondere Behandlung aller Uebertretungen verlangt und die Geltung ihrer Forderungen auf die gewichtigeren Straftaten beschränkt. Man muß weiter erwägen, daß man auch mit dem jetzigen Strafsystem bei dem Gewohnheitsverbrecher zu dem gleichen Ergebnisse kommt, indem dieser, wenn er ungebessert aus dem Gefängnis oder Zuchthaus entlassen wird, doch immer wieder in Strafe fällt, so daß die lebenslängliche Verwahrung auch jetzt nur durch kurze, für den Bestraften wertlose, für die Gesellschaft aber sehr gefährliche Pausen unterbrochen wird. Man übersieht endlich, daß die Möglichkeit, die Strafdauer durch Wohlverhalten zum Ende zu bringen, ein bis jetzt lange nicht genügend ausgenütztes Kompelle für den Verurteilten darstellt, sein Sinnen besseren Dingen zuzuwenden. In der Praxis würden die Fälle, daß Strafen ohne bestimmte Dauer sich auf die ganze Lebenszeit erstreckten, zuverlässig so selten sein, daß die befürchteten Mißstände nicht eintreten würden.[2])

Gelangt die moderne Richtung auf diesem Wege zu einer bedeutenden Schärfung des Strafrechts, so tritt sie zugunsten der Gelegenheitsverbrecher für eine ganz erhebliche Milderung ein. Ihrer Auffassung vom Zwecke des Strafrechts getreu, vertritt sie sogar die Forderung, daß dann, wenn eine Wiederholung der strafbaren Handlung nicht zu befürchten ist, von der Strafe ganz abgesehen und eine Verwarnung als genügend erachtet werden soll. Keine ihrer Thesen steht mit dem Gedanken der gerechten Vergeltung mehr im Widerspruch als diese; seltsamerweise war es aber gerade ihr beschieden, zuerst praktische Verwirklichung zu finden. Das ist geschehen durch die Einführung der bedingten Begnadigung, die sich in kurzer Zeit ein weites Gebiet erodert hat. Nicht mit Unrecht sieht man hierin den ersten großen Sieg der modernen Richtung. Ob ihm in absehbarer Zeit weitere folgen werden, steht dahin. Die auf die Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen abzielenden Bestrebungen verdienen allerdings ebenso wie das schon erwähnte Verlangen, daß die Uebertretungen aus dem Strafgesetzbuch ausgeschieden und gesondert behandelt werden sollen, unbeschränkte Zustimmung; ihre Verwirklichung stößt aber auf bedeutende Schwierigkeiten. Daß die kurzzeitigen Freiheitsstrafen die Staatskassen schwer belasten, eine unverhältnismäßige Mühe und Arbeit bei der Vollstreckung verursachen und bei den Betroffenen meist nicht den geringsten nachhaltigen Eindruck hinterlassen, für manchen Neuling auf der Bahn des Verbrechens aber, besonders durch die Zusammensperrung mit schlechten Elementen, schon verderblich geworden sind, ist von keiner Seite bestritten; es fragt sich nur, durch was sie zu ersetzen sind. Die weitere Ausdehnung des Verweises, die von manchen Seiten verlangt wird, stellt keinen Ersatz dar; die bisherigen Erfahrungen mit dieser Strafe sind nicht ermutigend und es fehlt nicht an Stimmen, die seit der

[1]) Das Buch des Professors der Medizin Dr. Aschaffenburg in Halle „Das Verbrechen und seine Bekämpfung" (Winter, Heidelberg 1903) hat Liszt als die wertvollste von allen Vorarbeiten für das künftige deutsche Strafgesetzbuch und als bahnbrechende Leistung bezeichnet.

[2]) Der Gedanke des unbestimmten Strafurteils ist keineswegs neu. Röder verlangt schon in seinem 1841 erschienenen Buche „Besserungsstrafe und Besserungsanstalten als Rechtsforderung" die Einführung eines Nachurteils, durch das festgestellt werden soll, ob der Verbrecher sich während der Strafzeit gebessert hat. „Im entgegengesetzten Falle müßte eine Verlängerung der Strafe auf unbestimmte Zeit ausgesprochen werden, deren nähere Feststellung auf zeitweise zu erstattende Berichte des Gesamtvorstands der Strafanstalt zu geschehen hatte."

Einführung der bedingten Begnadigung den Verweis als entbehrlich bezeichnen. Eher wäre noch an häufigere Verhängung von Geldstrafen und deren Umwandlung im Falle der Uneinbringlichkeit in Zwangsarbeit zu denken. Soweit Uebertretungen in Frage kommen, könnten auch polizeiliche Maßnahmen (Entziehung der Fahrerlaubnis bei Radfahrübertretungen, Beschränkung des Wirtshausbesuchs bei nächtlicher Ruhestörung u. a.) einige Abhilfe schaffen.

Auf der Stuttgarter Tagung der Deutschen Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung wurde die Behandlung der Polizeiübertretungen von einem völlig neuen Standpunkt aus erörtert. Die Kenntnis der Verhandlungen darf nach den ausführlichen Berichten, die darüber an dieser Stelle geboten wurden, vorausgesetzt werden.*) Die Anregung Goldschmidts, die Polizeiübertretungen nicht nur außerhalb des Strafgesetzbuches und der Strafprozeßordnung, sondern außerhalb des Strafrechts überhaupt zu stellen, auf die Verletzung von Polizeivorschriften nicht mehr Strafen, sondern lediglich polizeiliche Folgen zu setzen, enthält einen Gedanken, der weiteren Ausbau verdient. In unserem Polizeirecht wird mit der Strafe Mißbrauch getrieben. Die Strafe muß das letzte Mittel sein, das der Staat anwendet, um sich Gehorsam zu erzwingen; er darf sie nicht bei Gelegenheiten vergenden, die einer Strafe nicht wert sind. Mit einem Schwert soll man nicht Häckel schneiden. Es ist ein unhaltbarer Zustand, wenn in einem Staate der Höchste wie der Niedrigste schon eine Strafe erhalten hat oder doch verdient hätte. Und wer hat noch nie eine polizeiliche Vorschrift übertreten? Mit solchen Dingen soll man nicht vor die Strafgerichte kommen. Es handelt sich bei ihnen um Vorgänge, die etwa der Besitzstörung des bürgerlichen Rechtes gleichstehen. Sie begründen die Verpflichtung, den ordnungsmäßigen Zustand wiederherzustellen und Sicherheit dafür zu bieten, daß er nicht mehr gestört wird. Dazu stehen der Polizei Mittel genug zur Verfügung; es muß nur eine Kontrollinstanz bestehen, die einen willkürlichen Mißbrauch ausschließt. Früher hatte man eine solche nur in den Gerichten; diesen wurde darum auch vielfach außer der Festsetzung der Strafe die Prüfung auferlegt, ob bestimmte polizeiliche Maßnahmen, z. B. die Schließung einer Anstalt, die Niederlegung eines Bauwerks, zulässig seien. Wo eine Verwaltungsrechtspflege eingerichtet ist, fällt diese Prüfung in ihre Zuständigkeit. Man braucht nur einen Schritt weiter zu gehen, um ihr auch die Entscheidung über die sonstigen Folgen, welche die Polizei aus der Uebertretung ihrer Vorschrift ziehen will, zu übertragen. Wird der Uebertretende verurteilt, einen Geldbetrag zu zahlen, so hat dieser nicht den Charakter einer Kriminalstrafe, sondern nur den einer Ordnungsstrafe. Das ist kein bloßer Unterschied in der Bezeichnung. Man könnte, wie Goldschmidt vorgeschlagen hat, den Ausdruck Strafe ganz vermeiden und nur von einem aus der Uebertretung entstandenen obligatorischen Anspruch des Staates sprechen, wie er etwa in der Fassung zum Ausdrucke käme: Wer einen Trambahnwagen während der Fahrt besteigt, hat sechs Mark zu bezahlen. Der Wesensunterschied zwischen Strafe und Ordnungsstrafe ist aber bekannt genug, um Mißverständnisse auszuschließen. Strafen treffen den Verbrecher; aus vielen Strafen kann sich die Charakteristik des Zustandsverbrechers ergeben. Ordnungsstrafen kommen für die Charakteristik eines Menschen vom strafrechtlichen Standpunkt aus nicht in Betracht; sie liegen auf einem anderen Gebiete. Es ist beachtenswert, daß auch schon im geltenden Recht Ansätze zu einer solchen Behandlung von Uebertretungen sich finden. Das Hauptbeispiel findet sich im Postgesetz: Wenn die Postbehörde eine Portodefraudation entdeckt, teilt sie dem Beschuldigten mit, welchen Betrag er zu zahlen hat und stellt ihm frei, durch dessen Zahlung die Einleitung eines Strafverfahrens abzuwenden. Der Betrag wird allerdings als Strafe bezeichnet; daß er aber den Charakter einer Kriminalstrafe nicht hat, ergibt sich daraus, daß durch seine Entrichtung das Strafverfahren ausgeschlossen wird. Zweifellos ist der von Goldschmidt angegebene Weg der richtige, um die Uebertretungen aus dem Geltungsbereiche des Strafrechts hinauszubringen und dadurch dessen Ausgestaltung nach großen Richtpunkten, der die Rücksichtnahme auf die Uebertretungen oft im Wege stand, zu fördern. Zunächst muß allerdings das Gebiet der Uebertretungen deutlicher abgegrenzt werden, als dies bis jetzt geschehen ist. Das war auch der Grund, weshalb die Versammlung zu den Vorschlägen noch nicht Stellung nahm.

Besser geebneten Boden fand ein anderer Gegenstand: die Frage der Behandlung der gemindert Zurechnungsfähigen. Die Versammlung sprach sich hier einstimmig für die Annahme der von Liszt gemachten Vorschläge aus. Nach diesen sind gemindert Zurechnungsfähige milder zu bestrafen, aber, wenn sie gemeingefährlich sind, entsprechend zu verfahren. Auf dem zweiten Teile liegt der Nachdruck. Mit dem ersten stimmt auch die klassische Richtung überein; den zweiten erachtet sie als außerhalb des Gebietes des Strafrechts liegend. Nach ihrer Ansicht hat sich das Strafrecht auf die Ermittlung des Sachverhalts, die Beurteilung der Tat, die Fällung des Spruchs und den Vollzug der Strafe zu beschränken. Juristisch ist das unanfechtbar. Die moderne Richtung greift aber mit Absicht über diese Grenzen hinüber. Sie sieht das Wesen des Strafrechts in der Bekämpfung des Verbrechens und wendet darum auch der vorbeugenden Tätigkeit — die von der klassischen Richtung als eine Angelegenheit der Polizei bezeichnet wird — erhöhte Beachtung zu. Dazu führt sie die Betonung des soziologischen Moments. Die Sorge dafür, daß Personen, von denen nach ihrer Anlage verbrecherische Taten in erhöhtem Maße zu befürchten sind, hiervon abgehalten werden, erscheint ihr als eine Aufgabe der Strafrechtspflege. Wenn entsprechend den gemachten Vorschlägen beschlossen wurde, daß über die Frage, welche Sicherungsmaßregeln geboten seien, nicht im Strafprozeß, sondern in einem dem Entmündigungsverfahren ähnlichen Verfahren zu entscheiden sei, so waren hierfür Erwägungen der Zweckmäßigkeit maßgebend. Solche führten auch dazu, für die weitere Behandlung freigesprochener Geisteskranker das Gleiche anzuregen. Diese sind allerdings dem Strafrecht entzogen; ihre Handlungen sind keine Straftaten. Aber unausgesprochen wirkte hier der Gedanke mit, daß da, wo etwas Gutes erreicht werden soll, Zuständigkeitsstreitigkeiten stets die kläglichsten Einwendungen darstellen. Strafrechtspflege und Polizei müssen miteinander, nicht nebeneinander arbeiten; beide haben ja das gleiche Endziel: Aufrechterhaltung der Ordnung im Staate.

In bemerkenswertem Gegensatze zu der Einmütigkeit, die in dieser Frage hervorgetreten war, stand der scharfe Meinungsaustausch, der sich an die Vorschläge über die Umgestaltung des Vorverfahrens knüpfte. Die alte Spannung zwischen Theorie und Praxis, die gerade auf dem Gebiete des Strafrechts sich in so bedauerlicher Weise fühlbar macht, trat deutlich hervor. Die Forderungen der Theoretiker waren klar, schlüssig, prinzipienfest. In ein auf das Anklageprinzip aufgebautes Strafverfahren paßt nicht der aus dem alten Inquisitionsprozeß übernommene Untersuchungsrichter; also ist er zu beseitigen. Mit den Prinzipien der Mündlichkeit des Verfahrens und der Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme verträgt es sich schlecht, daß dem Gericht oder doch dem Vorsitzenden die Ergebnisse des Vorverfahrens bekannt werden und ihn möglicherweise beeinflussen; also sind sie ihm vorzuenthalten. Das Vorverfahren ist in die Hand des Staatsanwalts zu legen; auf die von diesem eingereichte Anklageschrift hin ist sofort Termin zur Hauptverhandlung anzusetzen; erst in dieser führen der Staatsanwalt und der Angeklagte ihre Beweismittel vor. In besonders schwierigen Sachen kann ein Vortermin eingeschoben werden. Dem gegenüber erklärten die Praktiker einfach, daß mit einer so dürftigen Vorbereitung eine einigermaßen verwickelte Hauptverhandlung, besonders vor den Geschworenen, unmöglich durchgeführt werden könne. Sie stellten sich auf den Standpunkt, daß

*) Beilage Nr. 122, 123, 127.

das Verfahren das beste ist, das am sichersten die Ermittelung der Wahrheit gestattet, ob es auch da oder dort gegen ein Prinzip verstößt. Den weitgreifenden und kühnen Ausführungen der Theoretiker stellten sie ruhig und gemessen das Gewicht ihrer praktischen Erfahrungen entgegen. Sie verlangten die Beibehaltung des Untersuchungsrichters und im wesentlichen überhaupt die Belassung des Vorverfahrens in seiner jetzigen Gestalt. Ihre Vorschläge kamen zur Annahme. Darauf ist allerdings nicht viel zu geben; es handelt sich in solchen Fällen um Zufallsmajoritäten, die keinen Anspruch darauf haben, ihre Auffassung als Norm für die künftigen Arbeiten auf dem gleichen Gebiete zu setzen. Für diese Arbeiten selbst ist die Anregung, die sich aus den in der Debatte zum Ausdruck gebrachten Gedanken ergibt, der eigentliche Gewinn; für den Einfluß der modernen Richtung auf die künftige Gestaltung des Strafrechts aber kann die Tatsache nicht außer Betracht bleiben, daß in einer so wichtigen Frage die Meinung der Praktiker den Ausschlag gegeben hat. Das oberflächliche Urteil, daß die moderne Richtung die Erfahrungen der Praxis unbeachtet lasse, erfährt hierdurch seine Widerlegung.

In die Kommission, die beim Reichsjustizamte jetzt die Umgestaltung des Strafprozesses berät und im Anschlusse daran ihr Gutachten auch zur Reform des Strafrechts abzugeben haben wird, sind Vertreter beider Richtungen, wie auch solche der zahlreichen Mittelmeinungen berufen. Das verbürgt eine gründliche Erörterung der gestellten Fragen; daß die Arbeiten langsam voranschreiten, muß man dafür in den Kauf nehmen. Der von einem Redner in Stuttgart zum Ausdruck gebrachten Meinung, daß man auf das neue Strafgesetzbuch zum mindesten noch zehn Jahre warten müsse, stimmte die Versammlung resigniert bei. Vielleicht kommt ein frischerer Zug in das Ganze, wenn einmal ein fertiger Entwurf der öffentlichen Kritik unterstellt wird. Jetzt ist auch das literarische Interesse an der Reform noch nicht sehr rege. Besonders die Anhänger der klassischen Richtung verhalten sich beinahe vollständig abwartend, so daß, wenn man von den Vorarbeiten für die Reform sprechen will, notwendig die moderne Richtung stark in den Vordergrund tritt. Die Zusammenstellung der in den verschiedenen Kulturstaaten geltenden Strafrechtsbestimmungen, die von Vertretern der klassischen Richtung in Angriff genommen ist, wird ja sicher eine sehr verdienstliche Arbeit werden, läßt aber die eigentlichen Ziele, welche die Richtung verfolgen will, nicht erkennen. Man tut darum vielleicht gut, wenn man zur Zeit nur von Vorarbeiten zu den Vorarbeiten spricht. So verlangt es ja wohl die deutsche Gründlichkeit. Hoffen wir, daß wir darüber hinaus zu den Vorarbeiten, zu der Arbeit und — so Gott will — auch zum Ziel gelangen!

München. Franz Riß.

Die Ausstellung der Porträtmalerei im Haag.

Im Sommer 1903 hat im Haag eine Ausstellung von alten Porträten stattgefunden, von der man außer in den Fachkreisen wenig gehört hat, über die wir aber einem weiteren Kreis nun doch berichten müssen, weil einer ihrer Veranstalter ihr in einem vor kurzem erschienenen allgemein interessanten Werke ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. In Bruckmanns Verlag in München ist unter dem Titel Meisterwerke der Porträtmalerei im Haag 1903 ein Prachtwerk herausgekommen, das den von Hofstede de Groot verfaßten ausführlichen Katalog dieser Ausstellung und außerdem auf 69 Tafeln die besten Gemälde, die dort zu sehen waren, reproduziert. Der starke Band stellt sich, wenigstens äußerlich, als Gegenstück neben das große im gleichen Verlag erschienene Werk über die Brügger altniederländische Ausstellung. Im ganzen sind 138 Porträte zu sehen gewesen, von denen allerdings ein großer Teil mehr durch kunsthistorisches als durch künstlerisches Interesse hervorragend war. Man hat dem Komitee aus diesem Umstand einen Vorwurf machen wollen, vor allem auch deswegen, weil die Ausstellung nicht nach irgend einem Grundsatz angelegt war und keine annähernd erschöpfende Vorstellung von der Entwicklung, nicht einmal von der Größe der alten Porträtkunst gab. Wer aber weiß, wie schwer es ist, ein derartiges Unternehmen zu arrangieren, und wer bedenkt, welche Opferwilligkeit von Seite der Veranstalter wie der Ausleiher dazu gehört, wird sich dankbar mit dem vielen Guten begnügen, das aus zum Teil schwer zugänglichem Privatbesitz zusammengekommen war.

Es sind vorzugsweise holländische Gemälde gewesen, neben die sich nur wenige belgische, französische, deutsche und italienische gestellt haben. Auch waren die großen Meister der Porträtmalerei des 15. Jahrhunderts fast gar nicht vertreten. Für sie diente als einziges Beispiel das interessante männliche Bildnis aus der Sammlung Gumprecht in Berlin, das dem Meister von Flémalle nahe verwandt ist und deutlich zeigt, daß dessen Art, die für uns heute so etwas ganz Ungewohntes inmitten der altniederländischen Malerei hat, damals doch kaum so isoliert dastand wie es uns heute scheinen mag. Zeitlich am nächsten stand ihm das noch ziemlich rein im spätgotischen Stil gehaltene Porträt der Isabelle von Oesterreich, gemalt von Jan Gossaert.

Es ist schade, daß für die Kenntnis der altniederländischen Malerei nicht mehr geschehen konnte. Das Hauptkontingent hat eben die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts gestellt. Sie wurde gewissermaßen eingeleitet durch ein bezeichnetes, leider in dem Bruckmannschen Werke nicht reproduziertes weibliches Bildnis von der Hand des sehr seltenen Cornelis Ketel, den man außerhalb Amsterdams kaum kennen lernen kann. Ihm, der so tüchtig, aber noch etwas altertümlich uninteressant, befangen und zugleich unruhig gewesen ist, folgte die lange Reihe der holländischen Porträtisten, die dem Erscheinen des Rembrandt unmittelbar vorausgingen, sich auch zum Teil gleichzeitig mit ihm entwickelten. Der bekannteste unter ihnen, Michel Mierevelt, der so viel gleichgültige Fabrikware aus seinem Atelier gehen ließ, aber in sorgfältig eigenhändig gemachten Bildnissen als ein höchst respektabler Meister dasteht, kam aus dem Besitz von Abraham Bredius, das vortreffliche Bildnis eines älteren Herrn, das nichts mehr von gebundener Altertümlichkeit an sich hat. Cornelis von der Voort, ein Schüler des Cornelis Ketel, geht in dieser befreienden Richtung fast noch einen Schritt über Mierevelt hinaus; sein männliches Bildnis läßt schon etwas von der geschmackvollen Eleganz des guten holländischen Porträts aus der Blütezeit ahnen. Am meisten voran unter diesen Aelteren ging aber Paulus Moreelse. Sein Mädchenbildnis, das so große Anerkennung gefunden hat, zeigt den völlig frei entwickelten Stil des Barocks, freilich nicht ohne eine kleine Zugabe von Absichtlichkeit, ohne die es nun einmal bei Moreelse nicht abgeht.

Dann aber kam die Schar der großen Hauptmeister der holländischen Malerei, ihnen voran Franz Hals und Rembrandt, beide mit einer stattlichen Kollektion von teilweise noch unbekannten Werken. Die Züge des großen Haarlemer Meisters sah man auf mehreren Stücken, die auf einen gemeinsamen, auch sonst noch bekannten Typus zurückgehen; ob ein wirkliches Selbstbildnis unter ihnen ist, hat nicht mit voller Sicherheit entschieden werden können. Ein Hauptwerk des Künstlers aus seiner mittleren, so faszinierend eleganten Zeit ist das Porträt des Peter Tjarck aus der Sammlung Quilter; aber wie gewinnend es auch sein mag, so erscheint es fast äußerlich neben dem kleinen wundervollen Bildnis eines alten Mannes in der Berliner Sammlung Gumprecht. Da lernt man erst den ganz großen Meister kennen in all seiner Leistungsfähigkeit, in seinem spätesten aber besten Stil und in der einfachen, tiefergreifenden Menschlichkeit seiner letzten Arbeiten. Das herrliche Werk war wohl der Clou der Ausstellung.

Von Jan Miense Molenner, der dem Hals so nahe stand, war ein feines Gruppenporträt zu sehen, das in einer für den Geist der Haarlemer Schule bezeichnenden Weise als Familienfest arrangiert ist. Der junge Herr rechts zwischen den zwei Damen steht, was wohl Beachtung verdient, dem einen männlichen Bildnis von Franz Hals in der Dresdener Galerie so ähnlich, daß wir entweder hier die gleiche Persönlichkeit oder zwei nahe Verwandte vor uns haben.

Digitized by Google

Aus der Nähe des Franz Hals stammt auch Gerard Terborch, von dem eine stattliche Kollektion seiner feinsinnigen Bildnisse ausgestellt war. Ein ganz entzückendes Bild ist das Porträt einer jungen Dame im Besitz von Luyken Glashorst in Amsterdam. Man pflegt Terborch mit Velazquez in Verbindung zu bringen, nennt ihn auch mitunter den holländischen Velazquez. Wie wenig dieser Vergleich paßt und wie sehr man damit ganz unverdienterweise dem liebenswürdigen Künstler schadet, lehrt ein Blick auf das kleine Bildnis des Conde de Peñaranda, des spanischen Gesandten beim westfälischen Frieden, den Terborch auch im Einzelbild dargestellt hat, als er damals das berühmte Gruppenbild der in Münster versammelten Diplomaten schuf.

Der Terborch-Kollektion war vielleicht ebenbürtig die Vereinigung von Gemälden des Johannes Cornelis Verspronck, der unter allen Schülern des Hals seinem Meister als Porträtist am meisten ähnlich sieht. Er verfügt über eine bewundernswerte malerische Delikatesse und eine offenbar sehr zuverlässige Charakterisierungsgabe, welche Eigenschaften sich auch hier wieder glänzend bekundet haben. Von Jan Steen endlich, den man doch trotz allem am besten in der Haarlemer Schule unterbringt, kam das kostbare Selbstbildnis aus der Galerie Northbrook in London. Es zeigt den großen Humoristen als Lautenspieler, wie er sich in verwandter Weise oft auf seinen Genrebildern dargestellt hat, und zwar gewiß viel charakteristischer und gewinnender als auf dem großen Selbstbildnis im Reichsmuseum; allerdings schadet auf dem Northbrookschen Bilde die genremäßige Auffassung der Sachlichkeit der Porträtwirkung.

Von Rembrandt waren nicht weniger als neun Werke gekommen, von denen das Bildnis zweier Neger wohl das meiste Interesse erregt hat, während das Porträt einer jungen Dame, das sehr lebhaft an das bekannte Gemälde der Wiener Akademie erinnert, die rundeste Arbeit war. Rembrandt bleibt immer Rembrandt, und so hatte diese Abteilung natürlich ihr großes Verdienst; aber man hat schließlich doch gerade durch sie eine gewisse Enttäuschung erlebt, weil der große Maler, der auch als Porträtist als der erste seiner holländischen Kollegen dasteht, nicht so glänzend vertreten war wie man gewünscht hatte, wohl auch hatte wünschen dürfen.

Höchst interessant war die Serie des Govaert Flinck, der ja so stark von ihm beeinflußt war; besondere Beachtung verdienten die zwei glänzenden Bildnisse aus dem Besitz von Charles Sedelmeyer; hier mischt sich bereits in die einfache gehaltvolle Art der Rembrandt-Schule das französische etwas hohle Pathos der Zeit von Ludwig XIV. Von Arent de Gelder war ein seltsam reizvolles Bildnis ausgestellt, das in seiner originellen Art die Kunst dieses noch viel zu wenig geschätzten ideenreichen Rembrandt-Schülers vorzüglich vertreten hätte, wenn es nur besser erhalten wäre.

Die wichtigsten Meister sind im Vorstehenden genannt worden; es bleibt nur übrig, noch so seltener Meister wie Dubordieu, Drubf u. a. m. zu gedenken, die durch diese Ausstellung und Publikation weiteren Kreisen bekannt gemacht wurden.

Karl Voll.

Bücher und Zeitschriften.

Goethes Faust. Von Kuno Fischer. Dritter und vierter Band. Heidelberg 1903—1904.

Kuno Fischers Faustwerk, dessen beide ersten Bände bereits in vierter Auflage vorliegen, hat mit der Herausgabe des ausführlichen Kommentars den Abschluß gefunden, auf den seine Anlage von Anfang an hindrängte. Die längst anerkannte zentrale Stellung, die der Arbeit Fischers innerhalb der Faust-Literatur zukommt (Vgl. Beil. zur Allgemeinen Zeitung 1887, Nr. 74), tritt nunmehr durch den Totaleindruck in noch helleres Licht. Zu wiederholtenmalen ist sie das historisch-kritische standard work der Faust-Forschung genannt worden, und das mit Recht. Natürlich nicht in dem banalen Sinne, als ob dadurch die modifizierende oder weiterführende Behandlung des unerschöpflichen Gegenstandes für unnötig erklärt werden sollte; wohl aber hat Fischer die entscheidenden Punkte so scharf gekennzeichnet und so tiefgründig untersucht, daß künftig alle fruchtbare und wahrhaft eindringende Diskussion nur auf dem von ihm bereiteten Boden stattfinden kann. Diese prinzipielle Bedeutung verdankt die Schrift vor allem der planvollen Energie, womit sie die eigentliche Kernfrage erfaßt und in allseitiger Erwägung der Konsequenzen durchführt: die anscheinend so selbstverständliche, bei näherem Zusehen so komplizierte Frage, was es heißt, im Faust die Lebensdichtung Goethes zu erkennen. Denn wie die einzige Größe so rühren auch die Unebenheiten des Wunderwerks daher, daß es den gewaltigen seelischen Inhalt zweier Menschenalter widerspiegelt, innerhalb deren der Dichter in Stil, Lebenserfahrung und Weltanschauung die tiefgreifendsten Wandlungen durchgemacht hat. Mit den Wandlungen seines Innenlebens und seiner Kunstweise mußte der Charakter seines Werkes sich ändern, mußte weiterhin die Zusammenfügung heterogener Bestandteile zu eigentümlichen, vom Dichter selbst schwer empfundenen Schwierigkeiten führen, deren Lösung im Geiste einer nach einheitlichem Plane vollzogenen Gestaltung des Ganzen aus inneren Bedingungen unmöglich war. — Auf zwei charakteristische Irrwege geriet die Auslegung, die sich mit dieser Sachlage abzufinden suchte: während auf der einen Seite eine phantasielose Zergliederung Platz griff, die mit dem hyperkritischen Nachweis von Widersprüchen und Lücken aller Art auch wirklich vorhandene Zusammenhänge von Szenen und Szenengruppen zu zerstören drohte, erkaufte man auf der anderen Seite das Festhalten an einer vermeintlichen Einheit des Faust durch eine mattherzige Verschwommenheit, die alle die reizvolle Bestimmtheit konkreter Unterschiede bis zur Unkenntlichkeit abstumpfte und verwischte. Diese falsche Alternative durch eine lebensvolle, echt entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise überwunden zu haben, ist das bleibende Verdienst der Fischerschen Leistung. Klar und überzeugend hat er die beiden Hauptschichten von einander geschieden, die in der Faust-Dichtung übereinander gelagert sind: den feurigen titanischen Erguß der Sturm- und Drangzeit mit seinem leidenschaftlichen Kraftgefühl, seinem unbefriedigten Wissens- und Weltdurst, und die durch den Prolog im Himmel angekündigte religiös-philosophische Konzeption, durch welche der Faust erst zur modernen divina commedia wurde, mit ihrem Thema von ewigem Inhalt, dem Fall und der Läuterung des Menschen. Auf dieser Grundlage läßt Fischer die Idee und die Komposition, den inneren Bau und das Verhältnis der Bestandteile in durchsichtiger Helle vor uns erstehen; wenn dabei die Brüche und Zwiespältigkeiten, die in der Art der Entstehung begründet sind, unverhüllt hervortreten, so kommt doch zugleich der unvergängliche Reichtum poetischer Motive, von denen wir wahrlich keines missen wollen, um so nachdrücklicher zur Geltung. — Wie gut er die Fundamente gefügt hat, erweist jetzt der Kommentar, der beiden Teilen des Dramas schrittweise Szene für Szene nachgeht und alle Einzelzüge in ihrer Beziehung zum Ganzen deutet, in handgreiflicher Weise: die hauptsächlichen Resultate der genetischen Untersuchungen finden hier ihre Bestätigung und Bewährung. Was der Heidelberger Philosoph in diesen Erläuterungen bietet, ist die reife Frucht einer nachfühlenden Versenkung in das Dichterwort, die ihre belehrende und anregende Wirkung oft genug vom Katheder herab erprobt hat. Schon in den treffend formulierten Ueberschriften der Kapitel zeigt sich der sicher überschauende Blick in Anordnung und Gliederung des Stoffes. Mit fester, ruhiger Hand geleitet der Verfasser den Leser durch das ganze Gebiet der Dichtung, von den einfachsten und verständlichsten Vorgängen durch jene verwickelten Szenen, in denen die wichtigste Aufgabe der kritischen Arbeit beschlossen lag, empor zu den Gipfeln, auf denen die tiefsinnige Dialektik der Weltanschauungsprobleme uns entgegentritt. Stets bleibt er mit Glück bestrebt, alles unwesentliche Beiwerk abzustreifen und für die Sache den denkbar schlichtesten und prägnantesten Ausdruck zu wählen, der ihm für die behaglichen und humoristischen wie für die gedankenschweren und düsteren Partien der Dichtung gleichermaßen zu Gebote steht, und mit der ihm eigenen Kunst weiß er im Leser den Eindruck zu erwecken, als falte sich vor seinen Augen der Inhalt des Objekts gleichsam auseinander und erkläre sich mühelos von selber. Daß ihm gerade der in die künstlerische Form eingeschmolzene Ideengehalt der Dichtung ein willkommenes und wohlvertrautes Thema entgegenbringt, bedarf keiner näheren Ausführung: Erörterungen, wie die über die

Digitized by Google

Versuchung, die Selbsttäuschungen und den schließlichen Triumph des Faust oder die geistvolle Ausführung über die Satanalogie gehören zu den gelungensten und bedeutendsten Abschnitten des Buches, neben denen als weitere Proben ergebnisreicher Durchdringung u. a. noch die lichtvollen Analysen der Faustischen Monologe, sowie des Walpurgisnacht-Festspiels hervorgehoben werden mögen. Die Darlegungen z. B. über die Selbstdefinitionen Mephistos zeigen aufs überraschendste, was sich an neuen Aufschlüssen noch gewinnen läßt auch bei solchen Stellen, über die man gemeinhin unbedenklich hinwegzulesen pflegt. — Auch das Verständnis für der Tragödie zweiten Teil erfährt durch Fischers Arbeit erhebliche Förderung. Unter ausdrücklichem Verzicht auf ästhetische Kritik, wie sie Fr. Vischer am Herzen lag, und demgemäß mit schonender Pietät gegen die Wunderlichkeiten und Schwächen der Goethischen Altersschöpfung setzt er sich das alleinige Ziel, die Intentionen des Dichters sich vorurteilslos zu vergegenwärtigen und die von ihm mit so geheimnisreicher Kunst gesponnenen Fäden sorgfältig zu entwirren. Namentlich wendet ee seine Aufmerksamkeit der Klarlegung der dramatischen Entwicklung zu, der Aufdeckung der Zwischenglieder, die in unmerklicher Bewegung von einer Situation zur anderea hinüberführen, und erlangt hiebei manchen bedeutsamen Einblick in das Gefüge des vielumstrittenen Werkes. Wie er die mannigfachen Einzelschönheiten würdigt, wie er durch die milde, reife Weisheit des Dichters sich zu ehrfürchtiger und weihevoller Stimmung erhoben fühlt, das wird auf den empfänglichen Leser nicht ohne nachhaltigen Eindruck bleiben und auch den dem zweiten Teile Abgeneigten eine erneute Prüfung ihres Standpunktes nahelegen. Daß hier wie im ersten Teile manche mehr oder minder schwerwiegenden Fragen ihrer Natur nach stets bis zu gewissem Grade streitig bleiben werden, ist nicht zu verkennen; desto höher schlagen wir den Vorzug der Fischerschen Schrift an, daß sie ebenso sehr geeignet ist, den Lernenden den rechten Weg zu weisea, wie dem Fachmann die maßgebenden Voraussetzungen für die Anknüpfung zustimmender oder abweichender Ansichten präzis vor Augen zu halten. Da zudem das Buch eine fortlaufende fesselnde Lektüre bildet, der gar nichts von der landesüblichen trockenen Eintönigkeit gelehrter Kommentare anhaftet, wird zweifellos der weittragende Erfolg der früheren Bände auch der vollendeten Arbeit treu bleiben.

H. F.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Geruches.

In der physikalischen Sektion der amerikanischen Naturforscherversammlung zu St. Louis machte, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, Hr. John Zeleny nachstehende Mitteilung über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Geruchs. Die Verbreitung des Geruchs durch Röhren, in deaen die Luft von Strömungen frei ist, wurde sehr langsam gefunden, und gezeigt, daß die gewöhnlich beobachtete schnelle Fortpflanzung im freien Raume fast gänzlich von Leitströmungen herrührt. So verstrichen z. B. bei Ammoniak, das durch eine 1½ m lange Röhre diffundierte, über zwei Stunden, bevor der Geruch am anderen Ende der Röhre wahrgenommen werden konnte. Durch Verwendung von verschieden langen Rohren wurde gefunden, daß die für die Diffusion des Geruchs erforderliche Zeit ungefähr proportional ist dem Quadrate der Länge des Weges. Ammoniak and Schwefelwasserstoff waren für diese Versuche verwendet worden. Die Anwesenheit des Ammoniaks an einem Punkte der Röhre konnte auch chemisch nach etwa derselben Zeit nachgewiesen werdea, wie mit dem Geruchsinn. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Ammoniakgeruchs war nicht merklich verschieden, wenn er durch dieselbe Röhre in horizontaler Richtung oder senkrecht nach oben oder anten sich bewegte. Beim Kampfer war die Geschwindigkeit in horizontaler Richtung und nach unten etwa gleich, die Geschwindigkeit nach oben aber etwa zweimal so groß. Der Geruch, dea Eisen und Messing durch Reiben mit den Fingern annehmen, wurde gleichfalls geprüft, ergab aber keine bestimmten Resultate.

*

Luftbrander im Festungskriege.

-r. In den Akten des kgl. Kriegsarchivs zu München befindet sich ein interessantes Schriftstück, welches über die Ideen Aufschluß gibt, die sich ein einfacher Mann aus dem Volke über die militärische Verwendung der Luftschiffahrt schon in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts gemacht hat. Es handelt sich um die Eingabe des pensionierten Feldwebels und nachmaligen Kasernhausmeisters Johann Nepomuk Hafner in Passau vom 17. Dez. 1830 an den Feldmarschall Fürst Wrede mit folgendem Inhalte:

Wenn es über kurz oder lang wieder zum Kriege käme, so könne er, der fast sechzigjährige Kriegsinvalide, als Soldat unter dem Gewehre freilich nicht mehr mithalten, wohl aber sei er bereit, seine Erfahrung als Luftschiffer und Feuerwerker in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Schon seit langem beschäftige er sich mit diesen Dingen; gelegentlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Max Joseph sei er mit Luftmaschinen und Feuerwerk verschiedener Art auch schon an die Oeffentlichkeit getreten und habe damit allseitigen Beifall gefunden. Er sei imstande: „1. Jede Festung, wenn sie auch nur auf einer Seite belagert wird, in der Entfernung von einer Stunde durch darübergeschickte Luftmaschinen mit angehängten Brandern und Feuer aller Art zu übergießen, das mit starker Kraft herausfahren muß; 2. jeden anbefohlenen Ort mit 1 oder 2 Luftbrandern anzuzünden; 3. selbst mit einem Ballon aufzufahren und Brander mitzunehmen und nach Befehl herunterfahren zu lassen, denn er wisse sich im Ballon recht wohl links und rechts und aufwärts und abwärts zu dirigieren, nur niemals gegen den Wind; 4. Signale bei Tag und bei Nacht in der höchsten Atmosphäre und auf weite Entfernung zu geben." Die Kosten eines derartigen Luftbranders, jedoch ohne Salpeter, Pulver, Schwefel, Pechkränze und Spiritus, veranschlagt Hafner auf 15—18 Gulden, die Kosten einer großen Luftmaschine für Personenbeförderung auf 300 Gulden. — Welche Antwort dem unternehmenden Manne wurde, der natürlich zur Ausführung seiner Ideen eine entsprechende Unterstützung haben wollte, ist aus den Akten nicht zu entnehmen.

Hafner war im Jahre 1771 zu Heidelberg als Sohn eines Arztes, späteren Amtsphysikus in Monheim, geboren, 1790 beim jetzigen 7. Regiment als Freiwilliger zugegangen und nach vorübergehender Dienstleistung bei den Salmburger Husaren im Jahre 1805 als Sergeant zu dem neuerrichteten 13., jetzigen 11. Infanterie-Regiment gekommen. Von 1797 an machte er alle Feldzüge der napoleonischen Kriegszeit mit, erhielt für Tapferkeit vor Breslau am 30. Dez. 1806 die silberne, für Absensberg 1809 die goldene Militär-Verdienstmedaille, wurde mehrfach verwundet und schließlich im Jahre 1816 als Feldwebel pensioniert. Seit 1821 Kasernmeister zu Passau starb er dort 1837, kurz nachdem er für mehr als 50jährige ehrenvolle Dienstzeit die Ehrenmünze des Ludwigsordens erhalten hatte.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Geographische Mitteilungen. Mitte Mai ist der Alpinist und Kaukasus-Forscher Dr. Gottfr. Merzbacher von seiner zweijährigen Forschungsreise in Zentralasien, die hauptsächlich dem Thian-schan gewidmet war, nach München zurückgekehrt. Die Ergebnisse der Expedition sind sehr bedeutend; seine topographischen Aufnahmen werden die bisherigen Vorstellungen über den Aufbau des mächtigen Gebirges in erheblicher Weise verändern; die geologischen, paläontologischen, zoologischen und botanischen Sammlungen sind äußerst umfangreich. — Die Forschungsreise von Prof. A. Voeltzkow nach Ostafrika und Madagaskar, die mit Unterstützung der von der Akademie der Wissenschaften verwalteten Wentzel-Heckmann-Stiftung unternommen wird, ist bis jetzt planmäßig durchgeführt worden. Der Gelehrte hat zuerst die Witu-Inseln, dann Pemba und Mafia, schließlich die Hauptinseln der Comaren-Gruppe eingehend durchforscht und ist am 1. November v. J. auf Madagaskar gelandet,

Digitized by Google

Den wichtigsten Punkt seiner bisherigen Tätigkeit daselbst bildet der erfolgreiche Besuch der mitten zwischen Madagaskar und Afrika im Kanal von Mozambique gelegenen kleinen Insel Europa und die Untersuchung des großen Salzsees im Mahafaly-Lande. Die letzte Mitteilung datiert vom April aus Tulear, vor dem Aufbruch zu der großen Inlandreise, die den Forscher von Androka im äußersten Südwesten quer durch die Insel in das Tanala-Gebiet und von dort zur Ostküste führen soll.

w. Studentenals Arbeiter. Aus Bann wird geschrieben: Die Burschenschaft „Allemannia" baut sich zur Zeit ein eigenes Heim. Unglücklicherweise wurden aber dieser Tage die Maurer und Handlanger zum Teil ausständig. Um nun für einen möglichst raschen Fortgang der Arbeiten zu sorgen, legten die Mitglieder der Burschenschaft kurz entschlossen Hand an und arbeiteten flott mit!

* Todesfall. Der Großkaufmann Etatsrat Augustin Gamel in Kopenhagen, der mehrere Polarexpeditionen, darunter die von Fridtjof Nansen durch Grönland und Kapitän Hoogards Eismeer-Expedition, ausgerüstet hat, ist gestern dortselbst gestorben.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Dem Privatdozenten für Geschichte Dr. Walter Goetz ist von der Straßburger Universität das Engelmann-Stipendium zur Unterstützung seiner Studien zur Geschichte der Renaissance verliehen worden.

* **Erlangen.** Der Privatdozent der alttestamentlichen Exegese Dr. Justus Köberle hat einen Ruf nach Rostock als Ordinarius des gleichen Faches an Stelle des unlängst verstorbenen Professors Volck erhalten und angenommen.

* **Tübingen.** An der hiesigen Universität wurde von Professor Dr. H. Maier, dem Nachfolger Sigwarts, ein philosophisches Seminar eingerichtet.

H. **Heidelberg.** Der Direktor des Zementwerkes in Leimen und Präsident der Heidelberger Handelskammer Schott hat aus dem Nachlaß des verstorbenen einstigen Konsuls des Reiches in Teheran, Reinhart, dessen unschätzbar wertvolle Handschriftensammlung erworben und der hiesigen Universitätsbibliothek zum Geschenk gemacht. Es sind, wie uns mitgeteilt wird, über tausend altarabische vornehmlich, dann griechische, demotische und Palahwi-Handschriften auf Papyrus, Papier und Pergament.

* **Göttingen.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. F. Schilling ist (wie schon an anderer Stelle von uns gemeldet) an die neuerrichtete Technische Hochschule in Danzig berufen worden.

* **Marburg.** Die Universität hat, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, der Wisconsin-Universität in Madison in Nordamerika anläßlich ihres 50jährigen Bestandes ihre Glückwünsche ausgesprochen. Die tabula gratulatoria betont die Einigkeit der deutschen Wissenschaft mit der amerikanischen in ihren Bestrebungen. — An der hiesigen Universität hat sich Dr. A. Schwantke für Mineralogie habilitiert.

hc. **Greifswald.** Der Privatdozent für Pathologie, Professor Dr. Otto Busse, ist als Nachfolger von Professor Dr. Otto Lubarsch zum Vorsteher der pathologisch-anatomischen Abteilung am hygienischen Institut zu Posen ernannt worden.

* Aus Schweden. Am Samstag starb, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, in Stockholm das Mitglied der schwedischen Akademie Klas Theodor Odhner, der bekannteste Geschichtschreiber Schwedens. Odhner, am 17. Juni 1836 in Almgas geboren, wurde 1865 Adjunkt und 1871 Professor der Geschichte an der Universität in Lund. Im Jahre 1887 erfolgte seine Ernennung zum Reichsarchivar. Die historischen Arbeiten Odhners betreffen die verschiedensten Abschnitte der Geschichte Schwedens, besonders aber die Zeit des 30jährigen Krieges. Die Frucht einer Studienreise nach Deutschland und einigen anderen Ländern in den 60er Jahren war die Arbeit „Schwedens Teilnahme am westfälischen Friedenskongreß und die Grundlegung der schwedischen Macht in Deutschland". Später erschien die polemische, gegen den Historiker J. Mankell gerichtete Schrift „Ueber die Ursachen der Teilnahme Gustav Adolfs II. am 30jährigen Krieg". Odhners bedeutendstes Werk ist die groß angelegte „Politische Geschichte Schwedens unter der Regierung König Gustavs III.", von der der erste Teil 1885, der zweite 1896 erschien. Von dem dritten Teile, der die Zeit bis zum Tode des Königs behandeln sollte, ist im Augenblick nicht bekannt, ob er im Manuskript fertig ist. Am verbreitetsten von allen Werken Odhners ist sein „Lehrbuch der Geschichte Schwedens, Norwegens und Dänemarks", das in drei dem Bildungsgrade und Alter der Leser angepaßten Ausgaben vorliegt und im höheren Schulwesen wie auch in der Volksschule den herrschenden Platz behauptet. Der Verstorbene gehörte mehreren ausländischen Akademien und gelehrten Gesellschaften an.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Stadtbaurat a. D. und Direktor der Allgemeinen Städtereinigungsgesellschaft Joseph Johann Brix in Wiesbaden ist zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule in Berlin ernannt worden. — Der Professor der Nationalökonomie und Gewerbeökonomie an der Technischen Hochschule zu Hannover, Dr. W. Schaefer, feierte am 16. Juni seinen 70. Geburtstag.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Walther May, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Karlsruhe: Goethe. Humboldt. Darwin. Haeckel. Vier Vorträge. Berlin-Steglitz 1904. Ernst Quehl. 255 Seiten. — Wilhelm Cajetan: Um den Messias. Der Tragödie Jesu letztes Kapitel. Schwäb.-Hall 1904. Wilhelm Germann. 78 S. — Franz Berner: Die Geschichte eines Glücklichen. Von dem Verfasser von „Die Jungen von Holzgrün". Leipzig 1904. Friedrich Schneider. 263 S. — Emil Roland (Emmi Lewald): Das Schicksalsbuch und andere Novellen. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 295 S. — H. J. Butt: Südwärts! Die Expedition von 1893—1895 nach dem südlichen Eismeere. Autoris. Uebersetzung a. d. Norwegischen von Margarethe Langfeldt. Leipzig 1904. H. Haessel. 233 S. — R. A. v. Elsberg: Elisabeth Báthory (die Blutgräfin). 2. verm. Aufl. Breslau 1904. S. Schottländer. 269 S. — Robert Corwegh: Das Prinzip der Gruppe, ein malerisches Moment in den romanischen Bauten der Sachsenlande. Berlin 1904. Bruno Cassirer. 35 S. — Baron Hermann Tinti: In letzter Stunde! Ansichten und Vorschläge zur politischen Lage Oesterreichs. Wien und Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 29 S. — Adolf Bartels: Lyrische Gedichte. (Gesammelte Dichtungen. Band I.) München 1904. Georg D. W. Callwey. 203 S. — Max Passon: Die Töchter Rübezahls. Ein Sang aus dem Riesengebirge. Dresden 1904. E. Pierson. 176 S. — J. la Cour, Privatdozent an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe: Leerlauf- und Kurzschluss-Versuche in Theorie und Praxis. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 127 S. — Scharr, Major und Militärlehrer an der Kriegsakademie: Der Festungskrieg und die Pioniertruppe. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 41 S. — Das 100jährige Reich Christi und seine Ankunft in diesem Jahrzehnt 1900—1910. Eine katholische Prophezeiung. Köln-L. 1904. Benno Schmitz. 27 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 133. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Entwicklung des Volksschulwesens unter der katholischen Regierung in Belgien seit 1884. — Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. — Vom unterirdischen Rom. — Das Zentrum in Frankreich. — Die innere Stärkung und die friedlichen Eroberungen Japans. — Eine würdige Jubiläumsgabe zur XVI. Zentenarfeier des hl. Martyrers Florian. — Fortbestand der Regentschaft in Bayern? — Das Geldproblem. (1606)

Jahrgang 1904. München, Samstag, 18. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

„Der alte Neumann.“ Von O. B.

Carl Weitbrecht als Lyriker. Von Rudolf Schaefer.

II. Bücher und Zeitschriften.

Bernhard Rawitz: Urgeschichte, Geschichte und Politik.

III. Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

„Der alte Neumann.“

„Im Leben war er einer der bescheidensten, liebenswürdigsten und anspruchslosesten Männer.“ So schließt einer der Nekrologe auf den vor nunmehr neun Jahren dahingeschiedenen „alten Neumann“. Was er sonst gewesen und gewirkt, der 97 Jahre alt gewordene Königsberger Professor Franz Neumann, sollte man eigentlich als allgemein bekannt voraussetzen. Aber unsere rastlose Zeit hat ja ein erstaunlich kurzes Gedächtnis und die Verdienste eines großen Gelehrten und Forschers sind heute in den breiteren Kreisen der Gebildeten schneller vergessen, als man meinen sollte, selbst wenn sie mit unauslöschlicher Lettern in die Tafeln der Geschichte der Wissenschaft eingeschrieben sind. Auch von dem Wirken und der Bedeutung des „alten Neumann“, der für Deutschland als bahnbrechender Forscher und schulebildender Lehrer auf dem Gebiete der mathematischen Physik in vorderster Linie stand, wird vielen, die nicht gerade seine Fachgenossen sind, nur eine unklare Erinnerung vor der Seele schweben. Nekrologe und Gedenkartikel werden ja meist nur flüchtig gelesen und rasch vergessen. Das trefflich zusammenfassende Bild von dem wissenschaftlichen Lebenswerke Franz Neumanns, das sein Amtsnachfolger Paul Volkmann in einer besonderen Schrift gezeichnet hat, ist wohl überhaupt nur dem engeren Kreise der Universitäts- und Arbeitsgenossen des alten Herrn bekannt geworden; auch die gesammelten Werke des großen Bahnbrechers, die sein nicht minder bedeutender Sohn, Karl Neumann in Leipzig, in pietätvoller Weise herauszugeben unternommen hat, werden naturgemäß nur für die Schüler und Nachfolger auf dem bearbeiteten Gebiete den Eindruck vor seiner weitreichenden Lebensarbeit vertiefen und vervollständigen.

Freilich an der Stätte, wo Franz Neumann dieser Lebensarbeit durch fast sieben Jahrzehnte hindurch in unermüdlichem Eifer und mit der größten Selbstaufopferung oblag, in der Universitätsstadt am Pregel, wird die Erinnerung an den alten Herrn auch in nicht wissenschaftlichen Kreisen noch frisch fortleben. Hier kommt ja das zur Geltung, was die oben angeführten letzten Worte jenes Nekrologs betonten: hier wirkt auch noch das lebendig nach, was er „im Leben“ war; sein bescheidenes, liebenswürdiges, anspruchsloses Wesen, seine schöne Menschlichkeit haben hier, und von hier ausgehend in seinen über ganz Deutschland hin verbreiteten Familien- und Angehörigenkreisen, ihre tiefen Eindrücke hinterlassen. An Anerkennungen und Ehren reich lebte der Nestor seiner Wissenschaft, der von feurigster Vaterlandsliebe durchglühte Veteran aus den Freiheitskriegen, hier in all seiner menschlichen Einfachheit seinen Lebensabend. Er war Wirklicher Geheimrat und Exzellenz geworden, Ritter der höchsten Orden, ein durch viele Diplome ausgezeichnetes Mitglied fast aller europäischen wissenschaftlichen Körperschaften. Den Königsbergern und den Bewohnern des kleinen Dorfes im Riesengebirge, wo er Jahrzehnte hindurch seinen Sommeraufenthalt zu nehmen gewohnt war, und auch seinen Schülern blieb er doch nur der „alte Neumann“. Alle jene Ehrungen, Titel und Würden schienen bei ihm auf einen Mantel geheftet zu sein, den er für gewöhnlich und am liebsten in seinem Schranke zu Hause ließ; aber auch wenn er ihn trug, konnte dieser Mantel nicht die schöne Ungezwungenheit und Natürlichkeit des einfachen Menschen in ihm überdecken.

Solche Gestalten sollten der Erinnerung unseres Volkes doch auf die Dauer einverleibt werden! Sie wirken erzieherisch im höchsten Sinne dieses Wortes. Und es genügt nicht, daß die Zeugnisse ihrer Wirksamkeit in den Annalen der Wissenschaft unvergänglich niedergelegt bleiben, auch ihr Menschentum, wie es in ihrer intimeren Entwicklungsgeschichte vor allem zum Ausdruck kommt, sollte durch geeignete Darstellungen besonders unserer heranwachsenden Jugend eindringlich vor die Augen gestellt werden. Denn jede wahrhaft bedeutende Lebenstätigkeit birgt eine Fülle von persönlichen Kämpfen in sich, die auf der einen Seite anspornend, belebend, tröstend auf viele, die sich in ihren Entwicklungsjahren mit dem Leben herumschlagen müssen, einwirken, auf der anderen Seite manche jugendliche Zerfahrenheit wohl in feste Schranken bannen können. Auch das stillste Gelehrtenleben — und ein solches war ja das des „alten Neumann“ — hat die Auslösung bestimmter Willenskräfte zur Voraussetzung, auf die gerade in unserer so willenlos gewordenen Zeit nicht oft und eindrücklich genug hingewiesen werden kann. Und je reiner und unverkümmerter bei solchem oft mit schweren äußeren Kämpfen verknüpften Auslösungsprozeß ein schönes Menschentum zum Durchbruch und zur Geltung gekommen ist, desto leuchtender bleibt das Beispiel eines solchen Kämpfenden in der Seele der Jugend haften. Persönlichkeit, Kampf, energische Willensbetätigung — das sind ja die Elemente, die uns jedes Menschenschicksal, somit auch jede eingehende Darstellung desselben, besonders anziehend machen. Wir greifen deshalb so gern zu biographischen Schriften, zu Briefwechseln, zu Selbstbekenntnissen, weil wir von jenem „höchsten Glück der Erdenkinder“ einen kräftigen Eindruck gewinnen möchten. Mehr noch als das vollendete und in sich abgeschlossene Lebenswerk fesselt uns der Vorgang seiner Entstehung; ja, selbst wenn jenes Werk uns gleichgültig läßt oder außerhalb unseres geistigen Horizontes liegt — wie das wohl bei dem Lebenswerke Franz Neumanns für den größten Teil der Nichtfachgelehrte der Fall sein wird —, verfolgen wir doch mit der größten Spannung die Bemühungen seines Schöpfers um die Erreichung seines Zieles. Im Ringen einer energischen Natur mit den sich ihm entgegensetzenden äußeren Widerständen und nicht am

Digitized by Google

letzten mit sich selbst liegt das nicht nur anziehende, sondern auch erziehende Bedeutsame für uns. Der Ausdruck des Menschlichen, oft Allzumenschlichen, den wir in dem geistigen Wesen einer hervorragenden Persönlichkeit bei näherem Bekanntwerden mit ihr wiederfinden, macht uns ihr Lebensbild erst vertraut und lieb. Darum sollten aber, wie gesagt, mehr als es bis jetzt schon geschieht, dem Volke und besonders der heranreifenden Jugend die Lebensbilder der Männer, die auf irgend einem Gebiete Bedeutendes hervorgebracht haben, in eingehenden und wahrheitsgetreuen Darstellungen vor die Augen geführt werden, denn mehr als aus allen erdichteten Schriften über Menschentum und Menschenschicksale können wir aus den Büchern lernen, die uns von wirklichen kämpfenden Menschen berichten.

•

Franz Neumanns Gestalt wird uns jetzt durch „Erinnerungsblätter" näher gebracht, die seine Tochter Luise Neumann herausgegeben hat.[1]) Sie, die ihm als viertes Kind in seiner so glücklichen, aber auch so frühzeitig durch den Tod zerrissenen Ehe mit Florentine Hagen geboren war, blieb seine Pflegerin bis an sein Lebensende. „Zeit meines Lebens bin ich nur für kurze Stunden von ihm getrennt gewesen," erzählt sie im Vorwort zu diesem Buche, dem schönen Zeugnis ihrer unveränderlich auch nach dem Tode fortdauernden Tochterliebe. „Innerlich mit ihm weiter zu leben, wurde mir unabweisbares Bedürfnis; allein das Bild, das ich von ihm in mir trug und treu zu bewahren bestrebt war, genügte mir bald nicht mehr. Wohl stand meines Vaters Erscheinung, die bis zum letzten Atemzuge eine edle geblieben war, lebhaft vor meinen Augen; auch hatte ich manches in sicherer Erinnerung, was er im Alter erzählt hat, aber vieles fehlte zu einem deutlichen Bilde, und so ergriff mich der heiße Wunsch, demselben bestimmtere Züge zu geben. Diese erhielt ich erst, als ich die Stätten aufsuchte, an welchen er gelebt, als ich sah, wo seine Vorfahren gewirkt hatten, als ich Briefe fand, die mein Vater in seiner Jugend empfangen und pietätvoll aufbewahrt hatte, als Konzepte mir in die Hand fielen, welche er in seiner Gewissenhaftigkeit zu seinen Briefen und Ansprachen entwarf, als ich Tagebuchblätter entdeckte, die er in seiner Jugend geschrieben hat." Solche Briefe und Blätter, lose aneinander gereiht und durch Aussprüche und Erzählungen des Verstorbenen verknüpft, sind es, die uns über des großen Mathematikers und Physikers intimes Leben näheren Aufschluß geben. Wohl empfindet es die Herausgeberin schmerzlich, daß auch hierdurch noch nicht ein vollständiges Bild von diesem innerlich so reichen Leben gegeben werden konnte; „ein solches zu schaffen, hätte es einer geübteren Feder bedurft und einer geistigen Ausbildung, welche zugleich imstande gewesen wäre, die wissenschaftliche Entwicklung meines Vaters darzustellen." Aber wie viel, wie ungeheuer viel hat sie und die ihr bei der Ausarbeitung und Zusammenstellung des Ganzen hilfreich zur Seite stehenden Freunde doch auch so schon gegeben! Und zwar nicht nur denen, die dem alten Herrn im Leben aber als Mitarbeiter und Schüler nahe gekommen sind, sondern überhaupt einem jeden in unserem Volke, der an der Entwicklung des geistigen und öffentlichen Lebens in Deutschland während des vorigen Jahrhunderts lebhaften und inneren Anteil nimmt. Denn das ist das Merkwürdige an diesem scheinbar so kunstlos und zuweilen auch harmlos zusammengestellten Buche, daß es trotz vieler Lücken doch den Leser mit vollster Lebendigkeit in die Erkenntnis eines festgeschlossenen und lückenlosen individuellen Daseins führt und dieses Dasein immer in einen großen nationalen Rahmen stellt. Wir sehen aus ihm, wie eine kräftige deutsche Natur, die von einem unbesiegbaren Lebensidealismus getragen war, sich durch die Zeiten persönlicher und nationaler Trübsal durchkämpft, wie sie an ihrem Teile, unterstützt von einem ehernen Pflichtgefühle, an dem inneren und geistigen Aufschwung des Volkes mitarbeitet, wie sie schließlich, auf die Höhe gelangt, voll Dankbarkeit und mit einem jugendfrisch und begeisterungsfähig gebliebenen Gemüte auf den Weg, den sie selbst und das ganze Volk durchlaufen hat, zurückblicken konnte.

Besonders die Jugend- und erste Manneszeit Franz Neumanns findet in diesen Erinnerungsblättern eine farbenreiche und äußerst fesselnde Darstellung. Ihr ist auch die bei weitem größere Hälfte des ganzen Buches gewidmet und reiches Briefmaterial steht für ihre Schilderung zu Gebote. Der große Gelehrte hatte eine ganz besonders harte Jugend zu durchleben, ehe er in die ruhigeren Bahnen seines Königsberger Daseins einlaufen konnte. Hart war diese Jugend nicht nur wegen der äußersten Armut, in der der Berliner Gymnasiast und Student sein Leben hinbringen mußte, sondern wegen besonderer, ganz eigentümlicher Familienumstände und wegen der wirtschaftlichen und inneren politischen Bedrängnisse, die nach den Freiheitskriegen über den preußischen Staat heraufgezogen waren. Man möchte wirklich die Lektüre der Neumannschen Briefe aus jener Zeit allen den jungen Leuten empfehlen, die heute an allgemeinem Daseinsschmerze in oft sehr unmotivierter Weise kränkeln. Vielleicht würde mancher von ihnen aus seinem eingebildeten Leidenszustande kräftig aufgerüttelt werden, wenn er sich durch die Leidensjahre Franz Neumanns in jener harten Zeit an der Hand dieser Briefe hindurchführen ließe und dabei die Augen offen hielte für den festen Lebensmut und den unversiegbaren Humor, der ihn und seine Freunde immer wieder oben hielt. In der Tat bedurfte es einer unerschütterlichen inneren Festigkeit und des starken Glaubens an seine wissenschaftliche Zukunft, um den jungen Neumann am Ende seiner unter den größten Entbehrungen hingebrachten Studienzeit in der richtigen Bahn zu erhalten.

•

Des großen Gelehrten Jugendzeit fällt mit der Periode der tiefsten Erschütterungen, die der preußische Staat durchzumachen hatte, zusammen. Diese übten auf seinen privaten Zustand eine Rückwirkung insofern aus, als sein Vater, ein Amtmann, d. h. Gutsverwalter in der Uckermark, des Zinsgenusses aus einem kleinen Vermögen vollständig verlustig ging und den Sohn, der in Berlin das Gymnasium besuchte, nur noch in der kärglichsten Weise unterstützen konnte. Das machte sich besonders schmerzlich fühlbar, als Franz Neumann, der sich mit vielen Mitschülern (u. a. Willibald Alexis) bei der Wiederkehr Napoleons im Jahre 1815 unter die freiwilligen Jäger hatte einreihen lassen, schwerverwundet aus der Schlacht bei Ligny nach Hause zurückkehrte und vor der Frage stand, ob er überhaupt weiter studieren solle. Der Vater hätte ihn gern in einem kleinen Amte versorgt gesehen, worauf der junge Kriegsinvalide vielleicht Anspruch gehabt hätte. Er konnte ihm höchstens, ja setzte er ihm in einem langen Briefe auseinander, im Monate fünf Taler zukommen lassen, denn er selbst hatte nur 100 Taler jährliche Einnahme, von der er also dem Sohne die größere Hälfte zuzuwenden bereit war. Es ist rührend, aus den in dieser Angelegenheit zwischen Vater und Sohn gewechselten Briefen zu ersehen, wie beide an Opferwilligkeit gleichsam wetteifern und mit welch unerschrockenem Mute der Sohn trotz der geringen Hilfe, die er vom Vater zu erwarten hat, der nächsten Zukunft entgegensieht. Die Not und Dürftigkeit, in denen er nun die folgenden Jahre zubrachte, sind geradezu unglaublich, und doch verläßt den Studenten keinen Augenblick die feste Entschlossenheit, dem vorgesteckten Ziel, ein großer Naturforscher zu werden, geradeswegs zuzustreben. Er gibt das Brotstudium der Theologie rasch auf, sobald er einmal auf der Hochschule festen Fuß gefaßt hat, obwohl er ein ganzes Jahr lang auf dem nackten Boden in einer Schreinerwerkstätte oder bei einem Studiengenossen schlafen muß und nur seinen alten Militärmantel zur Bekleidung hat; er bringt es sogar fertig, von einem Freitisch und einem kärglichen Stipendium sich noch das Geld zu einer mineralogischen Studienreise ins Riesengebirge zusammenzusparen. Freilich brauchte er auch auf dieser ganzen dreimonatigen

[1]) Franz Neumann: Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1904. 468 S. in Großoktav.

Reise nur 30 Taler, wovon noch ein Teil zum Ankauf von seltenen Mineralien verwendet wurde. Und als eine besorgte Freundin ihm eine für damalige Verhältnisse wohlbezahlte Stelle als Verwalter des Lesezirkels der Börsengesellschaft verschaffen will, schreibt er unter ihren Brief die stolzen Worte: „Braucht der Banquier keinen Schuputzer oder die Börsengesellschaft?" Dabei hatte er kurz vorher die Aufzeichnung in sein Tagebuch gemacht: „Wieder habe ich das ganze Jahr auf bloßer Diele geschlafen, in der Wohnung eines Freundes. Ich habe von Kaffee und Brot gelebt — den Kaffee, d. h. Kaffee-Surrogat, kochte ich auf kleinem Spirituslämpchen, dessen Heizkraft ich dadurch erhöhte, daß ich Holzspäne und dürre Aeste, aufs feinste zerkleinert, sorgfältig über der Flamme aufschichtete. Die Späne und Aeste suchte ich mir auf der Straße."

Und dieser arme, hungernde Student war gerade wegen seines Humors und seines stets gleichmäßig heiteren Temperaments von allen seinen Freunden wie von seinen Lehrern geschätzt! Er lag nicht einem sogenannten Brot-Studium ob, das ihm eine baldige Versorgung und eine Abkürzung seiner Entbehrungen in Aussicht stellte; er beschäftigte sich mit praktisch so unfruchtbaren Untersuchungen über Kristall-Systeme; daneben war er noch eifriger Burschenschafter in Jena, wo er nur durch rasche Abreise der Verhaftung entging, und begeisterte sich, bei aller seiner äußeren Lebensnot, für die Träume seines Lehrers und Freundes, des Turnvaters Jahn, von der Größe des Vaterlandes. Welch eine Fülle moralischer Kraft und idealer Begeisterungsfähigkeit lag doch in der Brust jener jungen Leute angehäuft! Erst wenn wir ihre Briefe und oft überschwänglichen Herzensergüsse lesen, wird es uns völlig klar, wie aus dieser Generation die Anbahner und Begründer des Aufschwunges unserer Nation hervorgehen konnten!

*

Noch nach einer anderen Seite hin hatte Franz Neumann in jenen Studienjahren eine harte Probe auf seine moralische Kraft zu bestehen: in seinem Verhältnis zu seiner Mutter. Neumann war der uneheliche Sohn einer von ihrem Manne seit langer Zeit geschiedenen Gräfin. Wie es scheint — ganz deutlich wird der Sachverhalt aus den mitgeteilten Briefen nicht klar —, hat er bis zu dem Tode seines Vaters, der in das Ende seiner Studienjahre fällt, von dieser seiner Abstammung nichts erfahren. Auf jeden Fall hatte der Vater, der jener Gräfin in der Verwaltung ihrer Güter beistand, die Sorge für die Erziehung und, wie wir schon gesehen haben, auch für den späteren Unterhalt dieses Sprößlings aus einer romantischen Liebe gänzlich auf die eigenen Schultern genommen. Der junge Franz wurde bei seiner Großmutter väterlicherseits in Joachimstal aufgezogen, bis er nach Berlin auf die Schule kam. Von mütterlicher Zärtlichkeit hatte der Knabe also nichts zu verspüren gehabt; nur ein Tagebuchblatt aus früher Zeit berichtet von einer Begegnung, die sich dem weichen Gemüte des Mutterlosen tief eingeprägt hatte: „Ich war ungefähr 10 Jahre alt, da war ich einmal bei meinem Vater zum Besuch, er war auf dem Amt und da war eine Frau, jung, schön, und sie machte sich viel mit mir zu tun, neckte und küßte mich, nannte mich Franzchen und ich mußte immer bei ihr sein, und war auch so recht gern bei ihr. Ha, dachte ich, wenn das des Vaters Frau wäre, wäre es ja deine Mutter! und ich könnte ja an ihrem Halse hängen, auf ihrem Schoße sitzen, sie küssen, sie so recht von Herzen lieb haben, und sie täte es ja auch; und ich trug mich wohl ein halbes Jahr mit dem Gedanken herum, wenn das deine Mutter wäre! Und der Gedanke belebte mein ganzes Wesen. — Ha, dachte ich! wenn nun Feuer ausbräche! . . . da wollte ich meine Liebe zeigen, da wollte ich retten und wagen — alles für sie!" Der Wunsch, dieser Frau seine Liebe zeigen zu können, sollte in Erfüllung gehen — aber in höchst schmerzlicher Weise. Im Mai 1821 wurde der nun 23jährige Student, der schon auf eigenen Füßen zu stehen unter den härtesten Entbehrungen gelernt, der eben eine Anstellung am Mineralienkabinett in Berlin in Aussicht gestellt und dazu die Aufforderung erhalten hatte, sich an der Berliner Universität zu habilitieren, ganz plötzlich an das Sterbebett seines Vaters gerufen. Der Sterbende scheint den Sohn von seiner Herkunft unterrichtet und ihm zugleich die Verpflichtung auferlegt zu haben, der Gräfin künftig an seiner Statt ein Helfer zu sein; denn wir sehen den jungen Mann sich unter schweren inneren Kämpfen, die in seinen Briefen an die Berliner Freunde zum Ausdruck kommen, den Entschluß abringen, seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen und Güterverwalter der hochgeborenen Frau zu werden. Er hatte damit eine Aufgabe übernommen, der er unmöglich gewachsen sein konnte, denn die pekuniären Verhältnisse seiner Mutter scheinen die schwierigsten und verwickeltsten gewesen zu sein. Aber abgesehen von dieser selbstempfundenen Unfähigkeit auf praktischem Gebiet sah er sich in ein ganz eigentümliches und höchst drückendes moralisches Verhältnis zu der Frau versetzt, die seine Mutter war und es ihm doch nicht eingestehen wollte. Sie steht ihm als Herrin gegenüber, die sich erst später, als sie sein tüchtiges Wesen erkannt hat, seine „Freundin" nennt; er redet sie mit „hochgeborene Gräfin" an und muß die Rolle und den Ton eines Untergebenen, eines Geschäftsführers und erst später die des vertrauten Freundes, niemals die des Sohnes, ihr gegenüber festhalten. Er ist trostlos, daß er ihre Erwartungen, er werde ihr, wie früher der Vater, ein treuer Beistand in ihren verwirrten Verhältnissen sein, nicht ganz zu erfüllen vermag, er leidet unter der Kühle ihres Verhaltens ihm gegenüber, und am meisten leidet er unter dem Gefühle, dem Verdachte ausgesetzt zu sein, daß nur die Aussicht auf die einst von ihr ihm zufallende Erbschaft ihn zu seiner Selbstaufopferung ihr gegenüber veranlaßt habe. Drei peinvolle Jahre dringt der junge Mann in dieser seltsamen Lage, in die ihn die Sohnespflicht gedrängt hat, zu. Seine an die Gräfin, wie an den Berliner Freundeskreis gerichteten Briefe aus dieser Zeit lassen den steten inneren Kampf zwischen Pflichtbewußtsein und Sehnsucht nach Rückkehr zur Wissenschaft deutlich erkennen, sie verraten ein zartgefühl in der Auffassung seines Verhältnisses zu der Mutter, das uns heute fast übertrieben erscheint, sie zeigen uns aber auch, wie sein Charakter in diesen Ringen mit sich selbst zu einer edlen Reife und Festigkeit sich ausbildet. Erst als die Vermögensverhältnisse der Gräfin mehr geordnet erschienen, kehrte Franz Neumann zur Wiederaufnahme seiner Studien nach Berlin — und damit in die größte äußere Dürftigkeit zurück. Von der Mutter nahm er keinerlei Unterstützung an; er legte sich ein Gelübde ab, es nicht zu tun. Nur zur Bestreitung seiner für ihn sonst unerschwinglichen Promotionskosten bat er sie im Jahre 1826 um ein „Darlehen", das sie dem „Freunde" gerne gewährte und das er ihr später zurückerstattete. Aber auch von Berlin und später von Königsberg aus stand er der unglücklichen Frau, die sich immer mehr und mehr in Sehnsucht nach ihrem „braven Neumann" verzehrte, mit Rat und Tat bei, und als sie im Jahre 1830 starb, klagte er sich an, daß er nicht genug für sie getan habe, er, der doch nie von ihr mit dem Sohnesnamen beglückt worden war. Erst im Testament der Gräfin las Neumann die Worte: „mein Sohn Franz Neumann." Er war in diesem Testamente mit den Kindern der Gräfin aus ihrer früheren Ehe gleichgestellt worden, aber erst dreizehn Jahre nach dem Tode der Mutter und nach langwierigem Prozessieren fiel ihm ein kleines Kapital als Rest ihres Nachlasses zu.

*

Neumann hatte während dieser Zeit seine erste Schrift „Beiträge zur Kristallonomie", die den Konnexzusammenhang der Flächen eines Kristallkomplexes zum erstenmal darstellte, ausgearbeitet und veröffentlicht. Sein Lehrer Prof. Weiß, der die grundlegende Bedeutung dieser Arbeit erkannte, forderte ihn daraufhin zu Vorlesungen „vor auserwähltem Publikum" auf, und so konnte es kommen, daß er in Berlin vor einem Kreise sprach, dem Leopold v. Buch, Alexander v. Humboldt, Oberbergrat v. Dechen und andere Kapazitäten angehörten, während er tags darauf für seine

Digitized by Google

Mutter einen Schweinemarkt in G. besuchte und ihr von dem Verkaufe eines Bullochsen berichtete. Noch bis zum Jahre 1826 zog sich dieser unerquickliche und zwiespältige Zustand hin. Der junge Gelehrte war inzwischen von dem „hochpreißlichen" Kultusministerium öfters durch besondere Geldbeiträge zur Fortsetzung seiner Studien unterstützt worden und wurde endlich (im Jahre 1826) als Privatdozent für Mineralogie nach Königsberg geschickt, zur Unterstützung des alten Professors Karl Gottfried Hagen, des Verfassers der „Flora Preußens" und des „Lehrbuchs der Apothekerkunst", der bis dahin an der Albertina die fünf Fächer der Naturwissenschaften, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Physik, allein vertreten hatte. Noch blieben seine äußeren Verhältnisse sehr dürftig, denn er mußte sich für die ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit mit 200 Talern jährlichem Gehalte begnügen und davon noch einen Teil seiner Instrumente anschaffen. Und zu Nebenverdiensten durch Stundengeben ließ sich der für seine Studien begeisterte Privatdozent nicht herbei; lieber darbte er. Aber im übrigen gestalteten sich die Königsberger Verhältnisse bald sehr freundlich für ihn, besonders durch sein gutes Verhältnis zu dem alten Hagen und durch sein enges Zusammenleben mit den drei jungen Dozenten Jacobi, Dove und Erman. Welche Frische des Strebens zeigte sich doch in jenen ersten beiden Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen in dem jungen Nachwuchs des akademischen Lehrertums! Adolf Harnack ruft mit Recht in seiner Geschichte der Berliner Akademie von jener Zeit aus: „Glückliches Zeitalter! Die Wissenschaft hat damals Unendliches gewonnen und stand zugleich mit den Bedürfnissen des Gemüts in engstem Bunde. Sie machte Fehler, aber sie bildete ihre Jünger wahrhaft und gab ihnen eine Begeisterung, die alles Handwerksmäßige verschwinden ließ, alle Mühen ersetzte und das Gemeine in die Tiefe verbannte, in die es gehört. Aristokraten im höchsten Sinne des Wortes waren diese Gelehrten und sie trachteten danach, den vornehmen Geburtsort der vornehmen Erscheinungen aufzudecken, deren Studium sie sich widmeten. — Kein Referat vermag ein Bild von der Begeisterung und dem regen Eifer zu geben, die die Männer der Wissenschaft damals verbanden und die ihre Abhandlungen durchwalten."

Auch Neumann nahm an diesem Segen in jeder Hinsicht teil und trug zu seiner Vermehrung bei. Die harte Schule der Not, der Selbstüberwindung hatte seinen Charakter gestählt und doch ihm seine Begeisterungsfähigkeit nicht geraubt. Auch das ist fast allen bedeutenden Männern jener Zeit gemeinsam: das mühsame und schwere Sichemporkämpfen und der unverwüstliche Idealismus in der Seele. Dabei diese Einfachheit der Sitten und äußeren Ansprüche! Man lese nur die Reisebriefe, die der 36jährige Neumann, dessen Namen schon damals in den gelehrten Kreisen ganz Europas genannt wurde, der bereits eine Zierde der Albertina geworden war, von seinen ersten Wanderungen durch Tirol und die Schweiz an seine Frau schrieb. Wie fröhlich und begeistert durchwanderte der junge Professor, in einem Leinenkittel, den Tornister auf dem Rücken, den Steinhammer in der Hand, die weite Welt der Alpen, die ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Und wie muß er auch da noch mit seinem Gelde haushalten, ähnlich wie auf der Studentenreise ins Riesengebirge. Aber er tut es freudigen Sinnes: „Wenn ich schwitzte und ermattet war, wo ein anderer gefahren wäre, dachte ich, das wird dir gesund sein und das ersparte Geld kommt deinen lieben Kindern zugute," so schreibt er an die Frau; und ein paar Zeilen weiter: „Eben habe ich zum letztenmal in der Schweiz Abendbrot gegessen. Ich liebe solches Uebermaß nicht."

Nur bei solcher Anspruchslosigkeit in den äußeren Bedürfnissen und der höchsten Anspannung auf geistigem Gebiete, sowie der größten Anforderung an die eigene Leistungsfähigkeit, konnte es jenen Gelehrten gelingen, sich durchzuringen und dabei der Welt ihre epochemachenden Werke darzubieten. Der Staat konnte damals noch wenig zur Unterstützung und Erleichterung ihrer Forschungen beitragen. Neumann mußte bis zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum warten, ehe ihm der Staat ein physikalisches Laboratorium erbaute. Er hatte sich die Apparate, an denen er die von ihm entdeckten Gesetze über Strahlenbrechung in Kristallen und über die induzierten elektrischen Ströme studierte, selbst in der primitivsten Weise zusammengestellt und überhaupt ein physikalisches Kabinett nach und nach ganz auf eigene Kosten anschaffen müssen. Mit wenigen hundert Talern Gehalt war er Jahrzehnte hindurch ein Professor geblieben, als schon sein Name durch die ganze Welt flog. Aber trotzdem lehnte er eine Berufung unter glänzenden Bedingungen nach dem Auslande ab, um sein Kinder nicht der Wohltat zu berauben, auf deutschem Boden heranzuwachsen. So verknüpfte sich seine heilige Begeisterung für die Wissenschaft, die ihn äußere Entbehrungen leichten Herzens ertragen ließ, mit einem festgewurzelten Heimatgefühl. Der Veteran aus den Freiheitskriegen, der fast alle seine Mitkämpfer überlebte, empfand am Ende seiner Tage es als eine der freudigsten Genugtuungen seines Lebens, daß er und seine Söhne für das Vaterland auf französischen Schlachtfeldern hatte bluten dürfen und daß er die frohe Saat, die aus dem dort vergossenen deutschen Blute entsprossen war, noch mit anschauen konnte. Die letzte große Freude, die er kurz vor seinem Tode erlebte, bereitete ihm eine Flasche 1798er Steinwein, die ihm Bismarck zusandte, und seinen letzten Ausgang unternahm der fast hundertjährige Greis zu dem damals neu errichteten Denkmal seines alten Kaisers Wilhelm.

Wir müssen der Tochter dankbar sein, daß sie unternommen hat, das Bild dieses alten prächtigen Mannes dem deutschen Volke näher zu bringen und besonders seine harte Jugendzeit den heranwachsenden Generationen vor die Augen zu führen. Wie Kaiser Wilhelm II. den schönen Gedanken hatte, das ritterliche Jugendbild seines Großvaters in Stein gehauen an erinnerungsgeweihter Stätte errichten zu lassen, so hat hier die Herausgeberin der Erinnerungsblätter an Franz Neumann einen jugendlichen Kämpfer aus jenen harten Zeiten lebendig wie eine Mahnung vor die heutige Jugend hingestellt.

O. B.

Carl Weitbrecht als Lyriker.*)

Von Rudolf Schaefer.

Seit dem Tode Mörikes und Gerocks war es den schwäbischen Dichtern und besonders den Lyrikern nicht mehr beschieden, die Aufmerksamkeit Deutschlands in hervorragendem Maße auf sich zu lenken; selbst Wilhelm Hertz, den man zudem gar nicht gewöhnt war zur schwäbischen Dichtergruppe zu zählen, fand bis über seinen Tod hinaus die ihm gebührende Anerkennung nur bei den Literaturkundigen im engeren Sinne. Die schwäbische Dichtung hat kein besonderes Glück mehr, und wir in Schwaben selbst verwöhnen, einer schlechten Tradition folgend, bis heutzutage unsere Dichter auch nicht. Es gilt ebenso noch das eine Wort eines noch lebenden Stuttgarters, des Dichters Eduard Paulus:

Stets Sitte war's in Schwaben,
Daß man den Dichter ehrt,
Sobald man ihn begraben —

wie sein anderer, die Schwabenart fast noch mehr bezeichnender, halb sarkastischer, halb humorvoller Vers:

Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf!

*) Dieser Artikel lag uns schon vor dem am 10. Juni erfolgten Tode Weitbrechts vor. Wir veröffentlichen ihn heute gleich als einen Nachruf auf den Verstorbenen.

D. Red. d. Bell

Mag nun Zeitgeist und Mitwelt dem schwäbischen Dichterschaffen günstig oder ungünstig sein, so steht es doch nicht so, wie ein fürwitziger Kritikaster an der Spree seine Weisheit in den Satz geprägt hat: die schwäbische Dichtung hat aufgehört zu existieren!

Nein, die schwäbische Dichtung lebt, wenn sie sich auch nicht auf den lauten Markt hervordrängt, und wenn sie auch, der schwäbischen Stammeseigentümlichkeit entsprechend, nicht sich auf jenen modernen Ton stimmen ließ, der wohl dem Gehör des Großstadtmenschen zusagen mag, der aber nur zu gern in den Mißton des Pessimismus oder gar des Nihilismus überschlägt.

Einer der Führer, wenn nicht überhaupt der Führer, war seit Jahren Carl Weitbrecht. Er, der einstige Pfarrer in der Nähe Heilbronns, dann Schulmann in dem uns Schwaben schon so oft gastlichen Zürich und im letzten Jahrzehnt Literaturprofessor an der Stuttgarter Technischen Hochschule und zweiter Nachfolger Friedrich Vischers, hat in einer stattlichen Reihe von Werken sein Dichten und Denken vorgelegt und besonders seit seiner Rückkehr ins Heimatland in erneuter Frische seine vielseitige Natur geoffenbart. Aber nicht dem Literaturforscher und Aesthetiker, dem energischen Vorkämpfer für die unserer Zeit nottuende Rückkehr zum Genius Schillers, nicht dem Novellisten und Dialekterzähler, auch nicht dem Dramatiker Weitbrecht gelten diese Zeilen, sondern dem Lyriker, der in einem mäßig großen Bande „Gesammelte Gedichte“ (Stuttgart, Bonz) das vereinigt hat, was ihn in fünfunddreißigjährigem Dienst seine lyrische Muse sagen und singen ließ.

Die Stammeseigentümlichkeit und das Heimatgefühl mag bei der seelischen Analyse von Dichtern und besonders von Lyrikern manchmal in übertriebener und gesuchter Weise hervorgehoben worden sein, um die Wurzeln ihrer Kraft bloßzulegen oder den Erdgeruch ihres Schaffens begreiflich zu machen; allein beim schwäbischen Stamme muß bei vielen seiner hervorragenden Söhne ohne allen Zweifel der Hinweis auf die Elemente betont werden, in denen ihre geistigen ersten Eindrücke und ihre Entwicklung verliefen. Und handelt es sich um philosophische und transcendentale Züge am Gesamtbild eines Schwaben, so ist jenes schwäbische Spezifikum der theologischen Seminare mit ihrer Stille und Abgeschlossenheit in herrlicher Natur und besonders des Tübinger Stiftes nicht zu übersehen, aus deren Milieu seit mehr als einem Jahrhundert so viele Dichter und Denker Schwabens hervorgegangen sind und deren gedankendurchdringene und mitunter recht oppositionelle, kritische Luft auch Carl Weitbrecht geatmet hat.[1])

Ein Dichterleben, um es in Ein Wort zu fassen, liegt in diesen Gesammelten Gedichten vor uns. Wir sehen den Lebensgang einer Persönlichkeit an uns vorüberziehen, der ein Gott gab zu sagen, was das Herz in freud- und leidvollen Tagen, in Zorn wie in Liebe bewegt. Diese subjektive Seite, dieses Anrecht auf Individualität tritt in starkem Maße aus diesen Blättern hervor und zwingt uns, persönliches Interesse nicht bloß an dem schaffenden Dichter, sondern auch an seinen persönlichen menschlichen Schicksalen zu nehmen. Zwar finden wir auch genug objektivierte Dichtung, reine Schilderung der Natur, Balladen und Romanzen; aber der eigentliche Typus unseres Dichters ist da zu suchen, wo es ihn zur Aussprache seines eigensten Empfindungslebens drängt und wo sich sein lebhafter Geist in Beziehung zur Menschheit, zu Zeit und Geschichte setzt und sich mit ihr oft leidenschaftlich auseinandersetzt. Nicht eine weltflüchtige, rein auf sich selbst oder auf die Schönheit sich zurückziehende Sehnsucht, wie etwa bei Mörike, beherrscht die Kunst Weitbrechts, sondern in den Höhepunkten ist es ein Wille, der sich in Zorn, Haß, Bewunderung, Spott und Satire geltend macht: kurz, unser Dichter ist von einem Pathos und Ethos zugleich getragen, er verbindet mit dem ästhetischen Genuß die ethische Anforderung an Wert und Leben, — er ist der Träger einer Weltanschauung geworden. Daher auf anderem Gebiete sein Eintreten für Schiller, sein Kampfesmut, aber auch die Schwäche an seiner Lyrik: das vielfache Fehlen jener traumhaften, weltverlorenen Stimmung, die dem Lied schon Melodie mit den Worten verleiht und die es noch des Dichters Worten „wie einen Hauch“ dahingleiten läßt.

Und dennoch würden wir Weitbrecht als Lyriker nicht verstehen, wenn wir ihn zu den Gedankenlyrikern rechnen wollten. Viele seiner besten Gedichte sind von Gedanken durchzogen, aber nicht beschwert oder erdrückt; zu den Gedanken gesellen sich die Bilder, über die seine Phantasie in herrlicher Fülle und in neuer Prägung verfügt. Es schwebt auch oft jener unerklärliche Schimmer und Goldton über den Versen, den wir aus Notbehelf mit „poetischer Stimmung“ bezeichnen, ohne die Sache wirklich zu treffen. Die Hauptsache, wenn ein Gedicht gut, vollkommen oder „klassisch“ genannt werden darf, ist doch die Uebereinstimmung von Gehalt und Form, von innerer Wahrheit und der Schönheit des Kleides und der Gewandung. Und gerade in der Form besitzt Weitbrecht ein glückliches Gehör und einen feinen Instinkt. Denn es ist doch nur ein Instinkt, ein unbewußtes Mitschaffen innerer Kräfte, die dem Poeten ohne ästhetische Ausklügelei Versmaß, Rhythmus und Strophenbau eingibt, die zur Stimmung des Liedes passen. Und in diesen begleitenden und doch so unendlich wichtigen Erscheinungen der Form und der Formen, die eben den Künstler verraten, gebietet Weitbrecht über eine abwechslungsreiche Fülle und Mischung, vom einfachen gleitenden Reim oder der reimlosen Strophe, in der Hölderlin Meister war, bis zur Terzine und den stürmisch einherschreitenden Anapästen-Tetrametern. Zu diesem Ernste, womit die Form des Verses behandelt wird, tritt der Ton, der über dem Wortgefüge lagert, vom einfachen Volkston bis zum feierlichen Klang erdentrückter Psalmenpoesie oder dem trotzigen, ehernen Schwirren in den Strophen des Zornes und der Entrüstung.

Schließlich bedeutet das alles jedoch nur mehr oder weniger Aeußerlichkeiten in Konstruktion, Sprache und Sprachgefühl des poetischen Schaffens, wo selbst die Anhänger der Formalästhetik sich nicht begnügen werden, eine solche Dichtung schon ganze und echte Dichtung zu nennen. Das Zentrum einer künstlerischen und poetischen Natur muß doch die innere Wahrheit, die Treue gegen sich selbst bleiben. Und diese Treue gegen sich selbst zieht sich als das Wahrzeichen seiner Lyrik durch den ganzen Band — auch da, wo der Dichter uns weniger zusagende Seiten zeigt, wo er über die schwäbische Enge nicht hinauskommt, wo er den Humor gänzlich verliert und wo die Schwere des Lebens allzu drückend auf ihm lastet, als daß er in göttlicher Freiheit seine Schwingen der Sonne zu richten könnte. Denn Eines ist ihm nicht durchaus gelungen, und das bildet eine schwache Seite seiner Kunst: die dichterische Selbstbefreiung immer zu vollziehen. Sie ist ihm gelungen in zahlreichen Gedichten, und wir werden solche Proben bringen; aber sie ist ihm nicht immer gelungen, und dann haftet Bleigewicht an seiner Sohle. Doch nicht der Dichter trägt die Schuld, sondern das Leben selbst, das ihm zwar für die Kämpfe eine erzumschiente Brust gab, aber ihm auch zu viel Reizbarkeit aufbürdete, die nur wenige Dichter überwinden können. Lebensläufe und Anlagen wie die Goethes sind auf dem Parnaß Seltenheiten ersten Ranges.

Diese Treue gegen sich selbst hat ihn begleitet von dem ersten Liede, das bis ins Jahr 1869 zurückgeht, da er als Bursch von der alma mater am Neckarstrande Abschied nimmt mit den frischen und dann doch so wehmütig ausklingenden Strophen:

> So füllt mir den Becher, so füllt ihn zum Rand,
> Fürs Scheiden, ihr Brüder, fürs Scheiden!
> Die Sonne geht nieder, trüb dämmert das Land,
> Und so schwer ist's, zu lassen und meiden.

Spricht aus diesen Versen noch kein besonderes Talent, so sprudelte die dichterische Ader, als ein gewaltiger Sturm mit dem großen Kriegsjahre 1870 auch ihn durchrüttelte. Jetzt ist Leidenschaft, tiefe, wühlende Empfindung, und ein hohes Ideal in ihm geweckt. Das sind in der Abteilung mit der prägnanten Ueberschrift „Zeit und Zorn“ die „Lieder von Einem, der nicht mit darf“:

[1]) Der Verfasser dieser Studie ist selbst nicht Stiftler.

Mir ist's versagt, zu reiten
In meines Volkes Krieg,
Mit blankem Schwert zu streiten
Für meines Volkes Sieg;
Des ew'gen Friedens Kunde
Ward meinem Mund vertraut —
Doch mich auch ruft die Stunde
Zum Kampf mit Donnerlaut.

Dahin gehört auch das viel gehärte und 1870 durch ganz Deutschland gedrungene:

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!

Inzwischen hatte dann auch der Kampf mit dem Leben bei dem jungen Poeten und Pfarrvikar angefangen, der die fröhliche Burschenzeit nicht vergessen und sich in das Joch des Philisters nicht fügen mochte. Da wird in ihm jener Trotz geweckt, der ihn so oft bis zum Tode beseelt hat, und der angehende Mann, der noch die volle Jugendlust in sich fühlt, bricht in die leidenschaftlichen Worte aus:

Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!
Und mag es auch schneien und blosen,
Ich biete dem Schnee und dem Reif das Gesicht,
Die Stürme, ich lasse sie rasen.
Zerwühlet, ihr Stürme, zerwühlt mir die Locken,
Bestreuet mir silbern die Haare, ihr Flocken,
Umtanzet, umwirbelt mich toll und dicht —
Ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!

Ein solch temperamentvolles Poetenherz ohne jene beseligende Macht der Liebe zu denken, wäre eine Anomalie; und in der Tat tönen nun auch echte Liedesklänge herein, nicht im leichten Getändel oder in erotischer Sinnlichkeit, sondern tief, ernst und manneskeusch:

Wie Sonntagsmorgen-Glocken
Klang deine Stimme mir,
Ich schaute süß erschrocken
Aus Träumen hin zu dir.
Verklungen sind die Glocken,
Du bist so weit von hier, —
Doch Sonntag voll Frohlocken,
Doch Sonntag ist's in mir.

Aus diesem selben Jahre 1871, das mit dem nächsten Jahre zusammen eine ziemlich reiche lyrische Auslese bot, ragt aber auch schon eine Romanze größeren Umfangs und von elegischer Empfindung hervor, worin wir bereits die Spuren der schicksalsforschenden und schicksalsnachbildenden Kunst des Dichters treffen, einer Kunstübung, die er halb episch, halb lyrisch in so vielen zyklischen Poesien des Buches angewendet hat und in der wohl schon die Keime seines novellistischen und dramatischen Schaffens lagen. Das ist die Romanze „Bruder Konrad", vor dessen Gedenkstein mit der fast verwitterten romanischen Inschrift „Bruder Konrad, dem Gott genad" an der uralten Bergeskirche in Unterriexingen über dem rebenhügeligen Enztal der junge Dichter manchmal gestanden war. Im Eingang ist vorzüglich der düstere Ton des Spätherbstabends und die Stimmung um die damals noch zerfallene, jetzt durch ihren Besitzer Grafen Leutrum pietätvoll restaurierte Bergkirche getroffen:

Matt schleicht die Sonne hin am Bergeshang,
Mit welken Blättern spielt der Wind am Wege —
Zum Hügel führt mich wieder heut mein Gang,
Wo in des Friedhofs schweigendem Gehege
Die Kirche steht verlassen und verfallen. — —

— — — — — — — — — —

Wo blieb das Gnadenbild, die Beterschar?
In Schutt liegt Orgel, Kanzel und Altar,
Der Tod allein blieb noch getreu dem Ort,
Und aus den Hallen tönt sein Predigtwort:
Vergänglichkeit! — —

Da trifft des Dichters Blick den alten efeuumwachsenen Gedenkstein, und in frei nachschaffender Phantasie zeichnet der Poet das verschlungene Schicksal des längst in Staub zerfallenen Ritters und Kreuzfahrers, der hier die letzte Ruhe fand, um zum Schlusse einen trüben Strahl der Melancholie auf sein eigenes Dichterlos fallen zu lassen:

Wie rauh der Herbstwind fährt!
Wie schaurig-lustig singt er seine Lieder!
Leis bröckelnd fällt ein Stein vom Pfeiler nieder,
Die Sonne geht hinunter, Nebel wallen
In grauen Reigen um die Kreuze her —
Wie lang! Und auch der Pfeiler ist zerfallen!
Wie lang noch? Und auch mich kennt keiner mehr!

Aber in diese düstere Kunstpoesie klingt auch schon ein Stück in dem Volkston, der den Dichter immer wieder, trotz Wissenschaft und Reflexion, als heiterer Geselle aufsucht und gewinnt:

In der Früh, in der Früh im Morgenrot,
Da ging mein lieber Schatz —
Ich sah ihr nach, ich sah ihr nach
Ein Weil auf demselben Platz.

Solche Liebesklänge leiten dann hinüber in das Glück des eigenen Heims, an die Seite der gewonnenen, mitverstehenden Gattin, ins traute Pfarrhaus, in dem ihm freilich bei aller religiösen Wärme und allem Mitgefühl für die Fragen und Leiden der ihm anvertrauten Seelen und aller Menschen doch die eigenen inneren Kämpfe und marternde Zweifel nicht erspart bleiben sollten.

Die Welt des Traums spielt eine eigentümliche Rolle bei Dichternaturen; auch bei Weitbrecht findet sich ein aus weltentrücktem Zustand heraus geborenes Gedicht „Traumesgrüße", ein Ausdruck der Geistesgrüße verwandter Seelen mit dem Rest sehnsuchtsvollen Zurückbleibens auf der Erde und dem Ausblick:

Doch ahnst du dann, wie auf den Himmelsauen,
Wenn diese Erdenreise ist vorbei,
Sich Selige grüßen mögen, klar und frei —
Du ahnst auch, was es sein mag, Gott zu schauen.

Doch diese durchgeistigte Frömmigkeit, dieser transscendentale Zug, wird abgelöst von der Liebe des Dichters zur Schönheit der Natur und dem Leben und Weben in dem Reiche der Schöpfung. Gewissermaßen als Staffage darinnen erscheinen dann seine Freunde und Lieblinge, ein Eduard Paulus und Eduard Mörike, welch letzteren er dankbar gedenkt:

Der du, schon Greis, mit jugendfrischem Wort
Einst den verzagten Jüngling aufgerichtet,
Was du mir sprachst, lebt mir im Herzen fort,
In allem lebt's, was seitdem ich gedichtet, —

um im Hinblick auf den Lebensgang seines Trösters zu schließen:

Der deine kam schon lang zur seligen Rast,
Ich ziehe weiter auf bestaubten Wegen —
Doch wohl mir, daß du mir gegeben hast
Auf alle Wege deinen milden Segen!

Mit der Abteilung „Bunte Bilder" erweitert sich die Stoffwelt des Dichters, der sich teils in die Sagen- und Heldenwelt grauer Vorzeit versenkt, teils den Blick auf die Erscheinungen der modernen Welt und des modernen Lebens lenkt. Zu den besten Gedichten dieses Abschnittes gehört die stimmungsvolle Ballade:

Es klopft bei Nacht an des Schiffmanns Haus:
„Grauferge, wach auf und komm heraus!
Fahr über, fahr über!"

Unserer Anteilnahme wird der Dichter gerade hier am sichersten sein, wenn er in zyklischen Dichtungen uns sein

ringendes und um Klarheit kämpfendes Innenleben schildert und uns in der Vision „Medusa“ in dieses Gebiet seelischer Erlebnisse hinüberleitet.

Und doch haben wir erst mit der Abteilung „Zeit und Zorn“ den ganzen und echten Weitbrecht, den Mann mit der Zornesader auf der Stirn gegenüber den Ansprüchen des Ultramontanismus, aber auch gegenüber dem Protzentum, dem Götzendienst mit dem Börsenkalb, dem „Bildungsmoloch“ und der ganzen sittlichen Entwertung einer materialisierten Gesellschaft, die er im „Herrn Kommerzienrat“ geißelt. Dieser Zorn geht in die Satire über in den „Zeitgenossen in der Menagerie“, einem derben aber treffenden Spiegelbild. Das prächtigste dieser ganzen Gattung an Gedichten, eine wirkliche poetische Selbstbefreiung, ist dann wohl seine „Epistel“ an seinen Bruder Richard, wo er mit allem ihm zu Gebote stehenden Hohn grimmige Abrechnung mit einer gewissen Sorte des Berliner Literatentums hält. Diese Hiebe sitzen, und dem leidenschaftlich erregten Inhalt entspricht die wie in Donner einhergehende Form der Anapästenreihen, deren letzte freilich in einen harmonischen Ausgang geistiger Ueberlegenheit ausklingen:

Und es darf der Poet, wenn die Zeit es verlangt, auch einmal greifen zum Besen,
Und fegen hinein in den Schriftstellerstall, der lang nicht gemistet gewesen;
Dann geht er davon und badet sich rein im heiligen Strom der Begeisterung,
Und übertönt der Getroff'nen Geschrei mit goldener Saiten Bemeisterung.

Auch der letzte Abschnitt „Vom Lebensmittag“ zeigt „Kampfspuren“, leidenschaftliche Ergüsse einer an den Härten und Problemen des Lebens sich wund reibenden Dichterseele, aber auch versöhnende Bilder und Gestalten wie „Jesus Christus“, „Unsterblichkeit“, und die aus tiefer Freundschaft und treuem Gedenken geborenen Gedichte auf Gottfried Keller und „Meister Gottfrieds Tod“, die zugleich eine poesievolle und prächtige Charakterisierung des Schweizer Poeten enthalten.

So klingt auch das ganze Buch aus; nicht elegisch und entsagungsvoll, sondern tapfer und frisch, mit dem Zuruf an sich selbst, den von Krankheit heimgesuchten Dichter:

Das bißchen Krankheit — was! Wer fragt danach?
Hast du vergessen, was der Bismarck sprach:
„Ein braves Pferd stirbt in den Sielen.“ — Gut!
An deine Arbeit, Mensch, und hoch den Mut! —

Das ist doch auch Poesie, wenn auch ohne den Hautgoût des Weltschmerzes, lüsterner Erotik und sehnsüchtiger Herzensschwäche; es ist Poesie aus dem Leben eines Mannes, der an sich des Dichters Wort erfahren hat, daß ein Mensch sein ein Kämpfer sein heißt.

Bücher und Zeitschriften.

Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-wissenschaftliche Betrachtungen. Von Dr. Bernhard Rawitz, Privatdozent an der Universität Berlin. Berlin 1903, Leonhard Simion.

Zwei Gründe lassen sich für die Entstehung dieses 362 Seiten starken Buches denken: entweder die für den deutschen Privatdozenten bestehende Notwendigkeit, ein Buch zu schreiben, oder das Bedürfnis, alles das, was es enthält, und was doch für die strenge Wissenschaft nicht geeignet ist, an die Oeffentlichkeit zu bringen. Allein es ist fraglich, ob der Versuch einer neuen Weltanschauung für eine populär-wissenschaftliche Schrift geeignet ist, besonders wenn er so fragwürdig ist, wie der des Dr. Rawitz. Er konstatiert drei Prinzipien, die alles Sein beherrschen: den Individualismus (der allerdings im weiteren Verlauf der Darstellung verschwindet), den Personalismus und die Coenonie (nebenbei ein schreckliches Wort, aus dem der Autor noch Coenonismus ableitet), und meint, auf dem Antagonismus der letztgenannten beiden Prinzipien beruht alle Weltgeschichte. Leider definiert er nirgends diese beiden Begriffe; ja sie verwandeln sich unter seinen Händen wie ein Chamäleon, indem sie bald mit „Beharrung — Fortschritt“, bald mit „Vererbung — Anpassung“, Coenonie bald mit „Staat“, bald mit „Gesetz“ identifiziert werden.

In längeren Exkursen auf das Gebiet der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Politik sucht dann der Verfasser nachzuweisen, daß ein Fortschritt der Menschheit nur bei einer harmonischen Vereinigung der beiden Prinzipien möglich ist, ein Nachweis, der durch deren unbestimmte Natur erleichtert wird. Allein es könnte an ihre Stelle mit ebenso viel Recht irgend ein anderer Antagonismus, z. B. Altruismus — Egoismus, Zentrifugal — Zentripetal, gesetzt werden. Dabei tritt aber das Buch nicht mit der Bescheidenheit des Versuchs einer neuen Philosophie auf, sondern mit einer sehr scharfen Kritik gegen Männer, wie z. B. Wundt, zu der den Verfasser die eigenen Leistungen wohl kaum berechtigen. Aussprüche, wie der: „In der Geistesatmosphäre der Großen existiert die Masse“, oder Behauptungen, wie die, daß Rom seit 1648 keinen nachhaltigen Einfluß auf die geistige Entwicklung der Völker ausübt, empfehlen nicht sehr. Es mag zugegeben werden, daß Rawitz auch manchmal sehr treffend urteilt, so z. B. über die übermäßige Betonung der wirtschaftlichen Seite im öffentlichen Leben der Gegenwart; aber im allgemeinen legt man das Buch, aus dem eine unsympathische Stimme an unser Ohr schlägt, nicht sehr befriedigt aus der Hand.

Dr. R. Hermann.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Juni-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Herr Crusius vor eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: Studien zu neueren Papyrusfunden. Er besprach einige nachträglich zutage getretene Fragmente des Mimendichters Herondas, durch welche u. a. die Situation des zum größten Teil verlorenen letzten Mimus der „Frauen beim Festmahl“ aufgeklärt und auf einen Hauptakt der attischen Thesmophorien, das „Kinderfest“ der Kalligeneia, neues Licht geworfen wird. Bemerkenswert sei es, daß auch in dieser Dichtung (ebenso im 8. Mimus) die Kinder eine Rolle spielten, wie auch die Buttentypen in der gleichzeitigen Kunst durchgebildet seien. Im Anschlusse daran wurden Bemerkungen über die Posirn- und Mimenfragmente aus Oxyrhynchos mitgeteilt, die Grenfell und Hunt veröffentlicht haben. Die durch eine kühne Mischung von Poesie und Prosa, von Griechisch und Barbarenlauderwelsch ausgezeichnete Gesangsposse (Griechen im Barbarenland) verarbeitet Euripideische Motive (Iphigenia, Helena, Kyklops), ohne eigentlich parodisch zu sein; die Mimenfragmente spinnen das aus Herondas bekannte Thema der „Eifersüchtigen“ weiter; für beide Dichtungen lassen sich Nach- und Anklänge in der späteren Roman- und Novellenliteratur nachweisen. — Angeregt durch Arbeiten von Albrecht Dieterich, bemerkte der Vortragende einiges über das Zauberritual der Papyri und benutzte diese Gelegenheit, um eine unveröffentlichte Zauberlampe aus dem Besitz des Mr. Warren vorzulegen, mit apotropäischer Inschrift (λύτραν πάλιν ἰμεῖν, δίς); gegen manche Versuche Dieterichs, Reste religiöser Liturgien (in den Papyri, bei Klemens von Alexandrien, Apuleius, Lurian, Hesych) nachzuweisen, erhob er Einwände. — Schließlich machte er vorläufige Mitteilungen über unveröffentlichte literarische Papyri in Heidelberg (Choliamben des Phönix von Kolophon, Fragmente seltsamer Verwandlungssagen in Hinkanapästen) und London (Choliamben, Pap. CLV, Bruchstücke eines lehrhaft-erbaulichen Romans, der den Typus des alexandrinischen Volksbuches zu repräsentieren scheint, Pap. CCLXXIV).

In der mathematisch-physikalischen Klasse überreichte Herr Siegmund Günther ein

Digitized by Google

Exemplar seiner soeben erschienenen „Geschichte der Erdkunde", und Herr Richard Hertwig legte als Geschenk an die Akademie im Auftrag von Herrn Hofrat Dr. Eduard Hagen, zur Zeit Vorstand des Völkermuseums in Frankfurt a. M., dessen wissenschaftliche Arbeiten und große und wertvolle Sammlungen von Photographien, besonders von Gesichtstypen der Bewohner der malayischen Inseln, vor.

In der historischen Klasse sprach Herr Traube „Ueber kleine Pergamentstreifen mit Unzialschrift des 5. Jahrhunderts", die ihm zur Begutachtung von ihrem Finder, Herrn Joh. Fischer, dem Vorstand der kgl. Bibliothek in Bamberg, zugeschickt waren und aus einem Einband einer jungen Bamberger Handschrift stammen. Sie erwiesen sich als die Ueberreste des Archetypon der vierten Dekade des Livius. Es gelang, nach und nach den größeren Teil zweier Blätter zusammenzusetzen, die einige Kapitel aus dem 33. und 39. Buch enthalten. Trotz des geringen Umfangs der Bruchstücke erhält die Kritik der vierten Dekade damit das lang entbehrte Richtmaß und ein sehr wesentliches neues Hilfsmittel. Herr Grauert hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Jordanus von Osnabrück und Alexander von Roes". Er behandelte dabei den Tractatus de praerogativa Romani Imperii, die Notitia Saeculi und das allegorisch-satirische lateinische Gedicht, das unter dem Namen des Pavo bekannt ist. Auf Grund erneuter Prüfung des Inhalts aller drei Schriften sprach er sich abermals dahin aus, daß nur der Traktat dem Jordanus von Osnabrück zugewiesen werden könne, die beiden anderen Schriften aber aus der Feder des Alexander von Roes, Kanonikers von S. Maria im Kapitol in Köln hervorgegangen seien. Der von Weitz hergestellte Text des Traktates bedarf einer Revision, bei welcher die Handschriften der Klassen E und F mehr zu berücksichtigen sind. Herr Reber legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung vor: Die Kunstkorrespondenz zwischen dem Kronprinzen Ludwig (König Ludwig I.) und dem Galerie-Inspektor, nachmals Galerie-Direktor Gg. Dillis.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Bayerischer Neuphilologen-Verband.** Der Druckbericht über die III. Hauptversammlung des Verbandes, die in der Osterwoche 1904 in München stattfand, wird soeben versandt. Der Verband umfaßt zur Zeit 211 Mitglieder (fast sämtliche bayerische Neuphilologen) und hat seit seinem Bestehen eine rege Tätigkeit für die Interessen der neuphilologischen Lehrerschaft sowohl an der Universität wie an den Mittelschulen entfaltet.

*

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor der Philosophie Dr. Oswald Kulpe, Vorstand des psychologischen Instituts, erhielt einen Ruf nach Münster.

H. **Heidelberg.** Auf Grund der uns zuteil gewordenen Informationen sind wir heute in der Lage, Näheres über die Konsul Dr. Reinhardtsche Handschriftensammlung mitzuteilen, welche durch die hochherzige Schenkung des Präsidenten der hiesigen Handelskammer, Direktors Fr. Schatt, am letzten Mittwoch in den Besitz unserer Universitätsbibliothek übergegangen ist. Den Hauptbestandteil der „Papyrussammlung Scholt-Reinhardt" — diesen offiziellen Namen hat ihr die Heidelberger Bibliotheksdirektion beigelegt — bilden mehr als tausend altarabische Originalurkunden auf Papyrus, auf arabischem Hadernpapier oder Pergament, darunter Regierungsurkunden aus dem ersten Jahrhundert des Islam, welche teilweise prachtvoll erhalten und mit den Originalsiegeln versehen sind. Die für die Forschung noch so vielfach dunkle islamitische Periode Aegyptens ersteht mit diesen Dokumenten zu neuem Leben vor unseren Augen. Unter den literarischen Papyri dürfte das interessanteste Stück eine Lebensbeschreibung Mohammeds sein, denn es ist das einzige bisher bekannte arabische Buch auf Papyrus, ja wahrscheinlich die älteste erhaltene arabische Handschrift eines Literaturwerkes. Ferner birgt die Sammlung höchst wertvolle Zeugnisse zur Geschichte des Christentums in Aegypten, Bruchstücke medizinischer und astronomischer Werke, Handschriftenfragmente in griechischer, dematischer und Pahlawi-Sprache. Die Orientalisten der Ruperto-Carola Prof. Dr. Karl Bezold und Privatdozent Dr. Karl Heinrich Becker, haben die Urkunden geprüft und als echt anerkannt. Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolbert Merx sprach sich bewundernd über Reichtum und Wert der Kollektion aus. Durch die Einverleibung der Sammlung Scholt-Reinhardt wird die schon bisher bedeutsame Papyrussammlung der Heidelberger Universitätsbibliothek zu einer der wertvollsten der Welt. — Wie noch mitgeteilt wird hat Privatdozent Dr. Becker die Absicht, über die Sammlung demnächst einen kurzen vorläufigen Bericht zu veröffentlichen.

* **Posen.** Im Jahresbericht der Handelskammer für den Regierungsbezirk Posen wird über die königlich Akademie folgendes Urteil abgegeben: „Ihr bisheriger über alles Erwarten zahlreicher Besuch dürfte wohl jeden Zweifel darüber beseitigt haben, daß die Staatsregierung mit der Errichtung dieses Instituts einem vorhandenen Bedürfnis entsprochen hat, und läßt die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die Akademie die ihr zugedachten Aufgaben auch lösen wird. Im besonderen erkennen wir mit Dank an, daß gerade diejenigen Disziplinen, die für die Ausbildung des Kaufmanns von Wert sind, eine vielseitige und eingehende Behandlung erfahren."

* **Wien.** Am 30. Juni findet im Hörsaale des Pharmakologischen Instituts der hiesigen Universität eine große Feier zu Ehren des in den bleibenden Ruhestand tretenden Professors der Pharmakologie Dr. August Ritter Vogl v. Fernheim statt; auch eine Vogl-Festschrift mit zahlreichen wissenschaftlichen Beiträgen soll bei dieser Gelegenheit erscheinen.

H. **Aus der Schweiz.** Pfarrer Frommelt in Genf wurde als Professor der systematischen Theologie an die freikirchliche theologische Fakultät der Universität Lausanne berufen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden. Bd. VI: Kreis Freiburg. 1. Abt.: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Freiburg. In Verbindung mit E. Wagner bearb. von Franz Xaver Kraus †. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Max Wingenroth. M. 231 Textbildern, 39 Lichtdrucktafeln und 1 Karte. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 556 S. — Hugo Raab, Apotheker in Weiden: Die Apothekenfrage in Deutschen Reiche. Kritische Studien über das Wesen der Apothekenfrage und Vorschläge zum Entwurfe einer Apothekenreform. München 1904. G. J. Manz. 71 S. — Hans Buschmann: Der Kaufmann und die englische Arbeitszeit. Berlin 1904. C. Regenhardt. 31 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

„Walden."

Von **H. D. Thoreau.** Deutsch von E. Kmmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.0

Würde mir die Aufgabe, die hundert besten Bücher der gesamten Litteratur aller Zeiten und Völker zusammenzustellen, so müßte das Walden Werk des grossen amerikanischen Dichterphilosophen Thoreau unbedingt dabei sein . . . Es lehrt den, der es liest, glücklich zu sein . .

(Hamburger Fremdenblatt.)

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Montag, 20. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 3.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 3.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Zwischen Schule und Waffendienst. Von Dr. Geg. Kerschensteiner, Stadtschulrat (München).

Schutz den Schwachsinnigen. (Kriminalanthropologische Bemerkungen.) Von Prof. Dr. Max Flesch (Frankfurt o. M.).

II. Bücher und Zeitschriften.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern.

III. Allgemeine Rundschau.

Die Uhr Alfreds des Großen. — Schleiden-Gedächtnisfeier in Jena. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Zwischen Schule und Waffendienst.*)

Von Dr. Georg Kerschensteiner, Stadtschulrat (München).

> „Die Erziehung muß dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und den Anfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt werde.“
>
> Kort Freiherr v. Stein.

Der moderne Staat! Bei aller Wertschätzung dieser Gesellschaftsform kann man sich kaum ein widerspruchsvolleres Gebilde der Menschen denken als diese Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts. Auf der einen Seite der sichere Hort für die höchsten Freiheiten in der Ausübung aller persönlichen Rechte, in der beinahe schrankenlosen Selbstbestimmung und Selbstregierung des Menschen, auf der anderen Seite — der leidenschaftliche Tummelplatz für das bisweilen völlige Unvermögen, von dieser Freiheit den rechten Gebrauch zu machen, für einen beträchtlichen Teil des Volkes, der, träumend wie ein Kind vom goldenen Paradies der Menschheit auf Erden, ohne systematisch erzogenen Willen zur Selbstzucht und ohne tiefere Einsicht in das Wesen und den harten Daseinskampf dieses Menschenverbandes gelassen wird. So gleicht der moderne Staat einem wundervollen griechischen Tempelbau, konstruiert von der weitausschauenden göttlichen Vernunft des Menschen, aber aufgestellt auf beweglichen Sand, so daß die Säulen sich neigen und senken, große Spalten in den Mauern und Giebeln bis zum Dachfirst sich zeigen, und niemand weiß, ob dieser Bau den Stürmen der Zukunft trotzen wird. Dieser Widerspruch zwischen Plan und Ausführung ist noch dazu nicht der einzige im modernen Staat, wohl aber der verhängnisvollste. Wird er an ihm zugrunde gehen oder wird der Widerspruch, wie ja manche glauben, von selbst jene Mächte und Kräfte wachrufen, die ihn beseitigen? Das ist die Frage, die alle Vaterlandsfreunde bewegt. Gewiß ist, daß die Not, in welche er durch ihn gebracht wurde, bereits zahlreiche Hilfen wider sie wachgerufen hat. Denn nie haben in der Geschichte der Menschheit die verschiedenartigsten Erziehungsfragen so weite Gesellschaftskreise erfaßt, als seit die Menschen den Tempelbau des modernen Staates aufgeführt haben. Tausende und aber Tausende von Köpfen und Händen sind heute bemüht, die klaffenden Risse, die wir alle sehen, im Baue auszubessern, die Säulen zu stützen und mit den eisernen Klammern des Gesetzes die Dachsparren in sich zu verankern. Allein was nützt alles Ausbessern und Flicken, wenn der Boden Sand ist, auf dem der Tempel ruht? Wie soll der Staat bestehen, wenn seinem Fundamente, den Bürgern, der feste Kitt der Einsicht und die zusammenhaltende Kraft der Selbstzucht fehlt. Kann man erwarten, daß die bloße Not Einsicht und Selbstzucht wachrufen werde, und wenn ja, kann uns jemand verbürgen, daß dies nicht erst dann eintreten wird, wenn der Tempel bereits zusammengestürzt ist? Wohl haben wir die verschiedenartigsten Erziehungseinrichtungen oder — richtiger gesagt — Unterrichtseinrichtungen geschaffen, alle mit dem Wunsche, daß der Staat sich festige, alle mit dem ausgesprochenen Ziele, dem Vaterlande zu nützen. Aber wer die Erscheinungen unserer Zeit fest und vorurteilslos ins Auge faßt, der wird erkennen, daß selbst die besten Schuleinrichtungen in Rücksicht auf das Staatsganze mit unzulänglichen, ja bisweilen direkt falschen Mitteln arbeiten, und daß vor allem für die großen Massen die nötigen Erziehungseinrichtungen gerade da abbrechen, wo sie am nötigsten wären.

Bald werden 100 Jahre verflossen sein, daß Fichte in seinen vierzehn Reden an die deutsche Nation dem deutschen Volke Mittel und Wege zu zeigen versucht hat, wie es durch einen grundlegenden und umfassenden Erziehungsplan aus seinem Elend wieder emporsteigen könne zu einer glücklichen Nation, fähig, sich und anderen ihre zukünftigen Geschicke zu bestimmen. Die beiden Hauptziele aller Erziehung für die Erhaltung des Staatsganzen und damit des Wohles aller Staatsbürger, die Erziehung zur Selbstzucht und zur Einsicht in die Aufgaben und das Wesen des Staates, diese beiden einzigen Ziele sind heute noch dieselben, wie sie seinerzeit Fichte dem Volke, den Gebildeten, den Fürsten vor Augen gestellt und in seinen vierzehn glänzenden Reden ausführlich begründet hat.

Nun klopft heute abermals, wenn auch in ganz anderer Form wie vor 100 Jahren, die gespenstige Frage des „Sein oder Nichtsein“ an die Pforten des Staatstempels. Er wird sein, wenn es ihm gelingt, diese beiden Ziele im großen und ganzen zu erreichen; er wird nicht

*) Wir entnehmen, mit freundlicher Erlaubnis des Hrn. Verfassers, diesen Artikel dem soeben erschienenen Sammelwerke: Wehrkraft durch Erziehung, das, herausgegeben von E. v. Schenckendorff und Dr. Hermann Lorenz, eine der „Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele“ (R. Voigtländers Verlag in Leipzig) bildet. Es enthält neben einem geschichtlichen Rückblicke Stimmen militärischer Fachmänner und Urteile namhafter Pädagogen über die Erziehung unserer Jugend zur Wehrkraft und kann als Lektüre für Haus und Schule bestens empfohlen werden. Eine der Aeußerungen militärischer Fachmänner über diesen Teil unserer Jugendausbildung (die des Grafen v. Häseler über „Eine gefahrvolle Lücke in der Jugenderziehung“) ist im Hauptblatt der Allgemeinen Zeitung (Nr. 270, Morgenblatt) kürzlich zum Abdruck gelangt. Die wertvolle Abhandlung des Münchener Stadtschulrates, die wir hier wiedergeben, ergänzt jenen Artikel des bekannten preußischen Generaloberst aufs beste.

D. Red. der Beilage.

sein, und seine Trümmer werden Volk und Fürsten begraben, wenn er nicht endlich mit allen verfügbaren Mitteln sorgt, daß seine Unterrichtseinrichtungen „nicht bloß mechanische Fertigkeiten und den Anfang von Wissen" erzielen, nicht bloß wirtschaftliche Brauchbarkeit und allgemeine Bildung an sich, sondern daß die Erkenntnis der Zöglinge sich vor allem auf das Wesen und die Bedeutung des Staatsganzen richte, daß der religiöse Sinn nicht nur die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, ins Auge fasse, sondern auch, wie es Goethe in seiner pädagogischen Provinz dargestellt, die Ehrfurcht vor dem, was um uns ist, erwecke und fördere, und daß insbesondere endlich die großen Massen nach ihrem Austritt aus der allzufrüh abschließenden Volksschule nicht mehr weiter dem Spiel des Zufalls in ihrer ferneren Erziehung völlig schrankenlos überlassen bleiben.

Von allen diesen Erziehungsfragen drängt sich die letztgenannte als die brennendste zunächst hervor. Mit dreizehn oder vierzehn Jahren treten alljährlich gegen eine Million deutscher Knaben aus der Schule, und vom ersten Tage, wo sie zumeist wohlgeartet, an Disziplin und Ehrfurcht gewöhnt, das schützende Dach ihres bisherigen Erziehungsheimes verlassen, sind die allermeisten in dem bitteren Kampfe des nun beginnenden Erwerbslebens in Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft beinahe schutzlos den zersetzenden Einflüssen preisgegeben. Sie haben gelernt: du sollst das Vaterland lieben, du sollst ihm dienen mit allen deinen Kräften, zu einer Zeit, wo sie das Vaterland höchstens als geographischen Begriff erfassen konnten, und wo ihnen noch jede Möglichkeit fehlte, an sich selbst zu erfahren, was sie dem Vaterlande schulden, und was es heiße, ihm mit Bekämpfung ihrer Selbstsucht zu dienen. Nun treten sie unter die erwachsenen, vom Egoismus erfüllten Menschen, meist nichts vom Leben gewärtigend, als was sie mit eigener Faust erkämpfen. Ist die Arbeit, die sie zu verrichten haben, eine mechanische, freudlose, wie in den meisten Industrien, so überwuchert alsbald die niedere Genußsucht alle von der Schule kaum entfachten sittlichen Regungen. Denn jeder Mensch leidet unter dem Hunger nach Freude, und findet er sie weder in der Arbeit noch in den geistigen Schätzen der Nation, so sucht er sie in der Befriedigung seiner dunklen Triebe. Ist dagegen die Arbeit anregend, wie in den meisten übrigen gelernten Berufen, so entwickelt sie gerade bei den tüchtigsten das heiße Streben, vorwärts zu kommen auf dem Felde des Berufs, die Berufsgenossen zu übertreffen und in dem heißen Konkurrenzkampf der Sieger über die anderen zu werden. In jedem Falle verschwindet bei Tausenden und aber Tausenden das noch so schwach eingeprägte wahre Bild des Vaterlandes aus der mit so ganz anderen Dingen sich füllenden Seele des Knaben, zumal da bis zur eintretenden Wehrpflicht vielfach jede Anregung fehlt, einem großen Ganzen sich unterzuordnen und ihm zu dienen. Ja, an die Stelle des alten Bildes suchen die politischen Parteien in ihrem unermüdlichen Streben, die Zahl ihrer Anhänger zu vergrößern, ein Neues, völlig anders Geartetes zu setzen, und bei der Unerfahrenheit der Jugend zumeist mit Erfolg.

Wir würden Unrecht tun, wollten wir diese Parteien darob tadeln, wenn sie das goldene Kalb ihres politischen Schemas auf den leergewordenen Thron im Herzen der Jugend zu erheben suchen. Aber tadeln muß man um so bitterer, daß die Berufenen im Staate sich nur wenig darum gekümmert haben, den jungen Mann zu befähigen, die mannigfachen Belehrungen aller sich andrängenden Freunde zu erwägen und zu prüfen. Hier muß vor allem der erste Hebel eingesetzt werden, und diese Forderung allein müßte schon genügen, die Regierungen zu veranlassen, in Pflichtschulen bis zum achtzehnten Lebensjahre jene Höhe und Kraft der Einsicht zu entwickeln, auf daß nicht die Massen schutzlos den Lockungen der falschen Propheten preisgegeben sind.

Heute ist die Errichtung und Ausgestaltung von Fortbildungsschulen in den deutschen Landen im wesentlichen unter die Einsicht und in das Belieben der Gemeinden oder gar privater Verbände gesetzt; nur in wenigen und in kleinen Staaten ist sie Regierungssache geworden. Heute ist beinahe die einzige treibende Kraft für ihre Gründung der wirtschaftliche Egoismus des Landes oder der Gemeinde, und ihr ganzer innerer Ausbau geht nur so weit, als der wirtschaftliche Kampf mit den Nachbarstaaten und Nachbargemeinden ihr nützlich und notwendig erscheinen läßt. Daß über diesem Nützlichkeitsgrunde der höhere Gesichtspunkt der Staatswohlfahrt die ganze Schulgestaltung durchdringen muß, kommt nur wenig in den mannigfachen Schulen dieser Art, die Deutschland besitzt, zur Erscheinung. Im Gegenteil, gerade die typischen und von den Regierungen selbst für Gewerbe und Industrie, für Handel und Landwirtschaft errichteten und oft reich ausgestatteten Unterrichtsanstalten lassen in ihren Unterrichtsplänen nur schwach den Gedanken erkennen, daß der Staat nicht bloß tüchtige Arbeiter, sondern auch sonst brauchbare Staatsbürger benötige, Bürger, die erfüllt sind von der Einsicht in die Aufgaben des Staates und dem Willen, dieser Aufgabe zu dienen.

Man kann nun die Frage erheben, ist es denn überhaupt möglich, die mangelhaft vorgebildeten Massen in einer spärlich bemessenen Unterrichtszeit, die noch dazu durch mancherlei andere wichtige Dinge in Beschlag genommen werden muß, überzeugend über den Zweck und die Aufgaben des Staates und über die Pflichten und Rechte des einzelnen in ihm zu belehren? Die Antwort darauf ist schon gegeben, wenn wir erwägen, daß viele Tausende heute schon darüber mit Erfolg belehrt werden, aber nicht von objektiven Lehrern, sondern von Parteiführern und Parteiblättern aller Art, die mit allen Mitteln sich bemühen, daß ihre Anschauungen vom Wesen des Staates und seinen Aufgaben in die Massen einziehen.

Indem wir aber darauf unser Augenmerk lenken, erkennen wir zugleich, nach welcher Methode wir verfahren müssen, um die Aufgabe auch unsrerseits zu lösen. Nicht die Einführung eines Unterrichts in Verfassungskunde, Volkswirtschaft, Gesetzeskunde, Ethik, nicht gelehrte Sprüche und abstrakte Definitionen sind es, durch die wir das Interesse des Schülers zu fesseln vermögen, sondern immer und überall muß es ein Unterricht sein, der an das historisch Gewordene und Werdende anknüpft und in allerdings systematischer Entwicklung an hundertfältigen, lebensvollen, konkreten Beispielen die Entwicklung der wichtigsten sozialen Fragen, die Bedeutung des Interessenkampfes zwischen Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, die Entstehung der großen Handels- und Verkehrsfragen, die Bedeutung militärischer und politischer Macht in dem Daseinsstreit der Nationen, die wirtschaftliche Abhängigkeit nicht bloß der einzelnen Berufe im Staate von dem Wohl und Wehe der anderen Berufe, sondern auch der Staaten untereinander, die zerstörende Wirkung der Selbstsucht und des Mangels an gesundem politischen Sinn aufdeckt, und der zeigt, wie gewisse bürgerliche Tugenden, politisches Verständnis und Nationalbewußtsein oft kleine und schwache Staaten aufrecht erhält, während große, mächtige Reiche ohne diese Eigenschaften unfehlbar und zugleich mit dem Glück und Wohlergehen ihrer Bewohner zugrunde gingen. Dabei würde immer der beste und am leichtesten verständliche Weg derjenige sein, der sich an die Entwicklungsgeschichte und den Entwicklungskampf aller der Fragen hält, die uns heute beschäftigen, und der jenen unseligen Wahn des internationalen Weltbürgertums in einer Zeit, wo überall noch unter den Staaten das grausame Gesetz des Mächtigeren herrscht, mit Hunderten von Beispielen zu zerreißen imstande ist.

Um dieses einzigen Unterrichtes allein willen müßte der moderne Staat mit Rücksicht auf seine Selbsterhaltung die Schulpflicht der Jugend in irgend einer Weise bis in ein reiferes Alter zwangsweise verlängern, bis in ein Alter, wo die jugendliche Reife infolge der persönlichen Erfahrungen, die ihr das praktische Leben inzwischen gegeben hat, kein Hindernis mehr bildet, jene Einsicht zu gewinnen, die hier nottut. Als im Jahre 1894 den Gemeinden des

Digitized by Google

Kanton Waadt das Recht eingeräumt wurde, allenfalls die Werktagsschulpflicht mit dem fünfzehnten Lebensjahre aufhören zu lassen, haben sich von 388 Gemeinden des Kantons 319 für die Befreiung der Kinder erst nach dem zurückgelegten sechzehnten Lebensjahre entschieden. In ähnlicher Weise haben die Gemeinden der Kantone Bern und Genf bei der Bemessung ihrer Schulpflichtszeiten einsichtsvoll gehandelt, und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dieser Kantone ist nicht nur nicht gesunken, sondern hat sich allenthalben wesentlich gehoben. Es liegt mir heute fern, an die deutschen Regierungen die gleichen Forderungen zu richten, wiewohl in reinen Industriebezirken von einer Verlängerung der Werktagsschulpflicht, und sei es auch nur einer halbtägigen, die beste Lösung der Frage zu erwarten wäre. Aber die eine Minimalforderung, es nicht in das Belieben der Gemeinden zu stellen, sondern reichsgesetzlich zu regeln, daß für die ganze Lehrlingszeit der Besuch einer ausreichend organisierten Fortbildungsschule den Lehrlingen zur Pflicht gemacht werde im Interesse der staatsbürgerlichen Erziehung, läßt keine Verschiebung auf spätere Zeiten mehr zu. Sie ist im Hinblick auf unsere vorausgehenden Erörterungen so selbstverständlich, wie es die allgemeine Werktagsschulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht im Interesse der Erhaltung des Vaterlandes längst geworden ist.

Wie diese obligatorische Fortbildungsschule im einzelnen zu organisiern ist, wollen wir hier im allgemeinen nicht erörtern. Tausende von wackeren und einsichtsvollen Männern haben heute schon dem Ausbau dieser Schulen, wenn auch vorwiegend im rein wirtschaftlichen Sinne, ihr Augenmerk zugewendet, und in vielen deutschen Städten, ja selbst in Landgemeinden hat sie ihren Einzug gehalten. Auch ist die Art der Ausgestaltung wohl kaum irgendwie allgemein festzulegen; die Industrie braucht andere Schulen wie Handel und Gewerbe, und diese wieder andere wie die Landwirtschaft. *Nur eines brauchen sie alle gleich: eine genügende Schulzeit*, und zwar quantitativ wie qualitativ, um gegenüber den zahlreichen übrigen Einflüssen, denen der Lehrling ausgesetzt ist, die nötige Macht über Kopf und Herz des Schülers zu gewinnen. Schon haben wir in München wenigstens während der fünf Wintermonate in einer Reihe von Gewerben den Lehrling *täglich zwei Nachmittagsstunden* im Unterricht, ohne daß wir ihn im Sommer völlig freigeben. Wir entlassen auch keinen, ehe er nicht seine Lehrzeit vollendet hat. Was in dieser Stadt von beinahe 600,000 Einwohnern möglich ist, muß überall im deutschen Lande möglich sein, ja, in den unzähligen Landgemeinden könnte der Winter noch intensiver für unsere Zwecke ausgenützt werden.

Und *noch eines* haben alle diese Fortbildungsschulen *notwendig: ein großes, einheitliches Ziel*, das all die mannigfaltigen Organisationen wie aus einem Gusse gestaltet. Heute ist es zum Losungswort, ja zum Schlagwort geworden, daß diese Schulen nach *dem Berufe* zu organisieren seien. Gewiß! Aber nach dem *höchsten* Berufe, den alle Bewohner des Staates ohne Ausnahme haben, nach dem Berufe des *Staatsbürgers*. Wir kommen damit in keinerlei Widerspruch mit jenen, die für den Handwerker sein Handwerk, für den Bauern die Landwirtschaft, für den Kaufmann den Handel in das Zentrum des gesamten Unterrichts stellen. Aber es gibt einen Landwirtschafts-, einen Handels-, einen Gewerbe-, einen Industriebetrieb *ohne* Rücksicht auf die vaterländischen Interessen und einen solchen *mit* Rücksicht darauf. Diesen letzteren aber meinen wir, wenn wir sagen: nicht der Beruf, sondern die Erziehung zum Staatsbürger bildet den Mittelpunkt des Unterrichts. Und an diesen Betrieb[1]) wollen wir die Erkenntnis vom Wesen des modernen Staates und seinen Aufgaben und die mannigfache Verflochtenheit der Interessen des einzelnen mit den Staatsinteressen angeknüpft und mit ihm auf das engste verflochten wissen.

Tritt nun der Jüngling aus der Zwangsfortbildungsschule aus, so bleiben im allgemeinen noch zwei bis drei Jahre bis zum Eintritt in den Waffendienst unausgenützt in Hinsicht auf die staatsbürgerliche Erziehung, die erst mit dem Eintritt in den Waffendienst, wenn auch nun in ganz anderer und nicht immer genügender Art und Weise, wieder einsetzt. Diese Lücke wenigstens für die Tüchtigen auszufüllen, erscheint dringend geboten. Zwar sind auch hier im Deutschen Reiche die Anfänge vorhanden in den Fach-, Handwerker- und Kunstgewerbeschulen für *freiwilligen* Besuch. Aber kaum eine einzige dieser Schulen[2]) im Reiche ist bis heute auf den Gedanken gekommen, in ihren Unterrichtsplan andere Dinge aufzunehmen als solche, die den jungen Mann technisch und allenfalls kaufmännisch brauchbar machen. Ja, wenn man heute die Forderungen erhebt, auch für die staatsbürgerliche Erziehung an diesen Schulen Rechnung zu tragen, so begegnet man zumeist einem lächelnden Blick und vernimmt die naive Antwort: „Der tüchtige Arbeiter, der tüchtige Künstler, der tüchtige Kaufmann nützt dem Vaterlande am besten dadurch, daß er seinem Berufe mit Verständnis obliegt und sich um andere Dinge nicht viel kümmert.“ Wenn das im modernen Staate nur wahr wäre! Gerade je tüchtiger einer ist, um so notwendiger bedarf der Staat oder die Gemeinde seiner in Tausenden von wirtschaftlichen und sozialen Fragen, von Bildungs- und Kunstfragen, und um so wichtiger ist es, daß er in schwierigen Zeiten, in den Zeiten innerer Kämpfe, nicht ruhig und gelassen dem Getriebe der Massen ferne steht, sondern daß ihn die großen Fragen des Staates ebenso interessieren wie seine Privatangelegenheiten.

Wollen wir der bisher vom Staate selbst großgezogenen Gleichgültigkeit mit Erfolg begegnen, so ist es unerläßlich, daß auch in allen Fach-, Handwerker- und Kunstgewerbeschulen ein Unterricht über Wesen und Aufgaben des Staates als unerläßlicher Bestandteil der Gesamtorganisation angegliedert wird wie an den Fortbildungsschulen. Denn eine Schule, die keine Minute des Tages ein anderes Interesse zu wecken sucht als das Erwerbsinteresse, als den Drang, dereinst als tüchtiger Arbeiter einen möglichst großen Vorsprung vor anderen im wirtschaftlichen Kampfe zu erringen, ist keine Erziehungsstätte für staatsbürgerliche Tugenden. Die durch sie genährte Kraft und der durch sie großgezogene rücksichtslose Egoismus schadet im Staatsverbande nicht bloß den anderen Berufen, sondern immer schließlich auch sich selbst. Ich habe die feste Ueberzeugung, hätten wir vor dreißig Jahren, als uns die Augen aufgingen, über die Notwendigkeit einer staatlichen und gemeindlichen Fürsorge um die gewerbliche, technische, kaufmännische, landwirtschaftliche, künstlerische Erziehung uns energisch auf den höheren Standpunkt gestellt und von vornherein entschlossen, für das ganze Reich die nötigen Einrichtungen zu schaffen, so würden heute auch die politischen Parteien eine weitaus größere Zahl von Einigungspunkten haben als sie jetzt besitzen, und nicht zum Schaden unserer wirtschaftlichen und sozialen Wohlfahrt.

Daß an den erwähnten Schulen solche Einrichtungen notwendig und möglich sind, zeigen uns Frankreich und die Schweiz. Im Unterrichtsprogramm der Kunst- und Handwerkerschule zu Bern ist schon vor zehn Jahren ein Kursus über *Vaterlandskunde* eingeführt worden. Neben gelegentlicher Wiederholung aus der politischen Geschichte des Vaterlandes erstreckt er sich vor allem auf Betrachtungen über den Gemeinde-, Kantons- und Bundeshaushalt, über die Tätigkeit der gesetzgebenden, administrativen und richterlichen Behörden, über Rechte und Pflichten des Schweizer Bürgers, über die Produktionsfähigkeit des Landes, über dessen Gewerbe und Industrie, über die Handelsbeziehungen zum Ausland. Als im Jahre

[1]) Vgl. hierüber meine Schrift: „Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend (Erfurt, Villaret), 27. Heft der Jahrbücher der Kgl. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

[2]) Bis jetzt hat einzig und allein die Lehrlingsfortbildungsschule der kaiserlichen Torpedowerkstatt in Friedrichsort einen staatsbürgerlichen Unterricht in dem von mir erörterten Sinne seit zwei Jahren eingeführt.

Digitized by Google

1894 der Unterricht zum erstenmal einsetzte, konnte nur eine Klasse mit 23 Schülern gebildet werden; schon vier Jahre später, zur Zeit meines Besuches dieser Schule, war die Zahl der Klassen auf 11 und die der Schüler auf 300 angewachsen. In Frankreich besteht, wie alle Deutschen wissen, die mit den großen Erziehungsfragen unseres Volkes sich befassen, kaum eine Fachschule, kaum eine Lehrwerkstätte, die nicht neben vaterländischer Geschichte instruction civique, droit usuel und économie politique in ihr Lehrprogramm aufgenommen hätte.

Was aber tun wir in Deutschland? Wir sind noch nicht einmal so weit gekommen, daß wir ausnahmslos von allen Schülern dieser Anstalten verlangen, wirtschaftlich und kaufmännisch denken, schreiben und rechnen zu lernen. Diese Schulen im Sinne der staatsbürgerlichen Erziehung auszunützen, ist in Deutschland überhaupt noch niemand eingefallen. Und dabei klagen die Politiker über den Mangel politischer Einsicht ihrer Mitbürger; gerade als ob die Einsicht von selbst geflogen käme wie die gebratenen Tauben im Lande der Schlaraffen! Und dabei wundern wir uns über die Kälte und politische Teilnahmslosigkeit so vieler, sonst ganz tüchtiger Menschen; als ob man mit Eisblöcken Hochöfen schüren könnte! Und dabei schmähen die Heißblütigen auf die beschränkte Gläubigkeit der von falschen Aposteln verführten Menge, als ob man die Niederungen anders vor Ueberschwemmung schützen könnte, außer durch starke Dämme! Nein, hier nützt kein Klagen, kein Betroffensein, kein Schmähen! Hier nützt nur Handeln, rasches, energisches, zielbewußtes Handeln! Jeder, der freiwillig im Interesse der Ausbildung seiner persönlichen Tüchtigkeit eine Lehrwerkstätte, eine Kunstgewerbeschule, eine Fachschule, eine Handwerkerschule besucht — und es sind deren heute schon ungezählte Tausende im Deutschen Reiche —, hat unbedingt neben allen Kursen, zu denen er sonst zugelassen wird, einen Kurs zu besuchen bei Vermeidung des Ausschlusses von allen übrigen, denjenigen nämlich, der den staatsbürgerlichen Unterricht übernommen hat. Und zu Lehrern dieser Kurse sind Männer zu bestellen mit weitgehender Geistes- und Herzensbildung und warmer Vaterlandsliebe; denn wenn irgendwo Weisheit und Klugheit, Besonnenheit und Wärme, Gründlichkeit und Wissen, Ruhe und Unparteilichkeit notwendig ist, so bedarf dieser Unterricht sie am notwendigsten. Mögen die Regierungen sich rasch entschließen zu dieser Tat, nachdem sie so lange, viel zu lange gezaudert haben. Sie fordert überdies kaum nennenswerte Opfer, sie fordert nur eine mutige Obrigkeit mit einem festen, klaren Willen.

(Schluß folgt.)

Schutz den Schwachsinnigen.

Kriminalanthropologische Bemerkungen.

Von Prof. Dr. Max Flesch (Frankfurt a. M.).

Wiederholt ist in der letzten Zeit im Anschluß an Berichte über militärgerichtliche Verhandlungen wegen fortgesetzter Mißhandlungen von Soldaten, die sich später als schwachsinnig herausstellten, darüber Klage geführt worden, daß solch Unglückliche unbeanstandet zur Dienstleistung eingezogen und dadurch zum Opfer ihrer unverschuldeten Ungeschicklichkeit werden konnten. Solche Fälle sind immer beklagenswert; sie sind darauf zurückzuführen, daß den zur Ausbildung der Rekruten berufenen Unteroffizieren, die ja keineswegs eine große pädagogische und psychologische Vorbildung durchgemacht haben, die Erkenntnis für die geistige Minderwertigkeit einzelner ihrer Zöglinge abgeht. Zwischen der noch eben ausreichenden Leistungsfähigkeit des einen und der nicht mehr die Grenze der normalen Ausbildungsfähigkeit erreichenden des andern liegt aber nur der Abstand einer fast unmerklichen Nuance, die rechtzeitig zu beobachten oft nur ein günstiger Zufall ermöglicht. Werden aber hier die Betroffenen das Opfer mangelhafter Erkenntnis einzelner, selbst ungenügend vorgebildeter Individuen, so wird im bürgerlichen Leben eine nicht kleine Gruppe unglücklicher Schwachsinniger zum Opfer ungenügenden Verständnisses der Gesamtheit, das sich in Lücken der öffentlichen Rechtseinrichtungen dokumentiert. Bestrebungen zur Ausfüllung dieser Lücken treten uns in den Verhandlungen über die Einführung des Begriffes der geminderten Zurechnungsfähigkeit in das Strafrecht entgegen; es wird damit versucht, nachdem der Schwachsinnige ein Opfer seiner Minderwertigkeit geworden ist, zu verhindern, daß er weiter sinke. Mußte es aber überhaupt erst so weit kommen? Lag nicht in vielen Fällen die Möglichkeit vor, ihn vor den Folgen seiner Schwäche zu schützen? Ist es nicht ein und dieselbe Lücke der gesellschaftlichen Organisation, welche es ermöglicht, daß Schwachsinnige, ohne daß ihre Minderwertigkeit erkannt ist, als vollwertig in das Militär eingereiht werden, daß eben diese dem Kampf ums Dasein im bürgerlichen Leben preisgegeben werden?

Wenn wir dem angeborenen Schwachsinn eine wichtige Rolle in der Kausalität der Abweichungen aus dem normalen Geleise des bürgerlichen Lebens zuschreiben, so bleiben wir durchaus im Rahmen einer allgemein anerkannten Auffassung. Nicht als ob wir jedes Verbrechen, jede serielle Extravagonz auf diesem Wege der persönlichen Verantwortlichkeit entziehen wollten. Es würde den Rahmen dessen, was wir hier erörtern wollen, überschreiten, wenn wir ausführen wollten, wie in jedem einzelnen Fall es der Prüfung bedarf, ob eine Handlung mehr in den sie herbeiführenden äußeren Verhältnissen, ob sie in der inneren Schwäche des Unterscheidungsvermögens bei dem in eine schwierige Lebenslage gelangten Individuum ihre Erklärung findet. Die Möglichkeit, diese Prüfung vorzunehmen, ist ja im Gesetz vorgesehen; leider kommt sie aber nur selten zur Ausführung; und das obendrein nur allzu oft unter Umständen, die nicht geeignet sind, ihre Berechtigung und Notwendigkeit verstehen zu lassen. Sie ist erfolgt in dem bekannten Prozeß des Prinzen Arenberg, in dem der Gräfin Seckendorff; sie ist unterblieben — wenigstens soweit die Oeffentlichkeit in den Prozeßverhandlungen davon erfahren konnte — im Falle des Raubmörders Kneißl. Hier läßt das fortschreitende psychologische Verständnis der Richter, das sich in der zunehmenden Häufigkeit der Ueberführung überführter Verbrecher zur Beobachtung ihres Geisteszustandes kundgibt, die Herbeiführung des Ausgleichs zwischen dem öffentlichen Rechtsbewußtsein und der richterlichen Beurteilung des einzelnen Falles erwarten. Jedenfalls haben aber schon jetzt die Anschauungen der an den Namen und das Vorgehen Lombrosos anknüpfenden kriminalanthropologischen Bestrebungen so weit Boden gefaßt, daß die vorwiegende Beteiligung geistig minderwertiger Individuen an der Kriminalität bei den Männern, an der Prostitution bei den Frauen als anerkannte Tatsache zum Ausgangspunkt weiterer Erwägungen und Forderungen angenommen werden kann.

Das Problem, dessen Behandlung hier versucht werden soll, ist der Schutz der Schwachsinnigen vor den Folgen ihrer Minderwertigkeit. Nicht von der Behandlung des eingetretenen Unglückes, also dem prozessualen Rechtsschutz u. s. f., sondern von der vorbeugenden Sicherung vor erfolgtem Fall werden wir sprechen. Die Schwierigkeit dieses Problems liegt darin, daß bei jedem Versuch des Vorgehens in dieser Richtung die Gefahr besteht, die persönliche Freiheit des Individuums angetastet zu sehen, ehe dasselbe der Gesellschaft durch schädliches Handeln gefährlich geworden ist, ehe es ihr also selbst das Recht gegeben hat, sich bedroht zu sehen. Mit vollem Recht würde man an die Lettres de cachet des 18. Jahrhunderts erinnert werden, wenn man etwa ohne ernsteste Begründung fordern wollte, daß eine vorbeugende Freiheitsentziehung gegen bisher unbestrafte Leute statuiert werden sollte. Die Schwierigkeit, die hier herantritt, ist noch nicht einmal bezüglich unzweifelhafter Geisteskranker gelöst; wie soll es werden, wo es sich nicht um ausgesprochene Krankheit,

sondern um geringe quantitative Abweichungen von der Norm handelt? Nur ein Beispiel möge das hier illustrieren; jeder Arzt, jeder Polizeibeamte wird deren aus seiner Erfahrung beibringen können. Eine Frau kommt verzweifelt zum Arzt, weil ihr Mann sie mit dem Messer bedroht hat; die Polizei, an die sie sich vorher gewandt hat, hat den Mann zur Verwarnung vorgeladen; weiteres konnte sie nicht tun. Aus den Schilderungen der Frau ging klar hervor, daß der Mann an Verfolgungsideen im Zusammenhang mit beginnender Gehirnerweichung leidet. Aber er hatte noch nichts Gemeingefährliches getan; die Drohung mit dem Messer bei einem Schlächter wird nicht so ernst genommen; daß er in der letzten Zeit geschäftlich nicht ganz das geleistet hat wie früher, ließ sich nicht als Beweis gegen ihn anführen. Polizei und Physikat, von dem Arzt angerufen, erklären sich außer stande, einzugreifen. Sie überlassen es dem Arzt, zu versuchen, ob er den Mann veranlassen kann, freiwillig die Irrenanstalt aufzusuchen. Also erst mußte ein Unglück geschehen sein, ehe geholfen werden konnte. Ein eigenartiges Gespräch entwickelt sich zwischen dem Manne und dem Arzt; während ersterer — in seiner Wohnung, nicht im Geschäftslokal — beständig mit dem spitzen Schächtmesser herumfuchtelt, in den Reden wiederholt bedenkliche Entgleisungen in der Richtung seiner Verfolgungsideen zeigend, überredet ihn der Arzt, sorgfältig darauf achtend, daß in der ganzen Zeit der Tisch zwischen ihm und dem Kranken bleibt, mit ihm zu fahren. In der Irrenanstalt angelangt, wird der Kranke von zwei kräftigen Wärtern gefaßt, noch gerade recht, um verhindert zu werden, daß er von einem der in seinen Taschen gefundenen Messer Gebrauch macht; schon nach wenigen Monaten erlag er seiner Krankheit. Für den beteiligten Arzt ist der glückliche Ausgang des Abenteuers eine Erinnerung, die lebhaft an den Ritt über den gefrorenen Bodensee mahnt. Eigentlich war das Gesetz verletzt; ein Unglück war aber unzweifelhaft dadurch vermieden worden, daß der Leiter der Irrenanstalt sich zur Aufnahme des Kranken ohne die vorgeschriebenen Präliminarien bereit gefunden hatte. Mit dem behandelnden Arzt war er sich klar, daß es sich um einen gemeingefährlichen Menschen handelte. Die Schwachsinnigen aber, von denen wir hier handeln, brauchen keineswegs unmittelbar gemeingefährlich zu sein; vielleicht werden sie das überhaupt nicht; vielleicht müssen sie nur vor sich selbst geschützt werden. Vielleicht liegt die Entrechtung der Entmündigung nur in ihrem eigensten Interesse, insofern sie ermöglicht, sie davor zu schützen, daß sie als Rekruten für die Ausbildung ihrer Kompagnie ein Hemmnis und deshalb ein Objekt der Schuhriegelung seitens der „alten Leute“ werden. Ihnen diesen Schutz angedeihen zu lassen, fehlen aber bisher alle Handhaben, und zwar selbst dann, wenn die psychische oder moralische Minderwertigkeit erkannt ist!

Ein dem praktischen Leben entnommenes Beispiel möge zunächst als Illustration dienen, zu welchen Konsequenzen der fehlende Schutz der Minderwertigen führt. Der Sohn einer aus kleinen Verhältnissen durch energische Arbeit zu Wohlstand gelangten Familie konnte von früher Jugend an in der Schule nicht gut mitkommen. Weil man das auf ungenügende Aufsicht seitens der kränkelnden Mutter zurückführte, wurde der Knabe einem Institut übergeben, in welchem er unter Leitung eines vorzüglichen Lehrers, in dessen Familie er wohnte, die Schulzeit absolvierte. Zur Ausbildung für seinen Beruf bezog er eine Hochschule. Dort schien alles gut zu gehen; die Zeugnisse lauteten stets befriedigend. Plötzlich blieben alle Nachrichten durch mehrere Wochen aus; endlich kam ein Brief von einem anderen Ort, in dem er mitteilte, daß er wegen eines Vergehens bestraft und relegiert worden sei. Weitere Nachforschungen ergaben, daß die leider bereits verbüßte Bestrafung unter ganz eigentümlichen Umständen erfolgt war, die nur aus einem gänzlichen Mangel von Verständnis für das Vorgegangene erklärt werden konnten. Der junge Mann hatte in einem Laden, in dem er öfter Einkäufe zu machen pflegte, einen Gegenstand, den er recht wohl bezahlen konnte, im Augenblick einer vorübergehenden Abwesenheit des Ladeninhabers sich eingesteckt. Als er deshalb verhaftet wurde, ließ er alles über sich ergehen; nicht einmal an die Möglichkeit, einen Verteidiger zu nehmen, hatte er gedacht. Und seitens des Richters geschah nichts, um ihn auf sein Recht hinzuweisen. Erst durch den Zeitungsbericht über die Gerichtsverhandlung hatten seine Lehrer das Vorgegangene erfahren. So kam es, daß er abgeurteilt wurde, ohne daß irgend jemand sich seiner annahm, ohne daß die Frage, ob er die Entwendung in einem epileptischen Dämmerungszustande begangen hatte (die wahrscheinliche Erklärung), oder ob man, da jedes Motiv fehlte, an Kleptomanie denken müsse, überhaupt nur geprüft wurde. Auf Anraten des Hausarztes der Familie wurde versucht, das Versäumte nachzuholen. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens wurde abgelehnt. Die Begründung dafür ist mir nicht bekannt. Indessen sprach manches dafür, weiteres Aufsehen zu vermeiden. Es wurde unter der Gunst mancher Umstände ermöglicht, daß der junge Mann zunächst, ohne daß irgend jemand in seiner Heimat von dem Vorgegangenen erfuhr, anderwärts seine Studien fortsetzen durfte. Auf Drängen des Arztes wurde indessen ein weiterer Schritt versucht: Der junge Mann sollte entmündigt werden. Vieles aus der Vorgeschichte hatte der Arzt veranlaßt, darauf zu drängen. Eine Reihe von Anwälten wurde konsultiert. Einstimmig erklärten sie das für unmöglich. Das vorangegangene Vergehen war zu unbedeutend, um daraus eine Gemeingefährlichkeit zu konstruieren. Erst mußte er etwas Ernstes getan haben, wenigstens wiederholt rückfällig geworden sein, ehe ein so eingreifender Schritt statthaft war. Heute, die Zeit ist eine ganz kurze, ist das Schicksal des armen Teufels besiegelt. Er ist, trotz alles Eintretens seines Vaters, der die größten Opfer gebracht hat, in die Verbrecherlaufbahn eingetreten, aus der es kein Zurück gibt.

Das Bild, das wir hier gezeichnet haben, ist kein vereinzeltes. Es wiederholt sich tagtäglich in der Lebensgeschichte des wiederholt rückfällig gewordenen Sträflings. Für den Moralphilister ist es schnell erledigt: „C'est le premier, pas qui coute. Nach dem ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn kann das ja nicht wundernehmen. Schlechte Gesellschaft, Ausschweifung, Liederlichkeit führen bergab.“ Warum kann aber, wo einmal die mangelnde Widerstandsfähigkeit gegen innere und äußere Verführung erkannt ist, nichts geschehen, um den Betroffenen vor den Folgen seiner Schwäche zu schützen? Die Unglücklichen, von denen wir handeln, sind keineswegs unfähig, in gewissem Sinne innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung aufrecht gehalten zu werden. Es ist interessant, zu sehen, wie sie, unter geeigneter Ueberwachung, in ihrer Art und in ihrem Kreis nützliche Glieder der Gesamtheit werden können. Aus den Akten über Sträflinge, die ich anatomisch zu untersuchen in der Lage gewesen bin, erinnere ich mich einer verhältnismäßig jung gestorbenen Gefangenen, die über hundert Bestrafungen durchgemacht hatte. So lange sie im Zuchthaus weilte — d. h. in der größten Zeit ihres Lebens —, war sie durch vorzügliche Führung ausgezeichnet, derart, daß sie jedesmal, sobald es die reglementarische Frist erlaubte, von den eigentlichen Sträflingsarbeiten zu Beschäftigungen in der Küche oder Wäscherei versetzt wurde. Ihre letzte Bestrafung hatte sie sich zugezogen, als sie, aus dem Zuchthaus entlassen, auf dem Wege, einige Häuser von dem Zuchthaus entfernt, sich an einem Fenster ausliegende Wäsche angeeignet hatte. Eine nach ihrem Tode gefundene Mißbildung des Gehirnes gab eine vielsagende Aufklärung. Warum mußte dies haltlose Geschöpf immer wieder der Freiheit gegeben werden, die sie nur gegen sich selbst zu gebrauchen imstande war? Im Rahmen einer Anstalt für Schwachsinnige, meinethalben für schwachsinnige Verbrecher, wäre sie unschädlich, vielleicht als Gehilfin der Anstalt nützlich gewesen.

Man wende nicht ein, daß es praktisch untunlich wäre, alle hier in Betracht kommenden Schwachsinnigen auf Gemeinde- oder Staatskosten zu verpflegen. Tatsächlich geschieht das ja in ausgedehntem Maße. Alljährlich lesen wir in den Berichten über die Ergebnisse der Strafanstalten, daß der Prozentsatz der in ihnen weilenden rückfälligen

Sträflinge weitaus die Mehrheit ihrer Insassen bildet. Mit kurzen Unterbrechungen verbringen sie dort ihr Leben, um schließlich ihr decrepites Greisenalter, falls sie nicht im Zuchthaus sterben, in einem Siechenhaus, d. h. wieder in öffentlicher Pflege, zu beschließen. Aber einen großen Vorteil hätte doch die kontinuierliche Unterbringung in eigenen Anstalten für schwachsinnige oder wiederholt rückfällige Verbrecher. Die Untersuchungen der kriminalanthropologischen Schule, mag man von der Determinationstheorie denken wie man will, haben eines gelehrt: Ein großer Teil der Verbrecher, und zwar gerade der schwachsinnigen Verbrecher, entstammt selbst degenerierten, trunksüchtigen, epileptischen Eltern. Die Verbrecherfamilie ist leider kein blaß theoretischee Begriff. Zolas „Rougon Macquard" sind typische Gestalten. Ich könnte leicht Parallelen über solche Häufungen von Verbrechen und Degeneration aller Art innerhalb derselben Familie aus eigener Kenntnis beibringen. Die aus der Haft in die Freiheit gelangten Insassen der Zuchthäuser werden zu Vätern neuer determinierten Zuchthäusler. Die kontinuierliche Unterbringung der unheilbaren Rückfälligen wäre nicht nur ein Schutz der Gesellschaft für den Moment, sondern ein vorbeugendes Mittel für die Zukunft.

Schon damit bin ich von dem Gebiet abgekommen, das ich eigentlich behandeln wollte. Bisher versagt bezüglich der Prophylaxe das Rüstzeug der Gesetzgebung vollständig. Und doch ist die Behandlung der Frage keineswegs gegenstandslos. Um die Minderwertigen vor sich selbst, um die Gesellschaft vor ihnen schützen zu können, müssen sie vor allem als das, was sie sind, erkannt sein. Nach dieser Richtung sind wir aber in dem letzten Jahrzehnt um ein gutes Stück weiter gekommen. Die Einführung ärztlicher Untersuchungen in den Schulen, die Schaffung fester Schularztstellen bedeutet hier einen gewaltigen Fortschritt. Seitens der Lehrer ist bereits die psychologische Beobachtung der Schüler wesentlich vorgeschritten. Aus den gemeinsamen Feststellungen beider, der Aerzte und der Lehrer, wird es möglich sein, gar manchen, der bisher der schiefen Ebene des Verbrechertums verfallen war, in geordnete Bahnen zu bringen, wenn rechtzeitig die Unterbringung in eine Lebenslage bewerkstelligt werden kann, die Verführung und Angriffe im Kampf ums Dasein ausschließt. Die Aufnahme psychologischer Daten in die jetzt schon vielenorts eingeführten Zählbogen über das körperliche Verhalten der Kinder in der Schulzeit wird wertvolles Material liefern, an dessen Hand man bei eintretenden Anlässen in der Lage sein wird, die geistige Voll- oder Minderwertigkeit festzustellen. Die Vorlage dieses Materials bei gerichtlichen Verhandlungen wird genügen, um eine Verurteilung, wie die des seither zum Verbrecher gewordenen jungen Mannes, so zu gestalten, daß ihm wie der Gesellschaft Schutz vor seinen Rückfällen zuteil wird. Gelingt es vollends, die Fortbildungsanstalten und die Militärbehörden zur Beteiligung an der Ausgestaltung des gesundheitsgeschichtlichen Materials heranzuziehen, so wird ein erheblicher Teil der Unglücklichen, aus welchen sich heute Kriminalität und Prostitution rekrutieren, einem besseren Lose entgegengeführt werden.

Als vor etwa dreißig Jahren die moderne kriminalanthropologische Bewegung einsetzte, ist man ihr fast überall mindestens skeptisch gegenübergetreten. Es ist nicht ohne Wert, daran zu erinnern, daß unter den noch lebenden Juristen jener Zeit einer, Professor Liszt, von vornherein dem Auftreten der neuen Strömung ernste Beachtung gewidmet hat. Fast zweifle ich, ob sich der gefeierte Führer der heutigen Strafrechtspflege der freundlichen Worte erinnert, mit welchen er sich über die von mir damals veröffentlichten Studien über anatomische Befunde an Verbrechern in einem Briefe geäußert hat. Nicht alle Juristen haben den neuen Bestrebungen in dieser Weise objektive Prüfung angedeihen lassen. Je mehr sich aber die Meinungen über den Wert der Ausdehnung der anatomischen Forschung auf die Degenerationsformen der Menschheit klären, desto besser werden die Aussichten, daß Juristen und Anthropologen sich zu gemeinsamer Arbeit finden werden. Daraus wird sich ein Fortschritt der Erkenntnis entwickeln, der allen zugute kommt. Anatomische Beobachtung und entwicklungsgeschichtliche Verfolgung der Entarteten, der psychisch Minderwertigen werden dem Juristen mit der Zeit die Grundlagen liefern, auf welche sich an Stelle der ausschließlichen Verfolgung des vollbrachten Verbrechens eine methodische Verhütung und Vorbeugung aufbauen lassen wird.

Bücher und Zeitschriften.

a/D. **Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern**, herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Gelehrter von Ernst Berner. Berlin, Alexander Duncker.

Aus dieser vor drei Jahren durch den Vorstand des preußischen Hausarchivs unternommenen Sammlung von kleineren Publikationen zur Geschichte der Nebengestalten des preußischen Königshauses, oder auch der Nebenumstände des Lebens der Herrscher selbst, liegen uns drei im Jahre 1903 erschienene Hefte vor, die sich sämtlich auf Zeit und Umgebung Friedrichs des Großen beziehen. Eine rühmliche Hervorhebung verdient darunter der „Briefwechsel zwischen Heinrich Prinz von Preußen und Katharina II. von Rußland", die Jahre 1770 bis 1780 umfassend, herausgegeben und vorzüglich eingeleitet durch den kaiserlichen Gesandten z. D. Dr. R. Krauel, der vor kurzem zum Honorarprofessor des Staats- und Völkerrechts an der Berliner Universität ernannt worden ist. Wir verdanken demselben Autor bereits mehrere dem Andenken dieses bedeutendsten unter allen nicht regierenden preußischen Prinzen gewidmete Schriften, so z. B. die 1902 in der nämlichen Sammlung veröffentlichte, mit urkundlichen Beilagen wertvoll ausgestattete Studie: „Prinz Heinrich von Preußen als Politiker." Krauel hat seine Aufgabe auch diesmal gründlich und geschickt gelöst, in taktvoller Verbindung von historischem Wissen mit politischem wie psychologischem Urteil den Gehalt des von ihm sauber edierten Briefwechsels ohne Uebertreibung eingeschätzt und so dem wissenschaftlichen Benutzer, wie dem bloßen Leser den Weg geebnet. Schmeichelei nimmt in der fürstlichen Korrespondenz des ausgehenden 18. Jahrhunderts überhaupt einen breiten Raum ein, und Katharina vertrug ja verlangte davon für sich ein besonders hohes Maß. Prinz Heinrich, von seinem Bruder Friedrich in politischer Berechnung eigens dazu ermahnt, hat es denn auch daran nicht fehlen lassen. Immerhin enthalten auch seine Briefe, da er die Zarin aufrichtig bewunderte, individuelle und insofern echte Töne; Katharina ihrerseits gibt sich nach ihrer Weise nach bei weitem ungezwungener. Eigentlich neue Tatsachen erfahren wir natürlich nicht, überall aber erhält das Bekannte einen erwünschten Zusatz von persönlicher Färbung; so die polnische Teilung, die Heinrich als Vermittler zwischen Berlin und St. Petersburg wesentlich gefördert hat, aber der von der Zarin schneidend verurteilte Staatsstreich Gustavs III. von Schweden.

Darf man dies Heft als einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der Zeit auch im höheren Sinne bezeichnen, so läßt sich nicht das Gleiche sagen von den „Erinnerungen der Prinzessin Wilhelmine von Oranien an den Hof Friedrichs d. Gr.", die Dr. G. B. Volz, Herausgeber der neuesten Bände der politischen Korrespondenz des Königs, zu der Bernerschen Sammlung beigesteuert hat. Seine eigene Arbeit steht zwar hinter der Krauels nicht zurück, allein der Gegenstand, dem sie gilt, ist leider gar zu geringfügig. Prinzeß Wilhelmine, Nichte Friedrichs, Schwester des Thronfolgers, hat nachmals als Gemahlin des Statthalters der Niederlande sogar mehr als billig in die öffentlichen Dinge eingegriffen: um ihretwillen mischte sich ihr Bruder, König Friedrich Wilhelm II., für Preußen politisch zwecklos, in die holländischen Wirren ein. Die Jugenderinnerungen der Dame dagegen, die sie erst 1812 kurz aufgezeichnet hat, bieten nur ein paar wenig denkwürdige Züge zur Physiognomie des heimischen Hofs, zumeist aus den Tagen des siebenjährigen Krieges, dar. Anstößige Stellen hat der Herausgeber unterdrückt, alles Uebrige in seiner knappen,

Digitized by Google

fachkundig verfaßten Einleitung dergestalt verwertet, daß man sich die Lektüre des Textes füglich ersparen kann.

Einen geradezu unerfreulichen Eindruck macht endlich das dritte der vorliegenden Hefte, in welchem sich Dr. P. Höckendorf in „Betrachtungen und Forschungen“ über „Sanssouci zur Zeit Friedrichs des Großen und heute“ ergeht. Weitläufig und für den fernen Leser wenig anschaulich. Gewisses und bloße Vermutung unmethodisch vermengend, unterhält er uns von der Geschichte vornehmlich der Gartenanlagen des Königs, um daran Vorschläge zu vermeintlich pietätvollen Restaurationen zu knüpfen. Haltlosigkeit und Willkür gehen hier natürlich Hand in Hand, wie bei den ähnlichen architektonischen Wiederherstellungsversuchen unserer quasihistorisch überstudierten Zeit. Das fehlte noch, daß man eines Tages die unbefangen hinzugefügten Parkpartien des 19. Jahrhunderts bei Sanssouci zerstörte, um sich und anderen dafür ein angeblich aus dem 18. Jahrhundert stammendes Gebilde vorzutäuschen! Auch die Uebertragung der Gebeine des Königs in den Bezirk des Gartens rät Dr. Höckendorf allen Ernstes an; aber auch da wieder keineswegs streng nach Friedrichs Idee, die er vielmehr aus dem Schatze seiner eigenen Einbildungskraft bereichert. Als unkundliche Beilagen werden uns einige Bonrechnungen, Kastenonschläge u. dgl. mitgeteilt.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Uhr Alfreds des Großen.

König Alfred der Große von England (871—901) war bekanntlich nicht nur ein tapferer Kriegsheld und staatlicher Organisator der durch ihn von dänischer Herrschaft befreiten und zur politischen Einheit zusammengeschlossenen angelsächsischen Stämme, sondern auch ein tätiger Förderer der geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen, die in seinem Lande hervortraten. Seine Uebersetzungen theologischer und geschichtlicher Werke aus dem Lateinischen (z. B. von „De consolatione philosophiae“ des Boëthius, der Kirchengeschichte Bedas und der Geschichte des Orosius) sind aus der altenglischen Literatur- und Sprachgeschichte wohlbekannt. Weniger bekannt ist, daß er auch an den naturwissenschaftlichen, insbesondere geographischen und astronomischen Forschungen, soweit sie damals gepflegt wurden, lebhaften Anteil nahm; in seinem Auftrage unternahm der Normanne Ohthere eine Reise von Norwegen bis ins Weiße Meer, Wulfstan von Schleswig eine solche in den Finnischen Meerbusen und hinterließen über ihre Reisen wertvolle Berichte, die Alfred — mit einer großen selbständigen Einschaltung über Germanien — seiner Uebersetzung der Kosmographie des Orosius (eines Zeitgenossen Augustins) beifügte. Dieses rege naturwissenschaftliche Interesse führte den König auch — wie wir der trefflichen Studie des Bamberger Realschulrektors Dr. Geidel: „Alfred der Große als Geograph“ (Münchener geographische Studien, 15. Stück), entnehmen — zur Erfindung eines eigenartigen Zeitmessers, zu der ihn wohl zunächst das praktische Bedürfnis antrieb.

Nur infolge einer peinlichen Ausnützung und Einteilung der Zeit konnte es nämlich, so schreibt der genannte Verfasser, dem König möglich sein, neben seiner Aufgabe als Herrscher auch auf anderen Gebieten so Ersprießliches zu leisten. Damals maß man die Zeit gewöhnlich nach dem Stande der Sonne und des Mondes. Nun verhinderten aber in England häufig Wolken, Nebel, Regengüsse wohl nur zu oft eine genaue Beobachtung der Zeit. Da kam Alfreds erfinderischer Geist auf ein Mittel, das ihn in die Lage setzte, die genaueste Zeiteinteilung einzuhalten. Asser, der Lehrer und Biograph des Königs, berichtet hierüber:

„Da aber der König bei Nacht wegen der Finsternis, bei Tag wegen strömenden Regens oder dichten Nebels die Stunden nicht bemessen konnte, so begann er nachzudenken, wie er an seiner Zeiteinteilung bis ans Ende seines Lebens festhalten könnte. Als er lange darüber nachgesonnen, kam er endlich auf folgende nützliche Erfindung: Er ließ sich durch seine Kapläne Wachs bringen und dasselbe auf einer Wage nach Denaren abwägen. Als so viel Wachs gewogen war, daß es 72 Denare gab, so ließ er sechs Kerzen von gleichem Gewicht daraus machen, so daß jede Kerze 12 Zoll, die man daran bezeichnete, lang war. Nach der Rechnung des Königs brannten jene sechs Kerzen nacheinander 24 Stunden Tag und Nacht hindurch ohne Unterbrechung vor verschiedenen Reliquien, die der König immer mit sich zu nehmen pflegte. (Jeder Zoll brannte also 20 Minuten.) Da aber die Kerzen oft schneller abbrannten, weil der Wind zu stark wehte, der durch Türen und Fenster, durch Mauern und Läden oder die Ritzen der Wände oder der Zelte drang, so ersann der König auch hier ein Mittel zur Abhilfe. Nach einem kunstreichen und klugen Plane ließ er sich eine Laterne aus Ochsenhorn machen — das weiße Ochsenhorn ist, wenn es fein geschabt ist, so durchsichtig wie Glas. (Glas hatte der König nicht. Es war zwar schon längst in England eingeführt von einem Abte Benedikt, welcher die Klöster St. Peters und Pauls bei Wyra (Wedra) in Northumberland erbaut hatte, doch war es damals noch ungewöhnlich und nicht zweckdienlich.) Diese Laterne wurde also aus Holz und Ochsenhorn gearbeitet. Das Licht brannte darin ganz hell, der Wind konnte die Flamme nicht hin und her bewegen; denn auch an der Türe der Laterne hatte er ein Hornblatt anbringen lassen. So brannte denn die Laterne genau 24 Stunden, nicht weniger und nicht mehr. Waren die Kerzen ausgelöscht, zündete man andere an.“ — Nach Spelman (Vita Alfredi Magni) fand die Erfindung des Königs rasch Verbreitung unter dem Volke.

*

Schleiden-Gedächtnisfeier in Jena.

dr. Jena, 18. Juni. Zu der Einweihung des Denkmals für den Mitbegründer der Zellentheorie und ausgezeichneten Botaniker Matthias Jakob Schleiden (geb. 5. April 1804) waren heute außer den Töchtern und dem Schwiegersohn Schleidens noch zahlreiche fremde Gäste nach Jena geeilt, so als Abgeordneter der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften Geheimrat Oskar Hertwig (Berlin), von der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften Prof. Goebel (München), dann die Vertreter der Erhalterstaaten und der frühere Medizinalreferent des Herzogtums Meiningen, Exzellenz Geheimrat Domrich, der jetzt — 86 Jahre alt — noch von persönlichen Erinnerungen an Schleiden erzählen konnte. Das Denkmal, ein monumentales Werk von Prof. Taschner (Breslau), hat im Jenaer Botanischen Garten Aufstellung gefunden, dessen langjähriger Leiter Schleiden war. Dort, von Taxushecken umgeben, wirkt die in ein Sandsteinmonument eingelassene Bronzebüste mit dem sinnenden Gelehrtenkopf außerordentlich edel und anmutend. Am Denkmal legten die Vertreter der beiden genannten Akademien Kränze nieder, ebenso wie die medizinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft von Jena und die Optische Werkstätte Carl Zeiß, die in Schleiden, der für die technische Anwendung der Wissenschaft stets lebhaftes Interesse zeigte, ihren geistigen Mitbegründer verehren darf. Der Einweihung des Denkmals ging eine Feier in der Universitätskirche voraus, die mit der akademischen Preisverteilung verbunden war. Die Festrede, eine vortreffliche Einführung in das Wirken und die wissenschaftliche Bedeutung Schleidens, hielt der Jenaer Botaniker Prof. Ernst Stahl. Er nannte Schleiden den einflußreichsten Verkünder der Zellenlehre, die der gesamten biologischen Forschung, der botanischen wie der zoologischen, gänzlich neue Grundlagen geben sollte, und er rühmte die große reformatorische Tätigkeit des Gelehrten, der mit der naturphilosophischen Phantasterei jener Zeit gründlich aufräumte. Der Redner übersah auch nicht Schleidens Irrtümer, doch er pries den Mann groß und glücklich, von dem man wie von Schleiden sagen dürfe, daß auch seine Irrtümer für die Wissenschaft förderlich gewesen sind. So ist an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit dem Manne ein bleibendes Denkmal gesetzt worden, der nicht nur in seltener Beherrschung der gesamten biologischen Disziplinen für die Wissenschaft bahnbrechend geworden ist, sondern der auch durch sein populärbotanisches Werk „Die Pflanze und ihr Leben“ eine geläuterte Naturerkenntnis in die weitesten Kreise getragen hat.

*

Kleinere Mitteilungen.

C.K. Ueber die Ausgrabungen in Delphi machte Homolle, der frühere Direktor der französischen Schule in Athen, auf dem Architektenkongreß in Paris einige bemerkenswerte Mitteilungen. Um das dem Apollo geweihte Heiligtum wieder erstehen zu lassen, mußte man zunächst den Bewohnern des Dorfes, das sich über den Ruinen erhob, eine Entschädigung von 218,000 Fr. zahlen. Der Rest der 500,000 Francs, die von der französischen Regierung bewilligt worden waren, wurde für die Ausgrabungen ausgegeben, die jetzt dank der Freigebigkeit des Herzogs von Loubat fortgesetzt werden; dieser stellt den französischen Gelehrten jährlich 50,000 Francs zur Verfügung. Die Ergebnisse waren hervorragend; man ist jetzt zu der Hoffnung berechtigt, daß man den Tempel von Delphi ganz wieder erstehen lassen kann, wie man es mit Pompeji gemacht hat. Schon ist der kleine Tempel, das „Schatzhaus der Athener", fast ganz wieder aufgebaut worden. Es war nach der Schlacht bei Marathon errichtet worden und mit Waffentrophäen geschmückt, die von den Persern stammten. Anhaltspunkte für den Wiederaufbau gaben die Inschriften, mit denen die Mauern bedeckt waren.

* Ein neuer Rebenschädling entdeckt? Der Wiener Morgenzeitung zufolge ist ein dortiger Praktiker, Eduard Tuschel, mit der Entdeckung hervorgetreten, daß die bisher der Reblaus zugeschriebene Zerstörung der Rebe nicht ausschließlich durch diese, sondern auch durch die Tätigkeit eines anderen Schädlings hervorgerufen werde, der der weitverbreiteten Familie der Drahtwürmer angehöre und als der den Getreide- und Kartoffelfeldern gefährliche Agriotes ustulatus bezeichnet werden dürfe. Dieser Zerstörer — für den vom genannten Entdecker seiner Tätigkeit der Name „Markwurm" vorgeschlagen wird — soll sich in den Wurzelstock der Rebe einbohren und das Mark desselben verzehren, wodurch die Wurzelfäule und das Absterben desselben hervorgerufen werde; erst dem so in seiner Lebenskraft geschwächten Stock vermöge dann die Reblaus gefährlich zu werden. Es wird abzuwarten sein, ob sich diese Angaben als haltbar erweisen und ob sie, falls sie sich bewahrheiten, für die Erhaltung der gefährdeten Rebenbestände nutzbar gemacht werden können.

* Todesfall. Der Professor der Mathematik an der Deutschen Technischen Hochschule zu Prag Dr. Wilhelm Weiß ist am Samstag gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Professor der Moraltheologie in der theologischen Fakultät Dr. J. B. Wirthmüller, der seit 40 Jahren die akademische Lehrtätigkeit ausübt, feiert am heutigen Tage seinen 70. Geburtstag.

* **Erlangen.** Unsere Mitteilung, daß der Privatdozent der alttestamentlichen Exegese Dr. Justus Köberle einen Ruf nach Rostock als Nachfolger Professor Volcks erhalten und angenommen habe, entspricht, wie uns von dort mitgeteilt wird, nicht den Tatsachen, was wir mit lebhaftem Bedauern über den Irrtum hiermit feststellen.

hc. **Tübingen.** Der Diakonus der Brüderunität zu Ebersdorf (Reuß j. L.) Joseph Theodor Müller wurde von der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität für seine verdienstvollen Forschungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte zum Dr. honoris causa ernannt.

H. Der Assistenzarzt an der Frauenklinik Dr. Karl Baisch, welcher sich als Privatdozent für Gynäkologie — der vierte neue medizinische Privatdozent dieses Semesters — an der Tübinger Universität habilitiert hat, hielt heute seine Antrittsvorlesung über „Die Infektionskrankheiten der weiblichen Genitalorgane".

dr. **Jena.** Der Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Jena Prof. Dr. B. Krönig hat einen ehrenvollen Ruf an die Universität Freiburg i. Br. an die Stelle des in den Ruhestand tretenden Geh. Medizinalrats Prof. Hegar erhalten. — Die Medizinisch-Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena beging am Freitag die Feier ihres 50jährigen Bestehens; sie kann auf eine reiche Tätigkeit zurückblicken, die sich in den vorliegenden 40 Bänden der von ihr herausgegebenen „Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft" und den 11 Bänden ihrer Monographien auch äußerlich offenbart. Den Festvortrag hielt Professor Ernst Haeckel über „Die Biologie in Jena während des 19. Jahrhunderts" und ging dabei vorzüglich auf die bedeutsamen biologischen Entdeckungen, die Goethe, Schleiden und Gegenbaur in Jena gemacht haben, und auf die ausgezeichneten Anatomen wie Lorenz Oken, Emil Huschke, Oskar Schmidt u. a. ein, die alle dazu mitgewirkt haben, daß die Morphologie auf ihren heutigen Stand gelangt ist und daß die Jenaer Hochschule einen bedeutenden Anteil an diesen Fortschritten hat.

* **Leipzig.** Professor Radl von der deutschen Universität Prag, der Schwiegersohn Rudolf Virchows, ist als Nachfolger von His zum ordentlichen Professor der Anatomie an der hiesigen Universität ernannt worden. — Der Assistent am chemischen Laboratorium der Universität Dr. H. Stobbe ist zum außerordentlichen Professor für Chemie ernannt worden.

H. **Bern.** Architekt Dr. Hans Auer erhielt auf sein Ansuchen die Entlassung von seiner seit Reihe von Jahren innegehabten Stelle als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte an der philosophischen Fakultät unserer Hochschule.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Professors Höllenfahrt. Hamar. Epos von x + y. Wien. Theodor Daberkow. 14 S. — Bestimmungen für die Technischen Hochschulen in Deutschland. Aufnahme-Bedingungen, Diplomprüfungsordnungen. Promotionsordnungen und Preisbewerbungen u. s. w., ergänzt durch einige Ministerialerlasse. Halle a. S. 1904. Verl. der Buchhandlung des Waisenhauses. 319 S. — Walter Erdmann v. Kalinowski: Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearb. 2. Heft. Berlin 1904. Liebel. 140 S. — Moritz v. Engel: Der Verzollungsverkehr des österreichisch-ungarischen Zollgebietes. Auf Grund statistischer Materialien, amtlicher Mitteilungen und Berichte bearbeitet. Wien 1904. Manzsche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 101 S. — Dr. med. J. Marcinowski: Im Kampf um gesunde Nerven! Ein Wegweiser zum Verständnis und zur Heilung nervöser Zustände. Für Aerzte und Laien bearb. Berlin 1904. Otto Salle. 141 S. — Georg Büttcher: Das lyrische Tagebuch des Leutnants v. Versewitz. 2. Teil. Leipzig. R. Maeder. 62 S. — Dr. Karl Rusa: Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. II. Band: Einheimische Stubenvögel. 4. gänzl. neu bearb. u. verm. Aufl. von Karl Neunzig. Magdeburg 1904. Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 480 S. — Emma S. Baker: Experiments on the Aesthetics of Light and Colour. First and Second Articles (Repr. from the „University of Toronto Studies, Psychol. Series." Vol. I No. 4 u. Vol. II No. 1.) 178 S. — Dr. med. Paul Schnee: Darwinistische Studien auf einer Korallen-Insel. (Gemeinverständl. darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 9.) Odenkirchen 1903. Dr. W. Breidenbach. 46 S. — Dr. J. G. Meyer: Die Kulturgeschichte im Lichte der Darwinschen Lehre. (Gemeinverständl. darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 10.) Ebenda 1904. 87 S. — Heinrich Mataat: Rechts- und Staatslehre für deutsche Schulen. Berlin 1904. Paul Parey. 135 S. — Professor Dr. Paul Warnke (Basel): Die Quellen des Lebens Jesu. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Hrsg. von Fr. Michael Schiele-Marburg. I. Reihe. 1. Heft.) Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 87 S.

Jahrgang 1904. München Dienstag, 21. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ein Schubart-Fund. Von Ernst Holzer (Ulm).

Zwischen Schule und Waffendienst. (Schluß.) Von Dr. Eg. Kerschensteiner, Stadtschulrat (München).

II. Bücher und Zeitschriften.

Martin Greifs Ludwig der Bayer. — Roland Abramczyk: Mein heiliger Frühling. — Eine französische Kant-Huldigung.

III. Allgemeine Rundschau.

Ein Schiller-Fund. — Was ist aus Emin Paschas Tagebüchern geworden? — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ein Schubart-Fund.

Von Ernst Holzer (Ulm).

Als Ende des Jahres 1902 Max Friedländers groß angelegtes Werk über das deutsche Lied im 18. Jahrhundert erschien, war meine kleine Schrift über den Musiker Schubart schon gedruckt,[1]) und ich konnte das überreiche Material, das Friedländer für alle Untersuchungen auf diesem Gebiete nunmehr bequem darbietet, leider nicht mehr benützen. Außerdem habe ich im Jahre 1903 nicht wenig Neues gefunden, u. a. gefördert durch die liebenswürdigen Mitteilungen eines trefflichen Schubart-Sammlers in Augsburg.[2]) Ueber die teilweise recht interessanten Einzelheiten — auch das Lied an die Freude in Schubarts Komposition hat sich gefunden — kann natürlich hier nicht geredet werden. Die Vierteljahrshefte für württembergische Landesgeschichte werden den Abschluß dieser Studien in Bälde bringen. Nur von dem Hauptfund, auf den mich eine Notiz Friedländers hinleitete, möchte ich hier Kenntnis geben; ich denke, er ist geeignet, das Interesse der Schubart-Freunde sowohl wie aller Liederforscher zu erregen.

Friedländer bemerkte B. II, 382 zur Forelle (Dichtung von Schubart, Musik von Schubert), daß die öffentliche Bibliothek in Stuttgart eine handschriftliche Komposition des Liedes von Schubart besitze. Dies traf mich sehr überraschend: bei dem Schweigen in der bändefüllenden Schubart-Literatur — ich hatte den ganzen Apparat aus Stuttgart entlehnt — war mir der Gedanke gar nicht gekommen, daß bisher noch unbekannte Handschriften aufzustöbern seien, und gar in Stuttgart, wo doch schon viele gesucht hatten. Auch Friedländer kann nur indirekte Kunde davon erhalten haben. Als ich nämlich die Handschrift von der Bibliothek erbat, kam an die hiesige Stadtbibliothek ein ziemlich dicker Band (cod. mus. Q. u. O. Nr. 2), der nur Kompositionen von Schubart enthält. Innen steht als Ueberschrift: „Sang und Spiel von Professor Schubart de ao 1783“; außen auf dem Einband:

Sang und Spiel van C. F. D. Schubart
für
C. L. v. Buttlar.

Im Kerker sang ich die Gesänge
Drum thönt auch manches Lied so matt
Denn wem geräth im Angstgedränge
Ein Lied das keine Fehler hat?
1783.

Die kgl. Landesbibliothek hat einen famosen Fund getan, als sie dieses Manuskript im Jahre 1898 von einem Sattler und Tapezier in Ludwigsburg erwarb. Leider haben die Nachforschungen, die ich über die Herkunft desselben anstellte, ein sehr dürftiges Resultat ergeben. Der frühere Besitzer hat es unter alter Makulatur gefunden, die er nebst anderem alten Gerümpel aus der Erbschaft eines Onkels, eines schon 1875 verstorbenen Tapeziers, erstanden hatte. Dieser wieder soll die Makulatur zu Handwerkszwecken gekauft haben. Darüber kommt man nicht hinaus. Wer der Herr v. Buttlar war, wissen wir. Hier mag eine Briefstelle Schubarts genügen (bei Strauß II, 216), 5. August 1785: „Major Buttlar — kollert zu viel, ist aber nicht schlimm.“ In der Subskribentenliste zu Schubarts Gedichten II. Band 1786 figuriert er als „Kammerherr und Obristwachtmeister“. Für den ohne Zweifel musikalischen Offizier ist also im Jahre 1783 diese Sammlung auf Hohenasperg angelegt und, mindestens 1784, fortgeführt worden. Mit Kompositionen und Gedichten ist Schubart stets wie ein echter Improvisator umgegangen, nur als solcher ist er zu verstehen und zu würdigen. Er sagt im Vorbericht zum ersten Band seiner Gedichte: „Und doch hab' ich nie ein Gedicht, einen prosaischen Aufsatz oder ein Klavierstück ausdrücklich für den Druck bestimmt. Ich machte sie meist für meine Freunde, meine Schüler und Schülerinnen, und ließ sie damit als ihrem Eigentume hausen. Daraus entstanden einzelne Abdrücke“ u. s. w. Auch auf dem Hohenasperg hat es nicht an Leuten gefehlt, welche sich Abschriften und in einzelnen Fällen auch Sammlungen anlegten. Eine solche haben wir vor uns, und was wichtig ist, Schubart selbst hat hineingeschrieben.

Im Anfang der Handschrift erscheinen zwei Kopistenhände nebeneinander: die eine schreibt bis S. 115 die Noten und darunter den ersten Vers des Textes, die andere schreibt (bis S. 90) die übrigen Verse des Textes aus, letztere mit steifer schnörkeliger Bureauhandschrift. Daß der Herr v. Buttlar selbst kopierte, ist von vornherein nicht wahrscheinlich, es werden ein Musiker und ein Unteroffizier gewesen sein. Die Musikerhandschrift fügt fast zu jeder Komposition die Jahreszahl bei. Diese Jahreszahlen reichen bis in die Nürnberger Zeit 1759 zurück und gehen bis ins Jahr 1784, lauter sonst durchaus unbekannte Daten, die natürlich in letzter Instanz von Schu-

[1]) Schubart-Studien von E. H. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Oberschwaben. Heft 10. Mit einem Bildnis Schubarts und Musikbeilagen. Ulm 1902, bei Rüdling. Besprochen Beilage 1903, Nr. 29.

[2]) Hr. Prokurist J. Schweiker, Landsmann von Schubart, besitzt eine sehr beträchtliche Sammlung von Schubartschen Briefen, Bildnissen, Drucken, sowie die Literatur über Schubart in seltener Vollständigkeit. Hoffentlich bleibt die Sammlung beieinander. Der jüngst verstorbene Kilian Steiner in Stuttgart trug sich mit dem Gedanken, die Sammlung käuflich zu erwerben und sie dem Schiller-Archiv in Marbach zu schenken. — Die sehr reichhaltige Bildnissammlung hat meine Ahnung zur Gewißheit gesteigert, daß wir, trotz des Votums schwäbischer Ikonographen einen unbekannten Biedermann als Schubart vervielfältigt haben

bart selbst stammen müssen. Nun bezeichnet Schubart in Briefen an seine Gattin und den Oberst Seeger im Jahre 1785 seine Liedersammlung als „fix und fertig“: ich hatte in den Schubartstudien ein Fragezeichen dazu gesetzt. Hat nun wirklich eine solche fertige Sammlung existiert und ist die Buttlarische etwa eine Kopie derselben? Der Vers auf dem Einband und diese sonst nicht bekannten Daten könnten zunächst daran denken lassen. Mindestens müßte aber dann nur eine Auswahl kopiert worden sein, da eine Reihe sicher auf Hohenasperg komponierter Lieder hier fehlen. Es gibt noch eine ganz andere Möglichkeit: nämlich daß die Sache umgekehrt lag, daß die von Schubart angelegte „fertige“ Sammlung gar nicht existierte oder nur angefangen worden war, und daß Schubart im Jahre 1785 an die uns vorliegende Sammlung dachte, die größtenteils aus fliegenden Blättern entstanden sein wird. Daß er diese Sammlung (vielleicht neben anderen) zum Zweck einer Auswahl durchsah und zwar nach 1784, läßt sich beweisen. In der Handschrift sind nämlich von Seite 1 bis 112 33 Lieder durchgehend mit Rotstift numeriert und von der gleichen Hand redaktionelle Bemerkungen beigeschrieben, z. B. „muß ins C gesetzt werden“, „nach einer Melodie“, „nach einer Balletenmelodie von Toeschi“ (Schubartstudien S. 30), die Ueberschrift „Der kalte Michel“ (Hauff, Schubarts Gedichte, Reclam S. 858 ff.) ist geändert in „Der phlegmatische Michel“. Und um keinen Zweifel zu lassen, findet sich in einem von Kopistenhand geschriebenen Gedicht der letzte Vers dreifach umgedichtet, und die zierliche Schrift des Umdichters (und des Redaktors) ist die Schubarts, wie die Vergleichung mit den auf der hiesigen Stadtbibliothek vorhandenen Originalbriefen evident erwies. Ich vermute, daß Schubarts Einträge in das Jahr 1785 fallen, wo er eine Sammlung seiner Lieder herauszugeben plante, um den unberechtigten Schweizer Drucken entgegen zu treten (Schubartstudien S. 18). Von der ausgelesenen 33 Liedern sind später nur sechs in die im Jahre 1786 herausgegebenen „Musikalischen Rhapsodien“ übergegangen, aber der Plan einer „Liedersammlung“ war ja eben aufgegeben oder zurückgestellt worden. Uebrigens hatte Schubart auch mehr als drei Hefte der Rhapsodien geplant.

Von wem die ferneren Einträge in dem Manuskript herrühren — es haben noch mehrere Hände hineingeschrieben —, in weisen Besitz es übergegangen, das läßt sich nicht eruieren und ich will hier keine Hypothesen spinnen, obwohl ich eine solche in petto hätte. Eine oder zwei weibliche Handschriften sind darunter. Der letzte Teil des Heftes ist verstümmelt. Eins scheint mir sicher zu sein, daß Ludwig Schubart der Sohn die Sammlung nicht kannte. Er, der das ganz unfertige Manuskript „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst“ in die Oeffentlichkeit warf, hätte sich diese Lieder schwerlich entgehen lassen. An einer Stelle, wo er eine solche Publikation verspricht, verrät er keine Kenntnis unsrer Sammlung: die Komposition der Fürstengruft, die sie enthält, hätte er schwerlich unerwähnt gelassen.

Der ganze Band enthielt, wie die Inhaltsangabe zeigt, auf ca. 160 Seiten 81 Kompositionen, enthält aber nur 68 (bis Seite 131), der Rest ist herausgerissen. Es fehlen am Schlusse also 13 Lieder, welche im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind. Vier davon habe ich in den Schubartstudien aufgezählt (Lieschen an Michel, Michel an Lieschen, Wilhelmine, Jörg). Außerdem fehlt (herausgerissen) S. 2. f. das „Brautlied“, dessen Komposition ich in einer Handschrift der Ulmer Stadtbibliothek nachwies (die Meladie im Mildheimer Liederbuch 1799 ist nicht, wie Böhme meint, von Schubart). Sodann fehlen Seite 12 bis 19, enthaltend 4 Lieder, S. 120 bis 124 mit 2 Liedern, also im ganzen 7 + 13 Lieder. So daß 61 Kompositionen erhalten sind, von denen ich in den Schubartstudien nur 17 gefunden hatte. Also in summa 44 bis jetzt unbekannte Kompositionen, mit einer nachher zu besprechenden interessanten Ausnahme, 43.

Sehen wir zunächst die Texte der Kompositionen an: beide, Texte und Kompositionen, geben ein nettes kleines Plus zu Friedländers Statistik über die Dichter und ihre Komponisten (II, 485 ff.). Sa vielfache Ergänzungen sich dieser erste Versuch solcher Statistik wird gefallen lassen müssen, ja verdienstlich ist er und kein anderer durfte ihn wagen. Der Wert einer derartigen Statistik für die Geschichte der Literatur und des Geschmacks ist sehr einleuchtend, es spricht Bände, wenn bis 1800 Gaethe 185, Claudius 194, M. Müller in Ulm 226, Bürger 254, Gleim 308, Gellert 562 Mal komponiert erscheinen!

18 der Texte sind von Schubart selbst, 3 von Bürger („Der Bruder Graurock und die Pilgerin“; „Tralirum larum höre mich, tralirum larum leier“; „Mädchen schau mir ins Gesicht, Schelmenauge blinzle nicht“); 19 weitere von 19 verschiedenen Dichtern; von vieren kann ich den Autor nicht nachweisen. Vielleicht hilft ein gelehrter Leser und weist nach, woher der „Gesang am Grabe eines Elenden“ ist (Gefilde des Todes, Gefilde der Ruh, euch wanket voll Sehnsucht der Leidende zu), dann ein Liedchen, das also anhebt:

Es war einmal ein Mädchen
Es wor im ganzen Städtchen
Kein reizenders zu sehn.

Unter den vielen Gedichten, die wörtlich gleich anfangen, konnte ich es doch in keiner Sammlung eruieren. Ebenso wenig ein „Susette“ überschriebenes: ich bitte die Fülle der in Strophe 1 zusammengedrängten Handlung zu bewundern, natürlich geht die Geschichte moralisch aus:

Ein junges Weib aus Tivoli In Algier Sklavin ward;
Ein rascher Aga kaufte sie Und strich sich froh den Bart.
Kind, sprach er, trotz den Houris schön Hemm deiner Thränen Lauf
Du sollst heut mit mir schlafen gehn, Nimm diesen Kuß darauf!

Die Namen der 19 Dichter sind nicht ganz ohne Interesse, viele davon freilich jetzt leere Klänge. Es sind Stamford, Miller, Caroline v. Brandtstein, Bürkli (es ist das einst fälschlich Schubart zugeschriebene Lied „Ein armer Fischer bin ich zwar“. Meine in den Schubartstudien S. 33 geäußerte Vermutung, Schubart habe das Lied kampaniert, war also richtig), sodann Philippine v. Gatterer, Wallisch (?), Große (?), Ratschky, Thümmel, Claudius, Voß, Bek (?), Maler Müller, Stäudlin, Reinhart, Pfeffel, Sattler, Hälty. Außerdem ein Lied „Morgensang“, von dem nur der Anfang ausgeschrieben ist: „Dich Kenner meiner Sargen, Dich preist am frühen Morgen, der jungen Christin Lied“. Es wird wohl von Schubart selbst sein; sehr interessant ist aber die Unterschrift: van Mademoiselle Baßler rompt.! Also eine Komposition der liebenswürdigen Offizierstochter auf Hohenasperg, in welche Schubart, italienisch geredet, bis zu den Haaren verliebt war. Vgl. Hauff, Schubarts Gedichte S. 435 ff., welcher aus Klöckler, Schwäbische Frauen, Stuttgart 1865, schöpft (ein unkontrollierbares Buch, ohne Quellenangaben!), Hauptstellen bei L. Schubart, „Schubarts Karakter“, 1798, S. 55 f. und Pahl, „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“, 1840, S. 394 ff. Nach letzterem war Regina Vosseler eine natürliche Tochter des Generals v. Bilfinger und von ihm adoptiert. Sie war intim befreundet mit Christaphine Schiller und Ludovike Simanowiz. Ein trauriges Los traf sie, als Bilfinger im Jahre 1800 die Feste Hohentwiel an Vandamme ohne Gegenwehr übergab. Sein ganzes Vermögen wurde konfisziert und auch Regina verlor alles. Mit eisernem Fleiß erwarb sie in Stuttgart und Ludwigsburg durch Musikunterricht und weibliche Arbeiten ihren Lebensunterhalt, und konnte ihren greisen Vater, der mit geringem Tagegeld in Dorf Asperg konfigniert wurde, bis zu seinem Ende (wie es scheint, ohne sein Wissen und wider seinen Willen) unterstützen. Sie war geboren auf Hohenasperg 1767, und wurde 78 Jahre alt.

Digitized by Google

Schubort hat das geistvolle schöne Mädchen, dem er Klavierunterricht goß, wiederholt angesungen unter dem Namen „Serofina“, aber auch unter ihrem wahren Namen Regino. An sie hot er das Lied gedichtet:

Sanftes Klavier!
Welche Entzückungen schaffst du in mir.

und kein Geringerer hot das Lied in Musik gesetzt ols Franz Schubert (1816). Auch unsere Sammlung enthält (leider nur) den ersten Vers eines ungedruckten Gedichtes an Serafino; vielleicht hat sich die schöne Vohlerin selbst dereinst über die Scharteke gebeugt, wenn sie mit ihrem Freund in Vloto musizierte. Vielleicht sogar hineingeschrieben?

Von den ungedruckten Gedichten will ich zwei als Vrobe hersetzen. Das eine ist datiert Nürenberg 1759, fällt olso noch in die Schulzeit. Die Komposition ist nicht übel geraten. Das zweite, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, von Schwulst relotiv frei, würde wohl auch einem größeren Dichter nicht zur Unehre gereichen, ich empfehle es den heutigen Komponisten; datiert ist es nicht.

An Sie.

Wer kann mir was Betrübters nennen
Ich soll mein Mädchen sprechen können
Nur küßen soll ich nicht
Sein Mädchen sprechen und nicht küßen
O Mädchen, Mädchen du mußt wißen
Daß sich dos widerspricht.

Jüngst wagt ichs einen Kuß zu nehmen
Jel schrie sie, wollen Sie sich schämen
Die Leutlein sehens ja.
Da dacht ich: die verwünschten Leute
Da sucht ich sie auf jeder Seite
Und war doch Niemand da.

O Liebe, willst du mich verbinden,
Im Wald laß mich mein Mädchen finden,
Wo keine Leute sind.
Wie will ich da die Lose küssen
Da soll sie keinen Vorwand wissen
Die Bäume sind ja blind.

Liebesklage.

Was will dies Klopfen sagen
Das meinen Busen schwillt,
Und bald mein Herz mit Klagen
Und bald mit Wonne füllt?
Ach dies so zarte Sehnen
Und diese stumme Pein
Dies Fluten süßer Thränen
Wird wohl die Liebe sein.

Mit jedem neuen Morgen
Wird mir mein Herz so schwer,
Ich irr in trüben Sorgen
Den ganzen Tag umher.
Es wiegt mich nur der Schlummer
Zu Schauerträumen ein
Dies Leben voller Kummer
Kann dies die Liebe sein?

•

Eine Gesamtausgabe Schubartscher Gedichte halte ich einstweilen für kein Bedürfnis. Wenn die literarhistorische Kronkheit freilich im 20. Jahrhundert so fortwütet, wie im 19., so wird auch Schubart nicht umhin können, eines Tages gesonnelt wieder aufzustehen. Meine Studien weisen allein 40—50 nicht bekannte Gedichte nach. Aber eines, meine ich, würde Schubart jetzt schon verdienen, eine Auswahl in kritisch gesiebter Bearbeitung. Dem verstorbenen Pfarrer Hauff ist das Verdienst nicht abzusprechen, daß er einiges für die Kritik getan hat,[1]) aber an kritischer Methode hat es ihm doch gefehlt und seine Hauptunterlassungssünde war, daß er an die Ausbeutung der Musikzeitschriften nicht einmal gedacht hat. Ein zukünftiger Herausgeber einer kritischen Auswahl sei hiermit ausdrücklich auf unsere Handschrift hingewiesen: aus meiner Kollation sämtlicher Gedichte, welche es einem Späteren bequem machen wird, mögen einige Fälle hervorgehoben werden. Ganz nebenbei bemerke ich für die Literarhistoriker, daß durch die den Kompositionen beigesetzten Jahreszahlen in einzelnen Fällen die Frage nach der Abfassungszeit der Gedichte glott erledigt wird. — Die Komposition des Schneiderliedes (Hauff-Reclam, S. 341 f.) legt Schubart ins Jahr 1765 nach Geislingen, was freilich einer früheren Datierung widerspricht. Der Text in der Handschrift ist durchweg besser als der Hauffsche. Hauff hat zwar mit Recht, nach Strauß's Vorgange, die komische Korruptel beseitigt, die sich in nichtschwäbischen Ausgaben eingeschlichen hatte:

Mein Schneiderlein im Hemde
Macht eine Faust und droht:
Wär ich nicht in der Fremde,
Ich schlüge dich zu todt.

Statt „im Hemde“ ist der schwäbische Reim „ergrimmte“ (ergremmte!) wiederherzustellen. Auch die Handschrift hat so. Dagegen macht Hauff zu Vers 3:

Doch Abends nach der Glocke
Stellt er sich wieder ein
Und kroch gleich einem Bocke
Zum Taubenschlag hinein.

die hyperkritische Bemerkung: seit wann kriechen die Böcke? Und so lieit man denn in seiner Ausgabe die reizende Lesort, die freilich auch schon alt ist:

Und ritt auf einem Bocke
Zum Taubenschlag hinein.

Trotz Hauff „kriecht“ der Schneider auch in unserer Handschrift und die Kritik des Herausgebers ruft uns unzählige Fälle bei klassischen Philologen ins Gedächtnis, wo der scharfe Kritiker mit der apodiktischen Behauptung schnell fertig ist, „das kann der Dichter nicht geschrieben haben“!

Nehmen wir, ioci causa, an. ein Zukunftsphilologe behandle in einigen Jahrhunderten oder -tausenden in seinen Vorlesungen das „Brautlied der Lisel“ (Hauff 444 f.) etwo wie wir den hymenaeus des Catullus! Ich empfinde sehr deutlich, daß ein Philologe ob solcher Zusammenstellung von Rechts wegen schamrot werden sollte. Situation: Lisel wird am Dienstag früh heiraten. In Vers 3 sagt sie ihr „Ja“.

V. 4. Mit dem Hochzeitkranz
Eil ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geig und Pfeifen
Muntern mich zum Schleifen
Bis der Morgen graut —
Ich bin eine Braut!

V. 5.

Roth wird mein Gesicht
Wenn er mit mir spricht
Wenn er mir am Mieder
Krabbelt hin und wieder,
Schlägt mein Herz so laut:
Ich bin halt ne Braut.

[1]) In Hauffs Ausgabe hat sich z. B. in den Versen:

Aber, der wilden Verzweiflung Geselle,
Aufruhr, der schwärzeste Dämon der Hölle u. s. w.

der sonderbare Dämon in die harmlose Partikel „aber“ verflüchtigt.

Digitized by Google

V. 5. (alii codices)

Roth wird mein Gesicht
Wann der Michel spricht
Kunter mit dem Mieder
Lisel leg dich nieder!
O mein Puls schlägt laut —
Ich bin eine Braut.

V. 6. Wenns doch Dienstag wär (u. s. w.)

„Meine Herren (und Damen), würde unser Zukunftsphilolog sagen, wir haben hier zwei Lesarten, von denen sich für das scharfe Auge des Kritikers die eine sofort als die vom Dichter herrührende erweist. Es ist die zweite, derbere; man fühlt es förmlich, das ist echter Schubart, und das Miedergekrabbel ist ein Versuch, die Situation ins Harmlosere, etwa für die Lektüre der damaligen „höheren Töchter" umzuformen. Freilich ein mißlungener, schwächlicher Versuch, da er die Pointe einfach unterschlägt. Die Verhunzung des Gedichts, würde der Akademiker, spöttisch lächelnd, hinzusetzen, fällt jedenfalls in das Jahrhundert nach Schubart, wo man aus dem „Liebchen" einen „Onkel", aus dem Dr. Luther einen „gelehrten Chinesen" machte, wo man um die lex Heinze stritt und den Simplicissimus konfiszierte. . . ."

Der gelehrte Mann hätte trotzdem unrecht: beide Versionen sind von Schubart, das Miedergekrabbel hat er selbst in die Urfassung, die mir in der Handschrift vorliegt, hineininterpoliert, in der Ausgabe vom Hohenasperg 1786. Wenn man bedenkt, was damals in der literarischen Oeffentlichkeit möglich war, kann man sich über sothane Zimperlichkeit wundern. Aber der Mann war mürbe geworden; als er jene Ausgabe herausgab, saß er fast ein Dezennium auf dem Hohenasperg. Noch an einer Reihe von Stellen hat Schubart die erste zwanglose Fassung durch, teilweise recht geschmacklose, Schnörkel verschlechtert. Ein künftiger Herausgeber wird diese besseren ursprünglichen Lesarten neben der Ausgabe von 1785/1786 zu Rate ziehen, vielleicht mit abdrucken müssen, ob er sie in den Text setzen wird, darüber brauchen wir uns hier den Kopf nicht zu zerbrechen.

(Schluß folgt.)

Zwischen Schule und Waffendienst.

Von Dr. Georg Kerschensteiner, Stadtschulrat (München).

(Schluß.)

Wenn wir nun auf diese Weise Sorge getragen haben, daß in der Zeit zwischen Werktagsschule und Waffendienst in der deutschen Jugend die Einsicht in das Wesen und die Aufgabe des Vaterlandes erwache und sich mehr und mehr kläre, daß die Erkenntnis von der Stellung des einzelnen zum Staatsganzen eine willensbeeinflussende Kraft gewinne, so ist damit vielleicht erst die Hälfte des Wenigen getan, was wir unter den heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und bei der Fülle der sonstigen Staatsaufgaben zu tun vermögen. Denn Einsicht allein macht noch keine tapferen, opferwilligen Männer, und die augenblickliche Begeisterung, die ein wohldurchdachter, warmherziger, staatsbürgerlicher Unterricht zu entfachen imstande ist, setzt sich keineswegs ohne weiteres in den arbeitskräftigen, elektrischen Strom der Handlung um, wenn nicht vorher die Leitungsdrähte gelegt sind, in welchen der Strom ablaufen kann. Diese Leitungsdrähte liefert ein wohlverstandenes, auf sittlicher Anschauung begründetes Gemeinsamkeitsgefühl, und diesem Gemeinsamkeitsgefühl eine weitgehende Ausbildung in den Herzen der Jugend angedeihen zu lassen, das ist die zweite Grundforderung aller staatsbürgerlichen Erziehung. Eine sicher wirkende Einrichtung hierfür wären entsprechend angelegte Lehrwerkstätten oder landwirtschaftliche Schulen mit Internaten, wie sie England, Frankreich und die Schweiz bereits in größerer Anzahl besitzen, wie sie Fichte vor hundert Jahren als notwendigen Rahmen für alle vaterländische Erziehung gefordert, wie sie Goethe in seiner pädagogischen Provinz angedeutet und wie sie neuerdings, hier aber nur für Gelehrtenbildung, in den drei Landerziehungsheimen des Dr. Lietz in Thüringen und im Harz entstanden sind. Denn nicht bloß, daß die im entsprechenden Geiste geleiteten Internate alle in unserer Massenerziehung so unheilvoll wirkenden schlimmen Einflüsse der Außenwelt von der Jugend fern halten, sie sind, im Sinne Fichtes geleitet, auch direkt vorzügliche Pflanzstätten jener Empfindung, die wir Patriotismus nennen. Patriotismus ist eben nichts anderes als das lebendig gewordene Gemeinsamkeitsgefühl, das immer sich einstellt, wo zum Zwecke der Erhaltung eines Ganzen vereinte Tätigkeit unter vielen sich entwickelt. Eine solche Tätigkeit könnte nirgends besser organisiert werden als in geschlossenen Anstalten, sofern dieselben nur möglichst im Sinne Fichtes darauf eingerichtet sind, im wesentlichen sich aus sich selbst zu erhalten, und sofern der inneren Verfassung dieser Anstalten ein vernünftiges, freiheitliches Regiment der Schüler zugrunde gelegt ist. Allein solche Internate sind zur Zeit nur in ganz beschränkter und nicht entfernt ausreichender Zahl möglich, und wenn wir auch deren Vermehrung wenigstens zur Erziehung aller Tüchtigsten in jeder Weise anstreben und unterstützen müssen, so sind wir doch wahrscheinlich für alle Zeiten darauf angewiesen, auf anderem, wenn auch durchaus nicht so sicherem Wege jenes unentbehrliche Gemeinsamkeitsgefühl zu erwecken, ohne das alle Einsicht in die Aufgaben und das Wesen des Vaterlandes tot und wertlos ist, wie die unzugänglichen Kohlenschätze im Innern unserer Erdrinde.

Eines der ersten Mittel dazu scheint mir nun darin zu liegen, daß Staat und Gemeinden bei der Gründung, beim Ausbau und beim Unterhalt ihrer Fortbildungsschulen, die ich mir selbstverständlich nach Berufen gegliedert und nicht von dem hier gänzlich versagenden Gesichtspunkte der sogenannten „allgemeinen Bildung" aus konstruiert denke, in jeglicher Weise die Meister der interessierten Berufsgruppen heranziehen und mit ihrer Tätigkeit verknüpfen. Vor allem bei den gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Schulen, wo die großen Massen der Arbeitgeber sich vielfach bereits von selbst in die verschiedenartigsten Verbände gegliedert haben in Form von Innungen, Genossenschaften oder sonst irgend welchen Vereinen, erscheint die Möglichkeit dieser Verknüpfung von vornherein gegeben und in Rücksicht auf unsere Zwecke auch aussichtsvoll.

Ich glaube, daß die Kluft, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer vielfach trennt, nicht entfernt in dem Maße vorhanden wäre, wenn die Arbeitnehmer zu der Zeit, da sie lernen mußten, unter dem wohlwollenden und wohltätigen Einfluß eines fürsorgenden Verbandes der Arbeitgeber gestanden hätten. Wenn darum Staat und Gemeinde ihre Fortbildungsschulen ausbauen, so sollen sie, wo es immer möglich ist, zunächst Mittel und Wege studieren, die Arbeitgeber zu Verbänden zu veranlassen und sie alsdann auf das innigste mit dem Ausbau der Fortbildungsschule verknüpfen. Wenn dann der Lehrling sieht, wie sich Meister und Verband bemühen um das Gedeihen der Schule, wie sie Anteil nehmen an seiner geringen Person und Opfer bringen für Ausbildung, wie der Meister und Geselle seines Verbandes, mit denen er später Leiden und Lasten zu teilen hat, und deren Konkurrent er wird, gleichwohl bemüht sind, in ihm jene Kräfte zu fördern, die ihn zu einem tüchtigen Berufsgenossen machen sollen, dann wäre es sehr merkwürdig, wenn nicht wenigstens in den tüchtigen Zöglingen aus solchen Verhältnissen naturnotwendig jene lebenskräftigen Keime eines Gemeinsamkeitsgefühles herausspriessen würden, das zugleich die Voraussetzung ist für die Möglichkeit der Entwicklung des größeren Gemeingeistes, dessen jeder berufliche Verband bedarf, um seine Sache zu fördern, und schließlich auch jenes

Digitized by Google

Gemeingeistes, den wir als Vaterlandsliebe bezeichnen müssen.

Eine zweite Quelle, aus der wir schöpfen können, um dieses Gemeinsamkeitsgefühl zu fördern, eröffnet sich uns in dem freiwilligen Zusammenschluß der Lehrlinge zwecks gemeinsamer Unternehmung. Ich denke hier vor allem an Lehrlingsverbände zur Pflege der Leibesübungen, des Sportes, der Jugendturnspiele und Wanderungen, an Lesekränzchen im Anschluß an eine Schülerbibliothek, an gemeinsame Lehrlingsarbeit zur Förderung von Unterhaltungsabenden, an die Bildung von Jugendkompagnien in freiwilligen Sanitäts- und Feuerwehren, kurz, an alle Arten gemeinsamer Unternehmungen zur Förderung der geistigen und leiblichen Kräfte außerhalb des eigentlichen Pflichtunterrichts der Fortbildungsschule und außerhalb oder innerhalb des Rahmens von Lehrlingshorten und Lehrlingsvereinen, die heute schon für Tausende von Lehrlingen zum Schutze vor den Gefahren und Verlockungen der Großstädte gegründet werden. Dabei ist es vorteilhaft, ja, im Interesse unseres Zweckes notwendig, die Ordnung der Angelegenheiten solcher Unternehmungen bei aller vorsichtigen und klugen Ueberwachung aus der Ferne so weit als möglich in die Hände der jungen Leute selbst zu legen, damit sie frühzeitig lernen, für einander zu sorgen und Opfer zu bringen.

Welche Erziehungskraft und welche Bedeutung für die Wehrfähigkeit im geregelten Betrieb aller Leibesübungen liegt, im Turnen, im Jugend- und Wettspiel, in kleinen Turnmärschen und großen Wanderungen, das ist in den vorausgehenden Arbeiten so überzeugend dargetan, daß es hier nur eines kurzen Hinweises bedarf. Für Schüler der Volks-, Mittel- und höheren Schulen werden sie auch seit langem entsprechend gewertet; für Lehrlinge, Gehilfen und jugendliche Arbeiter werden dagegen sie meist als überflüssig erachtet, weil sie ja ohnehin den ganzen Tag körperlich tätig seien! Dabei aber übersieht man völlig, daß diese körperliche Tätigkeit eine höchst einseitige ist, weit entfernt, Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Bewegung zu erzielen, die Körpermuskulatur harmonisch zu entwickeln und die für den Heeresdienst so wichtigen Organe, wie Herz und Lunge, die gerade um die Zeit der Pubertät das stärkste Wachstum erfahren, zur größten Leistungsfähigkeit zu erziehen. Ein einziger Blick in die von der Hygiene der verschiedenen Gewerbe aufgegriffenen Schädlichkeiten muß das Phantom zerstören, daß geregelte Leibesübungen für die Massen der jugendlichen Arbeiter überflüssig sind, ganz abgesehen davon, daß in ihnen auch noch eine hohe Schule der Willenserziehung und der Selbstzucht gegeben ist, wie alle wissen, die jemals auf diesem Gebiete praktisch tätig gewesen sind. Jeder Leiter einer Fortbildungsschule wird den Einfluß solcher geregelter Uebungen auf seine Schüler unmittelbar erkennen. Die ganze Haltung eines solchen Schülers, seine frische Beweglichkeit, seine warme Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten der Schule, sein ausgeprägtes Gefühl für äußere und innere Disziplin, seine rasche Bereitschaft, anderen beizuspringen und zu helfen, mit anderen zu gemeinsamem Tun sich zu vereinigen, all dieses springt täglich und stündlich in die Augen an allen Schulen, die in irgend einer Weise dafür gesorgt haben, daß Turnen und Spielen in organisierten Lehrlingsverbänden gepflegt werden.

Daß die Bildung von Jugendkompagnien für Sanitäts- und Feuerwehrzwecke wenigstens in kleineren Städten und Landgemeinden im Dienste der Erziehung allgemein bürgerlicher Tugenden ausgenützt werden könne, darauf hat schon der Erlaß des großherzoglichen hessischen Ministeriums des Innern und der Justiz vom 22. August 1882 ganz deutlich hingewiesen.

Auf allen diesen Wegen wäre es möglich, neben und mit der Fortbildungsschule ein weites Netz von Erziehungskräften über das ganze deutsche Vaterland auszubreiten, das kein Gesetz sonst zur Entfaltung zu bringen vermag. Der Erfolg dieser Kräfte kann unter günstigen Verhältnissen sogar größer sein als von Schule und Unterricht. Denn Menschlichkeit und Hingebung, Gemeinsinn und Opferwilligkeit entwickeln sich da am ehesten, wo das lebendige Beispiel seine Erziehungskräfte ausübt und die Gelegenheit zum sittlichen Handeln gegeben ist. Die Hauptsache bleibt dabei, daß solche Lehrlings- und Jünglingsvereine den richtigen geistigen Leiter und den rechten Ton finden, und daß sie weder mit Partei- noch mit kirchenpolitischen Sonderbestrebungen verbunden werden. Der richtige Leiter ist derjenige, der die Jugend mehr liebt als sich selbst, der an dieser Stelle nicht Lehrer oder Pfarrer sein will, sondern der Freund der Knaben, dem sie ihr liebebedürftiges, zu Hause so oft kalt gelassenes Herz öffnen, ein Leiter, der mit der Jugend fühlt und sie in ihrer Unvollkommenheit versteht, der in ihrem Wesen aufgeht und mit ihr zum Kinde wird, zu einem Kinde, das nur viel erfahrener, viel klüger, viel vorsichtiger, viel fester und standhafter in allem Guten ist wie sie. Den rechten Ton findet derjenige, der sich von der Jugend selbst lehren läßt, wie sie die Leitung ihrer Zusammenkünfte wollen, der darum den Hort nicht zur Lernschule oder Werkstatt macht, nicht zum systematischen Turnverein, nicht zum Betsaal, sondern zu dem, was diese Knaben, die den Tag über unter harter Arbeit und am Abend zu Hause oft unter dem Druck jammervoller sozialer Verhältnisse sich befinden, brauchen, zu einem Erholungsort, an welchem die einzige Sorge die ist, daß die Art der Erholung, die Art des fröhlichen Genießens auch geistig und leiblich fördernd wirken. Dabei bieten sich dem rechten Leiter noch immer ungezählte Gelegenheiten, nicht bloß Liebe, Hingabe und Brüderlichkeit zu fördern, sondern auch die Einsicht, das Verständnis für den großen Bau des Vaterlandes, in den einst ihre Jungen eintreten werden als Männer mit gleichen Rechten und Pflichten wie sie selbst.

In großen Städten könnten dann wohlausgebildete Fortbildungs- und Gewerbeschulen diese Art des Zusammenschlusses der Schüler zu gemeinsamem Tun und Lassen fortsetzen durch Angliederung eines Vereines ehemaliger Schüler der Anstalt. Nur müßte, wenn die Ausnützung in unserem Sinne gesichert sein soll, den gewissermaßen heimlichen Vorsitz der Leiter oder sonst ein tüchtiger weltlicher oder geistlicher Lehrer der Anstalt führen, ebenso wie den Zusammenkünften der Mitglieder die Anstaltsräume zur Verfügung stehen müßten. Das setzt allerdings voraus, daß diese Schulen ihr eigenes Gebäude und ihren eigenen Erholungsplatz haben. Ein solcher Verein wäre eine ausgezeichnete Zufluchtsstätte zunächst für die guten und brauchbaren Elemente des betreffenden Berufes, denen es von Anfang an Bedürfnis ist, mit ihren liebgewonnenen Lehrern in Fühlung zu bleiben und den an der Schule gewonnenen Schatz an Bildung und Erziehung zu erhalten und zu vermehren.[3])

Bei allen Unternehmungen dieser Art haben Staat und Gemeinde wenig anderes zu tun, als geeignete Räume und Erholungsplätze zur Verfügung zu stellen; nur in den allerschlimmsten und schwierigsten Fällen werden sie mit bescheidenen Geldmitteln nachzuhelfen haben. Ist nur der

[3]) Ich habe mich über die Art der Ausgestaltung solcher Jugendvereine wiederholt ausgesprochen, unter anderem auch in meiner Schrift über die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Neuerdings hat die auch um diese Frage sehr verdiente Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin ihren Leitfaden für Begründer und Leiter von Jugendvereinigungen in zweiter Auflage herausgegeben, worin manniglache wertvolle Anweisungen für dieses große und schwierige Arbeitsfeld zu finden sind. Pastor Clemens Schultz in Hamburg zeigt darin unter anderem in höchst anziehender Weise auch, wie die Lehrlingsharte mit den eben erwähnten Jünglings- oder Gehilfenvereinen zu gemeinsamer Tätigkeit verknüpft werden können, und wie aus ihnen möglicherweise später jene Männervereine sich entwickeln dürften, deren Mitglieder, aufgewachsen und erstarkt im Geiste des charitativen und vaterländischen Gemeinsinnes, ausgezeichnete Hilfskräfte stellen würden für die wachsende Arbeit, die aus der Vermehrung und dem Ausbau der Lehrlings- und Gehilfenvereine entstehen wird.

Digitized by Google

Gedanke von der Bedeutung dieser Vereinigungen für die staatsbürgerliche Erziehung, für die sittliche und leibliche Erstarkung und damit für das Wohl, die Stärke und Sicherheit des Vaterlandes genügend in die Herzen der Menschen eingedrungen, so finden sich auch die Menschen dazu, die ihre Kraft in den Dienst der Aufgabe stellen. Denn an opferfreudigen Männern und Frauen ist Gott sei Dank unser Vaterland noch nicht arm geworden; es fehlt nur vielfach die rechte Einsicht, die tausend Quellen und Bäche, die aus der Liebe zum Menschen entspringen, dem einen Ziele zuzuleiten, das im Herzen aller Gutgesinnten aufrecht steht, nämlich den gewaltigen Bau zu erhalten und zu kräftigen, unter dessen Schutz wir heute in Friede und Freiheit leben, und um den uns samt seinem Herrn, dem Kaiser, alle Völker der Erde beneiden.

Einsicht und Willen zu fördern, — darin erblicken wir die beiden Hauptaufgaben für die Erziehung unserer Mitbürger, Einsicht in das Wesen und die Aufgaben unseres modernen Staates und den festen Willen und die sittliche Kraft, dieser Einsicht zu folgen. Eine große und schwere Aufgabe, zumal es sich um Millionen von Menschen handelt, denen die Gebildeten nicht nur Opfer zu bringen haben, sondern denen sie selbst ein leuchtendes Beispiel von sittlicher Kraft und Selbstzucht sein sollen, damit ihre Arbeit eine fruchtbringende sei!

Wenn es uns dann gelänge, hier durchgreifend die Erziehung unseres Volkes neu zu gestalten, die gewaltige Lücke auszufüllen, die heute noch zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt in den Waffendienst bei Millionen von Brüdern klafft, dann würde die letzte öffentliche Schule, die jeder gesunde Deutsche durchzumachen hat, die ernste Schule der Soldatenzeit, ein in jeder Weise empfängliches Erziehungsmaterial vorfinden, und die Wehrkraft des Landes würde eine unschätzbare Stärkung erfahren. Körperstärke, Gewandtheit, Ausdauer und tollkühnen Mut können wir auch bei Sklaven und unzivilisierten Völkern bewundern. Aber das Letzte und Höchste sind sie nicht, was wir brauchen in den Kämpfen der Zukunft. Das Letzte und Höchste bleibt der feste Wille und die sittliche Kraft, das unsere heiligsten Güter schützende Vaterland zu stärken und zu verteidigen, und zwar nicht bloß gegen äußere, sondern vor allem auch gegen innere Feinde. Gegen die inneren Feinde, deren Existenz gerade im Wesen des modernen Staates begründet ist, helfen nicht Kanonen und Schiffe und nicht mit Gewehren und Säbeln bewaffnete Armeen. Hier nützen nur die ungleich feineren und doch ungleich dauerhafteren Waffen der staatsbürgerlichen Einsicht, des darauf gestützten Pflichtbewußtseins und der opferwilligen Liebe zum Vaterland.

Wohlan, laßt uns unter der Führung und dem leuchtenden Vorbild unseres Kaisers diese Waffen schmieden mit dem Hammer unserer eigenen Einsicht und mit dem Feuer unserer Liebe und unseres eigenen sittlichen Wesens! Jeder einzelne richtige Waffenschmied vermag hier ein ganzes Arsenal von Waffen zu erzeugen, die nicht Rost und Motten verzehren und kein Sturm zugrunde richtet. Aber das Arbeitsfeld ist ungeheuer und der Waffenschmiede sind Tausende nötig. „Jeder Deutsche, der noch glaubt Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, der auf sie hofft, für sie wagt, duldet, trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens. Er soll klar sehen, ob er recht hat oder nur ein Tor und Schwärmer sei, er soll mit sicherem, freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen." (Fichte, 14. Rede.) An die Stelle der Reden und Klagen in Parteiversammlungen und Parlamenten wollen wir das Handeln setzen, jeder an seinem Platz und jeder nach Maßgabe der Kraft, die ihm Gott verliehen hat. Sorgen wollen wir, daß auch denen die Augen aufgehen, die nicht sehen, was sie heute besitzen, die wie Kinder nach Sonne, Mond und Sternen greifen und auf den Schutz aller Güter glauben verzichten zu können, die ihnen heute das deutsche Vaterland gewährt. Nur dann, wenn in den ungemein gefährlichen Jahren zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt ins Heer die Vorbereitung für den inneren Waffendienst der Ausbildung vorangeht, die der äußere erheischt, nur dann wird der gewaltige Bau, den unsere Väter errichtet haben, jenen festen Boden finden, der ihn trägt durch die Stürme der kommenden Jahrhunderte, nur dann werden die Spalten und Risse sich schließen, die ihn heute gefährden, nur dann werden die schweren Wolken sich verteilen, die heute ihn verhüllen, nur dann wird er leuchten in die Welt hinaus wie einst die Burg auf dem Berge Mont salvat, als ein Hort des Rechtes, des Friedens und der sittlichen Freiheit.

Bücher und Zeitschriften.

Martin Greifs Ludwig der Bayer. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, bei dem Martin Greifs gesammelte Werke erschienen sind, hat von dem vaterländischen Schauspiele Ludwig der Bayer einen Sonderdruck zu billigem Preise (1 M.) herausgegeben, der angesichts der bevorstehenden Wiederaufführung des vortrefflichen Stückes auf der Kraiburger Volksbühne rechtzeitig in die Oeffentlichkeit tritt. Diese Bühnendichtung Greifs hat ihre Feuerprobe als Volksschauspiel, das auch den anspruchsvolleren Gebildeten zu erwärmen vermag, schon 1892 bestanden, wo der geräuschvolle Sturm und Drang der Alltäglichkeitskunst alle anderen Bestrebungen zu verdrängen suchte; sie wird jetzt, wo der Sinn für Heimatkunst wieder stärker erwacht ist, in verstärktem Maße zeigen, daß sie aus einem richtigen Gefühle für das, was das Volk auf der Bühne sucht, hervorgewachsen ist. Das Drama ist übrigens nicht, wie manche kritische Stimmen meinten, ein einseitig „bayerisches" Stück, denn wenn es auch auf bayerischem Boden sich abspielt, so greift der Gang der Handlung doch immer wieder auf allgemein deutsches Gebiet über. Der Entwicklung des Reichsgedankens wird weiter Raum gewährt und deutsches Selbstbewußtsein findet vollgehaltige Ausprägung durch würdige Ablehnung kirchlicher Verführungsversuche und Uebergriffe wie durch stolze Abweisung ausländischer Dreistigkeit und Tücke. Uebersichtlicher Aufbau, feste Zeichnung der Gestalten, Einfachheit der Beweggründe erleichtern ein eindringendes Verständnis des Ganzen. — Der Besuch der Aufführungen — es sind 8 beabsichtigt, die erste am 17. Juli — erfordert keine übermäßige Geldausgabe. Dazu kommt, daß die eigenartig stimmungweckende Loge Kroiburgs, das, an waldige Höhenzüge gelehnt, den wassermächtigen Inn vorbeiströmen sieht, einen Ausflug nach dem uralten Markt noch besonders lohnend macht.

Ernst Henschke.

Mein heiliger Frühling. Gedichte von Roland Abramczyk. Verlagsanstalt Jos. C. Huber. Dießen (Bayern) 1903.

Seine Empfindungen teilt der Dichter mit vielen Menschen. Auch viele aus der unheiligen Menge leben den Rausch ihres heiligen Frühlings. Aber nur der Dichter kann ihn singen, kann ihn zu einem zweiten Leben, zu einem Leben im Gesange gestalten. Der größte Dichter ist der, dessen Lieder die Menschen singen, dessen Ver Sacrum ein ewiger Born der Jugend ist für die künftigen Geschlechter, die ihn weiter und weiter singen. — Der lyrische Dichter von heute verzichtet zumeist auf die Form des volkstümlichen Liedes. Und das ist schade. Lust und Leid des Frühlings läßt sich doch am ehesten in schlichten Rhythmus, in einfache Klänge weben. Aber das Suchen nach dem Neuen, die Sucht, das Innere des seelischen Vorganges in einer plastisch-künstlerischen Form zu versinnbildlichen, die Vorliebe für komplizierte seelische Konflikte führen notwendig zu einer weniger einfachen Form, als sie das Lied verlangt. Auch die Gedichte von Roland Abramczyk sind nicht sanghar. Aber es sind Töne in ihnen, die sich volkstümlichen nähern. Nicht selten herrscht ein Rhythmus in ihnen, der von starker Anschaulichkeit ist, sogar hier und da an Bürger erinnert. Ueberhaupt kann man sagen, wenn Abramczyk auch von modernsten Vertretern unserer Lyrik deutlich beeinflußt ist, so hat er sich doch eine unleugbare Selbständigkeit

Digitized by Google

bewahrt, die er seiner starken Veranlagung für das Volkstümliche zu verdanken hat. Seine Stärke liegt mehr, als er vielleicht selbst glaubt, in der tiefen Fühlung mit der Natur, mit dem Rauschen des Waldes, dem Plätschern des Sees, dem Wandern der Wolken. Aus den natürlichen Verhältnissen schöpft die Lyrik Stoff und Form, wenigstens die germanische Lyrik. Aus dem Frühling, draußen und drinnen, aus Werden und Vergehen, aus Lust und Leid. Nichts anderes enthält Abramczyks Buch, natürliche Stoffe auf volkstümlicher Grundlage, oft allerdings umrankt mit künstlichen Formen. Ueberall starke, wahre Empfindung, tiefvolles Versenken, Treue und Anschaulichkeit — nicht immer einfach genug wiedergegeben, gelegentlich durch Bilder und Vorstellungen in seiner Natürlichkeit gestört. — Das schadet nichts. Es handelt sich bei ersten künstlerischen Produktionen nicht darum, ob alles glatt und sauber aufgeht — das wäre ein schlimmes Zeichen —, sondern ob eine sichere Begabung sichere Töne gefunden hat, ob ein künstlerischer Wille über einen vernehmlichen Ausdruck verfügt.

W. K.

---

n. **Eine französische Kant-Huldigung.** Etwas noch der Gedenkfeier, aber noch keineswegs zu spät kommt eine Huldigung für den größten deutschen Denker aus Frankreich. Die Revue de Métaphysique et de Morale hat eine vortrefflich ausgestattete, mit einer Heliogravüre (nach einer Plakette von Jul. Stoudinger) geschmückte, umfangreiche Festnummer (über 340 Seiten) zu seinen Ehren herausgegeben, zu der eine größere Anzahl Gelehrter verschiedener Nationen beigetragen hat. Die Artikel, ihrem Umfang nach sehr verschieden und natürlich auch in ihrer Auffassung Kants nicht völlig zusammenstimmend, sind durchaus einig in dem Streben, den großen Philosophen voll zu würdigen und seine Bedeutung in das rechte Licht zu setzen; auch äußerlich wird insofern eine Gleichheit gewahrt, als auch die nicht französisch geschriebenen Artikel ins Französische übertragen sind. Es nahmen teil von französischen Gelehrten Bosch, Boutroux, Couturat, Delacroix, Delbos, Fouillée, Hannequin, Milhaud, Ruyssen, von deutschen Erdmann, Eucken, Natorp, Paulsen, Riehl, von italienischen Cantoni, Varadi, von englischen Blunt; das Ganze ist ein sehr interessantes Dokument, indem es mit der Fülle seiner Aeußerungen anschaulich zeigt, wie hundert Jahre nach dem Tode Kants die gelehrte Welt sich zu ihm stellt und was von seinen Lehren sie heute besonders beschäftigt. Weiter aber darf diese reichhaltige Festnummer auch als ein schönes Zeichen internationaler Solidarität freudig begrüßt werden. — Es sei übrigens bei dieser Gelegenheit dem Wunsche Ausdruck gegeben, die Revue de Métaphysique et de Morale (Verlag von Armand Colin) möchte mit der Gediegenheit ihres Inhalts und der Frische ihrer Darstellung in Deutschland noch mehr Beachtung und Anerkennung finden. Unter der bewährten Leitung des uns namentlich durch sein vortreffliches Werk über Fichte bekannten M. Xavier Léon strebt sie unermüdlich danach, die Einheit des menschlichen Denkens sowohl durch die mannigfachen Gruppen der Schulen oder Nationen, als auch durch die Verzweigung des Wissens und des Handelns hindurch zur Anschauung zu bringen; wenn sie ihrerseits dem deutschen Geistesleben die wärmste Sympathie entgegenträgt, so dürfte es andererseits für den deutschen Gelehrten kein besseres Mittel zur Orientierung über die philosophischen Bestrebungen Frankreichs geben als diese Zeitschrift.

*

Allgemeine Rundschau.

Ein Schiller-Fund.

* Die in Eisenach erscheinende Wartburg-Korresp. veröffentlicht eine bisher unbekannte Charade aus Schiller, die in einem alten Fremdenbuch der Wartburg aus den Schriftstellern Wolter und Dr. Müller aufgefunden wurde. Die eigenhändige Schrift Schillers und alle anderen Kennzeichen der Echtheit sind vorhanden. Die 23 Zeilen stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1803. Der Anfang lautet: „Zwei Silben, und du nennst ein Wort, bedeutend oft, doch öfter unbedeutend, beleidigend hier, erfreuend dort, stets widersprechend, selten doch entscheidend. Die Seele der Gesellschaft ist's, der Tod der herrlichsten Entwürfe, Lebensbrot der streitenden Justiz." Der Schluß ist:

Das ganze war, so lange Menschen lebten,
Ein Feind des Lichts, doch hold der Poesie,
So viel es auch zu unterdrücken strebten,
Es wandelte sich oft, doch starb es nie,
In seinem Formen liegt der treue Spiegel
Der Bildung und der Sitte aller Zeit,
Ja, es entschließt sein mitternächtlich Siegel,
Dir selbst die Ahnung der Unendlichkeit.

Auflösung: Aberglaube.

*

Was ist aus Emin Paschas Tagebüchern geworden?

Der Tod Stanleys ruft — so schreibt der Herausgeber des Globus in dessen jüngster Nummer — aufs neue die Erinnerung an Emin Pascha wach. Am 23. Oktober 1892 hauchte der große Afrikaforscher in Kinena in der Nähe des oberen Kanga unter Mörderhänden sein Leben aus; vor ziemlich genau 10 Jahren, Ende Mai 1894, wurden die Mörder von den Belgiern in Kirundu hingerichtet, und vor nunmehr sechs Jahren erschien Georg Schweinfurths umfassende Biographie Emins, für die dem Verfasser die Tagebücher des Toten zur Verfügung standen. Was aber ist aus Emin Paschas Tagebüchern selbst geworden? Man weiß, daß seine sämtlichen Aufzeichnungen gerettet worden sind, und daß sie jetzt irgendwo vergessen lagern. Wo aber, ist uns nicht bekannt. Weitere Fragen sind: Warum wurden diese Tagebücher nicht veröffentlicht? Hat man davon überhaupt zu rechnen? Es sieht fast so aus, als wenn sie der Wissenschaft für immer verloren seien und damit ein unvergleichlicher Schatz, das Ergebnis jahrjährigen Fleißes und gewissenhafter Arbeit, die anscheinend vergebens geleistet worden ist und also von anderen Beobachtern aufs neue getan werden müßte, wenn das überhaupt noch möglich ist. Vielleicht aber bedarf es nur einer öffentlichen Mahnung, um den Eigentümer der Tagebücher an die Pflicht zu erinnern, die der Besitz solch anschätzbarer Dokumente auferlegt. Da der wissenschaftliche Nachlaß Emin Paschas umfangreich ist, würde seine Veröffentlichung natürlich erhebliche Geldmittel erfordern; allein es kann nicht schwer sein, sie zu beschaffen. Es läge am nächsten, den Afrikafonds unseres Kolonialetats dafür in Anspruch zu nehmen. Er dient mit großen Summen alljährlich Zwecken, die nichts mit seinen Aufgaben zu tun haben, so daß man vermuten möchte, die deutsche Kolonialverwaltung sehne sich förmlich nach einer Gelegenheit, den Fonds einmal wirklich bestimmungsgemäß zu verwenden. Jedenfalls versteht es sich unseres Erachtens ganz von selbst, daß unsere Kolonialverwaltung einem etwaigen Gesuch um Uebernahme der Kosten auf den Afrikafonds mit Vergnügen entsprechen würde, ganz gleich, wie hoch sie sind. Es stehen ja jährlich 200,000 Mark zur Verfügung. Wenn es also irgendwo an der Bereitwilligkeit fehlt, für die Veröffentlichung des gesamten wissenschaftlichen Nachlasses Emins zu sorgen, so scheint sie lediglich dessen heutigem Besitzer zu mangeln, der uns, wie angedeutet, nicht bekannt ist. Bemerkt sei übrigens, daß die deutsche Regierung die Tagebücher unseres Wissens nicht besitzt, wie ein neuerer Biograph Emin Paschas meint; wenn das der Fall, so wären sie gewiß längst veröffentlicht.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Einen handschriftlichen Entwurf Immanuel Kants zur kritischen Philosophie hat Dr. Heinrich Weber in München bei der Bearbeitung der Homonniana aus dem Nachlasse des Präsidenten Fr. v. Roth aufgefunden. Das Manuskript deckt fünf engbeschriebene Seiten groß Folia. Der erstmaligen Veröffentlichung kann mit Interesse entgegengesehen werden.

Digitized by Google

* Der Mann mit dem Eselskopf in Shakespeares „Sommernachtstraum", wo der Weber Zettel in solcher Verzauberung von der zarten Elfenkönigin Titania gehätschelt wird, war bisher nur auf keinem Theater nachzuweisen. Jetzt zeigt Hermann Reich in dem nächstens erscheinenden Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung), daß dies schon bei den Mimen des Altertums als Kunststückchen vorkam. Vor einigen Jahren wurde auf italienischem Boden ein Tongefäß ausgegraben, das, wie die aufgeprägte Fabrikmarke erweist, dem ersten Jahrhundert nach Christus entstammt, und darauf sieht man einen Mimen mit deutlichem Eselskopf, verfolgt und geschlagen von einem unbekleideten Mann, offenbar in einer Lustspielszene; Abbildung ist dem Jahrbuch beigegeben. Wie diese Verkleidungsmanier von den antiken Mimen durch das Mittelalter bis zu den Mimen der Shakespeare-Zeit herab sich erhielt, sucht H. Reich in der beigedruckten Abhandlung zu erklären. Sehr zu statten kommt ihm dabei der Fund eines Berichtes aus der Zeit um 1400 bei dem englischen Chronisten Trevisa, der von einer solchen Verwandlung eines Komödianten handelt. Reich geht dann noch weiter; er glaubt, daß auch das Liebestreiben des Eselmenschen Lucius im „Goldenen Esel" des Apulejus auf der genannten Mimentechnik beruht und daß diese durch eine Uebersetzung des Apulejus (von 1566) zugleich einen mittelbaren Einfluß auf den Sommernachtstraum ausübte. Jedenfalls eröffnet er hierbei Ausblicke in bisher unbeachtete Literaturverhältnisse und Zusammenhänge, die für die Vorgeschichte unseres ganzen Theaterwesens von elementarer Bedeutung sind.

* Die Besteuerung des Nebeneinkommens der Professoren. Das preußische Oberverwaltungsgericht hat in einem Streitfalle dahin entschieden, daß in der preisgekrönten Arbeit eines Universitätsprofessors ein Erzeugnis seiner persönlichen Tätigkeit vorliegt, daß also der Preis aus dieser keine zufällige Einnahme, sondern eine Belohnung für die Vornahme einer Handlung, d. h. in wirtschaftlicher Beziehung eine Gegenleistung für seine Tätigkeit darstellt, die damit zu einer gewinnbringenden „Beschäftigung" im Sinne des Einkommensteuergesetzes wird. Das Gericht entschied sich daher nach der „Deutschen Juristenzeitung" für die Heranziehung des Preises zum steuerpflichtigen Einkommen.

* Deutscher Historikertag in Salzburg. Die 8. Versammlung Deutscher Historiker wird in den Tagen vom 31. August bis 4. September in Salzburg abgehalten werden. Am 31. August wird der Begrüßungsabend stattfinden, der 1., 2. und 3. September werden den Verhandlungen gewidmet sein. Die Vorträge und Diskussionen werden vormittags, öffentliche Vorträge an zwei Abenden gehalten. Am 4. September ist ein Ausflug nach Schloß Hohenwerfen in Aussicht genommen. Das genauere Programm wird demnächst ausgegeben werden. Die Vorbereitung der Versammlung liegt in der Hand von Professor Dr. Oswald Redlich in Wien.

* Von deutschen Bibliotheken. Der Assistent an der Universitätsbibliothek in Halle Dr. B. Weißenborn ist an Stelle Dr. Gustav Conrads zum Hilfsbibliothekar an der Universitäts-Bibliothek in Münster ernannt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Der Engere Senat unserer Universität hat mit Zustimmung des Großh. Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht eine Sammlung von Aktenstücken veranstaltet, welche die wichtigsten Momente der Gedächtnisfeier der Neubegründung unserer Hochschule vom vorigen August festhalten sollen, und mit ihrer Herausgabe den Prorektor des Jubiläumssemesters Exz. Geh. Rat Prof. Dr. V. Czerny betraut, der bei seiner Arbeit von dem damaligen Exprorektor Geh. Hofrat Prof. Dr. H. Bühl und dem Vorsitzenden der Jubiläumskommission Geh. Hofrat Dr. Fritz Schöll auf das wirksamste unterstützt wurde. Diese offizielle Dokumentensammlung ist soeben im Verlage von Otto Petters, hier, erschienen unter dem Titel „Acta Saecularia. Zur Erinnerung an die Centenarfeier der Erneuerung der Universität Heidelberg durch Seine Königliche Hoheit den Großherzog Karl Friedrich. Herausgegeben im Auftrage des Senates." Wir erfahren daraus u. a., daß die von Geh. Rat Czerny mit einem Kapital von vorläufig 10,000 M. errichtete „Kußmaul-Stiftung" einen Preis aussetzt, welchen die Heidelberger medizinische Fakultät alle drei Jahre an Kußmauls Geburtstag (22. Februar) für die beste therapeutische Leistung verteilen soll, welche zuerst in der deutschen Literatur niedergelegt worden ist und sich im Laufe der letzten drei Jahre bewährt hat.

Z. **Göttingen.** Der Professor an der technischen Hochschule in Hannover Dr. Robert Prandtl hat einen Ruf für technische Physik an die hiesige Universität an Stelle des nach Danzig berufenen Professors Lorenz erhalten.

Z. **Münster.** Der außerordentliche Professor für Kunstgeschichte Dr. Hermann Ehrenberg ist zum ordentlichen Professor für mittlere und neuere Kunstgeschichte ernannt worden.

* **Jena.** Privatdozent Dr. Grohe, erster Assistenzarzt der chirurgischen Klinik, ist plötzlich gestorben.

* **Königsberg.** Der ordentliche Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte Dr. Struve, dessen Berufung nach Berlin an Stelle Professor W. Försters seit längerer Zeit feststand, ist nunmehr zum 1. Oktober an die dortige Stelle berufen worden.

hc. **Aus Oesterreich.** Am 15. Juni ist der ordentliche Professor für medizinische Chemie an der Lemberger Universität Dr. med. et phil. Ladislaus Niemilowicz, früher Privatdozent an der Wiener Universität, ein Schüler Ludwigs, im Alter von 41 Jahren gestorben.

* **Akademische Jubiläen.** Der ordentliche Professor der Zoologie an der Universität Halle Dr. Otto Taschenberg, sowie der bekannte Vertreter der Kirchengeschichte und christlichen Archäologie in Greifswald Dr. Viktor Schultze begehen am heutigen Tage das 25jährige Jubiläum als akademische Lehrer.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Theodory Frimmel: Handbuch der Gemäldekunde. 2., umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. (Webers Illustrierte Katechismen. Band 151.) Leipzig 1904. J. J. Weber. 286 S. — Karl Knortz (Evansville, Indiana): Die amerikanische Volksschule. Tübingen 1904. H. Laupp. 49 S. — Moderne Demokratie. Acht Vorträge gehalten in der demokratischen Vereinigung der Stadt Zürich in den Wintern 1902/03 und 1903/04 von Prof. Dr. E. Zürcher, Prof. Dr. H. Herkner, Schulsekretär H. Nägeli, Prof. Dr. Max Huber, Stadtrat B. Fritschi, Regierungsrat J. Lutz, Oberrichter Dr. H. Sträuli, Dr. O. Wettstein. (Zürich) (1904). Verlag der Züricher Post. 200 S. — August Leffson: Immermanns Alexis. Eine literarhistorische Untersuchung. Gotha 1904. F. A. Perthes. 106 S. — Wolfgang Kirchbach: Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in 5 Aufzügen. 2. Aufl. Dresden 1904. E. Pierson. 119 S. — Ida Zifferer: Aus dem Selbstbekenntnis einer Frau. Ebenda 1904. 102 S. — Jean Pierre Barthélemy Rounnet: Von Toulouse bis Beeskow. Lebenserinnerungen. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 226 S. — Friedrich Robert Messerschmidt: Das Ich-Evangelium. Schauspiel in vier Aufzügen. Dresden-Blasewitz 1904. R. v. Grumbkow. 56 S. — Heinz Tomaseth: Die Täubelnden. Tragikomödie in fünf Aufzügen. Wien 1904. Carl Konegen. 172 S. — Fritz Tatmann: Messenhauser. Drama in fünf Akten. Mit einem Geleitwort von August Sauer, Prof. a. d. deutschen Universität zu Prag. Wien 1904. Verlag der Wage. 121 S.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 22. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes. Von M. Doeberl.

Ein Schubert-Fund. (Schluß.) Von Ernst Holzer (Ulm).

II. Bücher und Zeitschriften.

Richard Wagner an Mathilde Wesendonk.

III. Allgemeine Rundschau.

Eine Nachtuhr König Pippins. — Prähistorisches aus der Pfalz. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Deutscher Juristentag in Innsbruck. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes.*)

Von M. Doeberl.

Das Letzte wär' das Höchsterrungene:
Eröffn' ich Raume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.

Goethe, Faust.

Wie das Leben des einzelnen erst dann einen höheren Wert erlangt, wenn er heraustritt aus dem engen und beengenden Kreise jener Tätigkeit, die lediglich seiner Selbsterhaltung gewidmet ist, und sich in den Dienst einer größeren Gemeinschaft, in den Dienst einer höheren sittlichen Aufgabe stellt: also ist es mit dem Leben eines Volkes. Eine höhere Mission erfüllt ein Volk, wenn es entweder produktiv weiter arbeitet an der kulturellen Entwicklung der Menschheit, oder wenn es seine Nationalität und die überkommene Gesittung schützt gegen den Ansturm barbarischer Völker, noch mehr, wenn es ihm gelingt, diese Kultur und diese Nationalität hinauszutragen in barbarische oder halbbarbarische Nachbarländer und zugleich Raum zu gewinnen für nachkommende Generationen. Eine Kulturaufgabe nach beiden letztgenannten Richtungen hin ist vornehmlich zwei deutschen Stämmen zugefallen, die an der Ostmark des Reiches saßen und so manche Charaktereigenschaft miteinander teilten, dem sächsischen und dem bayerischen, jenem im Nordosten, diesem im Südosten. Man hat mit Recht diese Kolonisation des Ostens die größte Tat des deutschen Volkes genannt; mehr als die Hälfte des heute von Deutschen bewohnten Gebietes ist so gewonnen worden, die Wiege unserer beiden deutschen Großmächte stand nicht innerhalb der alten Gebiete des Reiches, sondern auf einem Felde, das erst bayerische und sächsische Kulturarbeit erschlossen.

Der Sieg des Deutschtums auf dem ungeheuren Gebiete von der Elbe bis zum Peipussee in Rußland, auf der noch heute sogenannten „wendischen Ebene“, ist das Werk der nordöstlichen Kolonisation. Aber diese Ausbreitung des Deutschtums erfolgte erst im 12. und 13. Jahrhundert. Damals, als im Nordosten der deutsche Ritter und der deutsche Bauer, wie der deutsche Mönch über die Elbe drangen, klangen bereits vom bayerischen Kolonisationsgebiete, vom Hofe der Babenberger Markgrafen, in die deutschen Lande herüber die Lieder und Weisen eines Ritters von Kürenberg, eines Reinmar des Alten, eines Walter von der Vogelweide. Der bajuwarische Stamm ist eben am frühesten vor die Lösung seiner Kulturarbeit gestellt worden, schon im 8. Jahrhundert, als die Sachsen ihre heidnischen Götter noch gegen fränkisches Christentum verteidigten.

Diese Kulturarbeit des bayerischen Stammes erstreckte sich über ein weites, wechselreiches Gebiet, im Norden bis zu den dunkelbewaldeten Granitmassen des Fichtelgebirges, im Osten zu den weichen Wassern des Plattensees, im Süden, vorbei an hochragenden Firnen und tiefgründigen Schluchten, einerseits zu den Steinwüsten des Karst, andrerseits zu den Pforten des Landes, „wo die Zitrone blüht und das blaue Gewässer dämmert unter der Sonne Homers“. Das Arbeitsfeld liegt vornehmlich in den heutigen deutsch-österreichischen Ostalpenländern oder Innerösterreich, in den Landen an der mittleren Donau oder Niederösterreich, in den Landen nördlich der oberen Donau entlang dem Böhmerwalde, auf dem sogenannten Nordgau. Das Ergebnis dieser mehrhundertjährigen Tätigkeit war die vorherrschende Geltung des Deutschtums in Steiermark, Kärnten und Krain, die ausschließliche Herrschaft des Deutschtums in Niederösterreich, die ausschließliche Herrschaft des Deutschtums in der heutigen Oberpfalz, in Teilen von Mittel- und Oberfranken und im Egerlande. Die bayerische Kolonisation griff aber auch über die politischen Grenzen deutscher Herrschaft hinaus und gewann ausgedehnte Gebiete im nordöstlichen Italien, im westlichen Ungarn, im südlichen Mähren, im südlichen und westlichen Böhmen.

Mit dieser Besiedelungsgeschichte beschäftigen sich eine Mehrzahl von Arbeiten, die verdienstvollsten von Kämmel, von Krones, von Strakosch-Graßmann. Aber eine zusammenfassende Geschichte der bayerischen Kolonisation gibt es noch nicht. Und doch ist es eine reizvolle, wenn auch schwierige Arbeit. Der Historiker, der Geograph, der Sprachforscher müssen zusammenwirken, die Geheimnisse der Urbare oder Einkünftebücher, der Traditions- oder Schenkungsbücher, der Urkunden, der Orts-, Fluß- und Flurnamen, der Mundarten, namentlich des Lautstandes, müssen erschlossen werden. Dann wird die Geschichte der bayerischen Besiedelungen zu einer „lebensvollen und genußreichen Wanderung von Tal zu Tal, von Pfarrdorf zu Pfarrdorf, von Stadt zu Stadt werden“.

•

Im 6. Jahrhundert hatten sich in dem heutigen Steiermark, Kärnten und Krain die slovenischen Karantanen oder Winden festgesetzt und waren im Norden bis zum Attersee, im Nordwesten gegen die mittlere und obere Drau bis hoch hinauf zum Großglockner und Großvenediger vorgedrungen; Windisch-Matrei und das von ihnen in eine Wüste verwandelte Pustertal künden mit ihren Namen noch heute die windische Spur.

*) Vortrag, gehalten im Kaufmännischen Verein zu Regensburg.

Hier im Nordwesten setzten die Bayern ihrem Vordringen ein Ziel; der rivulus montis Anarasi, der Anzerbach, wurde als „terminus Sclavorum et Baluariorum" erzwungen. Noch vor der Mitte des 8. Jahrhunderts sahen sich die Karantaner genötigt, gegen die von Osten nachdrängenden Avaren Anlehnung an den Bayernstamm und ihren Herzog Oatila zu suchen, sie fochten sogar an den Ufern des Lech (743) für bayerische Selbständigkeit gegen eine fränkische Invasion. Und als sie sich dieser Abhängigkeit wieder entzogen, nötigte sie Oatilos Nachfolger, Tassilo, zum zweitenmal die bayerische Oberherrschaft anzuerkennen. Es war im nämlichen Jahre, in welchem Karl der Große im Sachsenlande die Irminsul zerstörte.

Wie der Franke, so glaubte auch der Bayer nur durch Christianisierung des Landes die politische Herrschaft behaupten zu können. Nach den Intentionen Tassilos sollte der Vorstand des an Karantanien anstoßenden bischöflichen Sprengels von Salzburg die Leitung der Mission übernehmen. Als vorgeschobene Posten zur Christianisierung und Germanisierung der slavischen Lande, „propter incredulam generationem Sclavorum ad tramitem veritatis dedneendam", entstand vom Westen her im sogenannten Hochpustertal, an der Stelle des römischen Aguntum, das in den Kämpfen zwischen Winden und Bayern zugrunde gegangen war, Kloster Innichen, von Norden her das Kloster Kremsmünster. Bereits auch erhoben sich christliche Kirchen inmitten des slovenischen Landes, an der Stelle des alten Tibarnia auf dem Zurnfeld St. Peter in Holz, an der Stelle des alten Virunum auf dem Zollfeld das heute als Wallfahrtsort bekannte Maria Saal.

Im Jahre 788 ging das Herzogtum Tassilos zu Ende. Die Kulturarbeit erfuhr keine Hemmung. Jetzt gelingt dem bayerischen Stamm mit Hilfe der Franken die völlige Bewältigung der Avaren. Jetzt erfolgt die Organisation einer bayerischen Militärgrenze nach römischem Vorbild, wie die Organisation der karantanischen Missionskirche, nördlich der Drau unter Leitung Salzburgs, südlich der Drau unter Leitung Aquilejas. Nunmehr geht unter dem Schutze dieser doppelten Organisation mit dem deutschen Priester auch der bayerische Kolonist ins Land, um die Wälder zu roden, die Sümpfe zu entwässern, die Bergwerke zu eröffnen.

Während bei der späteren Kolonisation im Nordosten, jenseit der Elbe, zwar nicht ausschließlich, aber vorwiegend geschlossene Scharen freier Bauern unter einem Unternehmer und auf Grund eines Vertrags mit dem bisherigen Grundherrn sich ein freies, selbstverwaltetes Gemeinwesen schufen, erfolgte die bayerische Kolonisation in der Hauptsache durch unfreie oder halbfreie Bauern unter Leitung des Großgrundbesitzes, des geistlichen wie des weltlichen. Die nordöstliche Kolonisation fällt eben in die Zeit des wirtschaftlichen Verfalls des älteren Großgrundbesitzes, die bayerische im Südosten dagegen in die Blütezeit des geistlichen und weltlichen Großbetriebes; gerade die großen karolingischen Schenkungen im Slaven- und Avarenlande haben wesentlich zu diesem Aufschwung des Großgrundbesitzes mitgewirkt. Eine Kleinwirtschaft konnte sich auch an Unternehmungen, die für den Augenblick keinen oder nur geringen Gewinn abwarfen, nicht leicht wagen, sie wäre zudem der Terrainschwierigkeiten in dem gebirgigen und waldbedeckten Südosten schwerlich Herr geworden. Ueberdies fand zur Zeit der bayerischen Kolonisation der freie Kleinbauer noch reichlich Gelegenheit zur Gründung von Neuhufen im Inlande auf dem Wege der inneren Kolonisation, der Neurodung in der Almende.

In einem naturalwirtschaftlichen Zeitalter ist die Erwerbung von Grund und Boden teils zur Selbstbewirtschaftung, teils zur Parzellierung gegen eine Grundrente und Frondienste die einzig mögliche Finanzspekulation; diesem Motive entstammen zum Teil die großen Rodungen des adeligen und kirchlichen Großgrundbesitzes. Doch nicht ausschließlich Geldgier, wie bei den spanischen Konquistadoren in Amerika, auch nicht bloß Verlangen nach Tribut, wie bei den Sachsen, war die Triebfeder der weltlichen und der geistlichen Aristokratie, ein anderes Leitmotiv war, für den Ueberschuß der einheimischen Bevölkerung, für die Scharen grundherrlicher Bauern eine neue Heimat zu gründen, um so notwendiger bei der Gesundheit und Fruchtbarkeit des damaligen Volkes. Der Lebensadel dieser Zeit besaß aber auch — und damit komme ich auf ein psychologisches Moment — einen ungewöhnlichen Unternehmungsgeist, eine ungeheure Expansionskraft. Das freie, die persönliche Tatkraft lockende Arbeitsfeld mit seiner Masse verfügbaren Grund und Bodens war der beste Tummelplatz. Es ist nicht zufällig, daß die Macht der meisten bayerischen Adelsgeschlechter zugleich im Mutterland und zugleich im Kolonialgebiet wurzelt.

So geht denn die bayerische Kolonisation aus von den Pfalzgütern der Krone (curtes regiae, palatia), von den Herrenhöfen der kirchlichen Großgrundbesitzer, ganz besonders von den Bistümern Salzburg, Brixen, Freising, Bamberg, den Klöstern St. Emmeram, Admont, Farmbach, Mrichersberg, Gars, Oetting, Rott am Inn, später auch von kirchlichen Gründungen im Lande selbst, den Bistümern Seckau, Lavant, Gurk, den Cistercienserklöstern Viktring, Sittich, Rrun, fern von den weltlichen Adelsgeschlechtern der Aribonen, der Veilensteiner, Wels-Lambacher, Eppensteiner, Spanbrimer, Andechser, Vogener, Ortenburger, Neuburg-Formbacher, Abensberg-Alzhausener.

Ist das Vorwalten des Großgrundbesitzes eine Eigentümlichkeit des gesamten bayerischen Kolonisationsgebiets, so ist es eine spezielle Eigentümlichkeit Karantaniens (gerade zum Beispiel im Gegensatz zur Ostmark), daß sich hier die deutsche Niederlassung mit Vorliebe an die vorhandenen slavischen Siedelungen anlehnt. Gerade da, wo die Slovenen am dichtesten saßen, wie z. B. um den Wörther See und im Zollfelde, begegnen die größten deutschen Grundbesitzer. Diese setzten in die slovenischen Siedelungen deutsche Kolonisten; zu Witsch bei Klagenfurt sind Unfreie deutscher Abkunft urkundlich bezeugt. Es begann ein Assimilierungsprozeß; die Slovenen, auch die vielfach mit deutschen Grundherren versippten slovenischen Adelsfamilien schlossen sich in Sprache und Sitte dem Deutschtum an. Heutigentags erinnern oft nur noch Berg-, Wasser- und Ortsnamen an die slovenische Vergangenheit.

Der Grund für diese Erfolge hier *wie auf dem gesamten bayerischen Kolonisationsfeld* lag in der kulturellen Ueberlegenheit der Deutschen, er ist ganz besonders auch darin zu suchen, daß auf dieser Nationalitätenwalstatt damals im Gegensatz zu heute alle Faktoren des öffentlichen Lebens deutsch oder wenigstens deutsch gesinnt waren. Heute ist z. B. in Böhmen der Großgrundbesitz, auch der deutsche, überwiegend tschechisch gesinnt, damals war er deutsch gesinnt. Heute bevorzugt nicht bloß der Großgrundbesitzer, sondern vielfach auch der Staat slavische Beamte; damals waren die öffentlichen wie die Privatbeamten vom Markgrafen bis herab zum Villicus in einem abgelegenen Bauerndorf deutsch oder wenigstens deutsch gesinnt. Die slovenischen Häuptlinge, welche in Karantanien noch eine Zeitlang an der Spitze der Verwaltung standen, sind bald verschwunden. Heute sorgen slavische Priesterseminare für die Ausbildung der Seelsorger; damals kamen die Geistlichen von deutschen Bischofsitzen, sie predigten nicht bloß im Dienste ihrer Religion, sondern auch im Dienste ihres deutschen Volkstums; in den böhmischen Cistercienserklöstern fanden bis in die Tage Karls IV. Tschechen überhaupt keine Aufnahme. Das Deutschtum spielte in der Zeit der bayerischen Kolonisation eine andere Rolle als im spätren Mittelalter und in einem guten Teil der Neuzeit; niemand schämte sich, ein Deutscher, „damaed dutschman", zu sein. Heute sind die Rollen vertauscht; der Slave hat vom Deutschen die Waffen und deren Führung erlernt.

Der Assimilierungsprozeß hat sich im Gegensatz zu den Gewalttätigkeiten des sächsischen Nordostens völlig friedlich, fast möchte man sagen, geräuschlos vollzogen; von einer „ejectio Sclavorum", wie jenseit der Elbe, findet sich hier keine Nachricht. Eine Folge davon war freilich, daß er sehr lange, zum Teil bis ins 13. und 14. Jahr-

Digitized by Google

hundert gedauert hat. Eine andere Folge, daß in Innerösterreich nur halbe Arbeit getan wurde.

Die deutsche Besiedelung der Ostalpenländer oder Karantaniens war — das muß gerade zum Verständnis der heutigen nationalen Verhältnisse Oesterreichs betont werden — keine gleichmäßige; sie glich einem Wassergeäder, das hier in breiter, geschlossener Strömung, dort in dünnen, weit verzweigten Fäden vordrang. Im Norden der Drau trat das Deutschtum geschlossen auf, hier gewann es den Sieg, behauptete sich bis zum heutigen Tag. Anders im Süden der Drau. Die deutsche Einwanderung war nicht ausreichend; das gebirgige Innerösterreich scheint doch nicht die Anziehungskraft ausgeübt zu haben, wie etwa Niederösterreich. Das Land südlich der Drau stand überdies unter der Leitung des italienischen Patriarchats von Aquileja; dieses Stift hat vor den großen deutschen Patriarchen keine germanisatorische Wirksamkeit betätigt. Kam es schon in Untersteiermark und in Südkärnten in der Hauptsache nur zu deutschen Sprachinseln, so war die bayerische Kolonisation am wenigsten kräftig in Krain. Zwar führte das Freisinger Hochstift aus Bayern, aus dem Pustertal, aus Kärnten deutsche Kolonisten in das Gebiet zwischen Laak und Krainburg, zwar besaßen seit der Schlacht auf dem Lechfelde die Dachauer, die Andechser, die Ortenburger große Ländereien, um deren Herrensitze kleinere Märkte mit gemischter Bevölkerung entstanden, zwar nahm noch in der Staufer-Zeit das steiermärkische Cistercienserkloster Reun durch seine Tochterkolonie Sittich auch hier an der Kolonisierung und Germanisierung verdienstvollen Anteil — indes der Zuzug an Kolonisten war doch zu wenig zahlreich, andrerseits faßten manche Grundbesitzer, wie das an der oberen Save begüterte Brixen, weniger die Kolonisierung als vielmehr die Jagd und Fischerei ins Auge. So blieb denn die ländliche Bevölkerung hier vorwiegend slovenisch, und konnten sogar die eingewanderten deutschen Familien ihre Nationalität nicht behaupten. Selbst in Ortschaften, die durch ihre Namen, wie die Namen ihrer Bewohner noch heute ihren deutschen Ursprung verraten, ist die Volkssprache die slovenische geworden.

Aber es war doch eine gewaltige Veränderung, welche die deutsche Sprachgrenze vom 8. bis zum 13. Jahrhundert hin erfuhr. Das weitaus größere Gebiet der Ostalpen vom Pustertal im Westen bis nach Ungarn im Osten, von den Firnen des Venedigers, vom Gasteiner Heilbrunnen, vom Spiegel des Attersees im Norden bis zur Gail und Drau im Süden hat der Deutsche auf friedlichem Wege durch Kulturarbeit zu seinem Eigentum gemacht und selbst im Süden der Drau, zwischen Drau, Save und Kulpa, in Untersteiermark, in Südkärnten, in Krain, in der windischen Mark, teils vereinzelt, teils in größeren und kleineren Gruppen Ansiedlungen städtischen und dörflichen Charakters geschaffen. Am bekanntesten ist die Sprachinsel Gottschee, einst im Besitz der Grafen von Ortenburg, jetzt im Besitze der Fürsten von Auersperg; die Herkunft der Bewohner ist zwar unsicher, ihre Mundart aber ist die bayerisch-österreichische, wenn auch mit einem schwäbischen Einschlag. Selbst da, wo der Slovene sein Volkstum behauptet hat oder zu demselben zurückgekehrt ist, ist die deutsche Einwanderung nicht spurlos vorübergegangen; sie verrät sich noch heute in der physischen wie geistigen Ueberlegenheit des Slovenen Innerösterreichs vor dem Slovenen Kroatiens.

*

Nicht minder großartig war die Kulturarbeit des bayerischen Stammes in dem Lande unter der Enns, der Ostmark. Ihre Eroberung war das wichtigste Ergebnis des Avarenkriegs gewesen. Auch hier vollzog sich die Kolonisation unter dem Schutz einer markgräflichen Verfassung. Hand in Hand damit ging die kirchliche Organisation; was das Patriarchat von Aquileja für Karantanien südlich der Drau, was die Metropole von Salzburg für Karantanien nördlich der Drau, das war Passau für die Ostmark, ja darüber hinaus für Oberpannonien bis zur Raab.

Will man die Arbeit eines kolonisierenden Volkes würdigen, so muß man untersuchen, wie das Land vor dessen Einwanderung ausgesehen, welche Bewohner die neuen Ansiedler vorgefunden. Oestlich der Enns breitete sich der Ennswald aus, östlich der Traisen der Waldenwald, daran schloß sich dann der heutige Wiener Wald. Nördlich der Donau zog sich der Nordwald hin. Selbst das Donautal war bis Preßburg in der Hauptsache unbebaut.

In diesem Wild- und Waldland fanden die bayerischen Einwanderer eine dünne slavische Bevölkerung vor, meist slovenischer, nördlich der Donau vielleicht auch tschechischer Abstammung. Zahlreicher waren die slavischen Niederlassungen nur in den Hügellandschaften und in den Seitentälern des Stromes, auffallend gering im eigentlichen Donautale — vielleicht wegen der heftigen Völkerkämpfe, die auf dieser Weltstraße stattgefunden, vielleicht auch wegen der Ueberflutungen des Stromes und der Unzulänglichkeit der Ackergeräte gegenüber dem schweren Schwemmboden.

Auch hier vollzog sich die deutsche Besiedelung unter den Auspizien des Großgrundbesitzes. So ausgedehntes Land die königlichen Pfalzgüter auch unter den Pflug nehmen mochten, das meiste kam doch nach und nach in den Besitz von Bischöfen, Klöstern und weltlichen Grundherren. Häufig war die königliche Verleihung nur die Uebertragung eines Besitzrechtes an einen Ort, der erst für den Anbau gewonnen werden mußte; selbst Schenkungen mit der Angabe der Hufenzahl sind oft nur Anweisungen auf ein Gebiet von der Größe, um eine gewisse Anzahl bäuerlicher Wirtschaften zu errichten. In wieder anderen Fällen war die königliche Verleihung nur die nachträgliche Legalisierung einer bereits vorausgegangenen Besitzergreifung. Diese formlose Besitzergreifung nach Art der amerikanischen Squatters nahm einen Umfang an, daß man sich schon in der Karolinger-Zeit zu der Verordnung veranlaßt sah: von den Königsboten, Grafen und Richtern sollten die gegenwärtigen tatsächlichen Besitzer in aller Form in ihren Besitz eingewiesen werden, inskünftig sollte ein Besitzrecht überhaupt erst nach richterlichem Spruch entstehen. Die Kolonisation fiel ganz besonders den Kirchen des bayerischen Stammlandes zu, die oft mit ungeheuren Strecken Waldes bedacht wurden: den Bistümern Passau, Freising, Regensburg, Salzburg, den Klöstern St. Emmeram, Niederalteich, Metten, Mondsee, Kremsmünster. Klostergründungen innerhalb des neugewonnenen Gebietes fanden damals noch nicht statt, vielleicht aus Rücksicht auf die noch unsicheren Verhältnisse, vielleicht auch aus Eifersucht der altbayerischen Grundherren.

Die Kolonisation lehnte sich hier nicht an frühere slavische Siedelungen an, sondern setzte mit Vorliebe in bisher ganz öden Gegenden ein. Im Gegensatz zu den Slaven bevorzugten die Deutschen die Nähe der Donau; eine besonders dichte Niederlassung war das auch von den Römern gesuchte, von den Slaven aber gemiedene Tullner Feld.

Die Besiedelung der einzelnen Striche kann nicht verfolgt werden. Mit einer Kolonisationskraft, wie sie in der christlichen Zeit eben nur Germanen bewiesen haben, hatten die Bayern in wenigen Jahrzehnten ein halbwildes, dünn bevölkertes Land der Kultur und dem Deutschtum gewonnen. Und selbst jenseit der Ostmark schloß sich daran ein weites Kolonisationsgebiet bis an den Plattensee; Salzburg allein schuf in dieser Gegend innerhalb zweier Jahrzehnte mehr als 25 Kirchen; die meisten damals vorhandenen Orte in dieser Gegend trugen rein deutsche Namen, ein Beweis, daß hier überhaupt zum erstenmal gerodet wurde.

Aber freilich das fränkische Reich verfügte nicht, wie einst das Römerreich, über die Machtmittel, um die Donaulinie auch militärisch zu sichern. Die Folge davon war, daß man aus dieser friedlichen Tätigkeit auf schreckliche Weise aufgestört wurde — durch die Ungarnnot.

Aber der Sieg auf dem Lechfelde brachte den Wiedergewinn der Ostmark, die Vorrückung der politischen Grenze Bayerns anfangs bis zur Traisen, später bis zur Leitha und March. Auch zur markgräflichen und kirchlichen Or-

Digitized by Google

ganisation kehrte man zurück. Passau winkte eine Zeitlang die Aussicht, hier im Südosten ein zweites Magdeburg zu werden. Zwar scheiterten die Passauer Metropolitanpläne, die beabsichtigte Einfügung Ungarns in die deutsche bezw. bayerische Kirche, aber immerhin gewannen die Bischöfe von Passau die kirchliche Herrschaft über die Ostmark zurück. Der Uebergang der bayerischen Ostmark an das Haus Babenberg vollends hatte für die bayerische oder südöstliche Kolonisation dieselbe Bedeutung, wie der spätere Uebergang der sächsischen Nordmark an das Haus Askanien, der Mark Lausitz an das Haus Wettin für die nordöstliche oder sächsische Kolonisation. Der bayerische Volksstamm trat zum zweitenmal die Wanderung nach dem Osten an.

Nach einer Urkunde Kaiser Ottos III. wäre die Ostmark bei der Rückeroberung als eine menschenleere Einöde vorgefunden worden. Doch was deutsche Arbeit in Jahrzehnten geschaffen, war nicht völlig zugrunde gegangen, konnte vielmehr Grundlage werden für neue Rodungen; das beweist schon das Fortleben einer Mehrzahl von Ortsnamen der Karolinger-Zeit. Es war ein Glück, daß die Großgrundbesitzer, namentlich die kirchlichen, ihre Kolonen mit Mitteln versehen konnten, um dort die Arbeit wieder aufzunehmen, wo sie ein halbes Jahrhundert durch den Einfall der Ungarn hatte unterbrochen werden müssen. Am reichsten erscheint Passau begütert; seine Besitzungen erstreckten sich südlich der Donau von Mautern über St. Pölten und das Tullner Feld bis tief hinein in den Wiener Wald, nördlich der Donau bis an die mährische Grenze. Selbst Freising zählte im Jahre 1160 600 Hufen in der Ostmark.

Zahlreich war unter den Großgrundbesitzern neuerdings auch der bayerische Adel vertreten. Mit vollen Händen spendeten die deutschen Könige Besitzrechte an Grund und Boden. Markgraf Heinrich aus dem Hause Babenberg erhielt allein ein Gebiet von 18 Quadratmeilen. Neben den Babenbergern zählten zu den größten adeligen Grundbesitzern die Ebersberger, die Burghausener, die Bogener, die Plaien-Peilenstein, die Neuburg-Falkenstein, die Sulzbacher und Dipoldinger. Große Mengen deutscher Ansiedler zogen sie ins Land. Nunmehr schritt man auch zu Klostergründungen im Lande selbst; in Melk und in Klosterneuburg erhoben sich Stätten für den alten Benediktinerorden, in Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwettl und Altenburg erhoben sich später, in der Staufer-Zeit, Niederlassungen des ganz besonders für die Bodenkultur geeigneten Cistercienserordens. Namentlich Zwettl und Altenburg wurden Mittelpunkte deutschen Volkstums, das sie bis zur Thaya ausdehnten.

Nachdem sechs Generationen von Markgrafen und Grundherren mit ihren Ministerialen das Land eingerichtet und verwaltet, sechs Generationen von Bauern mit Axt, Feuer und Pflug gerodet hatten, begann es auf dem blutdurchtränkten Markboden zu treiben und zu knospen, öffnete sich die erste Blüteperiode deutscher Literatur. Und als die heimische Dichtkunst eine französierende Richtung annahm, konnte von demselben Osterlande eine vaterländische, volkstümliche Reaktion ausgehen.

(Schluß folgt.)

Ein Schubart-Fund.

Von Ernst Holzer (Ulm).

(Schluß.)

Ueber die neuaufgefundenen Kompositionen läßt sich kurz sagen, das Bild, das ich in den Schubart-Studien gezeichnet habe, verschiebt sich um keinen wesentlichen Zug, im ganzen allerdings, kaum merklich, eher in peius. Kein Wunder, da die mir früher bekannten immerhin eine Auslese darstellen. Seine Vertonung oder, goetheisch geredet, Betanung der Fürstengruft erscheint unbeholfen und stümperhaft, wenn man sie gegen die des talentvollen Oesterreichers Neubauer hält, deren Kenntnis ich Hrn. Schweiker verdanke. Und wie verbleicht erst die Komposition der Forelle gegen die voll und warm hinflutende Melodie Schuberts! Es ist eine steife, philiströse Weise, mit der entsetzlichen damals üblichen Figur verbrämt, von welcher Friedländer I, S. XXXV f. redet, jenen ausgeschriebenen kurzen Melodievorschlägen (16tel, beziehungsweise 32tel — punktiertes 8tel, beziehungsweise 16tel). Man könnte meinen, ein ganzes Jahrhundert Musik liege zwischen beiden! Man darf, um hier nicht unbillig zu sein, nicht von der glänzenden Entwicklung des Konzertliedes im 19. Jahrhundert aus — von Schubert zu Wolf und Strauß — über die Haus- und Familienmusik des 18. urteilen. Eher denke man daran, einen wie geringen Bruchteil des Schaffens selbst noch bei unseren Klassikern (Haydn!) gerade das Lied umspannt. Erst Friedländers Werk ermöglicht uns hier ein gerechtes historisches Urteil. Bei Schubart muß man ein weiteres erwägen; wann und wo er schrieb! Er selbst hat es gesagt, „im Kerker schrieb ich die Gesänge"!

Ein feines Talent für das Volksliedmäßige, Volkstümlich-flüssige verleugnet er nie. Die Seele des Volksliedes aber ist die Melodie. Manche lebenskräftige, kühngeschwungene Melodie hat er gesungen — das Kaplied und andere leben heute noch fort, vielfach anderen Texten anbequemt. Auch sein „Lied an die Freude" wird heute noch in seiner Heimat gesungen und wird jedem gefallen, dem das berühmte Finale nicht zu stark im Ohr summt. Solche Melodien, zusammengehalten mit dem, was über die ungewöhnlichen Wirkungen seines Spiels berichtet wird, zusammengehalten mit dem, was er über Musik gedacht und geschrieben hat, lassen keinen Zweifel darüber, daß ein musikalisches Talent in ihm erstickt worden ist. Schubart ist in einem Milieu aufgewachsen, in welchem von vornherein aus dem Musiker nichts werden konnte. Die Lösung der Frage, warum Württemberg im Bereich der Musik nur Kleinmeister des Liedes hervorgebracht hat, liegt in erster Linie nicht auf dem Gebiet der natürlichen Begabung, sondern vielmehr darin, daß Schwaben die äußeren Bedingungen nicht besaß, weder die künstlerischen, noch die sozialen, ohne die kein bedeutender Musiker wird. Es fehlte die künstlerische Tradition und es fehlte die Resonanz. Hier konnten Dichter und Philosophen wachsen, große Musiker nie. Rein musikalisch darf man und kann man Schubart nicht betrachten, ich habe schon eine kleine Sünde begangen, als ich ihn mehrmals in einem Atem mit Reichardt nannte. Reichardt war so gewiß der bessere Musiker, als man sie in anderer Beziehung nicht vergleichen kann. Einzelne hübsche musikalische Züge fand ich auch in den bisher unbekannten Liedern, aber weniger als ich gedacht hatte, im ganzen macht er sich's doch zu leicht und setzt zu schlappig. Rein musikalisch wiegt mir natürlich ein schönes Lied von Hugo Wolf den ganzen Schubart auf, aber auch den ganzen Knecht und den ganzen Zumsteeg. Auch wenn ich weiß, daß die Entwicklungslinie des Liedes zu Schubert hin über Zumsteeg führt. . . .

*

Es sei erlaubt, noch ein paar Einzelheiten zu berühren. Schubart hat 1782 Thümmels „Lied eines Vogelstellers" komponiert, das jeden sofort an Papageno erinnert,

Die Liebe und der Vogelsang
Sind wahrlich einerlei
Es lockt der männliche Gesang —
Er lockt, er lockt
Vögel und Mädchen herbei.

Die Melodie Schubarts zeigt, wie mich dünkt, unverkennbar Aehnlichkeit mit der bekanntesten Melodie Mozarts, der sogar das Höltysche „Ueb immer Treu und Redlichkeit" untergelegt wurde, mit dem Lied „Ein Mädchen oder Weibchen". Es folgt sogar am Schlusse ein kurzer Sechsachteltakt, ja es fehlt in der Begleitung nicht die Andeutung von einer Art Lockruf. Daß die Mozartsche Lock-

Digitized by Google

figur merkwürdigerweise vier Jahre vor der Zauberflöte bei dem Gasthofbesitzer zum weißen Ochsen in Memmingen, dem schwäbischen Liederkomponisten Rheineck sich findet, kann man bei Friedländer I, 253 f. nachlesen. Nach Friedländer (I, 300) soll Mozart eine alte Volksmelodie „Es freit ein wilder Wassermann" benützt haben, was mir fraglich ist. Fast möchte ich vermuten, daß Schubart sowohl als Mozart eine ältere Melodie benützten. Der Fall läge ähnlich wie bei Friedländer II, 380 f. („Ich bin ein Schwabenmädchen" und Mozarts „Komm lieber Mai".) Daß Mozart Schubarts Melodie gekannt hätte, ist ebenso ausgeschlossen, als daß er Rheineds Lied kannte.

Schließlich ist es nicht ganz uninteressant, die Gaudeamus-Melodie in älterer Form (Friedländer II, S. 7 f.) bei Schubart anzutreffen. Drollig ist, wie Schubart, abgesehen von ein paar volkstümlichen Schnörkeln, die Melodie am Schluß in die Tiefe fallen läßt, gewiß ein eigener Einfall. Den Text hat er der Weise selbst untergelegt. Bevor der Text den Beschluß macht, sei noch eine kleine polemische Bemerkung gegen die Behandlung des Gaudeamus-Textes durch Friedländer a. a. O. verstattet, die mir der geschätzte Forscher nicht verübeln wird. Er hat sich von Arthur Köpps Kritik der bekannten Stelle nbi iam fuere, wie mir scheint, völlig irreführen lassen. Er nennt die ältere Lesart quos si vis videre, die sich im Crailsheimschen Liederbuch findet, unverständlich. Was er dann weiter nach Köpp über die Entstehung der „unsinnigen" Lesart nbi iam fuere vorbringt, ist unhaltbar („gewesen" soll aus „genesen" verschrieben und daraus das lateinische fuere entstanden sein! Wie soll das Lateinische dann gelautet haben?). In der ältesten Form des Originals der ersten Verse (ein sehr alter Bußgesang) bei Köpp, Deutsches Volks- und Studentenlied, Berlin 1899, S. 197 f., ist die vollständig klare Fassung der zweiten Strophe gegeben:

Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuere?
Venies ad tumulos, *si eos vis videre;*
Cineres et vermes sunt, carnes computrnero.
Surge, surge, vigila, sempor osto paratus.

Aus diesem si eos vis videre ist aus metrischen Gründen si vis hos videre, ebendaselbst S. 197, oder, allerdings nicht elegant lateinisch, quos si vis videre geworden. Aus dieser holperigen Fassung hat irgendwer — wann? — die zwar im Singen nicht verständliche, aber unzweifelhaft elegantere Wendung gemacht ubi iam? fuere. Verständlicher, aber weniger elegant wäre ubi sunt? fuere. Daß man tatsächlich vor mehr als hundert Jahren die Stelle so verstanden hat, glaube ich wahrscheinlich machen zu können. In den vermischten Gedichten von E. F. Hübner, Stuttgart 1788,[4]) findet sich Seite 202 f. eine Cantilena Potatoria, auf die damals längst bekannte Weise gedichtet, deren erste Strophen also lauten:

Gaudeamus igitur, iuvenes dum sumus
Vita nostra nil nisi umbra est et fumus.
Nam reponto venit nox et nos teget humus.
Gaudeamus igitur, iuvenes dum sumus.

Gaudeamus igitur, dum licet gaudere,
Antequam oportet nos canere „Fuere"
Fuit Tros et Ilium; crescere coepere
Nunc aristae loco, quo Pergama stetere.

Offenbar hat der „Dichter" in der zweiten Strophe das ubi iam? fuere vor Augen gehabt. Fuere in prägnantem Sinn = sie sind dahin. Angespielt wird noch dazu auf die bekannte Stelle der Aeneis. Damit dürften die Einwände gegen die heutige Lesart dauernd beseitigt sein.

Das Schubartsche „Trinklied" lautet:

Geht ihr Sorgen, geht mir hin
Wo euch Runzeln winken
Wartet bis ich reicher bin
Jetzund muß ich trinken
Jetzund schmeckt mir noch der Wein
Kehrt bei meinem Nachbar ein
Seht er wohnt zur Linken.

Heut und morgen kann ich doch
Nicht so leicht veralten
Und der Himmel wird wohl noch
Heut und morgen halten.
Wenn er übermorgen bricht
Ueberzieht er mein Gesicht
Zeit genug — mit Falten.

Spröde Mädchen, die mich fliehn
Mag ich auch nicht küssen
Hübsche Mädchen will ich kühn
In die Arme schließen
Sprich du Freund der Fröhlichkeit
Sprecht ihr Pfaffen voller Neid
Wird es euch verdrießen?

Das Gedicht ist ein neuer Beweis für die psychologische Trivialität, daß man Dichter und Trinker zugleich sein und doch kein Trinklied dichten kann.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Richard Wagner an Mathilde Wesendonk.** Zum letzten Geburtstag Wagners ist ein Buch erschienen, das, obwohl schon 21 Jahre seit Wagners Tode vergangen sind, doch noch zu den interessantesten und für die Lebensgeschichte Wagners bedeutungsvollsten Publikationen zu zählen sein wird: es sind von Professor Dr. Wolfgang Golther herausgegebene und eingeleitete Tagebuchblätter und Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk, die in den Jahren 1853 bis 1871 entstanden sind (Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1904). Im Grunde beruht diese Veröffentlichung einigermaßen auf einer Indiskretion, denn der Meister wünschte die vorliegenden Blätter vernichtet. Frau Wesendonk betrachtete sich nicht als ausschließliche Besitzerin der an sie gerichteten Briefe. Sie bewahrte sie stillschweigend, erhielt sie der Nachwelt und bestimmte sie zur Veröffentlichung, unter Beigabe von Bildern und Faksimiles. Die Familie Wagner entäußerte sich ausnahmsweise und für diesen Fall ihres Autorrechtes und trat es dem Sohne und dem Enkel der Verewigten ab. Diese ordneten an, daß diese Publikation zugunsten des Stipendienfonds in Bayreuth erfolge. Dies sagt uns die Vorbemerkung des Buches. Im Auftrag der Erben von Frau Mathilde Wesendonk, im Einverständnis mit dem Hause Wahnfried hat also Professor Dr. Wolfgang Golther die Ausgabe besorgt und mit den nötigen Erläuterungen und einer Einleitung versehen. Mit diesen Briefen und Tagebuchblättern eröffnet sich somit dem Publikum, das nicht mehr Bedenken zu haben braucht als Erben und Herausgeber, eine der reichsten Quellen zur Kenntnis der Lebensgeschichte Richard Wagners, denn lange Jahre stand niemand seinem Herzen so nahe wie Mathilde Wesendonk, der der Meister rückhaltlos alles anvertraute, was seine Seele bewegte. Wir blicken tief hinein in die todesernsten Stimmungen der Tristanzeit und erleben dann die Klärung und Erhebung zu den Meistersingern, wir erfahren von allerlei philosophischen und dichterischen Plänen, namentlich auch sehr viel Wichtiges von der Vorgeschichte des Parsifal und vom Pariser Tonnhäuser, wir begleiten den Lebensweg Richard Wagners vom Züricher Asyl nach Venedig, Luzern, Paris, Biebrich, Wien-Penzing, München und Tribschen. Eine Fülle neuer Tatsachen

[4]) Hübner war Professor an der Karlsschule und hat zwei Sammlungen 1768 und 1791 veröffentlicht: in der ersten wie in der zweiten (der Erbprinzessin Juditha von Hohenlohe-Schillingsfürst gewidmet) hat er zwischen derbe Geschmacklosigkeiten rüde Zoten eingeflochten, die eine Vorstellung davon geben, was man damals der Oeffentlichkeit in Stuttgart bieten konnte. Zu der ersten Sammlung hat Abeille, zur zweiten neben Abeille auch Schubart Klaviermelodien beigesteuert. Es sind zwei Kompositionen, die in den Schubart-Studien noch nicht aufgeführt sind.

wird bekannt und was man bisher schon wußte, erscheint oft in ganz neuem helleren Lichte. An Reichtum des Inhalts stehen diese Urkunden hinter dem Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt kaum zurück, im Ausdruck unmittelbarster, oft leidenschaftlichster, tief ergreifender Augenblicksstimmung übertreffen sie weitaus die meisten bisher veröffentlichten biographischen Quellen. Auch das zarte Bild der ersten Gattin Wagners, Minna Planer, tritt in verschwommenen Umrissen aus diesem Buche uns entgegen. Man begreift nun wohl, wie sehr sich Wagner zu Mathilde Wesendonk hingezogen fühlen mußte, aber man würde ungerecht sein, wenn man selbst nur aus dem Medium dieser Briefe und Tagebücher heraus nicht würdigen wollte, wie schwer, so unmöglich es für jede Frau ist, die ihren Gatten liebt und ihm in den traurigsten Lebenslagen treu zur Seite gestanden und Opfer gebracht hat — und dies darf man wohl von Minna Planer sagen — im Angesicht eines solchen Verhältnisses, wie es zwischen Wagner und Frau Wesendonk bestand, n i c h t eifersüchtig zu sein. Der sehr eingehenden geschichtlichen Einführung Golthers folgen die Briefe aus Zürich, das Tagebuch aus Venedig, die Briefe von dort und aus Mailand, Luzern, Paris, Biebrich, Penzing, München und Tribschen und als Anhang 14 Briefe von Mathilde Wesendonk. Im lobenswerten Gegensatz zu dem viel umfangreicheren Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt hat diese Briefpublikation das so nötige Namensverzeichnis. Der gut ausgestattete Band ist mit einer seltenen Photographie Wagners und den Bildern Mathilde Wesendonks, der Villa Wesendonk, des Züricher Asyls und mit interessanten Handschriften-Nachbildungen geschmückt. Wir werden noch manche Gelegenheit haben, auf diese wichtige Quelle zur Wagnerschen Lebensgeschichte zurückzukommen.

*

Allgemeine Rundschau.

Eine Nachtuhr König Pippins.

Die Mitteilung der Beilage Nr. 139 über die Uhr Alfreds des Großen veranlaßt mich, die Anfrage, die ich in dem Heilbronner Unterhaltungsblatt Nr. 72 (Beilage der Neckarzeitung vom 19. d. M.) veröffentlicht habe, auch hier zum Abdruck zu bringen.

„Der Papst Paul V. schickte von Rom an König Pippin 752—758 neben einer Anzahl Bücher auch eine Nachtuhr: nec non horologium nocturnum (Recueil des historiens des Gaules. Tome V. p. 513). Wie war eine solche Nachtuhr beschaffen? War das schon eine Weckeruhr oder nur eine Uhr, die auch bei Nacht Dienst tat, im Unterschied von der Sonnenuhr. Mit letzterer war man ja sogar bei Tag oft angeführt, wenn die Sonne nicht schien. Daher die einstige Sonnenuhr am Kloster Mauthronn die sinnige Inschrift hatte, die wohl wieder aufgefrischt werden dürfte: Dum sol von lucet, patientia opus est. Wenn die Sonne nicht scheint, muß man Geduld haben. Aehnlich zeigt eine Sonnenuhr in Hall die Inschrift: Horas non numero nisi serenas. Ich zähle nur die heiteren Stunden. Beide Sprüche haben eine tiefere Bedeutung. Aber nochmals die Frage, wie war eine Nachtuhr im 8. Jahrhundert beschaffen? Es gab Sanduhren und Wasseruhren."

Die Stelle ist abgedruckt in Beckers Antiqui Bibliothecarum Catalogi von 1885. Falls die Nachtuhr Pippins ähnlich beschaffen war wie die Alfreds des Großen, war sie noch ein Jahrhundert älter. Vielleicht können Leser der Beilage Aufschluß geben.

Maulbronn. Eb. Nestle.

*

Prähistorisches aus der Pfalz.

m. Die Ausgrabungen des Historischen Vereines der Pfalz wurden im Ordenswalde und im Haßlocher Walde bei Neustadt vom 20. Mai bis 1. Juni intl. betrieben, und zwar unter Leitung von Professor Mehlis und zum Teil von Archivar Oberseider. Nach dem vom Ausschuß genehmigten Programm wurden drei Komplexe untersucht: 1. Die Tumuli-Gruppe, westlich vom Wallböhl, zirka 5 km von Neustadt entfernt. Der erste von diesen ergab Funde der spät-neolithischen Zeit, als geschlagene Feuersteine und Silex, Gefäße mit Leistenornament, ferner eine vierfach gewundene Bronzespirale und eine hübsche Mosaikperle. Im Zentrum lag oberhalb der Brandschichte ein Feuerstahl mit zurückgewundenen Enden und ein zerdrücktes Gefäß der spätrömischen Periode. Der zweite Tumulus schien im Kern verstört zu sein. Er barg gleichfalls mehrere neolithische Altsachen und ein paar römische (?) Ziegelstücke. 2. Das neolithische Dorf am Wallböhl, 500 m nach Osten zu gelegen. In diesem wurde Hütte 6 bis 11 mit Feuerherden und zahlreichen Artefakten freigelegt. Letztere umfassen viele hübsch verzierte keramische Reste. Vertreten sind: Spiralbänder, Schnitte und Kerbmuster, einfache Tupfen und Grübchen. Die roheren Gebrauchsgefäße sind mit Henkeln, Buckeln und Nasen (ansae) versehen. Auffallend, ja rätselhaft sind hier die zahlreichen zum Teil vollendeten, zum Teil angefangenen Amulette oder Idole aus plattigem oder polyedrischem Gestein, die mit künstlich hergestellten Näpfchen und Grübchen geziert sind. Nur die Menhire und Dolmen Frankreichs tragen ähnlichen Schmuck. Auch Silexsachen fanden sich hier vor, darunter eine aus schwarzem Feuerstein nordischer Provenienz kunstvoll hergestellte Harpune. Beachtenswert sind ferner drei plastische Figuren, darunter eine Vogelgestalt, ein Hammel, ein Hundskopf. Die Pfahlbauten der Westschweiz haben ähnliche Kunstprodukte der Forschung geliefert. — Auch Tonperlen fanden sich vor und Gehängestücke aus durchbohrtem Oolithstein, eine Eisenbildung; ebenso Hämatit und Polusdrucken, die zum Tätowieren, zum Färben und Bemalen dienten. Die Gesamtfunde von Wallböhl sind nicht nur für die Urgeschichte der Pfalz, sondern der Mitteltheilande epochemachend! — 3. Auch am Wallböhl selbst, der 500 m östlich des Dorfes liegt, und einen noch zu drei Viertel erhaltenen elliptischen Erdwall bildet, wurden Grabungen veranstaltet, jedoch ohne greifbares Resultat. — 4. Zum Schluß wurden in den Sandgruben von „Fünfeichenschlag", wo im Herbst die erste neolithische Ansiedelung festgestellt wurde, weitere Grabungen vorgenommen.[1]) Ein Arbeiter hatte hier jüngst ein wohlerhaltenes Flachbeil oder besser eine Bodenhacke aus grauem, schieferigem Gestein zufällig aufgefunden. Ein in der Nähe gelegener Feuerherd ergab neolithische Gefäßstücke. An anderen Stellen fanden sich Silexstücke, ein Klopfstein, Tonperlen und roh mit Tupfen und Perlen verzierte Scherben. Im Südosten stieß man auf eine starke la-Tène-Schicht mit Gefäßstücken. — Das Material gelangte wohlerhalten in das Kreismuseum zu Speyer. — Um die Ausgrabungen und deren Erfolg hat sich wohl verdient gemacht Hr. kgl. Forstmeister Gambichler zu Haßlach und ebenso Hr. Waldhüter Wittmann.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

9. Juni. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Roethe berichtet über ein neues Fragment des mittelniederländischen Renant van Montalbaen. Das in Güns (Ungarn) vom Stadtarchivar Augustin gefundene Bruchstück ist dadurch besonders interessant, daß es auf einen älteren Textzustand mit weit unreineren Reimen zurückführt als die bisher bekannten Fragmente des mittelniederländischen Epos. 2. Derselbe legt Beobachtungen über regelmäßigen Sinneseinschnitt in mittelhochdeutschen lyrischen Strophen vor. Sehr viele mittelhochdeutsche Strophen zeigen auch außer den durch die Stollenschlüsse gebotenen Absätzen das Gesetz aber doch die Neigung, gewisse Stellen durch Satzschluß auszuzeichnen. Dieser feste Satzschluß, aus dem sich für Kritik, Interpretation und syntaktische Gliederung Gewinn ziehen läßt, wird auf musikalische Gründe zurückgeführt. 3. Hr. Conze legt den Jahresbericht über die Tätigkeit des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts

[1]) Dieser Distrikt liegt ca. 4 Kilometer östlich vom Erdwall: Wallböhl.

im Rechnungsjahre 1903 vor. 4. Hr. Dilthey überreichte von Kants Gesammelten Schriften Bd. III. Erste Abteilung: Werke. Dritter Band, Berlin 1902. 5. Hr. W. Schulze legt ein Exemplar seines eben vollendeten Werkes: Zur Geschichte lateinischer Eigennamen. Berlin 1904, vor.

9. Juni. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Helmert las: „Zur Ableitung der Formel von C. F. Gauß für den mittleren Beobachtungsfehler und ihrer Genauigkeit". Diese Ableitung wird einfacher, wenn anstatt der unmittelbar auftretenden Unbekannten andere eingeführt werden, die sich durch die reduzierten Normalgleichungen im Anschluß an die Theorie der äquivalenten Beobachtungen ergeben. 2. Derselbe legte vor eine Uebersichtskarte der Breiten- und Azimuthstationen in Europa und Nordafrika, welche für die „Verhandlungen der Internationalen Erdmessung in Kopenhagen, 1904" im Geodätischen Institut unter Leitung von Hrn. Geheimrat Albrecht durch Hrn. Geometer Förster bearbeitet worden ist. Während die Karte von 1892 (Verh. in Brüssel) nur 380 Stationen aufwies, zeigt die neue Karte 1081 Stationen, auf denen die geographische Breite oder das Azimuth oder auch beides gemessen ist. In einigen Flächenstücken, sowie auf einigen meridionalen Linien treten die Stationen dicht zusammen: hier sind Spezialuntersuchungen über die Figur der Erde ausgeführt (u. a. in der Schweiz, in der Umgebung von Moskau, im zentralen Teile des preußischen Staates und auf den Meridianen des Brockens und der Schneekoppe). 3. Hr. F. E. Schulze legte vor: Dr. med. John Siegel: „Beiträge zur Kenntnis des Vaccineerregers". Verfasser verfolgt die von Guarnieri in der Hornhaut der Pockenlymphe geimpfter Kaninchen gefundenen Körperchen, welche Cytoryeten variolae benannt und fast allgemein als die wahrscheinlichen Erreger der Vaccine angesehen werden, in den inneren Organen der mit Pockenlymphe geimpften Kaninchen. Unter Benutzung bisher bei diesen Untersuchungen noch nicht zur Anwendung gebrachter Färbungsmethoden findet er in den inneren Organen, besonders in den Nieren, Gebilde, die als Sporen von Sporozoen in verschiedenen Entwicklungszuständen und als Cysten mit Dauersporen gedeutet werden. Letztere sind identisch mit den von Guarnieri in der Cornea gesehenen Körperchen.

*

Deutscher Juristentag in Innsbruck.

Nach dem Beschlusse der ständigen Deputation wird der 27. Deutsche Juristentag in der Zeit vom 9. bis 13. September in Innsbruck abgehalten werden. Es werden bei diesem Anlasse zwölf Fragen zur Erörteeung gelangen, für welche von nachbenannten Herren Gutachten erstattet wurden. Diese Gutachten sind zum Teil in dem schon vor zwei Monaten vom Schriftführeramte der ständigen Deputation veröffentlichten Bande zum Abdrucke gelangt. Der Rest wird in nächster Zeit in einem zweiten Bande den Mitgliedern des Juristentages zugehen. Die Themen lauten:

1. Inwieweit ist das Recht am eigenen Bilde anzuerkennen und zu schützen? Gutachter Geh. Justizrat Dr. Reyssner, Berlin, und Geheimer Justizrat Professor Dr. Gareis, München. 2. Empfiehlt es sich reichsrechtlich oder landesrechtlich dem Staate ein Vorrecht an Altertumsfunden zu gewähren? Gutachter: Provinzial-Konservator Dr. Clemen, Bonn, und Professor Dr. Pappenheim, Kiel. 3. Empfiehlt es sich, weitere gesetzliche Vorschriften über den Arbeitsvertrag zu treffen? Gutachter: Stadtrat Dr. Fleisch, Frankfurt a. M., und Prof. Dr. Grünberg, Wien. 4. Empfiehlt sich eine Aenderung der Vorschrift des § 313 Deutsches B. G.-B., wonach ein Vertrag, durch den sich der eine Teil verpflichtet, das Eigentum an einem Grundstück zu übertragen, der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung bedarf? Gutachter: Justizrat Notar F. Dorst, Köln, und Rechtsanwalt und Notar Justizrat Dr. J. Stranz, Berlin. 5. Worin besteht der Schadenersatz wegen Nichterfüllung eines gegenseitigen Vertrages? Gutachter: Professor Dr. Kipp, Berlin, und Privatdozent Dr. v. Mayr, Wien. 6. Wie weit erstreckt sich Recht und Pflicht des Aufsichtsrates und Vorstandes einer Aktiengesellschaft zur Einberufung einer Generalversammlung? Gutachter: Justizrat Dr. Staub, Berlin, und Professor Dr. Lehmann, Rostock. 7. Wie weit ist bei Versicherungsverträgen die Vertragsfreiheit hinsichtlich der Verwirkungsklausel durch zwingende Rechtssätze zugunsten des Versicherten einzuschränken? Gutachter: Privatdozent Dr. Julius Gierke, Göttingen, und Direktor Dr. Sammer der Lebensversicherungsgesellschaft in Gotha. 8. Die strafrechtliche Behandlung der geistig minderwertigen Personen. Gutachter: Geheimer Justizrat Professor Dr. Kahl, Berlin, und Medizinalrat Dr. Leppmann, Berlin. 9. Die strafrechtliche Behandlung der jugendlichen Personen. Gutachter: Professor Dr. Groß, Prag, und Direktor der Strafanstalt zu Tegel Amtsrichter Klein. 10. Soll die Strafbarkeit der fahrlässigen falschen eidlichen Aussage im deutschen Rechte beibehalten, im österreichischen Rechte eingeführt werden? Gutachter: Reichsgerichtsrat Stenglein, Leipzig. 11. Welche Maßnahmen empfehlen sich für die rechtliche Behandlung der Ringe und der Kartelle? Gutachter: Professor Waentig, Münster, Rechtsanwalt Professor Dr. Landesberger, Wien, Rechtsanwalt Dr. Scharlach, Hamburg, Oberlandesgerichtsrat Konrad Schneider, Stettin. 12. Empfiehlt es sich, gesetzliche Vorschriften zwecks Befreiung des Grund und Bodens von darauf haftenden Lasten und Schulden zu treffen und eine Verschuldungsgrenze festzusetzen? Gutachter: Regierungsrat Dr. Ritter v. Hattingberg, Wien, und Generalsekretär des deutschen Landwirtschaftsrates Privatdozent Dr. Dade, Berlin.

Die Namen jener Herren, die am Juristentage zu den einzelnen Themen als Referenten fungieren werden, können erst in einem späteren Zeitpunkte veröffentlicht weeden. Der Beginn der ersten Plenarversammlung wurde für Samstag, den 10. September, vormittags 9 Uhr, festgesetzt. Nach Schluß derselben beginnen die Beratungen in den einzelnen Sektionen. Diese sollen am Montag, den 12. September, fortgesetzt werden. Dienstag, den 13. September, findet die zweite Plenarversammlung statt. Freitag, den 9. September, gibt der Ortsausschuß einen Begrüßungsabend in den Stadtsälen. Das Programm der dem Juristentag zu Ehren in Innsbruck geplanten Festlichkeiten und der Sonntag, den 11. September, zu veranstaltenden Ausflüge wird in nächster Zeit veröffentlicht werden. Jene Herren, die nicht ständige Mitglieder des Juristentages sind und an der Innsbrucker Tagung teilzunehmen gedenken, wollen dies dem „Ortsausschuß des Deutschen Juristentages in Innsbruck" unter Einsendung des Betrages von 9 M. = 10 Kronen 65 Heller anzeigen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Internationaler kunsthistorischer Kongreß. Die Vorarbeiten für den Internationalen kunsthistorischen Kongreß dieses Jahees, der in Straßburg i. E. stattfinden wird, sind im vollen Gange. Ein Ortsausschuß, an dessen Spitze der Straßburger Bürgermeister, Unterstaatssekretär Back, und der Ordinarius für Kunstgeschichte an der Straßburger Universität, Professor Dr. Dehio, stehen, ist gebildet. Als Kongreßtage sind der 22., 23. und 24. September bestimmt, so daß eine Verbindung des Besuches mit dem des Tages für Denkmalpflege in Mainz am 26. und 27. September leicht möglich ist. Die früheren internationalen kunsthistorischen Kongresse in Wien, Nürnberg, Köln, Budapest, Amsterdam, Lübeck und Innsbruck haben bedeutende Resultate gezeigt, wie die Gründung des „Repertoriums für Kunstwissenschaft", des Kunsthistorischen Instituts zu Florenz, an dessen Spitze seit sieben Jahren Prof. Brockhaus steht und das vom Deutschen Reiche subventioniert wird, der „Gesellschaft für photographische Publikationen", die seit zehn Jahren glänzende Mappen herausgibt, und der „Internationalen Gesellschaft für ikonographische Studien". So ist denn auch von dem diesjährigen Kongreß erspriessliche wissenschaftliche Arbeit zu erhoffen. Anfragen sind an den ständigen Ausschuß zu Händen des Professors für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule zu Berlin, Dr. Zimmermann, zu richten.

Digitized by Google

Sch. **Gedächtnisfeier.** Zu Ehren des am 10. Juni verstorbenen Dichters und Literaturprofessors Karl Weitbrecht hielt der Literarische Klub in Stuttgart, dessen Vorsitzender und späterer Ehrenvorstand der Verewigte gewesen war, eine eigene Gedächtnisfeier ab, die trotz der gleichzeitigen Protestversammlung gegen den Beschluß der Ersten württembergischen Kammer doch zahlreich besucht war. Von mehreren Rednern, die dem verstorbenen Dichter von der Universitätszeit her nahe gestanden waren, wurde ein Bild seines Lebens entworfen und der Gang seiner Dichtung besonders nach der lyrischen Seite hin mit zahlreichen Proben verfolgt. Wenn auch die Stellung Weitbrechts in der Gesamtdichtung unserer Zeit nicht überschätzt werden darf, so konnte doch mit Recht hervorgehoben werden, daß er als Dichter und Mensch in vielen Kreisen des Schwabenlandes geschätzt wurde und daß die Erinnerung an seine Persönlichkeit und Kunst besonders im Literarischen Klub fortleben werde.

* **Zur Errichtung eines Herder-Denkmals in Bückeburg**, woselbst Herder bekanntlich von 1771 bis 1776 als Oberprediger und Landessuperintendent gewirkt hat, erbittet ein von angesehenen Namen unterzeichneter Aufruf Beiträge. Das Denkmal ist als Herder-Gedenkstein in Gestalt eines großen Blockes mit Erzrelief und entsprechender Inschrift geplant. Beiträge nimmt die Niedersächsische Bank, Filiale der Dresdner Bank, in Bückeburg entgegen.

* **Eine Percy Sladen-Stiftung.** Die Witwe des früheren Sekretärs und Vizepräsidenten der Linnean Society (London), Mr. Walther Percy Sladen, hat eine Stiftung von 20,000 Pfd. St. gemacht zum Zwecke naturwissenschaftlicher Forschungen, hauptsächlich auf dem Gebiete der Zoologie, Geologie und Anthropologie. Die Verwalter der Stiftung können auch die Zinsen zu dem Kapital schlagen, bis dieses eine genügende Höhe erreicht, um eine Forschungsexpedition ausrüsten zu können.

hc. **Die Zentraldirektion des kaiserlichen Archäologischen Instituts** hat für das Studienjahr 1904/05 die Herren: Dr. Ludwig Curtius in München, Dr. Hugo Hepding in Gießen, Dr. August Koester in Berlin, Oberlehrer Dr. Max Ruhland in Bonn und Oberlehrer Dr. Friedrich Mie in Bremerhaven zu Stipendiaten des Instituts in der Abteilung für klassische Archäologie und zwar mit der Maßgabe gewählt, daß die beiden Letztgenannten von einem vollen Jahresstipendium je die Hälfte erhalten. Zum Stipendiaten des Instituts in der Abteilung für christliche Archäologie ist der Kaplan Dr. Joseph Wittig in Landau gewählt worden.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Dem seit 1900 an unserer Universität habilitierten Privatdozenten für Chemie Dr. August Klages, Abteilungsvorsteher am Chemischen Laboratorium, ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden.

Z. **Berlin.** Der als Bearbeiter von Windscheids Pandekten-Lehrbuch bekannte Professor Dr. Kipp, der vor zwei Jahren als Lehrer des römischen und deutschen bürgerlichen Rechts an die Berliner Universität berufen worden ist, hat einen Ruf nach Leipzig erhalten, wird demselben aber nicht folgen.

hc. **Rostock.** Hier ist am Sonntag der Senior der philosophischen Fakultät, Professor der Geschichte und Direktor der Universitätsbibliothek, Dr. Friedrich Wilhelm Schirrmacher, einer der letzten Freunde und Schüler Rankes, im 81. Lebensjahre gestorben. Der Verstorbene wirkte seit 1866 als akademischer Lehrer.

* **Wien.** Im Arkadenhofe der Universität wurde am Samstag zwischen den Denkmälern für den Ophthalmologen Mauthner und den Mathematiker Petzval das Denkmal für den einstigen Vorstand der zweiten medizinischen Universitätsklinik in Wien, Hofrat Professor Dr. Otto Kahler, aufgestellt. Das Denkmal, ein Werk des Bildhauers Richard Kauffungen, stellt den Gelehrten im Brustbilde dar; es wurde von einem aus Freunden des verschiedenen Gelehrten bestehenden Komitee gespendet. Am 9. Juli findet um 5 Uhr nachmittags im Festsaale der Wiener Universität eine Gedenkfeier statt, bei welcher der einstige Assistent des Gelehrten, Geheimrat Professor Dr. Friedrich Kraus aus Berlin, die Gedenkrede halten wird.

* **Prag.** Der Professor am Staatsgymnasium in Prag Dr. Emanuel Perautka hat sich als Privatdozent für griechische und römische Geschichte in der philosophischen Fakultät der tschechischen Universität habilitiert.

W. **An technischen Hochschulen.** Der Professor an der Technischen Hochschule in Aachen, Geh. Regierungsrat Dr. Heingerling, feierte am 19. Juni sein fünfzigjähriges Staatsdienstjubiläum und war aus diesem Anlaß der Gegenstand zahlreicher Ehrungen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hugo Borchardt, Spezialarzt in Berlin: Der Schreibkrampf und die ihm verwandten Bewegungsstörungen. Ihre Entstehung, Bedeutung und zweckmässige Behandlung. Berlin 1904. Hugo Steinitz. 87 S. — D. Georg Graue: Selbstbewusstsein und Willensfreiheit, die Grundvoraussetzungen der christlichen Lebensanschauung mit besonderer Berücksichtigung ihrer modernen Bestreitung geprüft und dargestellt. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 189 S. — Dr. Emil Ott: Die Religionsphilosophie Hegels, in ihrer Genesis dargestellt und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart gewürdigt. Ebenda 1904. 127 S. — Dr. Fr. Behme und Dr. M. Krieger in Tsingtau: Führer durch Tsingtau und Umgebung. Wolfenbüttel 1904. Hockner (H. Wessel). 139 S. — Theodor Wolff-Thüring: Arme Sünder. Novellen. Zürich 1904. Caesar Schmidt. 135 S. — Dr. Julius Rosenbaum: Geschichte der Lustseuche im Altertum nebst ausführlichen Untersuchungen über den Venus- und Phalluskultus, Bordelle, *Navcae Veneriae* der Skythen, Päderastie und andere geschlechtliche Ausschweifungen der Alten als Beiträge zur richtigen Erklärung ihrer Schriften dargestellt. 7., rev. u. m. e. Anhang versehene Auflage. Berlin 1904. H. Barsdorf. 435 S. — Christian Gaehde: David Garrick als Shakespeare-Darsteller und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst. (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Band II.) Berlin 1904. Georg Reimer. 197 S. — Curt Michaelis in München: Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen. Anthropologisch-ethnologische Studien. (Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. 5. Teil.) Jena 1904. Gustav Fischer. 211 S. — Dr. A. Eleutheropulos, Privatdozent in Zürich: Soziologie. (Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. 6. Teil.) Ebenda 1904. 193 S. — Dr. Oskar Voigt: „Der goldene Spiegel" und Wielands politische Ansichten. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Hrsg. von Dr. Franz Muncker. XXVI.) Berlin 1904. Alexander Duncker. 101 S. — P. G. Roullner und Dr. H. H. Juynboll: Die indische Batikkunst und ihre Geschichte. (Lieferung 1—3.) Haarlem. H. Kleinmann u. Co. — Dr. Max Ortner: Kant in Oesterreich und Vincenz Ed. Milde. Zugleich eine Beleuchtung der Methode des Hrn. Prof. Dr. Wotke u. e. Antwort auf denselben: Ein letztes Wort über Kant in Oesterreich. Klagenfurt 1904. Johannes Heyn. 24 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schamacher, München.

„Walden."

Von **H. D. Thoreau.** Deutsch von E. Emmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.60.

„Männlicher, unmittelbarer als Emerson, gesunder, zehntausendmal gesunder als Nietzsche, freier und fröhlicher blickend als Tolstoy, nichts als ein Mann, der sein Bohnenfeld umgräbt und, lächelnd über dies ‚rastlose, nervöse, geschäftige, läppische neunzehnte Jahrhundert', mehr noch als die Weisheit Indiens in sich weise und mit aller Ewigkeit lustig ist: das ist Thoreau." (Ernstes Wollen.)

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 23. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Technische Briefe. VII. Von E. Wrobel.

Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes. (Schluß.) Von M. Doeberl.

II. Bücher und Zeitschriften.

Neuere Nietzsche-Literatur.

III. Allgemeine Rundschau.

Literaturgeschichtliches. — Die Sterblichkeit der europäischen und der Neger-Rasse. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Technische Briefe.

VII.

Einiges über die Beseitigung der Abfälle in den größeren Städten.

In letzter Zeit ist viel, sehr viel für die Verbesserung der menschlichen Wohnungen getan worden. Insbesondere sind die Lebensbedingungen für größere Menschenmassen auf einem relativ kleinen Raum derart verbessert, daß in der modernen Großstadt keine größere unmittelbare Gefahr für die Gefährdung der Gesundheit durch Ansteckung oder Verseuchung besteht als überall dort, wo Menschen überhaupt zusammenwohnen. Wenn man einen Vergleich zieht zwischen den heutigen Berliner Verhältnissen und z. B. der Schilderung, die uns Willibald Alexis in seinem Roland von Berlin von den Zuständen vor etwa 400 Jahren entwirft, so muß man staunen, wie anspruchslos damals die Menschen in Bezug auf Luft, Licht und Reinlichkeit in ihren Wohnungen und Wohnstätten gewesen sein müssen, und den verwöhnten Großstädter befällt ein gelindes Grausen, wenn er sich in die „gute alte Zeit“ zurückversetzt, in welcher Schweinsloben auf der Straße nichts Seltenes waren, und für die Beseitigung a l l e r Hausabfälle zum größten Teil der Regen sorgen mußte. Man kann sich leicht denken, daß mit dem Anwachsen der Städte diese Art der natürlichen Schwemmkanalisation in offenen Rinnsteinen unmöglich wurde, und wie die verheerenden Seuchen entstanden sind, die die Bevölkerung dezimierten, da die Träger und Erreger der Krankheiten in diesen Verhältnissen einen Nährboden fanden, wie er nach dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nicht besser gedacht werden kann.

Eine gute Beseitigung der Abfälle ist in den alten Pfahlbauten möglich gewesen, weil alles ins Wasser geworfen und weggeschwemmt wurde. Es ist der Gedanke nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß nicht allein der Schutz gegen feindliche Angriffe und wilde Tiere die Menschen damals dazu veranlaßt haben mag, ihre Wohnstätten auf das Wasser zu verlegen, wo Rheumatismus und Gicht sich als ständiger Gast des Alters einstellen mußten, sondern auch die Möglichkeit, sich in einfachster Weise des so lästigen Unrates zu entledigen.

Solange nun die Beseitigung der Abfälle in unseren Städten auf Hand- und Gespannarbeit angewiesen war, mußte man genügsam sein. Den heutigen Anforderungen der Hygiene konnte erst genügt werden, nachdem die Maschinenkraft in weitestgehendem Maße zur Beseitigung der Hausabfälle und Abwässer herangezogen worden war. Mit den verbesserten Lebensbedingungen stiegen auch die Ansprüche, und heute sind in den neueren Häusern auch die kleineren und zum Teil kleinsten Wohnungen mit einer Badeeinrichtung versehen. Ohne die umfangreichen und bis zu einem gewissen Grade vollkommenen Pumpanlagen wäre dieses nicht möglich.

Im klassischen Altertum sind auch Wasserleitungen ausgeführt worden. Die Fälle aber, wo auch die Allgemeinheit Nutzen davon hatte, und in denen sie nicht nur ein Luxus der Reichen waren, sind nur dort möglich gewesen, wo die Natur freiwillig die nötige Arbeit leistete, wo also ein ausreichendes Gefälle vorhanden war. Auch unter Heranziehung von noch so vielen Sklaven ist das nicht möglich, was eine Maschine spielend hergibt, und es ist auch nur durch den modernen Maschinenbau das möglich geworden, was das Zusammenleben vieler Menschen erfordert, nämlich die Reinhaltung von Luft, Wasser und Boden. Es sind an der Erreichung dieses Zieles, an der Lösung der volkswirtschaftlichen Aufgaben Hygiene, Hoch- und Tiefbau und der Maschinenbau gleichmäßig beteiligt. Der Ingenieurkunst gebührt also ein nicht geringes Verdienst an der Lösung der großen Kulturarbeit, der Verbesserung der Lebensbedingungen, deren Segnungen nicht nur einigen wenigen Bevorzugten zugute kommen, sondern an denen alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig Anteil haben.

In England hat man zuerst größere hygienische Anforderungen gestellt, und ist etwa in der Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts planmäßig mit der Wasserversorgung und Kanalisation unter Zuhilfenahme von Maschinen vorgegangen. Bei uns datieren diese Bestrebungen erst aus den letzten 25 Jahren, haben aber in dieser Zeit solche Fortschritte gemacht, daß die englischen Verhältnisse wohl überflügelt sind. Es ist bekannt, in wie weitem Maße in Deutschland Gesetzgebung und Verwaltung für die Schaffung gesundheitlicher Wohnstätten und Fabrikräume gesorgt haben. Sie sind auch das treibende Element zur Inangriffnahme dieser Arbeiten gewesen. Wie die Abfallstoffe verwertet werden sollen, ist offen gelassen, verlangt wird nur, die verunreinigten Wässer unschädlich wegzuschaffen und alle organischen und der Fäulnis unterliegenden Stoffe von den menschlichen Wohnungen schnell zu entfernen. Durch diese gesetzlichen Forderungen ist manches Gemeinwesen gezwungen worden, eine Kanalisation einzuführen, da der Boden und die Flußläufe nicht immer mehr zur Aufnahme der Abfallstoffe vollständig zur Verfügung standen. Es ist ein Zwang geschaffen zur Anlage von Kanalisationswerken, und da, wo das natürliche Gefälle fehlt, muß die Maschine helfend eingreifen.

Bisher hat man diese Aufgabe für die größeren Städte überwiegend durch die Schwemmkanalisation zu lösen ver-

sucht.[1]) Die Abfälle werden mit den Abwässern derart vermischt, daß sie weggeschwemmt oder weggepumpt werden. Die Verwertung oder das Abfiltrieren der Abfallstoffe geschieht vorwiegend auf Rieselfeldern, seltener, wie in Kassel, Frankfurt a. M., Leipzig u. a., in besonderen Kläranlagen. Hierdurch wird zwar der Forderung vollkommen genügt, die Abfallstoffe schnell aus dem Stadtbereich zu entfernen, aber der andere Zweck der Kanalisation, die Reinhaltung des Bodens und der Flußläufe, wird nur unvollkommen erreicht, weil eine Trennung des Regenwassers und des Gebrauchswassers, sonst eine wichtige hygienische Forderung, nicht durchführbar ist. Der Umstand, daß das Regenwasser mit in die Kanalisation gelangt, hat den Uebelstand, daß bei großen Regenfällen oder Gewittergüssen, Schneeschmelzen u. s. w. ein Teil des Inhalts der Kanäle in die Flußläufe gelangt. Wollte man die Pumpanlage und die Kanalisationsleitungen so groß ausführen, daß sie genügten, außer dem ziemlich genau bekannten täglichen Wasserverbrauch auch noch die größten Regenmengen abzupumpen und fortzuschaffen, so würde die Anlage hinsichtlich der Ausführung und des Betriebes viel zu teuer und unausführbar werden. Man muß daher zu dem Notbehelf greifen, den zeitweilig auftretenden Ueberschuß an Schmutzwasser durch Notausläße in die Flüsse abzuleiten. Man hat gewissermaßen als Entschuldigung dieser Maßnahme angeführt, die Verdünnung in solchen Fällen sei so groß, daß ein schädlicher Einfluß nicht vorliege. Das mag im allgemeinen zwar zutreffen, aber gelegentliche grobe Verunreinigungen sind doch nicht zu verhüten, und werden die Notausläße nach kurzem heftigen Regen benützt, oder tritt gar der Fall ein, daß diese größeren Wassermengen dann zur mühelosen und kostenlosen Reinspülung der Kanäle gebraucht werden, so können zeitweilig viel gröbere Verunreinigungen und gesundheitsschädliche Abfälle in die Flußläufe gelangen, als wenn das frische Abwasser unmittelbar in die Flußläufe geleitet würde. Letzteres geschieht von 30 Großstädten mit mehr als 100,000 Einwohnern in Deutschland noch etwa bei der Hälfte.[2]) Bei kleinen Städten und Dörfern ist es die Regel. Hier dienen die Flüsse und Wasserläufe als natürliche, eventuell regulierte, Abzugskanäle. Deshalb hat man auch den Grundsatz aufgestellt, daß offene Gewässer zu Wasserversorgungen nicht ohne vorherige Reinigung verwendet werden sollen.

Wo mit der Schwemmkanalisation ein Rieselfeld oder eine Kläranlage in Verbindung steht und ein Pumpwerk benötigt wird, können unter Umständen nur 5 Prozent der größten Regenmenge von den Maschinen bewältigt werden, so daß also dann in diesen allerdings sehr seltenen und vereinzelten Fällen 95 Prozent des Schmutzwassers durch die Notausläße gehen.[2]) Bei solchen abnormen Fällen wird die Verdünnung nun auch eine sehr weitgehende sein und wird der Umstand nicht wesentlich mitsprechen, daß die Verunreinigungen der Straße dann mit in die Kanäle hineingespült werden und so in die Flüsse gelangen. Bei kurzen Regengüssen kann letzteres allerdings sehr schädlich werden, und das Regenwasser, das die Straßen der Großstadt gewaschen hat, ist besonders bei kurzem starken Regen dem Hausabwasser gleich zu achten. In den Großstädten wird immer mehr und mehr undurchlässiges Pflaster (Kopfsteine, Asphalt) verwandt, und die Gärten treten zurück. Deswegen findet auch kein Filtrieren, bezw. Einsickern des Regenwassers statt, sondern alles gelangt auf dem kürzesten Wege in die Kanäle.

Nun werden aber auch selten mehr als 20 Proz. des mittleren Regenzuflusses vom Pumpwerk bestritten, so daß im Durchschnitt ein beträchtlicher Teil der Niederschläge nicht den sanitären Anforderungen entsprechend abgeleitet werden muß.

Nach Riedler würden nun die Verhältnisse wesentlich besser liegen, wenn bei der Anlage der Kanalisationen dem Maschineningenieur ein größerer Einfluß auf die Gestaltung der Gesamtanlage zugewiesen werden würde, als es bei vielen Ausführungen geschehen ist. Wie schon erwähnt, müssen die drei Faktoren, Hygiene, Hoch- und Tiefbau und Maschinenwesen, Hand in Hand gehen. Dieses ist früher leider nicht überall der Fall gewesen. Infolgedessen stehen diese Anlagen trotz der unzweifelhaft hervorragenden Erfolge nicht vollständig auf der Höhe der zu stellenden und gestellten Anforderungen. Die Ursache der Unvollkommenheit liegt in vielen Fällen darin, daß dem Maschineningenieur vom Bauingenieur oder auch schon von der Verwaltung eine eng begrenzte Aufgabe gestellt wurde. Innerhalb der gestellten Aufgabe hat die Maschinentechnik zwar das Bestmögliche geleistet, aber auf die Gestaltung der Gesamtanlage hat sie selten oder nie einwirken können, so daß auf die Eigenart der Maschinen, dieses so wichtigen Faktors, bei einer Millionen kostenden Anlage nicht die genügende Rücksicht genommen wurde. Oft mußte sogar an den Maschinen das Notwendigste gespart werden, um die Kosten zu verringern. Ein Beispiel hierzu: Für die Maschinenanlage ist ein Laufkran an der Decke des Maschinenhauses ein sehr wichtiges Glied. Zum Beispiel in Charlottenburg, Brandenburg a. H., im Berliner Radialsystem in der Seestraße u. a. ist ein solcher bei der Ausführung des Baues nicht aufgestellt worden. Die Maschinenanlage ist verkümmert, angeblich, weil der Kran 1000 bis 2000 Mark kostet! Die für den Betrieb nebensächlichen Architekturen, Konsolen u. s. w. der als Saalbau wirkenden Maschinenhalle werden wohl nicht weniger kosten. Dem Maschinisten aber fehlt das Mittel, seine Maschine ohne Mühe und Zeitverlust zu öffnen und nachzusehen. Sind Störungen eingetreten, so muß erst ein Bockgerüst aufgestellt und müssen Flaschenzüge angebracht werden, und überall kann man doch nicht hin, jedenfalls aber nicht mit der Leichtigkeit, wie es mit einem Laufkran möglich ist. Auch wird sich der Maschinist davor scheuen, ein solches Gerüst zu errichten, um die Maschine zu öffnen, wenn ihm etwas nicht ganz in Ordnung zu sein scheint. Vielleicht gibt sich die kleine Störung wieder, und so unterbleibt die nötige Revision. Hierdurch ist ein Quell schwerster Betriebsstörungen gegeben, und von vornherein ist die Maschinenanlage nicht so leistungsfähig, wie sie es hätte sein können, wenn der Maschineningenieur bei den ersten Plänen hätte mitsprechen können. Wie übrigens das Beispiel der Wiener Wasserwerke zeigt, lassen sich Betriebszweck und gefälliger Eindruck des Bauwerkes sehr wohl vereinigen. Dort wird das Dachgebälk für den Laufkran durch eine zweckmäßige und gefällige Eisenkonstruktion gebildet.

Was nun die Pumpmaschinen selbst betrifft, so sind die großen alten englischen Ausführungen vielfach für spätere Ausführungen vorbildlich gewesen. Diese Maschinen arbeiten mit geringen Geschwindigkeiten, 20—25 Umdrehungen in der Minute und großem Hub. Es muß also bei einem Kolbenhub jedesmal eine verhältnismäßig große Wassermenge entsprechend der Bewegung des Kolbens angesaugt und in die Druckleitung hineingetrieben werden. Der Kolben geht nun hin und her und seine Geschwindigkeit ist in den verschiedenen Stellungen eine verschiedene. In den Totpunkten ist sie gleich Null, und etwa in der Mitte am größten. Wären nicht die Windkessel vorhanden, so würde die ganze Wassermasse diese Aenderungen in der Geschwindigkeit mitmachen müssen. Eine Folge der Windkessel ist es nun, daß dieses nicht eintritt, sondern daß die Strömungsgeschwindigkeit in den Leitungen und durch die Ventile eine konstante wird. Im eigentlichen Pumpenkörper aber muß das Wasser den Aenderungen der Geschwindigkeit des Pumpenkolbens folgen. Je größer nun die Wassermasse ist, desto größer wird naturgemäß auch die zur Beschleunigung erforderliche Kraft, und desto gefährlicher können die Wirkungen der in Bewegung befindlichen Massen werden. Solche Pumpmaschinen können daher nur mit geringer Tourenzahl laufen, oder wenige Pumpenhube in der Minute ausführen. Bei größeren Geschwindigkeiten würde die bewegte Wassermasse infolge der erlangten großen lebendigen Kraft zu ganz unzulässigen Massenwirkungen Veranlassung geben. Man kann deshalb bei diesen Maschinen die Leistung bei gesteigertem Zufluß nicht dadurch erhöhen, daß man die Maschinen schneller laufen läßt, abgesehen von dem dann erhöhten Dampfverbrauch.

[1]) Riedler: Schnellbetrieb. 1899.

[2]) Zentralblatt der Bauverwaltung 1902, S. 388.

Man hat sich früher damit beholfen, daß man für den gewöhnlichen Zufluß eine Einzylindermaschine in Betrieb hatte und bei gesteigertem Bedarf eine Verbundmaschine mit doppelter Leistung in Gang setzte. Hierzu wiederum mußte ein weiterer Kessel angeheizt werden. Dieses geht bei Röhrenkesseln zwar verhältnismäßig schnell, der Kessel wird aber bald schadhaft und undicht, weil beim Anheizen ein Ausdehnen des Materials und beim Abkühlen eine Zusammenziehung stattfindet, durch welche das Gefüge der Rohre und deren Verbindungsstellen gelockert wird. Kamen im Sommer nun unerwartete Gewitter auf, so mußten die Notauslässe schon geöffnet werden, bevor die großen Maschinen in Gang gesetzt werden konnten.

Aus diesen Gründen sind die meisten dieser den veränderlichen Betriebsverhältnissen auf diese Weise anzupassenden Hilfsmittel wieder aufgegeben. In neueren Anlagen wird die Heizfläche der Kessel für gewöhnlich nur zur Hälfte der Höchstleistung in Anspruch genommen und die Heizung und Verdampfung auf das Höchstmaß gesteigert, wenn durch raschen Wasserzufluß die Pumpstation auf ihre Höchstleistung gebracht werden muß.

Hierzu gehören aber auch noch Pumpmaschinen, welche über ihre normale Leistung hinaus, etwa auf das Doppelte gesteigert werden können. Solche Maschinen sind erst in den letzten Jahren als sogenannte rasch laufende Kanalisationspumpen gebaut worden. Bei den neueren Berliner Pumpen kann die Geschwindigkeit bis auf 60—80 Umdrehungen in der Minute gebracht werden. Die Vorteile des raschen Ganges sind bessere Ausnützung des Dampfes infolge der erhöhten Kolbengeschwindigkeit und der geringeren Wärmeverluste, oder wenn die Maschinen mit mäßigen Geschwindigkeiten betrieben werden, eine Steigerung der Leistung bis über das Doppelte der normalen hinaus, ohne daß neue Maschinen in Betrieb gesetzt zu werden brauchen. Die Betriebsführung ist dann gegenüber den wechselnden Verhältnissen viel anpassungsfähiger, und das große Loch im gesamten kostspieligen System, der Notauslaß, kann viel länger vermieden werden. Die Konstruktion raschlaufender Pumpen, durch welche diese Vorteile wirksam erreicht werden können, ist in erster Linie abhängig von der richtigen Beherrschung der Bewegung der Wassermassen. Macht man den Hub kleiner, befördert also auf einmal nur eine kleine Wassermenge, so kann man die Maschinen bei derselben Leistung wie vorher um so rascher laufen lassen. Es ist jetzt gefahrlos die Geschwindigkeit zu steigern, denn das ganze, früher durch einen einzigen Hub zu befördernde Wasservolumen ist jetzt aufgelöst oder geteilt in mehrere kleinere Wassermengen in derselben Zeit, und gegen diese ist die Anlage nicht so empfindlich. Ein starker Schlag zersprengt die Fensterscheibe, gegen eine Unzahl kleiner Erschütterungen ist sie widerstandsfähig.

Die beschleunigte Geschwindigkeit hat nun aber auch eine erheblich gesteigerte Wassergeschwindigkeit in dem Pumpenkörper und durch die Ventile zur Folge. Es muß also ein ganz besonderer Wert darauf gelegt werden, daß der Weg des Wassers möglichst frei von Widerständen ist und ohne erhebliche Strudelbildung vor sich gehen kann. Bei der Konstruktion muß dieses in erhöhtem Maße berücksichtigt werden. Das Schmutzwasser erfordert einen großen Ventilhub und einen großen freien Durchgangsquerschnitt, damit auch gröbere Verunreinigungen, selbst Holzstücke, Lappen u. s. w., die das Schmutzwasser trotz der Auffangrechen vor den Pumpen doch noch mitbringt, unbehindert durch die Ventile gehen können. Für Schmutzwasser sind nur elastische Klappenventile brauchbar. Je größer die Geschwindigkeit nun ist, desto schneller müssen die Ventile geöffnet und geschlossen werden, und es bleibt zur Ausführung dieser Bewegungen nur eine kurze Zeit, bezw. die Geschwindigkeit der Ventilklappenbewegung wird erheblich gesteigert. Das Oeffnen der Ventile wird nun durch das strömende Wasser immer regelmäßig und sicher erfolgen, aber das rechtzeitige Schließen derselben bei der Umkehrung der Bewegungsrichtung des Kolbens ist mit gewöhnlichen Ventilen schwer zu erreichen, und man wird dann zu zwangläufig gesteuerten Ventilen greifen müssen. Es ist über den Wert dieser zwangläufig gesteuerten Ventile viel gestritten worden, für Ventile mit großem Hub bei großer Durchtrittsgeschwindigkeit müssen ihre Vorzüge aber wohl anerkannt werden. Mit derartigen Ventilen kann man nach Riedler Geschwindigkeiten bis zu 200 Umdrehungen in der Minute erreichen. Maschinen mit derartigen Geschwindigkeiten nehmen nun viel weniger Platz ein als langsam laufende mit großen Hüben. Infolgedessen läßt sich auf ein und demselben Grundstück eine viel stärkere und wirksamere Anlage ausführen, oder man kann die Leistungsfähigkeit einer bestehenden Anlage dadurch steigern, daß man die alten Pumpen durch schnellaufende ersetzt. In dem letzten Brief ist auseinandergesetzt, daß die Dampfturbinen einen kleineren Raum beanspruchen als gleichwertige Kolbendampfmaschinen. Es liegt daher die Frage nahe, ob man nicht auch noch diesen Schritt machen und Dampfturbinen zum Betrieb der Pumpen verwenden könnte. Nach dem heutigen Stand der Technik geht dirses noch nicht. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Dampfturbinen ist auch bei vielfacher Druck- und Geschwindigkeitsabstufung noch zu hoch, um zum direkten Antrieb der Schmutzwasserpumpen dienen zu können. Könnte man die Pumpen als Schleuderpumpen ausführen, so wäre das etwas anderes. Tatsächlich glaubte man auch früher, in den Schleuderpumpen das Richtige für Schmutzwasser gefunden zu haben. Dies trifft aber nicht zu, weil die Schleuderpumpen im Dauerbetrieb stark schmutzhaltiges Wasser nicht vertragen und ihr Wirkungsgrad und infolgedessen auch die Betriebskosten bei wechselndem Widerstand ungünstige sind. Falls nicht noch andere Konstruktionen gefunden werden, die insbesondere auch imstande sind, größere Druckhöhen zu überwinden, erscheint die Verwendung der Dampfturbine auf diesem Felde ausgeschlossen.

Die Steigerung der Pumpengeschwindigkeit reicht aber nicht aus, die Notauslässe ganz zu vermeiden. Ihre Inanspruchnahme kann dadurch nur hinausgeschoben werden. Vom hygienischen Standpunkte aus wäre das Trennsystem, die Abführung von Schmutz- und Regenwasser in getrennten Kanälen, best. Aber zur Durchführung desselben im großen liegen die Verhältnisse nur in sehr seltenen Fällen günstig. Ein Beispiel für das Trennsystem bietet die Stadt Barmen. Hier sind die Gefällsverhältnisse derart, daß das Regenwasser in besonderen Kanälen auf dem kürzesten Wege in die Wupper abfließen kann, während das Schmutzwasser besonders abgeleitet wird. Für die Schmutzwasserleitung ist hierdurch jede überflüssige Verdünnung in Fortfall gekommen und es wird nur etwa der dritte Teil des bei normalen Verhältnissen für eine Schwemmkanalisation erforderlichen Querschnittes nötig.[3])

In Berlin wäre nun eine solche Anlage nicht durchführbar. Hier ist der Fuhrwerksverkehr und die dadurch entstehende Verunreinigung der Straße, trotzdem Berlin als eine der saubersten Städte gilt, so groß, daß es als ganz unzulässig bezeichnet werden muß, die Regenwässer, die die Straßen gewaschen haben, direkt in die Spree zu leiten. Die Verunreinigungen dieses Wasserlaufes würden dann das zulässige Maß weit überschreiten, namentlich da derselbe auch jetzt schon kaum mehr den notwendigerweise zu stellenden Anforderungen entspricht.[4])

Unter solchen und ähnlichen Verhältnissen hat eine Vereinigung des Trenn- und Schwemmsystems, das Verbundsystem, viel für sich. Wenn man nämlich bei getrennter Kanalisation den ersten Teil des Regenwassers, der den auf den Straßen und Höfen liegenden Schmutz wegspült, den Schmutzwasserkanälen zuführt und den Ueberschuß dann direkt in die Flußläufe führt, so gelangt nur verhältnismäßig reines Wasser in letztere, während der geringe Ueberschuß von Schmutzwasser durch Steigerung der Maschinenleistung leicht bewältigt werden kann. Hierzu ist ein Schwimmerverschluß nötig, der im rechtzeitigen Augenblick die Schmutzwasserleitung selbsttätig gegen weiteres Eindringen von Regenwasser verschließt und letzteres in den zweiten Kanal ableitet. Ein derartiger Schwimmerverschluß von der bekannten Berliner Firma David Grove ist z. B. im Zentralblatt der Bauverwaltung 1902 beschrieben.

[3]) Zeitschrift für Bauwesen 1902, S. 341.
[4]) Gesundheitsingenieur 1902, S. 377.

Digitized by Google

Vom hygienischen Standpunkt aus ist das Trennsystem also das richtigere. Die folgende Statistik gibt Auskunft über die Erfolge, die durch die gesundheitlichen Einrichtungen erreicht worden sind, aber auch über den Schaden, den Städte und Gemeinwesen erleiden können durch Mißachtung oder Vernachlässigung der technischen Leistungen auf gesundheitlichem Gebiete. In München sind sofort mit der Einführung der neuen Wasserleitungen die berüchtigten Typhuserkrankungen auf ein geringes Maß zurückgegangen. In Wien hat sich der Gesundheitszustand im Verhältnis der Abnahme der Todesfälle durch Typhus von 1100 vor Eröffnung der Hochquellwasserleitung auf etwa 100 nach ihrer Einführung gebessert. Drei Jahre später wurde wegen Wassermangels die alte Donauwasserleitung wieder in Betrieb genommen, und sofort kam im Bereich dieser Wasserversorgung eine Typhusepidemie zum Ausbruch. An der Ruhr starben vorher über 1000 Personen jährlich, nach Durchführung der Wasserleitung nur noch 12. Der Anteil der infolge von Infektionskrankheiten Verstorbenen an der Gesamtsterblichkeit ist im Verhältnis von 24 zu 6 zurückgegangen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Gleichmäßigkeit in allen Städten, die durch große Sterblichkeit bekannt und berüchtigt waren, die Statistik nachweist, wie mit der Einführung technischer sanitärer Verbesserungen, insbesondere guter Wasserleitungen und vollkommener Kanalisationsanlagen, und mit dem Zwang des Hausanschlusses an die städtischen Leitungen sofort die Sterblichkeit zurückgeht. In den meisten großen Städten läßt sich seit Einführung der gesundheitlichen Vorkehrungen im ganzen eine Abnahme der Sterblichkeit um 5 bis 7 pro Mille nachweisen.

Wenn man diesen Fortschritt nun im Interesse des Gemeindesäckels einschätzt, so kann man nach Pettenkofer annehmen, daß auf jeden Todesfall einige 30 Krankheitsfälle vorkommen mit einer durchschnittlichen Krankheitsdauer von 20 Tagen. Wird nun der Betrag für Verpflegungskosten und Gewerbsverlust nur mit zwei Mark pro Krankheitstag gerechnet, so ergeben sich für eine Millionenstadt und eine Sterblichkeitsziffer von 30‰, Krankenauslagen von 42 Millionen Mark jährlich. Der Rückgang der Sterblichkeit um 1‰ bedeutet eine Ersparnis von 1.4 Millionen Mark jährlich oder eines Kapitals von 35 Millionen Mark. Hiernach läßt sich für eine größere Stadt aus den gesundheitstechnischen Maßnahmen eine Ersparnis von 8—10 Millionen Mark in zehn Jahren nachrechnen. Das ist durchschnittlich mehr, als alle technischen Einrichtungen zur Förderung der gesundheitlichen Zustände überhaupt kosten, wenn die Tilgung der Anlagekosten auf mehrere Jahre verteilt wird. Hamburg hat im Cholerajahre das Fehlen einer den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Wasserleitung mit 10 Millionen unmittelbarem und noch größerem mittelbarem Schaden bezahlt.

„Weiser aber noch als diese Zahlen drücken sich die durch die Technik erreichten Fortschritte aus in der Verbesserung des Menschendaseins: Erhöhung der Erwerbsfähigkeit, Erhaltung der Arbeitskraft, Vermehrung des Volkswohlstandes, Gewinn des Gemeindewohls und Steigerung des Lebensglücks des einzelnen."

E. Wrobel.

Kolonisierende und germanisierende Tätigkeit des bayerischen Stammes.

Von M. Doeberl.

(Schluß.)

Ein anderes wichtiges Kapitel in der Expansionskraft des bayerischen Stammes ist die bayerische Kolonisation nördlich der oberen Donau, auf dem Nordgau. Auch hier hatte schon in den Tagen Odilos und Tassilos die Kolonisation begonnen; in der Gegend von Cham besaßen die Mönche von St. Emmeram schon damals großen Besitz, schon im 8. Jahrhundert erstand hier die „cella apud Chambe", Indes systematisch wurde die Kolonisation erst betrieben seit der markgräflichen Organisierung des Landes durch Karl den Großen.

Noch bedeckte weitaus den größeren Teil des späteren Nordgaus Urwald, vom Bayerischen Wald im Südosten bis zur Pegnitz im Nordwesten, vom Fichtelgebirge im Norden bis tief herab ins Naabtal. Es genügt hinzuweisen auf die zahlreichen späteren Ortsnamen auf reut, schwand, brand, hau, gefell, loh, wald, sowie auf die Ausdehnung, welche die Urkunden dem Nordwald geben, und auf die örtliche Lage einzelner Rodklöster.

Innerhalb dieses Waldlandes saßen zerstreut Slaven, sowohl Sorbenwenden (Main- und Rednitzwenden), die von Norden und Westen her vordrangen, als auch Tschechen, die von Osten her einwanderten, ganz besonders in den Flußtälern der Eger, Wondreb und Naab; es ist aus den Urkundenangaben und aus den slavischen Ortsnamen zu schließen, heißt doch noch heute, um ein weniger bekanntes Beispiel anzuführen, ein Vorort von Nabburg Venedig (Wendensiedelung). Von Norden her waren die Slaven bis in die Gegend von Eichstätt einerseits, von Schwandorf andrerseits vorgedrungen. Von Osten her bis an den mittleren Regen; noch in der Karolinger-Zeit begegnen Slaven in der Gegend von Pösing am mittleren Regen.

Hier nun setzt die bayerische Kolonisation ein und dringt Schritt für Schritt nach dem Norden vor, indem man teils die slavischen Siedelungen okkupiert, teils auf neugerodetem Boden deutsche Kolonistendörfer anlegt. Noch in dem Kapitulare von 805 erscheint das uralte Priemberg bei Burglengenfeld als Grenzpunkt deutschen Lebens. Gerade ein Jahrhundert später, 905, ist man über Nabburg hinaus bis an die Luhe vorgerückt; ein Vasall des Markgrafen Luitpold erhält hier eine Hufe, welche vordem ein Slave besessen. In der Zeit vor der Maßregelung des Babenberger Markgrafen Heinrich durch Kaiser Heinrich den Heiligen erreicht man bereits die Waldnaab, einen der Quellflüsse der Naab; hier, in der Gegend von Falkenberg, Altneuhaus und Schwarzenschwal scheint die deutsche Vorwärtsbewegung einige Zeit Halt gemacht zu haben. Aber noch in der Zeit der Babenberger Markgrafen, noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gewinnt man dem Urwalde und der slavischen Rasse eines der schönsten deutschen Länder ab, das zwischen dem Böhmerwalde, Fichtelgebirge und Erzgebirge sich hinziehende Egerland; bereits in einer Königsurkunde von 1061 erhalten wir Kunde nicht bloß von der Existenz der Stadt Eger, sondern auch von der Reichsstraße, welche Eger mit Nürnberg verbindet. Am Schlusse des 11., am Anfange des 12. Jahrhunderts ist man bis zur Grenze des Schönbacher Ländchens (im heutigen Vogtland), bis zum Fleissenbache vorgerückt. Ja bereits greift die Kolonisation nach dem sogenannten Regnitzlande bei Hof über.

Es war ein gewaltiges Resultat baiuvarischer Kulturarbeit; von Priemberg bis zur Waldsteinkette und bis in das Vogtland bei Adorf hinein erinnern heutzutage nur mehr slavische Orts- und Flußnamen, daß hier ehemals Slaven gesessen. Diese nationale Verschiebung vollzog sich teils durch deutsche Einwanderung, teils durch Entnationalisierung der Slaven, nicht aber durch Vernichtung derselben. Daß in dem heutigen Sprachgebiet auch nach der baiuvarischen Einwanderung eine nicht unbedeutende slavische Bevölkerung zurückblieb, das beweist das Auftreten slavischer Personennamen in den Urkunden noch des 13. und 14. Jahrhunderts, das beweist allein schon die Menge der slavischen Ortsnamen vorbaiuvarischer Entstehung; nur durch eine beträchtliche Anzahl von Slaven, welche die baiuvarische Einwanderung überdauerten, konnten die Namen dieser meist kleinen Ortschaften dem einwandernden Volke vermittelt werden. Und daß das Slaventum auch nach der Einwanderung der Bayern nicht alle Lebensfähigkeit eingebüßt hat, das beweist die Entstehung von slavisch-deutschen Ortsnamen, z. B. Hazenreut = Hatzenreut = Reutung des Hazek, Groppenheim = Heim des Grop, Fasatengrün = Gründung oder Ro-

Digitized by Google

dung des Wozek. Aber die Geschlossenheit der Ansiedlungen hält die bajuvarische Kraft zusammen; nicht der Bayer wird zuletzt von dem Slaven assimiliert, sondern der Slave von dem Bayern.

Auch hier geht die Kolonisation vom Großgrundbesitz aus; die slavischen Kleinbauern, soweit sie Grundbesitz haben, werden dem grundherrlichen Verband eingegliedert, ein Verhältnis, das man nicht schuf, sondern vorfand, einen freien Kleinbauernstand scheint es damals hier nicht gegeben zu haben. Bis an die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts sind die Führer vorwiegend die Laiengewalten, die Krone, die, wie es in mehreren Urkunden Heinrichs des Heiligen heißt, Knechte und Mägde von anderen ihr eigenen Orten nach dem Nordgau entsendet, die Markgrafen, namentlich die babenbergischen (wie in der Ostmark), die Nobiles, ganz besonders aber die Ministerialen. Hat sich schon bisher auch die Kirche an dieser Kulturarbeit beteiligt, die bischöfliche Kirche von Regensburg mit den Mönchen von St. Emmeram in der Gegend von Cham, Eichstätt zwischen Altmühl und Pegnitz, die bischöfliche Kirche von Bamberg seit den Schenkungen Heinrichs des Heiligen zwischen Pegnitz, Regnitz und Vils: so bekommt das Kolonisationswerk von geistlicher Seite her, während die Laienkräfte immer mehr auf den italienischen Boden abgezogen werden, neue Impulse durch die Klostergründungen der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Ensdorf, Michelfeld, Reichenbach, Speinshart, ganz besonders durch die Niederlassung der Cistercienser zu Waldsassen. Gerade die Ordensvorschrift, fern von den Wohnstätten weltlicher Personen ihren Sitz aufzuschlagen, ließ sie mit Vorliebe Sumpf- und Waldgegenden für ihre Siedelungen wählen. Solche fanden sie vereinzelt in Innerdeutschland, überreich aber waren an solchen die dünn bevölkerten slavischen Lande.

Waldsassen ist für den Nordgau dasselbe geworden, was das Cistercienserkloster Marienzelle für Meißen, Dobrilugk für die Niederlausitz, Lehnin und Zinna für die Mark Brandenburg, Doberan für Mecklenburg, Leubus für Schlesien gewesen sind. Waldsassen bringt nicht bloß neues Leben in die innere Kolonisation, in den Ausbau des dem Deutschtum bereits gewonnenen Grund und Bodens, es greift von Anfang an über die von der deutschen Kolonisation hier erreichte Siedlungsgrenze hinaus und gewinnt ausgedehnte slavische Gebiete dauernd für deutschen Anbau und deutsche Kultur: im nordöstlichen Winkel der heutigen Oberpfalz das Mähringer Ländchen, zwischen Erzgebirge und Egertal drei umfangreiche Gebiete, das Schönbacher Ländchen, einen Distrikt um Chodau und Ellenbogen, endlich einen noch größeren zwischen Erzgebirge, Kaaden und Saaz; das hier von Waldsassener Mönchen angelegte Neudorf ist der erste deutsche Dorfname in Böhmen. Hieran stößt das Arbeitsfeld des in einem Ausbau des Erzgebirges gegründeten und noch heute bestehenden Waldsassener Tochterklosters Ossegg, das seine Besitzungen bis Leitmeritz erstreckte. So hat Waldsassen mit seiner Ossegger Kolonie zwischen den Hängen des Erzgebirges und dem Tal der Eger ein deutsches Siedlungs- und Sprachgebiet geschaffen.

•

Was Waldsassen und sein Tochterkloster Ossegg kolonisierten, griff nicht bloß über die vor Waldsassen erreichte Siedlungsgrenze hinaus, es griff auch über die politische Grenze der bayerischen Herrschaft hinaus; es war wohl eine kolonisatorische, nicht aber eine politische Ausdehnung des bayerischen Stammes. In ähnlicher Weise schob sich bayerische Kolonisation und bayerisches Sprachgebiet über die bayerische Landesgrenze hinüber sowohl von der Ostmark her nach dem südlichen Böhmen und südlichen Mähren, als auch vom Nordgau her über die Pässe des Böhmerwaldes nach dem westlichen Böhmen. Dort fallen dem bayerisch-österreichischen Sprachgebiet noch heute zu das Tal der Thaya, das Neubystritzer Gebiet, das Tal der oberen Moldau, der Osthang des südlichen Böhmerwaldes. Hier entfällt noch heute zum bayerisch-nordgauischen Sprachgebiet ein langer, im Süden schmaler, nach Norden zu immer breiter werdender Streifen von Eisenstein bis zum Erzgebirge hinauf, der namentlich die Flußgebiete der Mies, Tepel und mittleren Eger in sich begreift. Vom gesamten deutschen Sprachgebiet in Böhmen sind etwa ein Sechstel böhmisch-österreichisch, zwei Sechstel bayerisch-nordgauisch.

Aehnlich griff die bayerische Kolonisation auch hinüber von Innerösterreich ader Karantanien nach dem heutigen Ungarn, namentlich nach den Oedenburger und Eisenburger Komitaten. Reste haben sich aller Magyarisierungspolitik zum Trotz bis zum heutigen Tag erhalten. Selbst im nordöstlichen Italien, das eine Zeitlang auch politisch zu Bayern gehörte, in der Grafschaft Görz, in Italien, im Friaul, hinterließ der Bayer bis auf den heutigen Tag Spuren seines geschichtlichen Daseins. Selbst zu der entfernten deutschen Kolonie Treviso lieferte nachweisbar der bayerische Stamm das Hauptkontingent, Bayern aus Altwie aus Neubayern, aus Oberbayern, Niederbayern, der Oberpfalz.

•

Die Deutschen haben hier wie im Nordosten, jenseit der Elbe, ihre Kolonisationsfähigkeit erwiesen, insbesondere der bayerische Stamm. Es war erst Alexander v. Peez vorbehalten, an dieser Tätigkeit des bayerischen Stammes zu rütteln. Er leidet unter einer Zwangsvorstellung, er sieht überall auf dem bayerischen Kolonisationsfelde möglichst wenig Bayern, um so zahlreicher Angehörige anderer deutscher Stämme, namentlich Franken, selbst Friesen. Die Absicht ist gut; er will Oesterreich als das Alldeutschland im kleinen darstellen und damit das Interesse der Reichsdeutschen an dem Schicksal des österreichischen Deutschtums neu beleben. Aber so warmherzig er zu erzählen weiß, seinem Wege wird man vom streng wissenschaftlichen Standpunkte nicht folgen können. Gewiß haben auch Angehörige anderer deutscher Stämme auf dem bayerischen Kolonisationsfelde mitgewirkt. Vielleicht auch sind diejenigen Gebiete, die in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besiedelt wurden, wie Böhmen von den Markomannen, nicht auf den letzten germanischen Mann verlassen worden, haben sich germanische Rückstände erhalten; das Beispiel der Krimgoten zeigt deutlich genug, mit welcher Zähigkeit versprengte germanische Volkssplitter ihre Sprache festhalten konnten. Gewiß kann in Grenzgebieten mit einem gewissen Recht gestritten werden, ob die bayerische oder eine andere Mundart herrscht. Aber das ist ebenso unbestreitbar, und das allein ist maßgebend, das Uebergewicht, die Führung hatte auf dem beschriebenen Kolonisationsfeld der bayerische Stamm. Das beweist die Tatsache, daß die Mehrzahl der Großgrundbesitzer auf dem bayerischen Kolonisationsfelde bayerischen Stammes waren; diese haben selbstverständlich in der Regel mit ihren abhängigen Bauern, nicht mit denen anderer Stämme kolonisiert und germanisiert. Das beweist der Umstand, daß nicht der fränkische, sondern der bayerische Dialekt die Herrschaft gewann. Das beweist die andere Tatsache, daß selbst zahlreiche Ortsnamen Innerösterreichs wie Niederösterreichs der bayerischen Heimat entnommen wurden. Der Grundcharakter blieb also der bayerische. Wie sehr das schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts den Zeitgenossen zum Bewußtsein kam, wie selbstverständlich es ihnen war, beweist die Tatsache, daß während der kurzen Oberherrschaft Deutschlands über die Ungarn Kaiser Heinrich III., wiewohl ein Franke, die Ungarn auf ihre Bitten mit deutschem Recht nicht in der Fassung des fränkischen, sondern des altbayerischen Volksrechtes begabte. Das kommt auch zum Ausdruck in den Urkunden; die deutschen Zeugen werden den slavischen gegenübergestellt, indem sie nach einem ausschließlich bayerischen Rechtsvorgang „per aures tracti“ genannt werden.

Durch die bayerische Kolonisation wurde ein Kranz von Ländern dem Urwald und der slavischen Rasse abgerungen, wurde zu den älteren in der Zeit der Völkerwanderung okkupierten Stammessitzen ein Neubayern geschaffen. Und diesem Neubayern war eine größere Zukunft

als dem Mutterlande beschieden. Diesem Neubayern war der Weg nach dem Osten und damit die Möglichkeit einer immer größeren Ausdehnung geöffnet; es ist nicht zufällig, daß auf neubayerischem Boden eine der deutschen Großmächte entstanden ist. Die Bevölkerung war infolge der täglichen Anspannung aller Kräfte, infolge der günstigen geschlechtlichen Kreuzung mit den Slaven und mit Angehörigen verschiedener deutscher Stämme rühriger, regsamer, lebhafter als die schwerfälligeren Altbayern. Das zeigte sich auch auf geistigem Gebiete; die bayerische Nordmark ist die Heimat des tiefsinnigsten Kunstepikers, Wolframs von Eschenbach, in der bayerischen Ostmark erhielten nicht bloß unsere größten deutschen Volksepen ihre letzte Prägung in Wort und Vers, hier lernte auch der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, Walter von der Vogelweide, singen und dichten.

Und doch ist dieses Neubayern der Stärkung des bayerischen Stammesherzogtums nicht eigentlich zugute gekommen. Die mittelalterlichen deutschen Fürsten waren wohl fast alle tapfere Ritter, aber diejenigen waren unter ihnen selten, welche ein Verständnis für wirtschaftliche Dinge hatten; daß sie sich, um in der Sprache des Volkes zu reden, selbst hätten ihr Brot verdienen können, das lag nicht in ihrem Wesen, nicht in ihrer Erziehung. Und doch ist die Pflege der Volkswirtschaft, die Sorge für die schaffende Arbeit das stärkste Bindemittel zwischen Regierung und Regierten. Was etwa im heutigen Wirtschaftsleben für den Deutschen, auch für den Bayern der Anteil an dem Welthandel ist, das war damals der Anteil an der Kolonisation; der Landhunger hatte damals eine ähnliche Bedeutung, wie heute der Ruf nach Teilnahme an dem Welthandel. Die Initiative zur Kolonisation ging wohl von den beiden letzten Agilulfingern aus, aber die Leitung dieser Kolonisation konnten die seit dem 10. Jahrhundert wiedererstandenen Herzoge nicht behaupten. Die Verleihung von Grund und Boden geschah nicht bloß unter den Karolingern, sondern auch unter den Ottonen durch die Krone, durch das Königtum, nicht durch die Herzoge. Wie unauslöschlich sich das dem Gedächtnis des Volkes einprägte, dafür ist bezeichnend, daß man noch nach dem Tode Karls des Großen den „Herrn Großvater Karl" als Avarenbesieger und großmütigen Spender von Grund und Boden in Bayern und in Oesterreich zu loben und zu preisen wußte. Aber selbst das Reich ist nicht systematisch für die Kolonisation eingetreten, noch weniger das Herzogtum. Die Kolonisation blieb vielmehr im großen wie im einzelnen den Interessen und der Leitung der weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzer überlassen. Das Kolonisationsgebiet konnte also mit der Herzogsgewalt nicht verwachsen. Es ist daher begreiflich, wenn eine zugreifende Königspolitik hier keinen Widerstand fand, wenn die zukunftsreichsten Marken dem bayerischen Herzogtum verloren gehen konnten ohne Widerspruch der Untertanen.

Die Entwicklung Bayerns ist damit auf das unheilvollste geschädigt worden. Bayern wurde jetzt erst in politischer und wirtschaftlicher Beziehung zu einem wirklichen Binnenland. Auch im Geistesleben machte sich die Trennung fühlbar; wenn Bayern an der zweiten großen Blüteperiode deutscher Literatur im 18. Jahrhundert keinen Teil hatte, so war das eine Folge nicht bloß der konfessionellen Absperrung des Landes, sondern auch der Losreißung gerade der geistig regsamsten Volkselemente. Mit den Babenbergern, noch mehr mit den Habsburgern war den bayerischen Herzogen eine Dynastie vor die Türe gesetzt welche jeder Machtvergrößerung Bayerns grundsätzlich entgegentrat und im eigenen Interesse entgegentreten mußte welche sich sogar, wenn sie nicht aus dem Reiche hinauswachsen wollte, auf Kosten Bayerns nach Süddeutschland ausdehnen mußte. Und dieser Gegensatz zwischen den beiderseitigen Fürsten ergriff bald auch die Untertanen. Schon am Schlusse des Mittelalters konnte man das Verhältnis zwischen Altbayern und Neubayern in die Worte kleiden: „Wenn bayerisches und österreichisches Blut in ein Becken zusammenfließen würden, sie müßten miteinander streiten und eines das andere hinauszudrängen suchen." Und doch war es erst den Gewalttaten der Oesterreicher im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg vorbehalten, den Gegensatz zwischen den feindlichen Brüdern auf seinen Höhepunkt zu treiben.

Der Gegensatz zwischen Bayern und Oesterreich ist überwunden, überwunden im wesentlichen schon seit den Befreiungskriegen, seitdem Oesterreich in einer der schwersten Krisen der bayerischen Monarchie die Hand zum Rettungswerke geliehen. Auch der Gegensatz zwischen dem jungen Deutschen Reich und dem Kaiserstaate an der Donau ist überbrückt, dank der unvergleichlichen Staatskunst unseres ersten Reichskanzlers. Die großdeutsche Idee erwacht zu neuer Kraft, aber auch die Gefahr, die der deutschen von der slavischen Rasse droht, dringt immer mehr zum Bewußtsein. Wir Bayern haben einen besonderen Grund. Diejenigen, die im Nachbarstaate den schweren Kampf um ihre Existenz ringen, sind nicht nur Deutsche, sie sind unsere Stammesbrüder, sie sind Blut von unserem Blute. Wenn wir bei Eisenstein die schwarzgelben Grenzpfähle überschreiten, kommen wir nicht in ein fremdes Land; wie ein alter lieber Bekannter, fast wärmer, deutscher noch mutet uns der dortige Volksstamm an. Indem wir ihn mit Wort und Tat unterstützen und dem Deutschtum zu erhalten suchen, folgen wir den Spuren unserer Ahnherren, erobern wir Neubayern gleichsam zum zweitenmal für unser Volkstum. Lassen wir uns nicht durch die Zwangsvorstellung beirren, als sei es ein vergebliches, ein kindliches Unterfangen gegen elementare Mächte im Volksleben, gegen einen historischen Prozeß. Gleichgültigkeit, mangelnder Opfersinn, Parteihader, das sind vielfach die sogenannten elementaren Mächte, die in den Grenzgebieten den Slaven das Feld erobert haben. Jenes bekannte Haus Prokop, das vom Spitzberg in das gutdeutsche Tal von Eisenstein herabschaut, sei uns nicht ein Schreckgespenst, es sei uns ein Ansporn zu treuer Arbeit, zu nationaler Pflichterfüllung! „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"

Bücher und Zeitschriften.

Neuere Nietzsche-Literatur. „Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik" überschreibt Jakob Hollitscher sein Buch. Die „Darstellung" füllt von den 261 Textseiten 172, so daß für das Biographische und die „Kritik" 89 Seiten übrig bleiben. Die „Darstellung" entpuppt sich als eine stark gekürzte Inhaltsangabe der acht Bände der Gesamtausgabe, die ziemlich den eigenen Worten Nietzsches folgt. Dagegen hat Hollitscher das Historische nicht gebührend berücksichtigt. Grundwichtig für jeden, der sich mit Nietzsche befaßt, ist Seite IX, X und XI des neunten Bandes (Neudruck), in denen Frau Dr. Förster-Nietzsche die Entstehungszeiten genau verzeichnet. Es geht nicht an, daß man öffentlich über Nietzsche mitrede, ohne seinen Nachlaß und die Korrespondenz zu kennen. Unter den Literaturangaben sieht man mit Erstaunen neben Baihinger, Burckhardt, Deussen Leute wie Möbius oder gar wie Schacht erwähnt, während von der älteren Literatur Hillebrand, von der der neunziger Jahre Hansson, Weigand, Schellwien usw. unberücksichtigt sind, und von der der letzten Jahre fast gar nichts benützt wird. Gewiß ist es das Recht des Autors, zu benützen und anzuführen, was ihm beliebt, aber es berührt sonderbar, gewissen Namen zu begegnen, wo andere, viel wichtigere fehlen. Was Hollitscher schließlich gegen Nietzsche anführt, wendet dieser selbst mit mehr Feinheit, Tiefe und mit ungleich schärferer Skepsis gegen sich ein. Am drolligsten berührt es, wenn man Nietzsche mit weiser Miene „Widersprüche" anmerkt. Wenn man ein Buch ohne Widersprüche will, kaufe man sich doch eine Logarithmentafel, aber keinen Philosophen! Gut ist Hollitschers Unterscheidung von „dialektischer" und „instinktiver" Anhängerschaft (S. 10); hätte er beide Begriffe auf den Philosophen ausgedehnt und Nietzsche als Typus des „instinktiven" gegenüber dem „dialektischen" aufgefaßt, so wäre er vielleicht zu interessanteren

Digitized by Google

Resultaten gekommen. Eine Unart des Drucks muß ausdrücklich gerügt werden: jeder Eigenname, vor allem der Name Nietzsches selbst, ist jedesmal gesperrt gedruckt, so daß man ordentlich nervös wird. Da unter anderen Hollitscher auch mich zitiert, so muß ich ihn ersuchen, meine früheren Aufsätze nachzulesen (Zukunft IV, 13; V, 28; VI, 33; Gesellschaft XVIII, 7), in denen ich ausführlicher verschiedene Details bespreche, auf die ich an dieser Stelle wegen Raummangels nicht eingehen kann. Der Braumüllersche Verlag in Wien hat das Werk schön und solid ausgestattet. — Oskar Ewalds Schrift „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen" (Berlin, Ernst Hofmann) behandelt die zwei am öftesten beredeten und am seltensten verstandenen Formeln Nietzsches: Die ewige Wiederkunft des Gleichen, und den Sinn des Uebermenschen.. Der Standpunkt Ewalds ist in der Einleitung präzisiert: „Es ist allerdings kein Postulat, daß Nietzsche dort, wo er tief und am tiefsten gedacht hat, kantisch gedacht haben muß; aber es ist auch kein Postulat, daß er eben da nicht kantisch gedacht haben darf." „Der Schöpfer des Zarathustra war trotz aller Polemik gegen die Ethik ein Moralist, sogar ein Moratist im großen Stile." Das Buch gehört zum Geistreichsten und Gediegensten der neueren Nietzsche-Literatur. Glücklich ist die Analyse des elementaren und historischen Zuges in Nietzsches Anschauung. Gut sind die Bemerkungen über den Zarathustra, die Auffassung des Uebermenschen als permanentes Postulat, nicht als ein je realisierbares Züchtungsideal; ferner die schroffe Zurückweisung der Pinchopathen, die bei philosophischen Entwicklungsproblemen überhaupt nicht mitzureden haben. Ganz ausgezeichnet ist die Formel: „Der Uebermensch ist kein Objekt, sondern eine psychologische Funktion." Ewald zeigt, wie sowohl der „Uebermensch" wie auch die „ewige Wiederkunft" sich in ganz klare Kantische Postulate umsetzen lassen: „Handle so, als ob du den Uebermenschen aus dir erzeugen wolltest, indem du ihn in dir verwirklichst. — Handle so, als ob jeder Augenblick Ewigkeitswert besäße und du alle Zukunft zugleich in dieser einen unteilbaren Gegenwart zusammenfaßtest." Ganz richtig fährt Ewald dann fort: „Man sieht, daß beide Konzeptionen eine immense Steigerung des Bewußtseins der Verantwortlichkeit hervorrufen, ja in diesem Zwecke eigentlich aufgehen: Hier ist die steilste Höhe, die der Gedanke der Verantwortlichkeit jemals erreichen konnte." Ich empfehle Ewalds Buch einem jeden, der sich über Nietzsche orientieren will, aufs angelegentlichste.

Joseph Hofmiller.

*

Allgemeine Rundschau.

Literargeschichtliches.

* Wie die Königsberger Harttungsche Zeitung berichtet, hat der dortige Stadtrat Prof. W. Simon der Stadt vier bisher unbekannte literargeschichtlich interessante Briefe von Gottsched, Lavater, Gleim und Gellert geschenkt, die mit herzlichem Danke für die Stadtbibliothek entgegengenommen wurden. Der Brief Lavaters, an Herrn Wach im Mechelschen Hause in Basel gerichtet, soll nicht besonders belangreich sein. Der Brief Gottscheds, von Leipzig 27. August 1747 an den „berühmten Rector des ansehnlichen Gymnasiums zu Erlangen" adressiert (mit Namen Bretter oder ähnlich), enthält den Dank für den „alten Parcifall", Bestellungen von Büchern auf Grund des Kraftischen Catalogus und ist charakteristisch für die Beflissenheit des Leipziger Literaturdiktators, seine Bücherei zu erweitern. Gellerts Brief (Leipzig, 27. November 1760) ist „à monsieur le comte de Werther à Strasbourg" gerichtet, offenbar einen Jüngling, den die Fürsorge des Moralisten auf seinen Studienwegen begleitet. Das Schreiben schließt mit folgender Uebersicht der neuesten Literatur: „Mit diesem Jahre wird der dritte Teil des Nordischen Aufsehers und zugleich das beste Buch in der Moralischen Klasse aus diesem Jahre produziert (!) werden. Der erste Band von des seligen Baron Cronegks Schriften ist auch erschienen. Wie viel Ehre für mich, solche Schüler zu haben!" Das weitaus interessanteste Schreiben ist aber ein von Ludwig Gleim, dem „preußischen Grenadier", im November 1764 von Halberstadt aus — offenbar an Klopstock — gerichteter Brief, der mit folgenden Worten beginnt: „Alle Menschen klagen über meinen Klopstock! Von Messias hört man nichts mehr; Mutter und Freund bekommen keine Briefe mehr von ihm, er ist lebendig tot! Ich war vor 14 Tagen zu Quedlinburg und hörte die bittersten Klagen. Bachmann war ehegestern bey mir und führte die bittersten Klagen, ich selbst, was kann ich anderes als mit ihnen mich beklagen? Kurz, mein liebster Freund, es ist nunmehr Zeit, daß Sie, aus Ihrer Lethargie, erwachen, und einmahl wieder an Ihre ersten Freunde gedenken." Aus dem weiteren Inhalte geht hervor, daß der erwähnte Bachmann, der für 1500 Taler holländisch Papier erhalten hat, eine Zeitschrift herauszugeben gedenkt, an der die ersten Geister der Nation mitarbeiten sollen. Das Nähere solle Klopstock mündlich erfahren und um Gotteswillen nur dafür sorgen, daß seine Manuskripte nicht zu spät ankommen, da sonst der ganze Plan noch scheitern könne. Eine weitere Stelle beschäftigt sich mit Klopstocks bekanntem Trauerspiel „Der Tod Adams", dessen Prosatext Gleim in Verse umgegossen zu haben scheint; es heißt da: „Mißfiel meinem Klopstock der versifizierte „Tod Adams" denn so sehr, daß er sich nicht überwinden kann, mir nur eine Zeile darüber zu sagen? Er muß es ganz vergessen haben, daß er mich dazu aufforderte! Ich weiß nicht, ob ich ihm sage, daß er hier aufgeführt ward mit so großem Beyfalle, daß es den sonst sehr mittelmäßigen Comödianten sowohl, als unseren Zuschauern zur größten Ehre gereichte. Dreymahl mußte es hinter einander aufgeführt werden, genug für eine Stadt, wie die unsrige ist, und allemahl war eine recht tragische Stille. Adam spielte seine Rolle, die so schwer ist, nach meiner Ansicht ganz fürtrefflich. Wenn die anderen Spieler so gut gewesen, so hätte man's nicht ausgehalten." Am Schluß des Gleimschen Briefes findet sich noch ein interessantes Wort über Gerstenberg: „Große Erwartungen haben wir in Deutschland von dem Herrn v. Gerstenberg, den man mit der Ernennung des deutschen Alexyphrons mehr beleidigt als geehrt hat."

*

Die Sterblichkeit der europäischen und der Neger-Rasse.

Ein in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift veröffentlichter Aufsatz teilt neuere Daten über die außerordentlich viel stärkere Sterblichkeit der Neger gegenüber den Weißen in den nordamerikanischen Staaten mit. „Im letzten Jahrzehnt ist die Sterblichkeit der weißen Rasse in den Vereinigten Staaten von 19.1 auf 17.8 für 1000, die der „farbigen" (hauptsächlich Neger) dagegen fast nicht, nämlich nur von 29.9 auf 29.6, heruntergegangen. Im Jahre 1900 betrug in einigen nordöstlichen Staaten die Sterblichkeit von rund 27.5 Millionen Weißen 17.8 auf 1000, die von rund 1.2 Millionen Negern 30.2, war demnach fast doppelt so hoch. In ländlichen Gebieten schwächt sich der Gegensatz etwas ab, verstärkt sich aber um so mehr in den großen Städten. Wilser in einer Besprechung des Aufsatzes (im Zentralblatt für Anthropologie) glaubt nicht annehmen zu sollen, daß die große Sterblichkeit der Schwarzen „von den ungünstigen klimatischen Verhältnissen der Südstaaten" herrührt, denn ihre Rasse stammt ja aus heißen Ländern, sondern vielmehr von der „geringen Vitalität der Negerrasse. Diese Schwächung der Lebenskraft und der Widerstandsfähigkeit ist aber keine ursprüngliche, sondern durch die ungünstigen Lebensbedingungen der Neger erworben und hauptsächlich erst seit ihrer Befreiung hervorgetreten". An Malaria sterben jetzt zehnmal mehr Neger als Weiße, obwohl man denken sollte, als tropische Rasse würden sie dagegen widerstandsfähiger sein. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts starben in der Union auf 100,000 Bewohner 174 Weiße, dagegen 485 Neger an Tuberkulose, ein deutliches Zeichen, daß bei der größeren Sterblichkeit der Neger in der Tat die äußeren Lebensbedingungen im Verein mit der Widerstandsfähigkeit ausschlaggebend sind. Wir können, meint Wilser, daraus lernen, wie man bei uns diese Volkskrankheit am wirksamsten bekämpft nicht durch Milchdesinfektion oder Serumbehandlung, auch nicht durch Heilstätten, die nur dem einzelnen zugute kommen, sondern durch Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und durch Kräftigung der Rasse im allgemeinen. „Das hilft zugleich gegen alle anderen Krankheiten."

*

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Schiller-Fund?** Der Mitteilung von einer angeblich im Jahre 1803 von Schillers Hand im Fremdenbuch der Wartburg eingetragenen Charade, deren Auflösung „Aberglaube" sein soll (Vgl. Nr. 140 der Beilage), scheint ein recht böser Irrtum der Urheber jener Notiz zugrunde zu liegen: Der betreffende Eintrag stammt nämlich, was die Urheber jener Notiz weise verschwiegen, aus dem Jahre 1810, dürfte sonach auch durch alles Aufgebot dialektischer Künste nicht für die Angaben der als Urheber erwähnten Korrespondenz zu retten sein.

* **Ueber Shakespeares Verhältnis zur Weidmannskunst** plaudert in anziehender Weise Heinrich Laewe in dem soeben erschienenen 40. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Daß der Dichter nicht nur eine oberflächliche Bnchlenntnis aan ihr hat, vielmehr aall und ganz selber zu den Weidleuten zu zählen ist, wird klar durch eine Besprechung der 400 Shakespeareschen Cilate, die sich auf die edle Jägerei beziehen. Es ergibt sich, daß dem großen Kenner aller menschlichen Verhältnisse auch bei den Tieren kein einziger Schnitzer nachzuweisen ist. Shakespeare ist waahlbekannt mit der Bärenhetze wie mit der Fuchsjagd; mit dem Rotwild und dem ritterlichen Schwarzwild, und auch mit dem Federwild. Bei keinem großen Dichter alter wie neuer Literatur finden wir so zahlreiche Anspielungen auf die Gehilfen des Weidmanns, die Hunde und Falken. Im Fache der Kynalogie ist Shakespeare geradezu als ein gewiegter Kenner zu bezeichnen. Der moderne Jäger, welcher Interesse für die Geschichte seiner Kunst hat, kann mit Hülfe der Zusammenstellungen Loewes einer Hühnerjagd vor 300 Jahren beiwohnen und wird dabei vieles aam heutigen Gebrauche Abweichende erleben. Auch die aam Dichter eingehend und anschaulich geschilderte Hasenjagd ging damals ganz anders vor sich als heutzutage. Die Krone allen Weidwerkes aber, die Jagd auf den edlen Hirsch, steht schon bei Shakespeare obenan. Es ist nicht nötig zu erwähnen, daß wir alle Jagdgeräte und Jagdgebräuche verschiedener Art bei unserm Dichter gebucht finden. Daß selbst das Jägerlatein nicht fehle, dafür sorgt Falstaff in Heinrich IV, Teil I. Wie schön, daß uns der Weltweise endlich auf die Frage, warum wir eigentlich jagen, eine Antwort findet (Ksm. a. Venedig II. 6):

„Jedes Ding
Wird mit mehr Trieb erjaget als genossen."

* **Kunstgeschichtliches.** In Marxzell (Baden) entdeckte man durch einen Zufall auf dem Kirchturm unter Gerümpel den seit Jahrzehnten vermißten Reliquienschrein mit den angeblichen Gebeinen des heiligen Basilius, welche Jahrzehnte lang ein verehrtes Heiligtum des nahen Klosters Frauenalb gewesen waren. Das Reliquiar ist ein Meisterstück der Rokokotunst. — Wie bereits an anderer Stelle von uns gemeldet wurde, überwies ein in Berlin lebender bayerischer Kunstfreund dem kgl. Münzkabinett in München ein Geschenk von 25,000 M. zum Ankauf hervorragender Werke der antiken und modernen Stempelschneide- und Medaillierkunst.

* **Fritz Reuter-Ausstellung in der Universität zu Greifswald.** Am 12. Juli sind dreißig Jahre verflossen, daß Fritz Reuter zu Eisenach starb. Zu dem Gedenktage seines Heimganges wird in dem Universitätsgebäude zu Greifswald eine Fritz Reuter-Ausstellung von dem als Reuter-Forscher allgemein bekannten Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz veranstaltet. Die Ausstellung wird auf die Beziehungen Reuters zu Pommern besonderes Gewicht legen, im übrigen aber das ganze Leben und Schaffen des Menschen und Dichters veranschaulichen. Da Reuter, gleich Goethe, auch als Künstler, als Maler sich betätigt hat, so dürften seine Skizzen, Porträts und Genrebilder Interesse erwecken. Um die Ausstellung möglichst vielseitig und vollständig zu machen, ergeht an alle diejenigen, welche bisher nach ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreis besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm oder persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, jetzt die Bitte, solche und andere auf Reuter bezügliche Reliquien baldigst Hrn. Prof. Dr. Gaedertz in Greifswald (Karlsstr. 29) anvertrauen zu wollen.

* **Technisches Preisausschreiben.** Der Reichsanzeiger vom 22. Juni veröffentlicht ein Preisausschreiben für wissenschaftliche Arbeiten über die chemischen Vorgänge beim Erhärten der hydraulischen Bindemittel, insbesondere des Portlandzements. Das Preisausschreiben geht aus von dem Minister der öffentlichen Arbeiten in Gemeinschaft mit dem Kriegsminister, dem Landwirtschaftsminister, dem Kultusminister, dem Handelsminister und dem Staatssekretär des Reichsmarineamts. Die Preise können einen Gesamtbetrag von 15,000 M. erreichen.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Bonn.** Dem Privatdozenten für Gynäkologie Dr. Hans Schröder ist der Professortitel verliehen worden.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Dr. Jos. Wellstein hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Straßburg erhalten und angenommen.

Z. **Berlin.** Der Spezialist für Lungenkrankheiten Dr. Albert Fränkel hat nach 25jähriger Tätigkeit seine Privatdozentur an der hiesigen Universität niedergelegt.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Friedrich Keutgen erhielt einen Ruf an die Universität Utrecht.

* **Wien.** Der ausgezeichnete Zivilist der hiesigen Universität Hofrat Professor Dr. Leopold Pfaff hat dieser Tage aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit sein Entlassungsgesuch eingereicht. Professor Pfaff steht im 67. Lebensjahr.

* **Aus Amerika.** Das Jefferson Medical College in Philadelphia hat dem zu Besuch in Amerika weilenden Berliner Chirurgen Professor Albert Hoffa den Titel eines Ehrendoktors verliehen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Bekanntmachung.

An der **Kgl. Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München** ist eine **Assistentenstelle** zu besetzen. Die Stelle ist eine etatsmäßige nach Maßgabe der Allerhöchsten Verordnung vom 26. Juni 1894; der Anfangsgehalt beträgt 1500 M. mit 120 M. Gehaltszulage. Hiezu kommen die Dienstalterszulagen nach Maßgabe des Gehaltsregulativs vom Jahre 1894.

Bewerber müssen auf einer deutschen Universität in Kunstgeschichte promoviert haben. Bevorzugt werden solche, die schon an einer gleichen oder ähnlichen Sammlung längere Zeit tätig waren. Bewerbungsgesuche sind unter Vorlage des Doktordiploms und der Zeugnisse, sowie mit genauer Angabe der Personalien und des Lebenslaufes bis zum **15. Juli d. J.** bei der **Direktion der Kgl. Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München** einzureichen. (7598(c

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Tauchnitz Edition.

June 22, 1904.

Nature's Comedian

A new Novel.

By

W. E. Norris

in 1 vol.

(7630)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 25. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50, (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ueber Liebe und Ehe. (Ein Frauenbrief.) Von N. N.

Theodor Storm und Gottfried Keller. Von Sigmund Schott.

II. Bücher und Zeitschriften.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. — Marco Brociner: Weihrauch.

III. Allgemeine Rundschau.

Deutscher Aerztetag. — Ueber Blitzgefahr. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ueber Liebe und Ehe.

Ein Frauenbrief.

Lieber Freund! Nachdem Sie auf allen möglichen Meeren umhergefahren sind, kommen Sie nun endlich einmal wieder zu Ihrer alten Freundin und fragen, wie es ihr inzwischen ergangen ist? Das ist recht schön und liebenswürdig von Ihnen, aber noch schöner wäre es doch gewesen, wenn Sie auf Ihrem stolzen Dampfer nicht so rasch am Gestade Toskanas und an uns vorbeigerauscht wären, sondern einen Abstecher herauf zu meinem ländlichen Tuskulum gemacht hätten. Dadurch würden Sie sich und mir lange Briefe erspart und durch einen raschen Umblick auf meinem Schreib- und Büchertisch sich über das, womit ich mich seit unserer letzten epistolarischen Aussprache vornehmlich beschäftigt, am bequemsten unterrichtet haben. Vielleicht würden wir auch, trotz des regen Sommerlebens, das jetzt die vielen lieben Gäste in mein sonst so behaglich stilles Heim bringen, ein paar ruhige Stunden für uns gefunden haben, in denen ich Ihnen von meinen „Errungenschaften auf dem Gebiete des höheren Frauenlebens“ während des letzten Winters und Frühjahrs hätte vorplaudern können.

Denn etwas anderes wollen Sie doch nicht von mir wissen, wenn Sie mich nach dem „Neuen und Neuesten“ aus meinem Leben befragen. Oder interessieren Sie etwa die Leiden und Freuden meiner Enkelkinder, die hier in den Poderi der großmütterlichen Villa sich die Wangen und die nackten Aermchen und Beinchen durch die Sonne braun brennen lassen? Dann müßte ich Ihnen in erster Linie berichten, daß die kleine lebhafte Schar mit der Großmutter gar nicht mehr so zufrieden ist wie in früheren Jahren. Die alte Dame liest ihnen jetzt zu eifrig; sie hockt immer über den Büchern, die sich zu Bergen auf ihrem Schreibtisch türmen; sie will nicht mehr so viel von den Kindern wissen, weil sie über ihre Mütter so viel nachdenken muß.

Ja, glauben Sie es nur: es ist wirklich so weit gekommen, daß ich zuweilen das blühende Leben um mich herum vergesse, weil mich die Wurzeln beschäftigen, aus denen es keimt. Eigentlich ist das ja Unsinn! Wir sollen die Gegenwart mit vollen Sinnen und frisch anpackenden Händen erfassen und zusehen, was aus ihr am besten für die nächste Zukunft zu machen ist; wir sollen nicht so viel reflektieren und spintisieren über die verborgenen Grundlagen unseres gegenwärtigen Daseins und über ein ideales Menschentum, das doch nur in Zukunftsträumen und in weiter Ferne vor uns steht! Das rufe ich mir täglich zu, besonders wenn die fröhlichen Stimmen der sorglosen Jugend von draußen in mein bücherbeladenes Zimmer hereinschallen — und doch greife ich immer wieder zu den Schriften, die jene Reflexionen und Träume in mir anregten; doch zieht es mich immer wieder hin zu den oft recht absonderlichen Untersuchungen und Erörterungen, die meine streitenden Mitschwestern über ihre materielle Lage und ihre kulturelle Aufgabe heute überall anstellen, in das oft vordringlich laute Stimmengewirr hinein, das auch von draußen her, aber diesmal aus weiter Ferne und nur an mein geistiges Ohr dringt.

Sie wissen aus meinen früheren Briefen, lieber Freund, daß ich mich nur mit einem gewissen Widerstreben in die innere Teilnahme an dem großen öffentlichen Meinungsaustausch über die Stellung der Frau in der Kultur habe hineinziehen lassen. Auch jetzt noch kommt es mir doch recht oft so vor, als sei des Lärmens zu viel; allzu viel des Streitens um Dinge, die nicht des Streitens wert sind, allzu viel auch des Unverstandes und Mißverstandes in dieser ganzen Bewegung. Es sind der vorlauten Mitläuferinnen zu viele, die nur die äußeren Allüren der Freiheitskämpferinnen angenommen haben und nicht den Kern der Bestrebungen zu erfassen vermögen; zu viel Rauch und Qualm umhüllt noch die reine Flamme des heiligen Feuers, das für die Frau der Zukunft auf hohem Altare angezündet ist. Molto fumo e poco arrosto! sagen unsere realistischeren italienischen Freunde in solchem Falle. Auch mir beizt der Rauch noch allzu sehr die Augen, obwohl ich von dem arrosto seither schon etwas mehr zu sehen gelernt habe.

Freilich, wo Feuer ist, muß es auch Rauch geben. Nur müssen Sie es einer alten Hausfrau, die selbst oft genug in der Küche und am Herde gestanden ist, nicht übel nehmen, wenn sie etwas auf ein reinlich, ruhig und hell brennendes Feuer hält und den Rauch möglichst rasch zum Schlote hinauszuscheuchen sucht. Nur deshalb habe ich seither nicht davon abgelassen, mich durch den Wust der Schriften zur Frauenbewegung hindurchzuarbeiten und lieber hinter Büchern zu sitzen als, wie früher, den Spielen der Jugend zuzuschauen. Denn ein Feuer sehe ich wohl leuchten, aber es ist so schwer, durch all den Qualm zu ihm hindurchzudringen. Gerne hätte ich ja gewußt, ob es nicht im Grunde dasselbe Feuer ist, das auch in uns Frauen der älteren Generation schon geleuchtet und gewärmt hat, als wir unsere Lebensaufgaben in der menschlichen Gesellschaft, im Hause, im Berufe, in der Ehe, in der Kinderstube nach unserem besten Ermessen und Können zu vollbringen suchten; dasselbe Feuer, wenn auch vielleicht auf altmodischen Herden und in engeren Küchen.

Als ich in meinem ersten Briefe, den ich über diese Fragen an Sie schrieb, auf diese Wesensverwandtschaft der inneren Glut, die die Frauenbrust von einst und jetzt durchwärmt und beseelt, hinzuweisen wagte, wurde ich bald in freundlicher Weise eines besseren belehrt: ich hatte nicht an den „neuen Geist“ gedacht, der jetzt durch unsere Frauenwelt weht, an den Geist der Selbständigkeit, des

energischen, zielbewußten Wollens, an das Kraftbewußtsein des seiner bisherigen Bande schon entledigten oder sich entledigenden Weibes. Es ist richtig: ich hatte die Fülle der praktischen Reformarbeit auf kulturellem Gebiete, die heute von den Frauen in allen Ländern der Erde geleistet wird, nicht genug berücksichtigt, hatte auch die vorwärts dringende Macht, die sich in der organisierten Frauenbewegung kundtut, bei weitem unterschätzt. Aber darin hatte ich wohl damals schon recht, und darin habe ich trotz aller Einwände und Hinweise meiner liebenswürdigen Gegnerin wohl auch jetzt noch recht, daß alles, was die moderne Frauenbewegung heute zur Hebung der materiellen und geistigen Lage der Frauen teils schon leistet oder zu leisten sich anschickt und worauf sie ganz mit Recht voll Selbstbewußtsein und stetig wachsendem Kraftgefühl hinblickt, daß dies alles nur Mittel, niemals Zweck sein dürfe. Der Zweck aber des Sichauslebens der Frau in neuen kulturellen Formen, der angespannten Kraftäußerungen, des erhöhten Daseinsbewußtseins kann doch immer nur der sein, eine mächtige und unentbehrliche Teilnehmerin an dem Lebenskampfe der Allgemeinheit — oder, wie ich damals sagte, an unserer Kulturbewegung — zu werden. Höheres kann sie, auch bei günstigster Gestaltung ihrer materiellen, rechtlichen und geistigen Position im Leben, niemals leisten wollen und niemals zu leisten beanspruchen; — weniger hat aber im Grunde auch die höher stehende Frau früherer Generationen und früherer Jahrhunderte nicht geleistet.

Mit dieser meiner letzten Behauptung werde ich nun wohl abermals gewaltigen Widerspruch bei den Vertreterinnen der Reformbewegung im Frauenleben hervorrufen. Ich muß mich deshalb gleich von vornherein mit einigen weiteren Rüstungsstücken wappnen und Sie, verehrter Freund, müssen mir gestalten, daß ich Ihnen dabei mit ein paar Lesefrüchten aus jüngster Zeit aufwarte. Denn, wie gesagt, um durch all den Qualm zum reinen Feuer durchzudringen, habe ich in der letzten Zeit, wie meine Schwester Portia, als sie sich in den Talar eines Schriftgelehrten steckte, „diese Bücher nachgeschlagen" — und auch in den Frauenschriften der heutigen Tage findet sich neben vieler Spreu doch manches gute Korn.

Schon einmal konnte ich aus einem Essay der Schwedin Ellen Key über moderne Liebe, der mir damals in einer Zeitschrift zu Gesicht gekommen war, einige Stellen zur Unterstützung meiner Ansicht vorbringen. Wie freudig stürzte ich mich darum auf das kürzlich erschienene Buch dieser Schriftstellerin, das „Ueber Liebe und Ehe" betitelt ist[1]) und auch diesen Essay in einem größeren Zusammenhange enthält. Was jenes kurze Stück mir nur angedeutet hatte, fand ich nun in breit angelegten, wohldurchdachten Ausführungen bis in die Einzelheiten hinein bestätigt. Endlich einmal eine Schrift, die über die bloßen Mittel, als die sich die reformatorischen Bestrebungen der Frauenbewegung bisher doch nur darstellen, weit hinausgeht und auf ein inneres Ziel hinweist. Freilich zugleich eine Schrift, die vielfach zum Widerspruch anregt; aber das ist ja das Schöne an ihr, daß sie zum Nachdenken führt, daß sie, trotz der Weitschweifigkeit ihrer Ausführungen, vielfach doch nur das leise andeutet, was jede Frau dann in sich weiterzuspinnen eben den Mut haben muß.

Viele meiner besonders streitbaren Mitschwestern werden Ellen Key, wie sie in dieser Schrift sich gibt, als eine in den Wolken schweifende Optimistin ansehen, die ähnlich wie schon in ihrem vielberufenen Buche „Mißbrauchte Frauenkraft" die praktischen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Frauenlebens durch überspannte ideale Forderungen aus ihrer Richtung leitet. Manche werden vielleicht auch finden, daß die Verfasserin der Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit der Frau der Zukunft zu wenig Platz einräumt, daß sie unrecht tut, auch dem verhaßten Manne wieder seinen Teil an der fortschreitenden Kulturbewegung zuzugestehen. Denn das ist ja das Ziel ihrer Schrift, daß sie eindringlich wieder auf die Einheit zwischen Mann und Weib oder vielmehr von Mann und Weib hinweist, und daß sie in dieser Einheit allein die notwendige Bedingung für einen Fortschritt im Leben erblickt. Im Grunde bilden ihre Darlegungen also einen Kampfesruf gegen das „dritte Geschlecht", das einen so breiten Platz — und zwar nicht nur der Zahl nach — in der ganzen Frauenbewegung bisher schon einnahm und immer mehr einzunehmen droht.

Allerdings ist es eine neue, eine höhere Einheit zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, von der Ellen Key für die Zukunft träumt. Sie will die Heimlosigkeit abschaffen, weil sie an die Errichtung eines idealen Heimes denkt, in dem freie Menschen, also auch freie Frauen, wohnen, in welchem die großen Gegensätze zwischen einem herrschenden und einem untergebenen Elemente aufgehoben sind, wo in dem geheimnisvollen seelischen Zusammenwachsen der Menschen auf dem Boden freiwilliger gegenseitiger Hingabe die Grundbedingungen für die fortschreitende Kulturbewegung gegeben sind. Die Familie ist für sie der Kernpunkt jedes freien Zukunftslebens; allerdings nicht die Familie, wie sie nach dem jetzt bestehenden Rechte durch oft bloß äußerliche Rücksichten und Bestimmungen zusammengehalten wird, sondern die Familie, wie sie auf Grund einer nicht lebenshemmenden, sondern lebenssteigernden Ehe entsteht und besteht. In der Einheit der Ehe und der Liebe sind die Grundbedingungen für eine solche Familienbildung gegeben; nur wo diese Einheit vorhanden ist, hat das Zukunftsheim seine Berechtigung. Alle anderen Beweggründe, die seinen Aufbau bisher so oft herbeigeführt haben, sind verwerflich und schädlich; aber auch jede Sanktionierung der Familie, sei es durch die Kirche oder durch das Gesetz oder durch die bestehende Sitte, ist hinfällig gegenüber dem Selbstbestimmungsrecht der sich zur Ehe zueinander fügenden Personen. Jedes neue Paar muß, welche Formen es auch für sein Zusammenleben gewählt hat, erst selbst dessen sittliche Berechtigung erweisen, und seinem ehelichen Verhältnisse dürfte nicht von vornherein, gleichsam auf gut Glauben und Treue hin, die Weihe erteilt werden, ehe es nicht diese Berechtigung durch seine geistige und sittliche Reife für die gattungerhaltende gegenseitige Hingebung wirklich dargetan hat. Diese Hingebung aber muß nicht auf dem physischen Wohlgefallen allein beruhen. Die Liebe ist nur als Synthese der geistigen Sympathie und des Geschlechtslebens betrachtet eine wirkliche Lebensmacht. Und eine solche Lebensmacht immer mehr und mehr zu werden, muß ihr Bestreben für die Zukunft sein. „Die neue Liebe," so sagt Ellen Key in Hinblick auf diese Zukunft, „ist noch immer das naturbestimmte Verlangen des Mannes und des Weibes nacheinander, um die Gattung fortzupflanzen. Sie ist noch immer der Wunsch des strebenden Menschen, durch einen Arbeitskameraden die Mühen eines anderen zugleich mit seinen eigenen zu erleichtern. Aber über diese ewige Wesensart der Liebe, über diese uralte Ursache der Ehe hinaus ist noch eine andere Sehnsucht immer stärker geworden. Diese richtet sich nicht auf die Fortpflanzung der Gattung. Sie ist der Einsamkeitsempfindung des Menschen innerhalb seines Geschlechts entsprungen, der Einsamkeit, die immer größer wird, je eigenartiger eine Seele ist. Sie ist die Sehnsucht nach der Menschenseele, die unsere eigene aus dem Schmerz dieser Einsamkeit erlösen soll, einem Schmerz, der ehedem von der Ruhe in Gott gestillt war, jetzt aber seine Ruhe bei seinesgleichen sucht, bei einer Seele, die selbst weitäugig mit ebenso sehnsuchtheißen Augenlidern gewacht hat. Einer Seele, der die Liebe die Macht zu dem Wunder gibt, unsere Seele von dem Fremdlingsgefühl auf Erden zu erlösen — sowie sie selbst duech die unsere erlöst wird. Einer Seele, vor deren Wärme unsere eigene die Hüllen fallen läßt, die die Kälte der Welt ihr aufgezwungen, um sonder Scham ihre Geheimnisse und Herrlichkeiten preiszugeben."

So redet die Schwedin von der „neuen" Liebe, dieser Grundlage der neuen Ehe, der wahren Familie der Zukunft. Meine Gedanken schweiften, als ich diese schönen

[1]) Ueber Liebe und Ehe. Essays von Ellen Key. Autorisierte Uebertragung von Francis Marx. Berlin 1904. Verlag von S. Fischer. Anm. d. Red.

und sicher überzeugungsvollen Worte tat, um Jahrzehnte zurück, in die Zeit, als man noch nicht von einem „neuen Geist“ unter den Frauen sprach und doch schon über diese Art der Liebe, die hier „die neue“ genannt wird, nachdachte und ihre Wirkung in sich verspürte. Damals war mir ein Essay aus der Feder eines nordischen Stammesgenossen von Ellen Key, des Dänen Sören Kierkegaard, über die ästhetische Gültigkeit der Ehe in englischer Uebersetzung zu Gesicht gekommen. Noch erinnere ich mich, welch tiefen Eindruck diese kleine Schrift, die ebenso wie die Darlegungen Ellen Keys die Bedeutung der Ehe in die innerliche Liebesreife der Menschen, nicht in die äußerliche Sanktionierung durch Weihe und Gesetz legt, nicht nur auf mich, sondern auf einen weiten Kreis von Frauen und Männern machte. Es ist unrichtig, wenn Ellen Key behauptet, daß erst das Wehen des neuen Geistes in unseren Tagen die tiefer empfindenden Menschen auf den Zwiespalt zwischen dem funktionierten äußerlichen ehelichen Zusammenleben, wie es in den meisten Ehen stattfindet, und der eigentlichen Sittlichkeit aufmerksam gemacht habe; unrichtig auch, wenn sie das Erwachen des schweren Kampfes zwischen seelischen Bedürfnissen und Sinnlichkeit erst der Loslösung der Frau aus ihren gesellschaftlichen Banden zuschreibt. Das Streben nach „seelenvollerer Sinnlichkeit oder sinnlicher Beseeltheit“ und das Bedürfnis der Selbstzucht, die im Gegensatz zu der die Sinnlichkeit ertötenden Askese eine immer größere Einheit zwischen dem Willen der Seele und dann des Körpers herbeiführt, sind nicht so neue Elemente in dem Seelenleben der Frauen, als es unsere Frauenrechtlerinnen und mit ihnen Ellen Key wohl hinstellen möchten. Es sind die uralten Probleme der Menschheit, und wenn sie heute als neue Errungenschaften eines gesteigerten Geistes- und Gefühlslebens und eines erhöhten Selbständigkeitssinnes der Frauenwelt erscheinen, so ist hiervon wohl nur ihre häufigere und über breitere Kreise sich erstreckende Erörterung die Ursache.

Aber wenn uns auch Ellen Key in ihrem Buch über Liebe und Ehe nur alte Gedanken — Gedanken, die so alt sind wie das Menschengeschlecht — in einem neuen Gewande vorführt, so hat sie damit doch ein gewaltiges Verdienst um die heutige Frauenbewegung sich erworben: sie hat ihre in dem lauten Streit des Tages stehenden und in diesem Streit gänzlich aufgehenden Mitschwestern eindringlich darauf hingewiesen, worauf es im Grunde bei allem diesem Streite ankommt; sie hat mit dem heiligen Eifer, der ihrer Darstellung so wohl ansteht und der uns stets aufs neue an ihren beredten Mund fesselt, endlich einmal laut und ausdrücklich betont, daß die moderne Frau in ihrem Kampfe um Selbständigkeit, um geistige und materielle Höherstellung doch immer nur um die Mittel kämpft, die erst zur Erlangung eines tieferen, in ihrer Natur begründeten Zweckes dienen müssen, daß aber dieses eigentliche Ziel bisher über den Kampf um die Mittel recht schmählich außer acht gelassen worden ist. Das Frauentum als Grundstein der Lebensgemeinschaft, auf der die Fortdauer unserer Gattung beruht — das ist dieses Ziel. Die „Mütterlichkeit der Gesellschaft“ nennt Ellen Key sehr bezeichnend und treffend den Zustand, auf den die Frau bei all ihrem Kämpfen um Behauptung ihres Selbst hinstreben müsse; das Recht auf Mutterschaft nicht nur in physischem, sondern auch in geistigem Sinne sollte als erstes, als eigentliches Grundrecht vor allen den anderen Rechten stehen, um dir die Frauen heute kämpfen.

Verstehen Sie es nun, lieber Freund, daß ich auf der Suche nach diesem rein und hell brennenden Feuer, wie es aus den Darlegungen der Schwedin herauszuleuchten, mich gern durch all den Qualm der anderen Frauenschriften durcharbeitete? Und daß ich erfreut inne wurde, daß man über dem stolzen Gefühl einer neu errungenen Selbstherrlichkeit doch endlich in den Kreisen der Kämpferinnen sich auch wieder auf das besann, was uns Frauen die eigentliche, die wahre Bedeutung im Leben der Menschheit verleiht? Wir Vertreterinnen der älteren Generationen und der sogenannten älteren Anschauungen haben diese Bedeutung unseres Daseins an altmodischen Herden und in engeren Küchen zu erfüllen gesucht als sie das heutige Geschlecht noch brauchen kann; aber die Herdflamme leuchtete uns in beseligendem und tröstendem Glanze in all den inneren und äußeren Kämpfen, die auch uns das Leben nicht erspart. Wird sie auch den mutig vorwärts strebenden Kämpferinnen der heutigen Zeit und der Zukunft wieder in ihrer alten Kraft erstrahlen? Werden solche begriffene, von einem echten und wahren Lebensgefühl durchhauchte Worte, wie Ellen Key sie soeben zu ihren Geschlechtsgenossinnen gesprochen, in ihnen den Gedanken an das eine, große und eingeborene Recht, das der Mütterlichkeit, über dem Streiten um die vielen anderen, in ihrem Werte oft recht fragwürdigen Rechte wieder zur vollen Geltung gelangen lassen?

Wie wollte ich mich freuen, wenn es wahr würde; wenn wenigstens den Enkelkindern, die mich hier umspielen — und vielleicht auch schon ihren Müttern —, die Bedeutung des wahren, liebesuchenden und liebespendenden, nicht nur einzelne fragwürdige Rechte heischenden Frauentums wieder in ihrem vollen Umfange zum Lebensinhalte werden sollte. Und Sie würden sich mitfreuen, das weiß ich, mit Ihrer Sie herzlich grüßenden

alten Freundin
N. N.

Theodor Storm und Gottfried Keller.

Im März 1877 schrieb Theodor Storm zum erstenmal an Gottfried Keller. Es wurde ein rechter Dichterbrief, dem Inhalt wie dem Tone nach. Ohne Einleitung und Umschweife streckt der Mann aus Deutschlands Nordmark dem einsamen Zürcher Poeten die Hand entgegen und wirbt in warmen Worten um seine Freundschaft. Storm war damals fast sechzig Jahre alt und hatte einen weithin und voll klingenden Namen. Die Fähigkeit, sich zu erwärmen und zu begeistern, hat er sich bis ins Alter zu bewahren gewußt, und es liegt etwas jugendlich Enthusiastisches in der Art der Huldigung, die er Keller darbringt. Dieser ist zu der Menge nur sehr langsam vorgedrungen, aber von den Großen, den Kundigen, ist er schon frühzeitig erkannt und gewürdigt worden — als Mensch wie als Dichter. So von Varnhagen, von Hettner, von Freiligrath. Wie ihn später Auerbach und Vischer, Heyse und Widmann feierten, ist wohl allgemein bekannt. Keller war für verständnisvollen Anteil an seinem Schaffen durchaus nicht unempfänglich, ließ sich aber dadurch in seiner verhaltenen, bescheidenen und spröden Weise nicht beirren und hat ja auch niemals viel Aufhebens von seinen Arbeiten gemacht. Es war ihm aber immer eine Freude und zugleich eine förmliche Ueberraschung, wenn wieder einmal einer, der selbst etwas war, zu ihm kam und ihn wahrnehmen ließ, wieviel er von ihm wußte und auf ihn hielt. Das ist Keller im Laufe der Jahre manchmal widerfahren. Kaum jemals ist wohl der Eindruck freudiger Ueberraschung stärker bei ihm gewesen als an dem Tage, da er den ersten Brief von Storm erhielt. Es sei das schönste Ostergeschenk, das er je bekommen, schreibt er ohne Verzug: „Ich ergreife mit Dank und Freude Ihre Hand und Ihr Geschenk.“ Und am Schluß des Briefes hofft er, bald wieder etwas von Storm lesen zu können. „Man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.“

Damit begann der Briefwechsel zwischen den beiden Dichtern, der etwa ein Jahrzehnt, bis fast ans Lebensende Storms, dauerte und der jetzt in einem 231 Seiten starken Bande vorliegt.[1])

Wie Baechtold in seiner schönen Sammlung, in der die Briefe Kellers an Storm so schmerzlich vermißt worden waren, so hat auch der Herausgeber des vorliegenden Buches sich für berechtigt und verpflichtet gehalten, einzelne Episoden zu unterdrücken. „Wir stehen der Zeit jenes Brief-

[1]) Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin 1904, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

wechsels noch zu nah. Stellen also, durch die noch lebende Freunde beider Dichter sich verletzt fühlen, Aeußerungen, die kaum verheilte Wunden wieder aufreißen konnten, habe ich gestrichen. Was still, gleichsam wie im Selbstgespräch, ein Dichter dem anderen anvertraut, und nur ihm allein, das darf nicht auf den offenen Markt geschleppt werden."

Das ist recht und gut. Nur hätte der Herausgeber diese Methode etwas konsequenter durchführen sollen. Die spöttische Schilderung, die Storm von Jordan macht, hätte um des greisen Poeten willen wegbleiben dürfen, aber auch, weil sich der Leser eines garstigen Gefühls bei dem Gedanken nicht erwehren kann, daß Storm den ganzen Abend mit Jordan verbrachte und sich dann hinsetzt, so unfreundlich über ihn zu schreiben. In dem Briefe Kellers an Storm vom 29. Dezember 1881 heißt es von Konrad Ferdinand Meyer: „ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet". Dann folgen ein paar Striche, die auf eine Weglassung deuten. Auf diese muß sich die Stelle in der Antwort Storms beziehen: „Daß so viel und andererseits so wenig an und in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, andererseits geht es mir nach, wie eine Kuriosität." Und am 5. Juni 1882 schreibt Keller ganz deutlich über Meyer: „Ich bin in diesem Punkte starr und intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sichmausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen." Wenn schon, denn schon!" Durften wir diese Aeußerungen kennen lernen, dann wären ja wohl auch die Gedankenstriche nicht erforderlich gewesen. Uebrigens spricht Keller von Meyer dem Dichter mit großer Hochachtung, von einzelnen Gedichten und dem Jenatsch sogar mit voller Bewunderung.

In dem Briefwechsel, der nun ziemlich flott und regelmäßig vonstatten geht, ist Storm immer der Werbende, der Redseligere. Er schreibt häufiger, er führt Keller behutsam, aber ganz planmäßig in sein Haus und seine Familie ein und er beginnt auch die Erörterungen über das künstlerische Schaffen, die einen so breiten Raum in den Briefen einnehmen und ihnen so hohen Wert verleihen. Keller hat schon bald nach Beginn der Korrespondenz ein wundersam behagliches Gefühl dabei. Es ist ihm nicht zu Mute, als ob er von literarischen Dingen spreche, „sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Ort züchten". Einblicke in die Werkstatt der beiden Dichter gewährt der Briefwechsel in reicher Anzahl. Keller, der in Zürich keine rechte „Aussprache" hatte, empfindet es als ein wahres Glück, daß er nun endlich einen Berater gefunden hat und gar einen so klugen und feinen. So führen die würdigen alten „Herren mit weißen Haaren ein gemächliches Gespräch über allerlei Schreiberei" wie die in den mißbrauchten Liebesbriefen. Ueber ihre eigenen Dichtungen und über andere Autoren, besonders eingehend und häufig über Heyse. Storm läßt den Freund an der Entstehung einer ganzen Anzahl seiner Novellen teilnehmen und plaudert auch über manche ältere. Sehr anregend sind die Aeußerungen über die zarte, echt Stormsche Geschichte „Im Sonnenschein", von der Keller sagt: „Es ist gewiß ein schönes, aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird." Ganz überraschend wirkt es, daß Keller sich den Ratschlägen Storms so häufig unterwirft. So etwa bei der Umänderung des Gedichtes „Der Narr des Grafen von Zimmern". Auch bei der Neugestaltung des „Grünen Heinrich". Darüber schreibt er einmal: „In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bißchen der Mühe wert erscheinen zu lassen."

Lustig ist die Kontroverse über den Schluß der Novelle „Die arme Baronin". „Wie, zum Teufel," schreibt der sonst so höfliche Storm, „Meister Gottfried, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergötzliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren früheren Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher, possenhafter Herabgekommenheit vorführt! Hier stehe ich nicht mit dem Hut in der Hand und sage: „Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen!" Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl gemacht, das muß vor der Buchausgabe heraus." Aber Keller läßt nicht locker und höchst ergötzlich fügt er seinem warm anerkennenden Urteil über Storms Novelle „Der Herr Etatsrat" eine kleine Bosheit als Rache für jene Kritik hinzu. Zunächst hat ihn wieder „der an sich meisterliche Vortrag mit seinem feinen Liquorgeschmack erquickt", dann sagt er: „Aber auch die Kunst hat mich erbaut, mit welcher Sie aus dem Allerabsonderlichsten, Individuellsten heraus das rein Menschliche so schön und rührend darstellen. Und doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem häßlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes u. dergl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kammermädchen zu trösten."

Manchmal macht Storm etwas kleinlichen Eindruck. Er regt sich einmal mächtig über eine Bemerkung von Georg Ebers auf, in der dieser die ganze Kunstgattung Novelle herabsetzt. „Die Novelle ist die strengste und geschlossenste Form der Prosa-Dichtung, die Schweiter des Dramas, und es kommt nur auf den Autor an, darin das Höchste der Poesie zu leisten." Dann fährt er fort: „Es kann wohl fraglich sein, ob es richtig ist, selbst einmal ein Wort zur Sache zu sprechen, wenn ein von der Menge und seinen Stammgenossen, den Juden, auf den Thron Gehobener solche Dinge dem Publikum imprägniert; denn der Schaden dadurch ist ein sehr weitgreifender." Mit welch seiner Ueberlegenheit antwortet darauf Keller: „Das was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Uebrigens hat sein Judentum, was mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein Dutzend Mal verkündet, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und sieten nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, sing er zuletzt selbst an. . . . Auch Gustav Frentag, der ja sonst ein verständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine Ahnen im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählungen dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblicklich eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hierzu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann."

Bei beiden Dichtern treten in den Briefen schöne, feine, liebenswerte Züge hervor, doch gewinnt das Bild Kellers darin weit mehr. Er ist ganz der ursprüngliche, tiefe Mensch und Dichter, als den wir ihn seit lange kennen und verehren. Seine Briefe enthalten eine Fülle von ungesuchten charakteristischen Wortbildungen, prächtige Verwendung von Adjektiven, manche barocke Einfälle und Wendungen, und alles darin ist echt. Einzelne seiner Schilderungen aus dem Alltagsleben sind wahrhafte poetische Kabinettstücklein. Storms Briefe dagegen klingen doch manchmal wie zurecht gemacht. Und wenn beide von Menschen reden, findet Keller die wärmeren und herzlicheren Töne. Wie liebevoll spricht er von Heyse, dessen Dramen er übrigens viel höher stellt als das landläufige Urteil. Auch Storm erhebt sich zuweilen zu herzlichen Tönen, wenn er auf Heyse zu sprechen kommt, zuweilen aber hat er dies und das auszusetzen.

Erich Schmidt hat es beiden Dichtern angetan. „Ich fand wieder bestätigt, was ein innerlich bescheidener, herzerquickender Mensch dieser junge Freund Erich ist," sagt

Storm. Und Keller: „Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Scherer'schen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein dergleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen."

Leider hat Köster das böse Wort Baechtalds von dem „Mangel an Wohlwollen" bei Keller nachgeredet. Als ich dieser Ansicht zum erstenmal in dem Buche Baechtolds begegnete, bin ich ihr in dieser Beilage mit der größten Entschiedenheit entgegengetreten. Baechtold selbst schrieb damals dem Unterzeichneten:*) „. . . Wir sind in manchem verschiedener Meinung, in der Hauptsache, der unwandelbaren Verehrung für den großen Dichter und galdlauteren Menschen, einig. Das genügt. Von meiner Ueberzeugung, daß G. Keller ein gewaltiger Egoist war, bin ich nicht abzubringen, so wenig als Kellers nächste persönliche Freunde, die tagtäglich mit ihm verkehrten. Es „menschelt" — Gott sei Lob und Dank — eben überall bei dem Erdenvolk. Das Thema ist schwierig öffentlich zu behandeln, daher will ich stillschweigend all die Rügen hinnehmen, die ich namentlich von solchen, die Keller ganz fern standen, höre." — Hierzu darf erwähnt werden, daß gerade diejenigen, die in tagtäglichem Verkehr mit Keller standen, wohl häufiger unter seinen Rauheiten und Schrullen zu leiden haben mochten. Aber sein eigentliches Wesen, wie es in seinen Briefen zum Ausdruck kommt, war gut und warm. Wie man überhaupt ein gewaltiger Egoist sein kann und zugleich ein goldlauterer Mensch, das kriege ein anderer rund! Hier darf ich wohl wiederholen, was ich schon ein andermal ausführte und was im übrigen selbstverständlich ist. Nämlich, daß der Mensch nicht immer derselbe und nicht gegen jedermann derselbe ist. Je nachdem Zeit, äußere und innere Umstände einwirken, kann der gleiche Mensch zu verschiedenen Zeiten ein ganz anderer sein. Aber es ist ein Unrecht, eine so allgemeine Verurteilung auszusprechen, und dieses Unrecht ist um so größer, da es von Leuten begangen warden ist, die aus den ihnen zur Veröffentlichung anvertrauten Briefen gleichsam an der Quelle den reichen Schatz von Güte und Wahlwollen im Wesen Kellers erkennen konnten. Auch leben ja noch manche, die diese seine Eigenschaften an sich selbst erprobt haben. Heyse, der mit wahrer Liebe an den „reinen, guten und tiefen Menschen" hängt, hält es für vollständig überflüssig, das herzliche Wohlwollen, das Keller ihm stets bewies, förmlich zu bestätigen, es werde ja erst jetzt wieder durch die Briefe an Staem ast und deutlich genug bewiesen. Und Widmann meint, man brauche sich doch für Gottfried Keller nicht zu wehren. Vielleicht wäre aber die von Baechtold unter die Leute gebrachte Meinung schon gründlich ausgerottet und jetzt nicht von Köster nachgesprochen worden, wenn die nächsten Freunde sich nicht damit begnügt hätten, jenen Angriffen gegenüber eine vornehm abweisende Handbewegung zu machen, wenn sie vielmehr das mit voller Deutlichkeit ausgesprochen hätten, was ihnen selbstverständlich scheint.

Darum war es mir eine große Freude, daß Frau v. Frisch (Marie Exner, die Empfängerin der köstlichsten Briefe von Gottfried Keller) mir auf meine Anfrage folgendes schrieb: „Schon seinerzeit, als Baechtold uns seine Druckbogen zuschickte, schrieb ich ihm umgehend, jener Passus gehöre heraus, er treffe absolut nicht zu. Baechtald antwortete ablehnend. In Kösters Schrift sah ich mit Zorn die Saat aufgehen und dachte, ob denn dem so ordinär Verkannten kein Ritter erstehen würde. — Rauh war Keller gegen indiskrete Zutunlichkeit und industriöse Literaten, die ihn ausholen wollten; auf diesem Fleck mag er in seinen späteren Tagen wohl schon wund gewesen sein. Wir fanden ihn nie anders, als gerade im tiefsten Grunde wohlwallend, nebenbei auch im täglichen Zusammensein ausnahmslos gütig, genügsam und umgänglich, von der köstlichsten Art. Wer ihn recht zu lesen weiß, dem muß das auch aus seinen Werken klar werden."

*) Für die Veröffentlichung habe ich die Zustimmung der Frau Professor Baechtold eingeholt. D. B.

Dieser letzte Satz scheint mir den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die Werke Kellers bilden den besten Beweis für die Haltlosigkeit jener Angriffe. Ich selbst habe übrigens auch ein solches Beweisstück in Händen, das ganz gewiß überzeugend wirken muß. Nach dem Tode Kellers erhielt ich Kenntnis und Abschrift von einem Briefe, in dem er mir heimlich und hinterrücks einen rechten Liebesdienst erwiesen. Mir hatte er darüber nichts gesagt, er hatte stillschweigend gehandelt.

Uebrigens sind in den Briefen, die Baechtold und Köster veröffentlicht haben, so manche kleine, feine Züge, Schilderungen aus dem Alltagsleben enthalten, die auch für die natürliche Gutheit und Liebenswürdigkeit im Wesen Kellers sprechen. Einmal erzählt er, wie er mit einem Pack Bücher van einer Leiter fiel. „Die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffel für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß 1½ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen." Wer so spricht, der ist doch kein gewaltiger Egoist!

Man versteht Kellers Härten und Sanderbarkeiten, wenn man an seine schwere Jugend denkt, wenn man die schmerzlichen Klagen über die Einsamkeit seines Lebens liest. Er, der das Familienleben so fein und warm zu schildern wußte, hat dieses Glück nie kennen gelernt. Grüße an die Schwester muß er immer „mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen". Und welch schmurriges und dabei auch recht melanchalisches Bild entrollt Keller van seinem häuslichen Leben, indem er dem Freunde den Zank mit der Schwester schildert, zu dem ein von Storm ungenügend frankierter Brief den Anlaß gab.

Köster meint, Keller sei durch die gleichgültige Beurteilung seiner Gedichte in einem Briefe Starms vom 22. Dezember 1883 verstimmt und schmerzlich berührt worden, und er beruft sich dabei auf das Zeugnis Adolf Freys. Aber wir können diese Auffassung, obgleich „durch zweier Zeugen Mund" bekräftigt, nicht für richtig halten. Einmal war das Urteil Stormes gar nicht so gleichgültig. Er sagt in dem Briefe: „Alle, denen aus Ihren Prosasachen der Dichter und der Mensch wert geworden, müssen Ihnen für das Buch dankbar sein, denn man wandelt an demselben durch Ihr Leben, man sieht, wie Sie überall teilgenommen und doch überall der ganze ungeteilte und in gewissem Sinne einsame Mensch geblieben sind." Dann entsprach es gar nicht der Art Kellers, der so kühl und wie ein Fremder van seinen eigenen Sachen sprach, gleichgültiges oder abfälliges Urteil übelzunehmen. Und endlich hat er ja an Storm auf jenen Brief hin zweimal nacheinander in unverändert herzlicher Weise geschrieben, am 26. März und 9. Juni 1884, während sonst in der Regel Storm es war, der wiederholt zu schreiben hatte. Die „fast pathologische Scheu" var dem Briefschreiben, von der Keller später einmal spricht, hatte eben schon damals begonnen. Darin und in nichts anderem lag nach unserem Dafürhalten der Grund, daß Keller seltener schrieb und schließlich verstummte. „Storm und Keller haben sich nie persönlich kennen gelernt, nie Blick und Händedruck gewechselt," sagt Köster in seinen Einleitungswarten. Vielleicht war das ganz gut, vielleicht wäre die Harmonie, die sich im brieflichen Verkehr die ganzen zehn Jahre durch erhielt, bei einem regelmäßigen persönlichen Zusammensein der beiden so verschieden gearteten Männer nicht so dauerhaft gewesen!

Von den Briefen Kellers gilt durchaus, von denen Storms wenigstens zum Teil, daß sie eine wertvolle Ergänzung zu den Werken der Dichter bilden und darum sei das Buch Kösters ungeachtet der Einwendungen, die wir im einzelnen zu erheben hatten, doch mit Freuden begrüßt.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 127—130. Berlin 1904. B. Behrs Verlag.

In diesem bedeutenden Unternehmen, das der deutschen Literaturforschung schon manchen wichtigen Dienst geleistet hat, ist ein Direktionswechsel eingetreten, den die Fachgenossen nicht ohne Bedauern und Befürchtungen bemerken mußten. August Sauer, der die Gründung Bernhard Seufferts so viele Jahre hindurch umsichtig weitergeführt und durch die Aufnahme von erstmaligen Publikationen aus Handschriften den ursprünglichen Plan bloßer Neudrucke bedeutend erweitert hatte, hat mit Nr. 128 seine Funktion als Herausgeber der Sammlung niedergelegt, und der Verlag hat nun selbst die Leitung übernommen. Wer den reichen Gehalt der unter Sauers Redaktion erschienenen Bände überblickt, wird dankbar des Prager Gelehrten selbstlose Tätigkeit würdigen und nur wünschen, daß es dem gerade auf dem Gebiete der Literaturgeschichte sehr rührigen Berliner Verlage gelingen möge, das Unternehmen im Geiste der bisherigen Herausgeber fortzuführen. Als gutes Omen hierfür wollen wir es betrachten, daß Sauers Name auf Nr. 130 noch einmal genannt ist als Mitarbeiter von Daniel Jacoby, der mit dem Neudruck von Christian Felix Weißes „Richard III." eines der wichtigsten Stücke zu Lessings Hamburger Dramaturgie bequem zugänglich macht. In Nr. 127 legt Otto Ladendorf zwei polemische Gedichte von Friedrich Wilhelm Zachariä vor, die in der Geschichte des Kampfes gegen Gottsched eine vielbesprochene Rolle gespielt haben. Sehr verdienstlich ist ferner die Sammlung von Gerstenbergs Rezensionen aus der Hamburgischen neuen Zeitung (Nr. 128), die Sauers Schüler Ottolar Fischer mit kritischer Umsicht und Sorgfalt zusammengestellt hat; da diese Zeitung schwer erreichbar und die Verfasserschaft der einzelnen Aufsätze durchaus nicht immer leicht festzustellen ist, muß man der mühsamen Arbeit Fischers doppelt dankbar sein. Für ein größeres Publikum am interessantesten ist Heft 129: Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Von Michael Holzmann. Hier findet sich in chronologischer Folge alles gesammelt, was Börne in seiner geistvollen Weise von 1818 bis 1837 über Goethe polemisch und doch bewundernd geäußert hat. Vorangestellt sind charakteristische Proben von Urteilen anderer Goethe-Gegner: Spaun, Span, Pustkuchen, Gradbe, Müllner, Glover, Schütz, Menzel, Hengstenberg, Knapp, Görres. Vollständigkeit ist nicht angestrebt und würde auch ermüden. In der willkürlichen Grenzbestimmung dieses Teiles vermissen wir freilich feste kritische Grundsätze und würden, so taktvoll auch Holzmann verfahren ist, in der Einführung einer solchen Vermischung von Darstellung und Neudruck mit ihrer unvermeidlichen Subjektivität eine Entfremdung der Literaturdenkmale von ihren eigentlichen Aufgaben erblicken, wenn sie bei weiteren Heften wiederkehren sollte. Ein Gegenstück zu Walter Robert-tornows Buch „Goethe in Heines Werken", bietet Holzmanns Sammlung gleichzeitig eine Ergänzung zu J. W. Braune leider nur bis 1812 reichenden „Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen", die sicher viel und gern benützt werden wird, so lange uns die Aussicht auf eine wirkliche Fortführung von Braunes umfassenderer Sammlung fehlt. Die Mitteilungen aus ungedruckten Handschriften Börnes, die der Herausgeber dem Entgegenkommen des inzwischen verstorbenen Wirtschaftspolitikers Gottlieb Schnapper-Arndt verdankt, seien als eine besonders wertvolle Beigabe hervorgehoben.

Erich Petzet.

Weihrauch. Roman von Marco Brociner. Wiener Verlag.

Nach längerer Pause, indes er sich mit sehr wechselndem Erfolg um die dramatische Kunst bemühte, kehrt Marco Brociner wieder zu jener Kunstform zurück, in die er sich vor nunmehr 15 Jahren sehr vorteilhaft eingeführt hat: zum Roman. Man kann aus der Technik seines neuen Buches „Weihrauch" leicht erkennen, warum sich ihm die Bühne so spröde zeigte. Brociner ist auch in der Erzählung keiner jener vorwiegend plastischen Dichter, die nur durch die objektive Gestaltung der Zustände und Charaktere wirken. Brociner bedarf der Reflexionen, der Seelenanalysen, der Selbstkommentierung, und mit seinem gewandten Plauderton trifft er dies auch am besten. Seine neue Geschichte spielt in Wien und kostet — mit Ausnahme der Politik — so ziemlich alles ins Auge, was einen gebildeten Wiener Leser interessieren kann: die konfessionellen Kämpfe und Gegensätze, die sozialen Reibungen, die Frauenfrage, die Zustände in Kunst, Literatur und Theater u. s. w. Die äußersten Pole, innerhalb welcher sich Braciners Welt bewegt, sind auf der einen Seite der neuromantisch schwärmerische Katholizismus und auf der anderen der, allerdings nur mit Worten und Reden revolutionäre Anarchismus. Dazwischen allerhand Gestalten, wie der dekadente Dichter und Bildhauer, den das Gefühl der Ohnmacht in die Arme der Kirche treibt; die reklamesüchtige Tragödin, die aus Neid und Verzweiflung Selbstmörderin wird; die heiteren Gestalten der Löwenbändigerin, des Theaterreporters Schnüffer! u. dergl. m. Bei vielen dieser porträttreuen Figuren denkt man an ihre Originale im wirklichen Wiener Leben; doch hat Brociner keinen Schlüsselroman geschrieben, sondern die aus der Zeit geholten Typen und Motive mit freier Phantasie umgestaltet. So viel Anlehnungen an Bourget, Huysmans, Tolstoi oder sonst welche ältere Romanschreiber man fühlen mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Gehalt von „Weihrauch" wesentlich auf persönlichen Erlebnissen Braciners beruht, die ihn seelisch sehr erschüttert haben. Nur hätte ich gewünscht, daß er seinen Freisinn früher als auf der allerletzten Seite des Buches unzweideutig bekundet hätte; denn bis dahin schildert er seinen unklaren katholischen Mystiker mit so viel Sympathie, daß man nicht früher weiß, ob sich der Autor mit seinem Helden identisch fühlt oder nicht, als bis man zum Schlusse des Buches kommt. Von diesen Schwächen abgesehen, bietet der neue Roman eine anziehende Lektüre.

Wien. Moritz Reder.

*

Allgemeine Rundschau.

Deutscher Aerztetag.

W. **Rostock**, 24. Juni. Heute Nachmittag wurde der 32. Deutsche Aerztetag in Anwesenheit von Vertretern des preußischen Kultusministeriums, des mecklenburgischen Medizinalministeriums, der Stadt und der Universität eröffnet. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die Beratung des Kommissionsberichtes über die Stellung der Aerzte zu den Krankenkassen und die Entwicklung der Selbsthilfe. In der sehr lebhaften Debatte sprachen fast alle Redner sich entschieden gegen die Einführung bezw. die Beibehaltung einer Karenzzeit und für die allgemeine Festlegung der freien Aerztewahl aus. Schließlich wurde folgende Resolution angenommen: „Der 32. Deutsche Aerztetag erklärt 1. daß er die gesetzliche Regelung der Stellung der Aerzte zu den Krankenkassen im Sinne der Beschlüsse der Aerztetage von Königsberg, Berlin und Köln für notwendig hält, unbeschadet des im Krankenversicherungsgesetz durchgeführten Grundsatzes der Selbstverwaltung der Kassen; 2. daß die Organisation der Selbsthülfe überall unverzüglich weiter ausgebaut und gefördert werden muß; 3. daß die Einführung und Beibehaltung von Karenzzeiten zu verwerfen ist." Die Beratungen werden morgen fortgesetzt.

Dem Deutschen Aerztetag ging die 4. Hauptversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftl. Interessen voraus. Der Vorsitzende Dr. Hartmann (Leipzig) eröffnete die von 219 Delegierten besuchte Versammlung und gedenkt des vergangenen Jahres als eines Kriegsjahres für den Verband. Gegner seien überall erstanden, in großer Zahl bedauerlicherweise aus den Reihen der Aerzte selbst; Kassenmitglieder und Arbeitgeber sowohl hätten sich wie Regierungsbehörden deren Wünschen teils direkt feindlich, teils nichts weniger als wohlwollend gegenübergestellt, was die Aerzteschaft mit immer engerem Zusammenschluß zur Erreichung ihrer sicherlich berechtigten Forderungen beantworten müsse.

Den Geschäftsbericht erstattete der Generalsekretär des Verbandes Kuhns (Leipzig). Das Kennzeichen der Berichtszeit sei eine bedeutende Zunahme des Verbandes an Mitgliedern (Hauptversammlung Köln 1903 im September:

9662, 1. Juni 1904: 10,204) und eine kräftige Weiterentwicklung des Leipziger wirtschaftlichen Verbandes. Seit Bestehen des Verbandes hat derselbe in 208 Kämpfen von Aerzten mit Krankenkassen eingegriffen. Die schwersten Kämpfe wurden ausgefochten in Köln und vor allem in Leipzig. Auch sie endeten, wie alle früheren, außer drei, mit einem Sieg der Aerzte, wenn auch zur Zeit manche unerfreuliche Folgen der Kämpfe noch nicht ganz beseitigt sind. Auch die bedeutende Entwicklung der Stellenvermittlung trug wesentlich zur Vermehrung der Geschäfte bei. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1904 wurden angemeldet allein an Gesuchen um Assistenten, Vertreter, sowie an Angeboten von offenen Praxisstellen zusammen 988, erledigt 516, vargemerkt bleiben 472. Daher war die Beschaffung eines eigenen Verbandsorganes, das in den „Aerztlichen Mitteilungen" des Kollegen Back (Straßburg i. E.) gefunden wurde, durchaus nötig. Die Zahl der Sektionen hob sich seit Beginn dieses Jahres von 66 auf 86 mit ebensoviel Vertrauensmännern, die Zahl der Obmänner von 880 auf 628. Als nächste Aufgabe des Verbandes kommen vor allem in Betracht eine weitere Werbung von Mitgliedern, sodann der weitere Ausbau der Organisation durch Bestellung von Obmännern in allen Kreisen Deutschlands, Neubildung von Sektionen und Bildung von Landes- beziehentlich Provinzial-Verbänden, sowie Ortsgruppen. Der Verbandskassier Dr. Hirschfeld (Leipzig-N.) besprach alsdann den Kassenbericht, welcher gedruckt vorlag und an die Mitglieder verteilt worden war. Der Stand der Kasse sei zur Zeit ein derartiger, daß alle Ansprüche, selbst sehr weitgehende, leicht erfüllt werden könnten. Die Höhe der bis zum heutigen Tage eingegangenen freiwilligen Beiträge belief sich auf rund 50,000 M. — Sodann erstattete der Aufsichtsrat Bericht über das Ergebnis der am 19. April 1904 stattgehabten Revision der Kasse und der gesamten Geschäftsführung. In den Aufsichtsrat werden Geh. Rat Pfeiffer (Weimar) und Dr. Mugdan (Berlin), in den Vorstand Dr. Dr. Hartmann, Dippe, Donalies, Göhler, Götz und Hirschfeld, sämtlich in Leipzig, einstimmig wiedergewählt. Auf Antrag Dr. Neuberger (Nürnberg) sollen die ärztlichen Vereine Einrichtungen treffen, daß die ärztlichen Liquidationen vierteljährlich, nicht mehr jährlich, ausgeschrieben werden.

Hg.

*

Ueber Blitzgefahr.

Zur endgültigen Entscheidung eines besonderen Falles, in dem ein Waldarbeiter, vor einem heftigen Gewitter Schutz suchend, seiner fünf Minuten entfernten Schlafstelle zugeeilt, aber auf freiem Felde 400 Meter vom Walde von einem Blitzschlage tödlich getroffen worden war, hat das Reichsversicherungsamt von dem Abteilungsvorsteher im königlichen meteorologischen Institut zu Berlin, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Aßmann, unter Vorlegung der Akten ein Gutachten darüber erbeten, ob die Auffassung zutrifft, daß der Wald noch für die 400 Meter entfernte Unfallstelle eine erhöhte Blitzgefahr dargestellt habe oder ob etwa andere Umstände die Blitzgefahr an der Unfallstelle erhöht haben, sowie ob die Wissenschaft noch heute an der Auffassung festhält, daß die im Freien sich aufhaltenden Personen keiner größeren Blitzgefahr ausgesetzt seien als die in geschlossenen Räumen befindlichen Personen. Darüber äußert sich Professor Dr. Aßmann in seinem Gutachten folgendermaßen: „Die weit verbreitete Annahme, daß der Wald an sich eine beträchtliche Blitzgefährdung hervorrufe, trifft im allgemeinen nicht zu. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß in einem geschlossenen Bestand annähernd gleich hoher Waldbäume verhältnismäßig selten Blitzschläge vorkommen. Nur dort, wo zwischen den Bäumen größere Zwischenräume vorhanden sind, oder wo einzelne Bäume ihre Umgebung beträchtlich überragen, ist die Wahrscheinlichkeit eines Blitzschlages eine größere. Die Vielheit der in gleichem Niveau befindlichen Baumwipfel wirkt vielmehr eher ausgleichend auf die elektrische Spannung. Außerdem würde ein in einen Wald einschlagender Blitz unbedingt einem Baume folgen und durch dessen Wurzeln zur Erde gehen. Hiernach ist die Blitzgefahr für einen zwischen den Bäumen sich aufhaltenden Menschen im Walde keineswegs eine große. Ganz beträchtlich größer ist die Gefährdung eines einzeln stehenden Baumes oder, allgemein gesagt, für jeden Gegenstand, der auf weitere Entfernung hin den höchsten Punkt des Geländes bildet. Ueber ihm drängen sich die Aequipotentialflächen auf engem Raume zusammen und vergrößern dadurch die elektrische Spannung ganz erheblich. Dieser Gefahr ist auch der Verunglückte unterlegen, als er den Wald verlassen hatte und über das freie Feld gelaufen ist. Es ist erwiesen, daß der Getötete auf weite Entfernung hin selbst der „höchste Gegenstand" und demnach der Gefahr, durch einen Blitzstrahl getroffen zu werden, in ganz besonderem Maße ausgesetzt gewesen ist. Hiernach muß die Auffassung, daß der 400 Meter entfernte Wald die Blitzgefahr veranlaßt habe, als unzutreffend bezeichnet werden. Ebenso muß verneint werden, daß die Wissenschaft die Blitzgefährdung einer im Freien befindlichen Person nicht höher bewerte, als die einer in geschlossenem Raume befindlichen. Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß eine derartige Anschauung den allgemein als richtig anerkannten Lehren der modernen Wissenschaft direkt widerspricht. Beweise für die Richtigkeit der letzteren liefert übrigens jede Blitzstatistik."

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Neue Alumnatsstellen an deutschen Unterrichtsanstalten.** An der Königlichen Landesschule Pforta hat das preußische Unterrichtsministerium eine Einrichtung getroffen, die von vielen Seiten mit Dank begrüßt werden wird. Die bisherigen Alumnenstellen (140 Freistellen, 40 alte und neue Koststellen) sind bestimmungsgemäß nur Inländern, das heißt preußischen Untertanen zugängig; Ausländer konnten bisher nur als Extraner in Lehrerfamilien Aufnahme finden. Um nun auch wohlhabenden Familien des In- und Auslandes Gelegenheit zu geben, ihren Söhnen die Wohltat der Alumnatserziehung zuteil werden zu lassen, ohne die Freistellen minder begüterten Familien wegzunehmen, hat die vorgesetzte Behörde bestimmt, daß zu den alten (jetzt 24) und neuen (jetzt 12) Koststellen noch 12 vollzahlende Koststellen eingerichtet werden, die auch Nichtpreußen zugängig sind und für die der Preis rund 1000 M. beträgt. Die Aenderung ist schon zu Ostern ds. Js. in Kraft getreten, und es ist zu wünschen, daß weitere Kreise davon Kunde erhalten.

* **Für das geplante Kinkel-Denkmal** in Oberkassel bei Bonn hat Kinkels einstiger Befreier Karl Schurz aus New-York einen größeren Geldbeitrag übersandt.

C. K. **Neue archäologische Funde in Aegypten.** Ueber die letzten Ergebnisse der Ausgrabungen in Aegypten, die an den verschiedensten Stellen des Landes im Gange sind, erstattete dieser Tage Prof. A. H. Sayce in der Londoner „Gesellschaft für biblische Archäologie" einen sehr interessanten Bericht. In Giseh hat Prof. Reisner viele Mastabas und andere Gräber der vierten Dynastie bloßgelegt, eine Anzahl Statuen entdeckt und Spuren von Gräbern einer noch früheren Periode gefunden. In Abusir hat Dr. Borchart seine Arbeit bei den Gräbern der fünften Dynastie fortgesetzt. Die von Prof. Flinders Petrie in Ahnas geleiteten Ausgrabungen zeitigten nicht die erhofften Ergebnisse, da kein Friedhof gefunden wurde, und da es sich ergab, daß der Tempel nicht älter als die zwölfte Dynastie sein dürfte. Ebenso enttäuschend war eine Untersuchung der Gegend von Buto, da in der römischen Zeit alles aus früherer Zeit Stammende geplündert und zerstört war. In Gharak in Fajûm entdeckte dagegen Mr. Loat einen Tempel aus der Zeit von Thotmes III., der gut erhalten ist und viele Stelen enthält. In Behnesa (Oxyrhynchus) haben Dr. Grenfell und Dr. Hunt wieder eine beträchtliche Zahl Papyrusfragmente gefunden, von denen viele theologischen Inhalts sind. In Bawit hat M. Clédat Kopien von interessanten koptischen Fresken des 7. Jahrhunderts gemacht. Garstangs Ausgrabungen in Beni-Hasan haben weitere gut ausgestattete Gräber der zwölften Dynastie zutage gefördert, und im Menes-Grabe in Negada, wo er M. de Morgans Arbeit

weitergeführt hat, fand er den fehlenden Teil des berühmten Elfenbeintäfelchens, sowie mehrere andere Gegenstände von großem Interesse. In Karnak hat Legrain ein Versteck gefunden, das fast 800 Statuen aller Perioden, von der Zeit der zwölften Dynastie bis zur römischen Aera, enthält. Darunter befindet sich ein Porträt von Amenemha III., dessen Gesicht an die Hyksos erinnert. Dr. Mond hat seine wertvolle Arbeit fortgesetzt, die Gräber an dem Westabhang Thebens freizulegen. Prof. Schiaparelli hat das Grab von Bint-Anat, der Tochter Ramses' II., mit gut erhaltenen Inschriften entdeckt. Howard Carter ist es gelungen, in die Grabkammer des Grabes der Königin Hatshepsu einzudringen, das gleichzeitig das von Thotmes I. ist. Er fährt fort, die ausgedehnten Kornkammern des Ramesseums freizulegen. In El-Kab haben Mr. Somers Clarke und Prof. Sayce die Ausgrabungen beendet, die sich über 11 Jahre erstreckten und die frühere Geschichte des Ortes und seiner großen Mauern aufhellten; im Hügel nördlich von der alten Stadt entdeckte sie ein Grab der zwölften Dynastie. Professor Sayce hat auch die Ausgrabungen in Elefantine für das Museum in Kairo beaufsichtigt, die die Entdeckung von Papyri und verschiedenen kleinen Gegenständen zur Folge hatten.

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Zum 80. Geburtstage des Seniors der Göttingee juristischen Fakultät, des Wirkl. Geheimen Rats Professors Dr. Gottlieb Planck, hat die juristische Fakultät der dortigen Universität dem Jubilar eine Adresse gewidmet; diese feiert Planck nach den drei wesentlichsten Seiten seiner Betätigung als Mann des Vaterlandes, des Rechtes und der Wissenschaft; sie verweist auf seine politische Tätigkeit, die ihm bekanntlich Verfolgungen durch die hannoversche Regierung eintrug, auf seine hervorragende Tätigkeit und die Art seiner Einwirkung bei der Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuches, sowie auf seine persönlichen Schicksale und Eigenschaften, die sie mit folgenden Worten feiert:

So reich Ihr juristisches Leben gestaltet war, nur sehr unvollständig würde Sie kennen, wer in Ihnen bloß den Juristen erblickte. Keine Seite des menschlichen Lebens war Ihnen fremd. In welcher Kreise Sie immer traten, überall gewannen Sie die Herzen und die Hörer. Die Schlichtheit Ihrer Rede, die strenge Sachlichkeit, mit der Sie jeden Streitgegenstand behandelten, verschafften Ihrem Wort willige Aufnahme. Kam es doch aus dem Munde eines Mannes, der, eine reiche Erfahrung hinter sich, aus dem Leben gelernt hatte, nie zu verzweifeln, immer zu hoffen und zu arbeiten, der bei allem Ernst und aller Strenge des sittlichen Charakters nie den Sinn für die Schönheit und den Humor des Lebens verloren hatte. So haben Sie in allen Kreisen, in die Sie Ihr Lebensweg führte, innige Freunde gefunden, und die Worte, die Sie dem größten unter ihnen an seinem Grabe nachriefen, hat ganz Deutschland mitempfunden. Sie haben sich mit freudigem Stolz zu einer Partei bekannt, aber Ihre Wahrhaftigkeit, Ihr unbeirrtes Streben der Sache zu dienen, entwaffnete die Gegner. So scharf der Kampf des politischen Lebens geworden war, als Sie ihn verließen, hatten Sie, in einer politisch und sozial zerrissenen Gesellschaft, wir der kriegen, keinen Feind, und manchen Ihrer Gegner zum Freunde gewonnen.

Außerdem erhielt der Jubilar ein Schreiben des Kaisers und des Kultusministers, das wir im Hauptblatt im Wortlaut bringen, sowie eine Adresse der juristischen Fakultät der Universität Berlin und der nationalliberalen Partei.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der klassischen Philologie Dr. Karl Kalbfleisch, der im Herbst v. Js. von Rostock an die hiesige Universität berufen wurde, ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

* **Berlin.** Der Professor der Chirurgie und Vorstand der chirurgischen Klinik der Charité, Professor Dr. Franz König, beabsichtigt nach Berliner Blättern mit Rücksicht auf sein hohes Alter vom Lehramt zurückzutreten. Professor König steht im 72. Lebensjahre.

* **Königsberg.** Der Oberarzt an der Frauen- und Poliklinik, Dr. med. Siegfried Hammerschlag, hat sich als Privatdozent für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten eingeführt. Sein dasselbe Fach hat sich dort der erste Assistenzarzt an derselben Klinik, Dr. med. Wilhelm Zangemeister, niedergelassen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Fritz v. Ostini: Böcklin. (Künstler-Monographien. Herausg. von H. Knackfuss. 70.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 123 S. — Albert Dresdner: Der Weg der Kunst. Jena u. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 348 S. — Prof. Dr. W. Borneмann: Bete und arbeite! Predigten. (Moderne Predigt-Bibliothek. III. Serie, Heft 1.) Leipzig 1904. Richard Wöpke. 104 S. — M. Eichhorn: Die Welt der Freiheit. Steine zum Bau einer einheitlichen Weltanschauung. Ebenda 1904. 49 S. — Hugo Riemann: Handbuch der Musikgeschichte. 1. Band: Altertum und Mittelalter (bis 1450). 1. Teil. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 258 S. — Otto Erler: Der Bundschuh. Drama aus den Bauernkriegen in drei Aufzügen. Musik von Waldemar v. Baussnern. Ebenda 1904. 71 S. — Reoul Richtor, Privatdozent a. d. Universität Leipzig: Der Skeptizismus in der Philosophie. 1. Band. Leipzig 1904. Dürr. 364 S. — Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 nebst dem Einführungsgesetz und dem für Preussen ergangenen Ausführungsgesetz vom 23. September 1899 etc. Textausgabe m. Einl., Anmerkgg. und Sachregister z. prakt. Gebrauch von Dr. Paul Jaeckel, Reichsgerichtsrat. 3. vermehrte Aufl. Berlin 1904. Franz Vahlen. 202 S. — Dr. Richard Schott, Prof. a. d. Univ. Jena: Römisches Zivilprozess und moderne Prozesswissenschaft. Streitfragen aus dem Formularprozess. München 1904. C. H. Beck. 84 S. — Pfarrer Arnold Rüegg: Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. Zürich. Orell Füssli. 301 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schemacher, München.

„Walden."

Von H. D. Thoreau. Deutsch von E. Emmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.60.

„Der Einsiedler vom Waldensee hatte eine Mission unter den Menschen und er hat sie erfüllt. Schärfer als er es in „Walden" getan, hat kein amerikanischer Schriftsteller die wahnwitzige Jagd nach dem allmächtigen Dollar gegeisselt. Wärmer, lebendiger als er hat keiner die Natur geschildert. Eine edlere, vernünftigere Lebensanschauung hat keiner gepredigt." (Beil. z. Allgem. Ztg.)

Neuigkeiten aus dem Verlage Georg Reimer, Berlin.

Biographisches Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band VI enthaltend die Chronik der Toten des Jahres 1901. Mit dem Bildnis von Arnold Böcklin. Preis geheftet M. 12.—, gebunden M. 14.—.

Hermann Kurz. Ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften von Emil Solger-Geblug. Mit einem Bildnis des Dichters. Preis geheftet M. 1.20.

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer u. Geistliche von Dr. Fr. W. Foerster. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen von Dr. Fr. W. Foerster. Gebunden M. 3.—.

Neumen-Studien. Abhandlungen über mittelalterliche Gesangs-Tonschriften. Von Oskar Fleischer. Teil III: Die spätgriechische Tonschrift. Preis geheftet M. 10.—.

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Montag, 27. Juni. Nummer 144.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.
Die neuesten Ausgrabungen auf Kreta. Von Philipp Kropp (München).
Die syrische Evangelienhandschrift. Von M.

II. Bücher und Zeitschriften.
Moderne französische Literatur.

III. Allgemeine Rundschau.
Die Nachtuhr König Pippins. — Zum jüngsten Andrée-Funde. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Die neuesten Ausgrabungen auf Kreta.

Vor einigen Wochen bin ich aus dem neu erschlossenen, archäologischen Wunderlande, der Minos-Insel Kreta, zurückgekehrt, die ich in der angenehmen Gesellschaft eines meiner Freunde bereist habe. Ich möchte an dieser Stelle kurz über die neuesten, bisher noch nicht publizierten Funde berichten, die die glücklichen Entdecker, Herr Evans in Knossos und Herr Halbherr an der Südküste der Insel in Phaistos und in Hagia Triada, wieder an das Licht gebracht haben.

Es ist hier nicht der Ort, eingehender auf die mächtigen und stupenden Palastanlagen sich einzulassen, vor denen die staunende Wissenschaft heute zum größten Teile doch noch recht ratlos steht, und ich beschränke mich deshalb darauf, unter Hinweis auf die bisherigen Publikationen,[1]) nur einen kurzen Nachtrag der neuen Funde zu geben, der freilich nur für den engeren Kreis derjenigen, die den bisherigen Verlauf der Ausgrabungen einigermaßen verfolgt haben, von einigem Interesse sein dürfte. Ich habe es mir freilich auch nicht versagen können, einige allgemeine Fragen, wie die ethnologische und die homerische, bei dieser Gelegenheit zu streifen. Ich möchte aber gleich von vornherein bemerken, daß die wenigen eigenen, neuen Gesichtspunkte, die ich hier vielleicht aufwerfen werde, durchaus noch nicht geklärt sind, und nur als Hypothesen betrachtet werden dürfen.

*

Spät am Abend langten wir, von Kalamata kommend, mit dem Lloyddampfer in Kandia an, jener alten Venezianerstadt, die heute offiziell wieder den antiken Namen Herakleion führt, und hielten unseren Einzug in das übrigens recht annehmbare Grand Hotel de Knossos, nicht ohne vorherige Schwierigkeiten auf dem Zollamt, wo man in einer Büchse Insektenpulver — einem in Ländern griechischer Zunge gänzlich unentbehrlichen Artikel — offenbar Dynamit oder sonst irgend etwas Gefährliches zu vermuten schien und deshalb unser ganzes Gepäck zurückbehalten wollte, dessen Freigabe wir dann erst dem liebenswürdigen Eingreifen des österreichischen Vizekonsuls verdankten.

Am nächsten Tage waren schnell Pferde bestellt, die übrigens auf Kreta unvergleichlich besser sind als in Griechenland, und wir brachen auf nach dem eine Stunde vor den Toren der Stadt gelegenen Knossos, wohin eine recht gute Fahrstraße, eine der wenigen der Insel, führt. Bereits in Kandia war große Aufregung, es hieß, Herr Evans habe das Grab des Minos gefunden. Das war nun zwar leider nicht der Fall, aber das Gerücht bewahrheitete sich doch insoweit, als man endlich auf eine große, im Norden des Palastes gelegene Nekropole gestoßen war.

In dieser Nekropole finden sich zwei Typen Gräber, Schacht- und Tholosgräber, beides Typen, die uns schon von Mykene her bekannt sind und auch auf Kreta bereits gefunden wurden.[2]) Die Gräber sind ohne solidere Mauerung in den Lehmboden des Hügelabhangs hineingearbeitet, auf dem die Nekropole liegt. — In den Tholoi sowohl wie in einigen der Schachtgräber (nicht in allen) waren die Gebeine der Verstorbenen in Tonsarkophagen beigesetzt, wie man sie gleichfalls bereits aus älteren kretischen Funden kennt.[3]) Nur sind die in Knossos bisher gefundenen λάρνακες sämtlich unverziert. Auf die prächtigen verzierten Exemplare einzugehen, die auf Kreta gefunden wurden und bereits im Museum in Kandia aufgestellt sind, ist mir hier leider nicht möglich. — Die Länge aller jener auf der Insel gefundenen Särge ist stets geringer als ein Meter. Es ist also ausgeschlossen, daß der ganze Leichnam in denselben bestattet war, sie dienten demnach nur als Beinbehälter. Es muß demnach der definitiven Beisetzung der Gebeine ein vorheriges provisorisches Begräbnis vorausgegangen sein; Feuerspuren weisen die Knochen nirgends auf. Mir ist ein Analogon einer ähnlichen Bestattungsweise aus dem Altertum nicht bekannt. Rein hypothetisch möchte ich nur auf eine Stelle im Herodot[4]) aufmerksam machen, wo dieser bei der Besprechung der persischen Sitten u. a. berichtet, daß die Perser ihre Toten nicht eher begruben, ehe sie nicht von einem Hunde oder von einem Vogel umhergeschleppt waren — eine Sitte, die ja bekanntlich noch heute bei den Parsi in Bombay fortlebt, jenen aus Persien vertriebenen alten Anhängern der Religion des Zarathustra, die ihre Verstorbenen in den inmitten prächtiger Gärten gelegenen „towers of silence“ den Aasgeiern zum Fraß aussetzen. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, daß es wissenschaftlicher Forschung einmal gelingt, auch hier Uebereinstimmung asiatischer und kretischer Kulturen zu konstatieren.

Die knossischen Schachtgräber sind sämtlich mit Steinplatten verschlossen, wie die von Schliemann entdeckten mykenischen Königsgräber; auch die Gräber geringer Leute, wie das eines Handwerkers, das während meiner Anwesenheit auf Kreta aufgedeckt wurde und unter anderen Beigaben vor allem eine Bronzesäge enthielt. Unfern von

1) a) Knossos: The Annual of the British School of Athens vol. VI, VII, VIII.
b) Phaistos: Monumenti antichi. Pubblicati per cura della Reale Accademia dei Lincei, vol. XII, XIII.

2) e. g. in Praisos cf. Annual VIII, S. 261 ff.

3) e. g. Praisos l. c. S. 247.

4) Herodot I. 140. ..... ὡς οὐ πρότερον θάπτεται ἀνδρὸς Πέρσεω ἑκάστου πρὶν ἂν ὑπ' ὀρνέου ἢ κυνὸς διαπασσηθῇ.

diesem ärmlichen Grabe wurde ein anderes Schachtgrab entdeckt, das sich durch seine reicheren Beigaben als Herrengrab erwies. Es enthielt: 1. ein Schwert mit goldenem Griff, guter mykenischer Arbeit. Darauf graviert (nicht getrieben, wie die meisten mykenischen Sachen) ein Löwe. Mitten durch dessen Körper geht ein Goldnagel hindurch, auf dessen Kopf die Gravierung weiter fortläuft. Der Schwertknauf ist aus Achat. 2. Ein Schwert ungewöhnlich langer Form. 3. Eine bronzene Lanzenspitze. 4. Ein geschnittener Stein, mit der Darstellung eines Bockes (wohl die noch heute auf Kreta vorkommende Wildziege) und eines „heiligen Pfeilers", einem in kretischer Kunst bereits bekannten und häufigen Motiv.[8])

Die ganze Nekropole scheint der spätmykenischen Periode anzugehören, sie stammt also nicht aus der eigentlichen Blütezeit des Palastes. Die Tholosgräber sind in ihrer äußeren Form ganz übereinstimmend mit denen in der von dem belgischen Gelehrten Prof. Vollgraf in Argos entdeckten Nekropole, über die bereits in diesen Blättern kurz berichtet wurde.[9]) Wie ich aus jenem Bericht entnehme, ergaben diese Gräber reiche mykenische Gold- und Elfenbeinfunde. Ich konnte in diesem Jahre jene argivischen Ausgrabungen nur ganz flüchtig und leider ohne jede Anleitung besuchen, sehe aber der Fortsetzung und Publikation derselben mit größter Spannung entgegen; sicher werden wir auch hier wieder vieles Neue über die mykenische Kultur zu erfahren bekommen.

Von den übrigen neuen Funden in Knossos ist nun vor allem die nordöstlich des Palastes gelegene große Villenanlage zu erwähnen, die in dem demnächst erscheinenden neuen Bande des **Annual** eingehend publiziert werden wird. Interessant ist der apsidenförmige Abschluß des Megaron mit vorzüglich erhaltenem Thrane. Die Villa war zum mindesten zweigeschossig, die Treppe nach dem Obergeschoß ist gut erhalten. Hervorzuheben ist auch, daß am Ansatz des Obergeschosses in der Mauer deutlich die Balkenlage von der Decke des Erdgeschosses zu sehen ist. Im Palaste selbst sind alle Spuren der Decken zerstört. Das Megaron der Villa öffnet sich gegen Osten nach einem lieblichen Flußtal. Hier haben wir sicher zierliche Gartenanlagen anzunehmen, die ja recht zu der verfeinerten, fast weiblichen Kultur der alten Kreter passen würden, von deren Eleganz wir erst allmählich uns ein genaueres Bild zu machen anfangen können.

Am Palaste selbst werden die Ausgrabungen hauptsächlich in der Region östlich desselben fortgesetzt. Hier wurde dicht am *ἕρκος* eine Hausanlage freigelegt, die sicher als Wohnung eines hohen Hofbeamten diente. Wie haben hier ein Megaron mit Vorhalle (ähnlich dem „Queen's Megaron")[7]), vier kleineren Nebenräumen und einen Pfeilerraum, der wohl ebenso wie die beiden „Pillar Rooms"[7]) des ältesten Teiles des Palastes sakralen Zwecken diente. Wie bei jenen trägt auch hier der Pfeiler die Doppelaxt als heiliges Symbol. Zu bemerken wäre noch, daß die Trennung der einzelnen Räume hier teilweise durch ganz dünne, aufrechtstehende Steinplatten (sog. Orthostaden) bewirkt wird, ähnlich dem *ἕρκος* des Gräberringes von Mykene. Auch diese Anlage wird wohl in dem neuen Bande des **Annual** publiziert werden.

Von den wichtigeren Einzelfunden der neuen Campagne möchte ich nur noch zwei ca. 30 Zentimeter hohe bemalte Fayencestatuetten einer Schlangengöttin erwähnen. Um die Brust und um die Arme winden sich bei einer derselben drei Schlangen empor; je einen der Schlangenköpfe hält das Idol in den Händen. Das Haupt bedeckt eine Art Tiara, um die sich gleichfalls eine Schlange windet. (Nur bei dem einen der beiden Exemplare, die sonst einander sehr ähnlich sind, ist der Kopf erhalten.) Das Gewand ist ganz das gleiche wie das des Daimon auf der großen goldenen Haaenadel aus dem vierten mykenischen Schachtgrab.[8]) Dort wie hier haben wie auf dem Rock die gleiche Triglyphen- und Metopenmusterung, die sich, soweit ich bisher feststellen konnte, nur noch bei einem bekannten Tiryntber Ton-Idol[9]) wiederfindet. Wir können wohl nicht umhin, in unserer Figur ein Prototyp der späteren griechischen Schlangengöttin Pallas Athene zu erblicken, und müssen mit Spannung harren, ob spätere glückliche Funde uns dermaleinst noch weitere und sicherere Einblicke in die vorgriechische Götterwelt von Hellas zu gewinnen gestatten werden. Ich hoffe, daß auch diese beiden so hochinteressanten Figuren baldigst veröffentlicht werden.

•

Ein starker Tagesritt, zirka zehn Stunden, ohne die Rasten, wovon große Strecken im Galopp zurückgelegt werden mußten, brachte uns von Kandia nach der Südküste der Insel. Zuerst führt der Weg durch ein liebliches Tal, das sehr an unsere thüringischen Landschaften erinnert, nach dem Dorfe Daphne, dann durch das recht öde Bergland, das aber teilweise wild-schöne Felsszenerien bietet, bergauf, bergab nach der weitgestreckten Ortschaft Hagia Barbara, wo in einem kleinen Chani kurze Mittagsrast gehalten wurde. Dann ging es hinab in ein tiefes Tal, abermals hinauf in die Berge — hier waren die Abhänge teilweise mit schönen, weißen Alpenveilchen bedeckt —, und dann hinab in die Ebene von Messara, deren prächtige, fast subtropische Vegetation in starkem Gegensatz zu der soeben durchrittenen Bergwildnis steht. Aber noch einmal geht es bergan, vorbei an meist zerstörten Ortschaften — die Ruinen stammen teils aus der Zeit nach dem Zusammenbruch der venezianischen Herrschaft, teils aus dem kürzlichen Unabhängigkeitskriege —, und endlich führt ein steiler Abstieg hinab nach dem nur eine Stunde von der Meeresküste entfernten, idyllisch gelegenen Dörfchen Varos, dem Standquartier des italienischen Entdeckers Herrn Professor Halbherr, der uns von dem langen Ritt, den uns fast beständige Regengüsse gerade nicht erleichterten, sehr ermüdeten Wanderern die gastfreiste Unterkunft gewährte.

Ich will nicht unterlassen, hier noch hervorzuheben, daß wir ganz allein, nur mit einem einzigen Diener, jene öden Gegenden durchjagen haben. Die öffentliche Sicherheit ist ebenso gut wie in irgend einem europäischen Kulturland. Wenn man bedenkt, daß vor noch nicht sechs Jahren auf der Insel noch ganz anarchische Zustände herrschten, so muß man dem organisatorischen Talent der jetzigen Regierung des Prinzen Georg von Griechenland nur die vollste Bewunderung zollen. Die Eingebarenen waren überall von der größten Zuvorkommenheit, allerorts standen sie bei unserem Nahen sofort auf und machten Platz. In Griechenland hat man oft viel mehr unter der Abneigung der Bewohner gegen die Fremden zu leiden. Auffällig war uns zuerst nur, daß kein Kreter uns zuerst grüßte, sondern abwartete, ob ihm von uns eine *καλὴ ἡμέρα* geboten wurde. Wir wurden später dahin belehrt, daß das Unterlassen des Grußes keine Unfreundlichkeit zu bedeuten habe, sondern daß der betreffende Bauer erst abwarten wolle, ob dem *κύριος* sein Gruß überhaupt angenehm sei oder nicht.

•

Voeos liegt sehr günstig in gleicher Entfernung von den beiden mykenischen Palästen Phaistos und Hagia Triada.

Die Ausgrabungen von Phaistos sind bekanntlich schon seit mehreren Jahren im Gange und sind nunmehr abgeschlossen. In dem bereits oben (Anmerkung 1) zitierten zwölften Bande der **Monumenti Antichi dei Lincei** ist der Plan vorzüglich publiziert. Neue Ausgrabungen haben nur noch nördlich der Frauenwohnung (Megaron delle

8) Ich verweise hier auf den hochinteressanten und eine Unmenge neuer Probleme aufwerfenden Aufsatz von Evans: Mycenaean Tree and Pillar Cult and its Mediterranean Relations. — Journal of Hellenic Studies 1901, p. 99 ff.

9) Beilage der Allg. Ztg. vom 6. Febr. 1904.

7) cf. die Pläne der Ausgrabungen im **Annual**.

8) Abgebildet bei Schuchhardt: Schliemanns Ausgrabungen S. 235.

9) Abgebildet bei Schuchhardt: a. a. O. S. 161.

Domne, Nr. 50 des Planes) eine Kolonnadenhalle und eine Bodenanlage, beide ganz nach knossischer Muster, freigelegt.

Evans hat in der Beschreibung des Palastes von Knossos das große Megaron, das ja dort leider verloren ist, bei den Süd-Propyläen angenommen, von denen aus er, ganz analog der Anlage in Phaistos, eine große Freitreppe rekonstruiert, die nach dem im oberen Geschoß angenommenen Männersaal hinaufführen soll. Von anderer, sehr maßgebender Seite wurde nun schon früher (noch nicht publiziert) behauptet, daß jene großen Megaron-Anlagen, wie die rekonstruierte in Knossos und die erhaltene in Phaistos, nicht in den ursprünglichen Plänen jener Paläste vorgesehen waren und erst einer späteren, der eigentlichen mykenischen Periode angehörten, während die alte, sogenannte Kamares-Periode solcher „Männersäle" noch entbehrte. Diese Theorie hat nun durch die neuen Ausgrabungen von Phaistos eine treffliche Bestätigung erfahren. Am hinteren Ende des großen Megaron hat man nämlich die Fußbodenplatten herausgenommen und fand hier, als Fundament benutzt, eine alte Magazinanlage der Kamares-Epoche noch gänzlich unzerstört vor. Die Umbauer haben nicht einmal die Pithoi aus den Magazinen entfernt. Dabei zeigt der Befund ganz deutlich, daß jene alten Anlagen nur noch als Substruktionen dienten und nicht etwa in der Zeit des Megaron noch als Keller Verwendung fanden. Dieser Umstand ist von größter Wichtigkeit für die Bestimmung der verschiedenen Epochen, in denen die kretischen Paläste aufrecht standen, und die sicherlich viele Jahrhunderte umfaßten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens einschalten, daß Herr Evans jetzt mit den alten Bezeichnungen „Kamares" und „mykenisch" gebrochen hat und an deren Stelle „früh-", „mittel-" und „spät-minoisch" gebraucht. Er hat mit dieser Terminologie sicher den rechten Weg gewiesen; sie steht aber wohl noch nicht fest genug, um sie bereits ganz allgemein zu adoptieren.

Der Palast von Phaistos ist weder so groß, noch so großartig wie jener von Knossos, aber das architektonische Bild, das er dem heutigen Beschauer bietet, ist ein geschlosseneres und dadurch monumentaler wirkendes. Anlagen, wie der riesige von Pfeilerhallen umgebene Haupthof und das Forum Triangulare mit seinen drei großen Treppen (Megaron-Treppe, Treppe zum oberen Stockwerk und „Theater"-Treppe) werden wohl auch bei jedem Laien einen gleich mächtigen Eindruck zurücklassen, wie der Anblick der noch aufrechtstehenden, steinernen Zeugen aus der ägyptischen oder aus der klassisch-griechischen Vergangenheit.

Das Forum Triangulare war sicher auch die Agora der mykenischen Gemeinde, wohin der König aus seinem Herrensaal herniederstieg, um mit seinen Getreuen die Geschicke des Staates zu beraten. Hier war auch der alte, urheilige Kultplatz, eine Art Casa Romuli, einige kleine Gemächer aus der ältesten Kamares-Periode, die in der letzten, glänzendsten Epoche des Palastes vor der Treppe zum Megaron noch aufrecht standen und hier wohl nur sakrale Bedeutung gehabt haben können. Hier versammelte sich auch das Volk auf den Stufen der „Theater"-Treppe, wenn auf der Agora große Festspiele gefeiert wurden, die ihren Höhepunkt in den sakralen Stiergefechten hatten, von denen uns ja die alten Fresken, Gemmen und Goldbecher der mykenischen Kunst noch allerlei zu berichten wissen.

Es ist kürzlich behauptet worden (gleichfalls noch nicht publiziert), daß jene große Treppe, die Halbherr wohl zweifellos richtig als „Theater"-Treppe erklärt, vielmehr gleichfalls zu einem Megaron führte, das dann auf dem Gipfel des Burghügels angenommen wird. Die Terrainverhältnisse sprechen aber sehr gegen diese Annahme, wie man sich durch einen Blick etwa auf die Tafel III in dem schon mehrfach erwähnten Band der Monumenti überzeugen kann. Auf dem höchsten Punkte des Hügels wurden auch, trotz genauer Nachgrabungen, keinerlei Baureste gefunden, die von einem Megaron herrühren könnten. — Auch Evans stimmt der Auslegung von Halbherr völlig bei. Außerhalb vom nördlichen ἔρκος des knossischen Palastes liegt eine ganz ähnliche Treppe mit davorliegendem Platz. Herr Evans denkt hier an den χόρος der Ariadne.[10])

Wir wenden uns jetzt zu dem dritten Palaste, dem von Hagia Triada, der seinen Namen von einer kleinen, venezianischen Kirche bekommen hat, die hier den Gipfel des Hügels krönt. Hagia Triada liegt südlicher als Phaistos und näher dem Meere, auf das der Blick von hier aus ganz besonders prächtig ist, auch das Gebirgspanorama ist hier von großer Schönheit. Diese Vorzüge der landschaftlichen Lage mögen Herrn Halbherr wohl zuerst dazu veranlaßt haben, in der Anlage keinen selbständigen Palast, sondern vielmehr nur eine Luftvilla der Herren von Phaistos zu sehen. Die nunmehr abgeschlossenen Ausgrabungen, deren baldiger Publikation wir wohl entgegensehen dürfen, haben aber eine so große Anlage ergeben, daß wir in ihr wohl auch einen autonomen Herrensitz, wenn auch von kleineren Dimensionen als den von Phaistos, anzunehmen berechtigt sind. Auch der hiergegen etwa zu erhebende Einwand, daß die Entfernung zwischen Phaistos und Hagia Triada eine zu kleine sei, um zwei Fürstensitze anzunehmen, dürfte kaum stichhaltig sein, da die Distanz beider Plätze nur wenig größer ist als etwa die zwischen Tiryns und Argos, oder zwischen Argos und Mykene.

Der Hauptpunkt des Palastes von Hagia Triada ist der ganz prächtig erhaltene Herrensaal, der hier zu ebener Erde liegt. Nach hinten schließt er apsidenförmig ab. An den drei Wänden dieser Apsis steht noch heute eine durchlaufende Steinbank, ein besonderer Thron für den Herrscher war also hier nicht vorhanden. Aus der Apsis führt eine Tür in ein kleines Cubiculum mit erhaltener steinerner Bettstelle. Dieser Raum war wohl nur auf künstlichem Wege zu erleuchten, worauf auch einige steinerne Leuchter, von der bekannten mykenischen Form, die hier gefunden wurden, hinweisen. Das Megaron liegt an dem südlichen Abhang des Hügels und öffnet sich also nach dem Meere zu. Westlich von ihm liegen weitere Repräsentationsräume, von denen vor allem eine Art Kolonnadenhalle mit kleinem Impluvium erwähnt werden muß. Oestlich vom Megaron lagen dagegen Wirtschaftsräume, auch ein Magazin mit erhaltenen Pithoi. Von hier aus führt auch eine Treppe nach dem oberen Stockwerk, von welchem selbst jedoch keinerlei Spuren erhalten sind.

Sehr interessant, aber sehr kompliziert ist der nördliche Teil des Palastes. Es ist wohl unmöglich, hiervon ohne Zugrundelegung eines Planes und von Photographien ein auch nur einigermaßen anschauliches Bild zu geben, und ich will mich deshalb darauf beschränken, hier nur einige Hauptmerkwürdigkeiten zu verzeichnen. Zunächst einen mit großen Steinplatten vollständig gepflasterten, nur ca. 10 Quadratmeter großen Raum, in dessen Mitte die steinerne Basis eines Pfeilers steht, welcher selbst dann wohl aus Holz gefertigt war. Wenigstens gibt Herr Halbherr für jene Basis diese Erklärung und glaubt in dem Raume ein altes, der Kamares-Periode angehörendes Sanktuarium zu erblicken, während die Anlage auf mich mehr den Eindruck eines Baderaumes zu machen schien. Ich glaube, es wird schwer halten, sich hier mit absoluter Sicherheit auszusprechen. Ferner ist noch ein weiteres Megaron zu nennen, das in diesem Teil des Palastes liegt und wahrscheinlich zur Frauenwohnung gehörte. Auch hier wie in dem anstoßenden kleinen Cubiculum sind noch die Steinbänke in situ erhalten.

Das Interessanteste an diesem ganzen Palastteile ist aber, daß er mehrere noch deutlich zu erkennende Umbauten erfahren hat. Auf der alten „Kamares"-Schicht, der, wie wir oben sahen, auch das sogenannte Sanktuarium angehört, stehen, deutlich erkennbar, zwei der „mykenischen" Periode zugehörige Schichten, die die ursprünglichen Anlagen, also auch das Sanktuarium, ganz verdeckten. Durch den letzten Umbau wurde auch das Megaron kassiert. Dieser

[10]) Ilias Σ. 590.

ἐν δὲ χορὸν πλοκάμῳ περικαλλὲς ὁμῶγυιος
τῷ Ἰκέλον, οἷόν ποτ' ἐν Κνωσῷ εὐρείῃ
Δαίδαλος ἤσκησεν καλλιπλοκάμῳ Ἀριάδνῃ.

bezweckte überhaupt vornehmlich, das Plateau des Hügels, auf das wir gleich noch näher zu sprechen kommen werden, zu vergrößern. Die alten Palastmauern dienten schließlich nur noch dazu, die zu der Entwässerung des Plateaus nötigen Steinröhren zu tragen.

Das Hügelplateau war, wie die Ausgrabungen ergeben haben, schon in den ältesten Zeiten ein Kultplatz. Hierfür spricht auch schon folgender interessante Umstand. Den Zugang zum Plateau bildet eine große, der mykenischen Zeit angehörende Treppe, die an dem nördlichsten Ende des Palastes liegt. Jene Treppe hatte nun zwei Zugänge; erstens einen Weg für die Bewohner des Palastes, der noch innerhalb des ἕρκος desselben führte, und dann noch einen anderen, für die außerhalb des Palastes Wohnenden, der neben dem erstgenannten Weg läuft, aber von diesem durch die ἕρκος-Mauer getrennt ist. Das Hügelplateau wird aber hier auch ebenso als Agora gedient haben wie das Forum Triangulare in Phaistos oder der West- und Nordhof in Knossos. Ein heiliger Kultplatz blieb das Plateau auch noch in griechischer und in römischer Zeit. In einem neben der mykenischen Treppe gelegenen römischen Hause fand sich eine hellenistische Inschrift vermauert, die einen ἱερεύς erwähnt, ohne aber leider den Namen der hier verehrten Gottheit zu nennen.

Nordwestlich vom Palast waren gerade am Tage vor meiner Ankunft zwei Räume eines großen mykenischen Hauses freigelegt worden. Das eine war ein Magazin, in dem sich neben den mykenischen Gefäßen auch einige der Kamares-Gattung vorfanden. Beide Arten Keramik müssen also hier gleichzeitig im Gebrauch gewesen sein — ein Umstand, der für chronologische und ethnographische Forschungen von größter Wichtigkeit ist. — Der zweite Raum enthielt mykenische Badegeräte, die Tonwanne und ein bronzener Dreifuß λέβης, der zur Erwärmung des Wassers diente, standen hier noch in situ. Ich wurde hier sofort an eine Stelle der Odyssee erinnert. Es handelt sich um die Szene, wo Odysseus, nachdem er dem Zauber der Kirke wirksam entgegengetreten ist, nun von dieser gastfreundlich aufgenommen und zunächst, unter Assistenz einer der Mägde der Göttin, durch ein Bad erquickt wird.

ψ 358 ἡ δὲ τετάρτη ὕδωρ ἐφόρει καὶ πῦρ ἀνέκαιεν
πόλλον ὑπὸ τρίποδι μεγάλῳ λαίνετο δ' ὕδωρ
360 αὐτὰρ ἐπεὶ δὲ ζέσσεν ὕδωρ ἐνὶ ἠνοπι χαλκῷ
ἐς ῥ' ἀσάμινθον ἔσασα λό' ἐκ τρίποδος μεγάλοιο
θυμῆρες κεράσασα κατὰ κράτός τε καὶ ὤμων.

•

Da wir nun doch wieder einmal beim Homer angelangt sind, wollen wir hier gleich die homerische Frage streifen, soweit sie auf Kreta angewandt zu werden verdient, und zugleich einen kurzen Seitenblick auf das andere schwierige Problem werfen, das die gelehrte Welt heute beschäftigt, nämlich die Frage: Wer waren die Träger der kretischen und überhaupt der mykenischen Kultur?

Die Meinungen der Gelehrten gehen ja hier sehr weit auseinander, und es scheint fast so, als ob alle Versuche, ein Bild der wahren homerischen Welt zu geben, doch nie zu einem sicheren Ergebnis führen werden. Das eine dürfen wir aber doch wohl als ziemlich gesichert annehmen: Die Zeit, in der die homerischen Gesänge entstanden, kannte die kretischen Paläste nicht mehr, damals war ihre Pracht schon längst versunken und lebte nur noch in dunkler Erinnerung fort. Es ist zwar wahr, daß in der Odyssee unsere Insel ziemlich häufig erwähnt wird; in singierter Erzählung nennt Odysseus dreimal Kreta als seine Heimat und gibt der Insel das stolze Beiwort die „neunzigstädtige", auch Knossos, die Stadt des Minos erwähnt er als besonders mächtig, aber in allem diesen können wir schließlich doch nur ein schwaches Wiedererinnern an den ehemaligen Glanz erkennen, und die Argumente, die Herr Drerup in einer Monographie „Homer"[11]) anführt, um zu beweisen, daß die Odyssee ein kretisches Schiffermärchen ist und die glückliche Phäakeninsel mit Kreta selbst zu identifizieren sei, haben denn doch durchaus nichts Beweisendes. — Ich hoffe später, in einer größeren Arbeit noch einmal auf diese Fragen zurückkommen zu können.

Ueber das andere Problem, welcher Nation die Bewohner der kretischen Paläste wohl angehörten, ist gleichfalls bereits viel gestritten worden. Ich kann, wie schon oben angedeutet, mich mit der noch vielfach vertretenen Ansicht, in den Trägern der minoischen Kultur homerische Achaier zu sehen, absolut nicht befreunden und glaube vielmehr, daß wir der Wahrheit näher kommen, wenn wir der Ueberlieferung Herodots (Liber I, cap. 171—173) folgen, der die Karer und Lykier von Kreta her nach Kleinasien eingewandert sein läßt, und ich glaube, wir dürfen ihm sogar darin beistimmen, daß er Kreta als Mittelpunkt der Kultur jener Völker annimmt. Ich darf freilich auch nicht verhehlen, daß man mir hier Herodot selbst als argumentum contra anführen kann. Er sagt nämlich: I, 171, 6: κατὰ μὲν δὴ Κᾶρας οὕτω Κρῆτες λέγουσι γενέσθαι (nämlich aus Kreta stammend. — Sollte Herodot hier unter den Κρῆτες die Eteokreter meinen, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden? Ich neige zu dieser Annahme). — Dann heißt es aber weiter: οὐ μέντοι αὐτοί γε ὁμολογέουσι τούτοισι οἱ Κᾶρες, ἀλλὰ νομίζουσι αὐτοὶ ἑωυτοὺς εἶναι αὐτόχθονας ἠπειρώτας κτέ. Ich muß zugeben, daß es bedenklich erscheint, wenn ein Volk seine glanzvollste Vergangenheit so gründlich vergessen haben soll, wie wir es hier dann freilich von den Karern annehmen müßten.

Ein wichtiges und bereits oft angeführtes argumentum pro für die Karer-Theorie ist bekanntlich die Etymologie: λάβρυς (karisch = Doppelart) und λαβύρινθος = Palast von Knossos, wo wir ja die Doppelart so oft als heiliges Symbol finden, und von wo sich dasselbe dann über die gesamte mykenische Kulturwelt verbreitete.

Gewißheit über diese Frage dürfen wir nur erwarten, wenn es dermaleinst gelingen sollte, die kretische Schrift zu entziffern. Ich glaube, daß uns dies nur einmal ein glücklicher Zufall ermöglichen kann, etwa die Auffindung einer bilinguis, sei es auch zu jener Sprache, in der die bekannte, in griechischen Buchstaben geschriebene Inschrift von Praisos verfaßt ist.[12]) Denn daß jenes, im Gebiete der Eteokreter noch in griechischer Zeit gesprochene Idiom das gleiche gewesen ist wie das auf den knossischen Inschrifttafeln, das erscheint mir am wahrscheinlichsten und am natürlichsten. Freilich begegne ich auch hier wieder einem Widerspruch gegen die Karer-Theorie. Während nämlich Kretschmer nachzuweisen sucht, daß die karisch-lykische Sprache keine indogermanische sei,[13]) glaubt Conwan (l. c.) mit ziemlicher Gewißheit auf der Inschrift von Praisos eine indogermanische Centumsprache zu erkennen. Ich kann hier nicht näher auf diese schwierigen Fragen eingehen und stehe denselben auch zu sehr als Laie gegenüber, um mir so ohne weiteres ein selbständiges Urteil zu erlauben. Es ist jedenfalls sehr verlockend, auf diesem Gebiete zu kombinieren und mehr oder weniger gute Hypothesen aufzu-

11) Engelbert Drerup: Weltgeschichte in Karakterbildern. Homer. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1903, S. 132—137. Diese Monographie kann übrigens wegen ihres vorzüglich ausgewählten, reichen Abbildungsmaterials, das freilich mit dem Text nicht immer genügend in Zusammenhang gebracht ist, und wegen des billigen Preises von nur M. 4.— zur Anschaffung warm empfohlen werden.

12) cf. Annual VIII. R. S. Conway: The prehellenic inscription of Praesos.

13) Kretschmer: Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 370—376. — S. 376 spricht Kretschmer übrigens auch über die von uns behandelte Herodotstelle. Er sagt: „Richtig dürfte hieran ja viel sein, daß die festländischen Karer sich in prähistorischer Zeit über die Inseln ausgebreitet hätten und durch die Hellenen wieder zurückgedrängt und auf das Binnenland beschränkt wurden." — Damals war freilich von den kretischen Ausgrabungen noch nichts bekannt.

Digitized by Google

stellen, vor Etymologien wie „Kreta = Kureta“ sollte man sich aber doch in acht nehmen.[14])

Kritisch behandelt sind die kretischen Ruinen bis jetzt am eingehendsten und besten von Noack in einer Monographie: „Homerische Paläste“.[15]) Diese Schrift hat vor allem das Verdienst, zuerst auf die fundamentalen architektonischen Unterschiede der kretischen Paläste und der mykenischen Burgen des griechischen Kontinents aufmerksam gemacht zu haben. Noack hat rein aus den Ruinen bewiesen, daß Kreter und kontinentale Mykenaier unmöglich der gleichen Nation angehört haben können. In seinen weiteren Ausführungen, aus denen er eine gleich tiefe Kluft zwischen den kontinentalen Mykenaiern und den Griechen der Zeit der entstehenden homerischen Gesänge folgert, vermag ich Noack nicht zu folgen. Ich halte es auch für durchaus nicht ausgeschlossen, daß die letzten Bewohner der schon halb zerstörten kretischen Paläste dieselben Achaier gewesen sein können wie die in den Burgen von Tiryns und Mykene. Ich möchte für die Blütezeit mykenischer Kultur das Verhältnis der Kreter zu den kontinentalen Mykenaiern vielleicht so formulieren, wie das Attika zu den Römern der ausgehenden Republik, oder das Frankreichs zu dem übrigen Europa, besonders auch Deutschland, um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch auf diese hier nur so kurz gestreiften Probleme hoffe ich später noch einmal näher eingehen zu können.

•

Nach all diesen Hypothesen bitte ich den Leser, mit mir noch einmal auf den realeren Boden der Funde zurückzukehren.

In Hagia Triada wurde eine schon bekannte Steatit-Pyxis gefunden, die in den Monumenti dei Lincei[16]) vorzüglich publiziert ist und einen prächtigen Kriegerzug in Reliefarbeit darstellt. An der Spitze marschiert der Herr Hauptmann, dessen Uniform aus einem eigentümlichen Rock besteht, den ich als schuppenförmigen Lederpanzer erklären möchte; über der rechten Achsel geschultert trägt er einen Speer, dessen Griff ähnlich einem Bischofsstab gekrümmt ist. Dann kommen sechs Mann, in Rotten zu je zwei, deren Kleidung nur aus dem bekannten mykenischen Schurz und aus einer Mütze besteht, ihre Waffe, die links geschultert getragen wird, ist eine Art Dreizack. Unterhalb der Stelle, wo die Zacken zusammengebunden sind, scheint noch ein sichelförmiges Messer befestigt zu sein. Wegen dieser Bewaffnung hört man häufig die Meinung aussprechen, daß das Ganze einen Zug fröhlicher Erntearbeiter darstellen soll; ich persönlich neige mehr zu der Deutung als Kriegerzug, ohne diese aber als absolut gesichert hinstellen zu wollen. Dann folgt ein ganz prächtiger Kerl mit einem Siftrum in der erhobenen Rechten, den Mund weit geöffnet zum Singen. Hinter ihm schreiten drei weitere Sänger, ohne Speere; vielleicht sind dies sogar Sängerinnen. Der Oberkörper ist bei diesen Figuren ganz vom Gewand bedeckt, die Brust ist, ganz wie bei Frauen, weit vorspringend gebildet, das Haar fällt lang herunter, eine Mütze trogen sie nicht. Ihnen folgt wieder ein einzelner Krieger, dem sich dann noch sechs weitere Paare anschließen. Prächtig ist versucht, die einzelnen Gestalten zu individualisieren. Im dritten Glied wendet sich hier der eine Mann um, um den hinter ihm Marschierenden etwas zuzurufen, sein Nachbar scheint gestürzt zu sein. In der Technik steht diese Vase den berühmten Vaphiobechern würdig zur Seite.[17])

Noch zwei weitere skulpierte Vasen aus dem gleichen schwarzen Steatit hat uns Hagia Triada beschert. Erstens ein becherförmiges Gefäß, auf dessen einer Seite zwei Jünglinge in ruhiger Haltung einander gegenüberstehen; auch sie tragen als Gewandung nur den mykenischen Schurz. Der eine Jüngling trägt ein Schwert und eine andere eigentümliche, sichelförmige Waffe (wir können in letzterer vielleicht die gleiche Waffe erkennen wie auf der oben beschriebenen Kriegervase). Der andere Jüngling ist nur mit einem Speer bewaffnet. Hinter ihm sieht man einen „heiligen Pfeiler“. Den Schmuck der entgegengesetzten Seite bilden drei wellenförmige Erhebungen, die vielleicht Wälle oder Hügel darstellen sollen. Links sieht man den Kopf eines Jüngkings. Diese Vase ist trefflich erhalten, stark fragmentiert ist dagegen leider das andere Exemplar, das die Form eines γύτος hat, ganz ähnlich dem Gefäß, das der berühmte „Capbearer“ aus Knossos trägt.[18]) Unter den Reliefsragmenten dieser Vase nenne ich vor allem zwei prachtvolle Stierszenen und ein Boxerpaar. Diese beiden Männer sind in ähnlicher Haltung dargestellt wie der stehende Boxer auf einem Steatitfragment aus Knossos.[19]) Nur tragen die Kämpfer hier Helme mit Backenklappen, wie man sie sonst in der ganzen mykenischen Kunst noch nicht kennt. Hoffentlich läßt die Publikation dieser beiden so hochinteressanten Stücke nicht gar zu lange auf sich warten.

•

Alle Einzelfunde sind bereits im Museum von Kandia aufgestellt, das in dem schönen, alten venezianischen Palaste der Stadt einen würdigen Ort gefunden hat. Herr Dr. Chatzidiokis ist ein liebenswürdiger und umsichtiger Ephoros der kostbaren Sammlung.

Nötig wäre es nur, daß von den Fresken aus Knossos und Hagia Triada baldigst sorbige Kopien in Originalgröße durch einen hierzu berufenen Künstler angefertigt würden. Es ist jammerschade, wie schnell die Farben verbleichen, manche Stücke sind kaum noch erkennbar. Man sagte mir, daß man zur Konservierung alles Mögliche getan habe, aber daß alles nutzlos sei; dann sollte man, meiner Ansicht nach, aber doch wenigstens versuchen, jene unersetzlichen Denkmäler durch möglichst gute Kopien festzuhalten.[20])

•

Wir verließen Kandia nicht ohne nochmaligen, recht lästigen Aerger auf dem Zollamt. Diesmal war es ein halb betrunkener Beamter, der unser Gepäck in der rücksichtslosesten Weise durchwühlte, inmitten des denkbar schmutzigsten Speichers. Ebenso wie in Griechenland ist es auch in Kreta verboten, irgendwelche Altertümer ohne Erlaubnis der Regierung außer Landes zu schaffen, aber in der Art, wie es in Kreta geschieht, dürften die Reisenden nicht belästigt werden. Es wäre zu wünschen, wenn die kretische Regierung, die ja sonst so vieles überaus Anerkennenswerte geleistet hat, hier einmal einschreiten wollte, um den Besuchern der Insel derartige Unannehmlichkeiten zu ersparen.

•

Nachdem ich diesen Aufsatz bereits abgeschlossen hatte, ist inzwischen der IX. Band des Annual erschienen. Die von mir erwähnten Schlangenidole sind in einem Referat über die nunmehr vorliegende Publikation in der Nummer vom 10. Juni der Beilage zur Allgemeinen Zeitung eingehender und genauer besprochen worden, als es mir möglich war, da ich die Statuetten nur in einem Glasschrank zu sehen Gelegenheit hatte. Mit Recht sind dort auch als Analogie die Schlangenidole erwähnt worden, die Professor Halbherr in dem Friedhof von Prinias bei Gortyna gefunden hat. Jene Idole, die aber im Gegensatz zu den knossischen Statuetten der spätmykenischen Zeit angehören,

14) K. Tittel: Der Palast zu Knossos. — Neue Jahrbücher für das klassische Altertum ꝛc. 1903, 6. Heft, S. 408.

15) Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos von Ferdinand Noack. — Leipzig (Verlag von B. G. Teubner) 1903.

16) Monumenti dei Lincei, vol. XIII. Abgebildet auch bei Drerup l. c. S. 120.

17) Ich habe von der Vase Abgüsse mitgebracht und einen derselben an den Formator Felix Nanny, hier in der Türkenstraße, zum Nachgießen gegeben. Der Nachguß ist sehr gut ausgefallen und ich habe denselben deshalb zum Verkauf freigegeben.

18) Dieses Fresko ist abgebildet bei Drerup l. c. S. 98 und (zuerst) in der „Woche“ 1901, S. 1240.

19) Abgebildet: Annual VII, S. 95.

20) Ich hatte in dieser Arbeit keine Gelegenheit, auf die Fresken einzugehen und möchte hier nur noch auf die diesbezüglichen Abbildungen bei Drerup l. c. verweisen

Digitized by Google

sind von Sam. Wide in den Athenischen Mitteilungen des Arch. Inst., Band XXVI, S. 249 f. bereits publiziert und besprochen; ich habe übersehen, in meinem Aufsatz hierauf aufmerksam zu machen. Bei allen diesen Idolen sowohl, wie auch bei der späteren Pallas Athene haben wir in der Schlange eine ursprünglich chthonische Gottheit zu erkennen. (cf. *Jane E. Harrison*: Delphika. Journal of Hell. Studies. vol. XIX p. 205 ff.)

München. Philipp Kropp.

Die syrische Evangelienhandschrift.

Es wurde jüngst an dieser Stelle gemeldet, daß die beiden Heidelberger Ehrendoktorinnen Mrs. Agnes Smith Lewis und Mrs. Gibson eine auf 250 Glasplatten photographierte Reproduktion des von den beiden gelehrten Frauen 1892 in dem Katharinenkloster auf dem Sinai gefundenen syrischen Evangelienkodex der Heidelberger theologischen Fakultät zum Geschenke gemacht haben. Wir finden nun gerade in zwei diesjährigen Nummern der in Philadelphia erscheinenden Wochenschrift „The Sunday School Times" zwei von Mrs. Lewis selbst verfaßte Aufsätze „What we learn from the Sinai Syriac Gospels" über den Wert und die Bedeutung des Sinaievangeliums, die das Resultat der Forschungen des letzten Dezenniums über diese wichtige Handschrift in der Quintessenz wiedergeben, Studien, an denen die Entdeckerin selbst ebenso beteiligt ist wie zahlreiche andere hervorragende europäische und amerikanische Gelehrte. Wir wollen versuchen, das Wichtigste aus diesen inhaltsreichen Deduktionen hier zu wiederholen.

Zunächst stellt die Verfasserin die Frage, wie so es möglich ist, daß man ein syrisches Manuskript, das doch nur eine Uebersetzung ist, mit den griechischen, dem 4. Jahrhundert zugeschriebenen Handschriften, als dem Sinaiticus und dem Vaticanus, gleichwertig erachtet. Die erste Antwort darauf liegt in der Geschichte der syrischen oder aramäischen Sprache: es ist die Sprache Abrahams, bevor er Haran verließ, es ist die Sprache Christi, in der er in Galiläa zu der Menge sprach; es ist die Muttersprache der Apostel und Evangelisten, in der das Matthäusevangelium wahrscheinlich ursprünglich geschrieben und in die die Evangelien für den Bedarf der Kirchen von Antiochia und Jerusalem sehr frühzeitig übersetzt waren. Diese Sprache muß dem griechischen Texte des Neuen Testaments viel näher stehen als irgend eine andere. Und dann ist durch den finnischen Gelehrten Dr. Hjeldt in Helsingfors bereits 1894 bewiesen worden, daß, wenn auch nicht das syrische Sinaimanuskript selbst, so doch das Original, von dem es kopiert wurde, bevor Tatian sein Diatessaron um 160 nach Christi schrieb, entstanden sein muß. Waren die Evangelien bereits 160 n. Chr. aus dem Griechischen ins Syrische übersetzt, so mußten die griechischen Dokumente doch früher entstanden sein und eine autoritative Gestaltung erhalten haben. Enthält das syrische Manuskript das Johannisevangelium, mußte es auch der griechische Text umfaßt haben. Aber sein Alter ist nicht sein einziger Vorzug; ein größerer ist seine Textreinheit und Genauigkeit, in der es das 1842 im British Museum gefundene sog. Curetonische syrische Manuskript weit übertrifft. Die Reinheit zeigt sich am knrsten in den Unterlassungen, in denen es fast durchaus mit den regierenden Resultaten der Evangelienkritik des 19. Jahrhunderts harmoniert. So fehlen Markus 16, 9 bis 20; Johannes 7, 53 bis 8, 12; Matthäus 16, Teil von 2, 3; 21, 44; der Schluß von Lukas 11, 4 und Lukas 24, 51.

Auf einen anderen Vorzug des Sinaimanuskripts hat Blaß aufmerksam gemacht: Die Aehnlichkeiten der synoptischen Erzählungen sind häufig dadurch vergrößert und vermehrt worden, daß Abschreiber, die ein einziges Evangelium für eine Gemeinde zu kopieren hatten, der größeren Wirksamkeit und Eindrucksfähigkeit halber ihnen geläufige Zusätze aus anderen Evangelien machten. So fehlt z. B. in der syrischen Uebersetzung bei Markus 6, 48 „Um die vierte Nachtwache kam er zu ihnen auf dem See wandelnd"; Matthäus 14, 25 hat und ihm gehört die Stelle allein. Aehnlich ist das Verhältnis von Matth. 18, 8 zu Matth. 5, 30; von Markus 5, 26 zu Lukas 8, 43, von Lukas 19, 10 zu Matthäus 18, 11.

Nicht minder wertvoll ist der Sinaikodex durch die geringe Anzahl der Verstellungen, die durch Unachtsamkeit der Schreiber in anderen Handschriften vorkommen; so finden wir in Lukas 22 die Verse 17 und 18 in Vers 20 eingebettet, wodurch nach Mrs Lewis' Ansicht die Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls mit I Kor. 11, 23—15 übereinstimmt. Die Verse Johannes 18, 12—25 laufen in der syrischen Handschrift 12, 13, 24, 14, 15, 19, 20, 21, 22, 23, 16, 17, 18, 25, 26; dadurch werden Jesu Prozeß vor dem Hohepriester und Petri Verleugnung zu zwei besonderen Erzählungen, und wenn 24 auf 14 sofort folgt, kommt Johannes zur Uebereinstimmung mit den Synoptikern: nach der vierte Evangelist läßt dann den Prozeß vor Kaiphas spielen. Ein anderes syrisches Manuskript, das Evangelium Hierosolymitanum des Vatikans, hat darum aus Unsicherheit Vers 24 doppelt, sowohl nach V. 13 als nach V. 23; und schon Martin Luther hat zu Vers 24 bemerkt, daß dieser Vers nach 13 zu stehen habe. Markus 16, 3, 4, hat das „er war nämlich sehr groß (der Stein von der Grabtüre)" im syrischen Kodex an richtiger Stelle; die Frauen fragen „Wer wird uns den Stein von der Türe des Grabes abwälzen?" und der Evangelist fügt hinzu „er war nämlich sehr groß". Daß diese Phrase nicht an den Schluß von Vers 4 gehört, bestätigen Kodex Bezae und zwei andere auf dem Sinai von Mr. Lewis und Dr. Harris entdeckte palästinensisch-syrische Handschriften. Und endlich bekräftigen die zwei ältesten lateinischen Codices, der Veronensis und Vercellensis, daß „Und es verwunderten sich alle" am Schluß von Lukas 1, 64 zu stehen hat und nicht am Ende von 1, 63.

Eine Lesart, welche in dem Codex Sinaiticus enthalten ist, hat anfangs den Verdacht erregt, als wenn sie aus einer Schule von Häretikern herrühre. Die Genealogie im Beginn von Matthäus schließt 1, 16: „Jesus, dem Maria die Jungfrau vermählt war, zeugte Jesus, welchen man Christus nennt." Da Josephs Vision und „es fand sich, daß sie schwanger war vom heiligen Geist" unmittelbar darauf folgt, so erklärt Mrs. Lewis mit vielen anderen Matth. 1, 1—16 für eine offizielle, nicht für eine natürliche Genealogie, um den Heiland als Erben von Davids Thron durch seinen Pflegevater hinzustellen. Gegen die Sicherheit der Genealogie sprechen ja auch Vers 8 und 11, wo Joram den Usia zum Sohne statt Enkel und wo Jechonia trotz Jeremias 22, 30 einen Sohn zum Nachfolger hat.... Dr. Robertson Smith hat eine folkloristische Erklärung dafür gebracht, daß Christus als Josephs Sohn figurieren und daß Marin bei Luk. 2, 48 sagen kann „Siehe, dein Vater und ich suchen dich mit Schmerzen". Es war und ist noch jetzt bei allen semitischen Stämmen Sitte, daß die Kinder, die ein Weib von einem ersten Manne hat, von ihrem zweiten Gatten gleich seinen eigenen behandelt werden, sofern die Kinder beim Eingehen der zweiten Ehe noch unmündig sind. So hat auch eine im Besitz von Mrs. Lewis befindliche syrische Handschrift des apokryphen Protoevangeliums Jakobi — 14, 2, bei der Vision Josephs — „Fürchte nichts von dieser Maid, denn das, was in ihr ist, das ist vom heiligen Geist, und sie wird dir einen Sohn gebären".

Das „*μὴ βαττολογήσητε*" aus Matth. 6, 7 hat Professor Merx in Heidelberg nach dem syrischen Text richtig erklären können, „*battal*" ist ein aramäischer Stamm, der „Torheit, Unsinn" bedeutet; in Matth. 27, 9 ist der syrische Evangelist frei von dem Fehler, daß er Jeremias zitiert, wo Sacharja zitiert werden sollte; Markus 10, 50 nimmt der blinde Bar Timäus richtigerweise seinen Mantel, statt ihn wegzuwerfen; Matthäus 27, 56 ist Maria die Tochter nicht die Mutter Jacobi; Lucas 2, 14 heißt es „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Lukas 7, 29 hat das Sinaimanuskript „rechtfertigten sich vor Gott, da sie sich taufen ließen" statt „gaben Gott Recht"; 16, 6 schreibt der ungetreue Verwalter die Rechnungen selbst; 17, 10 fehlt das Epitheton „unnütz" der Knechte; Johannes 4, 27 wundern sich die Jünger nicht, weil Jesus mit einer Frau sprach, sondern daß er bei einer Frau steht und mit ihr spricht, der jüdische Lehrer lehrt sonst sitzend und Jesus war müde und hungrig; Joh. 14, 1 ließ sich „trauet auf Gott und ihr trauet auch auf mich"; Joh. 8, 56. 57 „Du hast noch nicht fünfzig Jahre und hätte Abraham dich gesehen?", nicht „und hättest Abraham gesehen". Und Joh. 16, 30 hat der von Mrs. Lewis entdeckte Sinaiticus „Nun wissen wir, daß du

alles weißt und nicht nötig hast, daß du jemand angehest", nicht „daß dich jemand angehe".

Vielleicht um das Jahr 699 nach Chr., möglicherweise aber erst um 778, hat ein Mönch Johannes von Beth-Mari Qanûn zu Mâr-zath bei Antiochia am Orontes die syrische Evangelienschrift mit Bimstein wegzuwischen versucht und darüber die Biographien einiger der von ihm verehrten „heiligen" Weiber geschrieben, glücklicherweise war seine Radierung ebenso schwach wie die Heiligkeit der von ihm bevorzugten Heldinnen, und so hat dieses wertvolle Dokument aus dem vierten Jahrhundert durch Mrs. Lewis und Mrs. Gibson zu neuem Leben erweckt werden können. Die Heidelberger theologische Fakultät, die schon vorher an der Mitarbeit bei diesem Kodex lebhaft beschäftigt war, wird, im Besitze der Faksimilia, sicherlich noch weitere Resultate aus seinem Studium fördern.

M.

Bücher und Zeitschriften.

* **Moderne französische Literatur.** Daudet und Zola haben den Roman des Südländers geschrieben, der Paris erobert, und viele andere Schriftsteller haben sie nachgeahmt. In ihrem neuesten Werke „Les Dieux Fmiliers" schildert nun die ebenfalls dem Süden entstammende Frau Jean Bertheroy das Gegenteil. Ein glänzend begabtes Geschwisterpaar, Adrien und Flavie, siedelt von Nimes nach Paris über, wird aber von den Proxumi, den Hausgöttern des alten Nemausus, zurückerobert, weil sie zu sehr Lateiner geblieben sind, um sich in dem kosmopolitischen Paris heimisch fühlen zu können. Adrien zieht zuerst als künftiger Architekt nach Paris, um die Ecole des Beaux-Arts zu besuchen. Er vergißt dort nicht nur die Tochter seines alten Lehrers, der ihn in die Kenntnis der antiken Baureste von Nimes eingeweiht hat, sondern er setzt auch alles in Bewegung, damit seine Schwester nach Paris komme. Darum führt er einen älteren Schulfreund, der bereits in Paris eine Stellung hat, in den Ferien Flavie als Freier zu. Diese denkt nur an ihren Bruder und heiratet den Architekten David ohne tiefere Neigung, um in der Nähe Adriens leben zu können. Der Architekt wird aber der allzu regelmäßigen lateinischen Schönheit seiner Frau bald überdrüssig und verliebt sich in eine Schauspielerin, die sich als leichenblasse nordische Else herausputzt. Zugleich verletzt David, indem er in seinen Werken dem extremsten modernen Stil huldigt, das der klassischen Ueberlieferung treu bleibende Schönheitsgefühl Adriens. So findet ein doppelter Bruch statt. Flavie flieht zuerst zu den heimischen Göttern, und Adrien folgt ihr bald und wird von der Tochter seines alten Lehrers wieder zu Gnaden angenommen. Frau Bertheroy beschreibt die Antiquitäten, an denen Nimes so reich ist, nicht nur als poetisch veranlagte Stilistin, sondern auch als genaue Kennerin der antiken Geschichte und Kultur, und mischt in ihre Erzählung viele geistreiche Einfälle.

Allgemeine Rundschau.

Die Nachtuhr König Pippins.

In Nr. 141 der Beilage hat Hr. Nestle die Leser aufgefordert, über das horologium nocturnum Aufschluß zu geben, welches dem König Pippin von Paul I. (nicht V., wie Becker, Catalogi S. 2) geschenkt wurde. Der betreffende Papstbrief, der jetzt auch auch in Jaffés Bibliotheca 4, 102 und in den Monumenta Germaniae, Epistolae 3, 529 gedruckt ist, war schon von Muratori, Antiquitates 2, 391 für die Geschichte der Uhren verwertet worden. Muratori erklärte jenes horologium nocturnum als eine Sand- aber Wasseruhr, die durch Verbindung mit einem Licht oder mit einem Schlagwerk die horae nocturnae anzeigte. Der beste Kenner dieses Themas in neuerer Zeit, Gustav Bilfinger, betrachtet, ohne direkt auf unsere Stelle Bezug zu nehmen, die mittelalterlichen horologia nocturna als Weckeruhren, welche dazu dienten, die Klosterinsassen zum nächtlichen Gottesdienst zu rufen (Bilfinger, Die Zeitmesser der antiken Völker S. 10 in der Festschrift zur Jubelfeier des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart, 1886, und Bilfinger, Die mittelalterlichen Horen und die modernen Stunden, Stuttgart 1892, S. 146 f.). Diese Erklärung Bilfingers wird mit aller Wahrscheinlichkeit auch auf die Uhr Pippins anzuwenden sein. Genaueres über ihre Beschaffenheit läßt sich aber nicht sagen. Am nächsten liegt es also, an eine Wasseruhr zu denken, bei welcher der durch das Steigen des Wasserspiegels allmählich emporgehobene Schwimmer, an einem bestimmten Punkt anlangend, ein Schlagwerk auslöste. Aber auch ein Licht konnte, wenn es, anfangs durch das Gefäß verdeckt, dann von dem Schwimmer der Wasseruhr in die Höhe getragen, plötzlich sichtbar wurde, vielleicht genügen, die Schläfer zu wecken. Die knappen Worte lassen diese und wohl noch andere Annahmen zu. Der Papst hatte eben keine Veranlassung, seinem Briefe eine längere Beschreibung der Geschenke beizufügen, die mit seinem Brief ins Frankenreich wanderten und die fränkischen Annalisten haben leider damals noch keine Notiz von dergleichen Sachen genommen. Wir müssen dankbar sein dafür, daß sie etwa fünfzig Jahre später ihren Gesichtskreis genügend erweitert halten, um nun ein ähnliches am Hofe Karls des Großen einlaufendes Geschenk voller Aufmerksamkeit zu würdigen. Die Beschreibung der kostbaren, mit Schlagwerk, mit zwölf, beim Stundenschlag hervorspringenden Reiterchen und mit anderer Zutat versehenen Uhr, welche Harun al Raschid im Jahre 807 dem Kaiser übergeben ließ (Annales regni Francorum ed. Kurze, Hannover 1895, S. 123 f.) bietet den Beweis, daß die Uhrmacherkunst wenigstens im Orient hoch über den kläglichen Hilfsmitteln stand, deren sich im selben Jahrhundert Alfred der Große bedient haben soll.

Innsbruck, 25. Juni 1904.

Hochachtungsvollst W. Erben.

Zum jüngsten Andrée-Funde.

-bra. Stockholm, 23. Juni. Der von dem Leiter der Zieglerschen Entsatzexpedition, Mr. Champ, auf Kap Flora geborgene Metallzylinder ist jetzt als Teil eines der Andréeschen Expedition zugehörigen photographischen Behälters rekognosziert worden. Der fragliche Zylinder hat eine Länge von 25 und einen Durchmesser von 8 cm, somit diente er zur Aufnahme photographischer Kopierrollen. Die ursprüngliche Annahme, daß es sich um ein Ueberbleibsel der sogen. Palaraboje handelte, welche bekanntlich am 11. September 1899 von einem Aalesunder Waljäger an der Nordseite von König Karls-Land unter 80° 40′ n. Br. und 25° ö. L. aufgefunden wurde, hat sich nicht als stichhaltig erwiesen. Auf jeden Fall legt man dem neuen Fundobjekt in arktischen Kreisen ein sehr beträchtliches Gewicht bei, vor allem insofern, als dasselbe die bisher vertretene Hypothese von dem Untergang der „Dernen"-Expedition zwischen Spitzbergen und Franz Josephs-Land in erwünschter Weise zu ergänzen geeignet ist. Da es nach der Lage der Dinge ausgeschlossen erscheint, daß der in Frage stehende Metallzylinder als Triftgut nach Franz Josephs-Land geführt worden ist — das Objekt wurde auf einem Berge eine beträchtliche Strecke landeinwärts gefunden — so erübrigt nur die Voraussetzung, daß die „Dernen"-Fahrer viel weiter nördlich als seither angenommen wurde — mindestens unter dem 80° n. Br. und 46° ö. L. — ihren Kurs genommen haben und möglicherweise auf Franz Josephs-Land selbst niedergegangen sind. Hierauf deutet u. a. auch die auffallend geringe Anzahl von Fundstücken hin, welche bisher überhaupt in Sicherheit gebracht worden sind. Unter diesen befindet sich bemerkenswerterweise kein einziger Gegenstand, der als wirkliches Haarlegut angesehen werden könnte. Die Schwimmbojen I, III, IV, VII und VIII, welche in den Jahren 1899 bis 1900 auf Island und Norwegen geborgen wurden, waren von vornherein dazu ausersehen, dem offenen Meere anvertraut zu werden. Hätte die Katastrophe tatsächlich auf hoher See stattgefunden, so wäre indessen die Anzahl der Strandfunde zweifellos eine unverhältnismäßig größere gewesen, vor allem aus dem Grunde, weil sämtliche Ausrüstungsgegenstände an Bord des Dernen so eingerichtet waren, daß

sie im Falle einer Havarie sich unbegrenzte Zeit schwimmend erhalten mußten. Von dem Verlauf der 1881er Jeannette-Expedition weiß man mit positiver Sicherheit, daß derartige Strandungs-Rudera von der polaren Golfströmung über eine um das Drei- und Vierfache längere Triftlinie fortgeführt werden, als sie die Isländer Bojen zurückgelegt haben. Auf alle Fälle scheint nunmehr festzustehen, daß Andrée nicht auf dem offenen Meere, sondern auf dem Festlande — offenbar auf einer der zahlreichen Inseln des Franz Joseph-Land-Archipels — seinen Untergang gefunden hat: an welchem Punkte, darüber wird voraussichtlich eine nahe Zukunft erschöpfende Antwort geben, sobald die inneren Teile jenes Archipels mit der gleichen Sorgfaltkeit noch Ueberbleibsein der Expedition durchforscht sein werden, wie solches in Bezug auf die äußere Strandlinie der Hauptinselgruppe von seiten der Stella Polare und anderer Polarfahrer inzwischen bereits geschehen ist.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Denkmal. Auf dem Marktplatze der Stadt St. Gallen ist dem berühmten Humanisten und Freunde Zwinglis Vadianus (Joachim von Watt, 1484—1551) ein Denkmal gesetzt worden, das in den ersten Tagen des Juli feierlich enthüllt werden soll.

* Todesfälle. Dieser Tage ist in Göttingen, 71 Jahre alt, der Fabrikant meteorologischer Instrumente, Wilhelm Lombrecht, gestorben. Seine Instrumente wurden auf mehreren Ausstellungen prämiiert, auch von den bedeutendsten Meteorologen benutzt. Seit 1864 in Göttingen tätig, erfand er das Hygrometer, das Polymeter, das tragbare Normal-Quecksilber-Barometer, das Thermohygroskop, das Aspirations-Psychrometer, den Taupunktspiegel und den „Wettertelegraphen", auch kamen durch ihn die Wettersäulen in Aufnahme. Bemerkenswert ist sein Lebensgang: er war ein selbstgemachter Mann; aus bäuerlichen Verhältnissen in Wolbrechtshausen bei Nörten entsprossen, mit nicht hervorragender Schulbildung ausgerüstet, wurde er in Einbeck bei einem Mechaniker in die Lehre gegeben, wo er mit eisernem Fleiße die Lücken seiner Bildung ausfüllte und sein Talent für Meteorologie pflegte. Später arbeitete er bei Secretan und bei Bronner in Paris weiter und danach in Berlin bei Siemens u. Halske. — Der Direktor der Darmstädter Hofbibliothek Dr. Gustav Rck, der sich auch auf dem Gebiet der hessischen Geschichte durch mannigfache Arbeiten betätigt hat, ist am Samstag im Alter von 55 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der Vorsteher der medizinischen Poliklinik in Marburg, Prof. Romberg, hat einen Ruf an die medizinische Klinik in Tübingen erhalten und angenommen.

H. Heidelberg. Nach kurzem Krankenlager starb in der Nacht vom 24./25. d. M. der Senior der medizinischen Fakultät unserer Hochschule, außerordentlicher Professor Hofrat Dr. Zacharias H. Oppenheimer, im Alter von 74 Jahren. Am 8. Januar 1830 zu Michelfeld geboren, hatte er in Heidelberg, Würzburg und Paris studiert, wurde 1853 Assistenzarzt an der hiesigen medizinischen Klinik, 1855 Privatdozent und 1864 zum außerordentlichen Professor ernannt. Von seinen zahlreichen Schriften seien zunächst hervorgehoben: „Ueber progressive Muskelatartung" (Heidelberg 1855), „Lehrbuch der physikalischen Heilmittel" (Würzburg 1861), „Ueber Rhachitis" (Heidelberg 1881). In seinen letzten Lebensjahren wandte sich Hofrat Oppenheimer der physiologischen Psychologie zu: „Schmerz und Temperaturempfindung" (Berlin 1893), „Physiologie des Gefühls" (Heidelberg 1899), „Bewußtsein — Gefühl" (Wiesbaden 1903). — Der „Viktor Meyer-Preis", von Freunden und Schülern des großen Heidelberger Chemikers gestiftet, alljährlich durch eine Kommission hiesiger Dozenten der Chemie unter Vorsitz des Institutsdirektors den besten aus dem Universitätslaboratorium hervorgegangenen Schülerarbeiten zu verleihen — wurde für 1903 Dr. Ernst Müller aus Eßlingen für seine Untersuchung „Ueber Diazofettsäureester" und Richard Sautter aus Heidelberg für die Arbeit „Ueber optisch aktive Benzolkohlenwasserstoffe" zuerkannt (Diplom und je 250 M. Prämie).

* Göttingen. An Stelle von Professor Dr. Hans Lorenz, der als Professor für Mechanik an die Danziger Technische Hochschule berufen wurde, ist Geh. Regierungsrat Professor Dr. Eduard Riecke vertretungsweise mit der Leitung der Abteilung für technische Physik an der Göttinger physikalischen Anstalt beauftragt worden.

Unserem Berichte über die Feier des 80. Geburtstages Geheimrat Plancks (24. Juni) tragen wir nach, daß die Glückwünsche der Berliner juristischen Fakultät von Professor Kipp überbracht wurden. Auch die Berliner juristische Fakultät sei stolz darauf, den Jubilar als Kollegen begrüßen zu dürfen; sie wünsche, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, voranzuschreiten als Leuchte der Wissenschaft. Nach dem Danke des Gefeierten folgte hierauf eine Adordnung der Universität Göttingen, an deren Spitze der Prorektor Dr. Leo aussprach, wie sehr Geheimrat Planck ihnen allen ein leuchtendes Vorbild und Beispiel, sowie der Gegenstand freudigster Verehrung sei. Alle seien ihm unendlich dankbar, daß er seinen Lebensabend der Georgia Augusta widme. Aehnlichen Gedanken und Wünschen gab an der Spitze einer Deputation der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen der Sekretär Professor Dr. Ehlers Ausdruck. — Ueber die zahlreichen weiteren Auszeichnungen und Ehrungen, die Geh. Rat Planck an diesem Tage widerfuhren, haben wir schon an anderer Stelle berichtet.

* Berlin. Die philosophische Fakultät der Universität hat das Poderstein-Stipendium für dieses Jahr dem Assistenten am Botanischen Museum, Privatdozenten Dr. Ludwig Diels, zuerkannt.

* Königsberg. Zum Leiter der hiesigen Sternwarte an Stelle des nach Berlin berufenen Professors Struve ist der zweite Beobachter an der Berliner Sternwarte Professor Dr. Hans Battermann, ernannt worden.

* Jena. Professor Dr. Wilhelm Rein wurde von der Viktoria-Universität in Manchester zum Ehrendoktor ernannt. — Der Gynäkolog der hiesigen Universität, Professor Dr. Krönig, hat den an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg i. Br. als Nachfolger Professor Hegars angenommen.

* Von technischen Hochschulen. Der Professor der Geologie und Mineralogie an der tgl. württembergischen landwirtschaftlichen Hochschule zu Hohenheim, Dr. E. A. Wülfing, ist als etatsmäßiger Professor derselben Fächer an die Technische Hochschule in Danzig berufen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Bened. Friedländer: Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Geselligkeitsfreiheit. In naturwissenschaftlicher, naturrechtlicher, kulturgeschichtlicher und sittenkritischer Beleuchtung. Schmargendorf-Berlin 1904. Verlag Eros (Otto Lehmann). 322 u. 88 S. — Dr. L. Loewenfeld, Spezialarzt für Nervenkrankheiten in München: Die moderne Behandlung der Nervenschwäche (Neurasthenie), der Hysterie und verwandter Leiden. M. bes. Berücks. der Luftkuren, Bäder, Gymnastik, der psychischen Behandlung und der Mitchell-Playfairschen Mastkur. 4. umgearb. Aufl. Wiesbaden 1904. J. F. Bergmann. 167 S. — Dr. Arnold Koweiewski, Privatdozent der Philosophie an der Universität Königsberg: Studien zur Psychologie des Pessimismus. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 24. Heft.) Ebenda 1904. 122 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 28. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Ueber die deutsche Lehrerversammlung in Königsberg. Von Ernst Weber.

Das Eigentum und sein Recht. (Ein Versuch, die Psychologie mit der Nationalökonomie zu verbinden.) Von cand. philos. Maximiliana v. Renauld, Edle v. Kellendach.

II. Bücher und Zeitschriften.

E. Stilgebauer: Götz Krafft. — H. Köhler: Die Geschäftsordnungen für die Gerichtsschreibereien im Königreich Bayern.

III. Allgemeine Rundschau.

Deutscher Aerztetag. — Luftdruck und Niederschläge. — Arbeitsleistung beim Baden. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Ueber die deutsche Lehrerversammlung in Königsberg.

Von Ernst Weber.

Wenn die deutschen Volksschullehrer ihre großen Versammlungen abhalten, dann wählen sie als Themen ihrer Verhandlungen zumeist grundlegende Fragen ihres Standes und der Schulpolitik. Die im Anschluß daran aufgestellten Thesen geben dann die Direktiven für die Bestrebungen in den einzelnen Landes- und Bezirksvereinen. Hier vollzieht sich die Kleinarbeit, die Behandlung der Spezialfragen, der Zuschnitt für die jeweils verschiedenen Verhältnisse. Diese Detailarbeit mag sich unterschiedlich gestalten, wenn nur in den großen Zielen Einheit herrscht. Um diese Einheit, um ein gemeinsames Streben zu ermöglichen, dazu sind die deutschen Lehrerversammlungen da. Der Deutsche Lehrer-Verein umfaßt, seit 1902 die Bayern auf ihrer Kaiserslauterer Versammlung den Zutritt beschlossen, über 100,000 Mitglieder. Das ist eine stattliche Körperschaft, und die Beschlüsse einer solchen Masse sind — nicht zuletzt darum, weil sich die einzelnen Glieder über ganz Deutschland zerstreuen und ihre Wirksamkeit bis ins entfernteste Dörflein ausdehnen — auch von nicht geringer politischer Bedeutung. Sie bilden gewissermaßen eine Art Schulprogramm und die deutschen Regierungen werden bei ihren schulpolitischen Maßnahmen nicht umhin können, die in Fachkreisen aufgestellten Grundsätze zu berücksichtigen, wollen sie vor groben Fehlgriffen bewahrt bleiben.

Auch auf dem Programm der Königsberger Tage standen drei Themen, die in ihrer Bedeutung aus dem Bereich bloßer Standesinteressen übergreifen auf das Gebiet der Schulpolitik insbesondere und auf das Gebiet der Politik überhaupt. Die Vorträge sind bereits bekannt: Lehrer Gutmann aus München sprach über „Die allgemeine Volksschule", Seminar-Oberlehrer Muthesius aus Weimar über „Universität und Volksschullehrerbildung" und Rektor Juds aus Kolberg über „Die Schulaufsichtsfrage".

Was die einzelnen Redner in der Hauptsache brachten, ist bereits an dieser Stelle kurz berichtet worden. Unsere heutige Aufgabe sei darum nur, jene Momente herauszugreifen, welche in dem schon angedeuteten Sinne für die nächste und für die fernere Zukunft Bedeutung gewinnen können. Wenn wir die gesamten Verhandlungen überschauen, so muß uns vor allem der starke soziale, altruistische Geist auffallen, der als eigentliche Grundstimmung die Vorträge und nach mehr die Debatten durchzog, der die Thesen formte und jede egoistische Sonderbestrebung energisch zurückwies. Gesamtwohl, Allgemeinbildung, Bekämpfung jeder Kastenbevorzugung, Ablehnung jeder unberechtigten, von außen kommenden Bevormundung, innere Freiheit — das waren in der Hauptsache die Schlagworte, die man immer wieder hören konnte, wie sehr auch in Einzelheiten die Meinungen auseinandergehen mochten. Schon die hitzige Diskussion, die dem Gutmannschen Vortrage folgte, war von dieser Grundstimmung getragen. Für Gutmann ist die allgemeine Volksschule die naturnotwendige Forderung der Gegenwart: das deutsche Volk hat seine äußere Einheit errungen. Dazu muß die innere kommen. In allen sozialen und kulturellen Fragen muß das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl zum Durchbruch kommen. Ein Mittel dazu ist die allgemeine Volksschule. Sie wirkt sozial versöhnend. Eine Trennung nach dem Stand der Eltern entspricht nicht der Kindesnatur. Nur bei falscher Erziehung wird das Kind auf Standesunterschiede aufmerksam gemacht. Dem Standesdünkel und dem Klassenhaß muß der Lehrer entgegentreten. Die allgemeine Volksschule birgt keine Gefahren in erzieherischer Hinsicht. Sittliche Verfehlungen kommen in unseren mittleren und höheren Anstalten in demselben Verhältnisse vor wie in unseren Volksschulen. Die allgemeine Volksschule ist die beste Vorbereitung für das spätere Leben mit seiner allgemeinen Wehrpflicht und der Gleichheit vor dem Gesetze. Auch unterrichtlich ist die allgemeine Volksschule ohne Gefahr. Die Geistesgaben der Kinder sind nicht vom Stande der Eltern bedingt. Die Arbeiterkinder sind nicht ärmer an Anschauungen als die Kinder anderer Kreise. Meist sind sie sogar selbständiger. Die Intelligenzdifferenz ist übrigens auch in den Vorschulen zu bemerken. Hier wird der Formunterricht auf Kosten des Sachunterrichts übermäßig betont. Das ist eine pädagogisch verfehlte, rückständige Art der Bildung. Die Natur des Kindes gibt die Gesetze für die erziehliche und unterrichtliche Einwirkung, nicht die eventuelle spätere Berufswahl. Das ganze Volk muß sich um seine Volksschule kümmern. Pädagogische Ideen und soziale Zustände beweisen ihre Berechtigung.

Für uns in Bayern ist ja die allgemeine Volksschule, was Gutmann darunter meint — nämlich die vier gemeinsamen ersten Bildungsjahre — in der Hauptsache durchgeführt. Die praktischen Konsequenzen aus den Beschlüssen hat vor allem Mittel- und Norddeutschland zu ziehen, wo die sogenannten „Vorschulen" noch zu Recht bestehen. Ihnen gilt der Kampf und sie müssen fallen, sollen die sozialen und nationalen Ideen der Gegenwart realisiert werden. Die Bevölkerungszahl in Deutschland wächst von Jahr zu Jahr. Das Land kann sich längst nicht mehr selbst ernähren. Wir bedürfen der Einfuhr fremdländischer Pro-

Digitized by Google

dukte. Das Ausland verlangt von uns Gegenleistungen. Diese Gegenleistungen, diese Tauschobjekte, schaffen unsere heimische Industrie, unser Wissen und Können, mit einem Worte: unsere Kraft. Unser vornehmster Nationalreichtum ist darum die im Volke aufgespeicherte Intelligenzsumme. Wir dürfen keine Kraft brach liegen lassen. Wir müssen uns bemühen, jede Kraft an die Stelle zu setzen, wo sie sich entsprechend ihrer Eigenart am besten betätigen kann. Das ist eine Pflicht der nationalen Selbsterhaltung. Wo jedoch von allem Anfang an die deutsche Jugend in zwei große Gruppen zerteilt wird, die ihre Differenzierung nicht der verschiedenen Veranlagung, sondern dem Geldbeutel oder dem Stande der Eltern verdanken, da wird prinzipiell ein großer Teil bester Volkskraft lahm gelegt. Ein Volksschullehrer, ein Lehrer des Volkes, der für eine solche Differenzierung eintreten würde, wäre ein Wesen, das sich selbst verneint. Der Frankfurter Lehrer Ries, der als Gegner der allgemeinen Volksschule auftrat, hatte kein Glück mit seinen Ausführungen. Die Versammlung lehnte ihn ab. Um so freudiger wurde der Danziger Professor Lenz begrüßt, der über die „allgemeine Volksschule" des Referenten hinausgriff und eine gemeinsame Bildung der deutschen Jugend nicht nur für vier, sondern für sieben oder acht Jahre forderte. Es war derselbe Gedanke, der auch die Ansprache des Königsberger Universitätsrektors Dr. Arndt beherrschte, daß die Endziele für Volks-, Mittel- und Hochschule die gleichen seien: die Entwicklung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes und vor allem der deutschen Jugend.

Die Frage der allgemeinen Volksschule wird zum größten Teil miterledigt werden durch die Frage der Lehrerbildung überhaupt, und darum bildete das zweite Thema eine notwendige Ergänzung des ersten.

Auch Muthesius ist ein Anhänger der Einheit des gesamten Bildungswesens. Wer aber die Einheit des Bildungswesens anerkennt, der muß auch die Notwendigkeit der Einheit des deutschen Lehrerstandes zugeben. Luther begründete die Notwendigkeit einer höheren Bildung der Geistlichen aus ihrem Lehrberuf. Aeußere Not, nicht innere Gründe bedingten, daß man an die Ausbildung des Volksschullehrers immer bescheidenere Anforderungen stellte. Wir leben in einer Zeit kultureller Gärung. In dem allgemeinen Ringen wird es für den Lehrer eine sittliche Verpflichtung, auf Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung zu dringen. Ein gesundes Verhältnis zur Wissenschaft ist für ihn Vorbedingung zu einer gedeihlichen Berufsarbeit. Universitätsbildung für jeden Lehrer wäre das Ideal. Es ist aber in absehbarer Zeit nicht zu erreichen. Nichts vollzieht sich sprungweise. Es gibt jedoch ein Teilziel, das erreichbar ist. Der Unterricht an den Lehrerbildungsanstalten ist hinsichtlich seines wissenschaftlichen Inhalts und hinsichtlich seines wissenschaftlichen Betriebes derart auszubauen, daß er von dem anderer höherer Schulen nicht mehr unterschieden werden kann. Die akademische Bildung der Seminarlehrer ist die naturnotwendige Voraussetzung der höheren Bildung der Lehrer überhaupt. Realgymnasium und Oberrealschule haben sich ihre Berechtigung zum akademischen Studium erkämpft. Damit ist anerkannt, daß auch an anderen als an altklassischen Stoffen eine vollwertige Bildung erworben werden kann. Es besteht kein Grund, dem Seminarabsolventen zu versagen, was man dem Absolventen einer Oberrealschule gewährt. Der Volksschullehrer soll auf der Universität das volle Recht des freien akademischen Bürgers erhalten.

Wir stimmen den Ausführungen des Weimaraner Seminaroberlehrers in der Hauptsache zu. Daß seine Thesen nicht in der Form angenommen wurden, wie er sie verabfaßt hatte, lag in der Antipathie begründet, mit der die Versammlung jeder Klassifizierung innerhalb des eigenen Standes gegenübertrat. Man forderte Universitätsbildung für alle Lehrer. Diese Forderung als Pflicht ist — wie bereits gesagt — in absehbarer Zeit aus wirtschaftlichen Gründen unerfüllbar. Sie würde zudem einer Revolution der gesamten Lehrerbildung gleichkommen. Wir sind Anhänger einer gesunden Reformation, wie sie vor einigen Tagen auch die einsichtigen Vertreter im Finanzausschuß der bayerischen Kammer contra Wörle mit seinen Hinterwäldler-Ansichten forderten: Umwandlung der Präparandenschulen in allgemeine Bildungsanstalten, Ausbau der Seminare als Fachschulen und Berechtigung der Seminarabsolventen zum Universitätsstudium. Das bedeutet einen gesunden Fortschritt und ist mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu erreichen. Akademische Bildung für den Seminarlehrer wäre freilich unerläßlich; denn die Bildungsfragen des Volksschullehrers sind zunächst Bildungsfragen der Lehrerbildner. Hier ist der Hebel einzusetzen. Die Forderung, daß die Universitätsbildung eine Anwartschaft auf den Schulaufsichtsdienst gewähren soll, wurde mit Recht abgelehnt. Doch damit kommen wir gleich zum dritten Verbandsthema, zur Frage der Schulaufsicht, das der Kolberger Rektor Juds besprach. Wie alle kulturellen Zustände, so ist auch die Schulaufsichtsfrage ein geschichtliches Produkt. Die Frage ist bedingt durch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Im Laufe der letzten Jahrhunderte haben sich die einzelnen Bildungsanstalten der kirchlichen Vormundschaft entzogen. Die Volksschule steht zur Zeit mitten in diesem Wandlungsprozeß. Die Stellung des Schulaufsichtsbeamten ist eine doppelte. Sie bezieht sich auf die äußere Verwaltung und auf die innere Leitung. Der gegenwärtige Zustand, der Angehörige eines anderen Standes zu Vorgesetzten des Lehrers zuläßt, ist unhaltbar und unnatürlich. Von keinem Beruf verlangt man, daß seine Mitglieder auch in einem anderen Berufe Meister seien — nur vom Stande der Geistlichen erfordert es die gegenwärtige Institution. Das ist ein Unding und führt zu Unerträglichkeiten im Interesse der Schule wie im Interesse der Kirche. Wo die Sachkenntnis fehlt, da kann sich die Aufsicht nur auf Aeußerlichkeiten beziehen. Wer zum Schulaufsichtsbeamten berufen werden soll, der muß vorher in der Schule praktisch tätig gewesen sein. Der Geistliche hat genug zu tun, wenn er seine ureigene Aufgabe recht erfüllen will. Der Lehrerstand will den Religionsunterricht nicht aus der Schule hinausschaffen; aber Lehrer und Geistlicher müssen als Gleichberechtigte an der religiösen Erziehung des Volkes zusammenwirken. Die Lokalschulinspektion ist überflüssig. Berechtigt ist einzig und allein die Fachschulaufsicht. Die Volksschule wird ihre Aufgabe am besten lösen, wenn sie von jeder geistlichen Institution, welche sie beaufsichtigen will, befreit wird.

Die Frage der Fachschulaufsicht — besser Fachleitung — harrt auch bei uns in Bayern ihrer Lösung. Handelte es sich dabei nur um die Sache, um das Wohl der Schule, so wäre der Streit rasch entschieden. Der ganze Schulkampf ist jedoch, wie die gegenwärtigen Zustände in Württemberg klar zeigen, wie unsere ultramontane Kammermehrheit in Bayern bei jeder diesbezüglichen Aeußerung erkennen läßt, ein parteipolitischer Streit. „Eine so erhabene Sache wie die Kindererziehung," schrieb der verstorbene Professor Dr. M. Lazarus in seinen kürzlich herausgegebenen „Pädagogischen Briefen", „eine so erhabene Sache von unbestimmbarer Unendlichkeit des Wertes darf nicht zum Gegenstand der Partei herabgewürdigt werden, darf nicht Parteizwecken geopfert werden. Alle Parteien sollen sich des Gedankens der Parteischule ernsthaft entschlagen, die Richtung der Zukunft dem künftigen Geschlecht überlassen und nur das höchste Maß von geistigen Kräften, welches erreichbar ist, zu entwickeln suchen. Der Unterrichtsminister sollte kein politischer Minister, sondern ein pädagogischer sein; er sollte nicht ein Mann der politischen Aktualität, nicht ein Mann der Gegenwart, sondern ein Mann der Zukunft, nicht ein Mann des Parteikampfes sein, sondern in des Wortes allerhöchster Bedeutung ein Mann des Friedens." Als „Mann des Friedens" aber in anderem Sinne, als es hier Lazarus wünscht, trat in Königsberg der ostpreußische Generalsuperintendent Dr. Braun auf und bat die deutsche Lehrerschaft, doch „nicht zu verallgemeinern". Mit warmen, beredten Worten stellte er sich als Freund der Schule vor, der „seine lieben Lehrer" oft gegen die eigenen Fachgenossen in Schutz nehmen mußte. Er gebe zu, nicht alle Geistlichen seien Engel; aber das sei doch kein Grund, die geistliche Schulaufsicht überhaupt zu verwerfen.

Digitized by Google

Seine Ausführungen wurden höflich aber bestimmt zurückgewiesen, und mit Recht. Die Kirche den Theologen, die Schule den Pädagogen! Mancher Lehrer wird die kommende Fachschulaufsicht mit gemischtem Gefühle betrachten. Unter dem Krummstab haust sich's ja für so manchen besser. Aber egoistische Sonderinteressen dürfen nicht maßgebend sein, sondern einzig und allein das Interesse der Schule. Die Frage so beantworten, wie der altpreußische Generalsuperintendent es tat, heißt den eigentlichen Kern beiseite liegen lassen. Nicht um Freund- und Feindschaft handelt es sich — die Fachschulaufsicht trägt keinen antireligiösen Charakter —, sondern um die gesunde Fortentwicklung der Volksschule. Der Geistliche ist und bleibt in schulischen Dingen ein Laie. Diese Tatsache würde selbst dann nicht aus der Welt geschafft, wenn der Student der Theologie 40 Stunden an einem sogenannten pädagogischen Seminar, wie man es in München plant, sich und seine Versuchskaninchen versuchen würde. Er würde eine tragikomische Rolle dabei spielen; denn über den mißglückten Versuch käme er nicht hinaus. Leere Spiegelfechterei — weiter nichts! Wer Pädagoge werden will, der wird es nicht durch theoretische Erwägungen allein oder durch 40 Stunden Auskultation, sondern der wird es in einer jahrelangen Praxis.

Freilich ist die Frage der Schulleitung in hohem Maße eine Frage der Persönlichkeit. Aber die Persönlichkeitsfrage ist nicht das Erste. Ihre Lösung hat erst zu erfolgen, nachdem die Frage der Berufstüchtigkeit erledigt ist. Es kann einer ein vorzüglicher Landwirt, ein braver Christ und nebenbei doch ein schlechter Musikant sein. Seine ökonomischen, religiösen und rein menschlichen Qualitäten werden ihn darum noch nicht zum Kapellmeister prädestinieren. Mit demselben Rechte, führte einer der Diskussionsredner in Königsberg an, mit dem der Geistliche sich als Lokalschulinspektor fühlt, könnte sich der Lehrer als Lokalkircheninspektor fühlen. Das wäre die richtige Folgerung, wollte man die Frage der Schulaufsicht als bloße Persönlichkeitsfrage behandeln. Gegen solche Konsequenzen aber würde hinwiederum die Geistlichkeit ankämpfen, und mit vollem Rechte; denn grundlegende Fragen auf diesem oder jenem Gebiete erledigen sich nicht durch Unnatürlichkeiten, die von außen herangebracht worden sind, sondern durch die der Sache selbst innewohnenden Kräfte und Triebe.

Was die deutsche Lehrerversammlung in Königsberg in ihren Verhandlungen zutage förderte, was sie an Beschlüssen faßte, das sind im Grunde genommen derartige Strebungen, wie sie ein in sich geschlossener, zielbewußter Körper entsprechend seiner Eigenart und den Verhältnissen seiner Zeit naturnotwendig werden läßt. An Volk und Regierung liegt es nun, abzuwägen, was von dem Geforderten im Interesse der Gesamtheit einer Realisierung würdig ist. Die deutsche Lehrerschaft hat ihre Beschlüsse gefaßt im Hinblick auf das Wohl des deutschen Volkes. Daß opportunistische Wünsche hin und wieder mit idealen Zielen übereinstimmten, war erfreulich, gab aber niemals den Ausschlag. Das deutsche Volk darf egoistischer sein. Da es selbst die Masse ist, so wird die Sorge für sein Eigenwohl zum gesunden Altruismus. Und wenn es von diesem Gesichtspunkte aus die vorliegenden Ergebnisse überdenkt, so wird das Ergebnis seines Nachdenkens sicherlich dem einer freudigen Zustimmung gleichkommen, sind doch unsere gesamten kulturellen Fragen am Ende Bildungsfragen, die nur auf ihrem ureigenen Felde erledigt werden können, das ist auf dem Gebiete der deutschen Schule.

Das Eigentum und sein Recht.

Ein Versuch, die Psychologie mit der Nationalökonomie zu verbinden.*)

Von cand. philos. **Maximiliana v. Renauld, Edle v. Kellenbach.**

Wenn ich, auf einem zu diesem Zwecke abgegrenzten Gebiete, den Versuch mache, die Nationalökonomie mit der Psychologie zu verbinden, möchte ich lediglich auf hierin Berufenere anregend wirken.

Zunächst will ich die Eigentumsfrage behandeln und psychologisch sogleich erörtern: Was heißt Eigentum? „Eigentum" ist ein Name für das Bewußtsein des Habens, und zwar des andere ausschließenden Habens und Genießens von etwas.

Diese Erklärung ist — ich weiß es wohl — ein Anklang an das ius utendi et abutendi des römischen Rechts. Aehnlich drückt sich auch Hume aus.

Warum andere ausschließend? Weil die Erfahrung lehrt, daß ein Mitgenuß den eigenen beeinträchtigt. Mag die Harmonie zwischen zweien, die das Gleiche besitzen, noch so groß sein, es hört das absolut freie Verfügen für den einzelnen auf, sobald beide sich gleichberechtigt fühlen. Trifft ein ausschließender Genuß bei allen Gütern zu? Keineswegs! Wir sehen uns also gezwungen, eine wichtige Scheidung vorzunehmen und die Güter einzuteilen in wirtschaftliche und psychologische.

Die wirtschaftlichen trennen sich wieder in unvertretbare und unvermehrbare einerseits und vertretbare und vermehrbare andrerseits. Auf der einen Seite stehen die Naturgaben, die bloß einmal vorhanden, an Ort oder Zeit oder an beides gebunden sind, wie Boden, Bergwerk, Wasserkraft — in gewissem Sinne auch die Luft und das Feuer —, auf der andern Seite oder die Produkte der Industrie, z. B. die Maschine. Als „Eigentum" werden mit Recht beide Arten bezeichnet, nur können im letzteren Falle mehr Menschen zu Besitz gelangen als im ersteren.

Völlig anders ist es mit den psychologischen (geistigen) Gütern. Davon können alte Menschen zugleich und ohneeinander Abbruch zu tun, genießen. Damit fällt das ausschließliche Verfügen überhaupt weg. Es hat hier keinen Sinn. Man hüte sich von „geistigem Eigentum" zu sprechen! Dieses Wort hat hier eine total andere Bedeutung: man meint damit z. B. das Urheberrecht. Wer sich hierüber nicht ganz klar ist, kommt in Versuchung, die Nationalökonomie mit der Ethik ungehörig zu verbinden, um dann vielleicht auf den Utilitarismus[1]) zu verfallen, was als eine Herabwürdigung der Ethik auf das strengste zu verdammen wäre!

Als Folge obiger Scheidung ergibt sich, daß man Geistiges mit Materiellem nicht tauschen kann wie Waren gegeneinander. Beide sind einzigartig und unvergleichbar! Ein Entlohnen in diesem Sinne gibt es nicht. Lohn spenden heißt die materiellen Existenzbedingungen jemand schaffen, damit er das Höhere (Geistige) uns gewähren kann. Nicht einmal der gewöhnliche Arbeiter kann „entlohnt" werden, insofern er psychische Arbeit aufgewendet hat. Als wie notwendig diese zur materiellen Leistung hinzutritt, zeigt die Erfahrung, welche lehrt, daß rein mechanische, erzwungene Arbeit wie die der Sklaven die allerschlechteste ist.

Das scheint ein Widerspruch zu sein gegen jene Lehrmeinung, die behauptet, daß die Arbeit — d. h. die mit Rücksicht auf Erwerb verkaufte Nutzung der Arbeitskraft — eine Ware[2]) sei, und zwar eine ganz eigenartige — nämlich untrennbar von der Person des Arbeiters und nicht nach der Nachfrage wie die sonstige Produktion sich richtend, sondern nach der Dürftigkeit des Arbeitsuchers. Eine Ware sei die Arbeit als ein „vertretbares" Gut.

Darauf möchte ich folgendes erwidern: Je mehr der Arbeitende das Moment des Erwerbes vergißt, je mehr die

*) Vortrag, gehalten am 22. Februar 1904 im Akademischen Verein für Psychologie in München.

1) Ethische Grundfragen von Prof. Lipps.

2) Alles Verkaufbare und Vertauschbare wird als „Ware" bezeichnet!

Digitized by Google

Arbeit sich dadurch oder überhaupt vergeistigt, je individueller sie wird, um so untrennbarer von der Person des bestimmten Arbeiters wird sie. Man kann sogar von einer Unvertretbarkeit sprechen. Umgekehrt ist ein Ersatz um so leichter möglich, je mechanischer die Leistung ist. — Also: je geistiger die Arbeit, um so unvertretbarer, aber je materieller und mechanischer, um so leichter trennbar vom Menschen wird sie. (Maschine mit steigender Selbsttätigkeit.) Ich bezweifle durchaus, daß man von einer geistigen Ware sprechen kann, auch wenn sie dem Erwerbe dient.

Die Arbeit ist selbstverständlich kein Eigentum, denn man kann mit ihr nicht in gleicher Weise verfahren. Wenn ich ein Eigentum z. B. verkaufe oder verschenke, so trenne ich mich von ihm, aber die Nutzung der Arbeitskraft bleibt auch noch dem Verkauf stets in Verbindung mit mir.

Also mit dem Namen „Eigentum" bezeichnen wir am zweckmäßigsten die unvermehrbar - unvertretbaren und — vermehrbar-vertretbaren Güter!

Was heißt Recht auf Eigentum? Wir müssen unterscheiden gültiges und geltendes Recht; ferner ein Recht sich selbst und eines andern gegenüber. Gültiges Rechtsbewußtsein ist der Name für eben das Bewußtsein, daß keine Forderung weder der einschlägigen Tatsachen, noch der Menschen, insofern sie von Tatsachen bestimmt sind — mir in meinem Haben und Genießen wehren kann. Das ist objektiv begründetes Recht. — Ich komme darauf noch zurück.

Subjektive Begründung hat das jeweils geltende Recht. Von diesem sei jetzt die Rede!

Die neuesten Forschungen[3]) haben gezeigt, daß der Wirtschaftsumfang und damit die Eigentumsordnung — soweit unsere Kenntnis reicht — bei allen Völkern die gleiche war. Eigentümer am jeweils in Besitz genommenen Lande war das Volk und nicht der einzelne. Eigentümer wurde daneben bald die Stammesgenossenschaft und später ebenfalls daneben die Familie. — Das ist eine nationalökonomisch-historische Tatsache. Wie aber deuten wir sie uns aus? Ich möchte hier auf Darwin verweisen, der da so prächtig schildert, wie ohnmächtig der Mensch allein mit seinen relativ geringen Körperkräften den hierin weit überlegenen Tieren gegenüber ist. Der Selbsterhaltungstrieb lehrt ihn den Zusammenschluß. Somit verliert er sich im ganzen, bis er durch geistiges Uebergewicht aus der Masse wieder heraustreten kann, um nun allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. — Dieselbe Entwicklung macht jeder von uns noch heute durch — freilich in relativ geringer Zeit. Denn jeder ist als Kind total abhängig von seiner Umgebung. Einmal kommt die Zeit, wo es sich zeigt, ob er wahrscheinlich in Unmündigkeit dauernd verharren wird oder zum Herrschen befähigt erscheint. — Dies nur nebenbei! — Wir kehren zum Thema zurück mit der Frage: Was ist begreiflicher, als daß die Masse das Land besitzt, da sie allein als Masse nur fähig ist, das Okkupierte zu behaupten und zu pflegen? Der Kommunismus tritt zurück, je mehr der einzelne sich entwickelt. Das gilt sowohl auf dem wirtschaftlichen, wie auf dem geistigen Gebiet.

Das Sondereigentum am Boden war kein freies für die unteren, es war auch kein freies für die oberen Klassen. Das Leben war ein Amt und kein Eigentum (eine Art „Gehalt" für das damit verbundene Amt). Mit dieser Auffassung stimmt die der alttestamentarischen Juden und der katholischen Kirche[4]) überein, die da lehrt: Gott ist der Alleineigentümer und der einzelne nur Nutznießer. Das ist ein Ergebnis eines tief religiösen Gemütes und keiner raffinierten Reflexion — des Versuches, einer übermächtigen rätselhaften Naturgewalt gerecht zu werden, sie zu anthropomorphisieren und als allmächtigen Herrscher zu deuten!

Die Großgrundbesitzer, die man sich selbst bei Beginn der Wirtschaft durch Zuteilung eines größeren Loses schuf — jene berühmte Landesverteilung secundum dignationem —, diese wurden zuerst, allerdings durch widerrechtliche Gewalttätigkeit, freie Eigentümer. Daneben hatten sie infolge Urbarmachung im Gemeindeland durch ihre Sklaven rechtlich freies Eigentum an Land bald erhalten.

Was war sonst in unserem Sinne freies Eigentum auch für die Niederen? Die Kriegsbeute: das Weib und das Vieh. Die gefangenen Männer wurden anfangs alle getötet. Später dienten auch sie als Arbeitskräfte und wurden deswegen gepflegt.

Recht auf Eigentum gab also:

1. Das einfache Nehmen von herrenlosem Gute.

2. Physische oder psychische Uebergewalt, oder beides zusammen — und zwar bei Besitznahme und Verteidigung von vielleicht nicht mehr freiem Gute (Raub, Diebstahl). Der Beraubte wurde wenigstens zur äußeren Anerkennung gezwungen.

3. Die aufgewendete Pflege und Mühe. (Das Recht auf das Erarbeitete nach Locke.)

4. Jede Art von Uebertragung und besonders die freie Vererbung.

Diese setzt die Rechtsfähigkeit des Erblassers und Erben voraus. Ich kann leider wegen Mangels an Zeit hierauf nicht näher eingehen.

Eigentum war ferner für die Niederen auch Haus und Hof. Dies war im alten Agrarreich von untergeordneter Bedeutung.

Im modernen Staate mit seinem Geldwesen, seinem in Geld besoldeten Beamten und Heere ward Eigentum das Geld und schließlich alles, was sich in Geldeswert ausdrücken läßt. Es wird zum Universalmittel bei der direkten Erlangung aller wirtschaftlichen Güter schrankenlos und indirekten aller geistigen Güter — soweit dies überhaupt möglich ist. — Aus der unmittelbaren und unbedingten Abhängigkeit vom Besitzenden ist die mittelbare und bedingte geworden. Die unteren Klassen sind hinaufgerückt und das willkürliche, schrankenlose Verfügen hat mehr oder minder aufgehört.

Die vertretbaren und vermehrbaren Güter gewannen das Uebergewicht über die unvertretbaren und unvermehrbaren durch Aufschwung von Handel und Gewerbe damals schon infolge der Verbindung des Abendlandes mit dem Orient durch die Kreuzzüge, der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien.

Auch im modernen Staate stützt sich das Eigentumsrecht auf die alten subjektiven Faktoren: Physisches oder psychisches Uebergewicht, oder beides zusammen, ferner auf eigennützige Sonderbemühung und freie Vererbung. Dergleichen schafft nur von einem bestimmten Standpunkte aus das Gefühl des Rechts. Einen der angegebenen Gründe zu einer allseitigen und freien Anerkennung zu bringen, ist absolut unmöglich — als Widerspruch in sich selbst. So etwas wird als Nebengrund vielleicht geduldet, nie aber als Hauptbegründung, solange noch ein Funken sittlichen Bewußtseins glimmt.

Wer soll denn nach dem unverdorbenen Gefühle das meiste Eigentum besitzen? Der, welcher die vornehmste Abkunft hat, wenn er auch sonst nichts taugen mag? Oder der brutal und gewissenlos ist? Vielleicht der wirtschaftlich Klügste, der Gelehrteste oder der reichste Erbe? Keiner von allen! — sondern der sittlich Tüchtigste! Man wird mir gleich entgegenhalten: Wer soll denn das entscheiden? Darauf antworte ich, daß jeder Mensch aus sich selbst weiß, wie er eigentlich sein soll. Das sagt er sich in Stunden, die er selbst als ernst und ideal bezeichnet.

Wenn er alle Tatsachen berücksichtigt, sich an die verschiedenen Standpunkte versetzt, alle subjektiven Bedingungen wie Trägheit, Laune, Gewohnheit, Eigensinn, Autoritätsfurcht u. s. w. ausschaltet, so wird er untrüglich recht urteilen und handeln.

Das ist ein Ideal und menschlich nur annähernd erreichbar. Hier muß der gute Wille der Unvollkommenheit zu Hilfe kommen. Somit wird der sittlich Tüchtigste der, welcher am herzlichsten sich Mühe gibt, nach dem Ideal zu streben und auch anderen dazu zu verhelfen. Ein anderes Mittel, als durch gegenseitige Erziehung und Beeinflussung sich zu helfen und besonders die Besitzenden auch zu ethisch

---

3) Brentano: 1) Vorlesungen. 2. Agrarpolitik.

4) Das ist kein Widerspruch gegen das VII. und X. Gebot Gottes, wenn wir zweierlei Verhältnisse konstatieren, a) das zwischen Mensch und Mensch und b) zwischen Gott und Mensch. Es herrscht über die Eigentumsfrage nicht vollkommene Einstimmigkeit. Vergleiche die Lehre der Kirchenväter mit der Enzyklika Leos XIII.

Digitized by Google

berechtigten Besitzern zu machen, ihnen Geist und Herz zu öffnen für die Hilfe an armen aber edlen Menschen — ein anderes Rezept ist bisher noch nicht gefunden worden, wenn wir schon nach Mitteln suchen, das ethische Ideal praktisch wirksam zu machen.

Wie verteidigt denn eine der modernen Richtungen in der Nationalökonomie Eigentum und Erbe? Sie ist vielleicht die erste, die nicht vom Standpunkt des einzelnen ausgeht, indem sie sagt, daß diese eine gesellschaftliche Einrichtung zu Gunsten der Gesellschaft und nicht des einzelnen seien; daß sie auch nur so lange sich erhalten werden — analog anderen Einrichtungen —, solange sie im Interesse der Gesamtheit bestehen. Ihre Rechtfertigung sei eine dreifache:

a) eine wirtschaftliche, weil ein wirtschaftlicher Fortschritt überhaupt nur durch Anreizung des Selbstinteresses einzelner möglich sei,

b) eine gesellschaftliche, indem Kunst und Wissenschaft besonders bei jenen entstehen und blühen, die infolge Eigentum der Sorge ums Tägliche nicht alle Zeit opfern müssen. Diese sind das Ziel des Hasses und Neides besonders der Unteren, und doch ihre einzige Rettung, indem durch Fortschritt jener auch die Unteren mit der Zeit zu höherem Leben gelangen;

c) der dritte Rechtfertigungsgrund wäre die staatliche Wirkung. Eigentum und Erbe seien die Uebermittler der Vergangenheit. Was der einzelne Treffliches geleistet, ginge ohne sie spurlos verloren. Sowohl die Verteidiger wie die Tadler von Eigentum und Erbe hätten dasselbe Ziel vor Augen: Hebung der unteren Klassen, und die Geschichte gäbe ersteren mehr Recht, indem sie den bisherigen Weg als einen zwar langen aber sicheren weise.

Was sagt nun der Ethiker zu all dem Vorgebrachten? Daß der einzelne zu Gunsten der Gesellschaft nicht zu übersehen ist und auch tatsächlich nicht übersehen wird. Das zeigt ja seine wirtschaftliche Verselbständigung, wenn auch deren Anerkennung auf anderen Gründen beruht als — dem rein menschlichen Wunsche nach Freiheit zu entsprechen. Schließlich ist es auch der einzelne, der von den Errungenschaften der Gegenwart und Vergangenheit profitiert und profitieren kann. Bisher hat man Eigentum und Erbe nur vom Standpunkt des einzelnen aus beurteilt. Jetzt droht man in das andere Extrem zu verfallen. Ich meine, man müsse untersuchen, inwiefern beide, Gesellschaft und Einzelmensch, zur Ausbildung und Entwicklung hierin beigetragen haben.

Der Ethiker hätte gar nichts gegen Erbe und Eigentum einzuwenden, wenn nur der Erbe und Besitzer ein edler Mensch zu sein sich bemühte. Ich meine mit dem Worte „edel" das bereits angegebene objektive Bestimmtsein — nicht etwa ein Zerfließen in lauter Altruismus, was manche für das einzig Sittliche halten. Das wäre eine törichte Schwäche und ebenso verwerflich wie der brutale Egoismus. Das Ich muß und soll sich behaupten — aber auch nicht schrankenlos.

Zum zweiten Rechtfertigungsgrunde wird der Ethiker bemerken, daß ja allerdings die „Existenzbedingung" als Fundament für jedes höhere Schaffen vorhanden sein muß. Doch „Existenzbedingung" ist ein relativer Begriff. Der eine Mensch braucht mehr als der andere, je nach dem Grade der Gesundheit, Abhärtung, Selbstbeherrschung oder Unkenntnis des verfeinerten Lebens. Es darf ferner nicht vergessen werden, daß oft inmitten direkter Not herrliche Werke entstanden sind, während wohlhabende Leute nichts dergleichen aufzuweisen hatten. Gerade das Elend, all das tief einschneidende Weh wirken oft wie eine Peitsche auf den Menschen, sein Höchstes anzustrengen, um sich in kräftiger Reaktion gegen das brutale Leben zu behaupten. Das ist weit öfter der Fall als Verzweiflung und Selbstmord. Die ungewöhnliche Anspannung aller Seelenkräfte hat oft auch Ungewöhnliches hervorgezaubert und hat besonders das Selbstbewußtsein übermächtig dem Elend gegenüber gesteigert und dessen Gewalt herabgedrückt, so daß es wie in weite Ferne gerückt im Nebel des Vergessenkönnens zu versinken schien. — Natürlich spielt das Temperament, der Grad der psychischen und physischen Gesundheit hier eine gewaltige Rolle.

Schließlich geht trotz aller Theorie und Praxis durch fast alle Menschenherzen der leise Wunsch, daß der sittlich Tüchtigste siegen möge. Dieses Ideal dient oft unbewußt als Maßstab für jegliche ethische Beurteilung und Verurteilung. Jeder fühlt, daß das Leben wohl weit erträglicher wäre, wenn jeder sich herzlich mühen wollte, seine subjektiven Bedingungen nach Möglichkeit wegzulassen. Wir bräuchten zu einer Neugestaltung keine gewaltsame Revolution, sondern nur mehr aufrichtigen und guten Willen! Ein idealer Zug ist in der Menschheit unleugbar vorhanden. Was gibt man sich nicht für ergötzliche Mühe, das, was man im Schutze einer geltenden Ordnung besitzt, auch ethisch zu rechtfertigen. Warum läßt man denn dergleichen nicht und begnügt sich mit dem scheinbar unangefochtenen Haben? Weil man psychisch nicht kann. Die verschiedenen inneren Vorgänge treten ungewollt in der Seele einander gegenüber und daraus entsteht unbeabsichtigt Freude oder Leid. Wir können uns ebensowenig gegen das Miterleben fremder Seelenvorgänge wehren. Schwächen können wir dergleichen Einflüsse, nie aber völlig aufheben.

So ist es denn ein endloser Kampf zwischen den Forderungen der Zwecke, denen unserer eigenen Person und denen unserer Nebenmenschen. Erst wenn alle drei durch Unterwerfung unter das erste in Einklang gebracht sind, haben wir das einzigartig hohe, wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne beglückende Bewußtsein: So soll es sein! und so ist es recht! und von diesem Standpunkte aus verdienen wir Erbe und Eigentum!

Bücher und Zeitschriften.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Eduard Stilgebauer. I. Mit tausend Masken. Berlin, Richard Bong.

Eine noch so laute und aufdringliche Reklame beweist natürlich nicht das Geringste für den Wert eines Kunstwerks. Sie muß sogar ein gewisses Mißtrauen erregen, da das Echte und Gute gewöhnlich nicht in bunten Gewändern und mit Schellengeklingel auf dem Markte erscheint. Heftiges Lob kann Wertlosem nur zu einem vorübergehenden Scheinleben helfen, und auch der schärfste Tadel kann das Gute nicht auf die Dauer unterdrücken. Wahrer Wert ist mit Würde vereinigt und vermeidet den Lärm. Dennoch kann es ja auch einmal vorkommen, daß dieser sich an Gutes heftet, so daß selbst die geräuschvollste Inszenesetzung nicht gerade ein unmittelbarer Beweis gegen den Wert des gepriesenen Werkes sein muß. So könnte der Götz Krafft trotz der wenig geschmackvollen Weise, in der die Trommel für ihn gerührt wurde, doch ein gutes Buch sein. Könnte — ist es aber nicht. Und zwar weil der Roman ganz und gar unkünstlerisch aufgebaut, weil es dem Verfasser nicht gelungen ist, seine Menschen so zu gestalten, daß wir uns ein Bild von ihnen machen können. Die Sprache, im ganzen recht flüssig, ist doch oft geschraubt. Die paar ersten Kapitel spielen in Frankfurt und hier hat der Verfasser offenbar das tatsächlich Erlebte mit photographischer Genauigkeit wiedergegeben. Aber das wirklich Wahre ist noch lange nicht das künstlerisch Wahre. Der umfangreichere übrige Teil hat Lausanne zum Ort der Handlung, wo der Held, den wir als Gymnasialabiturienten kennen gelernt hatten, die Universität besucht. Hier durchlebt er, selbst handelnd oder als seelisch beteiligter Zuschauer, eine ganze Reihe von Begebenheiten, die aber zumeist weder in organischem Zusammenhang zueinander noch zu seinem Innenleben stehen. Seine eigene Liebe zu einer entzückenden jungen Waadtländerin, die uns zuerst als ein förmliches Ideal vorgeführt wird, dann aber sehr irdische Eigenschaften entwickelt und seiner Tugend gefährliche Fallen stellt; die Liebesepisode seines Jugendkameraden mit einer in unglücklicher Ehe lebenden Frau; die vom Zaun gebrochene Beleidigung eines hochjinnigen jüdischen Studenten durch einen gräßlichen Rowdy und das dadurch veranlaßte Duell, in dem der edle Löwenfeld

fällt; eine Engelmacherin von ganz grotesker Verzerrung, die in Selbstmord endende Tochter seiner finsteren Hauswirtin; eine phantastische Schwurgerichtsverhandlung, bei der der sozialdemokratische Verteidiger eine donnernde Anklage gegen die heutige Gesellschaft hält — das alles schwebt gleichsam in der Luft, und wollte man sich die Mühe nehmen, die einzelnen Situationen zu zergliedern, so würde sich bei den meisten die völlige Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit herausstellen. Auch stört es, daß der Verfasser den lebendigen Gang der Handlung oft dadurch unterbricht, daß er persönlich dazwischen tritt und uns erzählt, wie Götz Krafft in späterer Zeit über dieses und jenes Erlebnis dachte. Der Untertitel „Die Geschichte einer Jugend" läßt uns eine Entwicklungsgeschichte etwa wie „Der grüne Heinrich" erwarten, eine Darstellung der seelischen Kämpfe in dem Ringen nach Erkenntnis, der Prüfungen, die das Blut, die sich regende Lebenslust in den gefährlichen Uebergangsjahren bereiten. Aber nichts von alle dem wird uns geboten, auch von den „tausend Masken", die so stolz angekündigt werden, ist nicht viel zu bemerken. Götz Krafft — mit dem vollen Namen wird er das ganze Buch hindurch genannt — ist zu Anfang der Geschichte achtzehn Jahre alt und am Schluß neunzehn. Er hat zwar viel durchgemacht, aber geistig nichts durchlebt, keine Entwicklung erfahren. Vielleicht werden die weiteren Bände, die in der Vorrede an Frau L. B. in M. angekündigt werden, das Wesentlichere, das Bedeutende bringen, nach dem wir uns bis jetzt vergebens umgesehen haben, aber nach der Vorkost haben wir nicht viel Hoffnung darauf.

Wie kommt nun das so unbedeutende Buch zu der Fülle von Ehrenzeugnissen, die dem Verfasser zugegangen sind und die der Verlag veröffentlichen konnte? Der „Götz Krafft", wurde, bevor er in den Handel kam, einer ganzen Reihe bekannter und angesehener Persönlichkeiten mit der Bitte zugesandt, sich darüber zu äußern, und diese haben dem Verfasser für seine Freundlichkeit mit freundlichen Worten geantwortet. Vielleicht bestochen durch die sehr brave Tendenz, die aus vielen Teilen des Buches spricht, vielleicht auch mehr freundlich als aufrichtig. Aber kein einziger von ihnen hatte wohl eine Ahnung davon, daß die vertraulich hingeworfenen Worte öffentlich festgenagelt werden würden. In Frankfurt, der Heimat des Verfassers, hat das Buch zum Teil förmliche Empörung hervorgerufen. Man weiß dort, daß Götz Krafft das Porträt Eduard Stilgebauers ist, daß seine Familie, seine Freunde der Wirklichkeit nachgezeichnet sind, hier und da mit karikierenden Strichen. Einzelne Kritiker, besonders Herr Pfarrer Battenberg in der „Gemeinde" gehen mit dem Verfasser scharf ins Gericht, weil er seinen Vater, seine Braut, seine Familie schwer verunglimpft, dem Jugendfreund Dinge angedichtet habe, die dieser gar nicht begangen. Ueber solche Einwände könnte der Verfasser sich kühl hinaussetzen und darauf hinweisen, daß Frankfurt nicht die Welt ist, daß er bei den Zehntausenden von Lesern, auf die er abzielt, vorwiegend an solche gedacht habe, die eben nicht wissen, daß Götz Krafft Eduard Stilgebauer ist, sein Vater der brave gemütliche Pfarrer St., der im Buche sehr zu Unrecht als verknöcherter Pietist behandelt wird, sein Onkel der Onkel Bankdirektor u. s. w. Stilgebauer könnte darauf hinweisen, daß fast jeder Roman ein Bekenntnis ist und Erlebtes schildert, daß man auch Goethe und Rousseau und Byron und D'Annunzia die rücksichtslose Nachzeichnung des Erlebten vorwerfen konnte, daß auch diese Männer die Kunst über die Diskretion stellten. Aber Goethe und Byron und Rousseau und D'Annunzia haben Kunstwerke geschaffen, und das hat Stilgebauer nicht vermocht. Warten wir daher in Geduld auf die künftigen Bände! An der Möglichkeit, daß der Held des Buches dort doch noch einmal die warmen Huldigungen verdienen wird, die Eduard Stilgebauer ihm in so reichem Maße darbringt, braucht man ja noch nicht gleich zu verzweifeln.

Sigmund Schott.

Die Geschäftsordnung für die Gerichtsschreibereien im Königreich Bayern. Von kgl. Amtsgerichtssekretär Hans Köhler in München. Verlag von Palm u. Enke, Erlangen.

Ein großes, in sich vollkommen abgeschlossenes Werk, das die umfangreiche Materie umfaßt, die den Gerichtsschreibern auf sämtlichen Rechtsgebieten zur Bearbeitung anheimfällt, hat der Verfasser durchaus erschöpfend behandelt und in Bezug auf Theorie und Praxis mit größtem Fleiße bearbeitet. Mit Bearbeitung dieses Kommentars, deren für außerbayerische Verhältnisse längst bestehen, hat der Verfasser einem seit vielen Jahren bestehenden dringenden Bedürfnisse abgeholfen, indem er die für bayerische Verhältnisse geltenden Bestimmungen sammelte und der Geschäftsordnung im fünften Abschnitte 126 gerichtliche Registerformulare mit Mustereinträgen, die bisher in keinem Buche in solcher Fassung vorhanden sind, versehen mit den Vorschriften über die Führung derselben, beifügte. Ein ausführliches Sachregister gewährt sofortige Orientierung. Der Verfasser, der kein Neuling auf dem Gebiete der Literatur ist und der sich bereits einen wohlbekannten Namen durch Herausgabe seines „Handbuches für die Praxis bei den Gerichten, im Anwalt-, Notariats- und Gerichtsvollzieherdienste", dessen Neubearbeitung in nächster Zeit sehr zu wünschen wäre, erworben hat, hat die sich gestellte Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Das Werk eignet sich nicht nur für die Behörden selbst; es wird insbesondere den im Vorbereitungsdienste stehenden Rechtspraktikanten und Gerichtsschreibereianwärtern ein unentbehrlicher Instruktor und Ratgeber in der umfangreichen Dienstesparte der Gerichtsschreibereien werden.

—kl—

x

Allgemeine Rundschau.

32. Deutscher Aerztetag.

⊙ **Rostock**, 25. Juni. Zu Beginn des heutigen zweiten Verhandlungstages nahm der Vorsitzende, Professor Dr. Löbker (Bochum) Veranlassung, festzustellen, daß der Bericht verschiedener Zeitungen über die gestrigen Ausführungen des Referenten zur Kassenfrage, Dr. Mayer (Fürth), wonach dieser das Vorgehen der Leipziger Aerzte als ein unwürdiges bezeichnet hätte, das direkte Gegenteil der Wahrheit sei. Tatsächlich sei von allen Rednern und der ganzen Versammlung erklärt worden, daß man einmütig auf Seite der Leipziger Aerzte stehe. Nachdem der betreffende Berliner Berichterstatter nicht zugestehen wollte, unwahr berichtet zu haben, wurde er vom Vorsitzenden aufgefordert, den Saal zu verlassen. Die Wahl des Geschäftsausschusses hatte folgendes Ergebnis: Gewählt wurden Löbker (Bochum), Lent (Köln), Pfeiffer (Weimar), Wallichs (Altona), Hartmann (Leipzig), Dippe (Leipzig), Windels (Berlin), Winkelmann (Barmen), Mayer (Fürth), Herzau (Halle), Kastl (München), Königshöfer (Stuttgart). Vom Geschäftsausschuß selbst wurden später noch zugewählt: Lindmann (Mannheim), Hartmann (Hanau), Partsch (Breslau), Brunck (Bromberg), Wentscher (Thorn), J. Becher (Berlin), Ziegler (Mantigny), Deahna (Stuttgart) und Scheel (Rostock). — Davidsohn (Berlin) erstattete sodann einen eingehenden Bericht über den Arbeitsplan, den die vom vorigjährigen Aerztetag in Köln eingesetzte Kommission für das ärztliche Unterstützungs- und Versicherungswesen sich aufgestellt hat. Es ist von der Kommission u. a. in Aussicht genommen, die Errichtung von Auskunftsstellen und Beschäftigungsnachweisen in München für Süddeutschland, in Köln für Westdeutschland, in Leipzig für Mittel-, in Hamburg für Nord- und in Berlin für Ostdeutschland. Daran soll sich auch eine Stellenvermittlung für Arztwitwen, -Töchter u. s. w. anschließen. Auch sollen für die Mitglieder ärztlicher Kartoparationen Bonifikationen angestrebt werden bei Versicherungsgesellschaften, Badeverwaltungen, Krankenhäusern, Sanatorien u. s. w. Die Gründung von Unterstützungskassen und dergleichen soll von den Provinzialverbänden in die Hand genommen werden. Becher (Berlin) fordert im Anschluß daran auf, der Versicherungskasse der Aerzte Deutschlands beizutreten, der Dr. Müller vor einigen Jahren 1½ Millionen Mark vermacht hat. Der Aerztetag erklärt sich mit dem Arbeitsplan der Kommission einverstanden.

Die im vorigen Jahre in Köln niedergesetzte Kommission für genossenschaftliche Hinterbliebenenversicherung der Aerzte ist auf Grund reiflicher Erwägung zu dem Antrag gekommen, es sei die auf dem vorigen Aerzte-

Digitized by Google

tag von Rosenberg empfohlene Einrichtung einer eigenen Haftpflichtversicherungsgenossenschaft aus einer Reihe von Gründen nicht zu empfehlen. Für die Aerzte dürfte sich, wie Krug ausführte, zur Haftpflichtversicherung am besten der allgemeine Deutsche Versicherungsverein in Stuttgart eignen, bei welchem, wenn die Aerzte es einmal auf eine Gesamtjahresprämie von 300,000 Mark gebracht haben, eine eigene Sektion für Aerzte errichtet würde. Rosenberg (Leipzig) hielt zwar seine Gedanken aufrecht, aber auch Portisch (Breslau) warnte vor einer derartigen Gründung, die nach dem neuen Versicherungsgesetz große Schwierigkeiten biete. — Ueber die Tätigkeit der Kommission zur Bekämpfung der Kurpfuscherei berichtete Lindmann (Mannheim); betreffend die Frage, ob bei einer etwaigen Revision des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb auch schärfere Bestimmungen gegen die Kurpfuscher angestrebt werden sollen, will die Kommission noch ein juristisches Gutachten erholen. Grundsätzlich müsse man an der Forderung eines Kurpfuschereiverbotes festhalten. Auch die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums verdiene energischere Unterstützung seitens der Aerzte. Becher (Berlin) führt aus, welch verhängnisvoller Täuschung sich die Berliner Medizinische Gesellschaft hingab, als sie 1868 beim preußischen Abgeordnetenhause die Aufhebung des Kurpfuschereiverbotes empfahl. In Berlin haben sich die Kommissionen zur Bekämpfung der Kurpfuscherei ausgezeichnet bewährt. Redner empfiehlt eine Ergänzung des § 35 der Gewerbeordnung in dem Sinne, daß die Ausübung der Heilkunde nicht approbierten Personen zu untersagen ist, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Betreffenden in bezug auf diesen Gewerbebetrieb dartun. Goßmann rät von einer solchen Maßregel als unzweckmäßig ab, man könne nicht unterscheiden zwischen zuverlässigen und unzuverlässigen Kurpfuschern. Müller (Hagen) empfiehlt, auch die Zeitungsverleger, welche solche Schwindelannoncen aufnehmen, als Mittäter zu verfolgen. Der Antrag Becher wurde schließlich abgelehnt. Generalsekretär Heinze (Berlin) berichtet über Differenzen einzelner Vereine mit den Lebensversicherungs-Gesellschaften über die Honorierung von hausärztlichen Attesten. Die Erörterung hierüber endete mit dem Beschluß, den Ausschuß um Einleitung einer Revision des diesbezüglichen Vertrags mit den Lebensversicherungsgesellschaften zu ersuchen. Dr. Hartmann (Leipzig), mit lebhaftem Beifall begrüßt, berichtet über die Tätigkeit des wirtschaftlichen Verbandes. Die Angliederung des Verbandes an den Aerztevereinsbund habe auf diesen selbst und auf die ihm angehörenden Vereine befruchtend gewirkt, andrerseits habe aber auch der wirtschaftliche Verband von dieser Verschmelzung großen Segen empfangen. Wenn der Mitgliederstand jetzt über 16,000 beträgt, so verdankt er das auch zum großen Teil dem Kreishauptmann v. Ehrenstein in Leipzig (Heiterkeit) und seiner vorzüglichen Verordnung vom 23. März d. J., auf die hin allein 2000 Mitglieder neu beitraten. Entsprechend der Mitgliederzahl seien natürlich auch die finanziellen Mittel des wirtschaftlichen Verbandes gestiegen. Derselbe habe im Laufe des letzten Jahres fast 800,000 M. eingenommen, worunter allerdings ein Anlehen von einer halben Million, die man zum Krieg brauchte. An Darlehen wurden 350,000 M. herausgegeben, um es wirtschaftlich schwachen Kollegen zu erleichtern, nicht gegen ihr Gewissen und ihre Standesehre zu handeln. Der Stellenausweis des Verbandes hat in diesem Jahre nicht weniger als 462 offene Praxisstellen, Assistentenstellen und Vertretungen vermittelt. Auch einen juristischen Beirat hat sich der Verband beigesellt, der bereits schönes Material gesammelt hat, ebenso wurde ein statistisches Bureau eingerichtet. Zur Zeit schweben noch 76 unerledigte Konflikte. Die öffentlichen Ausschreibungen von Kassen, die Streikbrecher suchen, haben aufgehört, seitdem der Verband immer mit seinem „Cavete“ hinterher war. Das Gros der Streikbrecher setzt sich zusammen aus überschuldeten Aerzten, Manifestanten, Morphinisten und Alkoholisten. Wenn man bedenkt, wie viele Aerzte nur 2000 bis 4000 M. verdienen, denen nun Kassenstellen mit 6000 bis 8000 M. angetragen werden, so müsse man den Idealismus bewundern, den die deutsche Aerzteschaft in diesen Kämpfen gezeigt hat. (Beifall.) Wenn das Hineinziehen der Politik in diese Kämpfe getadelt wurde, so müsse man bedenken, daß in Leipzig hinter der Agitation der Redakteur der sozialdemokratischen Volkszeitung steht. Die Zahl der bisher durchgeführten Kämpfe betrug 208, die meisten wurden mit guten Erfolgen beendet. Wir werden die Fahne wie bisher vorantragen; bange machen gilt nicht! (Stürmischer Beifall.) Windels (Berlin) berichtet sodann noch über den günstigen Stand der Zentralhilfskasse für Aerzte in Berlin und fordert zu stärkerem Beitritt zu derselben auf. Ein Antrag Winkelmann (Barmen), bei einer künftigen Statutenrevision Bestimmungen vorzusehen, durch welche es ermöglicht wird, Vereine, welche unausgesetzt gegen die Beschlüsse der Aerztetage verstoßen oder ihnen entgegen wirken, auszuschließen, wurde dem Geschäftsausschuß zur weiteren Behandlung überwiesen.

Vorsitzender Löbker schloß hierauf um 1½ Uhr die Verhandlungen des 32. Deutschen Aerztetages mit einem kurzen Rückblick auf deren Ergebnis, das ein durchaus befriedigendes sei. Erfreulich sei es, daß der Aerztetag an seinen früheren Beschlüssen über die Kassenfrage nichts zu ändern hatte, ein Beweis, daß die Frage „spruchreif“ ist. Der diesmalige Aerztetag war so stark wie keiner zuvor, nämlich von 264 Delegierten besucht, die 20,000 Stimmen vertraten. Nach Dankesworten an das Lokalkomitee und die Behörden für die wahrhaft gastliche und herzliche Aufnahme sprach Markuse (Berlin) dem Vorsitzenden und dem gesamten Ausschuß für die Leitung der Geschäfte den Dank der Tagung aus und schließt mit einem Hoch auf den Vorsitzenden, in das die Versammlung lebhaft einstimmt.

*

Luftdruck und Niederschläge.

Ueber den Zusammenhang zwischen dem Barometerstand und den Niederschlägen sucht J. F. Hoffmann in einem „Einige Ursachen und Folgen senkrechter Luftbewegungen“ betitelten Aufsatz (Gerlands Beiträge zur Geophysik, VI, Heft 4) neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. Die Grundlage der Hoffmannschen Ansichten bildet die in der neueren Zeit besonders von Fr. König verfochtene Notwendigkeit, neben der oberirdischen Atmosphäre auch die in den kapillaren Hohlräumen des Erdbodens enthaltene, an Wasserdampf besonders reiche Luft als eine Art unterirdischer Atmosphäre für die Ursachen der Niederschlagsbildung mit in Betracht zu ziehen. Nach Hoffmann muß ein Sinken des Luftdrucks den Austritt nicht unbeträchtlicher Luftmassen aus dem Erdboden zur Folge haben, deren mitgebrachte Wasserdämpfe infolge ihrer Leichtigkeit noch oben steigen und daher infolge der Abkühlung bald zur Wolken- und Niederschlagsbildung führen. Bei steigendem Barometer wird dagegen umgekehrt ein Eintritt von Luft in den Untergrund erfolgen müssen, wodurch die in den untersten Schichten angesammelten Wasserdämpfe mechanisch mitgenommen werden, so daß sich dadurch die Neigung zur Niederschlagsbildung verringert. In der bekannten Tatsache, daß sich sinkende Nebel auf gutes Wetter schließen lassen, während in die Höhe steigender Nebel eine schlechte Vordeutung hat, erblickt Hoffmann den sichtbaren Ausdruck dieser Wechselwirkung zwischen der oberirdischen und unterirdischen Atmosphäre. Auch die elektrischen Phänomene der Atmosphäre glaubt Hoffmann durch ähnliche Betrachtungen, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, erklären zu können. — Daß in der Tat ein periodischer Ausgleich zwischen der im Boden enthaltenen Luft und der freien Atmosphäre stattfinden und auch qualitativ in der oben angedeuteten Weise einen gewissen Einfluß auf die meteorologischen Verhältnisse ausüben muß, wird wohl kaum bestritten werden, dagegen scheint es dem Berichterstatter der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift, der wir diese Darstellung entnehmen, sehr unwahrscheinlich, daß diese am Grunde des Luftozeans sich abspielenden Vorgänge quantitativ eine irgend erhebliche Wirkung ausüben könnten. Die in Zyklonen und Antizyklonen herrschenden, nach aerodynamischen Gesetzen zustande kommenden vertikalen Luftbewegungen dürften sicherlich auch in Zukunft als die wichtigste und vornehmlich in Betracht zu ziehende Ursache der meteorologischen Vorgänge in der freien Atmosphäre anzusehen sein.

*

Digitized by Google

Arbeitsleistung beim Baden.

Man könnte meinen, weil erst eine Wassersäule von 10 Meter Höhe einen Druck von 1 Atmosphäre hervorbringt, wärr die geringe Wasserdruckhöhe, der der beim Baden eingetauchte Körper ausgesetzt ist, und damit die hierbei vom Körper geleistete Arbeit ohne jede Bedeutung. Die zahlenmäßige Schätzung lehrt aber, wie wir einer schönen Studie des Privatdozenten Dr. Dubois-Reymond in der Naturwissenschaftlichen Rundschau entnehmen, alsbald das Gegenteil. Man denke sich den Körper in aufrechter Stellung bis an den Hals im Wasser, und es mag die beim Atmen bewegte Fläche von Brust und Bauch als ein Quadrat von 25 Zentimeter Breite und 25 Zentimeter Tiefe angenommen werden, dessen obere Grenze unmittelbar am Halse gelegen sein soll, dann ist die obere Grenze dem Wasserdruck 0, die untere dem Wasserdruck 25 Zentimeter ausgesetzt, der mittlere Druck auf die Gesamtfläche beträgt also 12.5 Zentimeter Wasserhöhe. Da die Fläche 625 Qu.-Zentimeter groß ist, kostet demnach auf ihr ein Gesamtdruck von 12.5×625 Gramm oder rund 8 Kilogramm. Man stelle sich die Last von 8 Kilogramm in Gestalt von Sandsäcken oder Bleiplatten einem liegenden Menschen auf Brust und Bauch gepackt vor, und man wird von der mechanischen Wirkung des Wasserdrucks auf den eingetauchten Körper eine sehr handgreifliche Anschauung gewinnen. Beim Schwimmen ist freilich gewöhnlich der Körper nicht in senkrechter Stellung, dafür aber liegt die am stärksten bewegte Partie der Körperoberfläche in Wirklichkeit tiefer, als bei obigem Ueberschlage angenommen worden ist. Diese Bedeutung des Wasserdrucks ist übrigens aus einer Reihe von Wahrnehmungen zu erkennen, die wohl jeder Schwimmer gelegentlich gemacht hat: Des Wassers ungewohnte Individuen, insbesondere Kinder, zeigen Angstgefühl, sobald das Wasser ihnen bis an die Achseln geht. Bei dieser Tiefe beginnt der Wasserdruck zu wirken, die Exspiration wird durch ihn verstärkt, und die Einatmung erfordert merkliche Anstrengung. Ferner erzeugt schon ganz geringe Anstrengung im Wasser, wie schnelles Schwimmen über eine Strecke von wenigen Metern, selbst bei geübten Schwimmern anhaltende Atemlosigkeit, die sich bei demselben Maß von Muskelarbeit in der Luft kaum bemerkbar machen würde. Es gewährt dann fühlbare Erleichterung, sich auf den Rücken zu drehen, wobei selbstverständlich die Atemfläche vom Wasserdruck entlastet wird.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Amerikanistenkongreß. Für den vom 18. bis 23. August in Stuttgart im Königsbau stattfindenden Amerikanistenkongreß ist nunmehr das Programm festgesetzt. Danach sind bis jetzt bereits gegen 50 Vorträge angemeldet. Der König wird bekanntlich als Protektor des Kongresses der Eröffnung desselben anwohnen und hat dann für den Nachmittag des Eröffnungstages die Teilnehmer zu einem Imbiß in die Wilhelma eingeladen. Empfänge werden beim Grafen v. Linden, beim amerikanischen Konsul Ozmun und bei Hrn. Ernst Sieglin stattfinden. Ehrenpräsident des Kongresses ist der Kultminister Dr. v. Weizsäcker, Vizeehrenpräsident der Rektor der Tübinger Universität, Dr. theol. Häring.

* Von deutschen Bibliotheken. Der Volontär an der Universitätsbibliothek in Münster i. W., Dr. phil. Klemens Löffler, ist in gleicher Eigenschaft in die Universitätsbibliothek Göttingen übergesiedelt.

* Ein Denkmal für Bernardin de St. Pierre, den Verfasser von „Paul et Virginie", wird in absehbarer Zeit im Jardin des Plantes zu Paris vermöge einer testamentarischen Spende von 50,000 Francs erstehen.

* Todesfall. Der langjährige Sekretär der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Generalleutnant Dubrowin, ist gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich Dr. M. Hrnkrl und Dr. H. Poll als Privatdozenten niedergelassen.

* **Aus Oesterreich.** Der Titel „Magnifizenz", den bis vor kurzem nur der Rektor einer Universität führen durfte, soll nun, nachdem er unlängst den Rektoren der technischen Hochschulen zugesprochen wurde, auf eine Eingabe des Professorenkollegiums der Wiener Hochschule für Bodenkultur in Zukunft auch dem jeweiligen Rektor dieser Anstalt zuerkannt werden. — Der Professor des österreichischen Rechts in Wien Dr. Leopold Pfaff hat infolge persönliches Intervention des Kultusministers sein Pensionierungsgesuch, von dessen Einreichung wir neulich meldeten, zurückgezogen. Wegen der Neubesetzung des durch den Rücktritt des Hofrats Prof. Dr. Ezuhlarz freigewordenen Lehrstuhls sind zur Zeit Verhandlungen mit Professor Jörg in Breslau eingeleitet; sollten sich diese zerschlagen, so würde voraussichtlich der Professor des römischen Rechts in Graz Dr. Leopold Wenger berufen werden. — Der Vizedirektor des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs i. P. Joseph Ritter v. Fiedler hat kürzlich das 40. Jahr seiner Tätigkeit als wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften erreicht. Es ist dies der erste derartige Fall seit dem Bestande der Akademie.

* **Lausanne.** Zum Professor der gerichtlichen Medizin wurde, nach einer Mitteilung der Frankfurter Zeitung, Dr. Georg Spraglrr in Lausanne gewählt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Prof. Dr. Aug. Hoffmann (Düsseldorf): Berufswahl und Nervenleben. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 26. Heft.) Wiesbaden 1904. J. F. Bergmann. 26 S. — Karl Hoyer, Professor am Realgymnasium zu Lübeck: Zur Einführung in die Goethe-Literatur. Gelsenkirchen 1904. G. Kannengiesser. 71 S. — Friedrich Hertz: Moderne Rassentheorien. Kritische Essays. Wien 1904. C. W. Stern (L. Rosner). 354 S. — Kuno Fischer: G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur dargestellt. 1. Teil: Lessings reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 261 S. — Dr. Lobedank, Stabsarzt in Hann.-Münden: Die Geschlechtskrankheiten. Gemeinverständliche Darstellung ihres Wesens und Belehrung über zweckmässiges Verhalten der Erkrankten. München 1904. Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 40 S. — Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. Begründet von Dr. Julius Lohmeyer, fortgeführt von Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus. Leipzig 1904. Dieterich (Theodor Weicher). 311 S. — Hans Lösner: Levitation und Flugproblem. Eine naturwissenschaftliche Studie. Gotha 1904. Richard Schmidt. 18 S. — Albert Kalthoff: Zarathustra-Predigten. Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 170 S. — Karl Federn: Jahre der Jugend. Roman. Berlin 1904. Gebrüder Paetel. 396 S. — Jany, Hauptmann im Grossen Generalstabe: Der preussische Kavalleriedienst vor 1806. (Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres. Herausg. vom Grossen Generalstabe. 6. Heft.) Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 106 S. — F. S. Hofzinger, weil. Professor an der öffentlichen Handelsakademie zu Linz: Lehrbuch der politischen Arithmetik für höhere Handelsschulen (Handelsakademien) und zum Selbstunterricht bearbeitet. 3. unveränd. Aufl. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 156 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 29. Juni. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

In den Schongebieten Bosniens. Von Dr. Eg. Escherich.

Zur Goethe-Literatur. Von Th. Achelis (Bremen).

II. Bücher und Zeitschriften.

Gabriele Fürstin Wrede: In Schranken frei.

III. Allgemeine Rundschau.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Lungenheilstätte Görbersdorf in Schlesien. — Älteres kartographisches Material in deutschen Bibliotheken. — Kleinere Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

In den Schongebieten Bosniens.

Von Dr. Eg. Escherich.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß man in Bosnien jagen könne, wie man wolle, ist eine nur bedingt richtige. Vor wenig Jahrzehnten allerdings, als das Land noch auf niederer Kulturstufe stand, traf dies wohl zu; mit fortschreitender Ausbauung eines modernen Staatswesens, wie Bosnien sich heute repräsentiert, mußte selbstverständlich die willkürliche, keinerlei Gesetzen unterliegende Jagdausübung schon aus sicherheitspolizeilichen Gründen gewisse Einschränkungen erfahren, die allmählich eine Regelung der jagdlichen Verhältnisse konform den unsrigen anbahnten.

Gänzlich frei war die Jagd in Bosnien nur zur Zeit der ottomanischen Herrschaft und vielleicht noch in den ersten Jahren nach erfolgter Okkupation des Landes durch die österreichisch-ungarischen Truppen insofern, als zunächst von der neuen Regierung irgendwelche die Jagd betreffende Bestimmungen nicht getroffen wurden. Oesterreich hatte eben selbstverständlich vorläufig etwas Wichtigeres zu tun, als die Jagdausübung zu regeln. Zudem geboten auch politische Rücksichten, gerade im Punkte der Jagd vorsichtig zu Werke zu gehen, da der eingesessene mächtige türkische Adel fast durchwegs dem Weidwerk leidenschaftlich ergeben war und Verkürzungen in dieser Hinsicht besonders übel vermerkt haben würde. Weib und Jagd sind zwei wunde Punkte im türkischen Leben, deren einer fremde Einmischung überhaupt nicht verträgt, deren anderer zum mindesten äußerst vorsichtige Behandlung erfordert. Dementsprechend handelte Oesterreich. Langsam aber zielbewußt, wie auf allen Verwaltungsgebieten, ging auch hinsichtlich der Jagd die Landesregierung vor.

Mit der auf die Okkupation folgenden allgemeinen Entwaffnung und dem gleichzeitigen Verbot des Pulververschleißes war ja an und für sich schon eine wesentliche Einschränkung der Jagdausübung gegeben, indem für viele Eingeborene, denen es nicht gelungen, ein Gewehr zu retten, oder das Pulver ausgegangen war, die Jägerei von selbst aufhörte. Damit war zunächst genug erreicht. Als dann aber nach den ersten Jahren der Sturm- und Drangperiode Oesterreich freiere Hand bekam und außerdem auch die fortschreitende Abnahme des Wildstandes Gegenmaßregeln erheischte, trat die Regierung im Jahre 1883 mit dem ersten Wildschongesetz auf, dessen Hauptbestimmung war, dem Wilde wenigstens für eine gewisse Zeit des Jahres Schutz zu gewähren. War auch die Wirkung dieses Gesetzes infolge mangelnder Kontrolle illusorisch, so war doch einmal der Anfang gemacht, die Oberhoheit der Regierung auch in dieser Hinsicht zu dokumentieren und die Jagd als Staatsregal zu erklären. Die Bevölkerung mußte allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht werden, daß sie sich im Interesse der Erhaltung eines nennenswerten Wildstandes Einschränkungen hinsichtlich der Jagdausübung auferlegen lassen müsse.

Einen wesentlichen Schritt vorwärts bedeutete das heute noch zu Recht bestehende Jagdgesetz vom 1. November 1893, welches neben Festsetzung bestimmter Schonzeiten die Ausübung der Jagd von der Lösung einer Jagdlicenz abhängig machte und außerdem der Regierung das Recht einräumte, im Interesse der Erhaltung eines angemessenen Wildstandes größere Gebiete zu reservieren und innerhalb derselben jegliche Jagdausübung zu verbieten. Dieser letzteren Bestimmung, welche ich wohl als die segensreichste des Gesetzes erachte, lag wohl die Voraussicht zu Grunde, daß bei dem althergebrachten, höchst unweidmännischen und gewinnsüchtigen Jagdbetriebe der Bevölkerung die Bestände wertvolleren Nutzwildes sehr bald im ganzen Lande ausgerottet sein würden, wenn man nicht größere Territorien gänzlich in Jagdbann legen würde. Hierdurch hoffte man, gewissermaßen Wildreservoirs zu schaffen, aus denen dann auch die umliegenden Freijagdgebiete nachhaltig Nutzen ziehen könnten. Jedenfalls aber würden diese Schongebiete eine gänzliche Ausrottung des Wildes hintanhalten und die Erhaltung der Art garantieren.

Also grenzte die Regierung größere, meist zentral gelegene Waldgebiete und geschlossene Gebirgsstöcke, welche die Bedingungen für einen guten Reh-, bezw. Gamsstand aufwiesen, von den übrigen Freijagdgebieten durch entsprechende Markierung ab. An allen Zugängen zu diesen reservierten Jagdbögen wurden weithin sichtbare Tafeln mit der Inschrift „Zabranjen lov“ (verbotene Jagd) angebracht und damit die Jagd in Bann gelegt. Sechs solcher Schongebiete, hauptsächlich zur Hege des Reh- und Gamswildes bestimmt, bestehen heutzutage in Bosnien, und es ist denselben in erster Linie zu danken, wenn in manchen Gegenden Bosniens der Wildstand wieder ein relativ guter ist, während in anderen gleich günstigen Lagen des Freigebietes er bereits auf dem Aussterbeetat steht.

Mit dem Wildreichtum gut gehegter Reviere unseres Vaterlandes freilich läßt sich jener der dortigen Schongebiete trotz der schon teilweise über ein Jahrzehnt dauernden ununterbrochenen Hege nicht vergleichen. Bär, Wolf und namentlich auch zweibeiniges Raubgesindel, dem in den endlosen Urwaldungen nur mit einem äußerst kostspieligen Jagdschutzapparat genügend Abbruch getan werden könnte, sorgen redlich dafür, daß das Wild sich nicht in dem Maße vermehrt, wie es sich sonst vermehren könnte. Immerhin aber ist der Wildstand in den Schongebieten durchwegs als ein guter zu bezeichnen, der namentlich durch die Qualität des Materials sehr vorteilhaft von dem durch Ueberproduktion degenerierten Wilde unserer einheimischen Jagdgründe absticht. Daß natürlich der Fremde von den Einheimischen auch hinsichtlich der Quantität des in den Schongebieten vorhandenen Wildes fast immer stark übertriebene Schil-

derungen erhält, liegt ganz in der sanguinischen Veranlagung der dortigen Bevölkerung. Deren optimistischen Anschauungen nach wären die Reservatgebiete allerdings die reinsten Wildkammern, wimmelnd von guten Böcken, das Dorado für einen Jäger. Nun, ich habe mich genügsam überzeugt, daß auch in den Schongebieten die guten Böcke recht „verteilt" und ebenso schwierig zu erringen sind wie anderwärts.

*

Als ich vor mehreren Jahren in die Fußstapfen eines altbewährten Freundes tretend zum erstenmal des Jagens halber nach Bosnien kam, da hatte ich von dem Wildreichtum des Landes ganz falsche Anschauungen. Bär und Wolf, Adler und Edelreiher umgaukelten mich im Traume und ich hatte nur die einzige Sorge, daß ich am Ende zu wenig Patronen mitgenommen hätte. Und was war das Resultat dieses ersten vierzehntägigen, nach Kräften ausgenützten Jagdausfluges? Ein Dutzend verschiedener Wasser- und Sumpfvögel, sowie einige kleinere Raubvögel. Das war alles.

Der folgende Spätsommer sah mich in der Herzegowina. Es galt, das edle Grattier im wilden Velez-Gebirge, dem wohl noch gamsreichsten Reviere der Freijagdgebiete, zu jagen. Wochenlang nächtigte ich in bedeutender Höhe unter freiem Himmel und fror bis auf die Knochen; wochenlang kletterte ich bei glühender Sonnenhitze in dem wasserarmen Karstgebirge herum und verschmachtete fast dabei. Und das Resultat all dieser Mühen und Entbehrungen? Nur einige mittlere Böcke, wie sie bei uns unschwer zu erlangen sind.

Saß ich dann erschöpft abends nach erfolgloser Pürsche am Lagerfeuer, bitter enttäuscht von dem nur allzu geringen Wildstand, so wußten meine Begleiter gar Verlockendes zu erzählen von den Schongebieten, wo es Gams in ungezählter Menge gäbe und der gute Bock mit Leichtigkeit erpürscht werden könnte. Als ich später in der zerklüfteten Raketnica-Schlucht, das Jahr darauf dann an Montenegros Grenze jagte und immer nur einen ganz unverhältnismäßig geringen Erfolg für die aufgewendete Mühe hatte, da machte ich denn oftmals meinem berechtigten Mißmute Luft und schimpfte weidlich auf die bosnischen Jagdverhältnisse. Wohl mußten mir im gegebenen Falle meine Begleiter fast immer Recht geben; denn die erbärmlich ausgeschundenen Freijagdgebiete verlohnten faktisch nicht mehr der Verteidigung. Dafür aber nahmen die in ihrer jagdlichen Eitelkeit gekränkten Leute die Gelegenheit wahr, die Schongebiete ihres Landes über Gebühr zu loben und unter Hinweis auf dieselben meiner Geringschätzung der bosnischen Jagdverhältnisse mit den Worten zu begegnen: „Ja Herr, wenn du dort jagen dürftest, da würdest du schauen."

Was Wunder, wenn in mir die Sehnsucht nach jenen gepriesenen Jagdgebieten mehr und mehr Wurzel faßte, und der Wunsch, auch dorten einmal mein Jagdglück versuchen zu dürfen, immer lebhafter ward. Und doch, wie konnte ich auf Erfüllung desselben hoffen, nachdem mir nur zu wohl bekannt war, wie selten im allgemeinen die Erlaubnis, in den Schongebieten zu jagen, erteilt werde. Kompetent hierzu ist lediglich das „gemeinsame Ministerium" in Wien, und daß dasselbe nicht ohne weiteres dem Gesuche eines völlig Unbekannten entsprechen würde, liegt auf der Hand. Doch ich hatte Glück. Gelegentlich meines Aufenthaltes in der Herzegowina hatte ich dort eine sehr hochgestellte Persönlichkeit kennen gelernt, welche sich in liebenswürdigster Weise für mich in Wien verwendete, und was ich nicht zu hoffen gewagt, gelang.

Freudestrahlend verließ ich an einem unvergeßlichen Augusttage das Palais des gemeinsamen Ministeriums zu Wien, woselbst Bosniens Geschicke gelenkt werden. War ich doch in selten liebenswürdiger Weise empfangen und mit der Zusicherung, daß meinem Gesuche stattgegeben würde, entlassen worden!

In Sarajevo war mein erster Gang zur Landesregierung, um dortselbst die noch nötigen Formalitäten zu erledigen und namentlich hinsichtlich der Höhe des Abschusses, sowie der Wahl des Reviers Bescheid zu erhalten. In generöser Weise wurde mir letzteres von der dortigen Regierungsfaktstelle selbst überlassen, und so bat ich denn, mir bei höchster Stelle den Abschuß von vier Reh- und vier Gamsböcken in den Schongebieten Sebešić und Vrenj erwirken zu wollen. Bei der raschen Sachbehandlung, welche die Herren in dankenswerter Weise meiner Angelegenheit angedeihen ließen, konnte ich hoffen, bis zum 18. August, dem Eröffnungstage der Jagd, die ministerielle Genehmigung in den Händen zu haben.

I. Auf Rehböcke.

Es ist ein glühend heißer Tag, der 18. August. Unbarmherzig brennt schon die frühe Morgensonne nieder auf Sarajevos gewundene Straßen, in denen sich heute ein prächtiges militärisches Schauspiel entwickelt. Ist doch des geliebten Kaisers Geburtstag, der höchste politische Festtag im Lande. Jenseit wie diesseit der Save haben sich heute die Völkerstämme gerüstet, des hehren Fürsten Geburtstag zu feiern. Wenn jemals ein Tag in dem gewaltigen, vielsprachigen Reiche in einheitlicher Festesstimmung begangen wird, so ist es der 18. August. Und daß natürlich in dem militärisch verwalteten Okkupationsgebiete „der Tag" des obersten Kriegsherrn mit besonderer Glanz- und Machtentfaltung gefeiert wird, liegt auf der Hand, da ja nicht leicht etwas anderes mehr geeignet sein dürfte, die große Masse für den monarchischen Gedanken zu gewinnen, als glänzende militärische Aufzüge.

Stramm stehen sie da, die verschiedenartig zusammengesetzten Truppen der Landeshauptstadt. Hier ein festtragendes, bosnisches Regiment, dort ein martialisch aussehendes ungarisches Bataillon, daneben wieder ein Teil eines Wiener Regimentes, das im Turnus zur Dienstleistung nach dem fernen Süden kommandiert wurde. Mit Paradeuniformen angetan, Käppi, Fez und Hut mit grünem Eichenbruch geziert, zeigt schon das Aeußere der tiefgebräunten Krieger die einen jeden von ihnen beseelende Festesstimmung, die nur durch die allmählich unerträglich werdende Hitze beeinträchtigt wird.

Da, Hornsignale und scharfe Kommandos, die sich fortsetzend die endlosen Reihen durchrollen! Er naht, der Landeschef, Generalfeldmarschall v. Appel. Mit jugendlicher Frische durchschreitet der greise Feldherr die endlosen Reihen der präsentierenden Truppen, und nichts außer dem schneeweißen Haar verrät die schwere Bürde der Jahre, die auf den Schultern dieses treuesten Dieners Oesterreichs lasten. Jetzt kommt er zu den Veteranen, die dicht vor dem Dome in ihrer kleidsamen Uniform Aufstellung genommen haben. Hei, wie sie die alten Knochen zusammennehmen, als der geliebte Führer ihre Front abschreitet! Durch das geöffnete Portal des Domes strahlt tausendfacher Lichterglanz; die Orgel intoniert das festliche Hochamt, und entblößten Hauptes schreitet der brave General ins Gotteshaus, um des Allmächtigen Segen auf seinen schwergeprüften Kaiser und alten Kriegskameraden herabzuflehen; hinter ihm drein im bunten Gedränge der Würdenträger ordensgeschmückte Schar.

Jetzt erst erinnerte ich mich daran, daß ich ja mit dem Vormittagszuge noch nach Visoko wollte. Von dort aus war das liebliche Fojnica, der Ausgangspunkt für das Rehschongebiet Sebešić, in wenigen Stunden zu erreichen. Es war zwar die ministerielle Genehmigung bis jetzt noch nicht eingetroffen, doch konnte dieselbe unmöglich mehr lange ausbleiben, und ich wollte sie, der Zeitersparung halber, an Ort und Stelle erwarten.

Mehrere Stunden schon rollte das bosnische Gefährte, dem ich in Visoko mich anvertraut hatte, auf staubiger Landstraße gegen Fojnica dahin. Die an und für sich liebliche Gegend langweilte allmählich durch das ewige Einerlei und so verschaffte ich mir denn während der Fahrt einige Abwechslung durch Schießen auf Wildtauben, welche in größeren und kleineren Scharen allenthalben auf den abgemähten Getreidefeldern eingefallen waren. Mit freudigem Grinsen ließ mein eingeborener Kutscher die zarten Turtel- und Hahltauben in seiner Anhängtasche verschwinden, und hätte er durchaus nichts dagegen gehabt, wenn ich dieses Sportes halber die Fahrt noch mehr verzögert hätte.

Digitized by Google

Eben biegt das Gefährte um eine scharfe Ecke, da erblicke ich jenseit des uns begleitenden Fojniça-Flüßchens auf einem Streudrischel blockend einen mächtigen Vogel, den ich sofort als Steinadler erkenne. Es ist ein junges, jlugungewandtes Exemplar, das sich wohl schon mehrere Stunden dorten herumgetummelt und ermottet von der ungewohnten Anstrengung diesen unvorsichtigen Ruheplatz ausgewählt hatte. Wohl sind es weit über 100 Schritte; doch vielleicht glückt es. Der scharfe Knall des Büchsenschusses bricht sich on der jenseitigen steilen Felsenwand, und fort streicht schwerfälligen Fluges der gefehlte Vogel.

Die Sonne war bereits im Sinken, als endlich das Fojniça von hoher Warte beherrschende uralte Franziskanerkloster Sveto Duša (Zum heiligen Geiste) auftauchte. Wenige Minuten noch flotten Trabes und wir hielten vor einer elenden Spelunke, dem Grand-Hotel von Fojniça. Ohne Säumen ging's gleich zum Bezirksvorsteher, der, wie ich wußte, bereits von der Landesregierung über mein Eintreffen und meine Absichten in Kenntnis gesetzt war. Ein alter, zerlumpter Türke, den ich auf der Straße aufgelesen, führte mich durch winklige, schmutzige Gassen zu dem am Ende des Ortes gelegenen Privathause des Vorstehers. Man könnte gerade nicht behaupten, daß die Wohnung dieses im ganzen Bezirk höchsten politischen Beamten einen besonders repräsentativen Eindruck gemacht hätte. Doch verlieh heute dem alten, aptierten Türkenhause der zum Kaisertage angelegte Festschmuck immerhin eine gewisse Feierlichkeit. Er war zu Hause, der alte Graf B . . und gewärtig meines Kommens. Wie er mir in Sarajewo geschildert wurde, so fand ich ihn: Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, ein echter ungarischer Edelmann, der in seiner Jugend der flottesten Reiteroffiziere einer war und nunmehr seit Jahren schon seinem Kaiser in der verantwortungsvollen Stellung eines Bezirksvorstehers diente.

Meine erste Frage war natürlich die, ob die ministerielle Genehmigung für die Schongebiete bereits eingetroffen sei. Leider war dies nicht der Fall; doch meinte Graf B . ., daß es unmöglich mehr lange dauern könnte, und sollte ich einstweilen mein Glück in den Freijagdgebieten seines Bezirkes probieren. Viel sei zwar dort nicht los, da infolge der Nähe Sarajewos diese Reviere nur allzu oft beunruhigt würden. Doch könnte ich ja immerhin die mir unliebsam auferlegte Wartezeit damit herumbringen.

Daß ich mich gerade übermäßig luftiert hätte in dem Freijagdgebiete Dusina, könnte ich nicht behaupten. Drei Tage lang hatte ich mich dort herumgetrieben und auch nicht einen jagdbaren Bock gesehen, so daß ich denn recht froh war, als ich zur Mittagszeit des vierten Tages wieder mit Sack und Pack in Fojniça eintraf.

„Die Genehmigung ist da," so begrüßte mich der Bezirkschef und überreichte mir ein Telegramm folgenden Inhalts: „Doktor Escherich darf vier starke Reh- und Gamsböcke in den Schongebieten Sebešić und Prenj abschießen."

Also endlich war ich so weit gekommen; endlich waren mir die heiß ersehnten Schongebiete geöffnet. Nun wollte ich aber auch keine Minute mehr versäumen, in jenes jagdliche Dorado zu eilen, von dem mir schon so viel erzählt wurde. Obwohl soeben erst nach mehrstündigem Marsche aus Dusinas Bergen zurückgekehrt, wollte ich mir doch nur so viel Rast gönnen, als unbedingt notwendig war, ein Reit- und Lastpferd nach Sebešić zu requirieren, wobei mir der dortige Forstverwalter in liebenswürdigster Weise an die Hand ging. Inzwischen hatte ich reichlich Zeit, im Kreise meiner neugewonnenen Freunde ein frugales Frühstück einzunehmen, bei dem mir so manch wackerer Trunk auf ein gut Gelingen meiner Jagdtour gebracht wurde. Die Wirtin brachte schlürfenden Schrittes den zum Nachtisch unvermeidlichen Mokka, da hörte ich Pferdegetrappel auf der Straße und sah durch das geöffnete Fenster den bestellten Führer mit seinen beiden Pferden daherkommen. Nun war keines Haltens mehr. Im Stehen schlürfte ich den leider nur allzu heißen Mokka, währenddem geschäftige Hände meine Bagage kunstgerecht auf des Tragtieres Rücken schnürten, und fort ging's flotten Schrittes aus Fojniça hinaus.

Stolz schwellte die Brust, als ich den steil ansteigenden Saumpfad zur dicht bewaldeten Stit Planina hinauftritt. Jene düsteren Waldungen, deren unendliche Ausdehnung das Auge fast ermüdeten, bargen in ihrer Mitte das vielgepriesene Rehschongebiet Sebešić. Viel zu langsam für meine brennende Jagdlust klomm mein kleines Reitpferd empor; wollte ich doch durchaus heute Abend noch den „Ersten" im Schongebiete strecken. Daß dies ein leichtes sei, glaubte ich nach den heute Mittag erhaltenen Schilderungen meines Jagdgebietes annehmen zu dürfen. Man glaubt ja so gern, was man hofft.

Immer und immer noch nicht war die Grenze des Schongebietes, von der aus etwa noch zwei kleine Wegstunden zum Forsthause Sebešić waren, erreicht, und die Sonne sank schon tiefer und tiefer. Meine Ungeduld war nicht mehr zu zügeln. Unbarmherzig trieb ich mein Pferdchen, das an und für sich schon sein Bestes hergab, zu schnellerer Gangart an, und wenn dasselbe dann und wann verschnaufend stehen blieb, hielt es mich nicht länger im Sattel, und planlos eilte ich eine Strecke Weges voraus, um dann wieder auf mein im verlangsamten Schritte nachkommendes Pferdchen zu warten. Heute noch wollte ich mir eine kapitale Trophäe holen. Dieser Gedanke beherrschte meinen ganzen Sinn und trieb mich immer wieder zu erneuter Eile an. Die Jagdleidenschaft war in mir erwacht, wie noch nie zuvor.

„Zabranjen lov" (Verbotene Jagd), so rufen dem einheimischen Jäger in großen Lettern die an den Zugängen zu den Schongebieten angebrachten Tafeln zu, ihn zur Umkehr auf seinem jagdlichen Raubzuge mahnend. Uns aber bedeutete dieses Wahrzeichen den Eingang ins geträumte Paradies, und ich schob einen Rahmen in die treue Repetierbüchse. Glaubte ich doch, nun unbedingt bald Rehwild zu Gesicht bekommen zu müssen, und war ja möglicherweise ein kapitaler Bock darunter. Einen anderen, ja selbst einen für unsere Verhältnisse sehr guten Bock hätte ich an diesem Abend sicher pardonniert, da ich ja nach den erhaltenen Schilderungen nicht den mindesten Zweifel hatte, die mir genehmigten vier Böcke ohne Schwierigkeiten zu erlegen. Dafür aber war ich von dem Ehrgeize beseelt, nur möglichst kapitale Trophäen aus den Schongebieten mit heim zu bringen. — Nun vorläufig kam ich gar nicht in die Verlegenheit, zwischen gut und kapital unterscheiden zu müssen. Ich sah trotz eifrigsten Ausspähens nach beiden Seiten des Weges hin kein Reh, geschweige denn einen Bock. Es konnte hieran allerdings auch der durch den Hufschlag der Pferde verursachte Lärm schuld sein, weshalb ich beschloß, allein voraus zu eilen, um so vielleicht doch eher etwas zu erspähen. Trügerisches Hoffen! Trotzdem rechts und links des Saumpfades, durch Windbruch geschaffen, die schönsten Aesungsplätze vorhanden waren, war kein Reh zu sehen, und dabei begann es bereits merklich zu düstern. Darum vorwärts, so schnell als möglich hinaus aus dem Wald in das Wiestal, in dem das Forsthaus liegt. Dort mußte ja das Rehwild zur Aesung hinaustreten; dort mußte ich ja heute noch zu Schuß kommen, vorausgesetzt natürlich, daß ich noch vor schwindendem Büchsenlichte hinkommen würde. Und fort stürzte ich, ganz beherrscht von der Jagdleidenschaft, meinen Begleiter weit zurücklassend.

Da teilt sich der Saumpfad. — Ohne viel Besinnen stürme ich auf dem betreteneren vorwärts. Schien mir doch der Wald sich bereits zu lichten und jenes Wiestal nicht mehr fern; dort konnte ich ja immerhin dann auf meinen Begleiter warten. Vorläufig aber hieß es nur vorwärts, sonst war es für heute zu spät.

Längst schon war die Nacht hereingebrochen, und ich tappte immer noch im Walde herum. Sinnlos fast vor Jagdgier hatte ich, in dem Bestreben, möglichst rasch aus dem geschlossenen Walde herauszukommen, die endlosen Serpentinen des steil sich senkenden Saumpfades unüberlegt abgekürzt, dabei diesen ganz verloren und irrte nun planlos in dem zum Glück lichter werdenden Bestande umher. Dahin war mit geschwundenem Büchsenlichte auch die Jagdpassion, und mein ganzes Trachten nur mehr

darauf gerichtet, mich wieder zurechtzufinden. Allmählich geht der Wald zu Ende, da sehe ich auf einmal Licht! Es ist Feuerschein, der durch die geöffnete Türe eines bosnischen Bauernhauses fällt. Ueber Stock und Stein geht's direkt darauf los, und in wenigen Minuten stehe ich in dem qualmenden Erdgeloß, dem einzigen Wohnraume der Hütte. Stumpfsinnig starren die um das Feuer kauernden Bosniaken den fremden Eindringling an, zu stupid, um auch nur Neugierde zu empfinden. Mit Mühe und Not bringe ich heraus, daß ich viel zu weit nördlich, nach der Einöde Kriz, geraten sei, und nach dem Forsthause Sebesić noch eine ziemliche Strecke Weges habe. Trotzdem die größte Armut aus allen Winkeln sah, wäre doch keiner dieses faulen Packes auch gegen ein gutes Trinkgeld bereit gewesen, mich dorthin zu führen, wenn ich nicht schließlich sehr energisch geworden wäre. Daraufhin ließ sich endlich ein Bursche herbei, mich nach Sebesić zu geleiten, woselbst ich dann mit mehrstündiger Verspätung eintraf. Mein Pferdebursche war mit dem Gepäck schon längst dorten und begrüßte mich mit hähnischem Grinsen. Uebereifer schadet nur! Das hatte ich heute genugsam erfahren und mit meinem tollen Dahinstürmen nur das erreicht, daß ich die kostbare Abendpürsche verloren!

„Willkommen, Herr, in Sebesić," rief mir beim Eintritt in das geräumige Forsthaus ein kleines, freundliches Männchen zu, das ich sonst wohl für alles andere gehalten hätte, als für den grimmen Hüter des Schongebietes. Und da kommt auch schon „Sie" aus der Küche und streckt mir mit freundlichem Gruße die arbeitsgewohnte Hand entgegen. Ein nettes, rundliches Weibchen mit energischem Blicke, die dem kleinen W . . . . wohl schon oft „warm gemacht" hatte, wie er denn auch stets ängstlich darauf bedacht war, in keiner Weise ihr Mißfallen zu erregen. Und so nahm er mir denn auf Wink seiner Gattin Gewehr und Stab ab und leuchtete in mein zur Erde gelegenes Schlafzimmer, in dem schon ein mit weißestem Linnen überzogenes Bett zurecht gemacht war. Sie aber verschwand wieder in der Küche, um dem späten Gaste einen kräftigen Abendimbiß zu bereiten.

Das sah ich schon nach wenigen Minuten, daß ich hier ganz vortrefflich aufgehoben sei, so ganz anders, als ich es bisher in Bosnien gewohnt war. Ein prächtiges Forsthaus mit zwei geräumigen Fremdenzimmern, für die dortige Gegend geradezu großartig eingerichtet, dazu die freundlichen Leute, die mir alles taten, was in ihren Kräften stand. Jetzt sollten nur noch die jagdlichen Verhältnisse entsprechend sein; dann war Sebesić ein Paradies für mich auf Erden.

Es war noch stockdunkel, als ich mich am nächsten Morgen gegen 3 Uhr von meinem Lager erhob und die Fensterläden zurückschlug. Dichter Nebel hatte sich auf dem Wiesgrunde vor dem Forsthause eingelagert und machte die sternlose Nacht nur noch dunkler. — Noch viel zu früh zur Morgenpürsche. — Der Waldhüter mit seiner Frau war ebenfalls bereits aus den Federn, und während ich noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, hörte ich schon lustig das Feuer knistern, an dem die geschäftige Hausfrau den duftenden Mokka bereitete. Mit Behagen schlürfte ich das heiße, den Schlaf bannende Getränke und besprach einstweilen, da es noch immer nicht helle werden wollte, mit W . . . . den Kriegsplan für heute morgens. Waren mir gestern Abend schon gelinde Zweifel hinsichtlich der jagdlichen Fähigkeiten meines nunmehrigen Begleiters aufgestiegen, so sollten dieselben sich heute anläßlich der gegenwärtigen Unterredung nun zur traurigen Gewißheit verstärken. Er wußte einfach nichts, gar nichts, und meinte, wir müßten gleich oberhalb des Forsthauses auf den dortigen Wiesen genug Rehe antreffen; ob Böcke darunter, wisse er freilich nicht. Er habe auch nie speziell darauf geachtet. Als ob ein richtiger Jäger überhaupt ein Reh ansehen könnte, ohne sich gleichzeitig die Frage vorzulegen, ob es ein Bock oder eine Geiß sei!

Also wieder einmal war ich in gänzlich fremdem Revier völlig auf mich selbst angewiesen und nur froh, daß ich hinter diese allerdings etwas deprimierende Wahrheit gleich anfangs gekommen war. — Sonst hätte ich vielleicht in den ersten Tagen wenigstens mich seiner Führung überlassen und damit gerade die beste Pürschzeit versäumt.

Inzwischen war es so weit helle geworden, daß ich zur Not Büchsenlicht hatte, und nun hielt es mich auch nicht mehr länger. Voll frohen Hoffens trat ich in den taufrischen Morgen hinaus, hinter mir ängstlich dreinstolpernd der kleine W . . . . In Anbetracht der Verhältnisse hatte ich gleich selbst die Direktion in die Hand genommen und verlangte zunächst, auf jene Bergwiesen geführt zu werden, auf denen W . . . . so viel Rehe gesehen haben wollte. Hier mußte ich ja seiner Ansicht nach unbingt zu Schuß kommen. Doch bittere Enttäuschung! Die Wiesen waren schon längst abgemäht, das nochsprossende Gras von dem täglich sich darauf tummelnden Hornvieh abgeweidet, nirgends mehr eine dem verwöhnten Rehwild zusagende Aesung. Kein Wunder denn, daß auf diesen sonst wohl ideaten Pürschplätzen auch nicht ein Reh zu sehen war, hatte es doch in den durchlöcherten Waldbeständen die besten Aesungsplätze in Hülle und Fülle. Wohl mochten vor der Heuernte auf diesen zungenartig in den Wald einschneidenden Wiesen genug Rehe allabendlich zur Aesung herausgezogen sein; doch mit dem Grosschnitte ändert sich natürlich das Bild. Zurück zieht das Reh von den ihm verleideten Wiesen in den Wald zu ruhigeren Standorten. So natürlich diese Erscheinung ist, so schien doch der kleine W . . . . sich das Fehlen der Rehe absolut nicht erklären zu können, und, immer kleinlauter werdend, versicherte er mir, daß er absolut nicht wisse, wo das Wild hingekommen sei. Allmählich gelangte ich zur Ueberzeugung, daß ich es mit einem jagdlichen Ignoranten seltenster Art zu tun habe. Doch was half's! Ich mußte mangels eines anderen um diesen Begleiter froh sein, da ich ohne jegliche Lokalkenntnis mich in den ausgedehnten Waldungen unmöglich zurecht gefunden hätte. Willig und anständig war er ja, und für seinen jagdlichen Unverstand konnte er nichts.

Mit der Pürsche auf den Bergwiesen war's also nichts. Was nun weiter? Der kleine W . . . . war völlig hilflos und wußte mir absolut keinen Rat, wohin wir uns nun wenden sollten. Ich forderte nunmehr ihn auf, mich in den Wald hinein zu führen, darthin, wo eine lichtere Stellung des Bestandes oder Windwürfe Graswuchs gezeitigt und Aesungsplätze geschaffen hätten. Dort mußte ja, wenn überhaupt vorhanden, Rehwild zu treffen sein. Mühe genug hatte es mir bei meinen geringen Sprachkenntnissen allerdings gekostet, dies meinem an und für sich nicht allzu hellen Begleiter klar zu machen. Doch zeigte mir nach mühevoller Viertelstunde ein verständnisvolles Grinsen desselben, daß er endlich begriffen. Und er stapfte voraus in den Wald hinein, ich mißmutig hintendrein.

Eine gute Weile mochten wir durch einen fast völlig geschlossenen Bestand marschiert sein, und ich begann bereits ungeduldig zu werden, als es auf einmal trotz des dichter und dichter werdenden Nebels licht vor uns ward. Wir traten auf eine Windwurffläche, und großartig war der Anblick, der sich uns bot. Tausende und Tausende der kolossalsten Baumleichen, wohl vor zwanzig Jahren schon vom Sturm gefällt, lagen im wilden Chaos durcheinander auf schier endloser Fläche. Und mitten aus diesen Waldruinen sproßte schon wieder, da wo sie Platz fand, frohwüchsige Fichten- und Tannenjugend, den zukünftigen Wald begründend. — Sichtlich befriedigt über die großartige Leistung, diesen Platz gefunden zu haben, wies mein Begleiter, der zusehends an Selbstvertrauen gewonnen hatte, seitdem wir beim Heraustreten auf die Blöße ein Reh hatten schmälen hören, mit stolzer Gebärde auf die riesige Windwurffläche: „Hier, Herr, sind genug Rehe." Das glaubte ich wohl. Wie aber dieselben in dem Baum- und Aestegewirr zu beschleichen wären, das schien mir ein Rätsel. W . . . . allerdings machte sich darüber kein Kopfzerbrechen, sondern im Bewußtsein, nunmehr das Seinige getan zu haben, suchte er unter einem Windwurfe vor dem allmählich einsetzenden Regen Schutz und überließ mich meinem Schicksale.

Wenngleich auch die Hoffnung sehr gering war, in diesem fast unmöglichen Pürschterrain an etwa vorhande-

Digitized by Google

nes Rehwild heranzukommen, so wollte ich doch wenigstens einen Versuch machen, zumal der immer stärker werdende Regen das Pürschen an und für sich erleichterte. Mit äußerster Vorsicht also begann ich, mir guten Wind holend, die Windwurffläche anzupacken. Eitles Bemühen! Schon nach wenigen Schritten hemmte ein querliegender, riesiger Baumstamm mein Vordringen, und hatte ich ihn mit Aufwand all meiner turnerischen Fähigkeiten überwunden, so waren es wieder andere Hindernisse, die trotz Gummisohlen und allen Schleichkünsten ein lautloses Pürschen unmöglich machten. Weit vor mir springt schmälend ein Reh ab. Ich habe es gar nicht zu Gesicht bekommen und pürsche, beziehungsweise klettere mit erneuter Vorsicht weiter. Da schmält schon wieder eines, ohne daß ich es auch nur sehen kann, und so geht es fort. Ich muß mir leider selbst das Zeugnis ausstellen, daß ich der mir gestellten Aufgabe nicht gewachsen sei, und die Grenze meines Könnens tiefer liege. Hier mit Erfolg zu pürschen, würde eine geradezu katzenartige Gewandtheit erfordern, wie sie vielleicht noch unter den Söhnen der Wildnis, schwerlich aber in unseren Kreisen zu finden sein dürfte. Darum zurück, um unter leichteren Verhältnissen mein Glück zu versuchen.

Jetzt erst merkte ich, in welch schwieriges Terrain ich mich begeben hatte, und schweißtriefend arbeitete ich mich aus dem Trümmergewirr heraus, dem Ausgangspunkte meiner Klettertour zustrebend. Unverhältnismäßig lang brauche ich zum Zurücklegen der kurzen Strecke, und manch derber Fluch über die Unfähigkeit meines Führers, der mich nutzlos in dieses Wirrsal von Baum- und Astwerk gehetzt hatte, entflieht meinen Lippen. Da, auf einmal wird unwillkürlich mein Blick nach oben gezogen. Ein Steinadler ist's, der, nach Beute spähend, über die Windwurffläche dahinzieht. Doppelt mächtig erscheint unter des Nebels vergrößernder Wirkung der gewaltige Vogel, dessen sausenden Flügelschlag ich zu vernehmen glaube. Jetzt erspäht er mich, und ein scharfes Kli, Kli, Kli bekundet, daß er den feindlichen Menschen erblickt. Mir aber, der ich mich gerade unter einem Windwurfe durchzwänge, klingt's wie Hohn ob meiner Ohnmacht, momentan schußfertig zu werden.

Endlich stehe ich wieder da, von wo ich ausgegangen und sehe mich nach meinem Begleiter um. Richtig, da lehnt er ja noch unter dem schützenden Windwurfe und war inzwischen friedlich eingeschlummert. Das ihm wohl ungewohnte Tempo von heute Morgen war dem schwächlichen Menschen zu Herzen gegangen, und so fest war sein Schlummer, daß es eines ganz energischen Rüttelns bedurfte, um ihn wieder munter zu bekommen. Allzu freundlich war meine Ansprache gerade nicht, die er beim Aufwachen zu hören bekam. Ich setzte ihm auseinander, daß ich auf die Weise, wie er mich bis jetzt geführt, nicht einen einzigen Bock, geschweige denn die zugestandenen viere bekommen könnte, und forderte ihn ganz energisch auf, seinen Verstand ein wenig zusammen zu nehmen. Es müsse doch in Gottesnamen in dem ungeheuren Reviere Plätze geben, wo man nicht nur Rehe mit Bestimmtheit antreffen, sondern solche auch erfolgreich anpürschen könne. Er aber wußte nichts, gar nichts, und hatte auf alle meine Fragen nur ein wehmütiges Kopfschütteln. Er dauerte mich nachgerade ob seiner unglaublichen jagdlichen Unwissenheit, und seine gänzliche Hilflosigkeit stimmte mich allmählich milder. So forderte ich ihn denn in so ruhigem Tone, als es mir in meiner gereizten Stimmung überhaupt möglich war, auf, mich schnellstens zum gegenüberliegenden Berghang zu führen. Derselbe war zwar ebenfalls durchaus bewaldet; doch schien mir dort der Bestand ziemlich gelichtet und auch die Pürschverhältnisse, soweit man dies von fern beurteilen konnte, nicht allzu schwierig zu sein.

(Schluß folgt.)

Zur Goethe-Literatur.*)

Es ist noch viel zu wenig bekannt, wie nachhaltig und eifrig sich Goethe mit pädagogischen Fragen beschäftigt hat — den meisten gilt er nur als der große Dichter, der tiefe Denker, einige wissen auch etwas von seinen naturwissenschaftlichen Studien, die aber durchweg als Liebhabereien behandelt werden. Und doch gehört zum Gesamtbild des Weimarer Olympiers auch der Erzieher aus mehr als einem Grunde; nicht nur deshalb, weil sein eigenes Leben, das größte Kunstwerk, das er überhaupt geschaffen, von mächtigster pädagogischer Kraft ist, sondern weil überall bei ihm Denken und Tun Hand in Hand ging, alle tiefste Lebensweisheit nur fruchtbar sich für ihn erweisen konnte in der unmittelbar praktischen Anwendung. Insofern bietet das vorliegende Buch des bekannten Wiener Schriftstellers eine sehr dankenswerte Anregung, die hoffentlich nicht ohne Ertrag bleiben wird.

Zweimal war Goethe ganz besonders in der Lage, den Beruf als Erzieher auszuüben, zunächst dem fürstlichen Freund und Gönner gegenüber, den er ja so plastisch in dem Gedicht Ilmenau (1783) porträtiert, und sodann an dem Sohn der heißgeliebten Charlotte v. Stein, den er recht objektiv zu machen sich bemühte, d. h. zur inneren Freiheit verhelfen wollte, unabhängig von unseren Schicksalsschlägen und noch mehr von verhängnisvollen Gemütsaufwallungen und Affekten. Dennoch wäre es verfehlt anzunehmen, daß ihm die so äußerst wichtige Freude an der ursprünglichen kindlichen Natur gefehlt habe, umgekehrt hatte er, wie Münz hervorhebt, einen ausgesprochenen Sinn und teilnehmendes Verständnis für jede harmlose Kinderlust. Und diesen Zug bewahrte er sich bis in die letzten Jahre seines Lebens. Alle Veranstaltungen und Maßregeln, den natürlichen Frohsinn zu hemmen, die Kinder einzuschnüren und einzuengen, alle Natur und Originalität und Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister, sind ihm verhaßt. Er erklärt allem „Demoralisieren", dem täglichen Schelten und Tadeln den Krieg; die jungen Pflänzlein sollen, da sie kaum das erste Keimblatt zur Sonne gereckt haben, nicht gleich mit der plumpen Gartenschere und dem Okuliermesser veredelt werden, sondern nach ihrem Gefallen wachsen, die bunte Welt mit ihren eigenen hellen Augen anschauen und mit naivem Appetit genießen. Er ist der Meinung, daß die Jugend keinen Fehler besitze, der nicht zur Tugend führen könne (S. 19). Im Wilhelm Meister, der für uns hauptsächlich in Betracht kommt, läßt er Natalie erklären: Lehre tut viel, aber Aufmunterung alles, die rechtzeitige Anerkennung von Fleiß und Streben, das Schaffen einer gewissen Arbeitsfreudigkeit, dieses Universalmittels alles dauernden Erfolges. Deshalb ist auch nicht in erster Linie nach einer bloßen Masse von Kenntnissen zu streben, sondern nach dieser Erweckung und Belebung des Geistes, den man nicht durch ewiges nörgelndes Verbieten dressieren, sondern durch kluges pädagogisches Einlenken auf die mannigfaltigen Interessen, die sich in immer wiederholten Fragen bekunden, in die richtigen Bahnen lenken solle. Wie Goethe behauptete, das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, die sie erregt, so handelt es sich in allem um eine dem Alter und Fassungsvermögen angemessene Vertiefung, um eine wirkliche innere Aneignung der betreffenden Gegenstände, sonst kann von keinem organischen geistigen Wachstum die Rede sein nach dem bekannten Spruch: Was man nicht nutzt, ist eine schwere Last. Selbst einem vorwärtsstürmenden Genie kann diese methodische Erweiterung des Horizonts nicht erspart werden, wie Goethe es uns unter Bezugnahme auf seinen eigenen Entwicklungsgang in Eckermanns Gesprächen auseinandersetzt: Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich getan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte, der Unwissende, der Weise und der Tor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen.

*) Mit besonderer Bezugnahme auf das Buch von Dr. Bernhard Münz: Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller 1904.

Größtenteils ahne es zu ahnen, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen, oft haben sie das Korn gesäet, das ich erntete. Mein Werk ist die Vereinigung von Wesen, die aus dem Gange der Natur entnommen sind (S. 85). Wie schon gesagt, er selbst hat an sich uns das größte Erziehungsdenkmal hinterlassen, das deshalb auch noch bei allen empfänglichen Naturen bis auf den heutigen Tag bei aller Ueberhebung unserer vielfach schon recht angekränkelten Jugend seinen Eindruck nicht verfehlt. Jene bekannte Stelle aus einem Briefe an Lavater vom Jahre 1780, wo der Jüngling mit dem ganzen durchdachten Ernst sich einen Lebensplan vorzeichnet, stimmt völlig zu einer fast wehmütigen Aeußerung aus dem Jahre 1817, wo es u. a. so heißt: Ich mußte mehrmals meine Existenz aus ethischem Schutt und Trümmern wiederherstellen; ja, tagtäglich begegnen uns Umstände, wo die Bildungskraft unserer Natur zu neuen Restaurations- und Reproduktionsgeschäften aufgefordert wird. Diese ununterbrochene Selbstzucht geleitete ihn in der Tat bis ans Ende des ja tätigen Lebens, so daß Münz mit Recht seine hübsche Betrachtung mit der Perspektive schließt: Goethe als Erzieher seines Volkes zur Lebenskunst.

Bremen. Th. Achelis.

Bücher und Zeitschriften.

In Schranken frei. Gedichte von Gabriele Fürstin Wrede. Dresden 1904. E. Pierson.

Manche Erzeugnisse der neuesten Frauenlyrik konnten dem Frauenfreunde bange machen. Woher denn auf einmal dieses Evangelium der glühenden „roten" Sinnlichkeit, aus dem jedes sittliche Gefühl vorsorglich ausgeschaltet war? Der brave Nietzsche hätte sich von solchen Schlußfolgerungen doch sicherlich nichts träumen lassen. Die mutigen Damen, die an zügelloser Offenheit auf einmal all ihre männlichen Kollegen auf dem Parnaß übertrumpften, haben ihrem Geschlechte einen übeln Dienst erwiesen. Mußte ja doch diese lustschnaubende Mänadenpoesie als Argument für den schrecklichen Satz herhalten, der Beatrice-Typus sei eine vom Manne geschaffene Wahnvorstellung und in Wahrheit begreife das Weib die Liebe nur als heiße Sinnenglut. Einen wohltuenden Gegensatz zu solchen ebenso unpoetischen als unfrauenhaften Verirrungen deutscher Frauenpoesie bildet die vorliegende Sammlung. Hier klingt ein anderer Ton, edel und ernst, ebenso weit entfernt von der gepfefferten Poesie des weiblichen Orgiasmus als von der beeüchtigten Süßholzlyrik der Hausfrauenzeitungen. Den Grundakkord des Büchleins kündet der Titel. Die Dichterin ringt sich in schweren Lebenskämpfen los aus den drückenden Ketten ihres Standes und den Vorurteilen, die ihn vom frischen Leben und Weben der Welt trennen; sie sucht und findet ihre Freiheit aber nicht durch Abschüttelung äußerer Gesetze und Gewohnheiten, sondern durch innere sittliche Kräftigung. Dabei streift sie, zum Glück nur vorübergehend, soziale Gebiete, belehrt die Enterbten des Glücks über die Leere und Nichtigkeit des Lebens mancher Reichen und preist den von den Edelsten des Volkes oft verkannten Adel der Arbeit. Selbst vor dem gefährlichen Felde abstrakter philosophischer Betrachtungen scheut sie nicht zurück. In einem Gedichte „Eigenlaut" sehnt sie sich nach einer Art von Nirvana, in anderen gibt sie sich Anwandlungen von Weltschmerz hin oder versucht sich gar an den letzten Fragen des Lebens. Diese sozialen und religiös-philosophischen Exkurse lassen an Schärfe der Gedanken wie an Klarheit und Feinheit des Ausdrucks manches zu wünschen übrig. Und es ist wohl kein Zufall, daß gewisse metrische und sprachliche Unebenheiten, die eine schärfere Durchsicht leicht hätte beseitigen können, namentlich in diesen schweren Gedankendichtungen vorkommen. Weit besser gelingt der Verfasserin das von ihr mit Vorliebe gepflegte Gebiet der allegorischen Naturbetrachtung. Mit Innigkeit versenkt sie sich in die Wunderwelt der Schöpfung und weiß Vorgänge in ihr feinsinnig mit dem Menschenleben zu verknüpfen. Der Wald erscheint als Tröster der Wunden und Müden, die verstaubte, aber plötzlich aufblühende Agave als Bild verspäteter Lebenslust und Lebensblüte. Schön und tief ist die in freien Rhythmen gehaltene Betrachtung „Hochgebirge", im Gedanken verwandt mit Turgenjews berühmtem Gespräch zwischen Jungfrau und Finsteraarhorn:

Urewig ragen die Felsen
in steinernem Schweigen,
wetterstark, unbewegt.
Ueber die Wangen,
die gramdurchfurchten,
rieselt den Alten
schneeig Gelock.....

Die schönste Harmonie der Form und des Inhalts erreicht die Dichterin, wenn sie die ureigenen Erlebnisse ihres reichen und vornehmen Persönlichkeit zu uns reden läßt. Da finden wir echte Poesie, mit Herzblut genährt und unter Wehen geboren. Wir vernehmen den klagenden Schmerzensruf einer leidenschaftlichen und doch mimosenhaften, nur von wenigen verstandenen Seele, die wohl auch ihren Nährboden verlassen möchte, nur um frei zu sein. „Sklavenleben" ist ein Gedicht betitelt, das diesen Gedanken im schönen Bilde des an die Erde gefesselten Baumes und der ins Weite strebenden Quelle ausführt. Das Ringen nach Unabhängigkeit in Charakter und Gedanken, der unausgesetzte Kampf für die Bewahrung und Bewährung des eigenartigen Ich, die Enttäuschungen des inneren Lebens und die stille Resignation auf den Goldschimmer des Glücks, all das kommt in mannigfaltigen Formen und oft mit ergreifender Wahrheit zum Ausdruck. Trotz der trüben Schatten, die über ihrem Innenleben lasten, scheitert die Verfasserin nicht an der Klippe larmoyanter Herzensschwäche. Aus den schwersten Stunden rafft sie sich wieder auf zum Vertrauen auf ihre Kraft:

Nie werde ich der großen Herde weichen,
die, ein geschloss'nes Heer, sich mir entgegenstellt.
Aufs Ziel geschaut! Bald werde ich's erreichen,
ich habe Kraft und Mut und trotze einer Welt!

Den durch des Schicksals Tücke Getroffenen ruft sie ihr „Surgum corda" zu und weist sie auf das Glück, das dem sehenden Auge das Weben und Werden der sonnendurchfluteten Natur darbietet. Solche Dichtungen sind kein Buch für die große Menge und den im feindlichen Leben ringenden Mann; aber feinfühlende und seelenverwandte Frauen werden sich an ihnen erquicken und auch öfter zu ihnen zurückkehren.

M. D.

x

Allgemeine Rundschau.

Das 50jährige Jubiläum der Lungenheilstätte Görbersdorf in Schlesien.

Am 2. Juli feiert die bekannte Lungenheilstätte Görbersdorf i. Schl. ihr 50jähriges Jubiläum. Es ist dem Begründer Dr. Hermann Brehmer nicht vergönnt gewesen, dieses Fest zu erleben. Vor wenigen Jahren raffte ihn ein allzufrüher Tod dahin. Die Brehmer'sche Anstalt ist vorbildlich für alle Lungenheilanstalten gewesen. Ihr Begründer war der erste, welcher in wissenschaftlicher Weise eine Heilmethode der Lungenschwindsucht begründete. Von Haus aus Mathematiker, wurde er durch die geistvollen Vorlesungen des Physiologen Johannes Müller zum Studium der Medizin gebracht. Zahlreiche Sektionen an Schwindsucht Verstorbener, sowie die schmerzlichen Beobachtungen an einer großen Zahl Verwandter, die demselben Leiden zum Opfer fielen, wiesen ihn auf das Studium dieser Krankheit besonders hin. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß bei Lungenkranken das Herz auffallend klein und schwach, die Lunge dagegen voluminös ist, er schloß daraus, daß das schwache Herz nicht ausreiche, die Lunge genügend zu ernähren und diese dadurch leichter den Schädigungen durch die Tuberkelbazillen anheim falle. Diese Beobachtung im Verein mit der Tatsache, daß es Gegenden gibt, in welchen die Lungenschwindsucht nicht vorkommt und in welchen die Bewohner in steter körperlicher Arbeit sich besonders kräftig ernähren und des Alkohols nicht entraten, ließen Brehmer eine bestimmte Heilmethode der Lungentuberkulose aufstellen. Die Hauptfaktoren dieser Behandlungsweise sind folgende: Kräftige, reichliche, fettreiche Nahrung, mäßiger Ge-

Digitized by Google

brauch alkoholhaltiger Getränke, Terrainkuren zum Zweck der Kräftigung des Herzens und Aufenthalt in einem Höhenklima. Der Nutzen des letzteren besteht nach Brehmers Beobachtungen darin, daß bei dem geringeren Luftdruck die Herztätigkeit und Pulsfrequenz sich steigern. Die Praxis erwies die Richtigkeit der Brehmerschen Ueberlegung. Zahlreiche glänzende Erfolge förderten die aus den kleinsten, bescheidensten Anfängen entstandene Anstalt immer weiter und weiter. Brehmers nie rastender, von universellen Kenntnissen unterstützter Geist schuf rastlos weiter und so entstand im Laufe der Zeit eine der größten und den modernsten Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragende Anstalt, welcher Tausende von Leidenden Besserung und Heilung verdanken.

*

Aelteres kartographisches Material in deutschen Bibliotheken.

Auf die Initiative von Hermann Wagner hat die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen die sehr dankenswerte Aufgabe übernommen, eine wissenschaftliche Katalogisierung des gesamten, in deutschen Bibliotheken aufbewahrten, älteren kartographisch-geographischen Materials in die Wege zu leiten. Es sollen berücksichtigt werden: 1. Handschriftliche Portulan- und Weltkarten, 2. gedruckte Einzelkarten, Welt- und Landkarten, 3. Handschriften geographischen Inhalts, 4. Flugblätter und Berichte zur Entdeckungsgeschichte, 5. Kosmographien und andere Handbücher, 6. Globen. Als untere Zeitgrenze soll etwa das Jahr 1670 gelten, und bezüglich der handschriftlichen Portulan- und Weltkarten soll noch die spätere Zeit bis ins 17. Jahrhundert hinein berücksichtigt werden. — Im letzten Heft der „Nachrichten der Kgl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen" (Phil.-hist. Kl. 1904, H. 1) ist als erster Beitrag zu dieser Aufgabe ein „erster und zweiter Reisebericht" von Dr. Walter Ruge, Oberlehrer in Leipzig, erschienen. Ruge hat bereits eine große Anzahl von größtenteils norddeutschen Bibliotheken bereist und gibt in wohl systematisierter Form die Resultate seiner Sammlungen. Er schreibt, daß er mit Ausnahme von Wolfenbüttel überall das liebenswürdigste Entgegenkommen seitens der Bibliotheksverwaltungen gefunden habe. Von den zahlreichen Kartenfunden sei besonders hingewiesen auf die außerordentlichen wertvollen und unvermuteten Kartenschätze der ehemaligen Universitätsbibliothek Helmstedt, über die W. Ruge bereits vorher in Petermanns Mitteilungen 1903 (S. 259) einige vorläufige Nachrichten brachte. Es sind die Helmstedter Karten alle, wie Referent sich auch selber durch den Augenschein überzeugen konnte, sehr wertvoll. Es sind zum Teil lange gesuchte Originale oder wenigstens bisher unbekannte Nachstiche und Nachdrucke. Bisher vollständig verschollen war z. B. die erste große Wandkarte von Deutschland (Größe 1.42 × 1.27 Meter) von Christophorus Phrygius aus dem Jahre 1547. Es ist ein vorzüglich ausgeführter Kupferstich, der mit verschiedenen Farben leicht getönt ist. Die einzige Nachricht, die man bisher von der Karte hatte, stammt von Ortelius, der sie in seinem Theatrum orbis terrarum nennt. Weiter sei nur noch die Europa-Karte des Kölner Kartographen Kaspar Vopell von 1555 genannt. Von dieser war bisher nur ein Exemplar eines Nachdruckes in Paris bekannt. Leider sind mehrere der Helmstedter Karten, welche vor einigen Jahren bei Aufräumungsarbeiten in der Bibliothek unten auf dem Boden einiger alter Kisten gefunden wurden, recht schlecht erhalten. Wie Referent sich durch den Augenschein überzeugen konnte, sind besonders einige der größeren Wandkarten stark verletzt. Das Papier hat sich von der Leinwand gelöst und hängt in Fetzen herunter. „Gefahr ist" allerdings „im Verzuge", um mit den Worten Ruges zu sprechen, und es ist im Interesse der Wissenschaft dringend zu wünschen, daß die herzoglich-braunschweigische Bibliotheksverwaltung den Helmstedter Kartenschätzen die nötige Sorgfalt und Pflege zuwende. Vor allem ist es nötig, daß dem mit der Verwaltung beauftragten Beamten auch die genügende Zeit zur Verfügung gestellt wird. — Die vorstehenden Bemerkungen werden hinreichen, um zu zeigen, daß die von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften unternommene Kartenkatalogisierung nicht nur für die Bereicherung unserer Kenntnisse sehr wertvoll ist; sie wird auch zur Erhaltung und Wertschätzung des auf deutschen Bibliotheken so reichlich vorhandenen seltenen Kartenmaterials in bedeutsamer Weise beitragen.

A. W.

*

Kleinere Mitteilungen.

N. T. Dubrowin †. Am 25. Juni sind zu St. Petersburg der ständige Sekretär der dortigen K. Akademie der Wissenschaften und Redakteur der Zeitschrift Ruskija Starina (Russische Altertümer), General-Leutnant Nikolaj Theodorowitsch Dubrowin. Er war als Kriegsgeschichtschreiber auch im Ausland bekannt. In einer Reihe von der Kritik anerkannter Werke hat er auf Grund archivalischer Studien in manche dunkle Punkte der russischen Geschichte Licht und Aufklärung gebracht. N. T. Dubrowin war geboren am 26. Nov. (9. Dez.) 1837. Seine Ausbildung genoß er im Petoclischen Kadettenkorps und in der Michaelowskischen Artillerie-Akademie, den Militärdienst begann er in der Garde-Artillerie. Mit 22 Jahren veröffentlichte Nikolaj Theodorowitsch seine erste literarische Arbeit, eine größere Erzählung. Der Erfolg veranlaßte ihn, die allerdings geringe freie Zeit ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen. Schon sein erstes größeres Werk „Graf Rostoptschin und Moskau im Jahre 1812" machte 1863 einiges Aufsehen. Es folgte dann „Geschichte des Krieges und der russischen Verwaltung in Kaukasien" (5 Bde.), „Materialien zur Geschichte des Krimkrieges" (6 Bände), „Pugatschew und seine Genossen" (3 Bände), „Der vaterländische Krieg nach Aufzeichnungen von Zeitgenossen". Kleinere Studien erschienen von Dubrowin im „Russkij Wjestnik", „Wjestnik Europi", in der Sammlung der Kaiserlich russischen Gesellschaft für Geschichte und in der „Ruskaja Starina", deren Redaktion er 1856 nach dem Abgang N. W. Schilders übernahm. Die Werke Dubrowins zeichnen sich durch Klarheit des Stiles aus, ferner durch die Objektivität der Darstellung, die allen bedeutenden Vorkommnissen der zu behandelnden Epoche in politischer und militärischer Beziehung gerecht wird. Auch der intimeren — der Carlistengeschichte — widmete der Gelehrte allseitige Aufmerksamkeit. Er bekundete dies durch Herausgabe der „Protokolle und Tagebücher des Obersten Geheimen Rates 1726—1730" und „Protokolle und Beschlüsse des Senats unter der Regierung Peters I." Bei all seinen fleißigen Studien erfüllte N. T. Dubrowin auch seine militärischen Obliegenheiten und avancierte bis zum Generalleutnant. Erst vom Jahre 1868, als er dem Hauptstab zugeteilt war, konnte er sich seinem Lieblingsstudium voll und ganz hingeben. Die kritische Untersuchung über Bogdanowitschs Werk „Der orientalische Krieg 1853—1856" öffnete ihm den Weg zur Akademie der Wissenschaften. 1887 wurde er zum korrespondierenden und gleich darauf zum außerordentlichen Mitgliede der historisch-philologischen Klasse der Akademie gewählt. Von diesem Jahre datiert die Tätigkeit N. T. Dubrowins an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1893 wurde er zum ständigen Sekretär derselben ernannt, 1900 ihr wirkliches Mitglied. Seine letzte Arbeit waren Skizzen aus dem russischen Leben des XIX. Jahrhunderts unter dem Titel „Nach dem vaterländischen Kriege."

Ph. L.

* Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer. Die deutsche evangelische Schule zu Alexandria (Aegypten) sucht zum 1. Oktober 1904 einen Elementarlehrer und eine Lehrerin, die hauptsächlich französischen und englischen Unterricht erteilt. Gehalt für beide Lehrkräfte im ersten Jahre 180 M. monatlich, für die beiden folgenden Jahre 200 M. Außerdem freie Wohnung und Reisevergütung. Der Lehrer hätte den Organistendienst an der evangelischen Kirche mit zu übernehmen und erhält hierfür 400 Francs als besondere Vergütung. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und eventuell Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W., Landgrafenstraße 7/III.

Digitized by Google

* Geheimrat Ziemssens Bibliothek. Die wertvolle Bibliothek, die der berühmte Arzt der hiesigen Hochschule gesammelt hat und die aus ca. 18,000 Schriften besteht, ist vor kurzem vom Geheimrat Prof. Dr. Kraus in Berlin erworben worden.

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. B.** Die hiesige Stadtgemeinde veranstaltet am 9. Juli ein großes Fest im Stadtgarten anläßlich der Immatrikulation des 2000sten Studenten.

* **Bonn.** Der Professor der Psychiatrie an der Universität Kiel Dr. Siemerling hat den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Geheimrat Pelmans abgelehnt. — Professor Dr. Julius Sommer, bisher Privatdozent an der hiesigen Universität und Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, ist als Professor für Mathematik in den Lehrkörper der Technischen Hochschule zu Danzig berufen worden.

hc. **Münster.** Dem Germanisten Prof. Dr. Franz Jostes ist das durch den diesjährigen Staatshaushaltsetat an der hiesigen Universität begründete Extraordinariat für deutsche Sprache und Literatur verliehen worden. — Im Alter von 66 Jahren ist am 26. Juni der Lektor der englischen, französischen, spanischen und italienischen Sprache an der Universität Karl Deiters gestorben. Deiters lehrte ein Vierteljahrhundert in Münster.

* **Leipzig.** Der Assistent am Laboratorium für angewandte Chemie Dr. K. Beck hat sich in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent niedergelassen.

* **Jena.** An den plötzlichen Tod des Privatdozenten Dr. Berthold Grohé haben sich die abenteuerlichsten Gerüchte geknüpft. Diesen wird ein Ende bereitet durch den Nachruf, den die Chirurgische Klinik zu Jena, unterzeichnet von Prof. Dr. Riedel und vier Assistenzärzten, veröffentlicht. Darin heißt es, daß ein seit Jahren bestehendes, in neuester Zeit außerordentlich rasch fortschreitendes Leiden den freiwilligen Tod Grohés herbeigeführt hat. — Das Weltgeschäft von Karl Zeiß in Jena hat, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, das zehntausendste Mikroskop-Objektiv homogener Immersion fertig gestellt. Mit derartiger Linsenanordnung hat Prof. Koch seine bahnbrechenden Untersuchungen über Mikroben gemacht. Die Firma hat in Anbetracht des mächtigen Aufschwunges, den die Mikroskopie durch die bakteriologischen Forschungen bekommen hat, Professor Koch das zehntausendste Objektiv zum Andenken überreichen lassen.

* **Berlin.** Professor Robert Koch ist als Nachfolger Rudolf Virchows zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt worden. Vor einigen Monaten, als Geheimrat Koch noch auf seiner Forschungsreise in Südafrika weilte, hieß es, daß er amtsmüde sei und die Leitung des für ihn geschaffenen Instituts für Infektionskrankheiten niederzulegen gedenke, um sich in freier Stellung ganz seinen Forschungen widmen zu können. Für die preußische Regierung stand es von vornherein fest, daß, falls Koch auf seinem Rücktritt beharren sollte, nichts unversucht bleiben dürfe, um einen so hervorragend verdienten Gelehrten von internationalem Rufe der deutschen Wissenschaft zu erhalten und ihm einen seinen Wünschen entsprechenden freien Wirkungskreis zu schaffen. Die Verhandlungen hierüber sind unmittelbar nach Kochs Rückkehr nach Deutschland mit ihm aufgenommen worden und haben nunmehr zu einem allseitig befriedigenden Abschlusse geführt. Danach gibt Geheimrat Koch seine Stellung als Direktor des königlichen Instituts für Infektionskrankheiten am 1. Oktober d. J. definitiv auf und erhält als Mitglied der Akademie der Wissenschaften eine freie, unabhängige Stellung, ähnlich wie sie auch schon anderen berühmten Akademikern, z. B. dem Chemiker Professor van t'Hoff, dem Astronomen Professor Auwers und im letzten Jahrhundert auch Professor Mommsen, zuteil geworden ist. Seine Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität wird Koch, wenn auch in beschränktem Maße, wieder aufnehmen.

hc. **Breslau.** Der ordentliche Professor für römisches Recht an der hiesigen Universität Dr. Paul Jörs hat den an ihn ergangenen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Wiener Universität an Stelle von Hofrat Prof. Dr. Karl Ritter v. Czyhlarz abgelehnt.

* **Wien.** Der ordentliche öffentliche Professor der alttestamentarischen Bibelstudien an der theologischen Fakultät, Dr. Bernhard Schäfer, gedenkt, nach einer Meldung der Neuen Freien Presse, infolge andauernder Kränklichkeit demnächst sein Pensionierungsgesuch einzubringen.

* **Graz.** Im Senatssaale der hiesigen Universität wurde am Montag eine Sitzung abgehalten, in welcher man zum Gedächtnis Alex. Rolletts einstimmig die Bildung eines Ausschusses zur Schaffung einer Alexander Rollett-Stiftung beschloß. Zweck der Stiftung ist, jungen Gelehrten der Grazer Universität auf dem Gebiete der medizinisch-naturwissenschaftlichen Forschung die Mittel zu ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung durch Stipendien zu gewähren. Zu Ehrenpräsidenten wurden Statthalter Graf Clary und Landeshauptmann Graf Attems und in den Ausschuß unter anderen Hofrat Straup gewählt.

* **Aus Holland.** Der lateinische Dichterpreis, der alljährlich aus der Hoeufft-Stiftung von der kgl. Akademie zu Amsterdam verteilt wird und aus einer Goldmünze im Werte von 40 Gulden besteht, ist in diesem Jahre wiederum einem Italiener verliehen worden. Giovanni Basculi aus Castro S. Mauro, dessen Gedicht „Paedagogium" betitelt ist. Die Bewerbungen für den Preis des nächsten Jahres müssen spätestens am 1. Januar 1905 bei der Akademie in Amsterdam (Professor H. Kern) eingelaufen sein.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Das Buch der Natur, die Lehren der Botanik, Zoologie und Physiologie, Paläontologie, Astronomie, Mineralogie, Geologie, Physik und Chemie umfassend und allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondern den höheren Lehranstalten gewidmet von Dr. Friedrich Sebödler, weil. Direktor der grossh. hess. Realschule I. O. in Mainz. 23. vollst. neubearb. Aufl. In drei Teilen: 3. Teil: Astronomie und Physik. 1. Abt.: Astronomie von Professor Dr. L. Schwalbe, beendet und herausg. von Professor Dr. H. Böttger. Mit einem Lebensbild des Verfassers von Dr. E. Schwalbe, Privatdozent in Heidelberg. Braunschweig 1904. Vieweg u. Sohn. 319 S. — J. Barbey d'Aurevilly: Eine alte Geliebte. Deutsch von Hedda Moeller-Bruck. 1. Teil. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns. 275 S. — Die Römische Kurie und das Konzil von Trient unter Pius IV. Aktenstücke zur Geschichte des Konzils von Trient. Im Auftrage der historischen Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften bearb. von Joseph Susta. 1. Band. Wien 1904. Alfred Hölder. 370 S. — Dr. Franz Meffert: Die geschichtliche Existenz Christi. (Apologet. Tagesfragen. Herausg. vom Volksverein für das katholische Deutschland. No. 3.) M.-Gladbach 1904. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins f. d. kathol. Deutschland. 93 S. — J. Freudenthal, Prof. der Philosophie a. d. Univ. Breslau: Spinoza, sein Leben und seine Werke. 1. Band: Das Leben Spinozas. Stuttgart 1904. Fr. Frommann (E. Hauff). 349 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schemacher, München.

„Walden."

Von H. D. Thoreau. Deutsch von E. Emmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.00.

„Aus den Blättern dieses Buches weht es einem entgegen, wie der Duft des Prairiegrases, wenn der Lenzwind darüber streicht; sie enthalten Opium für die Seele." (Beil. z. Allgem. Ztg.)

Digitized by Google

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 30. Juni. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Humanität. Von Prof. Dr. Cuers (Frankfurt a. M.).

In den Schaugebieten Bosniens. (Schluß.) Von Dr. Eg. Escherich.

II. Bücher und Zeitschriften.

Albert Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands. IV. Teil.

III. Allgemeine Rundschau.

Juden und Christen im alten Pompeji.

IV. Hochschulnachrichten.

Humanität.

Von Prof. Dr. Cuers (Frankfurt a. M.).

Wenn das bekannte Goethesche Wort aus den Wahlverwandtschaften recht hat, daß das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch sei, daß es also kein interessanteres und würdigeres (Studium) für ihn gäbe, so hat neben dem sich zunächst aufdrängenden Problem der Herkunft des Menschengeschlechts, außer anderen Fragen, auch die eine Berechtigung, wie in den einzelnen Sprachen die Vertreter unserer Art genannt werden. Denn das Wort, mit dem jene sie benennen, ist charakteristisch für die Schätzung des Wertes, den bei der Schöpfung und Weiterbildung desselben die Bildner der Sprache, wer sie auch immer gewesen sein mögen, sich selbst als Menschen beimaßen. Es ist natürlich, daß gar bald die Urbedeutung der betreffenden Worte in den Hintergrund treten und endlich ganz vergessen werden mußte, so daß es schließlich den Sprachforschern überlassen blieb und noch bleibt, von Zeit zu Zeit wieder daran zu erinnern. Bei einem Blick auf die Wörter, mit denen in den Sprachen der europäischen Kulturvölker alter und neuer Zeit die Vertreter unserer Art, die „Menschen" benannt werden, ergibt sich, daß in dieser Beziehung die germanischen Völker mit der auch unserem deutschen Worte „Mensch" zugrunde liegenden Wurzel man, welche „bewußt sein, sich besinnen" bedeutet, den höchsten Platz einnehmen. Denn indem sie den Menschen als ein „bewußtes, sich besinnendes", also geistiges Wesen bezeichneten, unterschieden sie ihn mit Bewußtsein von der Tierwelt sowohl wie von der unbelebten Natur und wiesen ihm damit einen höheren Platz an, als es die Griechen und die Römer, bewußt oder unbewußt, taten, und die von dem Lateinischen abgeleiteten modernen romanischen Sprachen noch heutzutage tun. Während das griechische, übrigens in seiner Etymologie noch immer nicht mit Sicherheit erklärte Wort ἄνθρωπος in dem für unseren Vergleich günstigsten Falle den „noch oben Blickenden" meint, den Menschen also nur in seiner körperlichen Haltung von den Tieren unterscheidet, läßt das lateinische homo (wovon franz. homme, ital. nomo u. s. w.) durch seinen Zusammenhang mit humus (Erde) den Menschen als den „Erdensohn", den „Erdgeborenen" erkennen, eine Bedeutung übrigens, die auch dem hebräischen Wort für „Mensch" adam von adama (Erde) eigen ist. Von den aus den besprochenen drei Stammwörtern abgeleiteten Adjektiven war es dem lateinischen humanus und in noch höherem Maße dem von diesem gebildeten Abstraktum humanitas beschieden, die bedeutungsvolle Begriffsentwicklung durchzumachen, die in dem davon herstammenden deutschen Fremdwort „Humanität" weiter geleitet, vielleicht selbst heutzutage noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Wer etwa eine Geschichte der Entwicklung der geistigen und sittlichen Begriffe schreiben wollte, würde daher eines der interessantesten Kapitel den mancherlei Wandlungen dieses scheinbar so einfachen und selbstverständlichen Begriffes widmen müssen; hier soll nur versucht werden, einige kurze Bemerkungen über diesen Gegenstand aneinander zu reihen.

Klar ist zunächst, daß der Begriff humanitas sich nach verschiedenen Richtungen entwickeln mußte. Dachte man an das allen „Erdgeborenen" gemeinsame Los, an ihre Gebrechen und Mängel, faßte man also den Begriff so zu sagen im niederen Sinne auf, so war freilich eine weitere Entwicklung höchstens nach der Richtung hin möglich, daß das Wort als Kollektivbegriff die Gesamtheit aller Menschen, die „Menschheit", bezeichnete. Im ganzen aber mußten in diesem Falle die Worte humanus und humanitas, so gut wie unsere, dem Sprachgebrauche nach durchaus analogen Worte für alle Zeit den ursprünglichen Sinn behalten. Sie wären dann auf derselben Stufe stehen geblieben, über welche die entsprechenden griechischen Adjektive ἀνθρώπιος und ἀνθρώπινος nicht hinausgekommen sind. Eine fruchtbare Weiterentwicklung war erst dann möglich, und derjenige hat sie in die Wege geleitet, der zum erstenmal den Begriff der humanitas im engeren und in diesem Falle edleren Sinne erfaßte und, indem er sich auf das den Menschen von den anderen Lebewesen Unterscheidende, seiner wahrhaft Würdige besann, ihn in der Bedeutung einer edleren „Menschlichkeit" gebrauchte. Man wird nicht umhin können, in diesem Punkte wenigstens dem römischen Geiste einen Vorrang vor dem im allgemeinen so viel reicheren und tieferen griechischen Geiste zuzugestehen. Denn während es, hauptsächlich wohl infolge der sich ausschließlich auf die körperliche Erscheinung beschränkenden Urbedeutung des Wortes ἄνθρωπος erst ganz späten Vertretern des griechischen Schrifttums vorbehalten geblieben ist, auch nur abstrakte „die ganze Menschheit" oder weiterhin „menschliche Art oder Gesinnung" bezeichnende Worte zu bilden, finden sich schon bei römischen Schriftstellern der vorklassischen Zeit Spuren von einer höheren Auffassung des Begriffes humanitas. Aus dem Bewußtsein der Gleichartigkeit des Loses mit anderen Menschen und dem Gefühl der eigenen Hilfsbedürftigkeit sich entwickelnd, mußte neben die ursprüngliche Selbstgenügsamkeit und den überall sich selbst durchzusetzen geneigten Egoismus ein Gefühl der Sympathie mit den Wesen gleicher Art treten, und so sich nach und nach die wahrhaft soziale und ursprünglichste menschliche Tugend bilden, vermöge deren wir, wie Cicero, die Humanität definierend, sagt (Manil. 14): gütig, freundlich und umgänglich denen gegenüber sind, mit denen wir zu tun haben. Dieser seelische Vorgang im Menschen fand auch in der Entwicklung der sprachlichen Begriffe seinen Ausdruck, und so war für das Wort humanitas das Entstehen der eben erwähnten Bedeutung natürlich. Von ihr war der Weg nicht weit zur Entwicklung der Begriffe der Höflichkeit, die seinen

Betragens, der Wohlanständigkeit und fast ebenso nahe zu dem, was man als den tieferen Grund aller dieser Tugenden ansehen konnte und mußte, zu dem Begriffe einer tieferen geistigen Bildung und deren Quelle, den wissenschaftlichen Studien. Von diesen kamen für die Römer der klassischen Zeit, innerhalb deren sich die erwähnte Begriffsentwicklung vollzog, als eines Menschen und eines freien Mannes wahrhaft würdig vorzugsweise die Wissenschaften der Grammatik, Rhetorik, Poesie und Philosophie in Betracht, und wiederum konnten es bei dem Gefühl der völligen Abhängigkeit von der Literatur der Griechen, auf der allein ihre gesamte eigene geistige Produktivität beruhte, nur die Griechen sein, deren Werken sich die Studien gerade der besten Männer des klassischen Römertums zuwandten. Ein besonderes Verdienst um die Entwicklung des Humanitätsbegriffes gebührt Cicero, dessen Schriften, wie Max Schneidewin (Die antike Humanität) sagt, „für uns die wesentlichen Spiegelbilder antiker Humanität sind". Cicero verstand darunter die Entwicklung und Ausbildung sämtlicher menschlichen Anlagen zu der für Menschen erreichbaren Höhe; die Humanität sollte außerdem nach ihm „die höhere Einheit zwischen Griechen und Römern" sein, die er, wie seine römischen und griechischen Zeitgenossen, bewußt oder unbewußt, als die einzigen derselben fähigen „Menschen" betrachtete; denn von dem weltlichen Sinn, zu dem das Wort vermöge des in ihm liegenden Gedankens sich folgerichtig entwickeln mußte, konnte im klassischen Altertum, dem einerseits der von den Griechen geprägte Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren, andrerseits der noch schärfere zwischen Freigeborenen und Sklaven im Blute lag, nicht die Rede sein, und so war gewiß, wenn man recht zusieht, der Begriff der antiken humanitas als Kollektivum kein umfassenderer, vielleicht gar, zahlenmäßig gefaßt, ein engerer als wir mit unserem Begriff „national" zu umfassen pflegen, der in seiner heutigen Bedeutung zu dem der Humanität im modernen Sinne, obwohl mit ihren Postulaten in manchen Punkten sich deckend, doch auch wiederum in anderen in einem gewissen Gegensatz stehen dürfte. Die Humanität im Sinne Ciceros hatte einerseits zwar eine exklusive Tendenz, insofern sie der Erfüllung der weitgehenden geistigen und sittlichen Anforderungen, die sie nach dem Grundsatz des noblesse oblige an ihre Anhänger stellte — „der Genügsamkeit, des Gemeinsinns, des Uebergewichts der geistigen Interessen über die rohe, sinnliche Begehrlichkeit" —, nur eine hochgebildete Minderzahl für fähig hielt und mit aristokratischer Geringschätzung auf die von ihr nicht ergriffene Masse herabsah, andrerseits aber sogar einen universellen und für weitere Kreise wirksamen Charakter. War sie doch, wie Mommsen sagt, das Wesen des von Cäsar aufgerichteten neuen italisch-hellenischen Reiches, und ihr Geist war es, in dem die Römer ihre von den Griechen stammende Bildung in die fernsten Gegenden getragen, sie den nachfolgenden Zeiten überliefert und so auf die allgemeine Kultur einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Freilich war sie nur „eine Vernunftkonstruktion" „und hat nie die dämonische Qualität eines religiösen Glaubens besessen", doch hat sie immerhin, und darin liegt, falls es deren überhaupt bedarf, ihre Rechtfertigung, in der Epoche zwischen der Zersetzung des volkstümlichen Polytheismus und dem sich vorbereitenden Christentum Tausenden der Besten als Ersatz für eine Religion, die sie nicht mehr hatten und haben konnten, gedient, ihnen so einen inneren Halt gegeben und viele von ihnen vor der Verzweiflung bewahrt. Auf der Höhe, zu der Cicero den Begriff der Humanität geführt hatte, erhielt er sich nur noch in der Zeit der Republik. Denn da die Betätigung im öffentlichen Leben „ein wesentlicher Bestandteil des humanen Bewußtseins" war, so konnte in der Kaiserzeit nur noch in dem Betrieb der öffentlichen Schulen die Tradition der humanen Bildung, wenn auch schwach und immer schwächer, sich erhalten.

Mit dem in der späteren Kaiserzeit immer sichtbarer hervortretenden Verfall des klassischen Geistes und dem dadurch bedingten Zurücktreten der griechischen Studien bei den Römern mußte naturgemäß auch der Begriff der humanitas sich modifizieren. Dem christlichen Geist vollends erschien alles Menschliche ausschließlich als mit der Sünde behaftet und damit im Gegensatz zum Göttlichen. Als er im Leben der Einzelnen wie in der Literatur der Kirchenväter zur Herrschaft gelangte, verblaßten die in das geistige Leben einschlagenden Bedeutungen des Wortes gänzlich, und so bezeichnet bei den Kirchenvätern Tertullian und Lactanz humanitas wieder einerseits nur den Menschen und das Menschengeschlecht, andererseits die Pflicht des Menschen gegen seine Nebenmenschen. Nach Lactanz ist sie das mächtigste Band unter den Menschen, und aus ihr erwächst die Pflicht gegenseitiger Unterstützung. Bei Augustin findet sich charakteristischerweise das Wort in keiner seiner Schriften, sinkt endlich im mittelalterlichen Latein gar zu den Bedeutungen einerseits einer „für die Menschen ausreichenden Nahrung an Speise und Trank", andrerseits „der menschlichen Gestalt" und des „menschlichen Lebens" herab und bleibt, von dem Gebrauch als Kollektivum abgesehen, den es zu allen Zeiten gehabt hat, viele Jahrhunderte lang auf diese Bedeutungen beschränkt. Die Zeit der Renaissance, des Wiedererwachens der klassischen Studien war es, die nach einer langen Zeit ausschließlich theologischer Betrachtung der Welt und des Einzellebens zum erstenmal wieder das freie Selbstbestimmungsrecht des Menschen als einer sittlichen Persönlichkeit betonte; in ihr mußten mit den Studien der alten griechischen Schriftsteller auch die Worte humanus und humanitas in ihrer klassischen Bedeutung zu neuem Leben erwachen. Man gewöhnte sich, jene mit dem Komparativ humaniora zu bezeichnen und auszudrücken, daß die Beschäftigung mit ihnen des Menschen würdiger als jede andere sei, und begriff in sie gar bald auch das Studium der klassischen Schriftsteller des Römertums ein. So bezeichnet denn das freilich einer weit späteren Zeit entstammende Wort „Humanismus" eine hybride, aus lateinischen und griechischen Sprachelementen bunt gemischte Bildung, an der die auf ihren wiedererwachten Klassizismus und nachgeahmten Purismus stolzen Humanisten, die sich selbst poetae oder oratores (Dichter oder Redner) nannten, Anstoß genommen haben würden, eine geistige und wissenschaftliche Richtung, die, besonders in Deutschland, mehr und mehr in der Pflege der lateinischen Literatur der klassischen Zeit ihre Befriedigung fand.

Eine sehr lange Dauer war übrigens dem Humanismus nicht beschieden. Im Kampfe gegen die Scholastik und in seiner Betonung der Berechtigung auch rein weltlicher Interessen gegenüber der alleinigen Autorität der Kirche hatte er sein gutes Recht, in der Begründung weltlicher höherer Schulen den Höhepunkt seiner Entwicklung gehabt. Seine Schwäche lag in „dem eigentlich recht inhumanen Individualismus oder geistigen Egoismus, mit dem auch er auf die Masse der Ungebildeten gleichgültig oder verachtend herabsah", er verfiel einer zunehmenden Verknöcherung, und mehr und mehr ging auch über ihn die ganz und gar von religiösen Ideen erfüllte Zeit der Reformation und Gegenreformation zur Tagesordnung über. Denn gerade auf dem Gebiete des höheren Unterrichts, auf dem es durch maßvolle Betonung der ihm innewohnenden richtigen Gedanken Segensreiches für ganze Generationen hätte leisten können, verfiel es in dem Bestreben, seine Zöglinge, fern von aller nationalen Erziehung, in Sprechweise und Denkungsart zu wahrhaftigen Römern zu machen, aus einer Verkehrtheit in die andere und schuf vielfach da geistige Oede, wo er fruchtbares Land hätte schaffen können. Das Ueberwiegen religiöser Ideen und Interessen im ganzen 16. und einem großen Teil des 17. Jahrhunderts mußte, wie gesagt, notwendig die Pflege alles „Humanen" in den Hintergrund treten lassen. In Zeiten, in denen die Gebildeten der Nation entweder ganz „ihres Glaubens lebten" oder, wenn sie Theologen waren, mit theologischen Reden und Streitschriften einander befehdeten, in denen endlich gar der Widerstreit der religiösen und politischen Interessen die Völker Europas in jahrzehntelangen Kriegen sich verzehren ließ, war für die „Humanität" in keinem edleren Sinn des vieldeutigen Wortes Platz. Es blieb den Geisteshoroen unserer klassischen Literaturperiode vorbehalten, neben einer der wahrhaften Bedeutung der klassischen Studien für ihre eigene und für alle Zeiten gerecht werdenden Würdigung vor allem auch die Humanität im ethischen Sinne wieder zu Ehren zu bringen und die „schöne Menschlichkeit" als

Digitized by Google

Postulat für Gesinnung und Leben auf den Schild zu heben.

Die auf Rousseau zurückgehenden Ideen in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", die noch ihm nicht eine Abrichtung zur Gewinnung äußerer Güter sein, sondern die Bildung des inwendigen Menschen sich zur Aufgabe machen und Reinigkeit des Herzens und Liebe zur Tugend um ihrer selbst willen in ihm erwecken sollten, sind es, die dem lange verloren gegangenen Humanitätsgedanken in Deutschland wieder die Bahn bereiten. Von Herder in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" weitergeleitet, wird er in Verbindung mit dem von Winckelmann neuentdeckten Kunstideal von Lessing und Herder in Literatur und Leben übergeführt. In Kants Postulat, daß der Mensch den Menschen nie bloß als Mittel, sondern stets zugleich als Zweck ansehe, daß er also stets in seinem Verhalten einem anderen gegenüber den Menschen in ihm achte, findet der Humanitätsgedanke seine philosophische Fassung. Aus ethischen, ästhetischen, pädagogischen und philosophischen Elementen gemischt, wie er ist, wird er von Fichte, F. A. Wolf, Schiller, Pestalozzi u. a., je nach der in ihnen vorherrschenden geistigen Richtung, in diesem oder jenem Sinne schärfer betont, heller beleuchtet und erlebt endlich in Goethes universellem Geist und Leben seine tatsächliche und sichtbare Verkörperung. In Goethes mit der Verehrung der Antike Hand in Hand gehendem Streben nach Verständnis und Aneignung der Weltliteratur nahm der Humanitätsgedanke den weltbürgerlichen Charakter an, der seinem eigentlichen Sinne entspricht, zu dem sich aber weder das Römertum noch der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts hatten aufschwingen können; beinahe noch wichtiger aber war der Gegensatz, in den der moderne Humanitätsgedanke des 18. und 19. Jahrhunderts in bezug auf seinen Ausgangspunkt und damit auf die gesamte Richtung seines Denkens zu der antiken Humanität trat. Während diese von dem Menschen als Subjekt ausging und damit eigentlich nur zu egoistischen Folgerungen in Denken, Empfinden und Handeln kam, stellt der moderne Humanismus den Menschen sich auch als Objekt gegenüber und legt den Schwerpunkt der Humanität noch mehr in die Herausarbeitung, Förderung und Unterstützung der fremden als in die allseitige Ausbildung der eigenen Persönlichkeit.

So sind es also besonders zwei Gebiete, auf denen in unseren Tagen, den verschiedenen Bedeutungen des Wortes entsprechend, der Humanitätsgedanke sich vorzugsweise betätigt, das des höheren Unterrichts und das der Wohltätigkeitsbestrebungen oder der sozialen Fürsorge. Auf jenem schon von der Zeit des Pietismus her bis auf den heutigen Tag durch realistische Tendenzen, später auch durch die mit dem Anspruch auf vorwiegende Geltung auftretenden Naturwissenschaften hart bedrängt, hat sich der Humanismus als Pflege der alten Sprachen auf den höheren Schulen und Universitäten, freilich nicht ohne schwerwiegende Konzessionen, in einer angesehenen und gefestigten Verteidigungsstellung behauptet und wird diese ebensowohl im Interesse der Kontinuität der Bildung mit früheren Jahrhunderten als um ihrer ideellen Momente willen hoffentlich stets behaupten; mit diesem hat er ein Feld der Betätigung gefunden, das dem von sozialen Ideen erfüllten Geist unserer Zeit gemäß ist, das aber im klassischen Altertum und sonst, wenn auch hier und da sozusagen von Fall zu Fall kultiviert, jedenfalls nicht aus Gründen der Humanität bearbeitet worden ist. Denn wenn natürlich auch, wie zu allen Zeiten, einzelne gute Menschen hier und da einmal aus Menschenliebe Akte der Wohltätigkeit vollzogen haben, so ist doch, wie Schneidewin richtig sagt, bei allem, was wir als antike Analoga zu modernen humanitären Einrichtungen etwa anzuführen haben, eine Humanität vielleicht nirgends das Motiv gewesen, vielmehr waren für jene gewiß Motive wesentlich politischer Art bestimmend, besonders natürlich der Gedanke der Sicherung einer bevorrechteten Minderheit vor der physischen Ueberlegenheit einer recht- und besitzlosen Mehrzahl. Man wird der praktischen Sozialpolitik unserer Tage mit ihren mancherlei gesetzgeberischen Akten zum Schutze der wirtschaftlich schwächeren Klassen nicht unrecht tun, wenn man den wesentlichen Anstoß zu denselben in verwandten Erwägungen und Befürchtungen sieht. Trotzdem bleibt der unserer rapid zunehmenden Bevölkerung, zumal der großen Städte, da Staat und Gemeinde mit ihrem wenn auch langen Arm nicht überall hinzureichen vermögen, der Liebestätigkeit oder sozialen Fürsorge noch ein weites Feld zur privaten Betätigung übrig, und auf diesem feiert die moderne Humanität, im Wetteifer mit der rein christlichen Liebestätigkeit ihre schönsten Triumphe. Vor Mißgriffen und vor Verschwendung des Guten an Unwürdige ist freilich, im einzelnen Falle, auch diese, so viel höher geartet und mächtiger immerhin ihre in der Liebe Gottes wurzelnden Triebkräfte sein mögen, so wenig sicher wie jene, die den Antrieb und die Kraft zu ihrer Tätigkeit direkt aus sich selbst nimmt. Nur scheint mir die moderne Humanität, mit Eitelkeit durchmischt, wie sie häufig ist, und von dem Drange beseelt, sich überall zu betätigen, je mehr und mehr in Uebertreibungen zu verfallen, die, in ihrem Bestreben der aufs äußerste gesteigerten Schau- und Vergnügungslust der großen Masse zu genügen, einerseits vielfach an die Art erinnern, auf welche die alten Römer die „noch Brot und Spielen" gierige Menge zu befriedigen verstanden, andrerseits geeignet scheinen, den mit Wohltaten jeder Art Ueberhäuften das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit zu nehmen und vielfach ihren Hang zur Trägheit zu unterstützen.

Und hierin dürfte, wenn anders ich die Zeichen der Zeit recht verstehe, nicht die einzige Uebertreibung und Irreleitung des modernen Humanitätsgefühles liegen. Oder irre ich mich, wenn ich meine, daß dasselbe heutzutage im allgemeinen zu allzu nachsichtiger Beurteilung und zu einem verschwommenen Indifferentismus in sittlichen Fragen neigt und sich sein Verbot gar oft durch politische Parteigenossenschaft und Gleichartigkeit der sozialen Stellung diktieren läßt? So geschieht es, daß die öffentliche Meinung in völliger Verkennung des sittlichen Ernstes der wahren Humanität solche selbst Menschen von bösartigster und teuflischster Roheit gegenüber verlangt, die außer der menschlichen Gestalt alles an das Menschentum Erinnernde abgeworfen haben, und von deren in immer erschreckenderem Maße sich vermehrenden Zahl und wahrhaften Bestierung unsere Tagesblätter, unsere Gerichtssäle und Zuchthäuser ihr entsetzliches Lied zu singen wissen.

Die gefährlichste Ausartung aber des modernen Humanitätsgefühles liegt wohl auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Mit Schaudern beobachten alle tiefer Blickenden die täglich zunehmende Verrohung unserer Jugend, mit wachsender Besorgnis schauen ihr auch unsere Behörden zu, und doch sind sie genötigt, jede strafende körperliche Berührung der sakrosankt erklärten Schülerschaft durch Bedrohung und Bestrafungen der Lehrer zu verhindern, nur damit dem Zeitgeist Genüge geschehe, der, durch schauderhafte Uebertreibungen und Mißgriffe auf disziplinarischem Gebiet aufgebracht, in tendenziöser Verallgemeinerung jeden Lehrer, der in oft nur zu berechtigtem Zorn seine „Hand" walten läßt, dem Publikum und damit der Jugend selbst als „Prügelpädagogen" denunziert. Eine solche Tendenz in der öffentlichen Meinung zeigt, daß der ursprüngliche Sinn der Humanität in weiten Kreisen einer geradezu verhängnisvollen Verkennung und Mißdeutung anheimgefallen ist, und daß diejenigen nicht unrecht haben, die da meinen, daß ein wahrer „Humanitätsdusel" das charakteristische Gepräge eines großen Teiles unseres öffentlichen Lebens sei.

Wenn dem so ist, so dürfte es nicht zwecklos sein, auf den wahren Sinn des Wortes hinzuweisen, der durchaus nicht besagen will, daß Milde, Nachsicht, Wohltätigkeit in jedem Falle das Gebot der Humanität sei. Wenn es uns mit Recht daran mahnt, in keinem unserer Mitmenschen, sei er auch unser Feind und gehöre er auch zu den Entartetsten unseres Geschlechtes, in Beurteilung und Behandlung sein dem unsrigen ursprünglich ebenbürtiges Menschentum zu vergessen, so verpflichtet es doch weder zur unterschiedslosen Ueberschüttung mit sozialen Wohltaten, noch zur prinzipiellen Konnivenz bei sittlichen Ver-

Digitized by Google

fehlungen, noch endlich zur Verzärtelung der Jugend, bei deren Erziehung es gilt, zwischen den Extremen der Strenge und der Milde, des Ernstes und der Freundlichkeit, des Gewährens und Versagens jederzeit die richtige Mitte zu halten. Ohne zu einer ausgesprochen religiösen Gesinnung in Gegensatz zu stehen, vielmehr in vielen Punkten sich mit ihr berührend oder gar deckend, im ganzen freilich, weil ihre Kräfte und Quellen nur irdischen Ursprunges sind, die jener aber göttlichem Wesen entstammen, ihr nachstehend, ist die Humanität, richtig verstanden, auch heute noch und soll es sein, die Denkungsart der Besten der Nation, und sich zu ihr durchzuringen und sie überall zu betätigen, „des Schweißes der Edlen" wahrhaft wert. Im Adel der Gesinnung, Hochhaltung der geistigen Güter, Milde der Denkungsart, Pflege der idealen Interessen sich betätigend, gleich fern von wahnwitzigem Uebermenschentum wie von verzweifelndem Pessimismus, scheint sie mir berufen, mit und neben dem Christentum der materialistischen Richtung siegreich entgegenzutreten, die leider auch in manchen Kreisen unserer Höchstgebildeten nun schon so lange Zeit im Schwange ist, und die, während sie die absolute Freiheit des sittlichen Entschlusses und das Recht des „Sichauslebens" jeder Einzelexistenz predigt, doch eigentlich nichts anderes als eine Gebundenheit, eine Sklaverei im Dienste des sinnlichen Genusses bedeutet. Nur von der Ueberwindung dieser für jeden geistigen und sittlichen Fortschritt verhängnisvollen Richtung ist eine Gesundung unseres öffentlichen Lebens zu erwarten; in ihrem Dienste ist auch alles menschliche Denken und Handeln, das von wahrer Humanität geleitet wird, bewußt oder unbewußt tätig.

In den Schongebieten Bosniens.

Von Dr. Gg. Escherich.

(Schluß.)

Also vorwärts ging's zur Goletica — das war jener bewaldete Rücken —, und die bereits sich einschleichende Mutlosigkeit machte dem erbitterten Entschlusse Platz, nicht eher zu rasten, bis ich einen Bock gestreckt. Gelang mir heute bei dem regnerischen, die Pürsche so außerordentlich begünstigenden Wetter nicht, zu Schuß zu kommen, wie wollte ich dann bei weniger günstiger Witterung auf Erfolg rechnen. Ohne Bock wollte ich absolut nicht heimkehren, welcher Entschluß meinem Begleiter in Anbetracht seines leeren Magens ein schmerzliches Lächeln abnötigte.

Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich von fern den Hang als günstiges Pürschterrain ansprach. Der Bestand war licht, bot dem Rehwild genug Aesungsplätze und war mit Ausnahme einiger weniger ganz steilen Stellen und Felspartien ziemlich mühelos abzupürschen. Richtig, da sehe ich schon etwas Rotes, das erste Reh im Schongebiete. Leider ist's nur eine Geiß mit Kitz, die, sorglos das saftige Gras äsend, von meiner Nähe noch keine Ahnung haben. Mit Genuß betrachte ich durch meinen Trieder die beiden prächtigen Tiere, die an Stärke ganz bedeutend unsere einheimischen Rehe überragten. Wie mußte da erst ein guter Bock sein! Eben überlege ich, wie ich unbemerkt von den Rehen dieselben umgehen könnte, als die Geiß auswirft und laut schmälend abspringt, hinter ihr das Kitz. Was war die Ursache davon? Ich hatte mich doch völlig ruhig verhalten, und der Wind stand gut. Ein Blick nach der Richtung, wohin die Geiß aufgeworfen, klärt die Sache. Mein schrecklicher Begleiter hatte, stumpfsinnig hinter mir dreinstolpernd, natürlich von der Anwesenheit der Rehe keine Ahnung und war, ohne von meinem Stehenbleiben Notiz zu nehmen, mit möglichst viel Spektakel weitergetrappt. Wenn das nun ein Bock gewesen wäre! Ich glaube, ich wäre massiv grob geworden. So aber ging's mit einem leidlichen Donnerwetter ab, das er resigniert über sich ergehen ließ. Hierdurch vorsichtiger geworden, änderte ich die Taktik und gebot ihm nun, mich ein gutes Stück vorauszulassen, bevor er mir folgen durfte. Ich hatte genug von seiner trampelhaften Wirtschaft und wollte mir einen eventuellen Erfolg nicht auch noch hierdurch in Frage stellen lassen. Und doch sollte ich gleich den ersten Bock der soeben gerügten Eigenschaft meines Begleiters verdanken. Das kam so. Jedes Geräusch vermeidend, war ich mit meinen Pürschschuhen über den felsigen Rest des Hanges geklommen, ohne dabei etwas anderes zu bemerken, als von weitem eine ruhende Gems. Auf dem Grate angekommen, rastete ich einen Augenblick, um auf meinen nachkommenden Begleiter zu warten. Ich sehe mit Behagen zu, wie sich das kleine Männlein über die Felsblöcke hin abplagt, und freue mich, diese Partie schon hinter mir zu haben. Da, auf einmal wird ein Reh hoch, das wohl zwischen den Felsen fest geschlummert und mein lautloses Vorbeipürschen überhört hatte. Der geräuschvolle Aufstieg des Waldhüters aber hatte es aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und aufwärts springt es in langen Fluchten gegen mich zu. Es kommt näher, und schon erkenne ich das hochstrebende helle Gehörn, und als der Bock einen Moment verhoffend mir das Blatt zeigt, wirft ihn die Kugel den steilen Abhang hinunter, so daß er dem erschreckten Waldhüter schier vor die Füße rollt. Das war wohl der erste freudige Moment am heutigen sorgenvollen Tage für den kleinen W . . .!

Frohlockend betaste ich das gute Gehörn, das zu den besten meiner Sammlung gehört, und nehme momentan völlig versöhnt den wohl wirklich von Herzen kommenden Glückwunsch meines Begleiters entgegen. Natürlich muß ich den Bock selbst aufbrechen, da W . . . hiervon keine Ahnung hat. Doch heimtragen soll er mir ihn, das würde er ja doch können! So dachte ich wenigstens und freute mich schon im Stillen darauf, ihm das schwere Stück aufhängen zu können. Ich hatte mich zu früh gefreut. Aechzend hatte W. . . den Bock aufgenommen und versucht, mit ihm die steile Lehne hinabzuklettern. Nur wenige Minuten ging's, dann war der schwache Mann der Situation nicht mehr gewachsen. Er rutschte aus und kollerte mitsamt dem Bock ein beträchtliches Stück die Lehne hinab, bis ein mitleidiger Strauch beide auffing. So ging's nicht weiter. Wollte ich nicht die Knochen des armen Kerls und das Gehörn des Bockes riskieren, so mußte ich eben wiederum selbst Hand anlegen und die Beute auf höchst eigenen Schultern nach Hause tragen. Es war keine leichte Arbeit, den an fünfzig Pfund schweren Bock wohl eine Stunde lang über Stock und Stein dahinzuschleppen, und daß ich mich dabei nicht gerade in Segenswünschen für meinen ganz gedrückt daherschleichenden Begleiter erging, wird mir wohl niemand verargen.

Köstlich mundete nach dieser achtstündigen Morgenarbeit im freundlichen Forsthause das Mittagessen, das die geschäftige Hausfrau mit größtem Verständnis zubereitet hatte. Ich hätte nie geglaubt, in dieser Weltabgeschiedenheit so gut essen zu können und wollte nur, daß ich bei uns zu Hause niemals schlechter aufgehoben wäre, als dort unten im einsamen Forsthause. Die Frau des Hauses verstand eben ihre Sache in jeglicher Hinsicht; fleißig, klug, energisch, wußte sie auch unter diesen schwierigen Verhältnissen eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen. Ja, wenn ihr Gatte nur halbwegs in seinem Fache so tüchtig gewesen wäre, wie sie in dem ihrigen, so wäre mir um einen herrlichen Erfolg nicht bang gewesen.

Wohl bedurfte es einiger Energie, um die nach dieser üppigen Mahlzeit sich unwillkürlich einstellende Schläfrigkeit zu bannen und mich zu einem neuen Pürschgange aufzuraffen. Es wäre aber gerade heute eine große Unterlassungssünde gewesen, wenn ich den Nachmittag rastend zu Hause zugebracht hätte. War ja doch draußen das schönste Regenwetter, wie man es sich zur Pürsche nur wünschen konnte, und daß bei der miserablen Führung der Erfolg in noch höherem Maße von der Witterung abhängen würde als sonst, daran hatte ich nach den heute früh gemachten Erfahrungen keinen Zweifel. Darum frischauf zur Pürsche.

Dicht am Gemüsegarten des Forsthauses beginnt schon der Wald. — Fichten, Buchen und Tannen in horstweiser Mischung zusammentretend bilden hier hochwertige Be-

Digitized by Google

stände von schier unbegrenzter Ausdehnung. Hatten wir heute früh den Pürschgang auf entlegenere Waldpartien ausgedehnt, so wollte ich mich Nachmittag nur ganz in der Nähe des Forsthauses herumtreiben. Hier mußte sich der Waldhüter ja doch auskennen und außerdem sollte dortselbst auch viel Rehwild stehen! Letzteres scheint auch der Fall zu sein; wenigstens kamme ich in nicht allzu langer Zeit an zwei Böcke heran, welche ich beide hätte leicht erlegen können, jedoch der nur mittelstarken Gehörne halber pardonnierte. Ich hatte mir eben in den Kopf gesetzt, nur wirklich erstklassige Trophäen mit nach Hause zu bringen und glaubte immer noch annehmen zu dürfen, auch unter diesem Gesichtspunkte den mir zugeteilten Abschuß voll durchführen zu können. Hätte ich freilich gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre ich nicht so wählerisch gewesen, und hätte dann doch wenigstens meinen Etat erfüllt! — Das Geweih des besseren der beiden Böcke ware ja immerhin ganz respektabel gewesen, und ich würde, wenn ich jemals wieder in die Lage käme, einen solchen sicherlich nicht mehr pardonnieren. Die Strafe für diese Unterlassungssünde folgte auf dem Fuße, und ich sah den ganzen Nachmittag nichts mehr. Auch der Abendanstand, welchen ich, dem Drängen meines Führers nachgebend, auf einer Waldblöße ausübte, verlief resultatlos, und so kehrte ich denn bei stockfinsterer Nacht völlig durchnäßt und mißmutig zum gastlichen Forsthause zurück, allwo die aufmerksame Wirtin alsbald meine Grillen zu verscheuchen wußte.

Klatschend fiel der Regen auf das Vordach, und der Wind peitschte die Fichtenwipfel, als ich am nächsten Morgen nach der Witterung spähend aus dem Haus trat. Just das rechte Wetter zur Pürsche. Der junge, kräftige Bosniake, den ich, gewitzigt durch die gestrigen Erfahrungen, für heute als Träger engagiert hatte, war auch schon eingetroffen und so konnte, da es inzwischen hinreichend licht geworden, der Aufbruch erfolgen. Der heutige Tag gilt der Stit Planina, deren Rehstand mir vielfach gerühmt worden war. Wenn überhaupt, so mußte heute bei dem ungemein günstigen Pürschwetter dort etwas zu machen sein. Diese Ansicht schienen auch andere Leute zu teilen; denn kaum hatten wir den Anstieg begonnen, als unfern von uns ein Schuß fiel. „Raubschützen im Schongebiete", rief ich dem sichtlich verlegenen Waldhüter zu. Dieser jedach suchte mich mit einer bisher an ihm noch nicht gekannten Zähigkeit zu überzeugen, daß ich mich getäuscht hätte und der Schuß viel weiter links, jenseit der Grenze im Freigebiete gefallen sei. Denn bei ihm, versicherte er mir mehrmals, gäbe es absolut keine Wilderer. Letzteres glaubte ich ihm natürlich in Anbetracht seiner erwiesenen jagdlichen Fähigkeiten aufs Wort.

Also pürschte ich weiter und spähte nach allen Seiten. Da ist etwas Rotes, das mir inmitten einer Windwurffläche auffällt! Es ist ein Reh, und zwar ein Bock, der dort, von den entlaubten Aesten der gefallenen Baumriesen halb verdeckt, an den saftigen Kräutern sich äst. Urkräftig erscheint unter der vergrößernden Wirkung des Nebels das die Luser hoch überragende Gehörn, und ich meine einen Kapitalen vor mir zu haben, wie ihn meine Büchse noch nicht gefällt. Der Bock hat noch nichts gemerkt und der Wind steht gut. Jetzt also gilt's! Auf ein energisches Zeichen meinerseits kauern die Begleiter sich hinter einem Baumstumpf zusammen und ich schärfe ihnen eindringlichst ein, sich nicht vom Platze zu rühren, bis ich wieder zurück sei. Nur so konnte ich sie unschädlich machen. —

Vorsichtig beginne ich nun, den Bock anzugehen, die schußbereite Büchse im Arm. Doch welch ungünstiges Pürschterrain: Hier kreuz und quer liegende Windwürfe, welche mitunter einen nicht unbeträchtlichen Umweg erheischen; dort undurchdringliche, die Aussicht hindernde Verwuchspartien; dann wieder ein tief eingeschnittener Wasserlauf, der ohne nennenswertes Geräusch kaum zu durchqueren ist! Ja, hier in Bosniens Urwaldungen könnte man das Pürschen erlernen; das wäre eine andere Schule für den jungen Jäger, als unsere mit Pürschpfaden durchzogenen Reviere! Mehrmals verlor ich, mich durch dichtes Unterholz zwängend, den Bock aus dem Gesichte und mußte dann wieder retour, um mich über den Stand desselben und die einzuschlagende Richtung zu orientieren. Ein Glück nur, daß der Bock während dieser langen Zeit nicht weiter gezogen war; ich hätte ihn dann sicherlich nicht mehr gefunden. Fast eine halbe Stunde hatte ich so mit dem Anpürschen zugebracht, bis ich ihn endlich auf Schußweite vor mir hatte. Welch wonniges Gefühl, als ich, an einen Fichtenstamm angedrückt, vor dem Schusse ein wenig verschnaufte und ihm dann endlich die Kugel aufs Blatt setzte. Zwei mächtige Fluchten, dann lag er, und mein Juhschrei durchhallte den Wald. Dahin stürmte ich in wilden Sätzen zu dem im Todeskampfe um sich schlagenden Stück, das Geweih zu bewundern, das mir seinen Träger so begehrenswert hatte erscheinen lassen. Doch was war das? Ich traute meinen Augen kaum, als ich das Gehörn in der Nähe besah. Gute Mittelware, sonst nichts; von Kapital keine Rede. Und doch war es unzweifelhaft dasselbe Geweih, das mir bei seinem ersten Anblick das Blut hatte schneller wallen lassen! Der Nebel hatte eben wieder einmal seinen Schabernack gespielt.

Da kamen auch schon meine Begleiter dahergestürmt, und ihre überschwänglichen Glückwünsche lassen die momentan eingetretene Verstimmung rasch wieder verschwinden. Nachdem sie die Beute gehörig bewundert hatten, ging ich daran, den Bock aufzubrechen und war eben im besten Geschäfte, als wiederum ein Schuß fiel und diesmal so nahe, daß ein Irrtum völlig ausgeschlossen erschien. „Also doch Raubschützen im Schongebiet! Folge ihnen, ich komme nach," rief ich, über diese Wahrnehmung nicht sonderlich erbaut, dem wieder ganz kleinmütig gewordenen Waldhüter zu. Dieser aber hatte Angst, jämmerlich Angst, das sah ich ihm an seinen hilfesuchenden Augen an, und es bedurfte einer gehörigen Portion bayerischer Grobheit, ihn zur Aufnahme der Verfolgung zu bewegen. Sonderlich ernst wird es ihm damit wohl nicht gewesen sein, und ich habe ihn in starkem Verdacht, daß er, mir aus dem Gesichte entschwunden, einen Schlupfwinkel gesucht habe, in dem er wohlverborgen gewartet, bis die Luft wieder rein war. Vielleicht war dies bei seiner minderwertigen Bewaffnung, welche in einem alten aptierten türkischen Militärgewehre bestand, und seiner wohl noch geringeren Schießfertigkeit das Klügste, was er hatte tun können. Im Ernstfalle hätte er ja doch nichts ausrichten können.

In größter Hast schränke ich den übereilt aufgebrochenen Bock und balse ihn eben meinem Bosniaken auf, als abermals ein Schuß fällt, kaum einige hundert Schritte vor mir. Nun war für mich keines Haltens mehr. Ich stürme dahin in die Richtung, wo ich den Lumpen vermute, mich zu rächen an dem Störer meiner Morgenpürsche. Hinter mir drein keucht der Bosniake, der durch den Bock beschwert bald nicht mehr zu folgen vermag. Doch, wo ist der Lump? Hier muß er ja geschossen haben, wenn mich mein Gehör nicht ganz trügt! Hat er vielleicht mich schon bemerkt und sein Heil in der Flucht gesucht oder sich unter einen Windwurf gedrückt, um meiner Aufmerksamkeit zu entgehen? Vorsichtig dahinpürschend, spähe ich nach allen Seiten, Auge und Ohr auf das äußerste angespannt, den zu finden, der in so ungenierter Weise mir meine Jagdfreuden im Schongebiete verkürzte. Ich steige auf einen Windwurf, um Einblick zu bekommen in einen dahinter liegenden Jungwuchshorst. Da springt auch schon daraus der Lump hervor, die Flinte über der Schulter, und sucht leichten Fußes das Weite. „Halt! oder ich schieß," donnere ich ihm nach. Doch es ist ja ein Bosniake; darum: „Stani, stani!" Weiter reicht ja leider mein Wortschatz nicht, und inzwischen ist der leichtfüßige Bursche in dem dicken Unterwuchs bereits verschwunden. Ich in tollen Sätzen hinterdrein. Ja, hätte ich nur ein Schrotgewehr gehabt! Aber mit dem furchtbaren Teilmantelgeschoß auf einen fliehenden Menschen zu schießen ist eben nicht jedermanns Sache. Nicht lange dauert die wilde Jagd, dann gebe ich, völlig erschöpft, dieselbe als aussichtslos auf.

Auf was hatte nun der Lump in so verhältnismäßig kurzer Zeit dreimal geschossen? Daß es drei verschiedene Stücke gewesen, halte ich bei dem relativ geringen Wild-

stande fast für ausgeschlossen. Ich denke wohl, daß der Raubschütze mit dem ersten Schusse ein Stück angeschweißt, ihm dann auf der Fährte nachgegangen sei und noch zweimal erfolglos darauf geschossen habe. Denn tatsächlich konnte ich trotz sorgfältigen Suchens in der Umgebung des Verstecks, in welchem ich den Lumpen angetroffen hatte, kein Beutestück finden. Zwei Tage später aber traf ich ganz in der Nähe des Platzes ein gänzlich heruntergekommenes Rehkitz, das den rechten Vorderlauf schonte. Möglicherweise hing dies mit dem geschilderten Vorgang zusammen; ebenso gut aber kann es von einem anderen Lumpen, deren es ja scheinbar auch hier genug gibt, angekratzt worden sein.

Es goß zur Abwechslung wieder einmal vom Himmel, was es nur konnte. Dazu hatten sich meine Begleiter trotz meines fortgesetzten Huppens noch immer nicht gemeldet und meine Stimmung war infolgedessen nicht die rosigste. Endlich, endlich sehe ich wenigstens einmal den Bosniaken mit dem Bocke über der Schulter gemächlich dahertrotteln. Wo aber blieb der wackere Waldhüter? Ich schrie mir fast die Lungen heraus, unterstützt von den gewaltigen Stimmmitteln des Eingeborenen, so daß ich glaubte, man hätte es stundenweit hören müssen. Doch keine Antwort! Der kleine W. zog es vor, sich unsichtbar zu machen, und so blieb uns denn nichts anderes übrig, als ohne ihn den Heimweg anzutreten.

Mißmutig schlenderte ich dahin, ohne Acht auf meine Umgebung. Schien mir doch auch nach dem stattgehabten Gebrülle das an und für sich scheue Wild in weitem Umkreise vergrämt, und hegte ich nicht die allergeringste Hoffnung, nochmals zu Schuß zu kommen. Da packt mich plötzlich der Bosniake beim Arm und deutet aufgeregt auf eine Vorwuchsgruppe. Wahrhaftig, da steht ein guter Bock, den ich in gedankenlosem Dahinschlendern ganz übersehen hatte. Schon hat er mich bemerkt, wirft auf, und bevor ich noch zum Anbacken komme, geht's in wilden Fluchten die steile Lehne hinan. Doch seine Zeit ist aus. Ein böser Geist veranlaßt ihn, auf halber Höhe einen Augenblick zu verhoffen, um sich den Fremdling genauer zu besehen. Dies ist sein Verderben. Mit gutem Blattschuß stürzt der brave Bock im Feuer, und ein zweiter Bruch schmückt den vor Nässe triefenden Hut.

Es hört auf zu regnen, und die Nebel zerfließen unter dem Schmelze der Sonne wie meine mißmutige Stimmung beim Anblick der prächtigen Trophäe. Und als ich, meinem Begleiter vorauseilend, gegen die Mittagsstunde das Forsthaus erreichte, da lachte sowohl die Sonne vom heiteren Himmel, wie auch Frohlachen aus meinen Augen, und ohne weiter zu fragen reicht mir die muntere Wirtin glückwünschend die Hand. Das habe sie mir an dem Gesicht angesehen, daß ich Erfolg gehabt hätte, meinte sie, als der nachkommende Bosniake die beiden guten Böcke auf die Diele des Hausflurs streckte. Nach ihrem Manne aber fragte sie vorläufig nicht, und als ich ihr dann später sagte unter welchen Umständen ich den kleinen W. verlassen hätte machte dies gar keinen Eindruck auf sie. Wahrscheinlich kannte sie ihren Herrn und Gebieter nur zu genau und wußte, daß er sich sicher nicht leichtsinnig in Gefahr begäbe. Und sie hatte recht. Als ich nach trefflich mundendem Mahle beim obligaten Schwarzen angelangt war, da schlich ganz bescheiden auf Strumpfsocken — das Betreten der blankgescheuerten Böden mit den groben Jagdschuhen hatte ihm seine bessere Hälfte schon längst abgewöhnt — ein kleines Männchen herein, und mit komischen Verbeugungen wünschte er mir ein über das andere Mal Glück zu meinem guten Erfolge. Von seinem Wirken aber sprach er nichts, und als ich nach dem Ausgang seiner Streife fragte, da teilte er mir denn freudestrahlenden Auges mit, daß er keinen einzigen Raubjagenden zu Gesicht bekommen hätte. Und diese Freude war sicher ungekünstelt!

Den Nachmittag brachte ich gemächlich damit zu, daß ich meine drei Gehörne auskochte und säuberlich präparierte, wobei ich wohl dutzendmal die Stärke der Rosen und Stangen tastend prüfte und sie im Geiste mit den heimischen Trophäen verglich. Ja, das waren schon andere Gehörne als unsere Algäuer Dürftlinge, wenngleich sie nach den Begriffen der Berliner Geweihausstellung als höchstens gute Mittelware gelten könnten. Doch war eben sonst nichts Besseres hat, ist auch über solche Stücke hochbeglückt, und ich konnte mich über den Anblick meiner drei Gehörne wohl mehr freuen als manch hoher, übersättigter Jagdherr über ebensoviele wirklich kapitale Hirschgeweihe. Es hat auch sicherlich sein Gutes für sich, wenn einem die jagdlichen Freuden nicht allzu dick serviert werden und die Seltenheit des Genusses vor Blasiertheit schützt.

Nun hatte ich noch einen Bock abzuschießen; der aber sollte wirklich kapital sein. Lieber wollte ich mich ein paar Tage darum plagen, als mit einem mittleren oder gar geringen Geweih meine Abschußserie zu beschließen. Der leichte Erfolg von heute Morgen hatte mich übermütig gemacht und die gestrigen nicht allzu günstigen Erfahrungen in meinem Gedächtnisse ausgewischt. Der Optimismus hatte bei mir wieder einmal die Oberhand gewonnen, und ich hegte nicht den mindesten Zweifel, den vor mir auf dem Tische prangenden Gehörnen noch ein viertes, sie alle übertreffendes hinzufügen. Doch es sollte anders kommen; denn ich hatte einen Umstand außer Rechnung gelassen, welcher für den Pürschjäger in fremdem Terrain nahezu alles bedeutet: die Witterung. Dem kühlen Regenwetter der letzten Tage war glühend heißer Sonnenschein gefolgt. Die Rehe hatten sich, Schutz vor der argen Hitze suchend, in die Dickungen zurückgezogen und waren tagsüber unsichtbar geworden. Wer je an heißen Juli- oder Septembertagen der Pürsche obgelegen, dem wird die Erscheinung nicht fremd sein, daß auch an Plätzen, wo sonst mit tödlicher Sicherheit Rehe anzutreffen, nichts zu sehen ist, es sei denn eine hungernde Kitzgeiß. Man könnte glauben, daß die Erde sämtliche Rehe verschlungen hätte, und trotzdem man bestimmt weiß, daß der oder jener Bock unbedingt sich in allernächster Nähe aufhalten müsse, man bekommt ihn eben nicht zu Gesicht. Und kann man diese Erfahrung schon im heimischen wohlbesetzten Reviere machen, wieviel mehr noch in völlig fremden Jagdgebieten, zumal wenn dortselbst der Rehstand durchaus kein übermäßiger ist. Hier handelt es sich zunächst darum, sich das Wild erst einmal auszumachen, und dazu wieder ist unumgänglich notwendig, daß die Rehe sich umtun. Das war in den letzten beiden Tagen der Fall gewesen, wo der unaufhörlich durch das Gezweig tropfende Regen das Wild aus den Dickungen trieb und dem pürschenden Jäger sichtbar machte. Bei der gegenwärtig herrschenden Hitze aber lag es tagsüber unbeweglich in der kühlen Dickung, um sich erst nachts einige Stunden zu äsen. Und hatte je unterlags ein Stück von Hunger getrieben sein schattiges Lager verlassen, so war es die Trockenheit, die es vor seinen Feinden schützte. Ausgedörrt war das den Boden bedeckende Laub und Astwerk und machte ein lautloses Pürschen direkt unmöglich. Dies mußte ich des öfteren zu meinem Leidwesen erfahren; denn trotz der Vorsicht und des besten Windes sprang dann und wann schallend ein Reh ab, das ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen hatte. Ein leises Rascheln des Laubes, ein Knacken eines ungesehenen Aestchens haben genügt, dem feinen, durch die stetige Nachstellung des Raubzeuges geschärften Ohre die nahende Gefahr zu verraten.

Doch ich wollte so schnell nicht nachgeben. Mein jagdlicher Ehrgeiz gebot mir, alles daran zu setzen, auch den vierten mir zugestandenen Bock zu erringen. So mühte ich mich denn drei Tage redlich ab und setzte all mein Können ein, um doch noch Erfolg zu haben. Umsonst! Ich konnte auch nicht einmal mehr einen Bock zu Gesicht bekommen und mußte mir selbst sagen, daß, sofern nicht ein Witterungswechsel eintrete, meine Bemühungen völlig aussichtslos seien. Als ich dann am dritten Tage spät nachts nach wiederum völlig erfolgloser Pürsche heimkehrte und der klare Sternenhimmel noch eine Reihe weiterer heißer Tage prophezeite, da war mein Entschluß gefaßt: Zurück so schnell als möglich, um nicht kostbare Tage zu versäumen, die im schönen Gamsgebirg des Prenj besser angewandt wären. Sichtlich erfreut vernahm der kleine Waldhüter die Botschaft, und mit einem Eifer, wie ich in den letzten Tagen nicht an ihm bemerkt, bestellte er nachts nach Reit- und Tragpferd. Morgen also sollte er endlich wieder Ruhe haben vor mir, und daß er sich darüber freute, konnte ich ihm wahrlich nicht übel nehmen. Er hatte es nicht allzu schön auf der die letzten Tage!

Digitized by Google

Der Morgen graut noch kaum und lebendig wird es schon im Forsthause. Lustig knistert das Feuer in der „Kuchel“ und draußen im Hofe scharren ungeduldig die Pferde. Zum letztenmal serviert das rundliche Weibchen den trefflichen Mokka, dieweil geschäftige Männerhände das arme Lasttier bepacken.

„Adieu Sebesić, Adieu du freundliche Wirtin, Adieu du kläglicher Jäger! Lebt wohl!“

Bücher und Zeitschriften.

Kirchengeschichte Deutschlands von D. Albert Hauck. IV. Teil. (I. und II. (Doppel-) Auflage. Leipzig 1903, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Albert Hauck's Kirchengeschichte Deutschlands ist längst anerkannt in ihrem klassischen Werte. Den ersten drei Bänden reihte sich jüngst der vierte würdig an. Band 1 führte in drei Büchern die Anfänge des Christentums und der römisch-kirchlichen Verfassung vor bis zum Tode des Bonifazius. Band 2 berichtete im vierten Buche von der fränkischen Kirche als Reichskirche unter Karl dem Großen und im fünften von der Auflösung dieser Reichskirche unter den Karolingern bis zum Jahre 911. Band 3 schilderte, wiederum in zwei Büchern, die Konsolidirung der deutschen Kirche von 911 bis 1002, sowie das Uebergewicht des Königtumes in der Kirche und dessen Bruch durch Rom 1002 bis 1122. Den ganzen nun vorliegenden, starken 4. Band von 1016 Seiten füllt das achte Buch des Gesamtwerkes, der die päpstliche Herrschaft in der deutschen Kirche und ihre Kämpfe von 1122 bis 1250 umfaßt. Er behandelt demnach das wildbewegte Zeitalter vom Wormser Konkordate bis zum Tode Kaiser Friedrichs II. und, wenn man von dem matten Nachspiele der Regierung Konrads IV. absieht, zum Sturze der hohenstaufischen Herrschaft in Deutschland. Schon dieser Inhalt lößt jeden Freund der Kirchengeschichte und der deutschen Geschichte überhaupt mit gespannter Erwartung nach dem neuen Bande greifen. Und die Erwaetung wird nicht getäuscht, sondern eher übertroffen. Der tragische Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum, Roms Sieg über die Kaisermacht, der wohl diese brechen, aber doch die Geburt und das Emporkommen eines neuen freieren, nationalen Geistes nicht hindern konnte, hat in Hauck einen Meister der Foeschung, der Auffassung, der Darstellung gefunden, den man bewundern muß. Man folgt ihm sozusagen atemlos bis zum letzten Schlusse, der wiederum kein eigentlicher Schluß ist, sondern über sich hinaus weist in eine Zeit neuee ernsterer und entscheidenderer Kämpfe. „Das Zeitalter, das mit dem Tode Friedrichs II zu Ende ging, war reich, tatkräftig und geistesmächtig wie kein anderes: aber abgeschlossene Ergebnisse, die als sichere Grundlage für die Fortaebeit dienen konnten, bot es nirgends, im politischen Leben so wenig wie im geistigen und religiösen. Sein Erbe an die Zukunft wae eine Fülle ungelöstee Probleme.“ Das ist das letzte Wort. Bedeutsome Einzelheiten aus dem neuen hervorzuheben, ist kaum tunlich. Man würde leicht dahin kommen, die ganze Reihe der Kapitel aufzuzählen. Wie in den früheren Bänden des Weekes zeigt der Verfasser sich als Meister in der Schilderung hervorragender Persönlichkeiten des dargestellten Zeitalters. Friedrich I. und II., Hadrian und Alexander III., Innozenz III., Gregor IX., Innozenz IV: man sieht sie lebendig vor sich erstehen. Abee wie jeder wahre Historiker ist Hauck erhaben über die Einseitigkeit, die nur entweder die persönlichen Kräfte odee die wirtschaftlichen Interessen und leitenden Ideen zu schätzen weiß. Neben den Leitern in Staat und Kirche kommen die geistigen und geistlichen Führer, ein Gerhoh von Reichersperg, ein Albert der Große u. s. w., zu vollem Rechte. Wie weiß der vielseitige Historiker Dichtkunst und Baukunst zu würdigen! Das langsame, allmähliche Eindringen der scholastischen Methoden in Deutschland ist mit besonderem Glücke nachgewiesen. Die verschiedenen Richtungen im Mönchswesen, die einzelnen Orden und Kongregationen heben in ihrem Wesen und Wirken sich deutlich von einander ab; und weder bei ihnen, noch in der Beurteilung dee organisierten Kirche und ihrer politischen Rolle werden die mannigfachen wirtschaftlichen Einflüsse übersehen, die in steigendem Maße mitspielten, um die äußere Macht der Kirche zu begründen und zu stützen, gleichzeitig aber die Gemüter in weiten Kreisen dem herrsch- und habsüchtigen Klerus zu entfremden. Daß bei der Verarbeitung eines so umfangreichen und im einzelnen vielfach schwierigen und unsicheren Urkundenmateeials nicht überall das letzte Wort gesprochen werden konnte, verhehlt der gewissenhafte Gelehrte weder sich selbst noch dem Leser. Oft genug regt er ausdrücklich an problematischen Punkten zu neuer Durchforschung dee Akten an. Besondere Anerkennung verdienen auch die aus den früheren Bänden bekannten Zugaben am Schlusse: Bibliogeaphie, übersichtliche Nachrichten von Stiftern und Klöstern und Register. Darf man auch kleine Desideeien so großem Verdienste gegenüber äußern, so habe ich zweierlei auf dem Herzen. Gewiß ist es nicht Aufgabe eines solchen Weekes, in die allgemeine Kenntnis des behandelten Zeitalters erst einzuführen. Sie dueste und mußte vorausgesetzt weeden. Doch scheint mir darin etwas weit gegangen und dem Leser reichlich viel Detailkunde zugetraut, auch der chronologische Rahmen hiee und da etwas frei behandelt zu sein. Ebenso gewiß ist die lebendige Schilderung einee typischen Gestalt oft wirksamer als registrierende Nebeneinanderstellung vieler gleichartiger Einzelfälle. Aber zu sehr dürfen doch solche Typen nicht vereinzelt werden. So billige ich durchaus, daß die heilige Landgräfin Elisabeth als klassisches Beispiel statt mancher ähnlicher Frauen in den Vordergrund gestellt wird. Allein, daß ihr Vorbild, ihre für den deutschen Osten mindestens gleich bedeutsame Wase, die hl. Hedwig von Schlesien, dabei nicht einmal erwähnt wird, scheint mir nicht gerechtfertigt. Doch, was bedeuten solche vereinzelte Bedenken gegenüber einem Meisterwerke wie Hauck's Germania sacra!

Sander.

*

Allgemeine Rundschau.

Juden und Christen im alten Pompeji.

In einem Aufsatze des im Januar erschienenen Hermes „Ein neues Urteil Salomonis und die Frieebilder der Casa Tiberina“ weist R. Engelmann (Berlin) unter anderem nach, daß ein in dem Grabmal der Nasonier vor langer Zeit gefundenes und bei Baetoli Bellori in Umrißradierung erhaltenes Bild das sogenannte Urteil Salomonis darstelle. Es wurde bisher nicht richtig gedeutet, da die Zeichnung Bartolis an einer Reihe von Ungenauigkeiten krankt. Das meist an den jüdischen König angeknüpfte Urteil ist als Sage fast über die ganze Welt verbreitet (s. Lucas, in der Festschrift für Hirschfeld S. 262); die Teilung eines Kindes ist kein echter ursprünglicher Bestandteil des Märchens; in China z. B. wird es so erzählt, daß der weise Richter einen großen Fisch heimlich beibringen läßt und befiehlt, daß dieser verhüllt ins Meer geworfen werde als wenn es das Kind wäre, worauf die echte Mutter nachspringen will und dadurch erkannt wird. Da somit das weise Urteil Gemeingut der verschiedensten Völker ist, ist es auch nicht notwendig, das bekannte, am 21. Juni 1882 zu Pompeji gefundene Wandgemälde als „Urteil Salomonis“ zu bezeichnen. So viel Spuren des Judentums finden sich doch nicht im alten Pompeji, daß man annehmen kann, ein pompejanischer Hausbesitzer habe seine Zimmerwand speziell mit einer jüdischen Sage schmücken lassen. Außer einigen Namen von Sklavinnen, wie Maria und Martha, haben sich jüdische Anklänge in Pompeji eigentlich nur in einigen Inschriften auf Tongefäßen erhalten, die mit „Maria casta“, „garum castum“, „garum castimoniale“ bezeichnet sind (s. C. J. L. IV, 2560, 2609, 2611, 2624). Bei Plinius L. N. XXXI, 95 heißt es nun fälschlich — er hat vielleicht von III Mos. 11, 10 gehört und mißverstanden — „es gibt eine andere Fischsauce, die besonders für den Fasten-Aberglauben und die Riten der Juden hergestellt ist (castimoniarum superstitioni); sie wird aus schuppenlosen Fischen (squama carentibus) bereitet“. Aber es scheint zweifellos zu sein, daß diese pompejanischen Amphoren „lockere Fischsoucen“, d. h. solche, aus den nach den jüdischen Speisegesetzen erlaubten Fischen bereitet, enthielten. Das waren aber im Gegenteil nur Fische mit Schuppen. Mögen nun auch einige

Juden, die diese Fischsaucen bereiteten — und Juden mußten sie hergestellt haben — in Pompeji gelebt haben, so lassen die großen Gefäße doch eher auf Exportware schließen. — Im Anschluß daran mache ich darauf aufmerksam, daß Eberhard Nestle mit Berücksichtigung der bereits genannten Namen, der Fischsaucen und des Fretos mit dem sogenannten Urteile Salomons in dem oben erschienenen Heft der „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums", die Frage nach einer möglichen „Spur des Christentums in Pompeji" ventilirt. Zu den erwähnten Hinweisen auf Juden oder Christen, welche letztere vor 79 doch auch die Speisegesetze gehalten und koschere Fischsaucen präpariert haben mögen, teilt die halbverlöschte Kalkmeinschrift „Hristian?" und die Wandschmiererei resp. das eingekratzte „Sodama, Gamara". Hat ein ungastlich aufgenommener Christ die leichtsinnige Stadt und ihr nur auf Genuß gerichtetes Leben, wie Nestle in Erinnerung an Matthäus 10, 15 für möglich hält, gekennzeichnet, oder hat ein fliehender Jude oder Christ den Eindruck wiedergegeben, den der beginnende Aschen- und Steinregen auf ihn machte? Nestle meint, die Sache wäre einer neuen Prüfung wert, trotzdem Tertullian (Apol. 40) Christen in Campanien vor 79 leugnet. — Diese mannigfaltigen Momente zusammen dürften schon für eine Anwesenheit von Juden oder Christen, wenn auch nur von wenigen, in Pompeji sprechen.

M.

::

Hochschulnachrichten.

U. **Heidelberg.** Als Privatdozent in der medizinischen Fakultät unserer Hochschule habilitiert sich am 2. Juli der klinische Assistenzarzt an der hiesigen Medizinischen Klinik Dr. Siegfried Schoenborn aus Königsberg i. Pr. mit einer Probevorlesung über „Die Bedeutung der Lumbalpunktion für Diagnose und Therapie". Ein Sohn des berühmten Würzburger Chirurgen, hat Dr. Schoenborn im Jahre 1897 daselbst promoviert.

S. W. K. An Stelle des Professors Bonhoeffer, der einen ehrenvollen Ruf nach Breslau angenommen hat, wird dessen hiesiger Hilfsarzt Professor Franz Nißl Ordinarius für Psychiatrie und Direktor der Heidelberger Irrenklinik.

* **Tübingen.** Der ordentliche Professor des deutschen bürgerlichen Rechts und Handelsrechts Dr. Otto v. Franklin beabsichtigt aus Altersrücksichten demnächst in den Ruhestand zu treten. Professor v. Franklin steht im 75. Lebensjahr.

* **Bonn.** Vom nächsten Semester ab wird, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, auch die hiesige Studentenschaft ihre eigene publizistische Vertretung finden in einer Halbmonatsschrift, die den Titel Banner Hochschulzeitung führen soll. Sie will im besonderen das Organ der Fuxen, d. h. der Nichtinkorporierten, sein.

* **Göttingen.** Der außerordentliche Professor der pharmazeutischen Chemie Dr. K. Polstorff beging am Samstag sein 25jähriges Dozentenjubiläum.

hc. **Kiel.** Ein seltenes Doppeljubiläum feiert am 2. Juli der Nationalökonom der hiesigen Universität Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Seelig: das 50jährige Jubiläum als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Kieler Universität und das 60jährige Doktorjubiläum. Der Gelehrte steht im 84. Lebensjahr und wirkt seit 1845 als akademischer Lehrer.

* **Aus Oesterreich.** Der Kustos an der Universitätsbibliothek Graz Dr. A. Schlossar wurde zum Bibliothekar daselbst, der Skriptor an der Universitätsbibliothek Wien Dr. Donabaum zum Kustos an dieser Anstalt befördert.

Kuno Fischer-Ehrung.

Aufruf!

Am 23. Juli d. J. vollendet Kuno Fischer sein achtzigste Lebensjahr. Dieser Tag soll nicht vorübergehen, ohne daß aufs neue die unauslöschliche Dankbarkeit dem Manne bekundet wird der als ein Meister akademischer Beredsamkeit Tausenden die Tore der Wissenschaft mit liebevoller Hand erschlossen und entscheidend Anregung für den späteren Lebensweg gegeben hat.

Die Unterzeichneten haben sich daher vereinigt, um dem rastlosen Lehrer, der sein bald einem halben Jahrhundert der deutschen Geisteswelt zur höchsten Zierde gereicht, neben den offiziellen Ehrungen auch eine Huldigung seiner Schüler und Verehrer dar zubringen.

Sie glauben dies am besten tun zu können, indem sie den Jubilar an seinem Ehrentage eine Adresse überreichen, und bitten darum alle, die ihre Gesinnungen teilen, sich ihnen anzuschließen und ihren Namen dem unterzeichnetrn Schriftführer mitzuteilen Wer zu den Hörern Fischers zählt, möge auch die Jahreszahl seiner Studienzeit angeben.

Es wird gebeten, den Beitrag zu den Kosten der Adresse tunlichst hoch zu bemessen, damit eine würdige, künstlerische Ausgestaltung ermöglicht wird; doch sind auch Unterschriften ohn materiellen Beitrag willkommrn.

Anmeldungen (auch von Damen erwünscht) müssen spätestens bis 18. Juli erfolgt sein und sind unter genauer Angabe von Namen und Stand nebst dem Beitrag an Dr. Jon Lehmann, Berlin W. Würzburgerstraße 7, zu richten.

Dr. E. Brockhaus, Leipzig. Dr. Degen, Heidelberg. Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Dilthey, Berlin. Georg Engel, Berlin. Dr. Ludwig Fulda, Berlin. Professor Dr. Holtzmann, Straßburg. Dr. Kronenberg, Berlin. Dr. Jon Lehmann, Berlin. Dr. Georg Lockemann, Leipzig. Hofrat Dr. Meyer, Dresden. Dr. Pfeiffer, Bamberg. Dr. Rudolf Presber, Berlin. Professor Dr. Georg Simmel, Westend. Professor Dr. Hans Thoma, Karlsruhe.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher in München.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Zu unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Billige Bücher finden Sie im illustriert. Bücherkatalog. 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch (5236 c

J. M. Spaeth, Berlin C. 2, gegenüber d. Rathaus. Gegr. 1834.

Tauchnitz Edition.

June 29, 1904.

Irralie's Bushranger

and

The Unbidden Guest.

New Novels.

By

E. W. Hornung.

In 1 vol.

A Millionaire's Daughter.

A new Novel.

By

Percy White.

In 1 vol.

(7707)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 2. Quartal 1904 bei.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110916373

Digitized by Google